29

Gelehrte Anzeigen.

336

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

LIBRARY
APR 8 1957
UNIVERSITY OF TORONTO

Einundzwanzigster Band.

Phil

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

AS
182
M82
Bd. 21-22

8114

Gelehrte Anzeigen.

July bis December.

1845.–46

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. July.

Nro. 130. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Leben beschrieben durch Karl Rosenkranz. Supplement zu Hegel's Werken. Mit Hegel's Bildniß, gestochen von K. Barth. Berlin 1844.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel ist geboren zu Stuttgart, den 27. August 1770. Sein Vater Georg Ludwig Hegel war herzoglicher Rentkammersecretär, später Expeditionsrath zu Stuttgart.

Hegel besuchte von seinem fünften Jahre an die lateinische Schule, und vom siebenten bis achtzehnten Jahre das Gymnasium seiner Vaterstadt. Daß er in seinem zwölften Lebensjahre die Wolfischen Definitionen von der idea clara erlernt und im vierzehnten die sämmtlichen Figuren und Regeln der Schlüsse inne gehabt habe, sagt Hegel selbst in einem amtlichen Schreiben an das preußische Unterrichtsministerium. (Vergl. Hegel's W. XVII. S. 364.) Im fünfzehnten Jahre sammelte er „Definitionen," unter denen sich Bestimmungen über den Begriff des Staates aus Cicero und über den Begriff der Veränderung aus Mendelsohns Phädon finden; die Logik ist definirt als ein „Inbegriff von Regeln des Denkens — abstrahirt aus der Geschichte der Menschheit." Ferner finden sich unter Hegel's Papieren aus jener Zeit nicht nur zu den Psalmen, zu Cicero's Briefen, zu Theokrit, Euripides und insbesondere zu Sophokles sorgfältige Vorbereitungen, sondern es sind auch aus jener ersten Jugendzeit Uebersetzungen von Epiktet's Encheiridion und Longin's Buch über das Erhabene vorhanden und Präparationen zu der Ethik des Aristoteles. Neben diesen Studien las er Lessing und Shakespeare, Klopstok und Wieland, Ramler, deutsche Literaturzeitungen, besonders auch Garve, Ferguson, Rousseau. Alles, was er las und studirte, pflegte er zu excerpiren. Und diese Gewohnheit hat er sein ganzes Leben hindurch beybehalten; wie er als Jüngling Cicero, Plato und Aristoteles, Locke, Hume und Kant excerpirte, so machte er in späteren Jahren weitläufige Auszüge, nicht nur aus solchen Schriften, in denen er Belehrung suchte wie in Creuzer's Symbolik, sondern auch aus solchen, die er bestritt, wie Schleiermacher's Glaubenslehre und Haller's Restauration der Staatswissenschaften, ja aus deutschen Literaturzeitungen, aus englischen und französischen Journalen.

Der Theologie gewidmet bezog Hegel schon im Jahre 1788 die Universität Tübingen. Die meisten Collegien des theologischen Cursus hörte er bey Storr, Exegese bey Schnurrer, Metaphysik und natürliche Theologie bey Flatt. Doch scheint er während seines Aufenthaltes in Tübingen mehr durch Privatstudien, als durch Benützung öffentlicher Vorträge sich fortgebildet zu haben; namentlich ist in seinen Tagebüchern angemerkt, daß er im Jahre 1789 das Studium Kant's mit dem Studium der Vernunftkritik begonnen.

Die Biographie stellt gerade in diesem Zeitraum mehr die äußeren Verhältnisse, als das innere Leben des Jünglings dar. Unter den Ereignissen seines Jugendlebens ist vor allem Hegel's Freundschaft mit Schelling und Hölderlin denkwürdig. Der Geist jener Jugendfreundschaft ist aus jeder Reliquie

jener Zeit zu erkennen: der mächtige Bildungstrieb, der zu jener Zeit in der Menschheit erwachte, hatte auch diese Jünglinge ergriffen, mit frohen Hoffnungen erfüllt und zu kühnen Thaten begeistert. „Lust und Liebe sind die Fittige zu großen Thaten," war der Wahlspruch Hölderlin's, mit dem Hegel Platon, Jacobi und Hippel las und über das ἓν καὶ πᾶν philosophirte. An Schelling schrieb Hegel in einem späteren Briefe vom 4. Februar 1795: „Vernunft und Freyheit bleibe unsre Losung und unser Vereinigungspunkt die unsichtbare Kirche."

Nach der Biographie schrieb Hegel bey Gelegenheit seiner Promotion zum Magister der Philosophie eine Dissertation: „De limite officiorum humanorum, seposita animorum immortalitate. Sectio prior. 4to. 28 pag." und pro candidatura examinis consistorialis 1793 eine kirchengeschichtliche Abhandlung De ecclesiae Wirtembergicae renascentis calamitatibus. Hr. Prof. J. H. Fichte hat in dem neuesten Heft der Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie urkundlich nachgewiesen, daß diese Angaben auf einem Irrthum beruhen, indem er zeigt, daß die erste dieser Abhandlungen von Prof. Bök, die andere vom Kanzler Le Bret ist. Beyde Dissertationen hat Hegel nach der damals in Tübingen herrschenden Sitte nicht geschrieben, sondern nur vertheidigt.

Nach Vollendung der akademischen Studien war Hegel drey Jahre lang Hauslehrer in der Schweiz, im Hause Steiger's von Stschugg in Bern, und später drey Jahre lang Erzieher der Kinder des Kaufmanns Gogel in Frankfurt, wo er mit Hölderlin, Sinclair und andern Freunden zusammentraf. Dieser Zeitraum von sechs Jahren ist für Hegel's innere Entwickelung von entscheidender Wichtigkeit; wir sehen ihn in der ersten Hälfte seine Studien selbstständig fortsetzen, in Frankfurt aber begann er die Resultate seiner Studien innerlich zu sammeln, über seinen geistigen Beruf sich selbst klar zu werden, sein System zu gestalten.

Der Verfasser giebt auf S. 45 fg. u. S. 490 fg. Nachweisungen über Hegel's Studien während seines Aufenthaltes in Bern. Damals, sagt der Verfasser, „emancipirte Hegel sich völlig von der todten Theologie Tübingens, der Kampf war gewaltig und reflectirt sich auch in der Ungleichheit des Styles seines damaligen Schriftthums. Zuweilen, besonders in exegetischen Versuchen wird er bis zur Trivialität verständig und verständlich, dann wieder, wo es dogmatische Begriffe gilt, wird er dunkel, mystisch." Aus dem Jahre 1795 ist von Hegel's Hand ein Leben Jesu vorhanden, in welchem, wie der Biograph sagt, „Christus als ein reiner, hoher, göttlicher Mensch dargestellt ist, dessen Kampf dem Siege der Tugend über das Laster, der Wahrheit über die Lüge, dem Triumph der Freyheit und Liebe über die Knechtschaft und Feindschaft gilt." Das der Biographie beygegebene Urkundenbuch enthält Fragmente über die Geschichte der Juden, über das Schicksal und seine Versöhnung, über die Liebe und die Scham, über den Gottes- und Menschensohn, über die Wunder, die Taufe, das Abendmahl. Am tiefsten durchdrang ihn in dieser Zeit die Idee der Liebe, aber gemäß seiner geistigen und sittlichen Eigenthümlichkeit faßt er diese Idee nicht sowohl in ihrer metaphysisch-ethischen Bedeutung, als in ihrem dialektischen Wesen. Gleichzeitig mit diesen theologischen Studien setzte er seine geschichtlichen Studien fort, den meisten Fleiß Thucydides widmend und Gibbon und Montesquieu. Das Urkundenbuch enthält eine Reihe historischer Aphorismen, über den Geist der Orientalen, über die Gesetzgebung Lycurg's, über Schiller's dreyßigjährigen Krieg u. s. f.

Auch in Frankfurt setzte Hegel dieselben Studien fort; aber die eigentliche Frucht dieser Periode war die Grundlage seines Systems, das er unter den mannichfachen Studien seiner Jugend in stiller Tiefe in sich ausgebildet hatte. Die Biographie giebt aus einem Manuscript von 120 Bogen auf S. 102 fg. eine Uebersicht von dieser ersten und ursprünglichen Gestalt des Hegel'schen Systems.

Nachdem wir den äußeren Bildungsgang Hegel's bis zu dem Zeitpunkt geistiger Reife und Selbstständigkeit verfolgt, fragen wir, was aus diesem Jüngling geworden, was seines Geistes Beruf und die That seines Lebens war. Um unsere von der Auffassung des Hrn. Rosenkranz abweichende

Ueberzeugung von der wissenschaftlichen und geschichtlichen Bedeutung Hegel's zu begründen, haben wir zuerst den allgemeinen Standpunkt zu bezeichnen, auf den Hegel durch Schelling gehoben wurde, und sodann die besondere Sphäre, in der er eigenthümlich und selbstständig ist, nach ihrem Werthe und ihrer Stellung zu würdigen *).

Die selbstständige That, das eigenthümliche Werk, das Hegel vollbracht, war die Auffassung und Darstellung der Logik aus dem Gesichtspunkte der Naturphilosophie. Zu erkennen, daß dieser Lebensthat des Denkers geistige und sittliche Eigenthümlichkeit vollkommen entsprach, ist das Interesse, welches die Betrachtung seines Lebens gewährt. Kein anderer hätte, was er gethan, zu thun vermocht, aber das, was er geleistet, ist nicht geeignet, die höchsten Bedürfnisse des denkenden und sittlichen Geistes zu befriedigen.

Die Naturphilosophie war der lebendige Mittelpunkt all der Richtungen, die im Gegensatz einerseits gegen die theoretischen Resultate der kritischen Philosophie und andrerseits gegen die ausschließliche Empirie des Materialismus in der ursprünglichen Einheit und Zusammengehörigkeit des Geistes und der Natur, des menschlichen Bewußtseyns und der objectiven Welt ihr gemeinschaftliches Ziel suchen. Die Natur erschien dem menschlichen Geiste wieder belebt, beseelt, begeistet, sie schien gleichen Wesens mit dem Geiste selbst zu seyn. Der Gedanke hörte somit auf, nur eine subjective Bedeutung zu haben: in den Objecten selbst wurde ihr inneres Leben, ihre innere Vernünftigkeit erkannt.

Dieser tiefe und fruchtbare Gedanke von der innern Zweckmäßigkeit und der organischen Lebendigkeit der Natur, die Voraussetzung einer innerlich wirkenden, selbstständigen Bildungskraft in der Natur und in der Geschichte ist das wesentliche Verdienst der Naturphilosophie, und unermeßlich sind die Wirkungen dieses Axioms auf alle Wissenschaften und die Methode ihrer Behandlung. Indessen, wenn dieser Gedanke, anstatt in seiner relativen Bedeutung anerkannt zu werden, zum höchsten Principe gemacht wird, hebt er in dieser falschen Stellung den wahren und gehaltvollen Begriff des Geistes auf und führt zu verderblichen Consequenzen.

Die Einheit von Denken und Seyn, die Indifferenz der Subjectivität und Objectivität, die Identität der Idealität und Realität — alle diese Principien der Naturphilosophie sind nur Abstractionen, abstracte Synthesen abstracter Gegensätze, formelle und unfruchtbare Principien. Das wahrhaft universelle, das wahrhaft höchste Princip der Metaphysik ist nicht nur ein Gegensätze ausgleichendes und Widersprüche versöhnendes, sondern ein geistig und sittlich gehaltvolles Wesen, der Geist der Güte, Wahrheit und Heiligkeit. Der Geist aber ist nur in seiner specifischen Bestimmtheit als Geist erkannt; er ist nicht eine formale Einheit, sondern eine gehaltvolle Einheit, Einigung, Einigkeit; er ist nicht Einheit nur abstracter, sondern Einheit bestimmter Verhältnisse, Einheit lebendiger Kräfte, sittlicher Tugend und geistiger Vollkommenheiten, — er ist Einheit der Freyheit und der Liebe, der Wahrheit und des Friedens. Das einzig wahrhaftige, zuverlässige, fruchtbare Princip der Metaphysik und zugleich der Lebensquell der Natur und des persönlichen Geistes ist die Idee selbstständiger, göttlicher Genugsamkeit.

Da diese Identitätsphilosophie auf abstracten, metaphysischen Principien beruhend, den gehaltvollen Begriff des Geistes nicht in sich schloß, war sie nicht fähig, eine Wissenschaft des sittlichen Geistes aus sich zu erzeugen. Das Kunstwerk, als ein geistiges Naturerzeugniß, in dem alle endlichen Gegensätze wie im organischen Leben der Natur sich

*) Da der Raum dieser Blätter eine ausführliche Polemik nicht gestattet, verweist Referent zur Ergänzung auf seine früheren Darstellungen, und zwar für die metaphysischen und logischen Principien auf die „Idee der Freyheit" S. 111 fg. und auf eine Abhandlung über „die Idee der Wahrheit als wissenschaftliches Princip" in Fichte's Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie (Bd. X. Heft 2. S. 226 fg.), und in Beziehung auf die ethischen Principien, auf seine „Ethik" (Betrachtungen über den Begriff des sittlichen Geistes und über das Wesen der Tugend S. 182 fg.), endlich auf eine Abhandlung über den „Begriff der sittlichen Gemeinschaft" in Fichte's Zeitschrift für Ph. u. sp. Th. (Bd. XIII. Heft 1. S. 69 fg.).

lösen, wurde von ihr für die höchste Offenbarung und Befriedigung des Geistes gehalten. Auch Kant hatte den Begriff der innern Zweckmäßigkeit im lebendigen Organismus und im Kunstwerke erkannt und die Fruchtbarkeit dieses Principes eingesehen, aber er blieb nicht bey diesem Naturprincipe stehen, sondern erkannte das Gesetz der freyen Sittlichkeit als ein höheres, erhabeneres Princip an: Kant's „subjectiver Idealismus" war die Wirkung einer sittlich strengen und hochherzigen Gesinnung, die auf der innern Anschauung, wenn auch nicht des höchsten, nicht des vollkommenen, so doch eines erhabenen sittlichen Ideales ruhte.

Die Abhängigkeit seines eigenen Systemes von diesem Natursysteme, welches das Product von Schelling's jugendlicher Begeisterung war, hat Hegel durch sein ganzes Leben mit freyem Urtheil und freudiger Liebe anerkannt. Schon im Jahre 1795 schreibt er aus Bern an Schelling:

„Zu einem gründlichen Studium deiner Schrift hatte ich nicht Zeit. Nur so weit als ich die Hauptideen aufgefaßt habe, sehe ich darin eine Vollendung der Wissenschaft, die uns die fruchtbarsten Resultate geben wird. Ich sehe darin die Arbeit eines Kopfes, auf dessen Freundschaft ich stolz seyn kann, der zu der wichtigen Revolution im Ideensysteme von ganz Deutschland seinen großen Beytrag liefern wird."

Und in gleichem Sinne bezeichnet er in seinen Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie die durch Schelling's Naturphilosophie vollzogene Versöhnung endlicher Gegensätze in der Idee des Absoluten als den Abschluß der Wissenschaft und das Resultat der Weltgeschichte bis zu unsrer Zeit.

Steht indessen Hegel nach seinen allgemeinen Principien ganz auf dem Standpunkt der Naturphilosophie, so hat er doch auf diesem Boden eine, seiner productiven Kraft entsprechende, selbstständige Stellung eingenommen. Aus der Fülle der im Identitätsprincipe eingeschlossenen und verborgenen Principien und Probleme ergriff Hegel, um jene Einheit über sich selbst zu verständigen und vor sich selbst zu rechtfertigen, um ein Princip der Bewegung, des Fortschritts, der Entwicklung zu gewinnen, den Begriff einer mit sich selbst vermittelnden Formthätigkeit, den Begriff der Subjectivität, den Begriff des Begriffs als das höchste Problem, als das selbstständige Princip der Wissenschaft, als das Gesetz der Methode. Die Vernünftigkeit der objectiven Welt suchte er dadurch zu beweisen, daß er im Object selbst die innere Bewegung, den immanenten Fortschritt, die logische Entwicklung des Selbstbewußtseyns nachwies: das Absolute ist ihm also nicht mehr die Indifferenz von Subject und Object, sondern die über das Object übergreifende, sich mit sich selbst vermittelnde Subjectivität.

Zuerst in der Vorrede zur Phänomenologie des Geistes sagt er:

„Es kommt nach meiner Einsicht Alles darauf an, das Wahre nicht als Substanz, sondern eben so sehr als Subject aufzufassen und auszudrücken. — — — Die lebendige Substanz ist das Seyn, welches in Wahrheit Subject, oder was dasselbe heißt, welches in Wahrheit wirklich ist, nur in so ferne sie die Bewegung des sich selbst Setzens oder die Vermittlung des Sichanderswerdens mit sich selbst ist. — Nur diese sich selbst wieder herstellende Gleichheit oder die Reflexion im Andersseyn mit sich selbst, — nicht eine ursprüngliche Einheit als solche oder unmittelbare Einheit als solche, ist das Wahre."

Mit besonderer Beziehung auf das Verhältniß seines Systems zur Naturphilosophie sagt er in den Vorlesungen über Geschichte der Philosophie:

„Die Wahrheit der Natur, die Natur an sich ist intellectuelle Welt. Diesen concreten Inhalt hat Schelling aufgefaßt. Der Mangel ist, daß diese Idee überhaupt und dann die Bestimmungen dieser Idee die Totalität dieser Bestimmungen nicht als durch den Begriff in sich nothwendig gezeigt und entwickelt sind. Es fehlt dieser Form die Entwicklung, die das Logische ist, und die Nothwendigkeit des Fortganges. Die Idee ist Wahrheit und alles Wahre ist die Idee."

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. July.

Nro. 131. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Leben beschrieben durch Karl Rosenkranz.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1822 schreibt Hegel aus Berlin an Duboc:

„Zu meiner Stellung habe ich mir genommen, auf die Erhebung der Philosophie zur Wissenschaft hinzu arbeiten."

Wenn aber das höchste Princip und das letzte Resultat eines Systemes die Form der Subjectivität, der Begriff des actus purus, der νόησις νοήσεως, der idea ideae ist, so urtheilen wir mit Recht, daß ein solches System, indem es den Geist der Wahrheit und Wissenschaft auf den logischen Begriff einschränkt, die concreten Wissenschaften ihrer Selbstständigkeit und ihrer Würde beraubt, ihren specifischen Gehalt aufgelöst und ihre eigenthümlichen Methoden verkannt hat.

Vergebens bestreitet der Verfasser an mehreren Stellen diese Ansicht, daß Hegel's System wesentlich Logik sey. „Es giebt, sagt er S. 100, keine schiefere und seichtere Vorstellung von Hegel's Philosophie, als die, welche nur Kritik oder nur Logik darin sieht. — — Hegel's System ist vielmehr Philosophie des Geistes in dem Sinne, daß bey ihm der Begriff des Geistes allein auch den der Natur und der Idee als logischer erst möglich macht." Diese apologetische Auslegung ist in Hegel's System nicht begründet. Die Art, wie Hegel die concreten Wissenschaften, die Wissenschaften vom Geiste und von der Natur darstellt, — der Geist seiner ganzen Philosophie beweist unwidersprechlich, daß für Hegel Geist und Natur nicht an sich selbst, sondern nur als Manifestation des logischen Begriffs Object seines Denkens sind. Die Kategorien des sittlichen Geistes und der Natur sind in dieses System nur als Momente „des sich selbst und Alles als Begriff wissenden Begriffs," nicht in ihrer specifischen Bestimmtheit und lebendigen Wahrheit aufgenommen: die lebendigen Kräfte und wesenhaften Bedürfnisse unseres Geistes und Gemüthes, die Kraft selbstständiger Persönlichkeit, der productive Gedanke, Unschuld und Liebe, Friede und Seligkeit sind aber in Wahrheit nicht Momente der absoluten Negativität, sondern sie sind Acte und Zustände des gehaltvollen, persönlichen, selbstgenugsamen Geistes, der die lebendige Einheit der Freyheit und der Liebe, des Friedens und der Wahrheit ist.

Ja, der Verfasser widerspricht seiner eigenen Auslegung, er hebt sie völlig wieder auf, indem er S. 285 und 286 sagt:

„Als den Kern der Wissenschaften des Logischen stellte Hegel die immanente Entwicklung des Begriffes auf, dessen ideelle Bewegung die absolute Methode des Erkennens und zugleich die immanente Seele des Inhaltes selbst sey. Die Entwicklung alles natürlichen und geistigen Lebens beruhe allein auf der Natur der reinen Wesenheiten, die den Inhalt der Logik ausmachen. Der Inhalt, der an den logischen Formen vermißt wird, ist nichts Anderes, als eine feste Grundlage und Concretion dieser abstracten Bestimmungen; und ein solches substantielles Wesen pflegt für sie von Außen gesucht zu werden. Aber die logische Vernunft

ist selbst das Substantielle und es ist nicht Schuld des Gegenstandes der Logik, wenn sie gehaltlos seyn soll, sondern allein der Art, wie derselbe gefaßt wird. Als Wissenschaft ist die Wahrheit das reine sich entwickelnde Selbstbewußtseyn und hat die Gestalt des Selbsts, daß das Anundfürsichseyende gewußter Begriff, der Begriff als solcher aber das Anundfürsichseyende ist."

Also nicht der Geist ist nach Hegel das an und für sich selbstständige, sondern der objectiv logische Begriff soll dieses selbstständige Princip seyn. Er sagt:

„Die reine Wissenschaft enthält den Gedanken, in so ferne er eben so sehr die Sache an sich selbst ist, oder die Sache an sich selbst, in so ferne sie eben so sehr der reine Gedanke ist."

„Der Begriff der Wissenschaft ist, daß die Wahrheit das reine Selbstbewußtseyn sey und die Gestalt des Selbstes habe, daß das an sich Seyende der Begriff, und der Begriff das an sich Seyende ist. Dieses objective Denken ist der Inhalt der reinen Wissenschaft."

„Das System der Logik ist das System der reinen Vernunft, das Reich des reinen Gedankens, dieses Reich ist die Wahrheit selbst, wie sie ohne Hülle an und für sich selbst ist:" — – „die Darstellung Gottes, wie er vor der Erschaffung der Natur und eines endlichen Geistes ist."

Dieß ist der Grundirrthum des Hegel'schen Systems, die Verselbstständigung dieser Abstraction, die Verselbstständigung des objectiven Gedankens. Das Princip der Logik, der Gedanke, ist nicht in dieser Abstraction ein wahres und fruchtbares Princip, sondern der Gedanke ist ein solches Princip nur als eine Verhältnißform des genugsamen Geistes, als ein Act des selbstständigen Geistes der Vollkommenheit. Hegel gewann für die Logik den Begriff des objectiven Gedankens, der objectiven Vernunft: wir bedürfen einer andern Logik, als der Hegel'schen, wir bedürfen für die Logik einen höheren Wahrheitsbegriff, ein erhabeneres Princip, die Idee des göttlichen Gedankens.

Viele haben geglaubt, jenen Grundirrthum der Hegel'schen Philosophie durch den Begriff von der Persönlichkeit des Geistes vollkommen überwinden zu

können, indem sie daran erinnerten, daß zu denken, zu wollen, sich zu vermitteln, sich mit sich selbst zusammenzuschließen nur der persönliche Geist vermöge. Indessen, um den lebendigen, gehaltvollen und wahren Wahrheitsbegriff zu gewinnen, dazu genügt es nicht, den Begriff der Subjectivität durch den Begriff der Persönlichkeit zu ergänzen, sondern es kommt für den Begriff der Wahrheit auf den gehaltvollen Begriff des Geistes, auf den metaphysischen und ethischen Gehalt des Wesens an, dessen Act der Gedanke ist. Wahrheit ist Act des Geistes, aber nicht nur des persönlichen, sondern Act des Geistes voll heiliger Liebe und Güte, Act des vollkommenen Geistes: Wahrheit ist die göttliche Heiligkeit und Seligkeit als ihrer selbst bewußte, als sich selbst bezeugende, — die Thathandlung, die Selbstbezeugung der göttlichen Vollkommenheit. Für Hegel, weil er den logischen Begriff zum selbstständigen Principe macht, sind Liebe und Friede, Unschuld und Seligkeit nur „die Hülle," die für ihn dieses „Reich der Wahrheit" verhüllet, wir denken den Gedanken als den Ausdruck uneigennütziger Weisheit, als das Bewußtseyn der heiligen Liebe, als die Selbstbezeugung der Vollkommenheit. Dieser göttliche Gedanke ist der Logik Princip.

Die Energie, ja die productive Kraft, mit der Hegel jenes einseitige Princip ergriff und demselben Allgemeingültigkeit zu vindiciren strebte, erhob ihn über die Beschränktheit, die ein solches Princip in nicht primitiven Geistern wirken muß. Mit Recht sagt der Biograph S. 101:

„Wir sehen Hegel gar nicht, wie man nach manchen Schilderungen seiner Philosophie erwarten sollte, in seiner Jünglingsperiode mit einem dürren, logischen Schematismus sich beschäftigen und dessen Kategorien den äußerlich aufgegriffenen Reichthum des Universums mechanisch einordnen, sondern wir sehen einen gemüthvollen Menschen, der in ungeheurem Wissensdrang sich mit einer gewissen Gleichmäßigkeit um Alles kümmert, dem aber besonders die Geschichte als das Werk des Geistes und die Religion als die universellste Form der Vorstellung, welche sich der geschichtlich erscheinende Geist von seinem Wesen macht, durch das Herz gehen."

Hegel's sittlich geistige Eigenthümlichkeit, die

seinem System den ausschließlich logischen Charakter gab, war nicht Dürftigkeit und Trockenheit, sondern ein innerlicher, mächtiger, productiver, durch die Identitätsphilosophie entzündeter Enthusiasmus für die logische Abstraction, der Geist und Natur, Geschichte und Religion mit seiner Flamme ergriff. Eine solche eigenthümliche Begeisterung für die formelle Wahrheit hat schon Jacobi als logischen Enthusiasmus charakterisirt.

Belegstellen für diese eigenthümliche Richtung auf die formelle Wahrheit, welche der Erkenntnißtrieb in Hegel nahm, sind in allen seinen Schriften; am deutlichsten drückt sich dieser Sinn am Schlusse der Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie aus S. W. Bd. XV, S. 689 u. 690:

„Es ist eine neue Epoche in der Welt entsprungen. Es scheint, daß es dem Weltgeiste jetzt gelungen ist, alles fremde gegenständliche Wesen sich abzuthun, und endlich sich als absoluten Geist zu erfassen, und was ihm gegenständlich wird, aus sich zu erzeugen und es mit Ruhe dagegen in seiner Gewalt zu behalten. Der Kampf des endlichen Selbstbewußtseyns mit dem absoluten Selbstbewußtseyn, das jenem außer ihm erschien, hört auf. Das endliche Selbstbewußtseyn hat aufgehört, endliches zu seyn, und dadurch andererseits das absolute Selbstbewußtseyn die Wirklichkeit erhalten, der es vorher entbehrte. Es ist die ganze bisherige Weltgeschichte überhaupt und die Geschichte der Philosophie insbesondere, welche nur diesen Kampf darstellt, und da an ihrem Ziele zu seyn scheint, wo dieß absolute Selbstbewußtseyn, dessen Vorstellung sie hat, aufgehört hat, ein Fremdes zu seyn, wo also der Geist als Geist wirklich ist. Denn er ist dieß nur, indem er sich selbst als absoluten Geist weiß; und dieß weiß er in der Wissenschaft."

Indem ein solcher logischer Enthusiasmus den menschlichen Gedanken durch die falsche Stellung, die er ihm einräumt, der wahrhaften Realität und der reellen Wahrheit beraubt, ist es ihm unmöglich, den ethischen Geist in die Wissenschaften einzuführen, den wahren Werth der sittlichen Persönlichkeit anzuerkennen, für die erhabene Würde der Tugend, für die sittlichen und religiösen Endzwecke der Geschichte zu begeistern.

Die wahre Wissenschaft des sittlichen Geistes umfaßt nicht nur die Darstellung der objectiven Sittlichkeit, sondern auch die Wissenschaft von der sittlichen Persönlichkeit und die metaphysischen Voraussetzungen für diese beyden Theile der Ethik, die Lehre vom Wesen Gottes, die Idee der göttlichen Heiligkeit. Indem Hegel weder diese metaphysische Grundlage für die subjective und objective Ethik suchte, noch den Begriff der Tugend als sittlicher Persönlichkeit und das System der Tugenden in ihrer Selbstständigkeit erkannte und darstellte, hat seine Darstellung der objectiven Ethik den sittlichen Geist der höheren persönlichen Freyheit und Selbstständigkeit beraubt. Denn auch in dieser Sphäre des sittlichen Geistes hielt Hegel die organische Einheit, die doch bloß ein Naturprincip und ganz unfähig ist, den Begriff geistiger und sittlicher, auf freyer Liebe beruhender Gemeinschaft auszudrücken, für die höchste Form der objectiv sittlichen Verhältnisse. Von diesem Naturprincip ausgehend hat er auch für die Geschichte nur die organische Consequenz postulirt und so den Gegensatz zwischen dem, was ist und seyn soll, beseitigend, nur eine scheinbare Versöhnung der sittlichen Vernunft mit der geschichtlichen Wirklichkeit zu Stande gebracht.

Dieser ausschließlich objectiven Richtung Hegel's gegenüber muß aller Nachdruck auf das Ideal der sittlichen Persönlichkeit gelegt, das Bild des Weisen dargestellt, es müssen gegenüber dieser Richtung die Gränzen bezeichnet werden, innerhalb welcher die Persönlichkeit die unbedingte Pflicht hat, einer bestimmten Gemeinschaft anzugehören, die Wahrheit muß als höchster Zweck der Gemeinschaft anerkannt werden. Sittliche Gemeinschaften sind Vereinigungen persönlicher Wesen in Freyheit und Liebe zur Hervorbringung der sittlichen Welt. Die sittliche Welt ist die Darstellung und Verwirklichung der sittlichen Wahrheit, die persönliche Gemeinschaft der Weisen

und Guten; und in diesem Reiche der Wahrheit und Liebe ist der Geist der Gemeinschaft, der Geist, der die einzelnen erfüllt, und ebenso die Gemeinschaft durch den Geist der Einzelnen hervorgebracht. Wenn wir also die Ordnungen der sittlichen Welt darzustellen unternehmen, muß uns zugleich der menschlichen Vollkommenheit Ideal in persönlicher Wahrheit vorschweben, und nur durch diese Anschauung vom Ideale sittlicher Vollkommenheit in seiner Lauterkeit und Unschuld, Hoheit und Größe, Güte und Wahrheit und Liebe werden wir fähig, die sittliche Weltordnung als vom Geiste Gottes erfüllt, das Reich des heiligen Geistes zu erkennen und zu wollen.

Hegel's persönliche und sittliche Eigenthümlichkeit können wir uns am besten aus der Ansicht, die er sich von dem Wesen und der Bedeutung der sittlichen Persönlichkeit gebildet hatte, erklären. Im Gegensatz gegen Hamann, Jacobi, Schleiermacher, Novalis und Steffens, die die Persönlichkeit zum Mittelpunkt ihres Denkens und Lebens machten, und die geistige Eigenthümlichkeit als höchst berechtigt anerkannten, glaubte Hegel durch die freywillige Entsagung auf diese Rechte der Persönlichkeit, die höchste Selbstverläugnung zu üben, die größte sittliche Kraft zu beweisen. Durch nichts mehr hat Hegel seine sittliche Eigenthümlichkeit charakterisirt, als durch die Art, wie er Hamann in den Jahrbüchern für die wissenschaftliche Kritik beurtheilt hat. Obgleich er Hamanns geniale Größe anerkennt, ist ihm doch Hamanns eigenthümlicher Sinn für sinnliche und geistige Lebendigkeit, für religiöse und geistige Herzenserfahrungen ein Geheimniß geblieben. Ueberall, wo Hegel veranlaßt ist, über den Werth der sittlichen Persönlichkeit des Weisen zu reden, oder die Lehre der Alten vom Ideal des Weisen zu beurtheilen, bezeichnet er eine solche Darstellung als eine leere Declamation.

Wir halten diese Art von Enthaltsamkeit für einen wesentlichen Mangel und fordern, daß ein Denker zu dem Tiefsinn der Naturphilosophie den Hochsinn des Stoicismus, die Tugendbegeisterung Kant's und Fichte's sich geselle: oder vielmehr wir fordern als die der dialektischen Begeisterung entsprechende ethische Stimmung einen höheren Sinn, der jene beyden vereinigt. Hegel's geistiger Eigenthümlichkeit, dem strengen Ernste der formellen Wahrheit, entsprach jene Selbstverläugnung der sittlichen Persönlichkeit. Dem Sinne für gehaltvolle Wahrheit müßte eine sittliche Begeisterung, ein Sinn der Vollkommenheit entsprechen, der den ganzen, vollen, ungetheilten Menschen ergreift, ein persönlicher Enthusiasmus für die göttliche Wahrheit. Indessen auch der Erkenntnißtrieb als solcher, auch die Kraft der Dialektik, der Muth der Abstraction an sich selbst ist eine sittliche Katharsis, eine Erhebung über die Leidenschaften gewöhnlicher Menschen. So war Hegel in den Schranken seines Wesens ein sittlich würdevoller Mann, in schlichter Einfalt voll tiefen Ernstes und voll erhabener Gedanken, im Besitz vielseitigster Gelehrsamkeit von einer persönlichen Anspruchslosigkeit, die in der Geschichte der modernen Literatur vielleicht ohne Beyspiel ist.

In gleichem Sinne schildert Herr Prof. Rosenkranz Hegel's sittliche und geistige Eigenthümlichkeit, nur mit dem Unterschiede, daß er in apologetischem Sinne das, was ein offenbarer Mangel ist, als eine Vollkommenheit darstellt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. July.

Nro. 132. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Leben beschrieben durch Karl Rosenkranz.

(Fortsetzung.)

Er sagt (S. 21 u. 22):

„Bey Hegel ist der äußere Gang seines Lebens höchst einfach. Es ist wenig davon zu sagen. Er verkehrte stets mit vielen guten und edlen Menschen, allein ohne zu bedeutenden Conflicten, zu persönlich besonders interessanten Verhältnissen zu kommen. An Deutschlands und Europas Geschick nahm er den innigsten Antheil, allein auch hier wurde er niemals ein Hebel von Begebenheiten. Als mündlicher Lehrer, als Schriftsteller brachte er in allmählichem Wachsthum eine der außerordentlichsten Wirkungen hervor, ohne jedoch, wie noch Fichte, besondere Katastrophen seines Schicksals zu veranlassen. In der Liebe ohne Abälardische Romantik, in der Politik ohne Baconischen Ehrgeiz, in der Religion ohne Leibnitzische Weltzerstreutheit, in der Lehre ohne Fichte'sche Collision, blieb er ohne geräuschvolles Auftreten immerdar dem strengsten Dienst der Wissenschaft gewidmet. Indem sie das Wesen seiner Individualität ausmachte, entbehrte er, so zu sagen, für andere Sphären des Triebes und der Kunst, auf seine Individualität, auf sein Selbst einen Nachdruck zu legen. Die Politik reizte ihn gewaltig, aber ein praktisches Eingreifen in dieselbe blieb ihm doch als That stets fern. — — Seine wahrhafte Eigenthümlichkeit war die höchste Energie des Erkennens im Verein mit der größten persönlichen Unabhängigkeit von sich, wodurch er dahin kam, andere Menschen und Dinge auch als von ihm unabhängig zu lassen und sie ganz objectiv zu behandeln. Sich nun gar als Philosophen zu präsentiren, sein Studium besonders zu betonen, fiel ihm gar nicht ein. Höchstens verspottete er sich darin mit liebenswürdiger Ironie. Im Umgang, im unmittelbaren Auftreten war er der ganze Mensch. Schilderungen des Philosophen, wie er seyn soll, ein Ausmalen von der Hoheit der Gesinnung u. s. f. langweilten ihn bald. — —"

S. IX et X:

„Die größte Schwierigkeit meiner Arbeit lag in der Eigenthümlichkeit des Hegel'schen Grundwesens, stets wissenschaftlich allseitig und allmählig sich entwickelt zu haben. Sein Produciren war ein stilles Processiren seiner Intelligenz, ein continuirliches Fortarbeiten seines ganzen Menschen. Seine Biographie entbehrt daher des Reizes großer Contraste, leidenschaftlicher Sprünge, und ist nur durch die intensive Bedeutendheit ihres Helden vor gänzlicher Monotonie bewahrt."

Nachdem wir Hegel's Persönlichkeit geschildert, fragen wir nun, wie dieser Mann, zur Selbstständigkeit herangereift, gewirkt und was er geleistet habe.

Bald nach der Schmerzensbotschaft von dem Tode seines Vaters, die er durch seine geliebte einzige Schwester erhielt, erfolgte „der Aufbruch aus der Verborgenheit." Im Januar 1801 begab sich Hegel nach Jena. Fichte war bereits in Berlin; Hegel traf aber Schelling und Niethammer, Paulus und Knebel, und zu gleicher Zeit docirten als jüngere Lehrer Fries, Ast und Krause. Die „Differenz des Schelling'schen und Fichte'schen Systems erschien im Juli 1801, und in demselben Jahre die vielbesprochene Dissertation über die Planetenbahnen, in Beziehung auf welche der Biograph mit Recht sagt, daß Hegel's bekannter Irrthum nicht eine Folge apriorischer Uebereilung, sondern vielmehr ein Festhalten an der bis dahin ausgemittelten Erfahrung

war, während umgekehrt die Aſtronomen, welche ungeachtet dieſer Erfahrung zwiſchen Mars und Jupiter einen Planeten ſuchten, der aprioriſchen Nothwendigkeit folgten. Außer den öffentlichen Vorleſungen beſchäftigte ihn gemeinſchaftlich mit Schelling im Jahre 1802 und 1803 die Herausgabe des kritiſchen Journals für Philoſophie. Schelling nannte Hegel einen „kategoriſchen Menſchen, der die vielen Umſtände mit der Philoſophie nicht leiden kann.“

Auf die Maſſe der Studirenden, ſagt Roſenkranz, habe Hegel keinen Einfluß gehabt, „er war nur als eine ſeltſame Obſcurität bekannt, und wer einmal bey einem jüngeren Docenten es verſuchen wollte, ging lieber zu Fries. Deſto feſter hielt ein kleiner Kreis von Anhängern und Bewunderern, deſſen Enthuſiasmus ſich vorzüglich in den letzten Jahren von Hegel's Jenenſer Aufenthalt außerordentlich ſteigerte.“

Die reifſte Frucht ſeines Aufenthaltes in Jena iſt die Phänomenologie des Geiſtes, die im Jahre 1807 erſchien. In dieſem Buche hatte er zuerſt ſein eigenthümliches Talent für wiſſenſchaftliche Methode dargelegt. Indeſſen iſt der Werth dieſer Methode nur ein relativer, nur in der Angemeſſenheit der Methode für das Princip ſeiner Philoſophie begründeter; ſo wenig die abſolute Idee im Sinne Hegel's die Fülle der göttlichen Wahrheit umfaßt, eben ſo wenig iſt die Methode der abſoluten Negativität im Stande, die Selbſtentfaltung des gehaltvollen Geiſtes, den Geiſt in ſeiner Unendlichkeit darzuſtellen.

Obgleich Hegel im Jahre 1805 eine außerordentliche Profeſſur zu Theil wurde, war er doch durch manchfach drängende Verhältniſſe gezwungen, Jena zu verlaſſen. Er zog nach Bamberg, um die Redaction einer politiſchen Zeitung zu übernehmen. Hier blieb er vom Jahre 1807 bis 1808, bis ihm von ſeinem Freund Niethammer, der auch in Jena in allen Angelegenheiten ſein treuer Berather geweſen war, das Rectorat am Gymnaſium zu Nürnberg angeboten wurde. Ueber den Geiſt, in welchem Hegel dieſes Amt bekleidete, hat der Biograph nur dürftige Mittheilungen gemacht, indem er ſich vorzugsweiſe auf Hegel's Schulreden, die Schrift des Gymnaſialdirectors Kapp in Ham und die Recenſion dieſer Schrift durch L. v. J. in den Münchner Gelehrten Anzeigen berief. Hegel ertheilte nach der damals in Bayern herrſchenden Einrichtung in den vier oberſten Curſen des Gymnaſiums philoſophiſchen Unterricht. Der Biograph theilt das Normativ der oberſten Schulbehörden mit, welches demſelben maaßgebend zu Grunde lag. So betrachtete Hegel dieſe Stellung als Rector des Gymnaſiums nicht ſowohl als eine Hemmung, ſondern vielmehr als eine Förderung ſeines innern philoſophiſchen Berufes, und ſagte wiederholt bey officiellen Veranlaſſungen, daß die Nothwendigkeit, ſeinem Vortrage die größtmöglichſte Verſtändlichkeit zu geben, ihn weſentlich gefördert habe.

In Nürnberg erſchien das wahre Werk ſeines Lebens „die Wiſſenſchaft der Logik 1812—1816.“ Dieſes Werk erregt durch die Kraft der Abſtraction, welche ungetrübt durch andere Beſtandtheile ſich erhält und durch den ſtrengen Ernſt der wiſſenſchaftlichen Form unſere Bewunderung und unſer Erſtaunen. Aber wir bedürfen einer anderen Logik, als dieſer Logik der Naturphiloſophie, wir bedürfen einer Logik, deren Princip der gehaltvolle und productive Gedanke, deren Problem die gehaltvolle Wahrheit iſt, d. i. die Wahrheit als Thathandlung des Geiſtes der Vollkommenheit.

Hegel war hier in Nürnberg nicht nur durch ſeine Wiſſenſchaft, er war auch durch Freundſchaft und Liebe beglückt. Im Jahre 1811 vermählte er ſich mit Maria v. Tucher, der er bis zum Ende ſeines Lebens in inniger Eintracht verbunden war. Die Briefe des Bräutigams an die Braut ſind voll Innigkeit und ſittlicher Würde. Viele mag dieſe glühende Leidenſchaft des ernſten Mannes überraſchen. — Auch lebte Hegel in freundſchaftlichem Umgang mit Paulus und Seebeck, mit Schweigger, Schubert, Kanne und mit Pfaff, der damals noch nicht Profeſſor in Erlangen war, wie der Verf. ſagt, ſondern in Nürnberg lebte. Pfaff beſtritt zuerſt Hegel's Aeußerung über Newton und bekämpfte Hegel's Logik in humoriſtiſchen Briefen, die er in folgender Art begann: „Philosopho mathematicus infestissimus Salutem.“ Oder: „Philosopho novi mundi intelligibilis inventori mathematicus in-

capax sciendique cupidissimus Salutem plurimam.“ Zugleich unterhielt Hegel einen lebhaften und fruchtbaren wissenschaftlichen Verkehr mit seinen Freunden Sinclair, Windischmann, Thaden, Berger und van Ghert.

Die Sehnsucht nach einer akademischen Wirksamkeit war in Hegel sehr hoch gestiegen, als er zu gleicher Zeit einen Ruf nach Heidelberg, nach Berlin und nach Erlangen erhielt. Er folgte im Jahre 1816 dem Ruf nach Heidelberg, wo ihn seine alten Freunde Schelver, Thibaut und Paulus erwarteten, wo Creuzer und Daub ihn freudig begrüßten.

Auch in Heidelberg, wie früher in Jena, fand Hegel nur wenige Zuhörer. „Obwohl er Viele unwiderstehlich anzog, gingen doch die Meisten nach Jugendweise scheu um ihn herum.“ Er widmete aber seinen Vorlesungen den größten und ausdauerndsten Fleiß, und die Frucht dieser Vorbereitung für die öffentlichen Vorträge war die erste Ausgabe der „Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften,“ von der der Biograph mit Recht sagt, daß sie durch den schöpferischen Hauch der ersten Production eine charaktervolle Eigenthümlichkeit habe. In den Heidelberger Jahrbüchern erschien unter andern Aufsätzen auch seine Abhandlung über die Verhandlungen der Landstände des Königreichs Würtemberg.

Schon im Jahre 1818 verließ Hegel diesen schönen Aufenthalt, einem Rufe nach Berlin folgend. Er war der Ueberzeugung, daß Berlin für die Philosophie eine geeignetere Sphäre seyn werde, als Heidelberg mit seinen reizenden romantischen Umgebungen.

„Die heiterste Zuversicht durchdrang ihn. Alle Briefe, welche er in dieser Beziehung während des Sommers 1818 an seine im Bad zu Schwalbach befindliche Frau schrieb, sind von der größten Vorliebe für Berlin durchdrungen. Alles legt er zum Besten aus. In die Eigenheiten Berlins findet er sich schnell hinein. Alles stellt ihn zufrieden und die kühnsten Hoffnungen für seine Wirksamkeit breiten sich mit behaglichem Lächeln aus.“

Auch gewann er in Berlin allmählig sehr ausgebreitete und tiefgreifende Wirksamkeit als akademischer Lehrer. Solger schrieb an Tieck den 26. April 1818:

„Meine Collegia sind nun auch wieder im Gange, der Zuhörer aber wieder nur wenige. Ich bin begierig, was Hegel's Gegenwart für eine Wirkung machen wird. Gewiß glauben Viele, daß mir seine Anstellung unangenehm sey, und doch habe ich ihn zuerst vorgeschlagen und kann versichern, daß, wenn ich etwas von ihm erwarte, es nur eine größere Belebung des Sinns für Philosophie, also etwas Gutes ist. Als ich noch neben Fichte stand, hatte ich zehnmal so viel Zuhörer als jetzt. Ich verehre Hegel sehr, und stimme in vielen Stücken höchst auffallend mit ihm überein.“

Und am 22. Nov. 1818:

„Ich war begierig, was der gute Hegel hier für einen Eindruck machen würde. Es spricht Niemand von ihm, denn er ist still und fleißig. Es dürfte nur der dümmste Nachbeter hergekommen seyn, dergleichen sie gar gerne einen hätten, so würde großer Lärm geschlagen und die Studirenden zu Heil und Rettung ihrer Seelen in seine Collegia gewiesen werden.“

Aber schon im October 1820 schrieb Göthe an Hegel:

„Mit Freuden höre ich von manchem Orte her, daß Ihre Bemühung, junge Männer nachzubilden, die besten Früchte bringt, und es thut freylich Noth, daß in dieser wunderlichen Zeit irgendwo aus einem Mittelpunkt eine Lehre sich verbreite, woraus theoretisch und poetisch ein Leben zu fördern sey.“

Hegels Vorträge zeichneten sich besonders durch die productive Kraft aus; er erzeugte den Gedanken im Moment des Vortrags. Für die Beförderung des philosophischen Studiums in Berlin war im dritten Decennium unsers Jahrhunderts die gleichzeitige und gegenseitig sich ergänzende Wirksamkeit Hegel's und Schleiermacher's von entschiedener Bedeutung. Während beyde Männer ihren Zuhörern durch ihre Vorträge einen großen und der Wissenschaft würdigen Maaßstab für das Studium der Wissenschaften überhaupt und insbesondere der Philosophie gaben, wirkten sie doch in entgegengesetztem, sich gegenseitig ergänzendem Sinne, indem Hegel den Sinn für strenge wissenschaftliche Form und jenen logischen Enthusiasmus erweckte, der seine Zuhörer fähig machen sollte, ihre ganze Persönlichkeit der Wissenschaft zu opfern, Schleiermacher aber seine Schüler anregte, ihre geistige und sittliche Eigenthümlichkeit durch die Wissenschaft auszubilden. Indessen um einen Lehrer, wie Fichte war, zu ersetzen, hätten

sie beyde in Geist und Sinn zu vereinigter Wirksamkeit sich verbinden müssen.

Die „Grundlinien der Philosophie des Rechts" erschienen im Jahre 1821. Den heftigen Widerspruch, welchen dieses Buch erfuhr, und die Mißverständnisse, denen es ausgesetzt war, sind in ihm selbst begründet. Zu falschen Auslegungen und Mißverständnissen gaben, wie der Biograph selbst einräumt, die unklaren Allgemeinheiten der Vorrede Veranlassung; und gerechten Tadel, was der Biograph nicht zugeben wird, verdient diese Lehre, weil Hegel der Moralität, als der persönlichen Tugend, gegenüber der objectiven Sittlichkeit, eine falsche Stellung angewiesen, und weil er den Staat an die Stelle der allumfassenden, alle Bedürfnisse befriedigenden, alle Kräfte entwickelnden, alle ethischen Zwecke erfüllenden sittlichen Gemeinschaft der wahrhaft Weisen und Guten gesetzt hat. Durch diese wesentlichen Mängel hat dieses Buch den Eindruck einer solchen systematischen Darstellung des Staates und seiner Verhältnisse geschwächt und verkümmert. — Nach der Erscheinung der Rechtsphilosophie war die Periode der schöpferischen literarischen Thätigkeit für Hegel vorüber. Doch besorgte er eine zweyte Ausgabe der Encyclopädie, bereitete eine neue Ausgabe seiner Werke vor, erweiterte den Kreis seiner Vorlesungen, besonders durch die Philosophie der Geschichte und durch die Philosophie der Kunst, nahm lebhaften Antheil an der Gründung und Förderung der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, schrieb einige Aufsätze für die preußische Staatszeitung und begann ein Werk über die Beweise vom Daseyn Gottes, dessen erste Abschnitte vortrefflich geschrieben sind.

Hegel erwarb sich die Liebe und das Vertrauen vieler ausgezeichneter Männer, mit denen er zum Theil durch innige Freundschaft verbunden war. Auch seine literarischen und wissenschaftlichen Gegner, wie Schleiermacher, erkannten seinen Werth und ehrten seine Verdienste. Den Interessen des Tages und den Zerstreuungen der großen Stadt gab er sich harmlos hin, besonders ergriff auch ihn das reflectirende Kunstinteresse, welches damals in Berlin

in den meisten gesellschaftlichen Kreisen vorherrschte und auch die höheren Interessen zu verschlingen drohte. In den größeren geselligen Kreisen jener Stadt gewann sich Hegel durch seine schlichte Sitte, durch die Geradheit und Offenheit seines Charakters die Herzen. Wie er von dem Talent des Mannes überhaupt dachte, bezeugt eine Stelle seiner Schulreden:

„Vielen Schaden hat in der modernen Erziehung der Grundsatz gethan, daß den Kindern frühzeitig die Weltumgänglichkeit beyzubringen sey. Die Erfahrung widerlegt diesen Gedanken, denn sie zeigt vielmehr, daß Menschen, die einen tüchtigen innern Grund gelegt hatten, und dabey sonst in guten Sitten erzogen waren, auch mit der Gewohnheit der äußerlichen Bezeigung und des Benehmens in der Welt zurecht kamen, daß ausgezeichnete Weltmänner selbst aus dem beschränktesten Mönchsleben hervorgegangen sind, daß dagegen die Menschen, welche in dieser Aeußerlichkeit des Lebens auferzogen wurden, auch zu keinem innern Kern kamen."

In den letzten Jahren seines Lebens fand er auch in seinen Reisen eine wahre Befriedigung und vielseitige Anregung. Er machte Ausflüge nach der Insel Rügen, nach Dresden und der sächsischen Schweiz, nach Böhmen, nach Weimar; von seinen größeren Reisen nach den Niederlanden, nach Paris und nach Wien enthalten die Briefe an seine Gattin anschauliche Berichte. Für die Schönheit und Erhabenheit der Natur zeigt Hegel wenig Sinn; als er in seiner Jugend während seines Aufenthaltes in Bern eine Reise in die Berner Oberalpen machte, bekannte er wiederholt, daß er den erwarteten Eindruck der Erhabenheit von den Alpen nicht empfangen habe.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. July.

Nro. 133. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Chronik des edeln en Ramon Muntaner, herausgegeben von Dr. Karl Lanz. Stuttgart, auf Kosten des literarischen Vereins, 1844. XXXVI und 550 Seiten. 8.

Diese Chronik zeichnet sich, abgesehen von ihrem Inhalt, in der ursprünglichen Gestalt, in der sie hier erscheint, durch eine Eigenheit aus, die wenige Bücher von gleichem Werthe mit ihr gemein haben werden. Sie ist in einer Schriftsprache geschrieben, die nach der Hand zum fast nur mehr mündlichen Volksdialekt herabgekommen ist. Als Gegenstück aus dem Bereich der germanischen Sprachen könnte höchstens irgend eine bessere unter den alten niederdeutsch verfaßten Chroniken aufgestellt werden, wobey man aber finden dürfte, daß jenes Niederdeutsche von dem herrschend gewordenen Hochdeutschen nicht so weit absteht als Muntaner's (- - -) Catalanisches von dem eben so herrschenden Castillischen. Ref. (um einen Augenblick aus der in der Bücherwelt als Bescheidenheitsformel geltenden wir, wenn auch nicht ganz in das anmaßend vortretende ich, zu fallen) kann sichs nicht versagen, zu bemerken, wie er sich gefreut, Laute und Worte, die er in jüngern Tagen oft und viel zu hören im Falle gewesen, nach vierzig Jahren als alte, obschon fast vergessene Bekannte schwarz auf weiß in dem neuen bequemen Buche wiederzufinden. So selten ist, und nicht bloß bey uns, ein catalanisches Druckwerk, zumal ein solches, das nicht unter die alten unhandsamen Folianten gehörte.

Die schon im J. 1325 geschriebene Chronik ist, so viel bekannt, erst im zweyten Jahrhundert der Buchdruckerkunst und zwar öfter nacheinander zum Drucke gekommen. Diese Ausgaben aber, man kennt eine von 1558 und eine von 1562, sind dermalen große Seltenheiten geworden.

Sehr wohl benutzt, aber nur gelegenheitlich neben Pachymerius als Quelle angegeben von Fr. de Moncada (Expedicion de los Catalanes y Aragoneses contra Turcos y Griegos. Barcelon 1623, Madrid 1805, deutsch durch Spazier 1828) hat sie nicht wie das Werk des letzteren das Glück gehabt in Spanien selbst neuerdings abgedruckt zu werden, entweder weil ihrem Inhalt irgend eine mächtige Ungunst entgegenwirkte oder aber noch wahrscheinlicher, weil sie eben in der Mundart geschrieben ist. Den nahe liegenden Gedanken, sie in eine der geläufigern Sprachen zu übertragen, hatte schon 1596 M. Montade gehabt, dessen castilliische Arbeit (Barcelona 1596) aber mehr Umschreibung als Uebersetzung seyn soll. Dieser Gedanke ist erst neuester Zeit (1824) durch J. A. Buchon wieder aufgenommen worden, der in seiner Collection des chroniques nationales Françaises diese Chronik französisch und mit Anmerkungen geliefert hat. Ihm folgte ein Deutscher, Prof. Dr. K. Fr. W. Lanz in Gießen, dessen Uebersetzung (Leipzig 1842 — 3) in zwey Bänden erschienen ist. Fast gleichzeitig mit dieser deutschen Uebertragung ist von F. Moisé, dem Verf. der Storia de' domini stranieri in Italia eine italienische ans Licht gefördert worden in einem Buche, das unter dem Titel Due cronache Catalane nach Muntaner's Chronik auch die des Bernard d'Esclot enthält.

Bey der Spärlichkeit vorhandener Hülfsmittel hatte den ſchwerſten Theil der Arbeit zu beſtehen, wer ſich der erſte an ſie gewagt. Kein Wunder, daß der deutſche Ueberſetzer, der die Gelegenheit wahrnahm, ſich mit einem gebornen Catalanen zu berathen, an dem Werke Buchon's manches auszuſtellen fand. Indeſſen hat dieſer ſelbſt, nach fernern Studien, die er deßhalb perſönlich in Catalonien gemacht, eine verbeſſerte Ausgabe geliefert, die wir übrigens nur in ſo weit kennen, als ſie der Italiener, der ſeinerſeits ebenfalls von Catalanen unterſtützt war, vor Augen gehabt haben muß. Das Verdienſt aber, das Original ſelbſt jedem Freunde ſolcher Seltenheiten zugänglich gemacht zu haben, gebührt dem genannten unſern Landsmann und dem literariſchen Verein zu Stuttgart. Und es iſt ein Verdienſt; denn wenn auch ein größeres Publicum und ſelbſt der einzelne Hiſtoriker, dem es eben nur um die Thatſachen als ſolche zu thun iſt, durch dieſe Uebertragungen befriedigt ſeyn kann, ſo wird doch das Original ſelbſt, falls auch nicht größere Sicherheit, was die Facta betrifft, einen nicht gering anzuſchlagenden Vortheil mehr, nämlich den gewähren, das, was ſich nicht mit übertragen läßt, das Alterthümliche, Naive, um nicht zu ſagen Gemüthliche in der Sprache des ehrenfeſten alten Degens mit genießen zu laſſen.

Der Titel, welcher den Ausgaben des Originals, augenſcheinlich nicht der Urſchrift des Verfaſſers ſelbſt vorangeſetzt iſt, lautet: Chrónica o descripció dels fets e hazányes del inclyt rey don Jaume primer rey d'Aragó, de Mallórques e de Valencia, compte de Barcelona e de Muntpesller e de molts de sos descendents feta per lo magnifich en Ramon Muntanér, lo qual servi axi al dit inclyt rey don Jaume com a sos fills e descendents e s' trobá present a les coses contengudes en la present historia.

Was M. gewollt, ſpricht er ſelber am beſten gleich im erſten Capitel aus, wo er, der Sechziger, ſich in einem Traumgeſichte ſagen läßt: Erheb dich, Muntaner, und mache ein Buch von den Wundern, die Gott gewirkt hat in ſo manchem Streit (32 Schlachten), woran du Theil gehabt. Verliehen hat der Herr dir ſo langes Leben und Wohlergehen, erſtlich weil du oft und vielmal, da du zu befehlen hatteſt zu Waſſer und zu Lande, weniger Uebles haſt gethan als wohl in deiner Macht geſtanden, zum andern weil du Vielen und Mächtigen, die in deine Hand gerathen, Böſes nicht mit Böſem ſondern mit Gutem vergolten, drittens weil Gott will, daß du Kunde gebeſt von all dieſen Abenteuern und Wundergeſchichten; denn heute iſt kein andrer mehr im Leben, der davon ſagen könnte mit Wahrheit ſo wie du.

Wenn er nun ſeine Erzählung damit beginnt, wie in ſeinem Vaterhauſe zu Peralada, einer Stadt Cataloniens, im J. 1274 König Jacob (Jaume), ein Abſteigquartier genommen, bemerkt er ausdrücklich, dergleichen erzähle er, damit jederman wiſſe, daß er als neunjähriger Knabe dieſen König ſelbſt geſehen, wie er denn nur von ſolchen Dingen reden wolle, die zu ſeiner Zeit geſchehen ſind.

Dieß iſt indeſſen nicht ſo zu nehmen, daß es ihn hätte hindern ſollen, bis auf 9 Monate vor dieſes ſelbſtgeſehenen Königs Jacob Geburtsſtunde, nämlich auf ein von ihm ſogenanntes Wunder zurückzugreifen, bey welchem moraliſcher Ehebruch, wohlgemeinter Betrug und kirchliche Frömmigkeit auf ſeltſame Weiſe zuſammenwirken, eine Geſchichte, die einer der Novellen des Boccaccio (III. 9.) auffallend ähnlich iſt. Was er weiter aus der Zeit von 1207 bis zu der, wo er ſelber beobachten oder mithandeln konnte, nämlich aus der Peter's II. † 1213, des genannten Jacob † 1276, Peter's III. † 1285, ſodann der Söhne des letztern mit allerley aus dem Leben gegriffenen Einzelheiten vorbringt, kann etwa unter Ausnahme deſſen, was jener König Jacob ſelbſt in eine Art Chronik ſeiner Zeit (gedruckt Barcelona 1557) niedergelegt hatte, nur der mehr oder minder treue an ſeinen perſönlichen Anſichten gebrochene Wiederhall mündlicher Erzählungen und Berichte Anderer ſeyn, und ſo mag dieß Buch in ſeinen erſten zwey Dritteln immerhin als das, was man in jenen Zeiten eine Chronik nannte, genommen werden, in welcher das für uns nicht am wenigſten anziehende eben jene Anſichten des Zeitgenoſſen ſind. Ihr Inhalt iſt der leider gewöhnliche aller ſogenannten Geſchichte. Selbſtſucht, Uebermuth, Raub und Brand und Mord, in großem Maßſtab und

allerseits unter gottesfürchtigen Betheuerungen ausgeübt. Welche Große und Kleine, welche Länder und Orte dabey genannt werden, hier Ostspanien, Südfrankreich, Majorca, Tunis, Sardinien, Sicilien, Neapel, Rom, Urban IV, Martin IV, Philipp der Kühne, Carl von Anjou, Conradin von Schwaben, Manfred und seine aragonischen Erben, immer nur Variation des trostlosen alten Liedes. Aber unser Chronist, der sich am Ende einer nicht gemeinen Laufbahn schlechthin einen Bürger (ciutada) von Valencia nennt, obschon er sich sonst den damaligen Republiken wenig gewogen zeigt, hat, seiner bessern Natur folgend, Töne des rein Menschlichen eingelegt, die den Hörer gewinnen müssen. Dieß ist vielleicht dem Umstand zu verdanken, daß M., wie es scheint, in eigentlicher Büchergelehrsamkeit nicht weiter beschlagen war, als es zu seiner Zeit bey andern Laven zum guten Tone gehören mochte. Mit Alexander, König Artus und der Tafelrunde, „Carles magnes," Rotlan e Oliver, Lansalot del Llach" und ähnlichen Geschichten, so wie mit der Gaya sciencia der Provenzalen überhaupt, zu welchen auch die Catalanen, unter ihnen er selbst, ihren Beytrag gaben, scheint er bekannter gewesen zu seyn, als mit den Ueberlieferungen der Alten. Wenigstens laßt die Art, wie er (cap. CCXIV) die Geschichte von Paris und Helena (Arena) erzählt, kaum auf Anderes schließen.

(Fortsetzung folgt.)

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Leben beschrieben durch Karl Rosenkranz.

(Schluß.)

Desto leidenschaftlicher ist sein Interesse für die Kunst, besonders in Wien, einer Stadt, die für ihn der Gipfel der Lebenslust war, wo er sich ganz glücklich fühlte. Und eben so fühlte er sich beglückt durch das Zusammentreffen mit edlen Freunden, auf seiner niederländischen Reise mit van Ghert, auf der Reise nach Paris mit Cousin. Besonders glücklich machte es ihn, als er in Karlsbad im September

1829 unvermuthet Schelling traf, mit dem er, wie er an Daub, Förster und an seine Gattin schrieb, einige Tage in „alter cordater Freundschaft" zusammenlebte. Von jeder Reise aber kehrt er mit liebevoller Sehnsucht in den Kreis der Seinen zurück.

Unter seinen auswärtigen Freunden blieben mehrere mit ihm in wissenschaftlichem Verkehr, vorzugsweise Daub, der vielleicht unter allen seinen Freunden ihn am meisten verehrte, Franz v. Baader, der eine Schrift über Böhme's mysterium magnum ihm dediciren wollte, und Göthe, der in Hegel's Apologie seiner Farbenlehre eine Bestätigung und Rechtfertigung seiner Ansichten zu finden glaubte.

Nach so reichem, vielbewegtem, thatenvollem Leben starb Hegel am 14. November 1831. Er ruht neben Fichte, an der von ihm selbst gewählten Stelle des Friedhofs.

Seine Werke in einer vollständigen Ausgabe herauszugeben unternahm ein Verein von Freunden des Verewigten. Als Supplement zu diesen Werken schrieb Hr. Prof. Rosenkranz diese Biographie. Die Schüler Hegel's bildeten eine Zeitlang eine geschlossene Vereinigung, die sich nach Art politischer Versammlungen in drey Gruppen schied, in ein Centrum, eine rechte und linke Seite. Hr. Prof. Rosenkranz aber unterscheidet (S. 382) „die Besonnenen, die Ueberschwenglichen und die Leeren." Er selbst ist unter den besonnenen Schülern Hegel's der vielseitigste, von Buchstaben der Lehre unabhängigste und von dem Vorurtheil, daß alle Philosophie nur Ausbildung der Lehre Hegel's sey, freyeste Hegelianer.

Die Thätigkeit dieses Gelehrten auf dem Gebiete der Philosophie ist bekanntlich kritisch, das System Hegel's erläuternd, auslegend, bestätigend, berichtigend. Sein eigenthümliches Talent ist der Sinn für die Form, der ästhetische Formsinn: in allen Objecten seiner Beobachtung ist es vorzugsweise die Form, die ihn interessirt, die er schätzt, die er erkennt und mitfühlt. Dieser ästhetische Gesichtspunkt ist indessen nicht überall anwendbar. Bey klassischen Werken, bey denen die Form dem Gehalte entspricht, wird das ästhetische Urtheil, obgleich es

ursprünglich nur den formellen Eindruck des Werks wiedergiebt, auch für den innern Gehalt treffend und bezeichnend seyn; bey solchen literarischen Erscheinungen aber, die entweder durch Fülle der Form den innern Mangel zu ersetzen suchen, oder in dürftigen Formen den innern Reichthum verbergen, leitet ein solches Urtheil nicht sicher. Eine feste Haltung des Urtheils und höhere Selbstständigkeit des Styles gewährt nur die mit sich selbst einige metaphysische und ethische Ueberzeugung, welche mit der Sicherheit und Kraft des sittlichen Gewissens wirkt.

Der Verf. hat Hegel's Leben so beschrieben, wie das Leben eines Mannes, der ein Gegenstand der allgemeinen literarischen Aufmerksamkeit ist, nicht aus dem Gesichtspunkte der sittlichen Weisheit, nicht mit stiller Sammlung und ruhiger Innerlichkeit. Er sagt mit Unrecht, die Geschichte eines Philosophen sey nur die Geschichte seines Denkens, die Geschichte der Bildung seines Systems, und was bey andern Individuen in einer äußerlichen Breite, in Verwicklung vieler Personen und Umstände erscheinende Thaten, das seyen bey ihm die Gedanken. Die Lebensgeschichte eines Philosophen ist vielmehr die Darstellung der Entwicklung seines innern Lebens zur sittlichen Weisheit, sie soll uns zeigen, auf welchem Wege, durch welche Bildungsmittel, durch welche Erfahrungen der Denker dem Ideale sittlicher Vollkommenheit nach dem Maaße seiner Kraft sich genähert hat.

Des Verf. offener Sinn für Natur und Poesie, die Vielseitigkeit seiner literarischen, socialen und humanen Interessen hat ihm möglich gemacht, über das einfache Lebensbild Hegel's ein glänzendes Licht zu ergießen; und zwar erhalten die lebendigen Schilderungen von Personen und Zuständen durch die gerade und männliche Offenheit, mit welcher der Verfasser von seinem Standpunkte aus sie beurtheilt, oft einen höhern sittlichen Werth. Aber durch das Bestreben, vielseitig und lebendig zu seyn, wird der Verfasser zu einer Darstellung verleitet, die den Leser, anstatt ihn bey dem Gegenstande festzuhalten, zerstreut, und die ihn beschäftigt und unterhält, ohne seine Denkkraft aufzuregen. Sehr zerstreuend wirkt das Uebermaaß der Gewohnheit, die inneren Zustände, die geistigen Thaten des Menschen aus äußerlichen Situationen zu erklären. Wir wählen einige Beyspiele, um dieses Urtheil zu erhärten. Sehr treffend und von überraschender Wahrheit ist sein Ausdruck, wenn er Hegel eine einsammelnde Herbstnatur nennt; wenn er aber dieß dadurch motivirt, daß Hegel im Herbst nach Tübingen, im Herbst nach Bamberg, im Herbst nach Nürnberg, im Herbst nach Heidelberg, im Herbst nach Berlin gegangen und im Herbst gestorben und „demnach" eine Herbstnatur zu nennen sey, so zerstört er völlig den befriedigenden Eindruck jenes Bildes. Oder: den Abschnitt „die Logik" beginnt er mit einer pittoresken Schilderung Nürnbergs und fährt dann fort: „In dieser Centralstadt Binnendeutschlands vollendete Hegel seine Logik, die in dem Element der reinsten Abstraction die Thurmbauten der ewigen Categorien aufschichtete." Es ist klar, daß eine Schilderung der herrlichen Stadt Nürnberg an manchem andern Platze besser stehen würde, als gerade hier, um den Einfluß einer solchen Umgebung auf die innere productive Stimmung bemerklich zu machen, hätte eine einfache Hindeutung genügt.

Indem wir überzeugt sind, daß diese Biographie Hegel's für das Interesse des Tages wohl berechnet ist und den Anforderungen der jetzt vorherrschenden literarischen Sinnesweise vollkommen entspricht, sprechen wir zugleich die Hoffnung aus, daß bald die Zeit kommen werde, in welcher der ethische Gesichtspunkt und der Ton innerlichen, würdevollen, feyerlichen Ernstes auf dem Gebiete der Biographie als der einzig rechte anerkannt wird.

Bayer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. July.

Nro. 134. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Chronik des edeln en Ramon Muntaner, herausgegeben von Dr. Karl Lanz.

(Fortsetzung.)

Gieng und genügte ihm das vaterländische Romance für das Latein der damals doch in enge Kreise gebannten Buchgelehrten (ein Spruch, durch den er sich cap. LXXVIII über Schritte des Pabstes beruhigt: sententia pastoris justa vel injusta tenenda est, ist wohl das einzige Latein, das bei ihm vorkommt), so hatte er dagegen, vielleicht schon in der Jugend, wozu in Valencia wohl gute Gelegenheit war, das Arabische (Sarrahinesch cap. CCLI) sich angeeignet. Daß dieser Umstand ihm auch das ganz besondere Vertrauen des turkischen Hülfsvolks verdiente, das sich (cap. CCXXVIII – CCXXXIII) in Romanien an die catalanische Companya angeschlossen, ist denkbar. So dammert schon aus jener mittelalterlichen Nacht hie und da ein Zug ächter Humanität, und wenn sich auch ein Halbjahrtausend später nur erst auf einzelnen Höhen ein entschiedener Morgen verkündigt, so ist dieß immer eine tröstende Bürgschaft, daß für ganze kommende Geschlechter auch der Tag nicht ausbleiben werde.

Hat Muntaner bis cap. CXCIV, ohngefahr zum J. 1300, mehr die Geschichte seiner Herren, der Könige von Aragon erzählt, so kommt er endlich im letzten Drittel des Buches auf das, was zwar auch zur Ehre Aragons, aber unter einem Führer, der kein Hochgeborner, nicht einmal ein Aragonese oder Catalane, sondern der Sohn eines Deutschen, eines in der Schlacht Conradin's gegen Carl von Anjou gefallenen Falkenmeisters (falconer) Friedrichs II. war, er Muntaner selber mitgemacht und was ihn, wie er am Ende von cap. CXCIII gesteht, hauptsächlich mit zum Schreiben bewogen hat. Seine Chronik erhebt sich zu dem, was wir Erinnerungen an selbst Gesehenes und Gethanes, Memoiren nennen.

Besser als mit seinen eigenen frühern Geschicken macht er uns sofort bekannt mit den allerdings merkwürdigen dieses seines neuen Helden, des Templers Frare Roger de Flor, neben welchem er, ein bereits gereifter Mann, in Sicilien als dessen Generalprocurator auftritt. Er nimmt vom J. 1303 an als eine Hauptperson Theil an den Thaten und Geschicken einer Schaar Catalanen und Aragonesen (5000 zu Fuß, 1500 zu Pferd), die von Sicilien aus unter Roger dem von den Turken hart bedrängten Kaiser Andronikus nach Kleinasien zu Hülfe gezogen. Als nach vielen siegreichen Schlachten Roger im Jahre 1305 von desjenigen, für den er sie geschlagen, ruhmneidigen Sohne Michael ermordet, ein zweiter Führer, Berenguer von Entenza, von den Genuesen gefangen war und die nach Romanien zurückgekehrte Hülfsschar (la gran Campanya) auf eigene Faust zu leben und sich wie gegen Türken auch gegen Griechen und Genuesen zu wehren hatte, war es Muntaner, der einige Jahre lang bis zur Ankunft des Infanten Ferdinand von Majorca, von Gallipolli aus das Regiment führte so gut es angieng über eine Truppe, die durch den ehrgeizigen Zwist einiger Führer unbotmäßig genug geworden und zu ihrem Unterhalt auf die Plünderung der

Länder angewiesen war, die sie von der Boca d'Aner (dem Hellespont) bis nach dem Herzogthum Athen verheerend durchzog. Im J. 1308 ist Muntaner für seine Person mit Aufträgen des Infanten wieder in Sicilien zurück, holt in Valencia die ihm schon vor sieben Jahren angetraute jugendliche Braut und verläßt, nachdem er noch das schwierige Amt eines Statthalters des Königs Friedrich von Sicilien auf der maurischen Insel Gerba bey Tripolis versehen, um das J. 1315 das öffentliche, und wahrscheinlich im J. 1336 dieses irdische Leben.

Ob Anderes, was er in demselben überhaupt gethan, nachhaltige und welche Wirkungen es gehabt, wissen wir, obwohl gerne zugebend, daß auch der kleinste Schritt nicht ohne seinen Grund und seine Folge sey, keineswegs zu ermessen. Aber durch diese kunstlosen Aufzeichnungen, die wir heute, nach fünfhundert Jahren sich gleichsam wieder verjüngen sehen, wirkt er andauernd fort. Er hält uns ein Bild jener Zeit vor, in welcher wir uns, nicht ohne einigen Trost, daß seither dennoch so manches besser geworden, spiegeln mögen, ein Bild, das uns überdem durch sich selbst das geistige eigenthümliche Medium zur Anschauung bringt, in welchem die Hauptpersonen, die es darstellt, sich bewegt haben, die alte catalanische Sprache. Diese, der südlichste über Roussilon, Catalonien, Valencia und die Balearen auslaufende Zweig des großen Astes romanischer Sprache, der sich nordwärts über Languedoc und die Provence erstreckt, ja gewissermaßen durch das Delphinat bis an den Genfersee und an die Marken Deutschlands fortzieht, verdient in der geschichtlichen Auffassung des romanischen Sprachstammes überhaupt eine größere Rücksicht, als ihr bisher überhaupt im Allgemeinen zu Theil geworden ist. Je älter nun ein Denkmal derselben und je lohnender es durch eigenen Gehalt ist, um so willkommener muß es jedem seyn, der auch ohne Sprachforscher überhaupt heißen zu wollen, auf die Ursprünge der herrschend und weit über ihre Grenzen hinaus wichtig gewordenen romanischen Idiome, Spanisch, Französisch, Italienisch, hie und da wenn auch nur einen neugierigen Blick werfen mag. Wer weiß z. B. aus seiner Geographie nicht von Languedoc, und vielleicht auch, daß der Name des Landes (bey

Muntaner noch la Llengua d'och) von der Sprache der Bewohner hergenommen ist, welche oc sage für oul oder oui (ja). — Bey Muntaner findet er dieses oc noch ganz in seiner ursprünglichen Gestalt als lateinisches hoc: z. B. cap. CCLXIX frägt dieser eine hohe Frau: madona, es aci lloctenent del senyor rey? Sie antwortet: senyor, hoch, vè'l vos aci. Eine andre gibt auf seine Frage: madona, vos creets, que aquest sia l'infant en Jacme? die Antwort: senyor, hoch. Und von mehreren eben so befragten Personen heißt es: e tuyt respongueren que hoch (und alle antworteten: ja). So zeigt sich ein nicht minder ursprüngliches hanc, hanch (noch) elliptisch für ad hanc horam, wodurch die viel gebrauchten, und wie so manches andre heutige Wort, aus sich selber sich nicht mehr erklärenden ancora, encore, anche u. dgl. befriedigendes Licht erhalten. Zu dem hoc und hanc fehlt denn auch ein hic (hier) nicht. Ein seltsames Wörtchen ist in dieser ältern catalanischen, wie in der provenzalen Sprache überhaupt das en, vor Vocalen n, das sich wie das spanische und zum Theil auch italienische don, portug. dom männlichen, und das na, welches sich wie doña weiblichen Taufnamen von Personen eines gewissen Ranges vorgesetzt findet. Es für ein noch mehr verkurztes dominus, domnus, domina, domna anzusehen, wäre der nächste Gedanke, wie sich denn zu ganz ähnlicher Anwendung auch im ältern Deutschen herre in her und er, vrouwe in ver abgekürzt findet. Ob sich aber das radicale Anfangs-d so ohne weiters hätte können in den Wind schlagen lassen? Dazu mochte der Umstand führen, daß das ganze Wort seiner Natur nach allmählich zum bloßen tonlosen Vorschlag werden mußte, über welchen der Sprechende so leicht als möglich hinweg glitt *). Regelmäßig vorgesetzt findet sich dieses catalanische en den Namen von Gliedern des aragonischen und der mit ihm nächstverwandten Fürstenhäuser. Andere Fürstenspersonen, selbst Könige und Kaiser werden ohne das Wörtlein vorgeführt, z. B.

*) Das vollständige don braucht M., so viel wir wissen, nur einmal und zwar von „Alexandre," jenem gefeierten der Vorzeit. Mit dona, madona thut er weniger spröde.

lo emperador Fraderich, lo rey Corali (Conradin), lo rey Manfré (Manfred, Meginfrid), lo rey Falip de França, Lluis de França, lo rey Cárles, lo princep Loys de Burgunya. Wenn indessen dennoch ein n' Andoart (Eduard) d'Anglaterra, ein Mosenyer en Falip de Saboya, selbst Maurenhäupter n' Alef und en Bugron vorkommen, so scheint dieß nur eine Ausnahme von der Regel zu seyn. Wie weit unter den Vasallen und Dienern des aragonischen Hauses das en damals herabgereicht habe, läßt sich wohl aus dem ermessen, was in Hinsicht des don bey den übrigen Spaniern früher Sitte gewesen *). Hienach scheint das en vor Ramon gleich auf dem Titel unsers Buches so wie in einigen Capitelüberschriften mit diesen Ueberschriften selbst bloß auf Rechnung der Herausgeber zu setzen, da sich der Verfasser, der nicht einmal Ritter (cavaller) war, im Texte schlechthin Ramon und seinen Bruder Joan Muntaner nennt. Wenn er sich indessen einmal, cap. CCLI, von seinem König en Muntaner anreden laßt, so ist dieß, wie gegen die jetzige, sicher auch gegen die frühere Sitte, die das en oder don vor Person- oder Tauf-, nicht aber vor Familien-Namen gesetzt haben wird. Indessen kommt cap. XLVIII auch ein en Cortada, CCLXVI ein en Not (falls nicht aus en Ot, Otto entstanden) vor, auch wird in Muntaners Geburtsort, cap. CCXXIV, eine Frau nach ihrem Gewerbe na mercadera, eine andere, cap. CXXV, kaum vornehmere na Palomera genannt. Vrgl. bey Raynouard Choix I. 131—2: en Oc e no, na Fin amors, na Ses merce. Andere wie es scheint gewissen persönlichen Verhältnissen zukommende Ehrenprädicate sind Ser, Micer, Mosenyer. Der berühmte Arzt und Philosoph seiner Zeit Arnold von Vilanova heißt cap. CXLIII, mestre A.

Wir sehen ihn, den in der Literatur viel genannten hier einmal als praktischen Heilkünstler auftreten, der nebst andern aus Barcelona dem auf dem Wege erkrankten König en Pere (Don Pedro) zu Hülfe gerufen wird. E faéren li, heißt es dann, pendre al mati l'aygua e guardáren la. Ueber den Sinn, in welchem hier Wasser zu nehmen ist, hat sich einer der Uebersetzer, vielleicht durch hydropathische Gedanken, bedeutend irre führen lassen.

Wie de en in d'en, den, so findet sich a en in an zusammengezogen und geschrieben, und durch en ('n) vor Vocalen entstehen Namen, die unkenntlich genug aussehen wie z. B. die männlichen Nanfos (don Alfonso), Nandoart, Nantoni, Nuguet *), die weiblichen Nagnes, Naliconor u. dgl.

Zu diesen seltsamen orthographischen Gestalten von Personennamen gehören denn auch vocalisch anhebende Landernamen in dem Falle, wo ihnen de voransteht, und auf diese zufällige Zuthat nach der alten Schreibweise die Ehre des großen Anfangsbuchstaben übertragen wird, wie in Dalamanya, Dampurias, Danglaterra, Danjou, Darago, Despanya, Disrael.

Wir meinen, daß der Herausgeber, wie er sich sicher den Dank seiner Leser, Leser des XIX. Jahrhunderts, verdient hätte, wohl berechtigt gewesen wäre, in dergleichen Dingen der Orthographie des XVI. und früherer Jahrhunderte ein wenig nachzuhelfen, was geschehen konnte, ohne irgend einem Buchstaben seines Textes zu nahe zu treten. Die Manier, alle Enclitica mit den Wörtern, an die sie sich in der Aussprache anlehnen, auch für das

*) Bey diesem en erinnert sich Ref. einer noch wohl erhaltenen, unter Trajan durch Lucius Lucinius Sura errichteten zwischen Vendrell und Altafulla jetzt im freyen Felde stehenden Triumphpforte, unter welcher die von Barcelona nach Tarragona führende Straße hinzieht. Man nennt sie daselbst das Portal de Bara. Er hält es für wahrscheinlich, daß auch die ohne Zweifel später entstandene Ortschaft Torre-den-Bara (geschrieben meist Torredembarra) ihren auffallenden Namen von eben diesem wohl mit einem Thurme zu vergleichenden Denkmal empfangen habe und somit nichts anders besage als eben auch Torre d'en Bara, wer immer dieser Bara gewesen seyn möge.

*) Käme das en oder n' auch vor andern Namen der Kämpen in der Roncevalle-Schlacht vor, so könnte man in dem räthselhaften Naaman dux Baioariae bey Turpin, dux Naymes im Ogier le Danemarche, duc Naymes de Bavière in les enfances Vivien und in andern ursprünglich französischen Denkmälern das N für eine ähnliche provenzale Zuthat halten und etwa auf einen Aymo oder Haymo zurückrathen.

Auge, als ob sie förmliche Bestandtheile derselben wären, zu verbinden, diese an die Zeit, wo man in der schriftlichen Darstellung noch nicht einmal die Wörter als solche von einander zu trennen wußte, erinnernde, wie im Italienischen, Castillischen, auch im heutigen Catalanischen längst veraltete Manier wirft dem neuern an so was nicht mehr gewöhnten Leser bey jedem Schritt Steine des Anstoßes in den Weg, die durch das leichte und unschädliche Mittel eines sogenannten Apostrophs vollkommen beseitigt wären, ein Mittel, das sich sogar schon in ziemlich alten catalanischen Drucken z. A. in dem der Obres de Mossen Ausias March Barcelona 1543 angewendet findet. Ein anderes die Treue des Abdrucks eben so wenig gefahrdendes Mittel, in einer sonst so selten vorkommenden Lectüre dem Leser hülfreich zu begegnen, stand in dem Zeichen für die Betonung, dem Acutus, wie und wo er wirklich in neuern catalanischen Drucken gebraucht wird, zu Gebot. Wie unumgänglich solche Bezeichnung für gewisse Zeitformen des romanischen Verbs überhaupt sey, braucht nicht gesagt zu werden, eben so wenig, daß die bloße Betonung zwischen manchen sonst ganz gleich aussehenden Wörtern einen gewaltigen Unterschied begründe, z. B. zwischen basto und basto, bordo und bordó, garbo und garbó. Bey vielen führt der accentuirte Schlußvocal den Leser sogleich auf eine abgeworfene mit n oder d beginnende Sylbe und so auf die vollständigere lateinische, italienische oder castillische Form, z. B. in capità, catalá, valenciá, dega, munda, mercé; boci, cami, moli; cani, divi, llati; acció, dominacio, Aragó, botó, canó, falcó, feló; algu, deju — während er, wo diese Hulfe fehlt, oft genug ohne Noth stutzig wird.

In einer minder weltläufigen Sprache, in der sich der Leser so vieles aus nahe liegenden bekannten deuten kann und muß, ist vollkommenes Vertrauen auf die Genauigkeit des gedruckt Vorliegenden um so nöthiger, als sonst manche auffallende Wortform leicht für bloßen Druckfehler, z. B. cama für gamba, conort für confort, cos für cors, debades für debalde, espasa für espada, pendre für prendre, pus für plus, reebre für recebre angesehen werden kann, während allerdings manches Seltsame z. B. fareza, infanitat, marce, sanador

statt feresa, infinitat, mercé, senador bloß auf Rechnung des Autors kommt, der da niederschrieb, wie er, wenn auch fehlerhaft, eben selber sprach. Dieß kann, wenigstens zum Theil, auch in Rücksicht seiner Eigennamen der Fall seyn, unter denen er uns einen Corrál (Conrado), Corrali (Conradino), Falip, Fraderich, Paliógolo (Palaeologus), Orte Contastina (Constantina), Macina (Messina), Länder Brus (Abruzzo), Manorqua (Minorca), Pola (Apulia) zum Besten gibt. (Deutschland kennt er unter dem Namen Alamanya, der Deutsche aber heißt ihm nicht Alamá, sondern Tudesch. Die Italiener stellt er als Llatins den Spaniern und zunächst seinen Catalanen und Aragonesen entgegen). So ist denn auch in der That, wie wir aus Vergleichung mit der Ausgabe von 1562 ersehen, dieser Abdruck mit großer Sorgfalt überwacht. Versehen wie S. 70 Munpessler f. Munpesller, 90 ed f. de, 104 caperma f. caperna, 106 sabuba f. sabuda, 115 ocar f. tocar, 119 altrar f. altra, sind nicht des Erwähnens werth. Selbst augenscheinliche Fehler des Originals sind festgehalten wie cap. XXXIV los les hosts. Gleich zu Anfang des zweyten Capitels hat ein den alten Ausgaben allzutreu nachgebildetes Persi statt per si (durch sich) den Uebersetzer selbst zu einem abenteuerlichen Recurs auf einen römischen Kaiser Persi verführt. Erheblicher ist allerdings ein auf S. 104 cap. XLII vorkommender Verstoß, der dem Herausgeber zur Last fallt, da er statt carro (d. h. carró, sarró, castillisch zurron, Anhängesack) gelesen hat carro, und demgemäß die Stelle, wo von einer Art damaliger, etwa den heutigen Miquelets vergleichbaren leichten Truppe, den Almugávers gesagt ist: aquests anáren caseu ab son carró acóstes . . . caseú portava lo pà en son carró (diese giengen jeder mit seinem Sack auf dem Rücken . . . jeder trug sein Brod in seinem Sack) in seiner Verdeutschung also gibt: die hatten all ihre Karren bey sich . . . jeder führte sein Brod im Karren mit sich.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. July.

Nro. 135. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Diaries and Correspondence of James Harris, first Earl of Malmesbury, containing an Account of his missions etc. Edited by his Grandson, the third Earl. London 1844. 4 Bände in gr. 8.

Erſter Artikel.

Der erſte Band dieſer Sammlung, durch welche der Herausgeber ſeinem Großvater ein ſchönes Denkmal geſetzt und die Literatur der neueren Geſchichte anſehnlich bereichert hat, enthält Briefe und Berichte aus Madrid, Berlin, Warſchau und Petersburg. An erſteren Ort kam der Verf. noch ſehr jung als Geſandtſchaftsſecretär; an den zweyten, den er, ſo wie den dritten, zuvor ſchon als Reiſender beſucht hatte, 1772 als Geſandter; in derſelben Eigenſchaft war er 1777 – 1783 zu Petersburg. So reich dieſe Berichte an ſcharfen und feinen Beobachtungen ſind, geben ſie doch eigentlich Neues nicht; Bekanntes wird durch ſie beſtatigt und angefriſcht. Etwas zu ſtark iſt jedoch wohl der Ausdruck, wo der Verf. von den Schwächen Friedrichs des Großen und von der Unſittlichkeit ſpricht, die er zu Berlin herrſchend gefunden. Die Unbefangenheit, die er ſonſt überall beweist, mag hier unter den widrigen Eindrücken gelitten haben, die er theils von der heftigen Abneigung des Königs gegen England, ſeitdem W. Pitt aus deſſen Kabinet getreten war, theils von der Untermiſchung des deutſchen Weſens mit franzöſiſchem empfing. Solche Schilderungen ſind nicht unwahr an ſich, aber mangelhaft, weil nur gewiſſe Züge in helles Licht, dagegen mehr andere zurück treten, deren Geſammtheit, gleichmäßig beleuchtet, die erſteren weit überragen würde. Hätten die Schwächen Friedrichs ſo viel bedeutet, ſo würde er als Regent und Feldherr ſo viel nicht geleiſtet haben; und wäre Berlin 1772 ſo verſunken geweſen, ſo hätte es 1813 nicht ſo erſtehen können.

Den größten Theil des zweyten Bandes nehmen Briefe und Berichte des Verf. aus Holland ein, wohin er als Geſandter zu Ende 1784 mit dem Auftrage gegangen war, den überwiegenden Einfluß, welchen Frankreich dort erlangt hatte, zu bekampfen. Aus der Vollziehung dieſes ſchwierigen Auftrages wurde ſein Meiſterſtück. Frankreich unterſtützte mit Geld und Waffen die rührige Parthey, die den Erbſtatthalter, deſſen Amtsführung allerdings nicht tadellos war, ganz beſeitigen oder doch zu einem bloßen Diener der General-Staaten, wie ſie ihn bereits nannte (S. 247), herabſetzen wollte, und bey welcher bereits von Majeſtät des Volkes (Seite 219) die Rede war. Der Erbſtatthalter, deſſen Umgebung Harris lebloſen Thon, leer von dem geringſten Funken prometheiſchen Feuers nennt (S. 109), hatte zu kräftigem Widerſtande nicht den Muth, obgleich auf ſeiner Seite die Mehrheit des Volkes, freylich aber nicht verbündet und gerüſtet wie die Gegner, ſtand (S. 93). Alle Bemühungen ſeiner Gemahlin, Hülfe von ihrem Oheim, dem König von Preußen, zu erhalten, ſcheiterten an der Abneigung des alten Monarchen gegen Schritte, die ihn mit Frankreich veruneinigen konnten. Der

englischen Regierung lag zwar viel daran, daß das befreundete Haus Oranien in seinen Würden blieb und die Niederlande nicht in französische Botmäßigkeit geriethen; aber einen Krieg wollte sie dafür jetzt nicht wagen. Insbesondere hielt Pitt darauf, daß alles vermieden wurde, was den Friedensstand bedrohte, in welchem England eben von den Leiden des americanischen Krieges sich erholte. Der brittische Gesandte war also auf Zusehen und Zusprechen beschränkt; ausdrücklich angewiesen, aller Zusage sich zu enthalten. Er trat als theilnehmender Zuschauer auf.

„Ein wenig Höflichkeit thut hier, wie ich finde, gute Wirkung, es ist vielleicht eine Waare, die sie nicht gewohnt sind bey einem englischen Minister anzutreffen" (S. 94).

Bald aber mußte er seine Theilnahme, als zu lebhaft für die Landesart, noch mäßigen.

„Ich muß mich hüten vorzutreten, weil ich sogleich würde allein gelassen werden. Soll ich je etwas ausrichten können, so muß zuvor die Meynung recht fest geworden seyn, ich sey nicht nur ein theilnahmloser, sondern ein unaufmerksamer und träger Zuschauer bey dem, was vorgeht" (S. 110).

Indessen war er unter der Hand geschäftig, den Abschluß eines Bündnisses zwischen Frankreich und den Niederlanden zu verhindern, indem er in den Provinzen eine Mehrheit gegen denselben aufzubringen suchte, wozu er sich besonders eines geschickten Mannes, des sardinischen Consuls Triquetti bediente.

„Seeland und Geldern mit Holland entzweyt, wird ein großer Schritt zu der Verwirrung seyn, aus welcher allein wieder Ordnung hervorgehen kann. Gelingt es hiernächst, von Amsterdam die übrigen Städte Hollands zu trennen, so wird es bald gut gehen" (S. 134).

Dabey war aber seine Geduld auf eine schwere Probe gestellt.

„Drey Viertel von den Leuten lassen mich wissen, daß sie der Sache des Erbstatthalters anhangen, fügen aber eine Reihe Gründe bey, die es für sie allzu bedenklich machen, öffentlich dafür aufzutreten. Täglich werde ich mehr in der Ueberzeugung bestärkt, daß der Handel engherzig macht und daß ein Volk, das nichts als Handel treibt, zuletzt verächtlich, kraftlos und elend werden muß" (S. 166).

Gleichwohl brachte er es so weit, daß er beynahe sicher war, von den sieben Provinzen würden vier den Vertrag mit Frankreich verwerfen. Die Schwäche des Erbstatthalters, der den Widerspruch nicht gut hieß, welchen die ihm ergebenen Stände einlegen gewollt, vereitelte den wohl entworfenen Plan. Das Bündniß wurde geschlossen. Der Vollziehung desselben Hindernisse zu bereiten, war das Einzige, was nun dem brittischen Gesandten übrig blieb. Dazu half ihm besonders der verborgene Widerwille, mit welchem sehr viele beygestimmt hatten, und den er zwar unterhalten, aber zu heftigem Ausbrechen nicht reizen durfte.

„Ich könnte durch einen ausgestreckten Finger Aufstand und bürgerlichen Krieg erregen; es ist mir aber durchaus zuwider, meine Freunde in Gefahren zu stürzen, die ich nicht mit ihnen zu theilen und worin ich ihnen keine sichere Hülfe zu versprechen hätte. Andererseits ist zu bedenken, daß, wenn ich mich ganz ruhig verhalte, das Feuer verlöschen und die ganze Sache unwiderbringlich verloren seyn wird. Die Mitte zwischen offener Aufmunterung und gänzlicher Theilnahmslosigkeit zu halten, ist also das mir obliegende Verfahren; das ist aber der Haltung eines Seiltänzers so ähnlich, daß ich beynahe verzweifle, die Aufgabe gut und geschickt zu lösen, nicht rechts oder links zu fallen" (S. 253).

In dieser schwierigen Stellung kam ihm der Aufwand wohl zu Statten, den er auf eine reiche Tafel zu machen im Stande war.

„Gastlichkeit ist hier das Leben und die Seele einer Parthey, und mit einem geschickten Koch wird so viel, wo nicht noch mehr, erreicht als mit einem geschickten Secretär" (S. 266).

Indessen wuchs der Uebermuth der sogenannten Patrioten, als sie des Beystandes von Frankreich gewiß zu seyn glaubten, so daß ihre Gegner auf Wege denken mußten, sich der Unterdrückung, die ihnen drohte, zu erwehren.

„Wäre ich nicht bekannt mit dem furchtsamen, unschlüssigen Wesen der Leute, mit denen ich zu thun habe, so müßte ich bald alle Hoffnung aufgeben, irgend etwas Bedeutendes mit so schwachen Werkzeugen auszurichten. Ich rechne aber darauf, daß, je näher die Gefahr rückt, ihre Furchtsamkeit abnehmen werde. Halten sie jetzt an sich, damit ihnen nicht die Fenster eingeworfen werden, so wird es ihnen an Muth nicht

fehlen, will man ihnen das Haus über dem Kopfe zusammenbrechen" (S. 269).

Nun gelang es ihm, unter der Hand eine Association zur Aufrechthaltung der Verfassung zu stiften und Versammlungen der Mitglieder an mehreren Orten zu veranlassen, die bald zahlreicher waren als der Patrioten. Selbst in Amsterdam, dem Hauptsitze dieser Parthey, wußte er viel versprechende Verbindungen zu knüpfen. Endlich war die Mehrheit der Stimmen in den Generalstaaten, vier gegen drey, gewonnen. Plötzlich sah er sich mit seinen Bemühungen abermals zurückgeworfen. Das Einverständniß zu Amsterdam mißrieth durch die Uneinigkeit der Anhänger des Erbstatthalters, indem die eifrigsten darunter selbst die Nachgiebigkeiten verwarfen, zu denen er sich, auf das Begehren der übrigen, verstanden hatte. In den Generalstaaten erlangten die Gegner, verstärkt durch Eindringlinge aus der Provinz Utrecht, wieder die Oberhand.

Harris war aber nicht außer Fassung zu bringen. Auf seinen Antrieb machte der Staatsrath Vorstellungen gegen die jüngsten Beschlüsse der Generalstaaten als verfassungswidrig wegen der unberechtigten Theilnehmer. Die Folge war, daß diese ausgewiesen wurden und die Wohlgesinnten wieder die Mehrheit bekamen. Zu einem entschiedenen Vorschreiten konnte er sie jedoch nicht bewegen. Er klagt einmal (S. 329), daß während er Tag und Nacht arbeite, keiner von seinen guten Freunden unter den Hochmögenden sich zumuthe, das Bett eine Stunde früher zu verlassen und an die Geschäfte zu gehen. Um ihre Parthey anzufeuern, reiste im Juni 1787 die Gemahlin des Erbstatthalters, mit Vollmacht desselben, nach dem Haag, wurde aber unterwegs durch ein holländisches Freycorps verhaftet und erst nach mehreren Tagen entlassen, worauf sie zu ihrem Gemahl nach Nimwegen zurückkehrte. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, der bisher die von seiner Schwester begehrte Unterstützung beharrlich verweigert hatte, nahm die ihr widerfahrene Beleidigung hoch auf und forderte von der Provinz Holland, deren Behörden sie zur Last fiel, ausbündige Genugthuung. Als diese abgelehnt wurde, ließ er im September ein Heer unter dem Herzog Carl von Braunschweig in die Niederlande einrücken, jedoch erst nachdem er von England die Zusicherung erhalten hatte, dieses würde die Franzosen zur See befehden, wenn sie in Holland den Preußen sich entgegenstellten. Solche Zusicherung hatte Harris durch seine Berichte ausgewirkt, in denen er einestheils die Dringlichkeit des Einschreitens, anderntheils die Unwahrscheinlichkeit eines gewaffneten Entgegentretens von Seiten des übel gerüsteten Frankreichs nachwies. Die Staaten von Holland, unter allen die feindseligsten gegen den Erbstatthalter, riefen nun die Franzosen zu Hülfe, erlangten aber nur die Zusendung von Geld und von wenig Mannschaft, die sich in ihren nun sehr verstärkten Freycorps verlor. Da diese die Stadt Haag bedrohten, deren Bürgerschaft, im Gegensatze zu Amsterdam, dem Hause Oranien ergeben war, that Harris, anstatt zu fliehen wie ihm angerathen war, einen entscheidenden Schritt; er bewog die Mehrheit der Generalstaaten, das Haag in Vertheidigungsstand setzen zu lassen und trug dazu selbst mit Geldmitteln bey. Was von dem Freycorps dagestanden hatte, zog ab oder zerstreute sich; ja die Zurückgebliebenen brachten ihre Fahne vor das Haus des brittischen Gesandten und zerrissen sie unter seinen Fenstern. Viele angesehene Leute, die sich als Gegner des Erbstatthalters hervorgethan, ergriffen aus Furcht vor der Erbitterung des Volkes die Flucht; Mehrere darunter hatten zuvor gegen Harris ihre Reue erklärt und ihre Habe unter seinen Schutz gestellt. Zwey Tage darauf zog der Erbstatthalter durch eine jauchzende Menge in dem Haag ein.

„Die Zurufe und Segenswünsche, die mich begleiteten, wo ich auf den Straßen erschiene, übermannten mich; obgleich zu Thränen nicht geneigt, konnte ich die Augen nicht trocken behalten, da ich den Prinzen an der Treppe empfing" (S. 380).

Rasch wurde nun, ganz nach dem Rathe des brittischen Gesandten, die alte Ordnung wieder hergestellt, Hollands Gesuch um französische Hülfe zurückgenommen, und Amsterdam, das allein sich sträubte, durch den Herzog von Braunschweig zur Unterwerfung gezwungen. Harris war, seinem Gutachten zuwider, angewiesen, zu der größten Nachsicht und Milde zu rathen, die nun auch in einer Weise geübt

wurde, wovon er nachtheilige Wirkungen vorausſah. Entlaſſung ohne Strafe oder Rüge traf die Angeſtellten, welche ſich an dem Erbſtatthalter vergangen hatten; jedoch nicht Alle.

„Dieſe Mäßigung und Nachſicht bringt ſo wenig die beabſichtigte Wirkung hervor, daß ſie vielmehr von den Patrioten als ein Merkmal der Unſtetigkeit und Unſchlüſſigkeit der Regierung betrachtet wird, und ſie in der Hoffnung, die Oberhand wieder einmal zu gewinnen, beſtärkt" (S. 404).

(Schluß folgt.)

Chronik des edeln en Ramon Muntaner, herausgegeben von Dr. Karl Lanz.

(Schluß.)

Während nach den Italienern, Engländern, Deutſchen auch die Franzoſen angefangen haben, ihren Volksmundarten einige gelehrte Aufmerkſamkeit zu ſchenken, hat, wie es ſcheint, dieſe Art Forſchung jenſeits der Pyrenäen noch wenig Anklang gefunden. Immerhin iſt noch das meiſte für den fraglichen catalaniſch valencianiſchen Dialekt geſchehen, der freylich in früherer Zeit ſich dem caſtilliſchen ſelbſt zu verſichtlich hatte an die Seite ſtellen dürfen. Ob ſeit 1805, wo der hiezu vereinten Esteve, Belvitges und Juglà, das ältere wie das heutige Idiom berückſichtigendes Diccionario catalan-castellano-latino (Barcelona in Fol.) erſchienen, noch viel Erhebliches gethan worden iſt, wiſſen wir nicht. Das Baskiſche, das, von allen bekannten Sprachen radical verſchieden, aus einer längſt entſchwundenen europäiſchen Zeit geiſterhaft noch in die jetzige hereinragt, und eben deßwegen häufiger bearbeitet worden iſt, bey Seite gelaſſen, haben in den verſchiedenen Provinzen, von denen man im Allgemeinen ſagt, daß ſie caſtilliſch ſprechen, diesfalls Verſchiedenheiten genug ſtatt, die man ſo viele eigene Dialekte nennen kann.

Einem derſelben, dem galiciſchen iſt es in Folge politiſcher Trennung beſchieden geweſen, theilweiſe ſich zur portugieſiſchen Hof- und Bücherſprache zu verfeinern. Nach einer Notiz, die Duran vor ſeinem Romancero (Madrid 1832) mittheilt, iſt in Aſturien, dieſer großen von den Mauren uneroberten, ſo vieles Alte bewahrenden Bergfeſte von einer Sammlung ihres eigenthümlichen Sprachſchatzes, einem Diccionario Bable vorerſt denn doch wenigſtens die Rede.

Gelehrte Catalanen ſind bemüht, die Aehnlichkeit der provenzalen Sprache mit der ihrigen aus dem Einfluß ihrer Grafen von Barcelona, die auch Herren der Provence geworden, abzuleiten, die Franzoſen dagegen, wenn ſie anders nicht ſo weit gehen zu behaupten, den Catalanen ſey ihr Idiom überhaupt aus dem ſüdlichen Frankreich zugekommen, deſſen Bewohner dieſen weiland Gocia genannten Theil von Spanien über die Mauren erobert und neu bevölkert hätten, beſtehen, wie es ſcheint, mit mehr Recht darauf, daß wenigſtens die Ausbildung dieſes Idioms, ſein Gebrauch in der Poeſie, dem Gay Saber, von der Provence ausgegangen ſey. So iſt denn auch von den meiſten Forſchern, die außer Spanien ſich mit romaniſchen Sprachen bisher befaßt haben, von Raynouard, Diez, Bruce-Whyte, A. Fuchs u. A. das Catalaniſche nur als eine Abart des Provenzalen, und wenig ausführlich behandelt worden. Das gegenwärtige Buch (noch andre werthvolle, darunter auch poetiſche Denkmäler liegen ungedruckt) kann zu Ergiebigerem ermuntern. Und, wie auch Raynouard (grammaire comparée pag. XXXIX) ſagt, le catalan mérite un rang honorable dans l'opinion des savants qui étudient le mécanisme des langues et les formes qui les caractérisent.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. July.

Nro. 136. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Thukydides Geschichte des Peloponnesischen Krieges. Uebersetzt und durch Anmerkungen erläutert von Dr. Friedrich Heinrich Kämpf. Erster Theil. Neu-Ruppin. Verlag von Oehmigke und Riemschneider. VIII und 223 Seiten. 8.

Eine Verdeutschung des Thucydides nach den Forderungen, welche die deutsche Uebersetzungskunst an ein solches Unternehmen stellt, ist vielleicht die allerschwierigste Aufgabe in diesem ganzen Gebiet der Literatur. Für den Franzosen hat die Uebertragung in seine Sprache nur die allgemeine Schwierigkeit des richtigen Verständnisses, aber hat er diese überwunden, den Sinn richtig gefaßt und in einem reinen, fließenden, ächtfranzösischen Stil wiedergegeben, so ist seine Aufgabe vollkommen gelöst. Auch die Engländer und Italiener machen keinen andern Anspruch an denjenigen, der ein fremdes Schriftwerk auf ihren Boden verpflanzt. Der Geist des Schriftstellers, den sie kennen lernen sollen oder wollen, wird ihnen bloß durch seine Gedanken vorgeführt; wer von der Form, in die er seine Gedanken gekleidet hat, eine Abndung bekommen will, von der Individualität seines Stiles, der muß nothwendig, wie der Uebersetzer stillschweigend voraussetzt, das Original selbst studiren. Der deutsche Begriff von Treue, die deutsche Liebhaberey sich in ganz heterogene Denkweise zu versetzen, in Verbündung mit der Bildsamkeit der deutschen Sprache und zugleich mit der Anarchie, die in dem deutschen Geschmack hinsichtlich des Stiles herrscht in Vergleich mit andern Völkern, will außer dem Stoff auch die Form durch der Uebersetzung wiedergegeben wissen, und läßt eine Arbeit, die das Metrum oder die Schreibart des Originals gegen eine andere dem Nationalgefühl mehr zusagende Vers- oder Schreibart austauscht, nur als Nachbildung gelten.

Diese Forderung, eine Errungenschaft der neuern Zeit, beruht auf einer großen und schönen Idee, deren Gültigkeit durch die vielfachen Monstrositäten, die sie in der Literatur veranlaßt hat, keineswegs gefährdet ist.

Wenn nun ein Uebersetzer des Thucydides auch den Stil des Thucydides wiedergeben soll, so kann ihn die Betrachtung der Schwierigkeiten allerdings schon vor der Ausführung zur Verzweiflung bringen. Dieser Stil findet in der gesammten griechischen Prosa nichts, was auch nur entfernt mit ihm verglichen werden könnte, denn seine sogenannten Nachahmer haben gerade das, was seine Eigenthümlichkeit ausmacht, nicht nachgeahmt, aus Mangel an Muth oder an Fähigkeit. Thucydides selbst glaubte im Vertrauen auf die Majestät der Geschichtschreibung, in deren Dienst er stand, eine Herrschaft über seine Diction ansprechen zu dürfen, so unbeschränkt wie der erhabenste und kühnste Dichter, und er machte von diesem Rechte um so lieber Gebrauch, als er sein Werk als das erste Werk einer ganz neuen Gattung der schönen Kunst hinstellen und es von der durchsichtigen Prosa bisheriger Erzähler und der auf Effect berechneten Schreibart der Redner fühlbar unterscheiden wollte. Er verlangte nicht bloß aufmerksame, sondern nachdenkende Leser. Alle Eigenthümlichkeit erscheint als eckig, alle kühne Neuerung

läßt ſich mit Unwiſſenheit deſſen, was bisher als Geſetz galt, verwechſeln. Daher iſt kein Wunder, wenn mancher meint, daß Thucydides nicht klarer ſchreiben konnte, aus Mangel an Herrſchaft über die Sprache; hat ja doch ſelbſt ein berühmter Philolog — dem Vernehmen nach, denn gedruckt iſt es nicht — ſeinen Stil als einen Korporalſtil bezeichnet!

Wenn nun das Original ſelbſt in ſolchem Grade eigenthümlich in ſeiner Zeit und ſeinem Volk daſteht, wie ſoll es da ſein Ueberſetzer anfangen, dieſe Eigenthümlichkeit wieder zu geben? Auf mechaniſchem Wege iſt es durchaus nicht zu erreichen. Ein griechiſches Anakoluthon, eine griechiſche Brachylogie ſteht in einem völlig irrationalen Verhältniß zu den gleichen Anomalien des deutſchen Stiles; denn kein deutſcher Schriftſteller erlaubt ſich mit Bewußtſeyn ein Anakoluth, kein deutſcher Leſer iſt geneigt, etwas anderes als eine Nachläßigkeit darin zu finden. Mehr oder weniger wird dieß von allen Eigenheiten des Thucydideiſchen Stiles, die ihn in den Ruf der Härte gebracht haben, ſich behaupten laſſen. Eine mechaniſche Nachbildung dieſer Eigenheiten würde nur eine Paraphraſe geben, aber keine Ueberſetzung. Alſo iſt ein Weg zur dynamiſchen Nachbildung zu ſuchen. Hier kann aber Verf. keinen andern finden als den, daß ſich der Ueberſetzer einen dem Urbild geiſtesverwandten deutſchen Stiliſten zum Vorbild nehme. Dieß wird aber gewiß wieder ein ſolcher ſeyn, deſſen Stil auch bey den Deutſchen keine allgemeine Anerkennung findet und in den Augen aller derjenigen, welche ein Ohr nur für den leicht hinfließenden durchſichtigen Stil haben, als ein ſchwerfälliger, harter, unverſtändlicher Schriftſteller gilt, — ein Schickſal, welches bekanntlich, wie unter den Philoſophen auf Hamann und Hegel, ſo unter den Geſchichtſchreibern auf Niebuhr laſtet. Niebuhr hat, wie uns ſcheint, mit Thucydides wenigſtens jenen Stolz gemein, nicht für die große Menge ſchreiben zu wollen, und namentlich die geſchichtliche Darſtellung von der Xenophontiſchen Einfachheit in gehöriger Entfernung zu halten. Denn daß derſelbe Niebuhr auch die einfältige Sprache des gewöhnlichen Lebens ſattſam in ſeiner Gewalt hatte und ſie anwenden wollte, wo er ſie an ihrem Platz fand, zeigt jedes Blatt ſeiner Briefe und, in näherem Bezug auf die geſchichtliche Darſtellung, jener Briefe, welche eine ausführliche Erzählung von Tagesneuigkeiten enhalten. Welche ganz andere Sprache redet Niebuhr in ſeiner römiſchen Geſchichte! In gleicher Würde und auf gleicher Höhe müßte ſich unſeres Erachtens eine Ueberſetzung des Thucydides halten, brauchte aber zugleich die ſcheinbaren oder wirklichen Härten nicht zu ſcheuen, die man der niebuhriſchen Sprachdarſtellung vorzuwerfen pflegt. Daß der Hinblick auf ein ſolches Vorbild nicht auf Nachahmung des Einzelnen, des Unweſentlichen ausgehe, nicht zu einer Manier verführen darf, verſteht ſich von ſelbſt.

Der Verfaſſer der vorliegenden Ueberſetzung, welche bisher die erſten zwey Bücher umfaßt, folgt freylich einem ſehr verſchiedenen Grundſatz, ſpricht dieſen unumwunden aus und will nach dieſem auch beurtheilt ſeyn.

„Wer Leſer im Auge hat, denen nicht nur das Original des übertragenen Werkes unbekannt, ſondern ſelbſt die Sprache, in welcher jenes urſprünglich verfaßt ward, ihrem geſammten Bau und Weſen nach eine ganz fremde iſt, wird in allen den zahlreichen Fällen, wo die Eigenthümlichkeit der fremden mit der der Mutterſprache in Conflict kommt, kein Bedenken tragen dürfen, jene dieſer aufzuopfern, damit er nicht Gefahr laufe, unverſtändlich zu werden, während derjenige, welcher für mit der Urſprache vertraute Leſer ſchreibt, ſich in den meiſten jener Fälle, indem er auf dasjenige Verſtändniß rechnet, welches ſie aus ihrer Kenntniß der Urſprache mit herüberbringen, enge an das Original anſchließen wird, wenn nur dem Geiſt der Mutterſprache, deſſen Aufrechterhaltung nothwendig als oberſtes Geſetz gelten muß, dadurch keine Gewalt angethan wird.“

„Der Verfaſſer der nachſtehenden Ueberſetzung des Thucydides ſteht auf dem letzten der beyden genannten Standpunkte.“

Ref. will nicht die oft aufgeworfene Frage wiederholen, zu welchem Zwecke denn „für mit der Urſprache vertrauter Leſer“ überhaupt überſetzt wird. Denn wenn ein ſolcher Leſer nicht über ſeiner Ver-

trautheit mit der fremden Sprache sich aller Liebe und Freundschaft für seine Muttersprache entäußert hat, so muß die Vergleichung an sich ein großes Interesse für ihn haben, wenn er der Uebersetzung auch nicht zu einem bessern Verständniß des Originals bey dunkeln Stellen bedarf. Allein jene Vergleichung kann erst dann von Interesse seyn, wenn der Uebersetzer sich bemüht hat, die verschiedenen Sprachen in ihren Conflicten zu versöhnen. Hr. K. ist hiemit in thesi einverstanden, indem ihm „die Aufrechthaltung des Geistes der Muttersprache nothwendig als oberstes Gesetz gilt."

Der Geist unserer Muttersprache ist gewiß ein sehr toleranter, gnädiger Geist in Vergleich mit andern Sprachgeistern, aber in vielen Punkten weiß er doch sehr entschieden, was er will. Er verträgt die meisten Neologismen, die kühnsten Wortverbindungen, die ausgedehntesten Perioden und den frappantesten stil coupé, und doch wird schon dem Tertianer, der eine Reihe lateinischer Relativsätze durch eben so viel deutsche wiedergiebt, oder jedes Pronomen durch ein bloßes Pronomen übersetzt, von seinem Lehrer mit Recht bemerkt, das sey durchaus gegen den Geist der Muttersprache. Kurz die Deutschen sind über den Geist ihrer Sprache und ganz besonders gegenüber den altklassischen Sprachen im Ganzen doch so ziemlich einig, halb durch Instinct halb durch ihre Sprachstudien.

Halten wir nun Hrn. K. beym Wort, daß der Geist der Muttersprache ihm als oberstes Gesetz gelte, so muß Ref. gestehen, daß er gleich in der ersten Periode des Werkes diesen Geist nicht zu erkennen vermag:

> Thucydides, ein Athenaier, schrieb den Krieg der Peloponnesier und Athenaier, wie sie gegen einander stritten, indem er sofort bey seinem Ausbruche begonnen und erwartet hat, er werde groß und am denkwürdigsten unter den vorhergegangenen werden, wie er daraus schloß, weil beyde mit der gesammten Rüstung in ihrer Blüthe zu demselben standen, und da er das übrige Hellenenvolk sich dem einen von beyden anschließen sah, die einen sofort, die andern doch darauf denken.

Der Zusatz, wie sie gegen einander stritten wird jedem deutschen Leser als ein Pleonasmus Anstoß geben; er wird im besten Fall darin die treue Nachbildung einer naiven Weitläufigkeit zu erkennen glauben, wie sie bey Homer und bey Herodot sich wohl findet. Und doch ist Thucydides von aller Naivität himmelweit entfernt! Demnach giebt Hr. K. durch diese vermeintlich treue Nachbildung zugleich ein ganz untreues Bild von dem Geist des thucydideischen Stiles. Thucydides bedurfte eines besondern Relativsatzes, weil er den nothwendigen Begriff *πρὸς ἀλλήλους* nach dem Geist der griechischen Sprache nicht unmittelbar an das Nomen *τὸν πόλεμον* anfügen konnte; die deutsche Sprache gestattet dieß: den Krieg der Athener und Peloponnesier gegen einander, und wenn sie diese erlaubte und bündige Fügung verschmäht, so entfernt sie sich von ihrem Geist, wird ohne Noth weitschweifig, was sie oft genug dem Original gegenüber aus Zwang wird. *Ἀξιολογώτατον τῶν προγεγενημένων* nennt Thuc. den Krieg nach einem griechischen Idiom d. h. nach einem privilegirten Solöcismus, der sich schon in Homers *ἴσχατος ἀλλων* findet. Kein Grieche nahm daran Anstoß, daß er nicht entweder *ἀξιολογώτερον ἀλλων* oder *ἀξιολογώτατον τῶν πάντων* schrieb. Ist diese Abweichung von der logischen Denkweise auch dem Geist der deutschen Sprache eigen, so daß ihn Hr. K. ohne weiteres herüber tragen durfte: am denkwürdigsten unter den vorhergegangenen? Ref. glaubt, daß kein Leser hierin „den Geist der fremden Sprache wehen fühle" und daß er es nicht bloß „ein gewisses fremdartiges Gepräge" nennen werde (vergl. Vorwort S. VIII), sondern geradezu undeutsch, griechisch mit deutschen Buchstaben geschrieben. Dann „weil beyde mit der gesammten Rüstung in ihrer Blüthe zu demselben standen. Man mag *ἀκμάζοντες ἦσαν* oder *ἦσαν* oder *ἦεσαν* lesen, so ist der Sinn durch obige Worte hart und unklar ausgedrückt, abgesehen davon, daß *παρασκευή* hier nicht die temporäre Rüstung, sondern die habituelle Macht und Streitkräfte bezeichnet. Aber was soll man endlich von dem Bau der ganzen Periode sagen? „Thucydides schrieb — indem — wie — weil — und da —". Wenn dieß

ein treues Abbild des Thucydides iſt, ſo hat er allerdings höchſtens einen Korporalſtil geſchrieben, und wenn hierin der Geiſt der fremden, griechiſchen Sprache weht, ſo iſt ſchwer zu begreifen, wie das Studium der griechiſchen Proſaiker wohlthätig auf die Bildung des Stils einwirken kann. Dieſer Anfang iſt gewiß alles andere eher als ein *τηλαυγὲς πρόσωπον*.

(Schluß folgt.)

Diaries and Correspondence of James Harris, first Earl of Malmesbury, containing an Account of his Missions etc.

(Schluß.)

Der alte Freundſchaftsvertrag mit den vereinigten Niederlanden ſollte nun wieder erneuert werden, ſtieß aber auf eine große Schwierigkeit. England wollte Negapatnam in Oſtindien, eine Eroberung aus dem jüngſten Kriege, nicht zurückgeben; Niederland hielt ſeinen Beſitz in Aſien gefährdet, wenn es jenes Gebiets entbehrte. Vergeblich wies Harris Englands Recht auf daſſelbe nach; das niederländiſche Miniſterium erklärte ſich davon überzeugt, aber dabey unfähig, den Ständen dieſe Ueberzeugung beyzubringen. Der Geſandte machte nun ſeine Vorgeſetzten auf die Gefahr aufmerkſam, durch beharrliche Verweigerung eines ſo heftigen Begehrens die Niederlande von neuem England zu entfremden und den kaum gebrochenen Einfluß Frankreichs wieder hergeſtellt zu ſehen; er führte ihnen zu Gemüth, jedem verſtändigen Verfahren in der Politik müſſe was da ſey, nicht was da ſeyn ſollte, zum Grunde liegen (S. 415). Mit dieſer Vorſtellung, die nur ſelten Eingang findet, aber ſelten auch ſo ernſtlich und mit ſo richtiger Anwendung gemacht wird, war er ſo glücklich durchzudringen; England gab nach und der Vertrag wurde zu allgemeiner Zufriedenheit geſchloſſen. Harris erhielt eine neue Beglaubigung als außerordentlicher Botſchafter bey den vereinigten Niederlanden, aber ſchon nach einigen Monaten die, wegen angegriffener Geſundheit von ihm nachgeſuchte, Abrufung, nachdem er noch den vorläufigen Entwurf eines Schutzbündniſſes zwiſchen England, Preußen und Holland ſehr geſchickt zu Stand gebracht hatte, auf welchen bald darauf zu Berlin der förmliche Abſchluß folgte. Nach England zurückgekehrt, wurde er mit dem Titel: Lord Malmesbury, in den Adel erhoben. Nun erſchien aus der Feder ſeines Geſandtſchaftsſecretärs George Ellis (S. 67) An Introduction to the history of the dutch republic for the last ten years, welche Spittler in der Staatengeſchichte für das beſte Buch über die Geſchichte der niederländiſchen Unruhen erklärt, aber irrig dem Lord Malmesbury ſelbſt zuſchreibt. Eine franzöſiſche Ueberſetzung desſelben iſt von der Hand des Grafen von Provence (nachher Ludwig XVIII.).

Den zweyten Band beſchließen Auszüge aus den Tagebüchern des Lords von 1790 bis 1793, hauptſächlich dadurch bemerkenswerth, daß man hier den Zwieſpalt unter den Whigs, zu denen ſich der Verf. hielt, in ſeinem Entſtehen und Verlaufe, beſonders aber das beynahe unerſchütterliche Anſehen des Hauptes der Parthey, Carl Fox, vielleicht beſſer, als ſonſt irgendwo, kennen lernt. Endlich trennte ſich von dieſem, gleich anderen freyſinnigen, jedoch der franzöſiſchen Revolution abgeneigten Männern, auch Lord Malmesbury.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. July.

Nro. 137. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Thucydides Geschichte des Peloponnesischen Krieges.

(Schluß.)

Doch auf den Anfang eines Werks wird von einem fleißigen Schriftsteller bisweilen so viel Mühe verwendet, er wird so oft aus- und umgearbeitet, daß er eben deßhalb häufig mißglückt. Ref. schlägt beliebig auf und stößt überall auf Stellen, in welchen dem Geist der deutschen Sprache ohne alle Noth und wie absichtlich entgegen gesprochen wird: I, 93 S. 80. Und auch jetzt noch ist der Bau zu sehen, daß er in aller Eile geschah. I, 134 S. 114. Aber man erzählt, als er im Begriff gestanden auf seinem Wege fest genommen zu werden, habe er, als er das Gesicht eines der Ephoren, wie er auf ihn zukam, sah, erkannt, zu welchem Zwecke er komme. Und I, 145 S. 128. Die Athenaier aber beschlossen in der Meinung, daß er ihnen das Beste rathe, was er verlangte. Welcher Leser oder Hörer wird auf den ersten Blick erkennen, daß der letzte Satz das Object des Hauptverbums ist? Hätte Hr. K. übersetzt: die Athenaier, überzeugt, daß . . . rathe, beschlossen, was er verlangte, so würde er unserem Gefühl nach auf eine erlaubte Weise habe durchfühlen lassen, daß es eine Uebersetzung sey. Kein stilistischer Naturalist wird leicht diese Structur anwenden, aber er wird sie, wo er ihr begegnet, weder unklar noch undeutlich nennen, und bedauern, daß sie nicht gewöhnlich genug ist. Im folgenden Satz hat der Herr Uebersetzer wahrscheinlich mit vollem Bewußtseyn und um das Fremdartige durchschimmern zu lassen, eine dem Deutschen fremde Structur nachgebildet; II, 92

> Jene aber hielten wegen der vorgegangenen Fehler und der gegenwärtigen Unordnung zwar eine kurze Zeitlang Stand, dann aber wandten sie sich zur Flucht nach Panormus.

Allein auch diese Nachbildung scheint uns verfehlt. Im Griechischen *οἱ δὲ διὰ τὰ ὑπάρχοντα ἁμαρτήματα καὶ τὴν παροῦσαν ἀταξίαν ὀλίγον μὲν χρόνον ὑπέμειναν, ἔπειτα δὲ ἐτράποντο*, ist durch einen Gebrauch, von welchem Hr. K. zu II, 74 N. 37 und II, 40 N. 15 selbst sehr richtig handelt, der Anfang und das Ende des Satzes durch ein *δια μέσου* unterbrochen, so daß scheinbar die *ἁμαρτήματα* als Grund von *ὑπέμειναν* angeführt sind, während sie durchaus bloß als Grund von *ἐτράποντο* gedacht werden sollen. Das logische Gesetz der Syntaxis forderte eigentlich das Particip *ὀλίγον χρόνον ὑπομείναντες*; dessen Auflösung in einen coordinirten Satz macht den Eindruck einer freyen und ohne ängstliche Consequenz sich bewegenden Rede, und der Ort, welchen *ὑπέμειναν* nach der griechischen Wortstellung einnimmt, nämlich hinter *ἁμαρτήματα*, berechtigte den Schriftsteller zu dieser Freyheit; dasselbe wäre allenfalls auch dem Uebersetzer erlaubt gewesen, wenn er das Perfectum hätte anwenden dürfen: Jene haben wegen der vorgefallenen Fehler zwar . . . Stand gehalten, dann aber sich zur Flucht ge-

wandt. Da er jedoch nothwendig das Verbum des διὰ μέσου gesetzten Satzes hielten voranstellen mußte, so entsteht ein Widersinn.

Ref. will nur noch einige Beyspiele geben, in denen dem deutschen Sprachgebrauch kühner, als der originellste Prosaist sich erlauben würde, Trotz geboten ist. I, 93. Sie bauten auf seinen Rath die Dicke der Mauer. Und I, 70. Zugleich halten wir uns wenn irgend einen andern für berechtigt, statt wenn irgend jemand. Das griechische εἴτε τινες καὶ ἄλλοι enthält ein offenbares Idiom. Darf dieses übergetragen werden?

Die alten Rhetoriker nennen den Stil des Thucydides bekanntlich ὑψηλόν. Soll dieser Charakter im Deutschen ausgedrückt werden, so muß sich der Uebersetzer vor zwey Fehlern besonders hüten, erstens vor Anklangen der leichten Conversationssprache, und zweytens vor allem was an den schwerfalligen Curialstil erinnert. In die Conversationssprache sinkt unser Uebersetzer nirgend herab; wir meinen, er gebraucht nirgend Modeworte und Modephrasen, mit denen sich unsere Conversation auf je fünf oder zehn Jahre schmückt und die dann, wenn sie ausgedient haben, desto altmodischer lauten, z. B. ins Leben treten, ein Ereigniß freudig begrüßen, unangenehm berührt werden ꝛc. Durch dergleichen mußte, wie Hr. K. sicher fühlte, das Werk seinen antiken Charakter ganz verlieren. Darum hat er dergleichen mit vollem Recht verschmäht, gemieden. Aber der Geschäftsstil mit seinen stehenden Formen und seinen Licenzen sollte nicht weniger fern gehalten seyn. Und doch hat uns daran erinnert S. 56. „in größerer Unkenntniß in Betreff der äußeren Angelegenheiten“ vergl. S. 154. 182 und bald darauf „von denen dieses (Polidäa) ein für die Küste von Thrake sehr günstig gelegener Platz ist.“ Die Griechen, und Thucydides nicht am wenigsten, schieben freylich auch oft eine ganze Reihe von Begriffen zwischen den Artikel und sein Substantiv ein; aber duo si faciunt idem, non est idem. Kein Grieche hat das schwerfällig gefunden oder persifflirt; bey uns hat sich gerade der Curialstil dieser Redeweise bemächtigt, und wer in einem edeln gehobenen Stil schreiben will, muß sich vor allem hüten, was der berühmten Einschachtelung ähnelt: da die den das acht und fünfzigste Lebens- und dreyßigste Dienstjahr erreicht habenden O. A. R. v. Sch. befallene Augenkrankheit das Ansehen gewinnen will, daß ꝛc. Wenn auch hie und da die technische Schreibart der Philosophie dieser Form nicht entbehren zu können glaubt, so verzichtet sie eben dadurch zu Gunsten ihrer nächsten Zwecke auf die Lebendigkeit der Darstellung, was der Historiker niemals will und darf.

Wenn sich Hr. K. in dem Vorwort bestimmt ausgesprochen hätte, daß seine Uebersetzung bloß eine gelehrte Arbeit seyn solle, ohne Anspruch, als ein Werk der schönen Literatur zu gelten, so würde Ref. einen anderen Maaßstab angelegt haben; so aber muß jede Uebersetzung so lange als ein Kunstwerk angesehen werden, als der Verfasser nicht ausdrücklich sich hiegegen verwahrt. Denn in der Erklärung, daß man für Leser übersetze, denen das Original selbst zugänglich sey, kann Ref. eine solche Verzichtleistung nicht ausgesprochen finden. Vergleicht nun Ref. diese neue Uebersetzung in ästhetischer Hinsicht mit ihrer Vorgängerin, von Osiander Stuttgart 1827, die von Hrn. K. in der Vorrede angeführten Uebersetzungen von Klein und Müller sind dem Ref. unbekannt geblieben — so kann er keinen Fortschritt erkennen. Zwar ist diese dem Ref. gleichfalls nicht ganz zu Danke gearbeitet, weil sie von der körnigen und oft eckigen Form des Originals gar zu wenig übrig läßt und eine allzu fließende, breite, fast gewöhnliche Sprache substituirt; indeß ist sie durchaus lesbar, so wie die von Heilmann für das Jahr 1754 vortrefflich war. Ob die des Hrn. K. dieß auch sey, ob sie nicht vielmehr bloß auf das Lob einer wörtlichen Uebersetzung, der wir nur den Rang einer Paraphrase zugestehen können, Anspruch zu machen scheine, möge der Leser aus einer zusammen hangenden Probe selbst entnehmen. Wir wählen dazu den Anfang der schon oft übersetzten Leichenrede, II, 35, welcher ohne übermäßige Schwierigkeiten zu enthalten, doch geeignet ist, den Geist und Stil des Thucydides zu repräsentiren:

Die meisten derer, die hier schon gesprochen haben, preisen den, der dem Brauche diese Rede hinzugefügt, da es schön sey, daß sie über die, die als in den Kriegen Gefallene bestattet werden, gesprochen werde. Mir dagegen schien es, es würde hinreichend seyn, wenn bey Männern, die sich durch die That tüchtig bewiesen haben, auch ihre Ehren durch die That verkündigt würden, wie ihr es auch jetzt in Betreff dieser von Staatswegen veranstalteten Bestattung sehr, und nicht in einem Manne vieler Heldentugend aufs Spiel gesetzt, daß sie ihm, mag er nun gut oder schlechter gesprochen haben, (ganz mißverstanden!) geglaubt wird. Denn schwierig ist es, mit dem rechten Maaße zu sprechen bey einem Gegenstande, bey dem kaum auch nur der Glaube an die Wahrheit des Gesagten begründet wird. Denn der durch eigner Augen Zeugniß unterrichtete und wohlwollende Hörer glaubt wohl leicht, es werde etwas im Vergleich mit dem, was er wünscht und weiß, geringer dargestellt, und der Unkundige, es werde manches sogar übertrieben, aus Neid, wenn er vielleicht etwas über seine eigne Natur hinaus hört. Denn bis dahin sind die Lobsprüche, wenn sie über andre ausgesprochen werden, erträglich, so weit jeder auch selbst geschickt zu seyn meint, etwas von dem, was er hörte, zu vollbringen; was aber von ihnen darüber hinausgeht, beneidet man und mißtraut ihm dann auch. Da es sich jedoch den Altvordern so bewährt erwiesen, daß dieß schön sey, so muß auch ich, dem Brauche folgend, versuchen, den Wunsch und die Meinung eines jeden von euch so weit als möglich zu treffen.

Ref. erlaubt sich, dieser Uebersetzung einen eigenen Versuch gegenüber zu stellen, der einerseits gedrängt und lieber hart oder eckig als allzu fließend, andererseits aber auch nicht undeutsch noch unnatürlich seyn soll.

Die meisten Redner, die schon an dieser Stätte gesprochen, rühmen den Stifter der Sitte, mit der Feyer eine Rede zu verbinden, weil den Mannern, die in Folge des Krieges bestattet werden,

eine solche Rede gebühre. Mir dagegen schien es genügend, Männern, die thätlich sich als Helden bewährt, gleichfalls thätlich Ehre zu erweisen — wie ihr dieß bey dieser Bestattung, die das Vaterland veranstaltet, jetzt geschehen seht — und nicht Gefahr zu laufen, daß je nach der guten oder minder guten Rede Eines Mannes der Werth vieler Männer Anerkennung finde oder nicht. Denn das rechte Maaß zu treffen ist schwer, und auch so wird der Wahrheit nur mit Mühe Glauben verschafft. Nämlich der einsichtsvolle und freundlich gesinnte Zuhörer kann leicht zu wenig gesagt finden gegen das, was er wünscht und weiß; und dem Unkundigen scheint manches übertrieben, aus Neid, wenn er etwas hört, was für sein Wesen zu hoch ist. Denn Lobreden auf andere vermag der Mensch nur so weit zu ertragen, als er sich fähig glaubt das zu thun, wovon er hört; was darüber hinausreicht, betrachtet er mit Neid und versagt ihm gar den Glauben. Da jedoch unsere Ahnen dieß so für recht erkannt, so muß auch ich dem Gesetze folgend dem möglichst zu genügen suchen, was ein jeder wünscht und glaubt.

Die zweyte Frage, wie weit Hr. K. den Text seines Originals verstanden habe, kann Ref. weit mehr zu seinen Gunsten beantworten. Einzelne Versehen und Ungenauigkeiten muß man einem Uebersetzer weit leichter zu gut halten als einem Interpreten. Denn es ist nicht möglich, bey der Ausfeilung abermals jedes Wort mit jedem Wort zu vergleichen, und indem man sich dabey von dem Geist der ganzen Stelle beherrschen läßt, entfernt man sich allmählich von der Genauigkeit im Einzelnen. Zu den offenbar mißverstandenen Stellen muß Ref. folgende rechnen: I, 75 S. 65

> verdienen wir also . . . . den Hellenen nicht so gar verhaßt zu seyn?

Hr. K. hat ἆρ' ἄξιοί ἐσμεν positiv gefaßt und so einen dem Zusammenhang e diametro widersprechenden Gedanken gewonnen. Wenn er sich nicht erinnerte, daß ἆρα auch nonne bedeutet, mithin ἆρ' ἄξιοί ἐσμεν . . μὴ ἐπιφθόνως διακεῖσθαι eine doppelte Negation enthält, so hätte er des Ge-

dankens wegen nothwendig das μὴ ſtreichen müſſen. Auch II, 65 iſt ein bekanntes Idiom verkannt, wenn οὐ τοσοῦτον ἁμάρτημα ἦν πρὸς οὓς ἐπήεσαν, überſetzt wird „der nicht ſowohl ein Irrthum in der Meinung über die war, gegen die man zog.“

Als Philologen von Fach zeigt ſich Hr. K. auch durch kritiſche und exegetiſche Noten. Darunter ſind nicht wenige, welche das richtigere Verſtändniß des Textes trotz der vorhandenen umfaſſenden Commentare fördern z. B. I, 6 S. 9. zu μετρίᾳ ἐσθῆτι „Nicht einer einfachen ſchlichten Kleidung, ſondern einer maaßhaltenden zwiſchen der harten rauhen Tracht jener älteſten Zeit, als noch das ganze Volk in Waffen gieng und der weichlichen, die zuerſt die Athenaier aufnahmen.“ Wie dieſe Bemerkung einen richtigen Tact beweiſt, ſo zeugt die Vertheidigung von Mehlhorns Erklärung zu I, 17 S. 18 οἱ γὰρ ἐν Σικελίᾳ ἐπὶ πλεῖστον ἐχώρησαν δυνάμεως von Beleſenheit und Methode.

Manche dieſer Noten dienen nicht eben die Ueberſetzung zu rechtfertigen, und ſind in ſofern an dieſem Ort entbehrlich, aber als gelegentliche Beyträge zur ſprachlichen Verſtändniß des Urtextes doch mit Dank anzunehmen, wie zu I, 125 ἐπειδὴ ἀφ' ἁπάντων ἦκουσαν γνώμην die Bemerkung, daß wenn ein Subſtantiv ſich mit einem Verbum ſo eng verbinde, daß beyde nur einen Begriff ausmachen, der Artikel vor dem Subſtantiv fehle. Daſſelbe gilt von Anmerk. 58 zu I, 102 über den Aoriſt δεινὸν ποιησάμενοι. Dagegen hatte Ref. an mancher andern Stelle gern eine Rechtfertigung oder Erläuterung des Ueberſetzungstextes gewünſcht; wie zu II, 48, S. 169.

> Es ſage nun von ihr (der Peſt) ein jeder nach ſeiner Anſicht, Arzt wie Laie, woher es wahrſcheinlich war, daß ſie entſtanden und führe die Urſachen an, die er für geeignet dazu hält, ſo großer Veränderung Kraft zu der Umgeſtaltung gehabt zu haben.

Die griechiſchen Worte ſind freylich dunkel genug καὶ τὰς αἰτίας ἃς τινας νομίζει τοσαύτης μεταβολῆς ἱκανὰς εἶναι δύναμιν ἐς τὸ μεταστῆσαι σχεῖν.

Die Erklärung von ἀρετή in II, 40 S. 161 durch „tüchtige unwandelbare Geſinnung gegen Freunde“ kann Ref. nicht unterſchreiben, ſo ausführlich Hr. K. ihre Zweckmäßigkeit aus dem Zuſammenhang zu begründen ſucht. Es paßt hieher nur der Begriff des Edelmuths, der ſich nicht in einer Pflichterfüllung (wie jene unwandelbare Geſinnung) zeigt, ſondern in einer Verpflichtung anderer durch freywillige Wohlthaten. Ob ἀρετή dieſer Bedeutung fähig ſey, mag Thucydides ſelbſt I, 37 und IV, 19 bezeugen, und ſelbſt Homer Odyss. XIV, 402. Ref. möchte behaupten, daß der Begriff einer bloßen Pflichterfüllung den Wörtern ἀρετή und virtus ganz fremd iſt.

Bisher iſt nur der erſte Theil der Ueberſetzung erſchienen. Es ſoll uns nicht wundern, wenn die Schuld davon an dem Publicum liegt. Die deutſchgebildeten Leſer werden nicht glauben, daß das Buch für ſie geſchrieben ſey, wie auch die Vorrede andeutet, und den philologiſchen Werth der Ueberſetzung nicht zu ſchätzen wiſſen; die griechiſchgelehrten werden bedauern, daß ſie um der wenigen, wenn auch noch ſo ſchätzbaren Noten willen den ihnen entbehrlichen deutſchen Text mitkaufen ſollen.

L. D.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. July.

Nro. 138. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Chrónica del famoso cavallero Cid Ruydiez Campeador. Nueva edicion con una introduccion histórico-literaria por D. V. A. Huber catedrático de literatura moderna en la universidad de Berlin. Marburg 1844. CXVIII u. 355 S. gr. 8.

Eröffnet mit einem Worte, wodurch Kaiser Karl V. den Cid unter seine Voreltern rechnet, wird diese neue Ausgabe der Chronik vom Cid, deren erste im J. 1512 auf Veranlassung des Infanten und nachmaligen deutschen Kaisers Ferdinand I. zu Burgos durch einen Deutschen aus Basel gedruckt worden ist, einem Enkel jenes Ferdinand, Sr. Majestät „Don Fernando I.“ Kaiser von Oesterreich dedicirt. Auch die historisch-kritische Einleitung geht von dem Verhältnisse der Deutschen zu den Spaniern aus. Schon vor Jahrhunderten habe bey beyden Nationen als gegenseitiges Sprichwort gegolten: Wir sind Brüder; und wahrscheinlich seyen es gewisse Züge von Häuslichkeit, von ehelicher Liebe und Treue, durch welche die Geschichte des Cid und seiner Ximene vorzugsweise das deutsche Gemüth und so sehr angesprochen habe, daß sich außer den Landsleuten des Helden keine andre Nation so vielfaltig mit ihm beschäftigt habe als die deutsche, möge auch sein Name zuerst durch ein Drama des Franzosen Corneille diesseits der Pyrenäen verbreitet worden seyn.

Seit Herder, freylich ein Mann, dessen Beyspiel allein schon mächtig wirken mußte, mit seiner wohl berechneten Auswahl aus dem Liederbuch (Romancero) des Cid vorangegangen, ist dieses Liederbuch vollständig zweymal, 1836 von Duttenhofer, 1842 von Regis, übersetzt erschienen. Selbst das spanische Original ist in Deutschland zweymal, 1826 durch Julius, 1840 durch A. Keller, herausgegeben.

Außer diesen Liedern war eine Historie des Cid von Johannes Müller der Herder'schen Ausgabe beygefügt worden und eine neuere von 1829 wird unserm Herausgeber verdankt. Diese ist auf eine früher unbekannte im J. 1792 durch Risco herausgegebene lateinische Historia Roderici Didaci Campidocti gegründet, welche der Herausg. nicht so sehr lange nach dem Tode des Helden und wenigstens vor dem J. 1238 verfaßt glaubt und als verlässigen Halt für desselben wahre durch abenteuerliche Zuthat noch ungetrübte Geschichte geltend zu machen bemüht ist.

Nachdem sich unser Herausgeber einmal auf solche Art des burgalesischen Heros angenommen, lag es nahe genug, als eines der schriftlichen Hauptdenkmäler, die sich auf denselben beziehen, auch diese Chronica, die seit 1593 nicht wieder gedruckt, also ungemein selten geworden ist, neuerdings ins Leben einzuführen. Daß er dabey, wenigstens eben so sehr als ein deutsches, ein spanisches Publicum im Auge gehabt, zeigt sich aus der Einleitung, die von dem Deutschen spanisch geschrieben ist. Aber die Scheu, dabey manche kaum vermeidliche Blöße zu geben, konnte er sich in der ausdrücklich erwähnten Hoffnung auf die schon früher erprobte Nachsicht des Volkes, dem er auf solche Weise huldigt

und in der Betrachtung wegsetzen, daß dadurch auch seine eigenen Zuthaten allen denjenigen, denen es auf die Hauptsache ankommt, welcher Zunge sie sonst angehören mögen, genießbar seyn würden. Dieser Hauptsache aber, dem Texte der Chronik, die eine und andere („alguna que otra") kritische Bemerkung über Fragen, die sich aus dem Gegenstande von selber aufwerfen, voranzuschicken, sey fast eben so sehr Pflicht als Recht des Herausgebers; denn habe einmal etwas die Theilnahme, die Liebe von uns Deutschen angesprochen, alsbald stelle sich dazu die Untersuchung, die Kritik, die Begierde zu Wissen ein.

Obschon es hier zunächst um Sagenhaftes, Poetisches zu thun sey, findet der Herausg. dennoch nöthig, abermals von einem historischen Kerne, der all diesem zu Grunde liegt, von der eigentlichen Geschichte des Cid auszugeben. Der deutsche Kritiker kommt dabey in den Fall, nicht bloß deutsche und französische, sondern eine ziemliche Reihe spanischer Historiker, die doch sonst, wenigstens im Bereiche gewisser Fragen, sich einer zu freyen Untersuchung nicht leicht schuldig machen, als zweifelsüchtige Hyperkritiker abzufertigen.

So wird gegen die Behauptung, daß manche Abenteuer des Cid erst nach den Zeiten des Rodericus Toletanus und des Lucas Tudensis von den Jongleurs erfunden worden, die Stelle eines in Sandovals Geschichte Alonsos VII. abgedruckten Gedichtes von 1147 beygebracht, wo es von Rodericus mio Cid heiße:

de quo cantatur quod ab hostibus haud superatus,
qui domuit Mauros, comites domuit quoque nostros,

und woraus erhelle, daß der Held schon gleich nach seinem im J. 1099 erfolgten Ende ein Gegenstand des Volksgesanges, der Cantares müsse geworden seyn.

Besprochen wird nun des Breitern die Form dieser Cantares oder Romances, nach welcher sie nämlich in rein volksmäßige und in künstliche der Singer von Metier, der Juglares oder Jongleurs zu unterscheiden seyen, eine Besprechung, die zwar dem spanischen Leser sehr müßig vorkommen werde, aber dem deutschen gegenüber, der das, was von Meistern wie J. Grimm, F. Wolf u. A. in dieser Hinsicht aufgestellt worden, im Auge habe, und dem es daran liege, die ältesten Productionen dieser Art von spätern gehörig zu unterscheiden, nicht wohl zu umgehen sey. Wir unsrerseits, mit der nicht wägenden sondern fast bloß zählenden Metrik der romanischen Poesie überhaupt nicht sonderlich befreundet, müssen uns in dieser Hinsicht unter die „lectores harto superficiales" rechnen und etwa einem Alcalá-Galiano überlassen, mit diesem andern „erudito Aleman" ins Reine zu kommen.

Unter den dermal bekannten Romanzen vom Cid wird nur einer, der 173. in Deppings zweyter Ausgabe, der volle Charakter der Alterthümlichkeit zuerkannt, gleichwohl aber die Möglichkeit angenommen, daß andere, die jetzt verschollen sind, die Grundlage gebildet haben zu dem durch Sanchez (Coleccion de poesias castellanas anteriores al seglo XV.) im J. 1799 bekannt gewordenen, leider zu Anfang verstümmelten Poema del Cid, dem ältesten poetischen Denkmal castillischer Sprache, das demnach auf dieselbe Weise, wie wahrscheinlich unsere Nibelungen, aus frühern einzelnen Liedern zusammengefügt wäre.

Ein näherer Zusammenhang zwischen diesem Poema und der lateinischen Historia R. D. C. sey nicht zu erkennen. Aber ein um so größerer zeigt sich zwischen der besondern Chronik vom Cid und der Chronica general, welche, einer der ersten Versuche in castillischer Prosa, von Alphons dem Weisen († 1284) oder doch in seinem Namen verfaßt und seit 1541 durch Ocampo gedruckt vorhanden ist. Der sogenannte vierte Theil dieser Chr. general stimmt in seinem letzten Drittel mit der Chr. del Cid so sehr überein, daß man, wenn man nicht die eine wie die andere aus irgend einem ältern lateinischen Werke übersetzt glauben will, die besondre erst nach der Hand entweder aus der allgemeinen abgelöst, oder aber umgekehrt an diese hinzugefügt annehmen muß. Für letzteres spricht der Umstand, daß die besondere in dem Benedictinerkloster San Pedro de Cardeña, mit welchem ihr Held sowohl lebend als todt in so naher Beziehung steht, ge-

ſchrieben zu ſeyn ſcheint. Wenn der Portugieſe Gomes Eannes de Azurara in ſeiner Chronik von 1453 von einer chronica dos feitos do Cide Ruy Diaz ſpricht, ſo iſt wohl keine andre als die vorliegende gemeint, von welcher Herder, Southey und Santarem, die eine ſolche Chronik überhaupt in Abrede ſtellen, keine Notiz hatten.

Unter den Quellen, aus denen der Verfaſſer derſelben geſchöpft, ſetzt der Herausgeber für das, was das eigentlich hiſtoriſche betrifft, obenan die lateiniſche Historia; anderes weniger hiſtoriſches ſey aus dem Poema entnommen. Bey manchem, was weder in der Historia noch im Poema vorkommt, namentlich über das von den Mauren an den Cid verlorne Valencia, beruft ſie ſich ſelber auf einen Araber (Moro) Abenalfange oder Aben alfarar. Ein ſolcher wird von den Kritikern für eine bloße Fiction des Chroniſten erklärt, der ſich in Abenteuerlichkeiten gefalle. Der Herausg. hingegen ſucht zu zeigen, daß dieſe Partie, wenn auch aus einer zweyten, dritten Hand gar wohl der hiſtoriſchen Darſtellung irgend eines valencianiſchen Mauren entnommen ſeyn könne. Der geringſte Antheil an der Chronik wird derjenigen Quelle zugeſchrieben, aus welcher ſie mancher Leſer zumeiſt gefloſſen betrachten wird, nämlich den Cidromanzen, wie wir ſie aus den Sammlungen oder Romanceros kennen. Der Herausg., wie bereits geſagt, unterſcheidet urſprüngliche nach der Hand verſchollene ſtreng von der Maſſe der erſt ſpäter entſtandenen, die in dieſen Romanceros enthalten ſind. Selbſt von jenen müſſe der Chroniſt nur wenig Gebrauch gemacht haben, da er mehr als einmal mit Geringſchätzung von dem ſpricht, was vom Volk in ſeiner Sprache (en romance) geſungen werde, und da er ſich nur an das halte, was in der Sprache der Gebildeten, das heißt in der lateiniſchen, etwa in einer ihm vorliegenden Historia, auf die er ſich faſt bey jedem Capitel beruft, aufgezeichnet finde. Daß indeſſen von jenen urſprünglichen Romanzen, ungeachtet des „Modernismus“ der ſpaniſchen Literaten, dennoch manche im Munde des Volkes, das noch in der Riego-Hymne „hijos del Cid!“ angeredet werden durfte, noch fortlebe, wagt der Herausgeber zu hoffen, da ſich ſogar in Namen von Oertlichkeiten Hinweiſung auf den Cid erhalten hat. Die Sammlungen aber, die vom J. 1551 ab unter den Benennungen Romancero, Cancionero hauptſächlich Romanzen vom Cid ausbieten, erklärt der Herausg. für Anhäufungen der ungleichartigſten Dinge, von denen viele zum Cid keine andre Beziehung haben, als ſeinen willkührlich eingemengten Namen.

Es ſind eigentlich drey Claſſen, in die er dieſe ſämmtlichen Romanzen vertheilt. Erſtens wahrhaft alte, ganz das Gepräge naturwüchſiger Volksart tragende, die im zwölften, dreyzehnten, höchſtens noch vierzehnten Jahrhundert entſtanden ſind, und deren er, ein Werk über ſpaniſche Volkspoeſie vorbereitend, nur 37 zuſammengefunden hat, die mit ihren Anfängen angegeben werden und unter welchen auch die vorkommt, die weiter oben (S. XXXIII) als die einzige vollgültig alte bezeichnet worden. Zweytens ſolche, durch welche irgend ein Capitel der beſondern Chronik vom Cid oder der allgemeinen, in der Abſicht eine gute Lehre damit in Verbindung zu bringen, im Auszug gegeben wird. Der Herausg. zählt deren 60 auf, die aus dem Romancero des Sepulveda (1551) genommen ſind. Drittens endlich ſolche, in denen jene alten Gebilde von Hof- und andern Dichtern und Dichterlingen des ſiebzehnten und folgenden Jahrhunderts, wenn vielleicht auch auf feinere, künſtlichere Weiſe nachgeahmt ſind.

Der Herausg. ſchließt dieſe einleitenden Unterſuchungen über den Urſprung und die Eigenheiten der Cidmonumente, welche anerkanntermaßen der alten und volksmäßigen Literatur angehören, mit dem Wunſche, daß ſeine Arbeit beytragen möge, zwiſchen der Nation, der er ſich anzugehören rühme, und jener, die aus vielen theils allgemeinen theils beſondern Gründen den zweyten Rang einnehme in ſeiner Achtung und Liebe, die alten zu ſehr verkannten Verhältniſſe gegenſeitiger Freundſchaft und Hochachtung wieder zu eröffnen. Wir unſrerſeits fügen den Wunſch bey, daß die Literatoren der belobten Nation dieſe Belehrungen nicht als ein aufdringliches Eingreifen in das, wozu vor allen ge-

rade sie Beruf und Mittel haben, sondern als eine Huldigung hinnehmen, die vom universellen Deutschen ihrerer ältern Literatur nicht weniger als der der Britten, der Griechen und Römer dargebracht wird, indem wir in die Seele unsrer Urenkel geloben, daß sie spanische, vorab von Spaniern in Spanien geschriebene und gedruckte deutsche Abhandlungen über die Nibelungen eben auch nicht anders betrachten werden.

Was der Herausg. uber den kritischen Apparat zu seiner Ausgabe und die dabey befolgten Grundsätze zu sagen hat, läßt er der Einleitung in einem besondern mit kleinerer Schrift gedruckten Appendix S. LXXXV — CXLVIII folgen. Bey Aufzählung der bisherigen Ausgaben der Cidchronik vernehmen wir, daß zu dieser neuesten nicht die erste von 1512, und nicht die zweyte von 1552, sondern die in der Dresdner Bibliothek vorhandene dritte von 1593 benutzt worden ist. Was das Wiedergeben des Textes in Bezug auf Orthographie, Interpunction u. dgl. betrifft, so glaubt der Herausg. die rechte Mitte gehalten zu haben zwischen den Einen, die ein Original ganz genau, selbst mit allen Schreib- und Druckfehlern wiederbeut, und Andern, die es ohne Rucksicht auf die charakteristischen Eigenheiten der Zeit, der es angehört, völlig modernisirt haben wollen. Neben dem altertümlichen I statt h (fablar, fallar, fgo u. dgl.) bleibt also dem Texte seine Ximena, sein quatro u. s. f., während die Einleitung nach der neuen weit akademischen, aber nicht sonderlich glücklichen Mode Gimena, cuatro u. dgl. aufführt. Erschwert wurde dem Herausg. sein Geschäft hauptsächlich durch die Fehlerhaftigkeit des ihm vorliegenden Druckes besonders in eigenen Namen. Hier mußten häufig die frühern und gleichzeitigen Quellen, die Chronica general, das Poema del Cid und die Historia Roderici C. zu Rathe gezogen werden. Noch bessere Dienste hätten dabey ohne Zweifel die Handschriften selbst geleistet, die, wie der Herausg. S. XLIX bemerkt, von der Cidchronik zu Paris und zu Madrid noch vorhanden sind. Auch Verganza wäre nicht ohne Nutzen beyzuziehen gewesen. Dieser, ein Benedictiner des genannten Klosters Cardeña, behandelt in seinen Antiguedades 1719. I. p. 188 — 564 so ziemlich dieselben Fragen, und nicht weniger polemisch gegen die Zweifler, zu Gunsten des Helden im Eingange zu dessen wirklicher Geschichte, die er mit einer Stammtafel schließt, woraus zu erweisen, daß es kein europäisches Fürstengeschlecht gibt, daß sich nicht einiges Blutes aus den Adern des castilischen Ruy Diaz de Bivar rühmen könnte. Hiezu ist von ihm nicht die gedruckte, sondern die in jenem Kloster handschriftlich liegende Cidchronik benutzt worden, von welcher er sagt, daß sie ziemlich alt, jedoch wenigstens ein Jahrhundert nach dem Cid verfaßt und in einigen Dingen von der gedruckten verschieden sey. Auch von einer Handschrift in portugiesischer Sprache, vielleicht der obigen durch Azurara angedeuteten, hatte Verganza Kunde. So mag für einen nicht weniger kritischen, vermuthlich spanischen Herausgeber nach dem unsrigen, der selber die Meinung ausspricht, daß seine Arbeit nicht die letzte bleiben werde, noch immer etwas zu thun seyn.

Auch uns steht nicht die erste Ausgabe dieser Chronik, doch aber die zweyte zu Gebot. Sie hat bereits als Zugaben die Genealogie des Cid und den Artikel Del fundamento de la casa (nämlich des Klosters Cardeña), noch nicht aber die in der dritten Ausgabe nun folgende Translation del I. y. b. e. el Cid Ruydiz de Bivar. Zu Anfang nennt sie sich: Cronica . . . agora nuevamente corregida y enmendada. Wir haben sie, was zwar etwas „pesado y prolijo" war, mit gegenwartiger wenigstens, was die vom Herausgeber p. XCI beanstandeten und zum Theil veränderten Stellen betrifft, verglichen und folgende Varianten gefunden.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. July.

Nro. 139. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

1. Cicero's Rede für T. Annius Milo mit Einleitung und Commentar von D. Eduard Osenbrüggen. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke 1841. XVI und 157 Seiten. 8.
2. Cicero's Rede für Sextus Roscius aus Ameria. Mit Einleitung und Commentar von Ed. Osenbrüggen, Dr. der Philosophie und der Rechte, kaiserl. russ. Hofrath und ordentl. Professor der Rechtswissenschaft zu Dorpat. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn. 1844. X u. 168 S. 8.
3. Specimen commentarii de M. Tulli Ciceronis pro P. Sestio oratione, auctore Carolo Halmio. Spirae MDCCCXLII. Typis J. F. Kranzbuehleri. VI u. 20 S. 4.
4. M. Tulli Ciceronis oratio pro P. Sulla. Superiorum interpretum commentariis suisque adnotationibus explanavit Carolus Halm. Lipsiae, MDCCCXLV. Sumptus fecit C. F. Koehler. XII und 180 S. 8.

   Auch unter dem Titel:

   M. Tulli Ciceronis orationes. Sup. interpr. comm. etc. Vol. I. Pars. I.

Die Vereinigung der angeführten Werke in einer Anzeige ist gewiß dadurch hinlänglich gerechtfertigt, daß alle einen gemeinsamen Zweck verfolgen, nämlich den einer genauen, dem jetzigen Standpunkte der Philologie entsprechenden Erklärung der Reden Cicero's, wenn auch auf etwas verschiedenem Wege, indem jeder der beyden Herausgeber von einem andern Punkte ausging, keiner aber sich einseitig an die gewählte Richtung hielt, so daß die Erklarungsweise des Einen manchfach in die des Andern übergreift, und von Beyden nichts der Erklarung Bedürftiges absichtlich unerörtert gelassen wurde. Die Ausstellungen, welche von beyden Seiten her an den bisherigen Commentaren gemacht werden, sind zu wohl begründet, als daß ein auf Abhülfe derselben berechnetes Unternehmen nicht an sich schon auf allgemeinen Beyfall rechnen durfte: die Ausführung entspricht aber in dem bis jetzt Vorliegenden den durch die Namen der beyden Herausgeber erregten Erwartungen in der Weise, daß man zugestehen muß, die Sache hätte nicht leicht in bessere Hände kommen können.

Herr Osenbrüggen glaubte den Philologen dieses Jahrhunderts nur mit wenigen Ausnahmen den Vorwurf machen zu müssen, daß sie sich mehr als recht vom Gebiete der Geschichte und der Alterthümer des römischen Rechtes fern hielten, dessen Bearbeitung sie den Juristen allein überließen, während doch das Studium der römischen Rechtsgeschichte nicht nur für das Verständniß der römischen Classiker unumgänglich nothwendig, sondern auch ein Haupterforderniß zur Erkenntniß des römischen Lebens wäre; er nahm sich daher vor, einzelne Reden des Cicero vorzüglich von dieser Seite her zu erklären,

ohne jedoch die sprachliche Erklärung von sich abzuweisen, die er nur deßhalb etwas in den Hintergrund treten ließ, weil er annehmen zu dürfen glaubte, daß jeder Lehrer in dieser Beziehung mit den nöthigen Mitteln ausgerüstet seyn würde. Uebrigens bestimmte er seine Ausgaben nicht bloß für Lehrer und Gelehrte, sondern auch für Schüler, auf die er vorzüglich durch eingestreutre Fragen anregend einzuwirken suchte.

Herr Halm ging dagegen von der Bemerkung aus, daß die Commentare der früheren Erklärer in der neueren Zeit allzusehr vernachläßigt wurden, so daß manche gute Bemerkung derselben ganz in Vergessenheit käme, manche von Neueren wie ihr Eigenthum wieder vorgebracht würde, und er hielt es daher für zweckmäßig, diese Grundlage der neuern Commentare auf eine übersichtliche Weise zusammen zu stellen, zugleich aber auch die wichtigen Bemerkungen der neueren Erklärer, wie die in den Werken der verschiedensten Art zerstreuten Notizen, die sich der Einzelne nur mit der größten Mühe verschaffen könnte, damit so zu verbinden, daß er namentlich bey den fortlaufenden Commentaren sich keinen Eingriff in fremdes Eigenthum zu Schulden kommen ließe, sondern die in denselben ausgesprochenen Ansichten nur im Allgemeinen, oder so weit es zur Erörterung im Zusammenhange nöthig schien, mittheilte, überall aber sein eigenes Urtheil dabey in die Wagschale legte, das aber, was ihm außerdem einer Besprechung werth schiene, in eigenen Bemerkungen behandelte. Dabey hatte er ursprünglich (s. N. 3) vor, seinen Commentar so einzurichten, daß er ihn an keine besondere Textesrecension anschlöße, sondern nur durch das jedesmalige Lemma andeutete, welcher er folgen zu müssen glaubte; er ging aber später auf den Wunsch des Verlegers, gewiß mit Recht, davon ab, und schickte (in N. 4) seinem Commentare den nach seinen Ansichten abgeänderten Text der Rede voraus.

Bey dem Plane des Hrn. Osenbrüggen fällt auf den ersten Blick das Vorhaben, die Bearbeitung der Reden Cicero's für Lehrer und Schüler zugleich einzurichten auf; doch hat es nach dem Urtheile des Referenten keineswegs die übeln Folgen gehabt, welche bey einer derartigen Vereinigung von verschiedenen Zwecken selten ausbleiben; was zunächst seinen Grund schon darin hat, daß dasjenige, was hier als Hauptsache erscheint, die Erklärung von juristischem Standpunkte aus, dem Lehrer großentheils eben so fremd ist, als dem Schüler, und es also nur darauf ankommt, das Vorzutragende so einzurichten, daß es weder für den Lehrer zu trivial, noch für den Schüler unverständlich ist. Beydes ist hier glücklich vermieden; alle Erörterungen sind kurz und bündig gefaßt, bey allen ist eine interessante Seite hervorgewendet, und doch stehen sie durchaus mit dem vorliegenden Falle in einer ungesuchten Verbindung, und wirken auf das eine Ziel hin, die Verhältnisse, welche der Rede zu Grunde liegen, möglichst allseitig klar zu machen: andrerseits sind sie in einer höchst einfachen, von unerklärten Kunstausdrücken durchaus freyen Sprache dargelegt und namentlich durch die Einleitungen so gut vorbereitet, daß auch derjenige, welcher wenig oder keine Kenntnisse von den römischen Rechtsverhältnissen mitbringt, denselben leicht folgen kann, und wenn er sich dieses gewissenhaft angelegen seyn läßt, eine Einsicht in das römische Gerichtswesen erhält, wie sie auf anderem Wege nicht leicht erzielt wird. Anderes, was für den Schüler bey der Vorbereitung zu wissen nöthig ist, findet sich jedoch keineswegs vernachlässiget. Die eingestreuten Fragen sind meistens sehr zweckmäßig, doch mitunter fast etwas zu schwierig.

Herr Halm hat mit großem Fleiße und seltener Vollständigkeit Alles zusammen getragen, was auch in wenig zugänglichen Büchern für die von ihm behandelten Reden zu finden war. Doch erscheint das Gesammelte keineswegs als rudis indigestaque moles; die Bemerkungen der Aelteren sind vielmehr auf das sorgfältigste gesichtet, mitunter nur im Auszuge gegeben, und wo es nöthig schien, mit berichtigenden Zusätzen versehen; die Ansichten der Neueren werden in zusammenhängenden Bemerkungen besprochen, so daß man das Wesentliche derselben erfährt, ohne daß irgend fremde Rechte gekränkt werden, und zwar in einer solchen Zusammenstellung, daß sich nicht selten ein neues Resultat ergiebt, wie überhaupt die Leistungen des Herausgebers nicht etwa nur in angehängten kleinen Bemerkungen bestehen, sondern, auch abgesehen von dem Verdienste

des Ordnens, einen Hauptbestandtheil des Commentars in sachlicher und sprachlicher Beziehung ausmachen, wobey besonders hervorzuheben ist, daß er, von einem zuverlässigen Gewährsmann, Hrn. Prof. Rein, unterstützt, auch den römischen Rechtsalterthümern seine Aufmerksamkeit zugewendet hat.

Nachdem wir hiemit den Zweck dieser Ausgaben und die Art und Weise, wie derselbe im Allgemeinen erreicht worden ist, besprochen haben, wenden wir uns nun zu den einzelnen.

Nr. 1. u. 2. In den Ausgaben des Herrn Osenbrüggen sind nach dem darüber bereits Mitgetheilten die Einleitungen natürlich von besonderer Bedeutung, in welchen die gesammten Verhältnisse der Zeit, in welche die in den beyden Reden besprochenen Rechtsfälle fielen, so wie die bey diesen besonders hervortretenden Umstände und einzelne Fragen über das römische Recht und Gerichtswesen besprochen werden. Die Handlung, welche dem Processe des Milo zum Grunde liegt, wird hier zuerst als eine Scene aus dem großen Trauerspiele hingestellt, in welchem wir den römischen Freystaat als Opfer fallen sehen, und nachgewiesen, welche Stelle die Kämpfe des Clodius und Milo mit ihren bewaffneten Schaaren in demselben einnahmen, und wie gerade zur Zeit der Ermordung des Claudius in Folge der Wahlcomitien die Verwickelungen am größten waren. Die Ermordung selbst, sammt den Vorfällen nach derselben, wird nach Asconius erzählt, und was in dessen Bericht unklar ist, genauer erörtert, wie namentlich die Dauer des Processes, welche (S. 32) auf fünf Tage bestimmt wird, und das Gesetz des Pompejus, nach welchem diese Gerichtsverhandlung Statt fand; was auf eine genaue Auseinandersetzung der Form des römischen Criminalprocesses und der dabey geltenden Bestimmungen hinführt. Zum Schlusse wird über den Ausgang des Processes und die noch außerdem gegen Milo anhängig gemachten Klagen, die in seiner Abwesenheit abgeurtheilt wurden, und über die weiteren Schicksale des Milo berichtet.

Bey der Einleitung zu der Rede für Sextus Roscius aus Ameria geht Hr. O. von einer sehr passenden Vergleichung der Sullanischen Proscription mit der Schreckensperiode der französischen Revolution aus, und zeigt, wie furchtbar Sulla's Rache an der Gegenpartey war, und wie diese vielfältig von seinen Anhängern zur Erreichung ihrer habsüchtigen Zwecke benützt wurde, was namentlich in dem vorliegenden Falle geschah, wo man den Namen des Vaters S. Roscius erst nach dem Schlusse der Proscriptionslisten in diese eintragen ließ, um sich wegen der Ermordung desselben und der Plünderung seines Vermögens Straflosigkeit zu verschaffen, und dann erst, als der Sohn des Ermordeten, den man aus den Gütern des Vaters vertrieben hatte, bey einer Freundin desselben in Rom Schutz fand, den Plan ersann, diesen, um sich desselben zu entledigen, des Vatermordes anzuklagen.

(Fortsetzung folgt.)

Chrónica del famoso cavallero Cid Ruydiez Campeador.

(Schluß.)

Cap. XXXI. e eran della siempre consejados. — XXXIII. fincaron en si en acomienda e en sus hermanos. — XLIX. e nos vayamos para vuestro hermano. — LX. merca bien el home pobre con el torpe. — LXXXI. contreo de alta villa . . . e a pulla e a Calabria e ancapania. — XCV. cuevas de don Gaza e passaron al rio de carracion e fueron a posar entre Farça e cetrua . . . Alfayna. — CII. a un rio que es sobre Montereal. — CIIII. ribera de rio Manrra . . . pinal de Tobal . . . alocael. — CVII. des Herausg. juegastes für juzgastes bedenklich. — CVIII. Monçon e huerta e onda e a bueñar. — CIX. Conde de Cardona . . . balsadron . . . Tiegio e Sege . . . vinose para Tamariz. — CX. tenia preso . . . a un hermano de adefir. — CXII. Morriella . . . Remon de Olivas . . . Gostios Gonçalez Calvet de Sobarve. — CXIII. e Gaña e B. e Pampliga con todas sus alfozes. — CXXI. ca-

bañas en la Sagra . . . Almozil. — CXXIV. aquel Ricardo non cumplio . . . monte propinco. — CXXVIII. a Monsayn e a Sant Pedro e a Sant Bilardo, . . de Lugundo a don Berdin. — CXXIX. al emperador descomulgado del papa con el emperador Lotario. — CXXXV. que lo havian para cevada. — CXLIX. wirklich trascreyeron. — CLI. fasta la motta. — CLIII. a cercar a Xerita. — CLIV. la montaña del Monte. — CLVII. Dieſes ganze Capitel vom Siege des Cid über den Conde Don Remon Berengel von Barcelona und ſeine Franzoſen iſt in Ausdrücken und Wendungen, Auslaſſungen und Zuſätzen, die die dritte Ausgabe bietet, auffallend und nicht zu ſeinem Vortheile von der frühern Faſſung verſchieden. So heißt es nach dieſer: prisieron a Giralte el Romano con una ferida que le dieron en la cara . . . . Los mas honrrados que fueron presos eran estos: Deus de Bermolt de Tamaris. Tamaris. Giralte Aleman. Remon Ramiro. Ricari Guillen. Der Gefangenen überhaupt waren bien mil, in der dritten Ausg. bien cinco mil. — CLIX. y davan de mas cada mil mris (maravedis) e Alfange ciento que dizen don cahoc los de Valencia (von Obispo keine Rede; don etwa wie in don gratuit zu nehmen). — CLXIII. immer Abeniaf. Xacar que era alcayde de Algezira. — CLXV. de la reyna cubayda que fue muger del rey Araxidiex que fue aufa de Nalda. — CLXVI. cavalleros e moros . . . albueruolas (alborozos?). — CLXXVII. Ziemlich verſchieden in Faſſung und Bedeutung, fängt an: Des pues desto mando el Cid a Abeniaf que le diesse una huerta que era cerca de Valencia que era de Albenalhazys para deportarse y algunos dias en compaña de la suya e tenie la otra su compaña en un logar que dizen Retis. . . . immer Almoravides ſtatt Alarabes. Aus dieſem einen Capitel der zweyten Ausgabe macht die dritte deren zwey, nämlich ihr 177. und 178., und ſelbſt der erſte Satz ihres 179. gehört noch zu demſelben. Die zweyte Ausgabe zählt deßwegen und weil ſie aus Verſehen zweyen Capiteln dieſelbe Nummer 205 giebt, drey Capitel weniger als die dritte, nämlich 294. — CLXXVIII. (179) y llego otro mandadero como era la hueste de los Almoravides en Algezira de Xucar. — CLXXIX. (181) en las casas, catavan las casas wohl richtig. — CLXXXV. (187) comian los canes e las gentes e los mures. — CLXXXVIII. (190) una torre en alcudia de Tudela. — CCXIV. (217) arborxules. — CCLXXVIII. (281) pellotes.

Weitere Beygaben bilden, um das Verſtändniß deſſen, was in der Einleitung geſagt iſt, zu erleichtern, Stücke aus den namhaft gemachten Quellen, nämlich der Historia Roderici Didaci, aus dem Poema del Cid, aus der Chronica general, deren Abweichungen von der Cidchronik noch beſonders durch eine Reihe von (38) Stellen anſchaulich gemacht wird, endlich die oben als die ihrer Form nach alterthümlichſte angegebene Romanze: Tres cortes armara el rey.

Daß der Herausg. beſtrebt war ſich nichts entgehen zu laſſen, was ſich auf die ältere Literatur ſeines ſpaniſchen Helden bezieht, zeigen die zum Theil erſt während des Druckes erhaltenen Notizen von früher unbekannten Romanzen, die durch F. Wolf in Wien, durch Deins und Haſe in Paris ſind aufgefunden worden.

Auch die äußere Ausſtattung iſt eine ſolche, wie ſie einem Buche ziemt, das ſich nicht allein deutſchen, ſondern auch andern zumal ſpaniſchen Leſern zu empfehlen und letztern zu zeigen hat, wie weit diejenigen, die ihnen ſchon im XV. Jahrhundert die meiſten ihrer Bücher gedruckt haben, ſeitdem in der Kunſt gekommen ſind.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. July.

Nro. 140. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

1. Cicero's Rede für T. Annius Milo.
2. Cicero's Rede für Sextus Roscius aus Ameria.
3. Specimen commentarii de M. Tulli Ciceronis pro P. Sestio oratione.
4. M. Tullii Ciceronis oratio pro P. Sulla.

(Fortsetzung.)

Dieses führt auf eine weitere Erörterung über die Proscription und das bey dem Verkaufe der Güter der Proscribirten eintretende Verfahren, wobey sectio und sector wohl richtig, als von secare abgeleitet, auf das Zerschlagen, den Einzelverkauf der Güter der Proscribirten durch den Käufer, der sie im Ganzen an sich gebracht hat, bezogen und in der bekannten Stelle c. 9. §. 24., gegen die frühere Ansicht des Hrn. C., die Interpunction bonorum emptio flagitiosa, possessio u. s. w. durch einleuchtende Gründe geltend gemacht wird. Ferner werden die bey dem vorliegenden Rechtsfalle bestehenden Verhältnisse näher erwogen, namentlich wie die Anklage auf Vatermord vor die Quaestio inter sicarios kommen konnte, welche als der Gerichtshof für die unrechtmäßige Tödtung im Allgemeinen dargestellt wird, vor welchen der Vatermord, parricidium nach der damals allgemein angenommenen Bedeutung, als eine Unterart von jener gehörte, für welche nach alter Observanz die poena culei galt. Diese findet auch eine genauere Betrachtung, so wie das ganze bey diesem Processe angewendete Gerichtsverfahren, wobey zur Sprache kommen: 1) die Richter, sammt dem präsidirenden iudex quaestionis, 2) die Localität des Gerichtes, wo als Gegensatz von subsellia (S. 33) nicht sowohl allein altum tribunal, sondern wenigstens nach Martial altum tribunal et curulis, oder vielmehr nach Cicero (Verr. II, 38, 94, u. IV, 40, 86) de sella ac tribunali, oder de sella ac loco superiore angegeben seyn sollte, da die subsellia doch offenbar einen Gegensatz zur sella bilden, wie es auch bey dem Pseudo-Asconius zur Divin. in Caecil. §. 48. heißt: qui non in sellis curulibus nec in tribunalibus, sed in subselliis considebant. 3) Das Auftreten der Redner als Ankläger und Vertheidiger. Hier wird bemerkt, daß Cicero seine Rede vor dem Zeugenverhör hielt, und daß es zwar nicht seine erste Rede vor Gericht überhaupt, aber doch in einer causa publica war, was in so ferne von Wichtigkeit sey, als der Muth des Redners dadurch in glänzenderem Lichte erschien, sofern Chrysogonus, ein Freygelassener des Sulla bey dem Vereine der Mörder und Räuber, gegen den er aufzutreten hatte, eine Hauptrolle spielte. Als für den Eindruck, den die Rede auf den Leser macht, günstig wird endlich der Umstand hervorgehoben, daß Cicero hier eine gerechte Sache verfocht, wie sonst nie. Daß er als gerichtlicher Redner zu viel und zu lange declamirt, wird dabey nicht in Abrede gestellt, und zuletzt noch nach Anleitung des Redners selbst auf die heiteren Partieen aufmerksaam gemacht, welche er eingeflochten hat, unter denen das beißende Wortspiel (c. 35. §. 100.) Habeo etiam dicere, quem contra morem maiorum minorem annis LX de ponte in Tiberim deiecerit hervorgehoben, und durch eine ausführliche Deduction auf die alte Sage, daß die

Römer in älteſter Zeit Greiſe in die Tiber ſtürzten, zurückgeführt wird.

Wir beſchränken uns auf dieſe Relation der beyden Einleitungen, da das, was wir etwa gegen dieſelben einzuwenden hätten, ſich nur auf Nebendinge bezieht.

Der Text der Rede pro Milone beruht auf dem Klotziſchen, der jedoch nach dem Erfurter Codex und andern hier und da abgeändert iſt; in der Rede p. Sext. Roscio Amerino aber hat ſich Hr. O. Orelli und Madvig zu Führern gewählt. In den meiſten Fällen kann ſich Ref. mit dem hier Aufgenommenen einverſtanden erklären. Wir wollen im Folgenden nur Einiges aus der zuletzt erſchienenen Ausgabe hervorheben, um es in Verbindung mit den dazu gehörigen Bemerkungen zu beſprechen, nachdem wir nur im Allgemeinen noch angegeben haben, daß dieſe außer den Rechtsalterthümern, in Betreff deren vielfach auf die Einleitungen verwieſen werden konnte, auch die Privatalterthümer, und wo ſich, wie in der Rede pro Milone §. 13. u. §. 85. Gelegenheit dazu ergab, auch die religiöſen berühren, auf die Schönheiten ſowohl des Inhaltes als der Form aufmerkſam machen, und in letzterer Beziehung geeignete Stellen der Rhetoren, namentlich Quintilians, beybringen, auch einzelne Ausdrücke durch Beyſpiele erklären, und hier und da ſtiliſtiſche Winke ertheilen, nur in einzelnen Fällen aber, meiſtens ohne Angabe der Handſchriften *), abweichende Lesarten mittheilen.

Bey der Erklärung der Worte: sese hoc incolumi arbitratur huius innocentis patrimonium tam amplum et copiosum posse obtinere, damnato et eiecto sperat se posse, quod adeptus est per scelus, id per luxuriam effundere atque consumere (p. Sex. Rosc. 2. §. 6.) hat ſich Hr. O. nur durch die von ihm ſelbſt mit Recht getadelte Bemerkung des Gronoviſchen Scholiaſten*) auf den Gedanken bringen laſſen, zuvörderſt bey eiecto an das Exil zu denken, ſo daß er erſt nach Beſeitigung dieſer Anſicht darauf kommt, den Ausdruck allgemeiner zu faſſen und für: aus dem Wege räumen „beſeitigen“ zu nehmen; womit zwar der Sinn im Allgemeinen getroffen zu ſeyn ſcheint, doch ohne daß das Wort eiecto gehörig erklärt iſt. Am einfachſten iſt es wohl, an das vorausgehende patrimonium dabey zu denken, und es, ähnlich wie Hr. O. will, in prägnantem Sinne zu nehmen, „durch die Verurtheilung ein für allemal daraus vertrieben.“

Wenn Hr. O. c. 5. §. 11. nach der Vermuthung eines Freundes ſchreibt: omnes hanc quaestionem, te praetore manifestis maleficiis quotidianoque sanguine severissimam sperant futuram, ſo iſt abgeſehen davon, daß ut acria et severa iudicia fiant ganz kurz vorhergeht, dieß doch gar zu weit von den angegebenen Lesarten der Handſchriften dimissm (demissius dimissius demissus) entfernt, und das Wort iſt ein zu bekanntes in den Sinn des Ganzen zu leicht ſich fügendes, als daß ſich eine Verderbniß denken ließe, wie ſie hier Statt gefunden haben ſoll. Näher läge offenbar durissimam, wogegen ſich nur einwenden läßt, daß durus in der Regel nur im ſchlimmen Sinne gebraucht wird, ſo namentlich vom Richter Cic. de fin. II, 19, 62; Caes. B. C. III, 20, 4. Doch wenn man betrachtet, daß es ein Synonymum von inexorabilis iſt, mit dem es verbunden erſcheint Ter. Phorm. III, 2, 12. und Gell. I, 13, 7., und daß es bey Gellius XIV, 4, 3. heißt, Chryſippus habe aus der Art, wie man die Gerechtigkeit abzubilden pflege, unter anderem Folgendes abgeleitet: iudicem oportere esse contra improbos

*) Eine Undeutlichkeit findet ſich in dieſer Beziehung in den Noten zu der Rede p. S. Rosc. Am. S. 126, wo die Worte „die vulgata Mamercos beruht auf ſehr unſicherer handſchriftlicher Autorität (cod. Janoctii?).“ Erſt S. 112 erfährt der Leſer, daß es wirklich einen Donatus Janoctius gab, und daß alſo dort nur bezweifelt wird, ob ſeine Angabe wirklich auf handſchriftlicher Autorität beruhe.

*) Bey den Worten des Scholiaſten iſt ein ſtarker Druckfehler: tu hic eat in exsilium für ut dicat in exilium, wie Orelli hat. Die andern Druckfehler, die wir aus beyden Ausgaben noch anführen könnten, ſind alle der Art, daß ſie der Leſer ſelbſt leicht verbeſſern kann.

nocentesque immisericordem atque inexorabilem, ſo ließe es ſich hier doch vielleicht rechtfertigen, wo die Rede offenbar davon iſt, daß die Zeitverhältniſſe eine unerbittliche Strenge wünſchenswerth machten.

Der Anſtand, den Orelli in den Worten: cum proscriberentur homines atque ex omni regione caperentur ii, qui adversarii fuisse putabantur, erat ille Romae frequens etc. (c. 6. §. 17.) gegen caperentur erhoben hat, daß die Proſcribirten doch nicht, wie Feinde, gefangen wurden, und namentlich ex omni regione nicht dazu paßt, iſt wohl durch die Bemerkung des Hrn. O.: „dieſes Verbum kann um ſo weniger auffallen, da adversarii in der Nähe ſteht. Wie Feinde wurden von den Sullanern die Anhänger der Gegenpartey ergriffen, Roscius ging frey umher," nicht beſeitiget; doch möchte ſtatt raperentur, was Orelli vorſchlägt, dem Folgenden: in foro et in ore omnium quotidie versabatur gegenüber, eher ein Wort wie conquirerentur erwartet werden, das in ähnlicher Bedeutung öfters vorkommt, wie Verr. Act. IV, 19. Conquiri Diodorum tota provincia iubet. Liv. XXXI, 11. magnam partem perfugorum palam Carthagini obversari dici, quos comprehendi conquirique debere — Sueton. Vitell. 10. centum atque viginti . . . conquiri et supplicio affici imperavit. — Vellei. II, 22, 4. Q. Catulus cum ad mortem conquireretur etc. Wen eqrerentur (mit einem Strich über e und einem unten durch q) für conquirerentur geſchrieben war, ſo konnte dieſes auch leicht in caperentur verändert werden.

Gegen die c. 24. §. 66. aufgenommene Conjectur des Victorius si qua macula concepta est, non modo elui non potest, läßt ſich im Ganzen nichts einwenden, doch könnte die Lesart der Handſchriften modo levi (leni, leniri, lavi) wohl auch

o

aus mdeleri d. iſt modo deleri entſtanden ſeyn, was ſich mit (de imp. Pomp. c. 3. §. 7.) delenda vobis est illa macula belegen ließe. Wenn die c. 26. §. 72. aufgenommene Lesart: ita iactantur fluctibus, ut nunquam alluantur ſo erklärt wird: „Obgleich von den Fluthen geworfen, werden ſie nicht von den Fluthen berührt oder angeſpült; es gilt alſo das Paradoxon von ihnen: „mare deest fluctuantibus," ſo könnte man dadurch gerade veranlaßt werden, der anderen abluantur den Vorzug zu geben, da doch wohl hier, wie im Vorausgehenden: ut ducere animam de caelo non queant, eine Wohlthat bezeichnet werden ſoll, die der Menſch von dem Meere zu erwarten hat, die nach den Worten: quo cetera, quae violata sunt, expiari putantur, eben in dem entſündigenden Abwaſchen beſteht. Allein es iſt darum alluantur keineswegs zu verwerfen, aber nur ſo zu erklären, „ſie werden nie von den Fluthen beſpült, es wird ihnen alſo auch die entſündigende Kraft, welche das Meerwaſſer hat, nie zu Theil, ſo fern ſie nicht davon berührt werden."

Das allerdings ſchwierige interim in den Worten: Interim mihi videris, Eruci, una mercede duas res assequi velle, nos iudicio perfundere, accusare autem eos ipsos a quibus mercedem accepisti, iſt mit Bezug auf Hand im Tursell. II. p. 427 etwas zu unbeſtimmt alſo erklärt: „Man kann es in der Grundbedeutung eodem tempore nehmen, denn obgleich Cicero den Erucius verſpottend, auch hätte ſagen können: „in verkappter Weiſe, nach einem verſteckten Plan ſcheinſt du mir zweyerley erreichen zu wollen," ſo iſt dieß doch keine eigene Bedeutung von interim, ſondern liegt eben nur im Gedankengange. In einer ſolchen Bedeutung würde interim auch wohl nicht die erſte Stelle im Satze einnehmen, während velle, wozu es ſo bezogen werden muß, am Schluſſe ſteht. Sollte nicht eben die Stellung darauf führen, daß interim mit mihi videris zuſammen zu faſſen ſey, wie es Forcellini genommen zu haben ſcheint, der es erklärt: dum ista dicis? In dieſem Falle ließe es ſich aber auch erklären: „vorläufig," d. i. bis du mir einen beſſern Aufſchluß gibſt. Auf velle bezogen, nach der von Hrn. O. angenommenen Weiſe, würde es bedeuten: „gelegentlich, unter der Hand."

Der Wechſel der Modi in der Stelle: Tenuitas hominis eius modi est, ut dissimulari non queat, atque eo magis eluceat, quo magis oc-

cultatur (c. 31. §. 86.) iſt allerdings etwas auffallend; doch iſt Ref. nicht gleicher Anſicht mit Hrn. O., wenn er ſchreibt: „Sehr richtig ſcheint Heumann's Emendation elucet.“ Es werden nämlich ſo offenbar zwey Satzglieder, die einander ganz parallel ſind, auseinander geriſſen, und wenn Cicero ſo hätte ſchreiben wollen, ſo hätte er wohl die Stellung gewählt: et quo magis occultatur, eo magis elucet. Der Indicativ occultatur hat aber darin ſeinen Grund, daß der Redner ſich hier auf den factiſchen Stand der Dinge beruft, ſo daß im Griechiſchen auch für ut eluceat ὥστε mit Indicativ ſtehen würde.

(Fortſetzung folgt.)

Des Quintus Horatius Flaccus ſämmtliche lyriſche Dichtungen. Im Versmaaße der Urſchrift überſetzt und mit kurzen Erläuterungen verſehen von Dr. Carl Hoffmann, Profeſſor am kgl. Gymnaſium zu Dillingen. Dillingen bey Joſeph Friedrich 1845.

Das Beſtreben des Hrn. Prof. Hoffmann war bey der Abfaſſung dieſer Ueberſetzung darauf gerichtet, den Vorzug der Genauigkeit in Form und Inhalt mit jenem der Deutſchheit und Lesbarkeit zu verbinden. Er war bemüht, den Sinn des Originals ſo wieder zu geben, wie er ſich mit Beziehung der beſten Handſchriften herausſtellt, ohne auf die durch Conjectur hervorgerufenen Aenderungen zu achten, und dabey die Klarheit, Einfachheit und Würde des römiſchen Ausdruckes in entſprechender, den Genius der deutſchen Sprache jedoch nicht verletzender Weiſe wiederzugeben; bey den lyriſchen Versmaaßen aber die von Horaz eingeführte Weiſe ſtreng einzuhalten. Er hatte dabey an dem als Ueberſetzer der Horaziſchen Epiſteln rühmlichſt bekannten Hrn. Profeſſor und Hofbibliothekar Merkel, dem auch dieſe Ueberſetzung gewidmet iſt, einen guten Rathgeber und Unterſtützer.

Im Allgemeinen läßt ſich wohl ſagen, daß ſein Beſtreben von einem glücklichen Erfolge begleitet war, was Ref. gern zugeſteht, wenn auch die hier gewählte Erklärung einzelner Stellen häufig nicht mit ſeiner Anſicht zuſammentrifft. Mitunter iſt zwar der deutſche Ausdruck dem lateiniſchen nicht ſo nahe, als man wünſchte, oder auch etwas hart, wie wenn es in der erſten Ode des erſten Buches heißt: das von glühendem Rand umflogene Ziel, wo evitata beſſer mit umbogen gegeben wäre; oder in der 3. Ode vacuum aera überſetzt wird: „Luft einöden,“ in der 7. Ode patiens Lacedaemon: „das gehärtete Sparta,“ in der 24. Ode: nudaque veritas, „und nie verhüllt Wahrheit,“ in der 38. Ode dedecet: „unziert;“ in der 20. Ode des zweyten Buches: Iam iam residunt cruribus asperae pelles: „Schon ſchwindet mir, ſchon ſchrumpft mir die Hüfte ein.“ Eben daſelbſt kann die Stellung „der die Furcht verbirgt vor Marſerkriegsvolk“ leicht Undeutlichkeit hervorrufen. Eine nicht unbedeutende Zahl von Gedichten iſt aber recht gut überſetzt. Wir wählen als Beyſpiel des Raumes wegen die kurze 20. Ode des erſten Buches.

An Mäcenas.

Trinken wirſt bey mir du aus kleinen Bechern
Wein Sabinums nur, den ich ſelbſt gelegt und
Wohl verpicht im (in?) griechiſchen Krug, Geliebter
Ritter Mäcenas.
Als des Volkes Beyfall dich begrüßte im Schauſpiel,
Daß von Tibris Strand und dem Vaticaner
Berg zumal dein Lob in des Echo heiterm
Tone zurückſcholl.
Dein Getränk mag Cäcuber, mag das edle
Blut von Cales ſeyn: die Falerner-Rebe
Kennet nicht mein Krug, noch den Wein, der kränzet
Farinä's Hügel.

Die Anmerkungen, welche die Beſtimmung haben, dem des Originals unkundigen Leſer das Verſtändniß zu erleichtern, ſind im Ganzen zweckmäßig, doch möchte von einem ſolchen Leſer noch öfters eine Auskunft vermißt werden, wie bey den geographiſchen Namen in der 21. Ode des erſten Buches und an andern Orten.

V. v. J.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. July.

Nro. 141. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

1. Cicero's Rede für T. Annius Milo.
2. Cicero's Rede für Sextus Roscius aus Ameria.
3. Specimen commentarii de M. Tulli Ciceronis pro P. Sestio oratione.
4. M. Tulli Ciceronis oratio pro P. Sulla.

(Fortsetzung.)

Uebrigens finden sich auch recht gute kritische Bemerkungen, wie zu c. 9. §. 26. deinde aliquanto lentius, nihil agere atque deludere, wo diese Lesart gegen die Aenderung Buchners deinde aliquantulum, tam nihil agere vertheidigt wird. Wenn hier ja etwas zu ändern wäre, würde Ref. vorschlagen: deinde aliquanto insolentius nihil agere atque deludere, wobey ein Abirren von aliquanto auf inso- anzunehmen wäre; zu c. 38. §. 110, wo H. O. vermuthet: aliqua fraude et mora, und zu der Lücke c. 44. §. 132. Doch wir wollen uns nicht länger bey Dingen aufhalten, die für die eigentliche Aufgabe der Bearbeitungen der beyden Reden nur von untergeordneter Bedeutung sind, und vielmehr die Erklärung wiederholen, daß diese auf eine Weise gelöst ist, daß Ref. keine Einwendung von einiger Bedeutung dagegen zu machen vermag.

Die äußere Ausstattung beyder Ausgaben ist, wenn auch in Druck und Format verschieden, doch gleich gut zu nennen. Zu bedauern ist es, daß der zweyten Ausgabe nicht, wie der ersten ein Register beygegeben ist. Daß in beyden die Entwerfung einer Disposition der Rede den Schülern überlassen ist, kann Ref. nur billigen. Die erste ist „dem Herrn Professor Johann Caspar von Orelli in Zürich," die zweyte „Carl Morgenstern dem Philologen, zur Feyer seines fünfzigjährigen Doctorjubiläums" gewidmet. Nicht uninteressant ist die am Schlusse der Vorrede zu der zweyten Ausgabe sich findende Erklärung: „Ich habe (in Dorpat) eine amtliche Thätigkeit gefunden, wie sie ein akademischer Lehrer wünschen muß, und mir steht bey meiner Wirksamkeit die Ueberzeugung zur Seite, daß ich unter einer Regierung lebe, und solche hohe Obern zu Vorgesetzten habe, unter deren Schutz und Fürsorge die Wissenschaften gedeihen und mächtigen Fortschritt nehmen." Wir fügen unsrerseits nur den Wunsch hinzu, daß es Herrn Osenbrüggen auch in seiner jetzigen, solchen Arbeiten freylich fern stehenden, Stellung nicht an Lust und Muße fehlen möge, seine bereits mit so schönen Erfolgen gekrönten Bemühungen für eine gründliche und allseitige Erklärung der Ciceronischen Reden fortzusetzen.

Ueber den Plan des Hrn. Prof. Halm, die Reden Cicero's mit einem die wichtigen Bemerkungen aller früheren Bearbeiter in sich aufnehmenden Commentare herauszugeben, und die Ausführung desselben, so weit sie in den beyden hier zu besprechenden Schriften vorliegt, haben wir uns im Allgemeinen oben schon hinlänglich ausgesprochen; wir werden uns daher hier mehr an das Einzelne, und namentlich an dasjenige halten, worin wir mit dem geehrten Hrn. Verfasser nicht einverstanden sind.

Nr. 3. Die fünf und zwanzigjährige Jubelfeyer des Hrn. Hofraths und Lycealdirectors Jäger

in seiner Eigenschaft als Rector des Gymnasiums zu Speyer gab Hrn. Prof. Halm Gelegenheit, den eben erwähnten Plan zuerst zu veröffentlichen und eine Probe der Ausführung desselben an den 9 ersten Capiteln der Rede pro Sestio zu geben. Er benützte dabey 30 theils ziemlich seltene Bücher und Abhandlungen, deren Verzeichniß den Bemerkungen vorgedruckt ist.

Wenn wir die Stellen durchgehen wollen, in denen wir nicht gleicher Ansicht mit Hrn. Halm sind, haben wir zuerst eine zu besprechen, welche zu umfassend ist, als daß wir die Texteswörte ganz aufnehmen könnten. Es handelt sich nämlich um die Satzfügung am Schlusse des ersten Capitels, wo die ältere Lesart ist: Ego autem iudices, quia qua voce . . . utendum putabam, ea nunc uti cogor in eorum periculis depellendis: iis potissimum vox haec serviat etc., aber Klotz und Orelli in seiner dritten Ausgabe quia ausgelassen und nach depellendis ein Punctum gesetzt haben. Hr. Halm wendet dagegen ein, der Satz Iis potissimum und s. w. stände so zu abgerissen da, und schlägt daher für das schlecht beglaubigte quia vor, quoniam zu schreiben, was schon Madvig als richtiger bezeichnet hatte. Allein es ist dieß offenbar nur ein Behelf, welcher wegfällt, wenn man ohne denselben auskommen kann. Es fragt sich aber, ob sich nicht durch eine andere Satzeintheilung helfen ließe? Wie wäre es, wenn man vor ego autem ein Colon setzte, und es noch von dem vorausgehenden nihil minus ferendum est, quod abhängen ließe, und den folgenden Satz: Iis potissimum vox haec serviat, etc. mit dem ersten Satze des folgenden Capitels, et quamquam a Q. Hortensio . . causa est P. Sesti perorata, . . tamen aggrediar ad dicendum etc. zusammen faßte? Eine gewisse Härte bliebe allerdings noch darin, daß der Satz Iis potissimum etc. durch keine Partikel an das vorhergehende angereiht ist; doch wird sie dadurch bedeutend gemildert, daß er so den Anfang einer größern Periode macht, vor welcher der Redner eher eine Pause im Sprechen eintreten lassen konnte.

Die nach Abramus zum Beleg dafür, daß Cicero gewöhnlich die Schlußrede übernahm, angeführte Stelle, Macr. Sat. III, 13 (in den neueren Ausgaben II, 9), wäre besser weggeblieben, denn es steht in derselben bloß, daß Hortensius den Cicero bat, mit ihm zu tauschen, weil er auf sein Landgut gehen wollte. — Die Anführung der Stelle, Curtius III. §. 12., zu §. 4., scheint auch nicht recht begründet zu seyn; soll sie sich auf non magis quam beziehen, so müßte das Lemma vollständiger seyn. — Bloße Verweisungen auf andere Ausgaben, wie zu §. 5. „v. Garat. et Osenbr. ad or. p. Mil. 3, 7.“ entsprechen dem Zwecke eines solchen Commentars nicht recht; man erwartet eine kurze Angabe des Inhaltes der bezeichneten Bemerkungen, die sich sonst auch gewöhnlich findet.

Eine beyfallswürdige Conjectur findet sich c. 7. §. 15. Furebat (für Fuerat) ille annus iam in rep., wenn schon nicht zu läugnen ist, daß hier die Metapher härter ist, als in den angeführten Stellen illius anni furor und furit in rep. Tufius. Gegen die Fassung der schwierigen Stelle c. 8. §. 19. ut illo supercilio annus ille niti tamquam videretur, ist in ähnlicher Weise einzuwenden, daß die als Beleg für den Gebrauch von tamquam angeführte Stelle Lael. 1, 4. ut tamquam a praesentibus coram haberi sermo videretur, in so fern nicht ganz paßt, als dort nicht tamquam wie hier hinter, sondern vor den Worten steht, in welchen das Bild oder die Vergleichung enthalten ist; und daß gerade diese Stellung des tamquam sich schwer möchte rechtfertigen lassen.

Durch einen Druckfehler, S. 5 Dianam für Dinaeam, wird die jungfräuliche Göttin zur Schwiegermutter gemacht. Im Uebrigen ist das Programm sehr gut gedruckt.

(Fortsetzung folgt.)

Emendationes Taciti scr. D. Ludovicus Doederlein Graec. et Lat. Litt. P. P. O. et Sem. Philol. Dir. Soc. Litt. Monac. Sodalis. Erlangae, typis Joann. Paul. Adolph. Jungii. MDCCCXLIV. 4.

Dieſes zum Prorectoratswechſel von 1814/15 von Hrn. Prof. Dr. Döderlein geſchriebene Programm enthält in kurzer Form Verbeſſerungsvorſchläge zu einer Anzahl taciteiſcher Stellen, welche dem dritten, vierten und fünften Buch der Hiſtorien und dem Dialog über die Redner entnommen ſind; da Hr. Prof. D. mit einer Recenſion des Tacitus beſchäftigt iſt, ſo iſt man wohl berechtigt, ſolch' gelegentlich ausgegebene Bemerkungen als Proben der in Ausſicht ſtehenden Bearbeitung anzuſehen; vielleicht auch ſtillſchweigend aufgefordert, die eine oder andre Stelle näher zu betrachten, die vorgelegte Erklärung zu prüfen und ſo entweder durch Zuſtimmung oder auch Widerſpruch zur Förderung des nicht leichten Werkes etwas weniges beyzutragen. Iſt dieſe Vorausſetzung nicht unwahrſcheinlich, ſo wird es nicht unſtatthaft erſcheinen, wenn wir auch in dieſen Blättern die Vorſchläge des als ſcharfen Denkers und gelehrten Forſchers geprieſenen Philologen zur Kenntnißnahme bringen.

Hist. III. 2. nisi quis retinet, idem suasor auctorque consilii ero. Dieſe Zuſammenſtellung ſonſt ſynonymer Wörter als conträr entgegengeſetzte Begriffe mißfällt dem Verf.; eher würde er suasor consilii auctorque, scil. ipsius operis, ertragen; da nun aber cons. nothwendig auch zu auctor bezogen werden müſſe, ſo ſchreibt er: suasor auctorque c. ero; Tacitus habe hiermit das gewöhnliche auctor actorque (wie Cic. Sext. 28. 61. Corn. Nep. Att. 3) umgehen wollen. Uns dünkt dieſe Aenderung unnöthig, ja gewagt; unnöthig, weil ſich neben dem suasor consilii auch ein auctor c. denken läßt; jener gibt den Rath, dieſer die Mittel den Rath auszuführen, wie ſchon Ernesti anzudeuten ſcheint, wenn er ſagt: i. e. quae iam suasi, facere aggrediar — und wie die folgenden Worte des ungeſtümen Redners (Antonius Primus) beweiſen: vos, quibus fortuna in integro est, legiones continete: mihi expeditae cohortes sufficient; iam reseratam Italiam, impulsas Vitelli res audietis. Gewagt ſcheint die Aenderung, weil actor consilii durch actor rerum (bey Cic.) nicht ſchlechthin gerechtfertigt iſt; actor consilii wäre wohl eher der: qui consilium peregit, nicht: qui consilium peracturus est, und dieß verlangt hier der Sinn, dieß gibt der Schriftſteller ganz bezeichnend mit auctor. Nebenbey iſt auch nicht zu überſehen, daß in der Stelle des Nepos in den Handſchr. hunc — actorem auctoremque habuit ſteht, auct. actoremque (ſo citirt Herr Prof. D.) eine Emendation iſt, deren Nothwendigkeit ſchwer zu beweiſen ſeyn dürfte.

Hist. III, 61 (nach der gewöhnl. Eintheilung 65) corrigirt der Verf. aus fidem praeinvisse — fidem prave invisse, jedenfalls ſehr ſcharfſinnig.

Hist. IV. 12. ſchreibt der Verf. erant et domi delectatus eques — integris turmis Rhenum perrumpere; jenes nach den Mss. und als eine dem Tacitus familiäre Ausdrucksweiſe, dieſes als Conjectur, da ſonſt der Infinitiv perrumpere von nichts abhängig erſcheine. Allerdings kann man ſich mit den früheren Erklärungsverſuchen, die eine Ellipſe annehmen, suetus, doctus perrumpere nicht mehr beruhigen; ob aber deßwegen das untadelhafte und durch die verglichene Stelle Agric. 18 geſchützte delectus ſofort verdrängt werden darf, iſt eine Frage, die ich wenigſtens mit einem veto beantworte. Zuvörderſt kommt durch dieſe Conjectur eine Antitheſe in den Zuſammenhang der ganzen Stelle, welche faſt als geſucht erſcheint; denn offenbar beſchreibt hier Tacitus ganz einfach den Gebrauch der Bataver oder vielmehr die Gewandtheit derſelben, mit Roß und Waffen raſch und ſicher große Waſſerflächen zu durchſchwimmen; dieſe Fertigkeit konnte natürlich nur ein Theil (eques delectus) und durch anhaltende Uebung (praecipuo nandi studio) ſich aneignen, daß ſie dieß zu ihrer Ergötzung gethan, braucht wenigſtens hier nicht beſonders erwähnt zu werden; an einen Rückblick alſo auf Agric. 18 iſt hier nicht zu denken, ſelbſt wenn es nicht die Vertheidigung einer bloßen Conjectur gälte. Ferner mißfällt mir an der vorgeſchlagenen Aenderung eine gewiſſe Härte der Verbindung, eine der vorgelegten Interpretation widerſprechende Stellung der Worte; nicht ohne Grund iſt erant an den Anfang des Satzes geſetzt, um es gleich in ſeiner gewichtigeren Bedeutung aufzufaſſen. Wenn wir daher die Worte als unverdorben annehmen wollen, ſo bleibt wohl kein andrer Ausweg, als die Analogie der griechiſchen Sprache, welche geſtattet, daß manchmal bey Conſecutiv- und Finalſätzen, zumal wenn ihren Inhalt ein einfacher Verbalausdruck ausmacht, der bloße Infinitiv zu dieſem Zwecke ausreicht; vgl. Roſt Schulgramm. d. griech. Spr. §. 186, 5. Wenn man will, kann man dabey den Infinitiv grammatiſch von praecipuo — studio abhängen laſſen, ſo daß etwa folgende Erklärung am Orte wäre: hoc vult dicere Tacitus: erat etiam domi eques delectus praecipue nandi artis

studiosus, ita ut cum armis equisque integrae turmae Rhenum traiicerent.

Hist. IV, 18. wird aus dem Medic. vel pulsus pudorem aufgenommen und zwar als Genit. des Substantivs in passiver Bedeutung; als ähnliche Substantivformen werden diversus Ann. XIII, 9, repetitus XIV. 61 beybehalten; Hist. IV, 22 armatorum Romanorum tuebantur vertheidigt, da die milites Romani den negotiatoribus und lixis entgegenstünden, ib. c. 28 Romanorum nomen als griechischer Accusativ, wie bey Soph. Phil. 605. ὅτου δ' ἀπουάζετο Ἕλλησι und bey Tacitus selbst Germ. 6. gerechtfertigt.

Hist. IV, 60 versetzt Hr. Prof. D. also: neque ante preces admissae, quam in verbo Galliarum iurarent, pacti praedam castrorum. Tum dat custodes qui etc., während die bezeichneten Worte in den Mss. nach tum stehen, wo freylich pacti nicht mehr paßt, weßhalb die Edd. pactus substituirten. Geht aber nicht aus dem Zusammenhang hervor, daß jeder Unterhandlung unbedingt das iurare in verba Galliarum vorausgehen mußte? stehen somit nicht jene Worte ganz an ihrem Platz? und ist hier die Emendation pactus oder wenn man will pactis nicht scheinbarer als die Umsetzung?

Hist. V, 1. vermuthet der Verf. aus der Lesart des Medic. superiori una, daß Tac. geschrieben habe: atque ipse ut superior in una re crederetur h. e. ut (Titus) una tantum in re, in virtutis comparatione, superior caeteris crederetur, fortuna autem par; etsi ad imperatorium iam tunc fastigium elatus. Wenn Tacitus dieß hätte sagen wollen, hätte er gewiß sich bestimmter ausgedrückt, so aber läßt sich unter superior in una re noch andres denken, als gerade die Superiorität in der männlichen Tüchtigkeit. Vorderhand beruhige ich mich mit der Conjectur des Lipsius.

Dial. 1. sucht der V. seine schon früher vorgeschlagene Umstellung: cum singuli diversas sed propabiles causas afferrent, vel easdem zu wahren. ib. 5. wird statt des Ursinus Vorschlag qua accinctus, qui ea acc. für annehmbarer und gefälliger gehalten, c. 6. iam vero qui togatorum comitatus et egressus erklärt mit: iam vero quum toga ornati forum petunt, multo etiam magis honorantur quam donec tunicati domi assident.

In der schwierigen Stelle des 7. Cap. schreibt Hr. D. tum mihi videor — habere, quod si non in natali oboritur, nec codicillis datur nec cum gratia venit; der Sinn ist gut, die Emendation aber immer kühn.

c. 12. liest der Vf. neminem causidicum, c. 13. quandoque mihi fatalis et meus dies veniat; c. 15. atque aliis credo audacius; c. 25. nimmt derselbe die Lesart des Farnesianus sive alio quo nomine appellet wieder auf, appellet als absolut gesetzt wie appellato. c. 27. gleichfalls auf den Farnes. gestützt: non sum, inquit, offensus Apri mei disceptatione, nam nec vos offendi decebit; nec stehe für ne quidem. c. 25. wird non exigitis defensorem geschrieben und diese letzte Periode des Cap. mit dem Anfang des folgenden als eng zusammenhängend angenommen, weßhalb die bisherige Capiteleintheilung zu tadeln sey. c. 29. wird nach dem Farnes. satis operae insumere gelesen *), der Infinitiv stehe wie Agr. 34 u. Germ. 7 statt des Verb. finit. und bezeichne eine Gewohnheit, zugleich aber das 30. Cap. mit den Worten: hic in auctoribus — insumere sed expetuntur begonnen; c. 31 aus demselben Codex plus fidem (cll. Cicer. Orat. 23. 76) und ebenda die Vulgata plerumque autem restituirt, da plurimas Opposition zu causae bilde. Unmittelbar vor diesem Satze billigt Hr. Prof. D. die Conjectur: cum qui quasdam artes haurire, omnes libare debet, vermuthet jedoch, daß in dem corrupten liberaliter nicht bloß der erste, sondern auch der zweyte Theil (liter) zu verwerfen sey und schiebt deßhalb literasque nach artes ein. Sollte das gut ausgedachte Supplement nicht an seiner Stelle eintreten können, libare literas?

C. 32. ändert der Verf. also: quod adeo negligitur ab horum temporum disertis, ut in actionibus eorum usus quotidiani sermonis, foeda quoque ac pudenda vitia deprehendantur, statt vis quoque quot. sermonis; cll. Quintil. VIII, 6. 21. Endlich c. 40. schreibt derselbe sine obsequio, non sine servitute. —

Daß Hr. Prof. D. diese Verbesserungen nur als Versuche genommen haben will, glauben wir aus dem entnehmen zu dürfen, was er jüngst in diesen Blättern (1845. Nr. 51) über „die neuere Periode der philologischen Wortkritik" geäußert, „in der wohl hundert Verbesserungsversuche (die offenbar schlechten ungerechnet) gemacht würden, ehe einer davon als wirkliche Verbesserung angesehen wird."

Th.

*) vgl. jetzt auch Bel. Anz. 1845. Nr. 50. S. 407.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. July.

Nro. 142. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

1. Cicero's Rede für T. Annius Milo.
2. Cicero's Rede für Sextus Roscius aus Ameria.
3. Specimen commentarii de M. Tulli Ciceronis pro P. Sestio oratione.
4. M. Tullii Ciceronis oratio pro P. Sulla.

(Fortsetzung.)

Nr. 4. Die Ausgabe der Rede pro Sulla ist Hrn. Prof. Spengel gewidmet. Hier wird in der Vorrede zuerst der in Nr. 3. entworfene Plan nochmals dargelegt, und dann bemerkt, daß der Hr. Verf. sich durch die Beyhülfe des Hrn. Dr. Prantl die Vergleichung von 2 Münchner Handschriften und die von Victorius seinen Exemplaren der 1499 zu Bologna erschienenen Ausgabe beygeschriebenen Varianten verschafft habe, die er aber, da alle den schlechteren Handschriften zuzuzählen seyen, an den Schluß der Ausgabe verwies, während er unter den Text nur kurze kritische Anmerkungen setzte, in denen er die bedeutendsten Abweichungen dieser, wie anderer Handschriften und Ausgaben verzeichnete. Vor dem Texte steht ein argumentum und eine dispositio orationis; den Schluß des Ganzen macht ein zweckmäßiger index rerum et verborum.

Was die einzelnen Bemerkungen betrifft, so hat Hr. Halm nach unsrer Ansicht die Worte cum communi ambitionis invidia c. 1. §. 1. ganz richtig so erklärt: „Est igitur communis ambitionis invidia ea, qua omnes candidati vel optimi premuntur.“ Wenn Stein, dessen Ansicht mit den Worten eingeführt wird: „sane videri Tullium, cum ambitionem diceret, leniore vocabulo pro ambitu usum esse: ambitionem enim actionem abeundi (?) significare, ambitum semper in crimine poni,“ sich hierin nicht mit ihm vereinigen konnte, so kommt es daher, daß er in dem Worte invidia nur den Begriff der Gehässigkeit einer Sache sah, nicht den der Mißstimmung, welche durch eine Sache, wie hier in Folge der Eifer oder Parteysucht, gegen jemanden hervorgerufen wird, was H. Halm durch invidia iniusta nicht ganz richtig ausgedrückt hat, wie auch seine Worte: „Si quem enim homines honorem quendam petentem vident, illico suspicari incipiunt illum in petitione malis artibus uti velle, et si quid tale candidatis crimini datur, facile aures praebent,“ der gegentheiligen Ansicht gewissermaßen zu viel einraumen.

Wenn daselbst H. Halm sich über die Worte in ceteris malis in folgender Weise ausspricht: „loquitur Cicero, si quid video, de malis publicis, quippe qui iam tum invidiae tempestatem sibi irruentem animo prospexerit, so kann zwar in Berücksichtigung einiger Stellen dieser Rede (wie §. 27.) eine solche Stimmung des Redners nicht abgeläugnet werden; sie scheint aber nicht hierher zu gehören, wo das vorausgehende quamquam ex huius incommodis magnam animo molestiam capio, eine specielle Beziehung auf die Verhältnisse seines Clienten fordert, wie wir etwa sagen: „bey allem Uebel,“ oder: „so leid es mir sonst thut, daß daß es so mit ihm steht.“ Vgl. c. 26. §. 74.

propter summa studia amicorum, quae tamen ei sola in malis restiterunt.

Zu den Worten praeter alios . . . cum ceteris (c. 3. §. 10.) iſt bloß Stuerenb. ad or. p. Arch. ed. II. p. 42. citirt. Ref. findet nach dem Obigen ſolche bloße Verweiſungen auf gewiſſe Ausgaben anderer Werke mit dem Zwecke dieſes Commentars nicht recht vereinbar; übrigens iſt er auch mit dieſer ganzen Auseinanderſetzung des Gebrauches von ceteri und alii bey Stürenburg, die unten zu §. 87. noch einmal citirt iſt, nach dem in dieſen Blättern früher darüber Ausgeſprochenen, nicht einverſtanden; jedoch iſt unſre Stelle, nebſt der de imp. Pomp. 10, 28, gerade richtig erklärt, indem ſie Hr. Stürenburg ſelbſt mit ſeiner Anſicht von den andern nicht in Einklang bringen konnte.

Um in den Worten qui consul insidias rei publicae consilio investigasset, veritate aperuisset, magnitudine animi vindicasset (c. 5. §. 14.) den Ablativ veritate zu erklären, nimmt H. Halm zu der Annahme einer Conſtruction ἐκ παραλλήλου ſeine Zuflucht; allein dieß iſt nicht nöthig, wenn man nur veritas richtig faßt. Es iſt dieß aber ſubjectiv zu faſſen, für Wahrhaftigkeit, Wahrheitsliebe; ähnlich wie p. Quinct. 2, 10. cum in tuam, C. Aquili, fidem, veritatem, misericordiam P. Quinctius confugerit, womit ſich die Definition von veritas vergleichen läßt, die ſich de invent. 53, 162 findet: veritas, per quam immutata ea quae sunt aut ante fuerunt aut futura sunt dicuntur.

Zur Erklärung des paſſiven Conjunctivs: Ac si ceteris patriciis me et vos peregrinos videri oporteret, a Torquato tamen hoc vitium sileretur (c. 8, §. 25) hat H. Halm mehrere Beyſpiele angeführt, unter denen ſich einige finden, welche offenbar nicht hierher gehören, und zwar gerade das erſte und das letzte: ad Herenn. IV, 24, 34. Nam quid me facere convenit? . . an dimicarem? . . . sederem in castris? und Verr. II, 23, 57. Quid debuit praetor facere? . . . non in eum, qui accepisset, animadverteret? Die Frage läßt nämlich hier nicht einen paſſiven Sinn zu, ſondern nur einen dubitativen oder deliberativen. Dieſe Fälle ſind auch in Madvig's Grammatik geſchieden; §. 352. Anm. 4. ſpricht er von dem paſſiven, §. 351. von dem dubitativen Conjunctiv, für welchen er anführt: Cic. Verr. I, 16. Quid faceret aliud? Uebrigens hat er nicht dieſen Namen dafür gebraucht, ſondern ſagt nur: „Wenn nach dem, was geſchehen ſoll, ſo gefragt wird, daß bezeichnet wird, es werde etwas nicht geſchehen, ſo ſteht der Conjunctiv.“ Weiter ließe ſich dafür noch anführen: Verr. IV. 40, 86. Omnes id fore putabant, ut miser atque innocens virgis caederetur: fefellit hic homines opinio. Virgis iste caederet sine causa socium populi Romani atque amicum? Aus dieſem Conjunctiv erklärt H. Halm zu c. 20. §. 57. mit Recht die dort vorkommenden Fälle, wo auf ein Präſens ein Imperfectum im Conjunctiv folgt.

Höchſt undeutlich ſind in der Bemerkung zu der Tmeſis ante non ponere (c. 8. §. 25.) die Worte: „Quae autem Frotscher de suo addidit, . . . illa quidem non tmesis, sed ad anastrophae figuram, quam in h. l. etiam Hand in Tursell. I. p. 366. falso statuit, pertinent.“ Wer dieſes lieſt, wird ſich nach demjenigen umſehen, der außer Hand dieſes angenommen habe. Schlägt man aber die Stelle nach, ſo ergibt ſich, daß es heißen ſollte: quam Hand . . . . etiam in h. l. statuit. Hand hat nämlich außer den wirklich dahin gehörenden Beyſpielen auch dieſe Stelle als Beyſpiel der Anaſtrophe in ponere ante angeführt.

In der Bemerkung zu den Worten si ea tibi regia videntur (c. 10. §. 29.) kämpft H. Halm mit einer ſelbſtgeſchaffenen Schwierigkeit, welche er auf folgende Weiſe zu löſen ſucht: „Hoc loco statuendum est pronomen ea ita ad superiora relatum esse, ut sequentia quod . . . coniungunt quasi ἐν ἐπεξηγήσει addita videantur;“ es iſt nämlich dieſes ea offenbar nicht das ſelbſtſtändige Pronomen im Neutrum, ſondern es bezieht ſich auf das vorhergehende praesidiis, und dieſe Worte ſind ganz einfach zu überſetzen: „und wenn er (mein Anhang) dir wie der eines Königes vorkommt, weil“ ꝛc.; es liegt darin offenbar eine Anſpielung auf die Redensart in praesidiis alicuius esse, welche Beneke zu Cic. p. Lig. 9, 28 mit inter auxilia esse, συμπολεμεῖν erklärt.

Zu der Stelle: Qui cum suppressa voce de scelere P. Lentuli, de audacia coniuratorum omnium dixisset, tantum modo ut vos, qui ea probatis, audire possetis etc. wird eine Bemerkung Heinrichs ohne allen Zusatz angeführt, in welcher es heißt, tantum modo sey getrennt zu schreiben, und tantum sey das Adjectivum τοσοῦτον, und das vorausgehende Verbum sey dazu zu ergänzen. Wenn man durch die Trennung die intensivere Bedeutung von tantum hervorheben will, so ist dagegen wohl nichts einzuwenden; aber für ein Adjectivum kann tantum nun und nimmermehr erklärt werden; es bleibt Adverbium, heißt aber nicht einfach nur, sondern nur so sehr, nur in so weit, oder in dem vorliegenden Falle nur so laut, denn es steht dem adverbialen suppressa voce parallel. Die Beschränkung liegt im Lateinischen und Griechischen bekanntlich öfters in dem demonstrativen Pronomen oder Correlativum selbst, zu welchem im Deutschen nur hinzugesetzt wird. So ist es auch in den beyden in dieser Bemerkung angeführten Beyspielen der Fall, wie auch in tantum dico c. 7. §. 22. u. c. 20. §. 62., und in de his tantum mihi dicendum putavi, quod satis esset etc. c. 29. §. 82. nebst den dazu angeführten Beyspielen, wo übrigens allerdings, wie H. Halm zur zweyten Stelle bemerkt, tantum nicht, wie hier, Adverbium, sondern Nomen ist, welcher Ausdruck richtig statt Adjectivum dort gewählt ist. Wenn in unsrer Stelle noch modo dabey steht, so bedeutet es nicht nur, sondern enthält einen weiteren modalen Zusatz, wie unser eben, gerade, „eben nur so laut, gerade nur so laut."

Die Bedeutung des Wortes adumbrare ist zu c. 18. §. 52. gut entwickelt. Zur Begründung dieser Bedeutung hätte aber noch außer der von Gräve angeführten Quintilianischen Stelle eine des Plinius beygebracht werden können: (N. H. XXXV, 3. s. 5.) omnes (affirmant picturam repertam) umbra hominis lineis circumducta.

(Fortsetzung folgt.)

Babrii fabellae iambicae CXXIII a Minoide Mena in monte Atho nuper repertae. Ex recensione J. Fr. Boissonadii passim reficta cum brevi adnotatione critica ediderunt J. C. Orellius et J. G. Baiterus. Turici, 1845. 8. VIII u. 107 S.

Viro venerabili philologo primario Friderico Jacobs annos octoginta cum omnium laude, eruditorum admiratione feliciter transactos gratulatur Fridericus Dübner, Ph. D. Insunt animadversiones criticae de Babrii *ἀνεκδότοις* **Parisiis, 1844. 8. 70 S.**

Seitdem die Boissonade'sche Ausgabe des Babrius in diesen Blättern von Prof. Spengel besprochen wurde, kamen erst H. Dübner's Animadversiones criticae auch in den Buchhandel, und erschien vorgenannte kleinere Ausgabe in Zürich von den HH. Orelli und Baiter. Die wirklich große Theilnahme des philologischen Publikums an diesen neu gefundenen Fabeln zeigte sich bald vielfältig in den Beurtheilungen der Pariser Ausgabe, die von verschiedenen Seiten kund wurden, und zuletzt noch gab Th. Bergk im Marburger Lections-Kataloge des jetzigen Sommer-Semesters Verbesserungsversuche zu einzelnen Stellen. Wir wollen hier nur die Züricher Ausgabe und Hrn. Dübner's Animadversiones in nähere Betrachtung ziehen.

Die HH. Orelli und Baiter hatten die Absicht, eine dem Preise nach wohlfeile und daher dem Schüler und Lehrer leicht zugängliche Ausgabe dieses neuen litterarischen Fundes zu veranstalten, in gleicher Behandlung und äußerer Ausstattung, wie die kleinen Ausgaben von Plato und den attischen Rednern; und wenn dieselben sich schon dadurch den Dank aller jener unserer Philologen verdienten, deren Mittel sich nicht bis zur Anschaffung der Pariser Ausgabe emporschwingen können, so haben sie außerdem, wie es sich natürlich nur erwarten ließ, auch eine philologisch verdienstliche Arbeit vollbracht, indem sie nicht etwa bloß den Boissonade'schen Text mit seinen Vorzügen oder Mängeln abdrucken ließen, sondern überall das Geschäft des Kritikers übten. Im Ganzen haben sich die HH. Herausgeber an den Grundsatz gehalten, in dem Texte die Handschrift selbst zu geben und die nöthigen Verbesserungen erst in der angehängten

adnotatio critica anzudeuten, welche Jedem den zwar bisher nur kleinen apparatus criticus liefert; nur zuweilen iſt ſtatt einer ſinnloſen Leſeart der Handſchrift im Texte gleich eine evident ſcheinende Emendation geſetzt oder orthographiſches berichtigt worden. Auch H. Sauppe entzog dieſem kleinen Unternehmen nicht die Schärfe ſeines kritiſchen Geiſtes, über welche nur noch ein Wort hinzuzufügen überflüßig wäre. Beſondere Aufmerkſamkeit ſchenkte H. Baiter der Gleichmäßigkeit in der Schreibung der joniſchen Dialekt-Formen, ſo weit ſich bey Einer Handſchrift ein Princip bemerken läßt. Die Emendationen der HH. Herausgeber ſind meiſtens ebenſo nöthig als trefflich. In einem Epilogus ſind noch die Varianten aus der während des Druckes erſchienenen kleineren Pariſer Ausgabe beygegeben.

H. Dübner's Animadversiones criticae enthalten außer der eigentlich kritiſchen Behandlung einzelner Stellen noch vorausgeſchickte Bemerkungen über die verſchiedenen Recenſionen der jetzt in dieſer Form erhaltenen Fabeln, über den Namen des Dichters und über deſſen metriſche Kunſt. Der Name wird auch von H. D. als der eines Römers (Valerius Babrius) feſtgehalten, womit wir nicht einverſtanden ſind und alſo auch die daraus gezogenen Folgerungen nicht billigen können; aus allen jenen Formen und Verbindungen, die ſich in dieſen Fabeln ſo wie im ſpäteren Griechiſchen überhaupt finden, folgt wenigſtens noch nichts für eine römiſche Abkunft des Verfaſſers, im Gegentheile die im Ganzen wenigſtens durchgehende Einfachheit und Abrundung zeigt griechiſche Denkweiſe. Das Uebrige faßt Hr. D. ſelbſt in fünf Punkte zuſammen (S. 29): 1) Babrius de universa arte diligenter meditatur et eadem argumenta bis terque tractat, usque dum ad maximam simplicitatem, sed arguta et elegantem, non siccam, perveniret; 2) codex S. Laurae ex postremis recensionibus unam, fortasse ipsam ultimam manum poetae continet; 3) archetypum huius codicis tractaverunt interpolatores, qui non pauca mutaverunt, versus nonnullos inseruerunt, epimythia multa fabularum artem perdentia choliambis saepe malis et dictione non Babriana conceperunt; 4) choliambus Babrii non tam Graecorum quam Romanorum poetarum normam sequitur, veluti Martialis, una parte liberior Catulliano, ut post Catullum floruisse poetam appareat; 5) vehementer suspecta sunt, quae in his choliambis deprehenduntur communes technicorum regulas violantia. Wir bemerken nur, daß bey der Annahme von verſchiedenen Recenſionen die Anſicht H. D.'s auffallend iſt, es ſeyen alle jene drey Abſtufungen von Babrius ſelbſt herzuleiten, und er habe immer mehr das Epiſodiſche ausgeſtoßen und die Fabeln zuſammengezogen, was ein wenigſtens für die römiſche Zeit, in die der Dichter doch gehören ſoll, einzig daſtehendes Beyſpiel in der Litteratur wäre; auch kömmt H. D. dabey eben dadurch wieder mit ſich in Widerſpruch, daß er in einigen Fabeln eine noch größere Anzahl ungehöriger Zuſätze erkennt. Was die Metrik betrifft, ſo möchte es von vornherein mißlich ſeyn, bey einem Werke von doch nur geringem Umfange, das noch dazu in einer bloßen Abſchrift Eines Codex vorliegt, feſte Grundſätze aufſtellen zu wollen; mit dem Spondäus im fünften Fuße z. B. erging es H. D. ſonderbar; er ſagt, es ſeyen nur drey ſichere Beyſpiele davon in den 123 Fabeln, dabey aber werden die übrigen vorkommenden Spondäen nach einem, wie es ſcheint, in der doctrina metrica einheimiſchen Divide et impera hinauscorrigirt. Die Strenge im Baue des Choliambus, die den Dichter zu einem Römer ſtempeln ſoll, iſt theils erſt durch H. D. hineingebracht, theils konnte Babrius gerade für dieſe bereits ein Muſter vorfinden in den Alexandrinern und beſonders in Kallimachos. Die Verbeſſerungsverſuche H. D.'s an den einzelnen Stellen ſind großentheils gelungen, und überhaupt wurde ſeit dem erſten Erſcheinen dieſes Babrius zu manchen Corruptelen von mehreren Seiten die gleiche richtige Emendation vorgeſchlagen, durch welche Uebereinſtimmung für die Wahrſcheinlichkeit derſelben noch ein Gewicht mehr in die Wagſchaale fällt. Uebrigens iſt H. D. in der ganzen Schrift höchſt anſpruchslos und entſchuldigt ſich häufig mit der Kürze der Zeit, in welcher er dieſes spicilegium post messem zuſammenſtellen mußte, und wahrlich Beiſſonade hatte ihm mehr als ein bloßes spicilegium übrig gelaſſen.

Wir wenden uns nun zur Betrachtung einzelner Stellen, woſelbſt meiſtens die Züricher Ausgabe und H. Dübner's Schrift zugleich zu beſprechen ſind.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. July.

Nro. 143. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

1. Cicero's Rede für T. Annius Milo.
2. Cicero's Rede für Sextus Roscius aus Ameria.
3. Specimen commentarii de M. Tulli Ciceronis pro P. Sestio oratione.
4. M. Tulli Ciceronis oratio pro P. Sulla.

(Fortsetzung.)

Bey der Erklärung der Stelle: illam sibi officiosam provinciam depoposcit, ut cum prima luce consulem salutatum veniret, intromissus meo more et iure amicitiae me in meo lectulo trucidaret (c. 18. §. 57.) vertheidigt Hr. Halm die Ansicht, daß cum prima luce zusammenzufassen und cum als Präposition zu betrachten sey, und will zur Aufhebung des Asyndeton, welches so entsteht, vor intromissus ein et einschalten. Ref. glaubt sich aber für die andere Ansicht erklären zu müssen, nach welcher cum Conjunction ist. Betrachten wir zuerst die von Hrn. Halm zur Unterstützung seiner Ansicht angeführte Stelle Appian's (B. C. II, 3.), so steht dort zwar allerdings ἐσδεχθέντας τε, allein es geht nichts voraus, was dem consulem salutatum veniret entspräche, sondern ἐψεδρεῦσα ταῖς Κικέρωνος θύραις, worauf dieses τε nothwendig folgen mußte. Auch gehen im Uebrigen die beyden Stellen auseinander, indem nach Appian nicht C. Cornelius und L. Vargunteius, sondern Lentulus und Cethegus den Cicero nicht im Bette, sondern im Gehen ermorden wollten; es ist also klar, daß jenes in ganz andrer Umgebung stehende ἐσδεχθέντας τε für unsre Stelle nicht bindend seyn kann. Die eigentliche Argumentation des Hrn. Halm ist aber folgende: „Ac mihi quoque (cum) praepositio videtur cum propter imperf. veniret, tum propter sententiam. Si enim legimus: quum prima luce veniret, eam sibi depoposcerat provinciam Cornelius, ut, quum solito sibi more prima luce Ciceronem salutatum veniret, eum trucidaret, quasi iste homo Ciceronem salutare consuesset, idque prima luce consuesset.“ Das Argument beruht auf einem Postulat, das in Cicero's Worten nicht begründet ist, nämlich daß er gewöhnlich hingekommen seyn mußte (solito sibi more). Wo steht dieß? Und warum setzt Hr. Halm für consulem, das nach der von ihm vertretenen Ansicht sonderbar genug dem auf ganz gleicher Stufe stehenden me voraus geht, ohne Weiteres Ciceronem? Ist es endlich nicht auffallend, daß gesagt wird: depoposcerat sibi provinciam, ut salutatum veniret, nicht iret? Wenn venire stehen soll, muß jederzeit die Scene, so zu sagen, an den Ort verlegt seyn, wohin man kommt. So heißt es bey Gellius XVI, 5. und Macrob. Saturn. VI, 8, wo von der Bedeutung des Wortes vestibulum die Rede ist: In eo loco, qui dominum eius domus salutatum venerant, priusquam admitterentur, consistebant; bey Cic. p. Rosc. Am. 20, 56. Quod si luce quoque canes latrent, cum deos salutatum aliqui venerint: dagegen, wenn bey Plautus Bacch. II, 3, 112 gefragt wird: Ubi nunc est ergo meus Mnesilochus filius, so muß die Antwort lauten: Deos atque amicos iit salutatum ad forum. So kann es auch an den von Hrn.

Halm hier angeführten Stellen (de Off. III, 31. §. 112. und ad Att. IV, 3, 4.) wohl heißen: et cum prima luce Pomponii domum venisse dicitur, und: Milo media nocte cum magna manu in campum venit. Dagegen heißt es an der letztern Stelle von dem (an einem andern Orte gefaßten) Entschlusse des Clodius, in campum ire non ausus est; und ebenso würde es hier von der an einem andern Orte gehaltenen Berathung nur heißen können: depoposcit sibi provinciam ut consulem salutatum iret. Ganz in der Ordnung ist aber venire, wenn sich cum salutatum veniret an das Folgende anschließt, was nach unsrer Ansicht der Fall ist, und zwar so, daß es nicht unmittelbar auf trucidaret, sondern zunächst auf intromissus bezogen wird. Es liegt nämlich in den Worten cum prima luce consulem salutatum veniret nichts andres, als die Angabe des Grundes, auf welchen hin Cornelius bey Cicero ohne Anstand vorgelassen zu werden glaubte, wo man eigentlich erwarten sollte: „wenn er sagte, er käme, um dem Consul den Morgengruß zu bringen," oder auch: „da sich annehmen ließe, er käme" ꝛc., wofür hier steht: „da er käme," in der von Hrn. Halm in einer Bemerkung zu c. 14. §. 40. für Sätze mit ut anerkannten Weise. Wenn man es so faßt, liegt in diesem Satze gerade das Gegentheil von dem, was Hr. Halm darin findet, nicht, daß Cornelius gewöhnlich Morgens zu Cicero kam, sondern daß er sich nur denen beygesellte, die ihm seines Amtes wegen in einzelnen Fällen diese Ehre erzeigten. So ist ferner consulem vollkommen gerechtfertigt, und auch das Imperfectum kann Niemand beanstanden. Endlich können wir für unsre Ansicht noch eine in jeder Hinsicht zu der unsrigen passende Stelle anführen, nämlich: Sallust. Cat. c. 28. Igitur perterritis ac dubitantibus ceteris C. Cornelius, eques Romanus, operam suam pollicitus, et cum eo L. Vargunteius senator constituere ea nocte paulo post cum armatis hominibus, sicuti salutatum introire ad Ciceronem ac de improviso domi suae imparatum confodere.

Die sehr schwierige Stelle c. 19. §. 54 und 55. hat eine sehr ausführliche Besprechung gefunden, doch ist sie dadurch noch nicht in's Reine gekommen, wie schon das Kreuz im Texte vor Praefuit vero andeutet. Was als Worte der Ankläger betrachtet werden soll, ist mit Anführungszeichen versehen, was der Deutlichkeit wegen nur zu loben ist. Uebrigens giebt die hiebei gewählte Abtheilung, die mit der Klotzischen der Hauptsache nach übereinstimmt, dem Ref. zu mehreren Bedenken Anlaß. Es heißt vom Anfange: Quid ergo indicat aut quid affert aut ipse Cornelius aut vos, qui ab eo haec mandata defertis? „Gladiatores emptos esse Fausti simulatione ad caedem ac tumultum." Ita prorsus; interpositi sunt gladiatores, quos testamento patris videmus deberi. „Arrepta est familia, quae si esset praetermissa, posset alia familia Fausti munus praebere." Utinam quidem haec ipsa non modo iniquorum invidiae, sed aequorum exspectationi satis facere posset! „Properatum vehementer, cum longe tempus muneris abesset." Quasi vero tempus dandi muneris non valde appropinquaret. Hier muß es auffallen, daß die Rede der Ankläger zuerst in indirekter, dann in direkter Rede gegeben ist. Dieser Anstand wird gehoben, wenn man annimmt, Cicero gebe zuerst mit seinen eigenen Worten: Gladiatores emptos esse . . . tumultum die Vorwürfe der Gegner an; und dann lasse er sie selbst reden, indem er vorausschicke: Ita prorsus, sc. dixerunt. „Das sind ihre eigenen Worte." Das Folgende wäre dann einzutheilen: „Interpositi sunt gladiatores." Quos testamento patres videmus deberi. „Arrepta est familia." Quae si esset praetermissa, posset alia familia Fausti munus praebere? Utinam quidem haec ipsa . . . satis facere posset. Mit dieser Eintheilung ließe sich vergleichen: Verr. IV. 44, 144. Atque etiam hoc me docent, eiusmodi fecisse (se) senatus consultum laudationis, ut omnes intelligere possent non laudationem, sed potius irrisionem esse illam . . . Etenim scriptum esse ita: „Quod virgis neminem cecidisset." A quo cognostis nobilissimos homines atque innocentissimos securi esse percussos. „Quod vigilanter provinciam administrasset." Cuius omnes vigilias in stupris constat esse consumptas; cuius modi, constat. Die oben gegebene Erklärung von ita prorsus ist sicherlich einfacher, als die des Hrn. Halm „Ei vortrefflich!" Die Entgegnungen durch

Relativsätze haben einen Beleg in der angeführten Stelle. Die Worte Quae si esset praetermissa u. s. w. ließen sich wohl auch als Worte der Gegner fassen. Dann sind sie aber äußerst matt, während auf ihre Worte: „Man kaufte in aller Eile eine Anzahl Sklaven," die Entgegnung: „Hätte man denn die Gelegenheit, einem dringenden Bedürfnisse abzuhelfen, vorübergehen lassen sollen?" ganz gut paßt. Auch spricht nach unserer Eintheilung die Concinnität dafür. — Wenn hierauf: „Nec opinante Fausto . . . familia est comparata" als Worte der Ankläger, At litterae sunt Fausti . . . tota res gesta est als Worte Cicero's betrachtet werden, so ist dagegen nichts einzuwenden.

(Schluß folgt.)

Babrii fabulae iambicae CXXIII a Minoide Mena in monte Atho nuper repertae.

Viro venerabili philologo primario Friderico Jacobs annos octoginta cum omnium laude, eruditorum admiratione feliciter transactos gratulatur Fridericus Dübner.

(Fortsetzung.)

Wenn zu Prooem. 1. v. 2. H. Or. sagt: ut rem nimis notam, de qua nihil fere novi dicere poterat, argenteam praeterii' poeta: nam post secundum iam versiculum sequentem excidisse parum probabile est —, so scheint doch das τρίτην δ' ἀτ' αὖτοῖ dagegen zu sprechen, denn verbindet man grammatisch diese Worte und bezieht αὐτῶν auf ἀνθρώπων, so müssen zwischen dem goldenen und ehernen Zeitalter zwey Menschenalter liegen, während das πέμπτην zeigt, daß Babrius im Ganzen nur fünf annimmt, und eben dieses πέμπτην, welches ganz absolut („fünftens") gesetzt ist, zeigt, daß Babrius aufzählt, und also kein Menschen-Alter überspringen konnte; auch das ἐκ δὲ παῖδες paßt nur zu einer ununterbrochenen Reihenfolge. V. 19 verneben Spengel, Sauppe und Bergk unabhängig von einander auf die gleiche Verbesserung, statt τόπος ἔχει zu lesen τόπον, Schneidewin (Gött. Gel. Anz. 1845. Nr. 1—3) will τοιοῦτος gleichbedeutend mit τοιόσδε, welches vergleichen mit οἷδα und τέτρα zu viel Aenderung enthält; wenn aber Bergk den folgenden Vers streichen will, so scheint, wenn auch in demselben plötzlich von lebendigen Wesen die Rede ist, dieß doch ebenso wenig nöthig, als wenn H. D. χεωργόν für χεωργούς lesen will. V. 17 sqq:

ὧι τὴν ἕκαστον ἀεὶ θεὸς ἐπὶ μοῖραν,
μελίστραγές τοι τῷ τὸ κηρίον ἔπτω,
τιμῶν ἑκάστην πλήρη κῶλα σπλάσαι

ist wohl sicher, daß das Asyndeton, das durch Boiss.'s Conjectur ὡς sich ergiebt, kaum statthaft ist; Schneidewin schreibt ὧν τὴν ἕκαστον ἵνα θεὸς ἐπὶ μοῖραν, welches der Handschrift am nächsten kömmt und den Spondäus im vierten Fuße vermeidet, H. D. ἵνα τιθῇς ἐπὶ μοῖραν, wobei τιθῇς sich weiter von der Handschrift entfernt, und ein aus zwey einsylbigen Wörtern bestehender Spondäus im fünften Fuße erscheint, der nicht bloß ganz gegen H. D's. eigene Ansicht ist, sondern sich auch überhaupt in den 123 Fabeln nirgends findet; eben dieses gilt auch gegen den einen Vorschlag Sauppe's ὧν τὴν ἕκαστον ἄνθρ. θεὸς ἐπὶ μοῖραν, der andere ἄνθρ. θεὸς ἐπὶ μοῖραν könnte eher annehmbar seyn, wenn man das ἐπὶ des Codex als Glosse erklärt. Was σπλάσαι betrifft, so möchte gegen dessen Sinn Nichts einzuwenden seyn, indem es heißt: „ich werde dir einen honigträufelnden Kuchen vorsetzen, daß du dann so das, was an den Lamben rauhes ist, angenehm einsaugen kannst;" so daß die Versuche von H. D. ἀπάσας, für πασάσας, Schneid. τρισσάσας oder σπλάσας theils unnöthig wären, theils auch sind sie zu gewaltsam; dem Metrum aber, welches allerdings entgegensteht, möchte weder durch σπλάσαι noch durch σπλάσσαι auf eine richtige Weise abgeholfen seyn; vielleicht ist bloß der Aorist in das Präsens zu ändern und σπλάζειν zu schreiben.

Fab. 1. v. 3 geben die HH. Herausgg. durchaus richtig statt des handschriftlichen ἀγῶ. Boiss.'s Verbesserung ἀγὼ, wogegen Schn.'s Einwand, als müsse ἤν dann einmal verbum substantivum das anderemal copula seyn, unrichtig ist, indem es ja auch zu φόβου δρυὸς ἔδραμε bloß verb. substant. ist: „es war ein von Furcht erfülltes Laufen." Ebenso richtig sind die Worte ἀπὸ τῆσδε dem Bogenschützen vindicirt, was auch von H. D. geschehen ist. Des Letztern Conjectur v. 16 τετρώτων für γεγώτων ist durchaus verfehlt; unnöthig ist auch die Aenderung, die K. Fr. Hermann (Jahrb. f. wissensch. Krit. 1841. Nr. 101—104) vorschlägt: ἔτραε für ἔτρε, so wie oben v. 3 δρυὸς für δρυός. — Fab. 2, v. 2 schreiben die HH. Herausgg. mit Boiss. ἐκζήτει für ἔζητει, was die Handschrift hat; Schn. will ἀνεζήτει, das einfachste aber scheint K. Fr. Herm.'s ἐζήτησε. V. 3 μὴ τῶν παρόντων τοῦδ' ἀλλοῖ' ἀγρώτων sagt Boiss. forsan ἀπὸ τῶν παρόντων. H. Or. μὴ τῶν παρώντων, wogegen vielleicht das ἥρπασ' ἕκαστος spricht; τῶν dürfte jedenfalls für τῶν aufzunehmen seyn; H. D., der μὴ τῶν παρόντων τι ἄλλοθεν ἀγρώτων will, wirft dadurch τῆσδε hinaus, das schwer vermißt wird. V. 15 scheint H. Baiter's Verbesserung ὃς τῶν ἑαυτοῦ φῶτας für ὃς

τοῦ ἑαυτοῦ φ. durchaus nöthig und der Vermuthung Sauppe's ὁς τοὺς ἑαυτοῦ φ. noch vorzuziehen. — Fab. 3, v. 2 führen die Herausgg. bei dem sicher unhaltbaren χρήζωι Ἐτὶ σηκὸν ἄγειν δ' bloß Boiss.'s Vorschlag χρήζωι Ἄγειν ἐκαλεῖδ' an, ohne selbst eine Verbesserung zu versuchen; H. D. will χέρνης Ἐπαγκαλεῖδ' nach der Paraphrase ἀνεκαλεῖτο πρὸς μάνδραν, aber diese Aenderung ist zu gewaltsam und gerade das χρήζων gewiß zu halten; das einfachste ist auch hier Herm.'s: χρήζων σηκὸν τ' ἄγειν, wo nur das aus dem vorigen Verse müßig wiederholte ἐπὶ ausgestoßen und τε an seinen ursprünglichen Platz gesetzt wird. — Fab. 5, v. 4 ἐκρύπτετ' οἰκοι γωνίην ὑπ' αἰτχύνης. Boiss. sah sich nur durch den entstehenden Hiatus gehindert, γωνιη für γωνιην aufzunehmen; daher Schn. γωνιη καταισχυνθείς, Herm. γωνιην ὑπ' αἰσχυνθείς, auch durch γωνίη πρὸς αἰσχύνης wäre, wie die Herausgg. bemerken, dem Hiatus abgeholfen; (aus dem ἐν τηι γωνιαι bey Koraes p. 343 folgt Nichts für Beybehaltung des Datives); höchst einfach aber und für den Sinn vortrefflich ist H. Sauppe's Vermuthung: ἐκρύπτετ' ἐς τὸν γωνίην ὑπ' αἰσχύνης. — Fab. 6 will H. D. v. 2 λεπτὸ τε καλάμῳ τὸν γλαυκὸν ἰὸν ἔχων (τε fehlt im Codex) auswerfen, ohne genügenden Grund, wie es scheint, denn τε ist durch diesen Vers nicht weiter zurückgedrängt als ohne denselben, indem eben das λεπτὸν und ἰὸν ἔχων vermittelst jenes durch den Vers gebotenen τε zu Einem Gedanken verbunden sind; auch an γλαυκὸν möchten wir keinen Anstoß nehmen, da es durch den hinzugefügten Artikel mehr ein stehendes Epitheton wird. Statt ἔχων vermuthet H. Or. ἑπτὼν, doch scheint vor diesem noch πωζων, das H. Baiter sowie Herm. will, den Vorzug zu haben, da in der Handschrift die ganz gleiche Verwechslung auch 103, 17 (ἔζωσε für πέζωσε) vorkömmt. — Fab. 9, v. 13 hätte vielleicht Boiss.'s Aenderung τοῦ ταρσοῦ für τὸ ταρσοῦ nicht aufgenommen werden sollen. — Fab. 11, v. 2 schreibt H. Or. αἰνῶ für αἰτῶ, was auch Spengel und Dübner schon vermutheten; ebenso nöthig ist v. 5 die Aenderung H. Or.'s von λαλίστος in λαλίστου. — Fab. 12, v. 1 ἐκπεσοῦσα παυρὰ, wo die Handschrift παυρὰι ἐκπεσοῦσα hat, ist es wohl besser, mit Knoche und H. Baiter zu lesen παυρὸν ἐξεπωτήθη. V. 7 schreiben die Herausgg. αὐλιζόμη ζώιοις mit H. Boiss., H. Or. will αὐλ. ζωῆ, Schn. αὐλ. ζώοις nach 103, 13; die Lesart der Handschrift aber αὐλιζομη ζώιοις ist durchaus zu halten und, wie Spengel und Dübner thun, als Frage zu erklären: „Liebste, lebst du?" V. 15 scheinen die Herausgg. keinen Anstoß zu nehmen an τοῦτοις ἐπιτηδὲς πτερὸν, das doch schwerlich haltbar ist; H. D. will πλαγιὸν ἐπιτηδὲς πτερὸν, zu gewaltsam, Schn. ἐντὸς δ' ἐπιτηδὲς πτερὸν, das beste aber ist Herm.'s Vermuthung ἔνεστιν ἐπιτηδὲς πτερὸν. V. 26 sq. werden nach Boiss. gegeben:

Λύτη δ', ὅταν [πάλαι] τις αὐτὸν ὠφελῆ
τούτοις τοιούτοις αὖθις εἰς συνοικήσῃ.

(πάλαι fehlt im Codex, der auch ὧι statt οἷς hat), nur daß H. Sauppe das ungrammatische in συνοικήσῃ wegschafft durch Aenderung in συνοικήσει; das einzig richtige ist unstreitbar, was Spengel und auch H. D. wollen:

Λύτη δ' ὅταν τις οἷσιν εὐτρεπῶι ὠφλῆ
τούτοις τοιούτοις αὖθις ὢν συνοικήσῃ.

Unnöthig will dabey noch Herm. λύτη in λυτεῖ verwandeln. — Fab. 22, v. 13 ἀεὶ γὰρ εὖγε τιλλόμενος ἐγυμνοῦτο ist das εὖγε Vermuthung Boiss.'s für das handschriftliche ἐν γε, welches aber nicht zu ändern scheint, da es in der Fabel selbst völlig begründet ist; dasselbe gilt von dem nämlichen Worte im letzten Verse, der übrigens, wie H. Baiter bemerkt, ein späterer Zusatz und aus v. 13 gemacht ist. — Fab. 23, v. 5 lassen die Herausgg. λάθοιτο ungerügt stehen, während die Verbesserung λάθοι γε durchaus nöthig ist, welche Spengel sowie Dübner vorschlagen, indem darin die offenbarste Beziehung auf das folgende ἃ σύγκοι γε ist. V. 8 vermuthet Baiter (wie Speng.) ἑοῦ statt ἑοῖς, welches ebenso notwendig in den Text aufzunehmen war. — Fab. 26, v. 5 scheint die kleine Aenderung in der Interpunktion, die H. Sauppe vorschlägt, nöthig zu seyn, da dabey die Bedeutung von ἐκέκτηντο mehr auf eine für die ganze Erzählung passende Weise bewahrt wird. — Fab. 29, v. 2 fehlt zu der gewaltsamen Aenderung H. D.'s von ἐστέρησε τάλας τάδε in ἐστέρησε ταλαίπωρος der Grund, da ἔκλαιεν und στένων durch καὶ δὴ in den gehörigen Causalnexus verbunden sind und das gemeinschaftliche Verbum zu beyden εἶπε ist; auch Herm.'s Conjectur ἔκλαιεν δ' und ἐδὲ στένων ist darum unnöthig. V. 5 schreibt Boiss. ἴδοι statt ἴδοις, wodurch freilich dem Metrum schlecht abgeholfen ist; entweder ist mit H. Bait. δῆτ' oder vielleicht noch besser mit H. Sauppe δῆ (nach Il. ε, 412) zu lesen. — Fab. 30, v. 7 vermuthet H. Bait., daß in dem ἄδε, welches durch eine schlimme anaphora v. 9 wiederkehren würde, ein Adverbium liege, und wahrscheinlich ist mit Herm. αὖτ' zu schreiben. Uebrigens fehlt das Ende dieser Fabel, obwohl Herm. keinen Grund zu dieser Annahme sieht. — Fab. 31. H. D. nimmt in der Fabel ziemlich willkührlich eine doppelte Recension an, sowie seine Umstellung von v. 12 nach v. 15 nicht zu billigen scheint, da er dabey doch zu keiner genügenden Anordnung gelangt, sondern eine Lücke annehmen muß; der Construction wird wohl abgeholfen durch Herm.'s αὖτις, aber erstens ist von keinem nochmaligen Herausfordern die Rede und zweytens scheint τε unentbehrlich, vielleicht ist ἐς τε zu lesen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. July.

Nro. 144. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

1. Cicero's Rede für T. Annius Milo.
2. Cicero's Rede für Sextus Roscius aus Ameria.
3. Specimen commentarii de M. Tulli Ciceronis pro P. Sestio oratione.
4. M. Tulli Ciceronis oratio pro P. Sulla.

(Schluß.)

Deſto mehr Anſtände giebt es aber im Folgenden: „At praefuit familiae," Cornelius. Jam si in paranda familia suspicio est nulla, quod praefuit nihil ad rem pertinet. „Sed tamen munere servili obtulit se ad ferramenta prospicienda." † Praefuit vero numquam,: eaque res per Bellum, Fausti libertum, omni tempore administrata est. Für's Erſte ſtimmt: „At praefuit familiae," Cornelius, zwar mit der von J. E. Huth aufgeſtellten Anſicht, daß inquit zu ergänzen ſei, aber nicht mit dem von Hr. Halm in den Bemerkungen S. 120 f. Ausgeſprochenen überein, daß inquit nicht ſo ergänzt werden könne, ſondern entweder ait eingeſetzt oder Cornelius ausgelaſſen werden müßte. Beyde aber nehmen an, unter Cornelius ſey der Mitankläger zu verſtehen, und in dieſen Worten eine Entgegnung auf Cicero's Worte: At litterae sunt Fausti u. ſ. w. zu ſuchen. Wie kommt aber eine ſolche Entgegnung mitten unter die Anführung des früher von den Gegnern Ausgeſprochenen? Nach unſerer Anſicht ſchließen ſich dieſe Worte unmittelbar an die vorigen der Ankläger: Nec opinante Fausto . . . familia est comparata an, in dem Sinne, Fauſtus wußte gar nichts davon, aber Cornelius war der Anführer der Schaar, daß Cicero den Angeklagten ſtets P. Sulla nennt, hindert nicht, daß die Ankläger ihn Cornelius nennen konnten, und die Gegenüberſtellung von Fauſtus und Cornelius, läßt ſich, wenn gleich jener auch ein Cornelier war, wohl dadurch rechtfertigen, daß er immer Faustus Sulla, nicht Cornelius, genannt wird. Alles Uebrige iſt aber als Rede Cicero's in eigener Perſon zu betrachten, in dem Sinne: „Wenn jener Verdacht beſeitigt iſt, ſo brauchte ich mich eigentlich auf dieſe Rede gar nicht mehr einzulaſſen, ich will aber doch bemerken (sed tamen), daß er wohl ſich dazu bereitwillig habe finden laſſen, für die Ausrüſtung der Sclavenſchaar zu ſorgen, aber nie der Anführer derſelben geweſen ſey. Dieß ſey der freygelaſſene Bellus geweſen." Die Partikeln ſtehen ſo ganz in ihrer eigentlichen Bedeutung. Ueber iam sed tamen vergleiche man: Cic. ad Fam. v. 2, 26. addam et illud etiam, quod iam ego curare non debui, sed tamen fieri non moleste tuli. In vero liegt der Gegenſatz mit dem Ausdrucke des Unwillens: „Ihr Anführer war er aber wahrhaftig nicht." Eine Aenderung wird freilich ſo nöthig, nämlich daß man ſtatt munere servili, was ſchon Orelli für verdorben erkannt hat, ſchreibt manui servili, vgl. Hor. Epod. 4, v. 19. contra latrones atque servilem manum. Alle Annahmen von Umſtellungen oder Lücken fallen aber ohne Weiters weg.

In Betreff der beyden Stellen des Demoſthenes, welche in einer Bemerkung zu c. 20 §. 59 angeführt werden, um zu beweiſen, daß die Redner öf-

ters ihre Ansichten wechseln, sind insoferne nicht gut gewählt, als es in der einen Ol. I. §. 23 heißt: διόπερ πολλάκις δοκεῖ τὸ φυλάξαι τἀγαθὰ τοῦ κτήσασθαι χαλεπώτερον εἶναι, „es scheint oft schwerer zu seyn die rechten Maßregeln zu ergreifen (dieß liegt im Aorist) um das Seinige zu behaupten," in der andern (Ol. II. §. 26) aber: πολὺ γὰρ ῥᾷον ἔχοντας φυλάττειν ἢ κτήσασθαι πάντα πέφυκεν, „es ist wirklich leichter, das, was man inne hat, zu bewahren." Vgl. Wömel zu der letzteren Stelle.

In den Worten, cum commoda colonorum a fortunis Pompeianorum ei publicae fortuna disiunxerit (c. 21 §. 62) wird rei publicae fortuna erklärt, „ein höheres Staatsinteresse." Beyde Begriffe kommen wohl oft nahe zusammen, sind aber doch von Grund aus verschieden. Wo von einem Staatsinteresse die Rede ist, handelt es sich um menschliche Berechnungen, nach denen das Kleinere dem Größeren weichen muß, in rei publicae fortuna liegt aber der Gedanke, daß das Walten der Götter die Verhältnisse zu Gunsten des Römischen Staates leitet, und daß, was daraus hervorgeht, den handelnden Menschen nicht zugerechnet werden kann, es bezeichnet also eher die über dem Staate waltende höhere Hand. In derselben Bemerkung wird eine Anzahl von Stellen angeführt, in welchen Cicero dasselbe Wort im Singular und Plural in verschiedener Bedeutung gesetzt hat. Es läßt sich diesen noch hinzufügen: Cic. Verr. IV. 54, 121 putavit si urbis ornamenta, domum suam non contulisset, domum suam ornamento urbi futuram.

Im Allgemeinen hat Ref., so weit ihm die benützten Werke zu Gebote stehen, die von Hrn. Halm getroffene Auswahl durchaus sehr passend gefunden, und überhaupt nirgends eine nöthige Erklärung vermißt. Ziemlich kurz ist das argumentum orationis; doch enthält es das Wesentliche. Gegen die dispositio kann nicht der pädagogische Grund geltend gemacht werden, den H. Osenbrüggen für die Weglassung derselben in seinen Ausgaben anführt, nämlich, daß man die Entwerfung derselben den Schülern selbst überlassen müsse, da für diese, wenn schon H. Halm auch ihre Bedürfnisse zu berücksichtigen sich vorgenommen hat, ein solcher Commentar offenbar viel zu ausführlich ist. In Betreff der Form wünschte Ref. nur, daß die einzelnen Bemerkungen Anderer durch einen etwas größeren Zwischenraum von einander getrennt würden, damit man bei längeren Bemerkungen leichter sehen könnte, wem das Einzelne angehört. Der Grundsatz, die deutschen Namen im Nominativ unverändert zu lassen, in den übrigen Casus aber mit lateinischer Endung zu versehen, ist an sich nicht zu tadeln, in der Befolgung desselben nimmt sich aber neben Orellii und Ernestii der Nominativ Orelli und Ernesti etwas sonderbar aus; namentlich stört der Nominativ Ernesti, wenn, wie es mehrmals vorkommt, in den vorausgehenden Noten Anderer im Nominativ Ernestus sich findet, wovon jenes auf den ersten Blick der Genitiv zu seyn scheint. Die äußere Ausstattung ist sehr gut. Außer den wenigen am Schlusse angeführten Druckfehlern hat Ref. nur einen einiger Maßen bedeutenden gefunden, nämlich S. 143 in der Stelle der Rede p. Mur. 36, 76, profundas epulas statt profusas.

Alle Reden Cicero's in gleicher Weise zu bearbeiten ist einem Einzelnen wohl kaum vergönnt; doch läßt uns die rüstige Thätigkeit des Hrn. Halm und seine Versicherung, daß er außer dieser bereits drey andere vollendet habe, hoffen, daß dieses Unternehmen nicht so bald, als das ähnliche C. Benecke's, in's Stocken gerathen werde, wenn nicht äußere Umstände hindernd darauf einwirken. Daß dieß nicht der Fall seyn möge, daß namentlich der Verleger durch eine recht allgemeine Theilnahme ermuthigt, und der Verfasser durch eine ungetrübte Gesundheit und in jeder Hinsicht günstige Verhältnisse in der Fortsetzung des rühmlich begonnenen Werkes unterstützt werden möge, ist gewiß der gemeinsame Wunsch aller Freunde des großen Römischen Redners.

L. v. Jan.

Babrii fabellae iambicae CXXIII a Minoide Mena in monte Atho nuper repertae.

Viro venerabili philologo primario Friderico Jacobs annos octoginta cum omnium laude, eruditorum admiratione feliciter transactos gratulatur Fridericus Dübner.

(Schluß.)

Ἀχρεία v. 14, das die Herausgg. mit Stillschweigen übergehen, kann wie H. D. richtig bemerkt, hier nicht gesagt werden, wenn auch wirklich die Anstalten der Mäuse den Zweck nicht erreichten; es ist daher entweder mit H. D. ἀκραιοις oder mit Herm. ἀκραία zu lesen. V. 20 wird wohl am besten durch H. Sauppe's μοιοι δ' ἀλλων αὐτόσιν hergestellt. — Fab. 32, v. 4 hat der Codex ὃς τις οὐκ ἐχων ὑρα. Boiss. schon vermuthet ὃς τίς οὐκ ἐχων ὑρα (‚quam quis non ardebat'), wobei jedoch ἐχων müßig steht, daher Herm. ὃς τίς οὐκ ἔχειν ὑρα will; denselben Sinn sucht H. Or. zu erreichen durch ὃς τίς οὐχ ἑαὼν ὑρα und H. Sauppe will ὃς τις οὐκ ἐρῶν ὑρα, welches letztere jedoch wieder jenes zweideutige τις hereinbringt und auch einigen Zweifel wegen des Modus erregt; das richtige scheint uns Herm. getroffen zu haben. Völlig mit Recht nehmen die Herausgg. v. 9 H. Baiters Conjectur γάμος für γάμον in den Text auf — Fab. 36, v. 1 setzen die Herausgg. nach H. Sauppe's Vermuthung (die auch Schn. aufstellt) λεπτός τις ὢν für λεπτός τ' ὢν, welchen Hiatus Boiss. stehen ließ; leichter ist die von Spengel vorgeschlagene Verbesserung λεπτός τ' ἐών, welche Form des Participes sich aber sonst bei Babrius nicht findet. — Fab. 39 steht am Schlusse in der Handschrift λείπει; H. Sauppe glaubt, zwischen dem zweiten und dritten Verse sei die Lücke; es ist jedoch keine längere Erzählung für die Lehre nöthig, welche hier auch eigenthümlich mit ὡς ἄ τις angeknüpft wird, und nicht ohne Absicht enthalten bei so kurzer Form die Erzählung und die Moral gleichviel Verse. — Fab. 41 hielt Boiss. für unvollständig, während H. Bait. mit Recht sagt equidem nihil desidero; derselbe sucht auch den Fehler in τόνδε, auf welchen schon Spengel aufmerksam macht, zu verbessern durch τὸν γε, das richtige aber scheint uns τόσε, das auch Herm. vorschlägt. — Fab. 43 ist die Ausfüllung der Lücke v. 11, wie H. Sauppe dieß thut, nämlich bloß durch den Artikel τὴν die zweckmäßigste. — Fab. 45, v. 8 hat die Handschrift τὰς δὲ ἰδίας, Schn. will τὰς δ' αὖτ' ἰδίας, Herm. τὰς δ' ἄρ' ἰδίας, das einfachste ist auch hier, was nach H. Sauppe die Herausgg. in den Text aufnahmen, τὰς δέ γ' ἰδίας; statt des sinnlosen γελάσας v. 12, das Boiss. durch ἀγέλαστος ersetzte, schreibt H. Bait. γελαστός, auf das auch Schn. und Herm. kamen. — Fab. 47, v. 8 giebt der Codex οἱ δοὺ γὰρ ἠδύναντο, Boiss. ὁ δ' (οὐ γὰρ ἠδύν.), die Herausgg. nach H. Sauppe richtig οἱ δ' οὐκ ἄρ' ἠδύναντο. — Fab. 50, v. 6 schreibt H. Bait. ὤμυν statt des handschriftlichen ὄμνυ, besser ist wohl, was Spengel vermuthet ὥμοσ'; nothwendig ist die Conjectur H. Or.'s und H. D.'s εἰστήκει für ἱστήκει; daß Ὄρνος als Nomen proprium genommen wird, ist zu billigen, aber φεύξη in πεύσῃ zu ändern, scheint nicht nöthig. Den letzten Vers dieser Fabel sucht H. Sauppe so herzustellen: οὐδ' ἀι τις Λαστὼν ἐτιορκιῶν προσδοκᾷ δίκην φεύγειν, einfacher in der Diktion und Construction aber ist, was Herm. vorschlägt: οὐδ', αι τις Λαστὼν ἐτιορκιῶν προσδοκᾷ δίκην ὀφλεῖν. — Fab. 52, v. 8 ist H. D.'s ἀστὴρ αὐτὸς αἰ κάμοι unstreitig das richtige, nicht aber H. Sauppe's ὡς ἀι ἀ γ' αὐτὸς καμοι. — Fab. 54, v. 2 bezeichnen die Herausgg. das παραλωσας nur für verdorben, ohne selbst eine Verbesserung anzugeben; H. D.'s ἀντὶ τοῦ παραλώσας paßt gar nicht, jedenfalls aber scheint uns der Fehler nicht in παραλ. allein zu liegen; vielleicht ist zu lesen ἀ γ' ἀνὰ παραιρούσας. V. 3 ist H. Sauppe's ταῦτ' als auf die Opfer hinweisend dem αὖτ' vorzuziehen. — Fab. 57, v. 11 scheint H. Sauppe's Emendation des sinnlosen καίτερ ὀκτας ἀνθρώπους in καὶ τερὰς τινας ἀνθρώπους vortrefflich. An v. 4. ist Nichts zu ändern und Bergk's Vermuthung σχίζην ἁπλοῦν καὶ μέρος τῶν ῥώτων ist außerdem zu gekünstelt. — Fab. 59, v. 12 hat die Handschrift ὡς ἂν βλέποιτο τὸν τέλας τι δουλεύει, H. D. will ὡς ἂν βλέποιτ' ἐς τὸ τέλας τ. β., Schn. nimmt βλέποιτο als Passiv und läßt τὸν πέλας von δουλεύει abhängen, Herm. ὡς ἂι βλέποιτο τῷ τέλας τ. β., was soviel heiße als ὡς ἂν βλέπ. ὑπὸ τοῦ τέλας, die Herausgg. schreiben nach H. Baiters Conjectur ὡς ἂι βλέποι τις τὸν τέλας τ. β., was sich allerdings empfiehlt, aber das einfachste ist doch Spengels ὡς ἂι βλέποι τὸ τοῦ τέλας τ. β. — Fab. 70, v. 2 giebt H. Or. für ἐ ἐλάτῃ das einzig richtige ἐλάτῃ, worauf auch H. D. verfiel. V. 3 Ὕβρει δὲ νῆμας ὧν Ἄρης κατελήφει, hier will H. D. κατελήχει, wo κατολαγχάνω ähnlich wie καταβιβάω seyn soll, aber dieses selbst zugegeben, so wäre die ganze Notiz höchst müßig, und mit Ares ist überhaupt hier nicht viel anzufangen. H. Bait. vermuthet χαρὰς für Ἄρης, welches gut zu passen scheint; eine andere auf dem Itacismus beruhende Emendation schlägt Herm. vor ἣν ἀνῆκαν οἱ λοιποί, doch möchte sie zu kühn seyn. Fab. 72, v. 1 schreiben die Herausgg. οὐρανίοισι πορφυρῇ κήρυξ, wodurch der Sinn völlig hergestellt wird; sehr gekünstelt ist auch hier Bergk's οὐρανοῦ γέφυρα καὶ κήρυξ. Weniger aber können wir bei v. 4, der in der

Handschrift lautet: καὶ πάντα θεῖον ἔσχεν ἦμερον ζῴων, mit H. Sauppe übereinstimmen, welcher ἀθλίων statt θεῖον will; es wird dadurch nicht nur die Construction verschroben, sondern auch ζῴων will nicht passen, da nur von Vögeln die Rede ist. Daß in ζῴων der Fehler sey, sah richtig H. D., und seine Verbesserung καὶ πάντα (sc. πτηνὰ) θεῖον ἔσχεν ἦμερον δώρων genügt völlig. V. 20 ist παιδῶν (als partic. von παιδόω), welches H. Or. für παίζων setzen will, sicher das dieser Stelle passendste Wort; wenn aber die Herausgg. v. 21 εὔθηρος für das sinnlose ἔρημος des Codex schreiben, so könnte man an der Verbindung εὔθηρος ὀρέων Anstoß nehmen; das beste an dieser Stelle scheint uns bisher noch Boiss.'s ἔμβροτος, denn was Schneid.'s δὲ σῆλος betrifft, so kann dieses Prädikat dem Habicht wohl nicht beygelegt werden. — Fab. 73, v. 1 verhel H. Bait. auf dieselbe Emendation wie Schn., nämlich ἀρχὴν für ἄλλην zu lesen, und unbedenklich ist dieses in den Text aufzunehmen; H. D.'s ἄλλοτ' und dann ἔχει für ἔχε genügt dem Sinne nicht. — Fab. 82, v. 5, wo die Handschrift ὁ πάντων βασιλέων θηρίων giebt, möchte bey der Herstellung der Herausgg. ὁ πάντων βασιλέων λεὼν θηρῶν der Spondäus im vierten Fuße Bedenken erregen; H. D. will das durch βασιλέων glossirte herstellen, indem er schreibt ὁ πάντων θηρίων αἰτιωτήτης, einfacher ist in gleichem Sinne Herm.'s ὁ πάντων θηρίων τυραννέων. — Fab. 85, v. 5 hält H. D. mit Unrecht für späteren Zusatz; auch H. Sauppe's Conjectur πάσι δρυάσι ist nicht nöthig, wenn man ἐνδρύοις für den Dativ nimmt, denn die Bildung dieses Substantives ist durch die Analogie völlig geschützt, wenn es auch sonst nicht vorkömmt. — Fab. 91, v. 4 ist H. Baiter's τὸν ταῦρον ἐλθὰν das einzig richtige für das unmetrische τὸν ταῦρον ἐλθόντα der Handschrift, bey H. D.'s Versuch hingegen, ἐλθόντα ταῦρον zu schreiben, stört die Auslassung des Artikels völlig den Sinn. — Fab. 95, v. 12 setzt H. Bait. ἔκυσσε statt des handschriftlichen ἔσωσε (wofür Boiss. ἔσωσε) mit Recht trotz der Auktorität des Hesychius, die für παίζω von H. D. und Herm. geltend gemacht wird, denn ein wenn auch stilles Knurren des Fuchses ist doch keine Freundschaftsbezeugung, wohl aber paßt für die übertriebene Zutunlichkeit das κυσσεῖν. — Fab. 102, v. 3 hätte nach H. Bait.'s Vorschlag ἅρα aus dem Texte weggelassen werden sollen, da es offenbar nur zur Ergänzung des Verses eingesetzt wurde, nachdem τρῶς in τρὼς verschrieben war. V. 7 ist richtig, was Bergk vermuthet, τὰ ζῷα πάντα δῶκε πέτηνα νεύρας (indem dann vor τὰ ζῷα interpungirt wird) für τὰ ζῷα πάντα, ὡς δ' ὑπέτηνον νεύρας. — Fab. 103, v. 17 hätte für das barbarische ζώοιο unbedingt H. Sauppe's Emendation τῶζοιο in den Text aufgenommen werden sollen; auf dieselbe verfielen auch Spengel und Dübner. — Fab. 106, v. 1 scheint es nicht nöthig, mit H. Sauppe ἄριστον in ἀρίστων zu ändern, wohl aber ist mit Recht in v. 12 τε für δὲ gesetzt; auch die Umstellung von v. 18 und 19, die außer H. Bait. auch Bergk vorschlägt, hätte gleich im Texte vorgenommen werden können, denn sie ist durchaus nöthig, wenn man nicht v. 19 als späteren Zusatz erklären will, der durch die Worte des Löwen δαιτὸς φαῦστον veranlaßt wurde, aber wegen des σιγῶσαν (v. 17), welches schon das trotzige Benehmen ausdrückt, nicht nöthig ist; ein solcher Zusatz konnte dann leicht an der unrechten Stelle eingefügt werden. — Fab. 107, v. 5 geben die Herausgg. richtig nach H. Bait. θηρῶντι für θηρῶν δὲ, was auch H. D. vorschlägt. V. 7 kömmt für das sinnlose ἀμίστων die Aushülfe H. Sauppe's, ἀνάστων zu schreiben, dem Codex wohl am nächsten, doch würden wir H. D.'s Vorschlag vorziehen: μιὸς δὲ δίκτυον οὐδ' ἀνδρῶν ἐπωιάστι χαλῶν ἀμέστους, indem dieß vortrefflich den Gegensatz zum vorhergehenden πρέπει enthält; für Bergk's ἀνυσχρῶς wünschten wir Belegstellen. V. 10 würde H. Sauppe's καὶ δὴ θαλαγρεταῖς für καὶ θαλαγρ. einen Anapäst in den zweyten Fuß bringen; das einfachste scheint uns, was auch H. D. vorschlägt, εἶτα θαλαγρεταῖς. Aus demselben Grunde verwerfen wir v. 12, der in der Handschrift lautet: κἀντεῦθεν ἀπεγνώκει ὁ θὴρ τὴν σωτηρίαν, H. Sauppe's Versuch κἀντεῦθεν ἀπεγνώκει γε τὴν σωτηρίαν, das einfachste ist, ὁ θὴρ auszuwerfen und mit Herm. zu schreiben κἀντεῦθεν τὴν σωτηρίην ἀπεγνώκει. — Prooem. II. hat die Handschrift v. 5 εἴτε καὶ Λίβυες, τοὺς λόγους Λιβύστης, woraus Boiss. machte εἴτε καὶ Λιβυστῖνος λόγος Λιβύστης, H. D. hingegen εἴτε καὶ Λιβυστῖνος Λίβυν Λιβύστης, beydes wohl ungenügend; H. Baiters Vermuthung, die die Herausgg. in den Text aufnahmen εἴτε καὶ Λίβυς τοὺς λόγους Λιβύστης, dürfte mehr auf das Lob scharfsinniger Erfindung, als auf allgemeinen Beyfall Anspruch machen. Schon Spengel machte auf Theo Progymn. aufmerksam, wo der libysche Fabeldichter Λιβύστης genannt wird, und in Bezug auf diese Stelle versuchten gleichzeitig Schn. und Bergk (Zeitschr. f. d. Alterthumswiss. 1845 p. 160) jene Verse so herzustellen: εἴτε καὶ Λιβύστιος λόγους λίβυστος (Bergk λιβαστης); die Libystiner aber sind ein Volk in Kolchis, welcher Einwand höchstens umgangen werden könnte, wenn man annähme, Babrius habe hier die Form Λιβύστιος gleich bedeutend mit Λιβυστινὸς gebraucht; vielleicht ist zu lesen: εἴτε καὶ Λίβυς πλατὺς λόγους λιβύστος. Für τιρώτας v. 15 versuchten die Herausgg. keine Emendation, H. D. will τριῶτας, welches ebensowenig zum Bilde paßt; vielleicht ist mit Bezug auf Prooem. I. 18 zu lesen ληρώτας. — Fab. 108, v. 16 ist statt πλῆρη das richtige hergestellt durch πλῆθη, auf welches so wie H. Bait. auch Herm. verhel.

Dr. Prantl.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. July.

Nro. 145. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Euripides restitutus — sive scriptorum Euripidis ingeniique censura, quam faciens fabulas quae exstant explanavit examinavitque, earum quae interierunt reliquias composuit atque interpretatus est, omnes quo quaeque ordine natae esse videntur disposuit et vitam scriptoris enarravit J. A. Hartungus. Hamburgi, sumptibus Friderici Perthes. Vol. prius. 1843. X u. 552 S. Vol. alterum. 1844. IV u. 582 S.

Erſter Artikel.

Es war vorauszuſehen, daß die durch A. W. Schlegels populär gewordene Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur in Umlauf geſetzte Beurtheilung des Euripides über kurz oder lang eine Reaction hervorrufen mußte. Euripides war hier einer ſtrengen, ja herben Kritik unterworfen worden; die ſchonungsloſe Polemik, mit welcher Ariſtophanes den Dichter bey ſeinen Lebzeiten verfolgt hatte, fand die unbedingteſte Anerkennung und Lobpreiſung. Allein ſo geſchickt auch der geiſtreiche Kritiker die ſchon zahlreich geſponnenen Fäden des Tadels zuſammenzuziehen und durch die aus einer umfaſſenden Kenntniß der Bühnen alter und neuer Zeit gewonnenen Reſultate zu verſtärken wußte: ſo viel war nicht zu verkennen, daß eine gerechte allſeitige Würdigung des Dichters damit nicht gegeben ſey; daß dieſer noch einen Werth beſitze, der, wie er den unermüdlichen Verſpottungen und Verfolgungen der alten Komödie nicht unterlegen war, auch einer großentheils darauf gebauten Kritik nicht unterliegen konnte; den zu erkennen und nachzuweiſen, da er dem innerſten Leben der helleniſchen Geſchichte und Geiſtesentwicklung angehört, recht eigentlich als eine Aufgabe der Philologie zu betrachten war. Bereits Göthe unternahm eine Ehrenrettung des Dichters in mehrfachen Aeußerungen und kleineren Aufſätzen, vorzugsweiſe veranlaßt durch neu aufgefundene und herausgegebene Fragmente, die ihn zu Verſuchen einer poetiſchen Reproduction anregten und nur zu bedauern geben, daß dieſelben zu keiner vollendeten Abgeſchloſſenheit gediehen ſind. Jedenfalls aber ſind jene Aeußerungen beachtenswerth für Dramaturgie überhaupt und insbeſondere für die Würdigung des antiken Drama's gegenüber dem modernen. Waren dagegen von philologiſcher Seite noch mehrere Stimmen laut geworden, die ſich im Sinne der Schlegel'ſchen Kritik ausſprachen, ſo traten außer einigen kleineren nicht unverdienſtlichen Arbeiten, die ſich mit Erörterung gewiſſer ſpecieller Fragen beſchäftigten, in letzten Jahren beynahe gleichzeitig zwey Leiſtungen hervor, die ſich jene oben bezeichnete Aufgabe in umfaſſendſtem Sinne zum Ziele geſetzt hatten. Es ſind dieß Bernhardy's Aufſatz über Euripides, welcher in der Encyclopädie von Erſch und Gruber ſeine Stelle gefunden hat, u. Hartungs umfängliches Werk, dem unſere Anzeige zunächſt gewidmet iſt. Der Verf. löſt damit ein vorlängſt in ſeiner Ausgabe der Iphigenia in Aulis gegebenes Verſprechen, in etwas veränderter Weiſe, worüber ſich die Vorrede p. IX nicht ganz klar ausſpricht. Ueber den Inhalt gibt die oben verzeichnete doppelte Aufſchrift ausführlichen und genügenden Bericht, und

könnte man etwa rücksichtlich des ersten mit römischer Kürze und Kraft abgefaßten Titels über die Meinung der vieldeutigen restitutio in Zweifel seyn, so bürgen außer der sonst bekannten Gesinnung des Verf. sowohl ausdrückliche Andeutungen als auch die ganze Tendenz des Werkes dafür, daß dieselbe nicht bloß von der versuchten Wiederherstellung der verloren gegangenen Stücke, sondern auch und namentlich in dem Sinne einer restitutio in regnum zu verstehen sey, durch welche dem Dichter der mit Unrecht entzogene Platz unter seinen Kunstgenossen wieder gesichert werden sollte.

Doch liegt uns vor Allem ob, über die Einrichtung des Werkes Bericht zu erstatten. Der Verf. hat sämmtliche, erhaltene und verloren gegangene Stücke des Euripides in Didaskalieen zusammengestellt und nach der Zeitfolge mit vorausgesetztem Olympiaden-Jahre geordnet. Es war dabey nicht die Absicht, der Conjectur eine weiter gehende Kraft als ihr gebührt beyzumessen und sie die Stelle historisch gegebener Anhaltspunkte für die Chronologie, die nur für wenige Stücke vorhanden sind, einnehmen zu lassen. S. darüber des Verf. offenherzige Erklärung Vol. I. p. 59. In der Tendenz und dem Charakter des ganzen Werkes ist vielmehr die Nothwendigkeit eines anderen als bloß formalen Anordnungsprincips vollkommen begründet. Den zwanzig Didaskalieen, in die auf solche Weise die 73 Titel Euripideischer Dramen vertheilt werden, sind in der Form leitender Artikel eben so viele Abhandlungen vorausgeschickt, in denen sich die Untersuchung über die wichtigsten Fragen der Euripideischen Kritik verbreitet. Das Ganze wird beschlossen durch eine Abhandlung unter dem Titel: De gloria Euripidis superstite.

Wenn wir nun nicht anstehen, uns sofort über den Eindruck auszusprechen, den die Lesung des Werkes auf uns hervorgebracht hat, so mag dieß durch den Charakter der ganzen Schrift, der als ein vorherrschend rhetorischer zu bezeichnen ist, gerechtfertigt erscheinen. Wie derselbe auf's Innigste mit der oben erwähnten Tendenz zusammenhängt, so ist er zugleich sowohl die Quelle sowohl großer Vorzüge als auch nicht zu übersehender Fehler. Zu ersteren rechnen wir außer dem überall bewährten Scharfsinne und der phantasiereichen Combination vornehmlich die schwungvolle und fließende Darstellung, wodurch die Lectüre nicht bloß belehrend, sondern auch anregend und genußvoll gemacht wird. Auf der andern Seite dagegen steht ein Uebermaaß leidenschaftlicher Heftigkeit und Ungerechtigkeit, von der nichts verschont wird, was irgend wie, schuldig oder unschuldig, zur Verkleinerung des Dichters beygetragen hat. Es ist der Grundsatz des ἀνταδικεῖν, Unrecht mit Unrecht zu vergelten, zu dem sich der Verf. sowohl mit ausdrücklichen Worten in der Vorrede bekennt, als auch reichliche Belege in seinem Werke gibt. Wenn wir diesen Standpunkt als einen der Wissenschaft ungeziemenden bezeichnen, so sind wir dabey nicht im Geringsten gemeint, jene Wärme der Begeisterung zu tadeln, die sich auch wohl einmal über das Maaß der Gerechtigkeit hinausreißen läßt. In dieser Hinsicht wollen wir es dem Verf. noch nicht einmal so sehr verargen, wenn er im Gefühle des Ingrimms über die erlittenen Verfolgungen seines Helden den Stimmführer der Opposition im Alterthume, Aristophanes, nicht eben glimpflich behandelt, obwohl auch hier die Pflicht wahrheitsliebender Forschung vielfach verläugnet wird; wenn er ferner namentlich den Chor moderner Frösche, wie er die Widersacher des Euripides zu bezeichnen beliebt, mit kräftigen Scheltworten und gelegentlich auch wohl einem Steinwurfe in die trübe Lache ihres Vorurtheils zum Schweigen bringen zu müssen glaubt. Allein was soll man zu dem Bestreben sagen, Alles, was je mit Recht oder Unrecht gegen E. vorgebracht worden, was nach Hrn. H.'s Ueberzeugung Unverstand und böser Wille gegen diesen Dichter gesündigt hat, die Kunstgenossen desselben, Aeschylus und Sophokles, entgelten zu lassen? also mit bewußtem Hohne sie herabzusetzen? Kann dieses noch als der Standpunkt der Alterthumsforschung betrachtet werden, oder ist es nicht vielmehr die verwerflichste Art advokatischer Parteynahme? Belege für diese Behauptung anzuführen, ist um so weniger nöthig, als der Verf. mit der ungenirtesten Offenheit dieses Spiel treibt und darin nicht selten an die Naivetät gewisser antiker Charaktere, die wir aus Platons Dialogen kennen, erinnert. Sonst mag man Beyspiels halber nur den siebzehnten Abschnitt: De aemulis Euripidis überschrieben, nachlesen, wo man den concen-

trirten Ausdruck dieſer kritiſchen Methode antreffen wird, beſonders in den Bemerkungen am Schluſſe der Abhandlung über die Elektra. Für die Wirkung der Schrift entſteht dadurch der mißliche Umſtand, daß der Verf. ſich in offenbaren Nachtheil gegen ſeine Gegner verſetzt, deren tadelnde Kritik, ſelbſt wo ſie den richtigen Weg verfehlt, doch in ſo fern ſie ehrlich und ernſt gemeint iſt, auch zu einer ernſten Widerlegung Veranlaſſung gibt, wodurch für die Sache der Wiſſenſchaft immer etwas gewonnen wird, während die ſelbſt ohne die ſubjective Wahrheit der Ueberzeugung geführte Entgegnung, ſofern ſie ſich namentlich in eine ironiſche Anklage des Aeſchylus und Sophokles verkleidet, keinen weiteren Anſpruch zu machen berechtigt iſt, als einfach ad acta gelegt zu werden. Daß eine ſolche Rhetorik es auch nicht verſchmähen wird, ihre Stütze in einer ſophiſtiſchen Beweisführung zu ſuchen, verſteht ſich von ſelbſt und wird im Verlauf auch noch aus einigen Beyſpielen hervorgehen. Dieſe Fehler und Mängel, welche den Werth des Werkes bedeutend verdunkeln, bedauern wir um ſo lebhafter, als uns außerdem ſchon die Unternehmung eines ſolchen verdienſtlich erſcheint, verdienſtlicher ſelbſt als ähnliche Werke über Aeſchylus und Sophokles. Denn wenn es auch in unſern Tagen nicht mehr gerade als eine Sache des Muthes betrachtet werden kann, der Herrſchaft der Schlegel'ſchen Kritik entgegenzutreten, ſo macht doch der große Einfluß, den dieſelbe auf Zeitgenoſſen und Nachlebende geübt, eine wiederholte Prüfung dringend nothwendig, beſonders in ſolchen Punkten, wo ihr Urtheil beynahe zu dem Anſehen eines Dogma gelangt iſt. Deßhalb erſcheint es allerdings im höchſten Grade wünſchenswerth, daß zu einer unparteyiſchen Würdigung des E. alle Momente für und gegen von Neuem geprüft und die Unterſuchung überhaupt von einem höheren und umfaſſenderen Standpunkte geführt werde, wobey man getroſt annehmen darf, daß gegenüber der ſchon erfahrenen Herabſetzung der Dichter nur gewinnen kann. Auch fehlt es nicht an Verſuchen, die einen erfreulichen Anfang zur Löſung dieſer Aufgabe gemacht haben. Wir rechnen dahin Schölls „Beyträge zur Kenntniß der tragiſchen Poeſie der Griechen," vorzüglich den Theil, der von der troiſchen Didaskalia des Euripides handelt; denn wenn auch die Combinationen des Verf. ſich bisweilen verirren mögen, ſo bewährt ſich doch überall die ächt philologiſche Geſinnung, der es um die Erkenntniß des Alterthums, um die Erforſchung ſeines Geiſtes, nicht um eine redneriſche laudatio und vituperatio zu thun iſt. Auch Bernhardy's oben erwähnter Aufſatz iſt hier zu nennen, der, wenn er aus der ſynkretiſtiſchen Form, die dem polygraphiſchen Verfaſſer eigenthümlich iſt, herausgearbeitet wäre, jedenfalls die vollſtändigſte und kenntnißreichſte Darſtellung, welche dieſem Gegenſtande bis jetzt zu Theil geworden iſt, enthielte. Möchte doch Hr. Hartung dieſem Wege treu geblieben ſeyn, und wenn er ſeiner Liebe zu Euripides ein bleibendes Denkmal ſtiften wollte, es vorgezogen haben, ſein vieljähriges Studium dieſes Dichters darin fruchtbar zu erweiſen, daß er die Leiſtungen ſeiner Vorgänger und Mitſtrebenden übertroffen oder vollendet hätte, ſtatt ſich abſichtlich gegen die Wahrheit zu verblenden und dadurch ſeinem Werke den Charakter einer Parteyſchrift zu geben, gegen welche ſchon von vornherein das Präjudiz der Unzuverläßigkeit und redneriſchen Uebertreibung beſteht. Sollte ſich dabey der Verf. der Autorität Göthe's zu ſehr hingegeben haben, ſo war zu bedenken, daß für eine philologiſche Unterſuchung deſſen Aeußerungen durchaus nicht maaßgebend ſeyn können. Göthe ſpricht als Dichter, der mit anerkennendem Beyfalle aufnimmt, was der griechiſche Dichter gegenüber der modernen Poeſie Großes und Auszeichnendes beſitzt, ohne ſich um deſſen Fehler oder eine Vergleichung mit ſeinen Kunſtgenoſſen zu bekümmern. Hatte ja doch ſelbſt Schlegel ſich eine ähnliche Aufgabe in der Vergleichung der Phädra des Racine und des Euripides geſetzt! Und auch Leſſing nimmt in ſeiner Dramaturgie weſentlich dieſen Standpunkt ein und ſeine Ausſprüche müſſen deßhalb auch mit Rückſicht darauf beurtheilt werden. Denn daß Hr. H. unrecht thut, ihn zu den unbedingten Verehrern des E. zu rechnen, darüber laſſen die Bemerkungen Leſſings zu dem Jon des Euripides in dem philologiſchen Nachlaſſe keinen Zweifel, ſo wie verſchiedene Aeußerungen in dem Leben des Sophokles zur Genüge beweiſen, daß er den Euripides nicht etwa höher hielt als dieſen.

Ueberblicken wir nun den reichen Inhalt des Werkes, so bedauern wir, in Berücksichtigung der nothwendigen Gränzen unserer Anzeige gleich im Voraus auf eine vollständige Darlegung desselben verzichten und uns mit der Hervorhebung einzelner, für die Absicht der ganzen Schrift bedeutungsvoller Momente begnügen zu müssen, ohne auch diesen eine erschöpfende Besprechung widmen zu können.

In dem ersten Abschnitte, De primis Euripidis fabulis betitelt, zu welchen Hr. H. den Rhesus und den verloren gegangenen Hippolytus rechnet, wird das Geburtsjahr des Euripides, für welches man bisher nach erhaltenen Zeugnissen Ol. 75, 1. anzunehmen pflegte, der Autorität der parischen Marmorchronik zufolge um 5 Jahre hinaufgerückt und auf Ol. 73, $\frac{3}{4}$ gesetzt. Ref. ist nicht gesonnen, gegen die diplomatische Begründung dieser Annahme Einwendungen zu machen, da er sich doch nur auf die Autorität stimmberechtigter Forscher auf diesem Gebiete berufen könnte, von denen bekanntlich nicht nur gegen das chronologische System jener Urkunde überhaupt, sondern auch gegen die Zuverlässigkeit einzelner Daten gewichtige Gründe geltend gemacht worden sind. Läßt sich doch auch anderseits nicht verhehlen, daß die Einstimmigkeit der entgegenstehenden Zeugnisse darum etwas an Kraft verliert, weil sie möglicher Weise unter dem Einflusse jener, einer artigen Erfindung nur zu gleich fehenden Erzählung, welche den Geburtstag des E. mit der Schlacht bei Salamis in Verbindung bringt, entstanden seyn könnte. So mag denn Autorität gegen Autorität stehen und die Entscheidung so lange zurückgehalten werden, bis sich Zeugnisse oder Combinationen von unzweifelhafterer Sicherheit für die eine oder andere Seite ergeben. Auch würde Referent diese Frage lieber ganz übergangen haben, wenn nicht hinter dem historisch-chronologischen Interesse des Verfassers noch andere Absichten hervorblickten, die wenigstens zu unstatthaften Consequenzen ausgesponnen werden. Wir meinen damit nicht die Verwahrung, welche der Verfasser gegen jene Vorstellung einlegt, als wäre E. Kunstjünger und Nachfolger des Sophokles, da er vielmehr mit diesem als seinem Kunstgenossen nur den Aeschylus als gemeinsamen Vorgänger anzuerkennen habe. Diese Ansicht scheint uns selbst richtiger als die etwa vorhandene gegentheilige. Denn obwohl auch nach der angenommenen Berechnung immer noch eine Altersdifferenz von mehr als 10 Jahre bleibt und auch nicht vorauszusetzen ist, daß die Erfindungen und Fortschritte, durch welche Sophokles wahrscheinlich bereits in seinen frühesten Dramen über seinen Meister hinausging, für E. verloren waren, so erscheint doch jener Unterschied, selbst wenn die historische Combination des Verf. über die Zeit der Aufführung des Rhesus, nach welcher das erste Auftreten beyder Dichter des Euripides unter fremdem Namen nur etwa drei Jahre auseinander gerückt würde, nicht über jeden Zweifel erhaben seyn sollte, verglichen mit dem langen Zeitraume, in welchem sie auf der tragischen Laufbahn neben einander hergingen, als verhältnißmäßig gering und mag die Annahme rechtfertigen, daß die Selbstständigkeit des E. auf dem Gebiete der Kunstausübung nicht bloß jene Punkte betrifft, worin beyde Dichter von einander abweichen und verschiedene Richtungen verfolgen, sondern auch in dem, was sie als gemeinsames Eigenthum von ihrem Vorgänger unterscheidet, und in einer gegenseitigen Wechselwirkung sich bewährt haben.

Keine Anwendung dagegen findet jene Bemerkung auf die Beurtheilung der Verschiedenheit, welche in der Kunstrichtung beider Dichter hervortritt. Hier erscheint Euripides durchaus jünger und sogar durch einen größeren Abstand von Sophokles getrennt als dieser von Aeschylus, womit auch Hr. H. (vgl. Vol. I. p. 317) im Wesentlichen übereinstimmt; so daß man mit etwas modificirter Anwendung der Worte, welcher sich Aristoteles in Bezug auf Anaxagoras bedient, das Verhältniß beyder Dichter so ausdrücken könnte: Euripides, obgleich ein Zeitgenosse des Sophokles, ist doch τοῖς ἔργοις ὕστερος.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. July.

Nro. 146. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Euripides restitutus — sive scriptorum Euripidis ingeniique censura etc.

(Schluß.)

Wie aber durch die angenommene Chronologie Euripides nach der einen Seite hin dem Sophokles näher gerückt wird, in demselben Maße wird der Abstand von einem jüngeren Zeitgenossen, Sokrates, erweitert. Natürlich ist Hr. H. im unzweifelhaftesten Rechte, wenn er nach dem Vorgange Barnesius jene kritiklose Ueberlieferung, welche den Euripides zu einem Schüler des Sokrates machen will, verwirft. Auch das verdient nur die vollkommenste Beystimmung, daß den Erzählungen von einer direkten Betheiligung des Sokrates bey den Dichtungen des Euripides, die sichtlich genug ihren Ursprung in der Komödie, einer keineswegs reinen Quelle, haben, keinerley Autorität beigemessen wird, obwohl für diesen letzteren Punkt die chronologische Instanz nicht mehr von Belang ist. Dieß wäre nur dann der Fall, wenn die Altersdifferenz so groß erschiene, daß die Unmöglichkeit einer derartigen Einwirkung sich herausstellte, was aber offenbar nicht behauptet werden kann. Denn will man als ein Zeugniß der bereits in Blüthe stehenden Wirksamkeit des Sokrates die erste Aufführung der Wolken, welche in das zweyte Jahr der 89. Olympiade, also das fünfundvierzigste Lebensjahr des Sokrates fällt, annehmen und dazu noch etwa fünf bis zehn Jahre rückwärts rechnen, um den ungefähren Anfang der Lehrthätigkeit desselben zu bezeichnen, so würde, Hr. H.'s Anordnung zu Grunde gelegt, immer noch der größere Theil der Dramen des Euripides, von den erhaltenen beynahe alle und namentlich solche, welche die schönsten philosophischen Stellen enthalten, nach diesem Zeitpunkte fallen. Wollte man also die aus inneren Gründen unstatthafte Beyhilfe zu einer Einwirkung, wie sie zwischen Freunden wohl denkbar ist, ermäßigen, so ließe sich von Seiten der Chronologie kein begründeter Widerspruch erheben. Allein es wäre doch immer nur eine leere Möglichkeit, die darum alles Gewichtes entbehrte, weil die Gedanken, in denen man Anklänge an Lehren und Aussprüche des Sokrates vermuthen könnte, ein Gemeingut der Philosophie überhaupt sind und von Euripides aus seinen philosophischen Studien auch ohne Sokrates gewonnen werden konnten. Jede sorgfältigere Betrachtung und Vergleichung wird vielmehr zu dem Ergebniß führen, daß die Reflexion und das philosophische Räsonnement, das sich durch alle Dramen des Euripides hindurchzieht, in einem Bewußtseyn wurzelt, mit welchem die Philosophie des Sokrates nicht mehr gemein hat als mit den Lehren des Anaxagoras und der Sophisten. Indessen begnügt sich Hr. H. nicht mit einer solchen Widerlegung, sondern, um seinem Liebling jedes Lob und Verdienst zuzuwenden, befolgt er den auch sonst beliebten Grundsatz, ein Extrem durch das andere zu bekämpfen. Denn als solches muß es doch wohl gelten, wenn er den Euripides nahezu als den eigentlichen Urheber der Sokratischen Philosophie bezeichnet und deutlich genug zu verstehen gibt, daß Sokrates und Aristippus und Diogenes und wer nicht noch ihre Weisheit aus den Tragödien des E. geschöpft haben. Und weil diese Behauptung denn doch vielleicht nicht Jedem einleuchten könnte, so

nimmt Hr. H. darauf Bedacht, ihr eine Stütze zu leihen, wenn man anders eine ſolche z. B. in folgender Argumentation erkennen will: „Praeterea natura ipsa ferebat, prius fictarum personarum exemplaribus praecepta philosophorum demonstrari, quam in vitam veritatemque conferri, moribus ad illa conformatis.“ Vol. I. p. 131. Uns ſcheint, wenn nicht eine völlige Verkehrung ſo doch möglichſte Verdrehung und Verſtellung des wahren Verhältniſſes darin zu liegen, die um ſo auffallender erſcheint, da ſie in directem Widerſpruche ſteht zu anderwärts ausgeſprochenen Anſichten des Verfaſſers, ſo daß er es dem Leſer nicht übel nehmen darf, wenn er bei ſolchen Gelegenheiten an das, was Sokrates im Platoniſchen Gaſtmahle von der Sitte der Lobredner ſagt, erinnert wird. An anderen Stellen nämlich, wo Hr. H. die Charakterzeichnung des Euripides der des Sophokles entgegenſtellt, findet er den großen Vorzug erſterer gerade darin, daß E. ſeinen Perſonen die Züge der Gegenwart leiht und die mythiſchen Heroen mit der Denk- und Sinnesweiſe ſeiner Zeit ausſtattet. Und ſicher hätte E. nimmermehr jene Perſonen und Charaktere dargeſtellt, in denen Hr. H. die Vorbilder der cyniſchen Philoſophie erkennen will, hätte er ſie nicht in der Wirklichkeit vorgefunden; hätten nicht jene Männer gelebt, die als Heroen ſittlich geiſtiger Freyheit des Menſchen jene Hoheit der Geſinnung bewährten, die, über alle äußerlichen Zufälligkeiten erhaben, mit Recht von den Menſchen bewundert wird und auch wohl geeignet iſt, das Gemüth eines Dichters zu nachbildender Darſtellung zu begeiſtern. Und daß gerade der griechiſchen Philoſophie ſolche Charaktere eigen, dieß bezeugt die Geſchichte, und auch in der Natur der Sache iſt es begründet, im geraden Gegentheile zu der oben angeführten Behauptung des Verf., daß eine ſolche mit origineller Kraft des Geiſtes und Gemüthes erfaßte Idee eher in die Wirklichkeit der Geſinnung als in die fictiöſe Exiſtenz erdichteter Perſonen einzutreten ſtrebt. Dabei laſſen wir vorerſt die Frage ganz unberührt, wie weit dem Dichter die poetiſche Nachbildung gelungen iſt, oder in wiefern vielleicht durch die mythiſche Umkleidung und die Compoſition der Fabel, worin nach dem vorherrſchenden Typus des antiken Drama's das eigentliche Geſchäft des Dichters beſteht, die dargeſtellten Charaktere ſelbſt an idealer Wahrheit eingebüßt haben. Wenigſtens nimmt der Verf. etwas leichten Kaufes die despicientia rerum humanarum bei Telephus, deſſen von Ariſtophanes nicht ganz mit Unrecht verſpottete Worte:

δεῖ γάρ με δόξαι πτωχὸν εἶναι τήμερον,
εἶναι μὲν ὅσπερ εἰμί, φαίνεσθαι
δὲ μή —

ſich übel in dem Munde eines Diogenes ausnehmen würden. Ueberhaupt, wem an einer wahren Würdigung des Euripides gelegen iſt, der ſollte für ihn von dem Ruhme eines Philoſophen ganz abſtrahiren; der philosophus scenicus, in der That eine contradictio in adjecto, kann höchſtens als ein ὀξύμωρον gelten, deſſen Sinn ganz von dem richtigen Verſtändniſſe bedingt iſt. Im Alterthume waren und hießen φιλόσοφοι nur diejenigen, die ſich ganz und ausſchließlich der Erforſchung und Erkenntniß der Wahrheit widmeten und darein den ganzen Zweck ihres Lebens ſetzten. Philoſophiſche Studien zu irgend einem andern Zwecke unternommen und verwendet machten nicht den Philoſophen und E. kann daher ebenſowenig als Perikles, mit dem er mit Recht in vielen Stücken verglichen wird, ein φιλόσοφος genannt werden, wohl aber ein σόφος in dem Sinne von doctus, wie das Wort vorzugsweiſe den Sophiſten und Dichtern zukommt. Euripides war ein Dichter und ganz ein Dichter; aber ein Dichter, der in einer Zeit lebte, die neben den politiſchen Bewegungen und Erſchütterungen von den mannigfachſten philoſophiſchen und ſophiſtiſchen Beſtrebungen erfüllt war. Daß E. der Dichter ſeiner Zeit wurde, dazu befähigte ihn außer der Senſibilität ſeines Gemüthes, in dem ſich die Wirklichkeit widerſpiegelnd bewegte, ſeine vielſeitige Bildung, die ſich an jenen geiſtigen Beſtrebungen hinlänglich betheiligt hatte, um ſeiner Produktionsgabe die Motive der tragiſchen Conceptionen zu bieten, mit denen er die Erſcheinungen des Lebens zu umfaſſen und poetiſch zu geſtalten ſuchte. Darnach ſind denn auch die zahlreichen Ausſprüche und Erörterungen zu beurtheilen, die der Philoſophie und namentlich der Phyſik des Anaxagoras entlehnt ſind; die herrlichen Stellen, für ſich betrachtet oft von hinreißender Wirkung und dem Freunde der Weisheit alles Andere erſetzend, die aber doch mehr neben anderen entgegengeſetzten Elemen-

ten hergeben, als daß sie das Ganze zu durchdringen und zu beherrschen vermöchten. Dieses Verhältniß hat der Verf. wohl gefühlt und zum Theil auch geltend gemacht, wo er Gelegenheit nimmt, den Dichter gegen unbegründete Vorwürfe und schiefe Auffassungen zu vertheidigen; namentlich enthalten der zwölfte und dreyzehnte Abschnitt, ersterer: Euripidis fabulis vitae norma Graecorum immutata est, und letzterer: De natura poeseos überschrieben, manche klare Anschauungen und Auseinandersetzungen, die mit zu den schätzbarsten Partieen des ganzen Werkes gehören. Allein sie sind doch auch wieder so verwebt mit paradoxen, ja baroken Sätzen und Vorstellungen, daß die Wahrheit nur eben auftaucht aus den umgebenden Vorurtheilen, die den Beweis liefern, daß des Verf. Interesse an der Philosophie sich nicht weiter erstreckt, als sofern sie in den Dichtungen des E. zum Vorschein kommt und darum auch keinen Falls zu einer richtigen Würdigung derselben in ihrem Verhältnisse zu andern Bestrebungen und Erscheinungen des Lebens ausreicht; daher es denn auch neben den herrlichsten Lobsprüchen nicht an solchen Ausdrücken und Redensarten fehlt, die sich ganz gut in dem Munde der gewöhnlichen Ankläger ausnehmen würden. Was nun insbesondere das Verhältniß des Euripides zu Sokrates betrifft, der nach Hrn. H.'s Vorstellung seine Bächlein aus den Quellen der Euripideischen Poesie hergeleitet haben soll, so mag man Alles was von ihrem Umgange und der Vorliebe des Sokrates für die Dramen des E. erzählt wird, zusammennehmen, und zu der von Hrn. H. angeführten Ueberlieferung, daß E. dem S. die Schrift des Heraklitus mitgetheilt habe, noch die ganz willkührliche Vermuthung hinzufügen, daß auch der Jemand, welcher nach dem Platonischen Phädon dem Sokrates eine Schrift des Anaxagoras vorgelesen haben soll, kein anderer als E. gewesen; was ergiebt sich weiter daraus, als im höchsten Falle, daß Sokrates an den Weisheitssprüchen und Reflexionen in den Tragödien des E. ein ähnliches Wohlgefallen finden mochte, wie an den Vorträgen des Prodikus und anderer Sophisten? Und nach diesem Maaßstabe müssen auch manche Aeußerungen Platons bemessen werden, über deren Meinung der Zusammenhang keinen Zweifel läßt und den Consequenzen, die der Verf. zu Gunsten des Dichters darauf gründet, den Boden entzieht.

Ueber die Philosophie des Euripides sind zu mehreren älteren Schriften und Abhandlungen, unter denen die betreffenden Capitel in Valkenärs Diatribe jedenfalls eine vorzügliche Stelle einnehmen, in neuerer Zeit noch einige Arbeiten hinzugekommen, wie z. B. das Programm von Hasse: Euripidis tragici poetae philosophia quae et qualis fuerit, das wir bedauern, nicht zu Gesicht bekommen zu haben und nur aus einer Anzeige im rheinisch-westphälischen Museum ersehen, daß der Verf. dem E. wirklich den Anspruch eines Philosophen vindicirt. Hr. H. urtheilt von dieser Schrift (Vol. I. p. 5): — „qui (Hasse) etsi poetae et philosophi officium parum distinxit, tamen quae disseruit utilissima sunt et cognitu dignissima." Hr. H. hat dieser Untersuchung außer dem schon erwähnten zwölften Abschnitte (Vol. II. p. 1 — 22) und anderen zerstreuten Bemerkungen hauptsächlich die vier Abschnitte: III. — VI. gewidmet, woran sich VII. De vita Euripidis civili anschließt, wo Hr. H. Gelegenheit nimmt, die Erzählungen von dem niedrigen Stande der Aeltern des Dichters zu berichtigen. Die folgenden vier Abschnitte des ersten Bandes und der größere Theil des zweyten Bandes betrifft vorzugsweise die Vergleichung des Euripides mit Aeschylus und Sophokles oder auch einzelne specielle Fragen, die für die ästhetische Würdigung des Dichters von besonderer Bedeutung sind. Diesem Theile des Werkes werden wir, um die durch zufällige Umstände schon verspätete Anzeige nicht noch weiter hinauszuschieben, einen zweyten Artikel widmen und damit einige andere dahin einschlagende Schriften verbinden, wie z. B. die neu erschienene Sammlung der Fragmente des Euripides von Wagner.

Schließlich erwähnen wir noch, daß Hr. H. sein Werk der Universität Erlangen zu ihrer Säcularfeyer gewidmet hat.

Cron.

Geſchichte der Pfarrey St. Martin zu Bamberg und ſämmtlicher milden Stiftungen der Stadt. Mit 3 Abbildungen und 114 Urkunden. Von Dr. Nikolaus Haas, Pfarrer bey St. Martin und erzbiſchöfl. geiſtl. Rathe, korreſp. Mitglied d. k. Akad. d. W. zu München, Deput. zur II. Kammer der Stände. Bamberg 1845. Verlag von Fr. Züberlin. 8.

Ein Blick auf die neueren und neueſten Leiſtungen im Gebiete der Specialgeſchichten Deutſchlands läßt uns mit großem Vergnügen wahrnehmen, wie eine nicht unbeträchtliche Anzahl von gelehrten und ſachkundigen Männern mit raſtloſem Eifer und guten Theils auch mit den für ſolche Arbeiten erforderlichen Eigenſchaften und Anlagen ausgerüſtet vorzugsweiſe die Bebauung dieſes Feldes ſich zur Aufgabe gemacht hat. Solche Beſtrebungen unſrer Zeit, einzelne Städte, Städtchen, Pfarr- und Kirchdörfer, ja einzelne Anſtalten in denſelben mit der Leuchte der Geſchichte und zwar durch das Aufſuchen und Gewinnen bisher unbekannter oder weniger gekannter Documente aufzuhellen, verdienen die volle Anerkennung aller Vaterlandsfreunde.

Indem wir vorliegende Schrift des der gelehrten Welt ſeit Langem rühmlichſt bekannten Hrn. Verfaſſers, — wir erinnern an ſeine Geſchichte des Slavenlandes, Grabhügel bey Scheßlitz, Elisabethenſpital u. a. m. — zur Anzeige bringen, finden wir uns einigermaſſen in Verlegenheit wegen der Art und Weiſe, wie wir unſern Bericht über ein ſo gehaltvolles, ſeinem dargebotenen Stoffe nach überreiches Werk einzurichten haben; denn wir können den Leſern dieſer Blätter von vorn herein die Verſicherung ertheilen, daß ſeit dem Erſcheinen von Ussermann's Episc. Bamb., 1802, 4. keine Arbeit über Bambergs Geſchichte erſchienen iſt, die ſich in Bezug auf Fülle der Mittheilungen mit der vorliegenden irgend in Vergleich bringen ließe. Wohl haben ſeit mehr denn 10 Jahren verſchiedene hieſige Gelehrte die Geſchichte ihrer Vaterſtadt aufzuhellen ſich bemüht, aber im raſtloſen Aufſuchen von Quellen der mannichfachſten Art, in der ſcharfſinnigen Verwendung derſelben, in den geiſtreichen und überraſchenden Folgerungen, die er aus ihnen zu gewinnen weiß, iſt Hr. H. von Keinem übertroffen. Befremden wird es die Leſer, daß ſo eben von einer Geſchichte von Bamberg geſprochen wurde, da doch der Titel nur die Geſchichte der Pfarrey von St. Martin in Bamberg zu liefern verſpricht. Allein der Umſtand, daß die von Hrn. H. ſogenannte Altſtadt Bamberg zur Martinspfarrey gehörte, erklärt ſofort das oben Geſagte; ja! auf die Geſchichte des ganzen Bamberger Landes wirft dieſe Pfarrgeſchichte ein dem Forſcher erfreuliches Licht. Mit Recht ſagt daher Hr. H., Vorrede S. IV. V: an ſie (die Martinspfarrey) „knüpfet ſich die ganze Geſchichte der alten, der heutigen mittleren Stadt Bamberg. An die Geſchichte dieſer Pfarrey, — ob dem Verfaſſer die Ausführung dieſes Gedankens gelungen iſt, weiß er nicht — knüpfet ſich eine Darſtellung des Lebens des Mittelalters, des Kampfes zwiſchen Inful und Bürgerthum, zwiſchen Gewohnheiten und allgemeinen Geſetzen ꝛc. Zur Durchführung dieſes Gedankens iſt aber unumgänglich nothwendig, nach Möglichkeit auch der Stiftungen Erwähnung zu thun. Nebſt dem, daß die Urkunden über ſie, wenn auch noch viele zu entdecken ſind, und andere vielleicht aus Unverſtand zurückgehalten werden, den Geiſt des Chriſtenthums bewahren, daß der Glaube ohne die Werke todt iſt, daß er durch die Liebe wirket, — ſind ſie die reichſte, zuverläſſigſte, anziehendſte Quelle deutſcher Specialgeſchichte. Wo anders als hier findet man insbeſondere das Andenken an verfallene Burgen, an ausgeſtorbene Geſchlechter, an dahin gegangene Menſchenfreunde und Wohlthäter der Nachkommen, an verdiente Städtevorſtände, verdiente landesfürſtliche Diener ꝛc. ſo lichtvoll erhalten? Wir zweifeln nicht, daß durch dergleichen Zuſammenſtellungen, vorzüglich die älteſte Kirchengeſchichte des Frankenlandes, auch des fleißigen Mannes Aemilian Ussermans geſchichtliche Darſtellung des Bisthums Bamberg in Manchem bereichert und ergänzt werden wird." —

Wer alſo im Vorliegenden eine bloße Pfarrgeſchichte erwartet, wird ſich, freylich auf's angenehmſte, in ſeiner Erwartung getäuſcht finden. Die Frage: „was kann denn doch die Geſchichte einer Stadtpfarrey ſonderlich Intereſſantes bieten?" iſt mithin durch obige Andeutungen des Hrn. Verf. genügend erledigt; denn in den unſcheinenden und wenig ſagenden Titel hüllt ſich, wie geſagt, nahezu die ganze Geſchichte der Stadt Bamberg und auch jene des nach der Hauptſtadt genannten Landes erhält willkommene Aufklärung.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. July.

Nro. 147. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

The history of Oregon and California, and the other territories on the northwest coast of North-America, accompanied by a geographical view and map of those countries, and a number of documents as proofs and illustrations of the history. By Robert Greenhow, Translator and librarian to the Department of State to the United States. London 1844.

Die ausgedehnten wenigbevölkerten spanischen Besitzungen in Amerika, welche kaum durch die Marine der ganzen Welt hätten überwacht werden können, wurden seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts von einer großen Menge Schmuggler und Freybeuter besucht, welche hier allen erdenklichen Unfug verübten. Die vorzüglichsten Seehelden zur Zeit der Königin Elisabeth, und namentlich der erste Erdumsegler, welcher so glücklich war in die Heimath zurückzukehren, Sir Francis Drake, haben sich in dieser Schule des Raubens und Mordens gebildet, die von ihnen freylich in einem viel mildern Lichte betrachtet wurde. Der Kundige weiß, auf welchem lockern wankenden Boden die völkerrechtlichen Begriffe, in Betreff des rechtmäßigen Besitzes der fernen Eroberungen und Colonien damals standen und zum Theil heutigen Tages noch stehen. Sie hingen innig mit den verschiedenen religiösen Bekenntnissen der Staaten und Völker zusammen und mußten also, da ihr Ausgangspunkt ein ganz verschiedener war, auch zu einem entgegengesetzten Resultate führen. Während man in Portugal und Spanien in einer papstlichen Schenkung einen hinlänglichen Rechtstitel sah, wenn die Macht dieser Staaten ausgereicht hätte, ganze Erdtheile in Besitz zu nehmen, erklarte die Königin Elisabeth dem spanischen Gesandten (Cambd. 1580), daß eine solche Schenkung sie nicht binde, ihren Unterthanen den Verkehr mit Ländern zu verbieten, wo die Spanier bloß hie und da gelandet oder auch einigen Flüssen und Plätzen neue Namen beygelegt haben. Schnell nach einander werden uns nun, von der Zeit an, durch englische Abentheurer und Entdeckungsreisen viele Länder der neuen Welt, namentlich des Nordens, aufgeschlossen. Hudson gab der schon früher von Martin Frobisher (1567) entdeckten Straße und Bucht seinen Namen, und bereits nach dem Verlaufe von sechzig Jahren bewilligte Karl II. (1696) einer Gesellschaft von Unternehmern, welche erklärte aus England nach der Hudsonsbucht Handel zu treiben, einen Freybrief, daß sie das ausschließende Recht haben sollte, hier und in der Umgegend Handel mit Pelzwaaren, Mineralien und andern Kaufgütern zu treiben: denn ihre Mitglieder, heißt es in dieser Urkunde, unternähmen Reisen auf eigene Kosten, um durch die nordwestlichen Gegenden Amerikas einen neuen Weg nach der Südsee zu entdecken, woraus in Zukunft dem Staate großer Vortheil erwachsen könnte. Noch war aber kein Jahrhundert verflossen, so erscheint ein neues Volk von einer ganz andern Seite, von Asien her, als Nebenbuhler der Engländer auch in diesen, wie in so vielen andern Gegenden der Erde.

Es segelten nämlich die Russen von Kamtschatka und den Aleuten nach dem festen Lande des

nördlichen Amerikas und wurden hier gar bald, wie gesagt, die Nachbarn der Britten, und zwar sehr unbequeme Nachbarsleute. Die Mannschaft eines zu der Expedition des Bering gehörigen Schiffes hatte von der Insel, welche später nach dem Namen des berühmten Seefahrers genannt wurde, eine große Anzahl Pelze von schwarzen Füchsen und Seeottern nach Kamtschatka gebracht. Sie legte auf diese mit leichter Mühe erhaltene Waare keinen großen Werth und erstaunte nun über die bedeutenden Preise, welche in Kamtschatka bezahlt wurden. Die Matrosen kehrten alsbald (1760) auf schwächlichen Fahrzeugen nach den Inseln zurück, um neue Pelze zu holen und neuen Gewinn zu ernten. Ihnen folgten andere Abentheurer, welche bestimmte Marktplätze anordneten, wohin die Eingebornen die Häute und Pelze brachten, und sie gegen Kleinigkeiten vertauschten. Von Kamtschatka aus gingen die Raubwaaren nach Sibirien, wo sie großentheils in Kiachta an die Chinesen guten Absatz fanden. Ein Pelz galt gewöhnlich in Kiachta dreimal mehr als in Schoßk; überdieß fand man dort noch kostbare Gegenstände zum Eintausch: Thee, Tabak, Seide, Baumwolle und andere brauchbare Waaren. Nur ein kleiner Theil kam nach Moskau und Petersburg, von wo aus er weiter nach dem Westen verführt wurde. Selbst die Pelze der Hudsonsbucht-Gesellschaft nahmen diesen Weg; auch sie wurden nach Rußland gesandt, und gelangten erst auf diesem Umwege über Kiachta nach Peking und allen Ländern des chinesischen Reiches.

Die russische Regierung hatte viele Jahre lang keine genaue Kunde von den Entdeckungen und dem gewinnreichen Handel ihrer Unterthanen in diesen nördlichen Gegenden der Erde. Erst vor wenigen Jahrzehnten ward ihre Aufmerksamkeit auch nach diesen entfernten Besitzungen und ihrem Verkehr gerichtet. Es entstand (1798) die vereinigte russisch-amerikanische Compagnie; im Sitka-Meerbusen ward ein kleines Fort gleichen Namens gegründet (1799), später Neu-Archangelsk*) genannt, um von hier aus frische Strassen des Handels und der staatlichen Uebermacht zu eröffnen. Auch ein Verkehr zur See mit China wurde beabsichtigt, welcher aber an der alten Satzung des Mittelreiches, wonach keinem Volke der Erde an zwey verschiedenen Gränzorten des Landes Handel zu treiben gestattet wird, scheiterte. Die Fahrt des Grafen Moriz Benjowsky an der Spitze flüchtiger gefangener Polen (1770), welche von Kamtschatka nach Kanton mit einer Fracht Pelze segelten, ist ein zufälliges Ereigniß, das ohne Vorwissen der russischen Regierung stattgefunden hatte. Nicht so die Unternehmung der Erdumsegler Krusenstern und Lysanskoy.

Unter dem Vorwande einer wissenschaftlichen Entdeckungsreise wurde, im Beginne unseres Jahrhunderts, eine Expedition nach dem südlichen Asien ausgerüstet, welche weitaussehende politische und commercielle Plane verfolgte. Krusenstern und Lysanskoy sollten eine Gesandtschaft nach Japan bringen und einen russischen Seehandel in den südlichen Häfen des chinesischen Reiches eröffnen. Die beyden Officiere reichten in herkömmlicher Weise (1806) eine Bittschrift bey dem Zollamte in Kanton ein und baten, daß ihnen hier, gleichwie den Engländern und Amerikanern, der Kauf und Verkauf gestattet werde. Das Zollamt hatte vorläufig, auf eigene Verantwortung, dem Gesuche Folge gegeben, berichtete aber deßhalb an den Hof nach Peking. Die Schiffe waren bereits abgesegelt, als ein scharf mißbilligendes kaiserliches Edict eintraf, folgenden wesentlichen Inhalts: „Wir haben aus eurem Bericht ersehen, daß zwey russische Schiffe in Kuangtong, mit Geld und Pelzwaaren versehen, eingelaufen sind, und gebeten haben einen Handel zu eröffnen, was ihnen auch alsbald gestattet wurde. Dieß ist ein sehr nachlässiges voreiliges Verfahren; der Zolldirector und der Statthalter von Kuangtong und Kuangsi hätten wissen sollen, daß der Verkehr mit Fremden bestimmten Anweisungen unterliegt, die niemals überschritten werden dürfen. Es ist wahr, alle auswärtigen Völker haben die Erlaubniß nach Macao und Kuangtong zu kommen, um hier ihren Handel zu treiben. Die Russen sind aber niemals nach dieser Kreishauptstadt gekommen, — dieß ist ein neues unerhörtes Ereigniß, welches sorgfältige Beachtung er-

*) Wrangell, in den Beiträgen zur Kenntniß des russischen Reiches von Bär und Helmersen (St. Petersburg 1839). I. 9. Neu-Archangelsk liegt 57° 2′ 50″ n. Br. und 224° 42′ östl. L. v. Greenwich.

heischt. Wie haben diese Russen, welche früher bloß nach Kiachta gingen, um dort ihre Waaren zu vertauschen, alle die unbekannten Meere durchschiffen und mitten durch die zahlreichen gefährlichen Klippen und Sandbänke der Südküsten unseres Reiches nach Kuangtong segeln können? Man forsche nach, ob diese Russen, auf dem Wege von ihrem Lande nach China, nicht durch andere Königreiche kommen und wie diese Reiche heißen; man suche in Erfahrung zu bringen, ob sie nicht von einigen Staaten die nöthigen Anweisungen, in Betreff des Weges nach den Gestadelandschaften unseres Reiches erhalten haben; man bestrebe sich herauszubringen, ob diese russischen Kaufleute auf ihre eigene Rechnung die Geschäfte betrieben oder ob sie auf Befehl ihres Königs hieher gekommen sind. In jedem Falle aber soll von jetzt an den Schiffen keiner Nation gestattet werden in Kuangtong Handel zu treiben, deren Name sich noch nicht in den Listen des Zollamtes vorfindet. Kommen künftig solche Schiffe dahin, so mögen sie hier verbleiben, bis unsere Willensmeinung eingeholt wurde."

Man hat seit dieser Zeit von Petersburg aus keinen Versuch gemacht, einen Seehandel mit China zu eröffnen; der angeführte Erlaß mag wohl die russische Regierung von solch einer gefahrlichen Unternehmung abgehalten haben. Es war zu befürchten, daß die verdachtsüchtige chinesische Regierung selbst den Verkehr zu Kiachta oder Maimatschin untersagen oder ihn wenigstens neuen Beschränkungen unterwerfen würde. Auch hatte der Czar, wie man mit Bestimmtheit weiß, früher ausdrücklich befohlen, Alles zu vermeiden, wodurch der Hof zu Peking aufgereizt werden könnte. Die Verhältnisse haben sich aber in den letzten Jahren bedeutend geändert. Der Glanz der chinesischen Majestet schwindet immer mehr, und der Gebieter Rußlands, ohne sich um die Satzungen seines alten Nachbars zu kümmern, gestattet jetzt durch einen eigenen Ukas seiner amerikanischen Compagnie nach allen neueröffneten Häfen des Mittelreiches, nach Kuangtong, Hiamen (Amoy), Futschéu, Ningpo und Schanghai Handelsexpeditionen auszurüsten, um die Verluste, welche durch den Frieden zu Nanking den russischen Handel in Mittelasien getroffen haben, vermittelst dieser Verbindungen im Osten und Süden des Erdtheiles zu ersetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Pfarrey St. Martin zu Bamberg und sämmtlicher milden Stiftungen der Stadt.

(Fortsetzung.)

In seiner Stellung als Inspector des hiesigen Schullehrerseminars durchsuchte der eifrige Hr. Verf. die damals in heilloser Unordnung befindlichen städtischen Urkunden und verschaffte sich den Zugang zu den Documenten der Stiftungen und zum Bamberger Filialarchiv; ebenso thätig forschte er als Pfarrer zu Scheßlitz und bey St. Martin nach Urkunden-Materiale, als Landtagsabgeordneter aber benutzte er die Schätze des Reichsarchivs und der Staatsbibliothek: daher nun rührt die Staunen erregende Masse von Diplomen nicht nur in dem beygegebenen, aus 111 Urkunden vom J. 889 — 1767 bestehenden Codex diplomaticus (der so manche dem Forscher bereits bekannte Urkunde, jedoch mit verbessertem Texte, aber auch sehr viele bisher ungedruckte und ungekannte Urkunden vorführt); sondern auch der Text des Werkes selbst enthält eine bedeutende Anzahl von Diplomen theils auszugsweise, theils wortgetreu in demselben aufgenommen, so daß, mit geringen Ausnahmen, jede Anstalt, jede Oertlichkeit durch diese und die beygefügten Urkunden stattlich documentirt dem Leser sich darstellt. Wir wiederholen daher mit allem Fuge unsere frühere Behauptung: daß wir seit Ussermann solch' urkundlichen Reichthum für die Bambergische Geschichte nicht mehr erhalten haben!

Das ganze Werk umfaßt mit Einschluß des Codex diplomaticus und der Inhaltsanzeige 822 S. und zerfällt in 2 große Abtheilungen, von denen die erste in 5 Hauptstücken die Geschichte der Pfarrey behandelt: 1) die Pfarren in ihrer ursprünglichen Gestaltung, 2) deren geregelten Fortbestand, 3) Eingehörungen der Pfarren: a) Kapellen, b) geistliche Nebenpfründen, c) geistliche Körperschaften im Bezirk von St. Martin von der Gründung des Stifts St. Gangolph, von der Existenz der Templer bis auf die Einführung der Jesuiten, Kapuziner und der englischen Fräulein herab, d) fromme Körperschaften der Laien, e) das Clerikal-Seminar. 4) Aeußere und zufälligere Ereignisse. Die zweyte Abthei-

lung gibt die Geschichte der Stiftungen in drey Hauptstücken; voran die größeren: erstes Hauptstück A) das Katharinenspital mit seinen Anfängen und seinen Erwerbungen: a) in der Stadt, an Häusern und Hofstätten, an Aeckern, Wiesen und Triebrechten, an Zinsen und Ewiggeldern, b) außerhalb der Stadt, die Stiftungen zu Spenden oder sonstigen Zwecken. Beschreibung der Baulichkeiten des Katharinenspitals, des Haushaltes in demselben und Verlegung auf den Michelsberg. B) Elisabethenspital im Sand, Entstehung, Begüterung, die Kapelle, Notizen aus dem Haushalt dieses Spitals und dessen Vereinigung mit dem Katharinenspital 1738.

Zweytes Hauptstück: die kleineren Stiftungen, wie der Frauensiechhof, die Pestinanstalt (Leprosen-, Franzosenhaus, letzteres urkundlich schon 1497, 11. December mit seinen Pflegern vorkommend), das Martha-Seelhaus, Pilgrimhaus, St. Antonien-Siechhof auf dem Kaulberg, das vom h. Otto gegründete Aegydienspital, die 5 Schwesterhäuser, das Seel- oder Waisenhaus ꝛc., die Gottfrid v. Aschhausische und Freyberg-Scholter'sche Stiftung ꝛc. bis herab auf das vom unsterblichen Franz Ludwig gegründete allgemeine Krankenhaus und das v. Aufseß'sche Studenten-Seminar.

Das dritte Hauptstück enthält die neueste Zeit: die Errichtung des Jesuitencollegium und den Bau der schönen Jesuitenkirche, in welche die Pfarrey St. Martin am 25. September 1803 herüberversetzt worden ist, denn die alte, quer über den heutigen Marplatz gelegene Pfarrkirche wurde abgebrochen. Aus der Taufmatrikel seit 1582 theilt Hr. H. die Listen der Gebornen bis 1842 mit; von den Verstorbenen fängt die geregelte Aufzeichnung erst mit 1681 an und geht bis 1841, die Einschreibungen der Getrauten beginnen noch vor dem Schwedenkrieg mit 1613 und endigen mit dem 30. November 1840. An diese Mittheilungen schließt sich die Reihenfolge der Pfarrer und Pfarrverweser bey St. Martin (der erste Ditricus plebanus Sancti Martini 1276, 27. März) mit sehr anziehenden biographischen und andern Notizen an. Aufgezählt sind alsdann die Kapläne, Fruhmesser und sonstige Nebenpriester, endlich die Gotteshauspfleger von 1352 — 1843, die Schullehrer, Organisten, Chorrectoren, Thürmer, Paskalen bis auf die Neuzeit. Den Schluß machen die oben schon erwähnten 114 Urkunden sammt der Inhaltsanzeige. —

Uebersehen wir nochmals den eben in der Kürze dargelegten Inhalt, so dringt sich uns vordersamst über die Anordnung des Stoffes eine Bemerkung auf: die ältesten Zustände Bambergs und der Umgegend werden im ersten Hauptstück von §. 1 — 5. incl. geschildert; §. 6. sind einzelne Nachklänge des Gesagten in der spätern Zeit vorgetragen. Im vierten Hauptstück jedoch ist wieder von der ältesten Bevölkerung (von den Slawen) die Rede; eben so sind Albrecht Pfisters Verdienste zweymal aufgeführt u. a. m. Dieser Einrede können wir einfach damit begegnen, daß Wiederholungen in einem solchen Werke unvermeidlich, daß sie immer durch den Gegenstand selbst bedingt wurden, und daß endlich derjenige, welcher mit dem Stoffe am meisten vertraut ist, am besten wissen müsse, wie er ihn zum Behufe seiner Darstellung zu bearbeiten habe. Gewiß hat Hr. H. seine triftigen Gründe, mit dem überreichen Stoffe so zu verfahren, wie er es im vorliegenden Werke gethan!

Untrr den fünf Hauptstücken der ersten Abtheilung haben uns vornämlich das vierte und fünfte Hauptstück angesprochen. Fehlt es auch bey den übrigen Hauptstücken dieser ersten und auch der zweyten Abtheilung nicht an interessanten Darstellungen, die uns einen tiefen Blick in das innere Leben unsrer Stadt, deren Verfassung und jener der geistlichen und weltlichen Corporationen ꝛc. thun lassen; so ist doch unserm Ermessen nach in den vorerwähnten Hauptstücken IV. u. V. der eigentliche Glanzpunkt der innern Stadtgeschichte, und, die Geschichte des Katharinenspitals in der zweyten Abtheilung mit hinzugenommen, auch der der Darstellung des Hrn. Verf. zu suchen.

Was die älteste Bevölkerung der Stadt Bamberg und in derselben die angeblich älteste Kirche St. Martin angeht, so wagen wir gegen das vom Hrn. H. Gesagte einige Zweifel vorzutragen. Als die älteste, in den von Erpesfurt über Halazstat auf Foracheim etc., Reganesburg ziehenden Handelszug eingreifende Bevölkerung der Stadt und Umgegend nimmt Hr. H. die slawische an. Das mag wohl für die Umgegend gelten, denn urkundlich war hier die regio Slavorum und hier wohnten theilweise die Mein- und Radanz-Winiden der karolingischen Diplome; allein am Sitze des Markgrafen, der die Winiden im Osten zu beobachten und zu bekämpfen, und die längst unterworfenen in seiner Nähe im Gehorsam zu erhalten hatte, war gewiß der Kern der Bevölkerung eine fränkische, überhaupt eine deutsche, wie dieß schon durch das Wesen und die Bestimmung jeder solchen Befestigung geboten war.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. July.

Nro. 148. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

The history of Oregon and California, and the other territories on the north-west coast of North-America.

(Fortsetzung.)

Nicht bloß die Russen, sondern auch die Engländer entdeckten durch einen Zufall die unmittelbare Strasse des gewinnreichen Pelzhandels mit dem östlichen Asien. Cook hatte, nicht ohne eigene Schuld, auf Hawaii seinen Tod gefunden und die brittischen Schiffe segelten (1779) zurück nach dem Peter- und Paulshafen und von hier nach Kanton. Die Matrosen erhielten für die Pelze, welche sie im Norden um eine Kleinigkeit eingetauscht hatten, auf diesem großen chinesischen Markt solche bedeutende Summen, daß sie gleichsam von einer Wuth ergriffen wurden, nach den nördlichen Küsten, wo sie solche Mühsal erduldet hatten, zurückzukehren, um dort neue Rauhwaaren zu holen und damit ihr Glück zu machen. Es kostete viele Mühe sie zu bewegen, auf geradem Wege nach England zurückzufahren, wo sie allenthalben von ihrem Glücke erzählten und von den Gewinnsten, welche man in Kanton vermittelst Pelzwaaren machen könne (Greenhow 158). Unternehmende Handelsleute und Schiffscapitäne suchten alsbald diese neue Entdeckung zu ihrem Vortheile auszubeuten. Mehrere Kauffahrer segelten unmittelbar von Macao, wo beständige Agenten zurückgelassen wurden, nach den nördlichen Küsten Asiens und Amerika's, namentlich nach Nutka oder König Georgs-Sund, tauschten dort für alte Kleider die kostbarsten Pelze ein und erwarben auf diese Weise in kurzer Zeit sehr große Reichthümer. Neben den Pelzen ward jetzt bereits, aus den Gegenden nördlich von Nutka, die kostbare Wurzel Schinseng nach China verführt, welche hier nicht minder vortrefflich gedeiht als auf der östlichen Seite der neuen Welt. Dieser unmittelbare Handel von Amerika nach China begann, so viel wir wissen, im Jahre 1785 und bewirkte alsbald eine vollkommene Veränderung in dem Preise dieser Handelsartikel. Die Rauhwaaren der Hudsonsbucht Gesellschaft gingen jetzt nicht mehr über Rußland nach Peking, sondern wurden von Nordamerika unmittelbar nach Kanton versendet (John Mears, Voyages. London 1791. II. 287. 314. Greenhow 165). Pelze waren ehemals, und sind zum Theile noch, die vorzüglichste und gesuchteste Kleidung der Bewohner in den nördlichen Kreisen des chinesischen Reiches. Man verlangt hier die seltensten und feinsten Gattungen und zahlte noch vor einigen Jahrzehnten einen Anzug mit 500 — 1000 Dollars (Mears a. a. O. 315). Die Preise dieser Waare sind später freylich, seitdem der Markt überführt wurde und andere wohlfeilere Kleidungsstoffe an deren Stelle traten, bedeutend gesunken; doch wurden immer noch an diesem Artikel verhältnißmaßig viel größere Gewinnste gemacht, als an allen andern Stoffen auf dem Markte zu Kanton. Nicht lange dauerte es jedoch, so wurden die Engländer, wie man gleich zeigen wird, in diesem gewinnreichen Handelszweig von ihren Landsleuten, die sich in Amerika zu einem selbstständigen Staate erhoben hatten, überflügelt. Ja, es erhob sich selbst ein neuer Mitwerber im Zwischenhandel mit Amerika und dem östlichen Asien, in der Person eines halbbarbarischen Herrschers der Hawaii-Inseln.

Kaum scheint ein anderes Land auf Erden hiezu so trefflich gelegen, als diese herrliche Inselgruppe. Sie ist beynahe gleichweit entfernt von Mittelamerika, Merico, Californien und der Nordwestküste der neuen Welt auf der einen, dann von den russischen Besitzungen, von Japan, China und den Philippinischen Inseln auf der andern Seite. Kame oder Tamehameha I.*), welcher sich in der Weise des Merowingers Chlodowig vom Fürsten einer einzigen Insel zur Herrschaft über die ganze Gruppe erhob, hatte Einsicht genug, diese vermittelnde Lage seines Vaterlandes zu benutzen und einen Handel mit China zu beginnen. Kamehameha, d. h. der einzige Eine — ein Titel, welchen seine Nachfolger ebenfalls annahmen — wollte auf dem Grunde der angestammten Religion und Sitte die europäische Civilisation in seinem Fürstenthume anpflanzen; er ließ Fahrzeuge bauen und sandte (1816) unter Führung von brittischen Seeleuten und eines einheimischen Factors eine Ladung Sandelholz und anderer Waaren nach Kanton. Die Engländer erstaunten; sie sahen die neue rivalisirende hawaiische Flage nicht gerne in den chinesischen Gewässern, und absichtlich mochte man es so gewendet haben, daß das Unternehmen nicht bloß keinen Gewinn abwarf, sondern dem Häuptling noch dreytausend Dollars Kosten verursachte (Jarves, History of the Sandwich Islands 187)*). Unter den Nachfolgern des für einen Halbbarbaren sehr einsichtsvollen Mannes — Kamehameha starb 1819 — entstanden aber mancherley religiöse und politische Wirren auf Hawaii, so daß man keine Zeit hatte, an ähnliche Plane zu denken. Der alte Naturcultus ward gestürzt und das Christenthum in der Weise der Methodisten, nicht ohne Blutvergießen, zur Landesreligion erhoben. Die Missionare errangen mittelbar die Herrschaft auf diesen lieblichen fruchtbaren Inseln; sie waren jetzt mehr darauf bedacht, Kirchen zu bauen und Schulen anzulegen, dann die jesuitischen und andere römisch-katholische Sendboten entfernt zu halten, als neue Handelsverbindungen anzuknüpfen oder auch nur die früher begonnenen zu erhalten. Die Hawaii sind aber, wie gesagt, vermöge ihrer Lage dazu bestimmt, in Zukunft bey den neuen großartigen Veränderungen, welche jetzt in diesen Gegenden der Erde vorbereitet werden, eine bedeutende Rolle zu spielen. Ihre Wichtigkeit ward sogar auch schon von dem großen Colonialvolke Asiens, den Chinesen, erkannt. Diese haben hier seit mehreren Jahren eine Niederlassung gegründet, welche sich, wie gewöhnlich, durch Fleiß und Rührigkeit auszeichnet. Ohne Zweifel werden die Sandwichsinseln, sobald ein Seekrieg sich entspinnt, von dieser oder jener Weltmacht, höchst wahrscheinlich von England, besetzt und behauptet werden. Dann erst können sie ihrer Bestimmung entgegengehen und zu einem Mittelpunkte des Handels und der Schiffahrt im stillen Ocean erhoben werden (Greenhow 179)*).

*) In den verschiedenen Dialekten Hawai's werden k, t und l gewöhnlich verwechselt; daher die Fremden bald Kabu bald Tabu, bald Kameh bald Tamehameha schreiben.

*) Greenhow sagt (269) ausdrücklich, daß die Engländer, denen sich der Häuptling anvertraute, ihn betrogen.

Ein Erzeugniß des Mittelreiches, erst im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts in Masse nach dem Westen der Erde verführt, war bekanntlich die zufällige Veranlassung — der Grund lag viel tiefer — von dem Ausbruche ernstlicher Zwistigkeiten und des nachfolgenden Krieges zwischen Großbrittanien und seinen amerikanischen Colonien. Der Verbrauch des Thees hatte hier, wie in allen Ländern des sächsischen Stammes, in den letzten Jahrzehnten bedeutend zugenommen; man suchte sich, gleich nach der Anerkennung des nordamerikanischen Staatenbundes von Seiten des Mutterlandes, auch in dieser Beziehung wie des Handels überhaupt zur Unabhängigkeit zu erheben. Einige Kaufleute zu Boston bildeten (1787) eine Gesellschaft, zu dem Entzwecke,

*) Die Bevölkerung der Hawaii-Gruppe, in einem Umfange von 6500 engl. Quadratmeilen, belief sich Ende des Jahres 1842 auf 100.000 Seelen, wovon tausend Fremde und ungefähr tausend Mischlinge waren. So nach Zählungen und Berechnungen bey Jarves. Die Hauptstadt ist Honolulu auf der Insel Oahu, wo seit mehreren Jahren von den Missionaren eine Zeitung herausgegeben wird, die den Titel führt: Hawaiischer Zuschauer.

den Pelzwaarenhandel am Nutka-Sund, wovon sie schon früher unter englischer Flagge Antheil genommen hatten, mit dem chinesischen Handel zu verbinden, und dieß glückte in hohem Grade (Greenhow 179). Die Schiffe stachen mit einigen Kleinigkeiten von geringem Werthe, mit Hemden, Messern und kupfernen Gefäßen in die See, lasen einige Robbenfelle in dem südlichen stillen Ocean auf, suchten auf den Gallipogas Schildkröten und erhielten zu Valparaiso einige Dollars für europäische Waaren. In Nutka und den umliegenden Gegenden tauschten sie während des Sommers Pelze ein, welche im Winter nach den Sandwichsinseln zum Trocknen gebracht wurden. Um endlich, nach einem Verweilen von zwey bis drey Jahren die Ladung voll zu machen, nahmen sie aus den Wäldern der Inseln Oahu und Hawaii Sandelholz und fuhren damit unmittelbar nach China, wo sie für ihre Waaren und ihr Geld Thee, Seidenzeuge, Nanking und Porcellan eintauschten, Waaren, die sie in der Heimath mit großem Gewinnste losschlugen. Einzelne Kauffahrer haben, mit wenigen hundert Thalern ausgerüstet, in kurzer Zeit große Reichthümer erworben. Denn die Nordamerikaner zeigten sich gleich Anfangs, in Betriebsamkeit und Seekunde, würdig ihrer Väter und hatten selbst Manches vor den Engländern voraus, welche durch die Besonderrechte der Südsee-Gesellschaft und der ostindischen Compagnie in ihren Unternehmungen vielfache Hemmnisse zu bekämpfen hatten.

Schon einige Jahre früher hatte bereits der unmittelbare Handel zwischen dem neuen Staate und China begonnen. Das erste Schiff, die Kaiserin genannt, welches im Februar 1784 von New York absegelte, gelangte im August nach China. Die Amerikaner machten wegen der schlechten Qualität ihrer Waaren keine guten Geschäfte und auch in den nächstfolgenden Jahren blieb der Handel unbedeutend *). Bald stieg aber die Ausfuhr des Thees unter amerikanischer Flagge sehr bedeutend, und zwar in demselben Grade, als die Einfuhr der Pelzereyen in Kanton von Seiten der Amerikaner. Den Britten standen, wie gesagt, die Vorrechte der ostindischen Gesellschaft entgegen, welcher der englisch-chinesische Handel ausschließend überlassen war; sie waren deßhalb nicht im Stande mit den Amerikanern zu wetteifern, und die Russen wurden in den Höfen des chinesischen Reiches nicht zugelassen. Der unmittelbare Handel zwischen den Nordwestküsten der neuen Welt und China blieb also geraume Zeit beynahe ausschließend in den Händen der Amerikaner (Greenhow 266).

(Fortsetzung folgt.)

*) Samuel Shaw, der Supercargo der Kaiserin, war der erste Consul der Vereinigten Staaten zu Kanton. Es befinden sich von ihm mehrere Denkschriften über den chinesischen Handel in den Archiven zu Washington. Greenhow 179.

Geschichte der Pfarren St. Martin zu Bamberg und sämmtlicher milden Stiftungen der Stadt.

(Fortsetzung.)

Seine Krieger, seine Diener, dann diejenigen, denen er die Ansiedlung an seinem Amtssitze oder in dessen nächster Nahe gestattete, waren sämmtlich deutschen Stammes; sobald in den Urkunden Namen, seyen es Orts- oder Eigennamen, vorkommen, sind es rein deutsche, wie Nendilin's Urala, Ezzelenchirichen (Dronke traditt. Fuld. p. 22 No. 131. als Ausnahme Schcheslize, aber daneben Kunigeshoven, ebendas. p. 18. No. 37.), und selbst der Name unsrer Stadt wird aus der deutschen, schwerlich aus der slawischen Sprache zu schöpfen seyn. Doch bringt Hr. H. S. 4 und 5 in der Note für unsere Behauptung Beweise bey. Mit der allmähligen Entstehung der heutigen Stadt Bamberg mag es aber unsrer Ansicht nach folgende Bewandtniß gehabt haben.

a) Das castrum Babenbergk der Jahre 902, 906, 966, 973 lag auf dem heutigen Domberge. Von der noch im 18. Jahrhunderte sogenannten „hohen Warte" und von den übrigen Thürmen der markgräflichen Feste aus überschaute man das vorliegende Land gegen Osten und die westlichen Hänge der montana contra Boemiam (Dronke, p. 18 No. 37). Von da überschaute, aber beherrschte man auch den Fluß mit seinen Wörthen, welche die Regnitz, vom Orte Bug (Buch 1457, 28. Januar) nördlich fließend und in zwey Hauptarme getheilt bildete (Mühlenwörth, Zinkenwörth, Geierswörth, Abtswörth, auch der heutige Mittelpunkt unsrer Stadt war

selbst ein solcher Wörth). So weit die Geschichte zurückgeht, war der Hauptlauf des Flusses mit diesen beyden Armen immer so *). Wo desselben in andrer Richtung gedacht wird, sind es meistens Herzuleitungen aus dem Hauptstrome zum Behuf der Reinigung der Stadt oder der Füllung der Stadtgräben, jedenfalls sind es gegen die zwey Hauptarme gehaltene unbedeutende Bäche. Der westliche an den Bergen der Stephanitersflur vorbeyströmende Arm bildete die Gränze zwischen dem Volkfeld, dessen vorzüglichster Ort Babenberg, und dem Radenzgau, so daß die gleich zu erwähnende mittlere Stadt und die Teuerstadt im letztern Gaue sich befanden. Denn laut Urkunde von 973 lag die civitas papinberc (auch Nendilin vraha) in comitatu heraltoldi comitis volcveld. Lag nun die Martinskirche und das, wie Hr. H. S. 18 sagt, seit 973 einzige Bamberg im Radenzgau, so kann es nicht wohl das Papinberc der eben angeführten Urkunde seyn, weil dies ausdrücklich im volcveld gelegen war. „Alles, was gegenseits der Regnitz war," sagt Hr. H. a. a. O., „wurde zwey, drey und mehr Jahrhunderte später erst gegründet." Somit wäre Adalberts Babenberg, gegen St. Martin und die mittlere Stadt gehalten, eine Neapolis gewesen, zwischen den beyden Rednitzarmen dagegen die wahre Altstadt gelegen. Daraus wird klar, weßhalb Hr. H. den Dom, die obere Pfarre rc. nicht zur Stadt zählt. Allein dieß scheint uns gegen den klaren Laut der Urkunde.

b) Am östlichen Hang des Domberges und Kaulberges gegen den Strom zu, aber auch gegen Süden hin, zog sich die Altstadt Babenberg. Heißt es in der Urkunde von 1157: „molendinum in capite pontis versus civitatem (Bbg.)." welche Mühle die vor einigen Jahren abgebrochene sogenannte Fischmühle, bekanntlich am rechten Ufer des linken Rednitzarmes, gewesen ist, so geht aus dieser Stelle hervor, 1) daß die Mühle außerhalb der Stadt lag, 2) daß die Stadt, gegen welche zu sie gelegen war, ihr westlich und nicht östlich zu suchen seyn wird. Mithin schloß sich im J. 1157 die Stadt Bamberg (die wir mit größerem Rechte die Altstadt heißen dürfen, als Hr. H. den Stadtbezirk vom schwarzen Rad bis gegen die alte Martinskirche hin) an die östlichen Hänge des Dom- und Kaulberges und erstreckte sich von da bis an das linke Ufer des linken Rednitzarmes. An diesem linken Ufer finden wir 1182, 11. August sub civitate babenbergensi quattuor molendina, welcher Ausdruck anzeigt, daß die Stadt Bamberg höher, d. i. an den genannten Hägen gelegen gewesen sey, als die unmittelbar am Wasser befindlichen 4 Mühlen; daß sie aber noch zur Stadt gehörten, ist außer Zweifel, das Gegentheil würde die Urkunde gesagt haben. Die Hauptkirche für die noch im Volkfeld gelegene Stadt (die Domkirche war einer andern Bestimmung gewidmet) war die Marienkirche auf dem Kaulberge (obere Pfarrkirche), schon 1150 urkundlich genannt. Hr. H. hat das Diplom aus dem Reichsarchiv zuerst mitgetheilt, so wie jenes vom Jahre 1183, in welchem bereits Arnoldus sancte Marie plebanus erscheint und damit Schellenberger's Angabe des ersten Vorkommens der Oberpfarre auf dankenswerthe Weise berichtigt. Der St. Martinskirche dagegen geschieht erst 115 Jahre später Erwähnung und zwar das Hospitale Sancti Martini extra muros Babenbergenses. 6 — 7 Jahre später, 1271, 5. Nov. kommt eine cuia parochialis S. Martini, und erst 1276, 27. März unter Zeugen der erste plebanus von St. Martin vor.

c) Die mittlere Stadt, anfänglich am rechten Ufer des linken Rednitzarmes, ist als eine Erweiterung der Altstadt (s. lit. b) zu betrachten; das geht schon aus dem Umstande hervor, daß die obere Pfarre hier an diesen Uferbezirken in der sogenannten obern und untern Schifferey ihre Seelsorgerrechte ausübte. Auch blieb bey der Zunahme der eigentlichen Bürger in der Altstadt, welche deren Ausbreitung nöthig machte, kaum eine andere Oertlichkeit hiefür übrig, als das rechte Ufer der Rednitz, überhaupt der Raum zwischen dem linken und rechten Rednitzarm; — denn die Bewohner der Immunitäten, St. Gangolph ausgenommen, dehnten sich der Stephansberg südlich, der Kaulberg südwestlich, der Jakobsberg und Michelsberg westlich, und letzterer gegen Norden und Nordosten, also zumeist auf den Höhen aus, die sie cultivirten. Der hier auf dem rechten Ufer des linken Rednitzarmes sich bildende Theil der Stadt war von geringem Umfang; er ging vom schwarzen Rade gegen das Bäcker Daig'sche Hinterhaus nach dem Langgäßthore, von da gegen die Häfnerhäuschen, das Katharinenspital mit St. Martin östlich und außerhalb der Mauern lassend; zum Burgerhof und an den Abtswörth, der zu Michelsberg gehörte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Den Lauf des westlichen Armes unter den Höhen des Stephansberges haben wir schon 1835 gegen das bey Pfeufer abgedruckte Manuscript aus dem 16. Jahrhundert urkundlich nachgewiesen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. July.

Nro. 149. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

The history of Oregon and California, and the other territories on the north-west coast of North-America.

(Fortsetzung.)

Die spanische Regierung betrachtete alle diese Bewegungen der Britten, Russen und Amerikaner im stillen Ocean als eine Beeinträchtigung ihrer hergebrachten Rechte. Es besage ja, erklärte man zu Madrid, ein königlicher Befehl vom J. 1692 ausdrücklich: Kein fremdes Schiff dürfe um das Cap Horn oder durch die Strasse von Magelhaens segeln; keine andere Nation als die Spanier dürfe innerhalb der Gewässer der Südsee Besitzungen erwerben (Greenhow 184). In Folge dieser Ansprüche der katholischen Majestät wurden einige brittische Schiffe, die auf den Pelzhandel an den nordwestlichen Küsten Amerikas ausgingen, von den Spaniern weggenommen. Die ernstlichen Zwistigkeiten, welche hierüber zwischen den beyden Staaten entstanden, sind durch den Nutka-Vertrag beygelegt worden. Spanien muß seine Ansprüche auf die ausschließende Herrschaft im stillen Ocean fahren lassen; den Engländern wird gestattet, nach Belieben in diesen Gewässern zu segeln und Fischerey zu treiben. Sie können sowohl im Binnenlande als auf den Küsten, welche von den Spaniern noch nicht besetzt sind, Niederlassungen gründen und mit den Eingebornen Handel treiben. Alle Gebäude und Ländereyen der Nordwestküste Amerikas, welche Spanien gewaltsamer Weise den Unterthanen Großbrittaniens abgenommen hatte, werden zurückgegeben, wofür sich der letztere Staat verpflichtet Sorge zu tragen, daß die englischen Schiffe keinen unerlaubten Handel mit den spanischen Besitzungen in Amerika unterhalten *). Es ist dieß der erste Vertrag civilisirter Völker über die Länder des nordwestlichen Amerika, die sich innerhalb des zweyundvierzigsten und neunundvierzigsten Grades der Breite und westlich der Felsengebirge bis zum stillen Ocean erstrecken, und deßhalb von besonderer Wichtigkeit. Hierauf vorzüglich gründet England sein Recht zum Besitze des sogenannten Oregongebietes, gemeinschaftlich mit den Vereinigten Staaten. Dieser Vertrag, wird hinzugefügt, sey die einzige wahre völkerrechtliche Grundlage, auf welchem die verschiedenen Ansprüche beruhen und geschlichtet werden können. Die Rechte der Spanier auf frühere Entdeckung und Besitznahme dieser Länder wären hiemit erloschen, und Nordamerika hätte durch den Florida Vertrag (1819) mit Spanien keine andern Ansprüche als höchstens die des gemeinschaftlichen Besitzes mit England erwerben können. Diesen Behauptungen Großbrittaniens, welche, wie es scheint, auf vollkommen rechtlichem Grunde beruhen, wird von Nordamerika entschieden widersprochen. Der Nutka Vertrag sey bloß ein vorübergehendes Uebereinkommen zwischen Spanien und England gewesen, welches auf die andern Nationen gar keinen Bezug habe; diese hätten, nachher wie vorher, in allen nicht besetzten Gegenden des Nordwestens Niederlassungen gründen und das umliegende Land als

*) Der Nutka-Vertrag ward im Escurial unterzeichnet, am 28. October 1790. Er befindet sich unter den Beylagen zu dem Werke Greenhow's, 466.

ihr Eigenthum ansprechen können. Ueberdieß wäre der Nutka-Vertrag durch den bald folgenden Kampf zwischen England und Spanien (1796) erloschen, indem ja unter civilisirten Nationen der Grundsatz: der Krieg hebe alle frühern Verträge auf, seit Jahrhunderten allgemeine Geltung erlangt habe.

Der oben besprochene Pelzhandel mit China und den europäischen Ländern verleiht aber diesen nordwestlichen Gegenden der neuen Welt ihren vorzüglichsten Werth. Herr Astor, ein kundiger reicher Kaufmann zu New-York, faßte den großartigen Plan, den ganzen Pelzhandel auf Erden ausschließend in seinen Bereich zu ziehen und in der Weise mittelbar auch über einen großen Theil des chinesischen Handels zu gebieten. Johann Jakob Astor, in der Nähe Heidelbergs geboren, muß den vielen Deutschen beygezählt werden, welchen die beschränkenden Verhältnisse des Vaterlandes zu wenig Spielraum für ihre Fähigkeiten und Unternehmungen gewähren und die deßhalb in die Fremde wandern. Bald nach der Gründung des Freystaates war Astor nach Amerika gegangen und hatte sich hier durch Einsicht, Beharrlichkeit und unwandelbar redliches Wesen ein großes Vermögen erworben. Um seinen umfassenden Plan zu verwirklichen, gründete der Kaufherr (1810) die Pelzgesellschaft des stillen Oceans, welche aber in Wahrheit bloß aus ihm bestand, und einer Anzahl seiner Factoren und Untergebenen. Unfern der Mündung des Columbia — ein Fluß, der höchst wahrscheinlich früher Oregon*) hieß und später dem ganzen umliegenden Gebiete den Namen gab — wurde ein Fort angelegt, welches zur Ehre des Unternehmers Astoria genannt wurde und nicht ohne politische Bedeutung geblieben ist. Astor schloß nun auch mit der russisch-amerikanischen Gesellschaft (1813) einen Vertrag, nach welchem die neue Genossenschaft oder er allein das ausschließende Recht erlangte, die nordwestlichen amerikanischen Besitzungen der Russen mit allerley Waaren und Lebensbedürfnissen zu versehen. Anstatt der Zahlung wurden Pelze zu bestimmten Preisen angenommen. Auch sollte es den Russen gestattet seyn, für eigene Rechnung in den Schiffen Astors und seiner Genossen die Rauhwaaren, welche sie in ihren Besitzungen gewinnen, nach Kanton zu senden *).

Die Russen erhalten die Rauhwaaren von ihren Hörigen, den Aleuten, welche so hart behandelt werden, daß ganze Dörfer aussterben (Wrangell a. a. O. S. 28, 32). Die ganze Bevölkerung der Aleutengruppe beträgt jetzt kaum 15,000 Seelen. Sehr viele Pelze erhalten die Russen überdieß von den Rennthier-reichen Tschuktschen, die hinter den Gebirgszügen jenseits des Anadyrthales, in den furchtbaren nördlichsten Landstrichen der Erde ihre Freyheit erretteten. Ihre südlicher hausenden Stammgenossen, die Koriaken, sind die Sklaven des Czars geworden. Diese mit ihren Rennthieren nomadisirenden Tschuktschen, denen die ansässigen, zu den Eskimo gehörigen Stämme als Knechte dienen müssen, haben sich eben wegen ihrer Selbständigkeit und Unabhängigkeit bey den benachbarten Stämmen ein großes Ansehen erworben, das sie zu ihrem eigenen Vortheile zu benutzen wissen. Sie sind die Vermittler des Handels zwischen den Völkern des nördlichsten Asiens und Amerikas. Sie bringen die Felle des an Pelzthieren so reichen waldigen Amerikas und die Wallroßzähne von den im Polarmeere zerstreut liegenden Inseln den russischen Kaufleuten in Amadyrsk und Kolymsk, wogegen sie von diesen im Tauschhandel Tabak, Eisen und verschie-

*) Der Name Oregon oder der Fluß des Westens wird zuerst erwähnt durch Capitän Carver aus Connecticut in Amerika, welcher im Jahre 1766 die Länder der jetzigen Territorien Wisconsin und Jowa untersuchte. Carver starb im Elende zu London 1780. Seine Reisen sind, um dem armen Mann einigen Unterhalt zu verschaffen, unter dem Titel: Travels throughout the interior parts of North-America in 1766—68, by Jonathan Carver, London 1778 zusammengestellt worden. Die Mündung des Oregon oder Columbia hat der Spanier Heceta im Jahre 1775 entdeckt. Greenhow 120.

*) Astoria, or Anecdotes of an Enterprise beyond the Rocky Mountains. By Washington Irving. Philadelphia 1836. Greenhow, dem ich folge, benutzte noch andere, von Irving nicht gekannte Mittheilungen Astors, die sich in dem Archiv der Vereinigten Staaten befinden.

dene Putzwaaren erhalten. Mit diesen Gegenständen, dann mit warmen Kleidungen aus Rennthierfellen versehen, ziehen sie zu den Bewohnern der Inseln und des nahen, nur durch eine schmale Meerenge von ihnen getrennten Festlandes Amerika. Die letztern kannten sie von Alters her durch Kriegszüge, an deren Stelle jetzt friedlicher Verkehr getreten ist. Die Folgen dieses eigenthümlichen, wenig bekannten Verkehrs bleiben nicht auf die engen Gränzen der Beringsstrasse beschränkt, sondern sie erstrecken sich weiter gegen Norden bis an das Eiscap, und gegen Süden herab bis an die Bristolbucht (Wrangell a. a. O. S. 60).

Astor's Unternehmungen waren nicht von dem Erfolge begleitet, welchen man sich davon versprochen hatte. Seine Agenten wichen zu ihrem Unglücke und zum großen Nachtheile des Kaufherrn von den Verhaltungsbefehlen ab, die ihnen gegeben waren, und trugen so viel dazu bey, daß das ganze großartige Unternehmen, gleich vom Anfange an, keinen rechten Fortgang nahm. Hiezu kam noch der Krieg zwischen Großbrittanien und den Vereinigten Staaten. Astoria ward unter solchen mißlichen Umständen von den Geschäftsführern des deutschen Kaufmannes zu Neu York voreiligerweise der brittischen Nordwestgesellschaft von Montreal, welche seit dem Jahre 1787 beynahe unbedingt über die großen Seen und endlosen Wälder der Canadas herrschte, und die natürlich vom Anfange an der amerikanischen Pelzgesellschaft feindlich entgegen getreten war, überlassen (1813). Die Niederlassung am Columbiafluß ist zwar vermöge des Genter Vertrags (1818) Herrn Astor zurückgegeben worden; er hatte auch jetzt seine frühern Plane wieder aufnehmen wollen, aber unter der Bedingung, daß ihm der Congreß hiezu den nothwendigen Beystand und Schutz gewähre. Dieß ist nicht geschehen, wodurch dann die Engländer freye Hand behielten, längs des Columbia und allenthalben westlich des Felsengebirges nicht bloß Niederlassungen zu gründen, welche den vortheilhaften Pelzhandel betrieben, sondern auch Land urbar machten und verschiedene Gewerbe einrichteten.

(Schluß folgt.)

Geschichte der Pfarrey St. Martin zu Bamberg und sämmtlicher milden Stiftungen der Stadt.

(Fortsetzung.)

Eine fernere Erweiterung gegen das linke Ufer des rechten Regnitzarmes muß um die Mitte des 11. Jahrhunderts statt gefunden haben, denn noch 1310, 20. Nov. ist die ecclesia parochialis S. Martini extra muros civitatis gelegen, welcher Ausdruck in der darauf folgenden Zeit nicht weiter angewendet wird (Hr. H. behauptet S. 371, die Sonderung der Pfarrkirche und des Spitals von der Stadt sey 1339, 28. September aufgehoben worden), so daß demnach St. Martin und das Katharinspital in der angegebenen Zeit innerhalb der Stadt sich befinden. Auch reichte die Seelsorge des Pfarrers von St. Martin in einen Theil des östlichen oder rechten Regnitzarmes hinüber, wohin eine holzerne Brücke, die Fesbrücke, 1372, 25. März, führte.

d) Während die mittlere Stadt auf die eben angedeutete Art sich bildete und erweiterte, hatten in einer Zeit, die der Bisthumsgründung um Vieles vorangegangen seyn mochte, am rechten Ufer des östlichen Armes der Regnitz Ansiedlungen statt gefunden, welche die in dieser Gegend dicht am Ufer hinziehende große, aus Karls Capitulare vom J. 805 bekannte Heer- und Handelsstraße, und noch mehr der ganz nahe Hautsmor (mit seinen Jägern, Holzhauern, Zeidelwartern und, für gerodetes Land, mit seinen Gärtnern) begünstigen mochte. Mit der Gründung des Stiftes St. Gangolph gewann die Feuerstadt (bis zum Tränkgäßchen so genannt) an Ausdehnung. Der Steinweg und die Siechengasse mit ihren Krankenhäusern waren weitere Vergrößerungen, oder sie entstanden auch um die vereinzelt stehenden, der Pflege der Kranken und Pilgrime gewidmeten Gebäude.

Auf solche Weise mögen die Haupttheile der heutigen Stadt Bamberg entstanden und weiter ausgebildet worden seyn, nämlich 1) das castrum mit der zu seinen Füßen liegenden Altstadt am linken Regnitzufer im Volkfeld, 2) die Feuerstadt (ein Theil der heutigen Königsstraße), in ihrer ersten Anlage älter als 3) die mittlere Stadt, beyde im Radenzgau.

Nach dem eben Gesagten kann Ref. die St. Martinskirche als die älteste der ganzen Stadt Bamberg füglich nicht gelten lassen, man müßte denn annehmen, sie sey aus der Karolingischen Zeit her vereinzelt und

lange hin außerhalb der Mauern der Stadt (1310) gelegen. Jedenfalls ist es dann auffallend, wie Hr. H. dieselbe ziemlich in Mitte der Stadt gelegen annehmen kann, „man möge nun den ältesten oder den späteren Umfang derselben betrachten.“ — Die Isolirung der Pfarrkirche von den Wohnungen der Parochianen mag in den Ortsgeschichten nicht ohne Beyspiel dastehen, zumal wo die Oertlichkeit eine solche erheischte. Und wirklich verweist uns Hr. H. auf die Kirche von Scheßlitz, welche bekanntlich außerhalb der Mauern des Städtchens bestand und noch besteht. Allein die Kirche scheint uns älter als das Städtchen zu seyn (doch lag in Scheßlitz eine Kapelle ad B. Virg. Mariam); überdieß sind wir über die früheste Geschichte von Scheßlitz nicht in dem Grade aufgeklärt, um uns aus derselben die Thatsache der Absonderung der Kirche vom Orte klar machen zu können. Bey der Stadt Wirzburg, bey Eichstätt, anderer Städte in unseren Landen zu geschweigen, tritt jedesmal die Hauptkirche als derjenige Punkt hervor, um welchen her die werdende Stadt errichtet wurde. Sicher müßte dieß auch mit Bamberg der Fall gewesen seyn, wäre die St. Martinskirche die ursprüngliche und älteste Kirche der Stadt gewesen. Wir dagegen suchen die älteste Stadt — dem Einfluß der zwischen den beyden Regnitzarmen unvermeidlichen Ueberschwemmungen entrückt, die das St. Katharinenspital um's Jahr 1294 von Grund aus zerstörten (wobey die Martinskirche ohne Beschädigungen schwerlich weggekommen seyn dürfte) — auf und an den Höhen des Dom- und Kaulberges; dahin weisen uns die Urkunden, die uns für das frühere Daseyn der St. Martinskirche nicht geboten werden können. Zur Vertheidigung und Stütze seiner Behauptung hebt Hr. H. mit vielem Scharfsinn die Tradition hervor. „Aus uralter Zeit,“ sagt er, „bis in's 19. Jahrhundert war Sitte, daß am Tage des hl. Martin mehrere Kirchen der Umgegend, z. B. Hallstadt, in dessen Kirche wallten, sie spät noch als erste Volkskirche zu Bamberg ehrten.“ Vorzüglich ist es des aus Weismain gebürtigen Weihbischofes Friedr. Förner's Aeußerung im Schreiben an den Pfarrer von Hallstadt dd. 29. Oct. 1623, auf welche Hr. H. ganz besonderes Gewicht legt, die dahin lautet: „sinthemalen gewisse Nachrichtung vorhanden, daß dieses Gotteshaus die erste Kirche in diesen Landen war neunhundert Jahr zur Zeit, da der christliche Glaub in dieser Revier erstlich durch den hl. Bischof Martyrer Kilianum geprediget, dem hl. Martino zu Ehren eingeweiht worden.“ — — „Derowegen an des hl. Martini Festtag all uff etliche Meil Weg entlegenen Pfarreyen mit ihren pastoribus - - - - - anhero nach Bamberg zu wallfahrten — — pflegen“ — - - -; „alle herum gelegene Pfarrherrn sollen zu dieser uralten christlichen Andacht ihre Pfarrkinder alles Fleißes ermahnen.“ - Herzlich gerne würden wir dem frommen Manne mit seinen 900 Jahren, die immer noch nicht die Zeit S. Kilians, sondern jene des h. Bonifacius erreichen, völligen Glauben schenken, wüßten wir, daß die „gewisse Nachrichtung“ eine Urkunde oder sonst eine glaubwürdige Verzeichnung gewesen, die er vor Augen gehabt, sollte sie auch aus dem 12. oder 11. und 15. Jahrhundert herstammen. Allein wir fürchten in dieser gewissen Nachrichtung nur die, wie wir zugeben müssen, freylich alte Tradition vor uns zu haben, welche die S. Martinskirche in ein möglichst hohes Alter (Hr. H. setzt S. 12 ihre Vollendung in das Todesjahr des Bischofes Wolfgar, 831) hinaufrückt. Den Angaben der Tradition kann man nach den Regeln der historischen Kritik nur dann beypflichten, wenn solche durch Monumente und Documente im weitesten Sinn des Wortes unterstützt werden. Bey Betrachtung der Abbildung der Martinskirche wird sich schwerlich Jemand getrauen, aus deren Baustyl auf das Karolingische oder postkarolingische Zeitalter zu schließen. Zugegeben, in Karolinger Zeit sey hier die Martinskirche erbaut worden, so war sie doch schwerlich aus so solidem Materiale. Ist ja sogar St Burchards Salvatorshaus zu Wirzburg eine hölzerne Kathedrale gewesen! Wollte man hierorts eine Kirche bauen, so ist es wohl anzunehmen, dieselbe sey bey der Nähe des Holzes aus dem Hautsmor eben auch von Holz gewesen. Wäre der Tradition unbedingter Glaube beyzumessen, so müßten wir an die Stelle der Martinskirche zuvor einen Heidentempel setzen, der bey Bekehrung des Volkes zum Christenthum dem hl. Martin geweiht worden sey; denn so berichtet die Sage im Munde des Volkes.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. July.

Nro. 150. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Mittelitalien vor den Zeiten römischer Herrschaft; nach seinen Denkmalen dargestellt von Dr. Wilhelm Abeken, Sekretär des archäologischen Instituts zu Rom, ordentlichem, der Akademie Ercolanese und Pontaniana zu Neapel und a. italienischer Akademien correspondirendem Mitglied. Mit eilf Tafeln. Stuttgart und Tübingen, 1843. XVIII und 446 S. gr. 8.

Es ist gewiß ein dankenswerther Umstand, daß, während Griechenland eine lange Zeit hindurch die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher fast ausschließlich in Anspruch nahm, in den letzten Decennien auch das alte Italien Gegenstand fleißiger Forschungen geworden ist. Die kritische Fackel, mit welcher Niebuhr das Dunkel seiner Völkergeschichte zu erhellen suchte, hat viele andere Gelehrte zu neuen Untersuchungen angeregt. Was unter diesen Müller in seinen Etruskern für die Kenntniß Altitaliens überhaupt geleistet, was Klenze, Lepsius, Gretefend, Ambrosch und Andere zur Aufhellung der Geschichte und Geographie, zur Kenntniß der Sprache und Mythologie der altitalischen Volksstämme beygetragen haben, verdient den reichsten Dank der Alterthumsforscher. Auch für die italische Kunstgeschichte wurde außerordentlich viel Material durch neue Entdeckungen und Untersuchungen zusammen getragen; allein es fehlte lange an einer streng wissenschaftlichen Verarbeitung desselben. Von dem Zeitpunkte an, wo Italien gewissermassen als eine Fortsetzung von Griechenland erscheint, ist es allerdings oft genug betrachtet worden, nicht aber in der frühern Zeit, wo neben der empor blühenden griechischen Kunst eine italische, freylich unter dem Einfluß der griechischen, erwächst, wenigstens nicht mit jener kritischen Umsicht, wie sie die jetzige Forschung verlangt. Hr. Abeken hat sich demnach dadurch ein großes Verdienst erworben, daß er sich dieser eben so nothwendigen als schwierigen Aufgabe unterzog, und dieselbe auf eine so befriedigende Weise durchführte.

Er hatte in dieser Beziehung drey Punkte besonders zu berücksichtigen, zuvörderst die historische Entwicklung der Kunst bey den einzelnen Volkern, in welcher neben den Bedingungen äußerlicher Gestaltung vornämlich der Styl zu betrachten ist, sodann die Classen der Arbeiten selbst, in welchen sich die Völker thätig zeigten, endlich die für die Bestimmung der Classen vorzüglich charakteristischen und deßhalb bemerkenswerthen Monumente. Da aber in den beyden Hauptformen der Kunst, der Architektur und der bildenden nebst zeichnenden Kunst, selbst wieder etwas Bestimmendes für die historische Entwicklung liegt, da beyde in ungleichem Verhältniß zu der Volksgeschichte stehen, d. h. die Volksgeschichte lebendiger in der einen als in der andern hervortritt, so ist es das Zweckmäßigste, den Classenbegriff vorauszustellen, und eine jede nach ihrem besondern historischen Charakter abzuhandeln. Von den Monumenten und dem Technischen ward demnach so viel, als zum Nachweise der Entwicklung des Styls gehört, in die historische Darstellung mit hineingekommen, die specielle Aufführung der Monumente aber und die nähere Beleuchtung des Technischen hat der Hr. Verf., um den historischen Faden

nicht zu zerreißen, in einen besondern Anhang verwiesen.

Da die Geschichte der bildenden und zeichnenden Künste nicht allein zu der Nationalität des Volkes, sondern mehr als die Architektur zu den Einflüssen von Außen, der geographischen Stellung und politischen Entwicklung in enger Verbindung steht, so war es nöthig, die Individualitäten der einzelnen Völker näher zu betrachten, die Geschichte ihres Wachsthums mit dem Vorrathe der überlieferten Monumente zu vergleichen, und von dem Standpunkte dieser Vergleichung aus der Gesammtgeschichte des Landes entgegen zu arbeiten, da es wohl keinem Zweifel unterliegt, daß Geschichte, Geographie und Geologie des Landes bey kunstgeschichtlichen Untersuchungen berücksichtigt werden müssen, wenn diese zu sichern und überzeugenden Resultaten führen sollen. Die Volksindividualitäten, welche hier zur Sprache kommen, sind die der Etrusker, Umbrer, Latiner, Sabiner, Campaner, Samniter und Apulier. Bey der Verschiedenheit der Ansichten, welche über die Verwandtschaft, Verzweigung und die Abstammung dieser Völkerschaften herrschen, war es nothwendig, daß der Verf. dieselben einer strengen Prüfung unterwarf, und wo er mit den bisherigen Ansichten sich nicht einverstanden erklären konnte, seine eigene fest begründete. Es läßt sich durchaus nicht verkennen, daß er durch ein sorgfaltiges Studium der alten Quellen und durch Betrachtung der Monumente die Aufhellung der ältern Geschichte Italiens bedeutend förderte, so wie er auf der andern Seite durch Betrachtung derselben Monumente auch für die Technik der alten Kunst eine so große Ausbeute gewann, daß seine Arbeit zu den herrlichsten Leistungen gehört, welche in der letztern Zeit über alte Geschichte und Kunst erschienen, und ihm stets ein ehrenvolles Andenken sichern wird. Sie ist die Frucht eines mehr als fünfjahrigen Aufenthaltes in Italien, wo er auf Reisen in die nächste latinische Umgegend Roms, in Etrurien, in Campanien, in das mittlere Gebirgsland den Schauplatz seiner Forschungen, wie von der geographischen Seite, so nach den erhaltenen Denkmälern der Baukunst kennen zu lernen suchte. Vielfache Aufschlüsse gewährten die reichen Sammlungen, welche ihm zu Gebote standen, so wie seine persönliche Stellung als Secretär des archäologischen Instituts seine Forschungen und Studien vorzüglich begünstigte und förderte.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir die historischen Resultate, welche die Einleitung enthält, in der er (S. 1 — 120) das älteste mittlere Italien chorographisch und historisch darstellt, näher ins Auge fassen. Auf eine Betrachtung des Haupttheiles, welcher sich (S. 121 — 352) mit den Denkmalen des ältesten Italiens beschäftigt, und des Anhanges, welcher (S. 353 — 427) eine Uebersicht der in Italien geübten Künste in ihrer Technik und ihren Leistungen enthält, können wir hier nicht eingehen, weil wir hier die Gränzen einer Anzeige zu weit überschreiten würden.

Italien zerfällt (S. 3) wesentlich in drey Theile, welche der gewöhnliche Sprachgebrauch unter dem Namen Oberitalien, Mittelitalien und Unteritalien begreift, drey Hauptmassen, deren Gränzen nicht sowohl durch natürliche Scheidungen von Fluß und Gebirg, als durch den Charakter, welchen das Land als Halbinsel trägt, gezogen werden. Gegen Norden mit dem Continent zusammenhängend, ladet es die nördlichen Stämme ein, vom Gebirge herabzusteigen und von der wärmeren und fruchtbaren Ebene Besitz zu nehmen. Ebenso wie das obere Land die nördlichen Stämme, so lockt das untere nebst Sicilien die überfüllten, nur durch geringe Entfernung des Meeres getrennten hellenischen Gaue zu Ansiedlungen. Von Norden und Süden Einwanderungen ausgesetzt, trug die Halbinsel eigentlich nur in ihren mittleren Landschaften den Namen Italia propria. Hier begegnen uns die Aboriginer. Sie lebten nach Dionysius (I, 9) mauerlos und fleckenweise auf den Gebirgen in langer Fehde mit den Sikelern, bis Pelasger und einige Hellenen sich mit ihnen verbinden, und um Kotylia in der Gegend, welche Velia genannt wird, feste Sitze empfangen, wornach nun Städte gebaut und gemeinsame Fehden geführt werden, zuerst gegen das schon früher von den Pelasgern angegriffene Ombrikerland, dann gegen die Sikeler, die theils ihre Städte den Aboriginern und Pelasgern zur Wohnung hingeben, theils werden neue gebaut. Mit den Ombrikern und Sikelern

hat auch das alte Bergvolk der Aurunker die Angriffe der Pelasger auszustehen, welche einen schönen Theil der campanischen Ebene besetzen, und Larissa nebst andern Städten erbauen. Aber damit enden nach der Sage ihre ruhmreichen Thaten, und Elend treibt sie nach Griechenland zurück; nur einige wenige Reste bleiben mit den Aboriginern am Tiberfluß und gründen Rom.

So lautet die griechische Erzählung, welche sich darauf reducirt, daß die Aboriginer sich mit den Hellenen verbunden haben, die Umbrer und Sikeler aber Barbaren seyen. Der Hr. Verf. erkannte sehr wohl, daß wir dieselbe nicht ohne weitere Prüfung als historische Wahrheit hinnehmen dürfen. Zuvörderst erinnert er, daß die Tradition die Sikeler keineswegs als Barbaren bezeichnet, schon deßhalb nicht, weil der tyrrhenische Name in Italien mit dem sikelischen fest verwachsen ist und von den Griechen wiederum auf's innigste mit dem pelasgischen verbunden wird. In dem ganzen Lande zwischen Tiber und Liris, an der campanischen Küste und weiter das Land hinab, wo der sikelische Name trotz seiner eigentlichen Ueberfiedlung auf die trinakrische Insel in deutlichen Spuren fortlebt, sind Tyrrhener. Der Name der Sikaner, welche (Virgil. Aen. VII, 795) in des Turnus Mannschaft erscheinen, und vermuthlich in der Nähe Tiburs zu suchen sind, von dem ein Theil Sikelion hieß (Dionys. I, 16), ist mit dem der Sikeler durchaus gleich bedeutend. Ueber Tivoli, in dem Gebirg gegen Subiaco hin, liegt Siciliano, ein Name, welcher auch sonst noch als Ortsname im mittleren Italien vorkommt. Bey Dionysius steht ferner (I. 19) der Name der Sikeler in Verbindung mit dem alten saturnischen Namen der Halbinsel, *Σικελὸν Σατορνία αἶα*, was um so größere Beachtung verdient, als der saturnische Name wieder eng an den tyrrhenisch-pelasgischen geknüpft ist, und in Rom, welches eine tyrrhenische Stadt heißt, Sikeler im alten Septimontium (S. 49 Not. 1) wohnen. Es frägt sich zunächst, in welchem Verhältnisse die Tyrrhener zu den Pelasgern standen. Der Herr Verf. sah sehr wohl ein (S. 6), daß es verkehrt sey, unter jedem Namen sich ein verschiedenes Volk zu denken. Nach unserer Vermuthung wurden beyde Namen einem und demselben Volke an verschiedenen Orten beygelegt, und während der eine dasselbe als Bewohner flacher, für den Ackerbau geeigneter Ebenen bezeichnet, stellt es der andere als Erbauer und Bewohner fester Burgen und Orte dar, so daß Hr. A. das tyrrhenische und pelasgische Element in Italien mit Recht für ein und dasselbe erklärt. Wie in der Ebene des Po, so erscheint der Name „Pelasger" auf der ganzen westlichen Küste des Landes und im höchsten Gebirg, wo Cortona die Hauptstadt der Tyrrhener ist. Nun frägt es sich, ob diese Pelasger und Tyrrhener aus Griechenland einwanderten, oder ob Italien ihre Heimath ist. Der Herr Verf. meint (S. 7), daß die alte Erzählung auf jeden Fall außer den tyrrhenischen Pelasgern noch eine italische Urbevölkerung erwähnt habe, welche die umbrische heißt und in dem ganzen Lande von einem Meere zum andern herrschend war. Diese wurde nach seiner Ansicht theilweise von den Tyrrhenern verschlungen, wie die Aboriginer oder Casker im untern Lande von den Sikelern, die mit den Tyrrhenern nahe verwandt sind, oder vielmehr von den Lateinern, welche, ursprünglich sikelischen Stammes, das aus der Mischung hervorgegangene Volk sind. Ohne diese eigenthümliche Vereinigung würde nach seinem Dafürhalten hier so gut, wie dort, vielleicht der tyrrhenische Name herrschend geworden seyn. Es scheint ihm unerläßlich, den tyrrhenischen Namen sich in enger Verbindung mit dem umbrischen zu denken, so daß die Umbrer theilweise in der Art zu Tyrrhenern werden, daß wir in ihnen beyden und besonders in ihrer Vereinigung das urgriechische Element ausgesprochen finden, welches die Alten pelasgisch hießen.

Hierin können wir dem Verf. nicht beystimmen. Was zuvörderst die Aboriginer betrifft, so kann man sich, wie uns scheint, unter diesem Namen kein besonderes Volk denken, sondern derselbe bezeichnet überhaupt Ureinwohner oder Autochthonen. Erst die spätere Zeit, welche diese seine natürliche Bedeutung nicht beachtete, gerieth, als sie das Verschwinden desselben zu erklären suchte, auf die Vermuthung, daß die Aboriginer verdrängt oder von andern Völkerschaften unterworfen worden seyen, und sich unter diesen verloren hätten. Sodann können wir die Umbrer für kein von den tyrrhenischen Pelasgern

verſchiedenes Volk halten; vielmehr glauben wir, daß wie in Griechenland neben dieſem Namen, der in verſchiedenen Gegenden erſcheint, noch viele andere vorkommen, welche auf einzelne Provinzen beſchränkt ſind und Völker bezeichnen, welche ihrer Abkunft nach von den Pelasgern nicht verſchieden waren, ſo auch in Italien neben dem Namen der Sikeler oder Pelasger noch andere ſpecielle Bezeichnungen vorkommen konnten, welche ſich auf einzelne Gebiete beſchränkten, ohne daß wir uns deßhalb unter dieſem Namen Völker denken dürfen, welche ihrer Abkunft nach von den Sikelern oder Pelasgern verſchieden waren.

(Fortſetzung folgt.)

The history of Oregon and California, and the other territories on the north-west coast of North-America.

(Schluß.)

Nach dem Genter Vertrag blieb das Oregongebiet zehn Jahre lang im gemeinſchaftlichen Beſitz der beyden Staaten, ein Uebereinkommen, welches 1827 auf unbeſtimmte Zeit ausgedehnt wurde; jedoch bloß unter der Bedingung, daß jeder Staat nach Belieben zu jeder Zeit die Freyheit behielte, dieſen Austrag wieder aufzuheben. Nur müſſe er dieß ein Jahr voraus anzeigen. Dem gemäß ward das Uebereinkommen im vorigen Jahre (1844) von Nordamerika gekündigt. Ueberdieß war (1824) mit den Ruſſen, ſowohl von Seiten der vereinigten Staaten als von Großbrittanien, ein Vertrag eingegangen worden, wonach die Gränzlinie der Beſitzungen des Czars in 54° 40′ der Breite angeſetzt wurde. Auch über freyen Verkehr der Bürger und Unterthanen der beyden Staaten innerhalb der ruſſiſchen Beſitzungen hatte man damals auf zehn Jahre beſondere Anordnungen getroffen. Nach dem Ablaufe dieſes Zeitraumes wollte Rußland weder den Schiffen der Vereinigten Staaten noch denen der Engländer irgend einen weitern Handel oder auch nur irgend einen Zutritt innerhalb ſeiner amerikaniſchen Territorien geſtatten. Auf die ernſtlichen Vorſtellungen Großbrittaniens wurde ſpäter der Hudſonsbucht-Geſellſchaft, welche durch dieſe Vorkehrungen Rußlands großen Schaden erlitten hatte, vom 1. Juni 1840 an gerechnet, auf zehn Jahre ein ausſchließlicher Verkehr mit den ruſſiſchen Beſitzungen in Nordamerika gewährt. Sie muß jedoch für dieſe Gunſt der ruſſiſch-amerikaniſchen Geſellſchaft eine jährliche Abgabe von zweytauſend Seeotterfellen entrichten. Gegen die Schiffe der Vereinigten Staaten ward aber die Verordnung des Ausſchluſſes unbedingt aufrecht erhalten (Gr. 362 folg.). Die Geſellſchaft der Hudſonsbucht, welche früher bereits (1821) durch einen Parlamentsbeſchluß die Mitglieder des nordweſtlichen Vereins mit ſich vereinigt hatte, genoß alſo jetzt einen beynahe ausſchließenden Einfluß in allen Binnenländern weſtlich des Felſengebirges und längs der Geſtadelandſchaften, von den Gränzen Californiens bis hoch hinauf im Norden. Ihre Hauptniederlaſſung iſt das Fort Vancover auf dem linken Ufer des Columbia, vierzehn deutſche Meilen oberhalb der Mündung des Fluſſes (Gr. 324).

Dieſer gedrängte Auszug aus dem umfaſſenden gründlichen Werke des Herrn Greenhow wird hinreichen, den deutſchen Leſer ſowohl über die verwickelte Streitfrage in Betreff des Oregongebietes, wie über die bis vor kurzem ungeahnte Wichtigkeit der nordweſtlichen Länder des amerikaniſchen Continentes aufzuklären. Die außerordentliche geiſtige und induſtrielle Bewegung unſerer Zeit zieht jetzt die Aufmerkſamkeit der großen, zum Theil übervölkerten Culturſtaaten der Erde auf Länder und Eilande, welche früher bloß das Intereſſe der erd- und völkerkundlichen Forſcher vom Fache erregten.

Neumann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. July.

Nro. 151. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Mittelitalien vor den Zeiten der römischen Herrschaft; nach seinen Denkmalen dargestellt von Dr. Wilhelm Abeken.

(Fortsetzung.)

Der Umstand, daß der Name der Umbrer, welcher früher eine so große Ausdehnung hatte, später auf einen engen Raum eingeschränkt war, kann als kein Gegenbeweis angeführt werden, da bekannt ist, daß, wie im Westen die Etrusker, so vom Norden her die Gallier sie ihrer schönsten Ländereyen beraubten, während sie im Süden durch sammitische Völkerschaften die größte Beschränkung erlitten. Es ist nun zu erörtern, wie wir uns die Verwandtschaft der Pelasger und Sikeler zu erklären haben. Wir vermuthen, daß der allgemeine Name der italischen Bevölkerung jener der Sikeler war, und daß dieser ursprünglich in den meisten Provinzen neben den speciellen Bezeichnungen der Bewohner derselben erschien, daß er aber später, als die Griechen mit den italischen Völkerschaften in nähere Berührung kamen, und sich mit der römischen Geschichte beschäftigten, verdrängt und jener der Pelasger oder Tyrrhener an seine Stelle gesetzt wurde, so daß er nun allmählig aus der Geschichte verschwand, und die Ansicht sich verbreitete, die Sikeler seyen vertrieben worden. Die Griechen scheinen durch die Aehnlichkeit, welche die Sikeler mit den Pelasgern hatten, bestimmt worden zu seyn, dieselben mit diesem Namen zu belegen. Was aber die Verwandtschaft der Sikeler mit den Pelasgern, den Stammvätern der Hellenen, anbelangt, so scheint uns dieselbe durch Epirus vermittelt zu seyn. Es ist bekannt, daß die Bewohner von Epirus mit den Thraciern und Pelasgern gleicher Abkunft waren, und daß sich in diesem Lande eine Menge troischer Sagen und Namen vorfindet. Diese Erscheinung ist nicht auffallend, wenn man berücksichtigt, daß die Einwohner von Troja, die Teukrer, mit den Thraciern, wie diese hinwiederum mit den Epiroten verwandt waren, und daß im trojanischen Gebiete neben den Teukrern Pelasger erwähnt werden, wie in Attika neben den pelasgischen Kranäern Thracier unter Eumolpus erscheinen. Beyde Namen, jener der Thracier so wie der Pelasger, bezeichnen nicht verschiedene Völker, sondern beziehen sich nach C. O. Müller's höchst wahrscheinlicher Vermuthung nur auf die Verschiedenheit der Wohnsitze, indem die Bewohner von Höhen häufig mit dem Namen Thracier bezeichnet werden, während die der Flachländer Pelasger heißen. Die Illyrier, welche zu den Thraciern gehörten, weßhalb der Repräsentant derselben, Illyrios, ein Sohn des Thrax genannt wird (Steph. Byz. s. v. Ἰλλυρίος), und mit den Pelasgern gleichen Ursprunges waren, bildeten die Kette, welche die Bewohner von Griechenland mit jenen von Italien verband. Aus dieser Verwandtschaft der italischen Völker mit den Ureinwohnern von Griechenland, Thracien, Epirus und Illyrien erklärt es sich, warum sich in den Sprachen derselben so viele griechische Elemente finden, daß wir sie, besonders die lateinische, für Schwestern der griechischen erklären müssen. Wir dürfen hier nicht unerwähnt lassen, daß manche Gelehrte den griechischen Charakter der lateinischen Sprache verkennen, und ein ungriechisches Element in ihr zu entdecken glauben, welches sie aus dem Oskischen zu erklären suchen. Hr. A. verwirft, wie uns dünkt,

mit Grund diese Ansicht (S. 8), und beruft sich auf die Resultate der neuesten Forschungen, welche die Verwandtschaft der oskischen Sprache mit der griechischen fast über allen Zweifel erheben. Das, was uns im Lateinischen als ungriechisch erscheint, hat, wie der Verf. richtig bemerkt, entweder ebenfalls im Griechischen seinen Grund, oder tritt, wenn nicht in diesem, doch in andern Zweigen des indogermanischen Sprachstammes hervor. Aug. Wilhelm Schlegel hat bereits vor vielen Jahren in den Heidelberger Jahrbuchern (1816 S. 850) ausgesprochen, daß sich im Lateinischen keine Vermischung verschiedener Sprachen nachweisen lasse. Das Fremde, welches das Lateinische zu enthalten scheint, entstand aus dem natürlichen Gang einer durch verschiedene Verhältnisse bedingten individuellen Entwicklung, und es ist irrig, wenn man glaubt (S. 9), daß nur ein seinem Wesen nach ganz fremder Stamm, wenn er auf einen andren stößt, in demselben Veranderungen hervorbringe. Zudem beruht die Aehnlichkeit des Lateinischen mit dem Griechischen nicht bloß auf Wortwurzeln, sondern, worauf es hauptsächlich ankommt, auf Beugungen, auf der Gleichartigkeit der Bildungsgesetze, auf der ganzen Behandlung und gleichsam Structur der Rede. So mannigfache Einflüße auch die Zeit, die Mischung der Völker und die zunehmende Bildung auf die äußere Gestaltung der italischen Sprachen, besonders der lateinischen, äußerten, so wurde doch das Wesen und die wahre Grundlage derselben nicht in der Art verändert, daß man ihre Verwandtschaft mit der griechischen in Abrede stellen könnte.

Die Verwandtschaft der Sikeler und der einzelnen Völkerschaften, in welche sie zerfielen, mit den Pelasgern und den ältesten Bewohnern von Epirus und Illyrien zeigt sich besonders in vielen Sagen und Ortsnamen von Unteritalien. Die Choner, die Bewohner der Stadt Chone und des benachbarten Gebietes, waren offenbar Brüder der Chaoner, welche an den ceraunischen Gebirgen wohnten und einst ganz Epirus inne hatten. Denn das Wort Choner ist eben so aus Chaoner zusammengezogen, wie Joner aus Jaoner. Es ist möglich, daß diese Choner über das jonische Meer nach Italien kamen; indeß konnten sie auch, wie die übrigen Bewohner Italiens, durch die illyrischen Völkerschaften mit ihren Verwandten zusammenhängen. Waren aber die Choner mit den Bewohnern von Epirus verwandt, woran wir nicht zweifeln, so erklären sich viele räthselhafte Sagen. Es ist bekannt, daß man die Oenotrer und Peucetier, welche mit den Chonern, die nördlich an sie gränzten, gleicher Abkunft waren, aus Arkadien, diesem alten Sitze der Pelasger, ableitete, in so ferne die Pelasger daselbst mit den Einwohnern von Unteritalien verwandt waren und deßhalb mit ihnen Vieles gemein hatten, was sich die Alten stets durch die Annahme zu erklären suchten, daß das eine Volk aus Colonisten des andern erwachsen sey. Dieselbe Erscheinung sehen wir in der troischen Geschichte. Weil die Teukrer mit den Pelasgern auf Creta verwandt waren, so betrachtete man diese Insel als die Heimath des Teukros, des Repräsentanten derselben, und ließ den Dardanos bald aus Etrurien, bald von der Insel Samothrake, bald aus Arkadien nach Troja wandern, aus keinem andern Grunde, als deßhalb, weil bey der Verwandtschaft der Bewohner der genannten Gegenden sein Andenken an dem einen Orte wie an dem andern sich erhielt, indem er als Gott oder Stammheros allen gemeinsam war.

Die Verwandtschaft der Sikeler, d. h. der einzelnen Völkerschaften Italiens, welche man mit diesem allgemeinen Namen bezeichnete, mit den Einwohnern von Griechenland, Thessalien und Epirus gab nach unserer Ansicht auch die Veranlassung zu den sich vielfach widersprechenden Sagen von den Wanderungen der Pelasger aus Griechenland oder Thessalien nach Italien oder umgekehrt aus Italien nach Griechenland.

Waren die Lateiner Abkömmlinge der Sikeler oder Sikaner, diese aber Verwandte der Pelasger, so läßt sich sehr leicht erklären, wie die Sagen von den Wanderungen des Herkules nach Italien, von der Niederlassung des Evander auf dem palatinischen Berge und von der Ankunft des Aeneas und seiner Gefährten in Italien entstehen, wie in so vielen Städten dieses Landes schon in der Urzeit eine so große Anzahl griechischer Heroennamen einheimisch seyn konnte. Hat der Umstand, daß

Dardanos oder Kadmos und ähnliche Götter oder Heroen an so vielen und verschiedenen Orten auftreten, zunächst in der Verwandtschaft der Bewohner derselben seinen Grund, so läßt sich sehr leicht einsehen, wie sich der Name des Evander eben so gut auf dem Palatium, wie in Arkadien erhalten konnte, ohne daß man an arkadische Colonisten, die sich in Italien angesiedelt hätten, zu denken braucht. Auf der andern Seite kann es auch nicht auffallen, daß der Name des Aeneas in Italien so gefeyert ist, wenn man sich an die vielen troischen Namen, welche in Epirus vorkommen, erinnert, und beachtet, daß diese Erscheinung einzig in der Verwandtschaft der Einwohner ihren Grund hat. Wie nun die Sage den Dardanos wegen der Verwandtschaft der tyrrhenischen Pelasger in Etrurien mit den Teukrern aus Etrurien nach Troja wandern läßt, so zieht aus demselben Grunde Aeneas nach Lycophron, dessen Angabe nach der Vermuthung des Hrn. Verf. (S. 49 Not. 3) wahrscheinlich aus Timäus geflossen ist, von Palene und Almonen geradezu in das tyrrhenische Land, und kommt erst von hier nach Latium. Die Bedeutung, welche er in Rom hatte, wird uns nicht auffallend erscheinen, wenn wir berücksichtigen, daß (Dionys. I, 73) die Burg des Gottes Janus am Tiber auch Aenea hieß. Durch diese Angabe kommt Aeneas mit dem italischen Sonnengotte in eben so nahe Berührung, wie bey den Griechen mit Apollo. Diese seine ursprüngliche göttliche Natur wird nicht bloß durch seine Abstammung von Aphrodite, sondern auch durch die Thatsache verbürgt, daß er in Italien als Jupiter Indiges verehrt wurde. Die Namen solcher Heroen, welche ursprünglich Götter waren oder aus Prädicaten einzelner Götter entstanden, finden wir an den meisten Orten, wo verwandte Völker sassen, wenn diese auch noch so weit von einander getrennt waren. Die spätere Zeit, welche sich nicht erklären konnte, wie der Name des Aeneas, der durch die Burg Aenea und andere Verhältnisse im Andenken erhalten wurde, nach Etrurien und Latium gelangte, hat auch hier, wie in allen ähnlichen Fällen, zur Annahme einer Wanderung ihre Zuflucht genommen, und sobald dieß geschah, war es gewiß sehr natürlich, daß man die Lateiner als Abkömmlinge trojanischer Colonisten betrachtete, welche man unter Aeneas Anführung nach Italien fliehen ließ. Wir können deßhalb der Ansicht C. O. Müller's, daß die Aenacasage erst durch Griechen von Cumä nach Rom verpflanzt wurde, nicht beytreten.

Nach dieser nothwendigen Digression wollen wir noch einige Vermuthungen über das Verhältniß, in welchem die übrigen Völkerschaften Italiens zu den Sikelern standen, äußern. Die Oskер, auch Aurunker und Ausoner genannt, gehörten, wie die Umbrer und Lateiner, zu den Sikelern oder Pelasgern, von denen sie sich bloß durch diese speciellen Namen unterschieden. Wenn auch die Bedeutung des Wortes Ausoner dunkel ist, so weist der Name Opiker oder Osker deste deutlicher auf die Beschaffenheit des von ihnen bewohnten Landes, nämlich auf den Reichthum des Bodens hin. Der Name Osker oder Opiker hat demnach bloß eine locale Bedeutung, die Namen Aurunker und Ausoner aber sind nur verschiedene Formen eines und desselben Wortes. Hr. A. glaubt, daß die Ausoner, wenn man sie für das nimmt, was sie eigentlich waren, Aurunker, von den Oskern verschieden waren, und daß die Opiker und Ausoner oder Aurunker hier in demselben Verhältniß zu einander standen, in welchem in Latium die Tyrrhener und Casker zu einander erscheinen, und die erstern die letztern verdrängten. Diese Vermuthung beruht aber auf der irrigen Ansicht, daß die Tyrrhener und Casker oder Sikeler, was die Casker waren, verschiedene Völker gewesen seyen, was nicht der Fall war. Erst die spätere Zeit dachte sich unter jedem Namen ein besonderes Volk, und sobald dieses geschah, mußte sich freylich die Ansicht geltend machen, daß, weil sich viele dieser Namen verloren, und in jeder Provinz nur einer derselben herrschend blieb, die ersten Einwohner derselben verdrängt oder unterworfen worden seyen.

(Fortsetzung folgt.)

Geſchichte der Pfarrey St. Martin zu Bamberg und ſämmtlicher milden Stiftungen der Stadt.

(Fortſetzung.)

Die Exiſtenz der Templer in unſerer Stadt, von der das Volk gleichfalls zu berichten weiß, und ſelbſt deren Häuſer zur Stunde noch bezeichnet, ſind lange und beharrlich von hieſigen Forſchern auf den Grund des Mangels an authentiſchen Notizen über ſie zurückgewieſen worden; allein das Franziskaner-Nekrolog im Beſitze des Herrn Profeſſors M. J. v. Reider dahier enthält eine Verzeichnung, nicht jünger als das 15. Jahrhundert, welche wir unten mittheilen[*]). Trotz der in derſelben vorkommenden chronologiſchen Verſtöße iſt uns durch ſie mit Beachtung der Tradition der Beſtand dieſes Ordens in Bamberg ſo gut, wie außer allen Zweifel geſtellt. Wir wünſchen gar ſehr nach dem hier gegebenen Beyſpiele, daß auch über das Alter und die Gründung der St. Martinskirche eine ähnliche Verzeichnung aufgefunden würde, wodurch die Volksſage über ſie beträchtlich an Bedeutung gewinnen würde und ſich zur hiſtoriſchen Gewißheit ſteigern ließe. Leider können wir aber in Förner's Aeußerung nur die, wie geſagt, im Volke lebendige Sage, und nicht mehr, beachten, und geſtehen offen, daß Förner über jene früheſten Zuſtände auch nichts Beſſeres (wenn nur ſoviel!), als wir jetzt kennen, gewußt habe! („Prima parrochialis ecclesia est St. Martini, quae quasi ordinarie habet pro parrocho Suffraganeum.“ Deßhalb, weil der Pfarrer (ſeit 1472 und 1497) ein Weihbiſchof war, iſt St. Martinspfarre hier zuerſt genannt, natürlich war ſie aus dieſem Grunde reliquis omnibus parrochis ... pro norma posita, ſo in der Urkunde Nr. 281 vom Jahre 1691 bey Uſſermann Ep. Bamberg. Cod. Probat. p. 263, 264, und dahin erklärt ſich die Proëdrie der Martinspfarre, aber nicht wegen ihres hohen Alters.)

Wir haben unſere Anſicht, gegenüber jener des gelehrten Hrn. Verfaſſers, dargelegt: ſie gründet ſich theils auf Urkunden, theils auf die Betrachtung der Localität der Stadt und Umgegend; wo wir geirrt, nehmen wir willig Belehrung an; denn uns gilt der Satz: „prima historiae lex veritas!“ und unbedenklich widerrufen wir unſre Aſſerte, wenn uns deren Haltloſigkeit dargethan wird!

Wir laſſen nun einige wenige Bemerkungen über die §§. des IV. und V. Hauptſtückes folgen:

Für einen Druckfehler halten wir, was S. 236 ſteht: „als älteſte Zunftordnung iſt zur Zeit zu betrachten jene der Deck-, Staucher- und Leineweber vom Jahre 1511 auf Pergament.“ Denn S. 259 wird erzählt, daß im Jahre 1151–52 die Becken Buß zahlten wegen der Schweine, die ſie frey laufen ließen und S. 109 iſt der Pfiſterknechte (Backergeſellen) zum Jahre 1373 mit ihrer Stiftung eines ledigen Bettes und einer Pfründe für einen kranken Mitbruder gedacht. Beydes deutet in jener Zeit ſchon auf eine bereits länger beſtehende Zunft der Bäcker hin. Die reichſte Quelle, zwar nicht über das Zuſtandekommen der Zünfte, wohl aber über ihre Einrichtungen und Gliederungen, über das geſammte gewerbliche Leben und Treiben, z. B. über den höchſt ſchwunghaften Betrieb der Bamberger Tuchmacherey („Zahwgarten, zinckenwerder kemle“) finden wir in jenen beyden Folianten des hieſigen ſtädtiſchen Archiv's, von denen der eine „Handwerksordnungen von 1490“ — der andere iſt ſpäter zuſammengeſchrieben — überſchrieben iſt, welches Jahr 1490 aber nicht zu dem Glauben verleiten darf, als ſeyen im beſagten Buche nur Handwerksordnungen von dieſem Jahre verzeichnet, wir haben hier vielmehr die Ordnung der Pfragner vom Jahre 1419 und 1436, der Kürſner von 1421, der Fleiſchhacker von 1424, der Tuchſcherer Geſetze von 1440, 1420 und 1453, der Kandelgißer von 1448. Noch vor dem Jahre 1480 machten Schreiner und Huter, Hafner und Seiler eine Zunft aus.

(Fortſetzung folgt.)

[*]) „Anno domini MCCCXI. tempore Clementis papae quinti annullatus et cassatus est ordo templariorum qui ante nos in isto loco nostro fuerunt.“ — Wer dieſe nos waren, erklärt eine andere Stelle des Nekrologs: „De introductione fontis anno M. CCC. LXIII. introductus est fons in domum fratrum minorum in Babenberg temporibus Bertholdi(?!) ejusdem loci episcopi.“ — Bekanntlich wurde der Templerorden auf dem Concil. Viennense am 3. April 1312 durch die Bulle „ad providam Christi vicarii“ aufgehoben. 1353–1363, 22. Oct. regierte Biſchof Leupold III. von Bebenburg, dem Friedrich II. von Trubendingen von 1363—1366, 19. May folgte. Berthold von Leiningen regierte dagegen von 1258—1285.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. July.

Nro. 152. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Mittelitalien vor den Zeiten römischer Herrschaft; nach seinen Denkmalen dargestellt von Dr. Wilhelm Abeken.

(Fortsetzung.)

Welch' einen Stoß den Ausonern die griechischen Colonien und die Etrusker später beybrachten, ist bekannt, so wie auch, daß sie durch die Niederlagen, welche sie durch die kriegerischen Horden der Samniter erlitten, völlig in Ohnmacht sanken, und daß zur Zeit der Römer die aus diesem Stamme erhaltenen Völkerschaften auf den Raum zwischen den Fluß Vulturnus und zwischen Latium beschränkt waren. Wie die Umbrer und Osker, gehörten auch die Sabiner zu dem großen Stamme, welchen wir mit dem Namen Sikeler bezeichnen. C. O. Müller glaubte, daß das Lateinische durch die Sabiner von seinem griechischen Charakter verlor, indem er (Etrusker I. S. 40) eine wesentliche Verschiedenheit zwischen den Sabinern und Oskern annahm. Mit feinem Takte schließt sich Hr. A. an Klenze an, welcher zeigte, daß sich eine Verschiedenheit zwischen dem Sabinischen und Oskischen auf der einen Seite, und dem Sabinischen und Lateinischen auf der andern nicht recht erweisen lasse. Das Sabinische stellt sich nur als eine besondere Gestaltung des großen Sprachstammes dar, welchen wir lateinisch und oskisch heißen. Die lateinische und oskische Sprache enthalten aber sichere Spuren innerer organischer Verwandtschaft.

Zu demselben Stamme, zu welchem wir die Sabiner rechnen, gehören auch die mit ihnen verwandten Samniter. Wenn man berücksichtigt, daß samnium bey den Samnitern einen Speer bezeichnete, und demnach ihr Name dieselbe Bedeutung hatte, wie der Name Germanen, also bloß auf ihren kriegerischen Charakter sich bezog, so wird man sie für keinen von den genannten Völkern verschiedenen Stamm ansehen. Bey dieser Gelegenheit erinnern wir, daß bey den Illyriern ein Wurfspieß Sabinum oder Sibinum hieß. Durch diesen Umstand gewinnt unsere Ansicht von der Verwandtschaft der ältesten Bewohner Italiens mit den Illyriern und Epiroten eine neue Bekraftigung. Dasselbe gilt von den Picentinern, deren Verwandtschaft mit den Sabinern sich eben so wenig bezweifeln läßt, als jene mit den Illyriern, und wir zweifeln nicht, daß auch die Marser, Peligner, Vestiner und Marruciner mit ihnen verwandt waren.

Wir haben bisher die Etrusker absichtlich nicht berührt, weil die Vermuthungen über die Abstammung dieses Volkes so getheilt sind, daß sich noch an keine Vereinigung der einander entgegengesetzten Meinungen denken läßt. Wir können die verschiedenen Ansichten, welche in der neuesten Zeit über sie und ihr Verhältniß zu den übrigen Ureinwohnern Italiens aufgestellt wurden, nicht näher erortern, sondern müssen uns darauf beschränken, bloß jene von C. O. Müller und Lepsius anzuführen. Müller hielt sich an die Erzählung des Herodot, nach welchem die Etrusker aus Lydien stammen, und modificirt dieselbe bloß dahin, daß nicht eigentliche Lydier, sondern tyrrhenische Pelasger an der Küste gemeint seyen. Hr. A. bemerkt hierzu (S. 19), daß, wie sich die Sache auch verhalte, es gewiß

bleibe, daß Etrurien in seiner ganzen Bildung und Entwicklung etwas nicht bloß von den obern, sondern auch von den südlichen Theilen der Halbinsel Abweichendes hat, und daß, wenn es auch gelingt, von einem großen Theile dessen, was in Kunst und Bildung als fremdartig dasteht, die Wege, auf denen es einfloß, in einem weit verzweigten Handel zu finden, doch dieser Handel selbst eine frühe Richtung auf Herrschaft des Meeres voraussetze, welche den Berichten von tyrrhenisch-pelasgischen Meerfahrten, den Zeugnissen ihrer Ansiedlung an den Küsten des Mittelmeeres, auf's beste entgegenkommt.

Mit großer Entschiedenheit tritt Hr. A. der Meinung von Lepsius entgegen, welcher in seiner Schrift über die tyrrhenischen Pelasger in Etrurien die Ansicht aufstellte, daß das fremde Element, welches die Etrusker charakterisirt, durchaus nur in dem Verhältniß des Pelasgischen zu dem unterworfenen Umbrischen zu suchen sey, daß das Pelasgische, welches eigentlich herrschend geworden, mit der Zeit von dem unterlegenen, nicht ausgerotteten Umbrischen zerstört, gleichsam unterhöhlt worden sey, und daß diese Reaction der alten Geschlechter gegen die Eroberer erst eigentlich das Etruskische gebildet habe.

So sehr wir mit dem Hrn. Verf. darin einverstanden sind, daß sich weder die Ansicht Müller's, noch viel weniger jene von Lepsius zur überzeugenden Gewißheit erheben lasse, so wenig können wir diejenige billigen, welche er selber aufstellt. Er bemerkt (S. 21), daß es auch schon allein in Bezug auf die bis in die spätesten Zeiten von Norden nach Süden herabfluthenden, vor allem die Thäler des Gebirges entlang sich bewegenden Züge nördlicher Bergvölker sehr wahrscheinlich sey, daß dieses ein seit alter Zeit eingeleiteter Canal war, oder daß Etrurien auf diesem und keinem andern Wege das in's Land einbrechende fremde Element erhielt. Diese Meinung, von Niebuhr zuerst entschieden ausgesprochen und in der neuesten Zeit von Steub kräftig vertheidigt, wird nach seiner Ueberzeugung auch die herrschende bleiben. Er stützt sich besonders auf den Namen, mit welchem die Eroberer sich selber nannten, Ῥασίναι. Denn daß dieses mit dem rhätischen Namen zusammenhänge, daß die Rasner, wie nach Hrn. Abekens Meinung der ungräcisirte Name lauten mochte, und die bey der gallischen Eroberung Oberitaliens in ihre alten Sitze zurückfliehenden Rhäter dasselbe Volk seyen, scheint ihm mehr als eine Hypothese.

„Denkt man sich, fährt er (S. 21 fg.) fort, diese herabziehenden Gebirgsvölker vielleicht auch in Folge anderer Stöße von oben in langen und fortdauernden Zügen herabrückend und als das namentlich in Tarquinii einfließende, durch Eroberung herrschend werdende fremde Element, so tritt freylich das Bedenken ein, welches Müllern und Andern Grund geworden ist, sich eine Ausbreitung des tuskischen Namens vom westlichen Meere her zu denken, das Bedenken nämlich, daß das erobernde Volk gerade nicht im Norden, der Gegend der Einwanderung, sondern vielmehr in der Ebene zu Glanz und Herrschaft gelangt ist. Allein man erwäge die Sache vom richtigen Standpunkt. Herrschaft des erobernden Volkes wird, und zwar besonders in antiken Staaten, da am raschesten erwachsen, wo das weiteste Substrat von Reichthum und Bildung im weitesten Sinne durch die Bewältigten gegeben ist. Jene gehen auf den neu gegründeten Staat über, werden sein Mark und Blut, während politische Formen, auch die Religion, so weit sie Cultus ist, von den Eroberern vorgeschrieben werden. Letzteres Verhältniß sieht man bey dem maurisch gebildeten Sicilien unter normannischer Herrschaft, nirgends anschaulicher aber und durch seine Analogie belehrender, als bey den Vandalen, welche, in Italien herabziehend, sich alle Vortheile der Unterworfenen aneignen, und, obwohl selbst ursprünglich dem Handel fremd, mit den Schiffen und Stapelplätzen der Unterworfenen eine Thalassokratie begründen, die der Etruskischen in wesentlichen Punkten sehr ähnlich ist. Auch, um ein Beyspiel aus dem alten Italien selbst zu erwähnen, in den von sabellischen Stämmen besetzten Ländern sind Kunst und Bildung auf die Eroberer übergegangen, in Lucanien, besonders aber in dem, obwohl den alten sabinischen Sitzen ferner gelegenen Bruttium, weil hier die reichen Handelsstädte (das beweisen die Münzen) ein breiteres Substrat der Bildung boten. Deßhalb scheint es mir gar kein Beweis für Lepsius' Behauptung einer bloßen Occupation von Seite der Pelasger, daß „Sitte und Kunst bey den Etruskern so großen Einfluß gewannen, was, setzt er hinzu, bey der Annahme eines ganz fremden, ungebildeten, erobernden Volksstammes völlig wunderbar erscheinen müßte.“ Im Gegentheil, was die ältesten Tyrrhener waren, das wurden nun auch die mit ihnen gemischten Eroberer. Das gemischte Volk sind die den Alten durch ihre eigenthümliche Bildung vor andern Völkern ausgezeichneten Etrusker. Wie sie selber

politische Formen und Religionsbegriffe herzubringen, so dient jenes vorgefundene Element der Bildung beyden als Hebel der Politik, weil Reichthum und Glanz (man denke an die Künstler im Dienste des Königs) das Königthum hob; der Religion, weil man die Mittel besaß, eam arte colendi, Liv. V, 1."

Obschon diese Ansichten beym ersten Anblick sehr viel Wahrscheinlichkeit zu haben scheinen, so dürften sie sich doch schwerlich zu historischer Gewißheit erheben lassen. Allerdings verfallt man sehr leicht auf die Vermuthung, daß Etrusker und Pelasger zwey verschiedene Völker waren, von denen das erstere das letztere unterwarf und in strenge Abhängigkeit versetzte. Allein die Vergleichung der verschiedenen Sagen, welche sich über die Urgeschichte von Kleinasien, Griechenland und Italien erhalten haben, führt zu einer, wie uns dünkt, richtigern Ansicht. Zuvörderst können wir, wenn Hrn. Abekens Vermuthung gegründet ist, nicht einsehen, wie die Sage von einer Einwanderung der Pelasger aus Lydien oder Thessalien entstand. Wir sind weit entfernt, dieselbe im buchstäblichen Sinne aufzufassen, aber eben so wenig können wir sie für eine alles Grundes entbehrende Dichtung erklären. Wir glauben, daß diese Sage, so wie jene von der Wanderung des Dardanus aus Etrurien nach Troja und des Aeneas aus diesem Lande nach Etrurien, auf die Verwandtschaft der Tyrrhener in Lydien, der Teukrer in Troja und der Pelasger in Thessalien und Griechenland mit den Tyrrhenern in Etrurien sich beziehe. Sodann kann man aus dem Umstande, daß verschiedene Namen in einer und derselben Provinz neben einander erscheinen, noch keineswegs mit Grund schließen, daß dieselben verschiedene Völker bezeichnen, die einander unterjochten oder verdrängten. Wie wir in andern Gegenden Italiens neben der allgemeinen Bezeichnung „Sikeler oder Pelasger" noch andere specielle Namen antreffen, so tritt uns auch in Etrurien neben dem allgemeinen, auch anderwärts erscheinenden Namen der Tyrrhener oder Pelasger eine specielle Bezeichnung dieses Theiles der Sikeler, nämlich der Name Etrusker oder Tusker entgegen. Wenn einzelne Städte mit doppelten Namen angeführt werden, wie dieß bey Cäre, das auch Agylla heißt, der Fall ist, so darf dieß als kein neuer Beweis zur Bekräftigung der Annahme, daß die Stadt verschiedene Einwohner hatte, angeführt werden. Wir erinnern, um die Grundlosigkeit einer solchen Behauptung darzuthun, an die vielen Namen, welche griechische Inseln und Städte hatten, eine Erscheinung, die sich aus den religiösen Verhältnissen der Urzeit erklärt, und verweisen hier nur noch auf Korinth, welches auch Heliopolis oder Sonnenstadt hieß.

Wären die Etrusker oder Tusker aus den rhätischen Gebirgen in die Ebenen herabgestiegen, so ließe sich die Bildung, welche sie hatten, und ihre Verwandtschaft mit den ältesten Einwohnern von Epirus, Thracien, Griechenland und Kleinasien schwerlich erklären. Wenn die Alten erzählen, daß die Rhätier mit den Etruskern gleichen Stammes waren, und diese sich selbst Rasener nannten, so ist damit noch keineswegs erwiesen, daß die Etrusker aus Rhätien eingewandert seyen. Viel wahrscheinlicher ist es, daß in der Epoche, wo die Gallier Italien überschwemmten, Tusker, von jenen vedrängt, die Alpen eingenommen und ihren Namen Rasener in die rhatischen Gebirge verpflanzt haben. Auch läßt sich die große Barbarey, welche den Rhätiern in dem Zeitalter des Augustus eigen war, und die den Sitten derselben sogar in spätern Zeiten noch vorgeworfen wurde, sehr leicht aus der Entartung begreifen, welche die Größe des eingebrochenen Landunglückes, der Mangel an Hülfsmitteln zur Erhaltung der Cultur und die Rauhigkeit des Bodens und Himmels bewirkt haben konnten; nicht so leicht dürfte sich aber darthun lassen, wie es gekommen seyn möchte, daß in Zeiten, die beynahe das Aydenken aller Geschichte übersteigen, ein kenntnißreiches und gebildetes Volk, wie die Etrusker waren, aus jenen entsetzlichen Wildnissen habe hervorgehen können. Betrachten wir die Etrusker als das, was sie waren, als Verwandte der alten Epiroten, Thracier und Griechen, so lassen sich alle ihre Verhältnisse vollkommen begreifen.

(Schluß folgt.)

Geschichte der Pfarrey St. Martin zu Bamberg und sämmtlicher milden Stiftungen der Stadt.

(Fortsetzung.)

Diese in den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts hinaufreichenden Handwerke oder Zünfte mit ihren „Ordnungen" und „Gesetzen" bestanden jedoch hierorts mindestens um ein volles Jahrhundert früher, wie das Stadtbuch, beginnend im October 1366, klar ausweist. (M. sehe Zöpfl, das alte Bamberger Recht. Heidelberg 1839. 8. Urkundenbuch. S. 111–116, 161–164). Da sind Fleischhacker, Loderer, pfister, schuster und gerber, smide, keßler und swertfegin, Sneider, vischer, müllner, winschröter, weinruffer, Steinmetzen, Zimmerleute und Dekker, Maurer, flaiber, füller, mortermacher u. s. w.

Die Fertigung der Mahlschlösser, welche die Nürnberger erst 1546 ihrem Mitbürger Hanns Ebemann zuschreiben, vindicirt Hr. H. laut Stadtrechnung vom Jahre 1413 den Bambergern. Mit besonderer Theilnahme hat Referent im §. 29. die Notizen über den Bau der steinernen Brücke, der hohen oder obern Brucke, die der damalige Stadtkammeister Conrad Scheßlitzer ausführt, überhaupt der übrigen Brucken in Bamberg gelesen. Das Bestehen der Schiffbrücke haben wir schon oben zum Jahre 1372, 25. May angeführt („biz an daz wasser, daz durch di Schiffbrukken flewsset," heißt es in der Original-Urkunde im städtischen Archiv.) — Die Verhandlungen der Bamberger Landstände (Fürst, Domkapitel, Adel und Bürgerschaft hielten nach Hrn. H. im Jahre 1529 den ersten formlichen Landtag) sind zur Zeit des Stadtkämmerers Reinecker nach dem Regierungssitze Bayreuth gebracht worden, daselbst sie aber wieder aufzufinden, dürfte schwerlich Jemanden gelingen.

Auch im hiesigen städtischen Archive befinden sich einige auf das heimliche Gericht in Westphalen bezügliche Urkunden, 1454, 2. Nov. sprechen der Vrygreue Johann Gardenwech und seine Beisitzer die Bevollmächtigten der Stadt Bamberg, Heinrich Schultheiß und Heinrich Freeß, von der Klage des Hanns weint lange frey. 1476. 9. April, Schiedbrief des Bischof's Philipps von Bamberg zwischen Burgermeister von Bamberg und Friedrich Francken, den die Stadt Bamberg in Rechten vor den Freyenstule des Heinrichen Sundt Freygreffen zum Volkmersen und vor dem Kapitel zu Arnsberg zu vertreten gehabt. Vor einigen Wochen erst hat sich in der städtischen Registratur eine Copie von 30 Schreiben, aus den Jahren 1465 im Sommer, bis zum 28. May 1467 vorgefunden, welche Briefe sämmtlich zum Gegenstande haben, die Gefangenlegung und Hinrichtung des freyen Schopffen Michel Heyder und die Genugthuung, die sein Sohn Hans Heyder und des Hingerichteten Wittwe von Burgermeister und Rath zu Bamberg fordern, die mehrmaligen Vorladungen der Bamberger vor den freyen Stuhl zu Freyenhagen unter der Linden, die triftigen Entschuldigungen des Bamberger Schultheissen Wilhelm Hawger und der wissenden Räthe des Fürstbischof's (Max von Rotenhan, Anthoni Stieber, Hanns Truchsess, später Albrecht von Giech Ritter, und Contz von Aufses der alten) und der Freyschopffen des Rats und der Stat Bamberg (Heinrich Glock vntterschultheis, Jobst Melber, Hans Zigler, Jobst Swab des Rats, Hans Stahel und Hanns Fortsch Stattschopffen, Mathes molgast, Hanns Schesslitzer, Ott Kun, Fritz vinster, Fritz sunder, Hanns Sachs und Fritz Steff, alle Burger zu Bamberg echt recht freyschopffen der heyligen heymlichen Acht), des Fürstbischof's kräftige Verwendung für seine Burger und dessen Appellation an den Kaiser und sein Gericht, endlich die kaiserliche Aufforderung an Hans Heyder, vor diesem höchsten Gerichte in Person oder durch einen Anwalt am anberaumten Rechtstag sich zu stellen. — Noch im Jahre 1494, 24. September erkundigte und insinuirte der Notar Georg Mülhanns dem Hannsen Volmar genannt von Twern, Freygreff zum Freyenhagen die Appellation der Burgermeister der Stadt Bamberg, welche sie gegen die Vorladung des Freygreffen wegen Sebastian, Heinrich, Jorgen, Hannsen und Peter dn Fortzschen an den römischen Kg. Maximilian oder seiner Majestät Kammergericht ergriffen haben. Wir glaubten dieß um so eher hier anführen zu sollen, weil Documente über das heimliche Gericht in Westphalen nicht sehr häufig bey uns getroffen werden.

Von großem Interesse ist „die kirchliche Excommunication und das Interdict." Die nicht unerhebliche Zahl von Urkunden, die auf dieses Ereigniß Bezug haben, und die sich noch vor einigen 20 Jahren auf der städtischen Registratur befand, ist bis auf wenige Ueberreste verschwunden. Hrn. H. gebührt auch hier wieder das große Verdienst, diese Urkunden zur rechten Zeit benutzt und der Hauptsache nach hier veröffentlicht zu haben. Uebrigens sah Ref. noch vor 14 Jahren im hiesigen Filial-Archiv eine ganze Schublade voll Urkunden über diesen Betreff.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. August.

Nro. 153. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Mittelitalien vor den Zeiten römischer Herrschaft; nach seinen Denkmalen dargestellt von Dr. Wilhelm Abeken.

(Fortsetzung.)

Was zunächst den priesterlichen Charakter ihrer Verfassung anbelangt, so dürfen wir nur an die alten Priestergeschlechter in Griechenland erinnern, von denen wir statt vieler bloß die Eumolpiden anführen. Diese Priestergeschlechter hatten in der Urzeit vor der Vereinigung der einzelnen Gemeinden zu größern zugleich die höchste weltliche Gewalt und selbst später, als sich Königreiche von größerem Umfange unter dem Einflusse verschiedener Umstände gebildet hatten, waren die Könige noch Oberpriester, wie dieß besonders die Geschichte der Spartaner zeigt. Daß aber nicht bloß die Könige der Tusker oder Etrusker diesen priesterlichen Charakter hatten, sondern auch die Oberhäupter der Lateiner, welche nach unserer Ueberzeugung mit den Tuskern gleicher Abkunft und Söhne der Sikeler waren, zeigen noch viele Angaben der spätern Schriftsteller. Wir wollen uns hier nicht auf die priesterliche Bedeutung der höchsten römischen Magistrate berufen, weil man diese aus dem Einflusse etruskischer Elemente ableiten könnte, sondern nur an den Dictator von Lannuvium erinnern, welcher, wie aus Ciceros Rede für den Milo bekannt ist, zugleich auch Flamen oder höchster Priester der Hauptgöttin dieser Stadt, der Juno, war.

Die drückende Abhängigkeit, in welcher das Volk in Etrurien lebte, läßt sich auch sehr wohl erklären, ohne daß man zur Annahme einer Unterjochung der ersten Bewohner des Landes durch ein fremdes Volk seine Zuflucht zu nehmen braucht. Die Untersuchungen der neuern Zeit haben die Ansicht ziemlich fest begründet, daß die Heloten nicht erst durch die Spartaner in die strenge Knechtschaft versetzt wurden, in welcher sie in der spätern Periode erscheinen, und selbst in der Geschichte Athens schimmert in der Zeit, wo Drakon als Gesetzgeber auftrat, der Druck noch deutlich durch, unter welchem die gemeinen Leute lebten. Nach den Homerischen Gesangen war der Einfluß des Volkes, welches bey Versammlungen einen Vorschlag nur genehmigen oder verwerfen konnte, höchst unbedeutend, und wenn wir lesen, daß die Männer aus demselben weder im Kriege, noch im Rathe der Fürsten von einiger Bedeutung waren, so dürften wir kaum bezweifeln, daß die Abhängigkeit des eigentlichen Volkes auch in Griechenland in der Urzeit, freylich nicht an allen Orten in gleichem Grade, viel bedeutender war, als sie gewöhnlich angenommen wird. Zudem darf man nicht übersehen, daß die Macht der Etrusker durch Eroberung sich sehr vergrößerte, und daß die von ihnen außerhalb ihrer ursprünglichen Heimath unterjochten Völkerschaften, wenn diese auch ursprünglich mit ihnen verwandt waren, nach dem Kriegsrechte der Alten nicht milder behandelt wurden, als die Penesten in Thessalien nach der Eroberung dieses Landes durch die Thessalier. Die strenge Abhängigkeit, in welche die Bewohner der nun unterworfenen Bezirke geriethen, und die Vergrößerung und Ausdehnung, welche die Macht des Adels dadurch erlangte, mußte auch die Abhängigkeit, in welcher das Etrus-

kische Volk bereits stand, vielfach vergrößern. Daß die Etrusker deßhalb, weil sie verwandte Völker angriffen und unterjochten, nicht für ein von diesen verschiedenes Volk angesehen werden können, beweist die Urgeschichte Griechenlands und Kleinasiens, wo die Aeolier und Jonier die ihnen verwandten Karier und Leleger nicht schonender behandelten, als ein Feind den andern zu behandeln pflegt, so wie die Geschichte der germanischen Völkerschaften. Die Seeherrschaft der Etrusker und die mit Handel verbundene Seeräuberey, welche sie in der frühesten Zeit vor andern Völkerschaften Italiens auszeichnet, war zum Theil durch ihre Lage, zum Theil durch ihren Charakter bedingt, so daß sie nach unserer Ansicht keineswegs als ein schlagender Beweis für die Verschiedenheit ihrer Abstammung angeführt werden kann. Die Karer, welche nach allen Zeugnissen mit den Lelegern so nahe verwandt waren, wie diese mit den Aeoliern und Pelasgern, ferner die Bewohner Creta's, welche Pelasger waren, unternahmen schon in den frühesten Zeiten Seefahrten, und die Karer trieben auch Seeräuberey. Unter den Germanen können wir in dieser Beziehung die Normänner erwähnen, welche durch die Lage ihrer Wohnsitze nicht minder zu Seefahrten und zur Seeräuberey eingeladen wurden, als die Etrusker, während ihre Brüder, welche im innern Deutschland saßen, dieselbe nicht kannten. Daß diese Seeräuberey später in Seehandel überging, erklärt sich aus den Fortschritten, welche sie in der Cultur machten. Ging ja auch das berühmteste Handelsvolk der alten Welt, die Phönicier, ebenfalls erst allmählich vom Seeraub zum friedlichen Verkehr mit andern Nationen über.

Auch die Sitten und die Sprache der Etrusker mußten durch die Verschiedenheit ihrer örtlichen Verhältnisse, ihrer Lebensweise und Beschäftigung ein verschiedenes Gepräge erhalten; besonders mußte die Sprache im Fortgange der Zeit sich so eigenthümlich entwickeln, daß sie sich von der lateinischen bedeutend unterschied und den Römern der spätern Zeit eben so unverständlich war, wie einem Deutschen, welchem wissenschaftliche Studien fehlen, die Sprache der Dänen oder Schweden. Wie in Griechenland die barbarisch lautende Sprache der Karier und die jener Zweige der Pelasger, welche, von den heimathlichen Sitzen entfernt, unter andern Völkern lebten, sich auf verschiedene Weise entwickelte, so mußte auch die der Etrusker bey der Verschiedenheit ihrer Lage, Verhältnisse, Lebensweise und Beschäftigung einen höchst eigenthümlichen Charakter erhalten; allein daraus dürfen wir noch auf keine radicale Verschiedenheit in ihren Wurzeln schließen. Zu dieser Annahme berechtigt nach unserer Ansicht auch der Umstand nicht, daß es bis jetzt noch nicht gelang, den Schlüssel zu ihrem Verständnisse aufzufinden. Vielleicht führen einmal zufällige Umstände zu diesem Ziele, nachdem bereits ein viel versprechender Anfang gemacht ist.

Vorzüglich scheinen uns die religiösen Verhältnisse der Etrusker für ihre Verwandtschaft mit den Pelasgern in Epirus, Thessalien und Griechenland, so wie mit den Thraciern zu sprechen. Die vielen Gebräuche und das Schaugepränge bey den Mysterien der Griechen haben mit dem großen Ceremoniel des etruskischen Cultus eine große Aehnlichkeit. Die Kenntniß, welche die Etrusker in der Mantik besaßen, so wie der Werth, welchen sie auf dieselbe legten, erinnern an die Sehergabe des Helenus und der Cassandra, deren Namen in Epirus fast eben so verbreitet und einheimisch waren, wie im trojanischen Gebiete, und an die hohe Bedeutung, welche die Griechen schon in der Urzeit der Mantik beylegten, so wie an die tiefe Einsicht, welche Melampus, Tiresias und andere in derselben besaßen. Zauberey und Beschwörungen, welche bey den Etruskern so häufig erwähnt werden, finden wir auch in Griechenland, besonders in Thessalien und Korinth, wo Medea, die größte Zauberin, eine so bedeutende Rolle spielt. Beschwörungen und Zauberkünste wurden hier sogar zur Heilung von Wunden angewendet, und selbst politische Gährungen suchte man durch Sühnungen und religiöse Gebräuche zu dämpfen, wie die Sagen von Epimenides von Creta und ähnliche beweisen. Selbst der finstere Aberglaube der Etrusker dürfte, verglichen mit ähnlichen Erscheinungen, welchen wir in Epirus begegnen, zur Bekräftigung unserer Vermuthung über die Ver-

wandtschaft der Etrusker mit den Bewohnern dieses Landes beytragen, so wie ihre Ansichten von der Unterwelt. Wir verweisen in dieser Beziehung auf den Acheron, den acherusischen See und ähnliche Namen, welche in Epirus vorkommen und deutlich genug an den Cultus der chthonischen Götter und den düstern Charakter desselben erinnern.

Wenn wir das Resultat der bisherigen Erörterungen zusammenfassen, so besteht dasselbe in Kürze darin, daß die Bewohner Italiens, die Ligurer, welche celtischer Abkunft waren, und die Gallier, welche später eindrangen, ausgenommen, demselben Volksstamme angehörten, von welchem jene von Epirus, Thracien, Griechenland und Kleinasien ihren Ursprung hatten. Sie führten aber in den einzelnen Gegenden verschiedene Namen, welche sich bald über einen größeren, bald über einen kleineren Landstrich ausdehnten, je nachdem die Zweige, welche dieselben trugen, ihre Herrschaft zu erweitern vermochten, oder von andern zurückgedrängt wurden. Der allgemeine Name, welchen dieselben hatten, war jener der Sikeler, die als Autochthonen auch Aboriginer heißen, und von den Griechen Pelasger und Tyrrhener genannt werden, wegen der Aehnlichkeit, welche sie vermöge ihrer Abstammung mit diesen hatten.

(Schluß folgt.)

Geschichte der Pfarrey St. Martin zu Bamberg und sämmtlicher milden Stiftungen der Stadt.

(Schluß.)

Die Gewaltthaten der gegen Bischof, Kapitel und Klerus ergrimmten Bürger Bambergs trieben den Bischof aus der Stadt; sie selbst setzten sich deshalb in kriegerische Verfassung. Daß der Bischof im Jahre 1133 bey der Durchfahrt am Rathhaus auf der obern Brücke in das Gesicht verwundet worden wäre, stellt ein vor uns liegendes Manuscript aus dem städtischen Archiv geradezu in Abrede; es führt die Aufschrift: „Refutatio der, Einem Magistrat dahir in Bamberg aufgebürd- und bezüchtigten Gewalt Thätigkeit, so dieselbe an dem Bischoff Antonio anno 1433 unter dem Rathhaus verübt solle haben." 6 Blätter in Folio, spätestens aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts.

S. 299—337 theilt Hr. H. den Bericht der M. Anna Junius über den Aufenthalt der Schweden in Bamberg mit. Wir bitten, mit dieser sehr anziehenden Schilderung der Nonne des Klosters zum hl. Grab jene aus den literis annuis der Jesuiten in den gel. Anz. 1814 zusammenzuhalten und über die Schlacht bey Bamberg, in welcher Tilly den Schweden Horn besiegte, dessen Relation an seinen König zu lesen. Alle drey Aussagen ergänzen und berichtigen sich wechselseitig. Die Zahl der im Bauernkriege zerstörten Schlösser und Kloster beträgt nach der im hiesigen Filial-Archiv aufbewahrten gleichzeitigen Verzeichnung 131 Sitze und 6 Klöster.

Die zweyte Abtheilung gibt, wie schon gesagt, die Geschichte der Stiftungen. Auch hierzu nur wenige Bemerkungen. Zu S. 366 und 110 theilen wir eine auch kürzlich von uns aufgefundene und Hrn. H. nicht bekannte Urkunde über das Katharinenspital vom Jahre 1376, Juli, hier unten mit und fügen ihr eine noch ältere, stark beschädigte vom J. 1285 bey, deren Inhalt uns in der Ungewißheit läßt, welcher von den Stiftungen, deren Anfange, Dotirung, Erwerbungen und Schicksale der gelehrte Hr. Verf. mit so großer Gründlichkeit und Sachkenntniß schildert, sie angehören möchte; wir legen sie deßhalb Hrn. H. zu gefälliger Entscheidung vor *). — Eine Stiftung, freylich von minderem Be-

*) Nro. I. 1376. Juli.

Nos heinricus dei gracia decanus Ecclesie Bambergens. Recognoscimus publice presencium inspectoribus vniuersis. Qualiter constitutus coram nobis in figura iudicii discretus vir Johannes Kraft de Mospach, vicarius altaris Sanctorum, Thome apostoli, et Anne matris Marie virginis in ecclesia Sti. Stephani | Bambergens. Recognouit publice et expresse, pro se, et suis in dicta vicaria successoribus, quod ipse propria in persona de octo libris hallensium. Quatuor || pullis carnisprivalibus, ab Hermanno Nuenburger. Item de decem solidis hallensium de domo Nycolai Lyse retro Sctm. Martinum per ipsum vica | rium, et suos successores perpetue recipiendis, et per olim Conradum Schaw conparatis, in die Sti. Marcellini Episcopi, que est quarta dies post Egidii || in anniuersario

lange, haben wir im vorliegenden Werke nicht finden können. In einer Urkunde des ſtädtiſchen Archivs vom

---

iam dicti Conradi Schaw infirmis hominibus, in hospitali Ste. Katharine prope Stm. Martinum, Bamberge degentibus || triginta. Solidos halsensium, cuilibet infirmorum porcionem suam, ob remedium anime dicti Conradi Schaw ad manus dando, sine diminucione qualibet || dabit et assignabit, In cuius rei testimonium, Sigillum nostrum, presentibus duximus appendendum, Actum et Datum. Anno domini Millesimo tricentesimo sep || tuagesimo sexto in crastino beate Marie Magdalene.

(Sigillum Heinrici Decani deest.)

Nro. II. 1285.

Dyonisius Dej gracia . . . rensis Ecclesie Episcopus. Dilectis in Christo Magistre et conuentuj Leprosarum in Babenberc || Salutem et sinceram in Christo caritatem. Cupientes Ecclesiam vestram et locum congruis honoribus a Christi || fidelibus frequentari et . . . pro hoc donis spiritualibus reddamus populum diuine gracie apciorem; de omnipotentis || Dei misericordia, et beatorum petri et pauli meritis et auctoritate confisi, omnibus vere penitentibus, et confessis, qui in anniuersario || dedicacionis Ecclesie vestre, et altarium, et precipuis festis. Saluatoris, videlicet Nativitatis, Resurectionis, pentecosten || nec non infestis quatuor beate virginis, patroni *beati Johannis Baptiste.* et beatorum petri et pauli, Beatj Franciscj, et Antonij, || ad ipsam Ecclesiam et locum causa deuocionis, deuote et humiliter accesserint, et eis manum adjutricem porrexerint; || elemosinis cottidianis, diuine propiciacionis graciam petiturj, quadraginta dies de injuncta sibi penitentia et annum || venialium misericorditer relaxamus presentibus perpetuo valituris, jta tamen si diocesanus sue assensum dederit || voluntatis. Datum (Nur)ẽberc. Anno. o o o dominj. M. CC. LXXXV. feria secunda post Judica.

An blauen und rothen Fäden hängt das ſtark beſchädigte und unkenntliche Sigill des Biſchofs Dyoniſius. Auf der Rückſeite ſteht: Fr. C. de Onoldspach.

28. Auguſt 1508 iſt eine Stiftung erwähnt, „denen armen leuten, ſo ye zu zeitten zu Bamberg im Loch auff denn tod gefanngen ligen, zu gut," gemacht von den Teſtamentariern Baugrazen Braun's ſeligen, nämlich Michell Koslinger, corher zu vorcheim, hanns Braun, des Fürſten von Bambergs Cammermeiſter und Wolff Fürſt, Burger zu Bamberg ꝛc.

Zeigen uns die Menge der milden Stiftungen der Stadt den frommen, ächt chriſtlichen und menſchenfreundlichen Sinn unſrer Vorfahren im ſchönſten Lichte, ſo gibt die Neuzeit uns den erfreulichſten Beweis, daß in den heutigen Bewohnern Bambergs dieſer Geiſt ihrer Altvordern nicht erſtorben iſt, ſondern zur Linderung des menſchlichen Elends höchſt thätig ſich erzeigt.

Um jedoch unſere Anzeige nicht über Gebühr zu erweitern, ſchließen wir dieſelbe mit dem Urtheile, daß Hr. H. in dieſem Buche um die Stadt- und Bisthums-Geſchichte in hohem Grade ſich verdient gemacht, weßhalb ihm der wärmſte Dank für ſeine Bemühungen und Opfer gebührt. Mit Freude geſtehen wir ihm, wie er uns durch ſeine Geſchichte ausnehmende Belehrung gewährt habe. Gar Vieles hat der gelehrte Hr. Verf. völlig neu zu Tage gefördert, Bekanntes berichtigt oder unter dem wahren Geſichtspunkt dem Leſer hingeſtellt; es iſt ihm gelungen, dem Wohlthätigkeitsſinne und der Humanität der früheren Bewohner Bambergs ein ſchönes Denkmal zu errichten; damit aber hat er ſich ſelbſt ein monumentum aere perennius geſetzt. Hinſichtlich desjenigen, was wir in unſerm Berichte nach unſrer vom Hrn. H. abweichenden Anſicht gegeben, oder was wir an einzelnen Theilen ſeines Werkes auszuſtellen hatten, rufen wir ihm das Bekannte und hier durchaus Paſſende: „ubi plurima nitent, levissima offendimur macula" zu!

Dr. G. Th. Rudhart.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. August.

Nro. 154. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Geschichte des Mittelalters. Ein Lehrbuch für akademische Vorlesungen und die höhern Classen gelehrter Schulen. Von Dr. J. Möller, Professor der Geschichte an der katholischen Universität Löwen in Belgien. Erster Band. Die zwey ersten Perioden bis auf Gregor VII. Mainz, Verlag von Kirchheim, Schott u. Thielmann. 1844. XXII. 492 S.

Es ist zwar nicht die Weise der gelehrten Anzeigen, Lehrbücher und ähnliche für Schulen bestimmte Werke ihren Lesern vorzulegen, aber dennoch glauben wir mit der vorliegenden Geschichte des Mittelalters eine Ausnahme machen zu dürfen. Nicht nur weil sie, so viel es bey einem so umfassenden Inhalte möglich ist, auf Quellenstudium beruht und möglichst selbstständig dasteht, sondern auch weil die ganze Haltung des Buches sich so vortheilhaft vor anderen auszeichnet, daß wir es einer besonderen Empfehlung würdig erachten. Andererseits giebt uns gerade dieses Anlaß, die etwaigen Mängel im Interesse der historischen Wahrheit und der in der Vorrede enthaltenen Aufforderung des Verfassers gemäß ungescheut zu rügen. Hiebey sey es uns aber auch erlaubt, offen zu bekennen, daß wir die meisten dieser Mängel viel weniger für individuelle, der Rechnung des Hrn. Möllers zugehörige halten, als vielmehr sie der allgemein vorherrschenden Methode, die Geschichte des Mittelalters zu behandeln, zuschreiben. Wenn Ref. daher die Kühnheit hat, gegen die bisher übliche Behandlungsweise in die Schranken zu treten, fühlt er sich hiezu nicht bloß durch eine siebenjährige Erfahrung, durch vielfaches Vergleichen und Prüfen ermächtigt, sondern auch durch innere und äußere Gründe berufen, gegen einen Schlendrian zu protestiren, der lange genug in den Compendien die Herrschaft behauptete.

Der Begriff der Geschichte des Mittelalters wird wesentlich durch die Gränzen der Geschichte des Alterthums und den Anfang der Geschichte der neueren Zeit bedingt. Wo aber jene aufhört, diese anfängt, darf nicht dem willkührlichen Ermessen des Einzelnen und damit dem Zufalle überlassen bleiben, sondern muß sich aus inneren Gründen ergeben. Die meisten Historiker glauben durch ihre Vorgänger der Mühe, hierüber neue Forschungen anzustellen, längst enthoben zu seyn, und fahren ruhig fort, vom Jahre 476 bis 1517 die Geschichte des Mittelalters zu begreifen, d. h. der Umsturz des längst morschen weströmischen Schattenreiches und der Eintritt der Glaubensspaltung in Deutschland sollen für die gesammte übrige Welt das Signal zum Beginne neuer Aeren gegeben haben. Da wird dann das Mittelalter definirt als die christliche Aera, was von selbst den Gedanken in sich schließt, vor- und nachher habe es keine christliche Periode gegeben; andere glauben selbst einen recht kühnen Gedanken ausgesprochen zu haben, wenn sie darunter die Zeit der geistigen Knechtschaft begreifen, im Gegensatze zu der Geistesfreyheit des Alterthums und der modernen Periode. Aber einem mehr als tausendjährigen Abschnitte der Weltgeschichte, in welchem die Zerstörer des Alterthums, Germanen und Araber

auf den Höhepunkt ihrer Civiliſation gebracht wurden, in welchem in Wiſſenſchaft und Kunſt ſo Großes geleiſtet, in ſocialer Beziehung eine Freyheit errungen und erhalten wurde, gegen welche der Abſolutismus ſpäterer Zeiten kläglich abſticht; den Zeiten eines Beda und Carl des Großen, der Hohenſtaufen und des Dante kein anderes Kriterium abgewinnen zu können, als das der Knechtſchaft des menſchlichen Geiſtes, ſetzt unſerem Ermeſſen nach eine andere viel traurigere und unabwendbare Knechtſchaft voraus, die der geiſtigen Beſchränktheit, gegen welche bekanntermaſſen ſelbſt nicht einmal das Kraut von Anticyra Heilung zu bringen vermag. Auf gleicher Stufe der Lächerlichkeit ſteht der Verſuch, das Mittelalter bis zur Erfindung des Pulvers und, aus den gewöhnlich angegebenen Gründen, bis zu den großen transatlantiſchen Entdeckungen zu führen. Wer ein auch nur halbweg ſelbſtſtändiges Urtheil über geſchichtliche Dinge beſitzt, kann mit Beſtimmtheit ſagen, daß derjenige nie das Pulver erfunden hätte, welcher demſelben eine Kraft zuſchreibt, gegen die der Dampf unſrer Tage zur Null herabſinkt. Was aber die großen Entdeckungen betrifft, ſo haben ſie allerdings ſpäter einen unermeßlichen Einfluß ausgeübt, aber merkwürdig iſt von dieſem in den Büchern am wenigſten zu leſen, welche ſich ſo ſehr beeilen, das Mittelalter damit zu ſchließen. Auch Möller hat ſich den Verlegenheiten nicht entziehen können, welche nothwendig aus der falſchen Begränzung des Mittelalters hervorgingen. Ihm iſt „die Geſchichte des Mittelalters die Geſchichte des katholiſchen Abendlandes, welches ſich unter der geiſtigen Leitung der Kirche und ihrer Häupter, der Päpſte, in der Einheit des Glaubens zu einem ihm eigenthümlichen Leben entwickelt.“ Conſequent wird dann das Mittelalter mit dem Jahre geſchloſſen, in welchem durch die große Glaubensſpaltung das Abendland erſt in zwey, hierauf in drey einander feindlich entgegen ſtehende Heerlager getrennt wurde. Dieſer Anſicht zufolge gäbe es alſo nicht nur für den Orient kein Mittelalter, ſondern auch nicht einmal für diejenigen Staaten, welche ſich von dem inneren oder äußeren Mittelpunkte der kirchlichen Einheit getrennt haben. Ich begnüge mich vorerſt gegen dieſe Darſtellungsweiſe das Eine geltend zu machen, daß ſie einerſeits zu ſehr local, andererſeits mehr kirchenhiſtoriſch als univerſalhiſtoriſch ſey. So unläugbar aber auch der Einfluß, ja zeitweiſe auch die innige Durchdringung des Kirchlichen und Politiſchen im Mittelalter geweſen iſt, ſo ſind doch die Epochen der Univerſalgeſchichte und Kirchengeſchichte nicht immer dieſelben, ja manchmal ſelbſt ſtrenge geſchieden. Gewiß würde man es dem Kirchenhiſtoriker mit Recht verargen, wollte er nicht mit der Geburt des Heilandes eine neue Epoche anfangen; der Univerſalhiſtoriker aber wird dem Chriſtenthume die gebührende Stellung einräumen, wenn er dann dasſelbe als eine Epoche begründend hervorhebt, wo es wirklich in ſeiner äußeren Erſcheinung bereits alle Lebenskräfte zu ſammeln und gegen die frühere Zeit eine neue zu begründen vermochte. Dieß iſt aber einer der ſchlagendſten Gründe, warum die Geſchichte des Mittelalters nicht mit dem Jahre 476 begonnen werden darf, ſondern mit der Begründung einer rein chriſtlichen Hauptſtadt des römiſchen d. h. civiliſirten Erdkreiſes begonnen werden muß, d. h. mit dem Jahre 330. Allein giebt es denn überhaupt ein Mittelalter, und iſt dieſer Begriff nicht willkührlich erfunden, vielleicht im Dienſte einer modernen Anſicht, in deren Intereſſe es lag, ſo dunkle Farben als möglich auf vorausgegangene Zeiten zu häufen, um das Talglicht ihres kärglichen Geiſtes deſto heller leuchten zu laſſen? Daß derartige Beſtrebungen ſtatt fanden und noch ſtatt finden, weiß Jedermann, welcher auch nur einen Blick in ein Leipziger Literaturblatt oder ein anderes jener norddeutſchen Journale warf, die wohl nur deßhalb am hellen Mittage wie toll Licht, Licht ſchreyen, weil es ihrer inneren Leuchte ergangen iſt, wie der der thörichten Jungfrauen im Evangelium.

Es liegt das Schreiben eines in der Geſchichte tüchtig bewanderten Mannes vor mir, welcher der Geſchichte des Mittelalters auch mehr eine künſtliche Deutung als einen natürlichen Verlauf unterzuſtellen bereit iſt, und ich glaube, indem ich ſeine Worte mittheile, die wiſſenſchaftliche Ueberzeugung nicht bloß Eines Mannes auszuſprechen. Er ſchreibt: „Ich kann einen Gedanken nicht bergen, der Ihnen vielleicht wie eine kleine hiſtoriſche Heterodoxie vorkommen wird. Ich faſſe nämlich das, was man Mittelalter heißt, allerdings etwas local auf, als In-

begriff der Zustände des christlich germanischen Abendlandes und seiner Anneren, in dem gegebenen, nach Ansichten etwas zu erweiternden oder verengenden Zeitraum. Allgemein, welthistorisch, ökumenisch, wenn Sie wollen, statuire ich kein Mittelalter, sondern nur zwey Geschichtshälften, eine vorchristliche und eine christliche. Der Name und Begriff des Mittelalters scheint mir überhaupt der Erfindung einer Zeit angehörig, deren Hauptmeinung eigentlich doch gewesen ist, zwischen die beyden Lichter des klassischen Alterthums und der modernen Aufklärung eine dunkle Partie hineinzustellen, und dieses nicht bloß des Effectes wegen. Ich weiß nun recht wohl, wie sich dieser dunkel gemeinte Begriff in der Folge, ja selbst im Sprachgebrauche, recht lieblich, auch färbig erhellt hat, aber eben doch nur, wie mir scheint, in seiner lokalen Beziehung. Allgemein gesprochen ist mir dieses Mittelalter doch nur eine Phase der neuen oder christlichen Geschichte. Es ist darum schwer, nach vorne oder hinten abzuschließen und eben so schwer wird auch ein ökumenisches Mittelalter vorzutragen seyn, wenn man nicht, wie Rühs ganz ethnographisch, von Volk zu Volk die Erde umgehen will, womit doch für die Erkenntniß des Ganzen wenig gethan ist."

Offenbar werden alle diese Bedenken und Einwürfe am besten gelöst, wenn in einer Geschichte des Mittelalters gezeigt wird, daß sie sich nicht nur auf dem Wege der Thatsache und Geschichte lösen lassen, sondern auch allein dadurch das Mittelalter aus der bisherigen einseitigen Auffassung herausgerissen und in die gebührende Stellung gebracht werden könne. Daß die Weltgeschichte in den alten und in den neuen Bund zerfällt, wird nur der läugnen, welcher in subjectiver Ansicht befangen und auf nicht begründete Voraussetzungen gestützt, darin abgethane Worte findet, während er sich selbst in die Classe der heimathlosen Geister stellt, die ruhelos im Dunst der Negation sich verzehren. Von allen Ereignissen, bey dem Uebergange aus dem Alterthume in die neuere Zeit, hat keines auf den Occident und den Orient tiefer, nachhaltiger eingewirkt, und ist keines so ganz aus den Bedürfnissen des Christenthums hervorgegangen, als die Gründung des christlichen Byzanz, Constantinopels. Der Umsturz des weströmischen Reiches im Jahre 476, Möllers und fast aller andern Historiker Anfangspunkt des Mittelalters, kommt an innerer Bedeutung dieser Thatsache nicht im Entferntesten gleich, zumal da jeder tiefer Blickende die Schuld oder das Verdienst, das längst verfaulte abendländische Römerreich, welches ohnehin nur noch in Italien vorhanden war, vollends umgestürzt zu haben nicht Odoaker, sondern dem Vandalenkönige Geiserich zuschreiben wird. Ein abendländisches Reich war ferner auch erst möglich geworden, seit der Sitz der Regierung von Rom nach Constantinopel verlegt worden war; durch Constantinopel wurde immer noch eine gewisse Einheit in der civilisirten Welt erhalten und man wird kaum eine einflußreiche Thatsache in jener Uebergangszeit finden, deren causa movens nicht nach Constantinopel wiese. Selbst die Völkerwanderung, welche zu so großen Umwälzungen Anlaß gab, ist nicht geeignet, einen Abschnitt in der Weltgeschichte zu begründen, da immer das gerechte Bedenken übrig bleibt, solle der Einbruch der Hunnen, der Gothenkrieg des Valens, der Einbruch des Alarich oder gar erst der wilde Sturm Attila's als Anfang dieser Periode angenommen werden. Da aber anderseits die Völkerwanderung von so ausnehmender Wichtigkeit für die Geschichte des Mittelalters war, diese wahrhaft eröffnete, so gewinnt man, wenn die von uns angegebene Epochenabtheilung angenommen wird, die Möglichkeit, einerseits das römische Element, d. h. die Bildung der alten Welt, an deren Spitze das Christenthum, und anderseits die Völkerwanderung und die aus ihr hervorgegangenen neuen Staaten, zwey Dinge, die sich gegenseitig bedingen und ergänzen, als den Anfangspunkt des Mittelalters; eine Eintheilung, die eben so sehr dem natürlichen Verlaufe entspricht, als sie eine künstlerische — ich sage nicht künstliche, Darstellung gestattet. Ist die Geschichte des Mittelalters nur eine willkührliche Erfindung, eine künstliche Eintheilung der allgemeinen Geschichte, die keinen wesentlichen und distincten Inhalt hat, so ist mein gelehrter Freund in vollem Rechte, wenn er nur zwey Zeitalter in der Geschichte statuirt. Auch ich bin der Meinung, daß am Ende aller Tage nur zwey große Zeiten, des alten und

des neuen Bundes in ihrer Vollendung daſtehen werden. Allein ſo weit wir bereits in der letztern dieſer großen Hälften gekommen ſind, vermögen wir ſchon mit aller Schärfe der Wiſſenſchaft ein Zeitalter von 1200 Jahren gegen vorwärts wie gegen rückwärts abzuſondern, das vielleicht dereinſt in dem großen Drama der chriſtlichen Aera nur als der erſte Act erſcheinen wird, welches aber von der ſpäteren Periode, der Gegenwart, ſo ſtrenge geſchieden iſt, als es nur immer ſeyn kann, wenn die Richtung einer Zeit darauf hinausgeht, dasjenige wieder zu vernichten, was eine frühere Periode geſchaffen hat.

(Schluß folgt.)

Mittelitalien vor den Zeiten der römiſchen Herrſchaft; nach ſeinen Denkmalen dargeſtellt von Dr. Wilhelm Abeken.

(Schluß.)

Da aber den einzelnen Völkerſchaften neben ihrer ſpeciellen Bezeichnung häufig auch der allgemeine Name der geſammten Bevölkerung beygelegt wurde, ſo mußte beſonders ſpäter, als die Griechen ſich mit der römiſchen Geſchichte beſchäftigten, zumal da viele Namen von Göttern und Heroen an Epirus, Griechenland und Kleinaſien erinnerten, große Verwirrung entſtehen, indem dieſe bey der ihnen eigenthümlichen Lebhaftigkeit und Eitelkeit, ſo wie bey der verkehrten Anſicht, welche ſie von der weiten Verbreitung dieſer Namen hatten, und bey ihrem feſten Glauben, daß jeder Name ein beſonderes Volk bezeichne, nicht bloß zu der Annahme ſich verleiten ließen, daß die Bewohner Italiens aus Griechenland oder Theſſalien erſt ſpäter einwanderten, ſondern auch, da ſo viele Namen ſpäter verſchwanden, auf die Vermuthung verfielen, daß die Völker, welche ſie führten, im Laufe der Zeit verdrängt oder unterjocht worden ſeyen. Auf dieſe Weiſe wurde die Verwirrung ſo groß, daß man bey dem erſten Anblick der über die älteſten Einwohner von Italien erhaltenen Angaben an einer Löſung oder Ausgleichung derſelben verzweifeln möchte.

Trotz aller Verwandtſchaft aber mußten die einzelnen Zweige der italiſchen Bevölkerung bey der Verſchiedenheit der örtlichen und klimatiſchen Verhältniſſe, der Beſchäftigung und Lebensweiſe ſich eben ſo eigenthümlich entwickeln, wie die verſchiedenen Stämme und Zweige der Hellenen, und wer bedenkt, wie groß zur Zeit vor den Perſerkriegen die Verſchiedenheit zwiſchen den Spartanern und Joniern war, wie ſehr ſich gegenwärtig die Skandinavier oder die Holländer von den Deutſchen des eigentlichen Mutterlandes unterſcheiden, der wird ſich leicht erklären, daß auch in Italien ſich im Laufe der Jahrhunderte die Bewohner der einzelnen Provinzen höchſt eigenthümlich entwickeln mußten; er wird finden, daß der Unterſchied zwiſchen den Römern und Etruskern kaum größer war, als jener zwiſchen den Spartanern und Joniern. Noch weniger aber kann es befremden, daß die politiſchen Verhältniſſe der italiſchen Völkerſchaften und ihre Sprache trotz ihrer Verwandtſchaft mit den Griechen ſich auf eine eigenthümliche Weiſe ausbilden mußten, wenn man die Verſchiedenheit, welche gegenwärtig in dieſer Beziehung zwiſchen den Deutſchen und Skandinaviern Statt findet, beachtet; man wird es ſehr begreiflich finden, daß die Griechen früher durch ihre Coloniſten in Unteritalien, ſpäter aber nach der Eroberung ihres Landes durch die Römer durch ihren Aufenthalt in Italien, ſo wie durch den der Römer in Griechenland eben ſo bildend auf dieſe einwirken konnten, wie die Jonier und Aeolier in Kleinaſien auf die mit ihnen verwandten Leleger und Karer.

Uſchold.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. August.

Nro. 155. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Geschichte des Mittelalters ꝛc.

(Schluß.)

Daß aber mit Konstantin dem Großen wirklich eine neue Epoche in der Weltgeschichte begann, wird Niemand läugnen können, welcher erstens die regenerirende und überhaupt aufbauende Kraft des Christenthums bedenkt, welches jetzt erst von den Verfolgungen befreyt, ungehindert sich als Lebensprincip gelten machen konnte. Was aber hätte alle Kraft der Germanen genützt, wenn es ihnen gelungen wäre, an die Stelle des von ihnen besiegten und zertrümmerten Römerreiches nur ihre Barbarey zu setzen? Es lag wesentlich im Interesse der Menschheit, daß das Römerreich, welches Jahrhunderte hindurch allein die Weltgeschichte ausmachte und allein einer Weltgeschichte werth war, noch sich so lange erhielt, bis auch die Germanen von der Kraft dieses neuen Lebensprincipes durchdrungen waren und nun ein neues deutschrömisches Reich an die Stelle des alten setzen konnten. Für's zweyte darf nicht übersehen werden, daß Konstantins politische Einrichtungen eben so sehr, wie die Gewissensfreyheit, welche er ertheilte, eine gänzlich neue Epoche herbeyführten. Ihm ist es zu verdanken, daß es im Osten von Europa noch 1100 Jahre ein Reich gab, welches trotz aller geistigen Verknöcherung und Erstarrung, allem Formel- und Schreiberwesen dennoch eine große und seitdem nicht mehr auszufüllende Lücke in einer eigenthümlichen Großartigkeit erfüllte. Konstantin steht in der Mitte von zwey und zwanzig Jahrhunderten der römischen Geschichte und er ist es gewesen, durch den es kam, daß die erste und die zweyte Hälfte dieser großen Zeit einen gänzlich verschiedenen Stempel tragen. Mit ihm schließt sich die eine Hälfte, eröffnet sich die andere und da die Welt bereits eine römische geworden war, steht er somit auch an dem Scheidepunkte der alten und neuen Weltgeschichte. Wie wird dann aber wohl der Begriff der Geschichte des Mittelalters zu fassen seyn?

Die Geschichte des Mittelalters ist die Geschichte der Begründung, Ausbildung und des Verfalles einer respublica christiana, welche durch die großen Kriege des fünfzehnten Jahrhunderts, die mit der Eroberung von Constantinopel durch die Osmanen beginnen, durch die Entdeckungen neuer Erdtheile in politischer Beziehung und durch die Glaubensspaltung in religiöser Beziehung aufgelöst wurde. Ohne ihre Mitte und ihr Lebensprincip in Constantinopel zu finden, wird die Geschichte des Mittelalters ihrem Anfange und ihrem Ende nach an Neurom geheftet: ihr Lebensprincip, ihre geistige Einheit und den Impuls zu gemeinsamen Unternehmungen zieht sie aus Altrom, das durch das Christenthum seine Palingenesie feyert, und indem es dasselbe den Germanen mittheilt, und fortwährend die äußere und innere Gestaltung desselben bey ihnen überwacht und leitet, für alle Völker gleich unentbehrlich wird. Aber das zutiefst im Geiste des Christenthums liegende Princip der Scheidung des geistlichen und weltlichen Elementes, worauf alle christliche Cultur beruht, macht für die Erziehung der Völker in der Zucht des christlichen Glaubens jene weltliche Gestaltung nothwendig, die ihnen aus der Römerzeit überkam, das Kaiserthum. Erst wird mit dem Kaiserthum nach seiner Umgestaltung durch Constantin und Theodosius versucht, ob mit

demſelben der neue und großartige Bau eines chriſtlichen Staatenſyſtemes aufgeführt werden könne und das Zeitalter Juſtinians, der durch die Bezwingung der Vandalen und Oſtgothen die Hauptländer des Weſtens mit dem Oſten wieder vereinigte, läßt auch für einen Augenblick einer ſolchen Hoffnung Gehör ſchenken. Bald aber zeigt ſich dieſe Hoffnung als eitel und ſoll nicht eine Univerſaltyranney alle bereits gelegten Keime des Beſſern zerſtören, ſo muß die Kirche, der in weltlicher und geiſtlicher Beziehung der Orient bereits aufgekündigt hatte, einen weltlichen Beſchützer im Abendlande haben, müſſen die Fürſten ein Haupt bekommen, deſſen Größe nicht bloß eine irdiſche, ſondern zu höherem Endzwecke geheiligte iſt.

H. Möller hat die Wichtigkeit der Wiederherſtellung des weſtrömiſchen Kaiſerthums trefflich gewürdigt. Allein wenn er ſeinen erſten Zeitraum bis zu dieſer Epoche (800) ausdehnt, ſo können wir ihm dennoch nicht beyſtimmen und hierin nur eine natürliche Folge des fehlerhaften Ausgangspunktes (d. J. 476) gewahren. So gewiß die Völkerwanderung und Conſtantins Epoche nicht mehr zur alten Welt, ſondern einer Zeit angehören, welche mit dem Alterthum in Zwieſpalt trat, ſo gewiß iſt die Wiederherſtellung des Kaiſerthums durch P. Leo III. nicht der Anfang, ſondern der Höhepunkt eines der großen Abſchnitte der Geſchichte des Mittelalters. Dieſer Abſchnitt beginnt aber bereits mit der Conſtituirung des neuen karolingiſchen Königthums der Franken, welches bekanntlich per auctoritatem Romani Pontificis begründet wurde. So lange die Eintheilung mit dem Jahr 800 gewählt wird, wird dem irrigen Gedanken, das deutſche Kaiſerthum ſey nur eine künſtliche Schöpfung geweſen, Vorſchub geleiſtet, während doch Jahrhunderte daran gearbeitet haben und man könnte es geradezu ganz gleichgültig nennen, daß P. Leo III. Karln d. Gr. krönte. Die Sache lag ſo tief in dem Weſen und der ganzen Entwicklung des Mittelalters, daß es mit einer Art von innerer Nothwendigkeit ſo kommen mußte. Und war denn nicht auch von der Errichtung des karolingiſchen Königthums bis zur Krönung Karls des Gr. nur Ein Schritt? Viel näher aber als das letztere Ereigniß ſteht, um einen neuen Abſchnitt zu beginnen, das J. 752, da mit dieſem im Occidente das bezeichnete Ereigniß ſtatt fand, welches die Wiederherſtellung des Kaiſerthums zur Folge hatte, und im Oriente beynahe gleichzeitig (750) die Erhebung der Abaſſiden erfolgte, welche die ganze Politik des Morgen- und Abendlandes veränderte. Wenn wir jedoch oben das Jahr 330 als den Anfang des Mittelalters ſtatuirten, ſo iſt es nicht unſere Meinung, den erſten Zeitraum bis zum J. 752 zu führen. Sondern derſelbe hat ſeine natürliche Abgränzung mit dem J. 568 als dem Ende der Völkerwanderung durch das Eindringen der Longobarden, dieſer Hefe von Völkern in Italien, welche P. Gregor der Große in der bekannten Aeußerung über die Longobarden ſo richtig bezeichnete. Damit war die Grundlegung der neuen Staaten vollendet und zugleich hatte ſich in dieſer Periode das altrömiſche (weltliche) Element als unfähig erwieſen, die Bildung dieſer Staaten zu einem gedeihlichen Ende zu bringen. Mit P. Gregor dem Großen für das Abendland und Muhammed für das Morgenland beginnt der zweyte Zeitraum, den die Königskrönung Pipins, als Herbeyführung einer innern Einheit unter den verſchiedenen chriſtlichen Staaten, und der Sturz der Ommajaden, als Beginn der Auflöſung der von Mohammed begründeten Einheit, ſchließen. Auf dieſen folgt mit dem J. 752 der dritte Zeitraum, über deſſen Ende wir mit dem Verfaſſer nur wenig differiren. Denn wenn derſelbe den mit dem J. 800 begonnenen Zeitraum mit dem J. 1073 abſchließt, ſo ſtecken wir als deſſen Gränze das J. 1056/7, das Todesjahr Heinrichs III., P. Victors II., und im Oriente des K. Konſtantin Monomachus, des Vorgängers der Komnenendynaſtie. Die Regierung Heinrichs IV. macht in dem Kaiſerreiche einen neuen Abſchnitt und die Ereigniſſe, welche dieſelbe herbeyführte, geſtalten ſich zu einem großen und unzertrennbaren Ganzen, das vom J. 1056 bis zum J. 1122 dem Wormſerconcordate reicht und den erſten Abſchnitt der großen Kämpfe zwiſchen dem sacerdotium et regnum erfüllen, die einen eigenen Zeitraum in der Geſchichte ausmachen. Wenn Möller dieſen letztern (ſeinen dritten, unſern vierten) Zeitraum mit dem J. 1303, dem Tode des P. Bonifacius VIII., ſchließt, ſo beweist dieß den hiſtoriſchen Takt, welcher den Verfaſſer bey der ganzen Abfaſ-

ſung dieſes Buches leitete und den wir trotz aller Verſchiedenheit im Einzelnen öffentlich anzuerkennen uns gedrungen fühlen. Wir entheben uns aber des Vergnügens uns hierüber weitläufiger auszuſprechen, da der vorliegende erſte Band nur bis zum J. 1073 reicht und alſo auch erſt das Erſcheinen des zweyten Bandes abgewartet werden muß, um über die Durchführung ein Urtheil fällen zu können.

Man kann nicht anders ſagen, die Geſchichte des Mittelalters richtig aufzufaſſen, ſetzt größere Eigenſchaften voraus, als die Darſtellung der drey letzten Jahrhunderte, deren Begebenheiten unſere Denkungsart zu erzeugen halfen und auf die wir uns gewöhnt haben wie auf ein abgeſchloſſenes Ganzes niederzublicken, deſſen Ende wir ſelbſt ſind. Allein die Geſchichte des Mittelalters iſt ein Buch mit ſieben Siegeln und der Zauberſchlag, der uns die Pforten der neueren Geſchichte eröffnet, verhallt machtlos an den Felſenthoren, die zum Heiligthume jener älteren Zeiten führen. Das Ignoriren derſelben hat ſo wenig genützt, als der bekannte Phraſenkram, mit welchem man alles Pfaffentrug und Hinterliſt zuzuſchreiben ſich bemühte, was doch die edelſten Keime, die theuerſten Früchte eines Volkslebens in ſich ſchloß, welches längſt unter der arbiträren Richtung der neueren Zeit verſchwunden iſt und mit Recht iſt daher jene geiſtloſe und doch ſo lange in Deutſchland vorherrſchende Anſchauungsweiſe erſt unlängſt wieder der beißenden Satyre preisgegeben worden. Allein auch die geiſtreiche Manier, welche ſich an ihrer Stelle zur Herrſchaft zu erſchwingen ſucht und der Wahrheit gewiß eben ſo nahe kommt, als der Pedantismus der älteren und der neueren Annaliſtenſchule ihr ferne ſteht, genügt nicht um Erſcheinungen zu erklären, an welchen man rückſichtslos vorüber gehen zu dürfen glaubt, die aber den Kern und die Seele der großen Männer jener Tage bildeten. Es iſt vergeblich, Jemanden, der hiefür keinen Sinn hat, jene Freyheit und Unabhängkeit begreiflich zu machen, welche einer edleren Natur z. B. die Uebernahme von Gelübden gaben, durch die ſie ſich von der Welt losriß und einem himmliſchen Dienſte hingab. Sieht der eine darin nur eine geiſtige Sklaverey, erkennt der Andere darin einen Act von Herrſchſucht, ſo ſind die Unterſchiede von Schwärmerey, Fanatismus, Ambition und dergl. dann ſo fein gezogen, daß dem Weſen nach doch immer dieſelbe Geſtaltung zum Vorſchein kömmt, nämlich ſtatt des Porträts eine Carricatur, ein nach willkührlicher Vorſtellungsweiſe zuſammengetragenes Bild. Wem das Kreuz ein Aergerniß oder eine Thorheit iſt, der wird auch unmöglich an den Kreuzzügen irgend einen Gefallen finden und er hat wirklich bereits das Unmögliche geleiſtet, wenn er, ſelbſt von dem Kreuze kein weiteres Heil erwartend, ihnen doch noch eine hiſtoriſche Bedeutung einräumt, d. h. die Möglichkeit zugiebt, daß unter gewiſſen Verhältniſſen gewiſſe Perſonen ſich für gewiſſe Dinge enthuſiasmiren, welche doch eigentlich keines Enthuſiasmus werth ſeyen. Wer unter den chriſtlichen Confeſſionen nur Durchgangsepochen, Verpuppungen und Häutungen erblickt, denen in großer Unparteylichkeit vielleicht ein hiſtoriſcher Werth beygemeſſen wird, die aber nach der Lehre von den drey Ringen alle zuſammen gleich viel oder gleich wenig zu bedeuten haben, wird nach logiſcher Conſequenz den Standpunkt wählen, den wir als den bequemſten bezeichnen möchten, welcher an der Erſcheinung, der Aeußerlichkeit ſtehen bleibt, ſomit alſo auch die Dinge ſchildern, wie ſie ſich ſeinem Geiſte präſentiren, abgeſehen davon, ob die äußern Erſcheinungen die Wirkungen zufälliger Umſtände oder der in ihnen liegenden Urſachen ſind, dieſen entſprechen und alſo auch zu einem Urtheile über dieſe befähigen oder nicht. Die Frage iſt daher offen die, ob der univerſalhiſtoriſche Standpunkt dadurch erreicht wird, daß man ſich, um über die Ereigniſſe zu ſtehen, außer ihnen ſtellt, oder ob man denſelben nicht vielmehr erſt dadurch gewinnt, daß man es wagt, ihre Kräfte mit den ſeinigen zu meſſen, ſie auf ſich einwirken läßt und ſomit hinter ſie zu kommen ſucht? Die mindeſte Gerechtigkeit, welche man ſowohl einzelnen als ganzen Völkern zu erweiſen ſchuldig iſt, erfordert, daß man ihnen nicht die Motive unterbreitet, welche etwa auf uns einen Eindruck ausüben können, ſondern daß man ſich möglichſt in ihren Ideenkreis verſetze und ſomit ein Theilnehmer ihrer Leiden und Freuden geworden in die Gründe ihrer Handlungen einzudringen vermöge. Ein Volk verantwortlich zu machen, daß es die Aufgabe nicht erfüllte, die ihm, ſey es nach einem politiſchen oder philoſophiſchen Syſteme, ein

geistreicher Schriftsteller unterschiebt, die aber weder in seinen Ideen noch in seinen Kräften lag, oder ihm Beweggründe anzudichten, welche seiner ganzen Natur fremd sind, ist eine gleich große wissenschaftliche Sünde. Diejenigen aber, welche sich so leichten Schwungs über die Ereignisse stellen und ohne je durch noch so schreyende Thatsachen von den Vorspiegelungen einer lebhaften Phantasie abgebracht werden zu können, die Vergangenheit nach den ephemeren Ansichten abwägen, die sie sich von der Zukunft machen, mögen Acht geben, ob sie nicht einem wissenschaftlichen Principe huldigen, welches das Gegenstück zu der bekannten politischen Phrase abgiebt: la loi doit être athée. Bekanntlich hat eine nicht unbedeutende Partey geistreicher Männer von einer atheistischen Gesetzgebung die Lösung aller Fragen über das Verhältniß zwischen Kirche und Staat erwartet. Die Proben, welche wir seit dem Jahre 1789 und insbesondere im ärndtereichen Jahre 1793 erlebten, haben jedoch in Betreff des erwarteten Glückes vieles zu wünschen übrig gelassen. Auf die Wissenschaft angewendet lautet aber dasselbe Princip etwa wie der Wunsch eines sonst sehr wackeren Mannes, der dem Verfasser dieser Zeilen einmal zu verstehen gab, eine unparteyische Geschichte der Jesuiten erwarte er sich nur von einem Juden verfaßt. Die Götter haben seitdem diesem Flehen huldvoll zugelächelt und den Wunsch des Biedermannes zu erfüllen ist Sugenheim Geschichtschreiber geworden.

Gehörte zu einem Historiker, besonders des Mittelalters, nur so viel, sich ein beliebiges Thema vorzusetzen, die Quellen zu studiren und dann ohne weitere Erregung der Seele zu schreiben anzufangen; wäre Geschichtschreibung nur eine gewöhnliche Verstandesoperation, wo die Seele leer ausginge, dann freylich hinge die schwerste aller Künste von einem Talente ab, welches sich selbst sehr häufig unter den Menschen vorfindet. Wie aber ächtes historisches Studium einem Fatum gleich zu wirken vermag *) und denjenigen, welcher sich ihm hingiebt, zu ganz anderen Resultaten bringt, als er sich selbst anfänglich vorstellte, hat nicht nur jeder Einzelne hundertfältig an sich erfahren können, sondern haben wir auch in jüngster Zeit an einem der bedeutendsten Historiker Deutschlands erlebt, während die Heimath desselben Mannes zugleich eine der lächerlichsten Verirrungen aufweist, in die mit allem Geistesreichthum ein anderer Forscher aus Mangel an solider Basis gerieth.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu Möllers Buche zurück, so muß noch erwähnt werden, wie sich in ihm so Vieles vorfindet, was von einem tüchtigen Blicke in die Bedürfnisse des Lernenden Kunde giebt. Dazu rechnen wir Dinge, die Andern vielleicht von geringerer Bedeutung erscheinen, die wir uns aber zur Anwendung genau notirten, um, da wir selbst uns mit dem Plane beschäftigen, mit der Zeit ein Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters herauszugeben, davon auch für uns Gebrauch zu machen. Jedes Capitel ist in §§, jeder § in Unterabtheilungen getheilt, die Jahreszahlen stehen am Rande, die größeren und kleineren Abtheilungen haben kleine Uebersichten. Voran steht nicht nur die Literatur, sondern auch die Reihe von Königen, Kaisern, Päpsten u. dgl. Was hiebey noch zu wünschen wäre, ist eine kurze Kritik einzelner Bücher, wie dieses Spittler in seinem Entwurfe einer europäischen Kirchengeschichte mit Manchen gethan hat. Warum nicht mit allen, ist eben so klar, als warum es nach ihm unterlassen wurde, und zwar hiebey ganz abgesehen von der Spittler eigenthümlichen Präcision des Urtheiles und der wirklichen Kenntniß der Quellen, die bey so Vielen sich nur auf die Büchertitel und Citaten erstreckt, die von Hand zu Hand zu wandern pflegen. Ob der Verfasser einzelne Abschnitte wie z. B. über Skandinavien bey einer zweyten Auflage eben so weitläufig behandeln würde, als es bey der ersten geschah, lassen wir dahin gestellt. Jedenfalls aber sind seinem Buche viele Leser zu wünschen und ist ihm eine zweyte Auflage in Bälde zu versprechen.

Höfler.

*) volentem ducunt, nolentem trahunt.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. August.

Nro. 156. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefaktenkunde, herausgegeben von Dr. K. C. von Leonhard und Dr. H. G. Bronn, Professoren an der Universität zu Heidelberg. Jahrgang 1844. Stuttgart. Schweizerbart'sche Verlagshandlung. 1844.

Das seit 15 Jahren erscheinende Jahrbuch liefert auch in dem vorliegendenden Bande interessante Abhandlungen und Notizen über die Fragen des Tages. Neben mehr oder weniger ausführlichen Beobachtungen und Ergebnissen der Erfahrung finden sich mancherley Speculationen und Theorien über Gletscherbildung, Felsschliffe, erratische Blöcke u. dgl., deren Untersuchungen an der Reihe sind, wie es früher die Hebungen waren. Dabey dauern die Discussionen über Plutonismus und Neptunismus fort und werden wieder aufgenommen, seitdem Fuchs mit neuen und gediegenen Betrachtungen die Anregung dazu gegeben hat, wodurch auch das übliche nachbetende Geschwätz jüngerer Geologen einigermassen gehemmt worden ist, weil man begierig auf die Aeußerungen der Meister und Autoritäten wartet und diese mit dem Anfang auch wieder gegenseitig auf einander zu warten scheinen. Jedenfalls ist ohne chemische und physikalische Kenntnisse nicht mehr so mitzustreiten, wie vormals, und in's Blaue hinein philosophiren, wie es sonst bequem und doch einigermassen anerkannt war, genügt nicht mehr. Wir wollen hier Einiges von den mitgetheilten Artikeln über Gang-Bildung anführen und damit ein Beyspiel geben, wie die widersprechendsten Ansichten fortwährend in geologicis auftauchen und verfochten werden.

Das Zusammenvorkommen verschiedener Mineralien von sehr ungleicher Schmelzbarkeit und die Art, wie Krystalle der leichtflüßigern sich in die Masse der strengflüßigern eingedrückt haben, dieses für die Theorie der Entstehungsweise sehr wichtige Verhältniß ist mit der gehörigen Schärfe zuerst von Fuchs aufgefaßt und dann von Scheerer geltend gemacht worden. Die Quarzbildung, gleichsam der Schlüssel zur Lösung der weitern Fragen, war der nächste Gegenstand der Berücksichtigung. Fuchs sagt: wäre der Granit, dessen wesentliche Gemengtheile bekanntlich Quarz, Feldspath und Glimmer sind, geschmolzen gewesen, so hätte zuerst der Quarz krystallisiren müssen, welcher niedergesunken wäre, und erst nachher hätten Feldspath- und Glimmer-Krystalle entstehen können, gemaß der sehr verschiedenen Schmelzbarkeit und Erstarrbarkeit dieser drey Körper. Wie hätten sie aber unter diesen Umständen so miteinander verwachsen können, wie wir sie antreffen und wie sie auch noch mit andern Mineralien verbunden vorkommen, welche theils noch strengflüßiger als Quarz, wie Corund und Zirkon, theils auch leichtflüßiger als Feldspath und Glimmer sind, wie Granat, Hornblende, Lepidolith, Turmalin ꝛc.? — In einer ähnlichen Weise äußert sich Scheerer und da seine Abhandlung über den Norit, worin diese Verhältnisse zuletzt besprochen werden, noch nicht allgemein bekannt ist, so mag das Betreffende hier kurz angegeben werden. Auf den Granitgängen der Insel Hitteröe ist das Gestein theilweise von der größten

Grobkörnigkeit. Der Feldspath bildet cubikfußgroße Massen, während sich der Quarz, in noch bedeutenderen Partieen und oft gewaltige Glimmertafeln einschließend, überall dazwischendrängt, und jeden vom Feldspath und Glimmer freygelassenen Raum auf das Genaueste ausfüllt. Die größern Feldspathmassen zeigen sich an fast allen Stellen, wo sie mit Quarz in Berührung treten, von Krystallflächen begränzt und zuweilen glückt es fast ringsum ausgebildete Feldspathkrystalle vom Quarz umgeben zu sehen. Zuweilen bilden Quarz und Feldspath einen sogenannten Schriftgranit von vorzüglicher Schönheit. In diesem Falle bemerkt man häufig, daß der Quarz in rhombischen Prismen von der Form des Feldspaths, also gewissermassen in Afterkrystallen erscheint, welche Form ihm offenbar vom Feldspath während des Krystallisationsaktes vorgeschrieben worden ist. Es ergiebt sich daraus, daß der Quarz in den Granitgängen von Hitterö unmöglich früher krystallisirt seyn könne als der Feldspath, sondern daß letzterer seine Form schon großentheils angenommen hatte, als ersterer noch gestaltlos war. Diese im Bau des Schriftgranits mit großer Schärfe ausgesprochene Thatsache widerspricht vollkommen der Annahme, daß Quarz, Feldspath und Glimmer einst ein rein feuerflüßiges Gemenge bildeten, aus welchem sich durch langsame Erkaltung die einzelnen Mineralien ausschieden, da es klar ist, daß der weit schwerer als Feldspath schmelzende Quarz in solchem Falle stets zuerst krystallisirt seyn müßte. Aber schon das bloße Auftreten des Quarzes ist hinreichend, eine solche Annahme zu widerlegen, da in wahrhaft vulkanischen Gesteinen bisher nirgends eine Spur von ausgeschiedenem Quarz gefunden wurde. — Nicht weniger instructiv, als die gegenseitige Anordnung von Feldspath, Quarz und Glimmer ist die Gruppirung der accessorischen Mineralien innerhalb der grobkörnigen Granitmasse. Als durchgreifende Regel gilt es hier, daß Orthit und Gadolinit entweder von strahlig krystallinischem Quarz umgeben sind, dessen Strahlen eine annähernd senkrechte Richtung auf die Contouren des eingeschlossenen Minerals haben oder daß sie in Feldspath eingewachsen vorkommen, dessen Hauptblätterdurchgang eine ähnliche Stellung wie jene Strahlen besitzt. — Diese Gruppirung führt zu ganz ähnlichen Schlüßen, wie sie aus der Anordnung des Quarzes und Feldspaths in den Granitgängen gezogen wurden. Die Strukturverhältnisse dieser Mineralien in der Berührung mit Orthit, Malakon und Ytterspath sind vollkommmen analog der krystallinischen Anordnung einer Salzmasse, welche rings um einen festen Körper angeschossen ist. Es liegt also der Schluß sehr nahe, daß das eingeschlossene Mineral stets älter, d. h. früher krystallisirt seyn müsse, als die umgebende auf beschriebene Art strahlig angeordnete Masse. Mit ziemlicher Sicherheit läßt sich daher folgern, daß die Krystallisation mehrerer der hier in Rede stehenden Mineralien etwa in folgender Ordnung vor sich gegangen sey, wenn mit dem zuerst krystallisirten Mineral angefangen wird: 1) Orthit und wahrscheinlich fast gleichzeitig Gadolinit, 2) Malakon und Ytterspath, 3) Polykras und Feldspath, 4) Quarz. Wäre es wahr, daß sich alle diese Mineralien einst in einem rein feurig flüßigen Zustande befunden hätten, aus welchem sie durch allmählige Erkaltung in ihre jetzige feste Form übergingen, so müßten dieselben, nach ihrer Schmelzbarkeit geordnet, eine mit der eben angeführten vollkommen gleiche Reihe bilden, indem dasjenige Mineral natürlicherweise zuerst krystallisirt seyn müßte, welches am schwierigsten schmelzbar ist. Führen wir aber diese Anordnung wirklich aus, so ergiebt sich, wenn wir hiebey vom schwer schmelzbarsten Mineral anfangen, etwa folgende Reihe: 1) Quarz, 2) Malakon, Polykras und Ytterspath, 3) Gadolinit, 4) Feldspath und 5) Orthit. Vergleichen wir jetzt beyde Reihen mit einander, so zeigt sich schon auf den ersten Blick, daß zwischen denselben auch nicht die geringste Analogie stattfindet, ja daß die eine fast die umgekehrte andere ist. Die auf vulkanistischen Principien basirte Annahme, daß sich die granitischen Gangmassen mit ihren accessorischen Einschlüßen einst in einem rein feurigflüßigen Zustande befunden haben sollen, wird also durch unabweisbare Beobachtungs-Resultate auf das Vollständigste widerlegt.

Zu dieser Schilderung ist bis jetzt eine Thatsache noch nicht benutzt worden, welche in gleicher Weise, wie die eben gedachten Beobachtungen, kräftig gegen die Annahme der Vulkanisten sprechen dürfte; es ist dieß die pyrognomische Eigenschaft

einiger der erwähnten Mineralien. Auf keine ungezwungene Art läßt sich nämlich begreifen, warum, wenn Gadolinit, Polykras und Malakon einst feuerflüßig waren, diese Mineralien nicht in dem bereits verglimmten, in Säuern unlöslichen Zustand angetroffen werden. —

In einer Abhandlung über die Entstehung der Quarz- und Erzgänge, welche das Jahrbuch mittheilt, vertheidigt Bischof ähnliche Ansichten, aber nur in Betreff der Quarzgänge, nicht der Bildung von Granit und ähnlichen Gesteinen. Die Quarzgänge in allen geschichteten Formationen, sagt er, wie in der Grauwacke, im Thonschiefer, Hornblendeschiefer ꝛc. können unmöglich auf feuerflüßigem Wege gebildet worden seyn. Wollte man auch annehmen, die Natur habe es vermocht, den in unserem stärksten Ofenfeuer für sich allein unschmelzbaren Quarz zum Schmelzen zu bringen, so hätte doch gewiß eine so ungemein heiße Masse, wie geschmolzene Kieselerde, das Nebengestein bis zu einer, je nach der Mächtigkeit der Quarzgänge, größern oder geringern Entfernung zum Fluße bringen müssen. Es würden sich Silikate gebildet haben, die bey weitem schmelzbarer als die Quarzgangmasse gewesen wären. Diese Silikate (Feldspath, Glimmer u. s. w.) wozu das Nebengestein die Basen (Thonerde, Kali, Natron, Eisenoxydul u. s. w.) geliefert hätte, müßten aber nicht nur zwischen der Gangmasse und dem Nebengestein und sogar noch weit in letztes hinein, sondern auch in der quarzigen Gangmasse selbst gefunden werden; denn die durch flüßige Kieselerde geschmolzenen Gemengtheile des Nebengesteins würden in das Innere der Gangmasse gedrungen seyn und Silikate gebildet haben. Man denke sich nun, daß z. B. geschmolzenes Silber in eine Form von Bley gegossen würde, welche so dick wäre, daß nicht die ganze Masse des Bleys, sondern nur eine gewisse Menge in den Umgebungen des eingegossenen Silbers zum Schmelzen käme, so würde man nach der Erstarrung des geschmolzenen Metalls keinen Kern von reinem Silber, sondern ein Gemisch von Silber und Bley finden. Nun ist aber der Unterschied zwischen der Schmelzbarkeit der Kieselerde und des Nebengesteins, z. B. des Thonschiefers gewiß noch

größer, als der zwischen dem Silber und dem Bley und die Verwandtschaft der Kieselsäure zu den Basen des Nebengesteins oder die Neigung der letzten mit dem ersten Silicate zu bilden, ist gewiß nicht geringer als die Verwandtschaft des Silbers zum Bley. Es ist daher gewiß als eine Nothwendigkeit zu betrachten, daß wenn jemals geschmolzene Kieselerde in eine Gangspalte von Thonschiefer eingedrungen wäre, nach ihrer langsamen Erkaltung und Erstarrung kein reiner Quarzgang, sondern eine krystallinische Gangmasse, etwa eine granitische sich gebildet hätte, sofern zum Nebengestein die zur Entstehung des Granits nöthigen Basen geliefert worden wären. Man könnte also, wenn überhaupt zu denken wäre, daß jemals eine reine geschmolzene Kieselerde aus der Tiefe hätte aufsteigen können, wohl umgekehrt schließen, daß ein Granitgang in einem Gesteine, etwa Thonschiefer, dadurch entstanden wäre; aber nicht, daß ein Quarzgang auf solche Weise sich hätte bilden können.

Zu diesen Unmöglichkeiten, äußert sich der Verf. weiter, das Aufsteigen geschmolzener Kieselerde in einer Gangspalte sich zu denken, kommt noch, daß die Quarzgänge sehr häufig ganz dünne $\frac{1}{2}$ Zoll und noch weniger mächtige Adern bilden. Wäre daher allenfalls zu begreifen, daß eine, einen oder mehrere Fuß mächtige geschmolze Quarzmasse in einer Spalte hätte aufsteigen können, ohne auf dem langen Wege, den sie aus unbekannten Tiefen hätte zurücklegen müssen, zu erstarren, so würde es völlig unbegreiflich bleiben, wie eine kaum $\frac{1}{2}$ Zoll starke Quarzmasse durch das kalte Nebengestein hätte dringen können, ohne sofort zu erstarren. Dieses würde eben so unmöglich gewesen seyn, als wen man versuchen wollte, durch Eingießen geschmolzenen Eisens in einen Kanal von mehreren hundert Fuß Länge und etwa $\frac{1}{2}$ Zoll Dicke eine Eisenschiene zu bilden.

(Fortsetzung folgt.)

Beſchreibung von Ochſenfurt. Herausgegeben von Johann Baptiſt Keſtler, Pfarrcuratus und königl. Diſtrictsſchulinſpector zu Rottenbauer. Würzburg, 1845, gr. 8. Vorrede IV. Text 318 S.

Der Hr. Verfaſſer vorſtehender Schrift, Hr. K., durch gediegene Abhandlungen im Archiv von Unterfranken und Aſchaffenburg ſchon früher rühmlich bekannt, ſpricht ſich über ſeine Aufgabe, die er auf eine eben ſo umſichtige als gründliche Weiſe gelöst, in der kurzen Vorrede dahin aus: „von mehr oder minder wichtigen Orten in Franken als Ochſenfurt, ſind bereits geſchichtliche Beſchreibungen vorhanden, von dieſer Stadt aber noch keine; und doch war ſie der Hauptort im Gebiete des einſt ſo hoch geſtellten und einflußreichen Domkapitels zu Würzburg. Dieſe Lücke nun in den Ortsbeſchreibungen theils auszufüllen, theils den Bewohnern meiner Vaterſtadt ein Buch in die Hand zu geben, aus welchem ſie ſich die nöthige Kenntniß der Heimath, welche nur gar zu häufig vermißt wird, verſchaffen zu können, war mein Beſtreben.“ — Bey Anlage ſeiner Beſchreibung nahm er ſich jene des Hrn. Dr. K. G. Scharold's „Würzburg und ſeine Umgebungen, Würzburg 1836,“ weil ſie ihm die geordnetſte ſchien, zum Muſter und berückſichtigte bey der Darſtellung mehr die Vergangenheit, als die Gegenwart, welche ohnehin bekannt genug iſt.

Das Ganze iſt in ſechs Abſchnitte getheilt. Gleich im erſten folgt auf „Alter, Name und Wappen“ der Stadt der „Geſchichtsabriß,“ ein hiſtoriſcher Ueberblick, der mit Recht hier als allgemeine Geſchichte von Ochſenfurt vorangeſtellt wird, denn das Detail der Geſchichten der einzelnen Anſtalten, Gebäude ꝛc. liefern die §§. der übrigen Abſchnitte in großer Ausführlichkeit und Sorgfalt auf den Grund von Urkunden und andern authentiſchen Documenten.

Bereits im Jahre 725 wird in Othlon's vita S. Bonifacii bey Pertz II, 345 Ochſnofurt erwähnt, wohin der Apoſtel der Deutſchen die Tecla beſtimmte, die jedoch nach kurzem Aufenthalte nach Kitzingen überſiedelte (Pertz II, 371). Ein Jahrhundert nach der erſten Nennung Ochſenfurts, im Jahre 825, erbaute Gozbald, K. Ludwigs Kanzler, hier eine Kirche, und im Beginn des 10. Jahrhunderts vergabte der Graf Ezzilo (Dronke, traditt. Fuld. p. 22 nro. 131) ſeine Güter zu Obſenfurt und Frichenhuſen an Fulda. Richtig bemerkt Hr. K., daß bis zum 14. Jahrhundert die Quellen zu einer vollſtändigen Geſchichte der Stadt ſehr ſpärlich fließen. Die Jahre 1130, 1165 ſind durch Vermächtniſſe Edler ſowohl als Dienſtmänner an das Domkapitel zu Wirzburg bezeichnet. Aber auch andere Stifter und Klöſter, wie St. Gumbert zu Onoldspach, Stift Haug, St. Burkard zu Wirzburg, Münchsberg zu Bamberg u. a. hatten im 12. Jahrhunderte hierorts Beſitzungen. Sagt daher die fränkiſche Chronik: „Ochſenfurt ſey ein Menſalgut des Wirzburger Biſchofs geweſen,“ ſo kann dieß nur dahin verſtanden werden, daß er die Oberherrſchaft über die Stadt und einen großen Theil der Einkünfte davon gehabt habe. Beſonders reich begütert waren damals dahier die Ritter von Seinsheim und Hohenlohe; überhaupt war der Ort unter viele kleine und große Herrn getheilt. Das Seinsheimiſche Beſitzthum gedieh durch Kauf, Tauſch oder Schenkung an das Domkapitel zu Wirzburg, welches vor allen übrigen Herrn den Kreis ſeiner Beſitzungen und ſeines Einfluſſes daſelbſt zu erweitern wußte. Schon 1216 bezog es die dortigen biſchöflichen Einkünfte, die B. Otto an daſſelbe verpfändet hatte und erhielt endlich 1295 durch Kauf um die Summe von 4300 Pf. Heller von B. Mangold deſſen Antheil an Ochſenfurt mit der Centgerichtsbarkeit und damit die Herrſchaft über die Stadt, welche dem Kapitel bis auf die Zeit der Säculariſation verblieben iſt. — Mit dem Heer des unglücklichen Conradin von Schwaben war auch ein junger Mann aus Ochſenfurt, ein Schmiedgeſelle Namens Stock, über die Alpen auf das unheilvolle Schlachtfeld von Tagliacozzo oder Scarcola (1268, 23. Auguſt) gezogen und nach dem Verluſte der Schlacht von dem freylich zu ſpät ſich wieder ſammelnden deutſchen Kriegsvolke zum Heerführer oder König (!) gewählt worden. Er ſoll dem Conradin gleich geſehen haben; den Reſt des Heeres führte er glücklich durch Italien nach Deutſchland zurück. 8 Monate hatte er, obwohl gegen ſeinen Willen, dieſe Würde ausgeübt; da verließ er ſeine Krieger und kehrte in ſeine Vaterſtadt zu ſeinem vorigen Handwerk zurück.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. August.

Nro. 157. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefaktenkunde ꝛc.

(Fortsetzung.)

Der Verf. sucht nun zu erweisen, daß die Quarzgange sich auf nassem Wege gebildet haben und die Kieselerde aus wäßriger Auflosung abgesetzt worden sey. Die Ursachen zur Präcipitation konnen mancherley gewesen seyn und gewiß hat ein chemischer Austausch, wo eine in Wasser aufgeloste Substanz durch eine andere verdrangt und gefallt wird, daben wesentlichen Antheil gehabt. In ahnlicher Weise sucht er die Möglichkeit einer wäßrigen Auflösung aller in den Erzgangen vorkommenden Gangmassen darzuthun, und sagt darüber unter Andern: daß in dem Umstande, wenn die Bley-, Kupfer-, Silbererze u. s. w. bedeutende Quantitaten wäßriger Flußigkeiten zur Auflösung erfordert haben sollten, keine Schwierigkeit gesucht werden könne, wird man wohl gerne einraumen; denn bey Untersuchungen uber Vorgange in unserer Erde kommt es bloß darauf an zu zeigen, ob Wirkungen stattfinden oder nicht. Finden sie auch nur im minutiösesten Grade statt, so können wir doch die großartigsten Erfolge daraus ableiten, da es in der Geologie nicht an Zeit fehlt. So liefern z. B. die Karlsbader Quellen, ohngeachtet ihres sehr geringen Gehaltes an Flußspath ($\frac{1}{31250}$) doch jährlich die nicht unbedeutende Menge von 247 (?) Zentnern. –

Im Gegensatz zu den hier aufgeführten Ansichten giebt Fournet eine Theorie von Quarzgängen und ähnlichen Bildungen, welche unter den mancherley geologischen Curiositäten, die bereits da gewesen sind, gewiß nicht den letzten Platz einnimmt. Er beginnt sehr einfach und natürlich mit der Frage, wie es zu erklären sey, daß in einem Gange Eisenkies dem Quarz seine Formen habe eindrücken können, wie überhaupt dieser von leichtflüßigeren Mineralien Eindrücke empfangen konnte, obwohl man beobachte, daß er auch ihnen dergleichen verursacht habe. Nun sollte man glauben, daß ihm die Feuer-Theorie um solcher Beobachtungen willen zweifelhaft werden müsse und daß er eine andere aufsuchen werde, welche die Erscheinungen erklärt. Keineswegs; die plutonische Bildung muß stattgefunden haben und es muß bey der plutonischen Bildung die Sache ihre Erklärung finden. Es geschieht auf folgende Weise: die ganze Frage dreht sich, sagt der Verf., um die Fähigkeit der Kieselerde, ihrer Strengflüßigkeit ohngeachtet noch in einem Zustande der Weichheit zu verharren, wahrend andere Substanzen bereits ihre Krystallform annehmen, wenn sie vor sich nicht leere Raume zur Ausbildung von Krystallen darbieten. Indessen diese Anomalie hat ihre Analogien in dem Wasser, welches nach Fahrenheit, Blagden und Gaylussac unter Umstanden bis zu 12° unter dem Schmelzpunkt nicht gefriert, in dem Schwefel, welcher nach Bellani und Faraday wochenlang in einer Temperatur von 94° C. unter seinem Schmelzpunkte nicht erstarrt, in dem Phosphor, der bis zu 13° unter dem Schmelzpunkte flüßig bleibt, in einer Menge von Salzauflösungen, welche weit unter demjenigen Wärmegrade noch flüßig bleiben, bey welchem sie gesättigt worden sind.

In diesen Fällen der Uebersättigung oder Ueberschmelzung können Substanzen auch dem Einflusse fremder Körper oder Krystalle widerstehen, während sie öfters plötzlich krystallisiren, wenn man ihnen einen Krystall von gleicher Art darbietet, dessen Moleküle, indem sie sich durch ihre Flächen größter Attraction denen der Flüßigkeit darbieten, diesen genügen sich in gleicher Richtung aneinander zu reihen. Diese Hypothese, heißt es, ist keiner Widerlegung fähig und erklärt alle Thatsachen auf's Einfachste; man begreift jetzt, wie nach der Injection der Gangspalten die krystallisirbarsten Substanzen eines Magma's sich zuerst gestalten und ihre Kanten und Ecken dem noch weichen Teige ihrer Umgebung eindrücken, und wie dieser, wenn er nachher auch seinerseits krystallisirt, auch auf die Form jener noch etwas plastisch gebliebenen Krystalle zurückwirken kann. –

Der Verf. macht wahrlich starke Prätensionen an die (freylich gänzlich unbekannte) Eigenschaft des geschmolzenen Quarzes, Abkühlung zu vertragen, ohne zu erstarren, wenn er auf diese Weise die leichtflüßigen Granate, Eisenkiese u. dgl. vor ihm ihm krystallisiren läßt, und wenn man bedenkt, daß der so häufig mit ihm verwachsene Lithionglimmer in dünnen Blättern schon an einem gewöhnlichen Wachslicht schmilzt, der Quarz aber im stärksten Essenfeuer nicht zum Flusse gebracht werden kann, so weiß man gar nicht mehr, was man zu solchen Ansichten sagen soll *).

In einem andern Aufsatze erklärt Fournet das Vorkommen von Granat in Quarz, die Granitbildung ꝛc. auf eine andere Weise. Es ist nämlich beobachtet worden, daß sich gewisse Hydrate bey einer gewissen Temperatur durch bloße Krystallisation zerlegen können und der Verf. zieht sogleich den Schluß, die Krystallisationskraft vermöge eben so gut die Verbindung durch Ausschluß des Wassers zu zerlegen, wie die Expansivkraft des Wärmestoffs. Er geht aber noch weiter und meint, daß unter ähnlichem Einflusse um so mehr gewisse Silicate ihre Kieselerde verlieren könnten. Dieß beweisen, sagt er, deutlich auch die Geoden von Traversella, worin man herrliche Eisenoxydul- und Quarzkrystalle in der Art verbunden sieht, daß ohne allen Zweifel Alles gleichzeitig in feurigem Flusse gewesen seyn muß, — und wenn dieß im Widerspruche mit der täglichen Erfahrung unserer Eisenwerke zu stehen scheint, wo sich die Kieselerde mit magnetischem Eisenoxyd zu Silicaten verbindet, so ist es hier die Schnelligkeit des Erkaltens, welche den beyden Stoffen nicht auseinanderzutreten gestattet, wie im Kohleneisen die Kohle bey schneller Abkühlung verborgen gedeckt bleibt, während sie bey langsamer sich als Graphit ausscheidet.

Der Verfasser hat wohl nicht daran gedacht, daß man viel leichter gerade das Gegentheil von dem, was er annehmen will, als durch die Krystallisation hervorgebracht nachweisen kann, wenn man sich überhaupt mit dergleichen Speculationen befassen will, denn daß eine Menge von Salzen mit Aufnahme von Wasser krystallisiren, ist bekannt genug; man könnte also nach seinem Sinne sagen, die Krystallisation bedinge die Hydratbildung. Wie kommt es ferner, daß die Verbindung von Kieselerde und Eisenoxydul in den Schlacken so häufig deutlich krystallisirt ist? — Da haben wir ja die verlangte Krystallisation, deren Kraft die Kieselerde ausscheiden, und Quarz und sogenannte Eisenoxydulkrystalle bilden soll, und sie thut es eben doch nicht. — Es ist nicht der Mühe werth, dergleichen durchaus einseitige Betrachtungen länger zu besprechen, das Gesagte wird genügen, sie zu charakterisiren.

Von den größern geognostischen Aufsätzen sind zu erwähnen: Bemerkungen über die geognostischen Verhältnisse der südlichen Hälfte des Königsgrätzer Kreises in Böhmen mit besonderer Berücksichtigung der Kreideformation von H. Reuß; über die fossilen Knochen aus dem Tertiär-Gebilde des Cerro de San Isidro bey Madrid von H. v. Meyer; über Ichthyosauren in den Lias-Schiefern von Boll von H. G. Bronn; geognostische Erinnerungen an Marienbad von E. K. v. Warnsdorff; geognostische Beschreibung des Salzlagers von Wieliczka von

*) Vergl. auch Schafhäutl: die neuesten geologischen Hypothesen ꝛc. in Nro. 72 dieser Blätter.

Zeuschner; geognostische Reisen in Modena im Jahre 1843 von Russegger. Von größern mineralogischen Aufsätzen ist bemerkenswerth: Versuch einer reihenförmigen Zusammenstellung der Mineral-Species von C. Fr. Naumann.

Der als ausgezeichneter Krystallograph bekannte Verfasser giebt in der Einleitung eine kritische Analyse des relativen Werthes der mineralogischen Kennzeichen für den Zweck, ein System darauf zu gründen. In Beziehungen auf die morphologischen Eigenschaften ergiebt sich, daß es die formlose Masse oder besser die Masse ohne Berücksichtigung der Form sey, welche eigentlich und zunächst den Gegenstand einer jeden übersichtlichen Zusammenstellung der Mineral Species bilden kann und muß. Wir haben, sagt er, demzufolge von den morphologischen und morphologisch-physischen Eigenschaften gänzlich zu abstrahiren und gewinnen damit zugleich den großen Vortheil, daß sich alle Varietäten einer Species, die frey auskrystallisirten ebenso, wie die krystallinisch zusammengesetzten, das isolirte ringsum ausgebildete Individuum ebenso, wie die derben und dichten Aggregate, einer ganz gleichen Berücksichtigung zu erfreuen haben werden.

Wenn aber die anorganische Masse, ohne Berücksichtigung der Form, als das eigentliche Hauptaugenmerk bey der systematischen Zusammenstellung der Mineralspecies zu betrachten ist, und wenn demnach die morphologischen und die mit ihnen unmittelbar verknüpften physischen Eigenschaften nur in einzelnen Fällen ein accessorisches und, so zu sagen, überzähliges Gewicht in die Wagschaale werfen können, so versteht es sich von selbst, daß bey der Abwägung der physiographischen Aehnlichkeit nur noch gewisse physische Eigenschaften und die durch die chemische Constitution repräsentirten chemischen Eigenschaften eine Berücksichtigung zulassen werden. –

Als von Bedeutsamkeit stellt sich nun metallischer und nichtmetallischer Habitus heraus, Gefärbtseyn und Nichtgefärbtseyn und was in Beziehung auf Glanz und Pellucidität mit dem Habitus zusammenhängt u. s. f. Die chemischen Eigenschaften aber, insbesondere die chemische Constitution der Mineral-Species müssen bey einer Classification, welche wesentlich die formlose Masse zum Gegenstande hat, eine außerordentlich wichtige Rolle spielen. Sie repräsentiren ja die Materie selbst, dieses allen morphologischen und physischen Erscheinungen zu Grunde liegende Substrat, welches in der chemischen Constitutionsformel seinen Ausdruck findet. Es war immer meine Ueberzeugung, sagt der Verf., daß die Mineralogie sich ihrer schönsten und interessantesten Seite beraubt, daß sie sich selbst ein testimonium paupertatis aufdrangt, welches sie verschmähen sollte, wenn sie, mit gänzlicher Verkennung ihrer eigenthümlichen Stellung als eines Zweiges der Naturgeschichte und verblendet durch das Trugbild einer vermeintlichen hohern Selbstständigkeit, dem alt-oryktognostischen Vorurtheil fröhnen will, sich nur mit den sogenannten äußern Kennzeichen zu behelfen, als ob nicht alle Eigenschaften in der Natur der Mineralien begründet wären, sondern einige gleichsam wie Kleider oder Behänge zur Aussenseite, andere zum innern Wesen desselben gehörten: damit ist Ref. vollkommen einverstanden.

Indem der Verf. nun überall den Begriff der Aehnlichkeit als Grundprincip durchzuführen sucht, ergiebt sich ihm eine chemisch und physisch charakterisirte Reihung, in welcher man gleichwohl die wünschenswerthe Consequenz und ein gewisses Gleichgewicht vermißt, dessen Mangel so vielen andern Systemen ebenfalls zum Vorwurf gemacht wird. Ein Ueberblick wird dieses klar machen. Die erste Klasse begreift das Wasser und Eis, als so ganz eigenthümliche Körper des Mineralreichs, wie der Verf. sagt, daß sie nothwendig von allen übrigen Mineralien abgesondert und in eine für sich bestehende Klasse gestellt werden müssen. Es mag angehen: man könnte aber ebenso gut auch das Quecksilber in eine eigene Klasse stellen.

(Schluß folgt.)

Beschreibung von Ochsenfurt. Herausgegeben von Johann Baptist Kestler.

(Fortsetzung.)

Den Anfall des Ritters Luitpold, Küchenmeister von Nordenberg, der sich mit Edlen aus Bayern, Franken und Schwaben verbündet hatte, schlug die Stadt am 15. Julius 1338 mit Glück und Tapferkeit zurück und feyerte zum Andenken an diesen ihren Sieg eine jährliche Procession. — Als eine unter der Gewalt des Domkapitels stehende Stadt mußte sie an den Zwistigkeiten zwischen Bischof und Kapitel wohl Theil nehmen; wie im Jahre 1435, in welchem der Domdechant von Mosbach nach sehr unruhigen Auftritten der Stadt sich bemächtigte, welche wiederzubekommen der Bischof mit starker Macht sich rüstete und sie sogar, wiewohl fruchtlos, beschießt, ihre Weinberge verheert, die Zufuhr auf dem Main sperrt und ihr auf alle Weise schadet. Dafür erobern bey einem Ausfalle die Ochsenfurter eine der bischöflichen Kanonen. Erst 1436 söhnte Markgraf Friedrich von Brandenburg Bischof und Kapitel mit einander aus. Mit dem neuen Bischof Sigmund, einem Herzog von Sachsen, überwarf sich, weil er übel hauste, das Kapitel gleichfalls; es kam zur Fehde. Der Markgraf Albrecht (Achilles) von Brandenburg, des Bischofs Bundesgenosse, beabsichtigte, von Kitzingen in der Nacht des Barbara Tages 1440 (4. December) heranziehend, Ochsenfurt durch Ueberrumpelung zu gewinnen. Auf einer großen Leiter, die die Markgräflichen auf den zugefrornen Wassergraben gestellt, erstiegen sie beym Schlößlein die Stadtmauer, 18 waren bereits im Zwinger; da brach Leiter und Eis unter der Last der Hinaufklimmenden, so daß diese weder rückwärts noch in die Stadt konnten. Der Thürmer gewahrt sie jetzt, bläst Lärm und die herbeyeilenden Bürger nehmen die Feinde wiewohl nach der heftigsten Gegenwehr in der großen Stube des Schlößleins gefangen. Die Bäcker vorzüglich zeichneten sich bey dieser Waffenthat aus. Vergeblich waren des Markgrafen Anstrengungen, bald am obern, bald am untern Thor den Seinigen zu Hilfe in die Stadt zu brechen. Die Bürger fielen jetzt selbst heraus, nöthigten ihn zur Flucht und erbeuteten sein „paunher, vnd eine Trummeten, darzu etwan vil guter Bauzer, plechharnisch, vil guter armprusten anders gezewgs.“ Das auf diesen mißglückten Anfall des Achill gedichtete Spottlied beginnt:

„Ei! wär doch der Markgraf daheim geblieben,
Und hätt' seine Schwein in die Eichel getrieben!“

Zum Andenken an die Befreyung aus dieser Gefahr hielten sie gleichfalls wieder alljährlich eine feyerliche Procession am Barbaratage.

Wiederholte Verpfändungen z. B. an den deutschen Orden, an die Herzoge von Sachsen, an den Kurfürsten Diether von Mainz mußte die Stadt über sich ergehen lassen. Unter Rudolph von Scherenberg wüthete in der Stadt und Umgegend die mala franzosa (wobey uns das Jahr 1491 zu früh angesetzt zu seyn scheint, wenn anders dieß furchtbare Uebel durch jene Deutsche, die den Kriegszug Karls VIII. von Frankreich gegen Neapel mitmachten, in unser Vaterland gebracht worden ist. Da Karl VIII. erst im October 1495 die Gränzen seines Reiches betrat, so dürfte vor dem Herbst 1495 die Krankheit kaum auf deutschem Boden sich gezeigt haben). — Die schönsten und festesten Bauten der Stadt fallen in den Zeitraum von 1400 — 1500. Thätigen Antheil nahm Ochsenfurt, verleitet durch Schultheiß, Burgermeister und Rath, dann durch böswillige Bürger, die nicht viel zu verlieren hatten, am Bauernkrieg (wie die Mehrzahl der kleinern Städte in allen jenen Ländern, in denen dieser Krieg gewüthet). Am 21. April 1525 kam von Aub her auf Einladung der Stadtbehörde der Bauernhaufe, nahm 500 Fuder Wein in den Stiftskellern und das aufgespeicherte Getreide; Jacob Köhl von Elbelstadt ward zum Hauptmann des auf 5000 Mann angewachsenen Heeres erwählt und eine aus 50 Artikeln bestehende Ordnung errichtet, wie man das Evangelium handhaben soll. Nach ausgeführten Raubzügen in die Umgegend, die sich bis Geroldshofen und Zabelstein erstreckten, und nach Ausplünderung und Zerstörung des Klosters Tückelhausen, zogen sie zum Hauptheer der Bauern bey Heidingsfeld. Die Niederlage desselben erschreckte die Bürger der Stadt Ochsenfurt gar sehr. Bischof Conrad für sie bey seiner Rundreise durch sein Land dieselben mit 2000 fl. um Ablieferung ihrer Waffen, auch mußten sie ihrem Herrn auf's Neue huldigen. Doch wurde Niemand hingerichtet, denn die Schuldigen wie z. B. Peter Mainel hatten sich geflüchtet.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. August.

Nro. 158. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefaktenkunde ꝛc.

(Schluß.)

Die Klasse II. begreift die Hydrolyte, in Wasser auflösliche nichtmetallische Verbindungen, III. die Chalkohydrolyte, in Wasser auflösliche Metallsalze, IV. die Chalkohaloide, in Wasser unauflösliche Metallsalze und V. die Lithohaloide, in Wasser unauflösliche nichtmetallische Verbindungen, mit Ausnahme aller Silicate, Aluminate, titansaurer und tantalsaurer Verbindungen. In Beziehung auf die Nomenklatur ist es gewiß nicht angemessen, einem Hydrolyt ein Haloid entgegenzusetzen, wenn damit die Eigenschaft der Auflöslichkeit oder Unauflöslichkeit in Wasser berücksichtigt werden soll. Man ersieht, daß das Hauptkennzeichen dieser vier Klassen eine Reaction oder die Eigenschaft der Auflöslichkeit und Unauflöslichkeit im Wasser ist. Die folgenden Klassen der Geolithe, Amphoterolithe und Chalkolithe haben zum Hauptkennzeichen, daß sie Silicate und Aluminate sind, hier liegt also das electronegative Princip der Klassification zum Grunde, und in der IX. Klasse, welche die Metalloxyde begreift, ist das electropositive Princip bestimmend, nämlich die metallische Basis, obwohl die arsenichte Säure nicht dabey, sondern in der III. Klasse aufgeführt ist. Dann kommt die X. Klasse mit den gediegenen Metallen und einigen ihrer Verbindungen. Die XI. XII. und XIII. Klasse umfaßt die Galenoide (Glanze), Pyritoide (Kiese und Cinnabarite (Blenden) mit den bekannten Unterscheidungen, wonach eine Schwefelverbindung, je nachdem sie grau oder gelb, metallglänzend oder nicht metallglänzend ist, in drey verschiedene Klassen gehören kann, während der Schwefel selbst eine eigene Klasse XIV. bilder. Die XV. Klasse begreift den Diamant, Graphit, Antirazit nebst Schwarzkohle und Braunkohle und die XVI. die sogenannten Asphaltide, Harze und organische Verbindungen. Die Steinkohlen hatten füglich in diese letzte Klasse gestellt werden können.

Man ersieht bey diesem und ähnlichen Versuchen, daß der Habitus zu viel berücksichtigt wird. Man will sich nicht recht mit dem Gedanken befreunden, daß das geistige Auge die Species beschauen und ordnen muß, wenn ein wissenschaftliches harmonisches System entstehen soll. Man macht es theilweise immer noch wie ein Laie, der Mineralien ordnen will und alle rothen, alle gelben, alle grauen u. s. w. zusammenlegt. Wer die arsenichte Säure mit dem wissenschaftlichen Auge betrachtet, der wird sie gewiß eher in die Nähe des Antimonoxyds stellen, als mit dem Eisen- und Zinkvitriol in eine Klasse bringen. Zudem ist der sogenannte Habitus immer etwas Schwankendes und dem Chemiker hat ein Mineral oft einen ganz andern Habitus als dem Nicht-Chemiker und umgekehrt. Es giebt farblose Krystalle von Hyazinth und Apophyllit, welche dem Habitus nach (wenn nämlich wie bey der vorliegenden Klassification von einer genauern Formbestimmung abstrahirt wird) ebenso gut zum weißen Ar-

ſenik geſtellt werden können, als dieſer zum Kupfervitriol u. ſ. w. Wiewohl daher einige Klaſſen und Ordnungen des neuen Syſtems gute Zuſammenſtellungen geben, ſo kann Ref. mit dem Ganzen nicht einverſtanden ſeyn.

Von den Notizen über einzelne Mineralſpecies iſt manches Mitgetheilte bemerkenswerth, wir wollen nur Einiges andeuten.

Der Pennin von Zermatt in Wallis, welcher zuerſt von Schweizer analyſirt wurde, iſt neuerdings von Marignac und Des Cloizeaux unterſucht worden. Sie geben als Stammform ein Rhomboeder von 63° 15′ (Shtlktw.) und 116° 45′ an. Die Kryſtalle ſind dichroitiſch, nämlich parallel der Axe ſmaragdgrün, rechtwinklich darauf braun oder hyazinthroth. Ihre Analyſen zeigen, daß dieſer Pennin zu der von mir beſtimmten Species Ripidolith gehört. Dasſelbe gilt von dem ſogenannten heragonalen Chlorit derſelben Beobachter, vom Ala-Thal in Piemont, welcher den hyazinthrothen Thonkalkgranat begleitet und von einem dergleichen aus der Gegend von Slatouſt im Ural. Auch dieſes Mineral iſt nichts weiter als Ripidolith, welcher demnach ziemlich verbreitet iſt. Die Analyſen gaben:

	I.	II.	III.	IV.	V.
Kieſelerde	33,36	33,40	33,95	30,01	30,27
Thonerde	13,24	13,41	13,46	19,11	19,89
Eiſenoxyd	5,93	5,73	6,12	4,81	4,42
Talkerde	34,21	34,57	33,71	33,15	33,13
Waſſer	12,80	12,74	12,52	12,52	12,54
Chromoxyd	0,20	0,15	0,24	—	—
	99,74	100,00	100,00	99,60	100,25

I. u. II. aus dem Zermatt-Thale, III. aus dem Binnen Thale bey Wallis, IV. aus dem Ala Thale und V. von Slatouſt im Ural.

Dieſelben Chemiker haben eine großblättrige Var. von Talk aus dem Chamounithale analyſirt und gefunden:

Kieſelerde	62,58	„	62,41
Talkerde	35,40	„	35,40
Eiſenoxyd	1,98	„	2,06
Waſſer	0,04	„	0,04
	100,00	„	100,00

Dieſes würde annähernd $\dot{M}g^4\ \dot{S}i^3$ geben.

Der Melilith iſt von Damour und Descloizeaux neuerdings unterſucht und als übereinſtimmend mit dem Humboldtilith befunden worden. Die Anal. des Melilith a. und die des Humboldtilith b. gaben:

	a.		b.
Kieſelerde	39,27	„	40,69
Kalkerde	32,47	„	31,81
Talkerde	6,44	„	5,75
Kali	1,46	„	0,36
Natron	1,95	„	4,43
Eiſenoxyd	10,17	„	4,43
Thonerde	6,42	„	10,88
	98,18		98,35

Die Analyſe des Humboldtiliths ſtimmt genau mit der überein, welche ich bereits 1832 publicirt habe. Die Kryſtalliſation betreffend, haben die Verf. von Melilith keinen einzigen Kryſtall mit Entrandungen oder Enteckungen beobachtet, einen unmeßbaren in der Sammlung von Medici-Spada ausgenommen. Ich habe die Comb. der beyden quadrat. Prismen mit dem Winkel von 135° beobachtet, doch auch nur einmal an einem annähernd meßbaren Kryſtall. Nach Descloizeaux ſtimmt Brooke's Sommervillit mit dem Humboldtilith überein. —

Der Pyrochlor von Miask, welchen Wöhler zuerst analysirt und worin derselbe später 5 Proc. Thorerde gefunden hat, ist neuerdings von Hermann analysirt worden, welcher keinen Thorerdegehalt angiebt. Das Resultat der Analyse war:

Tantalsäure	62,25
Titansäure	2,23
Zirkonerde	5,57
Ceroxyd	3,32
Lanthanoxyd	2,00
Yttererde, Manganoxyd	0,70
Eisenoxyd	5,68
Kalkerde	13,54
Kalium, Natrium, Lithium	3,72
Fluor	3,23
Wasser	0,50
Wolframsäure	Spur
	102,74.

Delesse hat den Dipyr untersucht, ein seltenes Mineral, welches man früher als zum Wernerit gehörig angesehen hat. Die Var. ist von Gave und Libarens in den Pyrenäen. Die Analyse gab:

Kieselerde	55,5
Thonerde	24,8
Kalkerde	9,6
Natron	9,4
Kali	0,7
	100,0

Es läßt sich danach keine mit dem Wernerit oder Mejonit übereinstimmende Formel entwerfen, so daß das Mineral eine eigenthümliche Species zu seyn scheint.

Ueber Petrefaktenkunde sind zahlreiche Aufsätze und Correspondenzartikel enthalten und man muß dankbar anerkennen, daß es die Redaction sich angelegen seyn läßt, auf alles Bemerkenswerthe aufmerksam zu machen.

v. Kobell.

Beschreibung von Ochsenfurt. Herausgegeben von Johann Baptist Kestler.

(Fortsetzung.)

Die Kosten des markgräflichen Kriegs beliefen sich auf 14,167 fl. — Am 4. Februar 1595 traf Fürstbischof Julius der Religionsveränderung wegen auch hier orts ein; denn seit der Theilnahme am Bauernkrieg hatten sich viele aus der Burgerschaft zur neuen Lehre gehalten, so zwar, daß bis zu Ende des 16. Jahrhunderts fast Niemand mehr katholisch seyn wollte. Der Bischof ermahnte die vom alten Glauben Abgefallenen zur Rückkehr und bestärkte die Getreuen in ihrer Anhänglichkeit an denselben.

Die Drangsale des 30jährigen Krieges hat Ochsenfurt gleich allen Städten des Wirzburger Landes erduldet; die Garnisonen, auf der Stadt Unkosten lebend, greifen schon mit dem Beginn des Jahres 1618 Platz. Der große Schwedenkönig Gustav Adolph traf dort den 2. November 1631 ein und verblieb bis zum 13. November; noch zeigt man das Zimmer, welches er bewohnte. Von den Erpressungen, die die Stadt erlitt, kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfahrt, daß dieses in nicht vollen 6 Monaten den ihr zugefügten Schaden auf 74,176 fl. 8 kr. berechnete. Fortan ward Ochsenfurt als Paßstadt erklärt, war also immer mit einer Garnison versehen. Am 1. September 1633 huldigte sie dem Herzoge Ernst von Weimar an seines Bruders Bernard Statt; doch machte die Nördlinger Schlacht diesem Regimente ein Ende. Bald sind es Freunde, bald Feinde, die mit ihren Forderungen den Bewohnern lästig fallen. Endlich, am 11. Nov. 1648 verkündeten drey Salven „aus allen Doppelhacken, Musqueten, andern Rohren, und auch mit Stücken" den lang ersehnten Frieden; mit einer Procession in der Kirche, einem Hochamt und Te Deum drückte die erfreute Bürgerschaft ferner noch ihren Dank gegen Gott aus. Ein abermaliges feyerliches Dankfest wurde beym gänzlichen Abzug der Schweden aus dem Lande gehalten und eine jährliche Procession in die Wolfgangskapelle an Mariä Geburt, 8. Sept., gelobt.

Im Kriege Ludwig XIV. mit dem Kaiser und Reich 1673 drang Turenne in der Nacht vom 12. auf den 13. September bis nach Ochsenfurt vor, welches schon seit dem 9. September im gehörigen Vertheidigungsstand sich befand (2000 Mann unter Obrist Avila). Auf dem Diemersberge lagerte Turenne und noch 100 Jahre später

waren die von ihm dort aufgeworfenen Verschanzungen zu sehen. Ramsay (histoire du Vicomte de Turenne, Amsterd. et Leipz. 1749. Bd. II. p. 243 — 246) erzählt die kriegerischen Vorfälle zwischen Montecuculi und Turenne etwas verschieden von Hrn. K. Nach Ersterem wäre Montecuculi, dem Turenne den Zug Mainabwärts gegen den Rhein verwehren wollte, dadurch, daß der Bischof von Wirzburg wider sein den Franzosen gegebenes Wort, dem kaiserlichen Feldherrn seine Hauptstadt mit der Passage über den Main überliefert, aus einer eben nicht sehr angenehmen Lage gezogen worden. Turenne blieb 15 Tage in seiner Stellung bey Tückelhausen. Auch bemerken wir, daß Turenne nur einmal, 1673 nämlich, in der Nähe von Ochsenfurt sich befunden habe. Er verlor bekanntlich sein Leben auf einer Anhöhe bey Saspach am 26. Julius 1675 durch eine Kanonenkugel (Ramsay, II. 363, 361).

Im J. 1803 endigte des Domkapitels Herrschaft, die an Kurbayern überging.

Aus dem §. 3. „Alte Sitten und Gebräuche," die sich bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts erhalten haben, heben wir, abgesehen vom Neujahranwünschen und Anblasen, so wie den vermummten Zügen oder dem Narrenlaufen der Stadtjugend u. a. m., die Wolfgangskirchweih, jetzt das Bratwurstfest genannt, heraus. Am dritten Pfingsttage brachten die Bauern des Gaues ihre Pferde zur Wolfgangskapelle, ritten mit diesen dreymal um dieselbe und erhielten über sie von dem unter der Hauptthüre mit dem Aspersorium stehenden Priester den Segen, damit sie in diesem Jahre vor Krankheiten und Unglück bewahrt bleiben möchten. Auch nach Abschaffung dieser Sitte machten doch die Bauersleute heimlich und noch vor Tagesanbruch ihren Umritt um das Kirchlein.

In den Nächten nach Weihnachten durften, laut Magistrats-Erlaubniß vom 29. December 1610, Schulmeister, Cantor und Schuladstanten (d. i. Chorknaben für Diskant- und Altstimmen) vor den Häusern der Stadt religiöse Lieder singen, wofür sie von den Leuten Geldgeschenke erhielten, die einen Theil der Lehrerbesoldung ausmachten. Nach gehaltenem Umzug theilten sie das in einer Büchse Gesammelte in drey Theile für den Schulmeister, Cantor und Schuladstanten. Man nannte dieß Herumziehen das Sternsingen, dessen Name aber 1681 in Neujahrsingen umgewandelt ward und welche Sitte bis zu Anfang dieses Jahrhunderts dauerte. Ein weiteres Curiosum in der Ochsenfurter Sittengeschichte ist der sogenannte Kauz oder Willkomm. Zur Zeit der Weinlese traf aus Wirzburg ein Herr aus dem Domkapitel ein, um die Einsammlung des Weinzehenten fürs Domstift zu beaufsichtigen; da er mit Gefolge kam und auch aus der Nachbarschaft viel Adel sich einfand, so ging es zu solcher Zeit gar lustig in der Stadt her; den Freuden der Tafel wurde vorzüglich gehuldigt, jeder neue Gast hatte zum Willkomm ein während der Tafel die Runde machendes sonderbares Trinkgefäß, eine Eule oder einen Kauz von Silber vorstellend und nahezu drey Maß Weines haltend, bis auf den Grund auszuleeren. Im J. 1611 nun machte der damalige Herbstherr Conrad Ludwig von Zobel die Verordnung, daß „zu sonderer ehrlicher gedächtnuß aller derjenigen Herrn, so den Willkomm oder Kautzen auf der domcapitulisch Kellerey allhie außtrinken" ihr Name in ein eigenes Buch sollte eingetragen werden. Das Buch hieß fortan das Kauzenbuch, befindet sich jetzt auf der Bibliothek des hist. Vereins zu Wirzburg und bestand aus zwey Theilen; zwey Jahre darauf sollte Jeder, der den Kauzen ausgetrunken, seinen Namen selbst in dieß Büchlein schreiben. 1711 feyerte der Kauz sein Jubiläum, bey welchem er neu geputzt und vergoldet von 21 Gästen geleert wurde.

Zum zweyten Abschnitt, mit §. 4. beginnend, müssen wir über den Gau, in welchem Ochsenfurt lag, bemerken, das es nicht der Gozfeldgau, sondern der Badanachgau gewesen ist.

„Umfang und Befestigung der Stadt" sind Gegenstand des §. 5. Die Stadt mit ihren Mauern und Zwingern umfaßt eine Fläche von etwa 26 Tagwerken und bildet ein längliches Viereck. Die Vermuthung, als habe sie sich in ältern Zeiten auf das rechte Mainufer bis auf Kleinochsenfurt erstreckt, ist ohne allen geschichtlichen Grund. Die Befestigungen mögen mit dem 12. Jahrhundert begonnen haben; gegen das Ende des 14. und 15. Jahrhunderts geschah das Meiste nicht allein für Ausbesserung der alten, sondern auch für Aufführung neuer Befestigungswerke, vorzüglich der Zwinger und Thürme. Schon 1390, wie aus der Umgeltsrechnung dieses Jahres ersichtlich, geschieht der Auslagen für Zwingerwölbung, 1397 des Eingangthurms, seit 1515 Schnellerthurm, seit 1619 Geigenthurm, desgleichen 1397 des Taubenthurms Erwähnung.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Auguſt.

Nro. 159. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1815.

1. Traité élémentaire de Paléontologie ou histoire naturelle des animaux fossiles considérés dans leurs rapports zoologiques et géologiques par F. J. Pictet. Genève 1844. Tome I. 508 S. 8. mit 18 Tafeln.
2. A History of British Fossil Mammalia and Birds. By Richard Owen. With numerous illustrative engravings. London. 1844 –45. Bis jetzt 8 Hefte. 8.
3. Synopsis Plantarum fossilium autore Fr. Unger. Lips. 1845. 330 S. klein 8.

Nachdem ſo viele Specialarbeiten in der Paläontologie erſchienen ſind, iſt es an der Zeit, daß deren Reſultate in allgemeineren Werken zuſammengefaßt und überſichtlich dargelegt werden. Für die zoologiſche Abtheilung beabſichtigt ein ſolches Pictet, während es Unger für die botaniſche, freylich nach anderem Maaßſtabe, bereits durchgeführt hat: einen minder allgemeinen Gegenſtand hat ſich Owen an den urweltlichen Saugthieren und Vögeln Großbritanniens und Irlands erwählt.

Pictet beabſichtigt zunächſt Studirenden und Andern, die bereits hinlängliche Kenntniſſe von Zoologie und Zootomie beſitzen, ein Lehrbuch der Paläontologie in die Hand zu geben, durch welches ſie leicht und ſicher in die letztere eingeführt werden, und es iſt ihm nachzurühmen, daß er dieſen Zweck vollſtändig erreicht hat. Zuerſt befaßt er ſich mit allgemeinen Betrachtungen über Palaeontologie und zwar nach folgenden 6 Kapiteln: 1) Ueberſicht über die Geſchichte der Paläontologie: 2) Definition des Wortes foſſil, Zweck und Granzen der Paläontologie; Art und Weiſe, wie die foſſilen Ueberreſte abgelagert ſind und ihre verſchiedene äußerliche Beſchaffenheit; 4 Klaſſification der Gebirgsarten: 5) Vertheilung der foſſilen Thiere in den verſchiedenen Gebirgsarten und Reihenfolge der Thiere auf der Erdoberfläche: 6) zoologiſche Principien der Klaſſification und Beſtimmung der urweltlichen Thiere. Auf dieſe allgemeine Einleitung geht Pictet zur ſpeciellen Betrachtung der einzelnen Klaſſen über, von welchen in dieſem erſten Bande die Säugthiere und Vögel abgehandelt werden. Ausführlich ſchildert er immer die Gattungen; kürzer faßt er ſich bey den Arten, doch iſt bey jeder ein oder der andere Schriftſteller angeführt, bey dem man ſich weitere Auskunft einholen kann. Dieſe Arbeit zeugt von großer Sachkenntniß und beſonnener Kritik, und iſt in klarer Darſtellung abgefaßt. Beygegeben ſind 18 Tafeln, die in Umriſſen die Hauptmerkmale der meiſten wichtigen ausgeſtorbenen Gattungen bildlich darlegen.

Owen's Arbeit befaßt ſich in großter Ausführlichkeit mit den urweltlichen Ueberreſten aus den beyden Klaſſen der warmblütigen Wirbelthiere, wie ſelbige bisher auf den brittiſchen Inſeln gefunden worden ſind. Ein reiches Material iſt ihm hiebey zu Gebot geſtanden, da ihm die öffentlichen wie die Privatſammlungen zu dieſem Zwecke zur Dispoſition geſtellt wurden, und ſomit erlangen wir ein Meiſterwerk, das ſelbſt zu den bereits ſeit längerer Zeit

bekannten urweltlichen Arten aus beyden Klaſſen wichtige Beyträge zu ihrer genauern Kenntniß beyfügt und überhaupt alle, ſo weit ſie England angehen, einer ſtrengen kritiſchen Prüfung unterwirft. Eine Menge der vortrefflichſten Holzſchnitte dienen zur Erläuterung des Textes und tragen nicht wenig zum Werthe der klaſſiſchen Arbeit bey. Bis jetzt ſind von ihr 8 Hefte erſchienen, deren letztes in der Beſchreibung des Pferdes abbricht.

Ehe wir zu Unger's Werke übergehen, ſey es uns geſtattet, Einiges aus Pictet's und Owen's Arbeiten zur näheren Anſicht hervorzuheben und mit unſern Bemerkungen zu begleiten.

Sehr ausführlich beſchreibt Owen die bisher in England gefundenen Ueberreſte von Affen, die in zwey iſolirten Backenzähnen, wovon der eine noch mit einem Stückchen Unterkiefer in Verbindung war, beſtehen und in einer Sandſchicht des zur Eocen Periode gerechneten London Clay enthalten waren. Wie Owen nachweist, kommen dieſe Zähne am nächſten mit denen der Makakos überein, und er bezeichnet deßhalb das Thier, dem ſie angehörten, mit dem Namen Macacus eocaenus. Alsdann beſpricht er die in andern Ländern und Welttheilen gefundenen foſſilen Ueberreſte von Affen, wobey es ihm aber wie Pictet vollſtändig unbekannt geblieben iſt, daß Referent eines der merkwürdigſten derartigen Fragmente aus Griechenland ſchon im Jahre 1839 in unſern gelehrten Anzeigen und in Wiegmann's Archiv für Naturgeſchichte beſchrieben, ſo wie ein Jahr nachher in unſern akademiſchen Abhandlungen auch abgebildet hat. Es war demnach Gelegenheit genug gegeben, mit dieſer intereſſanten Entdeckung bekannt zu werden, wenn anders Engländer wie Franzoſen nicht allzu leicht über die deutſche Literatur ſich hinwegſetzten.

Unter den Ueberreſten von Chiropteren hat Owen keine andern als ſolche gefunden, die auf noch in England lebende Arten zurückgeführt werden können und deren antediluvianiſcher Urſprung daher zweifelhaft bleibt. Unſicher bleibt er auch hinſichtlich der Deutung zweyer kleiner Backenzähne, welche gemeinſchaftlich mit denen des erwähnten Affen zuſammengefunden wurden und die er fragweiſe einem inſektenfreſſenden Handflügler zuſchreibt.

Von Inſektenfreſſern hat Owen keine andern Ueberreſte als ſolche geſehen, die mit den Skeleten der lebenden Arten übereinſtimmen. Nur von Oſtend an der Küſte von Norfolk iſt in einer Süßwaſſerablagerung von dunklem Thone und grünlichem Sande, zugleich mit den Trümmern eines untergegangenen Waldes und Ueberreſten von Mammuth, Hirſchen und dem Rehbocke, das Fragment eines Unterkiefers mit ſeinen Backenzähnen vorgekommen, der eine ausgeſtorbene, mit dem Maulwurf und Desman verwandte Art anzeigt, welche Owen mit dem Namen Palaeospalax magnus bezeichnet.

Einen umfaſſenden Artikel hat Owen den beyden Gattungen Amphitherium (Thylacotherium) und Phascolotherium gewidmet und wichtige Zuſätze ſeiner früher in den Transact. of the Geolog. Society erſchienenen Abhandlung beygefügt. Bekanntlich wird ſeit geraumer Zeit ein heftiger Streit darüber geführt, ob dieſe beyden Gattungen, von denen bisher lediglich Unterkiefer gefunden wurden, den Beutelthieren und den Säugthieren überhaupt, oder den Reptilien angehören. Erſteres behauptete Owen und Valenciennes; Letzteres Blainville und neuerdings auch Grant.

Hinſichtlich des Amphitherium war Owen, nach Vorlage von 2 Unterkiefern, früherhin zu dem Reſultate gelangt, daß es einer ächten, warmblütigen Saugthierart, und zwar der höhern oder mit Nägeln verſehenen Abtheilung der Mammalien zuſtändig, angehöre, zugleich mit der Wahrſcheinlichkeit des Marſupial-Charakters einer ſolchen Gattung. Dieſe Wahrſcheinlichkeit, wie ſie von Owen früherhin ausgeſprochen und durch die Aehnlichkeit mit Myrmecobius unterſtützt wurde, hat ſich jedoch, wie er ſelbſt zugeſteht, vermindert durch die neuere Entdeckung eines dritten Unterkiefers, der weit vollſtändiger als die beyden andern iſt. Derſelbe enthält 6 fünfſpitzige und 6 einſpitzige Backenzähne; die letzteren mit einem oder zwey kleinen acceſſoriſchen Dorſalhöckern; außerdem die Lücke für einen kleinen Eckzahn und 3 kleine Vorderzähne, ſo daß alſo jederſeits im Unterkiefer 16 Zähne vorkommen. Der convere Gelenkkopf, der breite und hohe Kronenfortſatz, die verſchiedenartige und doppelwurzige Einpflanzung der Zähne beſtätigen den früher ſchon gezogenen Schluß

von dem Vorkommen eines kleinen inſektenfreſſenden Säugthiers in der Oolith-Formation. Von beſonderem Intereſſe war es, ſich der Beſchaffenheit des Winkelfortſatzes an dieſem Unterkiefer zu verſichern, der an den andern Exemplaren abgebrochen war, ſo daß man nicht wiſſen konnte, ob die für alle Beutelthiere charakteriſtiſche Einwärtsbeugung desſelben auch hier ſich einſtelle. Bey Bloßlegung dieſes Fortſatzes ergab es ſich, daß obſchon der untere Rand desſelben ſo eingebogen iſt, um die Außenfläche conver zu machen, doch der Grad der Einbiegung geringer iſt als bey jedem bekannten Beutelthiere und nicht die des Maulwurfs oder Igels überſchreitet. „Wenn die Anzeige eines eingebogenen Winkels," ſetzt Owen hinzu, „zu feſt für einen Beutelthier-Charakter genommen worden iſt, ſo mögen wir dadurch gewarnt werden, das entgegengeſetzte Extrem zu vermeiden, nämlich zu abſprechend zu ſchließen, daß ein Säugthier mit ſo eigenthümlichem Zahnbaue, wie das Amphitherium, nicht die mehr weſentlichen Beziehungen der Beutelthier-Organiſation mit der geringſten Entwicklung des den lebenden Arten eigenthümlichen Charakters, welcher in dem Winkelfortſatze gegeben iſt, vereinigt haben könne." Trotz dieſer Erklärung hält es Owen jetzt für gerathener, die beyden Arten von Amphitherium, nämlich das A. Prevostii und A. Broderipii, nicht mehr wie früher den Beutelthieren, ſondern den Inſektivoren anzureihen, weßhalb er auch den Gattungsnamen Thylacotherium aufgiebt und den von Blainville gegebenen, Amphitherium, in Anwendung bringt.

Um ſo ſicherer reiht er dagegen das Phascolotherium Bucklandii bey den Beutelthieren ein, und zwar bey ſeiner Abtheilung Entomophaga. Was dagegen das von Charlesworth als Didelphys Colchesteri beſtimmte kleine Fragment aus dem Eocen-Sande, in einem Unterkieferſtück mit einem doppelwurzigen Lückenzahne und den Alveolen zweyer andern beſtehend, anbelangt, ſo erklärt Owen, daß zwar „der Schluß auf ein Beutelthier der wahrſcheinlichſte iſt, daß aber keine ausreichende Evidenz zur Nachweiſung dieſer Annahme und viel weniger der Familie oder Gattung gegeben iſt."

Ueber die Arten der Höhlenbären haben ſich ſowohl Owen als Prevoſt ſehr entſchieden gegen Blainville ausgeſprochen. Letzterer in ein Zerrbild von Naturphiloſophie verrannt und überdieß von widerlichem Neide gegen Cuvier erfüllt, mit deſſen Leiſtungen die ſeinigen gleichwohl ſich nicht meſſen können, beſtrebt ſich die ſichern Differenzen zwiſchen den Arten und Gattungen ſchwebend zu machen, beſonders dann, wenn Cuviers tiefer Scharfblick ſolche zuerſt mit Evidenz nachgewieſen hat. In ſeiner Oſteographie, von der Stannius *) mit Recht ſagt, daß ſie „mehr durch die Zeichnungen als durch den Text großartig" iſt, bemüht Blainville unter andern ſich, den Nachweis liefern zu wollen, daß die 3 urweltlichen Arten von Höhlenbären, nämlich der Ursus spelaeus, arctoideus und prisens nicht ausgeſtorbene Arten ſeyen, wie es Cuvier behauptet und mit ihm alle Zoologen angenommen haben, ſondern daß dieſe ſämmtlich in unſerm braunen Landbären fortleben, der durch andere atmoſphäriſche und ſonſt noch alterirte Lebensverhältniſſe von ſeinem früheren Urbild abweichend geworden ſey.

(Fortſetzung folgt.)

Beſchreibung von Ochſenfurt. Herausgegeben von Johann Baptiſt Keſtler.

(Fortſetzung.)

Ueberhaupt unterſcheidet Hr. K. in Rückſicht auf die Befeſtigung der Stadt drey Zeitabſchnitte, 1) die bloße Umgebung mit Mauern ſeit der Erhebung zu einer Stadt, 2) die veränderte ſtarkere Befeſtigung ſeit dem Aufkommen der Feuerwaffe und 3) die Fortificationen aus der Zeit des 30jährigen Krieges und nach derſelben. Mit gerechtem Unwillen gedenkt Hr. K., daß man beym Einreißen der Stadt- und Zwinger-Mauern in neuern Zeiten auch die Steine mit Inſchriften (Baumeiſter und Jahrzahlen enthaltend) rückſichtslos zerſchlagen oder anderwärts verbraucht habe.

Von den vier Theilen oder Vierteln der Stadt iſt das ſogenannte Bocksviertel, vor dem 16. Jahrhunderte Vchſen (Ochſen) Viertel geheißen, — wohl als die erſte Anſiedlung zu betrachten, mithin der älteſte

*) Müller's Archiv 1842. S. 395.

Theil der Stadt. Schon im 14. Jahrhundert finden sich Spuren in der domkapitelischen Kellereirechnung, daß die Strassen gepflastert wurden.

Der Weinbau muß bald nach Einführung des Christenthums im 8. Jahrhundert betrieben worden seyn, Ochsenfurt war ja ein Tafelgut der Wirzburger Bischöfe. Auf Anbau und Erhaltung der edlen Rebe verwendete man in früheren Zeiten allen Fleiß, weniger auf den eigentlichen Ackerbau; wurde doch noch im J. 1600 Gefängnißstrafe auf Aushauen eines Weinberges zum Zwecke der Umwandlung in einen Acker gesetzt, und ein paar Jahre früher, 1598, erklärte der Rath dem Domkapitel, es seyen dahier 20 Ackerbauern, von denen jeder 15 Morgen Artfeld besitze; deren wären nicht nur genug, sondern man sollte hinfüro noch eine geringere Anzahl zulassen. Die regelrechte Behandlung des Weinstocks und die gute Instandhaltung der Weinberge (Wingerten), der Arbeitslohn ꝛc. standen unter des Rathes Aufsicht, ebenso das Ausschenken des selbst erzeugten Weines. Die Obstbaumzucht war von jeher Gegenstand sorgfältiger Berücksichtigung und böswillige Verderber der Reben und Obstbäume wurden das erstemal mit Ruthen gestrichen, das zweytemal mit Handabhauen und Landesverweisung, das drittemal an Leib und Leben gestraft.

Die ganze Markung der Stadt war in ältern Zeiten mit einem Graben, — die Landwehr — umgeben, von welchem jedoch nur wenige Spuren übrig sind. Die Eintheilung der Markungsgränze ward sorgfältig überwacht, der Umgang um dieselbe zur Besichtigung der Gränzsteine war immer eine Festlichkeit, wo Jung und Alt, die Stadtobrigkeit an der Spitze, auszog, mit Stöcken, Säbeln und Schießgewehren bewaffnet, theils zur Wehr gegen die die Gränze anstechenden nachbarlichen Gemeinden, theils um die Marksteine mit Freudenschüssen zu begrüßen. Noch im 16. Jahrhunderte fand dieser Umgang alle zwey Jahre um Ostern statt. Behielten Schulkinder oder andere jüngere Leute (wenn Vorübergehen vor einem Marksteine respectwidrig die Mütze auf, so hoben junge Bürger die sich also Vergehenden in die Höhe und stauchten sie auf denselben mit solcher Gewalt nieder, daß ihnen eine Weile das Sitzen verging. Damit wollte man dem jungen Nachwuchse der Bürgerschaft Lokalkenntniß der Marksteine einprägen (anderwärts geschah das vermittelst tüchtiger Ohrfeigen).

Anziehend ist, was im dritten Abschnitt s. 14. „Bevölkerung und Religion“ über das Eindringen der neuen Lehre seit 1525 vorgetragen wird. Luthers Werke wurden auf Befehl des Domkapitels in Beschlag genommen; aber das zeigte sich bald als ungenügend, weil der tägliche Verkehr mit der Nachbarschaft, die Wochenmärkte u. a. m. doch wieder solche Bücher einbrachte und der damalige Stadtschreiber sich ein besonderes Geschäft daraus machte, Luthers Lehre durch Absetzung von Traktätlein in den Familien zu verbreiten. Durfte man doch selbst der Rechtgläubigkeit der hiesigen Geistlichen nicht mehr trauen, ja, es gab sogar Geistliche, die, wie man es eben begehrte, bald katholischen, bald lutherischen Gottesdienst hielten! — Das Domkapitel verhängte zwar gegen die, welche lutherisch geworden, die Stadt- und Landesverweisung, allein mit so wenigem Nachdruck, daß im J. 1581 der Rath schon größtentheils aus Mitgliedern der neuen Lehre bestand und auch der Stadtschultheiß sich zu ihr bekannte. Bischof Julius tadelte seines Kapitels nachsichtiges Benehmen und jetzt erst zeigte man mehr Ernst. Ein Domherr mit Gehilfen begann in Ochsenfurt die Reformation, d. h. die Rückkehr zur katholischen Kirche mit „Bescheidenheit“ zu betreiben und erwirkte, daß nur noch 11 Personen in ihrem Abfalle beharrten. Endlich berief das Domkapitel die Jesuiten nach Ochsenfurt, die, im Vereine mit dem Barfüsser P. Martin, den größten Eifer entwickelten, so daß schon 1591 wieder der ganze Rath für die katholische Religion gewonnen war und den Vertreter und Beschützer derselben machte. Die meiste Schwierigkeit verursachte der deutsche Schulmeister, der denn auch endlich auswanderte. Die letzten Reste der lutherischen Lehre zu vertilgen, begab sich Bischof Julius im Februar 1595 selbst dahin. Nur die Ehefrau des Bürgers Mathias Wunderer, die sich nicht des Bischofs Ermahnungen fügen wollte, erhielt Befehl, die Stadt zu verlassen. Demungeachtet zog erst 1603 der Schulmeister Sebast. Kurz, nachdem er das Domkapitel mit Hoffnungen seiner noch zu erfolgenden Bekehrung hingehalten, aus der Stadt fort. Allein 1633 während der weimarischen Zwischenregierung hatte selbst ein Superintendent in der Stadt seinen Sitz. Niederlassungen von Protestanten aus benachbarten Orten verbot das wieder zur Herrschaft gelangte Domkapitel, und hielt dieß Verbot bis zum J. 1803 aufrecht.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Auguſt.

Nro. 160. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1845.

1. Traité élémentaire de Paléontologie ou histoire naturelle des animaux fossiles.
2. A History of British Fossil Mammalia and Birds.
3. Synopsis plantarum fossilium autore Fr. Unger.

(Fortſetzung.)

Gegen dieſe ſeltſame Behauptung hat zuerſt Referent ſich erklärt und in einer ausführlichen Abhandlung die völlige Unzulänglichkeit der Argumentation von Blainville nachgewieſen. Es hat ihn daher nicht wenig intereſſirt zu erfahren, wie Prevoſt und Owen über dieſen Punkt ſich äußern und er hat mit Befriedigung gefunden, daß beyde Zoologen, von denen nur der erſtere mit des Referenten Arbeit bekannt geworden iſt, ſich mit ihm hierüber gleichförmig ausſprechen.

Prevoſt äußert ſich hierüber folgendermaſſen.

„Blainville meint, daß alle Höhlenbären nur Varietäten einer und derſelben Art ſeyen, welche den Stamm des braunen Bären ausmacht. Dieſer gelehrte Anatom ſchreibt dem Einfluſſe eines freyen Lebens und unter günſtigen Verhältniſſen die gigantiſche Größe des Höhlenbären zu. Er glaubt, daß das Geſchlecht, die Kühnheit des Charakters und die Intenſität der Reſpiration in einer friſcheren Luft die Differenzen in der Schädelform erklärlich machen könnten, insbeſondere die großen Stirnbuckel und die Entwicklung der Leiſten, welche die Schädel der Höhlenbären ſo merkwürdig machen. Er meint, daß dieſe Merkmale in unſerer Zeit ſich verwiſcht haben, wo die Baren ſchwächer und kleinmüthiger geworden ſind, und glaubt übrigens, daß man ſich zu ſehr darauf beſchränkt habe, den Skelettbau an Individuen, die in Gefangenſchaft lebten und bey denen daher die Degeneration noch markirter ſey, kennen zu lernen. — Ich bekenne mich im Allgemeinen zu dem größten Reſpect vor den Meinungen des Hrn. v. Blainville, aber das Studium der Thatſachen verbindert mich, ohne Reſervation ſeine Art zu ſehen anzunehmen. Unſer Muſeum beſitzt ſehr ſchöne Schädel vom Ursus spelaeus und von mehreren im wilden Zuſtande erlegten braunen Bären unſerer Alpen. Ihre Vergleichung giebt ſo viel ſtärkere Proportionen bey dem erſteren und ſo große Differenzen zwiſchen beyden in der Form des Stirnbeins und der Sagittal- und Occipitalleiſten zu erkennen, daß es mir unmöglich ſcheint ihre Identität einzuräumen. Es ſcheint mir, daß dieſe Arten weit mehr differiren, als dieß der Fall zwiſchen dem braunen Bären, dem Grieſelbären und dem ſchwarzen amerikaniſchen Bären iſt, deren ſpecifiſche Verſchiedenheiten Niemand beſtreitet. Ich glaube daher hier, zum wenigſten bis zu einer weiteren Belehrung, die Exiſtenz des Höhlenbären als einer eigenen Art annehmen zu müſſen.“

Weit ausführlicher als dieß Prevoſt in einem Lehrbuche möglich iſt, beſpricht Owen, ſeinem Endzwecke gemäß, die angeregte Frage, und giebt überhaupt nach den in England gefundenen Exemplaren mehrere treffliche Bemerkungen, auf die wir uns hier näher einlaſſen wollen.

Der braune Bär iſt ſeit langer Zeit in England ausgerottet worden; man findet jedoch in den neueſten Formationen daſelbſt von ihm Ueberreſte, welche, wie Owen bemerkt, kaum als foſſil betrachtet werden dürfen und welche, wenn auch nicht vollkommen

identisch, doch wenigstens nur als Varietät der Art, die noch in vielen Gegenden des europäischen Continents vorkommt, angesehen werden dürfen. Von diesen Ueberresten ist der vollständigste ein Bärenschädel, der in Manea Fen, Cambridgeshire, fünf Fuß unter der Oberfläche, entdeckt wurde und dessen Größe wenig der des Ursus spelaeus nachgiebt.

Bey Vergleichung dieses Fen-Bären mit einem gleich großen Ursus spelaeus findet Owen im Zahnbau der Oberkinnlade als Differenzen, daß 1) der Zwischenraum zwischen dem Eckzahn und dritten Backenzahn (von hinten nach vorn gezählt) bey jenem weit kürzer ist; 2) dieser Zwischenraum bey ihm mit 2 kleinen einwurzeligen Lückenzähnen besetzt, und 3) die Krone des vorletzten Backenzahnes breiter ist im Verhältniß zu ihrer Länge oder ihrem vornhinteren Durchmesser, auch der letzte Backenzahn ein schmäleres hinteres Ende hat. — Im Vergleich mit dem Ursus priscus (dem kleineren Höhlenbären, der die beyden ersten Lückenzähne behält) bezeichnet Owen als Differenzen, daß diese Lückenzähne beym Fen-Bären in Contact bleiben, was von dem engeren Zwischenraume zwischen dem Eckzahn und dem dritten Lückenzahne herrührt, welcher Zwischenraum beym U. priscus verhältnißmäßig so weit als beym U. spelaeus ist, so daß bey jenem der erste Lückenzahn vom zweyten durch einen großen Theil dieses Raumes getrennt ist.

Am Unterkiefer findet Owen zwischen dem Fen-Bären und Ursus spelaeus folgende Unterschiede. 1) Der letzte Lückenzahn (oder der vierte Zahn von hinten nach vorn gezählt) ist einfacher, denn während er beym Höhlenbären zwey deutliche Höcker und eine von der Basis des Haupthöckers abgehende Leiste hat, zeigt der Fen-Bär, gleichwie der braune, schwarze und Eisbär, nur den einen Hauptkegel. 2) Der Zwischenraum zwischen diesem Backenzahne und dem Eckzahne ist beym Fen-Bären kürzer. 3) Dieser Zwischenraum enthält bey letzterem die Alveolen von 2 kleinen Lückenzähnen, während beym Höhlenbären, außer in höchst seltenen Ausnahmen, keine Spur davon vorkommt. — Vom U. priscus, der den ersten Lückenzahn behält, unterscheidet sich der Fen-Bär: 1) daß er auch den zweyten besitzt, der in einem jüngern Exemplare des U. priscus fehlt; 2) durch die geringere Weite des Zwischenraums zwischen Eckzahn und drittem Lückenzahn, und noch bedeutender 3) durch die Form des Zahns, welcher beym U. priscus eine zweyte Spitze an der innern Seite und etwas hinter der erstern zeigt, welche Spitze beym Fen-Bären ganz fehlt; 4) der Ast des Kiefers ist höher und der Abhang der Symphysis ist allmähliger.

In all den Eigenthümlichkeiten, durch welche der Fen-Bär von den beyden ausgestorbenen Arten des Höhlenbären sich unterscheidet, kommt er mit dem lebenden U. arctos überein. Der Grieselbär schließt sich an den U. spelaeus an und weicht vom braunen Bären ab durch die Abwesenheit der beyden ersten Lückenzähne und die zusammengesetztere Krone des dritten Lückenzahns.

Hinsichtlich der von Owen angegebenen Differenzen im Zahnbau zwischen den beyden Arten des Höhlenbären und dem braunen Bären stimmt Referent bey und bemerkt nur noch nach Vergleichung des hiesigen Schädels vom U. priscus, daß bey diesem der letzte Lückenzahn des Unterkiefers auf der rechten Seite ganz so, wie Owen angiebt, beschaffen ist, während dem gleichnamigen Zahne der andern Seite die innere Spitze fehlt, so daß er nur den einen Hauptkegel zeigt. Im Oberkiefer sind die Fächer für 2 Lückenzähne, und auf der einen Seite des Unterkiefers sogar die Fächer für 3 solcher Zähne sichtlich.

Nach Erörterung der Differenzen im Zahnbau wendet sich Owen denen des Schädels und des übrigen Skeletes zu. Zuvörderst handelt er vom Ursus priscus, der seltensten unter den urweltlichen Bärenarten, von dem nur in München, Bonn, Berlin und London Schädel existiren. Der letzterwähnte, der jetzt im brittischen Museum aufbewahrt ist, stammt aus Gailenreuth und war ehemals im Besitz Sömmering's, dessen schöne Sammlung leider nach England wanderte. Von diesem Schädel des U. priscus bemerkt Owen, daß obschon er, nach Abnutzung der Backenzähne, einem alten Individuum angehört hatte, dieses doch kleiner gewesen seyn müsse als der Fen-Bär oder der große europäische schwarze Bär. Die Contur des Schädels ist minder erhöht als beym braunen Bären und die abgeplattete Stirne verläuft

sich in die Nase mit einer weniger merklichen Concavität als am Schädel des Fen-Bären. Der Kronenfortsatz des Unterkiefers ist weit breiter und höher und der Raum zwischen dem vorvorletzten Backenzahn und dem Eckzahne ist länger. Nach diesen Merkmalen schließt Owen, daß zwey Unterkiefer-Fragmente, das eine aus der Kent's Höhle bey Torquay Devon, das andere aus der Oreston Höhle bey Plymouth, vom U. priscus herrühren mögen, und dieser also auch als antediluvianischer Bewohner Englands aufzuführen sey. Referent hat hinsichtlich der Schädelform zu bemerken, daß in dieser Beziehung der Schädel des brittischen Museums ganz mit dem des hiesigen übereinkommt, so wie auch mit den beyden in Berlin, von denen er die Notiz sich aufgezeichnet hat: mit 3 und 2 Lückenzähnen; Stirne sehr breit, allmählig abfallend, flach, ohne Stirnhöcker.

Nachdem Owen noch die im Skelet bestehenden Unterschiede des U. spelaeus vom U. arctos auseinandergesetzt hat, geht er zu einer Kritik der Blainville'schen Hypothese von der Degeneration des ersteren in den letzteren über und bezeichnet sie als „ein freywilliges Verzichten auf das werthvollste Instrument, in weiteren Versuchen die höhern und allgemeinern Probleme in der Zoologie zu lösen."

„Beobachtungen haben hinlänglich den Umfang der Modificationen bestimmt, welche der Schädel einer fleischfressenden Art nach Alter, Geschlecht, dem freyen oder beschränkten Gebrauch ihrer destructiven Waffen erleiden kann, und es ist hinreichend bekannt, daß die relative Größe der Intermuskular-Leisten, die relative Stärke der Jochbögen und die Proportionen der Eckzähne zu den andern Zähnen innerhalb gewisser Gränzen variiren kann. Beym Ursus spelaeus aber haben wir zu stehen für die größere relative Gestalt und Zusammensetzung gewisser Backenzähne; für ein zeitiges Verschwinden gewisser Zahne und ihrer Fächer, ohne eine vorherrschende Entwicklung der benachbarten Eckzähne dafür in Anspruch nehmen zu können, für schmälere Jochbeine, mit längeren und höheren Scheitelleisten; für große Stirnhöhlen, die dem Schädel eine hervorstehende Gestalt verleihen. Hr. de Blainville hat versucht, die letzterwähnte Modification mit der Voraussetzung zu erklären, daß die urweltlichen Bären in Folge des Athmens einer frischeren, trockneren und kräftigenderen Atmosphäre ihre Stirnhöhlen mehr entwickelt hätten, als ihre minder glücklichen und entarteten Nachkömmlinge. Wir dürfen jedoch fragen, ob der plattköpfige Ursus ferox eine minder freye Wohnstätte hat, oder eine feuchtere und unreinere Atmosphäre auf den Rocky-Mountains in dem fernen Westen Nordamerikas einathmet als der Höhlenbär der alten deutschen und brittischen Wälder, und wir dürfen mehr als zweifeln, daß die von dem noch plattköpfigeren Eisbären eingeathmete kalte und aufregende Seeluft in Erweiterung der Höhlen längs des Athemganges sich minder wirksam als die dumpfe Luft der Grüfte, in welcher die alten Höhlenbären weilten, erweisen sollte."

(Fortsetzung folgt.)

Beschreibung von Ochsenfurt. Herausgegeben von Johann Baptist Kestler.

(Schluß.)

Merkwürdig bleibt die Indolenz des Domkapitels sowohl als der städtischen Behörde in Bezug auf Hebung des Handels und der Schiffahrt. Für die belebteste Strasse von Wirzburg nach Ochsenfurt geschah von der Stadt gar nichts und noch im J. 1750 mußte das Domkapitel derselben eine Strafe von 10 Reichsthalern aufsetzen, um wenigstens die Löcher mit Steinen und Schutt auszufüllen. Wohl sah man es gern, als 1772 von Ansbach her bis zur Ochsenfurter Markung die Strasse gemacht wurde, und gab willig von der Markung 8 — 10 Ruthen her, um für diese Strasse eine gerade Linie zu gewinnen; aber an Verbesserung der eigenen Strasse und Wege rührte man keine Hand bis auf die neueste Zeit!

Des Biertrinkens im Wein producirenden Ochsenfurt wird schon frühzeitig, 1387, gedacht, es war aber eingeführtes. Anfangs wollte man es gar nicht als Getränke dulden. Erst seit 1793 trat eine Brauerey ins Leben. Jetzt aber wird mehr Bier als Wein consumirt.

Von Ochsenfurter Künstlern nennen wir hier die Maler Christoph Fessel † 1805, 25. October, die Gebrüder Völk, als Baumeister Hanns Baur, der den Lorenzerchor zu Nürnberg in Verein mit Poritzer ꝛc. gebaut.

Die Veste, das jetzige Landgerichtsgebäude, war im J. 1334 das domkapitelische Palatium. Die Pfarrkirche möchte, obwohl eine ältere auf ihrem Platz gestanden, aus dem Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts seyn. Die Michelskapelle ist von Hanns

Bauer 1440 fg. erbaut; sie hat eine Crypta, in der die Gebeine der Verstorbenen aufbewahrt werden. Die Wolfgangskapelle außerhalb der Stadt auf einem Berge ist 1463 zu erbauen angefangen worden. Das alte Rathhaus war schon 1393 mit einem Vley oder Orle (Uhr) versehen; dagegen ist das neue Rathhaus aus den Jahren 1487 — 88. Die Mainbrücke bestand bereits 1254 und zwar von Holz, wie aus den Rechnungen von 1397 ersichtlich ist; mit der steinernen begann man erst 1512.

Dem Stadtgerichte stand der Schultheiß mit seinen aus der ganzen Bürgerschaft genommenen Schöppen vor. Die Verhandlungen dieses Gerichts wurden in ein eigenes Buch — das Stadtbuch — eingetragen, es beginnt mit 1401 und der Eingang dieses interessanten Documentes ist von Hrn. K. mitgetheilt. Das ehemalige Hochgericht bestand aus einer vom Domkapitel, — der Herrschaft der Stadt — alljährlich einmal im December oder Januar nach Ochsenfurt gesandten Deputation eines oder zweyer Domherren, um Einsicht von der Stadtverwaltung zu nehmen und die Angelegenheiten der Gemeinde zu ordnen. Schultheiß, Burgermeister und Rath hatten dem Gerichte beyzuwohnen. Der Hochrichter verfuhr nach der vom Domkapitel erhaltenen Instruction. Uebrigens war die Abhaltung dieses Gerichts mit vielen Unkosten für die Stadtgemeinde verbunden; es blieb gleichwohl bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Wirksamkeit. — Der Stadtmagistrat theilte sich in einen innern und äußern Rath; zwar sollte dieser letztere auf Befehl des Domkapitels als überflüßig abgeschafft werden, allein dieser Befehl kam nicht zur Ausführung, indem sich die Bürger auf ihr altes Herkommen beriefen. Zum J. 1601 geschieht zum erstenmale und wieder 1656 eines Stadtphysikus Erwähnung.

Eine Art von Stadt-Advokaten, „Fürsprecher" genannt, welche mit den Gewohnheiten, Satzungen der Gemeinde und mit dem Landrechte wohl vertraut waren, wurden vom Rathe gewählt und zum Theile auch besoldet, um das Gericht und die Ehre desselben zu fördern, die Partheyen und Sachen, die sie übernommen oder die man ihnen übertragen, nach dem Rechte mit allem Ernst und nach bestem Wissen pünktlich zu vertreten. Es waren deren zwey, zuweilen auch vier.

Der Pfarrsprengel von Ochsenfurt (der Pfarrer war für die Regel Dekan des Landkapitels Ochsenfurt) war vor der Reformation von beträchtlichem Umfange und zählte 18 Pfarreyen, 42 Vicarien ꝛc.; aber nach der Reformation und durch eine spätere Theilung verblieben demselben nur noch 12 Pfarreyen, 1 Curatie, 3 Beneficien und 3 Kaplaneyen. Ausführlich und aus Documenten geschöpft sind vom Hrn. K. die Geschichten der 10 Vicarien erzählt. Aus der Rubrik: „Kirchengesang und Musik" entnehmen wir, daß das Volk neben seinen deutschen religiösen Liedern auch welche gesungen, in denen deutsche mit lateinischen Versen gemischt waren. So beginnt ein Lobgesang auf Christi Geburt (1567):

„In dulci jubilo
Nu singet vnd seit fro,
vnsers hertzen wonne
leit in praesepio,
vnd leuchtet als die Sonne
matris in gremio
Alpha es et o, Alpha es et o." etc.

Musikalische Aemter wurden schon 1532 gehalten. Bey der Charfreytags-Procession wurde das Leiden und der Tod Jesus bildlich von lebenden Personen dargestellt. Die Fischerzunft trug den Wallfisch des Jonas, in dessen offen stehendem Rachen ein versteckter Schuladsiant die Klaglieder des Propheten sang.

Eine Schule, meint Hr. K., sey schon der Begründung der Pfarrey gleichzeitig gewesen. Bis zum 15. Jahrhundert war nur Ein Schulmeister in der Stadt, der, da Ochsenfurter Gelehrte (Bär, Düngersheim) den Grund zu ihren Studien in ihrer Vaterstadt gelegt hatten, auch des Lateins kundig gewesen seyn wird. 1532 war der lateinische Lehrer der Hauptlehrer neben dem deutschen Schullehrer und erhielt gegen Ende des 16. Jahrhunderts den Titel: Praeceptor, später Rector. Im 16. und 17 Jahrhunderte waren die Praceptoren großentheils ungesittete und unverträgliche Individuen, meist verdorbene Studenten. Die deutsche Schule versah zu Anfang des 17. Jahrhunderts einstweilen ein Schuster Kilian Pauli. — S. 267 — 279 ist ein für Bibliographen sehr beachtenswerthes Verzeichniß der auf dem Rathhause befindlichen Ganzhorn'schen Büchersammlung. Unter den Gelehrten der Stadt ist der Leipziger Universitätsprofessor, Hieronymus Düngersheim als „einer der ersten, lebrfesten, altchristlichen Gottesgelehrten, die es mit Dr. Luther aufnahmen" besonders hervorgehoben.

Hr. K. hat nach unserm Dafürhalten seine Aufgabe auf eine wahrhaft musterhafte Weise gelöset. Zu wünschen wäre, daß mehrere seiner Herrn Collegen einem solchen Vorbilde folgen möchten!

Dr. G. Th. Rudhardt.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. August.

Nro. 161. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

1. Traité élémentaire de Paléontologie ou histoire naturelle des animaux fossiles.
2. A History of British Fossil Mammalia and Birds.
3. Synopsis Plantarum fossilium autore Fr. Unger.

(Schluß.)

So weisen alle besonnenen Zoologen, wie es Ref. vorausgesagt hatte, die seltsame Hypothese Blainville's ab, und beharren auf der sichern Basis, die eine lange Erfahrung als Fundament ihrer Wissenschaft dargethan hat. Man sieht bey Blainville mit Bedauern, daß das unglückliche Ergebniß seiner frühern Arbeit über die fossilen Fische, in welcher fast alle Arten falsch bestimmt sind, ihn weder vorsichtiger gemacht noch zur genauern Einsicht in das Wesen des Art-Begriffes verholfen hat.

In etlichen englischen Höhlen sind außer frischen Ueberresten des Dachses auch solche gefunden worden, die unter denen ausgestorbener Säugthiere vorkamen und ganz deren fossile Beschaffenheit hatten, ja ein Schädel soll sogar aus der Miocen-Formation von Suffolk herstammen. Alle diese Stücke findet Owen in vollkommener Uebereinstimmung mit unserm lebenden Dachse. Auch die aus englischen Knochenhöhlen von ihm verglichenen Schädel vom Iltiß und großen Wiesel, so wie der im Marschboden von Cambridgeshire gefundene Schädel des Fischotters haben ihm keine Verschiedenheit von den lebenden Arten ergeben, so daß für Referenten immerhin noch der Zweifel bestehen bleibt, ob sie wirklich gleichen Alters mit dem Höhlenbären sind.

Den Höhlenwolf anbelangend kommt Owen zu dem nämlichen Resultate wie seine Vorgänger, daß er der derselben Art wie unser lebender Wolf angehört. Wegen der Knochen vom Fuchse bleiben die vorhin angeregten Zweifel.

Die Hyaena spelaea ist bekanntlich in den englischen Höhlen sehr häufig und kommt nicht selten in Gemeinschaft mit dem Bären, dem Wolfe, Nashorn, Flußpferd und Mammuth vor. Owen hat nur diese eine Art unterscheiden können.

Von der Felis spelaea sind in England nur wenige Fragmente bisher gefunden worden; das ansehnlichste ist ein Oberkiefer-Fragment mit einem Schneidezahn, Eckzahn und den ersten beyden großen Backenzähnen. Um die Verwandtschaft dieser Art, die Cuvier einen Löwen oder Tiger nennt, genauer bemessen zu können, macht Owen auf ein bisher übersehenes Merkmal aufmerksam, durch welches die Schädel des lebenden Tigers und Löwen leicht unterschieden werden können. „Es besteht beym Löwen in der Rückwärtsverlängerung der Nasenfortsätze des Oberkieferbeins bis zu derselben Querlinie, welche von dem hintern Ende der Nasenbeine erreicht wird, während sich beym Tiger die Nasenfortsätze des Oberkieferbeins der von den hintern Enden der Nasenbeine erreichten Querlinie nie näher als bis auf $\frac{1}{3}$ Zoll Entfernung annähern, bisweilen selbst $\frac{2}{3}$ Zoll dahinter zurückbleiben; zugleich endigen sie bey diesem mit einem stumpfen oder abgestutzten Ende,

während sie beym Löwen zugespitzt sind. Es ist sehr zu wünschen, daß dieser Charakter, wo möglich, an den Continental-Exemplaren von Schädeln der Felis spelaea bestimmt werden möchte. Wenn die Nasenfortsätze des Oberkieferbeins nicht so weit rückwärts sich erstrecken als die Nasenbeine, so darf man schließen, daß diese Art kein Löwe war; da jedoch die kürzern Fortsätze des Oberkieferbeins beym Jaguar und Leoparden ebenso wie beym Tiger vorhanden sind, so muß die Annäherung der fossilen Art an die gestreiften oder gefleckten Arten der Katzengattung von andern Merkmalen abhängen."

Referent ist im Stande, die von Owen provocirte Entscheidung zu geben. Die Kreis-Naturalien-Sammlung in Bayreuth besitzt einen vollständigen Schädel der Felis spelaea aus der Gailenreuther Höhle, von dem sich ein Gypsabguß in der hiesigen Sammlung befindet. Aus der Besichtigung von diesem wie des Originales kann Referent angeben, daß bey Felis spelaea die Nasenfortsätze des Oberkieferbeins nach rückwärts weiter reichen als die Nasenbeine. Hiemit ist also gleich Tiger, Leopard und Jaguar, auch abgesehen von der weit geringern Größe der beyden letztern, ausgeschlossen und eine größere Annäherung an den Löwen vorhanden, von dem aber die schon von Goldfuß und Cuvier erörterten Differenzen unterscheiden. Noch hat Referent von diesem Schädel bemerklich zu machen, daß er nicht bloß die beyden großen Backenzähne, sondern auch die Zahnfächer für den ersten kleinen Lückenzahn und den hintern Höckerzahn aufzuweisen hat.

Außer der Felis spelaea sind noch von 2 andern Katzenarten Ueberreste in England gefunden worden. Ein einzelner hinterster Backenzahn des Unterkiefers aus dem Red Crag von Newbourn kommt in Größe und Form mit dem gleichnamigen des Leoparden überein; Owen begründet darauf provisorisch die Felis pardoides. Zwey Kieferfragmente, das eine aus der Ziegelerde von Esser, das andere aus der Kent's-Höhle, sind nicht zu unterscheiden von analogen Theilen der Wildkatze.

Eine neue und sehr interessante Entdeckung ist das Vorkommen der Gattung Machairodus unter den urweltlichen Thieren Englands. Nach den zuerst aus Italien bekannt gewordenen seltsamen schneidenden Eckzähnen wurde dieses Thier bald als Ursus, bald als Felis cultridens aufgeführt, bis Bravard's Entdeckung eines Schädels (Felis megantereon) die Aehnlichkeit mit den Katzen außer Zweifel setzte, unter denen Machairodus als eine Untergattung aufzunehmen ist, was Owen auch durch Vergleichung der von Falconer und Cautley in den Tertiärablagerungen der Sewalik-Berge entdeckten Ueberreste dieses Thieres nachwies. Die in der Kent-Höhle aufgefundenen Zähne, worunter einer der Eckzähne längs der äußern Krümmung 6″ lang und an der Basis der Krone 1″ 2‴ breit ist, geben eine eigenthümliche Art zu erkennen, die Owen als Machairodus latidens bezeichnet. Außer dieser Species giebt es also in Europa noch 2 andere, den Machairodus (Ursus. s. Felis) cultridens und die Felis megantereon, welche viel kleiner als jene ist.

Die in England gefundenen Ueberreste von Nagern kommen mit den gleichnamigen Stücken von unserem Biber, Arvicola amphibius, agrestis und pratensis, ferner mit Mus, so wie mit dem gemeinen Hasen und Kaninchen dermassen überein, daß sie von letzteren nicht unterschieden werden können. Dagegen gehören die Ueberreste von Trogontherium Cuvieri Fisch. entschieden einer ausgestorbenen Gattung an, die sich vom Biber schon gleich dadurch unterscheidet, daß der erste Backenzahn des Unterkiefers um ein Drittel größer als der folgende ist, und der zweyte und dritte nur zwey Schmelzfalten aufzuweisen haben. Die Fragmente von Lagomys spelaeus sind deßhalb merkwürdig, weil diese Gattung bisher aus England nicht bekannt war.

Einen sehr werthvollen ausführlichen Artikel hat Owen dem Mammuth (Elephas primigenius) gewidmet, dessen Zähne und Knochen in großer Menge in England vorkommen. Mit Cuvier erkennt er an, daß Mammuth und indischer Elephant 2 verschiedene Species sind, dagegen verwirft er die Zersplitterung des ersteren in mehrere Arten, wie solche von Fischer, Nesti und Croizet unterschieden wurden. Owen erklärt sich mit Entschiedenheit nur für eine einzige Art. Von der Größe derselben läßt sich urtheilen, wenn man erfährt, daß der Oberarm-

knochen eines Mammuths 4′ 5″, dagegen der am Skelet eines großen indischen Elephanten nur 2′ 11″ lang ist.

Ueber die geographische Verbreitung des Mammuths äußert sich Owen folgendermassen. „Die Ueberreste des Mammuth kommen auf dem Continent, wie in England, in den oberflächlichen Ablagerungen von Sand, Grus und Lehm vor, die über alle Theile Europas verstreut sind, und sie werden in noch größerer Menge in den nämlichen Gebilden in Asien gefunden, zumal in höhern Breiten, wo der Boden, der ihre Lagerstatte ausmacht, beständig gefroren ist. Mammuths-Ueberreste sind in großer Anzahl im gefrornen Schlamm an der Ostseite der Beringsstrasse, in der Eschscholtzbay, im russischen Amerika unter 66° n. Breite gefunden worden, und man hat sie, wenn auch in geringerer Menge, südwärts bis in die Staaten von Ohio, Kentucky, Missuri und Südkarolina angetroffen. Dagegen sind bisher keine authentischen Ueberreste von Elephas primigenius in tropischen Breiten oder in irgend einem Theile der südlichen Hemisphäre entdeckt worden (die in Indien aufgefundenen fossilen Elephanten-Ueberbleibsel gehören einer dem Elephas indicus näher verwandten Art an). Es scheint daher, daß der urweltliche Elephant früher über die ganze nördliche Hemisphäre vom 40 — 60 und möglicherweise bis zum 70° Breite sich verbreitet hat.

Mit der gewöhnlichen Annahme, daß eine gewaltsame Katastrophe, in deren Folge die Temperatur sich erniedrigte, die Ausrottung der Mammuths herbeyführte, zeigt sich Owen nicht einverstanden. Er meint, daß auch unter den jetzigen Umständen Elephanten, die mit gehörigem Pelze bekleidet sind, noch in Sibirien leben könnten, da so weit die Waldung oder das Gestrüppe reicht, sie ihre Hauptnahrung, die in Baumzweigen besteht, finden würden und hierdurch unabhängig vom Wechsel der Jahreszeiten wären. So gut als noch jetzt Rennthiere und Bisamochsen in der Polarregion aushalten können, eben so gut hätten dieß unter gleichen klimatischen Verhältnissen die Mammuths vermocht. Ihre Ausrottung findet Owen nicht von äußern Ursachen bedingt, sondern er hält es für räthlicher mit Brocchi die Möglichkeit einzuräumen, „daß Arten gleich Individuen die Ursache ihres Todes in ihrer eignen Constitution, unabhängig von äußern Weltveränderungen, an sich getragen hätten und daß der Termin ihrer Existenz oder die Periode der Erschöpfung der Zeugungskraft, vom Beginn jeder Art an festgesetzt worden sey.“ Eine Meinung, die unserem Bedünken nach an der Erfahrung keine sonderlichen Stützen finden dürfte.

Eben so gründlich und umfassend als der Artikel über den Mammuth ist der über Mastodon angustidens von Owen gearbeitet. Hinsichtlich der vielen Arten, die neuerdings aus den Mastodons errichtet wurden, trägt er auf große Reduction an. Den Tetracaulodon von Godman sieht Owen für den unreifen Zustand beyder Geschlechter des Mastodon giganteus an und meint, daß bey den Männchen zum wenigsten einer, und zwar gewöhnlich der rechte, von den beyden untern Stoßzähnen beybehalten würde, während beym Weibchen beyde verloren gingen, sobald es sich dem Zustande der Reife nähere. Auf diese untern Stoßzähne und einige Abänderungen in den Backenzähnen, welche Owen bloß als individuelle Varietäten ansieht, hat gleichwohl vor Kurzem Grant nicht bloß die Beybehaltung der Gattung Tetracaulodon zu stützen versucht, sondern auch sechs Arten ihr zugewiesen. Eine ähnliche Geschlechtsverschiedenheit wie bey Mastodon giganteus scheint nach Owen auch bey unserm M. angustidens angenommen werden zu dürfen, nur mit der Differenz, daß bey letzterem das Männchen die beyden untern Stoßzähne behält. Mastodon longirostris und arvernensis stellt er mit M. angustidens zusammen.

In England kommen Mastodon und Mammuths nicht auf denselben Lagerstätten vor, wie dieß in Nordamerika der Fall ist. Eine Art Mastodon, nahe verwandt mit dem M. angustidens durch die Form der Backenzähne, findet sich in Gesellschaft von M. elephantoides und einer ächten Elephanten-Species in den Tertiärablagerungen der vorhimalayischen Berge. Eine andere Art von Mastodon, ebenfalls mit dem M. angustidens nahe verwandt, wenn wir nach der Form eines Backenzahns schließen dürfen,

hat ihre Ueberreſte in den Knochenhöhlen und nachtertiären oder neuer tertiären Bildungen von Auſtralien zurückgelaſſen. Nach der Conformität der Backenzähne betrachtet Cuvier ein Maſtodon, deſſen Ueberreſte in Peru entdeckt wurden, für ſpecifiſch einerley mit dem europäiſchen Mastodon angustidens. Keine Säugthiergattung iſt daher ſo weit über den Erdboden verbreitet geweſen als das Maſtodon. Von den Tropen hat es ſich ſowohl ſüd- als nordwärts in die gemäßigte Zone ausgedehnt und in Nordamerika wurden ſeine Ueberreſte an der Weſtküſte bis zum 66° Breite wahrgenommen. Die Metropolis aber des M. giganteus in den vereinigten Staaten liegt gleich der des M. angustidens in Europa in gemäßigten Breiten, und wir haben keinen Beweis, daß irgend eine Art dazu eingerichtet war, gleich dem Mammuth der Strenge eines arktiſchen Winters zu trotzen.

Nach wenigen Fragmenten von Unterkiefern mit Backenzähnen errichtet Owen die Gattung oder Untergattung Coryphodon, die durch nahe Verwandtſchaft mit Lophiodon als ein Glied der tapirartigen Pachydermen ſich zu erkennen giebt und eine diſtinkte Untergattung anzeigt, charakteriſirt durch Mangel an Parallelismus der zwey Hauptquerleiſten und der rudimentären Beſchaffenheit des hintern Anſatzes am letzten Backenzahn des Unterkiefers. Uebrigens kommen in England auch Ueberreſte vom eigentlichen Lophiodon vor, ſo wie auch von 4 Arten Palaeotherium.

Die auf den brittiſchen Inſeln aufgefundenen Ueberreſte vom Nashorn haben Owen Veranlaſſung zu ausführlichen Erörterungen der beyden Arten, Rhinoceros tichorhinus und leptorhinus gegeben. Der letzteren Art weiſt er feſte Charaktere an und zeigt, daß Rhinoceros Kirchbergense und Merckii ihr angehören.

Mit dieſer Gattung ſchließt ſich das Verzeichniß der urweltlichen Pachydermen Englands und zugleich das achte Heft von Owen, das nur noch auf einem Blatt den Anfang der Schilderung der foſſilen Ueberreſte der Einhufer enthält. Pictet's Arbeit iſt bereits weiter vorgeſchritten, indem ſie die beyden Klaſſen der Säugthiere und Vögel umfaßt.

Am Schluſſe noch einige Worte über Unger's Synopsis plantarum fossilium. Der Verfaſſer derſelben hat die ungeheure Arbeit unternommen, aus der reichen und in vielerley Werken niedergelegten botaniſchen Literatur ein ſyſtematiſches Verzeichniß der foſſilen Pflanzenarten zuſammen zu ſtellen und hiemit einem dringlichen Bedürfniſſe der Paläontologen entgegen zu kommen; eine um ſo verdienſtlichere Arbeit, als ſie von einem unſerer gründlichſten Botaniker angefertigt iſt und deßhalb des vollſten Vertrauens ſich erfreuen darf. Von den Ordnungen und Gattungen hat der Verf. die Charaktere angegeben; bey den Arten dagegen bloß die Synonyme, ſo wie, was eine Hauptſache iſt, die Fundorte und das geognoſtiſche Vorkommen angeführt. Als Anhang folgt eine Aufzählung der foſſilen Pflanzen nach den geognoſtiſchen Formationen; zuletzt ein vollſtändiges alphabetiſches Regiſter, das leider jetzt ſo häufig andern Werken fehlt und gleichwohl den Gebrauch eines Buches weſentlich fördert. Wir wünſchen, daß der Verfaſſer dieſer ausgezeichneten Synopſis ihr recht bald eine Species plantarum fossilium mit ausführlicher Beſchreibung der Arten folgen laſſen möchte.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Auguſt.

Nro. 162. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1845.

Unterſuchungen über die freyen Walliſer oder Walſer in Graubünden und Vorarlberg, von Joſeph Bergmann. Wien 1844. 108 S. 8.

Dieſe aus den Wiener Jahrbüchern der Literatur Bd. CV — CVIII. beſonders abgedruckte Monographie ſucht in geographiſcher, ſtatiſtiſcher, hiſtoriſcher, ethno- und dialektographiſcher Hinſicht Licht zu verbreiten über die Bewohner einiger zerſtreuten Berggemeinden im Oſten des jungen Rheines, die ſich durch die Benennung Walſer von den Umwohnenden unterſcheiden oder doch früher unterſchieden haben. Es finden ſich deren ganz hinten (davós) im Hochthale des bey Tuſis in den Hinterrhein mündenden ſogenannten Landwaſſers im Canton Graubünden, Davoſer, andere nach Norden hin in den vorarlbergiſchen Hochthalern, aus welchen einerſeits Iller und Lech, andrerſeits Zuflüſſe des Rheins entſpringen. Sie erſcheinen überall, auch da, wo ſie noch jetzt, wie in Davos, mehr oder minder von Romanen umgeben ſind, als Deutſche, finden ſich in Documenten früherer Zeit vor jenen durch einen höheren Grad perſönlicher Freyheit oder Berechtigung ausgezeichnet, und werden in den bis jetzt bekannten älteſten Urkunden, die man auf ſie beziehen zu können glaubt, alienigeni, a servitute liberi, Walisenses *) genannt.

Die Meinung, daß ſie vom obern Rhone- (Rhodan- oder Rodden-) thal, der Vallis Poenina aus in dieſe Gegenden gekommen und natürlich ihren heimathlichen Namen Walliſer (⏑ – –, denn ſo, nicht – ⏑ – betont ganz richtig jeder Schweizer, „Walliſſer Seduni“ ſchreibt Friſius) mitgenommen, liegt nahe genug und wird denn auch vom Verf. nach Kräften hervorgehoben. Allein zu der Aehnlichkeit der Namen Walſer und Walliſer, zu der Verehrung eines heiligen Theodulus Biſchofs zu Sitten durch dieſe wie durch jene, zu dem Zuſammentreffen in einigen Eigenheiten der Mundart fehlt immer noch ein auf geſchichtliche Daten gegründeter ganz zufriedenſtellender Beweis, da auch der Hauptgewahrsmann Joh. Ulr. von Salis-Seewis (nachgelaſſene Schriften I. 30. II. 13. 37 und 106 — 108, wo, wie es leider ſcheint, die wichtigen Noten zum Texte noch ungedruckt ſind) nichts beybringt, was als ſolcher gelten könnte, und da er ſich darauf einläßt, die Benennung Walſer lediglich als die eines gewiſſe perſönliche oder dingliche Rechte genießenden jedenfalls deutſch ſprechenden Anſiedlers

*) „Filii mulierum Monasterio in Mayls pertinentium, licet ab alienigenis seu Walisensibus vel aliis a servitute liberis matrimonialiter procreati, Monasterio pertinent“ J. v. Arx Geſchichten des Kantons St. Gallen S. 322 aus dem liber aureus des Kloſters Pfefers sec. XII. In einem Document aus den J. 1355 u. 1408, das unſer Verf. S. 68 — 69 citirt, werden, als ſeßhaft theils im Walgau theils in Montafun, Silbrer (Knappen im Silberbergwerk) und Walliſer aufgeführt.

zu nehmen, ohne Frage, ob dieser eben aus Wallis oder woher überhaupt er gekommen sey. Um diese an verschiedenen zum Theil weit von einander entlegenen Orten namhaft gemachten Walser in eine Art Nationalität zusammenfassen zu können, müßte ohne Zweifel gezeigt werden, daß sie wirklich durch die Art zu wohnen, sich zu nähren, zu kleiden, vor allem durch die Sprache eben so auffallend einander ähnlich als von andern umwohnenden Deutschen verschieden seyen. Dieß dürfte indessen nicht so leicht seyn, da einige derselben, die im Bezirke Mittelberg (S. 9), in dieser Hinsicht sogar den Allgäuern zugerechnet werden. Aber auch in so ferne sie sich der Mehrzahl nach im Bereich des oberrheinischen (alemannischen) Dialektes halten, wären vereinzelte Besonderheiten immer ein ziemlich unsicherer Grund für entferntere Beziehungen; in Gebirgsländern hat fast jeder Thalboden Besonderheiten der Art und umgekehrt wieder hat manche dieser Besonderheiten ein weiteres Feld als der örtliche Beobachter jedesmal zu überschauen im Fall ist. So z. B. ist das als bezeichnend hervorgehobene s an ein, mein, dein, sein vor dem neutrischen Substantiv (e's Chind, mi's, di's, fi's Chind) nicht bloß in Oberwallis, sondern in einem großen Theile der westlichen Schweiz überhaupt zu Hause. Das anscheinende sch der Romanen statt s hat sich den Deutschen überall, wo sie in deren Nähe wohnen, mehr oder minder mitgetheilt. Und, sollte auch der nähere Walgau schon früh verdeutscht worden seyn, gar so weit vom romanischen Bündner, der z. B. das ältere deutsche Sumber, das er in der Bedeutung Trommel angenommen, wie schumber ausspricht, ist auch der vorarlbergische Walser nicht entfernt.

So viel indessen ist ermittelt, daß bey diesen Walsern, die sich, nach S. 85, als solchen noch jetzt die früher romanischen Bewohner des Walgaus, das sich von Göziß über Feldkirch gegen Montafon erstreckt, als Wallen entgegensetzen, an Walh den bekannten alten Ausdruck für einen Nichtdeutschen besonders wälscher Zunge durchaus nicht gedacht werden darf. Eben so wenig kann bezweifelt werden, daß sie, wenn sie anders spätere Einwanderer als es ihre übrigen deutschen Landsleute vor dem Arlberg' und in Bünden, ja in der jetzigen Schweiz überhaupt sind, von letzterer aus hieher gekommen seyen. Sind doch die Deutschen des obern Wallis selbst nur eine über die Berge in romanisches Gebiet vorgeschobene Colonie und gar wohl können einzelne Spitzen nach Süden und Osten über den Monterosa und die Furca zunächst und gerade von hier aus weiter getrieben worden seyn.

Auf solche Weise behält die Ansicht des Verf., die neuerlich auch von A. Schott, L. Steub u. A. ausgesprochen ist, immerhin den Vortheil der Wahrscheinlichkeit für sich, und wenn sie sich auch nicht gänzlich bewähren sollte, so verlieren die vorliegenden durch dieselbe veranlaßten Untersuchungen dadurch nicht das Geringste von ihrem Werthe als willkommener Beytrag zur genauern Erkundung dieser interessanten Grenzmarken germanischer und romanischer Zunge.

Es werden besprochen nach den freyen Walsern in Graubünden die vorarlbergischen theils im Allgemeinen, wobey eine aus dem Wiener Haus- und Staatsarchiv urkundlich beleuchtete Geschichte der Herrschaft Blumeneck eingeflochten und auf Erklärung undeutscher sowohl als deutscher Ortsnamen eingegangen ist, theils im Besondern die zu Sonntag und St. Gerold (im obern oder großen Walserthale), die in Laterns, Damüls, Tannberg, Schröcken, die zu Mittelberg (im untern ans bayerische Algäu stoßenden oder kleinen Walserthale), die ehemaligen in Montafon und im Silberthal, endlich die verschollenen zu Galtür in Tirol. Verdeutlicht wird alles durch eine dem Obersten von Hauslab zu verdankende treffliche Specialkarte des fraglichen ethnographischen Schauplatzes, so weit er zu Vorarlberg gehört, auf welcher die verschiedenen Walsergruppen sowohl von dem weiland romanischen Walgau, als von dem romanischen Rheingau und Bregenzerwald einerseits und dem schwäbischen Illergau andrerseits durch Farben unterschieden sind.

Dazu kommen Bemerkungen über den physischen und moralischen Charakter der Walser in Graubünden und Vorarlberg, Volkszahl (an die 7000 Seelen), Beschäftigung, Kleidertracht, Wohnung.

Auch erbliche Familiennamen sind auf solchen Scheidepunkten mitunter nicht ohne historische Bedeutung. Endlich folgen noch schätzbare Angaben über die Mundart oder Mundarten der Walser, nebst einem kleinen Idioticon und einem artigen Geschichtchen *), das in achtzehn hier mehr oder minder einschlägige Dialekte übersetzt, zur Vergleichung als Probe derselben beygegeben ist. Unter diesen Dialekten ist, außer einem der eigentlichen schweizerischen Walliser, einem der deutschen am Monterosa, und dem Davoser, auch der der vicentinischen Slegher (die hier als Holzschläger gedeutet werden).

(Schluß folgt.)

Geschichte der Urwelt, mit besonderer Berücksichtigung der Menschenrassen und des mosaischen Schöpfungsberichtes. Von Dr. Andreas Wagner. Leipzig 1845. 578 S. 8.

Die Geschichte der Urwelt ist ein Gegenstand,

*) Es ist betitelt: Der neue Herrgott und vom Verf. irgendwo im Volke gehört. Bey aller Einfalt birgt es tiefen Sinn. Wir theilen es hier mit in der Mundart von Rüziders.

A mol sei vor ama Darf a großes Krüz am Weg g'standa, wo d' Lüt im Vorbeigoh allemol a Vatrunserle betet hond; aber frili, wie's halt kunnt, noch und noch hot der Rega dasel Krüz ganz usgwäscht und d' Sunna luter Sprüng und Spält dri' gmacht. Jetzt druf lot der Heer us ama Stuck Holz a neus und hübschers macha; d' Bura sind aber nümmameh a so froh bliba um wie gwöhnli a Vatrunser z beta. Das ist dem Heer nämma gspässig fürko, drum frogt er a mol en: warum sie nümma wie früther dört bim sella neua, hübscha Ueserherget beta? Aber der guet Bur will halt lang net ussa mit der Sproch: Jo, se't er zlescht und kraßt i de Hoora: Jo, mer hond halt de neua noch as en Birabom kennt.

der in neuerer Zeit mehr als je die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und daher viele Bearbeiter gefunden hat. Auch der Verfasser dieses Buches, der sichs gestattet in einer kurzen Selbstanzeige dasselbe unsern Lesern zur nähern Kenntniß zu bringen, hat sich seit vielen Jahren mit diesem Gegenstande befaßt und theilt jetzt die Resultate seiner Untersuchungen, von denen er einzelne schon früherhin, meist in diesen Blättern und den Bayerischen Annalen publicirte, in ausführlicher Erörterung mit.

Der Verfasser bringt sein Buch in vier Abschnitte mit folgenden Aufschriften: 1) Geschichte der Erdbildung (Geologie), 2) das Thier- und Pflanzenreich der Urwelt, 3) das Menschengeschlecht der Urwelt, und 4) Vergleichung der Ergebnisse der Wissenschaft hinsichtlich des urweltlichen Zustandes der Erde und ihrer Bewohner mit den Traditionen der Völker und insbesondere mit dem mosaischen Schöpfungsberichte.

Im ersten Abschnitte stellt sich der Verfasser in entschiedene Opposition mit der herrschenden Ansicht von der Erdbildung, wie er sich hierüber gleich in der Vorrede unumwunden in folgenden Worten ausspricht.

„So außerordentlich sicher die Majorität der Evidenz ihrer Feuer- und Hebungs-Theorie ist, so allgemein auch der Beyfall, den sie vor dem großen Publikum gefunden, so kann sie doch eine strenge kritische Prüfung nicht aushalten, ja eine solche kann, wie ich glaube sattsam erwiesen zu haben, darthun, daß jene Theorie ein vor dem Forum der Wissenschaft anerkennbares Fundament noch gar nicht begründet hat. Statt die Bildungsgesetze der Erde aus verläßigen chemischen und physikalischen Gesetzen abzuleiten, hat die moderne Geologie diese hintan gesetzt und dafür der Phantasie einen Spielraum eröffnet, dem am wenigsten in der Wissenschaft eine Stelle anzuweisen ist. Ich will hiermit nicht sagen, daß die Chemie bereits im Stande ist, alle ihr aus diesem Gebiete zuständigen Probleme zu lösen, noch weniger möchte ich behaupten, daß man nichts weiter als Chemiker zu seyn brauche, um die geologischen Aufgaben zu absolviren, aber dieß behaupte ich, und dieß muß auch zum Axiom in der Geologie (wohl zu unterscheiden von Geognosie) werden, wenn sie anders eine wissenschaftliche Geltung ansprechen will, daß geologische Ansichten und Theorien nicht nur nicht im Wider-

spruche mit bewährten chemiſchen Erfahrungen und Geſetzen ſtehen dürfen, ſondern daß zu ihrer Begründung der Chemie die Hauptſtimme zukommt. Die Geognoſie, deren Aufgabe die Erforſchung des Thatbeſtandes iſt, kann die Chemie ganz außer Augen laſſen; die Geologie dagegen, welche die Bildungsgeſetze der Erde zu entwickeln hat, muß in ihr die Hauptſtütze finden."

„Stellt man dieſe Anforderung an den gegenwärtigen Stand der Geologie, ſo wird man ſich bald überzeugen, wie wenig noch die Chemie in ihr zur Geltung gekommen iſt, welch großes Uebergewicht dagegen die mit ihr im völligſten Widerſpruche ſtehenden Hypotheſen behaupten. Wir ſind allerdings über Hauptprobleme noch ohne evidente Aufſchlüſſe, werden vielleicht auch dieſe zum Theil niemals erlangen, und müſſen deßhalb in ſolchen Fällen die Mängel unſerer Erkenntniß durch Hypotheſen ergänzen; dieſe müſſen jedoch von einer Art ſeyn, daß ſie ſich nicht im Gegenſatze mit den Erfahrungen anderer Wiſſenſchaften befinden und ſind ohnedieß ſogleich außer Acht zu laſſen, ſobald Letzteres nachgewieſen wird. So wie es aber gegenwärtig mit der dominirenden geologiſchen Schule beſtellt iſt, herrſcht in ihr ein Terrorismus, der auch dann noch die von den Stimmführern in Umlauf gebrachten Hypotheſen nicht aufzugeben wagt, ſelbſt wenn ihr Widerſpruch mit dem Thatbeſtande und chemiſchen Geſetzen zur Genüge erwieſen worden iſt. Ein merkwürdiges Beyſpiel der Art giebt die im Schwange gehende Hypotheſe von der Dolomitbildung. Kein Wunder, daß bey einem ſolchen Stande der Dinge Chemiker, wie Liebig, von der Geologie nur mit der größten Mißachtung ſprechen. Ich, der ich durch meinen amtlichen, wie durch den mir zunächſt liegenden ſchriftſtelleriſchen Beruf als Zoolog völlig außer dem Bereiche der herrſchenden geologiſchen Schule ſtehe und daher die Gunſt ihrer Machthaber nicht zu ſuchen, ihre Ungunſt nicht zu fürchten habe, gleichwohl ſeit drey Decennien mit Geognoſie und Geologie ſo vertraut geworden bin, daß ich mich zu einem Urtheil über ſie für nicht ganz unberechtigt anſehen darf, habe unbefangen und ohne Nebenrückſichten eine Prüfung der herrſchenden geologiſchen Theorien vornehmen und die dadurch erlangten Reſultate unbeſorgt um die Art ihrer Aufnahme vorlegen können. Meine Hauptabſicht iſt es hierbey geweſen, nicht ſowohl eine eigenthümliche Theorie zu begründen, ſondern vielmehr den Nachweis zu liefern, daß die vulkaniſtiſchen Anſichten von der Erdbildung im Widerſpruche mit den geognoſtiſchen Thatſachen und den chemiſchen Erfahrungen ſtehen, daher einer wiſſenſchaftlichen Berechtigung ganz und gar entbehren."

Im zweyten Abſchnitte giebt der Verfaſſer eine kurze Ueberſicht über die charakteriſtiſchen Thiere und Pflanzen der Urwelt, mit einer ausführlichen Darlegung ihrer von der jetzigen organiſchen Welt ſehr verſchiedenen Lebens- und Verbreitungsverhältniſſe.

Der dritte Abſchnitt befaßt ſich mit der Schilderung der allgemeinen Verhältniſſe des Menſchengeſchlechts der Urwelt, woran eine weitläufige Darſtellung der Raſſen und ihrer weſentlichen Merkmale geknüpft iſt. Der Verfaſſer weist nach, daß die Raſſen nicht auf verſchiedene Urſtämme, ſondern auf einen gemeinſamen Urſtamm zurückzuführen ſind, daher auch von verſchiedenen Arten im Menſchengeſchlechte gar nicht die Rede ſeyn kann. Die ſpecifiſche Einheit desſelben kann die Naturforſchung mit aller Evidenz erweiſen, ſeitdem es ihr gelungen iſt, den Begriff der Art auf ein ſicheres Naturgeſetz zurück zu führen.

Im vierten Abſchnitte nimmt der Verfaſſer eine Vergleichung der auf naturhiſtoriſchem Wege gefundenen Reſultate hinſichtlich des Zuſtandes der Erde und ihrer Bewohner mit den Angaben der Völker-Traditionen und insbeſondere mit dem moſaiſchen Schöpfungsberichte vor. Wenn Viſcher in ſeiner, nur durch ihre Frechheit bemerkenswerthen Inauguralrede behauptet, und hierin allerdings in Uebereinſtimmung mit vielen Zeitgenoſſen ſich befindet: „die Naturwiſſenſchaft kann als Geologie keinen Schritt gehen, ohne von den Erzählungen des erſten Buchs Moſis abzuweichen," ſo weist dagegen vorliegendes Werk nach, daß zwiſchen dem moſaiſchen Berichte und den Ergebniſſen der naturwiſſenſchaftlichen Forſchung die vollkommenſte Concordanz ſtattfindet, und daß der Widerſpruch nur aus der Verkennung oder Verdrehung der naturhiſtoriſchen Thatſachen hervorgegangen iſt.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. August.

Nro. 163. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Travels in the track of the ten thousand Greeks; being a geographical and descriptive account of the expedition of Cyrus and of the retreat of the ten thousand Greeks, as related by Xenophon. By William F. Ainsworth, F. G. S., F. R. G. S., surgeon to the late Euphrates expedition; author of Assyria, Babylonia and Chaldea; Travels in Asia Minor, etc. London: John W. Parker, West Strand. M.DCCC.XLIV.

Immer galt die Expedition des jüngern Cyrus gegen seinen Bruder Artaxerxes oder vielmehr die Rückkehr der ihn begleitenden zehntausend Griechen nach dem unglücklichen Ausgang der Schlacht bey Cunaxa als ein fast unvergleichliches Strategem, wenigstens unter den großen Kriegsereignissen, die uns aus dem Alterthum berichtet werden. Aber auch in den an Großthaten und wunderbaren Zufällen reichen Feldzügen der neueren Zeit ist wohl keiner, welcher mit dem Rückzug Xenophons zusammengestellt werden könnte; freylich sind oftmals zehnmal stärkere Heeresmassen in eine ähnliche oder noch schrecklichere Lage gekommen, wie die Griechen auf den schneeigen Hochebenen Armeniens, aber sie hat auch ein furchtbareres Geschick erreicht und vernichtet. Moreaus Rückzug im Jahre 1796 (ungef. 19. Sept. bis 19. Oct.) von der Donau durch den Schwarzwald und das Höllenthal bey Neustadt an der Wuttach bis ins Rheinthal gilt als ein Meisterstück; allein welcher Unterschied der Entfernung und der Umstände! Wenn irgend eine Reihe von Tagen des Kampfes und der Noth aus diesen Napoleonischen Zeiten, denkwürdig durch Ueberwindung der furchtbarsten Hindernisse, welche Ort und Feind entgegenwerfen, hier angezogen werden soll, so sind es jene des Septembers und Octobers 1799, in denen sich Suwarow und seine Truppen den Ruhm erworben haben, welcher Hannibal zu Theil ward, als er der erste nach Herkules ein Heer über die Alpen geführt hatte. Traun! wer jene sechzehn Tage von der Schlachtstätte der Teufelsbrücke an bis zum Rückzug von Glarus ins Rheinthal mit durchgestritten hat, würde auch die 215 Märsche jener zehntausend sammt ihrem Elend ertragen haben. Immerhin bleibt es ein durch Glück und Ausdauer merkwürdiger Zug, dessen Veranlassung, Zwischenfälle und Ausgang uns noch dazu in einem trefflichen militarischen Memoire historisch und geographisch genau aufgezeichnet sind.

Nicht leicht aber gibt es etwas mißlicheres, als ohne Anschauung, höchstens durch theilweis gute Charten unterstützt, die topographischen Notizen in derartigen alten Schriftstellern zu fixiren oder wenigstens annäherungsweise zu bestimmen; bleibt ja selbst im glücklichsten Fall bey eigener Prüfung gar mancher Punkt, den der Sturm der Zeiten verwischt hat, ein Gegenstand müßigen Suchens. Deßhalb verdienen jene Reisende, welche sich die Auffindung alter Städte und Orte, ihre Beschreibung und Vergleichung mit gegenwärtigen Wohnplätzen zum besondern Zweck ihrer Wanderungen gesetzt haben, besonderen Dank; so ist es namentlich der westliche Theil Asiens, welcher mehr und mehr mit den Ueber-

reſten ſeiner großen Vorzeit in gediegenen Werken und Bildern uns ſichtbar gemacht wird; daß hiebey ein nicht geringer Theil der Ehre den Söhnen Britannias zufällt, darf uns nicht wundern, wenn wir unſere knappen Verhältniſſe mit den großartigen Subſidien zuſammenhalten, welche jenen allein aus den reichen Quellen ihrer wiſſenſchaftlichen Societäten zufließen.

So hat denn auch der Zug des Cyrus und der Rückzug Xenophons ſeine Nachfolger und Forſcher gefunden — namentlich an James Rennell (Illustrations of the history of the expedition of Cyrus etc. London 1816) — nie aber in ſolcher Stetigkeit und Sicherheit, als es dem obengenannten 'illustrator of the anabasis' möglich geworden iſt. Hr. Ainsworth hatte nämlich, wie er ſelbſt ſagt, von ganz beſondern Vortheilen unterſtützt, das Glück, die wichtigſten Theile der berühmten Route zu bereiſen, von der Ebene von Cayſtrus und den Thoren Ciliciens durch Syrien bis an den Euphrat und an das Schlachtfeld von Cunara, dann rückwärts auf der Linie des noch berühmteren Rückzugs über die Ebene von Babylonien und Medien bis Mes-Pylä und von da durch die Päſſe des Tigris und Kurdiſtans bis zu den kalten Hochländern Armeniens. Ferner beſuchte er von Trapezunt weſtwärts an verſchiedenen Punkten die Küſte Kleinaſiens mit vorzüglicher Rückſicht auf die Angaben Xenophons. Wo er aber ſelbſt nicht geweſen, ſowohl hier als am Anfang des Zuges, glaubt er auf die Nachforſchungen W. J. Hamiltons, Pocockes, Arundels u. A. geſtützt die Lücken ſicher ausfüllen zu können. Und in der That, obwohl der Autor die verſchiedenen Gegenden zu verſchiedenen Zeiten beſucht hat, Nordſyrien und den Euphrat von 1835 — 1837, den Tigris, Lariſſa und Mes-Pylä 1839, Bithynien, Paphlagonien und Pontus im Herbſte 1839, Meſopotamien im Winter 1840, den obern Tigris im Sommer, die Päſſe Kurdiſtans und Hoch-Armeniens im Herbſt desſelben Jahres; die ganze Schilderung und Beſchreibung iſt ſo klar und zuſammenhängend, daß man nur ſelten zu einem Zweifel ſich geneigt ſieht, wenn er nicht ſelbſt denſelben erregt. Die wichtigſten Reſultate des ſorgfältigen Reiſenden, der nie das Original aus den Händen gelegt hat, hier zuſammenzufaſſen, dürfte aus mehrfachen Gründen ſtatthaft erſcheinen, vielleicht auch anziehend, wenn Ref. anders der Kunſt ſolcher Darſtellung ſich rühmen könnte.

Der Autor hat nach der gewöhnlichen Eintheilung der Anabaſis ſein Werk gleichfalls in ſieben Bücher abgetheilt und zwar ganz nach den daſelbſt eingehaltenen Epochen; überhaupt iſt das erſte Buch faſt wörtlich wiedergegeben und es möchte manches für entbehrlich ſcheinen, wenn wir nicht annehmen, es ſey das Buch auch für ſolche geſchrieben, welche den griechiſchen Text bey Seite liegen laſſen. So iſt am Anfang die einfache Darſtellung des Verhältniſſes zwiſchen Artaxerres und Cyrus und die Art der Rüſtung des letztern ganz nach Xenophon wiederholt; richtig ſcheint hiebey die Bemerkung, daß wie Cyrus damals den Tiſſaphernes aus ſeinem Beſitz mit Zuſtimmung des königlichen Hofes habe verdrängen können, ſo noch jetzt die hohe Pforte den Streit zweyer Paſchas ohne Einſchreiten ertrage, ſo lange der Sieger den treffenden Tribut nach Stambul ſchickt. Den Fluß Caſtolus (Anab. I, 1, 2; 9, 7.) iſt der Autor geneigt, mit andern Interpreten für den Paktolus zu halten, theils wegen der Nähe von Sardes, an deſſen Weſtſeite derſelbe beym Tempel der Cybele vorbeyfließt, theils weil ein Ort dieſes Namens in Lydien nur auf ein älteres Zeugniß ſich bauen läßt, während der goldführende Paktolus mit der großen Ebene, die er durchfließt, von hoher geographiſcher Bedeutung ſey.

Von Sardes, deſſen ſtehende Bevölkerung heutzutage ein einziger griechiſcher Mühlbeſitzer ausmacht, zog Cyrus durch Lydien und zwar um den Tmolus zu umgehen, durch das Thal von Coganus bey 'Allâh Shér (Philadelphia) und 'Aïnéh Göl vorüber; — letzteres ſcheint dem Autor Kallatebus zu ſeyn, welches Xerres auf ſeinem Marſch berührte, vorzüglich, weil jenes Thal zwiſchen den genannten Orten noch heute durch Fruchtbarkeit und Reichthum an Getreide ſich auszeichnet, wie ſchon Herodot erzählt (VII, 31: ἄνδρες δημιοεργοὶ μέλι ἐκ μυρίκης τε καὶ πυροῦ ποιεῦσι) — und ſetzte dann bey Tripolis (Kâsh Yeniji) über den Mäander; der Weg von 'Aïnéh Göl bis Tripolis iſt von Neueren bis jetzt

unbetreten; von letzterer Stadt sind noch Trümmer der Mauern, ein großes Gebäude, für ein Gymnasium gehalten, ein Theater, und in einem östlichen Hohlweg Sarkophage und Grabhöhlen sichtbar. Von hier ging der Weg durch Phrygien nach Colossä, dessen Ruinen am Zusammenfluß dreyer Flüsse, des Lykus (Tshorúk-sú), des 'Ak-sú (weißes Wasser) und des Chonos liegen; daß so wenig von dieser früher so bedeutenden Stadt übrig geblieben ist, erklärt Arundel dadurch, daß das neuere Chonä aus jenen Resten sich das Material geholt habe. Von Colossä wandte sich Cyrus — wahrscheinlich nördlich vom See Chardák, denselben Weg, den früher Xerres machte — nach Celänä, an den Flüssen Marsyas und Mäander, die aus einer Quelle entspringen sollen; die Reisenden setzen diesen Platz dem türkischen Dombai ovàh gleich, einer von Bergen umgränzten Ebene, aus deren Kalksteinfelsen mehrere Quellen hervorfließen; charakteristisch erscheint hiebey noch der Name, den Arundel dort fand: Su-Bashi 'head of the waters'. Der rasche, lärmende Lauf des Marsyas oder sein musikalischer Fall mag, meint der Autor, dem Mythos des bekannten Wettstreites Ursprung gegeben haben. Von Celana, das, wie es scheint, durch Erdbeben aller Spuren des Daseyns beraubt worden ist, richtete Cyrus den Marsch nicht östlich, sondern nördlich über Pelta *), — womit nach den gegebenen Distanzen (40 Ml. von Celä nä) die Ebene von Baklan-Ovah zusammenfällt, welche Hamilton von Ishakli aus besuchte und die er so mit monumentalen Resten besät sah, daß er zur Untersuchung ein volles Monat gebraucht haben würde, — nach Keramon Agora, an der Gränze Mysiens. Die Lage dieses Platzes läßt sich nicht einmal annäherungsweise angeben; ebendeßhalb aber auch die Ebene von Cayster nur von Ikonium aus rückwärts

*) Die gelegentlich eines Wettkampfes hier (Anab. I. 2, 10) als Preise erwähnten πέλται, welche der Autor zuletzt sogar als „goblets" zu nehmen geneigt ist, werden als χρυσαῖ und nach dem, was, nach Böckh, zuletzt Meineke Fragm. Com. Graec. II. 2. 1013 vorgebracht hat, nicht mehr als seltsam erscheinen.

berechnen; diese Berechnung führt auf die Ebene von Sürmeneh, welche noch jetzt den alten Namen rechtfertige (der Autor nennt es a high and arid upland and which is rather traversed then watered by an insignificant tributary to the Ebér Göl), Hamilton fand in der Umgegend reiche Ueberreste einer ansehnlichen Stadt, welche als Durchgangspunkt mehrerer bedeutender Heerstrassen von großer Wichtigkeit war und von Cyrus, wie der Autor glaubt, keineswegs umgangen werden durfte (for the purpose of increasing his numbers and probably putting the richer towns to contribution). Von hier, am Eingangspunkt von Phrygia Paroreius, berührte Cyrus zunächst Thymbrium (am Fuße des Sultán-Tágh, das heutige Ishákli) an der großen Strasse nach Kóniyah, die Wasserscheide der beyden großen Seen Ebér Göl und 'Akshéhr Göl. In den Gärten und Häusern der Stadt sieht man alte Schäfte und Säulencapitäler, Architrave u. dergl. zu den Bauten verwendet. Fast in der Mitte der Stadt ist eine ruinöse Moschee, im sarazenischen Styl, aus dem 14. Jahrhundert; im Hofe ist eine muhamedanische Kanzel (mektib), deren Arbeit der Reisende zu den schönsten Werken sarazenischer Kunst rechnet, die er im Osten gesehen. In der untern Stadt ist noch eine geheiligte Quelle, ob die bey Xenophon erwähnte Quelle des Midas? Auf dem weitern Weg rühmt unser Autor besonders 'Akshéhr, „die weiße Stadt," worin manche das alte Philomelium sehen, ein Lieblingsaufenthalt der Sultane von Ikonium.

Fünf Meilen östlich ist Kárá U'yuk, 'the black mound', was Rennell für Thymbrium hielt; hierauf gelangt man durch wohl bebaute und mit Dörfern geschmückte Ebenen zur kleinen Stadt 'Arkut Khan, wo in den Häusern und sonst Reste alter Zeit sichtbar sind, weßhalb es das Tyriaum bey Xenophon seyn könnte, zumal die Rechnung der Entfernungen nicht entgegen ist. In drey Tagen erreichte Cyrus sodann Ikonium; von den drey Städtchen, welche auf dieser Strasse liegen, ist Kádun Khán für den Alterthumsforscher das reichhaltigste; auch Ládik hat viele Zeichen früherer Größe. Auf einem der südlichen Hügel ist ein berühmter Fels der „Mäd-

chenſtein“ Kiz Kayá si *), mit figürlicher (?) Bedeutung des Worts, wie es auch bey Brücken und Caſtellen häufig im Orient gebraucht werde. Von Ikonium, das zwar noch herrliche Bauten aus früher Zeit — namentlich die Sherif Altún oder die Injemi minaréh jami („die mit den Minarets bis zu den Sternen reichende Moſchee“) hat, jetzt aber nach des Verf. Worten is indeed the most fallen of all the great cities of Asia Minor, brach Cyrus über Tyana (Dana), jetzt Kiz Hisár ‘Girls’ Castle’, wo alles mit Reſten der Vorzeit bedeckt iſt, durch die Ciliciſchen Pforten, der Türken Gölek Bághàz, ein Paß, heutzutage noch von großartiger und wilder Natur, aber minder leicht zu paſſiren, indem herabgefallene Felsſtücke den Fortgang hemmen. Ein aus Genueſer Zeit ſtammendes, nun verfallenes, Caſtell beherrſcht denſelben.

Sobald man den Taurus im Rücken hat, beginnt die reiche Ebene Ciliciens und man kommt, indem man noch Spuren des alten Straſſendammes und Gräbergrotten in den Felſen bemerkt, nach Tarſus; eine Inſchrift copirte der Autor auf dieſem Weg, ohne ſie jedoch mitzutheilen. Noch jetzt blühen die Thäler des Cydnus, Sarus und Pyramus in ſchönſter Pracht, nur die obern Theile ſind der Cultur entbehrend mit Raſen bewachſen; hie und da ſteigt zwiſchen Stechdorn, Kaperſtaude und mimosa agrestis ein Johannisbrodbaum auf und gibt dieſen Gegenden einen eigenthümlichen Charakter. Um Tarſus iſt die größte Cultur und Fruchtbarkeit; zu den einheimiſchen Datteln hat man das Zuckerrohr aus Aegypten geſellt.

(Fortſetzung folgt.)

*) Eigentlich Kiz Kayasi zu ſchreiben, wie mir Herr Prof. Fallmerayer gütig bemerkte.

Unterſuchungen über die freyen Walliſer oder Walſer in Graubünden und Vorarlberg.

(Schluß.)

In der Anmerkung zu dieſer letzten Probe, die wir für minder hieher paſſend und auch für weniger gelungen halten möchten, iſt der Verf. im Zweifel über einige Ausdrücke. Lant aber bedeutet wie das italieniſche paese eine Ortſchaft, ein Dorf; „worset an wart“, (vorschet an vart) heißt: frägt einmal.

Es iſt bey ſolchen Zuſammenſtellungen von Mundartterten, der Umſtand, daß ſie ſo ſelten alle von Einem Hörer aufgefaßt, von Einer Feder oder doch nach Einerley Buchſtabirung niedergeſchrieben ſeyn können, da um ſo mehr zu beklagen, wo es innerhalb eines vorherrſchenden Geſammtdialektes, wie hier des oberrheiniſchen, auf feinere und die feinſten Unterſchiede in Laut und Formen ankommen muß. Recht paſſend ſchließt dieſe Unterſuchungen ein junger Walſer aus Rüziders, Fr. Vonbun, der auch die Sagen und Marchen ſeiner Landsleute zu ſammeln vorhat, mit einem Stück in Verſen, das uns durch Sinn und Laut gleich ſehr an Hebel erinnert und betitelt iſt: des Walſers Heimkehr *).

*) Das darin vorkommende hören halten wir, abweichend von der beygefügten Anmerkung, für das ältere, auch links Rheines in Appenzell und St. Gallen noch lebende hären (eines Dings, ein Abſehen darauf haben — mi Baela foren mi d. h. hären mih, lauern auf mich). Hinſichtlich der Redensart de Chlosa stora können wir mit stören eine Bedeutung bitten durchaus nicht vereinbaren; wir möchten eher an das ſchweizeriſche auch bey Hebel vorkommende steuern (steuren, stüüre, d. h. beſcheren) denken und stäuba in der von T. Tobler auch als appenzelliſch angeführten Redensart de Chlausa stauba (das bey Vätern und Müttern bedeute Neujahrs- eigentlich St. Niclaus-Geſchenke einkaufen) gleichwohl für einen Druckfehler halten für stäura.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. August.

Nro. 164. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Travels in the track of the ten thousand Greeks etc.

(Fortsetzung.)

Nach Ueberschreitung des Pharus (Sarus, Seihún) bey Adanah und des Pyramus (Jeihún) nahe an seiner Mündung, nicht bey Mopsuestia, weil sonst die nach Issus gegebene Distanz sehr viel abweichen würde, marschirte Cyrus südlich vom Jebel-en Nur („Berg des Lichts") durch die Ebene von 'Ayás, passirte die Amanischen Pforten, jetzt Temir Kapú (Eisenpforte) und Kárá Kapú (schwarze Pforte) und kam um den Golf von Iskanderun, an dessen Spitze die Ruinen von Nicopolis und Castabala liegen, nach Issus, von hier in einem Marsch an die Pforten Ciliciens und Syriens, welche damals von zwey Castellen vertheidigt waren, zwischen denen der Kersos, jetzt Merkez-sú, hindurchfloß, und nachdem er diese ungehindert passirt, nach Myriandrus, am Golf von Iskanderun oder Alexandria, das später Alexander wegen seiner trefflichen Lage anlegte. Hiedurch scheint jener Hafen verfallen zu seyn und der Autor konnte trotz genauer Untersuchung den Platz desselben nicht mehr bestimmt herausfinden. In vier Tagen gelangte Cyrus an den Chalus, dessen von den Syriern verehrte Fische dem Verf. Gelegenheit geben zu erwähnen, wie noch jetzt, besonders bey U'rfah (Edessa) eine ähnliche Superstition statt hat, indem die Fische eines Teiches, welcher Birket el Ibrahim el Khálil, Teich des geliebten Abraham heißt, von den dortigen Eingebornen heilig gehalten werden. Chalus ist der Châlib oder Koweik von Aleppo, dessen Hauptnebenfluß den bezeichnenden Namen Balóklú-sú, Fischbach, hat. Wenn Xenophon auf dem fernern Marsch ein Flusses Daradar, in dessen Nähe ein Palast und Park des Belesys gewesen, gedenkt, so glaubt der Verf. die Spuren von letzteren im jetzigen Ba'lis zu finden, den Daradar aber für den daselbst noch sichtbaren und zu gewissen Jahreszeiten vollen Canal des Euphrats halten zu dürfen, wozu auch die von Xenophon gegebene Breite von 100 Fuß paßt. Merkwürdig ist, daß hier noch jetzt der Tummelplatz wilder Thiere ist; Schakale und Füchse weilen in den Ruinen und Capitain Lynch sah einen Löwen. Auffallend bleibt übrigens jedem Leser das Stillschweigen Xenophons über den Euphrat, den er doch hier sehen und an dessen Uferländern die Armee offenbar fortmarschiren mußte bis nach Thapsacus, ungefähr das neue Suriyeh, wo noch jetzt der Euphrat wegen seiner Seichtigkeit eine treffliche Furt darbietet (die Furt der 'Anezeh oder Beduinen genannt); hier weicht der Verfasser von den früheren, namentlich Rennell und D'Anville bedeutend ab, welche, ohne die von Xenophon gegebenen Entfernungen genau zu nehmen, Thapsacus weiter unten beym jetzigen Städtchen Deir setzten.

Der glückliche Uebergang über den Euphrat wird von Xenophon als gute Vorbedeutung für den Sieg des Cyrus genommen, da der hier früher nach den Aussagen der Thapsacener nicht überschreitbare Fluß sich sichtlich dem künftigen Herrscher gefügt habe; dieß thue, meint der Autor, Xenophon in a style partaking more of the courtier than of the historian, allein der allgemeine Ausdruck: ἐδόκει

δὴ θεῖον εἶναι wird den Athener von diesem Vorwurf rein halten. Den Weg bis an den Arares (Khábúr), die dortige Bodenbeschaffenheit, so wie die Physiognomie der Landschaft jenseits des Arares bey den scenitischen Arabern findet der Verf. vollkommen richtig gezeichnet, nur der Ausdruck Xenophons ἡ γῆ πεδίον ἅπαν ὅμαλον ὥσπερ θάλαττα (Anab. I, 5, 1.) scheint ihm eine Licenz, da das Land über dem Khábúr doch Wellenlinien beschreibe (the country although very level and monotonous still undulates considerably). Die wilden Esel in der Wüste sind jetzt seltener, auch fand unser Reisende die ὠτίδες (bustards, eine Trappenart) nicht so leicht zu jagen, wie der Athener, dem er übrigens als Jagdfreund unter solchen Umständen großes Lob spendet (it manifests — a remarkable spirit and a love of the excitement of the chase, such as is not frequently met with in modern warriors in the same countries). Den hierauf erwähnten Masca gibt der Verfasser bestimmt für einen Canal, der, wie damals die Stadt Corsote, so jetzt jene nackte Niederung umfließe. Nur die benachbarten Gypshügel zeigen noch Reste von Gebäuden; die Lage entspricht dem jetzigen Jrzah; die im Fluß liegenden Felsblöcke, 'Is-Geriyá von den Arabern genannt, hält der Verf. für Reste einer Brücke, welche die von Palästina und Damaskus hieher führende Strasse mit dem andern Ufer verband. Auf dem Marsche von 14 Tagen bis Pylä fand der Reisende noch eben jene unwirthliche Gegend, welche dem Heere so fühlbaren Schaden verursachte. Pylä setzt derselbe vierzehn statt acht Meilen nordwärts von Felújah — allerdings bey vierzehn Märschen eine unbedeutende Differenz, zumal wenn man nimmt, daß unser Reisende meist zu Wasser, Xenophon auf dem beschwerlichen Landweg seine Rechnung machte. Vier Meilen unter Pylä endete der südwestliche Auslauf des Medischen Walls, jetzt Khalú oder Sidd Nimrúd, die Gränze der Ebene und des Hügellandes. Wenn Xenophon (I, 5, 5) erzählt, er habe auf diesem Wege die Einwohner zum Theile mit dem Bruche von Mühlsteinen beschäftigt gefunden, die sie nach Babylon führten, so bestätigt sich auch hier die bis ins kleinste gehende Genauigkeit des Schriftstellers; denn südlich von 'Anáh und nahe bey Haddisa fand unser Reisende zwischen dem Mergel, Gyps und Kalkgestein sandige Kieselfelsen mit Eisenstein wechselnd, der zu jenem Behuf ganz paßt. Auch ist, wie ich aus der Charte von Westpersien und Mesopotamien von Ritter und O'Etzel herausg. bemerke, besonders unterhalb 'Anáh der Fluß annoch häufig zu diesem Betriebe benützt.

Die Lage der Stadt Charmande am andern Ufer des Euphrat ist wegen fehlender Angabe der Distanz nur hypothetisch sicher; Rennell identificirt es mit Hit; Ruinen sind keine da, auch wenig Hirsebau, dagegen blühen Dattelbäume, deren Früchte damals Wein spendeten, noch frey in der Nähe, ohne jedoch jetzt besonders zu gerathen. Daß aber Xenophon die berühmten bituminösen Quellen in der Nähe unerwähnt gelassen haben würde, kann der Autor nicht glauben. Cyrus gelangte endlich nach glücklicher Passage eines künstlichen Engweges zwischen einem fünf Klafter breiten Graben und dem Euphrat hindurch — dieß gestattete Artaxerxes, um den Cyrus allzu sicher und sorglos zu machen, wie Fraser richtig bemerkt — auf das für ihn so verhängnißvolle Gefilde von Cunara. Jenen Durchgangspunkt setzt unser Autor bey Nahr Melik (royal canal) und entschuldigt Xenophons einzelnstehende Nachricht, daß die vier Canäle jener Gegend vom Tigris ausgehen und in den Euphrat münden, mit dem geringen Unterschied des Niveaus beyder Ströme, wo bey geringer Abbeugung der Diagonale zumal in gewissen Jahreszeiten das Wasser leicht entgegengesetzt fließen könne.

Nach ausführlicher Schilderung der Schlacht von Cunara und ihres für den Cyrus verderblichen, für die siegreichen Hellenen mißlichen Ausgangs, ganz nach dem Original, geleitet uns der Verf. im zweyten Buch auf den Rückweg der Hellenen. Auch hier können wir das Historische bey Seite lassen und folgen sogleich der ziehenden Heldenschaar. Diese kamen zuerst in babylonische Dörfer, setzten mit Hülfe gefällter Palmenstämme *) über die, wie sie vermutheten, absichtlich gefüllten Canäle, passirten

*) Xenophon (II, 3, 15. 16) erzählt von besonderer Schönheit dieser Palmen, deren Früchte auch zu Wein und Essigbereitung benützt wurden; auch aßen die Griechen das Mark dieser Bäume, was

dann abermals reiche Ortschaften und Canäle und gelangten durch die Medische Mauer an den Tigris, 15 Stadien von der damals volkreichen Stadt Sitace, ohngefähr das jetzige 'Akbará, am alten Flußbett (Shát Eidhá). Schwierig und unsicher bleibt die Bestimmung des Flusses Physkus und der Stadt Opis, welche Xenophon hierauf erwähnt; einige setzen diese an die Mündung des jetzigen 'A'dhem, andere halten den Physkus für den Kátúr oder Nahr-wán Canal, so daß Opis nahe an den Ruinen von Eski Baghdád zu liegen käme; dahin setzt es unser Autor auf der Charte. Die folgenden zehn Tagemärsche durch das wüste Medien läßt Xenophon ziemlich rasch vorbeygehen; als bedeutendere Stadt am rechten Ufer des Tigris wird Cänä genannt, vielleicht jetzt Sénn; die Dörfer der Paryſatis treffen ohngefähr auf Tel Kunús und Tel Geloos. Nur ist bey dieser Annahme auffallend, daß Xenophon den Zusammenfluß des Zabatus und Tigris bey Sénn nicht erwähnt haben sollte. Am Zabatus (Zab 'Ala) mußten bekanntlich die Hellenen die Treulosigkeit des Tissaphernes auf schmähliche und höchst traurige Weise erfahren; ihr einziges Glück war einen Xenophon in ihrer Mitte zu haben. Von diesem ermuntert und geführt setzten sie ungefähr bey Kélék Gópár über den Zabatus und kamen unter beständigem ungleichen Kampf Abends in Dörfer, wo sie einen Tag zur Herstellung von Reiterey, aus den Bagagepferden, und von Schleuderern rasteten, die ihnen sofort die besten Dienste leisteten. Glücklich passirten sie am folgenden Tag die Schluchten des Bumadus (Khazir oder Gomár sú), schlugen die Perser, die sie unterhalb erwarteten, mit großem Verlust und kamen dann unangefochten nach Larissa am Tigris, einer schon damals öden Stadt, wo die sogenannten Ruinen von Nimrud liegen; auch die von Xenophon beschriebene πυραμὶς λιθίνη will unser Reisende noch erkannt haben. Von den alten Ziegelsteinmauern zeugen noch reichliche Bruchstücke von glasirten Ziegeln und andern Töpferarbeiten. Das 18 Meilen aufwärts liegende Castell Mes-Pylä entspricht dem jetzt von Turkomannen bewohnten Yárum-jah, Mósul gegenüber; das, was Xenophon noch sah, waren bedeutende Reste Ninevehs. Merkwürdig ist, daß der Autor den gewöhnlichen Baustein in Mósul reich an Fossilien, zumal an Muscheln fand, wie Xenophon von einem λίθος ξεστὸς κογχυλιάτης des Mauerkranzes spricht. Den nächsten Tag kamen die Griechen in kornreiche Dörfer, jetzt Tel Keif (pleasure mount), und nach dem Autor ist dieser offene Landstrich annoch eine der ergiebigsten Kornkammern Assyriens; ihn durchzogen die Griechen unter fortwährenden Angriffen, überstiegen eine dreyfache vom Feinde wohl vertheidigte Hügelreihe — die „weißen Hügel" der Araber (Jebel 'Abyádh) und der Kurden (Chá Spi), — deren Mühseligkeit der Reisende zweymal erfahren hat, und gelangten am westlichen Auslauf des letzten Berges an das damit zusammenhängende Flachland, wo ein Palast inmitten wohlhabender Dörfer lag — alles noch ganz ähnlich im jetzigen Zákhu. Nach dreytägigem Aufenthalt zur Herstellung der Verwundeten zogen sie durch die Ebene, faßten aber im ersten Dorf Posto gegen den rastlos folgenden Tissaphernes, und setzten erst in der Nacht den Weg fort — bis zum chaldaischen Dorf Tel Kóbbin, nach unseres Autors Berechnung; — dadurch gewannen die Griechen einen Vorsprung und auf drey Tage ruhigen Marsch, erkämpften den Uebergang über einen Hügel in die Ebene von Jezireh ibn 'Omar (jenseits des Tigris). Hier eingeschlossen einerseits von hohen Bergen, andrerseits von dem tiefen, am gegenseitigen Ufer vom Feinde besetzten Tigris, den auf Schlauchen zu passiren, wie ein Rhodier rieth, ein kühnes Wagniß gewesen wäre, zogen die Griechen etwas rückwärts, wie der Autor annimmt, in das Thal des Már Yuhannah, wo jetzt eine isolirte chaldäische Gemeinde mit einem von Rom unabhängigen Bischofe ihre Sitze hat, und beschlossen über das Gebirg (nach Kurdistan) zu den Karduchen, einem freyen, kriegerischen Volk, den Marsch fortzusetzen.

(Schluß folgt.)

---

ihnen, wie der Wein, wohl mundete, aber viel Kopfweh verursachte. Das Essen des Markes bemerkte der Reisende nirgends, wohl aber fabrizirt man noch Spiritus aus den Datteln.

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1845.

Zweytes Quartal. April — Juny

Manuſcripte.

Handſchriftliche Sammlungen des herzoglich zweybrückiſchen Directors der Canzley der Grafſchaft Rappoltſtein zu Rappoltsweiler C. H. Radius, großentheils die Geſchichte dieſes ehemals pfalzzweybrückiſchen Landestheiles im Elſaß betreffend. 21 Bände.

S. Bernardi, Sermones de tempore, de Sanctis et de diversis. Codex membranaceus.

S. Gregorii Papae, Homiliae in Ezechielem. Codex membranaceus in 4.

Neuburger Landtags-Handlungen de anno 1522 usque 1682, mit dem Kölner Spruch von 1505. Codex chartaceus in fol.

Druckwerke.

Fr. Rossi, Cenni storici e descrittivi intorno all' J. R. Biblioteca di Brera. Milano 1841.

J. M. Quérard, Les auteurs deguisés de la littérature française au 19. siècle. Essai bibliographique pour servir de supplément aux recherches de A. A. Barbier sur les ouvrages pseudonymes. Paris 1845.

Ag. Salvioni, Del modo di ordinare una pubblica biblioteca. Bergamo 1843.

Seb. Ciampi, Bibliografia critica delle antiche reciproche corrispondenze, politiche, ecclesiastiche . . . dell' Italia colla Russia. T. 1 — 3. Firenze 1834 — 1842.

Alb. Höpſtein, Praktiſche Vorſchule für den deutſchen Buchhandel. Leipzig 1842.

Catalogue des accroissements de la bibliothèque royale en livres imprimés, en cartes, estampes et manuscrits. P. 1 — 5. Bruxell. 1844.

C. L. Kayser, De Pinacotheca quadam neapolitana. Heidelb. 1844.

Dr. Ferd. Schweins, Perfecta solutio problematis de principio virtualis celeritatis. Heidelb. 1843.

M. Ch. Morren, Mémoires pour servir aux éloges biographiques des savants de la Belgique et à l'histoire des sciences dans ce pays. Bruxell. 1843.

Fragmenta libri VII geographicorum Strabonis Palatino-Vaticana novis curis emendata et illustrata. Tubing. 1844.

Ig. Cantù, L'Italia scientifica contemporanea; Notizie sugli Italiani ascritti ai cinque primi congressi, attinte alle fonte più autentiche. Mailand 1844.

Das Römiſche Studienweſen nach den Statuten Leo's XII. Schaffhauſen 1844.

Fragmenta libri VII. Geographicorum Strabonis. Primus edidit G. Kramer. Berol. 1843.

Rapport de M. Thiers sur l'instruction secondaire. Paris 1844.

Dr. Wilh. Wackernagel, Die Verdienſte der Schweizer um die deutſche Literatur. Baſel 1833.

Dr. K. D. Haßler, Die Buchdruckergeſchichte Ulms. Ulm 1840.

E. M. Pretot, Annuaire de la typographie Parisienne. I. année 1844. Paris 1844.

Relazioni delle memorie lette nell' I. R. accademia di scienze lettere ed arti in Padova negli anni 1840 — 1841. Padova 1842.

Reports of the council and auditors of the zoological society of London, read at the annual general meeting, April 29, 1843. London 1843.

Relazione delle adunanze della reale accademia di scienze, lettere ed arti di Modena, negli anni accademici 1840 — 43. Modena 1843.

H. C. Oersted, Oversigt over det kgl. danske videnskabernes Selskabs forhandlinger og dets Medlemmers arbeider i aaret 1843. Kiobenh. 1844.

Memoirs of the Amerian Academy of arts and sciences. Vol. 1—4. New Series. Vol. 1. Cambridge 1833.

The Publications of the Surtee's Society: Sanctuarium Dunelmense et Sanctuarium Beverlacense. London 1837.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. August.

Nro. 165. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Travels in the track of the ten thousand Greeks etc.

(Schluß.)

Von diesem Thal aus also, nicht vom Tigristhal, woher der Aufgang unmöglich ist, erstiegen die Griechen die ersten Hügel (600 — 700 Fuß hoch) und fanden auf einem von Felsen und Schluchten wunderbar durchzogenen Terrain zahlreiche Wohnungen der Karduchen; unser Reisende traf hier die nämlichen Verhältnisse und gibt eine malerische Schilderung von diesem Platz, von den grotesken Felsbildungen, den zwischen konischen Hügeln erbauten oder aus den Steinen gehauenen Hausern und den sie umgebenden Obstgärten und Fruchtfeldern. Heutzutage heißt der Platz Fénik und alte Mauerreste bestimmen unsern Autor das alte Phoenica hier zu suchen. Auf engen und gefahrvollen Pfaden zogen nun die Griechen nicht ohne manchen Verlust, wie der Autor meint, durch das Seitenthal von Zawiyah über die Höhen von Finduk und kamen in den Engpaß von Chelék; diesen zu passiren war unmöglich, indem die Barbaren ungeheure Felsblöcke (ὁλοιτρόχους ἁμαξιαίους) herabrollten, welche an den gegenüberstehenden senkrechten Wänden zerschellten und so überallhin verderbliche Geschosse warfen. Man mußte also den Paß umgehen, und sich über die Berge den Weg erkämpfen; die Mühseligkeiten und Drangsale dieser Tage setzt Xenophon selbst höher an, als alle bisher ausgestandene Noth.

Sehr erwünscht wäre es, bey solchen Stellen durch eine topographische Tafel ein genaueres Bild der Gegend sich schaffen zu können; denn die beygefügte Karte reicht wegen ihres kleinen Maßstabes nicht aus. Nach sieben Tagen bestandigen Kampfes kamen die Griechen in das Thal des Centrites, der Bohtán Chai, in dessen Dörfern sie, wie Xenophon sagt, wieder ruhig schliefen (ηὐλίσθησαν κάλα ἡδέως — ἡδέως ἐκοιμήθησαν). Der Uebergang über den Centrites, den Granzfluß der Kurden und Armenier, welchen der Reisende östlich von Se'rt setzt, kostete abermals gegen die Armenier und Chaldäer, die bis heute hier zwey Dörfer bewohnen, Milán und Batán, harten Kampf, während die Karduchen dem Heere vom Rücken noch zusetzten; nachdem dasselbe sodann fünfzehn Meilen durch verwüstete Strecken marschirt war, kam es zu einem großen Ort mit einem Palast, etwa Se'rt oder westlicher Kharzen-sú. Von hier, glaubt der Autor, stiegen die Griechen gerade gegen den 'Ali Tágh, dem Niphates der Alten, nordwärts über die Quellen der Nebenflüsse des Tigris in das Thal des Teleboas (Kárá-sú) hinab und von da nordöstlich über das Tafelland Armeniens (bey Mush, Pérak oder Lis, nördlich vom Názuk See) an den östlichen Arm des Euphrat, den Murád-su, den sie etwa bey Melazghird überschritten. Die Kalte und der Schneefall, wodurch die Griechen auf jenem Hochland so empfindlich litten, erfuhr auch unser Reisende, welcher in der Ebene von Mush am Anfang August stets am Feuer sich wärmen mußte und im September auf dem Weg nach Erz-Rum alle Nacht scharfen Frost hatte, während Mittags die Sonne noch ziemlich mächtig war. Die zunächst folgenden Angaben des Reisenden sind problematisch, da er selbst Armenien mehr in westlicher Richtung durchwanderte,

in der Meinung, auch die Griechen hätten diesen Weg genommen, aber später sich vom Gegentheile überzeugte. Vom Euphrat zogen die Griechen vier Tage über Schneefelder und kamen dann in armenische Dörfer, welche etwa dem jetzigen Khanús Kal'eh si entsprechen. Der Schnee lag nicht weniger als Klafter tief und nicht nur von den Lastthieren blieben viele am Platze, sondern auch vom Troß und 40 der Soldaten; andere verloren das Augenlicht, andere ihre Zehen; viele saßen erstarrt oder vom Heißhunger gefesselt (βουλιμιῶντες) im Schnee. Zu all diesem Elend folgten die Feinde auf dem Fuße nach, um das Lastvieh zu rauben und die Nachzügler zu tödten. Hier zeigte Xenophon, der den Nachtrab führte, seine Größe als Feldherr und als Mensch in vollem Maße. Die Beschreibung der armenischen Dörfer, wie sie uns der Athener gibt, paßt noch ganz auf ihre jetzige Verfassung; auch jetzt sind die Wohnungen an hohen Plätzen halb unter der Erde, mit kleiner Oeffnung zum Eingang; man benützt den Sommer, um Vorrath für den Winter zu sammeln. Gerstenwein jedoch, welcher den Griechen so sehr behagte, fand dieser Reisende nirgends mehr im Gebrauch. Nach achttägiger Rast brach man mit einem Führer auf; dieser aber entwich am dritten Tage und so mußten dieselben noch sieben Tage umherirren, bis sie an den Phasis ('Arás) gelangten, und zwar, wie der Autor annimmt, noch unterhalb der Einmündung des 'Arpá Chai, nördlich vom Ararat. Hiebey kommt mir nur dieß sonderbar vor, daß Xenophon von diesen zehn Märschen über gewiß schwierige Strecken des Hochlandes zwischen dem Musád-sú und 'Arás gar nichts Einzelnes anführt. Jenseits des Phasis erstürmten *) sie den Uebergang nach Georgien über den Kapán Tagh, wo ihnen unter andern die Taocher entgegenstanden — hievon scheint dieser District des Landes Taochir **) genannt zu werden — und gelangten nach fünf Märschen an einen festen Platz, dessen Besatzung sich mit Weib und Kind von den Felsen stürzte, als es den Griechen gelungen war, dieselben zu ersteigen. Ob dieß das russische Fort Tzalka, westlich von Tiflis, sey, kann dem Namen nach wohl kaum versichert werden. Um die Distanzen des Xenophon auszufüllen, müssen die Griechen von der erwähnten Festung rückwärts im Lande der Chalybäer — der tapfersten und kühnsten Völkerschaft auf dem ganzen Marsche, welche die größte Lust daran hatten, ihren Feinden die Köpfe abzuschneiden — sieben Tage marschiren, den untern Harpasus ('Arpá-Chai) überschreiten, um von da über scythische Dörfer an den Ursprung des Kárs über den Sóghánli-Tágh nach Gymnias (Erz-Rúm) zu gelangen.

Von Erz-Rúm erstiegen sie in fünf Tagen das heilige Gebirg Teches, den Kóp-Tágh, von wo sie zuerst die See erblickten — eine Scene, welche Xenophon so natürlich und rührend geschildert hat — durchzogen in drey Tagen das Gebiet der Makronier, wobey sie den Apharus, Tschórúk-sú, den Gränzfluß dieses Volkes und der Scythen, zu passiren hatten, und bahnten sich dann über die von den Kolchiern besetzten Berge, den Kárá Kapán oder Kóhát Tágh, den Weg in die kolchischen Dörfer, von wo sie nach zwey Tagen den Pontus bey Trapezunt erreichten. Die eigenthümliche Wirkung des kolchischen Honigs auf die Griechen (Anab. IV, 8, 20) ist noch jetzt nicht unbekannt, und man unterscheidet eine süsse und bittere Art, von denen die letztere eine leichte Intoxication verursacht. Tournefort schrieb dieß dem Genuß der Chamaerhodendron pontica maxima zu; allein dieselbe Eigenschaft findet sich in andern Strichen Kleinasiens, wo die Bienen jene Blüthe nicht saugen können; deßhalb meint unser Reisende, auch das Nerium oleander (rose laurel) trage diese Eigenthümlichkeit in sich.

Am Schlusse des vierten Buches erwähnt der Autor eine Entdeckung Thomsons, als ob sich am Euxinus noch ein zweytes Trapezunt Eski Tarábazún, alt Trapezunt, gefunden hätte; wenn dieß östlich gelegen war, so wäre noch ein anderer Weg der Griechen denkbar, so daß sie nach dem Uebergang über den Harpasus bis Kárs vorgedrungen,

*) Daß hier viele Feinde getödtet worden sind (great numbers being slain) ist gegen die beglaubigte Lesart (Anab. IV, 6, 26) καὶ ἀπέθανον μὲν οὐ πολλοὶ αὐτῶν.

**) Táok soll „Vogel" bedeuten, also „Bewohner der Luft," weil sie auf den Bergen hausen.

dann aber zurückgekehrt und an jenem Flusse aufwärts bis zum russischen Fort Gumri (= Gymnias) und von da gerade nach Alt-Trapezunt im District von Lazistán gekommen wären. Allein diese Route hat offenbar, zugegeben, daß ein solches altes Trapezunt existirt hat*), viel mehr gegen, als für sich; warum sind die Griechen bey Kárs wieder umgekehrt? und wieder über den Harpasus zurück? Das hätte Xenophon sicherlich erwähnt. Ferner, wie kommt man in diesem Fall mit den geographischen Entfernungen aus? Auch sehe ich nicht ein, wenigstens nach der neuesten Karte von Kiepert, wie der Teches zwischen die Quellen des 'Arpá-chai und Tchóruk-su gesetzt werden kann. Jedenfalls müssen hier noch neue Untersuchungen abgewartet werden. Ueberhaupt, verfolgt man den Weg, welchen die Griechen zurücklegten, um vom östlichen Euphrat nach Gymnias zu kommen oder, um einen sichern Punkt zu nehmen, nach Trapezunt, so möchte man fast glauben, es habe sie ein böser Dämon auf diese Kreuz- und Querzüge geleitet; denn wenn sie, wie wahrscheinlich ist, von Khanus aus nordwärts zogen, und also über ein Joch des Tcherkma-Tágh oder 'Ak-Thágh in das Quellgebiet des Araxis gelangt waren, sollte man meinen, sie hätten anders wohin die Richtung nehmen können, als etwa nach Hasan-Kal'eh, und wie nahe waren sie da an Gymnias? Statt dessen sehen wir sie noch vier Wochen die mühseligsten Märsche machen. Nur die große Mangelhaftigkeit in der Kenntniß der Länder und absichtliche Mißleitung läßt dieß als möglich erscheinen; welche Hindernisse aber mag auch jenes Gebirgsland einem Heere von Fremdlingen entgegengeworfen haben?

Mit der Ankunft der Hellenen in der sinopeischen Colonialstadt waren die eigentlichen Gefahren überwunden, mit ihr endet auch die militärische Wichtigkeit des großartigen und kühnen Zuges. Diesen als solchen zu verfolgen, war meine Absicht; deßhalb wird es gestattet seyn, die beyden letzten Bücher, deren Inhalt großentheils aus Xenophon entlehnt ist, obwohl sie noch manche interessante Notizen enthalten, zu übergehen. Auch sind uns gerade diese Gegenden am Eurinus und der Propontis großentheils von einer bekannten Hand jüngst erst meisterhaft gezeichnet worden.

G. Thomas.

*) Nach Hrn. Prof. Fallmerayers gefälliger Mittheilung ist dieß nur eine Fiction der Türken, welche diesen Namen auf Petra, einen Hauptwaffenplatz Justinian I. gegen Iran übertrugen. Dieß lag allerdings in Lazistán.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Zweytes Quartal. April — Juny.

(Fortsetzung.)

The Priory of Finchale. The Charters of Endowment, inventories and account rolls of the Priory of Finchale in the county of Durham. London 1837.

Catalogues of the library of Durham cathedral. London 1838.

Miscellanea biographica. Oswinus, rex Northumbriae. Euthlerthus, episcopus Lindisfarnensis. Eata, episcopus Haugustaldensis. Lond. 1838.

Historiae Dunelmensis scriptores tres, Gaufridus de Coldingham, Robertus de Graystanes et Will. de Chambre. London 1839.

Rituale ecclesiae Dunelmensis. London 1840.

Chronicle of the war between the English and the Scots in 1173 and 1174 by Jordan Fantosme. London 1840.

The correspondence, inventories, account rolls and law proceedings of the Priory of Coldingham. London 1841.

Liber vitae ecclesiae Dunelmensis. Lond. 1841.

Ed. Gerhard, Notice sur l'institut de correspondence archéologique. Rome 1840.

M. P. H. Fuss, Coup d'oeil historique sur le dernier quart-de-siècle de l'existence de l'académie impériale des sciences de Saint Pétersbourg. St. Pétersb. 1843.

Arsberättelse om botaniska arbeten och upptäckter för år 1838 af J. E. Wikström. Stockholm 1842.

Actes de la société Helvétique des sciences naturelles. Réunie à Lausanne 1843. Lausanne 1843.

Fr. G. Dragomani, Rapports delle corrispondenze dell' J. E. R. accademia della valle Tiberina Toscana dell' anno 1841 — 42. Lucca 1843.

Rok 1845 pod wzgledem oswiaty, przemyslu i wypadków Czasowych. Poznan 1844.

Neues Repertorium für theologische Literatur und kirchliche Statistik. Redigirt von Dr. Bruns. Jahrg. 1845.

Benv. Cellini, Opere. Firenze 1843

Ang. Mai, Spicilegium Romanum. Volum. 9. 10. Schluß. Romae 1843 — 44.

K. Rosenkranz, Reden und Abhandlungen zur Literatur und Philosophie. Neue Folge. Berlin 1844.

F. C. v. Moser, Doktor Leidemit. Fragmente aus seiner Reise durch die Welt. Frankfurt 1843.

Yrizar y Moya, De l'eusquere et de ses erderes ou de la langue basque et de ses dérivés. T. 1 — 3. Paris 1844.

Fort. Cavazzoni Pederzini, Dialoghi filosofici con altre prose minori. Modena 1842.

W. F. Edwards, Recherches sur les langues celtiques. Paris 1844.

C. W. Bock, Analysis verbi. Berl. 1845.

Chaldeae seu aethiopicae linguae institutiones. Romae 1630.

Predari, Origine e progresso dello studio delle lingue orientali in Italia. Memoria. Milano 1842.

J. Gläser, Grammatik der hebräischen Sprache. Regensburg 1844.

M. Hertz, Sinnius Capito. Eine Abhandlung zur Geschichte der römischen Grammatik. Berlin 1844.

Ant. Morri, Vocabulario romagnolo-italiano. Fasc. 5 — 17. Schluß. Faenza 1840.

J. Ch. Marty-Laveaux, Dictionnaire raisonné des difficultés grammaticales et littéraires de la langue française. Livr. 1 — 21. Paris 1844.

C. Lachmann, Specimina linguae Francicae. Berol. 1825.

F. A. Suellaert, Taelcongres en Vlaemsh feest, gehouden te Gent den 23 en 24 Octob. 1841. Gent. 1842.

A. Seiler, Grammatik der sorben-wendischen Sprache nach dem Budissiner Dialekte. Budissin 1830.

M. Bloch, Vollst. Wörterbuch der ungarischen und deutschen Sprache. Bd. 1. 2. Pesth 1843 — 44.

M. A Castrén, Elementa grammatices Syrjaenae. Berl. 1844.

J. N. Koneény, Vollständiges Wörterbuch der čechoslavischen und deutschen Sprache. Wien 1845.

Edélestand Duméril, Essai sur l'origine des runes. Paris 1844.

Polybius ex recognitione Bekkeri. T. 1. 2. Berl. 1844.

Babrii fabulae jambicae CXXIII jussu summi educationis publicae administratoris Abeli Villemain ... nunc primum editae J. F. Boissonnade litt. gr. pr. recensuit, latine convertit, annotavit. Paris 1844.

Demosthenis opera recensuit graece et latine cum indicibus ed. Dr. J. Th. Voemelius. Paris 1843.

Will. F. Ainsworth, Travels in the track of the ten thousand Greeks. Lond. 1844.

Theocritus. Codicum manuscriptorum ope recensuit et emendavit Christ. Wordsworth. Cantabrigiae 1844.

Hippocratis liber de victus ratione in morbis acutis, ed. F. Z. Ermerins. Leyden 1841.

Gasp. Ruyz Montiano, Espejo de bienechores y agradezidos. Barcelona 1606.

Mos. Maimonides, Repetitio legis sive Manus fortis. T. 1 — 4. Amstel. 5462 — 1701.

Dr. G. Weil, Biblische Legenden der Muselmänner. Frankf. 1845.

— — Historisch-kritische Einleitung in den Koran. Bielefeld 1844.

O. Fr. Tullberg, Gregorii Bar Hebraei in Jesaiam scholia e codicibus mss Syriacis musei Britanici Londinensis et bibliothecae Bodleianae Oxoniensis. Stockh. 1843.

H. Brockhaus, Prabodha Chandrodaya. System der Vedânta-Philosophie in dramatischer Form entwickelt von Krischna Micra. Mit den Scholien des Râmâ Dâsa. Leipzig 1845.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 36.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. August.

Nro. 166. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 14. Juni 1845.

1) Herr Akademiker Steinheil las über parallaktische Aufstellung von Teleskopspiegeln mittelst eines Heliostaten neuer Construction.

Die Theorie der katoptrischen Teleskope lehrt, daß wenn man über ein gegebenes Gesichtsfeld in allen Punkten möglichst kleine Breitenabweichungen im Bilde erlangen will, dieß cet. parib. nur durch Vergrößerung der Brennweiten im Verhaltniß zur Oeffnung zu erreichen sey. Innerhalb bestimmter Gränzen wird für diesen Fall die Wirkung eines sphärischen Spiegels gleich der des parabolisch gekrümmten. Da nun die sphärische Gestalt die einzige ist, welche sich im hohen Grade genau herstellen läßt, so wäre auch von Seite der technischen Ausführung dieser Construction der Vorzug zu geben. Allein bis jetzt ist das wesentliche Hinderniß entgegen, daß mit der Brennweite des Spiegels die Dimensionen des Instrumentes wachsen und bey der jetzigen Einrichtung bald die Gränze der Ausführbarkeit erreichen. Denn es ist nicht wohl vorauszusehen, daß es gelingen werde, Röhren von mehr als 30 Fuß Länge mit hinreichender Festigkeit parallaktisch zu montiren und schon bey diesen Dimensionen erfordert gute Ausführung ungemein große Geldmittel.

Ich habe mir daher eine parallaktische Aufstellung ausgedacht, welche frey ist von obigen Schwierigkeiten. Sie führt zwar auf andere; aber diese sind löslicher Natur. Sie bedarf zweyer Spiegel von gleicher Oeffnung in gleicher Vollkommenheit ausgeführt. Der eine muß sphärisch seyn mit einer etwa hundertmal größeren Brennweite als Oeffnung, der andere muß plan seyn. Mehrfach wirklich ausgeführte Spiegel wenigstens vorlaufig bis zu 6 Pariser Zoll Oeffnung beurkunden factisch, daß hierin die erforderliche Genauigkeit zu erlangen sey.

Ich verlange nun, daß der Hohlspiegel eine unveranderliche feste Lage erhalte und das Bild irgend eines Sternes an einer unveränderlichen Stelle im Raume, ungeachtet der täglichen Bewegung der Sterne, entwerfe.

Man sieht leicht, daß dieß durch den Planspiegel bewirkt werden könne, wenn dieser bey ungeänderter Lage seines Mittelpunktes diejenigen Neigungen annimmt und verfolgt, welche die erste Bedingung fordert, d. h. wenn er die von irgend einem Sterne kommenden parallelen Lichtstrahlen stets mit der Axe des Hohlspiegels parallel diesem zusendet.

Würde man die opt. Axe des Hohlspiegels parallel zur Weltaxe machen, so wäre nur nöthig, den Planspiegel um die Weltaxe drehen zu lassen, wobey er für die verschiedenen Declinationen andere Neigungen gegen die Weltaxe erhalten würde. Allein theils die Aufstellung des Hohlspiegels an Gebäuden, welche ausreichende Höhe haben, theils der Umstand, daß südliche Declinationen eine größere Neigung des Planspiegels gegen die Weltaxe als 45° verlangen

würden, läßt diese Anordnung als ungenügend erkennen. Ich stelle daher die Bedingung, daß der Planspiegel nie größere Neigungen als 45° annehmen darf, dennoch alle Sterne zeigen soll und zwar in horizontaler Richtung, weil für diese die Schwierigkeit der Aufstellung ganz hinweg fällt. Bey dieser Einrichtung könnte der Hohlspiegel in dem Einen Gebäude, der Planspiegel und das Okular daneben in dem Andern aufgestellt werden. Ein Fernrohr wäre nicht mehr nöthig. Das Instrument bestünde bloß in einer Vorrichtung, welche dem Planspiegel die erforderlichen Neigungen und Bewegungen gibt. Dabey bliebe die Gesichtslinie des Beobachters stets horizontal nach demselben Punkte gerichtet. Es wäre also zugleich die größte Bequemlichkeit für den Beobachter erzielt und alle kolossale Maschinen, alle eigenen Gebaude waren überflüßig geworden.

Die erste Bedingung fordert, daß die opt. Axe des Hohlspiegels von Ost nach West gehe. Der Hohlspiegel selbst steht in Ost oder West, je nachdem er die östliche oder die westliche Hälfte der Himmelskugel zeigen soll. Der Planspiegel muß dann eine heliostatenähnliche Aufstellung erhalten, um durch eine Fugal-Uhr dem Fortrücken des Gestirns zu folgen.

Aber hierin lag bis jetzt die größte Schwierigkeit. Denn keine der jetzt üblichen Constructionen des Heliostaten gestattet jeden Stern einzustellen; keine ist ausreichend fest, um Spiegel von erheblicher Größe zu bewegen. Die Construktion von Biot und Scravesand ist überdieß höchst complicirt, die von Gambey äußerst kostspielig. Beyde fordern eine Stangenschiebung. Die Fraunhofersche Construction verlangt gar 2 Spiegel. Es war daher nöthig, eine hinreichend feste Construction aufzufinden, welche gestattet, jeden Stern, welches auch seine Declination sey, constant nach jedem Azimuth und jeder Höhe zu reflectiren.

Eine solche Construction habe ich nun gefunden und lege sie der Classe in vorläufiger Ausführung vor. Zur Verständniß des Ganzen werden einige Worte ausreichen.

Denken wir uns durch den Stern und durch den Punkt an der Himmelskugel, nach welchem das Sternlicht reflectirt werden soll, einen größten Kreis gelegt, so verlangt unser Problem, daß die verlängerte Normalaxe des Spiegels diesen größten Kreis zwischen den benannten zwey Punkten halbire, welches auch (durch die tägliche Bewegung der Sterne) der Abstand dieser zwey Punkte werde.

Wir wollen nun den Metallspiegel auf der Rückseite mit einer metallenen Halbkugel versehen, so repräsentirt die durch den Mittelpunkt der Spiegelfläche und den Mittelpunkt der Halbkugelfläche gelegte gerade Linie die Normale des Spiegels, welche stets im größten Kreise den Abstand des Sterns vom Reflexionspunkt halbiren soll. Lassen wir nun auf der Halbkugel am Spiegel 6 sphärische Bogen einen sphärischen Storchschnabel auf dieser Halbkugel in Form eines gothischen S bilden. Befestigen wir den Mittelpunkt dieses Storchschnabels durch eine Axe auf dem Mittelpunkt der sphärischen Fläche, so ist klar, daß die beyden Endaxen des Storchschnabels, in welche Verschiebung man ihn auch bringe, stets in gleichem sphärischen Abstande vom Mittelpunkte des Storchschnabels bleiben. Befestigen wir nun die Eine dieser Endaxen an einem Arme, der nach jedem Azimuth und in jede Höhe gestellt werden kann, so geht die Verlängerung dieser Axe durch den Mittelpunkt des Spiegels nach demjenigen Himmelspunkte, nach welchem das Licht reflectirt werden soll, sobald die andere Endaxe verlängert nach dem zu reflectirenden Sterne führt. Wir befestigen sie daher ebenfalls an einem zweyten Arme, der sich an einer Stundenaxe in der Weltaxe drehen läßt und der je nach der Declination gegen die Weltaxe verstellbar ist, durch Drehung aber auf dem Stern erhalten wird. Es geht also die eine Endaxe des Storchschnabels verlängert immer nach dem Sterne, die andere Endaxe immer nach dem Punkte, der das reflektirte Licht erhält, weil die Mittelaxe des Storchschnabels verlängert die Normale des Spiegels bildet und den Winkel-Abstand im größten Kreise stets halbirt. So ist die Aufgabe gelöset, sobald man die Stundenaxe des einen Armes durch eine Schraube ohne Ende mittels Fugal-Uhr der täglichen Bewegung folgen läßt. Da nun alle Bewegung durch Axendrehung erzielt ist und die sphärische Hinterfläche des Spiegels stets aufliegt auf den sphärischen Bogen des Storchschnabels, diese aber wieder ihrerseits

in die sphärische Träger der Richtpunkte passen, so ist keine Durchbiegung möglich. Der Apparat geht, wie schon das vorläufige Model zeigt, höchst gleichförmig und sicher, er ist dabey in möglichst kleinen Raum gedrängt und die Ausführung ist leicht, weil alle Theile des Apparates gedreht sind. So wird er dem oben bezeichneten Zwecke zur parallakt. Aufstellung des Teleskopspiegels von großer Brennweite vollkommen entsprechen und auch für andere Zwecke, als Heliostat, die jetzt gebräuchlichen viel complicirteren und kostspieligeren zu ersetzen im Stande seyn.

Möge dieser neue sphärische Heliostat eine günstige Aufnahme bey den Physikern finden.

Außerdem kamen zur Vorlage:

2) Mehrere briefliche Mittheilungen wie von der Geological Society of London, von der Canzleybibliothek in Baireuth, von Hrn. Alph. De Candolle in Genf, welcher der Akademie das Porträt seines verstorbenen Vaters übersendet, von Hrn. Dr. Guyon in Algier, welcher die Absendung von Naturalien für die k. Akademie meldet, vom k. Hrn. geh. Kabinetsrath v. Hoppenstedt, welcher der Akademie die Fortsetzung der geographischen Charten von Hannover überschickt, von Hrn. Chev. Papeians de Morchoven, Präsidenten der Soc. R. d'Agriculture et de Botanique in Gent in Angelegenheit des Tauschverkehrs.

3) Desgleichen Briefe von Gelehrten, welche die von ihnen eingeschickten Schriften begleiten, als

   Fraas, Synopsis Florae classicae.

   Flourens, Eloge historique d'Aubert du Petit Thouars.

   D. Kosciakiewicz, mehrere medizinische Schriften.

4) Einladung zu der Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe in Breslau, und der ungarischen Aerzte zu Klausenburg.

5) Auf hohes Ministerialrescript d. d. 2. May, welches gutachtlichen Bericht über den Gebrauch des arsenikfauren Kupfers zum Färben des Papiers verlangte, ward von dem Berichterstatter Hrn. Vogel Vortrag gehalten und ein Beschluß der Classe gefaßt.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 16. Juli 1845.

1) Hr. Akademiker v. Kobell las:

1. Ueber den Broncit von Ujardlersoak in Grönland.

Unter den von Gieseke gesammelten grönländischen Mineralien des akademischen Kabinets finden sich Bruchstücke großer Geschiebe, welche als Antophyllit bezeichnet sind. Sie bilden auf dem Bruche langstrahlig-blättrige Massen, besitzen eine bräunliche in's Graue sich ziehende Farbe und einen Glanz, der sich zum metallähnlichen Perlmutterglanz neigt. Untersucht man kleine Spaltungsstücke, so findet man, daß die deutlichern Blatterdurchgänge dem Prisma des Augits entsprechen und Winkel von 93° bilden. Die weniger deutlichen aber haben die Lage der orthodiagonalen und klinodiagonalen Fläche, wovon die erstere beym Diallage und Broncit vorzugsweise bemerkt wird. Die Strengflüßigkeit des Minerals, welches sich nur in den feinsten Spitzen ein wenig rundet, bezeichnet es als zu den kalkfreyen Diallagen gehörig oder als einen eigentlichen Broncit.

Die Analyse, nach bekannten Methoden ausgeführt, ergab:

			Sauerstoffgehalt.
Kieselerde	58,00	„	30,13
Thonerde	1,33	„	0,62
Eisenoxydul	10,14	„	2,30
Manganoxydul	1,00	„	0,22
Talkerde	29,66	„	11,47
	100,13		

Dieser Broncit stimmt demnach in seiner Mischung sehr nahe überein mit dem aus dem Ulten-

thale in Tyrol, welcher nach den Analyſen von Köhler 1. und von Regnault 2. enthält:

	1.		2.
Kieſelerde	56,813	„	55,84
Thonerde	2,068	„	1,09
Eiſenoxydul	8,464	„	10,78
Manganoxydul	0,616	„	—
Talkerde	29,677	„	30,37
Kalkerde	2,195	„	—
Waſſer	0,217	„	1,80
	100,050		99,88

Die Formel iſt $\left.\begin{matrix} Mg \\ f \end{matrix}\right\} Si^2$

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematiſch-phyſikaliſchen Claſſe vorgelegten Einſendungen an Druckſchriften.

(Fortſetzung.)

Von dem landwirthſchaftlichen Vereine in Bayern in München:

Centralblatt. Januar u. Februar 1845. Jahrgang XXXV. München 1845. 8.

Durch Herrn Baron von Reiffenberg in Brüſſel:

Des voies navigables en Belgique. — Considérations historiques suivies de propositions diverses ayant pour objet l'amélioration et l'extension de la navigation. Ouvrage rédigé par ordre du département de travaux publics. Bruxelles 1843. fol.

Von der naturforſchenden Geſellſchaft in Baſel:

Bericht über die Verhandlungen von Auguſt 1842 bis Juli 1844. VI. Baſel 1844. 8.

Von der k. preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin:

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen. Januar 1845. Berlin 1845. 8.

Von der Société impériale des naturalistes de Moscou:

Bulletin. Année 1844. No. III. Moscou 1844. 8.

Von den Herren van der Hoeven und de Vrieſe in Leiden:

Tijdschrift voor natuurlijke geschiedenis en physiologie. Elfde Deel. 3. en 4. Stuck. Leiden 1844. 8.

Von dem Herrn Jomard, membre de l'institut roy. de France à Paris:

Rapport au nom de la commission du prix annuel pour la découverte la plus importante en géographie en 1841. (Extrait du bulletin de la société de géographie.) 8.

Von dem Herrn Dr. Carl Friedrich Naumann, Profeſſor der Mineralogie an der Univerſität zu Leipzig:

Ueber den Quinconx als Grundgeſetz der Blattſtellung vieler Pflanzen. Dresden und Leipzig 1845. 8.

Von der k. Akademie der Wiſſenſchaften in Boulogne:

Novi commentarii Academiae scientiarum instituti Bononiensis. Tom. 3 — 6 incl. 1839 — 1844. Bononiae gr. 4.

Von der k. preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin:

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen in den Monaten Februar und März 1845. Berlin 1845. 8.

Von dem Hrn. M. Flourens, Secrétaire perpétuel de l'Institut royal de France à Paris:

Eloge historique D'Aubert Aubert Du Petit-Thouars. Paris 1845. 8.

Durch Se. Durchlaucht den Herrn Fürſten von Metternich in Wien:

Jahrbücher der Literatur. 105 — 108. Bd. Januar — December 1844. Wien 1844. 8.

Von der Academy of natural sciences of Philadelphia:

Proceedings. Vol. II. Nov. and Dec. 1844. No. 6. Philadelphia. 8.

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 37.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. August.

Nro. 167. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 16. July 1845.

1) Hr. Akademiker v. Kobell las:

b) Analyse eines sinterartigen Minerals vom Vesuv.

Dieses Mineral bildet kugliche und eyerförmige Massen von erdiger Formation. Es hat eine blaß gelbliche und gelblich weiße Farbe. Vor dem Lothrohre verhält es sich wie Kalksinter, giebt aber im Kolben viel Wasser.

Mit Säuren braust es wie Kreide und löst sich ohne Rückstand oder nur wenig Kieselsand zu rücklassend auf. Die Auflösung reagirt auf Kalkerde und Talkerde, sie giebt keine Reaction auf Chlor, Schwefelsäure, Fluor, Phosphorsäure ꝛc.

Bey der Analyse wurde die Kohlensäure durch den Gewichtsverlust einer gewogenen Menge beym Eintragen in einen tarirten Kolben mit Salzsäure unter den gehörigen Cautelen bestimmt. Durch Erhitzen das Wasser zu entfernen, bis eine kalte Glasplatte über den Tiegel gehalten, nicht mehr anläuft, geht nicht an, ohne daß gleichzeitig etwas Kohlensäure ausgetrieben wird. Der Kalk wurde durch kleesaures Ammoniak, die Talkerde durch phosphorsaures Natrum und Ammoniak präcipitirt.

Die Analyse gab:

			Sauerstoff.
Kohlensäure	33,10	„	23,37
Kalkerde	25,22	„	7,06
Talkerde	24,28	„	9,39
Wasser	17,40	„	15,46
	100,00		

Bey einem zweyten Versuche wurde etwas mehr Kohlensäure erhalten, doch nicht genug, um mit den Basen die gewöhnlichen neutralen Carbonate zu bilden. Man könnte das Mineral als eine Verbindung eines solchen Kalkcarbonats mit einem basischen Magnesiacarbona. betrachten, wahrscheinlicher ist aber, daß ein Theil der Magnesia als Hydrat enthalten ist. Eine zuverlässige Deutung der Mischung erdiger Mineralien hat zwar immer Schwierigkeiten, ich will indessen doch auf eine interessante Aehnlichkeit dieser Mischung mit der des Hydromagnesits aufmerksam machen, welcher mit der Magnesia alba übereinkommend die Formel $\dot{Mg}\ \dot{H}^4 + 3\ \dot{Mg}\ \ddot{C}$ hat. Das Mineral vom Vesuv läßt sich nämlich als eine solche Verbindung ansehen, wobey ein Theil der Talkerde durch Kalkerde vertreten wird, und aus diesem Gesichtspunkte ergiebt sich ganz ungezwungen die Formel

$$\left.\begin{matrix}\dot{Mg}\ \dot{H}^4 + 3\ \dot{Ca}\\ \dot{Mg}\end{matrix}\right\}\ \ddot{C}$$

Auch im physischen Habitus gleichen sich beyde Mineralien. Ich habe dieses Mineral schon vor zehn Jahren von einem Mineralienhändler in Her-

kulanum gekauft und kenne die Verhältniſſe des Vorkommens nicht näher. Die analyſirten Kugeln faſſen auf einer erdigen, mit kryſtalliniſchem Kalkſtein gemengtem Maſſe derſelben Art.

---

c) Ueber die Scheidung der Borſäure von der Phosphorſäure und Flußſäure und über die Einwirkung der letzteren auf Silicate.

Ich habe die Verſuche über die Scheidung der Phosphorſaure fortgeſetzt und unter andern auch borſaure und flußſaure Verbindungen mit einem Zuſatz von Eiſenchlorid der Pracipitation durch kohlenſauern Kalk unterworfen, um zu ſehen, ob die Phosphorſaure auf dieſe Weiſe von den genannten Säuern zu trennen ſey und wie ſich dieſe ſelbſt dabey verhalten.

Es wurde zunächſt eine Auflöſung von Borax mit Eiſenchlorid verſetzt und mit kohlenſauerm Kalk gefällt. Nachdem der Niederſchlag gut ausgewaſchen war, wurde er mit Schwefelſaure und Weingeiſt behandelt, zeigte aber keine Spur eines Gehaltes von Borſaure, welche ſammtlich aufgelöſt geblieben war. Ebenſo wurde eine Auflöſung von Flußſpath in Salzſäure mit Eiſenchlorid gemiſcht und mit kohlenſauerm Kalk gefallt. Das Filtrat wurde zur Trockne abgedampft, in einem Platintiegel mit Schwefelſäure zerſetzt und der Tiegel mit einer Glasplatte bedeckt erwärmt. Es zeigte ſich keine Spur von Flußſäure. Der Niederſchlag von Eiſenoxyd, auf dieſelbe Weiſe behandelt, zeigte aber die Reaction ſehr deutlich, ſo daß alſo das Fluor unter dieſen Verhältniſſen gefällt wird.

Es wurde nun eine Auflöſung von phosphorſauerm Natrum und Borax mit Eiſenchlorid verſetzt und mit kohlenſauerm Kalk gefällt. Auch hier enthielt der Niederſchlag keine Spur von Borſäure. Eine Auflöſung von Flußſpath in Salzſäure mit Borax und Eiſenchlorid verſetzt und mit kohlenſauerm Kalk gefällt, ergab ebenfalls, daß die Borſäure aufgelöſt geblieben, die Flußſäure aber vollkommen gefällt worden war. Da man auch ſtatt des kohlenſauern Kalks kohlenſauern Baryt anwenden kann, ſo wird dieſe Methode in vielen Fällen zur Trennung der betreffenden Säuern brauchbar ſeyn. Was den Zuſatz von Eiſenchlorid betrifft, ſo habe ich bey Phosphaten gefunden, daß bey einer weißen Farbe des Niederſchlags nicht alle Phosphorſäure gefällt, alſo zu wenig Eiſenchlorid zugeſetzt worden war. In dieſem Falle muß man neuerdings Eiſenchlorid und kohlenſauern Kalk zuſetzen, bis die Farbe des Niederſchlags roth wird, wo dann die Phosphorſäure vollkommen gefällt wird.

Bey dieſer Gelegenheit muß ich auch auf das Verhalten der Flußſäure gegen verſchiedene Silicate und gegen die Kieſelerde aufmerkſam machen. Ich bediene mich häufig zum Bedecken der Filtrirtrichter ſtatt der Glasplatten der Blätter von zweyarigem ruſſiſchem Glimmer, wie ſolcher in großen Tafeln von Patka in Prag zu beziehen iſt. Bey einer Probe auf Flußſäure fiel mir ein, den Platintiegel ſtatt mit einer Glasplatte mit einem ſolchen Glimmerblatt zu bedecken, welches, da es vollkommen klar und rein war, meiner Meinung nach die Reaction der Flußſäure ebenſo gut oder noch beſſer zeigen mußte, als Glas, wo mir dabey noch ein Vortheil ſchien, daß man den Tiegel in freyem Feuer erhitzen dürfe, ohne ein Springen der Platte befürchten zu müſſen. Die Fluorverbindung im Tiegel brachte aber auf dem Glimmer nicht die mindeſte Reaction hervor, während ſie ſich von demſelben Präparat auf Glas ſehr deutlich zeigte. Dieſes veranlaßte einige Verſuche, wobey die Flußſäure aus Flußſpath in der Wärme wie gewöhnlich mit Schwefelſäure entwickelt und der Platintiegel mit den betreffenden Silicaten bedeckt wurde. Nach 3 5 Minuten, während welcher Zeit Glas ſehr ſtark angegriffen wird, wurden die Platten abgenommen, abgewaſchen und unterſucht. Ein- und zweyariger Glimmer wurden unter Umſtänden, unter welchen Glas ſtark corrodirt wurde, nicht im geringſten angegriffen. Geſchliffene Platten von Granat und Pyrop in Serpentin wurden auch nicht merklich ange-

griffen, während bey letzterem der Serpentin deutlich corrodirt wurde. Dagegen wurden Orthoklas, wie Labrador merklich angegriffen, besonders interessant war das Verhalten von Chalcedon, Achat und Quarz. Es zeigte sich dabey evident, wie es Fuchs auf anderem Wege, nämlich durch Behandlung mit Kalilauge erfahren hatte, daß die amorphe Kieselerde weit stärker angegriffen werde, als die krystallisirte. An einigen geschliffenen Chalcedonplatten kamen Zeichnungen zum Vorschein, die man vorher nicht bemerken konnte und die durchlaufenden Streifen des krystallisirten Quarzes zeigten sich immer, oft deutlich fühlbar, erhoben, während die Stellen von amorpher Kieselerde vertieft geätzt waren. Mit einer geeigneten Presse ließen sich Abdrücke von einer solchen Platte machen. Verschiedene Varietäten von geschliffenem Opal, Heliotrop, Karniol, Feuerstein, Holzstein, ägyptischem und anderm Jaspis wurden sämmtlich zum Theil stark, immer aber bedeutend mehr angegriffen, als Platten von Bergkrystall und Amethyst.

Die von Fuchs aufgestellte Ansicht über diese Mineralien, welche von den Mineralogen bisher noch zu wenig beachtet wurde, daß sie nämlich, den Bergkrystall, Amethyst ꝛc. ausgenommen, theils aus amorpher Kieselerde bestehen, theils Gemenge von amorpher und krystallinischer seyen, findet darin eine neue Bestätigung und man erkennt überall, daß die Krystallisationskraft gleichsam zum Schutze des Individuums der Einwirkung äußerer chemischer Action entgegen tritt, während der Mangel an Krystallisation eine solche begünstigt und die Entstehung neuer Verbindungen erleichtert. Ich habe mich hierüber bereits vor zwanzig Jahren geäußert, wo ich die Ursache anzugeben suchte, warum die Granaten nach dem Schmelzen gelatiniren, während sie vorher nur wenig angegriffen werden. Ohne deßhalb den Verdiensten von Fuchs in dieser Angelegenheit im geringsten nahe treten zu wollen, führe ich die betreffende Stelle der in Kastners Archiv Bd. V. abgedruckten Abhandlung an. Sie heißt wörtlich: „der Grund hievon (von der Gallertbildung nach dem Schmelzen) scheint darin zu liegen, daß durch das Schmelzen die Attractionskraft der verschiedenen Salze der Mischung und ihrer Bestandtheile zu einander mit der Aufhebung des krystallinischen Zustandes zugleich aufgehoben werde.“ Diese Aufhebung, welche natürlich nicht durch Pulverisiren hervorgebracht werden kann, ist eben der durch viele Belege festgestellte Amorphismus von Fuchs.

d) Ueber das Auffinden und Erkennen des Schwefelgehalts einer Verbindung und die Unterscheidung von Sulphureten und Sulphaten.

Man hat bekanntlich eine sehr sichere und einfache Methode, in Sulphureten und Sulphaten den Schwefelgehalt nachzuweisen, indem man vor dem Löthrohre die Probe mit Soda auf Kohle schmilzt und dadurch Hepar erhält, welche mit Wasser befeuchtet auf Silber leicht erkannt wird; man weiß aber dabey nicht, ob man es mit einem Sulphuret oder Sulphat zu thun hat. Bey vielen Sulphureten entscheidet zwar die Entwicklung der schwefligten Säure beym Erhitzen in einer offenen Glasröhre, bey Verbindungen aber, wie z. B. Hauyn, Helvin ꝛc., welche nur eine sehr geringe Menge von Sulphuret enthalten, ist ein Erkennen auf diese Weise nicht möglich. Nach einigen Versuchen, die ich hierüber angestellt habe, dürfte folgendes Verfahren dem Zwecke entsprechen, welches, so naheliegend und einfach es auch ist, gleichwohl bisher nicht angewendet wurde. Um ein Sulphuret oder eine dergleichen enthaltende Verbindung von einem Sulphat oder einer sulphathaltigen Mischung zu unterscheiden, kocht man die fein geriebene Probe mit Kalilauge in einer Porcellanschaale ein und erhitzt bis zum anfangenden Schmelzen des Kali's, oder man schmilzt geradezu die Probe mit Kalihydrat im Platinlöffel vor dem Löthrohre. Die Masse wird dann mit wenig Wasser aufgelöst und filtrirt. In das Filtrat stellt man eine blanke Silberspatel und im Falle ein Sulphuret in der Probe vorhanden zeigt sich oft sogleich, manch-

mal erſt nach einigen Stunden die hepatiſche Reaction. Bey ſehr kleinen Mengen kann man den Platinlöffel mit dem Fluſſe in ein Gläschen mit etwas Waſſer ſtellen und die Silberſpatel dazu. Das auf dieſe Weiſe anlaufende Silber wird durch Reiben mit Leder und gebranntem Kalk leicht wieder blank gemacht. Es verſteht ſich, daß Sulphate bey dieſer Behandlung keine Reaction auf das Silber hervorbringen, ich konnte aber die Reaction deutlich am Hauzü von Albano, am Helvin, am Laſurſtein und künſtlichen Ultramarin und natürlich um ſo mehr an den Kieſen und Blenden wahrnehmen.

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematiſch-phyſikaliſchen Claſſe vorgelegten Einſendungen an Druckſchriften.

(Fortſetzung.)

Von dem Hrn. Med. Dr. Fraas in Freiſing:

Synopsis plantarum florae classicae oder: Ueberſichtliche Darſtellung der in den klaſſiſchen Schriften der Griechen und Römer vorkommenden Pflanzen, nach autoptiſcher Unterſuchung im Florengebiete entworfen und nach Synonymen geordnet. München 1845. 8.

Von der Société de Physique et d'histoire naturelle de Genève:

Mémoires. Tom. IX. I. Partie. Genève 1841. 4.

Durch Herrn Moreau de Jonnés in Paris:

Rapport sur les questions coloniales adressé A. M. le Duc de Broglie, Président de la commission coloniale, par M. Jules Lechevalier. (Documents et pièces justificatives. Tom. I.) Paris 1844. gr. fol.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hébdomadaires des séances. T. XX. No. 3 — 15. Janvier — Avril 1845. Paris 1845. 4.

Von der pharmaceutiſchen Geſellſchaft in Kaiſerslautern:

Jahrbuch für praktiſche Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. X. Heft II. III. IV. Februar — April. Landau 1845. 8.

Durch das niederländiſche Miniſterium:

Catalogus plantarum in horto botanico Bogoriensi cultarum alter; auctore Justo Carolo Hasskarl. Bataviae 1844. 8.

Von dem Herrn Dr. Kóściakiewicz in Rive de Guzer (Loire):

Mémoire pratique sur les accouchements artificiels. Lyon 1845. 8.

Mémoire pratique sur l'angine tonsillaire. Paris, Lyon 1844. 8.

Mémoire pratique sur les affections typhoïdes. Par. Lyon 1841. 8.

Durch Herrn Baron v. Reiffenberg in Brüſſel:

Chemin de fer. (Compte-rendu des opérations de l'exercice 1844.) Bruxelles 1845. fol.

Von dem Hrn. Karl Kreil, Adjunct der der k. k. Sternwarte zu Prag:

Magnetiſche und meteorologiſche Beobachtungen zu Prag. Fünfter Jahrgang. Vom 1. Jänner bis 31. Decbr. 1844. Prag 1845. 4.

Von dem Herrn P. J. van Beneden, professeur de Zoologie et d'Anatomie comparée à l'université catholique de Louvain:

Recherches sur l'anatomie, la physiologie et l'embryogénie des bryozoaires qui habitent la côte d'Ostende. Bruxelles 1845. 4.

Von der ſchleſiſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Cultur in Breslau:

Ueberſicht der Arbeiten und Veränderungen v. J. 1825 bis 1842. Breslau 1845. 4.

Vom Herrn Jomard, membre de l'institut de France à Paris:

Notice sur la vie et les ouvrages de G. L. Bertollet. Anneci 1844. 8.

Appendice. Progrès de la collection geographique de la bibliothèque royale en 1844. (Extrait du bulletin de la société de géographie.) Paris. 8.

Vom Herrn Antonio Colla, Profeſſor an der Univerſität zu Parma:

Cenni sopra le quattro comete telescopiche apparse nel principio del anno 1845. Parma 1845. 8.

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845. Nr. 38.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Auguſt.

Nro. 168. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1845.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Sitzung der mathematiſch-phyſikaliſchen Claſſe am 16. July 1845.

1) Hr. Akademiker v. Kobell las:

c) Ueber den einarigen Glimmer von Bodenmais.

Es findet ſich am Silberberg bey Bodenmais ein ſchwarzer, in dünnen Blättern bouteillengrüner Glimmer, welcher ſich optiſch einarig verhält. Auch das Kennzeichen, daß er von kochender Schwefelſäure zerſetzt wird, bezeichnet ihn als einarigen Glimmer, da nach meinen Erfahrungen der zweyarige nicht zerſetzt wird. Das ſpec. G., nach dem Auspumpen der Luft beſtimmt, iſt 2,70.

Die Analyſe wurde auf nachſtehende Weiſe ausgeführt.

30 Gran wurden mit kauſtiſchem Kali aufgeſchloſſen und die Maſſe mit Waſſer ausgelaugt, a. die Lauge wurde mit Zuſatz von Salmiak und kohlenſauerm Ammoniak eingedampft. Der geringe Niederſchlag wurde mit dem in Waſſer unlöslichen Rückſtande a. vereinigt. Die Lauge wurde hierauf mit Salzſäure angeſäuert, aufgekocht und dann in einer Flaſche nach Zuſatz von Aetzammoniak und ſalzſauerm Kalk verſchloſſen. Es bildete ſich ein ſehr geringer Niederſchlag, welcher mit Schwefelſäure in einer Glasröhre keine merkliche Spur von Flußſäure gab, ſondern aus einer Spur von Kieſelerde beſtand.

Der Rückſtand a. löſte ſich in Salzſäure vollkommen auf. Die Auflöſung wurde abgedampft und die Kieſelerde beſtimmt. Die ſaure Flüßigkeit, nach Abſcheidung der Kieſelerde, wurde mit Aetzammoniak gefällt und filtrirt b. Das Filtrat gab mit kleeſauerm Ammoniak keine Trübung, mit phosphorſauerm Natrum und Ammoniak aber ein ſtarkes Präcipitat.

Der Niederſchlag b. wurde in Salzſäure aufgelöſt und mit kohlenſauerm Baryt gefällt und filtrirt c. Der aufgelöſte Baryt wurde mit Schwefelſäure entfernt und dann noch mit phosphorſauerm Natrum und Ammoniak ein merklicher Niederſchlag von Talkerde erhalten. Nach der Fällung der Talkerde gab hydrothionſaures Ammoniak kein Präcipitat.

Aus dem Niederſchlag c. wurde die Thonerde mit Kalilauge extrahirt und beſtimmt, das Eiſenoxyd aber in Schwefelſäure aufgelöſt und mit Aetzammoniak gefällt. Es enthielt eine Spur von Kieſelerde. Da der Glimmer beym Aufſchließen mit Kali Manganreaction zeigte, ſo unterſuchte ich die phosphorſaure Talkerde darauf, indem ich die Methode der Fällung der Phosphorſäure mit Hilfe von Eiſenchlorid und kohlenſauerm Kalk anwendete. Die phosphorſaure Talkerde wurde alſo in Salzſäure aufgelöſt und Eiſenchlorid zugeſetzt, bis der Niederſchlag mit kohlenſauerm Kalk röthlich gefärbt war, welches als ein Zeichen gilt, daß hinlänglich viel Eiſenoxyd vorhanden, um die Phosphorſäure vollkommen zu fäl-

len. Das Filtrat gab mit Schwefelwasserstoff-Ammoniak ein geringes Präcipitat, welches in Salzsäure aufgelöst und mit Chlorkalk gefallt vor dem Löthrohr deutliche Manganreaction zeigte. Ich bin überzeugt, daß bey vielen Analysen bittererdehaltiger Mineralien Fehler in Bestimmung eines etwa vorhandenen Mangangehalts gemacht wurden, weil man die dargestellte phosphorsaure Bittererde nicht weiter darauf untersucht hat.

Zur Bestimmung des Alkali's wurden 40 Gran mit concentrirter Schwefelsäure im Platintiegel mit mehrmaliger Erneuerung der Saure eingedampft. Die trockne Masse wurde mit Wasser behandelt und filtrirt, a. das Filtrat wurde mit Aetzammoniak versetzt und filtrirt. Der Rückstand a. wurde mit Salzsaure gekocht und ausgewaschen, dann die bleibenden Blättchen mit Kalilauge von der anhängenden Kieselerde befreyt und so der unzersetzte Glimmer geschieden und bestimmt. Das Filtrat von a. wurde mit salzsauerm Baryt versetzt und filtrirt, dann kohlensaures Ammoniak zugesetzt und abgedampft. Die Salzmasse wurde geglüht, dann mit Kalkwasser behandelt und filtrirt. Der Kalk wurde mit kleesauerm Ammoniak gefallt, filtrirt, das Filtrat abgedampft und geglüht. Der Rückstand wurde mit Salzsäure befeuchtet und abermals geglüht. Das Salz zeigte vor dem Löthrohr Spuren von Chlornatrium, erwies sich aber sonst als Chlorkalium. 45 Gran dieses Glimmers verloren bey scharfem Glühen 0,2; die Blatter hatten dabey Glanz und Durchsichtigkeit unverändert behalten.

Das Resultat der Analyse war:

Kieselerde	40,86
Thonerde	15,13
Eisenoxyd	13,00
Talkerde	22,00
Kali	8,83
Wasser	0,44
Spur von Manganoxyd	
	100,26

Diese Analyse führt zu der für den einarigen Glimmer gewöhnlichen Formel $\dot{R}^3\,\ddot{S}i + \dot{R}\,\ddot{S}i$.

Der Glimmer kommt in Begleitung von Thoneisengranat und weißem oder farblosem Cordierit vor.

Außerdem wurden vorgelegt:

2) Ein Brief des Herrn Etatsraths Kupfer in St. Petersburg, womit derselbe seine Sendung von physikalischen Schriften an die Akademie begleitet (s. unten Verzeichniß der eingegangenen Schriften).

3) Ein Schreiben der K. böhmischen Gesellschaft zu Prag.

4) Die vorläufige Anzeige über neue galvanische Batterien von Sr. Kais. Hoheit Maximilian Herzog von Leuchtenberg.

Historische Classe.

In der Sitzung am 21. Juni hielt Hr. Prof. Dr. Höfler folgenden Vortrag über einige von ihm benutzte historische Handschriften.

Ich wage es, die Aufmerksamkeit der verehrl. Classe für mehrere Punkte von Wichtigkeit in Anspruch zu nehmen.

Erstens erlaube ich mir derselben eine Abhandlung des Hrn. Dr. Kunstmann, über die letzten Lebenstage des portugiesischen Infanten Heinrich des Seefahrers, gest. 1460, zur Aufnahme in unser akademisches Bülletin vorzulegen und derselben die Notiz hinzuzufügen, daß Hr. Dr. Kunstmann versprochen hat, regelmäßig Referate über die neueste portugiesische Literatur der Redaction der gelehrten Anzeigen zu übermachen.

Zweytens kann ich nicht umhin, theils einige Resultate eines kleinen Abstechers nach Eichstätt und Regensburg zu erwähnen, theils ein Paar Notizen über

Handschriften mitzutheilen, welche ich in letzter Zeit zu benützen Gelegenheit hatte. Der zwar nur sehr kurze Aufenthalt in Eichstätt erlaubte mir eine Reihe interessanter historischer Notizen einzusammeln, und, was ich mehr als alles hoch anschlage, unter Anderm auch die Bekanntschaft eines der gründlichsten Kenner oberpfälzischer und nordgauischer Geschichten zu machen, des hochw. Dompropstes und bischöflichen Generalvicars, Hrn. Popp. Durch die freundschaftliche Zuvorkommenheit dieses trefflichen Gelehrten erlangte ich nicht nur die Kenntniß des herrlichen Codex des Gundekar, eines Zeitgenossen Heinrichs IV., der eine fortlaufende Chronik der Bischöfe von Eichstatt enthält, an welcher sechs Jahrhunderte thätig waren, sondern auch die Kunde mancher seltenen Hand und Druckschriften für die Geschichte der Glaubensspaltung in der obern Pfalz und besonders der Maßregeln des nur zu bekannten Otto Heinrichs, Churfursten von der Pfalz. Es ist zu hoffen, daß die gesammelten Urkunden, welche die innersten Verhältnisse jener zerwürfnißvollen Zeit berühren, möglichst bald dem größeren Publikum zugänglich gemacht und die furchtbaren Gewaltthaten, deren Unkenntniß die Geschichte bisher vielfaltig zum Romane herabwürdigte, enthüllt, damit auch all der Jammer aufgedeckt werden möchte, der regelmäßig bey dem Umsturz der bisherigen Verhaltnisse oder der gewaltsamen Restauration eines früheren Zustandes einzutreten pflegt. Da der neueste Geschichtschreiber der Pfalz. Hr. Dr. L. Häusser bey der großen Ausdehnung seines interessanten Werkes Otto Heinrich nur mit wenigen Seiten bedachte, wäre es doppelt wünschenswerth, durch die gesammelten Aktenstücke diese Periode und ihre vielfache Atrocität zu beleuchten.

Hier erhielt ich auch die traurige Gewißheit, daß das Archiv des Grafen von Tilly mit all seinen unersetzlichen Urkunden für die Geschichte des 30jährigen Krieges nicht mehr existire. In den goldenen Tagen des Judenthums in Deutschland, als, was alle Stürme des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts überstanden, Burgen und Klöster, Kelche und Crucifire in den bodenlosen Sack des Hebräers wanderten, ist auch das Archiv des großen Feldhauptmannes des Churfürsten Maximilian I. unter den jüdischen Fingern verschwunden. Eine chiffrirte Depesche, welche aufgefangen worden, ist mir von Hrn. Popp für den Geschichtschreiber des großen Churfürsten in gleichlautender Abschrift mitgetheilt worden. Da, wie erzählt wird, das Archiv des Grafen von Pappenheim bis auf wenige Fascikeln zur Verfertigung von Raketten verwendet wurde, sind 2 der wichtigsten Urkundensammlungen für das bayerische und katholische Heerlager im 30jährigen Kriege für immer verschwunden.

Nur im Vorübergehen erwähne ich, daß Hr. Dompropst Popp, Verfasser eines Aufsatzes über Albrecht V. (Katholik. Jahrg. XIII. Heft 11) ist, in welchem die in der bayerischen Ständeversammlung ausgesprochenen irrthümlichen Angaben eines ehemaligen Mitgliedes der Akademie, des Ritters von Mussinan, über die wichtigsten Streitigkeiten während der Regierung dieses Herzoges auf das Gründlichste widerlegt wurden, immer früh genug, um die Ehre der Geschichte zu retten, wenn auch zu spät, um den beabsichtigten Eindruck in einer Versammlung zu zerstören, welche, da die dreisten Behauptungen nicht sogleich die gebührende Zurechtweisung erfuhren, kein Bedenken trug, die erregten Fluthen sogenannter patriotischer Aufwallung in sich fortzutragen. Von großem Interesse war es mir, bey dieser Gelegenheit mich von der Existenz eines in der Bibliothek des Hrn. Dompropstes befindlichen Büchleins überzeugen zu können, das, wenn ich nicht irre, bisher den meisten Forschern entging, welche sich, sey es speciell mit Herzog Albrecht V. oder zum Behufe der späteren Geschichte, mit demselben beschäftigten.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Fortsetzung.)

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen in den Monaten April und May 1845. Berlin 1845. 8.

Von dem Herrn Professor A. De la Rive in Genf:

Notice sur la vie et les ouvrages de A. P. De Candolle. Genève 1845. 8.

Von der Société de physique et d'histoire naturelle de Genève:

Memoires. Tom. X. 2. partie. Genève 1844. 4.

Von dem landwirthschaftlichen Verein in Bayern in München.

Centralblatt, März und April 1845. München 1845. 8.

Von dem Herrn Ambrosio Fusinieri in Vicenza:

Annali delle scienze del regno Lombardo-Veneto. Tom. I. II. 1845. Confutazione del Dott. Ambrogio Fusinieri di pretese esperienze recenti per sostenere la ipotesi di Wells sulla causa della rugiada. Vicenza 1845. 4.

Von der königl. Societät der Wissenschaften in Göttingen:

Göttingische gelehrte Anzeigen. Erster und zweyter Bd. auf das Jahr 1844. Göttingen 1844. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik und deren Grundwissenschaften in Kaiserslautern:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. X. Heft V. Mai. Landau 1845. 8.

Von dem Herrn Staatsrath Ritter Kupfer in St. Petersburg:

Annuaire magnétique et météorologique du corps des ingénieurs des mines de Russie ou recueil d'observations magnétiques et météorologiques. Par Kupfer. Année 1841. No. I. II. St. Pétersbourg 1843. gr. 4.

Travaux de la commission pour fixer les mesures et les poids de l'Empire de Russie. Redigé par Kupfer. Tome premier et second. St. Pétersbourg 1841. gr. 4.

Meteorologische Beobachtungen aus dem Lehrbezirke der kaiserlich russischen Universität Kasan. Von Prof. Dr. Ernst Knorr. Heft. I. 1835 — 1836. Kasan 1841. 4.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hébdomadaires des séances. Tome XX. No. 16 — 20. Avril — Mai 1845. Paris 1845. 4.

Von den Herren van der Hoeven und de Vriese, Prof. in Leiden:

Tijdschrift voor natuurlijke geschiedenis en physiologie. Twaalfde Deel. 1. Stuk. Leiden 1845.

Von der Royal Society of London:

Philosophical Transactions. For the year 1844. Part II. London 1844. 4.

Proceedings. No. 59. 1843 — 44. London 1844. 8.

Von der Royal Society of Edinburgh:

Transactions. Vol. XV. Edinburgh 1844. 4.

Proceedings. No. 23. 24. 1844. Edinburgh 1844. 8.

Durch den Präsidenten des brittischen Gouvernements:

Observations made at the magnetical and meteorological observatory at Toronto in Canada. Printed by order of her Majesty's government, under the superintendence of Lieut.-Colonel Edward Sabine. Vol. I. 1840. 1841. 1842. London 1845. gr. 4.

Von der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag:

Abhandlungen. Fünfter Folge dritter Band. Von den Jahren 1843 — 1844. Prag 1845. gr. 4.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 39.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Auguſt.

Nro. 169. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1845.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Hiſtoriſche Claſſe.

In der Sitzung am 21. Juni hielt Hr. Prof. Dr. Höfler folgenden Vortrag über einige von ihm benutzte hiſtoriſche Handſchriften.

(Schluß.)

Es iſt dieß eine: Chriſtlich und katholiſche Information. Wie ſich im Brauch des hochw. Sakramentes des Altars unter beyderley Geſtalt bede Prieſter und Laien halten ſollten. kl. 8. 1564. Bekanntlich berührt dieſes Buch den Angelpunkt des Streites zwiſchen H. Albrecht V. und ſeinen Ständen, den erſt das Concil von Trient definitiv entſchied, und deſſen hiſtoriſche Wichtigkeit mit Zuziehung früher unbekannter Aktenſtücke bereits im Jahre 1841 von mir in einem längeren Aufſatze (Herzog Albrecht V. im Kampfe gegen die Glaubensſpaltung in Bayern. Besnard's Repertorium für katholiſches Leben, Wirken und Wiſſen. Nr. 38. ꝛc.) beſprochen wurde.

Der Gewogenheit deſſelben trefflichen Forſchers verdanke ich auch den Beſitz einer für die Reformationsgeſchichte in Bayern werthvollen Handſchrift: Annales majores. Chronica majora τοῦ ἀδέλφου Κιλιανοῦ Λειβ τοῦ προτέρου τοῦ οἴκου τῶν κανονικῶν ἐν Ῥεβδόρφ (sic.) Annales fratris Kiliani Leib prioris fratrum Regularium in Rebdorff. Das Geſchichtsbuch reicht vom J. 1502 — 1549 und zeichnet ſich ebenſo durch geſundes Urtheil als durch intereſſante Angaben aus, insbeſondere nachdem es einmal die Zeit der Glaubensſpaltung erreicht und die Schilderung von dem Fortgange und der Ausbreitung derſelben ſich zur Aufgabe ſtellte. Bis zum J. 1523 incl. iſt es in Aretins Beyträgen bekannt gemacht worden; die letzten 26 Jahre aber entbehrten bisher der Veröffentlichung. Erſt im vorigen Jahre hat der ungenannte Verfaſſer einer biographiſchen Skizze über die Charitas Pirkheimer in den hiſtoriſch politiſchen Blättern aufmerkſam gemacht, wie wünſchenswerth es wäre, auch das Uebrige der die Zuſtände jener Zeit ſo lebhaft ſchildernden Chronik herauszugeben. Ich bin ermächtigt dieſes zu thun und bemerke, daß der noch übrige Theil an Ausdehnung wie an Inhalt den bekannt gemachten bey Weitem übertrifft.

Nicht ohne Intereſſe für die religiöſen Zuſtände vor der Glaubensſpaltung iſt ferner ein handſchriftlicher libellus supplex quem P. Petrus Georgius Schwarz theol. lector, ord. Praed., cum esset Eystadii Prior, Wilhelmo Episcopo Eystettensi obtulit. Synodum postea hic Episcopus dioecesanam et generalem visitationem instituit atque hoc modo a pestibus hisce suam purgavit ecclesiam. Die Handſchrift enthält eine treue und beredte Schilderung des Handels, welchen einzelne Individuen mit Vorzeigung von Reliquien und Verkündung eines zweifelhaften Ablaſſes in der Eichſtätter Diöceſe trieben. Tetzels eifriger Ordensbruder zeigt die dringende Nothwendigkeit, dieſem Unfuge mit allem Nachdrucke zu ſteuern und auf die

ſtrenge Beobachtung der kirchlichen Canonen gegen ſolche Mißbräuche zu dringen. Der libellus supplex iſt ſomit ein ſchlagendes Zeugniß von dem gerechten Unwillen, welchen der Mißbrauch von der Lehre vom Ablaß im Schooße der Kirche ſelbſt und zwar in dem Momente hervorrief, wo ſich Ununterrichtete gewöhnlich eine Billigung jedes derartigen Exceſſes vorſtellen. Auch dieſes Manuſcript iſt durch die Güte des hohw. Hrn. Popp in meine Hände übergegangen.

Mit dieſen flüchtigen Bemerkungen wage ich es noch einige andere zu verbinden. Der dringende Wunſch des gründlichen und umſichtigen Herausgebers der Regesta Imperii, welchen derſelbe in dieſem, leider durch Geſchäftsdrang noch nicht in den gelehrten Anzeigen beſprochenen herrlichen Werke ausdrückte, den Bericht des Biſchofs Bruno von Olmütz an Papſt Gregor X. über die Zuſtände Deutſchlands bey der Thronbeſteigung Rudolfs von Habsburg, endlich einmal ganz veröffentlicht zu ſehen, veranlaßte mich, einige literariſche Verbindungen zu benützen, um dem Wunſche meines Freundes nachzukommen. Der glückliche Umſtand, daß Hr. Dr. Floß aus Bonn, welcher recht gründliche Forſchungen im Gebiete der Kirchengeſchichte angeſtellt hat, im verfloſſenen Winter mit Unterſtützung der kgl. preußiſchen Regierung eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach Rom machte, ſetzte mich in den Stand, mein Vorhaben auszuführen. Ich konnte von meinen eigenen Studien her, mit großer Wahrſcheinlichkeit vermuthen, daß der Bericht ſich in den Raynaldi für ſeine annales ecclesiastici zur Verfügung geſtellten Urkunden zum J. 1273 finden müſſe, bezeichnete deshalb meinem erwähnten Freunde den Codex wie die Bibliothek, wo dieſe niedergelegt ſind, und wies ihn an die freundliche Güte des hochw. Hrn. Auguſtin Theiner von der Congregation des hl. Philippus Neri, durch welchen ich auch in den Stand geſetzt wurde, die intereſſante Relation der hiſtoriſchen Claſſe zum Behufe der Aufnahme in die Denkſchriften vorzulegen. Indem ich bey dieſem Anlaſſe Hrn. Dr. Floß und Hrn. Dr. Theiner meinen Dank für ihre Bemühungen auszudrücken mich verpflichtet fühle, erwähne ich, daß dem Berichte ein ungedruckter Brief des Biſchofs Bruno vorangeht. Dann folgen die einzelnen Theile genau in derſelben Ordnung auf einander, wie ſie Raynaldi, jedoch den Bericht mit andern Nachrichten unterwebend mittheilte, bis dieſer auf einmal (annales eccles. 1273 n. 17.) mitten im Satze abbricht. Die lange Ausführung deutſcher Zuſtände, die nun kömmt, iſt durchwegs neu und bildet die Ergänzung zu den beyden Fragmenten, welche die bezeichnete Nummer der Annales aus dem natürlichen Zuſammenhange herausgeriſſen neben einander ſtellte. Der Schluß des Berichtes iſt genau derſelbe, welchen Raynaldi von n. 17. an mittheilte. Die verehrl. Mitglieder der Claſſe werden ſich bey Durchleſung des Berichtes überzeugen, daß derſelbe jenes Lob eines insigne documentum verdient, welches Raynaldi ihm ſpendet, und der nun erfüllte Wunſch unſeres Böhmers ihn nach 200 Jahren endlich einmal gedruckt zu ſehen, ein nur zu gerechter geweſen iſt. Zugleich aber muß ich ſchmerzlich bedauern, bei meinen in dieſem Semeſter noch vermehrten Berufsgeſchäften, deren Andrang mir ſchon bei meinem Friedrich II. nur geſtattet, in Zwiſchenräumen von 14 Tagen, 6 Wochen und mehreren Monaten mich der Forſchung und hiſtoriſchen Compoſition hinzugeben, nicht in den Stand geſetzt zu ſeyn, ſelbſt und ſey es auch nur durch einen größeren Commentar jenen Gebrauch von dem werthvollen Documente zu machen, den daſſelbe verdient. Ich kann jedoch mich deſſen um ſo leichter entheben, als Hr. Dr. Kopp in ſeinem neueſten überaus gründlichen Werke*), welches durch deſſen Güte kaum der Preſſe entkommen, jetzt vor mir liegt, zwar nur den theilweiſen Abdruck Raynaldi's benutzte, aber was zur Erläuterung der Zeit, zur Darſtellung des Verhältniſſes König Rudolfs

*) Der Geſchichten von der Wiederherſtellung und dem Verfalle des römiſchen Reiches erſtes und zweites Buch. König Rudolf und ſeine Zeit. Erſte Abtheilung. Die allgemeinen Zuſtände des römiſchen Reiches. Von J. E. Kopp. Auch unter dem Titel: Geſchichte der eidgenöſſiſchen Bünde. Mit Urkunden ꝛc. Leipzig. Weidmann'ſche Buchhandlung 1845. 926 S. 8.

zu Papſt Gregor X. und deſſen ausgezeichnetes Verdienſt, Deutſchland dieſen König verſchafft zu haben, dienen konnte, ſo umſichtig und klar auseinanderſetzt, daß ich den Mangel an Muße in dieſer Beziehung nicht im Mindeſten zu bereuen habe. Ich füge nur noch hinzu, da der die Relation begleitende, gleichfalls bisher unbekannte Brief XVII. cal. Jan. zum Datum hat und ſich wegen unverſchuldeter Zögerung entſchuldigt, dürfte dem biſchöflichen Berichte nicht ſowohl d. J. 1274, welches Palacky demſelben anwies, als Ende 1273 als das richtige Datum zugewieſen werden.

Die nähere Einſicht der bey ihrem Erſcheinen (1780) ſo großes Aufſehen machenden memoria catolica des P. Borgo, welcher Le Bret in ſeinem Magazine einen längern Artikel widmete, und die ich zum erſten Male während meines Aufenthaltes in Eichſtätt näher anzuſehen Gelegenheit und Muße fand, ward Urſache, bey meiner Zurückkunft ein meines Wiſſens bisher unbenütztes italieniſches Manuſcript der k. Hof- und Staatsbibliothek dahier zu durchgehen, auf welches, als zur Erlangung eines richtigen und unparteyiſchen Standpunktes über eine der wichtigſten politiſchen Fragen des vorigen Jahrhunderts überaus dienlich, ich die Aufmerkſamkeit der verehrl. Klaſſe noch hinzulenken mir die Freyheit nehme. Es iſt dieſes eine 47 Seiten ſtarke Lettera del Vescovo N. in Francia al Card. N. in Roma. Tradotta dal Francese. Auf der letzten Seite mit dem Datum a' di 24. Marzo 1775. Amsterdam. 1776. Con licenza de Superiori(?!). — Offenbar weiſt das Letztere darauf hin, daß dieſe Relation in Briefform für den Druck beſtimmt war; allein ob ſie wirklich gedruckt worden ſey, vermag ich bis jetzt weder entſchieden zu behaupten, noch zu läugnen, glaube aber mich eher zu der Annahme hinneigen zu dürfen, daß es nicht geſchehen ſey.

Ungeachtet über die Aufhebung des Jeſuitenordens kein Mangel an Schriften ſtatt findet und dieſe wichtige Angelegenheit früh und ſpät genug Federn beſchäftigte, ſo möchten doch, ſo lange Cordaras handſchriftlicher Bericht verurtheilt iſt, ſich vom Archivſtaube zu nähren, wenige in Bezug auf unumwundene Darſtellung der Lage der Kirche mit dieſem Mſ. verglichen werden können und ich erlaube mir, alle diejenigen, welche der Name Ganganelli und das, was mit demſelben in Verbindung ſteht, intereſſirt, auf dieſen Brief aufmerkſam zu machen, der die Folgen ſeiner bedeutendſten Maßregel auf das Anſchaulichſte darſtellt. In wenigen Punkten der Geſchichte ſtehen ſich die Anſichten ſo ſchroff entgegen als in dieſem, und leider iſt es dahin gekommen, daß man vielfach meint, wenn man die Literatur der einen Seite kenne, ſey es nicht mehr nothwendig, auch die der andern zu berückſichtigen. Da iſt es denn ein wirklicher Gewinn der Geſchichte, daß Fragen, welche man als verſchollen anzuſehen ſich gewöhnte und von denen man dafür hielt, ſie ſeyen für immer abgethan, von Zeit zu Zeit in etwas veränderter Geſtalt wieder auftauchen und dadurch Umſichtige zwingen, ſich den Grund früherer und ähnlicher Bewegungen zu vergegenwärtigen, die abgethanen Erörterungen nochmal aufzufriſchen und den natürlichen Zuſammenhang ſolcher Fragen mit der Gegenwart zu unterſuchen. Die furchtbare Kataſtrophe, welche Rom unter Pius VI. und Pius VII. betroffen hat, erſcheint aber der erwähnten Relation zufolge in einem ähnlichen Lichte, wie etwa der Ausbruch der Glaubensſpaltung und der sacco di Roma im Jahre 1527 mit der Nichtbeobachtung der Rathſchläge in Verbindung ſtehen, welche die der verehrl. Claſſe durch einen anderen Vortrag bekannte Relation des Card. Aegidius von Viterbo i. J. 1522 als dringende und unabweisbare Nothwendigkeit darlegte. Fürchtete ich nicht mit Recht,

die Geduld der Anweſenden zu ermüden, ſo würde ich in einem kurzen Auszuge den allgemeinen Verfall aller Bildungsanſtalten, Miſſionen ꝛc. zu ſchildern ſuchen, welcher durch die Aufhebung der Geſellſchaft Jeſu hervorgerufen, von der Partey der Neuerer in Rom ſelbſt begünſtigt, im J. 1775 bereits im vollſten Zuge begriffen war und durch die Relation auf das Unumwundenſte enthüllt wird. Es wird nicht viele Perſonen geben, welche ſich einen klaren Begriff von der Wichtigkeit und dem Umfange der Veränderungen zu machen vermögen, welche die ohne alles gerichtliche Verfahren erfolgte Sentenz Ganganelli's oder vielmehr der ihn zum Aeußerſten treibenden Höfe in Bezug auf Unterricht, Erziehung und Sitte in Rom ſelbſt hervorgebracht haben. Noch iſt jedoch die Zeit nicht gekommen, wo man über dieſe Dinge frey und offen von dem rein hiſtoriſchen Standpunkt aus ſprechen kann, ohne ſich der wenn auch noch ſo ungegründeten Vermuthung auszuſetzen, man nähre dadurch politiſche Zwecke, verfolge ein anderes Ziel als das, welches man ſich zum Aushängeſchild genommen habe. Wer jedoch ſich durch ähnliche Nebengedanken nicht von beſonnener Forſchung abhalten laſſen will, wird in der bezeichneten Relation nicht nur jene Reſultate der Kritik beſtärkt finden, welche die Wenigen bekannten lettres à Mr. Carraccioli gegen dieſen elenden Biographen Ganganelli's und deſſen Helden ſelbſt übten, ſondern auch ſolche Aufſchlüſſe daraus ziehen können, daß der paradoxe Satz, die durch die Jacobiner und Napoleon herbeygeführte Kataſtrophe unter den beyden nächſten Nachfolgern Clemens XIV. ſey zugleich Züchtigung, wie einzige Bedingung einer neuen Wiedererhebung geweſen, als wohl begründetes Reſultat hiſtoriſcher Forſchung erſcheint.

Verzeichniß

der in der Sitzung der hiſtoriſchen Claſſe im Monate Juni 1845 vorgelegten Einſendungen an Druckſchriften.

Von dem Vereine für heſſiſche Geſchichte und Landeskunde in Kaſſel:

Zeitſchrift Bd. IV. Heft 1. u. 2. Kaſſel 1845. 8.

Von der Sinsheimer Geſellſchaft zur Erforſchung der vaterländiſchen Denkmale der Vorzeit in Sinsheim:

Zehnter Jahresbericht von Karl Wilhelmi. Sinsheim 1844. 8.

Von dem Herrn Dr. Foelix, Advokat in Paris:

Revue du droit français et étranger. T. II. livr. 4. 5. Avril, Mai. Paris 1845. 8.

Von der Société de l'histoire de France à Paris:

Bulletin. No. 1. Janvier — Février 1845. Paris 1845. 8.

Von der Schleswig-Holſtein-Lauenburgiſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Geſchichte in Kiel:

Nordalbingiſche Studien. Neues Archiv. Erſten Bandes zweytes Heft. Kiel 1844. 8.

Von der Société française pour la conservation et la description des monuments nationaux à Caen:

Bulletin monumental ou collection de mémoires sur les monuments historiques de France. Dirigé par M. de Caumont. Volume 11. No. 3. Caen et Paris 1845.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. August.

Nro. 170. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Geschichte der Chemie. Von Dr. Herrmann Kopp, außerordentlichen Professor der Physik und Chemie an der Universität Gießen. Zweyter Theil. Mit dem Bildnisse Berzelius'. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn. In gr. 8. 426 Seiten. 1844.

Nach dem Plane des Verf. erscheint diese Geschichte der Chemie in 4 Bänden; über den ersten im Jahre 1843 erschienenen haben wir bereits in Nro. 241. dieser Blätter Bericht erstattet. Der zweyte vorliegende Band, welchem der dritte und vierte nächstens folgen werden, umfaßt vorzüglich die Geschichte der Hülfswissenschaften und der theoretischen Lehren dieser Wissenschaft.

Nachdem der Verf. über Begriff und Studium der Chemie einige Erläuterungen mitgetheilt hat, geht er zur Geschichte einzelner Zweige und namentlich der analytischen Chemie über. Die analytische Chemie entwickelte sich aus einer Menge isolirter, oft zufällig gefundener, in ihrer eigentlichen Bedeutung früher stets verkannter Erfahrungen; erst spät nimmt sie im Ganzen eine wissenschaftliche Form an, wenn auch einzelne Theile derselben, wie z. B. die metallurgische Probirkunst, schon verhältnißmäßig früh einen höheren Grad der Ausbildung erlangten. Der Verf. betrachtet hier zuerst die analytischen Operationen auf trockenem Wege und dann die auf nassem Wege. Was die analytischen Operationen auf trockenem Wege betrifft, so bilden die metallurgischen Scheidungsmethoden dazu den Anfang. Sie bezwecken die Darstellung der edlen Metalle und namentlich des Goldes und Silbers, eine Operation, welche mit dem Namen Cupellation bezeichnet wurde. Diese Operation wird zuerst erwähnt von Agarthides und Knidos zwey Jahrhunderte vor Christus. Die Probirkunst mit dem Löthrohr wurde erst im 18. Jahrhundert in die Chemie eingeführt und zwar in Schweden von Rinmann und Schwab.

Die analytischen Operationen auf nassem Wege hatten vorzüglich zum Zweck, die Anwesenheit einiger Körper in Flüssigkeiten zu erkennen und zwar mit Hülfe von Reagentien, eine Untersuchungsmethode, welche zuerst bey Analysen der Mineralwasser und bey Auflösungen fester Körper überhaupt in Anwendung gebracht wurde. Paracelsus war der erste, welcher sich der Galläpfeltinktur bediente, um in den Mineralwässern das Eisen zu entdecken. Die Kenntniß der Reagentien und ihrer richtigen Anwendung wurde befördert durch die Arbeiten eines Libavius, van Helmont, Glauber, Tachenius, Boyle, Fr. Hoffmann, Marggraf, Bergmann ꝛc.

Diesen vorläufigen Untersuchungen folgte die quantitative Analyse, da man erst später die Gewichtsverhältnisse der aufgefundenen Bestandtheile berücksichtigte. Die quantitative Analyse machte allmählig Fortschritte durch Cavendish, Bergmann, Wenzel, Kirwan, Lavoisier und erreichte endlich einen hohen Grad von Vollkommenheit durch Klaproth, Vauquelin, Proust, Rose ꝛc.

Der Verf. entwickelt hierauf die Geschichte der mineralogischen, pharmaceutischen und angewandten Chemie. Bey der Geschichte der mineralogischen Chemie bezeichnet er die verschiedenen Eintheilungen der

Mineralien nach Avicenna, Agricola und Becher, dann die Entwicklung der kryſtallographiſchen Mineralogie nach dem Syſtem von Linné, die Zurückführung der Kryſtallformen auf Grundgeſtalten nach Bergmann, Romé de l'Isle und Hauy. Dieſem letzteren gebührt vorzüglich das Verdienſt, die Entſtehung der verſchiedenen Formen eines Körpers und ihre Zurückführung auf Eine Grundgeſtalt zu einem der wichtigſten Principien in der Mineralogie erhoben zu haben. Kein anderer vor Hauy hat dieſe Idee mit ſo viel Eigenthümlichkeit aufgefaßt und mit ſo viel Ausdauer durchgeführt. Der Verf. berührt hier auch Cronſtedt's Syſtem der Mineralien. Die Kenntniſſe der chemiſchen Zuſammenſetzung der Mineralien waren indeſſen damals noch zu unvollkommen, als daß ein ſolches Syſtem mit Schärfe ſich hätte durchführen laſſen.

Es folgen nun die Syſteme der Mineralien nach Bergmann, Hauy und Werner. Berzelius war der erſte, welcher 1814 ein rein chemiſches Syſtem der Mineralien aufſtellte. Nach dieſem Syſtem waren die Mineralien nur nach ihren elektropoſitiven Beſtandtheilen geordnet. Indem Berzelius dieſe Beſtandtheile in der Ordnung aufzählte, wie ſie in der elektrochemiſchen Reihe ſtehen, ſchien eine vollkommen folgerechte und nirgends zweifelhafte Claſſification durchgeführt zu ſeyn. Viele Mineralogen wünſchten aber den äußeren Kennzeichen mehr Beachtung geſchenkt zu ſehen, als dieß hier möglich war, wo nur die Zuſammenſetzung und weiter nichts ins Auge gefaßt wurde. Hausmann erklarte dieſes Syſtem für unzuläſſig; jedenfalls aber blieb die von Berzelius aufgeſtellte Anſicht in ſo fern nicht ohne Einfluß, da die Vertreter des Werner'ſchen Syſtems danach einzelne Theile ihrer Claſſificationen modificirten, ohne jedoch die ganz chemiſche Grundlage von Berzelius als naturgemäß anzuerkennen. Nach der Entdeckung des Iſomorphismus änderte Berzelius ſein chemiſches Mineralſyſtem dahin ab, daß er nunmehr die Mineralien nach ihren elektronegativen Elementen ordnete, weil ſich für dieſes ſeltener eine Subſtitution durch iſomorphe Subſtanzen zeigte. Dieß Syſtem hatte vor dem früheren noch außerdem den Vorzug, daß ſich nach ihm die Mineralien mehr in Gruppen zertheilten, bey denen auch die äußeren Kennzeichen Aehnlichkeit zeigen; deſſenungeachtet aber trugen viele Mineralogen Bedenken, es anzunehmen, da es ihnen unmöglich ſchien, ſich bey einer ſelbſtſtändig mineralogiſchen Betrachtung der Foſſilien von der Beachtung der äußeren Eigenſchaften im Princip ganz loszuſagen. Auf die genaue Kenntniß der äußeren Eigenſchaften der Mineralien gründete Mohs ſein rein naturhiſtoriſches Syſtem. Boudant, L. Gmelin und Naumann verſuchten es, gemiſchte Syſteme aufzuſtellen.

Bey der Entwicklung der pharmaceutiſchen Chemie berückſichtigt der Verf. den Zuſtand der Pharmacie bey den Alten, dann während des Zeitalters der Alchemie, der mediciniſchen Chemie und der phlogiſtiſchen Theorie. Den Fortſchritten der reinen Chemie verdankt die Pharmacie die weſentlichſte Grundlage ihres heutigen Wiſſens und umgekehrt findet die Chemie bey den Vertretern der Pharmacie vorzugsweiſe Beachtung und Pflege. Erſt in dem Zeitalter der phlogiſtiſchen Theorie wurde eine Verſchmelzung der pharmaceutiſchen Chemie mit der wiſſenſchaftlichen Chemie herbeygeführt. Die erſten Chemiker dieſes Zeitalters, Klaproth und Vauquelin, gingen aus der Schule der Pharmacie hervor. Pharmaceutiſch chemiſche Lehrbücher erſchienen um dieſe Zeit von Göttling, Hermbſtädt, Trommsdorf, Weſtrumb und Buchholz. Die Pharmacie hat ſich mit der Chemie ſo eng verſchmolzen, daß der Standpunkt der erſteren in einem Lande nicht mit Unrecht als der Maaßſtab der Verbreitung rein chemiſcher Kenntniſſe betrachtet wird, daß jeder Fortſchritt der Pharmacie zugleich als ein Fortſchritt der rein wiſſenſchaftlichen Chemie gilt, daß jeder Verſuch zur Hebung der Pharmacie zugleich die Beförderung der chemiſchen Wiſſenſchaft in ſich ſchließt.

In der Geſchichte der angewandten Chemie gibt der Verf. einen kurzen Ueberblick von der Ausbildung der Metallurgie, Färbekunſt, Töpferkunſt, Glasbereitung, der fabrikmäßigen Gewinnung chemiſcher Präparate, von der Kenntniß der auf Gährung beruhenden Proceſſe, von der Agriculturchemie ꝛc. und geht hiebey zurück zur Entwicklung der angewandten Chemie während des Zeitalters der Alchemie, der phlogiſtiſchen Theorie und des Zeitalters der quantitativen Unterſuchungen. Was die Metallurgie be-

trifft, so waren es vorzüglich Schlüter und Rimann in Schweden, welche für Hüttenwerke und Metallarbeiten, die Fortschritte der Chemie mit großem Erfolg zu benutzen suchten. Das bis dahin geheimnißvoll betriebene praktische Verfahren, Eisen in Stahl zu verwandeln, hatte Reaumur (geboren zu Rochelle 1683) schon 1722 in Frankreich gelehrt, und zugleich wichtige Verbesserungen der Verzinnung des Eisenblechs und der Darstellung des Gußeisens bekannt gemacht. Die Entdeckung des Berlinerblau's (1710) wurde für die Färbekunst besonders wichtig. Die Chemiker waren bemüht, den Färbeproceß auf chemische Grundsätze zurückzuführen. Stahl schrieb schon 1702 seine Adnotationes ad artem tinctoriam fundamentalem, und Hellot veröffentlichte 1740 die erste chemische Theorie des Färbeprocesses. Nachdem Böttticher 1709 das Geheimniß der Porcellanbereitung entdeckt hatte, schlug Reaumur einen mehr wissenschaftlichen Weg ein, um die Bereitung des Porcellans zu erforschen; er erkannte, daß sie auf einer Vermengung zweyer verschiedener Erdarten beruht, wovon die eine unschmelzbar ist, die andere aber bey hoher Temperatur schmilzt, die erstere einhüllt und mit ihr eine feuerbeständige durchscheinende Masse bildet.

Die Agriculturchemie entwickelte sich langsam. In Frankreich suchte Reaumur die Beziehungen der verschiedenen Erdarten auf ihre Fruchtbarkeit aufzufinden. Man war bemüht, durch Mischung verschiedener Erdarten die Fruchtbarkeit des Bodens zu steigern und die kleine Schrift Bergmanns „De terris geoponicis“ wurde von der Societät in Montpellier des Preises würdig erkannt. Das Interesse für solche Untersuchungen war in Schweden vorzüglich durch Wallerius geweckt worden, was aus seiner Schrift „Agriculturae fundamenta chemica,“ in welcher er die Grundsätze des Feldbaues auf die Vergleichung der Bestandtheile in den Pflanzen mit den Bestandtheilen des Bodens zu stützen suchte, deutlich hervorgeht.

Der Verf. beschließt diesen zweyten Band mit der speciellen Geschichte der Alchemie nebst der Geschichte der Affinitätslehre und verwandter Gegenstände. Die specielle Geschichte der Alchemie zerfällt in 5 Abtheilungen:

1) Ursprung der Alchemie und Verbreitung derselben bis 1700.
2) Alchemistische Ansichten über den Stein der Weisen.
3) Stellung und Verhältnisse der Alchemisten.
4) Ansichten über die Darstellung des Steins der Weisen.
5) Verfall des Glaubens an die Alchemie.

Die mythischen Angaben über den Ursprung der Alchemie berücksichtigt der Verf. nicht, sondern ist der Meinung, daß man sich nur vom 4. Jahrhundert an damit abgegeben habe, unedle Metalle in Gold und Silber verwandeln zu wollen. Den historisch nachweisbaren Ursprung der Alchemie finden wir bey den Griechen und die ersten unverwerflichen Zeugnisse dafür datiren aus dem 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Eigentliche alchemistische Schriftsteller sind uns nur von dem Ende des 4. Jahrhunderts an bekannt; alle stehen mit der Hochschule zu Alexandria, dem letzten Zufluchtsorte der aegyptischen geheimen Wissenschaften, in Verbindung. Bis zum 9. Jahrhundert sind die Griechen, besonders aber die Alexandriner und die Araber, die einzigen Nationen, bei welchen wir Alchemie finden und erst im 13. Jahrhundert sehen wir Alchemisten aus arabischer Schule in Spanien, Frankreich, Deutschland und England. In Spanien erhob sich Raymundus Lullus, in Frankreich Arnold Villanovanus, in Deutschland Albertus Magnus und in England Royer Baco. Alle erklären die Metallveredlung für ausgemacht, obgleich das Meiste, was sie darüber vortragen, sehr geheimnißvoll und unverständlich ist. Vom 14. bis 17. Jahrhundert hatte die Alchemie ihren höchsten Gipfel erreicht, wozu Leo Africanus, Isaac Hollandus, Basilius Valentinus, Paracelsus, Robert Boyle, van Helmont und Kunkel am meisten beygetragen.

(Schluß folgt.)

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1845.

Zweytes Quartal. April — Juny

(Fortſetzung.)

F. Neve, Introduction à l'histoire générale des littératures orientales. Louvain 1844.

Ritter, Geographiſch=ſtatiſtiſches Lexicon. 3. Aufl. Lief. 1. Leipzig 1845.

Wouter Schouten, Oost-Indische voyagie. Amsterd. 1676.

J. N. de Boudyck-Bastiaanse, Voyages faites dans les Moluques, à la nouvelle Guinée et a Célèbes. Paris 1845.

J. Rifaud de Marseille, Voyage en Egypte, en Nubie et lieux circonvoisins, depuis 1805 jusqu'en 1828. Livr. 1 — 36. Paris 1811.

Die heutigen Syrier oder geſellige und politiſche Zuſtände der Eingebornen in Damaskus, Aleppo und im Druſengebirg. Stuttg. 1845.

Iſtrien und Dalmatien. Briefe und Erinnerungen von Heinr. Stieglitz. Stuttg. 1845.

Aus Mehemed Ali's Reich. Th. 3. Nubien und Sudan. Stuttg. 1845.

J. C. Fulchiron, Voyage dans l'Italie méridionale. Vol. 1 — 4. Paris 1811.

Lindner, Wanderungen durch die intereſſanteſten Gegenden des ſächſiſchen Obererzgebirges. Liefer. 1. Annaberg 1811.

Leop. von Orlich, Reiſe in Oſtindien in Briefen an Alexander von Humboldt und Carl Ritter. Leipzig 1845.

W. H. Sleeman, Rambles and Recollections of an Indian Official. Vol. 1. 2. Lond. 1845.

Baron Clement Aug. de Bode, Travels in Luristan and Arabistan being a tour through the South Western Persia in the years 1840 and 1841. Vol. 1. 2. Lond. 1845.

Rogeri de Wendover chronica, sive Flores historiarum, nunc primum edidit Henr. O. Coxe. T. 1 — 4. Lond. 1841 — 42.

Aug. Wahlen, Histoire, costumes, décorations de tous les ordres de chevalerie et marques d'honneur. Livr. 1 — 16. Bruxelles 1844.

L. J. F. Janſſen, Beſchreibung eines römiſchen Ziegels mit zweyfachem lateiniſchen Alphabet, ausgegraben in der Nähe von Nymegen. Leyden 1812.

Die elginiſchen Marmorbilder. Aus dem Engl. überſ. und mit Anmerkungen. Mit einem Atlas von 62 Blättern. Darmſtadt 1820.

Select Papyri in the hieratic character from the collections of the British Museum. Part. III. Plates 99 — 168. Lond. 1844.

C. Jacq. Gråberg de Hemsö, Nouvelles recherches sur l'inscription en lettres sacrées du monument de Rosette. Florence 1830.

L. Ross, Inscriptiones graecae ineditae. Fasc. 1—3. Berol. 1845.

E. Gerhard, Text zu E. Gerhards antiken Bildwerken. Lief. 1 — 3. Stuttg. 1844.

M. Letronne, Explication d'une inscription grecque trouvée dans l'interieur d'une statue antique de bronze. Paris 1843.

Cel. Cavedoni, Indicazione dei principali monumenti antichi del reale Museo Estense del Cartajo. Modena 1842.

F. C. Schloſſer, Geſchichte des 18. Jahrhunderts und des 19. bis zum Sturz des franzöſiſchen Kaiſerreichs. Bd. 5. Bis April 1797. Heidelb. 1844.

Tull. Dandolo, Roma e l'impero sino a Marco Aurelio. Milano 1843.

Fr. D. Gerlach, C. Lucilius und die römiſche Satura. Ein Beytrag zur römiſchen Literaturgeſchichte. Baſel 1811.

J. A. Vaillant, La Romaine ou histoire etc. de la langue d'or, Ardialiens, Vallaques et Moldaves. résumés sous le nom de Romans. Vol. 1 — 3. Paris 1845.

D. L. B. Wolff, Die Donau, ihre Anwohner, Ufer, Städte ꝛc. Lief. 3 — 23. Schluß. Leipzig 1844.

Juan de Mariana, Historia general de España, ilustrada en esta nueva impresion de tablas cronologicas, notas y observaciones criticas. Vol. 1 — 9. Valencia 1783 — 1796.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. August.

Nro. 171. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Geschichte der Chemie. Von Dr. Herrmann Kopp.

(Schluß.)

Die Ansichten der Alchemisten über den Stein der Weisen, obgleich sehr verschieden, bestehen doch im Allgemeinen darin, ihn als eine Substanz zu betrachten, welche mit schmelzenden unedlen Metallen in Berührung gebracht, diese augenblicklich in Gold verwandelt. Man nannte den Stein der Weisen auch wohl das große Elixir, das große Magisterium, rothe Tinktur, Carbunculus ꝛc.

Obgleich ursprünglich sich vorzüglich nur Geistliche als Verehrer und Beförderer der Alchemie hervorthaten, so wurde in späteren Zeiten die Neigung zu derselben doch allgemeiner; in allen Ständen wurden der Alchemie Huldigungen gebracht. Alphons X., König von Castilien, befand sich unter der Zahl der Alchemisten. Im 14. Jahrhundert hatte das alchemistische Streben in allen Classen um sich gegriffen und die damit stets verbundenen Betrügereien wurden so zahlreich, daß die geistliche und weltliche Macht zur Unterdrückung derselben Edikte erließ, die indeß nur wenig Erfolg hatten, da andererseits die Alchemie bei den Herrschern Schutz und Aufmunterung fand.

Im 15. Jahrhundert stieg die Zahl der Alchemisten immer noch; zu den Geistlichen gesellten sich Aerzte und Liebhaber der Wissenschaft. Die regierenden Häupter begünstigten die hermetische Kunst, mehrere Fürsten laborirten selbst und Markgraf Johann von Brandenburg, welcher 1440 die Regierung der Burggrafschaft Nürnberg antrat, führt in der Geschichte seines Hauses den Beynamen des Alchemisten.

Bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts arbeiteten die Alchemisten meist einsam, voll Mißtrauens, sich jeder öffentlichen und mündlichen Mittheilung enthaltend: alsdann bildeten sich aber Gesellschaften mit dem Zwecke, gemeinschaftlich an dem Stein der Weisen zu arbeiten. Es entstand die Gesellschaft der Rosenkreuzer, Fraternitas roseae crucis, deren Treiben, obgleich sie ihre Entstehung der Satyre eines würtembergischen Geistlichen Andreä verdankt, sich bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts erstreckt. Als eine Fraktion des Rosenkreuzerbundes entstand die alchemistische Gesellschaft in Nürnberg, an welcher viele Geistliche und Aerzte Theil nahmen. Der berühmteste Theilnehmer dieser Gesellschaft war der Philosoph Leibnitz, welcher seine Stellung als Sekretär des Vereins indeß bald wieder aufgab. Die hermetische Gesellschaft, so wie die der Buccinatoren hatte ebenfalls alchemistische Tendenzen.

Das erste und allgemeinste Verbot der Alchemie, dessen Wirkung sich auf die ganze Christenheit erstrecken sollte, gieng von dem päpstlichen Stuhle aus. In der Bulle: „Spondent quas exhibent etc.“ verdammt 1317 Papst Johann XXII. alle und jede alchemistische Bestrebung. Die Wirkung dieser Bulle war aber nur von kurzer Dauer, wozu wohl vorzüglich beytrug, daß Papst Johann selbst später in den Ruf eines Alchemisten kam. Auch

die von Karl V. in Frankreich und Heinrich IV. in England erlaſſenen Geſetze gegen jede Beſchäftigung mit Alchemie fruchteten nichts, weil dieſelbe nicht nur an den Rechtsgelehrten, ſondern auch an hohen Potentaten eine Stütze fand.

Wir übergehen hier die verſchiedenen Vorſchriften zur Aufſuchung und Darſtellung des Steines der Weiſen und der Materia prima aus den Metallen, dem Vitriol, dem Salz, der Luft, der Erde, den vegetabiliſchen und thieriſchen Stoffen, ſo wie die Idee der Palingeneſie oder Wiedererweckung der Pflanzen aus ihrer Aſche nebſt anderen abſurden myſtiſchen Beſtrebungen und folgen dem Verf. in ſeiner Entwickelung des allmähligen Verfalles der Alchemie.

Thomas Eraſtus war einer der erſten, welcher die Alchemie ernſtlich zu bekämpfen ſuchte. Vorzüglich griff er die alchemiſtiſchen Meinungen über den Gehalt der Metalle an Schwefel und Queckſilber als Grundſtoffe nachdrücklich an und ſuchte zu zeigen, daß die Möglichkeit der Metallverwandlung theoretiſch nicht erwieſen werden kann. Daß ſie auch nicht hiſtoriſch erwieſen, glaubte er mit der Enthüllung vieler Betrügereien, welche von den Alchemiſten verübt worden waren, hinreichend zu beweiſen; auch theilte er die Kunſtgriffe mit, deren ſich die Hermetiker jener Zeit gewöhnlich bedienten, um Gold unedlen Metallen unterzuſchieben. Stahl, der Begründer der phlogiſtiſchen Theorie, obgleich er ſich in ſeiner Jugend eifrig mit Alchemie beſchäftigt hatte, verläugnete dieſelbe im höheren Alter und erklärte ſich gegen die thörichten Hoffnungen und Einbildungen der Goldmacherey. Am kräftigſten aber und auf eine entſchiedene Weiſe wurde die Alchemie durch Lavoiſier und ſeine antiphlogiſtiſche Theorie bekämpft. Die Hermetiker wurden nun ſeltener und wer ſich noch mit Alchemie beſchäftigte, that es vor dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts an nicht mehr öffentlich. Die letzte Anſtrengung, welche gemacht wurde, um für die Alchemie noch einige Theilnahme zu erwecken, war die Errichtung der hermetiſchen Geſellſchaft 1796. Die Liebhaber der Alchemie wurden von der durch Dr. Kortün in Bochum (Verfaſſer der Jobſiade) und Dr. Bährens in Dortmund errichteten hermetiſchen Geſellſchaft im Reichsanzeiger eingeladen, derſelben mitzutheilen, nach welchen Verfahrungsweiſen ſie bisher gearbeitet hätten und zu welchen Reſultaten ſie gelangt ſeyen, worauf ihnen dann die geeigneten Belehrungen zu Theil werden ſollten. An Einläufen aus allen Ständen fehlte es nicht, indem die Einſender die ſichere Hoffnung hegten, von der Geſellſchaft die gewünſchte Unterweiſung zu erhalten. Ihre Hoffnung war jedoch vergebens. Obgleich die Anhänger der hermetiſchen Geſellſchaft nur unter die Materialiſten zu klaſſificiren ſind, ſo hat das 19. Jahrhundert doch noch Proben myſtiſcher Chemie aufzuweiſen. Hierher gehört ganz beſonders Eckartshauſen's Werk: „Die Wolke über dem Heiligthum oder Etwas, wovon ſich die ſtolze Philoſophie unſeres Jahrhunderts nichts träumen läßt.“ Eckartshauſen drückt ſich in ſeinem Werk folgendermaßen aus: „In unſerem Blute befindet ſich eine zähe Materie, Gluten genannt, die mit der Animalität nähere Verwandtſchaft, als mit dem Geiſte hat; dieſes Gluten iſt der Sündenſtoff, die Materie der Sünde. Dieſe Materie kann durch ſinnliche Reize verſchieden modificirt werden und nach Art der Modification unterſcheiden ſich im Menſchen die Neigungen zur Sünde. In ihrer höchſten Ausdehnung bewirkt ſie Hochmuth, Stolz; in ihrem höchſten Attraktionszuſtande Geiz, Egoismus; in ihrem Repulſionszuſtande Wuth, Zorn ꝛc.“ Es iſt nun endlich dahin gekommen, daß die Alchemie für Europa keine Bedeutung mehr hat.

Der Verf. entwickelt nun die Geſchichte der Affinitätslehre und verwandter Gegenſtände. Die Affinitätslehre nimmt unter den theoretiſchen Lehren der Chemie unſtreitig die erſte Stelle ein. Sie faßt alles in ſich, was durch zahlreiche einzelne Beobachtungen an allgemeinen Reſultaten für die Chemie gewonnen worden iſt. Die chemiſche Kenntniß jedes einzelnen Körpers iſt nur das Wiſſen, in welcher Weiſe er den allgemeinen Geſetzen der Affinitätslehre folgt. Die älteſten Anſichten über Elemente ſind die von Thales, Anarimenes, Heraklit, Anarimander und den Scholaſtikern. Vor ihnen wurden 5 Elemente, Aether, Feuer, Waſſer, Luft und Erde

angenommen. Die ersten Versuche die Elemente zu bestimmen, sind von Geber, Albertus Magnus, Raymundus Lullius, Basilius Valentinus, Paracelsus und van Helmont. Den oben angeführten Elementen wurden durch Geber und Andern noch Schwefel, Quecksilber und Salz hinzugefügt. Eine neuere Begründung der Elemente entstand durch Boyle, Kunkel, Becher, Lemery, Stahl und Boerhave. Die Versuche von Boyle zeigten, daß alle Körper, welche durch die Chemie nicht weiter zu zerlegen seyen, als Elemente betrachtet werden müssen, eine Ansicht, welche im Prinzip bis auf den heutigen Tag anerkannt wird. Nach Lavoisier's Ansicht müssen Körper als einfache oder chemische Elemente angesehen werden, deren weitere Zerlegung unwahrscheinlich ist. Dahin gehören: Lichtstoff, Warmestoff, Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, dann Schwefel, Kohle, Phosphor, die Alkalien, Erden und Metalle.

Die von Winterl aufgestellten Ansichten über die Elemente sind von der Art, daß wir sie leicht mit Stillschweigen übergehen können.

Die Lehre von der Verwandtschaft gewann Selbstständigkeit erst von der Zeit an, als die Chemie wissenschaftlich behandelt zu werden anfing, wurde dann aber auch bald als eine der wichtigsten betrachtet und von Boerhave mit dem Ausdruck Affinität bezeichnet.

Da die ganze Chemie auf Verwandtschaftserscheinungen beruht, so mußten natürlich gleich mit den ersten chemischen Operationen Vorgänge bekannt werden, welchen die verschiedene Größe der Verwandtschaft verschiedener Stoffe zu einem dritten zu Grunde lag und man fand bald, daß ein Körper nicht gleiche Neigung habe, sich mit jedem andern beliebigen zu verbinden. Ueber die Ursache der Verwandtschaftserscheinungen wurden verschiedene Theorien aufgestellt, namentlich von Boyle, Becher, Lemery, Stahl, Newton, Boerhave und Buffon. Diesen folgten die Theorien von Kirwan und Bergmann, Berthollet's Lehre und die dynamischen Ansichten.

Die Entdeckung der bestimmten Verbindungsverhältnisse und der multiplen Proportionen führten indeß wieder zur Annahme der Corpusculartheorie, nach welcher alle Verbindungen durch Juxtaposition der kleinsten Theilchen der Bestandtheile entstehen, indem die Erklärung der meisten Erscheinungen sich nach dieser Theorie sehr genügend und fast ausschließlich ergiebt. Die Wichtigkeit dieser Gesetze veranlaßte seit 1808 fast alle Chemiker ihnen ihre Untersuchungen zuzuwenden, um ihre Richtigkeit zu erweisen. Von diesem Zeitpunkte an hat man sich weniger mit der Erforschung der Ursache der Affinität, als mit der Bestimmung ihrer Wirkungen beschäftigt, namentlich mit der Aufsuchung der Gesetze, nach welchen sich die Gewichtsmengen der Bestandtheile mit einander vereinigen.

Der Verf. beschließt diesen 2. Band seines Werkes mit den elektrochemischen Verwandtschaftstheorien, den stöchiometrischen Gesetzen nebst der Geschichte der chemischen Namenklatur und Zeichenlehre, welche Gegenstände sämmtlich mit großer Umsicht und Genauigkeit abgehandelt werden.

A. Vogel sen.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Zweytes Quartal. April — Juny.

(Fortsetzung.)

M. Rosseuw Saint-Hilaire, Histoire d'Espagne depuis les premiers temps historiques jusqu'à la mort de Ferdinand VII. Vol. 1. 2. Paris 1844.

Camill. Porzio, L'istoria d'Italia nell' anno 1547 e la descrizione del regno di Napoli. Per la prima volta pubblicate colle memorie intorno la vita del Porzio scritte da Aug. Gervasio. Napoli 1839.

Vinc. de Conti, Notizie storiche della città di Casale del Monferrato. Vol. 1—11. Casale 1841 — 1842.

Em. Repetti, Dizionario geografico-fisico-storico della Toscana. Vol. 1 — 5. Firenze 1833 — 1844.

J. E. Wernicke, Italien im Verhältniß zur Natur und der Geſchichte des Menſchen. Thorn 1843.

Pietro Bravo, Delle storie Bresciane. Vol. 1 — 5. Brescia 1839 — 43.

C. Bolta, Storia dei popoli italiani dall' epoca della loro grandezza ai tempi de' Romani fino al 1814. Milano 1844.

Ant. de Herrera, Informacion en hecho y relacion de lo que passó en Milan, en las competencias entre las juridicciones eclesiastica y seglar, desde el anno de 1595 hasta el de 1598. s. l. et a.

Pitre Chevalier, La Bretagne ancienne et moderne avec des chants populaires inédits. Paris 1844.

Arm. Lefebure, Histoire des cabinets de l'Europe pendant le consulat et l'empire, écrite avec les documents réunis aux archives des affaires étrangères 1800 — 1815. Tom. 1. 2. Paris 1844.

Alfr. Legoyt, La France statistique d'après les documents officiels les plus récents. Paris 1843.

Victor Fouqué, Histoire de Châlons-Sur-Saône. Paris 1844.

Ant. Flobert, Histoire des ducs d'Orleans de la maison de Bourbon 1608 — 1830. Vol. I. Paris 1845.

L. Dussieux, Géographie historique de la France, ou histoire de la formation du territoire français. Paris 1843.

A. Delalande, Histoire des guerres de religion dans la Manche. Paris 1844.

Chronique ou Dialogue entre Johannes Lud et Chrétien, sécretaires de René II., Duc de Lorraine, sur la defaite de Charles-le-Téméraire devant Nancy, V. Janv. 1477. Publiée pour la première fois par J. Cayon. Paris 1844.

Arnould et Alboige du Pujol, Histoire de la bastille depuis sa fondation (1374) jusqu'à sa destruction 1789. Vol. 1 — 8. Paris 1844.

Statistique de la France. Administration publique. T. 1. 2. Paris 1843 — 44.

Ar. Marquiset, Statistique historique de l'arrondissement de Dôle. Vol. 1. 2. Paris 1843.

Charl. Marchal, La famille d'Orléans, depuis son origine jusqu'à nos jours. Paris 1845.

Boudent-Godelinière, Essai historique et statistique sur l'Avranchin. Tom. 1. 2. Avranches 1844.

Dr. Louis Batissier, Eléments d'archéologie nationale, précédés d'une histoire de l'art monumental chez les anciens. Paris 1843.

M. Mary-Lafon, Histoire politique, religieuse et littéraire du midi de la France. Vol. 3. 4. Schluß. Paris 1845.

L. v. Ledebur, Nord-Thüringen und die Hermunduren oder Thüringer. Berlin 1842.

F. Pfiſter, Der Krieg von Morea in den Jahren 1687 und 1688. Caſſel 1845.

Dr. L. Haeuſſer, Geſchichte der rheiniſchen Pfalz nach ihren politiſchen, kirchlichen und litterariſchen Verhältniſſen. Bd. I. II. Heidelberg 1845.

Fr. Ebar, Geſchichte des Herzogthums Cleve, ſeit der erſten hiſtoriſchen Kenntniß bis auf unſere Zeit. Leipzig 1845.

Dr. Fr. W. Unger, Geſchichte der deutſchen Landſtände. Th. 1. 2. vom Schluße des großen Interregnums bis zum ewigen Landfrieden. Hannover 1844.

J. S. Seibertz, Landes- und Rechtsgeſchichte des Herzogthums Weſtfalen. Abtheil. 1. Diplomatiſche Familiengeſchichte der alten Grafen von Weſtfalen zu Werl und Arnsberg. Arnsberg 1845.

G. H. Pertz, Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi 500 usque ad annum 1500. T. VIII. Scriptorum T. VI. Hannoverae 1844.

Fr. J. Mone, Urgeſchichte des Badiſchen Landes bis zu Ende des 17. Jahrhunderts. Bd. II. 1. 2. Karlsruhe 1845.

K. Ad. Menzel, Neuere Geſchichte der Deutſchen von der Reformation bis zur Bundesakte. Bd. 11. Die Zeit Friedrichs II. und Maria Thereſia's. Breslau 1841.

W. Lüders, Mecklenburgiſche Zuſtände. Heft 1. Der Bürgerkrieg in der Ritterſchaft. Leipzig 1844.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Auguſt.

Nro. 172. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1845.

I. Om Formen af Nordboerners Cranier af A. Retzius. Stockh. 1843. 45 S. gr. 8. (Ueberſetzt in J. Müller's Archiv f. Anatom. 1845. S. 84 unter dem Titel: über die Schädelformen der Nordbewohner von Dr. A. Retzius. Aus dem Schwediſchen von Dr. Creplin.)

II. On the Crania of the Laplanders and Finlanders, with observations on the differences they presented from other European races. By J. C. Prichard. (Ann. and mag. of nat. hist. Lond. 1845. Vol. XV. p. 287; auch überſetzt in Froriep's neuen Notizen XXXIV. S. 305).

III. Vergleichung eines von Hrn. Obriſt Hofmann mitgebrachten Karagaſſen-Schädels mit dem von Hrn. Dr. Ruprecht mitgebrachten Samojeden-Schädel. Vom Akademiker E. v. Baer. (Bullet. de la Classe physico-mathématique de l'Académ. imp. des sciences de St. Pétersbourg. III. p. 177).

IV. Nilſſon's Beytrag zur Entwicklungsgeſchichte des Menſchengeſchlechtes. (Förhandlingar vid de scandinaviske Naturforskarnes tredje möte, i Stockholm, den 13—19 July 1842. Stockh. 1843. p. 131; im Auszuge überſ. Iſis 1845. S. 404).

Zur Ermittelung der charakteriſtiſchen Grundzüge von Raſſen, wie ihrer gegenſeitigen Verwandtſchaftsverhältniſſe, giebt das Knochengerüſte und insbeſondere die Schadelform den ſicherſten Haltpunkt. Politiſche, ſociale und religiöſe Verhältniſſe haben ſich im Laufe der Zeiten bey einem und demſelben Volke verändert, ſelbſt ſeine Sprache iſt von keiner ſtereotypen Form, und erfahrt nicht bloß erhebliche Modifikationen, ſondern kann ſogar mit einer andern vertauſcht werden. Nur der leibliche Bau bleibt ſich, ſo lange ein Stamm ſeine Selbſtſtändigkeit behauptet, bey allem andern Wechſel conſtant und dient uns alſo als ſicherſtes Merkmal zur Erkenntniß der Raſſen in dem bunten Völkergewirre. Man fängt jetzt deßhalb allenthalben nach Blumenbach's Vorgange an, Raſſenſchädel zu ſammeln, nur hält es begreiflicher Weiſe ſchwer, ſolche und zwar mit ſicherer Beſtimmung ihrer Herkunft, zuſammen zu bringen; auch gehört, zumal wenn man etwas Verläſſiges über die Völker, in welche ſich die Raſſen getheilt haben, ſagen will, eine ziemliche Anzahl der Exemplare dazu, um das Zufällige vom Typiſchen ſcheiden zu können, und auf dieſe Weiſe die weſentlichen nationalen Charaktere ausfindig zu machen.

Das Verhältniß, in welchem Lappen und Finnen zu einander ſtehen, zu ermitteln, iſt in neuerer Zeit Gegenſtand genauer Unterſuchungen geworden. Man weiß jetzt aus linguiſtiſchen Studien, daß nicht bloß die Sprachen beyder Völker zu einem und dem-

selben großen Sprachenstamme gehören, sondern daß sich diesem auch die magyarischen und tatarischen Idiome und selbst noch die mongolisch-tunguſischen anschließen. Die Sprachenverwandtschaft hat demnach in diesem Falle einen weit größeren Umfang als solchen die leibliche Affinität gewährt, indem Völker kaukasischer Rasse, wie Finnen, Magyaren und die türkischen Tataren, durch die Sprache zu einer großen Gruppe mit den Kalmuken und Tungusen, also mit Völkern mongolischer Rasse, verbunden sind. Es fragt sich nun, ob wie hier im Südosten der finnisch-tatarische Stamm aus seiner Rassenbegrenzung heraustretend, sich an den mongolischen Stamm anschließt, auf seiner nordwestlichen Grenze, wo er mit den Lappen zusammen stößt, nicht ein ähnliches Verhältniß stattfindet, indem die Letzteren von Blumenbach ebenfalls zur mongolischen Rasse gerechnet werden, während freylich Andere sie noch der kaukasischen zugezählt wissen wollen. Die Untersuchung ächter Schädel von Finnen und Lappen muß hierüber die sicherste Auskunft gewähren, und diese Aufgabe haben sich in den angezeigten Arbeiten Retzius und Prichard, ersterer mit einem sehr reichlichen, letzterer mit einem weit spärlicheren Materiale gestellt. Denselben Gegenstand bespricht auch gelegentlich E. v. Baer in der angeführten Abhandlung, und somit haben wir denn Hoffnung, daß mit Zuziehung der bereits vorliegenden Angaben die angeregte Frage zu einer definitiven Entscheidung gebracht werden kann.

Retzius hat der Aufgabe eine größere Ausdehnung gegeben, indem er überhaupt die ihm zur Disposition stehenden Schädel der Nordbewohner miteinander verglich, nämlich die der Schweden, Slaven, Finnen, Lappen, Grönländer und nebenbey auch der Kalmuken. Seine Ergebnisse sind folgende.

Die Hirnschale ist bey den Schweden oval; die größte Länge um $\frac{1}{4}$ größer als die größte Breite. Der Hinterhauptshöcker stark hervorstehend; das Knochengerüst des Gesichts, von oben angesehen, wenig über den Umriß der Hirnschale vorspringend. Der Zahnfortsatz des Oberkiefers ist hoch, das Antlitz lang, die Wangengrube meist ziemlich tief. Daß diese Formen sich im Verlaufe der Zeiten nicht geändert haben, kann man aus den Schädeln ersehen, welche aus alten schwedischen Gräbern ausgegraben wurden. Ein Gipsschädel von Alexander O'Connor, angeblich dem letzten Könige von Irland, mit einem alten schwedischen Schädel verglichen, zeigt, daß beyde eine so ähnliche Form haben, daß schwerlich eine Verschiedenheit zwischen ihnen zu entdecken seyn möchte.

Von Slaven-Schädeln hatte Retzius zur Vergleichung den eines Böhmen, eines Polen und zweyer Russen. Die Hirnschale zeigt, von oben gesehen, eine kürzere oder hinten abgestutzt-gerundete Eyform, deren größte Länge um nicht voll $\frac{1}{8}$ die größte Breite übersteigt. Die Scheitelfläche ist breit und wenig gewölbt; das Hinterhaupt verlängert sich nicht in einen hinterwärts verschmälerten Höcker, sondern läuft mehr lothrecht abschüssig zu den größern halbkreisförmigen Linien hinab. Die Scheitelbeinhöcker sitzen am Anfange des Hinterhauptes. Die Angesichtsknochen zeigen sich, von oben angesehen, wenig über den Umfang des Schädels vorragend und gleichen denen der Schweden, doch sind die Wangengruben flach. Nach Untersuchung dieser 4 Schädel und vieler lebender Personen folgert der Verf., daß beim slavischen Volksstamme die Gesichtsbildung wenig von der allgemeinen europäischen verschieden ist, wogegen die Hirnschale derselben durch ihre Kürze und Annäherung an die viereckige oder kugelrunde Form sich ganz und gar von der langen ovalen Form unterscheidet, welche Prichard für die indo atlantischen Völker annimmt und bei den Schweden so gut erhalten ist.

In einem Nachtrage zu seiner Abhandlung fügt Retzius (a. a. O. S. 129) bey, daß seine Angaben durch van der Hoeven an einem polnischen und 12 russischen Schädeln völlig bestätigt wurden. Ref. kann noch hinzusetzen, daß der in der hiesigen Sammlung aufbewahrte Polenschädel ebenfalls der Beschreibung von Retzius vollkommen entspricht und durch seine kurze Gestalt sehr auffällt; überdieß hat Ref. noch zu erinnern, daß auch an 3 angeblichen Russenschädeln unserer Sammlung, über deren Herkunft freylich die nöthigen Ausweise fehlen, der eine der von Retzius gegebenen Charakteristik sich sehr annähert.

Bey den Finnen, von denen Retzius 6 Schädel vor sich hatte, zeigt die Hirnschale einen keilartig-eyförmigen Umriß, dessen Längsdurchmesser um etwa $\frac{1}{5}$ größer ist, als die größte Breite. Vorn ist dieser Umriß abgestutzt, die Schläfenseiten sind flach, die stark vorragenden Scheitelhöcker bilden einen Winkel beym Uebergang in das Hinterhaupt, dessen Wölbung größer als bey den Slaven ist; ein hervorstehender Hinterhauptshöcker kommt nicht vor. Längs der Pfeilnath findet sich an 5 Exemplaren eine Erhöhung. Von der Seite angesehen ist die Stirne gerundet gewölbt; die ebenmäßige kugelrunde Wölbung des Hinterhaupts zeigt sich in dieser Ansicht am meisten charakteristisch. Die Profillinie des Antlitzes ist fast senkrecht, die Wangengruben seicht. Mit Hueck's Nachrichten von dem Schädel der Esthen verglichen, findet zwar Retzius in der Beschreibung erhebliche Verschiedenheiten, dagegen meint er, daß in den Zeichnungen das Profil sehr gut mit dem der finnischen Schädel übereinstimme. Als Hauptzüge der Letzteren glaubt er im Allgemeinen folgende annehmen zu können: der Schädel ist kurz, im Umfange keilartig-eyförmig, mit großen, hinten hochliegenden Scheitelbeinhöckern. Er unterscheidet sich von dem Schädel der Slaven durch ein schmaleres, mehr kugelrund gewölbtes Hinterhaupt, wie auch durch gerade und flache Schlafen und eine längs der Pfeilnaht verlaufende Erhöhung des Scheitels. Von dem der Lappen unterscheidet er sich durch stärkeren Knochenbau, größere Augenbraun Wülste, starke Warzenfortsätze, ein längeres Gesichtsprofil, kugelrundes Hinterhaupt, weiter nach hinten liegende Scheitelbeinhöcker und die hinterwärts verlaufende Sagittalerhöhung.

Ueber die Herkunft der Finnen hat neuerdings Keyser in Christiania Licht verbreitet. Ihm zufolge hat das gegenwärtige Finnland seinen Namen von dem Volke erhalten, welches vor den Finnen das Land inne hatte, nämlich von den Lappen, die in den ältesten Zeiten, wie noch jetzt in Norwegen, Finnen genannt wurden. Die Finnen dagegen, welche, wie die ihnen stammverwandten Esthen, von den Russen mit dem Namen der Tschuden bezeichnet werden, sind die Abkömmlinge der Scythen, die noch gegen den Schluß des fünften Jahrhunderts das herrschende Volk an der nördlichen Seite des schwarzen Meeres waren, von diesem Zeitpunkt an zersplittert, ferner durch Germanen und Slaven nach Norden, theils gegen die Gegenden an den Ural, theils gegen die Länder an der östlichen Seite des bottnischen Meerbusens und der Ostsee gedrängt wurden.

Der Schadel der Lappen, von denen Retzius 16 Exemplare verglich, zeigt von oben gesehen einen Umriß, welcher sich derselben kurzen Eyform wie der der Finnen nähert, aber der unterste Theil des Hinterhaupts ist etwas herausstehend und verlängert die Figur, und die Schläfengegend ist gewölbter. Das Antlitz ist wenig über den vertikalen Umkreis des Schadels vorspringend. Der Längsdurchmesser ist fast um $\frac{1}{10}$ größer als die größte Breite. Das Hinterhaupt springt meist in einen seitlich etwas zusammengedrückten Höcker vor; an der Pfeilnath findet sich meist eine Erhöhung, die jedoch nicht wie bey den Finnen hinterwärts geht, sondern von der Mitte des Scheitels beginnend vorwarts lauft und mitunter selbst auf dem obern Theil des Stirnbeins sich fortsetzt. Das Profil des Hinterhaupts ist dem der Schweden, Slaven und Finnen unähnlich; bey den Schweden ist es langabschüssig und schmal, bey den Slaven jähabschüssig, breit und flach, bey den Finnen kugelrund und gewölbt, bey den Lappen ist es schroff nach hinten abschüssig gegen das Conceptaculum cerebelli herab, dort am meisten vorstehend und einen schwachen Höcker bildend. Die Schuppentheile der Schlafenbeine sind klein und gewölbt. Die Jochbeine sind klein und wie die Jochbögen wenig herausstehend, dagegen der Jochfortsatz des Oberkiefers groß, unten nur wenig oder gar nicht ausgeschnitten, daher die Highmorshöhlen seitwärts ausgedehnt werden und die Wangengruben die Tiefe verlieren. Der Alveolarfortsatz ist niedrig.

Aus vorstehender Beschreibung ist ersichtlich, daß der Lappenschädel zu derselben Abtheilung wie der der Slaven und Finnen gehört, sich aber dadurch unterscheidet, daß er kleiner und dünner ist, die Warzenfortsätze kleiner, das Hinterhaupt nach hinten abschüssiger, nebst einem kurzen Hinterhaupts-

höcker, ferner die Stirnbeinhöcker weiter nach vorn liegend sind. Außerdem weicht er vom finnischen Schädel durch convexe, nicht flache Schläfen ab.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Zweytes Quartal. April — Juny.

(Fortsetzung.)

Bericht über das Bestehen und Wirken der Geschicht- und Alterthumforschenden Gesellschaft des Osterlandes während den Jahren 1838 — 1842, erstattet von Dr. C. Back. Altenburg 1843.

Dr. C. B. A. Fickler, Geschichte der Häuser Fürstenberg, Geroldseck und von der Leyen. Karlsruhe 1844.

A. Lang, Oesterreichs Militär-, Bau- und Bequartierungswesen. Bd. 1. 2. Wien 1844.

J. J. Staffler, Tirol und Vorarlberg, statistisch-topographisch. Th. II. Bd. 2., enthaltend den Kreis Pusterthal und am Eisak. Innsbruck 1844.

Dr. A. von Muchar, Geschichte des Herzogthums Steiermark. Bd. 1. Die Urzeit und Römerepoche bis auf das Jahr 192 nach Christus enthaltend. Grätz 1844.

E. E. von Bardeleben, Ein Blick auf die einstige Stellung der Oberpräsidenten Auerswald und Schön in Königsberg in Preußen. Stuttgart 1844.

J. W. Löbell, Die Bedeutung der preußischen Könige für die Staats- und Volksentwicklung. Berlin 1844.

Dr. L. Zierl, Ueber Bayerns landwirthschaftliche Zustände. Abth. 1. München 1844.

H. A. Pistorius, Frau Argula von Grumbach geb. von Stauffen und ihr Kampf mit der Universität zu Ingolstadt. Magdeburg 1845.

Jos. Bergmann, Untersuchungen über die freyen Walliser oder Walser in Graubünden und Vorarlberg. Wien 1844.

F. Stettler, Das Bundesstaatsrecht der schweizerischen Eidgenossenschaft vor dem Jahre 1798. Bern 1844.

Subsidia ad illustrandam veterum et recentiorem Belgii topographiam ex decreto collegii historici regii Belgii edidit J. F. H. de Ram. Bruxelles 1844.

Discussions du Congrès national de Belgique 1830 — 1831, mises en ordre et publiées par le chevalier E. Huyttens, greffier de la chambre des Représentants. Vol. 1 — 5. Brux. 1844.

P. de Decker, Etudes historiques et critiques sur les monts-de-piété en Belgique. Bruxelles 1844.

Statistique de la Belgique. Population. Relevé décennal. — 1831 à 1840. Mouvement de l'état civil de 1840. Bruxelles 1842.

— Tableau général du commerce avec les pays étrangers pendant l'année 1841. Bruxelles 1842.

Statistique territoriale du royaume de Belgique, basée sur les résultats des opérations cadastrales exécutées jusqu'à la fin de 1834, publiées par les soins de M. le baron d'Huart, Ministre des finances. I. publication. Bruxelles 1839.

W. C. Townsend, History of the house of Commons, from the Convention Parliament of 1688 — 89 to the passing of the Reform Bill in 1832. Vol. II. Lond. 1844.

Regesta diplomatica historiae Danicae. Index chronologicus diplomatum et literarum, historiam Danicam inde ab antiq. temporibus usque ad annum 1660 illustrantium quae in libris hact. editis vulgata sunt. T. I. p. 1. ab anno 822 ad annum 1397. Hafniae 1844.

B. Constant Dirckinck-Holmfeld, Essai historique sur la question de la succession du royaume de Danemark et analyse de droit quant aux duchés de Slesvig es de Holstein. Copenhag. 1844.

Die Livländischen Landesprivilegien und deren Confirmationen. Leipzig 1841.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Auguſt.

Nro. 173. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1845.

I. Om formen af Nordboerners af A. Retzius.

II. On the Crania of the Laplanders and Finlanders.

III. Vergleichung eines von Herrn Obriſt Hofmann mitgebrachten Karagaſſen-Schädels mit dem von Herrn Dr. Ruprecht mitgebrachten Samojeden-Schädel.

IV. Nilſſon's Beytrag zur Entwicklungsgeſchichte des Menſchengeſchlechtes.

(Fortſetzung.)

Retzius erklärt ſich gegen die Meinung, daß Finnen und Lappen zu demſelben Volksſtamme gehören, indem die Schadelbildung wie der Nationalcharakter dagegen ſpreche. So weit die Sage reicht, haben die Lappen den Norden bewohnt. Tacitus nennt ſie Fenni, wie ſie noch heute von den Normännern Finnen genannt werden. Procopius bezeichnet ſie als Σκριθίφινοι (ſchwed. Skridfinnar); bey den Ruſſen heißen ſie Lopari, wie bei uns Lappen. So weit die Geſchichte reicht, ſind ſie immer unkriegeriſch und andern Nationen weichend geweſen. Nilſſon hat in ſeinem klaſſiſchen Werke (Skandinaviska Nordens Urinvånare) dargethan, daß die Lappen auch das ſüdliche Schweden und, wie Rask meint, ſelbſt Dänemark bewohnt haben, daß ſie vormals größeres Anſehen gehabt, auch nicht überall ans Rennthier gebunden, ſondern Jäger und Fiſcher waren. Die Schädel der Urbewohner, welche Nilſſon und Eſchricht beſchrieben haben und vom erſteren für lappiſchen Urſprungs erklärt wurden, haben größere Warzenfortſatze und das Hinterhaupt nicht ſo ſehr abſchüſſig wie die vorhin beſchriebenen Schadel, was Retzius auf die Verſchiedenheit der Lebensweiſe, des Klimas u. ſ. w. bringen will.

Daß die Zuſammenſtellung der Lappen mit der mongoliſchen Raſſe verfehlt iſt, zeigt Retzius durch Vergleichung mit dem Schadel eines Kalmuken und zweyer Grönländer, von denen letztere die von mir und Morton angegebenen charakteriſtiſchen Merkmale beſitzen.

Auf dieſe Schilderung von Retzius will ich nun gleich die von Prichard über die Schadelbildung der Lappen und Finnen folgen laſſen und hieran anreihen, was Baer über denſelben Gegenſtand beybringt. Vergleichende Bemerkungen ſollen gelegentlich beygegeben werden.

Prichard hatte zur Anſicht 2 finniſche und 2 lappiſche Schädel; ihre ächte Herkunft iſt jedoch durch keine Zeugniſſe verbürgt. Wie er ſagt, fällt an dieſen Schädeln zunächſt die größere Geſichtsbreite auf, als ſie gewöhnlich an den Europäern wahrgenommen wird. Die allgemeine Aehnlichkeit zwiſchen den finniſchen und lappiſchen Schädeln iſt ſo groß, wie zwiſchen 4 Normalſchädeln einer und derſelben europäiſchen Nation, und ihre Contur nähert ſich allerdings entſchieden der, welche Blumenbach die mongoliſche Schädelform nennt, indem der Kopf, nach der Bemerkung eines Augenzeugen, in der Geſtalt einem Hängedache ähnlich iſt. Bey einer genaueren Unterſuchung bemerkt man jedoch Differenzen zwiſchen

Lappen und Finnen einerſeits und den europäiſchen Schädeln andrerſeits. Von oben und hinten geſehen nimmt man zwiſchen beyden einen geringen Unterſchied wahr. Der hintere Theil des Schädels iſt bey den Lappen breiter als der vordere, während er bey den Finnen mehr regelmäßig und rund iſt; ferner zeigt ſich auf der Stirne der Lappen eine Erhöhung (als Vereinigungslinie der beyden Hälften des Stirnbeins), welche beym Finnen kaum merklich iſt, während dagegen bey dieſem die Pfeilnath entſchieden mehr hervorſpringt als beym Lappen (was auch Retzius angiebt). Von vorn geſehen iſt die pyramidale Form ſehr evident, theils wegen der eben erwähnten Beſchaffenheit des Schädelgewölbes, theils wegen der großen Außenfläche der Jochbeine, welche im Vergleich mit demſelben Durchmeſſer bey andern Europäern ihn um wenigſtens $\frac{1}{2}$, ja in einem Falle um faſt einen Zoll übertrifft. Dieſe Weite iſt, wie Hueck erinnert, nicht ſowohl der vergrößerten Breite oder der veränderten Form der Jochbeine, ſondern vielmehr der geänderten Breite und Richtung des Jochfortſatzes des Oberkieferbeins zuzuſchreiben, indem dieſer Fortſatz ſchiefer als bey den Europäern an das Jochbein ſich anſchließt. Wegen der Verbreiterung der Oberkieferbeine erſcheint das Geſicht kürzer und die Wangengrube iſt minder ausgehöhlt, ja an einem der beyden finniſchen Schädel faſt flach. Der Umriß des Schädels gleicht vorn dem des Europäers, aber der hintere Theil iſt nicht ſo ſtark vorſpringend. Legt man den Schädel auf den Tiſch, ſo berührt dieſer den Unterkiefer nur mit dem Winkeltheil, nicht mit der Baſis, wie dieß der Fall iſt bey engliſchen, iriſchen, Sioux-, italieniſchen und Mulatten Schädeln. Die einzigen, bey welchen Prichard daſſelbe Verhalten wie bey Lappen und Finnen traf, ſind der Neger und der Schädel eines Hindu. Das Jochbein iſt ſehr breit, von ſeinem freyen untern Rande bis zu ſeiner Vereinigung mit dem äußern Orbitalfortſatz des Stirnbeins, und dieſes Maaß überſchreitet anſehnlich das von jedem andern europäiſchen Schädel und kommt dem der Eskimos- und amerikaniſchen Schädel gleich. Die Jochbögen ſind viel ſtärker gekrümmt als bey andern Europäern, nur wenig ſchwächer als bey den Eskimos. Die Schädel ſind ſehr ſolid und ſchwer. Die Alveolarfortſätze treten nicht ſo bedeutend über den horizontalen Theil des Gaumenbeins hervor; der ganze Gaumen bildet nämlich eine gleichförmige Krümmung, ſtatt faſt eben zu ſeyn und ſich dann plötzlich zu biegen und ſo faſt einen Winkel zu bilden, welchen man an andern europäiſchen Schädeln an der Stelle, an welcher die Alveolarfortſätze anheben, bemerkt.

Als Schlußreſultat ſeiner Vergleichung der lappiſchen und finniſchen Schädel ſpricht Prichard folgendes aus. „Obſchon dieſe Beſchreibung der finniſchen in ſehr vielen Stücken mit der von Hueck übereinkommt, ſo führt uns doch unſere Unterſuchung zu einem ganz entgegengeſetzten Schluß, daß nämlich ſehr viele Punkte dem Finnen gemein ſind mit den Raſſen, die einen pyramidalen Schädel haben, und unſer Schluß in Bezug auf die Lappen correſpondirt mit dem von Blumenbach ausgeſprochenen. Wir dürfen daher die Behauptung ausſprechen, daß keine bedeutſame Differenz zwiſchen den Schädeln der Finnen und Lappen ſich findet, im Gegentheil eine ſehr große Aehnlichkeit zwiſchen ihnen beſteht, daß ſie zuſammen näher der hyperboräiſchen Form als der europäiſchen verwandt ſind, und daß, wenn irgend eine Differenz zwiſchen ihnen exiſtirt, es die Finnen ſind, die dieſer Schädelform näher kommen als die Lappen.“

Vergleichen wir dieſes von Prichard gefundene Ergebniß mit dem von Retzius gefundenen, ſo treffen wir zwar in vielen Punkten entſchiedene Uebereinſtimmung, dagegen in andern eine merkliche Differenz. Die geringe Entwicklung des Hinterhaupts und den anſehnlichen Unterſchied, der ſich in dieſer Beziehung von dem Eskimo-Schädel zeigt, geben beyde Beobachter gleichförmig an; dagegen hebt Prichard die Breite des Geſichts weit mehr hervor als Retzius. Letzterer giebt hierüber folgende Maaße:

	Schweden.	Slaven.	Finnen.	Lappen.
Länge des Schädels von der Glabella bis zur größten Convexität des Hinterhaupts.	0,190 Meter	0,170	0,178	min. 0,155 max. 0,180 med. 0,170
Breite zwischen der größten Convexität der Jochbögen.	1,130—0,135	1,145	0,128—0,145	min. 0,125 max. 0,138 med. 0,130

Aus diesen Angaben von Retzius ersieht man indeß doch, daß bey geringerer Schadellänge der Finnen und Lappen als der Schweden, der Breitendurchmesser des Gesichts zwischen den Jochbögen bey jenen erheblicher als bey diesen werden kann, wenn gleich in diesem Charakter eine ziemliche Schwankung liegt, was sowohl die Maaße der Finnen- als der Lappenschädel ergeben. Noch bemerke ich, daß an den beyden Esthen-Schädeln, die sich in unserer Sammlung befinden, die Breite zwischen den Jochfortsätzen des Oberkieferbeins ebenfalls größer als bey den polnischen, wie bey dem russischen Schädel und die Wangengrube flacher ist. Diese Gesichtsbreite ist noch ansehnlicher bey dem Schädel, der unter dem Namen des Finnen in unserer Sammlung aufbewahrt wird, der aber seiner kugeligen Form wegen, zumal auch wegen seiner convexen Schläfen, weit eher einem ächten Lappen angehört haben mag. Während in den beyden Esthen-Schädeln der kaukasische Typus vorwaltend ist, ist in diesem Finnen- oder Lappenschädel die Annäherung an den mongolischen Typus sehr auffallend, obschon er von der länger gestreckten Eskimos-Form noch immer sehr abweichend sich zeigt.

Schließen wir hieran gleich das an, was E. v. Baer in seiner citirten Abhandlung S. 181 über die physische Verwandtschaft der Lappen und Finnen beybringt. Er erklärt sich nachdrücklich gegen die Zusammenstellung der Lappen mit den Samojeden, während er dagegen die ersteren in Annäherung zu den Finnen bringt. Lappen hat er an mehreren Punkten des russischen Lapplands bis an die norwegische Grenze, dann aber auch in Finnmarken gesehen. Sie tragen, wie er erklärt, sämmtlich das Gepräge des finnischen Charakters, keineswegs des mongolischen. Die finnischen Völker aber, obwohl ganz merklich von den westeuropäischen verschieden, rechnet E. v. Baer unzweifelhaft zum kaukasischen oder indoeuropäischen Stamme und Cuvier's Zusammenstellung der finnischen und türkischen Völker zu einem Hauptaste dieses Stammes sieht er für richtig an, da die Ostfinnen ganz allmählig in die türkischen Völker übergehen. „Alle finnischen Völker nun haben allerdings stark nach der Seite vorspringende Backenknochen, wenn wir sie mit den westeuropäischen vergleichen und sie sind daran so kenntlich, daß man in Gegenden, wo sie mit andern Völkern untermischt, aber nicht in der Abstammung gemischt vorkommen, leicht die Individuen finnischen Stammes herausfinden wird. Auch sind ihre Augenlieder Spalten wohl gewöhnlich enger als in den westeuropäischen Völkern; wenigstens hebt sich das obere Augenlied nicht mehr so weit auf als meistens bey den Germanen. Aber damit ist noch lange keine Aehnlichkeit mit den Mongolen gegeben. Das obere Augenlied hängt nicht wie ein Vorhang herab und das Gesicht ist nicht flach, sondern Nase und Kieferrand treten stark vor. Das seitliche Vortreten der Wangenbeine, verbunden mit dem Vortreten der Kiefer, erzeugt einen scharfen Wechsel von Licht und Schatten, wodurch das Gesicht der finnischen Völker sich nicht nur von den meisten westeuropäischen, sondern auch von den unvermischten Slaven auffallend unterscheidet. Auch scheint der Uebergang von der vordern Fläche der Wange in die seitliche mehr winklig und weniger gerundet als in der letztern." So erschien es dem Verf. wenigstens bey denjenigen Westfinnen, die er selbst gesehen, nämlich bey Esthen, Karelen, Finnen, Lappen. So mag auch, meint er, die Wangenbil-

dung bey den Oſtfinnen ſeyn, wenn man ſich auf die Abbildungen verlaſſen darf.

Indem ſich Baer von dieſen allgemeinen Bemerkungen zu den Lappen wendet, ſo geſteht er, daß die erſten Lappen, welche er an der Südküſte und Nordoſtküſte des eigentlichen ruſſiſchen Lapplands oder der Halbinſel Kola traf, zwar den allgemeinen finniſchen Charakter in der Geſichtsbildung zeigten, aber wenig von den Karelen verſchieden zu ſeyn ſchienen. Mitunter ſah man wohl kleine Geſtalten mit ganz ſchwarzem Haar, dunklen Augen und etwas engen Augenliederſpalten, aber nur mitunter, und oft mußte er fragen: ſind dieſe Leute Lappen? Beſonders ſchienen ihm die Weiber, bey denen in allen finniſchen Stämmen der Uebergang der vordern Fläche der Wangenbeine in die ſeitliche mehr gerundet iſt, und die oft hellblaue Augen mit hellem Haar hatten, wenig Charakteriſtiſches zu haben. In Eſthland würde er ſie für Eſthinnen gehalten haben. Jüngere Lappinnen dieſer Gegenden ſind zuweilen ganz hübſch und nicht beſonders klein. Dazu kommt, daß auch die Tracht in dieſen Gegenden für beyde Geſchlechter viel Kareliſches oder Ruſſiſches hat. Fellkleider ſieht man nirgends. Erſt jenſeits Kola, in der Motowsker Bucht, wo er auch zuerſt Lappen in Fellkleidern, aber noch nicht ganz allgemein ſah, ſchien ihm die Aehnlichkeit mit Karelen oder Eſthen zurückzutreten. Das Haar war meiſt dunkel, der Wuchs kleiner, der Oberkiefer kürzer, wodurch die Wangen mehr vorzuſpringen ſchienen, aber immer trat die Naſe gut hervor und war zum Theil ſelbſt dünn; einmal ſogar ſah er eine Adlernaſe. In Finnmarken endlich war die Fellkleidung allgemein und die Geſichtsbildung von der kareliſchen auffallend verſchieden. Der Oberkiefer war noch kürzer, wenigſtens ſchienen die Backenknochen noch mehr hervorzutreten. Aeltere Weiber erſchienen abſchreckend häßlich und beſtätigten die Schilderungen der früheren Reiſenden. Den Schädel eines alten Weibes, an welchem dieſe Verhältniſſe ſehr ſtark ausgeprägt ſind, hat Blumenbach auf Tab. 43 abgebildet und man kann kaum zweifeln, daß er nach dieſem oder ähnlichen Lappenſchädeln die finniſchen Völker in den mongoliſchen Stamm verſetzt hat. Aber andere finniſche Völker weichen von dieſem Typus merklich ab und man würde ſehr Unrecht thun, meint Baer, die Lappen als den unmittelbaren Ausdruck des Typiſchen in den finniſchen Völkern zu betrachten. Was die ſtarke Abweichung der öſtlich von Kola wohnenden von den weſtlichen anbetrifft, ſo ſpricht er mit Beſtimmtheit die Erklärung aus, daß man ſie keineswegs auf Rechnung des Klimas, ſondern unbedenklich der Beymiſchung kareliſchen Blutes bringen müſſe, wie denn auch die Ruſſen, welche die ganze Weſtküſte des weißen Meeres beſetzt halten, eine ſehr ſtarke Beymiſchung kareliſchen Blutes haben. Karelen waren es vorzüglich, welche von Oſten her die Lappen zurück drängten und, wie jetzt Sprache und Geſichtsbildung vermuthen laſſen, zum Theil mit letzteren ſich vermiſchten und ihre Sprache annahmen, zum Theil auch mit den Ruſſen ſich amalgamirten. Nur an ſehr wenigen Orten, wie in Kereti, erhielten ſich die Karelen unvermiſcht, ſo daß ſie noch jetzt ſich Karelen nennen.

Die vorſtehenden Angaben dürften als ausreichend erfunden werden, um die Frage über die leiblichen Verwandtſchaftsverhältniſſe der Lappen und Finnen zur Entſcheidung zu bringen. Es liegt allerdings eine urſprüngliche Verſchiedenheit in der körperlichen Bildung beyder Völker, die nicht bloß in der Schädelform, ſondern ebenfalls, und vielleicht ſelbſt in höherem Grade, in dem äußeren Habitus ſich ausſpricht.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. August.

Nro. 174. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

I. Om formen af Nordboerners af A. Retzius.

II. On the Crania of the Laplanders and Finlanders.

III. Vergleichung eines von Herrn Obrist Hofmann mitgebrachten Karagassen-Schädels mit dem von Herrn Dr. Ruprecht mitgebrachten Samojeden-Schädel.

IV. Nilsson's Beytrag zur Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechtes.

(Schluß.)

So weit wir ächte Schädel unvermischter oder doch nur wenig vermischter Lappen vorliegend haben, wozu ich die 4 Schädel in der Blumenbach'schen Sammlung und den einen in der unserigen rechne, so haben wir eine Mittelform zwischen kaukasischer und mongolischer Rasse vor uns, die zwar von den ausgebildetsten Formen dieses Typus, der Eskimos- und kalmuckischen Form, sehr verschieden ist, gleichwohl durch die Verbreiterung und Verflachung des Gesichtstheils einen entschiedenen Zug der mongolischen Rasse annimmt. Sie steht in nahem Anschluß an die finnische Schädelform, die jedoch durch mindere Erweiterung des Gesichtstheils und geringere Verflachung der Schläfengegend von dem mongolischen Typus sich eben so entfernt, als durch das gegentheilige Verhalten die lappische sich diesem anschließt. In der ächten finnischen Schädelform, wie sie insbesondere auch den unvermischten Esthen zukommt, ist der kaukasische Typus entschieden der vorwaltende. Die seit einer Reihe von Jahrhunderten stattgehabte Vermischung der Lappen und Finnen miteinander erklärt hinreichend die Vermischung ihrer ursprünglichen Charaktere in der Schädelform, so daß sowohl Retzius, als Blumenbach und Prichard Recht haben in Bezug auf die verschiedene Stellung, welche sie beyden Rassen anweisen. Auf den Gränzen ist die primitive Differenz mehr oder minder verwischt, während sie mit der Entfernung von diesen nach Nordwest und Südost immer mehr sich herausstellt.

Dasselbe Resultat ergiebt sich in Bezug auf den äußern Habitus, wie dieß insbesondere E. von Baer's genaue Beobachtungen erweisen. Linné hatte ganz richtig die Differenzen zwischen den ursprünglichen Lappen und Finnen aufgefaßt, wenn er sagt: Fennones corpore toroso, capillis flavidis prolixis, oculorum iridibus fuscis. Lappones corpore parvo, capillis nigris brevibus rectis; oculorum iridibus nigrescentibus. Nimmt man noch hinzu, daß bey ächten Lappen die Haut gelb, der Bart spärlich, die Augen meist schief, die Nase klein und platt ist, so werden wir nicht zweifeln dürfen, daß eine solche Beschaffenheit des äußern Habitus nicht auf die kaukasische, sondern auf die mongolische Rasse hinweist, die hier in Europa ihren nördlichsten Ausläufer findet. Durch die Vermischung mit den Finnen hat sich aber bey den Mischlingen die äußere Beschaffenheit ebenso verändert wie die Schädelform und sind hieraus die Mittelschläge entstanden, die man mit demselben Rechte den Lappen wie den Finnen zurechnen, keineswegs aber als Be-

weis nehmen darf, daß beyde Völker einem Grundstamme angehören. Meiner Meinung nach, sind demnach die Finnen bey der kaukasischen Rasse zu belassen, die Lappen aber der mongolischen zuzuweisen.

Wie schon erwähnt, hat sich Baer, nach Vergleichung lebender Individuen, entschieden gegen die Vereinigung der Lappen mit den Samojeden erklärt, welche letztere allerdings der mongolischen Rasse angehören. Die Samojeden haben, außer dem schwarzen schlichten Haare, der dunklen Farbe der Augen und der gelblichen Haut, das breite abgeflachte Gesicht der Mongolen und vor allen Dingen das Auge des mongolischen Stammes, bey dem der Augapfel tiefer liegt, das obere Augenlied, wie ein herabgelassener Vorhang, ohne Einfaltung, herabsteigt und die Augenspalte eng ist. Die Karagassen, ein kleiner Stamm zwischen den Flüssen Uda und Kan südwärts des 55° n. Br. wohnend, sieht Baer für einen Zweig des Samojeden-Volks an, indem ihre Schädel sich gleichen, obwohl der des Samojeden etwas mehr in die Länge gezogen ist, doch bey weitem noch nicht so, wie bey den Eskimos.

Gehen wir nun über zu Nilsson's Abhandlung, so führt uns diese in die ältesten Zeiten Skandinaviens zurück. Man findet daselbst nämlich häufig Steingeräthschaften aus der Vorzeit, und zum Theil an Stellen, an denen sie Jahrtausende hindurch unverrückt gelegen haben müssen; so z. B. selbst unter Torflagern, auf welche sich große Gries- und Steinfirsten aus uralter Zeit abgesetzt haben. Betrachtet man diese Geräthschaften näher, so erkennt man den Meisel, Hohlmeisel, die Art und Breitart, den breiten Hohlmeisel, die Lanze, den Pfeil, das Messer u. m.; aber alle nur von Stein, höchstens noch von Knochen, Hirschgeweihen und andern harten Stoffen, nichts von Eisen, die Pfeile zum Theil mit Feuersteinspitzen. Solche Steingeräthschaften sind noch jetzt bey wilden Völkern in Gebrauch, aber auch nur bey ihnen, denn sobald der Wilde den Gebrauch der Metalle kennen lernt, wirft er seine steinernen Werkzeuge weg.

Fragt man nach der Lebensart dieser Wilden, so kann uns die ganze Sammlung der von ihnen benützten und nachgelassenen Werkzeuge hierüber sichere Auskunft ertheilen. Sie haben nämlich sowohl mit Pfeil und Bogen, als auch mit Lanzen und der Harpune gejagt. Nebenbey haben sie aber auch Fischerey betrieben, theils mit dem Angelhaken und dem Senkel, theils mit der Fischgabel. Dieß setzt Boote voraus, die wahrscheinlich nur aus einem ausgehöhlten Baumstamme bestanden, wie man ein solches in England in der Tiefe eines Torfmoores gefunden hat. Solche aus einem Eichenbaume ausgehöhlte Boote werden noch hie und da in Schweden gebraucht, und, wie Ref. hinzusetzt, sieht man solche auch noch an unsern bayerischen Seen in Benützung, wo sie Einbäume genannt werden.

Es hat den Anschein, als ob dieser erste Volksstamm in Skandinavien weit verbreitet gewesen sey, denn Steingeräthschaften findet man in allen Landschaften, von Schonen bis nach Norland und auch in Norwegen. Daß sie in Dänemark und Schonen weit zahlreicher sind als im übrigen Schweden, kann theils daher kommen, daß die erst genannten Gegenden am dichtesten bewohnt waren, und theils daher, daß die alten Steinwerkzeuge in den übrigen Landschaften aus schlechteren Steinarten gemacht waren, welche der Einwirkung der Zeit nicht so gut widerstanden als der Feuerstein. Indeß findet man sie doch, wie gesagt, in allen Ländern. Als Thiere, die mit diesen Waffen gejagt wurden, hat Nilsson das Wildschwein, den Hirsch, das Rennthier, Elenn und Auerochsen ermittelt.

Aber die Wilden in Skandinavien müssen auch Häuser gehabt haben, in welchen sie sich wenigstens des Winters über aufhalten konnten. Man trifft nämlich Ruinen von steinernen Gebäuden genau von der Construction, wie die jetzt bey den Grönländern und überhaupt bey den Eskimos gebräuchlichen, öfters auch von den nämlichen Dimensionen in der Länge, Breite und Höhe und allemal mit dem engen Eingange nach der Sonnenseite gerichtet. Diese Steingebäude der Vorzeit sind aber zweyerley Art. Sie bestehen nämlich theils aus groben Seitensteinen und über diesen liegen eine oder mehrere grobe Steinplatten, theils aus weniger groben Seitensteinen und über diesen liegen niemals Steinplatten, sonders sie sind offen. In beyden Arten kommen immer Steingeräthschaften, und stets solche, niemals Metall,

vor; sie haben also beyde den ältesten Bewohnern des Landes angehört, aber in den mit Steinplatten gedeckten finden sich immer menschliche Gerippe, in den letztern nie. Die ersteren sind daher Begräbnißhäuser, die letzteren Wohnhäuser gewesen. In den letztgenannten trifft man Hausgeräth, Thongefäße, Feuersteinmesser, Aexte, Nadelschleifsteine und Putzsachen; Kohlen und Asche zeigen die Feuerstelle an. Solche Häuser, gruppenweise vereinigt, findet man nicht bloß in Schweden, Dänemark und Nordamerika, sondern auch in Deutschland, wo man sie Hünengräber nennt.

Da man in diesen Häusern keine Ueberreste von Hausthieren, mit Ausnahme des Hundes, auch keine Ackergeräthe antrifft, so folgt hieraus, daß die bezeichneten Ureinwohner den Ackerbau nicht betrieben. Von Schriftzeichen ist so wenig als von irgend einer Art religiösen Cultus etwas wahrgenommen worden. Die Schädel, welche sich in den Gräbern dieser Wilden finden, zeigen offenbar, daß sie nicht demselben Menschenstamme, welcher jetzt das Land bewohnt, angehörten. So viele Nilsson derselben gesehen, waren sie mehr rund als oval, mit kurzem, fast wie abgehauenem Hinterhaupt, denen der Lappen gleichend.

Zunächst nach dem ersten rohesten Volksstamme ist im südlichen Schweden ein anderer, weit höher gebildeter aufgetreten. Man hat geglaubt, daß dieser Stamm aus Cimbern bestanden habe, welche man als einen Zweig der weit verbreiteten Celten betrachtet. Es findet sich kein Uebergang von dem erstern zu diesem Stamme; die Schädel des letztern gleichen mehr den schwedischen mit vorstehendem Hinterhaupt, erscheinen aber länglicher. Die Waffen und Geräthschaften dieses Volkes sind immer und nur aus Erz; Stein brauchten sie zu denselben nicht, und Eisen hatten sie erwiesen nicht. Zu den Waffen des frühern Volksstammes kommen jetzt noch Degen, Schild und andere. Die Leichen wurden in ganz anderer Weise begraben. Während bey dem ältern Stamme es Grabgemächer gab, in welche eine Menge Leichen gebracht wurden, so findet man bey späteren entweder jede Leiche mit einem länglichen Vierecke großer Steinplatten oder kleinerer Rollsteine umgeben, oder die Leiche wurde auch verbrannt und die Asche wie die Knochentrümmer gesammelt und in eine Urne, oder in eine Höhle in Schutt ohne Urne gelegt. Das Ganze wurde mit einem großen Erdhügel bedeckt. Dieser Stamm hatte Zierrathen von Erz und Gold; er besaß Pferde und Rinder und betrieb den Ackerbau. Mit den ersten Ureinwohnern hatte er blutige Kämpfe zu bestehen; man traf einen solchen cimbrischen Schädel von einem in ihm feststeckenden Wurfpfeile, vom Zacken eines Elenngeweihs gemacht, also von einer Waffe der ersteren, durchbohrt.

Es ist bemerkenswerth, daß dieser zweyte Volksstamm, der auf einer weit höhern Bildungsstufe stand als der erste, doch der Geschichte durchaus unbekannt geblieben ist. Weder sie, noch selbst die Sagen erwähnen eines Volkes in Schweden, das Waffen von Kupfer geführt hätte. Alle Waffen, deren Erwähnung geschieht, sind mit solchen Beysätzen bezeichnet, daß man deutlich sieht, sie seyen von Eisen gewesen. Dabey legen die alten Sagen ihren Kriegern lange Schlachtschwerter, Helme, Harnische und große Schilder bey. Solche Waffen gehören aber nicht dem Volksstamme an, von welchem hier die Rede ist. Ein kurzer Degen und ein kleiner runder Parirschild waren seine ganze Rüstung. So haben wir hier denn zwey sehr verschiedene Völker dargestellt, welche beyde, besonders das erstere, in Skandinavien weit umher verbreitet waren und dort lange wohnten, obgleich nicht das Mindeste von ihnen in der Geschichte aufgezeichnet ist. Ihre hinterlassenen Ueberreste geben uns jedoch von ihrem Daseyn und der Art und Weise ihrer Cultur unzweifelhafte Aufschlüsse.

Am Schlusse dieser Anzeigen sey es mir gestattet, nochmals auf die erst angeführte Abhandlung von Retzius zurückzukommen, um sein Eintheilungsprincip der Rassen zu besprechen. Er berücksichtigt am Schädel zunächst die Form der Hirnschale, ob nämlich diese in die Länge gestreckt und verschmälert oder kurz und breit ist. Darnach theilt er die Rassen in Gentes dolichocephalae und brachycephalae. Je nachdem die Kiefer vorstehend sind oder nicht, bringt er jede dieser Hauptabtheilungen in 2 Unterabtheilungen: orthognathae und prognathae. Nach diesem Princip vertheilt er die ihm bekannten Stämme folgendermassen:

I. Gentes dolichocephalae.

a) Orthognathae: Gallier, Celten, Britten, Schotten, Germanen, Skandinavier.

b) Prognathae: Grönländer, mehrere nord- und südamerikanische Stämme (als Karaiben, Botokuden u. m.), Neger, Neuholländer.

II. Gentes brachycephalae.

a) Orthognathae: Slaven, Finnen und andere tschudische Völkerschaften, Afghanen, Perser, Türken, Lappen, Jakuten u. m.

b) Prognathae: Tataren, Kalmucken, Mongolen, Malayen, mehrere nord- und südamerikanische Volksstämme (als Inkas und Charruas u. m.) Papu.

Diese Eintheilung hat, wie jede künstliche, den Fehler, daß sie ein einzelnes Merkmal ausschließlich berücksichtigend, Formen, die in diesem different, außerdem in den übrigen mit einander mehr oder weniger übeinstimmend sind, weit auseinander bringt, wie z. B. Slaven, Finnen und Türken von den Germanen weiter als Neger und Grönländer abstehen, während dagegen die im Uebrigen so heterogenen Typen der beyden letzteren in eine Abtheilung zu stehen kommen. Blumenbachs Eintheilung, die alle Merkmale, insbesondere auch die wichtigen vom Gesichtstheile hergenommenen, berücksichtigt, ist eben deßhalb naturgemäßer. Ueberdieß hat Blumenbach bey seiner Rasseneintheilung nicht bloß die Schädelform in Betracht gezogen, sondern auch die ganze äußere Beschaffenheit und deßhalb natürlichen Verwandtschaften ihr volles Recht angedeihen lassen. Die Schädel mag man immerhin, wie es Retzius gethan, abtheilen; die Gentes aber sind nicht bloß nach diesem einzelnen Theile — der noch dazu von ihm nicht in seiner ganzen Totalität erfaßt wird — sondern nach der Summe ihrer Merkmale zu ordnen. Immerhin aber bleibt es ein Hauptverdienst von Retzius, daß er ein Merkmal in der Schädelform besser als bisher hervorgehoben und den Nachweis geliefert hat, daß selbiges zur Charakteristik der Volksstämme von großer Bedeutung ist.

A. Wagner.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Zweytes Quartal. April — Juny.

(Fortsetzung.)

Eug. Robert, Lettere sulla Russia, seguite d'alcune considerazioni geologiche sulle rivoluzioni del globo. Milano 1842.

Generalbericht an S. Majestät den Kaiser von Rußland über das Ministerium des öffentl. Unterrichts für das Jahr 1843. Petersb. 1844.

Jo. Lelewel, Antiquités de Pologne, de Lithuanie et de Slavonie. Paris 1842.

L. Krolikowski, Mémoire historique et politique sur l'état actuel de la ville libre de Cracovie. Paris 1840.

Chauvin-Beillard, De l'empire Ottoman, de ses nations et de sa dynastie. 1811 — 1815. I. partie. Islam. Paris 1844.

L. de Bystrzonowski, Sur la Serbie, dans ses rapports Européens avec la question d'Orient. Paris 1845.

Denkschrift über den untern Lauf des Oxus zum Karabugas-Haff des kaspischen Meeres u. s. w. Ein Sendschreiben an Alex. von Humboldt von E. Zimmermann. Berlin 1845.

J. G. Jackson, An account of the empire of Marocco and the districts of Suse and Tafilelt. Lond. 1811.

Ch. Christ. Rafn, Supplement to the antiquitates Americanae edited under the auspices of the royal society of Northern antiquaries. Copenhag. 1841.

Gesammelte Aktenstücke des Vereins zum Schutze deutscher Einwanderer in Texas. Mainz 1845.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. September.

Nro. 175. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Das nordische Griechenthum und die urgeschichtliche Bedeutung des nordwestlichen Europas. Von Hermann Müller. Mainz 1844. XV, 520.

Hr. Müller ist grausam! Hr. Müller ist Wühler und Revolutionär im vollen Sinne des Wortes — freylich nicht in der Politik, aber doch in der Wissenschaft und Kunde des Alterthums, was für Ruhe und feste Resultate liebende Leute nicht weniger unbequem und lästig ist. Oder wie soll man den Mann nennen, der in der Unruhe seines eigenen Gemüths einen der wesentlichsten Zweige des europäischen Wissens in den Grundlagen erschüttern, und alles über Alterthum und klassische Vergangenheit bis jetzo im Occident zu Glauben und Recht Bestehende mit einem Schlage vernichten will? Nach der gemeinen Vorstellung ist ja der Anfang der menschlichen Dinge, der Gesittung, der Kunst, der Weisheit und der Geschichte im Orient zu suchen und haben insbesondere die Landschaften zu beyden Seiten des Archipelagus und des Mittelmeeres, von den Ausläufern des Kaukasus und des Hochlandes Armenien bis zu den Säulen des Herkules, als Schauplatz der heiligen Urkunde sowohl als der lieblichen Mythenwelt der griechischen Dichter, des Homeros und Hesiodos gegolten. Nach Hrn. Müller wäre nun das Alles falsch und alle Geschichte der gebildetsten Völker Europas völliger Irrthum! Irrthum, wer die Deutschen für Germanen hält! Irrthum, wer das Paradies im Morgenland und den Ausgang der Japhetiden, der aus diluvianischem Strafgericht wiedergebornen Völker, mit Görres in Armenien sucht! Irrthum, kläglicher Irrthum, wenn der früheste, urgeschichtliche, klassische Glanz bisher auf das zaubervolle Hellas und auf die milden Tinten ewigreiner Lüfte der warmen Zone fiel! Selbst Indien und Iran verlieren den Preis; und der Ruhm, Wiege der Menschheit, Ursitz und Vaterhaus der edelsten Bildung, der höchsten Heiligthümer, alles geistigen und religiösen Wissens, aller Künste und Fertigkeiten, aller politischen Größe, namentlich alles Hellenenthums zu seyn, gebührt dem nordwestlichen Europa, den brittischen Inseln, der Meerenge von Calais, dem Petersberge bey Mastricht, dem Maasstrom und dem kleinen Jeckerflüßchen, in welchem Hr. Müller den Cocytus der griechischen Hades-Mythe fand. Hier — in den Landschaften zu beyden Seiten der Meerenge, des sogenannten nordischen Sundes — „ist das Herz der Erde und der Mittelpunkt, auf den sich alle Kunde und alles Wissen der alten Welt bezieht.“ Das ist eine ganz neue Lehre und, wie es Hr. M. selbst gesteht, ein „kühner Umschwung der ältesten Geschichte der Menschheit.“ Hr. M. fühlt die ganze Wichtigkeit und Tragweite seiner neuen Ansicht und hat sich nebenher das Umwälzerische und Gefährliche des Unternehmens nicht verhehlt. Hr. M. verfolgt aber ein höheres Ziel und erschrickt nicht im Mindesten vor den Wirkungen der Brandfackel, die er mitten unter die abendländischen Literaten schleudert. Denn muß er auch, „geleitet durch sein inneres Licht,“ in der europäischen Alterthumswissenschaft überall nichts als Unzulänglichkeit, Mißgriff und Verwirrung erblicken, so tröstet ihn über den Ruin weltlicher Gelehrsamkeit der Gedanke, „daß doch

in Heilswahrheiten das Licht der Offenbarung vor allem Irrthum schützt.“

Offenbar hat Hr. M. sein Buch hauptsächlich im Interesse des demüthigen Glaubens, insbesondere aber zur Bekämpfung der hochmüthigen Selbstgenügsamkeit der „Philosophie der Gegenwart“ (Reiff et Comp.) geschrieben. Nur ist der Weg seiner historisch-gläubigen Propaganda etwas sonderbar. Denn nach Hrn. M. fällt die Urgeschichte der Menschheit und des gesammten Alterthums mit der Frage über die Einwanderung der Hellenen aus ihrem nordischen Urlande in das spätere Hellas in Eins zusammen. Hr. M. ist fest überzeugt, sobald man einmal weiß, von woher das Hellenenvolk in seine spätern Sitze im wohlbekannten Hellas kam, verwandle sich auch die geheimnißvolle Nacht der Urwelt in den hellsten Tag. Daß die Hellenen von Mitternacht, d. i. von Thracien herabgestiegen und folglich eine nordische Pflanze seyen, wußte man freylich lange schon. Nur der Stand- und Ausgangspunkt dieser weltentscheidenden Bewegung ward nach Verfs. Dafürhalten noch immer nicht ermittelt. Und dieses hat nun Hr. M. in seinem neuesten Buche vollbracht. „Unverdrossenes Nachspüren der ganz Europa überspannenden hellenischen Lebenswurzeln“ führte Hrn. M. direct nach Britannien und Irland, wo der Anfang aller Dinge, folglich auch das Paradies und zugleich der wahre Sinn der mosaischen Genesis zu suchen sey. Nicht entkräften und widerlegen, wie Burmeister durch geologische Gelehrsamkeit, sondern deuten und erschließen will Hr. M. durch Hülfe heidnischer Tradition „den goldenen Buchstaben der heiligen Schrift.“ Und da Hr. M., wie er selbst sagt, diese gewichtvolle That in kurzer Frist und nur nebenher in den Mußestunden, die ihm der Hauptberuf übrig ließ, ausgeführt und vollendet hat, so kann man von der schöpferischen Kraft und von dem Unternehmungsgeiste des Mannes fürwahr keine geringe Meinung haben. Wohin wäre Hr. M. etwa gekommen, wenn er die Hauptstunden und die ganze Kraft auf diese Forschung geworfen hätte, da er schon in wenigen Nebenstunden die ganze alte Geschichte der Menschheit umstürzt und das verlorne Paradies entdeckt?

Glaube man ja nicht, Hr. M. sey über seinen Fund hochmüthig und eingebildet wie ein Varianten-Grammaticus nach Lösung einer neuen Papyrusrolle. Hr. M. hält sich in dieser Sache nur für das auserwählte Gefäß der Providenz, die auf diesem Wege ein altes Irrsal beseitigen und den „ärmsten aller Menschen,“ den vielgeplagten katholischen Iren, Trost und Erleichterung gewähren will. Tom Steel und König Dan mit ihren Descamisados von Leitrim geradlinige Kinder des Paradieses und nächste Vettern der Götter und Heroen Griechenlands! Und doch zögern Peel und Winchelsea mit Gruß und Anerkennung!!

Findet man Hrn. M.'s Thesen auch etwas sonderbar und seine Beweisführung zu Zeiten etwas ungewöhnlich, so bedenke man, daß Hr. M. sein Denkvermögen demüthig und willenlos höhern Kräften zur Verfügung stellt.

Est deus in nobis, agitante calescimus illo.

Ein Buch, dessen Inhalt der Verfasser selbst als eine Art Inspiration und wissenschaftlicher Offenbarung betrachtet, mit weltlicher Analyse zu betasten und anzufechten, wäre zum Mindesten eine Unschicklichkeit, wo nicht gar eine Profanation des Heiligthums. Eine kurze Inhaltsanzeige dagegen mit Hindeutung auf den Hauptideengang schien uns in diesem Fall die beste und allein zulässige Kritik zu seyn.

Hr. M. ist nicht zufrieden, London und Paris für nordgriechische Städte zu erklären; er zwingt uns auch noch zur Annahme, daß Paris eine Tochter von London, London aber so viel als Troja, und folglich die heutigen Pariser eigentlich Trojaner seyen *). Die Richtigkeit der Thesis beweist Hr. M. durch die Autorität des französischen Leibarztes Rigordus, welcher Paris durch 23,000 ausgewanderte Trojaner gründen läßt. Das Zeugniß datire freylich nur vom Eingange des dreyzehnten Jahrhunderts (1210 n. Chr.) und sey folglich neu. „Aber was thut das? Warum soll es nicht wahr seyn?“ „Machen wir mit dem Glauben den Anfang!“ sagt Hr. M. in ermunternder, mittelalterlicher Unbefangenheit. Die Frage, woher etwa

*) Abschnitt XII. p. 292 ff.

Rigordus seine Nachricht über die trojanische Pariserſiedlung habe, erklärt Hr. M. nicht bloß für nutzlos und unzuläſſig, er tarirt ſie in ſeinem Reſtaurationseifer ſogar als rationaliſtiſch-ſträfliche Neugierde und Geiſtesunzufriedenheit, der man ſich mit Kraft entgegenſtemmen müſſe. Dem ewigen Gefrage Wie, Woher, Warum will Hr. M. ein für allemal, wie Narvaez dem Madrider Conſtitutions- und La Granja-Gerede, ein Ende machen. Denn die lauterſte Quelle der Wahrheit iſt nach Hrn. M. die „Ueberlieferung“ (die Tradition) des Mittelalters, und eben weil im Mittelalter der Glaube noch ſtärker, die Ueberlieferung heiliger war (S. 139), habe man die Spuren der Wahrheit im Mittelalter nie gänzlich verkommen laſſen, wie in unſerer Zeit. „Offenbar ſtütze ſich obige Nachricht des Rigordus auf eine dieſer uralten und heiligen Ueberlieferungen, die im dreyzehnten Jahrhundert noch lebendig geweſen und erſt durch maaßloſen Progreß der neueſten Wiſſenſchaft erbleicht und erloſchen ſey.“ Dieſer Satz hat uns auf den Kern, oder eigentlich auf das Wort hingeführt, auf welches Hr. M. ſeine Reſtauration der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft im Allgemeinen und der Alterthumskunde insbeſondere gründet — auf alte Sagen und mündliche Ueberlieferung der dunkelſten Periode europäiſchen Völkerlebens. Hr. M. nimmt das Daſeyn uralter, vom Paradies ausgehender, die ganze Menſchheit umfaſſender Traditionen an, die in einem bis heute unentwirrbaren Unſinn auf unſere Zeiten herabgekommen ſind und jetzt erſt durch ihn, d. i. durch Hrn. Hermann Müller in Würzburg, ihre volle Deutung und genaue Löſung finden mußten. Nicht neue Erkenntnißquellen ſoll Hr. M. entdecken; weder Sanſkrit, noch Pali, noch Kawi, noch chineſiſch ſoll er lernen, um das neue Licht aufzuſtecken; ja nicht einmal des Pentateuchs bedarf es und Ewald's myſtiſcher Deutung des hebräiſchen A B C. Hr. M. braucht nur etwas keltiſch und ſehr viel griechiſch zu wiſſen, weil das dunkle Räthſel der Urwelt nur aus dem keltiſch-nordiſchen Sagenkreis und dem hinter dieſem in Firſternweite hervorblickenden Griechenmythus zu erklären iſt.

Ein „großes nördliches Griechenthum,“ das in ſeinem über alle bekannte Geſchichte hinausfallenden, höchſten, urgeſchichtlichen, klaſſiſchen Glanze Nordeuropa umfaßte und auf den britiſchen Inſeln ſein Centrum hatte, iſt der neue, fruchtbare, geniale Gedanke unſeres hiſtoriſchen Reſtaurators. Nahe an 3000 Jahre vor Chriſtus — Hr. M. berechnet es ziemlich genau — blühte dieſes britaniſche Central-Urgriechenthum, deſſen kleinſte Ausſtrömung und matteſte Copie das ſpätere (von den Deutſchen mit Recht enthuſiaſtiſch geliebte) Hellas ſey, als mächtiges Culturreich in voller Pracht und ſandte ſeine Pflanzvölker, ſeine Sprache, ſeine Geſittung und religiöſe Weltanſchauung nicht etwa bloß auf den nahen Continent, nach Gallien, Italien und den Donauländern; es ſandte ſie nach Libyen, nach Aegypten, nach Scythien und ganz Hochaſien, nach Perſien, Medien und Indien, wie Hr. M. etymologiſch und zum Theil ſogar documentaliſch mit großer Schärfe für jedes der genannten Länder und Völker namentlich zu beweiſen nicht unterläßt. Etymologie griechiſcher Wörter iſt der Hebel, mit dem Hr. M. die alte Welt aus den Angeln wirft! Oder dürfte ſich etwa Jemand freventlich widerſetzen, wenn Hr. M. den Namen „des großen Induſtromes, des Volkes der Indier und des Gottes Induſ“ zwar etwas verſchämt, aber doch gläubig und muthvoll von dem kleinen niederdeutſchen, zwiſchen Köln und Maſtricht in die Roer fallenden Indaflüßchen herleitet? (S. 452). Und wenn nun vollends die „Blätter für lit. Unterhaltung“ (1833, No. 62) von einer 2000 Jahre alten Brahminenhandſchrift in Benares reden, in welcher die Inſel Britannien als „gelobtes Land“ beſchrieben, Themſe, Iſis und andere Flüſſe Englands aber mit ähnlichen Namen bezeichnet und Stonehenge als großer Hindutempel geſchildert wird (S. 246), ſo mag ohne nähere Prüfung dieſer Benares-Handſchrift, wie ohne Mißtrauen auf Hrn. M.'s etymologiſchen Genius, Britannien von nun an als Wiege und Ausgangspunkt der größten Völker des Erdbodens, als Mittelpunkt des weltumfaſſenden Urgriechenlands, als platoniſche Atlantis, ſelbſt als Heimath und Urſprung aller Götter und Menſchen, als Paradies und Tartarus gelten.

Haben auch Griechen und griechiſches Weſen, beſonders in der neueſten Zeit, vielen deutſchen Ge-

lehrten und Diplomaten den Kopf verrückt, so ist doch in schwunghafter Erhebung und Vergöttlichung dieses Volkes keiner so weit gegangen, um die ganze Urwelt und das ganze auf dem Erdboden circulirende Capital politischer, scientivischer und religiöser Begriffe dem griechischen Namen zu vindiciren.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Zweytes Quartal. April — Juny.

(Fortsetzung.)

Briefe von Ansiedlern und Auswanderern der arbeitenden Klassen in den Niederlassungen der Neuseelands-Compagnie. Aus den Jahren 1842 und 1843. A. d. Englischen. Grimma 1844.

T. Lay, China und die Chinesen. A. d. Engl. von H. Schirges. Hamburg 1843.

W. Havemann, Mittheilungen aus dem Leben von Michael Neander. Götting. 1841.

L. Picchianti, Notizie sulla vita e sulle opere di Luigi Cherubini. Milano 1843.

H. Steffens, Was ich erlebte. Th. 9. 10. Schluß. Berlin 1844.

G. Schlesier, Erinnerungen an Wilhelm von Humboldt. Th. 2. 1. von 1798—1819. Stutt. 1845.

Carl. Ces. Malvasia, Felsina pittrice. Vite de' pittori bolognesi. Vol. 1. 2. Bologna 1841.

Vic. Walsh, Souvenirs de cinquante ans. Par. 1845.

J. W. Verbeek, des Grafen Nicolaus Ludwig von Zinzendorf Leben und Charakter. Gnadau 1845.

Christoph Froschauer, erster berühmter Buchdrucker in Zürich. Zürich 1840.

Graf Narciß Olizar. Gefangenschaft und Flucht. Denkwürdigkeiten. Bd. 1. 2. Leipz. 1845.

J. M. V. Audin, Histoire de la vie, des écrits et des doctrines de Martin Luther. Vol. 1. 2. Par. 1845.

M. P. Stapfer, Mélanges philosophiques, littéraires, historiques et religieux, précédés d'une notice sur l'auteur par M. A. Vinet. Vol. 1. 2. Par. 1844.

Fr. Moth, Die Lagrange'schen Relationen und ihre Anwendung zur Ableitung aller Gleichungen der sphärischen Trigonometrie. Salzburg 1832.

H. Mosely, Die mechanischen Principien der Ingenieurkunst und Architektur. A. d. Engl. übers. von H. Scheffler. Lief. 1. Braunschweig 1845.

Ramée, Manuel de l'histoire générale de l'architecture chez tous les peuples et particulièrement de l'architecture en France au moyen age. Vol. 1. 2. Par. 1843.

A. W. Strobel, Das Münster in Straßburg geschichtlich und nach seinen Theilen geschildert. Straßburg 1844.

N. H. Selander, Berättelse om astronomiens framsteg för åren 1837—1841. Stockholm 1842.

Rob. Snow, Observations of the Aurora Borealis. Lond. 1842.

F. G. W. Struve, Observationes astronomicae institutae in specula universitatis Caesareae Dorpatensis. Vol. VIII. Dorp. 1839.

Observations astronomiques faites à l'observatoire de l'université impériale de Kazan. I. Cahier. Kazan 1842.

A. Quetelet, Annales de l'observatoire royal de Bruxelles. Vol. 1—3. Bruxelles. 1842—44.

Revised instructions for the use of the magnetic and meteorological observatories and for the magnetic surveys. Lond. 1842.

Dr. G. Schübler, Grundsätze der Meteorologie in näherer Beziehung auf Deutschlands Clima. Leipz. 1831.

W. Hopkins, Researches in physical geology. Series 1—3. Lond. 1839—1842.

Risposte del dottore Ambrogio Fusinieri al dottore Bart. Bizio sopra varj punti di mecanica molecolare. Padova 1841.

Dr. A. Fusinieri, Sopra il trasporto di materia ponderabile nelle scariche elettriche, memoria. Padova 1843.

Observations météorologiques faites a Nijné-Taguilsk et a Vicimo-Outkinsk (monts oural) gouvernement de Perin. Par. 1842.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. September.

Nro. 176. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Das nordische Griechenthum und die urgeschichtliche Bedeutung des nordwestlichen Europas.

(Fortsetzung.)

Daß diese neue Lehre en bloc hingeworfen noch nicht Wurzel fassen und in die Ueberzeugung der Zeitgenossen eindringen könne, hat Hr. M. als scharfer Denker vollkommen erkannt und daher auch nicht gesäumt, seinen Hauptgedanken durch eine Unzahl in's Einzelne dringender Nachweise und Exegesen zu kräftigen, zu stützen und zu begründen. Die Summe dieser Detailnachweise und etymologischen Auslegungen hat der Verfasser in 16 Abschnitte eingetheilt und dem ganzen Argumentationsgewebe einen übersichtlichen „Schluß" angehängt, welcher geradezu mit der Frage endet: „Ob die Arche Noë's nicht wirklich in der Nähe des britischen Sundes, d. i. in der Meerenge zwischen Dover und Calais gelander und folglich das Paradies in Europa gewesen sey?"

Sollte aber ein Leser meinen, die sechzehn Abschnitte Hermann-Müllerischer Paradies-Argumente seyen ein ausgangsloses Labyrinth, ein heilloser Wirrwar ungewurfelter Gedankensprünge, so hätte der Leser sich vermuthlich einer voreiligen und unbegründeten Meinung hingegeben. Denn bey aller Abenteuerlichkeit des Unternehmens dient doch der Anlage und Architektur dieses neuen Gedankenbabels ein einziges Wort, eine fixe Idee, in schulgerechter Weise als Unterlage. Und dieses einzige Wort, diese fixe Idee ist das griechische Wort „Ὠκεανός," wie es im Orpheo-Homero-Hesiodeischen „διαβὰς πόρον Ὠκεανοῖο," Ὠκεανοῖο ῥοάων und „πείρατα Ὠκεανοῖο" erscheint und bisher von Niemanden richtig übersetzt und verstanden wurde. Auf den Wortausdruck „Ocean," „Strömung des Ocean," „Enden des Ocean" gründet Hr. M. das ganze System seiner neuen Wissenschaft.

Die fünf ersten Abschnitte, d. i. fast ein Drittel des Buches verzehrt die gelehrte Untersuchung, was Ocean bedeute, wo er zu suchen und auf welchen Punkt des Oceans die „Enden" (πείρατα) und der „Sund" (πόρος) zu stellen seyen. „Ocean" sey indisch, phönikisch, griechisch, keltisch, folglich ein allen Hauptsprachen eigenes und allen Völkern, besonders aber den nordwestlichen gemeinsam verständiges Wort und bezeichne „den Meerstreif zunächst um die Erdinsel und den alten Continent." Bey ihrer Rundwanderung vom Babelthurm, meint Hr. M., kamen die Völker auf allen Seiten zum Weltmeer und „gaben sich von dieser physischen Erscheinung als einer gemeinsamen Weltangelegenheit gegenseitig Nachricht." Daher sey dann der gemeinsame Name der großen, die Erde umfließenden Wassermasse entstanden und natürlich auch zu den spätern Griechen gekommen, denen Herakles — der Lichtgott — die in der Odyssee erzählten „Seemährchen" aus den Ländern jenseits des „Wasserstreifes" (Oceanus) brachte. Daß man sich aber im Alterthume jenseits des Oceanstreifes noch bewohnbare, blühende Länder dachte, beweist Hrn. M. ein Vers in der Theogonie des Hesiodus, wo als Kinder der Nacht genannt sind

„Hesperiden zugleich, jenseits der Okeanosströmung.“

Nun aber „strömt“ es in der Meerenge zwischen der britischen und belgischen Küste aus der Nordsee in die Atlantis hinein, ergo ist hier die Oceansströmung, ergo sind hier die „Enden des Oceans,“ die „Furt,“ der „Sund,“ ergo wohnten die „Hesperiden“ der belgischen Küste gegenüber, ergo ist διαβὰς πόρον Ὠκεανοῖο nicht mit „Fahren durch die Enge“ zu übersetzen, sondern mit „Herakles fuhr durch den Sund des Okeanos,“ d. i. fuhr aus Britannien auf die belgische Küste herüber, — Schlüsse, die gewiß Niemend zu bestreiten wagt. Und wenn nun — fährt Hr. M. im Argumente fort — dieser πόρος Ὠκεανοῖο, dieser „Okeans-Sund“ offenbar nur auf den Aermelkanal, auf den Pas de Calais, auf die strömende Meerenge zwischen Britannien und Gallien gedeutet werden könne und müsse, so sey hiemit auch Grundlage und Ausgangspunkt für die gesammte Mythenlehre des griechischen Alterthums gefunden und festgesetzt. Die Unterwelt des Homeros mit Allem was ihr anhaftet, wäre in Folge obiger Definitionen auf der belgischen Küste; das Gebiet der Hesperiden dagegen, der Gorgonen und des Königs Geryon jenseits des okeanischen Sundes auf den britischen Inseln zu suchen.

Nach Hrn. M's. genialer Deutung hatten Sonne, Tag, Nacht, Erde, Meer, Tartarus und Himmel, ja sämmtliche Götter von Hellas in Britannien und Belgien ihre Wurzel, ihren Anfang und Sitz, ihre Heimath und ihr Ende. Nicht genug, Hr. M. liefert auch die Titanenschlacht in Belgicum und weist mit derselben Gründlichkeit der heiligen Himmelsstiege, dem Fluß Eridanus, dem Elysium, dem Electrum und Phaëthons Sonnenwagen, den Phäaken und Cyclopen, dem Aeolus und der Circe Sitz und Heimath ebenfalls am Pas de Calais und in Belgien nach. Sogar die Mysterien von Eleusis seyen aus Belgien nach Hellas gekommen; denn Eumolpus, ihr Begründer in Attika, sey ein Thraker, d. i. ein Nordländer, ergo ein Belgier gewesen, was natürlich nicht anzufechten ist.

Wenn es Hr. M. doch nur mit diesen originellen Ansichten und ohne Zweifel höchst erfolgreichen und die Phantasie der Zeitgenossen lange nährenden Entdeckungen bewenden ließe! Aber nein! Hr. M. ist unerbittlich und beweist in sinnreichem Argument, daß man die „geschwärzten Indier“ der Mythe, d. i. die Aethiopen ebenfalls in Belgien suchen müsse. Auf der Schale der Rhamnusischen Nemesis waren ja Aethiopen eingegraben; der Vater dieser Nemesis aber hies Okeanos, also — argumentirt Hr. M. — war des Okeanos Sitz im Lande der Aethiopen, Okeanos aber, wie oben gezeigt, ist der britische Sund, ergo wohnten auch die Aethiopen am britischen Sund (S. 62).

Komme man Hrn. M. nicht mit der Einwendung, daß die Aethiopen schwarze Hautfarbe und krauses Wollhaar, Nothomb und Thorbecke aber mit den Leydener Studenten weiße Hautfarbe mit lichtem, fließendem Kopfhaar haben und folglich keine Aethiopen seyen. Die Meinung, daß die Aethiopen schwarze Leute waren, erklart Hr. M. geradeweg für einen „sprachlichen Mißgriff,“ weil Αἰσίοψ als Beywort nur wie Αἰθόψ zu nehmen sey (das ι wie in ἠριδανός, καλλιγενής); αἰθόψ aber heiße nicht bloß verbrannt, es heiße auch feurig, glänzend, und folglich bedeute Αἰθιόψ eigentlich nicht einen Schwarzen, sondern einen „Verehrer des Lichtgottes,“ zu welcher Auslegung van Bommel als lebender Commentar dienen könnte.

Da aber von den Aethiopen der Odyssee bekanntlich der eine Theil im äußersten Westen (natürlich in Belgien), der andere dagegen am äußersten Ostrande der Erde saß, so bringt Hr. M. auch die wichtige Frage zur Entscheidung, bey welcher der beyden Abtheilungen die Homerischen Götter bisweilen einzukehren und zu essen pflegten. Weil die Aethiopen, — so argumentirt Hr. M. — im Osten wie im Westen waren, die Götter der Odyssee aber nicht auf beyden Seiten Besuche machen und tafeln konnten, so ist anzunehmen, daß sie zu den Aethiopen des britischen Sundes kamen und auch die große Zauberin Dido zwar in Libyen geboren, aber am „britischen Sunde“ zu Priesterthum und Hexenkunst gebildet worden sey. Denn wo Götterstitz und Ursprung, dort sey auch Sitz des obersten Pontifex und der heiligen Scienz, folglich auch der

Poesie und Sternkunde; ergo war auch Atlas mit seinen Himmelssäulen am mehrgedachten Sund.

Bey aller Schärfe der Argumente scheint der Verfasser doch an unbedingtem Beyfall der Leser noch zu zweifeln. Hie und da könnte ja ein Vorwitziger fragen, warum aus allen Meerengen, Strömungen, Enden und Sunden des Oceans das „πόρος“ und „πείρατα“ des griechischen Mythos gerade auf die Engfurt von Dover und Calais zu beziehen und nicht lieber von der Meerenge Gibraltar zu verstehen sey, jenseits welcher man nach den Begriffen des Alterthums die „glückseligen Inseln“ zu suchen habe. Wider die Gefahr dieses Einwurfes schützt sich Hr. M. durch den Strom Eridanus, dessen Mündungen, der Mythe gemäß, die „Enden des Okeanos“ berührten. Nun aber ist nach Hrn. M. Eridanus der Rheinstrom, und folglich muß der Meerstreif zwischen der britischen und belgischen Küste der mythische Ocean und das der Eridanus-Mündung gegenüber gelegene Britannien die dem classischen Alterthume heiligste Stätte der Erde seyn.

Schafarik hat zwar seine Gründe den Eridanus auf der Ostseite des baltischen Meeres (Düna, Ruda ꝛc.) zu suchen. Was will aber Hr. Schafarik gegen Hermann Müller? Hr. M. entlehnt seine Argumente vom Himmel, an welchem sich das Sternbild „Strom Eridanos“ sichtbar vom Südpol zum Nordpol wendet. Aus dieser Richtung des Sternbildes zieht Hr. M. den Schluß, daß Eridanus den Rhein bedeute, weil sich der Rhein in seinem Laufe ebenfalls von Süden nach Norden wende. Zwar fließe auch der Nil in derselben Richtung, könne aber doch nicht Eridanus seyn, „weil der mythische Strom im Westen seyn müsse.“ Wir bitten den critischen Leser, bey dieser Stelle ja nicht an das „petitio principii“ der alten Logiker zu denken!

Gegen Beweisgründe von solcher Stärke wird man hoffentlich keine erhebliche Einwendung zu Stande bringen. Auch ist Hr. M. auf die Einheit des mythischen Eridanos und des Rheinstromes besonders erpicht und gibt nebenher auch die wahre Erklärung des Wortes „Rhenus.“ Rhenus sey offenbar das griechische Ῥῆν und bedeutet „Schaf,“ „Widder,“ daher rheno, „Schafhaut“ und Tracht der überrheinischen Germanen. Zugleich sieht aber auch Hr. M. im Rhenus, d. i. Eridanus, wieder den Lichtgott, den göttlichen Widder, den Ammon oder Amun mit dem Widderkopf, weil Schaf im Griechischen auch ἀμνός heißt, was natürlich mit dem ägyptischen Amun dasselbe sey und dem Rhenus seinen dichterischen Beynamen bicornis gewonnen habe.

Nach dieser kurzen Analyse der fünf ersten, ungemein reichhaltigen Abschnitte braucht man dem Leser nicht erst zu wiederholen, daß Hr. M. mit der größten Hartnäckigkeit auf dem Satze besteht, die Meerenge von Calais sey im Sinne der Alten das Ende der Welt gewesen und die keltischen, durch römische und alexandrinische Compendienschreiber verschieden gestalteten Eigennamen auf der gallischen Nordküste seyen insgesammt Anspielungen auf diese alte Weltendsidee und durchweg aus dem Urgriechischen zu erklären, welches dreitausend Jahre vor Christus im heutigen Gallien, Nordgermanien und Belgien gesprochen worden sey. Das Gesoriacum (Boulogne sur mer) des Plinius und Ptolemäos ist Hrn. M. schlechtweg Γῆς ὄριον, Erdende, finis terrae. Dasselbe bedeutet ihm Gessorium, die spätere lateinische Benennung der flandrischen Stadt Gent. Nicht weniger behende sieht Hr. M. im alten Gistellae unweit Ostende einfach das griechische Γῆς τέλος, und im Gesocribáte bey Brest ein Γῆς ὀκρίβας, d. i. eine Weltbühne, eine Weltkanzel, einen Weltkutschenbock. Den größten Reichthum etymologischer Künste verschwendet Hr. M., um herauszubringen, daß Calais (Caletrum) eigentlich die griechische Nebenform Κλεῖτον sey und mit „Weltriegel“ übersetzt werden müsse (S. 97 ff.) Daß Caledi im Kelto-Kymrischen „Meerenge“ bedeute, weiß Hr. M. so gut wie Jedermann. Allein diese einfache Lösung darf ihm nicht genügen, weil er im Nordwesten Europas überall nur Urgriechisches sieht und sich von der fixen Idee eines vor 5000 Jahren blühenden britannisch-griechischen Paradieses nicht trennen kann. Nach sorglich gläubiger Prüfung und Vergleichung der mythologischen Texte des Hesiodus mit Lage und Gestalt der deutschen Nordseeländer hat Hr. M. gefunden, daß die Beschreibung des Tartarus

vollkommen auf die heutigen Niederlande und auf die friesische Küste passe, und der Canal von Calais eigentlich die „Höllenmauer“ des Dichters sey (S. 105).

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Zweytes Quartal. April — Juny.

(Fortsetzung.)

Gius. Zamboni, Sull' elettromotore perpetuo istruzione teorico-pratica. Verona 1833.

J. Adhémar, Die Revolutionen des Meeres. A. d. Franz. übers.

Dr. A. Wagner, Geschichte der Urwelt, mit besond. Berücksichtigung der Menschenrassen und des Mosaischen Schöpfungsberichtes. Abth. 1. Leipz. 1844.

Atti della quinta unione degli scienziati Italiani tenuta in Lucca nel Sept. 1843. Lucca 1844.

M. H. de Blainville, Histoire des sciences de l'organisation et de leurs progrès comme base de la philosophie. Rédigée par F. L. M. Maupied. T. 1—3. Par. 1845.

Dr. H. Schinz, Systematisches Verzeichniß aller bis jetzt bekannten Säugethiere der Synopsis Mammalium nach dem Cuvier'schen System. Bd. I. Solothurn 1844.

J. Fr. Naumann's Naturgeschichte der Vögel. Th. 12. Schluß des Werkes. Leipz. 1844.

Rich. Owen, On the teeth of a species of the Genus Labyrinthodon (Mastodon saurus of Jaeger) common the german Keuper formation and the Lower Sandstone of Warwick and Leamington. Lond. 1841.

Dr. J. G. Will, Horae Tergestinae oder Beschreibung und Anatomie der im Herbste 1843 bey Triest beobachteten Akalephen. Leipz. 1844.

Dr. M. J. Schleiden, Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik. 2. Aufl. Th. 1. Leipz. 1845.

Dr. L. Rabenhorst, Deutschlands Kryptogamen-Flora, oder Handbuch u. s. w. Bd. 1. Pilze. Bd. 2. Abth. 1. Lichenen. Leipz. 1844.

Alf. Malherbe, Description d'une nouvelle espèce du genre pic, de l'Algérie. Metz 1842.

Fil. Parlatore, Lezioni di Botanica comparata. Firenze 1843.

J. de Brignoli a Brunnhoff, Horti botanici R. archigymnasii Mutinensis historia. Mutinae 1842.

Dr. A. E. Reuß, Die Versteinerungen der böhmischen Kreideformation. Abth. 1. Stuttg. 1845.

A. Keiserling, Notiz über den alten rothen Sandstein an der Ischora. St. Petersb. 1844.

Dr. S. Kutorga, Bemerkungen über die Kupfersandsteinbildung am westlichen Abhange des Urals. Petersb. 1844.

P. Partsch, Die Mineralien-Sammlung im k. k. Hof-Mineralien-Kabinette zu Wien. 1843.

P. Partsch, Die terminologische oder Kennzeichen-Sammlung im k. k. Hof-Mineralienkabinette zu Wien. Wien 1844.

Ehrenberg, Ueber drey Lager von Gebirgsmassen und Infusorien als Meeres-Absatz in Nordamerika und deren Vergleichung mit den organischen Kreidegebilden in Europa und Afrika. Leipz. 1844.

F. de Castelneau, Essai sur le système silurien de l'Amérique septentrionale. Par. 1845.

W. Löbe, Geschichte der Landwirthschaft im Altenburgischen Osterlande. Leipz. 1845.

J. Manuel de Arellano, El cazador instruido y arte de cazar con escopeta y perros. Barcelona s. a.

Fr. A. Schmidt, Chronologisch-systematische Sammlung der Berggesetze der österreichischen Monarchie. Abth. I. Königreich Böhmen, Markgrafschaft Mähren und Herzogthum Schlesien. Bd. 1—13. (vom J. 1248—1832). Wien 1832—34. Abth. II. Königreiche: Ungarn, Kroatien, Dalmatien, Slavonien und das Großfürstenthum Siebenbürgen. Bd. 1—25. (vom J. 1053—1834). Wien 1834—38.

Code de commerce pour les états de S. M. le roi de Sardaigne, Turin 1842.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. September.

Nro. 177. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Das nordische Griechenland und die urgeschichtliche Bedeutung des nordwestlichen Europas.

(Fortsetzung.)

Wundert sich auf diese geographische Entdeckung hin noch ein deutscher Leser über das Dämonische und wahrhaft Tartarus athmende in Styl und Urtheil des Heidelberger Schlosser, der im großen Drama des achtzehnten Jahrhunderts bekanntlich nur zwei Classen Bühnenhelden — Schufte oder Imbecille — sieht? Der Mann ist ein Friese, und folglich ein Sohn der Unterwelt und der grauenvollen Müllerischen Hades-Nacht.

Die Höllenmauer — so denkt man sich hatte sicherlich auch ihr Thor, von dem bey Dante und auch im neuen Testamente geredet wird. Dieses Höllenthor, diesen Eingang in den Hades hat Hr. M. im alten Wasserzug unweit Vlissingen, im sogenannten Hellegat erkannt, weil „Helle" doch eigentlich an Hölle mahnt, gate aber im Englischen heute noch das Thor bedeutet.

Kein Commentarienschreiber hat übrigens mit solcher Sicherheit, wie Hr. M., die Straße der Jasonsgefährten und des Odysseus in die Unterwelt nachgewiesen. Von Gesoriacum (Boulogne sur mer), wo der Held von Ithaka auf den Rath der Circe gelandet haben soll, ging er in die Hauptstadt der Kimmerier, d. i. nach Tongern, dem Hermioneia der Argonauten, die zuerst von Kolchis in die Ostsee, und nach vielen Abenteuren, ohne daß man eigentlich die Möglichkeit recht einsehen kann, in das kleine aus den Ardennen hervorbrechende Jeckerflüßchen, und auf diesem endlich in die Maas und nach Tongern gelangten, wo der Eingang des Hades war.

Aber warum soll gerade das Lüttichsche Tongern der Hades seyn? Hr. M. thut diese Frage absichtlich, um das Schlagende seiner Syllogismen recht hervorzuheben und anschaulich zu machen. Nach dem Mythos der Griechen empfing Perseus, der Fabelheld, den „bergenden Helm" vom Hades; Perseus aber, sagt Hr. M., deutet auf die Perser; König der Perser aber war Tungrus; Tongrus aber baute, nach Hariger, die Stadt Tongern; ergo muß Tongern das alte Hades seyn. — Man sieht wohl, Hr. M. hat sich in seinen alterthümlichen Forschungen durchaus den kritischen Leibarzt Rigordus aus dem dreyzehnten Jahrhundert zum Muster genommen.

Als Hauptargument jedoch, daß die Unterwelt des griechischen Mythos an der niederländischen Maas gewesen sey, gilt Hrn. M. der Carnaval, die Fasnacht, der Fasching, dessen mittelalterliche Prachtfeyer sich zum Theil bis auf den heutigen Tag an den Maasufern erhalten habe. Die niederländischen Faschingsumzüge von Aachen nach Mastricht seyen Ueberbleibsel der alten suevischen Hertha- oder Isisfeyer, die aus Britannien nach Rügen kam und als Urbild des Umzuges von Eleusis zu betrachten ist. Denn „Fase" erklärt Hr. M. (S. 339 ff.) als Uebersetzung des Wortes Nundina, d. i. Lundina, d. i. London, d. i. Fruchterzeugerin, Parens, Mutter. Fasching aber, d. i. Fasegang, bedeute den Umzug der Fasegöttin,

d. i. der Göttin-Mutter, der Isis, der Demeter, die ihre Tochter Persephone im Hades sucht. Aus dem Umstande, daß die auf dem Indaflüßchen nach Aachen (sic) herabgleitende niederdeutsche Faschingsbarke erst zu Mastricht Rüstzeug und Segel erhielt, folgert Hr. M. mit richtigem Blicke, daß die suchende Isisgöttin (Demeter) bey Mastricht gelandet sey, wo Pluto und Persephone, d. i. der Hades seine Stelle hatte. Alle Namen jener Landschaft tragen, wenn man Hrn. M. hört, einen hadesmäßigen, griechisch-mythischen Zuschnitt. Jülich, Juliacum, Julo deute auf Demeter, die den Beynamen Ἰουλώ trug. Inda laute fast wie Isis, Jecker aber, lateinisch Jacarus, französisch Jaar, griechisch Ἰάκχαρος, verrathe ebenso gewiß den Ἴακχος, d. i. Bacchus als der Flußname Mosa auf das dorische Μῶσα, die „Muse" führe. Bacchos führte ja die Musen und deßwegen fällt auch der Jacarus bey Mastricht in die Mosa, die ihrerseits sicherlich der Acheron der Argonauten ist. Denn Acheron, der Höllenfluß, rinnt nach dem alten Dichter in die zähe Hadespfütze; die Maas streicht aber unterhalb Mastricht ebenfalls in Moorgründe, Peel genannt; Peel aber ist offenbar das griechische πηλός, d. i. Schlamm, Pfütze; ergo ist die Maas der Acheron. Ebenso unwiderleglich zeigt Hr. M., daß das kleine Jeckerflüßchen (franz. Jaar, lat. Jacarus) der Cocytus sey. Cocytus fließt in den Acheron und bedeutet „Geheul," der Jacarus (i. e. Ἴακχος mit einer kleinen Wendung) fließt in die Maas und besagt soviel als „Freudengeschrey." Nun aber sind Freudengeschrey und Geheul, nach Hrn. M., im Grunde eins und dasselbe; ergo ist auch das Jeckerflüßchen soviel als der mythische Cocytus. Nur die Odyssee, welche von drei Höllenflüssen redet, macht unserm Hades-Topographen noch Verdruß. Dagegen erkennt Hr. M. im „weißen Fels," in dessen Nähe Jecker und Maas zusammenrinnen, unfehlbar Homers „Felsen (πέτρη)" am Confluens der beyden Höllenflüsse. Von diesem πέτρη oder πέτρος, wie es nach Hrn. M. auch heißen könnte, des Homerus komme wahrscheinlich auf traditionellem Wege der heutige Name „Petersberg," der die Citadelle von Mastricht trägt und in seinem Innern eine weite Unterwelt umschließt und von vielen tausend Gängen labyrinthisch durchflochten ist. — Da wären wir also im Herzpunkt der alten Fabelwelt, auf dem Petersberg bey Mastricht, wohin Herakles, Jason und Odysseus zu Schiffe kamen und der Cerberus seine Höhle hatte. Denn Hr. M., der Alles erklärt, ist auch um den dreyköpfigen Höllenhund nicht verlegen. Cerberus ist ihm der nordisch-griechisch-druidische Höhlenhüter des Petersberges. Der kleine Vorraum mit einer Hütte in der Felsenspalte am Thor zum unterirdischen Labyrinth des Petersberges war nach Hrn. M's. Dafürhalten vielleicht der Sitz des geistlichen Hüters, d. i. des Cerberus. Denn bey den Kelten bedeute „Hund" den Druiden.

Die Idee, daß der griechische Mythos und der Anfang aller Dinge auf die Landschaften um die Rheinmündungen und auf das gegenüber liegende Britannien zu beziehen sey und sich nur in Folge „sprachlicher Mißgriffe" als abgeblaßte und halbvergessene Ueberlieferung im spätern Hellas eingesiedelt habe, folglich die occidentalische Welt im ungeheueren Irrthum gefangen liege, hat sich im Gemüthe des gelehrten Verf.'s dermaßen festgesetzt, daß er für seine Thesis Argumente auch an solchen Orten findet, wo sie außer Hrn. M. Niemand vermuthet hätte. Oder wem von uns wäre es eingefallen, in der Benennung des bayerischen Altmühlflusses einen der stärkern Belege für das „nordische Urgriechenthum" zu erkennen! „Altmühl," sagt Hr. M., sey eigentlich Alkmena; Alkmena aber war Enkelin des Perseus und Mutter des Herakles, ergo gehören der ganze Fabelkreis des Herakles, seine labores auf der Oberwelt und im Hades den Rheinlandschaften und natürlich dem Petersberge bey Mastricht und den britischen Inseln an, in deren nächsten Nachbarschaft die bayerische Alkmena fließe.

Im Abschnitt VI. zeigt Hr. M. Spuren heraklischer Kämpfe an der Themsemündung und beweist zugleich, daß der (nach Aristophanes vierköpfige) Geryones im Norfolk wohnte; Skythen, Gelonen und Agathyrsen aber, die dem gelehrten Schafarik bekanntlich so viele Sorge machen, geradezu nordische Hellenen und Bewohner Britanniens waren (S. 121). Besonders gründlich aber wird in demselben Abschnitt dargethan, daß auf der britischen Kreideküstenwand bey Dover Standpunkt und Säu-

len des himmeltragenden Atlas zu suchen seyen. „Atlas“ heiße ja Felswand; die britische Küste aber ist eine Wand; die Wand des Atlas war aber am Ende der Welt; der Sund von Calais ist das Ende der Welt, ergo ist die britische Küste des Atlas „Säulenwand und Himmelsstütze.“

Abschnitt VII. handelt ausschließlich vom „nordischen Hercules,“ der natürlich urgriechisch redete und auf seinen Irrfahrten aus Britannien durch Gallien in die Südländer überall Spuren und Denkmäler seiner Heerzüge und Abenteuer hinterlassen hat. Hieher rechnet Hr. M. die gallische Stadt Alesia und die Landschaft Elsaß, welche beyde Namen aus Ἄλησις, d. i. Irre, Wanderung zu erklären seyen. S. 142 leitet Hr. M. sogar den noch nicht erklärten Völkernamen der Kelten, Κέλται, Κελτική frohen Muthes vom griechischen Aoriste ἔκελσαν, „sie landeten“ her. Denn Hr. M. denkt, die Urgriechen, aus Britannien ausziehend landeten (ἔκελσαν) zuerst auf der gallischen Küste und benannten das Land nach diesem Act Κελτική; was natürlich ganz plausibel ist*). Ebenso gläubig-lichtvoll ist die etymologische Deutung des Wortes „Tartarus“ (S. 138): es sey im Grunde nur eine Reduplication des Appellativs Τάρρος, τάρσος (das Weidengeflecht), von dem Hr. M. auch die Form τάρος annimmt und daraus τάρταρος, wie μάρμαρος von μαρ bildet. Und da τάρρος Geflecht, Verzäunung bedeutet, schließt es natürlich auch den Begriff „Riegel,“ „Höllenthor,“ „Hellegat,“ ja „Hölle“ selbst in sich und muß folglich auf den britischen Sund bezogen werden, weil daselbst, wie oben bewiesen, die Hölle des Mythos war.

Wer vom alten Keltenlande redet, muß natürlicher Weise auch etwas über die Druiden sagen. Hr. M. bekennt redlich, daß „Druide“ aus dem kymrischen derwen, die Eiche, derwydd = der Druide (im Bas-breton heißt dero die „Eiche“ und dru, Plural drued, der „Druide“) klar und verständig abzuleiten sey. Hr. M. führt es aber doch auf das griechische δρῦς (die Eiche) zurück und erklärt sogar „Barde“ (der Druidendichter, der Sänger) aus dem griechischen φαρδ, φραδ, φραδής, d. i. Sapiens, und dieses von φράζω, ich denke, kenne, urtheile, rede. „Druide und Barde seyen zwar keltisch, aber nicht so wurzelhaft wie griechisch,“ für welches Hr. M. einen so feinen Tact verräth. Aber sehe man nur, wie Hr. M. von seinem „wurzelhaften Griechisch“ durch einen gewandten Syllogismus auf der Stelle Nutzen zieht. Nach Cäsars Angabe ward das Druidenthum in Britannien erfunden und von dort nach Gallien gebracht. Nun aber ist „Druide“ ein griechisches Wort, wie Hr. M. so eben bewiesen und angenommen hat. Ergo — so schließt Hr. M. wider Jedermanns Erwarten — ergo wohnten in der Urzeit Griechen in Britannien, was die große, neue, fixe Idee unseres Verf's. ist.

Diese ungemischten griechischen Stämme auf britischem Gebiete waren, nach Hrn. M., der Herd jener nordischen Bildung, aus welcher während der Continentalbarbarey des fünften, sechsten, siebenten und achten Jahrhunderts die Lehrer, Bekehrer und Erleuchter Galliens und Germaniens hervorgegangen sind. Ja, aus diesen „letzten nordischen Griechen“ sey die erste christliche Kirche Irlands entstanden, indem die dorisch-griechischen Druiden christliche Mönche wurden.

Abschnitt IX. handelt insbesondere von den Iren und von den merkwürdigen, heute noch bestehenden irischen Säulenthürmen, Grab- und Steinhügeln, die Hr. M. im Gegensatze mit der ungläubigen Kritik der Gegenwart, unter Bezugnahme auf Kohl und Moore, dem höchsten Alterthume, d. i. einem vorhistorischen Culturvolke, natürlich einem urgriechischen vindicirt. Nicht die Dänen, wie die Historiker irrig annehmen, sondern die Danaaen, d. i. die Danaer sind die Säulenerbauer und die Stein- und Grabhügelerrichter in Irland. Nach Hrn. M. wäre O'Connell

*) In einer spätern Stelle jedoch läßt Hr. M. den Namen „Kelten“ aus Caletum (Sund, Meerenge von Calais) erwachsen, weil nach Angabe des Etymologicum magnum Κέλτω, die Tochter des Brittanus, bey Calais den Sohn Κέλτος, d. i. die Kelten gebar. Deßwegen sey Kelte und Britte identisch, und der eine wie der andere am britischen Sunde entstanden (S. 209).

wirklich milesischer Grieche, wie es schon sein Name υἱὸς κονέλλου, d. i. „Sohn des bärtigen Hirsches“ (S. 185) (von κόννος, Bart, Haarbüschel, auch noch Anderes nach Riemer, und ἔλλος, der junge Hirsch) deutlich genug verkünde.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Zweytes Quartal. April – Juny.

(Fortsetzung.)

Fr. Ph. Krapf, Handbuch zur Zoll- und Staats-Monopols-Ordnung. Bd. 12. Innsbruck 1844.

Statistische Uebersichten über Waaren Verkehr und Zoll-Ertrag in deutschem Zollvereine für das Jahr 1843. Berl. 1845.

J. J. von Littrow, Vergleichung der vorzüglichsten Maaße, Gewichte und Münzen mit dem im öster. Kayserstaate gebräuchlichen. 2. Aufl. Wien 1844.

Heinr. Wichart, Methaphysische Anthropologie vom physiologischen Standpunkte und ihr Verhältniß zu den Geheimnissen des Glaubens. Th. 1. 2. Münster 1844.

Dr. G. H. v. Schubert, die Krankheiten und Störungen der menschlichen Seele. Ein Nachtrag zu des Verfassers Geschichte der Seele. Stuttgart 1845.

Dr. K. Schwenk, Mythologie der asiatischen Völker, der Aegypter, Griechen, Römer, Germanen und Slaven. Th. 2. Mythologie der Römer. Frankf. 1845.

C. Frantz, Versuch über die Verfassung der Familie. Ein Mittel gegen den Pauperismus. Berl. 1844.

Vict. Schoelcher, Abolition de l'esclavage; examen critique du préjugé contre la couleur des Africains et des sang-mêlés. Par. 1840.

Dr. H. C. W. Sigwart, Geschichte der Philosophie vom allg. wissenschaftlichen und geschichtlichen Standpunkt. Bd. 2. Vom 16. Jahrhundert bis Kant. Stuttg. 1844. Bd. 3. (bis auf die Gegenwart. Schluß.) 1845.

E. Reinhold, Geschichte der Philosophie nach den Hauptmomenten ihrer Entwickelung. 3. verm. Aufl. Bd. 1. Jena. 1845.

Lor. Martini, Storia della filosofia. Serie. 1. 2. Milano 1840.

Fr. Jul. Stahl, Rechts- und Staatslehre auf der Grundlage christlicher Weltanschauung. Abth. 1. enthaltend die allg. Lehren und das Privatrecht. Heidelb. 1845.

Maur. Sabbatini, Della verità e delle legge dissertazioni. Modena 1843.

C. P. de Lasteyrie, Des droits naturels de tout individu vivant en société. Par. 1844.

Ger. de Molina Lama y Guzman, Vivir contra la fortuna escuelas politicas de Seneca, por hazer rostro a los trabajos y estar consolados entre las miserias del tiempo. Murcia 1652.

Gius. Picci, I luoghi piu oscuri e controversi della divina commedia di Dante dichiarati da lui stesso, con tre appendici. Brescia 1843.

Aug. de Salazar y Torres, Cythara de Apolo, loas y commedias diferentes. Madrid 1681.

Cosme Gomez de Texada, Leon prodigioso. P. 1. 2. Alcala 1673.

O. L. B. Wolff, La France poétique. Leipz. 1843.

Charles Morren. Fleurs éphémères. Bruxelles 1843.

M. E. v. Lichtenberg, Aether und Dunstkreis. Weimar 1845.

Der Winsbeke und die Winsbekin. Mit Anmerkungen vom Moritz Haupt. Leipz. 1844.

Göthe's ältestes Liederbuch. Herausg. von L. Tieck. Berl. 1844.

Der ungenähte Rock oder König Orendel, wie er den grauen Rock gen Trier brachte. Gedicht des 12. Jahrhunderts übers. v. K.-Simrock. Stuttg. 1845.

E. v. Brunners, Epos und Lyra. Dichtungen. Leipz. 1844.

Jan Kollar, Wyklad gili pijmèty a wyswètliwky ku Sláwy Dcerè. W Pesti 1832.

A. Marlinski, Gesammelte Schriften. A. d. Russischen von Löbenstein. Bd. 1. Leipz. 1845.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. September.

Nro. 178. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Das nordiſche Griechenthum und die urgeſchichtliche Bedeutung des nordweſtlichen Europas.

(Fortſetzung.)

Aus der Aehnlichkeit der in neuerer Zeit in Iran und Indien aufgefundenen Feuertempel mit den iriſchen Säulenthürmen folgert Hr. M., daß die iriſchen das Original, die orientaliſchen aber die von Irland urzeitlich ausgegangenen Copien, wie die Grabhügel um Troja, Sardes und Cluſium bloße Nachbildungen iriſcher Muſter ſeyen.

Hr. M. findet, daß ſogar die gegenwärtigen Inſaſſen Grün-Erins, obgleich nicht mehr die reinen Urbewohner des Landes, mit ihrem Tanz-, Froh- und Dichterſinn weit beſſere Repräſentanten von Alt-Hellas ſeyen als die Neu-Griechen ſelbſt (S. 193).

Beſonders lehrreich und genial ſchien uns der X. Abſchnitt, der von den „Griechen“ Großbritanniens erzählt und vorerſt eine geographiſche Dreyheit des britiſchen Namens (1. Kleinbritannien an der Sundküſte des galliſchen Continents, 2. die britiſchen Inſeln oder Großbritannien; 3. Brutium, d. i. Bretanien (an der Meerenge von Sicilien) beurkundet. Das Wort „Britannien“ ſelbſt ſey wieder rein griechiſch und von *βρέμω*, toſen, rauſchen herzuleiten. Im Waſſercanal zwiſchen der britiſchen und galliſchen Küſte „rauſcht und toſt“ es, wenn die Winde wehen, ergo wurden die Küſtenländer von den griechiſchen Urbewohnern „Britannien“ genannt. Aus *βρέμω* wird *βρέτος*, aus *βρέτος* aber fretum, Bretum, Brutium, Britannia.

„Albion“ dagegen, der Urname Britanniens, ſey ſchlechthin das lateiniſche albus; albus aber ſey das griechiſche *ἀλφ*, welches ſeinerſeits als eines und daſſelbe mit *ὀλβ* (weiß, glücklich) zu gelten hat. Oder werden nicht die Alpen im Griechiſchen *Ἄλπια* und *Ὄλβια* genannt? Ebenſo hat *Ἄλπιος* und *Ὄλβιος* denſelben Sinn. Daher bedeute nun das *Ὀλβίων νῆσος* der Alten eigentlich nicht die „Inſel der Glücklichen,“ ſondern die Inſel Albion, d. i. Britannien. Deßwegen dürfe man auch die beyden alten Sprüche: *βάλλ' ἐς Ὀλβίαν* und *βάλλ' ἐς κόρακας* nicht mit „Geh' in's Paradies“ und mit »Geh' zum Henker“ (Rabenſtein), ſondern das eine mit „Geh' nach Albion,“ das andere aber mit „Geh' zum britiſchen Sund,“ d. i. in den Tartarus, überſetzen, weil in Britannien das Paradies, am Sund aber das Höllenthor, Hellegat geweſen iſt. Das Wort *κόραξ* bedeute im Griechiſchen außer „Rabe“ auch „Haken,“ Thürriegel,“ i. e. Weltriegel, Meerenge von Calais, wo nach einer Stelle des Artemidorus eine Gegend „die beyden Raben“ hieß.

Auf dieſe Kraftleiſtung hin wird der Leſer auch nicht mehr erſchrecken, wenn Hr. M. Athen, das im Althelleniſchen wie „Afana“ gelautet haben ſoll, aus dem kymriſchen „Afain,“ d. i. der „Höhenplatz“ (Acropolis) erklärt und die Völkerſchaft der Brigantes in Irland und Britannien für die Urväter der thrakiſchen Briger und folglich auch der aſiatiſchen Phrygier hält, von welchen Homeros die berühmten Seemährchen der Odyſſee als britiſche,

nach Asien verschlagene Traditionen den spätern Griechen gebracht. In demselben Abschnitt werden mit gleicher Laune auch Bacchus, Silen und sein Esel und sogar Midas Eselohren in's urgriechische Britannien versetzt.

Müßten wir nicht fürchten, den Leser zu ermüden oder durch Anhäufung von Unwiderleglichkeiten obiger Gattung etwas Ueberflüßiges zu thun, würden wir noch erzählen, wie sinnreich Hr. M. den Phäaken, den Sirenen, der Scylla und Charybdis sammt den Eilanden Lemnos, Euböa und Ithaka der Ulyssesfahrten ihre Stelle in den britischen Inseln und um sie anweist und den Zeitgenossen zu verstehen gibt, wasmaßen diese Namen nur in secundärer Uebertragung aus Britannien in das spätere Hellas und nach Graecia Magna gekommen seyen.

Nur in einem Punkte ist Hr. M. mit sich selbst noch im Streite: ob nämlich unter dem „mächtigen Hu," der nach britischer Druidensage das große, stolze, kunstreiche, in lange Gewänder gehüllte, griechisch redende, durch Flotten und Heere Europa schon damals erschreckende Urvolk der Kymren aus Taprobana nach Großbritannien führte, der große Lichtgott Apollo, oder Zeus und Herakles zu verstehen sey (S. 203). Jedoch neigt sich Hr. M., in Rücksicht auf Grimm's Abhandlung über Phôl, und nach scharfer Prüfung der kymrischen Ueberlieferungen und der Verse des großen Druiden Taliesin (aus dem sechsten Jahrhundert n. Chr.) offenbar auf die Seite des Strahlengottes Apollo, hauptsächlich aus dem Grunde, „weil bey den Iren heute noch die Sonne Tiotan, Tethin (Titan) heißt, Titan aber soviel als Eridanos, Granus, Teutorix, Bel und Belinus ist." Man muß gestehen, daß dieser Grund ungemein klar, einfach und überzeugend ist!

Im Abschnitt XI., der die „Griechen" Galliens und Italiens bespricht, findet Hr. M. zuerst, daß Rhodos, Rhodanos und Eridanos Synonyma seyen und denselben-Gegenstand bezeichnen. Dann weist Hr. M. nach, daß sich der Stadt-, Fluß- und Volksname Rhodos, Rhodier und Rhodanos auf altgallo-germanischem Boden auffallend oft wiederhole und, außer der Ortschaft Rhodos (Rosas) an den Pyrenäen und dem bekannten Rhodanosstrom bey den Allobrogen, auch ein Nebenfluß der Seine, der Mosel, der Weichsel und der Themse Rhodanos heiße, ja, daß ein Rhodanos in Belgien fließe und sich überall Rhodier als Bewohner der nördlichen Länder zeigen.

Hr. M. fühlt Erbarmen mit den unwissenden Commentatoren und Gelehrten der Neuzeit, die von den Visionen des großen Druiden Taliesin nichts wissen und bey allen diesen Namen an die griechische Insel Rhodus denken. Alle diese Rhodier, Rhodos und Rhodanos seyen von Albion ausgegangen und aus Britannien auf den Continent gekommen. Die jüngste und letzte dieser urbritischen Rhodos-Emanationen sey das heutige Rhodos der Sporaden im Archipelagos.

In gleichem Schwunge mit den Völkerschaften Galliens werden in demselben Abschnitt XI. auch die britisch-griechischen Origines der italienischen Dauni, Samnites, Umbri, Latini und Tyrrheni. d. i. Etrusci zur Schau gestellt. Der Beweis dieser letzten Thesis ist einer der lichtvollsten und schlagendsten des ganzen Werkes, wie der billige Leser sogleich ersehen soll.

Gleichwie die griechischen Appellativa Σύρσος und κόρυθος, sagt Hr. M., beynahe gleichbedeutend sind, ebenso können auch die Namen der italischen Tyrrhener und der bey Ptolemäus genannten Korythaner Britanniens dasselbe Volk bezeichnen. Aus dieser entfernten Schattenähnlichkeit schließt Hr. M. mit Recht, daß die Tyrrhener ursprünglich Briten sind. Die irische Form von Korythe, argumentirt Hr. M. weiter, ist Cruithne; Cruithne aber sind die Picti, i. e. die Etrusci colorati des Plinius und die Agathyrsi des Herodotos (im heutigen Siebenbürgen), die ebenfalls Hetrurier sind, weil sie Virgilius „picti Agathyrsi" nennt und die Cruithne im Keltischen Agathyrsen heißen.

Vielleicht geräth aber doch Hr. M. in einige Verlegenheit, wenn man ihm aus Stephanus Byzant. den Einwurf macht, daß seine Cruithne-Agathyrsen von den Hellenen auch Trausi genannt wurden? Mit nichten, Hr. M. hat für alle Ein-

reden ſeine Antwort voraus bereit: dieſes „Trausi« iſt ihm nur eine Verſetzung von Tyrsi, Tyrseni, i. e. Trusia, i. e. Etrusci, i. e. Etrurier (S. 259).

Aber die Latini? Wie kommen etwa dieſe aus Britannien? Die Latini waren bekanntlich Nachkommen des Saturnus, Saturnus aber iſt daſſelbe wie *Κρόνος*, *Κρόνος* aber deutet auf das kroniſche Meer, das kroniſche Meer aber iſt bey Hrn. M. die Nordſee (Schafarik weist freylich nach, daß die Oſtſee, das baltiſche Meer, dieſen Namen hatte); ergo ſind die Latini Abkömmlinge der Nordſeeiſchen Briten.

Mit dieſem einfachen Sorites nicht zufrieden, will Hr. M. ſeine Theſis über allen Bereich gelehrter Controverſe erheben, will ſie für immer als ſichere Errungenſchaft deutſch-reſtaurirter Wiſſenſchaft angeſehen haben und argumentirt wie folgt: Latinus war Neffe des Picus, picus aber iſt = pictus (die Pikten); picus iſt aber auch = großer Lichtgott Zeus, des Saturnus Sohn; picus iſt auch Gemahl der Circe, picus iſt auch ein Greif, d. i. ein Hyperboräer; picus aber ſtirbt auf Kreta; dieſes Kreta aber iſt Britannien, weil Kreta das „Kreidige“ heißt und auf der britiſchen Küſte Kreidefelſen ſind: ergo iſt Picus in Britannien geſtorben; ergo ſind die Latini Italiens urſprünglich aus den britiſchen Inſeln ausgezogen und folglich wahre Britten.

Wenn nun Hr. M. auf dieſe Argumente hin auch Samothrace und Troja für britiſch-heſperiſche Stiftungen erklärt und auch die ganze Aeneasſage dem Norden vindicirt, weil Britannien in Urzeiten „Groß-Troja“ geheißen habe, London aber das eigentliche Troja geweſen ſey, ſo wird und muß ſich gemeiner deutſcher Verſtand willig und ohne Murren, wie die beängſtigte Königin im Drama, vor ſolcher Weisheit gefangen geben.

Auf die Frage, wie man wiſſen könne, daß die in der Literatur ſo viel gerühmte Stadt Troja eigentlich London ſey, antwortet Hr. M. mit großem Ernſt (S. 203): „man habe in Britannien während des Mittelalters unter Troja allzeit London verſtanden, und es ſey dieſes geheime Können und Wiſſen ohne Zweifel ein Erbtheil der Druiden. Von dieſen Druiden haben es die britiſchen Mönche gehört und ihrerſeits die Kunde nach Frankreich herübergebracht, wo ſich dann der königliche Leibarzt Rigordus (J. 1210) derſelben bemächtigt und die druidiſch-mönchiſch-britiſche Sage von Erbauung der Stadt Paris durch 23,000 trojaniſche Emigranten zu hiſtoriſcher Gewißheit erhoben und zu beglaubigter Erkenntnißquelle geſtempelt hat.“

Seht ihr, ſagt Hr. M., im Verzeichniß der britiſchen Volksſtämme nennt uns Ptolemäos auch die Pariſi; Pariſi und Pariſii ſind aber offenbar daſſelbe, wie *πάραλοι* und *παράλιοι*; ergo ſind auch die britiſchen Pariſi und die galliſchen Pariſii ein und daſſelbe Volk. Das Wort „Pariſii“ ſelbſt erklärt Hr. M. mit Ungezwungenheit aus den griechiſchen Redetheilen *παρὰ* und *Ἴσις*. Und weil nun „Iſis“ ein Hauptarm der britiſchen Themſe iſt, ſo bedeute Pariſii nichts anders als „Neben Iſier,“ d. i. „Anwohner des Iſis,“ wie im Griechiſchen *Παρασώπιοι* die Anwohner des Fluſſes Aſopos ſind.

Die Flüßchen Iſis und Tama vereint (vermählt) geben die britiſche Themſe, d. i. Tamisos, Tamise. In Namen und Verſchmelzung dieſer beyden Wäſſer erkennt Hr. M. ebenfalls ein geheimnißvolles Walten der Gottheit, eine ausgleichende Gerechtigkeit, zu welcher die britiſche und galliſche Geſchichte bekanntlich ſo ſchöne Belege liefert. Iſis ſey das griechiſche *ἶσος*, *ἴση*, die gleichende, ausgleichende, wägende Gottheit. Und wie *ἶσος* im Grunde ſo viel als visus iſt und von video (divideo), ich theile, ſcheide (unterſcheide) kommt, ſo müſſe auch Tama von *τάμνω*, *τέμνω*, „theile, ſcheide“ abzuleiten ſeyn. Dieſen ausgleichenden, richtenden, gerechten Iſisgott erkennt Hr. M. im alten Noricum (ad pontem Isidis), im Oiſe und Iſère des heutigen Galliens, in der Iſar des heutigen Bayerlandes, in der Eis-ach von Tiro und ſogar in der Weſer, d. i. Wisara, d. i. Isara, d. i. Iſis Niederdeutſchlands. Selbſt „Iſter“ (*Ἴστρος*) ſey im Grunde nur von *ἵστωρ*, wie *ἶσος* von *ἵσημι* herzuleiten und führe auf *Ἴσις*, die richtende Gottheit zurück.

Aber warum heißt der Iſter auch Danubius? Antwort (S. 296): „Weil in der griechiſchen Mythologie der männliche Iſis der Gemahl der Demeter

ist, wird der Ister auch Danubius genannt.“ Hr. M. begnügt sich nicht, Thesen bloß aufzustellen, er beweist sie auch. „Demeter,“ sagt er, „ist nach dorischer Mundart Δάματερ; Δᾶ bedeutet Erde, νύβιος aber ist nordische Form für νύφιος, νύφιος alterthümlicher als νύμφιος (der Bräutigam). Δανύβιος ist also der Gatte der Dâ,“ also Erdbegatter und Beyname des Ister, der sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat.“ — Der gelehrte Schafarik hat ohne Zweifel Unrecht, wenn er (I. 505) den Formen Ister, Hister, Histria, Bystrizza, Bistra und Bystrina eine und dieselbe Wurzel und Bedeutung, d. i. torrens unterlegt, und im Danubius statt des dorischen Göttternamens Δᾶ das indoeuropäische Appellativ don, dan (Fluß) gefunden hat!

Bey all seinem Streben nach Deutlichkeit und lichtvollen Gründen fürchtet Hr. M. doch, das Lieblingsthema seiner anglo-gallischen Isislehre dem hartgläubigen Zeitalter noch nicht genug bewiesen zu haben, und stützt sich für weitere Belehrung auf das Dictum eines alten Mönchs (Abbo) aus dem neunten Jahrhundert. Dieser alte Mönch redet von einer blühenden Stadt Isia im Lande der Danaer; in einem alten kelto-britischen Denkreime aber wird Paris mit Is verglichen und darum Par-is genannt. Ἴς aber erklärt Hr. M. nur als Abkürzung des Abbo'schen Isia, d. i. ἡ Ἰσεία πόλις, die Isisstadt. Diese „Isisstadt“ aber muß London seyn, weil sie im Lande der „Danaer“ lag, die Danaer aber die Nord-Rhodier in Britannien sind, die von den Dardaniern ungefähr 2000 Jahre vor Chr. nach Süden vertrieben wurden, bey welcher Veranlassung das nebenher immer London genannte Isia den Namen Troja erhalten habe. Natürlich nahmen die vom britischen Troja auswandernden Parisii ihren Isisdienst in die neue Colonie an der Seine herüber, welche Colonie sodann von der mitgebrachten großen Lichtgottheit auch den Namen Λυκοτεκία, d. i. Licht erzeugende (von τίκτω und λύκος, lux) erhielt. Cäsar's Lutecia sey nur eine Versetzung des keltischen Λευτεκία, weil gallischer Sprachgenius cet gerne in tec verwandle (S. 311).

Am trojisch-dardanischen Ursprung der Stadt Paris wäre demnach nicht länger zu zweifeln. Aber wenn nur Hr. Hermann Müller mit dieser gründlichen und in ihren Folgen höchst wichtigen Notiz endlich auch zufrieden wäre! Hr. M. geht noch weiter und zwingt uns, Paris auch noch für eine germanische Stadt zu halten, weil Paris bey Zosimus irgendwo Γερμανίας πολίχνη heißt. Pariser und Senonen bildeten, nach Cäsar, einen Staat; die Senonen aber kamen, wie Florus angibt, „von den Enden der Erde, von den Küsten des Oceanus,“ d. i. von dem britischen Sund oder von der Senne bey Bruxelles im ächtgermanischen Lande, oder auch vom Flusse Schannon in Irland, was mit Senones ebenfalls eines und dasselbe sey.

Nachdem nun der Verf. in dieser Weise den „beyden größten Städten der Welt“ seine Huldigung dargebracht und in oben angezogener Weise durch zwey Abschnitte (XIII. und XIV) die wichtige Frage über Topographie der Unterwelt gelöst und entschieden hat, behandelt er im fünfzehnten Abschnitt die viel und oft besprochene, von Philologen und Commentarienschreibern aber bisher höchst mangelhaft geführte Controverse über Lage und Heimath der „Hyperboräer“ mit gewohnter Sicherheit und folgerechter Energie.

Um die Heimath der Hyperboräer zu bestimmen, meint Hr. M., müsse man vor Allem wissen, wo der Boreas Sitz und Höhle hatte. Und wenn nun der Boreas seinen Sitz, wie natürlich, am britischen Sunde hatte, so ergibt sich das Land der Hyperboräer von selbst: es war über den Sund hinaus im südlichen Britannien, und zwar zu Stonehenge bey Salisbury in der heutigen Grafschaft Kent, wo das Heiligthum, der große Tempel der Boreaden stand, von welchem Sprache, Sittigung und Gottesdienst nach Delphi und Dodona gekommen sind.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. September.

Nro. 179. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Spicilegium Romanum. Romae. Typis collegii Urbani. 1839 — 44. Voll. X. gr. 8. Preis 70 fl.

Diese ungemein reichhaltige Sammlung Römischer Anecdota, welche wir dem rastlosen Forscherfleiße des um die Bereicherung der klassischen, kirchlichen und historischen Litteratur durch so viele der herrlichsten Entdeckungen hochverdienten Angelo Mai verdanken, reiht sich würdig an ihre älteren Schwestern, und ist ein sprechender Beweis, welche unermeßlichen literarischen Schätze noch in den weiten Räumen der Vaticanischen Bibliothek verborgen liegen, vielleicht vergebens auf einen Erlöser harrend.

Was zunächst den historischen Theil des in den ersten acht Bänden zu Tage Geförderten anlangt, so ist darüber in diesen gelehrten Anzeigen schon im vorigen Jahrgange Nr. 15. und 16. von einem andern Referenten berichtet worden. Demnach möge es uns vergönnt seyn, über die Ausbeute, welche die Freunde der klassischen und der patristischen Litteratur erwarten dürfen, etwas weiter auszuholen, und damit zugleich die Anzeige der zwey letzten Bände, welche uns vor Kurzem erst zu Gesicht gekommen, zu verbinden.

Den ersten, welcher nichts auf klassische und patristische Litteratur Bezügliches enthält, übergehend, wenden wir uns zu dem zweyten. Diesen eröffnete der berühmte Herausgeber mit Poliziano's metrischer Lateinischer Uebersetzung des zweyten, dritten, vierten und fünften Gesangs der Ilias. Angelo Poliziano, der gefeyertste und einflußreichste Gelehrte seiner Zeit, gleichbewandert in Griechischer und Lateinischer Sprache, und ausgezeichnet als Latinist und Dichter, war, wie wir aus seinen Miscell. cap. C. pag. penult. ersehen, einer der größten Bewunderer des Homer.

Die Zeit der Ausarbeitung dieser Uebersetzung, welche Poliziano's hohem Gönner, Lorenzo von Medici dem Fürstlichen, gewidmet ist, fällt in das 18. Jahr des Verfassers.

Die bewunderungswürdige Virtuosität in der Handhabung des Lateinischen Stils und die Lebensfrische, die sich durchgehends in diesem köstlichen Erzeugnisse offenbart, laßt Angelo's Geist mit nichten verkennen.

Der Herausgeber war so glücklich, was den zweyten und dritten Gesang betrifft, das Dedicationsexemplar dieser Uebertragung in dem Vatic. Codex 3298., welcher elegant auf Pergament geschrieben, in rothem Leder gebunden, vorn mit dem vergoldeten und gemalten Wappen des Mediceischen Hauses geziert und mit den Verbesserungen des Verfassers versehen ist, aufzufinden.

Diese Handschrift hatte Fulv. Ursini aus der Bibliothek des verstorbenen Poliziano erhalten und bald darauf an die päbstliche abgegeben. Später ward ihr das Schicksal, nach Paris wandern zu müssen, woher sie wieder zurückkehrte.

Den Grund, weßhalb der Verf. den ersten Gesang nicht übersetzte, findet man in folgenden Versen aus der dem zweyten Gesange an Lorenzo von Medici vorgesetzten Dedication angegeben, wo es heißt:

Sed quia Romuleo cantavit pectine primum
Smyrnaei vatis sublimi carmine librum
Carolus *), Aonii celeberrimus incola fontis,
Proximus en nostro qui contigit ore sonandus,
Te petit, ac pavido scandit tua limina passu.

Den vierten und fünften Gesang enthält die Vatic. Papierhandschrift 3617., welche ganz von Poliziano's Hand geschrieben, aber noch nicht von kalligraphischer auf reines Pergament übertragen, noch auch dem hohen Gönner überreicht wurde, wie es scheint. Daher keine Dedicationen vor diesen Büchern. Doch hat das vierte unter dem Titel den Beysatz: Ad magnanimum virum Laurentium Medicem Petri filium, und das fünfte blos: Ad Laurentium Medicem. Daß Lorenzo der Fürstliche von seinem Lieblinge eine solche Lateinische Uebersetzung des Homer gewünscht habe, erhellt aus dem Zusatze am Ende des fünften Buches, wo es heißt: Finis quinti libri Homericae Iliados ab Angelo Politiano in Latinum conversi, Laurentio Medice Petri filio duce et auctore ingenui laboris; denn Poliziano galt für den größten Kenner des Homer und für den trefflichsten Lateinischen Dichter damaliger Zeit. „Nutris domi," schreibt Marsigl. Ficino (Epist. Lib. I. Ep. 17.) an Lorenzo von Medici, „Homericum illum adolescentem, Angelum Politianum, qui Graecam Homeri personam Latinis coloribus exprimat. Exprimit iam, atque, id quod mirum est, in tam tenera aetate ita exprimit, ut nisi quis Graecum fuisse Homerum noverit, dubitaturus sit, uter naturalis, et uter pictus Homerus. Delectare iis pictoribus, Medices, ut coepisti; nam ceteri pictores parietes ad tempus ornant, hi vero in aevum habitatores illustrant." Sehr treffend sagt Heeren (Geschichte des Studiums der klassischen Litteratur. Bd. II. S. 249 f.) von dem Chorageten der Musen im Zeitalter Lorenzo's von Medici: „Seine Lieblinge und seine Vertrauten blieben die alten Dichter; die Römischen fast noch mehr, als die Griechischen, deren Sprache er sich mehr, als einer seiner Zeitgenossen zu eigen zu machen wußte. Schon als Jüngling machte er in der Lateinischen Poesie solche Fortschritte, daß seine späteren Gedichte seine früheren nicht mehr übertreffen konnten. Die Celebrität, die man damals durch die glückliche Ausbildung dieses Talents für Lateinische Poesie erhalten konnte, war ebenso groß, als ein berühmter Nationaldichter sie in einem andern Zeitalter erhielt; und gab noch zugleich ein größeres Ansehen, weil der Ruhm einer ausgezeichneten Gelehrsamkeit sich von selbst daran schloß. Dieß erfuhr auch in vollem Maaße Politian. Er galt bald für den ersten Römischen Dichter seiner Zeit; und besonders war es auch dieses Talent, welches in dem Mediceischen Hause ihn so beliebt machte. Er wurde bald gänzlich in dieses Haus aufgenommen, da Laurentius, der den Freund in ihm verehrte, ihn auch zum Erzieher seiner Söhne bestimmte, die er als die künftige Stütze seines Hauses betrachtete."

Der zweyte Theil dieses Bandes enthält: 1. Den noch ungedruckten Commentar des Kosmas von Jerusalem zu den Gedichten des Gregorius von Nazianzus mit der Aufschrift: *Συναγωγὴ καὶ ἐξήγησις ὧν ἐμνήσθη ἱστοριῶν ὁ θεῖος Ἰρηγόριος ἐν τοῖς ἐμμέτρως αὐτῷ εἰρημένοις ἔκ τε τῆς θεοπνεύστου γραφῆς καὶ τῶν ἔξωθεν* (l. *ἔξωθεν*) *ποιητῶν καὶ συγγραφέων Κοσμᾶ Ἱεροσολυμίτου πόνημα Φιλογρηγορίου*, S. 1—306. Kosmas, der Adoptivbruder, Jugendgenosse und Mitschüler des heil. Johannes von Damascus, theilte sein Werk, wie man aus dem Vorberichte zu demselben ersieht, in drey Theile. Der erste umfaßt die heilige und die Profangeschichte; der zweyte die Naturlehre; die dritte sollte grammatische Bemerkungen und Erläuterungen u. dgl. enthalten. In der Vatic. Handschrift aber fehlt der letzte. Bemerkenswerth ist, daß sie einige neue Fragmente des Gregorius von Nazianzus bietet. Die Ordnung der Gedichte aber, in welcher sie der Cod. giebt, ist sehr verschieden von der in unsern Ausgaben befolgten. Den Werth der Handschrift schlägt der Herausgeber sehr hoch an. Sie ist auf Pergament, nicht selten sehr fehlerhaft ge-

*) Carlo Marsuppini, bekannter unter dem Namen Carlo Aretino, gehörte auch zu Lorenzo's Günstlingen. Man besitzt von ihm noch eine sehr geschätzte metrische Lateinische Uebersetzung der Batrachomyomachie.

schrieben, und reicht etwa in das zwölfte Jahrhundert hinauf. Durch Vermächtniß des Cardinals und Bibliothekars Ant. Caraffa ward sie dem Vaticanischen Bücherschatze einverleibt. Sie ist vielleicht die einzige, in welcher uns dieser Commentar des Kosmas erhalten wurde. Schade, daß durch die Länge der Zeit ein Quaternio und einige Duernionen verloren gegangen sind.

Daran schließen sich ἄλλαι ἱσορίαι in 32 Abschnitten, mythologische und historische Erläuterungen zu Gregorius Reden enthaltend, S. 307—318 und der oben erwähnte physiologische Theil des Commentars des Kosmas (S. 318—360) nebst einem Kapitelinder (S. 361—373).

2. Auf Kosmas läßt der Herausgeber S. 374—387 zwey kleine Commentare des Nonnus folgen, von welchen der erste den Titel führt: *Τοῦ ἁββᾶ Νόννου συναγωγὴ καὶ ἐξήγησις τῶν Ἑλληνικῶν ἱσοριῶν ὧν ἐμνήσθη ὁ πάνσοφος καὶ ἐν ἁγίοις μέγας Γρηγόριος ὁ Θεολόγος εἰς τὸν ἐπιτάφιον τοῦ ἐν ἁγίοις πατρὸς ἡμῶν καὶ μεγάλου Βασιλείου*, der andere: *Τοῦ αὐτοῦ μονάχου Νόννου ἐξήγησις τῶν Ἑλληνικῶν ἱσοριῶν ὧν ἐμνήσθη ὁ πάνσοφος καὶ Θεῖος Γρηγόριος ἐν τῷ εἰς τὰ ἅγια φῶτα λόγῳ*, überschrieben ist, obgleich man hätte erwarten sollen, daß dem Nonnus, welchen Kosmas wacker ausplünplünderte, der Vorzug vor diesem wäre eingeräumt worden. Noch befremdender aber ist es, daß bei Nonnus fast alles weggelassen wurde, was Kosmas aus ihm wörtlich abgeschrieben, ohne daß man bemerkt findet, was weggeschnitten wurde. Nach dem Ermessen des Referenten hätte Nonnus, aus dem auch Eudokia in ihrem Violetum schöpfte, als Quellenschriftsteller unverstümmelt gegeben werden sollen. Was indeß den ersten Commentar betrifft, so ist er kein Inedituum; denn er wurde schon im Jahre 1817 in Fr. Creuzers Meletemata. e disciplina antiquitatis P. I. p. 57—97 aus zwey Münchner Handschriften 131. und 163. von unserm zu früh verewigten Franz Xaver Werfer mit vortrefflichen Anmerkungen herausgegeben. Der zweyte Commentar besteht im Spicilegium nur aus 13 Kapiteln, in der vollständigeren Münchner Handschrift 131. hingegen aus 26 (eigentlich 25, weil das sechzehnte durch Nachlässigkeit des Abschreibers ausgefallen ist; in der zweyten Nr. 163 haben sich nur drey erhalten. S. 388—391 lesen wir vier noch inedirte Aufsätze des Choricius (nicht Libanius S. Bd. V. Vorrede S. XXVIII.) aus einem Vatic. Coder, welcher lauter Schriften des Libanius enthält. Daran reiht sich S. 392—400 des Johannes Philoponus Prooemium zu seinem Commentar zur Arithmetik des Nikomachos. Sehr zu wünschen aber wäre gewesen, daß es dem gelehrten Herausgeber hätte gefallen mögen, auch den Commentar des Alexandrinischen Grammatikers abdrucken zu lassen und die Handschrift, deren er sich bediente, anzugeben.

In einer achtundzwanzig Seiten zählenden Beylage zu diesem Bande, welche mit neuer Bogen- und Seitennummerirung beginnt und die Aufschrift führt: De fragmentis historicis Tusculanis, theilt er uns sehr interessante Nachrichten über die fast aus lauter Palimpsesten bestehenden Handschriften des Klosters der Basilianer oder der Grotta ferrata zu Frascati mit. In einem dieser Codices rescripti nämlich fand er unter einem unbedeutenden Homerischen Bruchstücke, welches dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts angehört, für die Byzantische Kirchen- und Staatsgeschichte sehr schätzbare Ueberreste aus einem verloren gegangenen Geschichtswerke.

(Fortsetzung folgt.)

Das nordische Griechenthum und die urgeschichtliche Bedeutung des nordwestlichen Europas.

(Schluß.)

Nach Allem, was wir über Hrn. M.'s Ideengang bereits gesagt und angedeutet haben, wird uns der kritische Leser die nähere Beweisführung, daß „hyperboräisch“ mit „übersundisch,“ d. i. mit britanisch zu übersetzen und das Ur-Delphi, Ur-Athen, Ur-Rom, Ur-Dodona und folglich das Urland der hellenischen Race bey Kent zu suchen sey, gerne erlassen; ja, der Leser wird es auch noch ganz natürlich finden, wenn (S. 424) Pythagoras als Oberdruide Apollo's und das italienische Crotona als

eine Stadt Irlands beschrieben wird. Jedoch würde die Behauptung, daß auch der Erzvater Abraham ein Irländer und ein Mitglied des Druidenordens war, weil er nach Josephus' Zeugniß seinen Altar im Haine Mamre unter der Eiche Ogyges errichtet hatte, doch manchem Leser wenn auch nicht gewagt, doch wenigstens sonderbar und unerwartet scheinen. Die Eiche, sagt Hr. M., heißt auf griechisch δρῦς; δρῦς aber ist — wie früher gezeigt — Wurzel für Druide, und Ogygia war in ältester Zeit das mystische Irland; ergo hat es auch mit Abrahams Druidenthum seine Richtigkeit (S. 444).

Nur ein Hermann Müller'sches Anglo-Hyperboräer-Argument möchten wir seiner absonderlichen Schärfe wegen dem Leser zum Schlusse noch empfehlen. Stephanos Byzant. redet bekanntlich von einem hyperboräischen Volksstamme, der seinen Namen Καραμβύκαι vom Heimathsflusse Καραμβύκα trug. Nun, wo ist dieser Karambykafluß des Stephanos Byzantios zu suchen? Karambyka, sagt Hr. M., ist der männliche Isisstrom in Südbritanien, der sich mit der Tama vermählt und die Themse erzeugt; Καράμβυξ und Καράμβυκος heiße aber Hirschkäfer, Mistbewohner, d. i. Osiriskäfer, nach welchem auf ägyptischen Denkmalen die weibliche Isis, wie die britische Tama ihrerseits, Verlangen trägt. Für Καράμβυξ steht im Griechischen auch Κανθός, und Κανθός bedeutet auch den „Esel;" nun aber opferten die Hyperboräer Esel und ist Κανθός dem Laute nach offenbar das Cantium der Briten zwischen Sund und Themse; Ergo wohnten die eselopfernden griechischredenden Hyperboräer des Alterthums zwischen Sund und Themse im Süden Großbritaniens (S. 446).

Hr. Müller, wie es in ähnlichen Fällen allzeit zu geschehen pflegt, entzündet sich an seinen eigenen Worten wie die Leute im Mayrhofe zu Aruouville.

Hr. M. geräth besonders durch das hyperboräisch-kantische Esel-Argument auf einen Grad dithyrambischer Begeisterung, die ihn nicht blos in Dodona, Delphi, Rom und Athen, sondern auch in Numidien, Libyen nnd Mauritanien, in Baktrien und Indien, ja in der ganzen indo-europäischen Welt, und sogar in Platon's großer Atlantis britisch-irisch-hyperboräisch-griechische Pflanzungen sehen läßt.

Freylich möchte es „auf dieser steilen Höhe verwegener Forschung" selbst Hrn. M. schwindeln; allein glücklicher als Phaethon erlangt er noch zu rechter Zeit und „wunderbar" den kräftigen Schutz des heiligen Hieronymus. Denn Hr. M. findet, daß St. Hieronymus im Commentar zur Genesis die Japhetiden deutlich als Völker griechischer Sprache bezeichnet und ihre Wohnsitze vom Euphrat bis Cadir und zu dem „britischen Ocean reichen läßt.

Nur in Einem Punkte, fürchten wir, versagt St. Hieronymus dem kühnen Britomanen seinen „wunderbaren" Schutz. Nach der Auslegung des genannten Kirchenvaters war das Paradies mit den vier Strömen östlich von Palästina um den Euphrat und Tigris. Hr. M. aber in verliebter Eifersucht für sein „nordisches Griechenthum," nicht zufrieden die gesammte Urgeschichte und Mythenlehre des klassischen Alterthums mit den Aepfeln der Hesperiden und dem Elysium in die Landschaften um den „britischen Sund" zu verlegen, möchte auch noch den Schauplatz der heiligen Urkunde, die Erschaffung des Menschen, den Lustgarten Eden, das Gebirge Ararat und die Arche Noe's für die Meerenge von Calais und die britischen Inseln gewinnen. Aus dem Umstande jedoch, daß in griechischen Schriften der Rhein manchmal ohne Beysatz eines besondern Namens schlechthin „Ὁταμος" heißt, zieht Hr. M. zum Ruhme Deutschlands den patriotischen Schluß, „der deutsche Rhein könne wohl der Strom der Ströme, der Strom des mosaischen Paradieses seyn, an dessen Rande er sich in vier Arme theilt, d. h. sich in vier Mündungen in den Ocean ergießt. Vom Rheine sagt ja Cäsar, daß er in „vielen Mündungen" (multis capitibus) in den Ocean fließe. Freylich käme in solcher Weise das Paradies bis in die Gegend um Köln und Düsseldorf herauf. Um es aber auch mit unsern westlichen Nachbarn nicht zu verderben, hat Hr. M. nichts entgegen, wenn Jemand mit Valesius den französischen Seinefluß für den Gihon des Paradieses hält.

Fallmerayer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. September.

Nro. 180. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Spicilegium Romanum. Romae. Typis collegii Urbani. 1839 — 44.

(Fortsetzung.)

Die Schrift ist, wie man aus dem Facsimile ersieht, alt, groß und schön, und läßt vermuthen, daß sie, wenn nicht in die Zeit des Kaisers Justinians I. fällt, doch kaum um ein Jahrhundert jünger seyn dürfte. Das erste Fragment handelt von dem Feldzuge Julians gegen die Perser; in dem zweyten werden Begebenheiten aus der Regierungsperiode des Arkadius und seines Sohnes Theodosius; in dem dritten spätere Ereignisse aus der Zeit des Letztern erzählt; das vierte enthält Nachrichten aus der letzten Zeit der Herrschaft Justinians des Großen. Der Herausgeber vermuthete, daß Theodorus Lector oder Zacharias Scholasticus der Verfasser dieser Bruchstücke seyn möchte: doch hält es schwer, Gewisses zu ermitteln. Noch verdient bemerkt zu werden, daß eine Lateinische Uebersetzung und werthvolle Anmerkungen beygefügt sind.

Der dritte Band bietet uns den Panegyricus des heil. Sophronius auf die heil. Märtyrer Cyrus und Johannes (S. 1—96), und die Wundergeschichte dieser zwei Heiligen von dem nämlichen Verfasser (S. 97—670). Dieses Werkes erwähnt Sophronius selbst in der Protheoria, in dem Panegyricus, in dem letzten Wunder und überdieß in dem Epigramme, welches er über sein eigenes Leben geschrieben, S. 95; ferner der Arzt Seneca in dem S. 96 abgedruckten Tetrastichon. Großes Ansehen verschaffte ihm der Umstand, daß die Väter der zweyten Nicaenischen Synode und Johannes der Damascener aus demselben ihre Zeugnisse für die Verehrung der heil. Bilder nahmen. Schon der Rath Bonifacius hatte die zwölf ersten Wunder und der Bibliothekar Anastasius die übrigen in das Lateinische übertragen. Erwähnung verdient auch Petrus Parthenopensis, welcher, im eilften Jahrhundert lebend, das erste und letzte Wunder sehr gefallig übersetzte. Den Griechischen Text lieferte Cardinal Mai aus der Vat. Pergamenthandschrift 1607, welche einst dem Kloster der Grotta ferrata gehörte, und von welcher er in dem Vorberichte S. VII. bemerkt: pretiosum sane κειμήλιον, in quo unice Sophronianum hoc monumentum superesse credo. Sie wurde ehedem von den Bollandisten benutzt, wie aus einer Anmerkung derselben zum 11. März hervorzugehen scheint. Unter den Lateinischen Handschriften der Vaticanischen Bibliothek fand sich in Nr. 5410. die oben erwähnte alte Lateinische Uebersetzung, welcher auch die Bollandisten gedenken und von welcher sie eine Probe gaben, ohne daß sie auf die Vermuthung kamen, daß Anastasius sie verfaßt habe, in der Abschrift aus einem älteren Codex, welche Fr. Penia im Jubeljahre 1600 besorgte. Auch sah der Herausgeber noch eine andere, aber nachlässiger gemachte, in der Vallicellischen Bibliothek. Das Autographum soll in dem Archive der Chorherren an der Kirche S. Maria in Via lata aufbewahrt seyn; doch waren alle Nachforschungen, welche er dort darüber angestellt, vergeblich. Ungeachtet aber die Uebersetzung ihn keineswegs befriedigte, so konnte er sich doch, aus Achtung für das hohe Alter der-

ſelben, nicht entſchließen, daran Aenderungen vorzunehmen oder ſie wegzulaſſen und eine neue nach den Anforderungen des Geſchmackes unſerer Zeit auszuarbeiten.

Das Werk des Sophronius gehört zwar der hiſtoriſchen Gattung an; deſſen ungeachtet aber iſt es für die Dogmatik, für die Geſchichte der Häreſieen und auch für die Litteraturgeſchichte nicht ohne Intereſſe. In einer Zugabe zur Vorrede S. XVI. ff. findet man einen kleinen Aufſatz des Sophronius mit der Ueberſchrift περὶ ἐξαγγελιῶν (d. i. de peccatorum confessione), worin den Beichtvätern gründliches Studium der Moral und der Bußcanonen empfohlen wird, zum erſten Male aus einem Vat. Coder herausgegeben und mit einem gelehrten Vorberichte begleitet.

S. 673 - 693 erhalten wir S. Petri Episcopi Alexandrini et Martyris Acta sincera Anastasio bibliothecario interprete, wovon der Schluß fehlt, aus dem Vat. Coder 602. zum erſten Male abgedruckt. Kürzerer Acta erwähnt Surius zum 26. Nov. Andere ſind die von Combefis in den lectis Triumphis Martyrum S. 189 ff. Griechiſch und Lateiniſch herausgegebenen, wie in dem Monitum S. 671 f. bemerkt wird.

Hierauf folgt S. 694 ff. eine kleine Anzahl inedirter Fragmente theologiſchen Inhalts zuvörderſt aus einem von den Jacobiten des Orients hochgeſchätzten Buche, fides patrum genannt, in welchem Stellen meiſtens aus Griechiſchen, in das Arabiſche überſetzten Auctoren, ſo wohl orthodoxen, als häretiſchen, von denen man glaubte, daß ſie den Grundſätzen der Monophyſiten huldigen, zuſammengetragen ſind. Dieß iſt nämlich die Vatic. Handſchrift 101., welche ein Bruchſtück aus Gregorius dem Thaumaturgen, und andere aus andern Vätern enthält, die von den Maroniten Matthäus Sciuhan und Franz Mehaſeb in das Lateiniſche überſetzt worden. „In quo Thaumaturgi fragmento," bemerkt der Herausgeber S. 695, „si qua sunt obscura vel ambigua, ipse apprime codicis auctor Arabs in causa credendus est. — Profecto hic est perpetuus Monophysitarum mos in laudandis pro se patrum orthodoxorum auctoritatibus, ut, cum hi de unico Christo, unicoque individuo, hypostasive contra Nestorium vel eius διόφρονας loquuntur, ilico id praedicti haeretici de una Christi natura velint intelligi. In cunctis istorum libris nihil hoc errore vel fraude sollemnius est."

I. Das erwähnte Bruchſtück des Thaumaturgen (S. 696 — 699) iſt aus ſeiner Predigt de Trinitate. II. Erhalten wir zwey Fragmente des Alexandriniſchen Erzbiſchofs Alexander (S. 699 —700). III. Ein anderes aus der Schrift des Pabſtes Sylveſter: Altercatio cum Judaeis de servatore nostro Jesu Christo etc. (S. 701). IV. Ein Fragment aus dem Tractate Felix I., Biſchofs von Rom, de incarnatione ac fide (S. 702). V. Ein etwas größeres aus des Pabſtes Innocenz I. ungedruckter epistola ad Severianum Gabalorum Episcopum (S. 703 f.). VI. Zwey aus Hierotheus, dem Apoſtelſchüler und Biſchof von Athen (S. 704—706). VII. Aus Archaeus, welcher nach der Apoſtelzeit Biſchof zu Leptitana in Afrika war (S. 707). VIII. Aus Euprarius, Biſchof von Armenien, zwey kleine Bruchſtücke (S. 707. f.). IX. Aus der Syriſchen Handſchrift der Vaticana Nr. 103. zwey Fragmente einer Homilie des Timotheus, Erzbiſchofs von Alexandrien. Zu bemerken iſt, daß ein nicht unbedeutender Theil dieſer Homilie, welcher ſich bey Kosmas Indikopleuſtes Lib. X. pag. 332 unter den von ihm geſammelten auctoritates patrum in der Urſprache erhalten hat, in der Mitte des aus dem Syriſchen in das Lateiniſche überſetzten Bruchſtückes eingefügt wurde (S. 708—710). X. Aus dem Arabiſchen Coder 101. a) ein bedeutendes Fragment des Alexandriniſchen Erzbiſchofs Theodoſius, des Urhebers der neuen, nach ihm benannten, Secte der Theodoſianer oder Corrupticolae, welches aus ſeiner epistola ad Severum Antiochiae patriarcham genommen iſt (S. 711 — 712). b) Des nämlichen epistola de exilio ad Christianum Alexandriae populum (S. 713 — 717). c) Homilia dicta ab eodem Theodosio, qua confitetur Trinitatis sanctae aequalitatem contra suorum temporum perfidos (S. 717 — 721). XI. Bey weitem am zahlreichſten ſind in dem Arabiſchen Coder die Schriften des Antiocheniſchen Severus, der Stütze der Monophyſiten, ſo daß ſie nur theil-

weise excerpirt werden konnten. Ein größeres und nicht unwichtiges Bruchstück wird S. 722 — 728. aus der epistola synodica desselben an den Alexandrinischen Erzbischof Theodosius gegeben, worauf ein Excerpt aus dessen epistola synodica an den Alexandrinischen Erzbischof Johannes (S. 728) folgt, dem sich die von ihm an den Kaiser gehaltene Rede (S. 729 f.) anschließt. Das bedeutendste ist die recta fides, welche er an den Kaiser Anastasius und das gesammte Volk verfaßte, zur Zeit, als der orthodoxe Macedonius II. von Constantinopel durch die Häretiker von seinem Bischofssitze verdrängt ward (S. 731 ff.). XII. Den Schluß bildet eine Notitia epistolae theologicae Johannis Philoponi ad Justinianum imperatorem ex codice Syriaco (S. 739 f.). „Inter eos," sagt der Herausgeber, „qui virus monophysiticum toto pectore combiberunt, Johannes Philoponus fuit, Alexandrinus philosophus nobilis, labore litterario, unde agnomen traxit, multisque editis libris clarissimus."

Der vierte Band, welcher fast ganz patristischen Inhalts ist, hat einen sehr weitläufigen Vorbericht. Darin sind enthalten: 1) Editoris Praefatio. 2) Praefatio altera, welche den Petr. Matranga, einen Griechen aus Sicilien, d. Z. Prorector des Athanasianischen Gymnasiums der Griechen zu Rom, dem die Bearbeitung der in diesem Bande vorkommenden *Ἀνακρεόντεια* des Sophronius übertragen war, zum Verfasser hat, mit vorausgehender Dedication an den Cardinal-Priester Angelo Mai. 3) Index Codicis Barberini der *Ἀνακρεόντικα* des Sophronius. 4) Ad Praefationem (näml. des Petr. Matranga) et Odas S. Sophronii Emendationes. 5) Editoris Monitum über die in den Vorbericht aufgenommenen Inedita, so wie über die Hauptwerke, welche dieser Miscellaneenband umfaßt.

Die dem Monitum angefügten Inedita sind: 1. *Σεραπίωνος ἐπισκόπου ἐπιστολὴ πρὸς μονάζοντας* (S. XLV.—LXVII.) aus dem Vat. Cod. 439. Griechisch und Lateinisch. Der Verf. scheint der nämliche Serapion zu seyn, dessen Palladius in der Hist. Laus. C. 76. erwähnt. 2. *Ἰωάννου Χρυσοστόμου ἀρχιεπισκόπου Κωνσαντινουπολ. ὁμιλία ῥηθεῖσα εἰς τὴν ἁγίαν Πεντηκοστήν* (S. LXVIII.—LXXVI.). Diese Homilie kommt in Montfaucons Ausgabe nicht vor und ist des Chrysostomus nicht unwürdig, obgleich sich der Styl derselben vielleicht mehr der Magerkeit des Proklus nähert, wie Cardinal Mai S. XLII. bemerkt. Der Herausgeber fügte ihr ebenfalls eine Lateinische Uebersetzung bey. 3. *Πρόκλου ἀρχιεπ. Κωνσαντινοπ. εἰς τὴν ἀνάληψιν τοῦ κυρίου ἡμῶν* (S. LXXVII. — LXXXIII.). 4. *Τοῦ αὐτοῦ Πρόκλου ἀρχιεπ. Κωνσαντινοπ. λόγος εἰς τὴν ὀκτωήμερον περιτομὴν τοῦ κυρίου ἡμῶν Ἰησοῦ Χριστοῦ* (S. LXXXIV —LXXXVII.). Beyde in der Ursprache und mit einer Lateinischen Uebersetzung. 5. Eiusdem Procli Archiep. Constantinop. Sermo de dogmate incarnationis, dictus in sabbato ante quadragesimam (LXXXVIII. — XCII.). 6. Eiusdem Sermo de nativitate Domini (S. XCII. f.) 7. Eiusdem de S. Clemente martyre (S. XCIV. ff.). Alle drey aus dem Syrischen übersetzt. 8. *Διαδόχου ἐπισκόπου Φωτικῆς τῆς Ἠπείρου εἰς τὴν ἀνάληψιν τοῦ κυρίου ἡμῶν Ἰησοῦ Χριστοῦ λόγος.*

Hierauf beginnt mit neuer Bogen- und Seitenbezeichnung 1. *Σωφρονίου ἀρχιεπ. Ἱεροσολ. ἐγκώμιον εἰς τὸν ἅγιον Ἰωάννην τὸν πρόδρομον* (S. 1 — 30.), aus neunzehn Kapiteln bestehend. Es folgen 2. *Σωφρονίου πατριάρχου Ἱεροσολ. λόγος περιέχων τὴν ἐκκλησιαστικὴν ἅπασαν ἱστορίαν ἀφήγησιν πάντων τῶν ἐν τῇ θείᾳ ἱερουργίᾳ τελούντων* (S. 31 — 48) in einundzwanzig Kapiteln. Das Ende fehlt. 3. *Τοῦ ἁγίου Σωφρονίου ἀρχιεπ. Ἱεροσολ. Ἀνακρεόντεια* (S. 49 — 125), im Ganzen zweyundzwanzig Gedichte; doch hat Nr. XIV. nur die Aufschrift und den Anfangsvers. Nr. XV. blos die Aufschrift. Bey Nr. XVI. fehlt der Anfang. Bey Nr. XIX. sind drey Verse nach dem sechsundzwanzigsten ausgefallen. Auch in Nr. XX. V. 14 ist eine Lücke. Die Ausgabe besorgte, wie schon oben gemeldet wurde, Petr. Matranga aus dem mit vieler Mühe aufgefundenen Barberinischen Pergamentcodex, welcher ungefähr dem dreyzehnten Jahrhundert angehören mag und sehr schön

geschrieben und verziert ist; aber nur zu sehr Schaden gelitten hat, wie man aus dem oben angeführten Inder ersehen kann; denn die Handschrift umfaßte eine Reihe von Liederdichtern vom sechsten Jahrhundert bis zum zehnten und noch weiter herab.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1845.

Zweytes Quartal. April — Juny

(Fortsetzung.)

Paolo Sarpi. Lettere scelte inedite. Capolago. 1833.

A. Trendelenburg, Raphaels Schule von Athen. Berl. 1843.

The illuminated books of the middle ages. A history of illuminated books from the VI to XVII. century by H. Noel Humphreys. Part I. Lond. 1844.

Carlo d'Arco. Intorno al carattere nazionale che aver debbono le arti italiane. Mantua 1842.

Vitraux peints de Saint-Etienne de Bourges, recherches détachées d'une monographie de cette cathedrale par M. M. Arthur Martin et Charl. Cahier, prêtres. Verrières du XIII. siècle. Livr. 15 et dernière. Par. 1844.

A. P. F. Robert-Dumesnil, Le peintre-graveur français. Vol. 7. Par. 1844.

Dr. Fr. Wieseler, Die Nymphe Echo. Eine kunstmythologische Abhandlung. Götting. 1844.

Ferd. Banalli, Della pittura religiosa. Firenze 1844.

V. de Sansonetti, Tente de Charles le teméraire, Duc de Bourgogne, ou tapisserie prise par les Lorrains, lors de la mort de ce prince devant leur Capitale en 1477. Nancy 1843.

Dr. Carlo Zardetti, Monumenti cristiani nuovamente illustrati. Milano 1843.

R. Boucheron, Filosofia della musica o estetica applicata a quest' arte. Milano 1842.

M. de Blainville, Histoire générale, critique et philologique de la musique. Par. 1767.

Fr. Giehne, Studien und Skizzen aus der Mappe eines Zeitschriftstellers. Karlsruhe 1844.

J. G. Hoffmann. Die Zeichen der Zeit im deutschen Münzwesen als Zugabe zu der Lehre vom Gelde. Berl. 1841.

Charl. Dunoyer. De la liberté du travail ou simple exposé des conditions dans lesquelles les forces humaines s'exercent avec le plus de puissance. Vol. 1—3. Par. 1845.

P. Stan. Mancini, Del migliore ordinamento del nuovo gran Carcere di Avellino e della introduzione della riforma penitenziaria nelle due Sicilie. Flor. 1843.

C. Burn, A naval and military technical dictionary of the french language. Lond. 1842.

K. Ad. Löhr, Großes Kriegswörterbuch oder Encyclopädie aller in das Gebiet der Kriegswissenschaften einschlagenden Wörter und Materien. Lief. 1. Mannheim 1845.

Tratado de re militari hecho a manera de dialogo. Brusselas 1590.

Marmont Duc de Raguse, Esprit des institutions militaires. Par. 1845.

G. Tramontini, Delle projezioni grafiche e delle loro principali applicazioni. P. 1. 2. Modena 1841.

Dr. H. Klencke, Untersuchungen und Erfahrungen im Gebiete der Anatomie, Physiologie, Mikrologie und wissenschaftlichen Medizin. Th. 1. 2. Leipz. 1843.

The London medical gazette, Lond. 1841.

Dr. Fr. Simon, Beyträge zur physiologischen und pathologischen Chemie und Mikroskopie in ihrer Anwendung auf die praktische Medizin. Bd. 1. Berl. 1845.

Dr. J. Heine, Die organische Ursache der Herzbewegung. Germersheim 1840.

Dr. R. Hasenclever, Die Raumvorstellung aus dem Gesichtssinn. Ein Beytrag zur Theorie des Sinnenlebens. Berl. 1842.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. September.

Nro. 181. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Spicilegium Romanum. Romae. Typis collegii Urbani. 1839 — 44.

(Fortsetzung.)

Schon Leo Allatius hatte eine Ausgabe dieser Lieder und anderer heiliger Sänger versprochen. Als Probe gab er in seiner Abhandlung de Simeonibus die vierte Ode. Hr. Matranga lieferte nicht bloß den Text, sondern fügte S. 585 ff. auch kritische und erklärende Anmerkungen und S. 621 ff. eine Lateinische Uebersetzung bey. Sehr gründlich und lehrreich ist seine Vorrede, der wir schon oben gedachten. 4. *Τοῦ αὐτοῦ ἁγίου Σωφρονίου τριῴδιον* (S. 126 — 225) aus einem alten und sehr schön geschriebenen, von den bisher herausgegebenen ganz abweichenden, Vat. Cod., optimi generis et prorsus orthodoxi, fehlt der Herausgeber bey. In der Handschrift kommen mehrere Melodien vor, Antonius der Mönch, ein gewisser Clemens, Johannes der Mönch (d. i. der Damascener), Joseph Despota, Sergius, Sophronius und Theodorus Studita. Card. Mai aber wählte nur die mit Sophronius Namen bezeichneten aus. 5. *Βίος καὶ πολίτεια καὶ μαρτύριον καὶ ιάσεις τῶν θαυμάτων διήγησις τῶν ἁγίων ἐνδόξων ἀναργύρων Κύρου καὶ Ἰωάννου* (S. 230 — 241.). 6. *Ἄλλη πολίτεια ἀκέφαλος τῶν ἁγίων μαρτύρων Κύρου καὶ Ἰωάννου* (S. 242 — 248.). Diese zwey Schriften stehen in dem nämlichen Vat. Codex 1607, welcher die im vorigen Bande abgedruckte Lebens- und Wundergeschichte der heil. Märtyrer Cyrus und Johannes enthält, und sind dort diesem Werke vorausgeschickt. Der Verfasser von einer derselben, wenn nicht von beyden, ist der nämliche Sophronius. Bey der zweyten fehlt der Anfang; in beyden aber werden die kleinen auf die nämlichen Martyrer von dem heil. Cyrillus verfaßten Reden, welche in dem Codex zwischen beyde Geschichten eingefügt sind und von unserm Herausgeber als Anhang S. 248 — 252. zuerst bekannt gemacht wurden, erwähnt. Alles dieß findet man in dem genannten Codex; in einer Lateinischen Handschrift der Vaticana Nr. 5410. aber ist die erste Geschichte nicht enthalten, weil sie zu Anfang mangelhaft und nicht aus der oben angeführten genommen ist, wie aus der verschiedenen Ordnung der Materien und dem Umfang erhellt. Die zweyte kommt dort allerdings vor; doch fehlt der Anfang. Beygefügt sind Cyrillus Reden. 6. Historia acephala SS. MM. Cyri et Johannis. Interprete Anastasio bibliothecario (S. 253 — 263.). Diese Uebersetzung, welche von vorn herein mangelhaft ist, rührt, wie man aus dem am Ende angebrachten Zusatz, in welchem der Name genannt wird, offenbar von dem Bibliothekar Anastasius her, so wie die darauf folgende Lateinische Uebersetzung Cyrillischer Reden (S. 263 — 266.). 7. SS. Cyri et Johannis Passio auctore Petro Parthenopensi mit einem voranstehenden Monitum des Herausgebers (S. 267 — 280). Daran reihen sich mehrere Fragmente von Legenden mit Prologen von dem nämlichen Verfasser (S. 281 — 300.). 8. Claudii Taurinensis praefatio in catenam ad Matthaeum, aus einem sehr alten in die Zeit des Verfassers (Claudius lebte um das Jahr 815), wie es

ſcheint, hinaufreichenden Codex (S. 301—305.) 9. Domni Paulini Sermo ad populum in quadragesima. 10. Item homilia legenda de inicio quadragesimae. 11. Breviarium de sancto evangelio homilia legenda ad populum. Dieſe drey Homilien (S. 309—316.) ſind aus einem dem ſiebenten oder achten Jahrhundert angehörenden Seſſorianiſchen Codex des Ciſtercienzer Kloſters S. Croce di Gerusalemme zu Rom genommen. Der Verfaſſer derſelben dürfte, wie Card. Mai vermuthet, Paulinus Biterensis ſeyn. 12. Venerabilis Petri Damiani Sermo ad sacerdotes, zum erſten Male bekannt gemacht, und zwar aus einem Seſſorianiſchen Cod. des zwölften Jahrhunderts (S. 316—322.). 13. Vita S. Nicolai Episcopi (Myrensis) et Confessoris auctore Johanne Diacono (S. 324—339.) aus einer alten Vat. Handſchrift abgedruckt. Johannes Diaconus lebte circa 903. 14. *Ὑπόμνημα ἤγουν ἐξήγησις τοῦ ἁγίου καὶ ἐνδόξου μεγαλομάρτυρος καὶ θαυματουργοῦ Ἀρτεμίου συλλεγὲν ἀπὸ τῆς ἐκκλησιαστικῆς ἱστορίας Φιλοστοργίου καὶ ἄλλων τινῶν παρὰ Ἰωάννου μονάχου* (S. 340—397). „In Photianis Philostorgii," ſagt der Herausgeber in einer Anmerkung S. 340, „quae sola supersunt, excerptis nihil de Artemio dicitur. Nos igitur hanc nobilem Philostorgianae historiae partem deperditam ope codicis Vaticani recuperamus." Daß der eigentliche Verfaſſer dieſes Werkchens der heil. Johannes Damascenus (in Handſchriften gewöhnlich Johannes der Mönch genannt) iſt, glaubte ſchon Allatius, welcher eine Ausgabe desſelben beabſichtigte, wie aus ſeinen in der Vallicelliſchen Bibliothek aufbewahrten Papieren und aus ſeinen Symmiett. p. 452 Nr. XLVII. erhellt. Der nämlichen Anſicht iſt Labbé in dem prospect. opp. Damasc. 15. Ex thesauro orthodoxae fidei Nicetae Choniatae Excerpta (S. 399—498). Die fünf erſten Bücher dieſes Werkes, welches Nicetas, im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert blühend, nach der Einnahme Konſtantinopels durch die Lateiner in der Verbannung ſchrieb, gab Pet. Morell bloß Lateiniſch. „Decrevi itaque," ſagt unſer Herausgeber S. 298., „notabiliora saltem excerpta ex Vaticanis codicibus Graece excitare, capto initio a Morellianae editionis fine, nimirum a sexto libro, qui, ut cognoscimus ex Montfauconii summariis, in Macedonii praesertim haeresi versabatur." Die vorliegende Auswahl umfaßt neun Kapitel. I. Ueber Macedonius und ſeine Häreſie. II. Ueber Neſtorius. III. Ueber Eutyches und andere Monophyſiten. IV. Ueber die fünfte Synode. V. Ueber die Häreſie der Aphthartodoketen. VI. Ueber die ſechſte Synode. VII. Ueber die Häreſieen der Armenier. VIII. Ueber die Secte der Agarener. IX. Ueber die Häreſie der Lizicianer. 16. *Θεοδώρου Μοψουεσίας ἐπισκόπου ἐξ ἑρμηνείας τῆς Παύλου πρὸς Ῥωμαίους ἐπιστολῆς τὰ εὑρεθέντα* (S. 499—573.). Ein nicht unbedeutender Theil aus Theodorus Commentar zu dem Römerbrief, der aus der vorzüglichſten der in der Vaticaniſchen Bibliothek befindlichen Catenen genommen wurde. Auch die Münchner Hof- und Staatsbibliothek beſitzt eine ſehr ſchätzbare Handſchrift einer ſolchen Catena zu dem Römerbriefe, welche dem zwölften Jahrhundert angehört; aber nicht vollſtändig iſt, da ſie mit Kap. VII. V. 7. beginnt. 17. Ferrandi complementum operis de septem regulis innocentiae (ad Reginum Comitem) hactenus ineditum (S. 575—577), aus einer Handſchrift der Ambroſianiſchen Bibliothek in Mailand. Ferrandus lebte um das Jahr 540. Unſer Herausgeber bemerkt S. 574: Et quidem Chifletius iamdudum dixerat hoc Ferrandi opus valde perturbatum ac deformatum mendis se comperisse; quo nunc minus miremur partem eius deperditam in Ambrosiano codice repertam videri. Illud tamen me nonnihil suspensum tenet, quod de rege, non de duce vel comite in hoc complemento semper sermo est."

Sehr abſtechend gegen den bisherigen Inhalt dieſes Bandes iſt die S. 578—581 aus *Ἀσκληπιοδότου φιλοσόφου τέχνη τακτικὴ* mitgetheilte Probe, welche bloß die zwey erſten Kapitel dieſer Schrift enthält. Card. Mai bediente ſich des Apographums, welches ſich einſt Leo Allatius von dem Mediceiſchen Codex (ſ. Bandini Catalog. Codicum MSS. Graecc. bibliothecae Mediceo-Laurent. T. II. p. 229) gemacht hatte. Da dieſes Werkchen des Asklepiodotus von ſehr geringem Umfang iſt, indem es nur aus zwölf Ka-

piteln beſteht, ſo hätte Ref. gewünſcht, daß es vollſtändig hätte gegeben werden mögen. Sodann folgen noch S. 582—584. Sententiae militares, welche der Abſchrift des Allatius angehängt ſind und den Titel führen: *Τὰ εἰς ὕστερον ἐκβληθέντα ἀπὸ ἄλλων βιβλίων γνωμικά.* In der Anmerkung, welche der Herausgeber S. 582 unter dem Texte angefügt hat, heißt es: „Hae sententiae in MS. Mediceo subiunguntur incerto auctori, qui de re militari et orationibus militaribus scripsit. Asclepiodotus autem proxime in eodem codice sequitur.“ Auffallend iſt in dieſen Gnomen S. 584 folgende Stelle: *Δεῖ τὸν στρατηγὸν τοῖς ἐναντίοις ἐπιβουλεύειν δι' ὅπλων μᾶλλον, ἀλλὰ καὶ διὰ σιτίων καὶ ὕδατος, τὰ μὲν ἄτοπα ποιοῦντα, τὰ δὲ τοῖς Σαρασίμοις φαρμάσσοντα.*

Am Ende S. 643 f. werden uns noch *Σοφρονίου μοναχοῦ ἰατροσοφίσου (Ἀνακρεόντεια) εἰς τὸν Ἰωσὴφ* (den Sohn Jacobs) mitgetheilt.

Des fünften Bandes erſter Theil gehört ganz der Patriſtik an. Voran ſteht Apponii in Canticum Canticorum Explanatio, wovon wir aber nur das ſiebente, achte und die Hälfte des neunten Buches erhalten. Die ſechs erſten gab bekanntlich ſchon Joh. Faber zu Freiburg 1538, aber aus einem ſehr fehlerhaften Codex, heraus; und aus dieſer Ausgabe gingen ſie in die Patrum bibliotheca Lugd. Tom. XIV. über. Vollſtändig erſchien dieſes aus zwölf Büchern beſtehende Werk, welches als ein Muſter trefflicher Auslegungsweiſe gerühmt wird, zu Rom im J. 1843 im Quartformate mit einem Facſimile aus dem Seſſorianiſchen Cod. durch die Bemühungen zweyer Ciſtercienſer des Kloſters S. Croce di Geruſalemme, Girolamo Bottino und Giuſ. Martini, mit einem ſehr gelehrten und gründlichen Vorberichte. Dieſe Ausgabe weicht, wie Ref. durch Vergleichung des ſiebenten Buches mit der Mai'ſchen ſich überzeugte, hie und da von der letzteren bedeutend ab. Auffallend aber iſt, daß Bottini und Martini der Mai'ſchen Bearbeitung, ungeachtet der vorliegende Band des Spicilegiums ſchon zwey Jahre früher gedruckt wurde, in ihrer Vorrede mit keiner Sylbe erwähnen, was vermuthlich daraus zu erklären iſt, daß die bis dahin gedruckten Bände des Spicilegiums noch nicht ausgegeben waren, und Card. Mai den Seſſorianiſchen Codex wohl geſehen, aber nicht benutzt, ſondern aus dem Ambroſianiſchen (D. 37. part. sup.) geſchöpft hatte, von dem er in der Vorrede S. VII. bemerkt: quem ego ipsemet Mediolani prae manibus habui, und ganz unten: Quum ego tam boni auctoris partem non modicam apud me exscriptam haberem, nempe libros septimum atque octavum, dimidiumque nonum, nolui plures in annos premere, daturus reliquos deinceps libros, cum occasio otiumque fuerit.“ Ferner S. 1. in der Anmerk.: „Atqui ego sex alios eiusdem Apponii ineditos libros — — olim deprehenderam in codice Mediolanensi Ambrosiano D. 37. p. sup. et nuper etiam in Romano bibliothecae Sessorianae codice observati fuerunt; quem reliquum vetustissimi auctoris laborem, ne is diutius cum Hattis dimicet, nunc ego, partim saltem, in hoc meo volumine divulgare constitui.“ Uebrigens muß Ref. bemerken, daß es ihn ſehr befremdete, daß der Herausgeber, nachdem er in der Vorrede S. V. f. evident bewieſen hatte, daß Apponius in der Mitte des ſechſten Jahrhunderts faſt gleichzeitig mit Pabſt Vigilius unter der Regierung Juſtinians I. lebte, ihn S. 1. in der Anmerkung auf einmal, ohne irgend einen Grund anzugeben, in das ſiebente Jahrhundert herabſetzt.

Auf Apponius folgen ſodann mehrere kleinere patriſtiſche Schriften von verſchiedenen Verfaſſern. 1. Fausti Episcopi Sermones de Pentecoste (S. 85—88.), de S. Trinitate (S. 89—92.) und de Spiritu sancto (S. 93—96.) aus Vat. Codd. 2. Faustini Episcopi Sermo in Epiphania Domini (S. 98—100.). 3. Cyrilli beatissimi Episcopi Alexandriae urbis ad totius Aegypti regionem epistola paschalis Arnobio interprete (S. 101—118). Dieſe epistola paschalis, von Arnobius dem Jüngern überſetzt, iſt eine Ergänzung zu deſſen altercatio cum Serapione. 4. Cyrilli Alexandrini Sermo de parabola vineae (S. 119—122), zum erſten Male aus dem nämlichen Codex Griechiſch herausgegeben, deſſen ſich Achilles Statius bey ſeiner Lateiniſchen Ueberſetzung, welche im Jahre 1578 zu Rom gedruckt wurde, bedient hatte. 5. Laurentii Episcopi Sermo in vigiliis S. Patris Benedicti (S. 123—128). Laurentius, Benedictiner des

Klosters Monte Casino, lebte um das Jahr 950. Seinen Bischofssitz geben jedoch die Urkunden seines Klosters nicht an. Der mit Langobardischen Charakteren geschriebene und mit wunderschönen Malereyen verzierte Vatic. Cod. 1202, aus welchem dieser Sermon abgedruckt ist, stammt von Casino. 6. **Alberici Diaconi Prologus ad vitam et obitum S. Scholasticae virginis et Homilia in natali S. Scholasticae,** aus dem nämlichen Codex zum ersten Male herausgegeben (S. 129 — 143). Albericus, ebenfalls Benedictiner des Klosters Monte Casino und mit dem Römischen Purpur bekleidet, starb im Jahre 1088. 7. **Leonis clerici Romani prologus ad vitam S. Johannis Chrysostomi** mit der clausula Leonini operis (S. 155 - 157.), aus einem Cod. der Königin Christine von Schweden. Leo lebte im eilften Jahrhundert. 8. **Cassiodorii (sic constanter) Supplementum** (S. 157 — 160.) zu B. I. Kap. 16. der Institutiones div. litter. Cassiodorii und zu Kap. 23. aus einem trefflichen, mit Langobardischen Charakteren geschriebenen Vatic. Cod. des zwölften Jahrhunderts. An einer andern Stelle hat der genannte Cod.: Inveni item de Pythonissa eiusdem praefati viri (d. i. S. Augustini) duos sermones habitos ad populum in basilica.

Der zweyte Theil umfaßt Griechische Litteratur, und zwar klassische und patristische. Wir erhalten hier 1. *Στεφάνου φιλοσόφου ἐξήγησις εἰς τὸ προγνωστικὸν τοῦ Ἱπποκράτους* (S. 1 — 160.). Aber bloß die ersten zwey Abtheilungen, welche bis zur p. 43. v. 31. des ersten Bandes der Foësischen Ausgabe des Hippokrates reichen. Denn die dritte fehlt im Vat. Cod. 2154, welcher überdieß die falsche Aufschrift *Ἰωάννου φιλοσόφου* hat. Doch ist der treffliche Commentar des Stephanus für uns keine neue Erscheinung; denn wir besitzen ihn schon lange vollständig in der schätzbaren Ausgabe Griechischer Commentatoren des Hippokrates, die der ächt klassisch gebildete Königsberger Arzt Dr. Friedrich Reinhold Dietz unter dem Titel: **Apollonii Citiensis, Stephani, Palladii, Theophili, Meletii, Damascii, Joannis, aliorum Scholia in Hippocratem et Galenum e Codicibus MSS. Vindobonens. Monacens. Florentin. Mediolanens. Escorialens. etc. primum Graece edidit Frid. Reinhold Dietz. Regiomontii Prussorum. Tom. I—II. 1834. 8.** veranstaltet hatte. Dessen ungeachtet müssen wir diese Gabe des unermüdeten Cardinals Mai als eine sehr willkommene dankbar annehmen, weil er uns zuerst den Vat. Cod. zugänglich gemacht und der philologischen Kritik Gelegenheit zu neuen Untersuchungen gegeben hat. 2. *Τοῦ ἁγιωτάτου μητροπολίτου Θεσσαλονίκης κυροῦ Εὐσταθίου προοίμιον εἰς τὸν ἐξηγησόμενον ἰαμβικὸν κανόνα, οὗ προοιμίου πρὸς τῷ τέλει κεῖται καὶ ἡ κατ' ἐκεῖνον ἀκρόσιχις* (S. 161 — 383.). Der gelehrte Commentar des berühmten Auslegers des Homers zu dem Pfingst Hymnus des Johannes Damascenus erscheint hier zum ersten Male nach dem Cod. Vat. bombyc. 1409. abgedruckt. 3. Kurze Proben a) aus **Johannis Monachi Zonarae Expositio Damasceni paschalium canonum seu canticorum** (S. 384 — 389.). b) **Theodori Prodromi Expositio dominicalium item canonum sive canticorum** (S. 390 — 396.). c) Aus dem Vat. Ottob. 324., in welchem mehrere in politischen Versen geschriebene Gedichte des nämlichen Verf. vorkommen, S. 396. nur die Titel. d) Aus **Nicetae Dalybrorum Episcopi Expositio carminum magni Gregorii theologi** (S. 397 — 401.) nur der Anfang. e) **Bruchstücke** aus *μητροπολίτου Θεσσαλονίκης κυροῦ Εὐσταθίου λόγος πανηγυρικὸς εἰς τὴν ἁγίαν μεγάλην τεσσαρακοστήν* (S. 402 — 405.), so wie aus dessen *ἐπιτάφιος εἰς τὸν μοναχικὸν ἐπὶ διορθώσει τῇ περὶ αὐτοῦ*. S. 405 — 409. Daran reihen sich S. 410 — 448.) Declamationen und Schilderungen des Sophisten Gyericius aus dem Vat. Cod. 1898. Ferner (449 — 461) eine Oratio funebris in adolescentem discipulum et familiarem, „quem Furiae torvo dederant spectacula Marti" hie und da lückenhaft), S. 461. ein Fragment eines Panegyricus und S. 462. noch einige Bruchstücke von dem nämlichen Verfasser. Den Schluß machen (S. 464.) drey Fragmente des **Dion Cassius** aus einer bisher unbenützten Vat. Handschrift.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. September.

Nro. 182. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Spicilegium Romanum. Romae. Typis collegii Urbani. 1839 — 44.

(Fortsetzung.)

Noch müssen wir einer kurzen Probe von dem Commentare des Theophilus Protospatharius, des Lehrers des oben erwähnten Arztes Stephanus, zu Hippokrates Aphorismen, welche am Ende der Vorrede S. XXIX. f. aus einem sehr schön geschriebenen, vielleicht in das zehnte Jahrhundert hinaufreichenden Vat. Cod. abgedruckt wurde, gedenken, ungeachtet uns dieses Bruchstück der gelehrte Dietz, welcher durch einen allzufrühen Tod den Wissenschaften und der leidenden Menschheit entrissen ward, in den oben angeführten Scholien Griechischer Aerzte zu Hippokrates und Galenus Bd. II. S. 245. ff. aus dem Wiener Cod. medic. XLIX. membr. Sacc. XIV. weit vollständiger gegeben hat.

Wir gehen nun zu dem sechsten Bande über. Mehrere schätzbare patristische Fragmente, welche bisher ganz unbekannt waren, sind in die ziemlich weitläufige Vorrede eingeflochten: a) aus Gregorii II. Pap. Oratio de cultu imaginum (in concilio III. Stephani habita) in Albini Scholaris Collectaneis L. I. fol. 6. (Cod. Ottob. 3057. in orbe fortasse unic.); b) aus Johannis metropolitae Ephesi oratio contra schismaticos (Cod. Vat. Ottob. 213.); c) aus Methodius; d) folgen Testimonia pro dogmate de Spiritus S. processione a Filio et de Rom. ecclesiae primatu; e) Fragmente aus Athanasii epistola ad Aegypti et Syriae episcopos und aus des H. Cyrillus von Alexandria verloren gegangenem Commentare zu Ezechiel, um nur der bedeutendsten zu erwähnen. — Der Herausgeber richtete hier sein Augenmerk zuvörderst auf die Geschichte der Päbste, Kirchenrecht und Liturgie.

S. 1—270. erhalten wir Bernardi Guidonis Catalogus Pontificum Romanorum cum inserta temporum historia von Petrus I. bis auf Gregor II. Das Verzeichniß der von Bernhard bey der Bearbeitung dieser Biographieen der Päbste benutzten Schriftsteller, so wie das der in denselben vorkommenden Päbste, nebst der Epistel an Johann II. und dem Prolog zu seinem Werke finden sich am Ende der Vorrede. Bernhard verknüpfte zugleich mit dem Leben der Päbste die politische Geschichte. Da nun sein Werk sehr anwuchs, so veranstaltete er in der Folge einen Auszug aus demselben, der durch Theodorich von Niem mit den bey Eccard vorkommenden Lebensbeschreibungen von Nicolaus IV. bis zu Urban V. vermehrt wurde. Der Herausgeber des vorliegenden Werkes hielt sich an den Auszug. Ueber die Behandlung seines Schriftstellers möge man ihn in der Vorrede S. IX. f. selbst vernehmen. S. 181—198. sind die Fasti Karolini, vom Jahre 708—800 gehend, aus einem sehr alten Corbeier Cod. eingereiht; ferner S. 228—239. der genuinus et priscus ordo Romanus ad coronandum imperatorem aus dem berühmten Cincischen Cod., welcher dem Hause Colonna gehörte, und, während Ang. Mai Vorstand der Vaticana war, zur letzteren gelangte. Daran schließt sich die Formel des von dem Kaiser Friedrich II.

dem Papst Honorius Kraft einer Urkunde im J. 1219 geleisteten Eides, welchen jener im J. 1221 durch eine andere Urkunde bekräftigte. Beyde sind aus der nämlichen Handschrift genommen.

Angehängt an den Catalogus ist eine Notitia Cardinalium S. R. E., welche Bernhard vornehmlich aus Richard von Clugny geschöpft und seinen Lebensbeschreibungen der Päbste vorgesetzt hatte. S. 273. ff. folgt historiae Pontificiae Fragmentum aus dem vierten Buche der ungedruckten Collectio canonica Bonizo's, Bischofs von Sutri, und aus den noch nicht edirten Collectaneen des Albinus Scholaris, welcher in dem letzten Theile seines Werks aus Bonizo's unbekanntem Buche de vita Christiana die Nachrichten über die übrigen Päbste bis auf Urban II., mit welchem Bonizo schloß, ausschrieb. S. 282. ff. finden sich Vitae aliquot Pontificum, welche Lorenzo Zacagni, weiland Vorsteher der Vaticana, aus verschiedenen Handschriften dieser Bibliothek gesammelt; aber, von dem Tode ereilt, nicht bekannt machen konnte, von Benedict IX. bis zu Callistus II. Eine schätzbare Zugabe zu dem Leben des P. Innozenz III., wodurch das 145. Kapitel der öfter gedruckten Gesta desselben trefflich ergänzt wird, erhalten wir S. 300—312. aus einer alten Handschrift des päbstlichen Archivs.

Nach diesen Lebensbeschreibungen der Päbste sollte gemäß dem Plane des Herausgebers das jus Pontificium folgen. Doch wollte er vor der Hand nur Proben oder Summarien von einigen ungedruckten Canonensammlungen mittheilen, bis ihm Zeit und Umstände verstatten würden, Ausführlicheres zu liefern.

Die erste Stelle unter den hier aufgeführten Canonisten räumte er dem h. Anselmus von Lucca ein, weil er als Zeitgenosse und Freund Gregors VII., welcher in dieser Ausgabe der Biographieen der Päbste der Zeit nach der letzte ist, an diesen sich zunächst anschließt, und auch auf dessen Anrathen sein Werk in dreyzehn Büchern verfaßte, welches unter dem früher über diesen Gegenstand Erschienenen für das reichhaltigste, gelehrteste, berühmteste und zugleich nützlichste gehalten wird. Schon mehrere angesehene Gelehrte versprachen, es durch den Druck bekannt zu machen; doch hielt sie theils die Größe desselben, theils andere zufällige Umstände von ihrem Vorhaben ab. So kam es, daß Anselmus noch immer im Staube der Bibliotheken verborgen liegt. Die Vaticana bewahrt wenigstens sieben Handschriften des Anselmus, worunter zwey sehr alte und fast in seine Zeit hinaufreichende sich befinden. Doch fehlt in diesen das eilfte Buch de poenitentia, welches sich in einer jüngeren erhalten hat. Card. Mai giebt vor der Hand S. 316—393. nur die Kapitelüberschriften der dreyzehn Bücher, worauf S. 394. f. die von dem Verfasser angeführten Schriftsteller und Werke aufgezählt werden.

Weiter hinaufreichend, als Anselmus von Lucca, ist die aus neun Büchern bestehende alte Canonensammlung, von welcher S. 397—472. außer dem Vorberichte, wie bey Anselmus, nur die Kapitelüberschriften und das Verzeichniß der angeführten Auctoren und anonymen Werke angegeben sind. Sie findet sich in dem zu Anfang des zehnten Jahrhunderts mit Longobardischen Charakteren geschriebenen Vat. Pergamentcodex 1349.

Hierauf folgen S. 477—561. Innocentii III. Papae Sermones XII., welche nach dem Antritte des Pontificats von ihm gehalten worden, aus dem Vat. Pergamentcodex 700., der bald nach des Verfassers Tode geschrieben wurde, mit Ausnahme der Rede ad claustrales, welche aus dem Cod. Ottob. Vat. 132. genommen ist, abgedruckt. Von der sechsten Rede wurde der noch nie edirte Theil (nämlich der Anfang) gegeben; denn der größere ist schon in der Venediger Ausgabe der Werke des Innocenz vom J. 1578 Bd. I. S. 125. enthalten. Zum ersten Male erscheint hier (S. 562—578.) sein Dialogus inter Deum et peccatorem aus dem Pfälzisch-Vat. Cod. 363. Aus dem vorhergehenden Innocentianischen ist der Sermo Magistri Romani Cardinalis de poenitentia (oder de confessione) S. 579—582. Der Cardinalpriester Romanus lebte nämlich, wie die Fasti bey Cardella bezeugen, unter Pabst Paschal II. zu Anfang des zwölften Jahrhunderts.

Eine reiche Quelle für Liturgie iſt der Liber mitralis oder Tractatus de officiis ecclesiasticis des Sicardus, Biſchofs von Cremona, eines Zeitgenoſſen des Pabſtes Innocenz III. Irrig hielt Muratori im ſiebenten Bande der Scriptt. rerum Italicc. den Mitralis für eine Chronik desſelben Verfaſſers. Von dieſem aus neun Büchern beſtehenden Werke, wovon jedes Buch mit einer eigenen Vorrede verſehen iſt, werden S. 583– 586. nur die Titel oder Kapitelüberſchriften eines jeden gegeben und S. 587 — 598. einige Excerpte, welche auf heilige Gebäude oder auf kirchliche Philologie Bezug haben, beygefügt. Unter den zwey Handſchriften, welche die Vaticana von dieſem Werke beſitzt, ſtammt die älteſte aus des Verf. Zeit; die andere iſt um ein Jahrhundert jünger und am Ende mank.

Sodann folgen einige Bruchſtücke: 1. über die Päbſte aus einem Griechiſchen Chronikon (S. 599 —602), nämlich von Formoſus bis zu dem aufgedrungenen Johannes, dem Nachfolger Johannes des Zehnten. Dieſes Fragment findet ſich in zwey Handſchriften der Vat. Bibliothek, in der Ottob. 77. Bl. 23. und in der Vat. 1455. Bl. 23. (wovon eine neue Abſchrift im Vat. Cod. 7143. Bl. 330. enthalten iſt), ohne Lateiniſche Ueberſetzung, weil Bernhard Guidonis die Stelle eines Interpreten vertreten kann. Aus welchem Chronikon aber dieſes Bruchſtück genommen ſey, konnte der Herausgeber nicht ermitteln. 2. Historiae ecclesiasticae Fragmentum aus einem Mailänder Cod. (M. 88. b.) aus welchem Graf Carlo Caſtiglioni dem Herausgeber die Kapitelüberſchriften des dritten Buches und den Text des erſten, zweyten und achten Kapitels desſelben mittheilte, mit beygefügter Lateiniſcher Ueberſetzung (S. 603—610).

Zuletzt erhalten wir noch etliche Excerpte aus der Gnomenſammlung des Mönchs Georgidius unter dem Titel: *Γνῶμαι συλλεγεῖσαι ὑπὸ κυροῦ μοναζοντος τοῦ Γεωργιδίου.* Der Herausgeber bemerkt in dem Vorberichte S. 611. f.: „Georgidii opus haud dabimus integrum (quod nemo utiliter faciet, quia plurima extant) modica immo fragmenta quasi gustus et speciminis ergo exhibebimus.“ Ganz anderer Anſicht iſt jedoch der franzöſiſche Gelehrte Boiſſonade, welcher, was dem Card. Mai entgieng, bereits im J. 1829. in dem erſten Bande ſeiner Anecdota Graeca. S. 1—108. das *γνωμολόγιον* des Georgidius oder Georgides aus dem Pariſer Cod. 1166. herausgab, und ſich in ſeinem Praeloquium S. IX. darüber ſo äußert: „Erit quoque ex eius textus varietate unde proficiant eruditi editores, quibus Bibliorum et patrum et profanorum auctorum orationem ad criticum lectionum examen exigere studium et labor est.“ Die Schriftſteller, welchen die von unſerm Herausgeber aus Georgidius Gnomenleſe ausgehobenen Bruchſtücke angehören, ſind Gennadius, Georgius (Piſides), Dionyſius, Irenaeus, Theopemptus, Theophilus, Johannes der Syrer, Lindus, Methodius, Menander, Polianus (vielmehr Polyaenus, wie bey Bandini (Catalog. Codd. MSS. Gr. biblioth. Mediceo-Laurent. T. I. p. 254. geleſen wird), Prokopius der Sophiſt, Polychronius, Severianus, Photius und Heliodorus. Daß, wie es die Natur der Handſchriften ſolcher Sammlungen mit ſich bringt, von denen oft die eine Mehreres und Ausführlicheres, als die andere enthält, wie z. B. die Venediger im Vergleich mit der Pariſer (ſ. Boiſſonade's Praeloq. S. VIII.), Vieles von dem, was uns hier geboten wird, auch bey Boiſſonade vorkommt, Manches hingegen fehlt, anderer Abweichungen in den Aufſchriften und im Texte nicht zu erwähnen, läßt ſich leicht erwarten. Doch müſſen wir, was die dem Menander zugeſchriebenen zwölf Verſe, welche noch nie, wie der Herausgeber glaubt, edirt ſeyn ſollen, anlangt, bemerken, daß die zwey erſten dem Sirach XIII. 20. f., wie ſchon Boiſſonade a. a. O. S. 16. erinnerte, angehören, und nur der vierte, ſiebente und die folgenden weder bey Menander in Meineke's Ausgabe, noch auch bey Boiſſonade ſich finden.

(Fortſetzung folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Zweytes Quartal. April — Juny

(Fortſetzung.)

P. Flourens. Anatomie générale de la peau et des membranes muqueuses. Par. 1843.

Th. v. Sömmerring, Vom Bau des menſchlichen Körpers. Bd. 1. Sömmerrings Leben und Verkehr mit ſeinen Zeitgenoſſen. Von Rud. Wagner. Abth. 1. 2. Leipz. 1844.

P. G. Grimelli, Articolo neurologico sperimentale intorno alla funzione sensoria e motrice dei nervi intercostali. Modena 1842.

Dr. M. J. Weber, Vollſtändiges Handbuch der Anatomie des menſchlichen Körpers. Zergliederungskunde und Kunſt. Bd. 3. Schluß. Leipz. 1845.

Dr. W. Gruber, Anatomie eines Monstrum Bicorporeum eigenthümlicher Art (Thoraco-Gastro-Didymus). Prag 1844.

Dr. C. H. Fuchs, Lehrbuch der ſpeciellen Noſologie und Therapie. Bd. 1. Lief. 1. 2. Götting. 1845.

Schönlein, Kliniſche Vorträge in dem Charité-Krankenhauſe. Herausg. v. Dr. L. Güterbock. Heft 2. 3. Schluß. Berl. 1844.

Dr. A. G. van Onſenoort, Handbuch der Krankheiten und Gebrechen des Auges. A. d. Holländ. von Dr. Neuhauſer. Bd. 1. 1. Crefeld 1844.

Dr. L. Stromeyer, Handbuch der Chirurgie. Bd. 1. Lief. 1. Freyburg 1844.

Dr. W. Büchler, Die vorzüglichſten chirurgiſchen Operationen mit beſonderer Berückſichtigung der v. Wattmann'ſchen Schule. Wien 1845.

C. Heerlein, Ueber den Zuſtand der Pharmazie in Oeſterreich. Hannover 1844.

Dr. Lor. Granetti, Cenni sulle terme d'Acqui. Torino 1841.

B. Bertini, Idrologia minerale etc., negli stati di S. M. il re di Sardegna. Torino 1843.

Dr. M. Biszanik, Die Irrenheil- und Pflegeanſtalten Deutſchlands, Frankreichs, ſammt der Cretinen Anſtalt auf dem Abendberge in der Schweiz. Wien 1845.

P. G. Grimelli, Lettere chimico-mediche. Modena 1842.

Dr. C. Fr. F. Sintenis, das praktiſche gemeine Civilrecht. Bd. 1. Die allgem. Lehren und das Sachenrecht. Leipzig 1844.

W. Th. Richter, Repertorium zur Geſetzgebung des Königreiches Sachſen. 2. Aufl. Lief. 1—5. Leipzig 1844.

Dr. Ant. Heidmann, die öſterreichiſchen Civilgerichts-Ordnungen in ihren Parallelſtellen dargeſtellt. Wien 1842.

C. Seruzier, Précis historique sur les codes français. Par. 1845.

Th. Ravinet, Code des ponts et chaussées et des mines. Vol. 1—6. Par. 1829—36.

Manuel Borges Carneiro. Direito civil de Portugal contendo tres livros I. das pessoas. II. das cousas. III. das obrigaçoes e acçoes. T. 1—3. Lisboa. 1821.

M. v. Wolffeldt, Mittheilungen aus dem Strafrecht und dem Strafprozeß in Livland, Eſthland und Kurland. Th. 1. Dorpat 1844.

Mich. Belli, De feudis commentarius. Romae 1792.

Dr. Heiberg, Das Princip der Nichtintervention in ſeiner Beziehung auf die äußere und innere Organiſation des Staats. Leipz. 1842.

Dr. K. Th. Pütter, das praktiſche europäiſche Fremdenrecht. Leipz. 1845.

F. W. B. Fr. von dem Kneſebeck, Die allgem. Stände und die Provinziallandſchaften des Königreiches Hannover. Hannover 1843.

Dr. E. H. Th. Laspeyres, Die Rechte des eingebornen Meklenburgiſchen Adels. Halle 1844.

A. W. Hefftter, Die gegenwärtige Lage des Reichsgräflich Oldenburg-Bentinkſchen Rechtsſtreites. Berl. 1840.

H. Simon, Die Preußiſchen Richter und die Geſetze vom 29. März 1844. Leipz. 1845.

Dr. M. Luther's Tiſchreden oder Colloquia. Nach Aurifaber's erſter Ausgabe herausg. von Dr. K. E. Förſtemann. Abth. 1. Leipz. 1844.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. September.

Nro. 183. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1815.

Spicilegium Romanum. Romae. Typis collegii Urbani. 1839 — 44.

(Fortsetzung.)

Eine wahre Bereicherung der patristischen Litteratur erhalten wir durch den siebenten Band, welcher die Schrift des h. Germanus I., Patriarchen von Konstantinopel, über die Synoden und Häresieen und des Photius Syntagma canonum umfaßt.

Germanus bestieg im J. 715 den erzbischöflichen Stuhl und kämpfte, so lange er ihn einnahm, über vierzehn Jahre mit wahrhaft apostolischem Eifer gegen den frevlen Uebermuth des Kaisers Leo, des Isauriers oder des Bilderstürmers, bis er endlich der Gewalt weichend, der patriarchalischen Würde entsagte und in dem väterlichen Hause in hohem Greisenalter sein Leben beschloß.

Was seiner Schrift (S. 1—73.), in welcher er uns eine gedrängte Uebersicht der kirchlichen Streitigkeiten bis auf seine Zeit mittheilt, einen besonderen Werth giebt, ist der Umstand, daß sie ihn von dem Vorwurfe des Monotheliſmus, gegen welchen ihn schon der Bollandist Henschen und Bosch siegreich vertheidigten, ganz freyspricht. Des Germanus Schriften gegen die von ihm bekämpfte Häresie der Bilderstürmer hatten ein so großes Ansehen erlangt, daß die Väter der zweyten Nicaenischen Synode seine Briefe, welche in derselben vorgelesen worden, mit den ehrenvollsten Ausdrücken rühmten. Die Häretiker aber waren so sehr gegen ihn aufgebracht, daß sie seine Schriften den Flammen Preis gaben. Das Menologium des Cardinals Sirleto sagt ausdrücklich, daß seine Bücher de orthodoxa fide auf Befehl Leo's des Isauriers verbrannt worden. Auch die vorliegende ist eine Vertheidigung der orthodoxen Lehre und der Bilderverehrung. Kein Wunder also, wenn nur sehr wenige Exemplare derselben dem Verderben entgiengen.

Der Codex, nach welchem Card. Mai seine Ausgabe veranstaltete, stammt aus der reichen Handschriftensammlung des Card. Colonna, in die er aus der Sirletischen gekommen seyn dürfte, und wird jetzt in der Vaticanischen Bibliothek aufbewahrt. Schon Gerh. Voß erwähnte desselben in seinen Anmerkungen zu Gregorius d. Thaumaturg. S. 323. Der Herausgeber arbeitete zu dem von ihm gelieferten Texte eine treffliche Lateinische Uebersetzung aus und fügte auch hie und da erläuternde Anmerkungen bey.

Aus der erwähnten Handschrift floß auch Photii Syntagma canonum, welches 479 Seiten füllt. Vorausgehen die in das Lateinische übersetzten Tituli syntagmatis canon. et capitula ad singulos titulos pertinentia, welche fünf Blätter einnehmen. Dem Texte aber ist keine Lateinische Uebersetzung beygegeben, weil die des Griechischen Unkundigen zu den zahlreichen Lateinischen Collectionen ihre Zuflucht nehmen können. S. 480. enthält eine Ergänzung von zwey p. 11. durch Versehen ausgefallenen Canonen, worauf ein Index rerum notabiliorum folgt. In der Vorrede verbreitet sich der Herausgeber S. VIII. ff. über die dreyfache Bearbeitung der Canonen, welche Photius unternommen, nämlich über die συναγωγή, über

das σύνταγμα und über den νομοκανών desselben, so wie über das Verhältniß dieser drey Werke zu einander; ferner über die von Photius aus den bürgerlichen Gesetzen dem syntagma und dem νομοκανών angehängten Excerpte; und er ist der Ueberzeugung, daß jene Sammlung der kaiserlichen, meistens auf kirchliche Gegenstände sich beziehenden, Gesetze, welche in der Vat. Handschrift auf das σύνταγμα folgt, von Photius gemacht worden, und daß er nachher aus derselben die Excerpte entnommen, um sie in das σύνταγμα und in den νομοκανών einzureihen. Doch dürfte diese Ansicht den Anforderungen der philologisch-canonistischen Kritik und den neuesten Forschungen auf diesem Gebiete schwerlich entsprechen.

Eine interessante Stelle über die kirchliche Freyheit theilt der Herausgeber S. XX. f. aus dem Synodicon ecclesiae Constantinopolitanae mit, welches er in einer kostbaren und seltenen Vat. Handschrift entdeckte. Für kirchliche Immunität kommt in dem nämlichen Codex synodicus ein noch ungedrucktes Werkchen des Anastasius Sinaita vor, aus dem er für jetzt nur Titel und Anfang gab. Merkwürdige, für den fortdauernden Römischen Primat zeugende, Stellen werden S. XXV. ff. aus dem erwähnten, obgleich von einem Schismatiker verfaßten, Synodicon angeführt. Für die Kirchengeschichte ist die S. XXX. ff. aus einem Vat. Codex über die Patriarchen Tarasius und Nicephorus mitgetheilte Notiz, die Trennung des Theodorus Studites von diesen, welche seine Anhänger nur zu lange fortsetzten, betreffend, nicht ohne Werth.

Die geringste Ausbeute für klassische und patristische Litteratur finden wir in dem achten Bande. Den Anfang macht Sedulii Scoti Liber de rectoribus Christianis ad Carolum Magnum imperatorem vel Ludovicum Pium (S. 1 — 69.). Die dem ersten Kapitel vorgesetzte Aufschrift aber lautet so: Incipit Liber Sedulii de rectoribus Christianis et convenientibus regulis, quibus est res publica rite gubernanda. Der Abdruck wurde aus der höchst seltenen pfälzischen Handschrift, welche im J. 1622 zugleich mit der pfalzischen Bibliothek nach Rom wanderte, besorgt, da der Herausgeber befürchtete, daß die Handschrift durch einen Zufall zu Grunde gehen und so jenes opus priscum et pro illa aetate non contemnendum, wie er sich in der Vorrede S. VI. ausdrückt, für immer verloren seyn könnte.

Sehr schätzbar ist Πρόκλου Λυκίου Πλατωνικοῦ διαδόχου εἰς τὸν ἐν πολιτείᾳ τοῦ Πλάτωνος μῦθον ὑπόμνημα S. 664 — 712. Dieses den Schluß des zehnten Buches des Platonischen Staates erläuternde Bruchstück hat noch die specielle Aufschrift: Πῶς ἡ τῶν παίδων βρῶσις γίνεται ἐκ τοῦ παντὸς καὶ πῶς τοῦτο φιλεῖται ψυχῇ ἐκ τοῦ οὐρανοῦ κατιούσῃ. Sogleich vorn herein fehlen in der Handschrift sechs Zeilen. Solche Lücken aber kommen darin häufig vor. „Utinam vero mihi liceret," sagt der Herausgeber in der Vorrede S. XX., „Procli hoc scriptum eruditissimum cum ipso pulvisculo totum efferre! Sed codex et misere truncatus est et in superiore singulorum foliorum parte madore ac situ corruptus, ita ut nulla pagina integra sit, hiante oratione. Quin et ipsi quaterniones sus deque perturbati fuerunt, qui abrupto toties, ut dixi, sermonis filo aegre ordinantur. Einiges aus dieser Handschrift theilte er schon früher zu Cicero von dem Staate (Buch VI.) mit; Ausführlicheres in der 2. Ausg. zu Anfang und am Ende über den Mythos des wiederauflebenden Er und über die Unterredung der Seelen unter sich.

Es folgen sodann S. 715—725. vier von dem Herausgeber in dem vorausgeschickten Monitum S. 713. f. für ächt erklärte Homilieen des h. Augustin aus sehr alten Handschriften abgedruckt: I. De ubi beatus Petrus in mari tempestatem sustinuit in navi. Matth. XIV. 22. seqq. II. Quantum valeat ieiunium. III. De evangelio ubi Dominus de aqua vinum fecit. Joann. cap. II. IV. De missa cotidiana.

Besonders zeichnen sich durch Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit die letzten zwey Bände vor den übrigen aus.

Der neunte enthält: 1. Εὐσεβίου ἐπισκόπου Ἀλεξανδρείας περὶ νηστείας, περὶ ἀγάπης und εἰς τὴν ἐνανθρώπησιν τοῦ κυρίου καὶ τίνος ἕνεκεν ἐνανθρώπησεν (vielmehr ἐνηνθρω-

σεν) S. 1—28., aus einem alten und sehr corrupten Pergamentcoder des XII. Jahrh., welcher einst dem Kloster der Basilianer der Crypta ferrata bey Tusculum gehörte, und jetzt in der Vatic. Bibliothek aufbewahrt wird, mit unten angefügter Lateinischer Uebersetzung. 2. Sedulii Scoti Explanationes in Praefationes S. Hieronymi ad Evangelia, wenn nicht aus der eigenhändigen, doch wenigstens aus einer gleichzeitigen Handschrift abgedruckt, „minutum quidem opus, sed diligens," bemerkt der Herausgeber in der Vorrede S. XIV., „bonoque ingenio et candido animi sensu dictatum." 3. Dreyzehn Aufsätze des Mönchs Odoramnus, welcher vor der Mitte des eilften Jahrh. in Frankreich unter dem Könige Robert lebte, bey dem er sehr in Gunst stand, hier zum ersten Male aus einer alten, ehemals der Königin Christina von Schweden gehörenden, jetzt Vat. Handschrift, welche Card. Mai für das Autographum des Verf. hält, herausgegeben. Angehängt sind a) ein prosaischer Hymnus auf den h. Savinianus und seine Genossen, ob von Odoramnus oder dem Könige Robert verfaßt, ist ungewiß; b) Epitaphia Senonensia (S. 61—104.). 4. Eine Probe von einem zu gleicher Zeit in Frankreich geschriebenen Commentar über den Ecclesiastes. S. 105—108. 5. Claudii Episcopi Taurinensis Expositio epistolae ad Philemonem (S. 109—117.) Diese wurde nur deshalb aufgenommen, damit die Leser sich überzeugen können, daß Claudius, welcher unter der Regierung Ludwigs des Frommen lebte, nichts enthält, was nicht schon der h. Hieronymus in seinem Commentare zu dem nämlichen Briefe ausführlicher und treffender gesagt. 6. Chronicon Palatinum mit einem kurzen Vorworte des Herausgebers S. 118—140. Obgleich es in einem schlechten Latein abgefaßt, voll Solöcismen und unglaublich fehlerhaft ist, und überdieß selten etwas Neues bietet, so entschloß sich der Herausgeber dessenungeachtet, dasselbe wegen des hohen Alters (es ist mit Uncialbuchstaben geschrieben, so daß es ungefähr in das achte Jahrhundert hinaufreichen dürfte, und schließt mit dem neunten Jahre Justinus des Jüngern, d. i. 574 n. Chr.), diesem Bande einzureihen, bloß die ärgsten Solöcismen verbessernd. Merkwürdig ist, daß es am meisten mit dem Griechen Joh. Malalas oder mit den von ihm angeführten Schriftstellern, Clemens, Theophilus, Timotheus und Eusebius, übereinstimmt. Sehr werthvoll für die Geschichte und kirchliche Archäologie sind 7. Onuphrii Panvinii Veronensis de ecclesiis Christianorum liber unicus (S. 141—180); de sacrosancta basilica, baptisterio et patriarchio Lateranensi Libri V., blos die Dedication des Verfassers, die Kapitelüberschriften und als Probe das zweyte Kapitel des ersten Buches de basilica Lateranensi et huius vocis origine et Lateranorum aedibus enthaltend (S. 181—191.); de rebus antiquis memorabilibus et praestantia basilicae S. Petri apostolorum principis Libri VII., wovon die Vorrede, die Kapitelüberschriften und Auszüge aus dem 2—7. Buche über die wichtigsten Gegenstände mitgetheilt werden (S. 194—382.). 8. (L. A. Zacagnii) ecclesiarum urbanarum ex Anastasio bibliothecario et aliis antiquis monumentis magnus catalogus (S. 384—468.). Auf der letzten Seite ist von dem Herausgeber eine interessante Notiz über ein in der Vat. Bibliothek aufbewahrtes Exemplar des Lebens der Pabste von dem Bibliothekar Anastasius mit Zusätzen und Verbesserungen Luc. Holsteins angefügt. 9. Onuphrii Panvinii de Cardinalium origine liber unicus (S. 469—511.). 10. Ex tractatu Onuphrii Panvinii de sacrorum Cleri ordinum origine ad Card. S. Crucis Marcellum Cervinum breve excerptum (S. 512—515.). 11. Notitia operis Panviniani de varia Romani Pontificis creatione (S. 515—518.); Angeli Massarelli de modis seu formis per diversa tempora observatis in electione Pontificum maximorum a Divo Petro usque ad Julium III. (S. 518—530), nebst einem conspectus operis Panviniani de eodem argumento etc. (S. 530. ff.). Daran schließen sich (S. 532—540.) noch einige Notizen über des Onofrio Panvinio vier Bände einer Kirchengeschichte, über seine liturgischen Schriften, über 5 Bände (oder 100 Bücher) Römischer Alterthümer, von deren viertem, welcher zwölf Bücher Römischer Inschriften enthält, so wie von dem fünften, welcher zehn Bücher einer Römischen Geschichte umfaßt (die Vorrede nebst kurzer Inhaltsangabe der fünf Bände ist im achten Bande dieser Samm-

lung S. 653 — 663. abgedruckt), blos Titel oder Summarien angeführt werden; ferner über eine kleine Schrift, welche von den alten Römischen Geschichtschreibern handelt. Wichtig für die Gelehrtengeschichte ist seine, im letzten Lebensjahre verfaßte, und vom Card. Mai in der Vatic. Bibliothek im Originale aufgefundene, herausfordernde Epistola ad M. Laurinum et Hubert. Goltzium, welche hier S. 541 — 547. abgedruckt ist, worauf noch S. 549 — 591. seine Schrift de Fabiorum familia in zwey Büchern folgt.

Damit auch die italienische Biographie nicht unberücksichtigt bliebe, erhalten wir 12. Vita della Alessandra de' Bardi Donna di Lorenzo di Mr. Palla Strozzi composta da Vespasiano (S. 593—617.) und 13. Vita di Bartolomeo Fortini von dem nämlichen Verfasser, nebst einem noch ungedruckten Lateinischen Briefe des Florentiners Poggio, des Freundes des Vespasiano, an Matt. Malferito (S. 617 — 621.). Daran knüpft der Herausgeber (S. 622—627) Poggii Florentini invectio in delatores, weil Vespasiano derselben unter den Schriften Poggio's erwähnt, und giebt (S. 628—636) zugleich Auszüge aus seinen epistolis invectivis, mit Beseitigung des gegen die Sittlichkeit Anstossenden; ferner einige Briefe, welche Poggio's Aussöhnung mit Perotti betreffen.

Hierauf wieder zur Patristik zurückkehrend, theilt er (S. 652. ff.) die übrigen, bisher noch ungedruckten Reden des Eusebius, Bischofs von Alexandria, mit, nämlich IV. — XV., und zwar bloß Griechisch: 1. (IV.) *Πρὸς τὸ εὐχαριστεῖν τῷ θεῷ τὸν ἀρρώστουντα καὶ εἰς τὸν Ἰώβ.* 2. (V.) *Περὶ τοῦ ἔχοντος μεταδοῦναι τῷ μὴ ἔχοντι καὶ περὶ πρεσβυτέρων.* 3. (VI.) *Περὶ τῶν ἀποθνησκόντων εἰς τὰς παγίδας.* 4. (VII.) *Περὶ νηστείας, καὶ σαββάτων, καὶ περὶ τοῦ μὴ φυλάττειν φωνὴν ὀρνέων.* 5. (VIII.) *Περὶ μνείας ἁγίων.* 6. (IX.) *Περὶ ἐσθιάσεως* (vielmehr *ἑστιάσεως*). 7. (X.) *Εἰς τὴν γέννησιν.* 8. (XI.) *Περὶ τοῦ βαπτίσματος.* 9. (XII.) *Περὶ τοῦ σὺ εἶ ὁ ἐρχόμενος ἢ ἕτερον προσδοκῶμεν.* 10. (XIII.) *Περὶ παρουσίας Ἰωάννου εἰς ᾅδην καὶ εἰς τὸν διάβολον.* 11. (XIV.) *Εἰς τὴν προδοσίαν τοῦ Ἰούδα.* 12. (XV.) *Εἰς διάβολον καὶ εἰς τὸν ᾅδην.* Dazu kommen (S. 703. ff) noch folgende drey Erzählungen des Johannes Notarius, welche im Codex an die obigen Reden sich anschließen: 1. (XVI.) *Τοῦ ἁγίου Εὐσεβίου βίος πρὸ ἐπισκοπῆς.* 2. (XVII.) *Περὶ τῆς ἐπισκοπῆς τοῦ μακαρίου Εὐσεβίου* u. s. w. 3. (XVIII.) *Διήγησις ὅτε εἰσῆλθεν εἰς τὴν ἁγίαν πόλιν, καὶ πῶς ἐτελεύτησε.*

Einen schätzbaren Beytrag erhält (S. 713—739.) die Griechische Hymnologie aus einem Vatic. Codex durch Johannes des Mönchs noch unbekannte sechs prosaische Hymnen, *κανόνες* genannt, auf den h. Basilius, auf Chrysostomus, auf den h. Nikolaus von Myra, auf den h. Petrus den Apostelfürsten, auf den h. Georg und auf den h. Blasius, und S. 739 — 743 durch drey metrische Hymnen des Patriarchen Photius. In dem ersten redet nämlich der Kaiser Basilius Gott an, in dem zweyten die Kirche den Kaiser Basilius; der dritte, dessen Schluß fehlt, ist ein Lobgesang auf den Kaiser Basilius. Die letztern schrieb Petr. Matranga aus einem Barberinischen Codex ab. S. 743. f. folgen Zusätze und Verbesserungen zu den ersten neun Bänden dieses Spicilegiums. Die nächsten zehn Seiten, welche mit neuer und zwar Römischer Nummerirung versehen sind, enthalten den Prolog und die Canones des Priscillianus zu den Briefen des h. Paulus mit einem Vorberichte des Herausgebers. Daran reihen sich (in einer eigenen Zugabe) Fragmente der alten italischen Bibelübersetzung aus einer uralten Handschrift der Bibliothek zu Cava mit einem Vor- und Nachwort des Herausgebers, denen noch variae lectiones aus der alten Itala und ein paläographischer Index, welcher die in dem genannten Bibelcodex vorkommenden Archaismen enthält, angehängt sind.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. September.

Nro. 184. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Spicilegium Romanum. Romae. Typis collegii Urbani. 1839 — 44.

(Schluß.)

Den Schluß dieses Bandes macht das höchst schätzbare novum Latinitatis Glossarium, aus einigen der von dem gelehrten Herausgeber veranstalteten Ausgaben und aus einigen Handschriften gesammelt, mit genauer Angabe der einzelnen Quellen, aus welchen es geschöpft ist. Da der um die Lateinische Lexikographie hochverdiente Giuseppe Furlanetti die von Angelo Mai herausgegebenen Werke alter Lateinischer Schriftsteller sehr vortheilhaft benutzt hatte, so entschloß sich der Verf. des Spicilegiums, mit Weglassung desjenigen, was jener für seine Zwecke ausgelesen hatte, aus seinen Ausgaben und einigen Handschriften eine neue Glossensammlung, welche einen Zeitraum von tausend Jahren umfassen sollte, zu veranstalten, so viel es ihm bey einmaligem und beschleunigtem Lesen jener Werke und bey der Vergleichung mit Forcellini's Lateinischem Sprachschatz und du Cange's Glossarium möglich war. „Quo in opere," fügt er bey, „si quando me infirmus oculus aut mentis evagatio decepit, vel pondus operis oppressit, benignitate doctorum hominum recreandus sum, qui genus id laboris molestiarumque quam sit grave, et quam erroribus prope necessariis obnoxium, noverunt. Neque vero censeo petove, ut haec gregatim indiscriminatimque vocabula futuris lexicis inserantur; sed ea tantummodo eruditis, ac praecipue exquisiti iudicii viro Furlanetto, consideranda ac pro libito instituntoque suo aestimanda vel utenda exhibeo." Zugleich verspricht er, ein ebensolches novum Graecitatis Glossarium dereinst zu liefern.

Den zehnten Band eröffnet die für die Concilienlitteratur höchst wichtige σύνοδος ἐκκλησίας Ἑλληνικῆς περὶ τοῦ δόγματος „Σὺ ὁ προσφέρων καὶ προσφερόμενος καὶ προσδεχόμενος" λαληθέντος ἐπὶ τοῦ βασιλέως κυροῦ Μανουὴλ Κομνηνοῦ (S. 16—93.). Diese Synode fällt in die Regierungszeit des Kaisers Manuel Komnenus (1156.). Vorausgeht (S. 1—15.) der Dialog des Soterichus mit Philo über seine (des ersteren) falsche Lehre. Beyde Schriften sind aus der Panoplia inedita des Niketas Choniates entnommen. Der Codex ist auf Baumwollenpapier geschrieben und alt; die Buchstaben aber sind hie und da durch die Länge der Zeit erloschen. Einen Theil dieser Synode gab schon vor mehreren Jahren der gelehrte Professor Tafel in Tübingen aus einem Pariser Codex mit einem vorläufigen Commentar in einem akademischen Programme heraus. Der Dialog ist zwar daselbst ganz; die Theile der Synode aber sind unvollständig und nicht ohne Unterbrechungen. Auch fehlen die Unterschriften der Bischöfe. Daher müssen wir dem verdienstvollen Herausgeber zu großem Danke verpflichtet seyn, daß er diese in unsern Conciliensammlungen noch fehlende Synode nunmehr vollständig, mit beygefügter Lateinischer Uebersetzung, aus der Vatic. Handschrift zu Tage gefördert hat.

Hierauf folgen nun einige patristische Schriften: 1. Κωνσταντίνου διακόνου καὶ χαρτοφύλακος

τῆς ἁγιωτάτης ἐκκλησίας Κωνσαντινουπόλεως ἐγκώμιον εἰς πάντας τοὺς ἁγίους ἐνδόξους καὶ πανευφήμους μάρτυρας τοὺς ὑπὲρ Χριστοῦ τοῦ Θεοῦ ἡμῶν κατὰ τὴν οἰκουμένην ἀθλήσαντας. Griechisch und Lateinisch. S. 94—168. Grosses Gewicht giebt dieser Lobrede auf die Märtyrer, daß ein Bruchstück aus derselben in der zweyten Nicaenischen Synode (im J. 787.), in welcher es sich um die Aufrechthaltung der Verehrung der heiligen Bilder handelte, vorgelesen wurde. Daß der unbekannte Verfasser ein oder vielleicht zwey Jahrhunderte früher gelebt haben müsse, wird, wie der Herausgeber S. 120. bemerkt, dadurch glaubwürdig, daß eine im achten Jahrhunderte gehaltene Generalsynode sich auf seine Auctorität berief. Die Ausgabe wurde nach einem alten Codex, welcher ungefähr dem zehnten Jahrhundert angehören dürfte und sehr schön geschrieben ist, besorgt. Da er aber am Ende Schaden gelitten, so wurde das Fehlende aus einem um etwa zweyhundert Jahre jüngeren ergänzt. 2. Aus einer Syrischen Handschrift theils ganz, theils auszugsweise in das Lateinische übergetragen ist Severi patriarchae Antiocheni liber ad Julianum episcopum Halicarnassensem, quo demonstrat, quid sacri libri ipsorumque inspirati interpretes doctores ecclesiae docuerint sentiendum esse ac praedicandum circa incorruptibilitatem sacratissimi corporis summi dei et servatoris nostri Jesu Christi (S. 169—201.). Die Excerpte bestehen aus inedirten Stellen alter Väter, besonders des Cyrillus. 3. Severi Antiocheni et Juliani Halic. Graeca Fragmenta (S. 202—211.), aus einem sehr alten Codex einer Catena Graecorum Patrum ad Jobi librum entnommen. Diese Catena wurde zwar Griechisch und Lateinisch von Junius im J. 1637. zu London und von Comitolus bloß Lateinisch zu Venedig 1587. herausgegeben. Der Vat. Codex aber enthält eine nicht unbedeutende Anzahl noch ungedruckter Fragmente. Demnach erachtete es der Herausgeber nicht für unpassend, ihnen hier eine Stelle einzuräumen. Vorausgehen noch einige Berichtigungen der sehr fehlerhaften Lateinischen Ausgabe des Comitolus. 4. Severi archiepiscopi Antiocheni Homilia de sancta Dei matre semperque virgine Maria, aus dem Syrischen übersetzt (S. 212—220.). 5. Severiani episcopi Homilia de pythonibus et maleficis (S. 222. f.). 6. Dionysii Telmarensis Fragmentum aus einer Syrischen Chronik über die Taufe der Juden unter der Regierung des Kaisers Phokas im J. Chr. 617. (S. 224.).

Ausgezeichnet durch Schönheit des Styls und höchst interessant für die Zeit- und Gelehrtengeschichte des fünfzehnten Jahrhunderts sind Poggii Florentini epistolae selectae (S. 225—371.). Die vier ersten sind an den großen Pabst Nicolaus V., der sechste an Kaiser Friedrich III., der siebente, achte und neunte an König Alphons von Aragonien, andere an andere Fürsten, an Cardinäle Bischöfe, Staatsmänner und Gelehrte gerichtet.

Daran knüpfte der Herausgeber eine kurze Notiz über eine von dem jüngsten Sohne Poggio's, Giovanni Francesco, verfaßte und dem Pabste Leo X. gewidmete Schrift de veri pastoris munere, welche in einem sehr schön geschriebenen und prachtvoll verzierten Pergamentcodex der Vatic. Bibliothek enthalten ist*).

*) In der S. 372. aus dem Kapitel de liberalitate mitgetheilten Probe ermahnt der Verfasser, welcher bey dem Pabste sehr in Gunst stand und ein Hofamt bekleidete, seinen Gönner auf eine nicht sehr zarte Weise zur Freygebigkeit gegen Gelehrte und Schriftsteller. „Te vero, sanctissime Pater," ruft er ihm zu, „cum doctissimus optimusque sis, decet doctorum et bonorum causam tueri. Non deessent, S. Pater, mihi crede, Ciceropes, non Marones, non Sallustii, non Livii complures, si Maecenates, si Augusti, si Hadriani nunc forent, qui litteratorum ingenia foverent, quique digna illis praemia largirentur. Utile fuit tunc (ut ait Satyricus) pallere et toto vinum nescire Decembri. At nunc quid, quaeso, est pro labore praemii? quis virtutum fructus? quae utilitas? Si offertur liber, laudatur quidem, sed nihil datur, operaque simul et impensa perit. Fuere olim principes quidam tum laici tum religiosi, ut Alphonsus rex Aragonum, Franciscus Sfortia dux Insubriae, Federicus Urbinas, Cosmus Petrus et Laurentius progenitores tui, Martinus V., Eugenius IV., Nicolaus V., Pius II. P. M., doctos foventes adeo, ut non modo Romae

Zum erſten Male vollſtändig aus einer Peruginer Handſchrift erhalten wir S. 374 — 384. **Poggii Florentini (senioris) Oratio in funere Cardinalis Juliani de Caesarinis Romani Legati contra Teucros*)** et in ea expeditione diem funeti. „Est enim haec oratio," ſagt Card. Mai in ſeinem Monitum S. 373, „plane digna quae divulgetur, non tam propter laudantis eloquentiam, ceteroqui non ignobilem, quam ob laudati merita, cui pares tunc in ecclesia pauci exstiterunt."

Das in der Sommersbergiſchen Sammlung der Scriptores rerum Silesiacarum befindliche Verzeichniß Breslauiſcher Biſchöfe reicht bekanntlich nur bis zu dem ſiebenunddreyßigſten Biſchof, Balth. Promnitz. Nach dem Episcopologium Vratislaviense aber, welches handſchriftlich in der Vat. Bibliothek ſich findet, folgten auf Promnitz: Caspar von Logau, Martin Gerſtmann, Andreas Jerinus, Bonaventura Hahn, Paul Albert, Johannes Sitſch (oder Johann VI. dieſes Namens), Carl I. Erzherzog von Oeſterreich. Die Namen der ſechs erſten, mit biographiſchen Skizzen begleitet, werden S. 385—392. aus der Römiſchen Handſchrift mitgetheilt; von dem letztern aber ſteht in dem Codex blos der Name.

Die zweyte, aus 462. Seiten beſtehende, Abtheilung dieſes Bandes enthält lauter patriſtiſche Inedita. Zuvörderſt werden uns drey Werke des Leontius, des erſten Theologen ſeiner Zeit, die man bisher nur aus der Lateiniſchen Ueberſetzung des Fr. Turrianus in H. Canisius Lectt. antiqq. ex ed. Basnag. T. I. p. 535. seqq. kannte, das erſte Mal in der Urſprache geboten, nämlich: 1. Deſſen drey Bücher gegen die Neſtorianer und Eutychianer (S. 1—94). 2. Der Dialog gegen die Aphthartodoketen (S. 95—127.) 3. Die Schrift gegen die Betrügereyen der Apollinariſten (S. 128—151.). Card. Mai war ſo glücklich den Griechiſchen Text dieſer Tractate in einer alten, vollſtändigen und ſehr ſeltenen Handſchrift, welche einſt dem Cardinal Salviati, dann der Familie Colonna gehörte und zur Zeit, wo er der Vat. Bibliothek vorſtand, durch Kauf in die letztere kam, aufzufinden. Er glaubte nun nicht ſäumen zu dürfen, dieſen Schatz der gelehrten Welt mitzutheilen, deſſen Verluſt, wenn etwa der Vat. Codex durch Zufall zu Grunde ginge, nicht leicht wieder erſetzt werden könnte. Daran ſchließen ſich S. Nicephori archiepiscopi Constantinopolit. Opuscula adversus Iconomachos (S. 152—156.) und de differentia imaginis Christi et crucis (S. 157—160.), die man bis jetzt ebenfalls nur in der Lateiniſchen Ueberſetzung des Turrianus in Canis. Lectt. antiqq. T. II. P. II. p. 4. sqq. hatte. Der Herausgeber fand ſie in der nämlichen Handſchrift, welche den Tractat des Germanus über die Synoden und das Syntagma des Photius enthält.

Reichhaltig und für die Kirchen- und politiſche Geſchichte des Orients ſehr wichtig ſind Nicolai I. Archiepisc. Constantinop. Epistolae CLXIII. (S. 161—440.). Nikolaus I., mit dem Beynamen der Myſtiker, wurde unter der Regierung des Kaiſers Leo des Weiſen im J. 895., vier Jahre nach dem Tode des Photius, auf den erzbiſchöflichen Stuhl erhoben und neun oder eilf Jahre ſpäter von dem nämlichen Leo, weil er in deſſen vierte Ehe nicht willigte, von ſeinem Biſchofsſitze vertrieben, zu dem er im J. 911 unter Alexander, dem Bruder des verſtorbenen Leo, wieder gelangte und den er bis zum Jahre 925 einnahm, in welchem er mit Tod abging. Ueber ſeine Briefſammlung handelt der Herausgeber in der Vorrede S. VI.—XXVII. ſehr ausführlich. Eine Lateiniſche Ueberſetzung, welche ſehr zu wünſchen geweſen wäre, beyzufügen, erlaubten ihm weder ſeine vielen Geſchäfte, noch der beſchränkte Raum, weil

---

incolas, sed qui longinquius morabantur fama celebres, largissime munerarent, prout exigebant illorum merita atque virtutes: nemoque qui librum aliquem aut noviter compositum, aut e Graeca in Latinam linguam traductum iis obtulisset, indonatus ullo modo recedebat. Illi viri praestantissimi exstitere, hi sanctissimi et veri pastores fuere, utrique etiam doctorum litteris illustrati. Hos tibi imitandos propone, hos aemulare, beatissime Pater etc.

*) Teucri ſtatt Turci gebraucht Poggio auch im ſechſten Briefe an Kaiſer Friedrich und im neunten an König Alphons von Aragonien.

er dieſe Sammlung nicht weiter ausdehnen wollte. Eine kleine Zugabe bilden **Photii patriarchae epistola ad Zachariam patriarcham Armeniorum** (S. 449—459.) und deſſen **epistola ad Asutium principem Armeniorum**, beyde aus dem Armeniſchen überſetzt, mit einem ſehr lehrreichen **Monitum de religiosis tractatibus Graecorum cum Armeniis** (S. 440—448.). Das Ganze beſchließt ein Titelverzeichniß der in den zehn Bänden enthaltenen Werke und Bruchſtücke.

J. G. K.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Zweytes Quartal. April — Juny

(Fortſetzung.)

Zeitgemäße Auswahl aus Huldreich Zwingli's praktiſchen Schriften. Aus dem Alt-Deutſchen und Lateiniſchen überſ. von R. Chriſtoffel. Bd. 1—8. Zürich 1811.

H. A. W. Meyer, Kritiſch-exegetiſcher Commentar über das neue Teſtament. 2. verm. Aufl. Abth. 1—8. Götting. 1841.

Der Pentateuch oder die fünf Bücher Moſis, hebräiſcher Text mit beygefügter deutſcher Ueberſetzung und einem Wörterbuche zu den 5 Büchern Moſis von dem Abt J. B. Bened. Venuſi. Prag 1820.

Dr. Th. de Mörner, De Orosii vita ejusque historiarum libris septem adversus paganos. Berol. 1841.

J. A. Giles, The complete works of the venerable Bede, in the original Latin; collated with the manuscripts and various printed editions, accompanied by a new Engl. Translat. of the historical works and a life of the author. Vol. 1—12. Lond. 1842—44.

H. Olshauſen, Ein Wort über tiefern Schriftſinn. Königsb. 1824.

Dr. L. Lange, der Proteſtantismus in kirchlicher und politiſcher Beziehung. Jena 1844.

Dr. J. P. Elvenich, Aktenſtücke zur geheimen Geſchichte des Hermeſianismus. Breslau 1845.

W. Vilmar, Die Kurheſſiſche Kirche. Kaſſel 1845.

J. Balmes, Der Proteſtantismus verglichen mit dem Katholicismus in ſeinen Beziehungen zu der europäiſchen Civiliſation. A. d. Franz. Regensb. 1844.

Dr. H. Gelzer, die Religion im Leben. Zürich. 1839.

Wilh. H. Suringar, Religiöſe und moraliſche Betrachtungen. Gekrönte Preisſchrift. A. d. Holländiſchen. Leeuwarden 1841.

H. D. Lacordaire, Conférences de Notre-Dame de Paris. T. I. Années 1835—1836—1843. Par. 1844.

Fr. Pérennès, De l'institution du dimanche, considérée principalement dans ses harmonies avec les besoins de notre époque. Par. 1845.

Fr. Tſchiſchka, die Metropolitankirche zu St. Stephan in Wien. Wien 1843.

Gio. Batt. Semeria, Secoli cristiani della Liguria. Vol. 1. 2. Torino 1843.

Jos. Bingham, Origines ecclesiasticae or the antiquities of the christian church. Vol. 1—9. Lond. 1843—45.

Dr. A. Neander, Allgemeine Geſchichte der chriſtlichen Religion und Kirche. 2. verb. Aufl. Abth. I. Bd. 1. 2. Hamburg. 1843.

Mich. Caffi, Dell' Abbazia di Chiaravalle in Lombardia. Illustrazione storico-monumentale-epigrafica. Mailand 1842.

B. Gaspara, Histoire de Gigny, au département du Jura. Lons-le-Saulnier 1843.

B. Guérard, Polyptyque de l'abbé Irmion ou Dénombrement des manses, des serfs et des revenus de l'abbaye de Saint-Germain-des-Près, sous le regne de Charlemagne. T. I. p. 1. 2. II. Par. 1844.

Dr. Wilh. Havemann, Die Kirchenreformation der Stadt Göttingen. Götting. 1842.

O. A. Werdmüller, Der Glaubenszwang der Zürcheriſchen Kirche im 17. Jahrhundert. Zürich 1845.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. September.

Nro. 185. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Speculative Charakteristik und Kritik des Hegel'schen Systems und Begründung der Umgestaltung der Philosophie zur objectiven Vernunftwissenschaft, mit besonderer Rücksicht auf die Geschichte der Philosophie, von Dr. Karl Phil. Fischer, ord. Prof. d. Philos. an d. Universität Erlangen. Erlangen, C. Heyder. 1845. (XXII. und 592. S.).

Wohl Wenige möchten zu einem Unternehmen, wie das in obigem Titel angekündigte, einen entschiedeneren Beruf haben, als der Verfasser, der durch sein speculatives Talent, sein gründliches Studium und seine umfassende, genaue Kenntniß des Hegel'schen Systems, wie nicht minder durch den unermüdlichen Eifer, mit dem er dasselbe schon zu wiederholten Malen nach seinen verschiedenen Seiten hin, einer kritischen Beleuchtung unterworfen, sich längst auf das rühmlichste bekannt gemacht hat. Derselbe ist ein ebenso aufrichtiger Bewunderer und Verehrer des Gründers jenes Systemes, als zugleich sein unumwundner und beharrlicher, ja hartnäckiger Gegner, eine Eigenthümlichkeit, die übrigens gerade seiner Kritik ein besonderes Interesse und Gewicht verleiht, und deren scheinbare Paradoxie hinwegfällt, wenn man weiß, welche Bedeutung der Verf. dem Hegel'schen Systeme, zwar nicht als solchem, d. h. in seinen Resultaten, die er vielmehr durchaus verwirft, aber als einem nothwendigen Entwicklungsmomente in der Geschichte der Philosophie überhaupt, und insbesondere dem hierdurch gewonnenen methodologischen Standpunkte zuschreibt. Es ist dieß im Wesentlichen dieselbe Ansicht, die auch von dem jüngern Fichte*) und Weiße getheilt wird;

*) So erst kürzlich wieder in dessen „Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie," woselbst (XIII. Bd. 2. H.) in der Abhandlung „die Radicalen in der Speculation," in der ein wohlverdientes Gericht über dieselben gehalten wird, es unter Anderem heißt: „Ueberhaupt wollen Manche noch immer nicht gewahren, daß ein völlig neuer Wendepunkt der Philosophie bereits eingetreten ist. In der Hegel'schen Lehre ist nicht der Anfang einer neuen, sondern der Abschluß einer alten Epoche enthalten. Dieß Abgelaufenseyn derselben kündigt sich auch im Bewußtseyn der Zeit unwiderstehlich an. Hegel's methodologisches Prinzip, wie die Hauptresultate seiner Philosophie haben gewirkt, was sie sollten und konnten: er hat durch die Kühnheit seines Universalisirens, durch den — wie man sein Einzelnes auch beurtheile — immerhin bedeutenden und Epoche machenden Entwurf einer philosophischen Encyklopädie den Umfang und die Mannigfaltigkeit der philosophischen Aufgaben auf einmal überblicken lassen. Der Begriff der immanenten Methode ferner, in seinem wahren Sinne gefaßt, leitet zur wichtigen Einsicht, daß jedes Problem, jedes Erkenntnißgebiet ebenso im allgemeinen Zusammenhange des Universum, wie dennoch zugleich aus seinem eigenen Begriff und der in ihm liegenden methodischen Voraussetzungen zu behandeln sey. Daß dieser bedeutende methodische Fortschritt zu einer neuen erschöpfenden Methodenlehre, gleichfalls einer der vielen von Hegel unerledigt gelassenen Aufgaben der Zukunft, zu verarbeiten sey, leuchtet ein. Dieß Bewußtseyn, daß es jetzt auf eine instauratio magna, auf eine völlige Umbildung

jedoch unterscheiden sich deren Vertreter wieder durch die Art und Weise von einander, in der sie der Dialektik jenes Systemes zur Begründung und Entwickelung ihrer eigenen Lehre sich bedienen.

Man begreift, von welchem Werthe eine sorgfältige, bis in's innerste Detail gehende Analyse und Prüfung des Hegel'schen Systemes namentlich für denjenigen seyn müsse, der einmal überzeugt ist, nur durch ein solch' vorsichtiges Abtragen des ganzen Gebäudes bis auf seine untersten Fundamente, über Riß und Plan desselben und sein eigentliches Gefüge, kurz über das ganze Geheimniß seiner Construktion zur klaren Einsicht gelangen, und damit sich gleichfalls die Kunst und Meisterschaft erwerben zu können, einen ähnlichen Bau, nur in einer den Forderungen der Wissenschaft und des Lebens entsprechenderen Weise zur Ausführung zu bringen.

Ob und wem dieß Letztere gelingen wird, kann natürlich einfach nur die That zeigen. Bis jetzt sehen wir freylich die stolze Veste jenes kühnen Bauherrn, von der so Mancher erwartete, daß sie allen Stürmen der Zukunft Trotz bieten werde, großentheils noch in Trümmern liegen, und bis eine neue erstanden, wäre auch ihr Grundstein bereits von einer andern Meisterhand gelegt, werden wir uns wohl noch lange damit begnügen müssen, nur erst wieder die nöthigen Bausteine zu ihr zusammen zu tragen. Das erstere aber, die genaue Einsicht in das allerdings bewunderungswürdige Gefüge eines in der Geschichte der Philosophie so bedeutsamen Systemes, wie das Hegel'sche, kann und muß allerdings von großem Belange für die ganze Philosophie und ihre Fortentwicklung in der Gegenwart seyn. Und darum heißen wir auch die vorliegende Schrift als eine eben so zeitgemäße, als lehrreiche und verdienstliche willkommen, und können nicht umhin, ihre ganze Anlage als eine treffliche und wohlgewählte zu bezeichnen. In keinem Falle hätte der Verfasser seiner Encyklopädie, die er später nachfolgen zu lassen beabsichtigt, einen besseren und angemesseneren Vorläufer geben können, als diesen kritischen.

Doch fassen wir sein Werk selbst jetzt näher in's Auge. Der Verf. wendet sich in dem Vorworte zur Rechtfertigung seines Versuches zunächst an die zwey Hauptparteyen, welche in ihrer Ansicht über das Hegel'sche System so decidirt und fertig seyen, daß sie nicht wohl begreifen, wozu es noch einer ausführlicheren Charakteristik und Prüfung desselben bedürfe. Denn auf der einen Seite seyen noch immer mehrere der begabtesten und gebildetsten Männer der Zeit von der absoluten, ewigen Wahrheit der Prinzipien und Hauptmomente des Hegel'schen Systems zu sehr überzeugt, oder glauben es vielmehr zu seyn, um irgend einen Versuch, es zu prüfen und, so weit es sich im Prozesse seiner wissenschaftlichen Krisis nicht bewähren sollte, durch seine Widerlegung die Philosophie umzugestalten, als sachgemäß und wissenschaftlich anzuerkennen. Und doch sind eben diejenigen Nachfolger Hegel's, welche wirklich fortschreiten, nicht etwa in unbedeutenden Modificationen oder in accidentellen Bestimmungen, sondern in den das ganze System consequenterweise umgestaltenden Grundprinzipien der absoluten Persönlichkeit Gottes und der wahrhaften ewigen Persönlichkeit des Menschen über Hegel's idealistischen Pantheismus hinausgegangen. Dagegen halte die entgegengesetzte Partie eine allseitige wissenschaftliche Prüfung des Hegel'schen Systems, welches auch immer ihre Ergebnisse seyn mögen, aus dem entgegengesetzten Grunde für überflüssig, weil sie ihm alle Wahrheit absprechе, daher ihr die negativste und mithin resultatloseste Beurtheilung die willkommenste sey. Allein die Apotheose einer- und die Verwerfung Hegel's andererseits, entgegnet hierauf der Verf., beweise nur, wie wenig noch das System, dessen mächtige, weitgreifende Wirkung selbst seine erklärtesten Gegner nicht leugnen können, wahrhaft philosophisch geprüft und durch eine tiefere und

---

der Philosophie nach neuen umfassenderen Grundlagen ankomme, hat auch alle jüngeren, wahrhaft productiven philosophischen Köpfe ergriffen, die, wenn sie auch, wie es recht ist und wie die philosophische Stetigkeit es erfordert, an Hegel's Prinzip anknüpfen, es doch nur zu einem Elemente weiterer Combinationen mit andern machen. Eine der großen Aufgaben der Philosophie aber von seinem Standpunkte aus wirklich und letztlich entschieden zu glauben, dieß kann nur noch einem von Vorurtheil geblendeten oder stationarisch gewordenen Schüler einfallen."

reichere Erkenntniß der höchsten ewigen Probleme der Vernunftforschung wissenschaftlich überwunden sey. Wie nahe, frägt hier der Verf., liegt in Beziehung auf jene Apotheose Hegel's die Einsicht, daß sein System, sofern es den besondern Charakter seiner Zeit und seines Urhebers nicht verleugnet, nur eine relative Entwicklungsstufe der allgemeinen Idee der Philosophie bildet? Eben so sehr aber folge es aus der Natur der Sache, daß eine Philosophie, welche selbst edlere Geister durch kräftige Irrthümer blende, nur durch die aus ihrer speculativen Kritik sich ergebende, wissenschaftliche Wiederherstellung der noch kräftigern Wahrheit, welche in jenen entstellt ist, überwunden werden könne, eine Wiederherstellung der Wahrheit, welche, weil sie durch Widerlegung des Irrthums vermittelt sey, nicht eine Rückkehr zu ihrer unmittelbaren Gestalt sey, sondern zur bestimmteren, adäquateren Erfassung ihrer Idee sich gestalte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß „der Versuch wohl der Mühe werth ist, ein alle Wissensgebiete umfassendes System (wie das Hegel'sche) nach jeder Seite hin zu prüfen, um sich der Wahrheit in allen Beziehungen wissenschaftlich gewiß zu werden." Diese umfassende und erschöpfende Prüfung ist auch gewiß nicht das geringste Verdienst dieses Werkes, und es gereicht dessen Verf. nicht minder zum Lobe, daß ihm bey seinem kritischen Versuche lediglich die „allseitige Erforschung der wissenschaftlichen Wahrheit" als Zweck vorgeschwebt, als auch dieß, daß er „jenen éclat der Wirkung" verschmäht hat, der „nur durch eine, die eclatantesten Paradoxien und Widersprüche einer Schule aufdeckende und hierüber siegesfrohe Polemik" erzielt wird, die allerdings „auf die Mehrzahl einen unvergleichbar größeren Eindruck macht, als ein alle Probleme des Denkens mit Rücksicht auf das ausgebildetste System untersuchendes Werk."

Der Verf. bemerkt sodann noch ferner, daß eine vollständige Prüfung des Hegel'schen Systems ein um so dringenderes Bedürfniß sey, je mehr dasselbe aufhöre, bloßes Bekenntniß einer geschlossenen Schule zu seyn, und daß es darum mit demselben Rechte, wie z. B. die Kant'sche Philosophie, in der Geschichte der Philosophie vorurtheilslos in seiner bleibenden Bedeutung gewürdiget zu werden verdiene. Und wenn die Parteylichkeit leicht mit Hegel's Leistungen fertig zu werden glaube, in der That aber nicht einmal beweise, ihn erreicht oder ihn wissenschaftlich verstanden, viel weniger ihn philosophisch widerlegt und überwunden zu haben, so werden es diejenigen, welche ihm ein gründliches Studium gewidmet und sich überzeugt haben, daß seine Philosophie nicht nur durch Methodik und Systematik sich auszeichne, sondern zugleich voll der tiefsinnigsten Gedanken und geistreichsten Perspectiven sey, ihm, dem Verf., Dank wissen, daß er die Leser in diesem Werke, welches das Resultat vieljähriger Forschung sey, nicht nur über den Gesammtcharakter von Hegel's System und seiner besondern Theile orientire, sondern durch die wissenschaftliche Prüfung jedes einzelnen Abschnitts seiner bestimmten Werke, die ihnen entweder immanente, oder durch ihre Widerlegung und Ueberwindung zu erweisende Wahrheit darzuthun, und dadurch die innere Entwicklung des objectiven Systems des Vernunftwissens zu begründen suche.

In diesem seinen Streben und Unternehmen fühlt sich der Verf. insbesondere auch dadurch ermuthiget, daß die in seiner Methaphysik*) schon vor zehn Jahren versuchten Beurtheilungen von Hegel's Phänomenologie und objektiver Logik die Einstimmung der geachtetsten, einflußreichsten Denker der Gegenwart, z. B. eines Fichte und Weiße erhielten, und selbst von Repräsentanten der Hegel'schen Schule, wie Rosenkranz und Schaller, mit Achtung erwähnt und besprochen wurden, während die Koryphäen der philosophischen Theologie: ein Nitzsch, Ullmann, J. Müller, auch seine in den letzten Jahren erschienene speculative Prüfung der Glaubenslehre von Strauß (welcher alle

*) Auch Ref. hat über dieselbe sich bald nach ihrem Erscheinen in anerkennendster Weise ausgesprochen, in seiner Schrift: „Ueber C. F. Göschel's Versuch eines Erweises der persönlichen Unsterblichkeit, nebst einem Anhange über die Anwendung der Hegel'schen Methode auf die Wissenschaft der Metaphysik. (Hamb. 1836.)"

Dogmen auf Hegel'sche Prinzipien und Sätze als letzte unbestreitbare Wahrheiten reducire) in ihren neuesten Abhandlungen zustimmend verwiesen. Wie diese specielle Prüfung eines Werkes, welches Hegel's pantheistische Religionsphilosophie als absolutes Resultat der Geschichte des Dogma's darzuthun gesucht, sich als kritische Rechtfertigung des concreten Theismus gestaltet habe, dessen System er in seiner Schrift „die Idee der Gottheit*)" (1839) immanent, d. h. aus dem Wesen oder der objectiven Idee der Religion zu deduciren versucht habe, so seyen die Resultate der allgemeinen Prüfung der Geschichte der Philosopie und vorzugsweise des Hegel'schen Systems die Prinzipien eines wissenschaftlichen Ganzen zu bilden bestimmt, dessen encyklopädische Darstellung er demnächst herauszugeben gedenke.

(Fortsetzung folgt.)

*) M. s. d. Ref. Anzeige dieser Schrift in seinem „Repertorium der gesammten Philosophie." (II. Jahrg. 1. Heft. 1840).

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Zweytes Quartal. April — Juny.

(Fortsetzung.)

Statistics of dissent in England and Wales, from dissenting authorities. Lond. 1843.

J. G. Sauer, Die Verbreitung und Einführung der Kirchenreformation in der gefürsteten Grafschaft Henneberg. Schleusing. 1843.

W. Bach, Kirchenstatistik der evangelischen Kirche im Kurfürstenthum Hessen. Cassel 1835.

Dr. Chr. G. Neudecker, Geschichte des evangelischen Protestantismus in Deutschland. Bd. I. Leipzig 1844.

P. W. Behrends, Leben des heiligen Ludgerus, Apostels der Sachsen, u. s. w. Neuhaldensleben 1843.

Vie de Saint Julien et des autres confesseurs pontifes, ses successeurs . . . par A. Voisin. Au Mans 1844.

M. Ponjoulat, Histoire de Saint Augustin, sa vie, ses ouvres, son siècle. influence de son génie. Vol. 1—3. Par. 1845.

Sammlung sämmtlicher Gesetze und Verordnungen über die gegenseitigen Verhältnisse der Protestanten und Katholiken im Königreich Württemberg. Stuttgart 1845.

Dr. C. G. von Weber, Systematische Darstellung des im Königreiche Sachsen geltenden Kirchenrechtes. Bd. 1. 2. Leipz. 1845.

G. Phillips, Kirchenrecht. Bd. 1. Regensb. 1845.

Jo. Jos. de Eguiara et Eguren, Bibliotheca Mexicana. T. I. (unicus) Mexici 1755.

Inoc. de Camon y Tramullas, Memorias literarias de Zaragoza. P. 1—3. Zarag. 1768.

P. E. Gasc, Etudes historiques et critiques sur l'instruction secondaire, considerée dans ses rapports avec l'état, l'université, le chergé et les familles. Par. 1844.

Dr. J. Hillebrand, die deutsche Nationalliteratur seit Lessing bis auf die Gegenwart. Th. 1. Hamburg 1845.

Dansk Bibliographie. Aar 1845. Kiobenhavn 1845.

Paulin Paris, Les manuscrits françois de la bibliothèque du roi. Vol. 6. Par. 1845.

J. Ward, Diary, 1648 to 1678, edited by Dr. Severn. Lond. 1839.

J. St. Caldwell, Results of Reading. Lond. 1843.

Vinc. Nannucci, Analisi critica dei verbi italiani investigati nella loro primitiva origine. Firenze 1843.

Fr. Wey, Remarques sur la langue française au dix-neuvième siècle, sur le style et la composition littéraire. Vol. 1. 2. Par. 1844.

Dr. G. H. F. Nesselmann, die Sprache der alten Preußen aus ihren Ueberresten erläutert. Berlin 1845.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. September.

Nro. 186. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Speculative Charakteristik und Kritik des Hegel'schen Systems und Begründung der Umgestaltung der Philosophie zur objectiven Vernunftwissenschaft, mit besonderer Rücksicht auf die Geschichte der Philosophie, von Dr. Karl Phil. Fischer, ord. Prof. d. Philos. an d. Universität Erlangen.

(Fortsetzung.)

Auf das Vorwort folgt die Inhaltsübersicht, und hieran schließt sich die Einleitung in das Ganze, welches zerfallt in: I. Geschichte der Philosophie. II. Die Phänomenologie des Geistes. III. Die Wissenschaft der Logik. IV. Die Naturphilosophie. V. Die Philosophie des Geistes. Die Unterabtheilungen dieses letzten Abschnittes sind: 1) die Philosophie des subjectiven Geistes (die Anthropologie und Phänomenologie und Psychologie); 2) die Philosophie des objectiven Geistes (die Philosophie des Rechts und die der Geschichte; und 3) die Philosophie des absoluten Geistes (die Aesthetik oder die Philosophie der Kunst und die Philosophie der Religion).

Daß der Verf. mit seiner Kritik Hegel's sich zuvörderst an dessen Geschichte der Philosophie gewendet, können wir nur billigen; denn das kritische Geschäft wird dadurch von selbst zugleich zu einem genetisch erklärenden, wodurch gar Manches erst in das wahre und volle Licht tritt. Mit Recht bemerkt der Verf., daß, sofern Hegel in seiner Geschichte der Philosophie, welche er als die stufenweise Entwicklung seines eigenen Systems faßt, im populärsten und gewissermaßen selbst naivsten Vortrage die Hauptmomente seiner Philosophie darstelle und erörtere, sich dieselbe vortrefflich zu dem Zwecke eigne, den Leser auf eine einfache, jedem Unbefangenen unzweideutige Weise vorlaufig zu verständigen, in welchem Sinne er die sein System charakterisirenden Prinzipien: der Identität des Denkens und Seyns oder des produktiven, „das Seyn bestimmenden" Denkens, der absoluten Negativität und ihrer Grundform: des Widerspruches als wesentlichen, schlechthin nothwendigen „Quells oder Pulses und Gesetzes alles natürlichen und geistigen Lebens," des Diesseits als alleiniger Wirklichkeit und endlich des absoluten, alle Individuen (als der absoluten Idee unangemessene und eben dadurch widersprechende Momente ihrer Verwirklichung) ebensosehr negirenden wie setzenden Weltgeistes, verstanden und geltend gemacht habe. Die Kritik dieses Werkes werde nicht nur darthun, wie subjectiv Hegel die Geschichte der Philosophie und die Nothwendigkeit seines Systems als ihrer Wahrheit zu construiren und zu beweisen suche, sondern wesentlich ihre objective Entwicklung und ihr wahrhaftes Resultat zu erweisen haben, um die Umgestaltung der Philosophie zur objectiven Vernunftswissenschaft ebensowohl geschichtsphilosophisch, wie immanent, d. h. durch die Idee der Philosophie, zu begründen.

Da es der Raum nicht verstattet, auf die Kritik, welcher der Verf. die einzelnen Abtheilungen der Hegel'schen Geschichte der Philosophie unterwirft, in's Specielle hier einzugehen, so sey uns wenigstens verstattet, auf eine ihrer beachtenswerthesten Partien aufmerksam zu machen, auf jene

nämlich, wo der Parteylichkeit Erwähnung geschieht, mit der Hegel namentlich Schelling und andere gleichzeitig lebende Forscher in seiner Geschichte behandelt hat. Allerdings ist „die absolut subjective Tendenz Hegel's der Grund, warum er, obwohl er Schelling's Versuche, einerseits den Spinozismus zu idealisiren, andererseits Fichte's subjectiven Idealismus zu objectiviren und zum absoluten Idealismus zu vollenden, in einer jedoch sehr unvollständigen abstracten und formellen Charakteristik wiedergiebt, seine objectiven Forschungen übergeht und seine eigentlichen Verdienste verkennt. Mochte er, bemerkt der Verf., es immerhin als eines der Verdienste Schelling's, den Begriff und die Form des Begriffs in die Natur eingeführt zu haben, anerkennen, so habe er doch weder des Letztern speculative Deduction des magnetischen, elektrischen und chemischen Prozesses, durch die er die Dimensionen der Materie bestimmt, noch seine tiefsinnigen Erklärungen des Lichtes und der Wärme, noch seine vielseitig entwickelten und vermittelten Untersuchungen über das Leben des Organismus, das Verhältniß seiner Systeme zu einander und zur Außenwelt, so wie über die Bedeutung des Gehirns und der Sinne, noch endlich seine Construction der Stufenordnung der Naturwesen wissenschaftlich gewürdigt. Noch weniger habe er Schelling's genialen Entwurf einer Philosophie der Kunst und ihrer Bildungsgeschichte durch ihre Hauptepochen mit Beziehung auf die Rede über das Verhältniß der bildenden Kunst zur Natur gewürdigt, eine Rede, die, weil sie die reinste Manifestation des Genius und seiner ästhetischen Anschauung sey, ganze Bände über Aesthetik aufwiege, und die von Ebendemselben in mehreren Schriften und Abhandlungen entwickelten Ideen über Religion, Poesie nnd Staat; so wie er auch seine Construction der Hauptepochen der Weltgeschichte mit der Bemerkung ignorire, derselbe sey zwar Urheber der Naturphilosophie geworden, sey aber an die Darstellung der andern Seite, der Philosophie des Geistes, nicht gekommen.

Diese Verkennung von Schelling's Verdiensten war, wie der Verf. mit vollem Grunde hervorhebt, besonders auffallend in Hegel's Urtheil über desselben Untersuchungen über die Freyheit, von denen er zwar großmüthigerweise gestehe, sie seyen „tief spekulativer Art," aber deren Inhalt unter dem Vorwand, die Geschichte der Philosophie könne sich nicht mit Einzelnem befassen, mit keinem Worte berühre. Denn allerdings bezeichnen diese 1809 erschienenen Untersuchungen eben den Anfang derjenigen Periode von Schelling's Philosophie, in welcher ihm mit dem tiefer erkannten Prinzip der Freyheit und Persönlichkeit eine neue Welt entstand, die sich darin entwickelt. Je mehr Hegel, meint der Verf., ahnen mochte, daß diese das Prinzip des Theismus zwar nicht ausführenden, aber doch anticipirenden Untersuchungen die Keime eines neuen objectiven Systems enthielten, desto weniger mochte er sich auf die Würdigung eines Prinzips einlassen, das an sich selbst so tief und so wahr sey, daß es von einem Forscher, wie Schelling, in welchem alle Kenner einen philosophischen Genius erster Größe verehren, nur ausgesprochen werden dürfe, um auf wahrheitsliebende Gemüther und Geister eine durch keine Reaction aufzuhebende Wirkung zu äußern.

Vollkommen ist auch zuzugeben, daß „mit Hegel's Parteylichkeit gegen Schelling die Art und Weise in Zusammenhange steht, mit welcher er über die Denker der Gegenwart, welche in näherer oder entfernterer Beziehung zu Schelling stehen, urtheilt oder vielmehr abspricht." In dieser Beziehung erscheint es dem Verf. mit Recht vor allem als eine Parteylichkeit, daß er nur einen Friedrich Schlegel und Novalis, aber jedenfalls höchst einseitig bespricht, einen Baader, Solger, Steffens, Krause, Oken, Schubert u. A. aber völlig ignorirt, oder höchstens so weit sich auf sie einläßt, um seine Indignation über die „Phantasterei" und Unmethode, in welche die Schelling'sche Schule allerdings ausartete, auszusprechen, und endlich, nach einem zur zweyten Ausgabe hinzugefügten Zusatz, über Schleiermacher in einer Weise urtheilt, die es bedauern läßt, daß er ihn nicht gleichfalls völlig ignorirte. Habe er aber, fährt der Verf. in dieser Rüge fort, in der Vorrede zur ersten Ausgabe der Encyklopädie selbst nicht umhin gekonnt, jener Schule einen gesunden Kern zuzugestehen, so sey die Erwartung um so billiger, daß er in der Geschichte der Philosophie außer

Kant, Fichte und Schelling noch andere Philosophen und zwar vor allen einen Geist wie Herder*), den Begründer der Philosophie der Geschichte und den Vorgänger der speculativen Philosophie der neuern Zeit überhaupt, gewürdigt, und nicht über alle andere Denker seiner Zeit so zu sagen in Bausch und Bogen abgesprochen hätte. Dieses Verfahren müsse um so mehr befremden, da die erwähnten Forscher, wenn sie auch Hegel'n an speculativ-dialektischer Meisterschaft nicht gleich gekommen, ihn vielleicht zum Theil nicht nur an Tiefe und Innigkeit der Conception, sondern selbst an Genialität des Producirens und Darstellens übertreffen mochten. Habe er doch im kritischen Journal einen Schleiermacher als Vorgänger der speculativen Philosophie unserer Zeit bezeichnet, und der ebenfalls mit ihm gleichzeitige Krause habe ein methodisch begründetes und durchgebildetes System dargestellt, daß jedenfalls Achtung und Anerkennung verdiene. Baader'n habe Hegel, zu seiner Ehre sey es gesagt, in der Vorrede zur zweyten Ausgabe der Encyklopädie große Lobsprüche ertheilt. Oken habe durch den wissenschaftlichen Kern, der seiner Naturphilosophie zu Grunde liege, in der Physiologie überhaupt und namentlich in der durch das Prinzip der genetischen Entwicklung begründeten Naturgeschichte des Thierreichs und in der durch physiologische Prinzipien bestimmten Systematisirung desselben in der Naturwissenschaft Epoche gemacht, was einem Denker nicht gelungen sey, welchem die Natur nichts als die verkümmerte Realisirung seiner logischen Idee sey. Steffens beweise jedenfalls in der Geologie tiefere Einsichten, als Hegel, und habe nicht nur in der Anthropologie die Idee der Persönlichkeit in der genialsten Weise erkannt, sondern auch sein Werk: „die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden," sey unvergleichlich gehaltvoller und ideenreicher, als Hegel's Philosophie der Geschichte, in welcher eben so sehr eine wissenschaftliche Entwicklung ihrer Idee, wie große, wahrhaft weltgeschichtliche Resultate vermißt werden. Und wenn Hegel den Staat als die vollkommene Wirklichkeit des objectiven Geistes betrachtet habe, und wie die höchste theoretische Bestimmung des Individuums in die Läuterung seines Bewußtseyns zum reinen abstracten Denken, so seine höchste praktische Bestimmung, die wahrhafte, eigentliche Sittlichkeit in die Erfüllung „dessen, was im Staate ausgesprochen und vorgezeichnet ist," setze, so dürfe es eben nicht befremden, daß seinen ästhetischen und religions-philosophischen Werken jene Weihe fehle, durch die ein Solger zum philosophischen Priester der Kunst, ein Schleiermacher zum Begründer einer neuen Epoche des christlichen Lebens und Bewußtseyns geworden sey. Selbst Herbart habe als Vollender der Reflexionsphilosophie nicht verdient ignorirt zu werden.

Diese Urtheile des Verf. dienen zugleich zur näheren Bezeichnung seines eigenen Standpunktes und seines Verhältnisses zu den erwähnten verschiedenartigen Richtungen, weßhalb wir auch dabey länger verweilten. Kürzer können wir uns über die noch folgenden Abschnitte fassen, indem wir der übersichtlichen Darstellung folgen, welche der Verf. in der Einleitung von ihnen gibt.

Habe Hegel selbst, heißt es daselbst, die Phänomenologie nach seinem ursprünglichen Plane ebensowohl als Propädeutik seiner Logik und seines ganzen Systems, wie als Wissenschaft der Bildungsgeschichte des Weltgeistes bestimmt, so sey eine ausführliche Prüfung dieses Werkes um so nothwendiger, als er sich nicht nur in der Vorrede und Einleitung zu seiner Logik auf die Dialektik derselben als Muster der immanenten wissenschaftlichen Methode berufe, sondern auch in der Lehre vom subjectiven Geiste den Hauptheil derselben wiederhole, und in der von ihm selbst herausgegebenen Rechtsphilosophie sich auf die Grundbestimmungen und Hauptsphären derselben beziehe und darauf verweise. In der That zeige sich das eigenthümliche Prinzip und die eigenthümliche Methode der Hegel'schen Dialektik in keinem Werke eclatanter, als in der Phänomenologie, welche ebensowohl die Genialität von Hegel's Conception und die Virtuosität seiner

*) Ein treffliches Wort der Erinnerung an Herder (Erlangen, 1844) hat der Verf. erst jüngst, bey Gelegenheit der hundertjährigen Gedächtnißfeyer desselben gesprochen.

philoſophiſchen Kunſt in ihrer höchſten Höhe, wie die Verkehrtheit ſeines, die Prinzipien umkehrenden und nicht ſelten in den baarſten Widerſprüchen und in den beyſpielloſeſten Sprüngen ſich bewegenden Denkens in ihrem Extreme manifeſtire. Je verſchloſſener dieſes Buch dem Publikum ſey, das darin entweder abſolute Confuſion oder unendliche, unergründbare Tiefe vermuthe, deſto intereſſanter ſcheine ihm der Verſuch, durch eine vollſtändige Kritik ſeiner dialektiſchen Gänge und Irrgänge die Wahrheit aller der Spären und Stufen der Geſchichte des Bewußtſeyns zu erweiſen, durch welche Hegel den Weltgeiſt ſeiner Idee verwirklichen und erfaſſen laſſe. Wer einen ſolchen Verſuch für überflüſſig halte, der ſey an die ſich widerſprechenden Urtheile darüber zu erinnern und zu fragen, ob er ein Werk kenne, in welchem unerachtet aller genialen Verirrung (in der freylich die abſolute Gemeinheit oder die abſolute Parteylichkeit nichts als Tollheit ſehe) die Idee der Entwicklungsgeſchichte des allgemeinen Geiſtes grandioſer erfaßt und mit größerem Aufwand von dialektiſcher Kunſt ausgeführt ſey.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Zweytes Quartal. April — Juny.

(Fortſetzung.)

Fr. Mar. da Lecce, Osservazioni grammaticali nella lingua Albanese. Roma 1716.

Fr. Kurſchat, Beyträge zur Kunde der littauiſchen Sprache. Heft 1. Königsb. 1843.

W. C. Kayser, Htstoria critica Tragicorum graecorum. Gotting. 1845.

Ch. Zevort, Anaxagore. Dissertation sur la vie et la doctrine d'Anaxagore. Par. 1843.

H. Weil, Das claſſiſche Alterthum. Berl. 1843.

History of the Peloponnesian war, translated from the Greek of Thucydides by Will. Smith. Philad. 1840.

Joannis Pearsoni olim Episcopi Cestrensis adversaria Hesychiana. T. 1. 2. Oxonii 1844.

A. Jourdain, Recherches critiques sur l'age et l'origine des traductions latines d'Aristote et sur des commentaires grecs ou arabes employés par les docteurs scholastiques. Ouvrage couronné. Par. 1843.

Babrii fabellae Jambicae a Minoide Mena in monte Atho nuper repertae. Ex recens. J. Fr. Boissonadii passim refictae cum brevi adnotatione critica ediderunt J. C. Orellius et J. G. Baiterus. Zurich 1845.

Dr. Ch. v. Daremberg, Hippocrate: le Serment, la loi etc. Par. 1843.

Aristoteles. Organon graece. Novis codicum auxiliis adjutus recognovit, scholiis ineditis et commentario instruxit Theod. Waitz. P. I. Lips. 1844.

Dr. Aug. Weichert, Lectionum Venusinarum libellus. Grimma 1843.

Horatius Flaccus, Q., recensuit atque interpretatus est J. C. Orellius, addita variet. lectionis Codd. Bernensium III. Sangallensis et Turicensis. Vol, 1. 2. Turici 1844.

Nisard, Les Agronomes latins, Cotton, Varron, Columelle, Palladius. Par. 1844.

Pindarica. Scripsit et edidit Alb. de Jongh, Traj. ad Rhenum 1845.

A. Meursinge, Handboek van het Mohammedaansche Regt, in de Maleische taal. Amsterd. 1844.

Tanchumi Hierosolymitani commentarius arabicus in Lamentationes, edidit Guil. Cureton. Lond. 1844.

Dr. E. Kapp, Philoſophie der Erdkunde. Bd I. Braunſchweig 1845.

W. J. Hamilton, Researches in Asia Minor, Pontus and Armenia. Vol. 1. 2. Lond. 1842.

Al. Simpson, The life and travels of Thomas Simpson, the arctic discoverer. Lond. 1845.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. September.

Nro. 187. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Beyträge zur Erklärung der persischen Keilinschriften von Adolf Holtzmann, großh. bad. Hofrath. Erstes Heft. Carlsruhe. Verlag v. G. Holtzmann. 1845.

Es sind nunmehr zehn Jahre verflossen, seit zwey große Kenner der arischen Litteratur, Burnouf und Lassen, sich mit der Entzifferung der persischen Keilinschriften zu beschäftigen angefangen haben; das Resultat dieser Forschungen, die durch Westergaard's neue Untersuchung der Inschriften an Ort und Stelle und durch dessen scharfsinnigen Versuch, auch die zweyte Gattung der Schrift zu enträthseln, wesentlich gefördert worden sind, liegt nunmehr in dem Werke: „Ueber die Keilinschriften der ersten und zweyten Gattung von Chr. Lassen und N. L. Westergaard (aus dem sechsten Bande der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes besonders abgedruckt). Bonn. J. B. König. 1845" in bündiger Fassung vor, und so mannigfache Verbesserungen und Aufhellungen die Zukunft bringen mag, — dieses Buch wird stets eine der denkwürdigsten Erscheinungen in der orientalischen Litteratur bleiben und Lassen den verdienten Ruhm des glücklichsten Vollenders der Entzifferung der altpersischen Steinschriften sichern. Daß es der Verbesserungen fähig sey, hat Niemand richtiger empfunden als Lassen selbst, der sich hierüber S. 6. der genannten Schrift nachdrücklich äußert und am Schluße hinzufügt: „Nichts wird mir willkommener seyn, als eine genaue und einsichtsvolle Prüfung des vorgelegten, und ich werde sehr bereit seyn, richtigeres von Andern an die Stelle des eignen zu setzen" u. s. w. Bey dieser Gesinnung Lassen's hätte der Verfasser der gegenwärtig anzuzeigenden Schrift, Hr. Holtzmann, gewiß nicht bloß die Sachkenner überhaupt, sondern auch Lassen insbesondere verpflichtet, wenn er mit eindringender Kritik die Arbeit des Letztern einer neuen Prüfung unterworfen und seine eignen Vorschläge veröffentlicht hätte. Warum dieß aber mit einer so maßlosen Bitterkeit gegen einen Mann geschehen ist, dessen zwanzigjährige Bemühungen um die arischen Sprachen alle Gelehrte dieses Faches einstimmig anerkennen und dessen zuvorkommende Bereitwilligkeit im wissenschaftlichen Verkehr gewiß Viele unter ihnen persönlich erfahren haben, dieß ist Ref. und jedem Unbefangenen um so mehr ein Räthsel, als Hrn. H., der unstreitig ein tüchtiger Kenner des Sanskrit und der verwandten Sprachen ist, doch noch keine derartigen Verdienste zur Seite stehen, die ihn berechtigen, einen Gelehrten, wie Lassen, in solcher Weise zu schulmeistern. Das Gefühl von Pietät gegen einen um die Keilschriften hochverdienten Mann, Grotefend, welches Hr. H. in der Einleitung an den Tag legt, wird ihm gewiß zur Ehre gereichen, auch in dem Falle, wenn Grotefend's Leistungen von ihm überschätzt würden. Aber wozu darum die ebenso unläugbaren Entdeckungen Lassen's verkleinern, der vielleicht nur deßwegen G's. nicht jederzeit erwähnt, um nicht gegen Ansichten dieses Forschers auf verletzende Weise polemisiren zu müssen, die von letzterem auch jetzt noch allzubeharrlich festgehalten werden? Doch Hr. H. will nicht bloß die Ehre G's. retten, sondern er beschuldigt auch Lassen eines Plagiates, das er gegen seinen Freund Burnouf und gegen den verstorbenen Jacquet (S. 17) geübt haben soll. Burnouf's

und Lassen's Namen sind in der Litteratur des Orients so enge verbunden, beyde haben stets mit so inniger Freundschaft die gemeinschaftlichen Studien betrieben und B's. öffentliche Aeußerungen über L's. wissenschaftliche Arbeiten sind sich seit den zehn Jahren, wo jener angebliche Gedankenraub Statt gefunden haben soll, so unverändert gleich geblieben, daß es wohl einem Dritten nicht ziemt, sich zwischen zwey berühmte Forscher in die Mitte zu stellen und Zwietracht auszusäen. Wäre B. beraubt, wie Hr. H. wahrscheinlich zu machen sucht, so hätte er wohl genugsame Gelegenheit gehabt, selbst zu sprechen; einen Dritten aber hat er nicht zum Verfechter ausersehen, und am allerwenigsten wird seine liebenswürdige Bescheidenheit eine solche Vertheidigung billigen.

(Schluß folgt.)

Speculative Charakteristik und Kritik des Hegel'schen Systems und Begründung der Umgestaltung der Philosophie zur objectiven Vernunftwissenschaft, mit besonderer Rücksicht auf die Geschichte der Philosophie, von Dr. Karl Phil. Fischer, ord. Prof. d. Philos. an d. Universität Erlangen.

(Schluß.)

In der Prüfung von Hegel's Logik, erklärt der Verf., habe er eben so sehr für Pflicht gehalten, die Reform, die derselbe durch die speculative dialektische Entwicklung der Denkwissenschaft begründet habe, anzuerkennen, wie er, damit die Wahrheit in allen Gebieten oder Beziehungen derselben erkannt werde, die Grundirrthümer seines Entwurfs und die vielfachen Mängel seiner Ausführung zu widerlegen und zu berichtigen gesucht habe.

Von welcher Wichtigkeit Hegel's speculative Methode in ihrer Wahrheit für die Erfassung der Idee des Lebens sey, will der Verf. in der Prüfung der Naturphilosophie desselben zeigen, deren große Unvollkommenheit er jedoch so wenig, wie Andere, leugnen wolle, nur mit dem Unterschiede, daß er auch in diesem Gebiete die Prinzipien einer tieferen und umfassenderen objectiven Vernunftforschung durch Widerlegung von Hegel's Irrthümern und Mängeln zu erweisen trachte.

Größeres eigenthümliches Verdienst, als in der Philosophie der Natur, hat Hegel, dem Verf. zufolge, in der Philosophie des Geistes, in deren subjectivem Theile er durch den Begriff der Psychologie, als der Wissenschaft von der Selbsterziehung oder Selbstbefreyung der Seele, durch die nothwendigen Stufen ihrer Bildung Epoche gemacht, wiewohl diese wahrhaft immanente Methode der Psychologie durch die subjective Bestimmung ihres Resultates, des abstracten Denkens, in welches die vorhergehenden Formen des Gefühls, der Anschauung und Vorstellung aufzulösen seyen, ihren wahrhaften Zweck und Abschluß verfehlt. Dagegen erweise Hegel in seiner Philosophie des Rechts oder Staats als des Reiches des objectiven Geistes im Wesentlichen eine ebenso organische, wie begriffsmäßige Entwicklung dieser Sphäre. So sehr der Verf. jedoch die Wahrheit dieses Werks hervorgehoben, so unbefangen habe er die Unwahrheit seines politischen Absolutismus widerlegt, um der höhern Wahrheit des ideellen Reiches sich bewußt zu werden, dessen Vermittlung der Staat sey. Am unbefriedigendsten erweisen sich seine Prinzipien des Völkerrechts und der Philosophie der Geschichte, die unstreitig das unvollkommenste aller seiner Werke sey, das in seiner skizzenhaften Gestalt hinter der Erwartung einer wissenschaftlichen Entwicklung weit zurück bleibe. Die unmittelbarste Sphäre jenes ideellen Reiches, die Kunst, habe Hegel in ihren Hauptformen durch die Specification ihrer concreten Idee oder ihres Ideals so adäquat bestimmt, daß sich seine Grundansicht als das Resultat und die Wahrheit aller ästhetischen Forschung erweisen lasse, was ihm nur dadurch und in soweit geworden, als er über seinen logischen Idealismus hinausgegangen und sich in den innern Geist der Kunst vertieft habe. Doch habe er den Standpunkt des abstracten Begriffs und seiner subjectiven Constructions- und Reductionsversuche nicht vollkommen überwunden, daher sich der Charakter seiner Schulphilosophie namentlich im Schematismus seiner Abtheilungen und Unterabtheilungen, in welchen er

doch für die subjectiven Sphären, z. B. des Humors, keinen entsprechenden Ort übrig habe, verrathe. In seiner Religionsphilosophie versuche er sich in den Aether der absoluten Wahrheit zu erheben, negire aber durch seine subjectiven Prinzipien ebensosehr die objective Realität und Wahrheit der göttlichen Idee, wie das Wesen des religiösen Bewußtseyns und des Glaubens. Man werde sehen, daß er seine negativen Prinzipien in diesem letzten Werke so wenig beweise, wie im ersten, sondern sie auch hier, wie überall, so wenig sie sich in ihrer dem allgemeinen menschlichen (substanziellen) Bewußtseyn widersprechenden Bestimmtheit von selbst verstehen, nur voraussetze, um Consequenzen daraus zu ziehen, durch welche der Mangel einer Rechtfertigung jener subjectiven Voraussetzungen um so auffallender werde. Desto weniger dürfe es befremden, daß er, vermöge des ihm eigenthümlichen speculativen Tiefsinns, in gewissen Beziehungen über sein subjectives System hinaus und auf die Prinzipien einer objectiven Vernunftwissenschaft hinweise.

Das Gesammtresultat, das sich aus dieser vollständigen Charakteristik und Kritik der Hegel'schen Philosophie ergiebt, ist nach der Schlußerklärung des Verf. die Einsicht: daß Hegel die sein subjectives System charakterisirenden Prinzipien — die Identität des Denkens und Seyns oder das absolute, das Seyn bestimmende Wissen des menschlichen Geistes, die absolute Negativität und den schlechthin nothwendigen, wesentlichen Widerspruch als Prinzip und Gesetz aller Selbstbewegung, die Unwesentlichkeit und Vergänglichkeit aller Individualität und mithin das alleinige Diesseits, und endlich den unpersönlichen Gott als selbstlose Einheit und Wahrheit der Welt weder als Resultate der innern Entwicklung und Kritik der Geschichte der Philosophie, noch immanent aus der Idee der Philosophie selbst bewiesen oder deducirt habe.

Doch der Hauptzweck dieser ganzen Kritik sey gewesen, durch dieselbe die Wahrheit der Prinzipien der objectiven Vernunftwissenschaft zu erweisen, deren Begründung und Entwicklung das Problem der Gegenwart sey. Zu diesem Zwecke sey erstens durch die Widerlegung des Prinzips der Identität des Denkens und Seyns oder des schöpferischen Begriffes, durch dessen immanente Dialektik die Realität erzeugt werde, die Wahrheit der Einheit des Denkens und Seyns bestätigt, und dadurch die Nothwendigkeit der innern und äußern Erfahrung als der Voraussetzung des begreifenden Wissens erwiesen. Daraus folge, daß nicht ein absolutes Wissen, sondern nur die eben so sehr mit der Wirklichkeit, wie mit sich oder ihrem Begriffe einstimmende und in diesem Sinne objective Wissenschaft der denkend erkennenden Vernunft Aufgabe der Philosophie seyn könne. Zweytens habe sich die Einsicht ergeben, daß die absolute Negativität nicht absolute Positivität, d. h. nicht schöpferisches, begründendes oder organisirendes Prinzip und der Widerspruch nicht wahrhaftes Gesetz oder Norm des natürlichen und geistigen Lebens sey. Selbst die Negation des Negativen oder die Ueberwindung des Widerspruchs, zu welcher Hegel fortgehe, habe sich nicht als die wahrhafte, der Idee adäquate Bestimmtheit selbst, sondern, wenn sie nicht bloßen Uebergang zu einer andern widersprechenden, negativen Existenz sey, nur als Vermittlung der Affirmation oder Bewährung des positiven Prinzips der Wirklichkeit erwiesen. Als das allgemeine positive Prinzip des sich durch ihm entsprechende (adäquate), sich bewährende Unterschiede oder Gegensätze verwirklichenden Lebens und Geistes sey die Individuation erkannt worden, welche sich als Grund seiner innern Selbstunterscheidung oder Selbstbestimmung erweise, und die Specification, welche der Grund seiner äußern Unterscheidung oder Organisirung in die Glieder seines Reiches oder seiner Sphäre sey. Aber die bestimmten Prinzipien und Gebiete der natürlichen und geistigen Wirklichkeit könne man nicht auf die abstract allgemeine Dialektik des reinen Begriffs reduciren. Vielmehr sey diese zur concreten, der innern Selbstentwicklung der bestimmten Gegenstände adäquaten Methode des erkennenden Denkens zu realisiren. Daher erfordere nicht nur die Philosophie der Natur und des Geistes eine eigenthümliche, der lebendigen reellen Entwicklung der ersteren und der freyen ideellen Selbstbestimmung oder Selbstverwirklichung des letztern entsprechende (adäquate) Methode des Wissens; sogar jede besondere Sphäre dieser Reiche erfordere eine andere, ihre innere Gestaltung oder Verwirklichung durch die Entwicklung ihres objectiven Begriffs wiedergebende (reproducirende) Form der con-

creten objectiven Erkenntniß. Drittens werde durch die Widerlegung der Annahme des absoluten Wissens und des Prinzips der absoluten Negativität der Glaube an das alleinige Diesseits negirt. Werde nun zu der Einsicht fortgegangen, daß die absolute Negativität oder die im Schaffen zerstörende, im Zerstören schaffende Thätigkeit des Weltwesens oder Weltgeistes idee- und zweckloser Prozeß, endloser Fort- und Rückgang sey, so ergebe sich als Wahrheit dieses ungeheuern Irrthums der Gedanke, daß das Diesseits als zeitliche Entwicklung des Geistes die allseitige Verwirklichung und Krisis seiner Idee sey, und daß dieser durch Ueberwindung des Widerspruchs vermittelte Fortschritt kein Resultat und Ziel hätte, wenn er nicht in einem der Idee des Geistes entsprechenden Reiche der unendlichen Liebe und Erkenntniß seine Vollendung und seine Wahrheit erreichte. Wenn viertens endlich die selbstbewußten Individuen als „in sich unendliche Subjecte“ an und für sich seyende Einheiten der Idee des allgemeinen Geistes seyen, so werden sie sich als wesentliche ewige Organe oder Vermittlungspunkte eines Reiches erkennen, welche die Objectivirung und Manifestation eines absoluten, sie begründenden, liebenden und wissenden Ursubjects bilde. Die Wissenschaft dieses absoluten Ideals und Prinzips der Objectivität sey es, welche nach Plato's und Leibnitzen's Systemen und nach Kant's Zugeständnisse „die ganze menschliche Erkenntniß schließe und kröne.“

Indem nun der Verf., wie wir aus diesen Schlußergebnissen so eben vernommen, die Forderung stellt, daß „die Hegel'sche abstract allgemeine Dialektik des reinen Begriffs zur concreten, der innern Selbstentwicklung der bestimmten Gegenstände adäquaten Methode des erkennenden Denkens zu realisiren sey,“ und zugleich die Ansicht äußert, daß nicht nur die Philosophie der Natur und des Geistes überhaupt eine besondere Methode, sondern sogar jede einzelne Sphäre dieser Reiche eine andere Form der concreten, objectiven Erkenntniß erheische: hat er damit dasselbe Bedürfniß einer neuen, befriedigenden Methodologie ausgesprochen, auf das auch J. H. Fichte in jener von uns oben mitgetheilten Stelle hingewiesen hat. Insoferne aber diese angestrebte neue Form der Erkenntniß nur „die innere Gestaltung oder Verwirklichung der Natur und des Geistes durch die Entwicklung ihres objectiven Begriffes reproduciren“ soll, leuchtet ein, daß sie, also erfaßt, unzertrennlich von ihrem Inhalte ist, und daß mithin in der wahren speculativen Wissenschaft Form und Materie so innig mit einander verwachsen sind, als in jedem Naturorganismus, so zwar, daß es auch der strengsten dialektischen Scheidekunst wohl nie gelingen dürfte, eine Methodologie in dem Sinne zu erzielen, daß darin gleichsam die verschiedenen Formen und Schemen für alle Materien des Wissens im voraus und auf immer fertig daliegen. Ueberhaupt will uns bedünken, daß es in Ansehung der Form sich mit der wahren Wissenschaft wohl nicht anders verhalte, als mit der wahren Kunst, daß nämlich ihre Werke um so vollendetere seyen, je weniger ihre Form als solche in's Auge fällt und hervorsticht — eine Bemerkung, die nur zugleich sagen soll, daß man, nach unserer Ansicht, auch in dem Eifer, die einseitig immanente Hegel'sche Methode zur wahren objectiven umzubilden, leicht zu weit gehen könnte, wenn man aus Vorliebe zu der methodischen Behandlung der Wissenschaft, wie sie Hegel'n beliebte, sich etwa verleiten ließe, ihr ein ähnliches Schulgewand anzulegen, und dadurch von dem Produciren einer freyen, selbstständigen Form sich irgendwie abhalten ließe. Zwar wissen wir wohl, daß auch das Letztere seine Gefahren und Irrwege hat, und daß nichts schwieriger ist, als hier die rechte Mitte zwischen zu freyer und zu strenger, abstruser Behandlung zu treffen. Um so mehr aber soll es uns freuen, wenn es unserm Freunde in dem nun folgenden Werke seiner eigenen, über den gegenwärtigen kritischen Standpunkt sich erhebenden Forschung gelingt, jene beyden Klippen glücklich zu umschiffen, und in seinem Systeme ganz und gar jene selbstständige und anziehende Form auszuprägen, die der natürliche Ausdruck eines für die höchsten Wissenschafts- und Menschheitsinteressen so innig und wahr begeisterten Gemüthes, wie das seinige, ist.

Beckers.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. September.

Nro. 188. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Beyträge zur Erklärung der persischen Keilinschriften von Adolf Holtzmann, großh. bad. Hofrath.

(Schluß.)

Referent hat in der Schrift des Hrn. H. so viel Treffliches gefunden, daß er innig bedauert, in ihr jene unangenehme Beygabe wahrzunehmen, und er drückt die sichere Hoffnung aus, daß gegenseitige Verständigung von dem kleinen Gebiete der Studien über die altpersischen Inschriften die widerwärtigen Zänkereien um Mein und Dein für die Zukunft abhalten wird, welche den Anfang der Entzifferung der Hieroglyphen in der Litteratur-Geschichte getrübt und verbittert haben.

Nach diesen gewiß wohlgemeinten Worten an den Hrn. Verf. geht Ref. um so williger daran, die vielen Verdienste der vorliegenden Schrift hervorzuheben.

Im ersten Abschnitte behandelt Hr. H. die Inschrift II, der Lassen eine ausführliche Erklärung (S. 15—42) gewidmet hat. Ref. gesteht, daß ihm, schon vordem Hrn. H's. Büchlein erschien, die mit so viel Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit aufgebaute Hypothese Lassens über die Beziehung dieser Inschrift auf die Thronerhebung des Darius durch das Pferdewiehern als unhaltbar einleuchtete, besonders machten ihn die vermutheten Instrumentale Z. 8. u. 9. bedenklich. Die Bemerkungen H's. über dahjâus als Nominativ müssen dahin gestellt bleiben, bis sich ein anderes Wort auf u darbietet; indessen würden jene Bedenken, die Lassen S. 235 über die Declination der Feminina in ù sich selbst erhoben hat, dadurch zum Theile beseitigt. Ref. hatte seinerseits bey der L'schen Auffassung von dahjâus als Genitiv, früher pârça mit dârjawus verbunden, was wenigstens eine Unregelmäßigkeit beseitigt. Die Stelle in Zendterten, wo Hr. H. D an·hèus und daiu·hèus im Nominativ finden will, sind sehr zweifelhaft und namentlich die Erklärung der Stelle Farg. I., 78 in der Note S. 129 irrig; aiwistâra (wohl mit Sskr. strĭ sternere, tegere, occidere verwandt) ist Substantiv und Farg. I, 47 und 89 agha und taoshjâ Adjective; der Sinn ist: Ueberdeckung, im wirklichen und bildlichen Sinne; daher bedeutet anairja aiwistâra aniranische Ueberfälle des Landes und dain·hèus ist nichts anderes als der Genitiv wie I, 89 zu übersetzen ist: eisige Ueberdeckung des Landes. — Schlagend sind dagegen Hrn. H's. Einwendungen gegen hjâ als Instrumentalis; hjâ ist gewiß Nom. fem. und bezieht sich auf dahjus und somit müssen auch uwaçpâ und umartijâ Adjective seyn, sowie auch nibâ, dessen Sinn einstweilen unentschieden bleiben muß. Ref. war indessen früher geneigt in hjâ nibâ u. s. w. Nominativ des Plurals zu vermuthen, wobey nibâ Substantiv wäre, tarçati aber das Zeitwort, entweder, wie in andern Sprachen, beym Neutrum im Singular, oder mit ati statt anti, wie Hidhus statt Hindhus in unsern Inschriften. (Vorübergehend bemerkt Ref. zu S. 40, daß wasnâ ganz das Armenische vasn, wegen, durch ist).

Die Zweifel Hrn. H's. gegen âtarç als Genitiv von âtar, Feuer, (S. 49 ff.) theilt Ref. voll-

kommen, und er hatte seinerseits J. 9. ebenfalls âtarça vermuthet; nicht minder richtig sind die Bemerkungen (S. 46 ff.) über haća, welches Präposition ist und „von, weg, aus“ bedeutet. Ref. hat diese Erklärung schon vor geraumer Zeit durch die Vergleichung mit Lat. sequi, secus (secus littus) Gr. ἑκάς sich zu begründen gesucht und dabey auch an Gr. ἐξ, ἐκ, Lat. ex gedacht, obwohl hier das Wegfallen der Aspiration entgegensteht. Daß haćâ in unsern Inschriften und namentlich II. 16. nichts anders bedeuten könne, ist gewiß; es regiert den Ablativ — und da Z. 11. ânijanâ recht wohl ein Ablativ fem. seyn kann, so wird Jeder zugeben, daß wofern sich durch diese Weise der Construktion (haća ânijanâ wie unter haćâ drugâ) ein passender Sinn ergiebt, sie andern vorzuziehen wäre. Allein leider fehlen uns zur Sinnbestimmung die beyden wichtigsten Elemente: die Bedeutung von ânijanâ und die des Verbums tarçatija (tarçati), das wir nach H's. richtiger Bemerkung nicht als componirt mit dem vorhergehenden nija betrachten dürfen, da nach diesem der Worttheiler steht; sonach sind wir auch über den Sinn von nija im Ungewissen, welches ebenso sich nur noch K. 22. an einer Stelle findet, die wegen ihrer eignen Schwierigkeit gar keinen Aufschluß geben kann. Soviel scheint gewiß: tarçati ist Verbum, wie âtarça J. 9. praet. plur. tert. pers. neben âbara, wie J. 21. nach mâ, wenn dort richtig tarçam und nicht wie Lassen will dârçam ergänzt wird. Auch dürfte sich aus der Vergleichung des Textes J. 9. mit dem etwas erweiterten N. R. 19, 20. ergeben, daß die Wurzel tarç in der Bedeutung mit âwaqunwa ungefähr parallel stehen muß, da an letztgenannter Stelle âwaqunwa so neben âbara steht, wie J. 9. âtarça. — Soweit glauben wir mit Besonnenheit in der Analyse des Textes geben zu können. Hrn. H. aber hat hier die Nemesis für seine kritische Schärfe gegen Lassen ereilt; denn während Letzterer sich durch Vater Herodotus aus dem Gebiet nüchterner Sprachforschung auf das der combinatorischen Imagination in das προάστειον zu Susa oder Persepolis, wo des Darius Pferd wieherte, versetzen ließ und dadurch dem Kritiker Schwächen bot, die dieser schadenfroh ausgebeutet hat, wird Hr. H. plötzlich bey Z. 11. der Inschrift II. noch viel phantastischer, und giebt allen den Gewinn, den ihm seine richtigen Bemerkungen über Z. 8., über haćâ, über âtarça J. 9. boten, mit einem Male auf, um haćâ ânijanâ nija tarçatija mit: „von Anijana bis Tarsatja, d. h. ganz Persien“ zu übersetzen. Diese höchst abentheuerliche Erklärung setzt eine Reihe von Unwahrscheinlichkeiten oder Unmöglichkeiten voraus; vor Allem einen Ort Anijana, der nicht existirt, während ânijanâ ganz und gar die Gestalt eines Appellativums hat. Ferner soll nija, was doch jedenfalls dem Sskr. ni entsprechen, und von dem gesondertes Vorkommen mit einem Casus nachgewiesen werden müßte, die Bedeutung von: bis, binab haben, was auch zu beweisen wäre. Dann sind die offenbaren Verbalformen tarçatî, âtarça, tarçam aufgegeben und nur mit den gewagtesten Erklärungen ein Name tarçatija combinirt, während man gar nicht einsieht, warum tarça damit wechseln soll. Um aber überall die Uebersetzung von Anijana bis Tarsatja festhalten zu können, muß J. 21. mâ, die offenbare Prohibitivpartikel des Sanskr. und Zend, eine Präposition werden, die wiederum bis heißen soll und J. 9. bekommen wir noch eine Präposition â, die allerdings bis heißen kann, während haćâm nun plötzlich ἐξῆς werden soll. Drey verschiedene Präpositionen in der nämlichen Phrase und in der nämlichen Bedeutung auf diesen Inschriften, die so unermüdlich dieselben Worte wiederholen, ist höchst unwahrscheinlich; den Beweis aber für die Bedeutung von nija und mâ wird Hr. H. nicht führen können. — Nach diesen Beyspielen von Irregeführtwerden durch einmal vorgefaßte Meinung werden wir wohl am Besten thun, uns mit der eben gegebenen allgemeinen Bestimmung über haćâ ânijanâ und der Wurzel tarç zu begnügen und weitere Aufschlüsse von der großen noch unbekannten Inschrift zu erwarten. Unerwähnt darf es jedoch nicht bleiben, daß Hr. H. S. 56 ff. mit Recht die von Lassen hingeworfene Bemerkung aufgreift, daß ij und uw auch î und û seyn könnten — hierdurch werden viele Formen weit faßlicher, und man begreift wie neben utâ, haćâ mit verlängertem Endvocal auch âbî u. s. w. steht. — Den Untersuchungen über die Dentalen, die Hr. H. S. 62 verheißt, sehen wir erwartungsvoll entgegen und wollen bis dahin unser Urtheil

über seine Umdeutung des Lassen'schen k'h in dh verschieben, wodurch indessen keineswegs alle betreffenden Worte und Stellen klar werden, obgleich N. R. 54. g'adhijâ'mî einen überraschenden Sinn bekommt. Mit diesem neuen dh hängt die Erklärung des Lassen'schen ź als g' enge zusammen; sie setzt wiederum voraus, daß L's. g' in bâg'im ein aspirirtes seyn muß. Ref. glaubt eher mit L. S. 230 annehmen zu sollen, daß dieser Buchstabe dem weichen Zendischen Zischlaute und dem Armenischen j (nach französischer Aussprache) antwortet, da gerade dasselbe Wort baj, Theil, Abgabe, im Armenischen vorhanden ist. Auch möchte Ref. jenen neuen Untersuchungen über die Dentalen vorgreifend und sich auf L's. Bemerkungen (S. 223) über den mit d'h bezeichneten Laut stützend annehmen, daß dieser nichts anderes als t vor u ist; dadurch werden die von L. als bard'huwa, pâd'huwa u. s. w. dargestellten Imperativen viel einfacher als bartû, pâtû gefaßt, indem uw bloß das verlängerte u ist.

Hrn. H's. Erörterungen im 2. Abschnitte über hadâ, welches als Präposition in der Bedeutung mit zu nehmen ist, pflichtet Ref. vollkommen bey. Das altpersische upaçtâ, Hülfe, ist erhalten im Armenischen paston, Dienst. Die Erklärung von âuramazdâija als Nominativ wird durch den Zusammenhang gefordert, doch ist ija am Ende dunkel; sollte auch ein Pronomen darin verborgen seyn? mija, was gleich unten erklärt werden wird, könnte jede Schwierigkeit lösen, aber für m ist kein Raum. — Was Hr. H. S. 72 vorbringt um hadâ in der Bedeutung mit auch N. R. 52. zu rechtfertigen, ist ungemein kühn: eine ganze Zeile soll ausgefallen seyn! So gewaltsame Mittel brauchen wir nicht, seit Lassen (S. 206) selbst nachgewiesen, daß die richtige Ergänzung der Lücke Z. 51. mâm ist und statt des von ihm vermutheten kartam etwas anderes stand; das fehlende Wort muß jedenfalls die Endung des Instrumentalis gehabt haben. — Den Erinnerungen H's. über J. 8. ist Lassen S. 239 f. selbst begegnet, wo auch das Richtige über hadâ = saha gegeben wird. Bey kârâ, welches Lassen mit actor, Hr. H. mit Land, Gegend übersetzt (S. 63) möchte zunächst an das Arm. kar, Macht, Stärke zu denken seyn. — Sehr beachtungswerth sind die Bemerkungen Hrn. H's. über den Namen des Vendidad S. 74 ff.

Der dritte Abschnitt in der H'schen Schrift behandelt noch ausführlicher die Erklärung des Lassen'schen k'h als dh, welche aber, wie gesagt, mit der zu erwartenden neuen Darstellung der Dentalen zu enge zusammenhängt, als daß sich Ref. ein Urtheil erlaubte; nur möchte jadipadî das gerechteste Bedenken erregen; denn ein sanskr. jadi padê, wenn einmal, ist wohl unerhört.

Ein glücklicher Fund ist die von Hrn. H. im 4. Abschnitte gegebene Erklärung von sijâtis, welches er mit dem Zendischen zjaitis oder g'jâitis zusammenstellt; vielleicht wirft dieß auch ein Licht auf husija H, 3., was als mit khsathram componirt betrachtet werden könnte, wenn nicht (was wegen hu wahrscheinlicher ist; Sanskr. su und Zend. hu würde u geworden seyn) husja anders zu trennen ist und hu er bedeutet (hû am Ende verlängert, geht gleich vorher), sija aber ein Pronomen der dritten Person, d. h. eine Form des Gen. der dritten Person wäre, wie mê und mija, wie wir gleich sehen werden. Die Einwendung, daß s hätte h werden müssen, da im Zend (wie auch Herr H. S. 136) bemerkt, wirklich ein solches hê oder hôi existirt, ließe sich vielleicht dadurch beseitigen, daß man die Erhaltung des s der Enklise zuschreibt. — Die Bemerkungen Hrn. H's. im 4. Abschnitte über das Zendische frâdat sind ebenfalls richtig. Ref. erinnert daran, daß das Zend kein l kennt, daß daher fradh oder frâdh mit dem Gr. πλησύς, Lat. plenus u. s. w. zusammengestellt werden könne.

Im fünften Abschnitte giebt Hr. H. eine Reihe von Bemerkungen über einige in den Inschriften öfters wiederkehrenden Wortformen: tjamija und utamija oder utâmija. Auch hier sind treffende Einwendungen der Kritik nicht zu verkennen; so wenn Hr. H. nachweist, daß kartam und khsathram Neutra seyen und letzteres, wie das entsprechende Zendische Wort, Reich bedeute; daß uta Verbindungspartikel sey (nur dürfte es eher dem Lat. ut (wie) als et etymologisch entsprechen), und wenn er L's. Erklärung

beanſtandet, der das angefügte ija für den Pronominalſtamm id hält, der im ältern Sanskrit auch enklitiſch gebraucht wird. Unhaltbar erſcheint aber die eigene Erklärung, welche in tjamija eine Umſtellung von tja ima, in utamja und utâmija uta ima ſucht. Abgeſehen davon, daß eine Umſtellung dieſer Art im ariſchen Sprachſtamm ſchwerlich nachgewieſen werden kann, iſt Hr. H. gezwungen zur Erklärung des Umſtandes, daß utâmija ſich auch auf ein offenbares Femininum bezieht, eine ſehr künſtliche Hypotheſe über einen Irrthum oder vielmehr eine Willkühr des Steinhauers aufzuſtellen, was immer ein höchſt gewagtes Ausflucht̃smittel iſt. Ref. ſchlägt, auf die Gefahr hin, durch neu an den Tag kommende Inſchriften widerlegt zu werden, folgende Erklärung vor: tja iſt das Neutrum des Demonſtrativums, utâ, oder in Verbindung mit andern Worten, uta, die Conjunction und; mija oder nach H's. Leſung mî entſpricht dem Sanskr. mê, Zend. môi (wie tjija oder tjî dem Sskr. tjê), welche bekanntlich für Genitiv und Dativ ſtehen: mija iſt alſo nur eine andere Form für manâ und wird mit dem vorhergehenden Wort eng verbunden; daher tjamija und utamija oder utâmija, welch' letztere Form nur zu erkennen giebt, daß utâ und mija eigentlich getrennte Worte ſind. Der Schluß der Inſchrift A heißt alſo: „und mein Reich und dieß mein Werk.“ Man wird finden, daß dieſe Erklärung auf alle Stellen paßt: mija pithra heißt ſoviel als manâ pithra. Die einzige Stelle die Schwierigkeit macht, iſt D. 15., wo mija von pitâ durch tja getrennt iſt; doch dürfte auch dieſe ſyntaktiſche Eigenheit nicht ohne Beyſpiel ſeyn. N. R. 52. ſteht auch nicht entgegen, ſeit klar geworden, daß das 3. 51. mâm zu ergänzen iſt. Eine Beſtätigung bietet endlich der corrupte Styl der Artaxerxesinſchrift, wo (S. 35) uta tja mâm karta ſteht, was dem utâ tjamija kartam der andern Inſchriften entſpricht, und wo der Accuſativ mâm barbariſch für mija eingetreten iſt; und die Phraſe utâ tja manâ kartam D. 19. Ref. verkennt nicht, daß das unregelmäßige m vor i eingewendet werden kann; allein dieſe Schwierigkeit bleibt bey jeder Erklärung zu löſen und findet ſich ja auch N. R. 19.

Im ſechſten Abſchnitte erörtert Hr. H. das Wort âwa-viçam (S. 104) und geht hierbey von einer Auseinanderſetzung über die Zendiſche Präpoſition avi aus, die wohl durchgehends ſo geſchrieben werden muß, und nicht ava, ſomit zunächſt mit âwa nicht parallel ſeyn kann. Das Zendiſche avi verhält ſich ſo zu ava, wie Sskr. api zu apa, Sskr. ni = Gr. ἐνὶ zu Gr. ἀνὰ, περὶ zu παρὰ u. ſ. w. — Bey viçam dürfte zunächſt an das Gr. οἶκος zu denken ſeyn. — Die räthſelhafte Form jâtâ. N. R. 51., welche Hr. H. für eine Conjunction hält, könnte vielleicht auch als unregelmäßiger Ablativ des Relativ's betrachtet werden, welches dann auf upaçtâ zurückginge; oder als eine Formation wie Sskr. purastât.

Was Hr. H. im ſechſten Abſchnitte über das Verhältniß der Völkerverzeichniſſe der Inſchrift zu den Satrapien Herodots ſagt, wäre ſchlagend, wenn die 23 Völkernamen, die Hr. H. mit Ausſchluß der von ihm anders gedeuteten Parutja's auf der Inſchrift J. herausbringt, wirklich mit den zwanzig Satrapien und drey geſchenke-pflichtigen Völkern des Herodot genau ſtimmten. Allein während z. B. bey Herodot die 7. Satrapie aus Sattagyden und Gandariern gebildet iſt, erſcheinen beyde Namen hier unter den 23; in der 16. Satrapie ſind Parther, Chorasmier, Sogder und Areier zuſammen, während hier alle einzeln aufgezählt werden. Es iſt demnach ein vergebliches Beſtreben eine völlige Harmonie der Zahl der dreyundzwanzig Satrapien und Völker Herodots mit den Völkernamen unſerer Steinſchriften herſtellen zu wollen. Wie Hr. H. Aegypten finden will, ſind wir begierig zu erfahren, doch wohl nicht in Xudrâjâ nach Laſſen's Leſung, bezüglich deſſen L. S. 49 ſchon ein etwaiges Mudrâja = Mizraim mit Recht zurückgewieſen hat.

Doch hierüber wird uns die Fortſetzung der Beyträge Hrn. H's. belehren. Möge ſie ſoviel Brauchbares und Scharfſinniges enthalten, als dieſes erſte Heft, jedoch dem im Eingange dieſer Anzeige gerügten Tone unzweckdienlicher Polemik gänzlich entſagen!

Windiſchmann.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 40.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. September.

Nro. 189. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 25. August.

Der Sekretär der historischen Classe der Akademie, Reichsrath Oberconsistorial-Präsident von Roth, eröffnete die Sitzung mit folgender Rede:

„Unvermuthet berufen, statt des in Urlaub abwesenden Vorstandes der Akademie, die Feyer redend einzuleiten, womit sie das, heute durch eine Himmelsgabe unvergleichlich geschmückte, Geburts- und Namensfest ihres erhabenen Protectors begeht, und nicht vorbereitet, von der gesammten Thätigkeit unserer Gesellschaft zu sprechen, wie es an diesem Tage geschehen sollte, kann ich aus ihren Leistungen nur die, welche mir am bekanntesten ist, zum Gegenstande des mir obliegenden Vortrages nehmen. Es sind dieß unsere Gelehrten Anzeigen, deren Erscheinen heute vor zehn Jahren als nahe bevorstehend angekündigt wurde, bald darauf begann und seitdem fortdauert.

Schon in die neuen Statuten der Akademie im Jahre 1827 war die Aufgabe gesetzt worden, eine Litteratur-Zeitung herauszugeben. Es wurde bekannt, daß Seine Königliche Majestät eine Zeitschrift wünschten, die den gelehrten Anzeigen der göttingischen Societät der Wissenschaften ähnlich wäre. Darf sich eine Vermuthung über den Beweggrund zu diesem Wunsche äußern, so lag er wohl in derselben, auf Erhaltung und Bewahrung gerichteten Gesinnung, welche sich in dem ganzen Laufe der Regierung des Königs kund giebt; so übereinstimmend mit dem berühmten Wahlspruche der, von Ihm als Jüngling besuchten und stets hochgeschätzten, Universität Göttingen; einem Wahlspruche, der nicht zu träger Nutznießung einlädt, sondern zu dem regsten Betrieb auffordert, und das Fortschreiten so wenig ausschließt, daß er es vielmehr voraussetzt, weil ohne dasselbe kein Erhalten möglich, sondern Verfall unausbleiblich ist; einem Wahlspruche, dem, in diesem wahren Sinne, wie jene Universität, so auch die von ihr ausgehenden gelehrten Anzeigen stets treu geblieben sind.

Zu einem ähnlichen Unternehmen fehlte der Akademie weder Neigung noch Vermögen; aber mancherley Hindernisse standen der Bewerkstelligung entgegen. Darunter war nicht das kleinste die Verschiedenheit der Ansichten von dem Bereiche, welchen die Zeitschrift haben sollte: ob ausgedehnt auf alle Wissenschaften, oder beschränkt auf die, deren Pflege den drey Classen der Akademie obliegt. Nachdem für das Letztere entschieden und jede, guten Fortgang sichernde, Vorbereitung getroffen war, nahm die Zeitschrift mit dem letzten Viertel des Jahres

1835 ihren Anfang. Seitdem wurde sie, mit wenigen Ausnahmen, durch einheimische Mitarbeiter, größtentheils Mitglieder der Akademie, ununterbrochen fortgesetzt; und vielleicht ist darum an ihr der oberdeutsche Charakter zu erkennen, den einst Göthe an einer Zeitschrift aus Bayern wahrnahm *).

Doch, die Ausführung gebührt nicht uns zu würdigen. Weil aber Zweifel an der Zweckmäßigkeit der, unsere Zeitschrift unterscheidenden, Begrenzung ihres Gebietes von mancher achtbaren Stimme geäußert worden sind, mag es nicht überflüssig seyn, von dem, was dafür zu sprechen scheint, einiges anzudeuten.

Wie, nach einem schönen Spruche des Weltweisen von Ephesus, alle menschliche Gesetze ihre Nahrung aus einem haben, dem göttlichen, so stehen unter dem Einflusse derjenigen Wissenschaften, welche man die allgemeinen nennt, die besonderen, zumeist auf Anwendung gewiesenen. Darauf beschränkt sich jedoch dieser Einfluß nicht; er erstreckt sich auf das Leben, namentlich das öffentliche, vermöge der ächten allgemeinen Bildung, die nicht, gleich der unächten, aus dem Zusammenflusse von Erzeugungen des Meynens, sondern aus der reinen Tiefe jener Wissenschaften geschöpft wird. Die Geschichte z. B., obgleich unmittelbar nicht anwendbar, weder in der Wissenschaft noch im Leben, ist dennoch für beyde, indem sie die Entwickelungen des menschlichen Geistes und die Geschicke der Völker vorträgt, eine Leuchte der Wahrheit, unentbehrlich, um beyde von Irrsal abzuhalten. Gewinnen aber die besonderen Wissenschaften eine Ausbreitung, wobey sie scheinen unabhängig von den allgemeinen zu werden oder keinen Raum für die Beschäftigung mit diesen übrig zu lassen, und gelangen zu großem Ansehen im Leben Richtungen, bey deren hastiger Verfolgung die allgemeine Bildung unnöthig, sogar, als zeitraubend, schädlich erachtet wird, so entsteht, bey blühendem Aussehen, die, unserer Zeit von einigen ihrer Zierden längst geweissagte *), Gefahr einer neuen Barbarey.

Nah oder noch fern, mit Ueberschwemmung drohend oder nur mit Einbrüchen, ist dieß ein so großes Uebel, daß alle zu dessen Abwendung taugliche Kräfte kaum eine heilsamere Bestimmung finden könnten. Unter den Mitteln zu dieser Abwendung steht aber ohne Zweifel oben an die Erhaltung des erwähnten Einflusses der allgemeinen Wissenschaften. Dazu etwas beyzutragen, wenn auch in einem nicht weiten Kreise, ist das Ziel unserer Zeitschrift, welche, durch eine weise Anordnung der Regierung allen Amtsbehörden mitgetheilt, auch in die abgelegensten Theile des Landes wissenschaftliche Kunde bringt, und Empfänglichkeit dafür an nicht wenig Orten theils findet, theils wieder erweckt.

Bey diesem Bestreben, zunächst ihren Landsleuten durch gewählte Mittheilungen zu dienen, wozu der wachsende Reichthum der königlich ausgestatteten Hof- und Staatsbibliothek manchmal einen anderwärts seltenen Stoff darbietet, sind die Mitarbeiter unserer Zeitschrift nicht nur der Bewerbung um den Beyfall des Marktes, von dem sie unabhängig gestellt ist, überhoben, sondern können auch die Ungunst leicht ertragen, die ihr zuweilen auswärts, besonders wo die litterarische Betriebsamkeit am größten ist, erzeigt wird. Um nur einer

*) Vogel, Göthe in amtlichen Verhältnissen S. 196. angef. in den Gel. Anz. I. 112.

*) Lebens-Nachrichten von B. G. Niebuhr. III. 270. und 280.

Aeußerung derſelben zu gedenken, ſo hat ein augenblicklich beliebt geweſener Schriftſteller unſern Gelehrten Anzeigen zum Vorwurfe gemacht, „ſie ſeyen ohne alle Farbe.“ Ein Vorwurf der in das Gegentheil wenigſtens bey denen umſchlägt, die das Wiſſen ſo wenig gefärbt haben wollen als den Glauben; der aber die Anerkennung in ſich faßt, daß unſere Zeitſchrift nicht einer Parthey — denn ſolcher iſt eine Farbe — angehöre; wie das wohl von Anderen behauptet worden iſt, jedoch nur Solchen, die auch das Parthey nennen, was die Partheyung abweist.

Möge der Akademie gegeben ſeyn, durch ihre Arbeiten insgeſammt, wie durch dieſe Zeitſchrift, erfolgreich mitzuwirken, daß der wiſſenſchaftliche Sinn mehr und mehr im Lande ſich verbreite! Möge in dem bald anbrechenden dritten Jahrzehent der hochbeglückten Regierung **Königs Ludwig** die Wiſſenſchaft in ſeinem Reiche blühen, wie von dem erſten an die ſchöne Kunſt blüht!“

Darauf hielt der k. Kämmerer und Legationsrath ꝛc. Freyherr von Aretin den für dieſe öffentliche Sitzung beſtimmten Vortrag:

Wallenſtein. Beyträge zur näheren Kenntniß ſeines Charakters, ſeiner Plane, ſeines Verhältniſſes zu Bayern.

Dieſer, größtentheils aus Handſchriften in dem k. Archive gezogene, Vortrag wird demnächſt mit einigen Beylagen im Druck erſcheinen.

Einſtweilen mag folgender Auszug daraus Liebhabern der Geſchichte willkommen ſeyn.

Ueber wenige Charaktere der neueren Geſchichte iſt wohl ſo viel geſchrieben worden als über Wallenſtein, und noch immer ſcheinen die Akten nicht geſchloſſen. Was unſer großer Dichter ſchon vor einem halben Jahrhundert von ihm geſagt:

„Von der Partenen Haß und Gunſt verwirrt
„Schwankt ſein Charakter-Bild in der Geſchichte;“

iſt heute noch eben ſo wahr als damals. Noch heute iſt man von der einen Seite bemüht, ihn als völlig ſchuldlos darzuſtellen, während auf der andern ſeine Verrätherey als eine ausgemachte Sache gilt; ſeine Sonderbarkeiten und ſeltſamen Launen werden auch jetzt noch hie und da als Zeichen eines außerordentlichen Geiſtes genommen, und ſeine Feldherrngröße wird eben ſo feurig geprieſen als lebhaft beſtritten. Unter dieſen Umſtänden muß jeder Beytrag zur Kenntniß einer ſo räthſelvollen Perſönlichkeit willkommen erſcheinen, und da glückliche Verhältniſſe uns die Einſicht ſehr umfangreicher und zum größern Theile noch völlig unbenützter urkundlicher Quellen gewährt haben, ſo finden wir es nicht unpaſſend, die uns gewordenen Aufklärungen, welche — eine der wichtigeren Epochen unſerer bayeriſchen Geſchichte beleuchtend — zugleich ein allgemeineres Intereſſe darbieten, zum Gegenſtande unſerer heutigen Abhandlung zu machen. Doch halten wir für nöthig, die Bemerkung vorauszuſchicken, daß auch von den umfaſſendſten und ſorgfältigſten archivaliſchen Forſchungen keine vollſtändige Entſchleyerung aller Geheimniſſe erwartet werden kann; Jeder, der ſich mit ſolchen Forſchungen beſchäftigte, wird die Erfahrung gemacht haben, daß in demſelben Maaße, als die alten Räthſel ſich löſen, wieder neue Räthſel ſich knüpfen.

Albrecht Wenzeslaus Euſebius von Waldſtein, entſproſſen aus einem altadeligen Geſchlechte Böhmens, zeigte ſchon von Jugend auf, neben großem Scharfſinn und unbeugſamer Charakterſtärke, in allen äußern Dingen einen ſolchen Hang zu Sonderbarkeiten, daß er — wie ein noch vorhandener Bericht eines ſeiner nähern Verwandten verſichert — ſchon als Knabe nur der „tolle von Waldſtein“ genannt wurde. Wenn auch die

meisten jener pikanten Anekdoten, welche von seinen jüngern Jahren erzählt wurden, vor dem Richterstuhle einer strengeren Kritik sich als unwahr erzeigten, so ist doch unläugbar, daß er sich von jeher in einem bizarren seltsamen Wesen gefiel, welches er später nur zu gut zu benützen verstand, um die kolossalen Plane seines ungemessenen Ehrgeizes dahinter zu verbergen.

Die Angabe Palackys, daß der junge Waldstein nach dem in den Jahren 1593—95 erfolgten Tode seiner Aeltern bey seinem Oheime Slawata auf dem Schlosse Koschunberg erzogen wurde, erhält durch den oben erwähnten Bericht ihre Bestätigung. Im Widerspruche jedoch mit Palackys Meinung über den weiteren Verlauf seiner Jugendjahre stehen die Altdorfer Urkunden, welche es höchst wahrscheinlich machen, daß der nachherige Herzog von Friedland und Mecklenburg wenigstens einige Zeit auf dieser Hochschule zubrachte. Höchst merkwürdig ist es, daß eine dieser Urkunden den noch nicht zwanzig Jahre alten Jüngling geradezu einen „Unmensch" nennt*).

Wir müssen hier — des beschränkten Raumes halber — übergehen, auf welche, zum Theil höchst unrechtliche Weise Waldstein zum Besitz eines ungeheueren Vermögens gelangte. Innerhalb weniger Jahre war er als Herzog von Friedland der reichste Mann in den gesammten Erbstaaten des Kaisers; auch wußte er seine Domänen so gut zu verwalten, daß man versicherte, sein Einkommen übersteige das der Krone Böhmen.

Im Jahre 1625 trat er zuerst als selbstständiger Feldherr auf und begann sogleich einen Präcedenzstreit mit Tilly. Daß seine Abneigung gegen diesen berühmten Feldherrn hauptsächlich auf Neid über dessen Kriegsruhm beruhte, zeigte sich augenfällig nach der Schlacht von Lutter. Eine handschriftliche Aufzeichnung meldet, daß der Herzog, als

ihm ein Kammerdiener die Nachricht von dem Siege des bayerischen Generallieutenants brachte, ein Trinkglas, das er eben in der Hand hielt, im heftigsten Aerger auf den Boden geschleudert habe. Welche Meinung übrigens über seinen sittlichen Charakter vorherrschte, geht aus der Thatsache hervor, daß nach dem jähen Tode des Banus von Croatien, Georg Zriny, die Ungarn ihn geradezu der Vergiftung dieses ausgezeichneten Mannes beschuldigten. Der bayerische Gesandte zu Wien, Hofrath Dr. Leuker, sagt in seinem Berichte vom 23. Dezember 1626: „Ich will es nicht glauben; aber den Ungarn es auszureden, dazu würde eine gute Rhetorik gehören." Auch ein croatischer Geschichtschreiber (Gr. Rattkay Memoria Regum et Banorum Croatiae, Viennae 1652. p. 199) nimmt die Sache als unzweifelhaft an, und meldet, das Verbrechen sey mittels eines vergifteten Rettigs geschehen. Wallenstein wird von ihm als „homo nota ambitione et crudelitate infamis," bezeichnet.

So viel ist sicher, daß der Herzog schon in den ersten Jahren seines Generalats so verhaßt war, daß der spanische Botschafter zu Wien versichern konnte, unter den Offizieren seines Heeres seyen nur wenige, welche, wenn sie in des Kaisers Namen darum angegangen würden, sich lange würden bitten lassen, ihm eine Kugel durch den Leib zu jagen. Derselbe Diplomat äußerte ungescheut schon damals die Meinung, daß „dieses friedländische Directorium nicht gut thun könne, sondern mit einer seltsamen Katastrophe endigen werde." (Berichte des Dr. Leuker vom 17. und 21. März 1627.)

(Fortsetzung folgt.)

*) „Vndt aber Waldtstein ein solch Unmensch ist." Bayerische Annalen, 1837. S. 204.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845. Nr. 41.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. September.

Nro. 190. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 25. August.

Wallenstein. Beyträge zur näheren Kenntniß seines Charakters, seiner Plane, seines Verhältnisses zu Bayern.

(Fortsetzung.)

Die merkwürdigsten Aufschlüsse über Wallensteins Charakter sind in den umständlichen Berichten enthalten, welche der Churfürst Maximilian von Bayern im Frühjahr 1628 aus Wien erhielt. Ein kaiserlicher Minister, der aber nicht genannt ist — aus manchen Anzeigen geht hervor, daß es der böhmische oberste Canzler Slawata*) gewesen seyn mag — hatte den Churfürsten aufgefordert, insgeheim einen vertrauten Agenten abzusenden, damit man Nachrichten von großer Wichtigkeit, die dem Papiere nicht anzuvertrauen, durch denselben an ihn gelangen lassen könnte. Maximilian wählte hiezu einen geschäftsgewandten Kapuziner, den Pater Alexander von Ales, der unter dem Namen Rota schon zu geheimen Sendungen nach London und Paris verwendet worden war.

Die diplomatische Thätigkeit der Kapuziner jener Zeit ist allen Geschichtsfreunden wohl bekannt; daß sie nicht immer zum Heile der Kirche ausschlug, zeigt das Beyspiel des berühmten Paters Joseph. Auch am Münchner Hofe war nicht Jedermann mit dieser weltlichen Verwendung der Klostergeistlichen zufrieden; der Fürst von Hohenzollern — Obersthofmeister des Churfürsten — pflegte zu sagen: Ein Mönch gehört in das Kloster oder auf die Galeere. Wenn auch dieses Urtheil, in solcher Allgemeinheit ausgesprochen, offenbar ungerecht ist, so dient es doch als Beweis, wie sehr Jene irren, welche sich den Hof Maximilians I. als gänzlich von der Geistlichkeit beherrscht vorstellen.

Pater Alexander kam in den letzten Tagen des Aprils nach München zurück, und brachte im Kapuzinerkloster daselbst die höchst interessanten Mittheilungen zu Papier, die er von dem bewußten „Personaggio grande“ empfangen hatte. In die-

*) Unter den vielen Unrichtigkeiten, welche sich in Fr. Försters Schriften über Wallenstein finden, verdient ein in dem Briefwechsel, Bd. II. S. 66., abgedrucktes Schreiben besondere Erwähnung, da es auch andere Geschichtschreiber irre geleitet hat. Dieses Schreiben, datirt „Amsterdam den 14. Juni 1629“ und unterzeichnet: „J. M. Slawata,“ enthält die Warnung, daß Tilly den Auftrag habe, Wallenstein beym Kopf zu nehmen, oder auf irgend eine Weise aus der Welt zu schaffen. Es ist klar, daß dasselbe von einem der böhmischen Exulanten herrührt, welche sich in großer Zahl in Holland aufhielten. H. Förster schreibt es aber ohne weiteres dem böhmischen Obersten Canzler zu, ohne zu bedenken, daß derselbe Wilhelm Slawata hieß und in jener Zeit bereits sehr übel mit dem Herzoge von Friedland stand. Amsterdam soll ein fingirter Name für Wien oder Prag seyn. Wozu eine solche Fiction neben der vollen Namensunterschrift dienen soll, ist uns nicht einleuchtend.

sem Berichte werden in drey Abtheilungen I. die natürlichen Eigenschaften des Herzogs von Friedland, II. seine Handlungsweise, III. seine Plane besprochen.

In Betreff des ersten Punktes enthält der Bericht folgende nähere Ausführung, welche um so mehr Glauben verdient, als der Mittheilende versichert, mit dem Herzoge langen Umgang gepflogen und seine Sinnesart förmlich studirt zu haben:

„1) Friedland gehört zu den listigsten und verschlagensten Menschen, welche ihm jemals vorgekommen sind, und man darf für gewiß annehmen, daß seine natürliche Scharfsichtigkeit und Arglist allen menschlichen Glauben übersteigt. Unter der herben Rinde seiner rauhen Manieren, welche jedenfalls mehr künstlich als natürlich ist, verbirgt er seine geheimen Absichten, und wo Andere den Tölpel und den Dummkopf spielen, um ihre Schlauheit nicht zu zeigen, da spielt er den Sonderling, den Polterer und Tyrannen, um von Einigen gefürchtet, von Andern aber — namentlich vom Kaiser — für unklug und großer Entwürfe unfähig gehalten zu werden.

„2) Gegen einige Wenige zeigt er sich freygebig, um sie zu gewinnen — gegen die einflußreichsten Offiziere und gegen Diejenigen, welche seinen Eigensinn unterstützen, selbst äußerst freygebig. Nicht nur läßt er seinen Kriegern große Zügellosigkeit, sondern er schenkt wohl auch einem Obersten aus Laune viele Tausend Thaler; andere läßt er unter seinem Schutze sich unglaublich bereichern; endlich andern verspricht er ganze Länder. Dabey gilt er für einen Mann von Wort. Auch die kleinste Gunst, die er erweist, schlägt er äußerst hoch an. Da er sehr gefürchtet ist, und den kaiserlichen geheimen Rath vollkommen beherrscht, so wagt es Niemand, seine Unzufriedenheit zu erregen, selbst der Kaiser nicht.

„3) Außer Gott dringt Niemand in die Falten seines Gemüthes ein, und nur Diejenigen, welche durch längeren Umgang ihn einigermaßen kennen gelernt haben, können durch Muthmaßungen Einiges zu errathen hoffen. Gegen Minister und Botschafter, ja gegen den Kaiser selber benimmt er sich auf die ungeeignetste Weise und beobachtet weder in Bezug auf Höflichkeit und Anstand noch auf schuldige Ehrerbietung die vorgeschriebenen Formen, — alles dieß aus feiner Berechnung, nicht sowohl um sich alle Ueberlästigen vom Halse zu schaffen, sondern vielmehr um sich so fürchten zu machen, daß Niemand sich getraut, ihm Unangenehmes zu erweisen.

„4) Mit der äußersten Verschlossenheit verbindet er eine genaue Kenntniß der Geschichte, und namentlich ist er in alle Einzelnheiten der jüngsten politischen Ereignisse und Verhältnisse in Deutschland — besonders in Böhmen — vollkommen eingeweiht.

„5) So gesund sein Urtheil, eben so unbeugsam ist seine Willenskraft. Beharrlich in Verfolgung seiner Plane kümmert es ihn nicht im Geringsten, daß er irgend Jemand damit beeinträchtigt oder beleidigt, wenn nur der vorgesetzte Zweck erreicht wird. Dieß zeigte sich augenscheinlich durch die Art und Weise, wie er sich einen herrlichen Besitzstand mit wahrhaft königlichen Einkünften zu erwerben wußte, ohne weder auf den Dienst des Landesherrn, noch auf sein eigenes Gewissen, noch auf die Nächstenliebe, viel weniger noch auf den allgemeinen Haß, den er sich zuzog, Rücksicht zu nehmen. Auch jetzt zeigt sich dasselbe durch die Gewaltthätigkeit, mit welcher er sein Heer bloß durch Quartiere erhält, indem er sich nicht scheut, so viele Fürsten, ja den Kaiser selbst zu beleidigen, der es nicht erlangen kann, daß die in Böhmen und Mähren zum Schaden vieler vornehmer Herren besetzten Quartiere etwas erleichtert werden. Eben jetzt ließ ihm der Kaiser sagen, er werde immer der von ihm geleisteten Dienste eingedenk seyn, eine wahre Verbindlichkeit aber würde er ihm haben, wenn die drey nach der Lausitz bestimmten Regimenter anderswohin verlegt würden, damit Chur-Sachsen bey gutem Willen verbliebe. Aber

Friedland antwortete stets mit den trocknen Worten: Es kann nicht seyn.

„6) Zu den hervorragendsten Eigenschaften Friedlands gehört seine Herrschsucht. Nichts ist ihm unerträglicher, als sich dem Willen eines Andern zu unterwerfen, und von irgend Jemand abhängig zu seyn. Jede Antastung dieser seiner angemaßten Unabhängigkeit berührt ihn auf das Empfindlichste. Deßhalb hat er eine sehr große Abneigung gegen den Sohn des Kaisers, den König von Ungarn, weil er weiß, daß derselbe nicht verschwenderisch, nicht furchtsam ist, und pünktlichen Gehorsam fordert. Sollte der Kaiser mit Tod abgehen, so würde man sicherlich in den Erbstaaten des Hauses Oesterreich gräßliche Dinge (brute cose) erleben. Aber vor Allem fürchtet Friedland den Churfürsten von Bayern. Dieser allein vor allen Andern scheint ihm unbequem und hinderlich zu seyn, als der Einzige, der seinen Planen entgegen zu wirken vermag.

„7) Endlich ist Friedland sehr zornmüthig und von Natur zur Tyranney geneigt. Bey der geringsten Veranlassung erfolgen die leidenschaftlichsten Ausbrüche, wie dieß die brutale Rache zeigt, die er an dem Cardinal von Dietrichstein nahm, woran er sich weder durch die Verwendungen des Fürsten Eggenberg, noch weniger durch die wiederholten Befehle des Kaisers hindern ließ. Er bekennt öffentlich, daß er seinen Zorn nicht zu bemeistern vermag; von einer wahren Frömmigkeit und Gewissenhaftigkeit, welche die Leidenschaften im Zaume hielte, ist ohnehin keine Rede; alles ist bloß äußerlicher Schein, wie er auch bey den vielen Almosen, die er vertheilt, stets besondere Zwecke im Auge hat. Daß mit der Ehrsucht und dem Zorn andere Laster Hand in Hand gehen, wie z. B. der Neid, u. s. w. bedarf keiner Erwähnung.“

Der Bericht kömmt sodann zur Beleuchtung des zweyten Punktes, der Handlungsweise Friedlands, und sagt hierüber im Wesentlichen Folgendes: „Alle Bestrebungen des Herzogs giengen stets dahin, an der Spitze der bewaffneten Macht zu stehen; denn er weiß recht gut, daß dieß der Weg zu den höchsten Dingen ist. Er hat selbst gesagt, daß es ihm nicht um das eine oder andere Fürstenthum, sondern darum zu thun sey, die Waffen in der Hand zu behalten. Um zu der unumschränkten Gewalt zu gelangen, die er jetzt ausübt, hat er die einflußreichsten Minister des Kaisers bestochen, und vor Allem wußte er den Beichtvater Lamormain zu gewinnen. Dieser hat keinen Begriff von der Verschlagenheit Wallensteins; er nimmt dessen Frömmigkeits-Bezeigungen für baare Münze, und hat dem Kaiser eine so feste Meinung von dessen treuen Gesinnungen eingeprägt, daß Seine Majestät sich gänzlich darauf verläßt, und sich äußerte: Ich weiß, daß ich von diesem Manne nicht betrogen werde. Der spanische Botschafter ließ sich hiedurch nicht abhalten, seine Besorgniß auszudrücken, daß der Herzog dem Hause Oesterreich großes Unheil bereiten möchte. Aber Ferdinand erwiederte, er sey vom Gegentheile versichert; diese Besorgniß sey gänzlich ungegründet. Und als hierauf der Botschafter seine Meinung mit Lebhaftigkeit vertheidigte, antwortete der Kaiser: Siamo tropo inanzi. Mit Recht konnte daher jener nach Spanien berichten, Wallenstein habe sich an des Kaisers Stelle gesetzt und lasse ihm nur den Namen.

„Den kaiserlichen Hof hat, wie gesagt, der Herzog durch Bestechungen ganz in seine Gewalt gebracht. Unter Andern soll der Fürst von Eggenberg schon mehr als 200,000 Thaler erhalten haben. Doch wird diesem Fürsten die Aeußerung zugeschrieben: Wahrhaftig dieser Friedland ist eine Geißel Gottes! Das Bedenklichste ist aber, daß der Kaiser keine Gewalt mehr über das Heer hat. In der langen Reihe seiner Regimenter sind nicht drey, auf welche er sich vollkommen verlassen könnte; denn die meisten Obersten sind entweder der neuen Religion anhängig, oder Ausländer, welche kein anderes Ziel haben, als ihr Glück zu machen, und daher gern im Trüben fischen. Friedland hat ihrer Raubsucht das ganze Reich Preis gegeben, und zeigt dabey mehr Schonung für die irrgläubigen Aufrührer als für die unschuldigen Katholiken.“

Hierauf geht die Mittheilung zu dem III. Punkte über, nämlich zu den Planen Wallensteins, über welche Nachstehendes gesagt wird:

„1) Man darf für sicher annehmen, daß er, wenn man ihm nicht zeitlich den Oberbefehl abnimmt, entweder, ohne sich gegen den Kaiser zu empören, fortfahren wird, diesen und alle Reichsfürsten zu tyranniſiren, als wenn er König von Deutschland wäre, oder daß er, wenn man ihm nicht in Allem zu Willen lebt, die Gelegenheit ergreift, sich für beleidigt zu erklären und böse Streiche zu machen.

„2) Vor der Hand ist sein Streben dahin gerichtet, das ganze Reich mit seinen Truppen zu überziehen, überall das baare Geld zu erpreſſen, und vorzüglich diejenigen Stände zu Grunde zu richten, von denen er fürchten muß, daß sie seinen weiteren Absichten Widerstand leisten.

„3) Er wird Gelegenheit suchen, den einen oder andern Reichsfürsten zu beleidigen, um ihm dann sein Land abzunehmen. Es ist einer seiner Lieblingssprüche: wenn man nicht will, daß der Vogel fliege, so muß man ihm die Flugfedern ausziehen.

„4) Nichts aber liegt ihm mehr am Herzen, als die Zerstörung der katholischen Liga. Es ist sicher, daß er Alles thun wird, was in seiner Macht steht, um diesen Bund zu Grunde zu richten, und sonach allein unter den Waffen zu bleiben und unumschränkt zu herrschen.

„5) Er spricht zwar viel davon, in Deutschland Frieden zu machen, und dann alle Streitkräfte gegen die Türken zu vereinigen. Dieß sind aber leere Vorspiegelungen, durch welche er seine fortgesetzte Truppenwerbung beschönigen will. Er, der sonst so verschlossen ist über seine Entwürfe, redet mit aller Welt von diesem gegen den Erbfeind der Christenheit zu führenden Kriege; — selbst dem venetianischen Residenten hat er davon erzählt.*) Dieß ist das sicherste Zeichen, daß er nicht an die Türken denkt, sondern für jetzt keine andere Absicht hat, als in Deutschland den Herrn zu spielen und den deutschen Fürsten die Haut abzuziehen.“

*) Vgl. Wallensteins Briefe an Arnim, bei Förster Bd. I.

Zum Schluße werden noch folgende Bemerkungen zu beherzigen gegeben:

1) daß Wallenstein — ungeachtet aller oben angeführten Eigenschaften — gegen Diejenigen, welche ihm ernstlich die Zähne weisen, sehr furchtsam sey, und daß es jetzt vor Allem darauf ankomme, Maaßregeln zu ergreifen, ehe er in Ausführung seiner Plane weiter vorgeschritten;

2) daß es gut seyn dürfte, von allen diesen Verhältnissen nicht nur den Papst in Kenntniß zu setzen, sondern vornehmlich den Grafen Tilly, damit er gegen Wallenstein auf seiner Hut sey, welcher sonst seine Gutmüthigkeit mißbrauchen könnte.

Bald darauf wurde der Kapuziner nochmals nach Prag gesandt, um neue Mittheilungen in Empfang zu nehmen. Die hohe Person, von welcher dieselben ausgingen, gab ihm zwey eigenhändige Aufsätze mit der Weisung, sie für den Churfürsten von Bayern zu copiren; der erste führt die Ueberschrift: „Untersuchungen über die Frage: welches sind die Zwecke, die vom Herzog von Friedland mit dem Heere Seiner kaiserlichen Majestät erstrebt werden? — geschrieben im May 1628;“ — der zweite ist betitelt: „Auf welche Weise kann man die Plane Friedlands vereiteln, wenn er die aristokratische Verfassung Deutschlands in eine absolute Monarchie verwandeln will?“

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 42.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. September.

Nro. 191. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 25. August.

Wallenstein. Beyträge zur näheren Kenntniß seines Charakters, seiner Plane, seines Verhältnisses zu Bayern.

(Schluß.)

In der ersten Abhandlung wird dargethan, daß Wallensteins Absicht zunächst dahin gehe, ganz Deutschland zu tyrannisiren, nach dem Absterben des Kaisers aber — welches allenfalls beschleunigt werden könnte — sich zum unumschränkten Herrn und König des Reichs aufzuwerfen. Das Gewicht seines persönlichen Ansehens und Kriegsruhmes, seinen kolossalen Reichthum, die Uebermacht seiner Waffen, endlich den Namen und die Autorität des Kaisers, alles dieß wisse er zu dem vorgesetzten Zwecke zu gebrauchen.

„Vor Allem aber kömmt in Betracht zu ziehen," fährt die Denkschrift fort, „daß das ganze Heer nur dem Kaiser als solchem, und dem Herzog von Friedland, nicht aber dem Hause Oesterreich mit Eid und Pflichten verbunden ist. Weder der König von Ungarn und Böhmen noch ein anderer Prinz dieses Hauses darf Rechnung darauf machen. Sowie der Kaiser die Augen schließt, wird Friedland — besonders nachdem die Churfürsten durch Bedrückungen aller Art zum Schweigen gebracht worden — sich zuerst vom Heere und dann vom ganzen Reiche als erblichen König ausrufen lassen. Dann wird er aber auch in andern großen Unternehmungen zeigen wollen, was die Kraft des unter einem Haupte vereinigten Deutschlands zu leisten vermag."

Hatte Wallenstein wirklich solche hochstrebende Plane, so läßt sich leicht denken, wie sehr diese Ideen dem deutschen Nationalgefühle schmeicheln mußten. Freylich aber begegnen wir gerade in jener traurigen Zeit — besonders in den höheren Regionen — nur wenigen Spuren einer nationalen Theilnahme für Deutschlands allgemeine Wohlfahrt und Größe.

In dem zweyten Aufsatze werden die Mittel besprochen, den Planen Wallensteins entgegen zu wirken. Als das vorzüglichste erscheint dem Verfasser die Aufstellung eines tüchtigen Heeres in der Hand eines Fürsten, der zu den äußersten Maaßregeln entschlossen sey. Habe man einen solchen Rückhalt, dann sey es an der Zeit, eine gemeinschaftliche Sendung an den Kaiser abgehen und ihm beyläufig Folgendes eröffnen zu lassen: „Nachdem die Churfürsten sehen, daß der Kaiser nicht mehr Herr seiner Kriegsmacht ist, sondern diese allein von dem Herzog von Friedland abhängt, den sie entweder als Feind oder doch als verdächtig betrachten müssen, so begehren sie, daß demselben die ihm verliehene Gewalt entzogen werde, widrigen Falles sie andere Mittel ergreifen müßten;" u. s. f.

Außerdem enthalten diese Mittheilungen noch mehrere bemerkenswerthe Nachrichten, z. B. daß Wallenstein jedesmal, ehe er in's Feld zog, sein Testament machte; das letztemal aber habe er nur über seine Güter in Böhmen testirt; das Uebrige, habe er gesagt, solle seinem guten Kaiser zufallen; und daß dieser es inne werde, dafür sey durch den Beichtvater Sorge getragen worden.

Als Beyspiel seiner Freygebigkeit wird angeführt, daß er der Kaiserin zwanzigtausend Reichsthaler geschenkt habe, der Gräfin Mannsfeld achttausend, dem Grafen Karl Harrach fünfzigtausend, dem Grafen Leonhard Harrach viertausend, dann mehreren Andern Güter zu zehn- bis zwanzigtausend oder Pensionen auf Lebenszeit zu vier- bis sechstausend Thalern, und alles dieß in dem kurzen Zeitraum der letzten fünf Monate.

Wallenstein hatte seine alles Maaß übersteigenden Gelderpressungen bisher auf Norddeutschland beschränkt; in den Jahren 1628 und 1629 überzog er aber auch den größten Theil der südlichen Reichskreise — obgleich hier kein Feind zu bekämpfen war — mit seinen Quartieren, und machte auch diese bisher verschonten Gegenden sich contributionspflichtig. Die Stände der Liga hielten Zusammenkünfte, um sich der Bedrückungen zu erwehren; es war ernstlich die Rede davon, Tilly mit seinem Heere aus Niedersachsen abzurufen, und mit Waffengewalt sich der Wallensteinischen Einquartierungen zu entledigen.

Endlich ward auf dem Regensburger Churfürstentage von 1630 die Absetzung des gehaßten „Dictators" durchgesetzt. Aber anderthalb Jahre später sah sich der Kaiser durch die Fortschritte Gustav Adolphs veranlaßt, ihn wieder an die Spitze der Kriegsmacht zu berufen.

Jetzt ward ihm Gelegenheit, an dem Churfürsten von Bayern volle Rache zu nehmen. Mit roher Schadenfreude rühmte er sich, der Churfürst sey jetzt so weit gebracht, daß er ihm nicht nur gehorchen, sondern mit der Pike auf der Achsel aufwarten müsse. Zugleich aber gewannen seine ehrgeizigen Plane eine bestimmtere Gestaltung. Von einer Anhänglichkeit an die katholische Sache findet sich ohnehin keine Spur. Während seines ersten Generalats hatte er bereits die Erfüllung seiner Dienstpflicht der Befriedigung seiner persönlichen Geldgier und Ehrsucht untergeordnet; nach seiner Wiederberufung ging er noch weiter, und ließ sich in hochverrätherische Verhandlungen mit den Feinden seines Gebieters ein. Im Lager von Nürnberg wurden dem Churfürsten Maximilian zuerst durch den französischen Gesandten La Grange Andeutungen hierüber gegeben. Die Quelle möchte verdächtig erscheinen; aber das Geschichtswerk von Chemnitz und der Briefwechsel von Feuquieres setzen die Thatsache außer Zweifel, daß Wallenstein schon mit Gustav Adolph geheime Unterhandlungen gepflogen habe. Die näheren Umstände derselben sind ausführlich in dem von Sesyna Raschin niedergeschriebenen Berichte verzeichnet. Die Glaubwürdigkeit dieses Berichtes ist lebhaft angefochten worden; es ist wohl auch möglich, daß Slawata, auf dessen Aufforderung Sesyna die Erzählung zu Papier brachte, Manches beifügte, was ihm gerade zweckdienlich schien; deßhalb aber das ganze Aktenstück für eine lügenhafte Erdichtung zu halten, dazu ist kein gültiger Grund vorhanden.

Wenn das Benehmen Wallensteins im Nürnberger Lager großes Bedenken erregte, so mußte seine Kriegführung während des folgenden Jahres — 1633 — noch verdächtiger erscheinen. Auch begann man endlich in Wien darüber unruhig zu werden. Der mit einer Sendung an den Kaiserhof beauftragte Canzler von Donnersberg berichtet unter dem 27. April von dort, der Kaiser habe gegen den Hofkriegsraths-Präsidenten Grafen Schlick über des Friedlands Handlungsweise sich beschwert, und Rath verlangt, wie diesem Uebel zu steuern. Bald darauf ward derselbe Graf Schlick in das friedländische Hauptquartier geschickt, und ihm unter anderm aufgetragen, „in höchster Geheime und unvermerkter Dinge die Generale Gallaß, Piccolomini und andere hohe Offiziere dahin zu disponiren, daß Seine kaiserliche Majestät auf den Fall, wenn mit dem Herzog von Friedland seiner Krankheit halber oder sonst eine Veränderung erfolgen sollte, deren standhafter Treue und Devotion versichert seyen." Der Herzog scheint hievon einen Wink erhalten zu haben; wenigstens wird erzählt, er habe nach Schlicks Abreise sich geäußert, es reue ihn, daß er den Grafen nicht habe erschießen lassen.

Daß Wallenstein um diese Zeit nicht nur mit Schweden durch Arnim, sondern auch mit Frankreich durch Kinsky insgeheim negocirte, kann selbst von seinen Vertheidigern nicht geläugnet werden. Die Verhandlungen zwischen Kinsky und Feuquieres wa-

ren schon im Julius so weit vorgerückt, daß es zu bestimmten Anträgen von beiden Seiten kam, worauf Ludwig XIII. selbst an den Herzog schrieb, und Feuquieres die Weisung erhielt, ihm eine jährliche Subsidie von einer Million Livres und französische Hülfe zur Erlangung der Krone von Böhmen anzubieten.*) Wenn man auch nicht mehr wüßte, als daß Wallenstein solche Anträge angehört, so wäre dieß allein hinreichend, ihn zum Verräther zu stempeln.

In den letzten Tagen des Julius war der bayerische Vicekanzler Bartholomäus Richel nach Wien gesandt worden, um über den Generalissimus Klage zu führen. Ein kaiserlicher Minister versicherte ihn, daß der Kaiser, falls Friedland sich nicht zur Zufriedenheit erklären würde, entschlossen sey, durch andere Mittel abzuhelfen. „Welches aber diese Mittel sind," fährt Richel in seinem Berichte fort, „habe ich nicht ergründen können; so viel merke ich wohl, daß des Herzogs Verfahren allhier Niemanden gefällt und seine Handlungen öffentlich und ungescheut getadelt werden." Noch konnte man aber zu keinem Entschluße kommen. „Der Respekt und die Furcht vor dem Friedland" — sagte der spanische Bothschafter — „sind zu groß, der Kaiser zu gut, und die Mehrzahl der Minister zu viel friedländisch." Richel mußte dießmal noch unverrichterer Dinge von Wien abreisen.

Unterdessen zeigte sich die feindselige Gesinnung Wallensteins gegen Maximilian bald noch auffallender. In den letzten Tagen des Oktobers 1633 fiel Bernhard von Weimar unvermuthet in Bayern ein, und griff sogleich Regensburg an; am 5. November war dieser wichtige Punkt in seinen Händen; der Weg nach Oesterreich lag offen. Auf die dringenden Vorstellungen des Kaisers und des Churfürsten Maximilian kehrte Friedland mit einem großen Theile seines Heeres nach Böhmen zurück, und Jedermann erwartete, er werde von hier aus mit überlegenen Kräften das weimarische Heer angreifen. Allein dieß war seine Absicht keineswegs; er stand ja auch mit dem Herzog Bernhard schon seit einiger Zeit in Unterhandlungen, die er durch den Feldmarschall Holck hatte anknüpfen lassen. Offenbar war aber dieß eine willkommene Gelegenheit für ihn, mit seinen Regimentern das ganze Königreich Böhmen zu besetzen, um desselben versichert zu seyn, sobald er sich entschließen würde, die Maske fallen zu lassen. Deßhalb theilte er auch die Mehrzahl der Truppen sogleich in die verschiedenen Kreise aus. Nur mit sieben- bis achttausend Mann, größtentheils Reiterey, machte er noch eine Demonstration gegen Cham zu, kam aber nicht weiter als bis Furt, und kehrte dann, ohne ein Geschütz abgefeuert zu haben, wieder nach Pilsen zurück.

Um diese Zeit ward Richel abermals nach Wien gesandt; der ostensible Auftrag ging dahin, Hülfe an Volk und Lebensmitteln zu begehren; der eigentliche und geheime Zweck der Sendung war aber, die Entfernung Wallensteins vom Generalate zu bewirken, und wenn Richel Anfangs den Verhaltungsbefehl hatte, sich nicht voran zu stellen, und nur unter der Hand in diesem Sinne zu wirken, so wurde er durch die nachträglichen Weisungen vom 18. und 22. December entschieden beauftragt, dem Kaiser persönlich die Nothwendigkeit einer Aenderung in dem Oberbefehle des kaiserlichen Heeres vor Augen zu legen. „Er sollte vor Allem darauf aufmerksam machen," heißt es in dem zweiten Befehlsschreiben, „daß es bey dieser Direktion des Kriegswesens hauptsächlich an dem Segen Gottes ermangele, den man von Seite des Herzogs so vielfältig gleichsam mit Füßen trete; der Kaiser werde als ein gottseliger Fürst selbst hochvernünftig bedenken, was doch Derjenige bey seiner Kriegsdirektion von dem allmächtigen Gott für Glück und Segen haben könnte, welcher seine Allmacht mit so erschrecklichen, unerhörten alten und neuen Flüchen, Gotteslästerungen und Blasphemien, wie männiglich bekannt, unaufhörlich verletze, auch seine Handlungen und der katholischen Religion Wohlfahrt mehr auf die betrügliche Astrologie als auf das Vertrauen zu Gott fundire."

Hiemit übereinstimmend sagt Graf Slawata in einem Gutachten, welches er schon im November 1633 über die Nothwendigkeit der Absetzung des Generalissimus an den Kaiser erstattete: „Des Herzogs ganze Gesinnung offenbart sich in dem italienischen Sprüchworte, das er immer im Munde führt: Fare, disfare, e dar ad intendere. Er neigt sich

*) Lettres et Négociations du M. de Feuquières T. I. p. 290 u. T. II. p. 4 et 8.

offenbar zum Atheismus, kümmert ſich nicht um Gott, — hat beſtändig die gräßlichſten Blasphemien und Flüche im Munde, — läßt von allen Seiten Sterndeuter kommen, um nach deren Rathe und nach der Stellung der Geſtirne Krieg und Frieden zu regeln," u. ſ. w.

Man ſieht, daß Richel thätige Verbündete fand. Aber auch der Friedländer hatte noch Freunde, deren Aufgabe freilich durch ihn ſelbſt von Tag zu Tag ſchwieriger gemacht wurde. Ueber dieſe Berathungskämpfe, — über die Mühe, die es koſtete, den Kaiſer zu entſcheidenden Schritten zu bewegen, — endlich über die zur Bewahrung des Heeres ergriffenen Maaßregeln, welche zu der bekannten Kataſtrophe führten, enthalten die Berichte des bayeriſchen Vicekanzlers höchſt merkwürdige Aufſchlüße. Das Wichtigere daraus hat indeſſen ſchon vor dreizehn Jahren unſer verehrter Vorſtand, Herr Staatsrath Freyherr von Freyberg, in der Zeitſchrift von Buchner und Zierl bekannt gemacht; eines der intereſſanteſten Ereigniſſe der neueren Geſchichte hat dadurch neue Aufklärungen erhalten, und namentlich iſt durch dieſelben in Bezug auf die ſo lebhaft geführte Discuſſion über Schuld oder Unſchuld des ermordeten Feldherrn ein bedeutendes Gewicht in die Wagſchale der Schuld geworfen worden.

Auch wir hoffen, durch die vorgehende, rein auf archivaliſche Documente gegründete Darſtellung — beſonders in pſychologiſcher Beziehung — einen nicht unwichtigen Beytrag zur Entſcheidung jener Streitfrage geliefert zu haben. Zugleich mögen dieſe Erörterungen als ein Beweis dienen, wie nothwendig es iſt, daß ein genaues Erforſchen der urkundlichen Quellen vorangehe, ehe man an die pragmatiſche Bearbeitung eines Stoffes aus der neueren Geſchichte ſich wagt. Wenn wir daher zum Schluße uns einen dankbaren Hinblick erlauben auf die königliche Huld und Gnade, welche dieſe Urkunden-Schätze uns zugänglich gemacht, ſo fühlen wir uns hiezu vorzüglich an dem heutigen Tage aufgefordert, da wir in hergebrachter Weiſe das Doppelfeſt des hochherzigen Monarchen feiern, welchen wir mit Stolz unſern König nennen — in welchem unſere Akademie ihren hohen Beſchützer verehrt.

Und dieſes Feſt, an dem Millionen treuer Unterthanen für das Wohl des geliebten Landesvaters ihre Bitten zum Himmel emporſenden, es iſt heute durch den Segen des Allmächtigen ein dreifach erfreuliches, dreifach glückſeliges geworden, und in den Wonneruf der beglückten königlichen Großältern und Aeltern miſcht ſich der Jubelruf des ganzen Landes:

Heil unſerm König und dem königlichen Hauſe!

Zum Beſchluſſe wurden die von Sr. K. Majeſtät beſtätigten Wahlen:

1. Sr. Erlaucht, des Herrn Grafen Wilhelm von Württemberg zum Ehrenmitgliede der Akademie,
2. des Hrn. Profeſſors von Laſaulx zum ordentlichen Mitgliede der philoſ. philolog. Claſſe,
3. der HH. A. R. Rangabè zu Athen, Julius Mohl zu Paris, und J. M. Kemble zu London, als auswärtiger Mitglieder der philoſ. philol. Claſſe,
4. der HH. F. Tiedemann und L. Gmelin zu Heidelberg, J. Liebig zu Gießen, Dr. Jäger zu Stuttgart und S. Ohm zu Nürnberg, als auswärtiger Mitglieder der mathem. phyſical. Claſſe,
5. der HH. C. G. Barth zu Calw, G. Biſchof zu Bonn, Erichſon zu Berlin, Mädler zu Dorpat, als Correſpondenten der mathem. phyſical. Claſſe,
6. der HH. Dr. Fölix zu Paris, Dr. Gfrörer zu Stuttgart und Dr. Kunſtmann zu Liſſabon, als Correſpondenten der hiſtoriſchen Claſſe,

dann die allerhöchſte Ernennung des bisher außerordentlichen Mitgliedes der mathem. phyſical. Claſſe, Hrn. Prof. Schafhäutl, zum ordentlichen Mitgliede dieſer Claſſe, bekannt gemacht.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 43.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. September.

Nro. 192. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physicalische Classe.

In der Sitzung vom 9. August d. J. hielt Hr. Professor Dr. Erdl nachstehenden Vortrag.

In der Augustsitzung des vorigen Jahres erlaubte ich mir der verehrten Classe Probeabdrücke zweyer Tafeln, die ich für ein größeres embryologisches Werk gestochen hatte, vorzulegen. Gegenwärtig habe ich das erste Heft dieses Werkes vollendet und gebe mir die Ehre es hiemit der kgl. Akademie zu überreichen.

Ich habe dasselbe: „Entwickelung des Menschen und des Hühnchens im Ey" betitelt und beabsichtige das Ganze in zwey Bänden herauszugeben, wovon der erste die Entwicklung der Leibesform des Hühnchens und des Menschen, der andere die Entwicklung der einzelnen Organe und ihrer Gewebe darstellen soll. Der erste Band zerfällt der Natur des Gegenstandes nach von selber in zwey Theile, wovon der eine die Entwicklung der Leibesform des Huhnes, der zweyte die Entwicklung der Leibesform des Menschen liefert.

Die hier mitgetheilten Beobachtungen am bebrüteten Hühnereye sollen nur zur Erläuterung der Entwicklung des Menschen überhaupt, vorzugsweise aber jener Stadien dienen, welche beym Menschen zu beobachten unmöglich ist. Warum ich aber die Erscheinung am bebrüteten Hühnereye zur Ergänzung der menschlichen Entwicklungsgeschichte wählte, hat seinen Grund darin, daß so ausführliche Beobachtungen am Säugethiereye zu zeitraubend und zu kostspielig sind, als daß ich bey meinen Verhältnissen sie hätte sammeln können, daß der Unterschied in den Entwicklungserscheinungen des Säugethieres und des Menschen einerseits, des Hühnchens und des Menschen anderseits so sehr groß nicht ist und auch im letzten Falle die passendsten Analogien auftreten, daß endlich durch diese Wahl mehr anregend auf das Publikum gewirkt werden könne, da allerwärts Hühnereyer leicht zu haben sind, ihre Untersuchung im bebrüteten Zustande weniger Schwierigkeiten unterliegt und sie daher am meisten zur Autopsie einzuladen vermögen.

Das hier vorliegende erste Heft enthält die Entwicklung der Leibesform des Hühnchens in vierzehn ausgeführten Stahlstichen mit eben so vielen in Kupfer gestochenen Umrißtafeln und $9\frac{1}{4}$ Bogen erklärendem Texte.

Die erste Tafel als Titelkupfer stellt eine mikroskopische Ansicht der Keimhaut aus einem einen halben Tag bebrüteten Eye mit dem Primitivstreifen als erste deutliche Spur des werdenden Leibes vor, weßwegen sie auch die Unterschrift: corporis primordia führt. Zugleich soll diese Tafel die Zusammensetzung der Keimhaut aus zwey auf einander liegenden Hautschichten vorläufig andeuten, da in dem Präparate freywillig die obere Schichte sich etwas gelöst und rückwärts umgeschlagen hat. Die mit I. bezeichnete Tafel liefert die Ansicht eines

wohlgestalteten Hühnereyes, um sich mit dem Leser über die Regionen desselben sicher verständigen zu können, dann einen Längendurchschnitt eines gelegten, befruchteten Eyes, welches die Beschaffenheit seines inneren Baues zeigen soll. Die noch übrigen vier Figuren dieser Tafel geben Eyer in verschiedenen Stadien der Bebrütung, damit man mit der natürlichen Lage des Embryo und seiner Eyhäute vertraut werde und die Figuren der späteren Tafeln leichter verstehe.

Die Tafel II. bietet die Entwicklung des Hühnchens in der ersten Woche. Bey allen hier gegebenen Figuren ist die Keimhaut mit dem Embryo aus dem Eye herausgenommen und auf schwarzem Grunde liegend in natürlicher Größe dargestellt worden. Für die ersteren Stadien gebe ich verhältnißmäßig wenige Figuren, weil die Gegenstände zu klein und zu durchsichtig sind, als daß das unbewaffnete Auge sie ordentlich zu erkennen vermöchte; sie sind auf späteren Tafeln desto ausführlicher abgehandelt worden. Die dritte Tafel liefert die Entwicklung des Hühnchens in der zweyten Woche der Bebrütung, ebenfalls in Figuren, wie sie das freye Auge erkennt. Die Entwicklungserscheinungen der dritten Woche habe ich hinweggelassen, weil sie zur Erläuterung der menschlichen Genese nichts Wesentliches beytragen und auch das Hühnchen am Anfange derselben schon soweit entwickelt ist, daß alle Theile an seiner Leibesoberfläche klar und der späteren bleibenden Form ganz ähnlich sich gestaltet haben. Diese drey Tafeln wurden naturgetreu kolorirt, um dem Leser eine möglichst getreue und möglichst verständliche Nachbildung der Natur zu liefern.

Mit der vierten Tafel beginnt die mikroskopische Darstellung der Entwicklung der Leibesform, welche sich bis zur Tafel XIII. mit dem Fortschreiten derselben in den ersten vier Tagen der künstlichen Bebrütung befaßt. Hier wurden besonders die frühesten Entwicklungsvorgänge in zahlreichen Abbildungen vorgestellt, weil sie zu schwer verständlich sind, wenn man sie nicht Schritt vor Schritt verfolgt. Mikroskopische Darstellung des Embryo vom vierten Tage seiner Entwicklung an hielt ich für überflüßig, da die Embryonen schon so groß sind, daß man das Wesentliche an ihnen mit freyem Auge (an den Figuren der Tafel III.) erkennt und die Aehnlichkeit mit menschlichen Embryonen immer geringer wird.

Ich glaube nun auch einige Worte darüber sagen zu müssen, wodurch sich diese Arbeit von früher erschienenen embryologischen Werken anderer Autoren unterscheidet. Vor Allem ist es, wie wohl auch schon vorliegendes Heft bezeugen kann, vollständiger als alle seit Malpighi erschienen Werke über Entwicklung des Hühnchens und des Menschen, was ein einfacher Vergleich mit der Arbeit Malpighis, Panders, Velpeaus, Owens (im Kataloge der Hunterschen Sammlung) Cost und Delpeche, R. Wagners ꝛc. leicht herausstellt. Dann dürfte auch die Art der Darstellung besser seyn, als man sie bisher zu sehen gewohnt war. Die Figuren sind größer und mehr ausgeführt, daher auch deutlicher. Bisher hat man sie fast ohne Ausnahme bey durchfallendem Lichte gezeichnet, was die durchsichtigen Stellen der Embryonen hell, die undurchsichtigen aber dunkel sehen ließ und häufig, wenigstens bey Anfängern zu der irrigen Meinung Anlaß gab, die dunklen Stellen wären natürliche Schatten der Figuren oder vertiefte Stellen, während sie doch gewöhnlich das Gegentheil sind. Ein anderer Vorzug dieses Werkes möchte auch noch der seyn, daß ich die Figuren alle selber gezeichnet und auf Stahl ausgeführt habe, was eine größere Richtigkeit in der Zeichnung zur Folge haben dürfte, als man an Abbildungen, welche Künstler fertigen, zu sehen gewohnt ist. Dadurch jedoch, daß ich die Tafeln alle selber gestochen habe, läßt das Werk in der artistischen Ausführung manches zu wünschen übrig, während hie und da durch die zu geringe Güte des Stahles unverbesserliche Flecken sich eingestellt haben. Ich kann versichern, daß dergleichen Mängel in Zukunft nicht mehr vorkommen werden, da ich in diesen Arbeiten geübter bin, und mit großer Vorsicht die zu benützenden Stahlplatten auswählen werde. Die angegebenen Mängel aber sind durchaus nicht wesentlich und dürften bey dem verhältnißmäßig geringen Preise des Werkes leicht übersehen werden können.

Von Eigenthümlichkeiten in den Beobachtungen kann wohl in diesem Hefte so viel nicht erwartet werden, da es zunächst die Entwicklung der augenfälligsten Theile darstellt, welche bisher von den ausgezeichnetsten Forschern studirt und fast durchaus richtig aufgefaßt und dargestellt wurden. Dennoch wird aber der mit den bisherigen Leistungen in der Entwicklungsgeschichte Vertraute mehrere bisher streitige Punkte gelöst und einige neue Thatsachen, wie in der ersten Entwicklung des Gehirnes, in der Entwicklung des Gesichtes nachgewiesen finden.

Unter die Abbildungen der aller Wahrscheinlichkeit nach normal beschaffenen Embryonen habe ich auch mitunter solche eingereiht, welche hie und da Abweichungen von dem gewöhnlichen Entwickelungsgange erkennen lassen. Es ist freylich, wenn die Abweichungen nicht bis zur gröblichen Mißgestaltung ausgeartet sind, kaum zu beurtheilen, wie weit sie als normal oder abnorm zu bezeichnen sind. Offenbar ist schon in der Zeit, zu welcher ein gewisses Organ bey verschiedenen Individuen auftritt und seine Formmetamorphosen durchläuft, eine sehr große Verschiedenheit; aber auch die Formen selber scheinen in einer gewissen Spielweite sich herauszubilden. Man sieht, daß die Natur bey der Entwicklung des Leibes wohl nach einem bestimmten Gesetze ihr Ziel zu erreichen suche, aber auf vielen Wegen dahin gelangen könne, daß ein Theil, der in früheren Stadien zu intensiv oder zu extensiv (im Vergleiche mit den übrigen) sich gestaltete, in späteren Stadien etwas zurückbleibe, um die übrigen Theile nachkommen zu lassen. Dadurch aber mag doch eine bleibende Präponderanz eines Organes oder auch wohl organischen Systemes für das ganze künftige Leben bedingt werden und hieraus erklärte sich die Individualität, insoferne man sie als eigenthümliche Beschaffenheit eines Geschöpfes auffaßt, vermöge welcher es bey aller Uebereinstimmung mit den Geschöpfen seiner Art doch mit keinem ganz gleich ist; hieraus ließe sich auch annehmen, daß schon während der embryonalen Entwicklung die verschiedenen Dispositionen sich begründen.

Wahre Mißbildungen, seyen sie Hemmungsbildungen oder Verbildungen, habe ich hinweggelassen und werde auch in den späteren Heften nur soviel von ihnen aufnehmen, als unmittelbar zur größeren Beschaulichkeit der normalen Vorgänge dienen kann.

Ueber Mißbildungen erlaube ich mir hier noch einige Beobachtungen mitzutheilen, welche von einigem allgemeinem Interesse seyn dürften. Schon Geoffroy St. Hillaire und Valentin haben Beobachtungen mitgetheilt, nach welchen man bey Vögeln und Säugethieren Mißgeburten veranlassen kann. Ich habe längere Zeit diesem Gegenstande meine Aufmerksamkeit gewidmet und gelangte zu folgenden Resultaten.

Ein Hühnerey, welches noch nicht ganz einen Tag (24 Stunden) in der Brutmaschine gelegen hatte, that ich in eine erwärmte Schachtel und trug es eine halbe Stunde lang, schnell gehend, bey mir. Hierauf legte ich es wieder in die Brutmaschine, und öffnete es sieben Tage später. Der herausgenommene Embryo war mit Acrocephalie (Hemicephalie) behaftet.

Ein anderes Ey, das beynahe schon zwey Tage der künstlichen Brutwärme ausgesetzt war, behandelte ich auf dieselbe Weise und als ich nach zehn Tagen es öffnete, fand sich starke Verbildung des Gesichtes des Embryo. Unter- und Oberschnabel kreuzten sich, letzterer war sehr stark verlängert, der Oberkiefer auf der Seite, nach welcher er sich neigte, kurz, desto länger auf der entgegengesetzten.

Bey einem andern Ey, welches ich nach fast dreytägiger Bebrütung bey mir trug und nach sechs Tagen öffnete, zeigte der Embryo starke Verkrümmung der Extremitäten, welche besonders auf einer Seite in ihrer Entwicklung sehr zurückgeblieben und fast nur als Stummel vorhanden waren.

Zwischen und nach diesen Versuchen stellte ich aber noch eine große Reihe anderer Versuche an, wobey die Eyer entweder auf die angegebene Weise eine Zeit lang getragen oder blos mit der Hand stark geschüttelt wurden. Die Resultate waren verschieden, theils wurde durch die störende Einwirkung die weitere Entwicklung ganz gehemmt, der Embryo

starb und wurde beim Oeffnen des Eyes mehr oder weniger zersetzt, oft kaum mehr in einer deutlichen Spur gefunden; theils hat er sich ganz normal, ohne alle äußerlich sichtbare Verunstaltung erhalten, theils aber kamen Mißbildungen vor, welche den oben angeführten ganz entsprachen.

Diese Beobachtungen führen zu folgenden Schlüssen. Durch störende äußere Einwirkung auf den im Ey sich entwickelnden Embryo, zunächst durch Erschütterung kann Abweichung der Entwicklungsvorgänge von ihrer Norm veranlaßt werden. Hiebey aber kommen nach der Dauer und Stärke der Erschütterung, so wie nach der Entwicklungsperiode, in welcher sie den Embryo überrascht, verschiedene Resultate zum Vorschein.

Sehr heftige und andauernde Erschütterung auf ein Ey in den ersten zwey Tagen der Bebrütung ausgeübt, hat das plötzliche Absterben des Embryo zur Folge. Oeffnet man nach mehreren Tagen ein solches Ey, so ist der Embryo mit seiner Keimhaut entweder ganz verschwunden, oder er findet sich mehr oder weniger verändert und zersetzt in einem Entwicklungsstadium, welches der Zeit der eingetretenen Erschütterung entspricht. Bey Embryonen vom vierten Tage der Bebrütung an bewirkt solche Erschütterung meistens nicht den plötzlichen Tod, sondern zunächst Bärstung von Blutgefäßen im Leibe des Embryo oder in den Embryonalhäuten, welchem der Tod folgt. Dauert nach dem eingetretenen Absterben des Embryo die Einwirkung der Brutwärme noch längere Zeit fort, so erfolgt wieder faulige Zersetzung mit mannigfaltiger Verdrückung der Seite des Embryo, mit welcher er auf dem Dotter aufliegt.

Sehr mäßige, selbst anhaltende Erschütterung zeigt meistens gar keine erkennbaren nachtheiligen Folgen. Es scheint, daß durch die Eytheile die Einwirkung des Stoßes abgestumpft werde und gar nicht bis zum Embryo gelange.

Ist aber die Einwirkung heftiger als die Widerstandskraft der Eytheile, jedoch nicht so stark, daß der Embryo dadurch getödtet wird, so entstehen an

seinem Leibe Mißbildungen. Diese sind nach der Zeit, zu welcher die Einwirkung eintrat, verschieden und es scheint, daß zunächst immer die Mißbildung in dem Theile auftrete, welcher bey der geschehenen Einwirkung gerade im Entstehen war. Dafür sprechen die oben aufgeführten Beyspiele, welche ich nur aus vielen anderen herausgenommen habe.

Wenn auf Embryonen nach vierthalbtägiger Bebrütung Erschütterung einwirkt, so sterben sie entweder, wenn sie zu stark war, ab, oder sie entwickeln sich weiter ohne eine Mißbildung an ihrer Leibesoberfläche erkennen zu lassen. Hieraus möchte man den Schluß ziehen, daß beym Hühnchen nur in den ersten drey Tagen seiner Entwicklung durch störende Einwirkung von außen Mißbildungen erzeugt werden können.

Ohne Zweifel läßt sich aus dem oben Mitgetheilten einiger Aufschluß über die Genesis mehrerer menschlicher Mißgeburten ziehen. Hier kann natürlich von Doppelmißgeburten keine Rede seyn; über diese habe ich noch nie einen Aufschluß erhalten können.

Bey den meisten einfachen menschlichen Mißgeburten dürfte auch Erschütterung als Ursache ihrer Entstehung betrachtet werden.

Die Erschütterung selber kann auf mehrfache Weise entstehen: entweder von außen oder von innen. Von außen entsteht sie durch Tanz, heftige Bewegungen der Mutter, Fall, Schlag, wenn sie heftig auf den mütterlichen Leib treffen. Von innen entstehen Erschütterungen des mütterlichen Körpers durch Schrecken, heftige Gemüthsaffekte ꝛc.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845. Nr. 44.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. September.

Nro. 193. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physicalische Classe.

In der Sitzung vom 9. August d. J. hielt Hr. Professor Dr. Erdl nachstehenden Vortrag.

(Schluß.)

Hiebey wird es vorzüglich auch auf den Grad der Erschütterung ankommen und wahrscheinlich gilt hier dasselbe, was oben beym Hühnchen angegeben wurde. Uebrigens dürfte besonders von außen kommende Erschütterung beym Menschen weniger leicht den Embryo affiziren, als beym Vogel, weil die Leibes- und Uterinwandung der Mutter, so wie das zottige Chorium und die Amnionsflüßigkeit Erschütterungen wenig leiten und nicht leicht zum Embryo gelangen lassen.

Die Zeit, wo beim Menschen solche Mißbildungen entstehen können, dürfte nach Analogie mit dem Hühnchen auf die ersten fünf Wochen des Embryolebens zu beschränken seyn. Hiedurch soll aber durchaus nicht gesagt seyn, daß nicht auch später noch Störungen in der Entwicklung einzelner Organe eintreten können. Nur die großartigeren Mißbildungen in der Form werden auf die angegebene Zeit ihre Genese beschränken; kleinere Störungen im Innern der Organe werden so lange als diese noch nicht einen gewissen Grad von Consolidation erreicht haben, entstehen können.

Hieraus sind auch einige Anhaltspunkte über das Versehen zu gewinnen. In soferne nämlich durch das Ansichtigwerden eines erschreckenden Gegenstandes eine Erschütterung dem mütterlichen Leibe mitgetheilt wird, welche hinreichend stark ist, um sich bis zum Embryo fortzupflanzen, kann letzterer Mißbildungen erleiden. Diese Mißbildungen werden dann dem Stadium entsprechen, in welchem die störende Einwirkung geschah. Daß die ganze Mißgeburt oder nur ein am gebornen Kinde mißgestalteter Theil dem gleiche, woran die Mutter sich versehen hat, ist nicht richtig; manchmal nur mag zufälligerweise einige entfernte Aehnlichkeit zusammentreffen; in der Regel aber malt die Phantasie der Mutter und anderer Leute die Mißbildung so, wie ein unbefangenes Aug sie nicht erkennt.

Hieraus werden Verhaltungsregeln für Frauen in den ersten Wochen der Schwangerschaft ganz leicht abzuleiten seyn.

Hiernächst theilte Hr. Prof. Buchner nachstehende zwey Aufzeichnungen seines Sohnes, des Hrn. Privatdocenten Dr. L. A. Buchner mit.

1. Ueber die Gallengährung.

Die Galle erleidet bekanntlich wie alle thierischen Flüssigkeiten bald nach ihrem Austritt aus dem

Organismus eine sogenannte freywillige Zersetzung oder Art Fäulniß, wobey namentlich ihr wesentlicher Bestandtheil, das Bilin oder die Gallensäure chemisch verändert wird. Ueber den näheren Vorgang bey dieser Veränderung aber, über die Producte, die hierbey gebildet werden, ist bisher außer einigen Versuchen von Berzelius nichts näheres bekannt geworden, obwohl ein genaueres Studium dieses Gegenstandes in chemischer und physiologischer Beziehung hinlängliches Interesse darbietet.

Herr Baron Dr. von Gorup hat auf meine Veranlassung und unter meiner Leitung im chemisch-pharmaceutischen Laboratorium der königlichen Universität über die bey der Gallengährung auftretenden Erscheinungen eine Reihe genauer Beobachtungen angestellt und hierzu theils die Rindsgalle, theils das daraus dargestellte gallensaure Natron gewählt.

Bey der Gährung der Rindsgalle selbst, welche bey einer Temperatur von ungefahr 30° C. in kurzer Zeit eintritt und am besten fortschreitet, fängt zuerst der der Galle beygemengte Gallenblasenschleim an, sich zu zersetzen, und wirkt dann als Ferment auf die übrigen Bestandtheile der Galle, besonders aber auf die Gallensäure. Die Galle ändert ihre zuerst dunkelgrüne Farbe in eine schmutzigbraune, nach Verlauf von 3 bis 4 Tagen bildet sich auf der Oberfläche eine gelbgrünliche, unter dem Mikroskop als infusorielle Bildungen erscheinende Haut, welche sich nach und nach zu Boden setzt, aber, so lange als die Gährung dauert, sogleich wieder durch eine neue ersetzt wird; die Reaction auf Pflanzenfarben, welche bey frischer Galle immer neutral gefunden worden ist, geht erst nach 4 bis 5 Wochen in die alkalische über, und der Geruch wird in dem Maße, als die Zersetzung fortschreitet, unangenehm faulig. Eine Gasentwicklung findet bey dieser Art Gährung nicht statt.

Wird eine so veränderte Galle im Wasserbade eingedampft und zur Entfernung des modificirten Schleims mit Alkohol ausgezogen, die alkoholische Lösung durch Thierkohle entfärbt, und nachdem der Alkohol davon abdestillirt ist, mit Aether geschüttelt, so nimmt dieser außerordentlich lange etwas und mehr auf, als aus ungefaulter Galle. Die ätherische Flüssigkeit hinterläßt nach dem Verdunsten ein bräunliches, stark sauer reagirendes, nach Fischthran riechendes Magma, welches außer den in der Galle vorkommenden Fettsäuren, nämlich der Margarinsäure und Oelsäure, auch noch andere Stoffe als Zersetzungsprodukte aus der Galle zu enhalten scheint. Indessen ist bis jetzt von diesen Letztern noch nicht die nöthige Menge zu einer genaueren Erkenntniß ihrer Natur erhalten worden, und es muß durch fernere Versuche ermittelt werden, ob sie mit jenen Stoffen übereinkommen, die Berzelius durch eine ähnliche Behandlung zersetzter Rindsgalle erhalten und mit dem Namen Fellinsäure und Fellansäure bezeichnet hat. Eine auffallende Erscheinung an diesem ätherischen Extract ist, bey längerer Behandlung mit warmen Wasser den fischthranartigen Geruch zu verlieren und dafür einen nicht unangenehmen, ambra- und moschusartigen anzunehmen, welchen wir auch schon öfter an frischer Rindsgalle bey der Destillation derselben mit Wasser, und besonders auffassend bey der freywilligen Zersetzung des Hauptbestandtheiles der Galle, nämlich des gallensauren Natrons beobachtet haben. Ich kann gegenwärtig von den Eigenschaften dieses unwillkührlich an die Ambra erinnernden Geruchsprinzipes nur sagen, daß dasselbe bey der Destillation mit Wasser dem opalescirenden Destillat seinen eigenen Geruch mittheilt, daß weder Säuren noch Alkalien diesen Geruch zerstören, derselbe aber beym Schütteln des Destillats mit Aether diesem mitgetheilt wird.

Die Hauptprodukte aus der zersetzten Gallensäure finden sich in dem mit Kohle entfärbten und mit Aether behandelten alkoholischen Auszug. In der wässerigen Lösung desselben bewirkt Essigsäure einen starken harzartigen Niederschlag, der sich nach gehöriger Reinigung in jeder Beziehung und besonders in seiner elementaren Zusammensetzung wie Choloïdinsäure verhält.

Wird die von der Choloïdinsäure befreyte Flüssigkeit eingedampft und das Extract mit Alkohol behandelt, so hinterläßt dieser das zweyte Hauptpro-

dukt der Zersetzung, nämlich das Taurin, welches durch Auflösen im Wasser und Krystallisiren aus dieser Lösung sehr leicht in wasserklaren, großen Prismen erhalten werden kann. In der alkoholischen Lösung finden sich nebst dem essigsauren Natron eine geringe Menge noch unveränderten gallensauren Natrons und die in Alkohol löslichen Salztheile der Galle (Kochsalz). Unter dem Mikroskop können darin ferner zahlreiche Salmiakkrystalle wahrgenommerden; auch kann man sich außerdem von der Gegenwart des Ammoniaks durch die Entwicklung desselben auf Zusatz von Kali leicht überzeugen.

Viel langsamer finden die Zersetzungserscheinungen in einer von Schleim befreyten Galle oder in einer wässerigen Lösung des gallensauren Natrons statt; erst nach langem Stehen bildet sich darin ein infusorielles Häutchen, worauf die Gährung unter Entwicklung des ambraartigen Geruches beginnt und langsam fortschreitet. Sie wird aber auffallend beschleunigt durch Zusatz eines Theils des infusoriellen Gebildes aus einer schon in Zersetzung begriffenen gleichen Flüssigkeit, indem dasselbe hier als Ferment zu wirken scheint. Auch eine kleine Menge von Gallenblasenschleim und auch von Darmschleim aus dem Duodenum eines Rindes begünstiget die Veränderung des reinen gallensauren Natrons ungemein; die Trübung der Flüssigkeit und Bildung des infusoriellen Häutchens erfolgt schon nach wenigen Tagen; der Geruch wird dem verdorbener Milch ähnlich und die in Folge des zugesetzten Schleims alkalisch gewordene Reaction geht bald in eine deutlich saure über, mit deren Auftreten zugleich die Fällung durch Essigsäure, d. i. die Bildung von Choloïdinsäure verbunden ist. Zuletzt, nachdem die saure Reaction einige Zeit lang gedauert, geht sie wieder in eine schwach alkalische über. Die Zersetzungsprodukte des gallensauren Natrons sind aber hier der Hauptsache nach dieselben, wie bey der Galle selbst, nämlich man findet in der gegohrenen Flüssigkeit statt des gallensauren Natrons choloidinsaures Natron nebst Taurin und etwas gebundenem Ammoniak.

Aus diesen Beobachtungen ergibt sich also eine, wenn nicht Gleichheit, doch ungemein große Analogie der bey der Gallengährung auftretenden Zersetzungserscheinungen und jener, die durch die Wirkung verdünnter Säuren auf das gallensaure Natron hervorgebracht werden. Denn so wie z. B. durch längere Einwirkung verdünnter Salzsäure auf den Hauptbestandtheil der Galle die stickstoffhaltige Gallensäure in eine stickstofffreie, harzartige Säure, die Choloidinsäure und in ein neutrales stickstoffhaltiges und leicht krystallisirbares Produkt, das Taurin und etwas Ammoniak zerfällt, ebenso bestimmt der bei der Gallengährung als Ferment wirkende, in Zersetzung begriffene Schleim oder das infusorielle Gebilde eine Zersetzung der Gallensäure in Taurin, Ammoniak und Choloidinsäure, welche letztere statt der früheren Säure mit Natron in Verbindung tritt und aus dieser durch eine stärkere Säure ausgeschieden werden kann. Diese gleiche oder fast gleiche Wirkung ganz verschieden beschaffener Agentien erinnert an mehrere andere Mischungsveränderungen organischer Stoffe, die auf gleiche Weise durch chemisch sehr verschiedene Stoffe verursacht werden, wie z. B. an die gleiche Veränderung des Stärkmehls in Dextrin und Stärkezucker sowohl durch das Diastas, als auch durch verdünnte Mineralsäuren.

---

2. Ueber das Vorkommen von Jod und Brom im Münchner Wasser.

Ich habe in dem Wasser, welches aus dem Brunnhause nächst der Hofgartenkaserne in die Laboratorien der k. Universität geleitet wird, zu wiederholtenmalen Jod und Brom aufgefunden. Freylich ist darin die Menge dieser beyden Grundstoffe, welche man bisher nur im Meerwasser, in Salzsolen und salinischen Mineralwässern aufzusuchen gewohnt war, außerordentlich gering, aber doch groß genug, um sie mit Sicherheit durch die Reagentien nachweisen zu können. Ich habe hierzu den Inhalt eines Dampfkessels benützt, nachdem dieser mehrere Monate lang und zwar beinahe täglich mit neuem Wasser zum Ersatz des verdampften Theils gespeist worden war. Wird dieser wässerige Rückstand allmählig weiter verdampft, so krystallisirt nach und

nach zuerſt eine große Menge von Gyps, dann Kochſalz und ſalpeterſaure Salze, namentlich ſalpeterſaures Kali und ſalpeterſaurer Kalk, ferner ſchwefelſaures Kali und ſchwefelſaures Natron heraus; endlich bekommt man eine dunkelbraune, größtentheils aus ſalpeterſaurer Magneſia, Chlorcalcium, Chlormagneſium, Ammoniakſalzen und organiſchen Ueberreſten beſtehende Mutterlauge, worin auch das Jod und Brom vorhanden ſind. Um dieſe Salzbildner deutlich zu erkennen, muß man die Lauge mit kohlenſaurem Natron zerſetzen, die Flüſſigkeit von den ausgeſchiedenen kohlenſauren Erden abfiltriren, eindampfen und die Salzmaſſe zur Zerſtörung der färbenden Stoffe glühen. Wird das Geglühte fein zerrieben, mit Alkohol behandelt, die alkoholiſche Löſung eingedampft und der nun erhaltene Salzrückſtand in wenig Waſſer gelöst, ſo kann darin das Jod und Brom ohne Schwierigkeit entdeckt werden.

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematiſch-phyſikaliſchen Claſſe im Monat Auguſt 1845 vorgelegten Einſendungen an Druckſchriften.

(Fortſetzung.)

Von der Société royale des sciences, lettres et arts de Nancy:

Mémoires 1843. Nancy 1845. 8.

Von der Pfälziſchen Geſellſchaft für Pharmacie und Technik und deren Grundwiſſenſchaften ꝛc. in Kaiſerslautern:

Jahrbuch für praktiſche Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. X. Heft VI. Juni 1845. Landau 1845. 8.

Von der Kaiſ. Ruſſ. Mineralogiſchen Geſellſchaft zu St. Petersburg:

Verhandlungen. Jahr 1844. St. Petersburg 1844. 8.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus Hebdomadaires des séances. Tome XX. Nr. 21—25. Mai—Juin 1845. Paris. 1845. 4.

Von dem Hrn. Profeſſor Macaire in Genève:

Notice sur la vie et les écrits de Thèodore de Saussure. Genèv 1845. 8.

Von dem Hrn. Filippo Parlatore, Professore di Botanica etc. direttore de erbario etc. di Firenze:

Giornale botanico italiano compilato percura della sezione botanica dei congressi scientifici Italiani. Anno 1. Fascicoli 7. 8. 9. 10. Firenze 1845. 8.

Von der Société royale d'Agriculture etc. de Lyon:

a) Annales des sciences physiques et naturelles, d'agriculture et d'industrie. Tom VII. 1844. Lyon, Paris. 8.

b) Catalogue des livres de fonds et en nombre de médecine, chirurgie, anatomie, physiologie, histoire naturelle etc. qui se trouvent chez Ch. Savy Jeune a Lyon. Mai 1844. 8.

D'après les ordres de Son Excellence Mr. de Wrontchenko, Ministère des Finances de Russie:

Annuaire magnétique et météorologique du corps des ingénieurs des mines de Russie ou recueil d'observations magnétiques et météorologiques, faites dans l'étendue de l'Empire de Russie par A. T. Kupfer, directeur des observatoires magnétiques des mines de Russie etc. Année 1842. Nr. 1. 2. St. Petersbourg 1844. gr. 4.

Von der Kaiſ. Leopoldiniſch-Caroliniſchen Akademie der Naturforſcher in Breslau:

Verhandlungen. 13. Bd. Breslau und Bonn 1845. 4.

Von dem landwirthſchaftlichen Verein in Bayern in München:

Centralblatt. May und Juny 1845. München 1845. 8.

Von der k. preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin:

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen im Monat Juny 1845. Berlin 1845. 8.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. September.

Nro. 194. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Travels in Luristan and Arabistan by the Baron C. A. de Bode. London 1845.

Dieses Werk umfaßt in seinen zwey Bänden die Beschreibung einer Reise, welche zum großen Theil durch Gegenden führte, dahin die Forschungen der neueren Zeit nur noch wenig eingedrungen sind. Aus einer früheren Zeit, denn jene war, da Ninive und Babylon sich zur Herrschaft über Völker und Reiche erhuben, vernehmen wir die Kunde von einem übermächtigen Bezwinger vieler Könige und ihrer Städte: von Kedor Laomor, dem Könige zu Elam, der mit siegreichem Schwerte die Länder des Westen bis jenseits des Tigris und Euphrat, ja bis zum Jordan und südwärts bis zur arabischen Wüste durchzog und ihre Bewohner sich zinsbar machte (Geneosis 14). Das alte Elam oder Elymais, aus welchem damals der bald wieder besiegte Sieger zu seinem Raubzug hervorbrach, lockte in späterer Zeit durch die Schätze, die namentlich in seinen Tempeln sich fanden, mächtigere Räuber, als jener gewesen, herbey; bis in die abgelegensten Hochthäler des Gebirgslandes, das noch jetzt der Wohnsitz des ächten Stammes des Zendvolkes ist, ergossen sich die Heere der fremden, wie der stammverwandten Eroberer.

Es sind andere Schätze als jene längst hinweggenommene, welche das wissenschaftliche Forschen nach dem bakhtivarischen Gebirgslande hinziehen; Schätze, deren eigentlichen Werth das dort einheimische Volk, wenn es die steinernen Denkmale des früheſten Alterthums zu Bausteinen für seine Winterhütten verarbeitet, eben so wenig zu beachten weiß, als der persische Räuberhauptmann Veli Khan den Haufen der alten Goldmünzen aus der ersten Zeit der Sassaniden, den er unter den Ruinen der Veste von Schapur auffand und alsbald zu einer Zierkette am Zaume seines Rosses umschmolz (B. I. S. 210). Dort am Fuße des Gebirges, im Anblick seiner mit beständigem Schnee bedeckten Alpenkette lag Susa, der Frühlingsaufenthalt der babylonischen Weltherrscher, wetteifernd an Herrlichkeit seiner Paläſte und Tempel mit Babylon und mit Ekbatana; gleichzeitig mit Susa, ja vielleicht früher als diese, mögen jene Städte geblüht, jene Felsenvesten sich erhoben haben, deren Trümer in dem Hauptthale des Kuran, so wie in den Engthälern seiner Nebenflüsse an vielen Stellen gefunden werden; Straßen, welche mit gewaltigem Aufwand der Kräfte über den unersteiglich gahen Abhang des Hochgebirgsrückens gebahnt und ausgehauen sind, bezeugen den ansehnlichen Verkehr der Völker, der durch dieses reich angebaute Alpenland seine Richtung nahm; eine Menge von Kunstwerken, zum Theil in altpersischem Style, Inschriften, deren Sinn und Bedeutung noch nicht enträthselt worden, lassen auf den hohen Stand der geistigen Bildung eines hier einheimisch gewesenen Volkes schließen.

Es sind dieses Früchte des Friedens und häuslichen Wohlstandes, mit welchem auch dieses Gebirgsland von Zeit zu Zeit beglückt war, wenn es an dem sichern Bestand eines mächtigen Herrscherreiches, unter dessen Scepter es sich gebeugt hatte, Theil nahm; doch war dieser Zustand, so weit wir die Geschichte des bakhtivarischen Bergvolkes kennen, immer nur ein sehr vorübergehender. Zu allen Zei-

ten glich dieses Hochland mit seinem dreyfachen Gebirgsgürtel einer kriegerischen Veste, deren Besatzung durch Bogen, Schwert und Lanze das umliegende Land in Furcht erhält, den Schaaren der vorüberziehenden Fremden Tod und Verderben drohet. Als ein Schrecken der Welt wird uns das Volk von Elam schon in den prophetischen Schriften des alten Bundes bezeichnet (m. v. Hesek. 32. V. 24); Alexander der Macedonier so wie später Antigonus hatten, jener an den östlichen, dieser an den westlichen Gränzen der baktrischen Alpenkette mit den Männern des Gebirges einen schwereren Kampf zu bestehen, als mit vielfach zahlreicheren Heeren anderer Feinde.

Das Land der Lurs oder Luristan, dessen südliche Absenkung zur Ebene, mit Inbegriff der Vorberge und des büglichen Landes den Namen Arabistan oder Khusistan führt, gleicht an Fruchtbarkeit und Erhabenheit seiner Natur unserer Schweiz, und könnte eben so sehr, ja in Folge seiner wärmeren Lage (unter dem 32. bis 36° n. Br.) noch mehr angebaut und reicher bevölkert seyn. — Denn durch seine breiteren Thäler, welche die einzelnen, zur Region des Schnees emporragenden Gebirgsgürtel von einander scheiden, ergießen sich die mächtigsten Ströme von Persien; der Korkho (Choaspes) mit dem der Kushgan sich vereint; der Kuran (Pasitigris), welchem der Dizful (Copratas) und der Ulai (Eulaeus) zuströmen; der Tab oder Kurdistanfluß (Agradates). Je weiter hinan nach den Bergrücken, aus denen diese Ströme kommen, desto reicher wird die Landschaft an Bächen und Quellen, welche unter Mitwirkung der kräftiger strahlenden Sonne ein Grün der Wiesen und der Felder ernähren, mit welchem der Pflanzenwuchs unserer schönsten Alpengegenden sich kaum zu messen vermöchte. Dennoch liegt dieses herrliche Land, gerade in seinen culturfähigsten Theilen seit Jahrhunderten fast ganz ohne Anbau da; das trotzig kühne Hirtenvolk der Berge bringt die wärmere Zeit des Jahres auf seinen Höhen zu, und schlägt nur im Winter seine schwarzen, ziegenhärnen Zelte unten in der Thalebene auf; aus der Zeit einer höheren Blüthe dieses Erdstriches, unter dem Scepter der Sassaniden, sind nur Namen der Städte und kunstreich behauene Trümmer zurückgeblieben; Ahvaz, die Winterresidenz der Könige aus dem Hause der Arsaciden, deren Verkehr vom Mittelmeer bis jenseits des Indus reichte, ist zu einem Steinhaufen geworden; die Stätte des einst so mächtigen Jandi Schapur, so wie der Stadt der Urier, welche Alexander der Macedonier gewann (zu Mal-Amir) wird nur noch mit Mühe aus den mit Gras und Gesträuch verwachsenen Wällen erkannt. Der Weg der Karawanen, der vormals von Persepolis und Schiras her seine Richtung durch die Mitte von Luristan nahm, ist verlassen; die Straßen über das Gebirge sind großentheils von Gebüsch und Moos, so wie von dem Gerölle der Winterbäche bedeckt, welches Niemand hinwegräumt, weil das streitbar räuberische Gebirgsvolk, das den Fremden diesen Durchgang verwehrt, für sich und seine Herden ganz andere Steige kennt, auf denen es hinanzieht in die Schlupfwinkel seiner Felsen, wenn die Heerhaufen des Khans von Persien in die Thäler kommen, um hier mit bewaffneter Hand die jährlichen Abgaben zu erheben.

Eine Stelle des Josephus nennt uns einen Urenkel des Patriarchen Abraham Luur, und von diesem sollte der gemeinsame Name des Volksstammes, welcher Luristan die Benennung gab, seinen Ursprung genommen haben. Eine andere Kunde spricht von einem Herrscher des Landes Lohr-asp, als einem Zeitgenossen des Zoroaster. Unter den vielen Zweigen, in welche der Stamm der Lurs sich getheilt hat, gehören jene der Bakhtivaris (Bactrier) und der Loks zu den zahlreichsten und mächtigsten; ein Seitenzweig des letzteren führt noch jetzt den Namen des Zend und scheint auch hiedurch die Ansicht zu bestätigen, daß wir in dem Gebirgsvolk von Luristan noch den ziemlich unvermischt erhaltenen Rest des alten Zendvolkes vor uns haben. Ungleich deutlicher verräth sich diese Abkunft in der Sprache, welche zwar im Ganzen ein gebrochnes Persisch und in verschiedene Dialecte zerfallen ist; in denen allen aber eine Menge Worte sich erhalten haben, die vom Zendstamme sind.

Hierin, so wie in volksthümlicher Art und Sitte, sind von allen andern asiatischen Nachbarn

die Kurden mit den Gebirgsbewohnern von Luriſtan verwandt, deren Sprache ein neuer Reiſender (Rich, Narrative of a Residenze in Kurdistan) mit der der Lurs ſo übereinſtimmend fand, daß er dieſelbe als den luriſtaniſch-kurdiſchen Dialect bezeichnet. Unſer Reiſender verfolgt übrigens die Verbreitung des merkwürdigen Volksſtammes, mit deſſen Geſchichte ſein Werk vorzugsweiſe ſich beſchäftigt, noch weiter gegen Oſt, Weſt und Norden, hierbey unwillkührlich erinnernd an einen prophetiſchen Ausſpruch (Jerem. 49. V. 36.), nach welchem kein Volk ſeyn ſollte, dahin nicht Flüchtige aus Elam kommen würden. Für Afghaniſtan iſt es ihm, nach neueren Nachrichten, leicht geweſen, die fortwährenden Einwanderungen des Bergvolkes aus Luriſtan nachzuweiſen; in dem Namen der Lakſis oder Lasghis am Kaukaſus, ja in jenem der Lakhs und der Scheks (wie urſprünglich die Pohlen und Böhmen ſich nannten) glaubt er einen Beweis für die Abkunft dieſer Völker von den Leks, dem mächtigen Zweige des Lurſtammes zu finden (B. I. S. 276). Wir laſſen dieſe Vermuthungen auf ſich ſelber beruhen und wenden uns zu dem noch auf ſeinem alten Boden wurzelnden Stamme zurück.

So wie Strabo die Cardaces (Kurden) uns ſchildert: raubſüchtig und ſtreitluſtig (Carda, ſo ſagt er, bedeutet in ihrer Sprache einen Starken, einen Krieger) ſind, wie bereits erwähnt, die Bergvölker von Luriſtan noch jetzt. Veli Khan, der mächtige Räuberhauptmann, von deſſen glücklichem Fund der alten Münzen wir oben ſprachen, gilt, obgleich er ſchon ſeit mehreren Jahren als Gefangener auf der Veſte von Abris ſitzt, unter ihnen als Held des Tages; ſeine Thaten, jene Liſt und Gewalt, womit er alle Landſtraßen bis Schiras und Iſpahan unſicher machte, ſind der Inhalt vieler ihrer Lieder. Dieſer kühne Räuber, den öfters ganze Heerſchaaren ſeines Volkes auf ſeinen Zügen begleiteten, würde noch jetzt ungehemmt ſein Gewerbe treiben, hätte ihm nicht, wie einſt den Polyphemos ein Trunk des ſüßen ſtarken Weines in fremde Gewalt gebracht. Denn eine Ladung ſolchen Getränkes, vom edelſten Gewächs aus Schiras, die einem Engländer gehörte, war in Veli Khans Hände gefallen; dieſer, beym fröhlichen Banket vergaß nicht nur der Gefahr, welcher er ſchon oft durch Liſt und durch die Schnelle ſeines Roſſes entgangen, ſondern ſeiner ſelber ſo ganz, daß er von dem Sattel herunter in die Hände der gegen ihn ausgeſendeten Soldaten taumelte. Ein Volk das ſolche Geſchichten, das die Beraubung der Reiſenden und Fremden, gleich wie Heldenthaten ſeinen Kindern an der Wiege vorſingt, läßt hierdurch freylich an ſich einen Zuſtand der tiefen Verwilderung erkennen. Im Bunde mit den Schreckniſſen und Gefahren der ihn umgebenden Natur, und nur dann recht muthig und ſtark, wenn er von der Warte ſeiner Felſen herab oder aus ihren verſteckten Schluchten hervor die Steine und das Geſchoß ſchleudern kann, ſcheint der Luriſtaner wie der Kurde, gar nichts von der Gaſtfreundlichkeit zu wiſſen, welche der Araber, übrigens ſo raubſüchtig als beyde, öfters an dem Fremdling übt. Und dennoch iſt dieſe Tugend auch unter dem rohen Volke des bakhtiariſchen Gebirges niemals ganz ausgeſtorben geweſen, ja ſie hat in Zeiten des inneren Friedens nicht ſelten in ganz beſonderem Glanze ſich kund gegeben. So fand Ibn Batuta, ein arabiſcher Schriftſteller des 13. Jahrhunderts, als er auf ſeiner Pilgerreiſe durch die Gebirge von Luriſtan kam, das ganze Land unter der Herrſchaft der einheimiſchen Atabegs beruhigt und ſicher; auf allen Straſſen, ſelbſt durch die wildeſten Gegenden des Gebirges, waren, in gewiſſen Entfernungen ſteinerne Hütten (Zellen) zur Aufnahme der Reiſenden erbaut; in ihnen fand der Pilgrim und Fremdling unentgeltlich, was er zu ſeiner Erquickung bedurfte: Fleiſch, Brod und den Krug voll Milch.

Nach dieſer allgemeinen Ueberſicht über den Schauplatz derſelben und über ſeine Bewohner, geben wir aus Hrn. v. Bodes Reiſebeſchreibung nur noch einige wenige Züge.

(Fortſetzung folgt.)

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1845.

Zweytes Quartal. April — Juny.

(Fortſetzung.)

Kurt von der Aue, das Ritterthum und der Ritterorden. Merſeb. 1825.

W. Wachsmuth, Helleniſche Alterthumskunde aus dem Geſichtspunkte des Staates. Th. 2. Halle 1845.

A. Marsella, Il Pontificato Massimo non mai assunto dagl' Imperatori Christiani. Roma. 1789.

Ed. Laboulaye, Essai sur les lois criminelles des Romains concernants la responsabilité des Magistrats. Mémoire couronné. Par. 1845.

Monumenti inediti publicati dall' instituto di corrispondenza archeologica par l'anno 1843. Fasc. 1. 2. Roma.

Gius. Micali, Monumenti inediti a illustrazione della storia degli antichi popoli Italiani. Firenze. 1844.

Ed. Gerhard, Archäologiſche Zeitung. Berl. 1845.

Niebuhr römiſche Geſchichte, herausg. von Dr. L. Schmitz, aus dem Engl. von Dr. G. Zeiß. Lief. 2—7. Schluß. Jena 1845.

Thom. Sebastian y Latre, Relacion individual y veridica del sucesso acontecido en la ciudad de Zaragoza, el dia 6 de Avril de 1766. Zaragoza 1766.

A. Coppi, Annali d'Italia dal 1750. T. V. dal 1820 al 1829. Lucca 1843.

M. Monmerqué, Dissertation historique sur Jean I. roi de France et de Navarre. Par. 1844.

R. Chassinat, Etudes sur la mortalité dans les bagnes et dans les maisons de force et de correction depuis 1822 jusqu' à 1837 incl. Par. 1844.

Aug. Nougaréde de Fayet, Recherches historiques sur le procès et la condamnation du Duc d'Enghien. Vol. 1. 2. Par. 1844.

L. Michaud, Vie publique et privée de Napoléon Bonaparte. Par. 1844.

C. D. Vogel, Beſchreibung des Herzogthums Naſſau. Heft 1—7 und letztes. Wiesbaden 1845.

Mittheilungen der Geſchichts- und Alterthumsforſchenden Geſellſchaft des Oſterlandes zu Altenburg. Bd. 1. 1844.

G. W. Hugo, das Gebiet der deutſchen Reichsſtädte. Karlsruhe 1844.

Verhandlungen des Vereins für Kunſt und Alterthum in Ulm und Schwaben. Bericht 1—3. Ulm. 1841—45.

Dr. G. Schreiner, Grätz. Heft. 1—10. Grätz. 1844.

K. Wilmarshof, Geſchichte von Böhmen. Leipzig 1844.

Fr. Raffelsperger, Allgemeines geographiſches Lexikon des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates. Bd. I. Wien 1844.

A. de Gerando, La Transylvanie et ses habitants. Vol. 1. 2. Par. 1845.

Th. Kantzow, Pomerania oder Urſprung, Altheit und Geſchichte der Völker und Lande Pommern, Caſſuben, Wenden, Stettin, Rügen; in 11 Büchern beſchrieben und aus deſſen Handſchrift herausgegeben von J. G. L. Koſegarten. Th. 1. 2. Greifswald 1816—17.

Statiſtik des Preußiſchen Staates. Berl. 1845.

Die Forſtverwaltung Bayerns. Erfurt 1845.

Inventaire analytique des chartes des Comtes de Flandre. Cah. 1. 2. Gand 1844.

J. J. Dodt van Flensburg, Archief voor Kerkelijke en wereldsche geschiedenissen, inzonderheid van Utrecht. Deel 1 — 4. Utrecht 1838—44.

P. Lansens, Alouden staet van Vlaenderen, vóoren gedurende het leenroerig Bestier etc. Brugge 1841.

N. Harris Nicolas, The Dispatches and Letters of Vice-Admiral Lord Viscount Nelson. Vol. II. 1795 to 1797. Lond. 1845.

J. Windele, Historical and descriptive notices of the city of Cork. Cork 1839.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. September.

Nro. 195. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Travels in Luristan and Arabistan by the Baron C. A. de Bode.

(Fortsetzung.)

Als ein Zusammentreffen von bedenklicher Art hätte es erscheinen können, daß unserm Reisenden gleich bey seinem Austritt aus Teheran, dem damaligen Ort seines Verweilens, eine Anschauung sich aufdrängte, welche auf sehr schmerzliche Weise ihn an die Raubsucht und Mordlust jener Bakhtivaris erinnerte, deren Land in unvorhergesehener Weise das Ziel seiner Reise wurde. Es war am 23. Dezember 1840, kurz vor Sonnenuntergang, als endlich die schon in früher Stunde erwarteten Postpferde vor die Thüre kamen. Das Aufpacken war schnell vollendet und die Ungeduld des Reisenden, noch heute sich auf den Weg zu machen so groß, daß ihn weder das Annahen der Nacht noch das drohende Gewölk, das am Horizont sich erhob, von der Ausführung seines Vorsatzes abschrecken konnte; eben ging die Sonne unter, als er mit seiner Begleitung aus dem Thore der Stadt hinausritt. Der Anfang des Weges führte um die südliche Ecke der Stadtmauer und ihrer Wälle herum; hier stellte sich der in diesem Augenblicke aufgeregteren Phantasie das Bild einer Scene dar, die sich in unvergeßlicher Weise der Seele des Reisenden eingeprägt hatte. Unter seiner (des Gesandten) Aufsicht und Leitung hatte man vor wenig Jahren da aus diesem Grunde, über welchen er jetzt hinritt, die verstümmelten, selbst nach ihrem Tode noch gemißhandelten Körper jener Männer ausgegraben, welche im Dienst der russischen Gesandtschaft, bey dem Aufstand des Pöbels von Teheran, im Jahre 1829 umgekommen waren, um ihre Gebeine neben denen der andern Christen, im armenischen Kirchhofe zu bestatten. Der damalige Aufstand, zu welchem die Verweigerung des russischen Gesandten Gribördoff, einige in sein Hotel geflüchtete russische Unterthanen dem erbitterten Pöbel auszuliefern, die erste Veranlassung gab, würde selbst nach der unbesonnenen Handlung eines wachthabenden Kosaken, der sein Gewehr gegen die andrängende Menge abfeuerte und einen Bürger tödtete, kaum den blutigen Ausgang genommen haben, den die persischen Behörden der Stadt, zu spät einschreitend, nicht verhindern konnten, hätte sich nicht die wilde Schaar der Bakhtivaris, die sich als Geißeln in der Stadt befanden und welche unglücklicher Weise ihren Lagerplatz bey den Mauern des russischen Gesandtschaftshotels hatten, unter den wüthenden Volkshaufen gemischt und diesen durch ihren Vorangang zum Mord und zur Plünderung aufgeregt. In solcher Weise hatte sich schon in Teheran eine vorläufige Bekanntschaft unsers Reisenden mit der Art und Sitte des Luristanischen Bergvolkes angeknüpft, welche keineswegs zu einem Besuch bey ihnen ermuntern konnte.

Indeß lag auch damals ein solcher Besuch noch gar nicht in seinem Plane, welcher vor der Hand nur auf eine Reise nach Persepolis und Schiras beschränkt war und erst später, bey dem Zusammentreffen des H. v. Bode mit dem Moetemid oder Generalgouverneur der südlichen Provinzen in Ispahan, seine weitere Ausdehnung gewann.

„Zum Eilen hilft nicht schnell seyn.“ Dieses Sprichwort bewährte sich gleich beym Beginn des Weges an dem Reisenden. Hagelwetter mit Sturm, dann ein in Fluthen niederstürzender Regen, dazu das Verirren seines Führers und der Postknechte im nächtlichen Dunkel waren das erste Ereigniß, das ihm begegnete. Die Strasse von Teheran nach Kum führt durch die Kabir- oder Salzwüste, welche von Scharasan bis gegen Vezd sich ausdehnt und in welcher mehrere kleine Flüsse sich verlieren. Da, wo diese in der niedern Ebene ein weithin ausgedehntes Sumpfland bilden, liegt, geschützt durch den für Heere kaum zugänglichen Boden, umgeben von hohen Mauern, die Stadt Kumrud, in welcher ein Volk hauset, das gegen alle Vermischung und Gemeinschaft mit seinen Nachbarn sich strenge abschließt, huldigend einer Religion, von welcher man nur das mit Sicherheit weiß, daß sie nicht die im Lande herrschende mohamedanische ist. Die Ruinen von Simsie mit ihren in neuerer Zeit noch undurchforschten unterirdischen Gewölben sind von unbebautem Grund umgeben, während bey Kaschan jeder Fußbreit Landes für den dort sehr ergiebigen Melonenbau benützt ist. Die Ebene, in welcher Kaschan liegt, empfängt das Wasser, dessen sie zur Befruchtung ihrer Felder bedarf, aus einem großartigen Bauwerk, welches Abbas der Große zu diesem Zwecke auf dem benachbarten Gebirge anlegen ließ. Es ist dies der Bendi-Khurudirin, ein gemauerter Teich oder Graben von gewaltigem Umfang und großer Tiefe, nach welchem die Fluthen des schmelzenden Schnees durch die Betten der Winterbäche hingeleitet sind, um in ihm sich anzusammeln. Allmählig wird dann, in der trocknen Jahreszeit, das Wasser zuerst durch das Oeffnen der höheren, dann der tiefer gelegenen Abzugsgräben zur Ebene herabgelassen. Während in der Gegend von Kaschan das Wetter sehr warm gewesen war, empfanden die Reisenden oben auf den Höhen von Khurud eine Kälte des Winters, über dessen reiche Schneemassen, in welche jeder Fußtritt tief hineinsank, hin und wieder nur dadurch für die Lastthiere der Weg gebahnt werden konnte, daß die persischen Postknechte ihre dicken Filzmäntel über den Schnee breiteten und die Maulthiere darauf fortschreiten ließen. Der Distrikt von Kuhrud, welcher 63 Ortschaften umfaßt, ist von einem kräftig schönen Volke bewohnt.

Der Weg von Teheran nach Ispahan beträgt 58 persische Farsangs oder etwas mehr als 50 geographische Meilen. Unser unermüdeter Reisende hatte ihn auf seinen persischen Postpferden, für deren schleunige Herbeyschaffung durch den königlichen Firman, den er bey sich führte, und durch jenen Diener des General-Postdirektors in Teheran gesorgt war, den dieser ihm zum Begleiter auf der ganzen Reise mitgab, in fünf Tagen zurückgelegt. Dennoch vergönnte sich derselbe im armenischen Kloster zu Ispahan bei seinem Freunde Eugen Boré, dessen Wirksamkeit für die Schulen und für die geistige Bildung der armenischen Jugend eine sehr gesegnete ist, nur wenig Tage Ruhe; ihm hatte sich, wie schon erwähnt, durch sein dortiges Zusammentreffen mit dem schon persönlich ihm bekannten und befreundeten General-Gouverneur, der so eben von einem Heerhaufen begleitet nach Arabistan und Curistan zog, die Aussicht zu einer noch andren, seinem wissenschaftlichen Streben höchst willkommenen Reise aufgethan, welche er durch keine freywillige Zögerung sich rauben lassen wollte. Schon am 1. Januar 1841 saß der kräftige Reiter wieder zu Pferde, um die Reise nach Persepolis und Schiras anzutreten. Der Weg dahin führt zunächst von Ispahan aus über die Landschaft von Hezar-derre und das vorzüglichste Feld der Thaten des vielbesungenen Helden Rustan. Auf einer Felsenhöhe, von welcher die Aussicht eine unvergleichbar herrliche ist, zeigt man die Ruinen von Rustans Ritterschloß.

In der Nähe des Flußes Murgab, des Medus der Alten, gewinnt das Land ein sehr fruchtbares Aussehen. Die Ortschaft und Umgegend von Meschedi Murgab, welche unser Reisender am 5. Januar erreichte, ist von einem arabischen Volksstamme bewohnt, der sich hier seit dem Eindringen des Mohamedanismus in Persien niedergelassen hat. Diese Landschaft ist eine königliche Domaine; seine Bewohner sind nicht Eigenthümer sondern nur Pächter des Grundes, so wie des zu seiner Fruchtbarmachung nöthigen Wassers. Der König versorgt sie mit den zur Bestellung der Felder hinreichenden Sämereyen,

von deren Ertrag zwey Drittel ihm, ein Drittel den Pächtern gehören. Bei günstiger, gut bewässerter Lage geben die Felder, namentlich an Gerste und Weizen, einen 20- bis 25fachen Ertrag; die Bevölkerung der Landschaft ist aber so gering, daß manche der fruchtbarsten Felder seit 50 Jahren brach und unbestellt da liegen. Man sieht dem dortigen Volk an den Zügen wie an der dunkleren Färbung des wohlgebildeten Gesichtes die arabische Abkunft an; vor vielen andern ihrer Landsleute, die in Persien wohnen, zeichnet sie die Reinlichkeit aus, die sie in und neben ihren Hütten zu erhalten wissen. Es war hier so mild und warm, daß die Frauen ihr Geschäft des Webens der bunten Teppiche außen im Freyen, vor der Thüre der Hütten betrieben.

Der Reisende war jetzt in eine Gegend gekommen, darinnen jedes Thal, jeder Hügel dem Alterthumsforscher etwas Sehenswürdiges darzubieten hat; es ist hier ein durchaus klassischer Grund und Boden für die älteste, zum Theil in Dunkel gehüllte Geschichte von Persien. Die Natur hat Alles für diesen Landstrich gethan, um ihn zu einem der lieblichsten, sinnlich genußreichsten der Erde zu machen. Zwey kesselartige Thäler, nach allen Seiten hin von Bergen umgürtet, das eine von Osten, das andere von Westen sich absenkend, vereinen sich hier zur gemeinsamen Ausmündung nach Südosten hin, in das tiefere, einen See umfassende Thal. Durch das eine östliche Thal, welches zugleich das längere ist, fließt der Murgab oder Medus, durch das westliche der Arares. Außer diesen beyden Flächen ist der meist wellenförmig hügliche Grund der beyden Thäler von einer Menge Bäche und Quellen getränkt und von Canälen durchschnitten, deren Wasserfülle nach allen Richtungen hin ein kräftiges Grün der Wiesen hervorruft, auf denen hin und wieder die Heerden der Stuten von edler Abkunft mit ihren Füllen zur Weide gehen. Wo jetzt nur Wiesen und Weideplätze sind für das Vieh der herumstreifenden Araber und persischen Hirten, da waren einst Gärten und Felder; zwischen ihnen zerstreut erhuben sich die Wohnstätten eines im Vollgenuß dieser reichen Natur lebenden, kunstreich bauenden Volkes. Innerhalb dem Umfange dieser beyden Thäler, deren längste Ausdehnung von Ost gegen West kaum 16 geographische Meilen, die Breite etwa halb so viel beträgt, finden sich außer den vielgepriesenen und oft beschriebenen Ruinen von Persepolis so viele Höhlengräber und Tempelgrotten, so manche mit uralten Schriftzügen und halberhabenen Figuren verzierte Felsenwände, prachtvolle Säulen und Opferaltäre, welche zum großen Theil noch von keinem neueren Reisenden besucht und genauer betrachtet worden sind, daß ein Kenner des Alterthums, der hier länger verweilen dürfte, ein ganzes Werk mit ihren Beschreibungen und bildlichen Darstellungen zu füllen vermöchte. Unser Reisender war nächst Ker-Porter unter allen besuchenden Fremden der neueren Zeit der Einzige, der einen Blick in das Innere des sogenannten Grabes des Cyrus geworfen hat. Denn das umwohnende Volk hält dieses Bauwerk für das Grab der Mutter des Salomo und als solches so heilig, daß es keinem Ungläubigen den Eintritt gestattet. Auch Hr. v. Bode wäre nicht hierzu gelangt, hätte er nicht die List gebraucht, gleich bei seiner Ankunft den Zaum seines Pferdes in die Hand des persischen Dieners zu geben, und während das Volk diesen neugierig fragend umringte, eilig die sieben Stufen zum offenen Grabmahl hinan zu steigen. Er blickte hinein, schaute nach allen Seiten herum und sah — Nichts darinnen als die leeren Wände, den leeren Boden. Dennoch erhub der muselmännische Haufen, als er das Wagestück des Ungläubigen gewahr wurde, ein so mörderisches Geschrey über die Verletzung seines Heiligthums, daß der Reisende aller seiner Geistesgegenwart und seiner Fertigkeit in der Sprache des Landes bedurfte, um den Aufstand zu beschwichtigen. Der Name, wie das Andenken des Königs Salomo wird überhaupt von dem dortigen Volke an mehrere Reste der vormaligen Herrlichkeit ihres Landes geknüpft, namentlich an den auf einem Hügel malerisch gelegenen wahrscheinlichen Sitz der Herrscher, wenn diese unter freyem Himmel unter ihrem Volke zu Gerichte fassen; denn ein solcher ist wahrscheinlich der Takti Soliman oder Thron des Salomo, an der rechten Seite des Murgab oder Medus.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Zweytes Quartal. April — Juny

(Fortsetzung.)

Horace Walpole, Memoirs of the reign of king George the third. Now first published from the original MSS. Edited with notes by Sir Denis Le Marchant. Vol. 1. 2. London 1845.

Fr. Thackeray, Researches into the ecclesiastical and political state of ancient Britain under the Roman Emperors. Vol. 1. 2. Lond. 1843.

Will. Tait, Magdalenism. An inquiry into the extent, causes and consequences of prostitution in Edinburgh. Edinb. 1842.

Caledonia Romana: a descriptive account of the Roman antiquities of Scotland. Edinb. 1845.

R. Cattermole, The great civil war of Charles I. and the Parliament. Vol. I. Lond. 1845.

H. S. Smith, The Parliaments of England, from the 1st. George I. to the present time. Vol. III. Oxfordshire to Wales incl. Lond. 1845.

G. A. Poole, History of England, from the first invasion by the Romans to the accession of Queen Victoria. Vol. I. Lond. 1844.

William Dunn Macray, A Manual of british historians to A. D. 1600. Lond. 1845.

Letters and Dispatches of J. Churchill, First Duke of Marlborough, from 1702 to 1712. Edited by Sir G. Murray. Vol. 1—3. Lond. 1845.

Will. Kinnebrook, Etchings of the runic monuments in the isle of Man. Lond. 1841.

The diplomatic Correspondence of the Right Hon. Richard Hill, Envoy-Extraordinary from the court of St. James to the Duke of Savoy, in the Reign of Queen Anne, from July 1703 to May 1706. Edited by W. Blackley. Vol. 1. 2. London 1845.

Tagebuch des 54. Repräsentantenhauses der Republik Pennsylvanien. Eröffnet zu Harrisburg im Jahre 1844. und der Republik im 68. Bd. 1. 2. Harrisburg 1844.

J. Selkirk, Recollections of Ceylon. London 1845.

J. M'Queen, A geographical survey of Africa. London 1840.

Alex. Duff, India and India Missions: including sketches of the gigantic system of Hinduism. Lond. 1840.

J. Bryce, A sketch of native education in India under the superintendence of the church of Scotland. Lond. 1839.

Walt. Brodie, Remarks on the past and present state on New-Zealand. Lond. 1845.

Tagebuch des Senates der Republik Pennsylvanien, eröffnet zu Harrisburg im Jahre 1841. Bd. 1. 2. Harrisburg 1844.

Th. Thomson, Memoirs of Sarah Duchess of Marlborough and of the court of Queen Anne. Vol. 1. 2. Lond. 1839.

J. W. Blackesley, A life of Aristotle. London 1839.

M. Capefigue, Les Diplomates Européens. Vol. 2. Par. 1845.

Elogio storico di Gio-Battista Vico, da servire ancora d'introduzione allo studio delle opere di questo scrittore per Geñaro Rocco. Napoli 1844.

A. L. Crelle, Encyklopädische Darstellung der Theorie der Zahlen. Bd. 1. Berl. 1845.

E. Kuhn, Descriptive Geometrie mit Einschluß der Prinzipien der isometrischen Projectionslehre. Augsb. 1844.

C. L. v. Littrow, Verzeichniß geographischer Ortsbestimmungen nach den neuesten Quellen. Leipzig 1844.

K. Thon, Projekti Tscherkwei. Dopolnenie I. St. Petersb. 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Oktober.

Nro. 196. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Travels in Luristan and Arabistan by the Baron C. A. de Bode.

(Fortsetzung.)

Neben dem Vielen, schon von andern Reisenden Gesehenen und Beschriebenen, gelang es Hrn. v. Bode, auch Einiges aufzufinden hier in dem Mittelpunkt des altklassischen Bodens von Persien, was den Werth der Neuheit hat, welcher übrigens auch bey seiner Beschreibung des Altbekannten in jener Weise nicht vermißt wird, in der er das Angeschaute zu einem ihm eigenthümlichen Ganzen zusammenordnet. Von den Höhlengräbern zu Nakschi Rustan, welche der Sage und der Vermuthung nach den vier ersten persischen Königen nach Cyrus, dem Kambyses, Darius I., Xerxes und Artaxerxes zur Begräbnißstätte dienten, war bisher nur das eine, an der Nordwestseite der Bergwand gelegene von neueren Reisenden bestiegen und durchforscht worden. Obgleich der Besuchende nicht anders zu diesem Grabgewölbe gelangen kann als mittelst eines Seiles, an welchem ein oben stehender Mann, der als geschickter Kletterer vorher hinaufgeklommen ist, ihn emporzieht, bleibt dennoch diese Gruft unter all den vier zu Nakschi-Rustan befindlichen noch die am leichtesten zugängliche, weßhalb auch ihr Besteigen ein gewöhnliches Wagstück der bisher kommenden Engländer ist, welche sich bisher über den Nichtbesuch der drei andern dadurch beruhigten, daß sie, wie Ker-Porter von der großen Gleichförmigkeit im Aeußern auf eine Uebereinstimmung des Innern aller dieser Königsgräber schloßen. Daß dieser Schluß kein richtiger sey, beweist unser Reisender durch die Beschreibung des Innern der dritten Grotte, von Nordwesten her, zu welcher er sich, nicht ohne Gefahr des eignen Lebens, so wie des Lebens des voraus hinanklimmenden Mannes, an der schroffen Felsenwand durch ein Seil hinaufziehen ließ. Der innere Ausbau des Grabgewölbes so wie die Zahl der Nischen (9 statt 3) waren hier ganz von anderer Art als in dem ersten nordwestlichen. Uebrigens bietet an all diesen Grabesgrotten das Aeußere und die mit Keilschrift reich beschriebene Felsenwand dem Forscher des Alterthums das Meiste und Wichtigste dar; im Innern sieht man nichts als die leeren, steinernen Särge und die von ihnen hinweggehobenen, in Trümmer zerschlagenen, oder nach der ersten Beraubung der mit den Todten zugleich begrabenen Schätze wieder darüber gelegten, von der eigennützigen Neugier durchlöcherten, steinernen Deckel.

Von den 72 Säulen, welche ursprünglich das hehre Tempelgebäude zu Persepolis umfaßten, fand unser Reisender nur noch 13 aufrecht stehen. Dreißig Jahre vorher zählte Duselov deren noch 15, Kämpfer im J. 1696 so wie noch Niebuhr 1765 hatten 17, Mandelsloh 1638 deren 19 gefunden, während nur 17 Jahre früher, im Jahre 1621, als Pietro de la Valle hieher kam, mehr denn ein Drittel der ursprünglichen Zahl — 25 vorhanden waren. Wie nahe mag die Zeit seyn, in welcher nur noch aus Abbildungen erkannt werden wird, was die Reisenden der früheren Jahrhunderte hier geschaut hatten. Dennoch werden nach andern Seiten der Ruinenstadt noch manche Gruppen der niederen Säulen unverletzt gefunden, und den Felsen-

wänden mit ihren großentheils noch unenträthselten Inschriften so wie mit ihren etwa 1300 halberhabenen Figuren konnte die Gewalt des Erdbebens bisher nur noch wenig anhaben; auch hat man in neuester Zeit durch das Aufgraben der dicken Erdlagen, die sich auf den Plattformen zwischen den Ruinen angehäuft haben, einige Entdeckungen von Kunstwerken gemacht, welche zu weitern, wichtigern Erwerbungen dieser Art gegründete Hoffnung geben. Nicht minder lohnend würden Ausgrabungen in den Erdlagen des nachbarlichen, einst zu Persepolis gehörigen Istakr sich zeigen. Bey seinem Hinabsteigen in die unterirdischen Grotten von Persepolis sah der Reisende den Boden überall mit den Stacheln und Borsten der Stachelschweine bedeckt, ohne ein einziges derselben zu bemerken. Seine Führer erzählten ihm, daß diese Thiere nur in der heißen Zeit des Jahres die unterirdischen Räume und Klüfte bewohnen, bey Annäherung der kältern Jahreszeit aber zu Tausenden in gerader Linie aus dem Gebirge nach den wärmern, südlichen Küstengegenden auswandern (I. S. 321).

Schiras, mit der Herrlichkeit seiner Gärten, war in den Tagen des Januars, welche v. Bode hier zubrachte, eines großen Theiles seiner natürlichen Reize beraubt; seine gepriesenen Fruchtbäume stunden ohne Blüthen und Laub da; der Gesang der Nachtigallen im Gebüsch hatte noch nicht wieder begonnen. Die ganze Provinz Fars, deren Hauptstadt Schiras ist, so überreich durch die Gaben der Natur, des reichsten Anbaues wie des blühendsten Verkehres fähig, findet sich seit dem Tode des Feth-Ali-Khan, im J. 1834, in einem sehr bedauernswürdigen Zustande. Von damals bis zum Anfang des Jahres 1841 hatten 5 verschiedene Gouverneure in der Provinz geschaltet und gewaltet, deren jeder nicht nur die schweren Kosten, welche die Beförderung zu seinem Amt ihm verursacht hatte, durch Erpressungen und Räubereyen, die er an Stadt und Land verübte, sich zu ersetzen, sondern überdieß noch große Reichthümer zu verschaffen suchte. Die Unsicherheit des Besitzes für jeden Bürger und Landmann, welche eine Folge der tyrannischen Willkürherrschaft der Gouverneure ist, lähmt jede Gewerbthätigkeit, jeden bürgerlichen Fleiß, denn Keiner will arbeiten und sparen für den Schatz eines übermächtigen Räubers, welcher nimmt, was und wo er nur will.

Zum Glück für unsern Reisenden war der damalige Gouverneur der Provinz nicht so wie die meisten seiner Vorgänger eine Creatur der Minister, sondern ein Stiefbruder des regierenden Khan, Prinz Fenhad Mirza, welcher, wie es scheint, in einer seiner hohen Geburt würdigeren Weise sich betrug. Wenigstens gegen H. v. Bode, welcher freylich durch seinen Stand und durch das Gold, das er nirgends sparte, an den Personen überall, sowohl an Hohen als an Niedern freundliche, artige Leute fand, betrug er sich so zuvorkommend gefällig, daß er, in Gemeinschaft mit dem ebenfalls sehr freundlichen Nabob der Stadt Alles aufbot, um dem vornehmen Fremden die Reise von Schiras nach Behbehan, das noch zur Provinz gehört, und selbst über diese Gränzen hinaus zu erleichtern. Selbst mit Rossen vom Artilleriepark zu Schiras wurde der Reisende versorgt, so daß dieser von Schiras bey seiner Abreise von dort nichts Höheres zu rühmen hatte, als die daselbst von allen Seiten, namentlich von den Häuptern aller verschiedenen Parteyen empfangenen Beweise von Gastfreundschaft und Artigkeit.

Es war am 18. Januar, als Hr. v. Bode aus der Stadt des Weines und des Nachtigallengesanges, dem Wohnort der preiswürdigsten Dichter von Persien, des Saadi und des Hafiz, aufbrach. Daß auch Schiras unter seinem fortbeständig klaren Himmel, in heller Kraft der Sonne seine Wintertage habe, das zeigte sich jetzt in hohem Maaße. Am Tage vorher war viel Schnee gefallen; man hatte ihn von den platten Dächern der Häuser herabgekehrt auf die Straßen, und hier lag er so aufgehäuft, daß die Rosse Mühe hatten, sich durch ihn hinauszuarbeiten vor die Thore der Stadt. Aber auch draußen im Freyen, in der Landschaft, welche uns die einheimischen Dichter schön und blühend wie das Paradies beschreiben, fanden sich Beschwerden ein, welche selbst der im kalten Norden geborene Reisende ungewöhnlich groß fand. Die ganze Landschaft bis zum Gebirge hin, aus dem ein schneidend kalter Wind den Reisenden entgegen kam, war, gleich einer winterlichen Ebene von Sibirien, mit

frisch gefallenem Schnee bedeckt, auf den die Sonne aus vollkommen reinem Himmel in solcher Klarheit niederstrahlte, daß die Augen den blendenden Glanz nicht ertragen konnten. Zuerst die Brille mit blauen Gläsern, dann, als diese bey einem unvorhergesehenen Seitensprung des Pferdes herabgeworfen und zerbrochen war, ein Schleyer von grünem Flore bewahrte unsern Reisenden vor der schmerzhaften Augenentzündung, welcher sonst die europäischen Reisenden in solchen Fällen so leicht ausgesetzt sind. Der winterliche Zustand der Landschaft, der auf der ganzen Ostseite des Gebirges Pir-i-Zen so wie in der weiter nach Osten gelegenen Ebene so augenfällig gewesen war, verlor sich auf einmal, als der Weg nach dem westlichen Abhang sich hinabzog. Hier lag kein Schnee am Boden; es wehten warme Lüfte des Frühlings, dessen Grün und dessen duftende Blumen aus dem Gestein am Wege hervorsproßten.

Kazerun, das in einer Entfernung von etwa 20 geographischen Meilen westwärts von Schiras liegt, läßt noch in seinem jetzigen Zustand auf einen vormals besseren Wohlstand schließen. Die Häuser sind von Stein, und besser gebaut, als man sie in den persischen Städten von diesem Range zu sehen gewohnt ist; vierzig dieser Häuser sind von jüdischen Familien bewohnt. In ihrem weitern Verlauf führt die Straße öfters an Grabesmonumenten wie an Werken der alten Bau- und Bildhauerkunst vorüber, neben denen die armseligen Hüttenzelte der nomadisirenden Hirtenstämme, bewacht von grimmigen, starken Hunden, einen wunderlich contrastirenden Eindruck machen. Namentlich enthält das Thal von Schapur, nordwärts von Kazerun gelegen, jene sechs Bildwerke in halberhabener Arbeit an den Felsenwänden, welche von vielen Reisenden so wie von Ritter in seiner Erdkunde beschrieben sind. Das Thal so wie die vormalige Stadt, deren Ruinen freylich mit denen der altpersischen Dynastieen in Persepolis nicht zu vergleichen sind, und der Fluß Schapur (wahrscheinlich der Granis des Nearchus) erinnern durch ihren Namen an Schapur I., den Sassaniden, dessen Sieg über den römischen Kaiser Valerian, so wie die Gefangennehmung von diesem der Gegenstand zu seyn scheint, den das eine der sechs erwähnten Bildwerke darstellt. Auch die jetzt im Staub am Boden liegende Statue, welche sich in einer weit in der Tiefe fortlaufenden, natürlichen Felsenhöhle findet, scheint ein Bildniß jenes siegestrunkenen Herrschers aus den Zeiten seines höchsten Glückes und Wohlstandes zu seyn.

Von hier an trat unser Reisender in das Gebiet ein, über welches sich der Volksstamm der Mamasenis, der ein Seitenzweig des Gebirgsvolkes von Luristan ist, ausgebreitet hat. Nach der für ihn sehr nützlichen Anordnung, welche der freundlich für ihn besorgte Gouverneur von Schiras getroffen hatte, wurde er durch den ihn begleitenden Artillerie-Sergeanten von einem Häuptling der einzelnen Nomadenhorden in die Obhut des andern übergeben, und jeder derselben für seine Sicherheit und gute Behandlung verantwortlich gemacht. Neben diesen mündlich bestellten Empfehlungen des Prinzen und neben den schriftlichen Firmans und Begleitungsschreiben an alle des Lesens Kundige wirkten freylich nicht minder empfehlend jene Ducaten und persischen Goldstücke, welche der freygebige Reisende an alle seine Wirthe und Führer vertheilte; ein Mittel, das selbst die lautaufschreienden Frauen und Kinder, so wie durch sie die lautbellenden Hunde mancher Ortschaften zum Schweigen und zur Ruhe brachte, wenn jene, in Abwesenheit ihrer Männer und Väter, in dem ankommenden Fremdling einen solchen zu sehen glaubten, der, wie alle Orientalen, die unter besonderm Schutz und Empfehlung des Fürsten reisen, viel begehren, viele Unruhe machen und Nichts bezahlen würde. Bey diesem Allen mußte es dennoch unser Reisender für ein ganz besonderes, seltenes Glück achten, daß ihm während der ganzen Zeit seines Verweilens unter den Luristanern, namentlich aber bey dem Stamm der Mamasenis, die im vorzüglichen Geruch der Stehlsucht stehen, nichts geraubt wurde. Einer seiner Freunde kam wenig Monate nachher in diese Gegend, er übernachtete hier im nämlichen Lagerplatz der Mamasenis, Chenoschejan genannt, bey demselben Häuptling Jehangir Khan, der auch der Wirth des Hrn. v. Bode war; als er aber am Morgen beym Erwachen nach seinem Schwert greifen wollte, welches er, um es besser zu verwahren, unter sein

Kopfkissen gelegt hatte, fand er nur noch die leere Scheide, deren Inhalt durch einen feinen Diebsgriff entwendet war. Niemand anders konnte der Dieb seyn als der Wirth Jehanghir Khan selber, diesem schenkte er die leere Scheide mit der Bemerkung, daß wahrscheinlich sein neuerdings erworbenes Schwert einer solchen bedürfen werde. Der Khan nahm sie und dankte dem Geber für das Geschenk.

Von Chenoschejan aus gaben auf Befehl des Khans zwölf arabische Musquetiere unserm Reisenden das Geleit bis zur nächsten Station. Diese Vorsicht erschien keineswegs unnöthig, denn schon nach einigen Stunden führte der Weg durch einen Eichenwald und dann zu einem Vorsprung des Munnenahl Bergzuges, bey welchem gewöhnlich die Räuberschaaren der Mamasenis, im Bündniß mit einigen ihrer arabischen Nachbarn, den vorüberziehenden Karawanen auflauern, um diese durch plötzlichen Ueberfall zu erschrecken und dann zu plündern. Wie sich in diesen Gegenden allenthalben die Wüste und die Verödung mitten in die noch unvertilgte Fülle der herrlichen Natur hineindrängt und in diese ausbreitet, so wächst die unbändige Verwilderung eines Theiles der persischen Volksmasse, gegenüber dem noch bestehenden Scheine von gesetzlicher Ordnung und von Herrscheregewalt, an. Wie sehr diese letztere zu einem bloßen Schattenbild geworden sey, das beweist ein Zug, den unser Reisender B. I. S. 280 von der seltsamen Zweifelsucht eines Luristaners aus der Horde der Bakomei's erzählt, an deren Gebiet ihn jetzt sein Weg vorbeyführte. Eines Tages, als, wie das hier nöthig ist, die Soldaten des Schach den jährlichen Tribut mit gewaffneter Hand eintreiben wollten, suchte der Einnehmer einem Bakhmei es begreiflich zu machen, daß es der Schach, sein Lehensherr sey, in dessen Namen die Abgabe gefordert werde. Der Bakhmei erwiederte darauf, daß er lediglich der Gewalt nachgebe; von einem Schach von Persien wisse er nichts, und nur dann würde er glauben, daß es einen solchen gebe, wenn er ihn auf seiner flachen Hand könne vor sich sitzen lassen.

Der Weg von dem Mamasenilager gegen Fahtivun folgt der Richtung nach Norden; er hat zur Rechten neben sich das fruchtbare Thal von Bum, mit seinen Weingärten und Orangenhainen, zur Linken (in Westen) die gebirgige Wüste Mohur, die sich bis gegen den Golf von Persien ausbreitet, und in welcher Löwen unter den Heerden der Antilopen und Wildschweine hausen. Eine Schaar von Frauen und Kindern, die sich von der bewohnten Seite her der Straße genaht hatte, ergriff in wilder Eile die Flucht, als sie die Reiter kommen sah, und je mehr man ihnen, um sie zu beruhigen, friedliche Worte zurief, desto ängstlicher beschleunigten sie ihren Lauf. In diesem Lande der gränzenlosen Gewaltthätigkeit ist der bewaffnete Mensch für den Wehrlosen eine furchtbarere Erscheinung als die Löwen aus der Wüste Mohur, wenn sie von der Jagd der schnellfüßigen Antilopen herüberkommen zu den Viehheerden und Hirten des Bumthales.

Das Thal Behram mit seinen schlecht erhaltenen Bildwerken und dem kleinen Flusse erinnert durch seinen Namen an den persischen König Behram, einen der spateren Herrscher aus der Reihe der Sassaniden. Zu seiner Zeit, dieß bezeugen die erwähnten Bildwerke, war die Kunst schon viel tiefer herabgesunken, als unter König Schapur, von dessen Kunstdenkmalen bey Kazerun wir vorhin sprachen, und der unter Anderm auch die nordwärts von Sarai Behram gelegene Stadt Nolendjam erbaute, von welcher noch Trümmerhaufen vorhanden sind. In wie unvollkommenem Maaße das unweit Nolendjam gelegene Fort Nurabad den Bewohnern des Landes Schutz gewähre, das bezeugt der Zustand der Stadt Fahlivun, welche von der Ferne her mit ihren hohen Mauern und Wällen ein stattliches Aussehen hat, dabey aber nur noch 60 bis 70 bewohnte oder bewohnbare Häuser enthält. Die Mamasenishorden haben den Bewohnern der Stadt ein Stück des ihnen zugehörigen Landes nach dem andern hinweggenommen, ein Verlust, der um so beträchtlicher ist, da die Umgegend von Fahlivun durch außerordentliche Fruchtbarkeit sich auszeichnet.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Oktober.

Nro. 197. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Travels in Luristan and Arabistan by the Baron C. A. de Bode.

(Fortsetzung.)

Denn obgleich das Wasser des vorbeyfließenden Abschur wegen seines Salzgehaltes nicht für Menschen genießbar ist, weßhalb die Stadt durch eine Wasserleitung, ein Bauwerk besserer Zeiten, weit vom Gebirge Kalih-Sefid her mit Trinkwasser versorgt wird, giebt dennoch der Fluß ein so treffliches Mittel zur Bewässerung des Landes ab, daß der Weizen einen 25 bis 40-, der Sesam einen 100-, der Reis in guten Jahren einen 150fachen Ertrag gewährt. Die Stadt Fahliyun selber, die wie ein Abgezehrter in einem ihm viel zu weit gewordenen Gewand zwischen ihren hohen Ringmauern sich ausnimmt, liegt, von Palmbäumen umgeben, an der Ostseite einer hohen Gebirgswand, hinter welcher am Nachmittag die Sonne sich verbirgt, so daß nur in den Morgen- und Vormittagsstunden ihre Strahlen auf die Häuser und vormaligen Gassen herunterfallen, welche während der heißen Nachmittagszeit im Schatten stehen.

Jenseits der Anhöhe in Norden, über welche eine jetzt von Karawanen nur selten besuchte Straße führt, kam der Reisende durch das Thal Schabrewan, das so eben, im Januar, in seinem vollsten Frühlingsschmuck prangte. Der Boden war ganz bedeckt von einer blühenden, lieblich duftenden Art der Narcissen, die sich dort als herrschende Pflanzenform des fruchtbaren Erdreiches bemächtigt hat. In den Augen des Europäers erscheinen diese Auen der Jonquillen und Tazetten wie ein Garten, welcher Schonung verdient; als aber seine rohen Begleiter, um den Wohlgeruch besser zu genießen, mitten in das blühende Land, zur Seite des Weges, hineinritten, konnte auch er der Reizung nicht widerstehen.

Die Landschaft Bawan soll vormals, nach dem Zeugniß persischer und arabischer Schriftsteller, so dicht mit Bäumen bewachsen gewesen seyn, daß die Sonne durch das Dickicht nicht hindurchstrahlen konnte. Anjetzt sind die Bäume hier eben so verschwunden, wie aus der Umgegend von des Cyrus Grabmahl, welche sie zu Arrian's Zeiten bedeckten. In Europa ist das Lichten und Ausrotten der Wälder meist ein Zeichen des zunehmenden, im Orient fast immer des abnehmenden Anbaues; dort müssen die fruchttragenden Felder, hier aber die Bäume, als Erhalter der Feuchtigkeit und Ernährer der Quellen, ein vorzüglicher Gegenstand der Beachtung und sorgfältigen Pflege seyn.

Im Thale von Ser-ab-Siwah nahm die Straße über Baschi nach Behbehan auf eine lange Strecke hin eine westliche Richtung an. Der Reisende war jetzt in das Gebiet des mächtigen Mamasenihäuptlings (von der Rustemihorde) gekommen; eines Mannes, der in der ganzen Nachbarschaft sehr gefürchtet ist. Begleitet von einer wohlbewaffneten Reiterschaar erschien der Khan, und nicht frey von Eigennutz mochte die dringende Einladung an den vornehmen, freygebigen Fremden seyn, daß derselbe einige Tage bey ihm verweilen solle. Hr. v. Bode, obgleich die Begleiter aus Fahliyun ihm zu verste-

hen gaben, daß der Khan kein Mann sey, dem man etwas verweigern dürfe, schlug dennoch, dem erstaunten Gewalthaber gegenüber, das Anerbieten aus, weil er heute noch bis Baſcht kommen wollte. Man hatte bey dem Grabmahl eines mohamedaniſchen Heiligen Halt gemacht; der Reiſende genoß ſein Frühſtück, aus Pillau und gebratenem, kaltem Geflügel beſtehend. Nicht dieſe Speiſe, wohl aber eine Bouteille Schiraswein, die man zugleich mit dem Eſſen auf den Reiſeteppich hingeſtellt hatte, zog die gierigen Blicke des Häuptlings an. Hr. v. Bode bemerkte es, konnte ſich aber nicht entſchließen, dem Appetit des Khans die letzte Flaſche des köſtlichen Hulari-Schiras aufzuopfern, welche bey mäßigem Genuß noch manchmal auf der beſchwerlichen Reiſe ihm zur Erquickung hätte dienen können. Der Khan indeß machte dieſen Bedenklichkeiten ein Ende; er ſtreckte ſeine Hand nach der Flaſche aus, mit der höflichen Aeußerung, daß er zum Wohlſeyn ſeines Gaſtes Eins trinken wolle, und indem er bey jedem Glas, das er in ſeine Kehle hinabſtürzte, die Worte bo Salumeti schuma Sahib (zur guten Geſundheit, Herr) wiederholte, leerte er die ganze Flaſche aus, obgleich der Reiſende ihm die Bemerkung machte, daß der Wein ſehr ſtark ſey und leicht zu Kopf zu ſteigen pflege. Die Richtigkeit dieſer Bemerkung bewährte ſich alſobald; der Khan ſetzte ſich zwar zu Pferde, ſchwankte aber auf ſeinem Sattel hin und her. Er dachte, zum Glück für den Fremden, jetzt nicht mehr an ſeine Einladung desſelben; im wilden Ritte taumelte er voran; ſein kleiner, 9jähriger Knabe, der auf einem eigenen Pferde einherſprengte, fiel bey ſolcher Eile vom Roſſe, wurde mit blutender Naſe, das laute Weinen mit Mühe unterdrückend, wieder hinaufgehoben; unter einem andern Begleiter des Khan ſtürzte das Roß und der Mann wurde durch den Fall mit dem Kopf gegen einen ſpitzigen Stein hart beſchädigt. So kam man, die Nüchternen mit dem Betrunkenen, zu der Gränze des Gebietes der Ruſtemihorde, am Fluße Schir oder Abi-Schaab, wie der arabiſche Beſchreiber von Timurs Feldzug durch dieſe Gegenden ihn nennt. Jenſeits der Gränze gelangt man zuerſt zu einem Landſtrich, der als neutraler Grund für die Mamaſenis und ihre ſtammverwandten Nachbarn, die Horden der Koghilus, betrachtet wird; ein Landſtrich, der, wie anderwärts, ein vorzüglich günſtiges Feld iſt für die blutigen Fehden der einzelnen Stämme und für die wildeſten Ausbrüche der Raub- wie Mordluſt. Dem Namen nach hat der perſiſche Gouverneur von Behbehan, Mirza Kumo, die Oberherrſchaft über die Koghilus, dieſe aber fragen wenig oder nichts nach ſolchem Herrn, ſondern gehorchen zunächſt nur ihren eigenen Häuptlingen, deren etliche ſich ganz unabhängig von der perſiſchen Regierung gemacht haben. Man kann ſich, wenn man die Raubſchlöſſer mancher ſolcher Häuptlinge, wie das des Khan Allah Kerim zu Baſcht, auf ihren Hügeln und Felſenhöhen liegen ſieht, und zugleich ſich an die Geſchichten der beſtändigen Fehden, welche die einzelnen Horden unter einander haben, an ihre Widerſetzlichkeit gegen die allgemeine Oberherrſchaft, ihre Raubzüge und Wegelagerungen erinnert, nicht enthalten, an die Zeiten des Fauſtrechts im Mittelalter des chriſtlichen Europa's zu gedenken. Selbſt Hr. v. Bode mit ſammt ſeiner wohlbewaffneten Bedeckung hielt ſich in dieſen Gegenden nicht für ſicher, namentlich ſo, als er bey der Karawanſerey Daghumbezan die letzte Nacht vor Behbehan im Freyen zubringen mußte.

Die Stadt Behbehan liegt in einer weiten Ebene, die nach allen Seiten von Gebirgen umſchloſſen iſt, deren Ketten in Norden und Oſten am höchſten bis zur Region des Schnee's ſich erheben, während ſie in Süden und Weſten bis zur mittleren Höhe der Vorberge, ja bis zum hüglichen Lande herabſinken. Während deshalb die Landſchaft durch die Hochwand der Alpen vor dem heftigeren Andrang der kalten Winde aus Nord und Oſt geſchützt iſt, ſteht ſie dem Durchzug der warmen Winde aus Süd und Südweſt vom perſiſchen Meerbuſen her offen. Ihr Boden wird von drey nicht unbedeutenden Flüſſen: dem Kurdiſtan, dem Keirabad und dem Schemſi Arab, außer dieſen aber noch von vielen Quellen und Bächen gewäſſert, und iſt ſo fruchtbar, daß der Acker im Mittel den 24fältigen Ertrag der Ausſaat des Getreides giebt, und daß Baumwolle ſo wie Reis mit dem glücklichſten Erfolge gebaut werden. Neben den bekannteren Fruchtbäumen und neben den Waldungen der Oliven, Orangen und Granaten reift hier auch die Dattel-

palme in reicher Fülle ihre Früchte; dieſe Gegend ſcheint den Winter nur durch den Anblick der nördlichen und öſtlichen Schneegebirge aus weiter Ferne zu kennen, denn jetzt, im Januar, ſtunden alle Wieſen, mit duftenden Narciſſen und andern blühenden Liliengewächſen bedeckt, im vollen Schmucke des Frühlings, alle Felder mit ihrer ſchon in Aehren ſchießenden Saat in der Fülle des angehenden Sommers da. Außer den Gaben der Natur haben die Bewohner von Behbehan eine ziemlich einträgliche Quelle des Wohlſtandes an ihren Tuchwebereyen und Farbereyen; denn die wollenen Tücher dieſer Stadt ſind weit und breit berühmt und hochgeſchätzt. Das Gebirge, welches die Ebene von Behbehan umſchließt, iſt der Sitz des Kogiluſtammes der Luriſtaner, der mit ſeinen Heerden durch die Ebene ſelber und bis in die Nähe der Stadt ſich ausbreitet. Dieſes Gebirgsvolk fragt nicht nach dem Brod aus Weizen oder aus Gerſte; es bemüht ſich nicht um den Anbau der Felder und Gärten, ſondern ſeine Hauptnahrungsmittel neben der Milch und dem Fleiſche der Heerden ſind die eßbaren Eicheln, welche zwiſchen zwey Steinen zu Mehl zerrieben werden, das man an der Sonne trocknet. Aus dieſem Mehle backen die Frauen Kuchen, auch genießt man dasſelbe in der Form eines dicken Mußes oder Teiges, in welcher es ſehr nahrhaft ſeyn ſoll. Der Fleiß und die mütterliche Zärtlichkeit der Frauen ſolcher herumziehenden Horden gegen ihre Kinder, ſo wie der ſchonenden, liebevollen Behandlung, welche die Männer den Thieren ihrer Heerden angedeihen laſſen, rühmt unſer Reiſender bey einer andern Gelegenheit (B. I. S. 255), wobei ihn der Anblick eines ſolchen Benehmens der für Barbaren gehaltenen Leute ganz an Jeſaias 40 V. 11 erinnerte.

Die ganze Umgegend von Behbehan, ſo wie der Abhang der Gebirge, iſt reich an Ueberreſten vormaliger Städte und Ortſchaften, namentlich finden ſich in der Nähe der Stadt die meiſt noch wohlerhaltenen, anſehnlichen Ruinen von Arrejan mit den Trümmern ihrer von arabiſchen Schriftſtellern hochgeprieſenen und bewunderten, einen einzigen Bogen bildenden Brücke. Dieſes Arrejan oder Ardjan, einſt der Durchgangspunkt des Handelsverkehrs zwiſchen den Häfen des rothen Meeres und dem Innern von Perſien ſo wie ſeiner Nachbarländer, mithin der Marktplatz der Waaren aus Indien, wie auch der einheimiſchen Erzeugniſſe und Arbeiten, war nicht erſt ſeit den Zeiten der mohamedaniſchen Herrſcher zu einer anſehnlichen Stadt geworden, ſondern ſchon in einer ungleich früheren Periode der perſiſchen Geſchichte war Ardjan durch ſeinen uralten Feuertempel berühmt. Nicht fern von dieſen Ruinen, bey der Ortſchaft Peſchker, findet ſich hoch im Felſen des dortigen Gebirges eine Kluft, aus welcher eine dunkelſchwarze, äußerlich dem Peche gleichende Subſtanz hervordringt, welche im Orient wegen ihrer angeblichen großen Heilkräfte ſehr geprieſen wird, und unter dem Namen Mumia bekannt iſt. Das eben erwähnte Gebirge war nach dem Zeugniß arabiſcher Schriftſteller ehemals ein Vulcan.

Die Kunde von dem Daſeyn uralter Kunſtwerke und Ruinen im Thal von Tengi Saulek, welche er in Behbehan vernommen, bewog den H. v. Bode, den gewöhnlichen Weg von jener Stadt nach Schuſchter zu verlaſſen und eine Richtung nach Nordweſt näher an dem Fuße der Hochgebirgskette der Khogilus einzuſchlagen, in eine Gegend, dahin, ſo viel bekannt, vor ihm noch kein europäiſcher Reiſender der neueren Zeit vorgedrungen war. Dieſe kleine, wiſſenſchaftliche Entdeckungsreiſe wurde durch einen unerwartet reichen Erfolg belohnt, denn die in Felſen gehauenen Bildwerke von Tengi-Saulek ſo wie die Inſchriften, die ſich bey und neben ihnen befinden, ſcheinen die höchſte Beachtung zu verdienen. Den Inſchriften namentlich liegt ein Alphabet zu Grunde, das dem Pahlevi oder auch jenen indiſchen Schriftzeichen ſehr ähnlich iſt, von denen Anquetil Duperron in ſeiner Einleitung zum Zend-Aveſta, als Proben der tamuliſchen Schreibart eine Abbildung giebt. Die Vorſtellungen, die man auf den Bildwerken ſiehet, ſo wie die eingezogenen Erkundigungen über die Reſte und Spuren von einer uralten, kunſtreich angelegten Gebirgsſtraße, die aus dieſem Thal in der Richtung gegen Aſpadana (Iſpahan) hinaufführte, gab unſerm Reiſenden die Ueberzeugung, daß hier ein Hauptſitz der Verehrung der Göttin Anaitis für die alten Bewohner von Elymais geweſen: das hier die vormalige Stätte von Myletta und ſeinen Tempeln ſey.

Es waren nicht die Ruinen und Bildwerke von Tengi Saulek allein, welche dieſer Gegend für unſern Reiſenden einen hohen Reiz der Alterthümlichkeit gaben, ſondern auch das benachbarte Taſchun, das ſelbſt in dem jetzigen herabgekommenen Zuſtand noch Spuren eines früheren Wohlſtandes an ſich trägt, führte ihn durch ſeinen Namen wie durch manche an ihm haftende Sagen in die Tage der Patriarchen zurück. Der Name Taſchun von Ataſch (Feuer) ſcheint auf einen Sitz der Verehrung des Feuers, des Lichtes hinzudeuten; ein Wortſinn, der jenem ganz nahe verwandt iſt, welchen Ur, der Ausgangspunkt des Abraham nach dem gelobten Lande hatte. Bey den Bewohnern von Taſchun beſteht die Sage, daß hier, in dieſer Gegend, der Patriarch Abraham von dem Völkerbezwinger Nimrod ſey in einen feurigen Ofen geworfen worden. Nicht fern von da findet ſich auch noch ein Ort, welcher Debi Ur, d. h. das Dorf Ur heißt und wo einer Sage zu Folge, die H. v. Bode in Bebehan erfuhr, ein Prophet begraben ſey, deſſen Namen man ihm nicht nennen konnte. Der Reiſende erinnert hierbey an eine Stelle bey Joſephus, nach welcher das Grab des Haran, des Bruders des Abraham bis zu ſeinen Tagen zu Ur gezeigt wurde. Freylich wird durch dieſe Vermuthung jenes vielſeitige Zeugniß nicht entkräftet, das uns Abrahams Geburtsſtätte, das chaldaiſche Ur in den Gefilden zwiſchen dem Euphrat und Tigris, in Meſopotamien ſuchen läßt.

Bey Gelegenheit der geheiligten Fiſche, welche in einem Quell bey Taſchun gehalten und mit Ehrfurcht gepflegt werden, erzählt der Reiſende, wie ihn einige Monate vorher der Hüter bey dem Grabmahl eines mohamedaniſchen Heiligen von dem Genuß der Fiſche, die in einem benachbarten Teiche in Menge gehegt wurden, durch die Erzählung eines Mährleins abſchrecken wollte, nach welchem während der Zeit der Afghaniſchen Herrſchaft über Iſpahan zwey Frevler ſich an dieſem Eigenthum des Heiligen vergriffen hatten, davon der Eine ſogleich nach dem Genuß der geweihten Fiſche ſtarb, der andere aber ſich zum wahren Glauben der Schia's bekehrte. In ähnlicher Weiſe ſuchen die Mutavelis oder Hüter der heiligen Gräber das beſuchende Volk immer von allerhand Eingriffen in ihre kleinen Eigenthumsrechte

abzuſchrecken, wie dies auch der Derwiſch bey dem Grabmahl von Baba Ahmed, unweit Taſchun, den Begleitern des H. v. Bode that, indem er ihnen von einem furchtbaren Löwen erzählte, der die Umgegend ſehr unſicher mache, und von der göttlichen Rache, die einen Raubmörder aus der Bahmeihorde getroffen habe, als derſelbe einen frommen Vorgänger des Derwiſch ermordet hatte.

Ein Mann aus demſelben Stamme der Bahmei's, aus welchem der angebliche Mörder des frommen Derwiſch geweſen ſeyn ſollte, wurde kurz nachher für unſern Reiſenden eine Perſon von Wichtigkeit. Es war ein Fußbote, der von ſeiner Horde Aufträge nach dem Lager des Bakhtiari Häuptlings zu beſtellen hatte. Der genügſame Eilbote trug ſeinen Mundvorrath für die Reiſe in einem ledernen Beutel mit ſich, denn derſelbe beſtand nur in einem kleinen Vorrath des angefeuchteten Mehles der eßbaren Eichel. H. v. Bode nahm den Mann, da ihr Weg derſelbe war, als Führer mit ſich und hatte Urſache mit dieſer Wahl zufrieden zu ſeyn, denn der Bahmei war des Landes, wie ſeiner alten Sagen kundig, ſo daß es mit ſeiner Hülfe gelang in der Ortſchaft Tezeng (genannt nach dem Fluße gleichen Namens), die alte Stadt Tayyib oder Tabä zu erkennen, in welcher nach des Polybius Zeugniß Antiochus, nach dem Mißlingen des Zuges zu den Feuertempeln der Elymiten, ſein Leben endete. An den Ruinen von Manjanik, einer Stadt aus den Zeiten der Saſſaniden, am Fluße Ali Zerd vorüber, kam der Reiſende am letzten Tage des Januar zu einem neuen Wendepunkt ſeiner Entdeckungsreiſe: nach Rab'eh-Tul, in der Nähe von Mal-Amir, wo der mächtige Muhamed Taghi Khan, das Oberhaupt der Bakhtiariſtämme mit einigen Tauſenden ſeiner ſtreitbaren Männer gelagert war, um dem nahenden Moëtemid, dem Generalgouverneur des Landes einen feyerlichen Empfang zu bereiten.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Oktober.

Nro. 198. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Travels in Luristan and Arabistan by the Baron C. A. de Bode.

(Fortsetzung.)

Man hatte diesen hohen Gast im Lager der Bakhtiyaris schon am ersten Februar, an demselben Tage, an welchem auch unser Reisender daselbst eintraf, erwartet. Dieser fand das Zelt des Khans gedrängt voller Menschen; man bot dem Fremden, der mit so gewichtvollen Empfehlungen kam, einen Sitz neben dem Häuptling an; es fehlte nicht an den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen; dennoch war im Ganzen das Benehmen des sich vieldünkenden Wirthes so zurückstoßend und so kalt, wie H. v. Bode es nirgends sonst bey den „höflichen„ Persern gefunden. Er brach deshalb schnell aus der Gesellschaft der trotzig-kräftigen Bakhtiyaris auf, nachdem er noch vorher im Vertrauen auf die Stellung, die ihm sein Stand und seine Verbindungen mit den Mächtigsten des Landes gab, in befehlendem Tone ein eignes Zelt und die nöthige Versorgung für sich und seine Leute verlangt hatte. Wie sich später ergab, hatte die Verstimmung des Khans ihren Grund nicht allein in der natürlichen Grobheit des Gebirgsvolkes gegen alle Fremde, sondern mehr noch in dem Argwohn, daß der Reisende ein vertrauter Freund des Gouverneurs von Behbehan, des damaligen Feindes der Bakhtiyaris, sey, und daß er zu Gunsten derselben mit dem Moëtemid verhandeln wolle. Nur langsam und wie erzwungen wurden deshalb die Anstalten zur Bewirthung des Fremden gemacht; nur durch Drohungen, denen die Nähe des Moëtemid ihre Kraft gab, gelang es am andern Tage die nöthigen Pferde zum Fortkommen aus dieser unheimlichen Umgebung zu erhalten.

Dem Vernehmen nach sollte der General-Gouverneur gesonnen seyn, den nächsten Weg über das Gebirge, von Mal Amir aus nach Ispahan, zu nehmen, und wo dieser mit seinen Regimentern des Fußvolkes und der Reiterey, vor allem aber mit der Artillerie einen Durchgang fand, da durfte ihn der Reisende mit seinem kleinen Gefolge um so sicherer erwarten. Er schlug deshalb ohne Bedenken die Richtung nach der Karavanserey Schehar Deh, dem Schlüssel des höheren Gebirgspasses ein. Der Weg dahin führte ihn über die Jaddehi-Atabeg, (die Bergstraße der Atabegs) ein Kunstwerk, das keine geringere Bewunderung verdient, als die besten der gemauerten Chausseen der alten Römer. Es ist eine Mosaikarbeit im gewaltigsten Maaßstabe, und H. v. Bode hält es für wahrscheinlich, daß entweder diese oder eine andere benachbarte gepflasterte Bergstraße, die er wenig Tage nachher in Gesellschaft des Generalgouverneurs passirte, dieselbe sey, welche schon bey den Zügen Alexanders des Macedoniers als Klimax megale erwähnt wird. Bis zu der erwähnten Karavanserey machten die alten Kunststraßen das Fortkommen noch möglich; als jedoch der Reisende es versuchte, von da noch höher im Gebirge vorzudringen, zeigten sich bald, in Folge des vielen Schnees, der in den letzten Tagen gefallen war, so unüberwindliche Hindernisse, daß er sich zur Umkehr genöthigt sah. Indeß war auch der Generalgouverneur, langsamer zwar als man erwartet hatte, näher gerückt; er kam am andern Tage

bey der Karavanſerey, wo H. v. Bode ſeiner harrte, an, und ließ dieſem auch bey dem jetzigen Zuſammentreffen es merken, in welchem dankbaren Andenken bey ihm jene gaſtfreundlichen Ehrenbezeugungen und freygebigen Gefälligkeiten ſtunden, die er bey mehreren Gelegenheiten von der ruſſiſchen Geſandtſchaft in Teheran genoſſen hatte. Die Artillerie war noch zurück; die wahrhaft bewundernswerthe Geſchicklichkeit, welche die perſiſchen Artilleriſten im Fortſchaffen des Geſchützes auch auf dem ſchlechteſten Wege haben, überwand jedoch auch die diesmaligen großen Schwierigkeiten, ſie kam nur einen Tag ſpäter bey der Karavanſerey an und der Moëtemid, zu welchem H. v. Bode ſich geſellte, konnte nun in gehörigem Anſehen ſeinen Weiterzug zum Lager der Bakhtiyaris fortſetzen.

Der Empfang, der ihm hier bereitet war, hatte in ſeiner Art etwas Impoſantes. Noch niemals hatte der Reiſende eine ſchönere Parade der auserleſenſten arabiſchen Roſſe geſehen, als bey dieſer Gelegenheit, und jener würdig erſchienen die mannhaft ſtattlichen Reiter, deren Jeder mit 3 Piſtolen, einer Luntenflinte und einem Säbel bewaffnet war. Nach einigen meiſterhaften Schwenkungen bildete dieſe Reiterey in der Ebene hin eine lange Linie und gab zur Begrüßung des Moëtemid eine Salve, während zu gleicher Zeit eine Compagnie der Muſketiere, die auf einem Hügel zur Linken der Straße poſtirt war, die Gewehre abfeuerte. Hinter der Reiterey ſtellte ſich eine bunte Reihe des Fußvolkes auf, davon nur ein Theil mit Flinten, die andern mit Keulen bewaffnet waren. Statt der Salve erhub dieſes Gebirgsvolk, die Nachkommenſchaft jener kriegeriſchen Urier, die ſelbſt von ihren Königen, wenn dieſe durch ihr Gebirgsland zogen, eine Abgabe für ſicheres Geleite erhuben, welche ſie auch von Alexander dem Eroberer fodern wollten, ein lautgellendes Geſchrey, das mit dem ſeltſamen Geräuſch abwechſelte, welches ſie durch das Aufſchlagen ihrer flachen Hände auf die Lippen hervorbrachten. Hierauf brach ein Haufe der wilden Bakhmei aus den Reihen hervor, der mit entblößten Säbeln, die Schilder ſchlagend, einen Waffentanz hielt, daneben zeigte der Kara-ghuzlu (der orientaliſche Hannswurſt) mit den Butis oder Poſſenreiſſern ſeine Künſte, und die Schuſchteri Muſikanten ließen ihre entſetzlichen Mißtöne auf verſchiedenen blaſenden und metalliſch klirrenden Inſtrumenten vernehmen. Den intereſſanteſten Anblick hätten jetzt noch die wahrhaft ſehenswürdigen Reiter- und Turnierkünſte der Bakhtiyaris-Jünglinge gewährt, wenn nicht das Einrücken des Moëtemid in's Lager dieſem Allem ein Ende gemacht hätte. Nicht viel geringer iſt der Prunk bey dem Einzug eines Generalgouverneurs, als bey dem des Schach, vor welchem eine Schaar der rothgekleideten Scharfrichter mit ihren Beilen, der Baſtonnadegeber mit ihren Knotenpeitſchen einherziehen. Wirkſamer als der Anblick dieſer beyden waren beym Einzug des Moëtemid die Handgriffe der Faraſches oder Zeltaufſchläger, welche mit langen, elaſtiſch biegſamen Stäben bewaffnet, ſo ſchonungslos zur Rechten und zur Linken, ohne zu beachten an Wen und Wohin? ihre Schläge austheilten, daß für den anrückenden Herrn bald ein breiter Weg durch die Volksmenge gebahnt war. Je größer und vornehmer in Perſien der Herr iſt, deſto derber und lautſchallender müſſen die Schläge ſeyn, die ſeine Faraſches dem bewundernden Volke ertheilen.

In dem fruchtbaren, an Bildwerken und Inſchriften aus der älteſten Zeit des Landes reichen Thale von Mal-Amir verweilte jetzt unſer Reiſender noch mehrere Tage. Bey dieſer Gelegenheit wurde er auch mit dem Oberhaupte der Bakhtiyaris, dem Muhammed Taghi Khan, noch etwas näher bekannt, als dies bey dem erſten Zuſammentreffen geſchehen war. Dieſer Mann, in ſeiner rohen Kraft und Kühnheit würde, wenn er in den Zeiten des Fauſtrechts unter unſern Raubrittern gelebt hätte, keinen geringen Rang unter ihnen eingenommen haben. In ſeinen jüngeren Jahren iſt er weit und breit im Lande, an der Spitze einer bewaffneten Schaar der Seinigen auf Abentheuer ausgezogen. Eines Tages, da ſie auch fern von ihren Gebirgen, mitten in dem bewohnten Lande zwiſchen Iſpahan und Teheran ihrem Raubgewerbe nachgiengen, fiel eine reiche Karavane von Kaufleuten in ihre Hände. Man hatte ſich, durch geſchickten Ueberfall, aller Perſonen, die dabey waren, bemächtigt; wie aber ſollte man jetzt unbemerkt und ohne durch nachſetzende Reiter aus den Städten eingeholt zu werden, die reiche Beute in den ſichern Bergungsort

der Gebirge bringen? Ließ man die Gefangenen los, dann machten dieſe gewiß überall Lärmen und böſes Geſchrey, wollte man ſie aber auch tödten, dann konnten ihre Leichname zu Verräthern der That werden. Muhammed Taghi Khan erdachte einen beſſern Ausweg. Unter den geraubten Gegenſtänden fand ſich ein großer Vorrath von Dſchädders oder Frauenzimmerſchleyern aus undurchſichtig dichtem Gewebe, worin die perſiſchen Damen, wenn ſie zu Pferde ſitzen, ihre ganze Geſtalt, vom Kopf bis zu den Füſſen einhüllen. Man band den Kaufleuten die Hände auf den Rücken, hüllte ſie in das Schleyergewand ein, ſetzte ſie auf ihre Pferde, neben denen Bewaffnete einhergiengen, welche beſtändig droheten, jeden der Gefangenen, der einen Laut von ſich gebe, durch den Kopf zu ſchießen. So kam man, indem man größere Ortſchaften zu umgehen wußte, unentdeckt durch das Land, denn die Leute, welche dem Zuge begegneten, ſo wie das Landvolk am Wege hielten die vermummten Geſtalten auf den Roſſen für Damen, welche in Begleitung ihrer Männer oder Väter eine Pilgerreiſe machten, und wichen, die vielen Bewaffneten ſehend, in orientaliſcher Schonung gegen das ſchöne Geſchlecht, ehrerbietig dem Zuge aus. Als ſich die Räuber in der Nähe ihres Gebirges in Sicherheit ſahen, entließen ſie die Gefangenen aus den Banden und Schleyern; dieſelben mochten ſehen, wie ſie zu Fuß in ihre Heimath kämen; Muhammed Taghi Khan theilte in Frieden den Gewinnſt des Zuges mit ſeinen Gefährten.

Das Wegelagern und Rauben, das kühne Ueberfallen einer an Zahl oft überlegenen Schaar von feigen oder unkriegeriſchen Handelsleuten und Karawanenführern gehört bey dieſem Gebirgsvolk wie bey dem verwandten Stamm der Kurden zu den vorzüglichſten Vergnügungen des Räubers, der mit ſeinem ſchnellen Roß die Ehre des überraſchenden Angriffes und des glücklichen Entfliehens von der nachſetzenden Uebermacht theilt. Selbſt die Frauen ſind hier gut zu Pferde, und in dieſer Eigenſchaft eines guten Reiters gelüſtet es dieſelben nicht ſelten auch an dem Lohn und Gewinnſt der Reiterkunſt, am Berauben der Fremden, Theil zu nehmen. Hätte dieſer ritterliche Trieb eine edlere Richtung, dann könnten uns jene kriegeriſchen Luriſtanerinnen als noch lebende Originale zu den poetiſchen Schilderungen einer Chlorinde bey Taſſo und anderer Heldinnen aus der romantiſchen Sagenzeit erſcheinen. Als einſt unſer Reiſender auf einem Beſuche zu Kermanſchah war, fand er dort eine Horde des Gebirgsvolkes, über welche eine Frau, die Wittwe des geweſenen Häuptlings während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, die Herrſchaft führte. Man erzählte ihm, daß dieſe Frau ſich öfters an der Spitze des Regimentes, das ihr Stamm in's Feld ſtellen mußte, gezeigt, und ſelbſt ſich erboten habe, das Commando desſelben bey der Revue der Truppen in der Hauptſtadt zu übernehmen. Ein alter Kurde, der unſern Reiſenden auf einem Theile ſeines damaligen Weges begleitete, wußte aus eigener Erfahrung noch mehr von jener waffenkundigen Frau zu berichten. Da ſie noch Jungfrau im Hauſe ihres Vaters war, pflegte ſie ſich öfters das beſondere Vergnügen zu machen, als Mann verkleidet, mit der Lanze bewaffnet, ihr ſchnelles Roß zu beſteigen, und ſo auf das Gewerbe der dortigen Reiter, auf Raub auszugehen. Eines Tages führte jenen Kurden, der den Bericht ertheilte, ſein Weg durch eine abgelegene, menſchenleere Gegend des Gebirges, da wurde er plötzlich mit ſo furchtbarem Ungeſtüm von einem bewaffneten Reiter angefallen, daß wohl mancher Andere, um nur das Leben zu retten, Alles, was er an Werth bey ſich hatte, würde hingegeben haben. Dem Kurden fehlte es jedoch nicht an Muth; er ſetzte ſich kräftig zur Gegenwehr, und es gelang ihm, dem Räuber einige ſo ſchwere Wunden beyzubringen, daß derſelbe mit Hülfe ſeines Roſſes entfliehen mußte. Aber auch der Kurde hatte etliche nicht unbedeutende Wunden empfangen; er war zu Fuße; mühſam ſchleppte er ſich zu den Zelten einer Horde von Gebirgshirten fort, wo er ſich bey dem Häuptling derſelben ein Nachtlager und Pflege für ſeine Wunden erbat. Der Hauptmann gewährte ihm beyde Wünſche; er wuſch und verband ihm die Wunden, beklagte jedoch zugleich, daß ſeine Tochter ihm nicht bey dieſem Geſchäft an die Hand gehen könne, weil auch ſie heute am Morgen von einem reiſenden Kurden ſey ſtark beſchädigt worden. Dem Wandersmann fiel dieſes auf; er erkundigte ſich nach der Beſchaffenheit der Wunden, welche die Dirne empfangen habe, und

es wurde ihm aus der Antwort ihres Vaters mehr als wahrscheinlich, daß niemand Anders als sie der Räuber gewesen sey, der ihn überfallen hatte. Am andern Morgen bat er den Vater, er solle ihm doch die Kranke sehen lassen, und dieser erfüllte seinen Wunsch. Jetzt erkannten sich die beyden Kämpfer, da sie aber beyde verwundet waren, und beyde sich gegenseitig zugestehen mußten, daß sie tapfer gefochten hatten, schieden sie als gute Freunde, und auch der alte Häuptling äußerte keinen Unwillen gegen den Fremden, der seiner tapfern Tochter im offenen Kampfe begegnet war, und der ja überdieß als Gast sein Salz gekostet, unter seinem Zelte geruht hatte.

Der Weg, welchen unser Reisender von Mal-Amir nach Schuschter einschlug, hatte seinen Verlauf großentheils durch das hochgelegene Quellenland der Nebenflüsse genommen, welche dem Kuren oder Pasitigris zuströmen. Erst bey Schuschter betritt man, in dieser Richtung, das Hauptthal und die Nähe des nicht unbedeutenden Flusses. Den vormaligen Rang, welchen Schuschter unter den Städten von Arabistan einnahm, bezeugen noch jetzt die gemeinnützigen Bauwerke aus den Zeiten des innren Wohlstandes von Persien, namentlich der gemauerte Teich so wie der unter der Felsenveste durchgehauene Tunnel, welche beyde zum Sammeln und Ableiten des Wassers in die Felder und Gärten dienten. Das Klima wie der Boden von Schuschter sind der Cultur aller Südfrüchte günstig; im Sommer erreicht die Hitze einen so hohen Grad, daß sich die Einwohner selbst in den kellerartigen Gewölben, die das Innerste ihrer Häuser bilden, derselben nicht erwehren können. Das Zuckerrohr würde dahier vortrefflich gedeihen, und es bestund bereits ein sehr einträglicher Anbau desselben zu Ahvaz, der aber jetzt ganz eingegangen ist. Als Ursache hiervon erzählt man, daß ein Engländer, oder wie Andere wollen, ein Holländer nach Ahvaz gekommen sey, der nach einiger Zeit um sehr hohen Preis das ganze in der Umgegend befindliche Zuckerrohr sammt seinen Wurzeln an sich gekauft, in einem besonderen Gebäude aufgespeichert und dann verbrannt habe. Der Aberglaube des dortigen Volkes schreibt übrigens das

Abhandenkommen des Zuckerrohres den Verwünschungen eines mohamedanischen Heiligen, des Imam Riza zu, welchem der Geiz der Eingebornen seine Bitte um eine Sendung ihres Zuckers versagte, und welcher dafür alles Zuckerrohr in Scorpionen (die um Ahvaz sehr häufig sind) verwandelte.

Die Zahl der Einwohner von Schuschter, die sich durch glückliche Anlagen auszeichnen, von denen sie jedoch nur eine schlechte Anwendung machen, beläuft sich jetzt nur noch auf 4000 bis 5000. Als in den Jahren 1831 und 1832 mit der Pest zugleich die Cholera hier wüthete, da wurden Tausende ein Opfer der Seuche, sehr viele Familien zogen aber auch hinweg, vornämlich nach Dizful, das sich seitdem zu einer größeren Bedeutung emporgehoben hat. Die eben genannte Stadt ist zwar von jüngerer Entstehung als Schuschter, welches zugleich mit dem zwischen beyden gelegenen, jetzt kaum noch aus seinen Ruinen erkennbaren Jondi Schapur in der Zeit der Sassanidenherrschaft erbaut worden war; doch erscheint namentlich die steinerne Brücke über den vorbeyströmenden Fluß (den Copratas) als ein Bauwerk aus alter Zeit.

Von Dizful aus besuchte Hr. v. Bode die Stätte des alten Susa am Euläus oder Ulai. Hier wird ein Gebäude, das in seiner jetzigen Form großentheils neueren Ursprunges ist, als Grab des Propheten Daniel gezeigt. Es war Freytag, deßhalb hatten viele der umwohnenden arabischen Familien sich bey und in diesem Gebäude, das von Palmbäumen umgeben ist, versammelt; die Männer mit weißem Turban und schwarzem Ueberwurfkleid geziert, die meist wohlgestalteten Frauen und Mädchen mit schwarzem Turban und in bunte Gewander von der grellsten Färbung gekleidet.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Oktober.

Nro. 199. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Fontes rerum germanicarum. Geschichtsquellen Deutschlands, herausgegeben von Joh. Friedr. Böhmer. Zweyter Band. Unter dem Specialtitel: Hermannus Altahensis und andere Geschichtsquellen Deutschlands im dreyzehnten Jahrhundert. Stuttgart. J. G. Cotta'scher Verlag. LVI. 572 S. 8. 1845.

Das rastlose, höchst ehrenwerthe Bemühen des Hrn. Dr. Böhmer, Deutschlands Geschichtsquellen auch einem größern Leserkreise zu eröffnen, als den Geschichtsforschern, welche dieselben bisher aus vielen Büchern und in incorrecten Lesearten sich zusammentragen mußten, beschenkte uns in Jahresfrist nach dem Erscheinen des ersten Bandes der Fontes zuerst mit einem neuen, außerordentlich vermehrten Bande der Regesta Imperii inde ab anno MCCXLVI usque ad annum MCCCXIII, dann mit einem zweyten Bande der Fontes. Die Regesten sind in der Art vermehrt, daß was früher 75 Seiten füllte, jetzt bis zu 312 S. viel großern Formates angewachsen ist, die Kaiserurkunden auf das Doppelte des früheren gebracht und die Auszüge so reichhaltig und mit Auszügen aus gleichzeitigen Geschichtsschreibern vermehrt wurden, daß in den meisten Fällen die Einsicht des vollständigen Textes nicht mehr nöthig ist. Dem Ganzen sind 2 Anhänge mit päbstlichen Urkunden und mit solchen, die vermischte Reichssachen betreffen, beygegeben. Der Herausgeber hat sich hierbey, wenn wir so sagen dürfen, ein ὕστερον πρότερον erlaubt, indem er zuerst mit den Regesten die Zeit beleuchtet, welche eine Restauration aus dem Chaos bewerkstelligte, in welches Deutschland durch die grenzenlose Ambition Friedrich II. geschleudert wurde, und dann erst „die Darlegung der niedergehenden Richtung in den Hohenstaufischen Kämpfen" in den Regesten der Staufen zu geben beabsichtigt. Erst dadurch wird das großartige Bild vollständig werden, wie ein innerer Streit seit den Tagen Friedrichs I. Deutschland durchzieht, von diesem noch siegreich beendigt wurde,, aber doch das Reich auf das Tiefste erschutterte, wie die Erwerbung Siciliens so wenig als der nur errungene, nicht genossene Sieg Philipps von Schwaben die Macht des staufischen Hauses wirklich verstarkte, oder dem Reiche aufhalf. Wie „die Kirche den letzten Sprößling des staufischen Stammes nach Deutschland zurückgeleitet und sich so liebevoll als weise die Wiederabtrennung Siciliens von Deutschland bedingte, damit keine Umgarnung ihre Weltstellung gefährde und somit auch die Einrach. nicht störe, die sie mit ihrem Schützling zu unterhalten wünsche." Wie dann, als Friedrich sich nicht zur Hauptaufgabe machte, das königliche Ansehen in Deutschland wieder herzustellen und dann an die Spitze des christlichen Volkes, wie er gelobt hatte, den Orient befreyend in die Fußstapfen seines edlen Ahnen zu treten, sondern in seinem Geburtsland Italien, wo er Dreyviertel seiner vierzigjährigen Regierungszeit zubrachte, den Mittelpunkt seiner Macht suchte, dadurch in jene falsche Stellung gerieth, daß „die Kirche, die ihn einst erhoben hatte, nun Gegner wider ihn aufrief, wodurch in Deutschland eine neue Ordnung der Dinge entstand."

Dieſes ſcheinbare ὕστερον πρότερον, welches wir mit den Worten der Vorrede zu den Regesta imperii auszufüllen ſuchten, wird aber von dem Herausgeber faktiſch durch den 2. Band der Fontes in das rechte Geleiſe gebracht. Derſelbe enthält nämlich 3 Gruppen von Quellenſchriftſtellern für das 13. Jahrhundert. 1) Rheiniſche Geſchichtsquellen, 2) vermiſchte Beyträge zur Kaiſergeſchichte, 3) Bayeriſche Annalen, die durch ihre große Bedeutung dem 2. Bande den Namen gaben.

Zu der erſten Gruppe gehört mehr als die Hälfte des zweyten Bandes, die annales colmarienses (1211—1305), das chronicon colmariense (1218—1303), die annales argentinenses (631—1272), Gottfridi de Ensmingen gesta Rudolfi et Alberti (1273—1299), die annales Spirenses (920—1272), annales Wormatienses (1221—1298), diplomata et regesta Wormatiensia (1074—1522), annales Moguntinenses (1083—1309), Christiani chronicon Moguntinum (1142—1251), Caesarii Heisterbachensis catalogus AEp. Colon. (54—1230), Levoldi de Northof catalogus AEp. Colon. (95—1349), Caesarii Heisterbachensis vita St. Engelberti (1204—1225), Excerpta ex chronica Godefridi Coloniensis (1198—1238), Excerpta ex chronica Reineri Leodiensis (1157—1228) enthaltend. Von dieſen Quellen für die Geſchichte des dreyzehnten Jahrhunderts ſind zwar die meiſten ſchon früher bekannt, allein nur ſelten oder einmal in größeren oder ſeltenen Werken gedruckt und eben deßhalb für den, der nicht über eine große Bibliothek zu disponiren vermag, ſo gut wie gar nicht vorhanden. Jeder, welcher ſich in dem Falle befand, viele und zerſtreute Quellen zu einem Zwecke benützen zu müſſen, weiß aber, welche Wohlthat es iſt, dieſe in einem Werke beyſammen zu finden, welche Zeitersparniß, welche unendliche Erleichterung dem Studium dadurch zu Theil wird! Die annales Colmarienses, bereits bey Urſtiſius jedoch ſchlecht abgedruckt, ſind durch eine Stuttgarter Handſchrift verbeſſert und vermehrt. Daſſelbe geſchah mit dem chronicon Colmar. Die annales argentinensis ſind das auctoris incerti fragmentum historicum des Urſtiſius (II. 74,). Die annales spirenses (S. 147—158) ſind neu, ſtehen aber an Inhalt und Bedeutung den gleichfalls bisher unbekannten annales Wormatienses (S. 158—215) durchaus nach, die mit den Altaicher Annalen die Krone des 2. Bandes bilden. Mit welch' großer Mühe dieſe theils aus einer Wormſer Staatsſchrift, theils aus Zorn's ungedruckter Geſchichte von Worms, von welcher, im Vorbeygehen geſagt, auch die hieſige k. Bibliothek zwey von einander ſehr abweichende Exemplare beſitzt, aus einem Darmſtädter, eigentlich hochſtiftiſchen, wie aus einem Wormſer Codex zuſammengeſucht werden mußten, lehrt die in mehr als einer Beziehung intereſſante Vorrede. Der Herausgeber hat die annales nach 3 Gruppen geſondert, von denen die zweyte die für die deutſche Städtegeſchichte ſo wichtigen Streitigkeiten der Wormſer Bürger mit ihren Biſchöfen Heinrich und Landulf, den Zeitgenoſſen Friedrich's II. enthält. Bey dieſer Gelegenheit erfahren wir auch ein neues Zerwürfniß zwiſchen dem Kaiſer und P. Gregor IX., indem jener unzufrieden mit dem Benehmen der Biſchöfe von Worms, Speyer und Würzburg deren gewaltſame Abſetzung betrieb, der Pabſt aber, welcher alle Urſache hatte zu verhindern, daß der Kaiſer Biſchöfe nicht nach der Weiſe von weltlichen Beamten behandle, ihn dafür mit dem Interdikt bedrohte, worauf Friedrich den 2 Biſchöfen die Rückkehr in ihre Diöceſen geſtattete. Noch wichtiger iſt der dritte Abſchnitt der Annalen, indem derſelbe nicht nur die Streitigkeiten der Wormſer Bürger mit König Heinrich VII., dem Sohne Friedrich's II. enthält, — leider aber ſpringt die Erzählung in dem Momente, wo ſie die Abſetzung Heinrich's berühren ſollte, auf das Jahr 1241 (S. 179), ſondern auch genauere Berichte über den berühmten Ketzerverfolger Conrad von Marburg, mittheilt, als bisher aus den Gestis AEp. Trevir., der Chronik Godhards, dem chronicon Erphordiense, und ſelbſt dem chron. Alberici und Trithemius, den Hauptquellen für dieſe trübe Parthie des dreyzehnten Jahrhunderts zu entnehmen waren.

Die bedeutendſte Bereicherung des hiſtoriſchen Materials für die noch immer nicht hinlänglich aufgehellte Geſchichte Conrads durch die Wormſer Annalen beſteht darin, daß gegen die in Oberdeutſchland und am Rheine zahlreichen Patarener, deren Umtriebe und Verbindungen mit dem Hauptſitze die-

ſer Sekte in Mailand durch die erwähnten Quellen über allen Zweifel ſteht, ein Predigermönch Conrad Daſo und ein Laye, Johann (qui erat luscus, et mancus et vere totus nequam) aufſtanden und dieſe Ketzer unter dem Beyfalle der Menge verbrennen ließen. Der Zulauf, den ſie hatten, ſo lange ſie ſich gegen ſolche kehrten, die nach der damaligen Anſicht todeswürdig waren (assistebant eis et merito quia digni erant mortis, wobey denn Gottfried von Cöln meint: miranda res et nimium stupenda quod hiis temporibus ignis contra genus mortalium sic invaluit; nam eodem fere tempore et rebelles imperatoris in Sicilia et in Germania infinitus numerus hominum et multa menia incendis perierunt), vermochte die Beyden, wohin ſie kamen, den Richtern viele Leute als Ketzer ohne weitere Unterſuchung zu bezeichnen, die dann ſogleich durch den weltlichen Arm dem Feuertode überliefert wurden. Auch hiebey fanden ſie bey dem Volke, jedoch nicht bey dem Clerus Unterſtützung. Um ſich nun die Gewalthaber geneigt zu machen, wandten ſie ſich an König Heinrich und boten ihm und den übrigen Richtern die Hälfte der Habe der Verurtheilten, die andere dem Biſchofe der Stadt an. Dieſes gefiel und nun ſetzten ſie, von dem Grundſatze ausgehend, beſſer 100 Unſchuldige verbrannt, als daß ein Schuldiger entkomme, ihr Werk fort, ſo daß das ganze Volk zu zagen anfing. Erſt jetzt verbanden ſich die beyden oben genannten mit Conrad von Marburg, der ein Anſehen gleich einem Propheten genoß und über deſſen Unbefleckheit wie über ſeine Rückſichtsloſigkeit (judex sine misericordia) die Quellen einſtimmig ſind. Dieſer nun verfuhr mit ſo ungezügeltem Eifer (vgl. Friedrich II. S. 65), daß Viele, um nicht verbrannt zu werden, eingeſtanden ſie ſeyen Häretiker, deßhalb von ihm über den Ohren geſchoren wurden und dadurch ihr Leben retteten, das ſie, wenn ſie die Häreſie abgeläugnet hätten, verwirkt haben würden. Auf dieſes ließen ſich Predigermönche und Minoriten von den neuen Ketzerrichtern Vollmachten geben (qui tamen nullum mandatum a sede apostolica habebant) und verurtheilten nun auch ihrerſeits in Maſſe zum Feuertode. Wie hierauf das Ganze zum Bruche kam, ſtimmt mit den bekannten Angaben überein. Nur wird der Mörder Conrads von Marburg von dem den Predigermönchen überhaupt abholden Verfaſſer (vgl. p. 174 ad an. 1221) vir christianissimus (wohl nur als Bezeichnung, daß er kein Ketzer war) genannt, während Golſcherus, welcher auch die beyden Urheber der großen Verfolgung kennt (quidam cognomento Tors et Johannes carens uno oculo et una manu qui duo ex haereticis conversi ferebantur) und über das Treiben der Häretiker ſehr umſtändliche Berichte mittheilt, von dem Grafen von Savn ſagt: quod comes ille — magnae crudelitatis esse dicebatur. Da aber dieſe Epiſode der deutſchen Geſchichte von großem Intereſſe iſt und ſich in Bezug auf Conrad ſelbſt, ſowohl in den handſchriftlichen Regeſten des P. Honorius III. als Gregors IX. eine Reihe von Briefen vorfindet, glaubt Ref. bey dieſem Anlaſſe dem verdienſtvollen Herausgeber der Fontes und ſonſtigen Freunden deutſcher Geſchichte diejenigen Aufſchlüſſe nicht vorenthalten zu dürfen, welche er durch frühere Forſchungen zu ertheilen im Stande iſt.

Im vierten Jahre ſeines Pontifikates (1219) ſchrieb P. Honorius (Bibl. Vallicell. I. 53. Annus IV. n. 744. Rayn. ann. 1220, n. LIII.) Magistro Conrado Scholastico maguntinensi Capellano et penitentiario nostro. (Mittit eum ad partes Teutoniae ut animet crucesignatos ad transfretandum et ad idem Fridericum inducat vel ad dimittendos crucesignatos. Da Friedrich weder das Eine noch das Andere that, erfolgte ſodann der unglückliche Kreuzzug gegen Damiette. [Vgl. Friedrich II. S. 18–21].) An denſelben iſt auch der 843. Brief deſſelben Jahres Dat. ap. Urbem veterem IV. cal. Aug. gerichtet. Ut diligenter praedicationem crucis exequatur in praesenti, praesertim cum Caliph de Baldach in succursum Sarracenorum veniret. Inc. fama referente. Ein gleicher d. d. Ap. Later. V. cal. Decembr. anno V. n. 234. trägt die Ueberſchrift: Ut revocet ad tempus indulgentias concessas crucesignatis in Livoniam ut omnes succurrant terrae sanctae maxime indigenti et quod Fridericum coronaverit, qui crucem assumpsit. Inc. Venerabilis.

(Schluß folgt.)

Travels in Luristan and Arabistan by the Baron C. A. de Bode.

(Schluß.)

Man machte hier keine Schwierigkeit, den fremden Ungläubigen in das Heiligthum einzulassen; der Guardian des Grabmahles erlaubte sogar die genaue Besichtigung und Berührung des heiligen Steines, welcher dort aufbewahrt wird, und welcher dem Reisenden als ein Aerolith erschien. Die gläubigen Mohamedaner schreiben diesem Steine, wenn eine Besucherin des Grabmales denselben unter Hersagung gewisser Gebete an ihren Busen drückt, eine fruchtbar machende Kraft zu; das dortige Volk erzählt sogar die Sage, daß einst ein Franke, um des Talismans sich zu bemächtigen, Schießpulver unter demselben angezündet habe, worauf eine verheerende Pest ausgebrochen sey. Unter dem neuern Aufbau des Grabmahles zeigen sich Bau reste aus älterer Zeit, mit altpersischen Inschriften, ähnlich jenen, die sich um Persopolis finden. In der Nähe des Flußes stehen noch einige Trummer von Marmorsäulen aus dem Riedgras und dem angeschwemmten Boden hervor; das Kapital der einen ist mit Zierrathen versehen, welche die Form von Lotosblättern haben. Aehnliche Trümmer, die von der vormaligen Herrlichkeit dieses Lieblingsaufenthaltes der mächtigen Perserkönige zeugen, sollen, nach der Angabe der Bewohner der Umgegend, nicht selten hier in der Nahe gefunden werden.

In Dizful so wie in Schuschter lernte Hr. v. Bode mehrere der dort wohnenden St. Johannes Christen oder Sabaer kennen, welche, nach ihrer eigenen Aussage, den Glauben an die Dreyeinigkeit Gottes so wie manche andere Lehren mit der christlichen Kirche gemein haben, dabey aber von St. Johannes dem Täufer Begriffe hegen, wodurch demselben eine abgöttische Verehrung zuerkannt wird.

Von hier an ward die Reise des H. v. Bode über den in dieser Jahreszeit leichter zu passirenden Gebirgsweg von Burujird so eilig, daß ihm, bey all den einzelnen, interessanten Zügen, die er im Vorübergehen auffaßte, dennoch keine Zeit und Gelegenheit zu genaueren Forschungen übrig blieb. Einer der interessantesten Punkte unter allen, die er auf der Heimreise durch den nördlichen Theil von Luristan noch berührte, war die malerisch schön gelegene Stadt Khorremabad, deren Merkwürdigkeiten jedoch schon von andern Reisenden, namentlich von Rawlinson, sattsam beschrieben sind. Sie ist eine von den wenigen Städten des Landes, die sich aus dem zertrümmerten Zustand, in welchen der Länderverheerer Timur im J. 1386 sie versetzt hatte, wieder auferbaut und zu einer Hauptstadt ihrer Provinz erhoben hat. Orangengärten und Weinberge wechseln hier mit fruchtbaren Feldern; am Rande der grünen Auen und am Fuße des steil emporsteigenden Gebirges stehen alte, hochwüchsige Cypressen.

Nach einer Abwesenheit von 67 Tagen kam Hr. v. Bode am 28. Februar wieder nach Teheran zurück. Noch nicht den dritten Theil dieser Zeit (21 Tage) hatte er auf die genauere Betrachtung der durchreisten Gegenden und zu einer Art des Ausruhens verwenden können, 47 Tage hatte er mit dem bloßen Reisen in Eilmärschen zubringen müssen, weil sein Stand und Beruf keine längere Abwesenheit von Teheran gestatteten. In dieser kurzen Zeit hatte er 353 persische Farsangen oder 1235 englische Meilen zurückgelegt, zum Theil über Gebirgsgegenden, welche das Eilen zur Unmöglichkeit machen. Namentlich von Dizful war er erst am 13. Februar abgereist, und von da nach Teheran betrug die Entfernung noch 114 Farsangs oder 399 englische Meilen, auf einem Wege, der zum Theil mitten durch das Gebirge führte.

Nur selten wird ein neuerer Reisender in so kurzer Zeit so Vieles und Bedeutungsvolles gesehen und das Gesehene mit solcher Klarheit und mit so viel Verstand beschrieben haben, als man dieß von Hrn. v. Bode rühmen darf, dessen Werk noch überdieß von einer Gesinnung seines Verfassers Zeugniß giebt, welche diesem die innige Hochachtung jedes wohlmeinenden Lesers erwerben muß.

S.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Oktober.

Nro. 200. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Fontes rerum germanicarum. Geschichtsquellen Deutschlands, herausgegeben von Joh. Friedr. Böhmer.

(Schluß.)

Im darauffolgenden Jahre (VI. 181) werden diese Indulgenzen wieder bewilligt. Ein anderes Schreiben: Dat. Lateran. VI. non. Mart. ist gerichtet: Magistro Conrado Capellano et primario (wenn nicht der für Rainaldi verwendete Abschreiber so las statt poenitentiario) et Johanni Scholastico Xantoniensi (ist das etwa der Johannes der Wormser Annalen und des Golscher?). Ut colligant pecuniam vigesimae eamque in praeparandis navibus in subsidium terrae sanctae expendant. Inc. Quia novimus. Gleich im ersten Jahre seines Pontifikates (1227) schrieb P. Gregor IX. (Dat. Anagn. II. id. Iunii Ann. I. n. 109) an den in so vielen Geschäften erprobten Conrad: Magistro Conrado de Marburc super officio praedicationis ei commisso. Laudat ejus diligentiam in exstirpandis haereticis in Teutonia et concedit ei ut sibi comites adsciscat. Inc. Sollicitudinem. An denselben ist auch ein Schreiben gerichtet, das etwas später V. cal. Sept. allen deutschen Bischöfen zukam: Magistro Conrado de Marburc praedicatori verbi Dei. Ut presbyteros et alios in sacris ordinibus constitutos, concubinas tenentes in partibus Teutoniae corrigat. Inc. Super montem. Dat. Anagn. 12. cal. Jul. Im sechsten Jahre seines Pontifikates (1232) schrieb P. Gregor an Conrad (n. 125. Dat. Anagn. II. Id. Octob.): Magistro Conr. de M. Ut defendat hospitale in Marburch. und n. 286. Anagn. II. non. Febr. Archiepiscopo Maguntino. Confirmat initam concordiam inter ipsum et Conradum Landgrav. Thuringiae per Conradum de Marb. super quibusdam villis. Ein Schreiben P. Gregor's Ann. VII. 177. Dat. Lateran. Idib. Jun. AEpo Maguntino, Episcopo Ildesemensi et Magistro Conrado de Marburch praedicatori verbi Dei. Vox in Raman. ist bey Raym. 1233. n. XLII. zum Theile abgedruckt. Die Mittheilung des noch bedeutenden Ueberrestes muß einer andern Gelegenheit überlassen werden. Dasselbe gilt von einem langeren Schreiben desselben Pabstes und von demselben Jahre VII. n. 173. Dat. Later. IV. Id. Jan. Beyde beziehen sich auf die Ergreifung strengerer Mittel zur Unterdrückung der Haresien, da die milderen sich als wirkungslos erwiesen. Noch finde ich in meinen Collectaneen ein Schreiben P. Gregor's an Conrad. Dat. Reati V. Id. Oct. Pontificatus nostri anno V. Dilecto filio M. Conr. de M. praedicatori verbi Dei. Inc. Cum de summo munere Christi. Dieses enthält die Conrad auf den Bericht der Erzbischöfe von Trier und Mainz hin ertheilten Vollmachten zur Ausrottung der Häresien. Ueber Conrads Wirksamkeit in Folge des ihm gewordenen Auftrages giebt der Bericht die genauesten Aufschlüsse, welche der Erzbischof von Mainz und der Bruder Bernard vom Predigerorden nach Conrads Tode an den Pabst absandten und wo man sieht, wie er allmählig von niederen Personen zu höheren schreitend, der Spielball von Sykophanten und das Opfer seines ungeregelten Eifers wurde, der ihn in jedem Ange-

klagten einen Verbrecher erblicken ließ. Dieser merkwürdige Bericht ist in das chronicon Alberici bey Leibnitz accessiones historiae II. 1233. aufgenommen. Wenn dann Alberich hinzusetzt, was der Pabst hierauf antwortete, wisse man noch nicht, so tritt die Ergänzung durch die annales Wormatiensis ein, denen zufolge Gregor IX. gesagt hat: miramur quod talia inaudita judicia tam diu apud vos sustinuistis, nobis ea non declarantes; nolumus enim ut talia diucius permittantur, sed ea penitus deponimus et cassamus; talem miseriam ut nobis dixistis non permittimus. (S. 177).

An die Annales Wormatiensis schließen sich die Wormser Regesten, welche für die Stadtgeschichte von großer Wichtigkeit sind, an. Dann kommen kurze Mainzer Annalen, die Schöttgen und Kreysig herausgegeben haben. Der hierauf folgende Christianus Maguntinus ist nach der Ausgabe des Urstisius abgedruckt. Auch die mitgetheilten beyden Werke Cäsars von Heisterbach wie des Levold von Northof Catalog sind nur Wiederabdrücke; allein gerade hier tritt, was oben bemerkt wurde, ein. Der Wiederabdruck ist für viele Forscher beynahe einer Auffindung gleich. Die Excerpte aus Gottfrieds Chronik sind Auszüge aus der sogenannten Chronica regia S. Pantaleonis. Mit ihnen beginnt bereits die zweyte Gruppe von Quellen, zu welcher zerstreute und seltene Beyträge zur Kaisergeschichte gehören. Reiners von Luttich Chronik, hier im Auszuge mitgetheilt, ward bisher in Deutschland noch nicht gedruckt; das treffliche chronicon Erphordiense ist nur einmal, von Schannat, herausgegeben worden. Die Auszüge aus der Reimchronik des Melis Stoke und aus der Chronik des Johann von Beka beziehen sich auf König Wilhelm, die aus Thomas Wikes auf König Richard. Die einzige Ausgabe der letzteren Chronik bey Gale scriptores historiae anglicanae ist selbst in England selten. Dann sind angereiht: excerpta ex chronica Martini Poloni una cum continuatione Alderspacensi 1245—1286; Cunradi de Wurmelingen annales Sindelfingenses 1276—1294; Burkardi de Hallis et Dytheri de Helmestadt notae historicae 1273—1325; Hirzelin über die Schlacht bey Göllheim 1298. Nach diesen eröffnet sich die dritte Gruppe, die Annalen des Hermann von Altaich 1152—1273 und des Eberhard von Altaich 1273—1335, nebst der Osterhofer Chronik, 1285—1313.

Die Annalen Hermanns sind nicht nur öfter gedruckt, sondern auch uns in mehrfacher Gestalt erhalten worden. Der Herausgeber durchgeht in der Vorrede weitläufig diese Formen, da denn bey verschiedenen Sammlern das eine Werk als chronica Augustensis, als Heinrich Stero, als Fortsetzung der Gebrüder Wellinv, als Hermann, Eberhard von Altaich, Heinrich von Oettingen, Chronik von Osterhofen, erschien. Hr. Dr. Böhmer war aber so glücklich, eine Handschrift zu Wien aufzufinden, welche sich als Annalen des Hermann von Altaich ankündigte und von 1152—1273 reicht. An ihn schließt sich sodann Eberhard an, nachdem Heinrich Stero, Probst von Oettingen, dem Manuscripte Hermanns i. J. 1275 einige Zusatze über ihn beygefügt, die der Herausgeber am Schlusse der Annalen beygegeben hat. Somit ist der Streit über den ächten Hermann gelöst und dessen wahre Form nicht durch eine kühne Restitution, wie sie der von dem Verfasser mit Stillschweigen übergangene Dr. Giesebrecht *) versuchte, sondern durch den wahren und wirklichen Inhalt hergestellt. Unstreitig ist dieses für die Geschichtschreibung ein großer Gewinn, indem man jetzt erst mit Zuverlaßigkeit dem Annalisten zu folgen vermag, und die Geschichte nicht nur durch neue und bestimmte Thatsachen, sondern auch durch

*) Die Hoffnung, durch den Hermannus Altahensis jene früheren Altaicher Annalen zu erlangen, welche Giesebrecht zu restituiren suchte, ist durch die Auffindung der Handschrift Hermanns, welche Aventin benützte, nicht erfüllt worden. Statt der Annalen des Abtes Wenzel geht den gleichzeitigen Aufzeichnungen Hermanns die Weltchronik des Ekkehardus Uraugiensis voraus; dann v. J. 1106 bis 1126 hat Hermann, wie er selbst sagt, den Otto von Freisingen ausgeschrieben. Illa vero, setzt er dann hinzu, quae postea continentur ego Hermannus atlas Altahensis licet indignus ex diversis chronicis et privilegiis undecunque colligendo cum his quae meis temporibus contigerunt de anno in annum simplici stilo annotare curavi etc.

einen Geschichtschreiber reicher wird, dessen Beruf hiezu von dem Herausgeber in der Vorrede als ganz entschieden dargethan wird, und der im zweyten und dritten Viertel des dreyzehnten Jahrhunderts Hauptquelle ist, in einer Periode, welche sonst an Geschichtschreibern so arm und wo jeder Gewinn von Bedeutung ist. Die Veränderungen zu bezeichnen, welche der neue und genuine Abdruck, etwa Oefele's Hermann gegenüber, mit sich führte, würde die Anzeige des Buches in das Ungebührliche erweitern.

Allein eines glaubt Ref. dennoch bey der Gelegenheit bemerken zu dürfen, ja selbst sich und andern schuldig zu seyn, diese Bemerkung öffentlich auszusprechen. Nicht ohne eine gewisse Bangigkeit, die jedweder, welcher in gleicher Lage sich befände, theilen würde, hat Ref. den 2. Band der Fontes zur Hand genommen, und sowohl von den Wormser als insbesondere von den Altaicher Annalen Zusätze befürchtet, die seine Geschichte K. Friedrichs II. in der einen oder andern Beziehung wesentlich berichtigen möchten. Welche Bereicherung die Wormser Annalen für die Geschichte Friedrich's II. gaben, haben wir oben gesehen, ohne jedoch für uns einen Grund zu einer wesentlichen Veränderung, sey es des Standpunktes oder der Thatsachen, dadurch zu erlangen. Die Ausführung ins Einzelne müßte freylich, gegen früher gehalten, hie und da manche Veränderungen erleiden. Aber gerade diese lag ja nicht in den Zwecken einer nur 322 Seiten enthaltenden Monographie, die, wo sie in das Einzelne gieng, wie bey den Dissidien Heinrichs VII. mit seinem Vater, zwar die bisherige Auffassungsweise wesentlich veränderte, hierin aber die neuen Quellen gänzlich auf ihrer Seite hat. Dadurch gewann sie also eine Begründung, gegen die der Phrasenkram derjenigen nichts vermag, welche die Geschichte a priori zu schreiben sich vermessen und ihre subjectiven Ansichten positiven Thatsachen als Maßstab entgegen halten. Die annales Altahenses stimmen gerade in der Regierungszeit Friedrichs II. mit dem früher bekannten Abdrucke (bey Oefele) fast genau überein und es wäre eher der ältere als der neuere Abdruck der an Thatsachen reichere zu nennen. Ja Ref. gesteht, durch Bekanntwerdung der genuinen Annalen diejenigen Aufschlüsse nicht erhalten zu haben, welche er bey Durchgehung des Aventinischen Hermann von Altaich von der Auffindung des Urtextes erwartete. So bleibt z. B. die auch in Friedrich II. S. 121 erwähnte Stelle (Oefele I. S. 673 ann. 1243) gleich mehreren enderen, auch jetzt unerläutert. Es versteht sich jedoch von selbst, daß dieß kein Vorwurf für den Herausgeber seyn kann, und noch viel weniger seyn soll. Wenn es ein Vorwurf ist, so trifft derselbe Niemanden als Aventin oder Oefele. — Die Chronik von Osterhofen ist als eine Fortsetzung der Altaicher Annalen zu betrachten, so daß durch diese Trias ein volles Jahrhundert deutscher und insbesondere bayerischer Geschichte ausgefüllt wird. Für diese Gabe werden also bayerische Geschichtsforscher dem Herausgeber besonderen Dank wissen.

„Den Boden zu kennen, worauf man steht, zu wissen, was einst gewesen nun aber verschwunden, einzusehen, wie das gekommen, zu begreifen, was in der Vorzeit wurzelnd noch aufrecht steht: das scheint mir Anfang und Vorbedingung aller besseren Bildung; doppelt wichtig einem Volke, dessen selbstständige Entwicklung gehemmt war, welches neu sich erheben will, und nun doch nicht die letzten Jahrhunderte der Versunkenheit fortsetzen, sondern anknüpfen möchte an die früheren der Kraft und der Größe. So wird es denn würdige Aufgabe für vaterländische Gesinnung seyn, hier an den ächtesten Kunden der Vorzeit sich selbst wieder finden zu lernen, sich zu stärken an dem, was die Vordern erstrebt, sich zu belehren an dem, was ihnen förderlich oder verderblich war, und gereinigt von Leidenschaften durch den Anblick des großen Drama's zu der Aufgabe der Gegenwart mit veredelter Kraft zurückzukehren.“

Ist es gestattet, diesen schöngesagten und edelgedachten Worten, mit welchen der verdienstvolle Herausgeber der Fontes den vorliegenden zweyten Band einführt, noch Einiges hinzuzufügen, so möchten wir mit den Wünschen eines glücklichen Erfolges der vorgesteckten Zwecke noch einen ganz besonders verbinden, dessen Erreichung bey dem Studium dieses Bandes uns mehr als gewöhnlich vor die Seele trat. Viele und nicht geringe Irrthümer der Gegenwart stammen von dem Mangel an richtiger Unterscheidung der lebensvollen

Perioden unserer Geschichte, von denen der Verwirrung und Auflösung her, die oftmals, während ihnen der Tod bereits im Herzen saß, noch eine Fülle von Kraft in sich zu tragen schienen, welche an der Außenseite gelagert dem an der Oberfläche haftenden Blicke die Fäulniß des Innern verbarg. Mit denselben Vorurtheilen, mit welchen der große Haufe unserer Gebildeten die mittelalterlichen Quellen der deutschen Geschichte, „als dürftige Chroniken von unwissenden Mönchen in elendem Latein geschrieben," betrachtet und die die Gegenwart beschämende Thätigkeit im Gebiete der Historiographie ignorirt, mit demselben absichtlichen oder nicht absichtlichen Irrthum wird auch noch immer das große Ganze des Mittelalters und dessen einzelne Theile angeschaut. Durch die vertraute Bekanntschaft mit den Quellen, diesen sprechenden Denkmälern einer edlen Vorzeit, deren Studium durch die neuere Ausgabe für das größere Publikum so sehr erleichtert ist, muß nothwendig eine so schale Anschauung der Geschichte verschwinden. Die lärmenden Redner des Tages, deren Geschichtskenntniß in der Regel eben so leicht ist, als ihre ganze Weltanschauung, werden dadurch am leichtesten zum Schweigen gebracht und die schwankende Gesinnung der Massen consolidirt werden, wenn mit der Kenntniß dessen, was auf dem vaterländischen Boden vor sich gieng, auch die Liebe zur Heimath sich einstellt, die nothwendig einer blinden Neuerungssucht Platz macht, wenn man alles Heil nur in einer träumerischen Zukunft, nicht aber in der ruhigen, gemessenen Entwicklung des Bestehenden erblickt. Die Institutionen der neueren Zeit, welche nur zu oft den Faden des Zusammenhanges mit der früheren abschnitten, sind ohnehin vielfältig geeignet, eher eine hochmüthige Verachtung als eine Ueberschätzung des Vergangenen hervorzurufen und das so lebhaft erwachte Studium des Mittelalters ist eben deßhalb vortrefflich geeignet, um den Folgen dieser Richtung die Wagschale zu halten. Eine richtige Kenntniß der Vergangenheit lehrt über die Gegenwart milder und richtiger urtheilen, mäßigt die sanguinischen Wünsche derjenigen, welche, ehe noch der Baum gepflanzt ist, die Früchte genießen wollen, und verleiht die nicht genug zu schätzende Erfahrung, daß man sich nicht sowohl darüber wundern muß, daß die irdischen Dinge nicht besser gehen, als, daß bey dem Treiben der Leidenschaften und dem Mangel an Selbsterkenntniß, Selbstbeherrschung und Selbstaufopferung der Einzelnen die Sachen nicht schlechter gehen. In einer Zeit, wo Alles nach Freyheit dürstet und die Emancipation das Schlagwort des Tages ist, giebt es keine bessere Lehre, als diejenige, welche vor Allem die Geschichte des Mittelalters auf jeder Seite enthält, daß nur derjenige frey sey, der sich selbst zuerst von allem dem frey gemacht hat, was den ewigen und unvergänglichen Gesetzen der Moral, des gegenseitigen Rechts, der Billigkeit entgegen ist.

Sollen wir bey der schönen Ausstattung der Fontes, der Sorgsamkeit des Druckes, dem sichern Takte in Bezug auf die Auswahl des Stoffes, dem glücklichen Auffindungstalente, der großen Belesenheit und Anspruchlosigkeit des Herausgebers nicht sowohl einen Tadel als einen Wunsch hinzufügen, so wäre dieses, etwa nachträglich jene Stellen in die Fontes mit aufzunehmen, welche zur vollständigen Beleuchtung der für Deutschland so wichtigen Angelegenheit mit Conrad von Marburg dienen. Dann, wie man sich immer über die kleinen Verstöße Anderer freut, wenn man sich selbst größerer bewußt ist, sey bey Altahensis ad ann. 1253 S. 509 Zl. 16 von Oben eum statt eum gerügt, der einzige Druckfehler, den Ref. bemerkte.

Höfler.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Oktober.

Nro. 201. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

1) Deutsche Alterthümer im Hèliand als Einkleidung der evangelischen Geschichte. Beyträge zur Erklärung des altsächsischen Hèliand und zur innern Geschichte der Einführung des Christenthums in Deutschland; von Dr. A. F. C. Vilmar, Director des churfürstlichen Gymnasiums zu Marburg. Daselbst. 1845. 70 S. 4.

2) Die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache. Ein Beytrag zur Geschichte der deutschen Kirche, von Rud. v. Raumer, Ph. Dr., Privatdocenten an der Universität zu Erlangen. Stuttgart 1845. XVI. und 430 S. 8.

Beyde Untersuchungen gehen aus von jenem großen Wendepunkte in der innern Geschichte unsers Volkes, wo es anfieng, der neuen Lehre, durch die es für immer aus seiner ursprünglichen ureigenen Bahn der Entwicklung gehoben war, Worte seiner eigenen Sprache zu leihen. Die eine Abhandlung ist bestrebt, aus solchen dieser Lehre geweihten Worten, die, zum Kunstwerk verwoben, als christliches Epos auf uns gekommen sind, Schlüsse zu ziehen auf das was diese Worte in jenem frühern Entwicklungsgange gegolten haben, und sie so als Zeugen zu nehmen, die da aussagen über Dinge und Begriffe, von welchen sonst nur geringe Kunde geblieben ist. Sie blickt rückwärts von den Worten auf Sachen und Begriffe, während die andere bemüht ist zu zeigen, wie sich für die mancherley durch die neue Lehre gegebenen Sachen und Begriffe allmählich neue Worte gebildet oder alte in ihrer Bedeutung geandert, verengt oder erweitert haben.

In Nr. 1. nämlich wird eine übersichtliche Darstellung gegeben von der eigenthümlichen Auffassung des Evangeliums, welche dem altsächsischen Heliand zu Grunde liegt.

„Es ist, so sagt der Verf. im Eingange, das Christenthum im deutschen Gewande, eingekleidet in die Poesie und Sitte eines edlen Stammes, welches uns hier entgegentritt, mit unverkennbarer Liebe und treuer Hingebung geschildert, mit allem Großen und Schönen ausgestattet, was das deutsche Volk, das deutsche Herz und Leben zu geben hatte. Es ist ein deutscher Christus, es ist im eigensten Sinne unser Christus, unser lieber Herr und mächtiger Volkskönig, welchen die Dichtung des Volkssängers uns darstellt. Eine tiefe Befriedigung webet, wie ein warmer Frühlingshauch durch den seligrünen Wald, durch das ganze Gedicht; ein Heimatsgefühl von oft wunderbarer Stärke und Innigkeit bewegt das Herz des Sängers und ergreift uns Spätlebende, wenn wir seinem Liede horchen, nicht selten mit unwiderstehlicher Gewalt, wie noch in späten Jahren den Mann die Erinnerung an das längst verlassene Vaterhaus und an das Grab der Mutter lebhaft bewegt. Zugleich aber ist eine Fülle der frischesten regsten Bewegung, der lebendigsten Thatkraft, der stärksten, festesten, ja stolzesten Ueberzeugung durch das ganze Epos ausgegossen, wie sie uns in unserer ganzen Poesie kaum, in der christlichen nicht wieder entgegentritt: man sieht es jedem Zuge, fast möchte man sagen, jeder Zeile an, der Sänger steht mit seinem Glauben und Wollen mitten in einem großen, durch ernsten, küh-

nen Sinn, reine Sitte und stolze Haltung ausgezeichneten Volksgemeinschaft, welche die lebhafte Bewegung, die Kraft seiner Ueberzeugung und seines Willens, die Freude an dem lieben König und Herrn, dem mächtigen Christ, mit ihm theilt. Wie die Sänger der alten Heldensagen singt er seinen Volksgenossen nur das was diese selbst bereits wissen und kennen, und woran sie schon längst ihre Freude hatten." „Die äußere Geschichte der Einführung und Verbreitung des Christenthums in Deutschland hat man oft genug, und doch vielleicht selbst diese noch nicht zureichend beschrieben; davon aber, wie das Evangelium von dem Volke aufgenommen worden ist, wie die Sendboten ihre Lehre den deutschen Hörern nahe gelegt, und wie die Volksstämme versucht haben, sich dem Evangelium und das Evangelium ihrer Anschauung gerecht zu machen, ob das Volk Freude an dem Christenthum gehabt oder nicht, ob es an die Lehre oder an die Person des Erlösers sich angeschlossen, davon wissen unsere Bücher bis dahin wenig oder nichts zu erzählen. Mag denn diese kleine Schilderung einstweilen, bis Ausführlicheres und Besseres kommt, wenigstens so viel leisten, daß sie zeigt, es sey auch für die innere Geschichte der Einführung des Christenthums in Deutschland noch manche nicht unergiebige Quelle aufzuschließen, und noch viel, wo nicht alles, zu thun übrig, jedenfalls mit der Erzählung von der Herrschaft des römischen Stuhles in Deutschland und der Bekehrung der Sachsen durch das blutige Schwert des fränkischen Karls nicht alles abgemacht. In unserm Gedichte ist weder von römischer Hierarchie, noch von den Frankenschwertern eine Spur zu finden, und doch ist das Gedicht den falschen Decretalen gleichzeitig, und doch war die „mit dem Schwerte bekehrte" Generation der Sachsen noch nicht ausgestorben, als unser Sänger sein Lied vom lieben Himmelskönige, Gottes Friedenskinde, sang.

Die Wärme, mit der sich unser Verf. hier über die Bedeutung des altsächsischen Dichtwerkes ausgesprochen, findet sich nichts weniger als verläugnet in dessen „Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationallitteratur," Marburg 1845. In diesem Buche, dem man zur Gründlichkeit eine oft an Strenge gränzende Nüchternheit zugestehen wird, heißt es S. 33 von jenem Werke:

„Es ist bey weitem das Trefflichste, Vollendetste und Erhabenste, was die christliche Poesie aller Völker und aller Zeiten hervorgebracht, ja abgesehen von dem christlichen Inhalt, ein's der herrlichsten Gedichte überhaupt von allen, welche der dichtende Menschengeist geschaffen hat, und welches sich in einzelnen Theilen, Schilderungen und Zügen vollkommen mit den homerischen Gesängen messen kann. Es ist das einzige wirkliche christliche Epos. Ohne Aufbietung künstlicher Mittel und aufgetragene Farben — die sich mit keiner ächten Dichtung, am wenigsten mit dem Epos vertragen — ohne gewaltsame Herbeziehung einer wohlgemeinten aber ihres Eindrucks gänzlich verfehlenden christlichen Mythologie, durch welche Klopstock seinen Messias verunstaltet hat, redet hier die einfache Thatsache, die nur dadurch zur Dichtung wird, daß der alte Sachsensänger das Evangelium in der unter seinem Volke hergebrachten epischen Sprache, in den überlieferten alliterirenden Formen erzählt. Es ist Christus in Deutschland, Christus unter den Sachsen, der uns hier entgegentritt."

In der vorliegenden Abhandlung nun wird die eigenthümlich deutsche Art und Weise, in welcher das alte Epos die evangelische Geschichte auffaßt und einkleidet, unter den Rubriken: I. epische Form, II. Mythologie, III. Naturanschauung, IV. Gesinnung, V. Sitte, Hausleben, Besitz und Vermögen, VI. Verwandtschaft, VII. Volk und König, endlich VIII. Kriegerleben, so weit dieß in Kürze durch Aushebung und Erörterung bezeichnender Ausdrücke und Stellen geschehen kann, anschaulich zu machen gesucht. Wie ja auch noch die viel später auftauchende deutsche Kunst zu ihren Darstellungen aus der Geschichte Jesu und seiner Zeit anfänglich nur Anschauungen, Bauart, Trachten u. s. f. ihrer eigenen Umgebung, ihrer eigenen oder doch der nächst vergangenen Zeit verwendet hat, so in seiner Weise der sächsische Dichter. Ihm, dem Volkssänger, hatte auch keine andere Form, hatten keine anderen Worte, keine andern Bilder als die noch aus vorchristlichen, vorkarolingischen Zuständen her lebendigen zu Gebote gestanden. Und was aus Gemälden des XV. Jahrhunderts über dieses und das XIV., das ist aus der Dichtung des IX. über das VIII. nnd wohl noch frühere zu lernen. Daß es übrigens um die geselligen Begriffe und Zustände der Nordvölker jener Zeit nicht so übel bestellt gewesen seyn müsse, zeigt die Leichtigkeit, mit welcher sie in die der neuen aus dem Süden gekommenen Lehre übergegangen sind.

Ohne uns auf Einzelnes einzulassen (auch die Wissenschaft der deutschen Sprache findet da manches für sie Ersprießliche) schließen wir mit den Worten, zu welchen sich der Verf. bey Ausführung der Rubrik: „Volk und König“ veranlaßt sieht:

„In der vollen Glorie eines reichen, mächtigen, milden deutschen Volkskönigs, umgeben von seinen bis in den Tod getreuen Gefolgsmännern, und von den unzählbaren Völkerscharen begleitet, welchen seine Königshülfe noth ist, wird uns im Heliand Christus dargestellt; das ist die eigentliche Aufgabe des Gedichtes, und der Umstand, der es zu einem wahren, zu dem einzigen wahren volksmäßigen christlichen Epos macht, welches unsere Sprache aufweisen kann. Wenn der angelsächsische Caedmon, welcher übrigens nur einen Theil des alten Testaments umfaßt, auf der einen Seite durch den größern Reichthum an den ältesten volksmäßigen Anschauungen und Formeln gewinnt, so verliert er auf der andern Seite durch den Mangel dieses einen, vom Anfange bis zum Ende festgehaltenen und siegreich durchgeführten Gedankens, der ohnehin freylich wohl nur in der neutestamentlichen Geschichte durchzuführen war. Um diesen Mittelpunkt lagert sich alles andere, was von deutscher Eigenthümlichkeit in Poesie, Sitte und Leben sonst noch in unserm Epos vorhanden ist, und im Vorhergehenden übersichtlich zusammengestellt wurde, herum, weist auf ihn hin und geht von ihm aus. Die ganze evangelische Geschichte erscheint als der glorreiche Zug eines herrlichen Volkskönigs durch sein Land, um zu rathen und zu rechten, zu weisen und zu lehren, Gaben zu verleihen, zu helfen und zu heilen, zu kämpfen wider seine Feinde, in diesem Kampfe für die Seinen zu sterben und endlich aus der scheinbaren Niederlage sich im glänzendsten Siege zu erheben. Das himmlische Königsthum unsers Erlösers, welches die gesammte Christenheit bekennt, ist hier abgespiegelt in dem höchsten Glanze eines irdischen Königthums; und daß hier eine christliche Wahrheit in eine analoge menschliche, volksmäßige und eben darum dichterische Wahrheit transfigurirt worden ist, das ist der glückliche Griff, der wahrhaft und hochpoetische Blick, den unser Sänger zugleich in das göttliche Leben des Welterlösers und in das rein menschliche Leben seines Volkes gethan hat; dieß giebt dem Gedichte eine Festigkeit, Gediegenheit und Durchsichtigkeit, eine schmucklose aber imposante Würde und eine einfache Erhabenheit, wie sie nur ein ächtes Epos besitzt. Die Niedrigkeit der zeitlichen Erscheinung Christi tritt demnach bey unserm Dichter ganz in den Hintergrund. Vielmehr wird er angekündigt und erscheint gleich vom Anfange als der herrliche König und Führer seines Volkes. In gleicher Weise tritt seine Gottheit in den Hintergrund; dieselbe wird zwar, als sich von selbst verstehend, vorausgesetzt und 163. mit sehr bestimmten Worten bekannt, aber nicht ein einziges Mal läßt sich der Dichter zu christlichen Mythologien, wie der angelsächsische Caedmon und später Milton, oder gar Klopstock verleiten: er bleibt ungeirrt von Theosophie und Theologie, auf dem klaren Boden, den er übersehen und poetisch bewältigen kann.“

Durften wir glauben, von dem Gegenstand und dem Geiste dieser Abhandlung besser als durch viele Worte von unserer Seite durch Aeußerungen des Verf. selbst einigen Begriff zu geben, so wird, in Absicht auf das umfangreichere Werk Nr. 2, derselbe Zweck am bündigsten durch Aufzählung der Haupttheile seines Inhalts zu erreichen seyn.

Der Verf. hat sein Werk in drey Bücher abgetheilt. Das erste ist überschrieben: Die altdeutschen Sprachdenkmäler und ihre weltgeschichtliche Bedeutung; das zweite: Geschichtliche Darstellung, auf welche Art sich das Christenthum der altdeutschen Sprache bemächtigt hat; das dritte: Die christlichen Bestandtheile der altdeutschen Sprache. Das erste Buch handelt in seinem ersten Capitel von dem deutschen Sprachstamme überhaupt und von dessen frühester Periode, dem Altdeutschen, und zeigt, wie aus diesem die spätern Perioden, das Mittel- und das Neudeutsche, sich entwickelt haben, und wie bey wissenschaftlicher Betrachtung der letztern fort und fort auf jenes als deren organische Grundlage zurückgegangen werden müsse. In einem zweyten Capitel sind systematisch aufgezählt, mit Nachweisung der Bibliotheken und Handschriften, denen sie entnommen und der Bücher, in denen sie abgedruckt sind, alle schriftlichen Ueberreste, die als Denkmäler jener ersten Periode sowohl als Poesie als in Prosa, sowohl geistlichen als weltlichen Inhalts bis auf uns gekommen sind. Ein wesentlicher Theil dieser Sprachüberlieferung besteht in einzelnen deutschen Wörtern, die sich in lateinischen fortlaufenden besonders theologischen Texten dolmetschend übergeschrieben finden, oder in sogenannten Glossen. Dazu kommen auch einige theils nach dem Alphabet, theils nach Begriffen geordnete, förmliche deutsche Wörterbücher jener Zeit. Als drittes Capitel folgt eine Würdigung dieser Denkmäler, deren Bedeutung eine welt-

geschichtliche genannt wird. Im zweyten Buche handelt das erste Capitel von der sprachlichen Grundlage des Christenthums und von der deutschen Gemeinde, und zwar unter den folgenden, bezeichnenden Rubriken: 1) das Christenthum völkerverbindend, die frühern Religionen völkerscheidend; 2) der sprachliche Zustand der alten Welt beym Eintritt des Christenthums; 3) die Sprache des israelitischen Volkes zur Zeit Christi und der Apostel; 4) die Sprache des Neuen Testaments; 5) die Uebersetzung des Christenthums in die lateinische Sprache; 6) die Einwirkung des Christenthums auf die lateinische Sprache; 7) das kirchliche Latein des Mittelalters; 8) das lateinische Christenthum und die deutsche Gemeinde. Das zweyte Capitel giebt die Geschichte des Christenthums unter den hochdeutschen Stämmen bis auf den Tod Karls des Großen; das dritte handelt von der Bildung des deutschen Clerus im frühern Mittelalter, unter den Rubriken: 1) Clerus und Laien; 2) die Bildungsanstalten des Clerus; 3) die allgemeine Bildung des Clerus; 4) dessen theologische Bildung; 5) die theologische Gelehrsamkeit. Im vierten Kapitel wird betrachtet die Wirksamkeit des deutschen Clerus im Mittelalter, von folgenden Gesichtspunkten aus: 1) sittlicher Zustand des Clerus im frühern Mittelalter; 2) die Geistlichen als Schulmänner; 3) Verhältniß der Laien zur Kirche; 4) der Geistliche in der Gemeinde; 5) der religiöse Unterricht; 6) die Predigt; 7) die Beichte. — Fünftes Kapitel: Fortpflanzung des Christenthums unter den Laien, durch den Catechismus und durch christliche Poesie. Im dritten Buche endlich, welches die christlichen Bestandtheile der althochdeutschen Sprache aufzählt, finden sich diese nach Maßgabe der Sachen, wovon sie der Ausdruck sind, in zwey Reihen eingetheilt, deren eine das, was sich auf die Kirche bezieht, die andere das in sich begreift, was zur Lehre des Christenthums gehört. Ueberall wird der deutsche Ausdruck auf seine lateinische Quelle zurückgeführt, aus der er zunächst übertragen ist. Bey den wichtigern ist, um ihren eigenthümlich christlichen Stammbaum recht deutlich vor Augen zu stellen, bis auf die Grundsprachen der christlichen Religion, das Griechische und Hebräische zurückgegangen. Bey der Erklärung des deutschen Wortes wird zuerst die Etymologie, wo diese historisch sicher ist, dann die allgemeine und zuletzt die specifisch christliche Bedeutung gegeben, wobey sich an vielen Beyspielen zeigt, wie in den christlichen Ausdrücken der deutschen Sprache der christlich fremde Sinn sich mit dem einheimisch deutschen Worte vermählt hat.

Die christlichen Begriffe, deren im Althochdeutschen vorkommende Bezeichnungen auf solche Weise durchgegangen werden, folgen sich in nachstehender Ordnung: Heiden, Christen, Kirche; — die verstorbenen Glieder der Kirche, die Heiligen; — die kirchlichen Aemter; — die kirchlichen Gebäude und Geräthe; — die Feste und heiligen Zeiten; — die Gnadenmittel, Gottesdienst, Sacramente, h. Schrift. Nach dieser ersten in zweyter auf die Lehre bezüglicher Reihe: Religion, Offenbarung; — Gott; — Dreyeinigkeit; — Welt, Engel, Teufel; — Sünde, Schuld; — Glaube, Bekehrung, Buße, Beichte; — Werke, Liebe; — jüngstes Gericht, ewiges Leben.

Wir geben als Beyspiel der Behandlung gleich das zuerst, nämlich über den Begriff Heiden, Gesagte:

„Den wesentlichen Gegensatz unter den Menschen bilden die Christen und die Nichtchristen.

Die Nichtchristen führen im christlichen Latein die Namen gentes und pagani. — Gentes übersetzt in dieser Bedeutung das neutest. τὰ ἔθνη und führt zurück auf das Hebr. גּוֹיִם (Ps. 2. 1; 9, 6). Der Ausdruck pagani ist jüngern Ursprungs; er findet sich nicht vor dem 4ten Jahrhundert, und soll daher entstanden seyn, daß seit der Zeit Constantins des Großen das Heidenthum sich nur noch in den Dörfern [pagis] erhielt (Du Fresne s. v.). Die Vulgata hat den Ausdruck pagani nicht. Im alten Testament gibt sie גּוֹיִם durch gentes, im neuen hat sie neben gentes auch das dem Griechischen entlehnte ethnici [Matth. 5, 46. ἐθνικοί].

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Oktober.

Nro. 202. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

1) Second Report on the state of Education in Bengal. 1836*). Amtlich bekannt gemacht.

2) Third Report on the state of Education in Bengal and Behar etc. 1838. Amtlich bekannt gemacht.

3) The History of the British Empire in India. By Edw. Thornton. London 1841—43. 5 Vols. 8.

4) The Calcutta Review. Nr. I.—V. May 1844 — April 1845**).

Lord William Bentinck war kein bloßer Theoretiker oder gar ein eitler Träumer, wie seine selbstsüchtigen Gegner behaupten; der Statthalter von Bengalen war, was sein ganzes Leben bezeugt, im Gegentheil durch und durch ein praktischer Mann. Bentinck war aber kein bloßer kalt berechnender Staatsmann, welcher die Volksmassen nur als eben so viele thierische Kräfte betrachtet, die, je nach den Forderungen eines ruhmsüchtigen Ehrgeizes oder des politischen Vortheils, losgelassen oder gebändigt, getrennt oder wieder vereinigt werden, — der Lord war, im Gegensatze zu diesen trocknen, aller höhern Ueberzeugung ermangelnden Geistern, ein Menschenfreund in hohem Grade. Unter einer rauhen, ja abstoßenden Außenseite, aus bittern Erfahrungen, aus der Bekanntschaft mit den Nachtseiten der menschlichen Natur hervorgegangen, verbarg sich ein für alles Gute und Edle schlagendes Herz. Von dem Augenblicke an, wo er als Stellvertreter der brittischen Majestät und als Leiter des mächtigsten asiatischen Reiches zu Calcutta anlangte, war es sein unwandelbares Streben, die große in seine Hände gelegte Macht zum Besten der Eingebornen zu verwenden; er wollte nicht den Interessen eines besondern Standes dienen oder gar, wie viele seiner Vorgänger gethan haben, das Land zum Vortheile der fernen Eroberer ausbeuten. Und so ward er aus Neigung, aus inniger Ueberzeugung und Gesinnung

---

*) Der erste amtlich bekannt gemachte Bericht enthält bloß dasjenige, was man vor den Untersuchungen des Herrn Adam über den öffentlichen Unterricht in Indien und namentlich in Bengalen wußte.

**) Diese vierteljährige Zeitschrift setzt sich die Aufgabe solche Artikel über indische Zustände zu bringen, deren Ausführlichkeit und Darstellungsweise dem gemeinen Zeitungsleser nicht behagen und deßhalb auch selten von der indischen Tagspresse aufgenommen werden. Das Unternehmen ward so gut geleitet und hat auch so vielen Beifall gefunden, daß die drey ersten Lieferungen bereits die zweyte Auflage erlebt haben. Einigen Mitarbeitern wäre freylich eine einfachere, mehr auf die Sache als auf wohlklingende Phrasen sehende Schreibweise zu wünschen: dessen ungeachtet bleibt das Calcutta Review die erste wissenschaftliche Zeitschrift der englischen Colonien. Sie überragt bey weitem, was zum großen Theil in den ganz verschiedenen Verhältnissen seinen Grund haben mag, das Chinese Repositorn von Kanton, welches für China ungefähr denselben Zweck befolgt, wie die vorliegende Quartalschrift für Indien.

ein Reformator im wahren Sinne des Wortes. Aber wie jeder seines Zweckes sich bewußte, ächt praktische Reformator stellte auch Bentinck, bevor er an die Ausführung einer wichtigen Maaßregel ging, mit ungemeiner Behutsamkeit, Geduld und Ausdauer alle hierauf bezüglichen Untersuchungen an; der Boden mußte zuvor in allen seinen Beziehungen untersucht seyn, bevor er ihm seine Pflanzungen anvertrauen wollte. Daher die Langsamkeit, mit welcher er an die Plane ging, die er gefaßt hatte; daher aber auch die Entschiedenheit, womit er das reiflich Erwogene ergriff, und die unbeugsame Energie womit er den gefaßten Entschluß zur Ausführung brachte.

Die scheußliche Sitte der Wittwenverbrennung war beym Antritte seiner Statthalterschaft über Hindostan einer der ersten Gegenstände, welcher seine Aufmerksamkeit fesselte. Aus angebornem Wohlwollen fühlte sich der Lord gedrungen, auf die Abschaffung dieser Barbaren hinzuwirken; aber es entging seinem Scharfsinn nicht, daß dieß sehr schwierig seyn werde, weil sie ein Ausfluß war des hartnäckigsten aller Uebel, des angeerbten Aberglaubens und religiösen Fanatismus. Es wurde jetzt eine Untersuchung angestellt und Alle, Eingeborne wie Europäer, die von der Sache Kunde geben konnten und wollten, zu Mittheilungen eingeladen. Den Verlauf dieser Untersuchung verfolgte der Statthalter, wie einer seiner Freunde im Calcutta Review uns berichtet, mit fast fieberhafter Gespanntheit, was wohl diejenigen, die ihn nicht genau kannten, kaum glauben werden. Als der Lord sich endlich nicht bloß von dem moralischen Nutzen, sondern auch von der Ausführbarkeit und politischen Sicherheit der Maaßregel überzeugt hatte, wurde das berühmte Verbot erlassen, trotz aller Warnungen, Verwahrungen und Anklagen, die bigotte Eingeborne und beschränkte europäische Beamte erhoben und die einen weniger entschiedenen und willenskräftigen Staatsmann zur einstweiligen Einstellung, wenn nicht zum gänzlichen Aufgeben des Planes gebracht hätten.

Ebenso faßte der Statthalter, gleich in den ersten Zeiten seiner Verwaltung, die furchtbare bis dahin in geheimnißvolles Dunkel gehüllte Verbrüderung der Thags in's Auge. Mit dem scharfen Blick des praktischen Staatsmannes erkannte er alsbald, daß diejenigen Rechtsformen, welche unter christlich civilisirten Völkern als Schild der Unschuld gegen rechtlose Unterdrückung dienen, solchen abgefeimten Schurken wie die Thags nur die Mittel an die Hand geben würden, dem strafenden Arme der Gerechtigkeit zu entschlüpfen. Sein Entschluß war daher schnell gefaßt. Demnach wurde ein Regierungscommissär ernannt und mit unumschränkten, fast dictatorischen Vollmachten ausgerüstet; er war nicht an die gewöhnlichen Rechtsformen gebunden und verfuhr ohne Zuziehung der betreffenden Gerichte. Die Weisheit dieser Maaßregel offenbarte sich bald. In überraschend kurzer Zeit wurde der undurchdringliche Schleyer, welcher bisher diesen Geheimbund bedeckte, vollständig gelüftet. Der Energie und unermüdlichen Thätigkeit des Obersten Sleeman und seiner Gehülfen gelang es, diese Bande der Meuchelmörder gänzlich auszurotten. Die Streifzüge und Erinnerungen dieses wackern Mannes, wovon weiter unten nochmals die Rede seyn wird, enthalten hierüber die sichersten Nachrichten.

(Fortsetzung folgt.)

---

1) Deutsche Alterthümer im Hêliand als Einkleidung der evangelischen Geschichte.

2) Die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache.

(Schluß.)

Das Althochdeutsche hat gleichfalls zwey Ausdrücke für die Nichtchristen, diota und heidane.

1) Diota ist der Nom. plur. von diot stark Masc. (Daneben diot als st. N. und st. F., und diota als st. schw. F.). Grundbedeutung von diot ist gens, populus, z. B. kristinaz diot Otfrid. I. 12, 31. Daher dann die besondere Bedeutung nichtchristliche (alttestamentlich: nichtjüdische) Völker, z. B. thisu allu suohen thiota [haec omnia gentes inquirunt] Ammon. Matth. 6, 32; sie selent inan thioton [tradent eum gentibus] Ammon. Matth. 20, 19.

2) heidane, der starke Nom. plur. masc. vom Adjectiv heidaner. Das Wort entspricht seiner Ab-

leitung nach ganz dem lateinischen paganus. Wie dieß von pagus, so kommt heidan von heida (unser Heide, campus) in der Bedeutung von agrestis. Grimm Mythol. S. 1198. In unsern althochdeutschen Quellen findet sich das Wort sehr häufig. Bedeutung: ethnicus, gentilis. (Daneben auch Samaritanus, Scytha, incircumcisus, ja öfter circumcisus, vergl. Notkers seltsames Quidproquo Ps. 2, 1. thie heidanon man [ethnici] Ammon. Matth. 6, 7; oba her thern samanungu ni hore, si thir thanne so heithin inti firnfol [si autem ecclesiam non audierit, sit tibi sicut ethnicus et publicanus] Ammon. Matth. 18, 17; zi themo heidinen man [ad virum ethnicum, Pilatum] Otfrid. IV. 20, 4."

So giebt dieses dritte Buch gewissermaßen ein auf die christlichen Begriffe beschränktes, historisch-etymologisches Onomasticon in althochdeutscher Sprache, dem des ersten Buches zweytes Kapitel als literar-historische und bibliographische, das zweyte Buch aber als kirchengeschichtliche Grundlage vorangeht.

Kann die Gründlichkeit und Umsicht, mit welcher der Verf. sowohl den sprachlichen als den mehr kirchlichen Theil seiner Aufgabe behandelt hat, wohl nach allen Seiten gerechter Anerkennung sicher seyn, so müssen wir dennoch diesen flüchtigen Bericht mit einem Gedanken schließen, der bey der ersten Ansicht des Titelblattes in uns aufgestiegen ist. Warum spricht dieses von der Einwirkung des Christenthums gerade nur auf die althochdeutsche Sprache?

Da, wie der Verf. ausdrücklich bemerkt, in die deutsche Sprache Alles, was sie dem Christenthum verdankt, bereits in den ersten Jahrhunderten seiner Einführung gekommen ist, und da auch Luther nur gebraucht hat, was er eben schon vorgefunden, so verstand sich das Alt, wie zu jeder fortlaufenden Reihe von Dingen das Wichtigste, der Anfang, wohl von selbst. Und warum hoch? Wohl um das nächste Correlativ, das Niederdeutsche auszuschließen; denn in der auch Gothen, Friesen, Angelsachsen, Skandinaven umfassenden Bedeutung wird der Ausdruck Deutsch vorerst nur von einigen Männern der Wissenschaft gebraucht.

Wie der Verf. ebenfalls gesteht, wäre etwas mehr von vorchristlichem Grunde sehr geeignet gewesen, was in der Sprache als neu Gewordenes, Christliches erscheint, sich darauf besser abheben, bestimmter unterscheiden zu lassen. Der Art wird in den althochdeutschen Denkmälern fast nichts, dagegen verhältnißmäßig mehr gerade in den wenigen altniederdeutschen Ueberbleibseln geboten. Es konnte aus diesen gezeigt werden nicht bloß, welche Ausdrücke von der christlichen Sprache in veränderter Bedeutung (wie Ostern, Hölle) beybehalten, sondern auch wie viele andere, gewiß nicht minder durch Einwirkung des Christenthums, gemieden worden sind. Im Grunde giebt es unter den Ausdrücken, von denen hier die Rede seyn mag, wenige, die nicht beyden Mundarten, der hochdeutschen wie der niederdeutschen, gemeinschaftlich wären. Bloß dialektische Verschiedenheit in der Form kann dabey wohl nicht in Betracht kommen; selbst bey einigen der ältesten Denkmäler bleibt zweifelhaft, ob man sie eben für hoch- oder für niederdeutsch ansehen soll, und später ist der niedere Dialekt ohnehin größtentheils in den hohen aufgegangen. Nach dieser Ansicht glauben wir, daß es keiner beträchtlichen Erweiterung des Inhalts bedurft hätte, um auf dem Titel mit allem Rechte von einer Einwirkung des Christenthums auf die deutsche Sprache (überhaupt) reden zu dürfen, statt auf die althochdeutsche, einer Beschränkung, welche der Mehrzahl der Leser, die der Verfasser im Auge hat und die dem Werke nicht fehlen werden, wenn nicht neu und auffallend, doch etwas nach der grammatischen Schule riechend vorkommen wird, unter deren Aufgaben der Verf., wie gut er auch in derselben zu Hause sey, seine hier gelöste nicht eben gerechnet wissen will.

Da wir dieses schließen, kommt uns eine Druckschrift zu Gesicht, die zu den eben besprochenen in so naher Beziehung steht, daß wir nicht umhin können, ihrer gleichfalls mit einem Paar Worten zu gedenken. Sie ist betitelt:

Die ältesten alliterirenden Dichtungsreste in hochdeutscher Sprache, das Hildebrandslied, die Merseburger Zaubersprüche, das Wessobrunner Gebet und Muspilli. Berichtigte Urschrift mit metrischer Uebersetzung in der ursprünglichen Versform und

Anmerkungen von Dr. H. Feussner, ord. Lehrer am Gymnasium zu Hanau. I. Abtheilung, Text und Uebersetzung der Gedichte. Anmerkungen zum Hildebrandslied. Hanau 1845. 56 Seiten. 4.

Sie ist, was auch bey obiger Nr. 1 der Fall, in Form eines Schulprogramms erschienen, und stellt für ein nächstfolgendes die II. Abtheilung, welche einen Abriß der altdeutschen Versbildung und die Anmerkungen zu den drey letzten Stücken bringen soll, in Aussicht.

„Es waren, wie der Verf. sagt, zunächst vergleichende Studien der griechischen, lateinischen und deutschen Metrik, welche Veranlassung gaben, auf diese deutschen Dichtungsreste frühester Zeit näher einzugehen, ein Eingehen, das bald gewahren ließ, daß der gangbare Text unter metrischem und allgemein kritischem Gesichtspunkt noch mancher Berichtigung bedürfe und daß diese auf möglichst sicherer Grundlage ausführbar sey. Eine zweyte Veranlassung gab der Umstand, daß vor einigen Jahren am (dortigen) Gymnasium, wie jetzt wohl an den meisten, das Bedürfniß sich geltend machte, dem Unterricht in der Muttersprache durch Zurückgehen auf ihre frühere Beschaffenheit eine sichere geschichtliche Grundlage zu geben. Als vorzugsweise bey der Einführung in die Kenntniß unserer ältesten Sprache und Literatur zu gebrauchende Lesestücke empfahlen sich gerade diese Dichtungen; doch erschwerte die theilweis lückenhafte Gestalt, in der wir sie überkommen haben, ihren Gebrauch für die Schule. Dieß führte zu dem Versuch, die Lücken der handschriftlichen Texte zu ergänzen."

Wir müssen bekennen, daß wir diesen vom Verfasser gewagten Ergänzungen, die als solche, wie sich's denn von selbst versteht, vom überlieferten Text (durch rothen Druck) genau unterschieden vor Augen liegen, im Allgemeinen unsern Beyfall nicht versagen können, da sie, sowohl was den Gang der Gedanken, als was die Sprache und metrische Haltung betrifft, ihrer Umgebung möglichst entsprechen und je an ihrem Ort den befriedigenden Eindruck eines Ganzen vermitteln. Hier indessen liegt uns im Rückblick auf die obigen Nr. 1 und 2 nur noch daran zu bemerken, wie der Verf. unter diesen vier Stücken die beiden ersten als Ueberreste heidnischer Dichtungen den andern als christlichen gegenüberstellt. Von dem ersten, das er der hochdeutschen Mundart zuzählt, sagt er:

„Mit Ueberraschung begegnet man in einer deutschen Dichtung dieser Zeit einer ächt antiken Darstellungskunst, bey der man sich auf griechischen Boden versetzt glaubt. Plan und Anlage, so weit solche in dem Bruchstück vorliegen, sind so künstlerisch-trefflich entworfen, daß Alles wie mit Nothwendigkeit in einander greift, sind im Ganzen wie im Einzelnen so geschickt auf das Endziel berechnet, daß Alles wie von selbst auf den bestimmten Ausgang hindrängt. Die einzelnen Gedanken, an sich kernhaft und treffend, sind in scharfem, sicherem Umriß hingestellt und so ebenmäßig und logisch-bündig in ihren Bestandtheilen gegliedert, daß jedes Wort wiegt und wie aus dem Gesichtspunkt des Ganzen berechnet erscheint u. s. w." Treffend wird, in Hinsicht auf diese Ueberreste heidnischer Dichtung überhaupt bemerkt: „Mit Aufgebung des alten väterlichen Glaubens verlor diese in seinem Schooße herangewachsene Dichtung einen Theil des Bodens, dem sie entsprossen war, und zwar gerade denjenigen, aus welchem ihre kräftigsten Wurzeln sich genährt hatten. Augenblicklicher Ersatz von der neuen, fremd an das Volk herangetretenen christlichen Religion war nicht zu gewarten; denn ehe von ihr aus das Volksgemüth sich schöpferisch angeregt fühlen konnte, mußte es erst sich tiefer in sie versenkt, mußte die theilweis ängstliche Befangenheit ihr gegenüber, die gegen das richtige Verständniß anzustoßen fürchtete (wir sehen sie noch deutlich bey Otfried ausgesprochen), dem Gefühl voller Sicherheit und freyer Bewegung in ihr Platz gemacht haben." — Mit welcher Freyheit sich jedoch noch der Altsachse bewegt, haben wir oben zu Nr. 1 gesehen. — „Um so weniger konnte sich die Dichtkunst auf der errungenen Höhe erhalten, als mit der neuen Religion zugleich auch eine fremde Bildung und, was schlimmer war, auch eine fremde Sprache, die römische, mit hereindrang, und die heimische bey dem geistig gebildetsten Theil des Volkes in Mißachtung zurückdrängte. Dadurch ward auf Jahrhunderte hin ein fortschreitender Verfall der bis dahin in unbeengter Geistesregsamkeit kräftig erblühten alten Volkspoesie entschieden, und mit ihm, als unabtrennliche Folge, hielt das Sinken der Sprache gleichen Schritt."

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Oktober.

Nro. 203. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

1) Second Report on the state of Education in Bengal. 1836.

2) Third Report on the state of Education in Bengal and Behar etc.

3) The History of the British Empire in India.

4) The Calcutta Review. Nr. I.—V

(Fortsetzung.)

Der Umsicht des Statthalters konnte es ebenfalls nicht entgehen, daß die physischen Leiden, unter welchen, als einer natürlichen Folge des äußern Druckes, das Volk seufzt, durch die Unwissenheit und Quacksalbereyen der sogenannten Aerzte und Heilkünstler noch erschwert werden. Er fühlte es, zu welchem Segen die Heranbildung von Männern gereichen würde, welche statt des leeren Formelwesens der asiatischen Medicin, europäische Forschung sich aneignen und auf den Standpunkt der Wissenschaft im Westen sich erheben würden. Wer vermag aber auch nur annähernd die Schwierigkeiten zu ermessen, welche sich in unserer Zeit des allgemeinen Fortschritts diesem Plane in Indien entgegenstemmten? Die Vorurtheile der Eingebornen waren und sind anerkanntermassen sehr groß; sie wurden aber absichtlich noch übertrieben und sogar als unüberwindlich dargestellt. Die Berührung eines Leichnams - und wenn es auch der des nächsten und theuersten Freundes wäre — hat zu jeder Zeit Verunreinigung zur Folge, welche durch Verrichtung vieler beschwerlicher Ceremonien abgewaschen werden muß. Nun erst die Berührung eines Leichnams aus den niedrigen Kasten oder gar eines Paria — schon der bloße Gedanke daran ist dem Hindu empörend! Waren nun die Vorurtheile der Eingebornen in der That sehr groß, so waren die der gelehrten europäischen Orientalisten wo möglich noch größer, weil diese ihre Behauptungen mit Gründen unterstützen konnten. Es war ganz unmöglich mit ihnen zu einem Verständniß zu kommen, denn die gelehrten Herren hatten ihre Meinung im Voraus gefaßt. Die Ueberzeugung, daß die Schwierigkeiten nicht bloß für den Augenblick unüberwindlich seyen, sondern auch in aller Zukunft unbesiegbar bleiben werden, hatte sich aller Köpfe, welche nicht im Stande waren von dem todten Buchstaben der indischen Ueberlieferung zu der ewig lebendigen Quelle der menschlichen Natur hinaufzusteigen, vollkommen bemächtigt. Europäische Naturkunde und Medicin in Indien einführen zu wollen, erklärten sie, sey ein wahnsinniges unausführbares Beginnen. Bentinck ließ sich nicht irre machen. Das orientalische medicinische Collegium mit seinen Träumereyen und Luftgebilden der indischen und arabischen Aerzte wurde aufgehoben, und an dessen Stelle erstand in jugendlicher Kraft das jetzige medicinische Collegium, welches bereits die heilsamsten Früchte für Hindostan getragen hat und sicherlich immer noch mehr tragen wird. Eine Anzahl Brahmanen sind vor Kurzem nach Großbrittanien gegangen, um hier Naturkunde und namentlich Medicin zu studiren.

Lord William's Aufmerksamkeit war jedoch nicht bloß auf die physischen Leiden und Nöthen des Volkes gerichtet. Der Anblick seiner geistigen und sitt-

lichen Versunkenheit machte einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth; mit Schmerzen bemerkte er die Verderbtheit der Rechtspflege, den Druck und die empörende Härte des Polizeywesens. Der Statthalter war aber auch scharfsinnig genug zu erkennen, daß alle Heilmittel in diesen Zweigen der Verwaltung im Ganzen unwirksam bleiben, so lange nicht Maaßregeln getroffen werden, um das Volk in geistiger und sittlicher Beziehung zu heben. Zu diesem Ende wurde die Einführung eines verbesserten umfassenden Erziehungssystemes entworfen. Um aber auf irgend einen Erfolg rechnen zu können, war es vor Allem erforderlich, mit der möglichsten Genauigkeit den gegenwärtigen Stand des Unterrichtes in den Landesschulen und unter der einheimischen Bevölkerung kennen zu lernen. Um sich nun die Dienste eines Mannes zu sichern, der einem so schwierigen und mühsamen Auftrage gewachsen wäre, beschloß der Lord mit der ihn auszeichnenden Liberalität, sich bey der Wahl des Sendboten der Regierung nicht auf die Beamten zu beschränken, sondern, in der vernünftigen Weise der ältesten Herrscher des Mittelreiches und der Trefflichen zu allen Zeiten, den Tüchtigen allenthalben zu suchen und ihn da zu nehmen, wo er ihn eben finden würde.

Die Wahl fiel endlich auf Herrn William Adam, der ein Mann war von ebenso viel Talent als Kenntnissen uud für das schwierige Amt eines Schulvisitators besonders geeignet. Adam ging als Baptisten-Missionär nach Hindostan, hatte aber wegen seines unabhängigen Geistes dem Missionsberufe entsagen müssen; er schrieb um diese Zeit die India Gazette, welche sich durch ihre volksthümliche Weise und unabhängige Gesinnung eines großen Ansehens erfreute. Adam erhielt im Januar 1835 seine förmliche Bestallung; er wurde dem Generalcomité des öffentlichen Unterrichtes beygegeben, um über den Zustand der einheimischen Erziehung in Bengalen Untersuchungen anzustellen. Die Ergebnisse dieser genauen Untersuchungen sind in den merkwürdigen Berichten enthalten, welche wir nach der trefflichen Calcutta Review am Eingange unseres Artikels aufgeführt haben. Sie gewähren einen tieferen Blick in das wahre Wesen und den praktischen Werth des Brahmanismus, als alle die gelehrten, in ihrer Art natürlich höchst verdienstvollen Arbeiten unserer Indianisten. Sie ergänzen überdieß eine große Lücke in der Geschichte des Erziehungswesens und verdienten es mehr als viele andere Werke vollständig übersetzt zu werden. Wir müssen uns hier natürlich bloß auf die Hervorhebung einiger auffallenden lehrreichen Thatsachen beschränken.

Meine Tabellen, sagt Hr. Adam, waren in Bengali, Hindi, dann in der Urdusprache und Schrift abgefaßt; welche davon im einzelnen Falle anzuwenden sey, das richtete sich theils nach der herrschenden Sprache und Schrift in dem treffenden Distrikte, theils nach der Bildungsstufe derjenigen Personen, die sich mir zu Diensten erboten.

Von den Tabellen sollte die erste dazu dienen, den Zustand des Schulunterrichts, die zweyte den Zustand des im Hause und an Erwachsene ertheilten Unterrichts zu ermitteln. In Bezug auf das Erstere wurde für jede Art Schulen eine eigene Tabelle angelegt, und zwar eine für Bengali- oder Hindi-Schulen, eine andere für Sanskrit-Schulen, eine dritte für persische und arabische Schulen ꝛc. Jede Tabelle enthielt aber folgende Rubriken: Name der Stadt oder Ortschaft, wo die Schule sich befindet; Beschreibung der zum Schulhaus verwendeten Localität; Name, Religion, Kaste und Alter des Lehrers; Nachweis und Höhe seines Einkommens; Lehrgegenstände; Zahl seiner Schüler, sowohl der an- als abwesenden; ihre Religion und Kaste; Alter, in welchem jedes Kind in die Schule trat; sein gegenwärtiges Alter: in welchem Alter es muthmaßlich wieder aus der Schule treten werde; welche Fortschritte es in den Unterrichtsgegenständen gemacht habe, und endlich die vom Lehrer geschriebenen Werke. Um den Zustand des im Hause und an Erwachsene ertheilten Unterrichts zu ermitteln, wurde eine andere Tabelle mit folgenden Rubriken angelegt: Zahl der Familien in jeder Stadt oder Ortschaft, Name, Religion, Kaste und Geschäft des Familienhauptes; Zahl der männlichen und weiblichen Glieder jeder Familie über vierzehn Jahre; Zahl derjenigen zwischen fünf und vierzehn, und endlich derjenigen unter fünf Jahren; Zahl der Familien in jeder Stadt oder Ortschaft, die ihre Kinder im Hause unterrichten lassen; Zahl der Kinder

in jeder solchen Familie, die Hausunterricht erhalten; die Zahl der Erwachsenen in jeder Familie, die eine gelehrte Erziehung genossen haben; die Zahl derer, welche ohne eine gelehrte Erziehung etwas mehr als Lesen und Schreiben können, etwa Bengali- oder Hindi-Rechnen, Persisch und Englisch; die Zahl derer, die bloß lesen und schreiben können; endlich die Anzahl derjenigen, die nur mit Mühe buchstabiren oder ihren eigenen Namen schreiben können.

Die Zahl der Ortschaften, in welchen es eigene Schulhäuser giebt, ist äußerst gering. In den meisten Fällen hätte man Zimmer und Gebäude, in welchen die Schüler zusammenkommen, für andere Zwecke herstellen müssen, wenn auch gar keine Schule im Orte wäre. Es versammeln sich die Schüler in einer Art Capelle, die immer einer der vornehmsten Familien des Dorfes gehört und nicht nur zur Feyer der großen jährlichen Feste, sondern auch zur Beherbergung und Bewirthung von Fremden dient; sie versammeln sich in einer offenen Halle, welche als Erholungsplatz und zur Besprechung allgemeiner Ortsangelegenheiten dient. Andere kommen in der Wohnung des Hauptunterstützers der Schule zusammen, oder sie haben gar keinen besondern Platz, sondern suchen sich den ungestörtesten, am meisten geschützten Ort in der Nähe der Wohnung des Lehrers aus, etwa einen Winkel in einer Werkstätte oder den Tempel im Dorfe, vornehmlich den, welcher dem Höllenrichter geweiht ist; sie wählen den Porticus einer Moschee, die Verandah eines Hauses oder auch den Schatten eines Baumes. An manchen Orten wird während der trockenen Jahreszeit unter freyem Himmel Schule gehalten. In den Regenmonaten errichten sich diejenigen Knaben, deren Eltern es erschwingen können, ein Wetterdach aus Gras und Blättern, das auf den Seiten offen und nur oben gedeckt ist, um den Regen abzuhalten; die andern, welche sich nicht so schützen können, müssen sobald es regnet nach Hause gehen oder geduldig das Wetter abwarten. Von dem großen Nutzen guteingerichteter Schulhäuser, welche dem Lehrer eine vollständige Ueberwachung der gesammten Schülerzahl möglich machen, scheint man also im weiten Brahmanenlande nicht den entferntesten Begriff zu haben.

Die Volksschullehrer in den Provinzen Bengalen und Behar beziehen im Durchschnitt ein monatliches Einkommen von Rup. 2. 15. 7., ungefähr 2 fl. 36 kr. unseres Geldes, also kaum halb so viel als in Calcutta der gemeinste Dienstbote! Man begreift nicht, wie bey so unverhältnißmäßig niedriger Bezahlung, selbst unter einem so hochbegünstigten Himmelsstriche, ein Lehrer standesgemäß zu leben vermag!

Die Lehrer sind entweder noch junge Leute oder in mittleren Jahren, meistentheils arglos und offenherzig, aber auch arm und unwissend in hohem Grade; sonst würden sie nicht zu einer Beschäftigung greifen, die zwar, wie es scheint, ihren mäßigen Erwartungen und Ansprüchen genügt, der sie aber eben so wenig Ehre machen als sie daraus pecuniären Nutzen ziehen. Die Wichtigkeit der Aufgabe, der sie sich unterzogen, begreifen sie nicht; so etwas scheint ihnen niemals eingefallen zu seyn. Ihr Verfahren ist rein mechanisch; daß der Geist des Knaben geweckt, zur Selbstthätigkeit und eigenen Anschauung der Dinge angeregt werden müsse, ist ihnen völlig entgangen. Von einer Einwirkung auf Herz und Gemüth des Zöglings, wodurch Neigungen und Gewohnheiten veredelt, Leidenschaften und Begierden auf die rechte Bahn gelenkt werden sollen, haben sie wo möglich noch weniger einen Begriff. Die Bildung des moralischen Charakters der jungen Leute ist also rein dem Zufalle und den Verhältnissen, in welchen sie sich bewegen, preisgegeben. Alle Maaßregeln, die zur Hebung des Volksunterrichts in Hindostan getroffen werden, müssen erfolglos bleiben, so lange nicht der Ideenkreis der Lehrer erweitert und ihnen entsprechende Ansichten über die Rechte und Pflichten ihres Berufs beygebracht werden.

Adam theilt mehrere Schulbüchlein mit, welche ihres niederträchtigen schmutzigen Inhaltes wegen, jedes nicht ganz vernachläßigte Gemüth aneckeln müssen. Sie sind der Art, daß es sogar unmöglich ist, sie sämmtlich in einer deutschen Uebersetzung mitzutheilen. Folgendes Bruchstück mag hinreichen. In Versen, welche die Kinder auswendig lernen müssen, heißt es unter andern:

„Gegen einen und den andern Feind soll man sich gütig und freygebig zeigen, damit man seinen Beystand erlange einen andern Feind aus dem Wege zu schaffen. Ebenso sucht man einen im Fuße steckenden Dorn vermittelst eines andern Dorns herauszubringen.“

„In den Zeiten der Widerwärtigkeit, in welchen wir leben, geziemt es Reichthümer aufzuhäufen, doch darf man damit, wenn es die Gattin betrifft, nicht knickerisch seyn. Dem eigenen Wohlergehen muß aber sowohl das Weib wie der Reichthum hintangesetzt werden.“

„Ein Weib braucht man um einen Sohn zu bekommen, einen Sohn braucht man, daß er Leichenkuchen opfere, einen Freund braucht man, um einen Beystand zu haben in der Noth, Reichthum aber braucht man zu Allem und allenthalben.“

„Lebensmittel in Hülle und Fülle, gesunden Appetit, Geschlechtstrieb, eine schöne Frau, ein großmüthiges Herz und Vermögen — das sind die sichern Kennzeichen verdienstlicher Handlungen während eines frühern Lebens.“

„Frisches Fleisch, weichgekochter frischer Reis, Umgang mit jungen Weibern, frisch abgerührte Butter, warme Milch und laues Wasser — das sind die sechs Dinge, die uns am meisten erfreuen hienieden im irdischen Leben.“

Die bürgerliche Gesellschaft der Hindu zerfällt in drey Hauptklassen, erstlich Brahmanen, denen durch die Religionsgesetze die Betreibung aller weltlichen Geschäfte — und für diese gilt der Volksschulunterricht als nothwendige Vorbereitung — untersagt ist; zweytens diejenigen Kasten, die zwar unter den Brahmanen stehen, aber mit diesen in Berührung kommen dürfen; sie sind ausdrücklich auf den Volksunterricht angewiesen; drittens endlich diejenigen Kasten, denen als Verworfenen alle Geschäfte, zu welchen man sich durch den Volksschulunterricht vorbereitet, verboten sind. Demnach wären die erste und dritte Classe von den Wohlthaten eines solchen Unterrichts vollkommen ausgeschlossen. In der Provinz Behar nehmen auch in der That nur Wenige aus den beyden angeführten Classen der Bevölkerung an solch einem Unterricht Antheil, während in den Distrikten Bengalens sich das Verhältniß viel günstiger gestaltet.

Vor noch nicht gar langer Zeit hätte man es als eine schreyende Verletzung aller Grundsätze des Brahmanenthums angesehen, wenn Mitglieder der untern Kasten lesen, schreiben und rechnen gelernt hätten. Würde man einem alten Brahmanen, der sein Leben ferne von aller Besudelung durch Umgang mit Europäern zugebracht hat, von diesen so hoch gesteigerten Ansprüchen der gemeinen Kasten erzählen, so würde dieser Conservative es ohne Zweifel als einen der vielen Beweise der großen wachsenden Entartung des Zeitalters betrachten. Das Bestreben dieser Kasten, sich ebenfalls höhere Bildung anzueignen, ist das Resultat einer freyen Bewegung unter den Eingebornen, geschützt und gefördert von der starken Oberherrschaft der Fremden, die über die Vorurtheile und Selbstsucht der Eingebornen erhaben, allen ihren Unterthanen ohne Unterschied den Genuß gleicher Rechte gewährt.

Der Gebrauch gedruckter Bücher in der Landessprache scheint bis jetzt beynahe ganz unbekannt geblieben zu seyn. Ja noch mehr, selbst unter den Schulmeistern von Bengalen hatte kaum einer je zuvor ein gedrucktes Buch gesehen; die Ausgaben des Calcuttaer Schulbuchervereins, die Hr. Adam ihnen in die Hände gab, wurden mehr als Merkwürdigkeiten angestaunt, denn als Mittel zur Erlangung von Kenntnissen betrachtet.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Oktober.

Nro. 204. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

1) Second Report on the state of Education in Bengal. 1836.

2) Third Report on the state of Education in Bengal and Behar etc.

3) The History of the British Empire in India.

4) The Calcutta Review. Nr. I.—V

(Fortsetzung.)

So dürftig und unvollkommen auch der Unterricht in den öffentlichen Schulen ist, so ist doch, wie Hr. Adam ausdrücklich versichert, der in den Familien ertheilte Unterricht noch weit ungenügender und beschränkter. An einer Stelle seines Buches heißt es in dieser Beziehung: Der Unterricht im Hause ist im Ganzen roher und unvollkommener, weniger andauernd und systematisch als der in den Gemeinschulen. In manchen Fällen geht er nicht über das Schreiben der einzelnen Buchstaben des Alphabets hinaus, in andern höchstens bis zum Nachmalen ganzer Worte. Pandits und Geistliche begnügen sich damit, ihre Kinder Lesen und Schreiben in der Bengalisprache, Addiren und Subtrahiren, höchst selten auch die angewandte Rechenkunst erlernen zu lassen; nur wenn die Familie Grundbesitz hat, ist die Erziehung besser. Landwirthe und Geschäftsleute beschränken ihren Unterricht auf das, was sie am besten verstehen und ihnen so wie ihren Kindern unmittelbar von größerem Nutzen ist, namentlich Rechnen und Messen, so weit sie es zu ihren Geschäften brauchen. Die Aeltern stellen auch den in der Schule von einem Lehrer von Profession ertheilten Unterricht höher als den im Hause, weil bey demselben nach ihrer Meinung mit mehr Ordnung und System verfahren wird. Der Hausunterricht ist auch in der That nichts weiter als eine „in der Familie vom Vater auf den Sohn, von Geschlecht zu Geschlecht traditionell fortgepflanzte Kenntniß der Schrift und Rechenkunst.“ Manchmal macht der Vater selbst den Lehrer; manchmal ein Onkel oder älterer Bruder; zuweilen muß vertragsmäßig der Familiencaplan seine Mußestunden dem Unterrichte widmen. In einigen Dörfern, in welchen kein einziger Mensch lesen oder schreiben konnte, versicherte man dessenungeachtet Herrn Adam, die Kinder blieben nicht ganz ohne Unterricht. Auf die Frage, wer denn aber ihr Lehrer sey, antworteten die Bauern sehr naiv, „der Rentmeister gebe bey seinen periodischen Besuchen zur Eintreibung der gutsherrlichen Abgaben mehreren Kindern der Dorfbewohner einige Stunden.“

Bey dieser allgemein anerkannten Unbrauchbarkeit und der daraus folgenden Geringschätzung des Privatunterrichts, könnte man sich wundern, daß er nicht überall abgeschafft werde. Für seine Beybehaltung giebt es zwey Ursachen. Entweder sind die Leute zu arm, das Schulgeld zu bezahlen, oder sie halten sich für zu vornehm, die öffentliche Schule zu benützen, bilden sich zu viel ein auf ihren Stand, ihre Geburt oder Gelehrsamkeit, obgleich ihre Mittel nicht selten zu beschränkt sind, einen gründlichen Hausunterricht an die Stelle des öffentlichen treten zu lassen. Zu dieser Kategorie gehören Zemindare, Telukdare und die Wohlhabendern überhaupt; dann

Krämer und Handelsleute, die einigen Unternehmungsgeist besitzen und weiter blicken; die Geschäftsführer der Zemindare und Dorfschulzen, welche den Nutzen des Schreibens und Rechnens aus dem Leben kennen; manchmal auch Personen beschränkten Vermögens aber achtungswerthen Charakters, die einst in bessern Verhältnissen standen, und ihren Kindern die Mittel in die Hände geben wollen, sich emporzuschwingen. Ueberdieß lassen die Pandits ihren Kindern, die sie zum Sanskritstudium anzuhalten gedenken, vorerst zu Hause einigen Unterricht in den Anfangsgründen der Muttersprache geben.

Nirgendwo in Indien zeigt sich der Einfluß der Gelehrsamkeit in Veredlung des sittlichen und geistigen Charakters oder in einer Verbesserung der physischen Lage der niedern Schichten der Gesellschaft. Den gelehrten Brahmanen scheint es gar nie einzufallen, daß es eigentlich ihre Pflicht ist, für die Hebung und Erziehung dieser Classen etwas zu thun; denn diese sind an den Orten, wo solche Magister sich in Ueberzahl befinden, eben so unwissend und verkommen als dort, wo es gar keine gibt. Und was die Nutzbarkeit für's Leben betrifft, so hat die Gelehrtheit nicht einmal die äußern Umstände ihrer eigenen Jünger verbessert! Ihre Häuser sind eben so roh, ärmlich und unzweckmäßig, wie die der unwissendsten Bauern, und die Pfade in den Brahmanendörfern sind eben so schmal, kothig und winklicht, wie in den Wohnplätzen der niedrigsten, verachtetsten Tschafas und Tschandelas.

Ich sah, sagt Adam, Männer von anspruchslosem, ja von schlichtem, einfachem Benehmen, die mich dessenungeachtet, obgleich sie fast niemals etwas Gemeines an sich hatten, an die untersten Klassen des englischen und schottischen Bauernstandes erinnerten. Sie leben beständig halbnackt wie die Wilden, und wohnen in so elenden und erbärmlichen Hütten, daß es unbegreiflich scheint, wie ein Mensch, ohne körperlich und geistig zu verkrüppeln, in denselben es aushalten kann — und trotzdem sind viele dieser Männer wahre Adepten ihrer so schwierigen Sprache und auf's tiefste in die Grammatik eingeweiht. Sie kennen nicht bloß alle Feinheiten des Sanskrit, sondern sie sind auch mit der National-Litteratur und den Volksgesetzen genau bekannt und widmen sich den abstrusesten, tiefsten Forschungen auf dem Gebiete der Logik und Moralphilosophie.

Der Geist der Eingeboren heutigen Tages ist nicht abgestorben; er schlummert nur und fristet träumerisch sein Daseyn fort mit Trennung, Wiederverbindung und Umgestaltung der Fabeln und Speculationen vergangener Zeiten. Die Zahl der in den verschiedenen Distrikten erscheinenden Werke gibt den Maaßstab ab für die geistige Thätigkeit, die sich zwar jetzt in falscher Richtung bewegt, aber ohne Zweifel zu nützlichen Zwecken hingeleitet werden könnte. Die nämlichen Männer, welche bis jetzt ihre Gelehrsamkeit und Kräfte verschwendet haben und noch immer verschwenden, um verwickelte Alliterationen zu drechseln, um abgeschmackte, verfehlte Bilder in neue Sätze einzukleiden, die sich um metaphysische Abstractionen in nie endenden Kreisen bewegen, sie alle könnten und würden, wie sie mir selber erklärt haben, jedem von der Regierung gepflegten und geförderten wissenschaftlichen Unternehmen bereitwillig ihre Kräfte weihen.

Man kann eigentlich nicht sagen, daß der Unterricht des weiblichen Geschlechts auf einer niedern Stufe steht; denn mit sehr wenigen Ausnahmen erhalten diese Unglücklichen gar keinen Unterricht. Gänzliche hoffnungslose Unwissenheit ist durchgängig in ganz Asien, mit Ausnahme der Völker des chinesischen Culturssystems, ihr Loos. Daß auch für den Unterricht der Kinder weiblichen Geschlechts gesorgt werden müsse, daran denken die Aeltern nimmermehr; man schließt die Mädchen sogar von dem mangelhaften Hausunterrichte aus, den man zuweilen den Knaben ertheilen läßt. Unter den Hindu-Frauen ist die abergläubische Meinung im Schwange, daß ein Mädchen, das schreiben und lesen gelernt hat, bald nach der Verheirathung Wittwe wird, was bekanntlich als das größte, nur erdenkbare Unglück betrachtet wird. Dieser Aberglaube treibt besonders unter den Verheiratheten seinen Spuck, und die Männer schreiten wohlweislich nicht dagegen ein; denn man glaubt allgemein, und wohl nicht mit Unrecht, daß eine Kenntniß der Schrift den Frauen die Unterhaltung eines Liebesverständnisses erleichtere. Deßhalb werden die Mädchen nicht nur nicht zum

Lernen angehalten, sondern es wird mit großer Aengstlichkeit jegliche Neigung, die Elementarkenntnisse sich anzueignen, in ihnen erstickt, dergestalt, daß das kleinste Mädchen, welches in kindischer Spielerey die Schreibereyen des Bruders nachahmt, einen Verweis erhält. Die Muhammedaner theilen alle diese Vorurtheile der Hindu gegen den Unterricht der Mädchen, und sind übrigens meistens schon zu arm, als daß sie ihren Kindern eine Erziehung geben lassen könnten, selbst wenn sie wollten. Man kann daher unbedingt die Behauptung aufstellen, daß die ganze weibliche Jugend, im unterrichtsfähigen Alter von fünf bis zu vierzehn Jahren, ohne die geringste Kenntniß im Lesen und Schreiben aufwächst. Ausnahmen, fügt Adam hinzu, sind möglich, mir ist aber wenigstens keine bekannt geworden. Aber auch der männlichen Jugend wird dieser ungenügende, schlechte Unterricht nur höchst spärlich ertheilt. In Burdwan, dem bestangebauten unter den von Adam besuchten Distrikten Bengalens, genossen bloß 16 Proc. der schulpflichtigen Jugend einigen Unterricht: in Tirhut, dem ärmsten unter allen, gar nur $2\frac{1}{2}$ Procent. Im Ganzen durchschnittlich nicht mehr als $7\frac{3}{4}$ Proc., so daß unter 100 Kindern $92\frac{1}{4}$ im schulpflichtigen Alter ohne den geringsten Unterricht aufwachsen. Man wird nun leicht begreifen, daß da, wo solche entsetzliche Unwissenheit herrscht, auch die Armuth außerordentlich groß ist, daß die Industrie kränkelt, daß die Verbrechen überhand nehmen und die Regierung bey der Einführung neuer Gesetze, wenn diese auch noch so heilsam sind und noch so sehr auf die Verbesserung des betrübenden Zustandes hinwirken, sich nicht auf das moralische Gewicht einer aufgeklärten, unterrichteten Genossenschaft vertrauensvoll stützen kann. Die wohlwollende Regierung Großbrittaniens wird und kann einen solchen Zustand nicht länger mehr fortdauern lassen; sie wird alle Mittel aufbieten, um die durch tausendjährige Knechtung gesunkene Bevölkerung zur Menschlichkeit emporzurichten. Lord William Bentinck und, allen Nachrichten zufolge, auch der jetzige Statthalter, welcher auf der Bahn dieses trefflichen Vorfahren im Amte fortwandelt, werden von der fernen Nachwelt mehr gepriesen werden, als Clive und Warren Hastings, als Wellesley und Ellenborough.

Der denkende Leser, welcher die dicken Bände des Edw. Thornton über die Geschichte des brittischen Reiches in Indien aufschlagen würde, um sich über diese wichtigen Gegenstände der Erziehung und des Unterrichts, der Rechtspflege und der Polizey der Hindu und Muselman zu unterrichten, müßte sie alsbald unbefriedigt und verstimmt zur Seite legen. Man wird hier über keinen, das innere Volksleben berührenden Gegenstand einen sichern vollständigen Aufschluß erhalten. Thornton ist ein sehr fruchtbarer Schriftsteller; er hat schnell nach einander eine Anzahl von Werken über die verschiedensten Länder des Ostens herausgegeben, die aber, wie das bey schnellen Arbeiten gewöhnlich der Fall ist, von einer gewissen Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit, und was noch viel schlimmer ist, von auffallender Partheylichkeit nicht freyzusprechen sind. Der kundige Beobachter der zahlreichen Erscheinungen auf dem Büchermarkt zu Leipzig und Paris, zu London und Boston weiß zwar schon im Allgemeinen, daß die allgemeine Geschichte und die Länder- und Völkerkunde des Morgenlandes wohl die schwächsten, mangelhaftesten Theile der historischen Wissenschaften sind bey allen gebildeten Völkern der Erde — und zwar aus leicht begreiflichen Gründen. Die Kenner der östlichen Sprachen und Litteraturen beschränken sich beynahe durchgängig darauf, den mannigfachen Stoff zugänglich zu machen, ihn im Einzelnen zu sichten und für die umsichtigen, kritischen Forscher künftiger Zeiten zu ordnen. Die Schilderung der vergangenen und gegenwärtigen Zustände des Morgenlandes für die große Masse der Neugierigen wie für das kleine Häuflein der Denkenden, welchen gewöhnlich die seltenen Quellenwerke nicht zugänglich sind, bleibt beynahe durchgängig den Schriftstellern untergeordneten Ranges oder gar den gewöhnlichen Journalisten überlassen, welche weder die Muße haben noch die Mittel besitzen, die zur Kenntniß und Darstellung der verwickelten, uns von Schulen und Universitäten her nicht bekannten, östlichen Verhältnisse unumgänglich nothwendig sind. Man ist es deßhalb seit vielen Jahren gewohnt, in diesen Seitengängen des litterarischen Basars sehr widerlichen Erscheinungen zu begegnen, unter welchen, um dieß gelegentlich zu bemerken, die unseres Landsmannes, des

Hrn. Dr. Beurmann, sich durch anmaßliche Unwissenheit am meisten auszeichnet Man höre nur. Hr. B. wollte in seiner, voriges Jahr bey Leske erschienenen Geschichte Afghanistans: „die englische Politik in Mittelasien, die Antecedentien des Feldzuges nach Kabul, seine nächste Folge und seine Perspektive erörtern; er wollte darstellen, daß der nationale (?) Einfluß der russischen Macht die Engländer lehren wird, daß das Schwert nicht allein ihre asiatischen Interessen schützen kann, sondern daß es zu dem Ende einer humanen Politik bedarf (S. 130); es soll bewiesen werden, daß die Usbeken, die tatarischen und mongolischen Völkerschaften Afghanistans (?) Rußland näher stehen als der englischen Verfassung, und einem Charakter, der, wo er auftritt, die Merkmale der Kälte und des politischen Hochmuths herauskehrt (S. 137)."

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Zweytes Quartal. April — Juny

(Fortsetzung.)

Dr. G. Moller, Denkmäler der deutschen Baukunst. Fortgesetzt von E. Gladbach. Bd. 3. Heft 1. 2. Darmstadt 1844.

Dr. Ed. Bobril, Handbuch der praktischen Seefahrtskunde. Bd. 1. 2. Zürich 1845.

Observations des phénomènes périodiques. Bruxelles. 1843.

L. Plantamour, Résultats des observations magnétiques faites à Genève dans les années 1842 et 1843. Genève 1844.

A. v. Humboldt, Kosmos; Entwurf einer physischen Weltbeschreibung. Bd. 1. Stuttgart 1845.

Ambr. Fusinieri, Memorie sperimentali di meccanica molecolare e di una forza repulsiva novamente scoperta nella materia attenuata. Padova 1844.

Fr. Zantedeschi, Trattato del magnetismo e della elettricita. P. I. Venezia 1841.

C. J. R. Balling, die Gährungs-Chemie wissenschaftlich begründet. Bd. 1. Prag 1845.

Dr. A. Wagner, Geschichte der Urwelt mit besonderer Berücksichtigung der Menschenrassen und des Mosaischen Schöpfungsberichtes. Abth. 2. u. letzte. Leipz. 1845.

Dr. K. Th. Menke, Zeitschrift für Malakozoologie. Hannover 1845.

List of the specimens of birds in the collection of the British Museum. P. I. — III. London 1841.

Dr. H. R. Geubel, Die Gehäuse und sonstigen Gebilde der Mollusken. Frankf. 1845.

A. v. Weckherlin, Ueber englische Landwirthschaft und deren Anwendung auf andere landwirthschaftliche Verhältnisse insbesondere Deutschlands. Gekrönte Preisschrift. 2. verm. Aufl. Stuttg. 1845.

M. v. Mohl, Aus den gewerbswissenschaftlichen Ergebnissen einer Reise in Frankreich. Stuttg. 1845.

Fr. E. Gehe, Die Unterrichts- und Erziehungsanstalten in Dresden. Leipz. 1845.

J. Barth. Saint-Hilaire, De l'école d'Alexandrie. Par. 1845.

H. Vogel, Die Philosophie des Lebens der Natur gegenüber den bisherigen speculativen und Naturphilosophien. Braunschweig 1845.

Dr. H. Ritter, Geschichte der Philosophie. Th. 3. Hamburg 1845.

De Gerando, Du perfectionnement moral. Vol. 1—4. Bruxelles 1841.

J. Delorme, Vies, poésies et pensées. Bruxelles 1837.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Oktober.

Nro. 205. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

1) Second Report on the state of Education in Bengal. 1836.

2) Third Report on the state of Education in Bengal and Behar etc.

3) The History of the British Empire in India.

4) The Calcutta Review. Nr. I.—V

(Schluß.)

Der Verf. meint, „es habe im Interesse Rußlands gelegen, sich in diesen afghanischen Angelegenheiten nicht vorgeschoben(!) zu sehen. Der Schauplatz seiner Thätigkeit mußte Teheran bleiben; es mußte England einer Handlungsweise überlassen, die durch geheime Agenten, trotz aller Desavouirung fortgesetzt werden konnte (man höre!) und gegen die England am Ende nothgedrungen einschreiten mußte, aber in einer Weise, daß Rußland in's Fäustchen lachen konnte (S. 177)." Die Kunde der Thatsachen steht mit diesen tiefen staatsmännischen Ansichten und der gräulichen Schreibart, in welcher sie vorgetragen werden, auf gleicher Stufe oder ist vielmehr noch ärger beschaffen. Da ist kaum eine Seite im ganzen Buche, wo es nicht von sprachlichen, erdkundlichen und historischen Irrthümern wimmelt. Die kundigen Leser werden schon am Anfange genug haben. Er lautet: „Der Name Afghanistan, oder nach dem East India Gazetteer (welch eine Quelle!) richtiger Afghani-st-han, ist neueren Ursprunges. Ueber die Erklärung dieser Bezeichnung verlautet nichts Gewisseres (!), als daß die letzte Sylbe An so viel bedeutet wie Land." S. 13 werden wir belehrt, daß der Name Indus von Sind, Schindu herstammt und blauer oder schwarzer Strom bedeutet. S. 45 finden wir Hindker, welche indischen Ursprunges sind.

Ich halte es für ein wahres Unglück unserer historischen Litteratur, daß es nach und nach Sitte wird, selbst die Geschichte der ältesten Völker und entferntesten Länder ohne Quellenangaben darzustellen. Auch Hr. Dr. Beurmann huldigt natürlich dieser neuen Weise und hat es leicht, unter diesem Versteck ganze Actenstücke aus der Allgemeinen Zeitung sammt den Anmerkungen — sonst liebt der Verfasser es nicht, dem Texte Anmerkungen hinzuzufügen — mitzunehmen, zu welchen der Unterzeichnete in sehr genauer Beziehung steht (Vergl. Beurmann 283 folg.). Hat doch ein anderer Herr sich der Mühe unterzogen, eine Anzahl Aufsätze der Allg. Zeitung, China betreffend, abzuschreiben und sie unter seinem Namen herauszugeben! So arg, wie bey diesem deutschen Landsmann, sieht es natürlich bey Herrn Thornton, der selbst längere Zeit in Indien gewesen ist, nicht aus; doch sind, wie gesagt, seine Werke, wie die Geschichte von China, das Handbuch für Zeitungsleser über die nordwestlichen Gegenden um den Indus*) und

*) A Gazetteer of the countries adjacent to India on the North-West. London 1842. 2 Bde. 8. Eine lehrreiche, ins Einzelne eingehende Kritik dieses Werkes, offenbar von einem sehr kundigen

seine ausführliche Geschichte Indiens in vielen Beziehungen höchst mangelhaft. Hr. Th. ist ein unbedingter Diener oder Lobredner des ostindischen Hauses. Alle Begebenheiten der Begründung, alle Maaßregeln der Verwaltung des großen angloindischen Reiches sind von dem veralteten Krämerstandpunkt der ostindischen Gesellschaft aufgefaßt und dargestellt. Die Verwaltungsmaaßregeln dieser berühmtesten und erfolgreichsten Handelsgesellschaft im Verlaufe der ganzen Weltgeschichte werden beinahe ohne Ausnahme gepriesen; ja der Verfasser hat den Muth, bey allen den handgreiflichen Gebrechen der indischen Verwaltung, bey allen den freylich von ihr großentheils nicht verschuldeten Uebelständen, am Ende seines Werkes zu erklären: das angloindische Reich erfreue sich unter allen von Großbrittanien abhängigen Ländern der besten Verwaltung. Die einsichtsvollen Hindu, welche, obgleich sie zugeben und zugeben müssen, daß der jetzige Zustand ihres Landes bey weitem besser ist als der unter den einheimischen muhammedanischen Theilfürsten, sind anderer Meinung. Sie wissen, daß England jährlich wenigstens drey Millionen Pfund Sterling baaren Geldes aus Indien zieht, welche niemals mehr dahin zurückkehren (Porter, the Progress of the Nation III. 354); sie wissen, daß man erst in den letzten Jahren — Herrn Thornton's Werk endigt bereits 1835 — angefangen hat, größere Sorgfalt auf die einheimischen Erzeugnisse Hindostans zu verwenden, um die Bewohner des Landes, deren Handarbeit durch die wohlfeilen, mittelst Maschinen fabricirten, englischen Waaren vollkommen gelähmt wurde, vor einer gänzlichen Verarmung zu schützen. Diese einsichtsvollen Hindu, an deren Spitze der edle Dwarkanath Tagor steht, wissen aber auch, daß, um mit dem Dichter zu reden, des Menschen Sterne in seiner eigenen Brust sind und suchen deßhalb Alles aufzubieten, sich und ihr ganzes Volk der großen Zukunft würdig zu machen, welcher sie ohne Zweifel entgegengehen. So hat bereits die durch die Noth der Umstände hervorgerufene, genauere Beachtung der indischen Lande die heilsamsten Folgen gehabt; sie verspricht in Zukunft eine Anzahl indischer Erzeugnisse auf die europäischen Märkte zu bringen, an die man in früheren Zeiten niemals gedacht hat. Noch vor wenigen Jahren hätte man die Behauptung, daß Schaafwolle ein guter Ausfuhrartikel aus Indien werden könne, für ein eitles Mährchen gehalten; und doch wurden bereits 1841 über drey Millionen Pfund nach England ausgeführt. Der bengalische Reis konnte sich in frühern Zeiten auch bey einem bedeutenden Differentialzoll zu seinen Gunsten gegen das bessere amerikanische Erzeugniß nicht behaupten; jetzt aber, nachdem man auf die Veredlung dieses wichtigen Productes größere Sorgfalt verwendet hat, ist alle Hoffnung vorhanden, daß in den nächsten Jahren der indische Reis hinter dem von Carolina nicht zurückstehen wird (Porter III. 346). Dieselbe Bewandtniß hat es mit dem Anbau feinen Flachses und vieler andern Gegenstände.

Manne verfaßt, findet sich in dem Decemberhefte 1811 des Calcutta Review. Es wird hier die unkritische Weise in der Benutzung der Quellen scharf gerügt und eine Richtschnur zur Beurtheilung der zahlreichen Werke, die in den letzten Jahren über diese Gegenden erschienen sind, gezogen, welche mit den Ergebnissen bey der Benutzung dieser Werke zu meiner Geschichte Mittelasiens vollkommen übereinstimmt. So ist z. B. Arthur Conolly dem Verfasser ein bey weitem zuverlässigerer Zeuge als Alex. Burnes. Major Hough (Expedition to Afghanistan. London 1811), heißt es daselbst, habe bloß Sinn für die Einzelnheiten; ihm könne man unbedingt vertrauen, wenn er die Entfernung der Orte, die Anzahl der Kameele angibt, aber ein Land zu beschreiben sey seine Sache nicht.

Es würde der Raum eines kritischen Blattes nicht hinreichen, wollte man ein so umfangreiches Werk, wie die Geschichte des brittischen Indien, nur einigermaßen im Einzelnen betrachten. Man muß sich damit begnügen, das allgemeine Urtheil über dieses Werk durch einige Andeutungen und Hinweisungen auf einzelne Abschnitte desselben zu begründen. Daß ein Mann, wie Herr Thornton, dem „Verbesserer" Lord William Bentinck nicht geneigt ist, ist bloß eine natürliche Folge seiner conservativen Grundsätze; daß er aber in solch' einer gehässigen, leidenschaftlichen Sprache von dem edlen Manne spricht und auch das offenbar Gute durch schlaue Verdächtigungen herabzuwürdigen sucht, scheint eines Geschichtschreibers, ja eines wackern Mannes über-

haupt vollkommen unwürdig. Man höre nur, History V. 227, 234: „Von den Zeiten des Warren Hastings an hat die indische Regierung eine Menge Versuche gemacht, deren viele wieder aufgegeben wurden, bevor sie ins Leben traten. Neuerungen folgten auf Neuerungen mit einer Schnelligkeit, wie nicht noch einmal in irgend einem andern Lande auf Erden (!). Hätte Lord W. Bentinck nicht in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung eine Masse von Abentheuerlichkeiten begangen, so würde seine Verwaltung in der Geschichte Indiens beynahe ein leeres Blatt seyn; ja würde das Andenken daran ganz verloren gehen, so möchte die Nachwelt kaum eine Lücke entdecken, und sie würde auch in der That wenig Grund haben, diesen Verlust zu bedauern.“ Das Verbot des Verbrennens der Wittwen muß der Partheymann natürlich anführen; doch fügt er hinzu: „Bentinck hat weniger für das Wohl Indiens und seinen eigenen Ruhm gethan, als irgend ein Statthalter seit dem Anfange des Jahrhunderts, Sir Georg Barlow ausgenommen. Eitelkeit war seine große Schwäche, sein Götze der allgemeine Beyfall, welchen er dadurch zu erlangen suchte, daß er in gränzenloser Weise dem opferte, was man Zeitgeist nennt.“ Grundlose, unvernünftige Beschuldigung! Als wenn es ein Gebrechen oder gar ein Verbrechen des Staatsmannes und Fürsten wäre, nach den Bedürfnissen des lebenden Geschlechtes zu handeln! Ja, dieser edle Lord, dessen Ahnen in den rheinpfälzischen Landen wohnten, huldigte dem wahren, nach Gesetzen strebenden Geiste der Zeit; er war es, welcher 1812 eine der englischen Verfassung nachgebildete Constitution für Sicilien entwarf, die im folgenden Jahre ausgeführt wurde,*) und er war es auch, welcher die Halbinsel von dem Fuße der Alpen bis zum Mittelmeere mit unbeschreiblichem Jubel erfüllte, als seine Fahnen den Küsten sich näherten, worauf die Worte standen: Freyheit und Unabhängigkeit Italia's. Wenn England später seine Versprechungen nicht erfüllte, so ist dieß nicht die Schuld des hochsinnigen Mannes, welcher in seinem Namen handelte. Ich füge hinzu, daß der Geschichtschreiber Indiens, wir geben ihm diesen Namen, weil er sein Werk eine Geschichte nennt, unter andern die von Lord Bentinck (1835) angeordnete Aufhebung aller körperlichen Züchtigung im einheimischen, indischen Heere als eine höchst verderbliche Maaßregel schildert, welche nur einem Tollhäusler in den Sinn kommen konnte. Herr Thornton könnte sich jetzt, wenn es ihm um Belehrung zu thun ware, eines Andern, eines Bessern überzeugen aus den Streifzügen und Erinnerungen des bereits erwähnten alten englischen Offiziers, welcher den größten Theil seines Lebens in Indien zugebracht hat. Ich meine das Werk, welches den Titel führt: Rambles and recollections of an Indian Official. By Lieutenant-Colonel Sleemann. London 1844. Man vergleiche nur die unwiderlegbaren Zeugnisse alter, einheimischer Offiziere der Sipahis, welche II. 400 der Streifzüge und Erinnerungen mitgetheilt werden. Einen umfassenden, lehrreichen Artikel über die Verwaltung des Lord W. Bentinck bringt auch Nr. II. (August 1844) des Calcutta Review, welcher gegen Herrn Thornton gerichtet ist. Hr. Th. wird hier geradezu einer auffallenden Unkenntniß der ersten Regeln der Geschichtschreibung beschuldigt; es werden ihm handgreifliche Weglassungen und auffallende Partheylichkeit vorgeworfen und nachgewiesen. Man könne sich, sagt der, wie sein Artikel zeigt, in Betreff des Geistes und Gemüthes gleich tüchtige Verfasser, man könne sich kaum des Unwillens enthalten, wenn man sehe, wie sich hier Etwas als Geschichte Lord W. Bentinck's geberde, das von den kleinlichen Vorurtheilen der Leadenhallstraße strotze. Mill's Werk, so unvollkommen es ist, wird sich immer noch als die erste Geschichte Indiens unter englischer Herrschaft behaupten, und dieß zwar mit oder trotz den conservativen Erläuterungen und Zusätzen des Directors der königlichen asiatischen Gesellschaft, H. H. Wilson.

Neumann.

*) Colleta, ein alter Römer nach seinem Leben und seinen Schriften — Tacitus war sein Musterbild — sagt in Betreff dieses denkwürdigen Vorfalls in der neuern italienischen Geschichte: Il governo dispotico fu abbattuto e si diede a questo stato (Sicilia) novella costituzione, mercedi al popolo, freno al sovrano. Viele Bewegungen des modernen Italiens hängen mit dieser sicilianischen Constitution und mit den Bestrebungen Lord Bentinck's zusammen.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Zweytes Quartal. April — Juny.

(Fortſetzung.)

Th. Per. Courtenay, Commentaries on the historical plays of Shakspeare. Vol. 1. 2. Lond. 1840.

The Mabinogion, from the Llyfr Coch o Hergest and other ancient Welsh manuscripts, with an english translation and notes by Ch. Guest. Part VI., containing Branwen the daughter of Llyr, Manawyddan the son of Llyr, and Math the son of Mathonwy. Lond. 1845.

Dr. C. F. Nazierſky, Ditleb von Alnpeke. Ergänzung des von Dr. Lib. Bergmann herausg. Fragments einer Urkunde der älteſten Livländiſchen Geſchichte in Verſen nach der Heidelberger Handſchrift jener Reimchronik. Riga 1841.

Alligh. Dante, Epistole, edite ed inedite, aggiuntavi la dissertazione interno all'acqua e alla terra e le traduzioni respettive a riscontro del testo latino con illustrazioni e note di diversi per cura di Alessandro Torri. Livorno 1842.

Rich. Bentley, The correspondence. Vol. 1. 2. Lond. 1842.

Theophilus Presbyteri et monachi libri III. seu diversarum artium schedula op. et studio C. de l'Escalopier. Par. 1843.

J. v. Türckheim, Betrachtungen auf dem Gebiete der Verfaſſungs- und Staatenpolitik. Bd. 2. Freiburg 1842.

P. S. Mancini, Della suscettibilità di miglioramento ne fondi come elemento della loro valutazione memoria. Mil. 1841.

Fr. W. Heidenreich, Elemente einer mediciniſchen Phyſik. Heft 1. Leipz. 1843.

Dr. A. Botter, praktiſche Abhandlungen über Sinnestäuſchungen, phyſiſch-gerichtliche Medicin und Syphilis. Osnabrück. 1841.

Dr. E. v. Bibra, Chemiſche Unterſuchungen über die Knochen und Zähne des Menſchen und der Wirbelthiere. Schweinfurt 1844.

Dr. H. Parrot, Histoire de l'épidémie de suette miliaire, qui a régné en 1841 et 1842 dans le Département de la Dordogne. Par. 1843.

Dr. L. W. Mauthner, Die Krankheiten des Gehirns und Rückenmarks bey Kindern. Wien 1844.

N. Bingham, Observations on the religious delusions of insane persons. Lond. 1841.

Dr. L. P. A. Gauthier, Observations pratiques sur le traitement des maladies syphilitiques par l'iodure de Potassium. Par. 1845.

H. Klencke, Die Störungen des menſchlichen Stimm- und Sprachorgans und deren rationelle Heilung. Caſſel. 1844.

H. D. L. Fr. Haſſenpflug, kleine Schriften juriſtiſchen Inhalts. Th. 1. Leipz. 1845.

Dr. H. R. Gneiſt, Die formellen Verträge des neueren römiſchen Obligationenrechts in Vergleichung mit den Geſchäftsformen des griechiſchen Rechts. Berl. 1845.

Dr. Fr. Rühs, Ueber die Geſetze der Weſtgothen. Greifswalde. 1801.

J. A. L. Fürſtenthal, Das preußiſche Civilrecht. Königsb. 1842.

W. Th. Richter, Codex des im Königreiche geltenden Kirchen- und Schulrechtes. Leipz. 1840.

Nic. Rocco, Dell' uso e autorità delle leggi del regno delle due Sicilie. Napoli 1837.

Dr. Ch. E. Weiß, Criminalgeſetzbuch für das Königreich Sachſen. Bd. 2. 3. Dresd. 1841.

Tables showing the number of criminal offenders in England and Wales in the year 1843. Lond. 1844.

A. C. H. Braun, Hauptſtücke des öffentlichen mündlichen Strafverfahrens. Leipz. 1845.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845. Nr. 45.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Oktober.

Nro. 206. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

Sitzung am 30. August.

Abhandlung des Hrn. Dr. Kunstmann über die letzten Lebenstage des Infanten Heinrich des Seefahrers.

Die Lebensgeschichte des großen Mannes, welchem das Christenthum seine Ausbreitung in ferne Länder, Portugal eine neue, lange behauptete Stellung unter den Staaten Europa's verdankt, hat bisher noch keinen Bearbeiter gefunden, der uns ein vollständiges Bild von dem ausgedehnten Wirken des Infanten geliefert hätte. Der Einzige, der es bisher unternommen hat, das Leben des Infanten Heinrich zum Gegenstande einer selbstständigen Arbeit zu machen, ist Franzisko Jose Freire, aus der Congregation des heiligen Philippus Neri; er schrieb unter dem Namen Candido Lusitano*).

Freire's Werk ist in sprachlicher Beziehung vollkommen gelungen zu nennen, in geschichtlicher aber läßt es Vieles zu wünschen übrig, da es dem Verfasser mehr um eine glänzende Darstellung in großen Zügen, als um eine in das Detail urkundlicher Belege und handschriftlicher Quellen, die vor der Zerstörung Lissabon's noch reichlich vorhanden waren, eingehende Untersuchung zu thun war.

*) Vida do Infante D. Henrique. Lisboa 1758. 4.

Wie groß auch der Schaden ist, den die Geschichtsforschung Portugal's im Jahre 1755 durch das Erdbeben deßhalb erlitten hat, weil gerade in den Privatbibliotheken alter Familien zu Lissabon werthvolle Papiere über die Seereisen der Portugiesen enthalten waren, so hat sich dennoch theils in dem Archive selbst, das durch seine abgesonderte Lage in einem Thurme des Castells St. Georg zu Lissabon von dem allgemeinen Unglücke verschont blieb, theils in Provinzialarchiven Manches erhalten, worauf sich die Aufmerksamkeit des Forschers noch richten kann.

Unter die merkwürdigeren Archive der Provinzen, die erst in neuerer Zeit mit dem allgemeinen Archive vereinigt wurden, gehört auch das früher zu Thomar befindliche Archiv des Christusordens, in welchem sich eine Reihe von Urkunden über die letzten Lebenstage des Infanten Heinrich erhalten hat.

Der Christusorden trat in Portugal an die Stelle des Templerordens. Wie die Templer beschäftigten sich auch die Christusritter mit der Bekämpfung der Mauren. Besonders aber wollte König Diniz Algarve als ein Gränzland gegen die Ungläubigen schützen, deßhalb wies er dem neuen Orden das feste Castro Marim als Sitz an und Papst und König vereinigten sich, wie die Stiftungsbulle zeigt, in dieser Bestimmung über den Wirkungskreis des Ordens.

Als Algarve nicht mehr von feindlichen Einfällen bedroht war, verlegte der sechste Großmeister des Ordens Dom Nuno Rodriguez (1356) den Sitz des Ordens nach Thomar.

Portugal's erster König Affonso Henriquez hatte den Tempelherren das Gebiet von Ceva überlassen, in diesem Gebiete bauten sie da, wo einst das alte Nabantium gestanden haben soll, das Schloß und den Flecken Thomar, die nach der Aufhebung des Tempelordens an den Christusorden übergiengen.

Auf Thomar richtete der Infant Heinrich, als er der achte in der Reihe der Großmeister die Leitung der Ordensangelegenheiten übernahm, gleich Anfangs sein Augenmerk. Das Schloß zu Thomar hatte den Templern nicht zum Ordenshause, sondern nur zum Schutze des Fleckens gedient. Der Infant erwählte es für die erstere Bestimmung; deßhalb ließ er die engen Räume desselben erweitern, statt des kleinen dort befindlichen Oratorium's eine Kirche errichten, für die Zwecke des Ordens ein Kapitelhaus und zur größeren Befestigung einen neuen Thurm bauen. Nicht minder sorgte er auch für den Flecken, er erwarb ihm gegen eine Abgabe an den Orden die Rechte eines Marktes, ließ für das Unterkommen fremder Kaufleute ein eignes Gebäude errichten, und gründete ein großes Spital.

Hierauf dachte er daran, dem Orden selbst eine neue Thätigkeit zu eröffnen, da der eigentliche Zweck der Einsetzung mit der Vertreibung der Ungläubigen bereits erfüllt war.

Nach der Eroberung Ceuta's (1415) hatte der Infant theils von Gefangenen, theils von Kaufleuten Kunde über Afrika eingezogen, außerdem aber wird ihm von einigen Schriftstellern die Kenntniß von Karten beygelegt, auf welchen der Seeweg nach Indien bereits vorgezeichnet gewesen sey, namentlich erwähnt Antonio Galvaõ einer Karte, deren Verfertigung in das Jahr 1408 gesetzt wird, welche das Cap der guten Hoffnung enthalten habe.

Diese Annahme ist zwar häufig bestritten worden, indessen hält Referent dafür, daß sie die richtige sey und stützt sich hiefür besonders auf den zwischen Castilien und Portugal am 30. Oktober 1431 zu Medina del Campo geschlossenen Frieden.

In diesem Vertrage verspricht Castilien, die Portugiesen in dem Besitze der Länder und Inseln, welche sie bereits entdeckt hätten oder noch entdecken würden, nicht zu stören. Von den Inseln werden die von Madeira, die Azoren und die von Cabo Verde namentlich angeführt, obgleich die Geschichte der Entdeckungen berichtet, Diniz Fernandos habe erst im Jahre 1444 das große Cap, welches die Alten promontorium Arsinarium nannten, entdeckt und Cabo Verde genannt. Referent hat zwar das Original dieses Friedensvertrages nicht selbst eingesehen, sondern sich nur an den Abdruck gehalten, welchen Soares da Silva in seiner Geschichte König Johann's I. giebt (memorias de D. João I. T. IV. p. 330); allein Soares da Silva versichert, das Original vor sich gehabt zu haben und Niemand hat noch die Richtigkeit der von ihm gegebenen Copie bestritten.

Der Verfasser der Annalen der portugiesischen Marine, Ignacio da Costa Quintella hat zwar versucht den Ausdruck ilhas do Cabo Verde auf eine andere Weise zu erklären, indem er bemerkt, es seyen hier nicht wirklich die Inseln von Cabo Verde, sondern nur Gorea und andere Inselchen in der Nähe des Cap's zu verstehen; allein auch diese Erklärung setzt voraus, daß man im Jahre 1431 bereits die Kenntniß von Ländern gehabt habe, welche erst weit später von den Portugiesen in Besitz genommen wurden, und rechtfertigt gleichfalls die Annahme von dem Daseyn der oben erwähnten Karte.

Die Geschichte der portugiesischen Schiffahrt vor dem Infanten Heinrich liegt zwar sehr im Dunkeln; daß man aber auch schon im vierzehnten Jahrhunderte über das Cap Nom hinausgekommen sey, hat der gegenwärtige beständige Sekretär der Akademie zu Lissabon Joaquim Jose da Costa de Mazedo bewiesen.

Als Papst Clemens VI. dem D. Luiz de la Cerda die kanarischen Inseln verliehen hatte, empfahl er ihn dem Könige von Portugal Alphons IV., damit dieser ihn bey der Besitzergreifung unterstützen möge. Aus der Antwort, welche der König am 12. Februar 1345 gab, geht hervor, daß er selbst diese Inseln sich zur Eroberung ausersehen hatte, denn er schreibt an Clemens VI. über dieses Vorhaben: cogitatum nostrum jam ad effectum perducere cupientes, gentes nostras et naves aliquas illuc misimus ad illius patriae conditionem explorandum: quae ad dictas insulas

accedentes, tam homines quam animalia et res alias per violentiam occuparunt, et ad nostra regna cum ingenti gaudio apportarunt. Verum cum ad praefatas insulas expugnandas armatam nostram mittere curaremus cum militum et peditum multitudine copiosa, guerra primum inter nos et regem Castellae, deinde inter nos et reges Saracenos suborta nostrum propositum impedivit. Nach einer Mittheilung, welche Ciampi im Jahre 1827 aus einem Autograph des Boccaccio gab, hatte diese Expedition im Sommer des Jahres 1341 stattgefunden*).

Zu der Entdeckung neuer Länder wollte sich nun der Infant des Christusordens bedienen, von seinem Vater Johann I. erwirkte er hiezu die Erlaubniß, vom Papst Eugen IV. aber und seinen Nachfolgern Calixt III. und Nicolaus V. erhielt er für den Orden das Patronatsrecht und die geistliche Jurisdiction in allen neu entdeckten Landern.

Mit den Einkünften der Großmeisterwürde und den Mitteln, die ihm der Orden darbot, ausgestattet, sendete er nun zur Verherrlichung des Vaterlandes und zur Erneuerung des Ruhmes, den der Orden in früherer Zeit erworben hatte, seine Ordensritter auf Entdeckungen aus und setzte diese Unternehmungen fort bis in die letzten Tage seines Lebens.

Was aber der päpstliche Stuhl dem Orden im Allgemeinen als Recht ertheilt hatte, das wollte der Infant ihm im Einzelnen sichern und diese Vorsorge hat jene Reihe von Urkunden veranlaßt, welche sich aus den letzten Lebenstagen des Infanten im Archive des Ordens vorfinden und den Monaten September und Oktober des Jahres 1460 angehören. Wie weit die Entdeckungen des Infanten in diesem Jahre sich erstreckten, läßt sich nicht genau bestimmen; Cadamosto war schon im Jahre 1446 auf seiner zweyten Seereise bis an einen Fluß gekommen, den man für den südlichen Arm des rio das ancoras hält; in demselben Jahre war auch Alvaro Fernandes meer als hundert Meilen über das grüne Vorgebirg hinaus bis an einen Fluß gekommen, den er rio de Tabite nannte, der aber auf mehreren Karten rio de lago heißt.

Im Jahre 1462 entdeckten Pedro de Cintra und Soeiro da Costa ein Cap, welches sie Cabo da Verga nannten, das unterm 10° 4′ N. B. und 4° 51′ O. L. liegt.

Leider fehlen aber vom Jahre 1448 an, mit welchem Gomes Fannes de Azurara seine Chronik über die Entdeckung der Guinea schließt, bis zum Jahre 1460 über die inzwischen gemachten Reisen alle Nachrichten und selbst die Geschichte der bis zu dem Jahre 1448 aufgefundenen Länder und Inseln wird sowohl was die Zeit der Entdeckung und Bevölkerung, als was die Benennung der Inseln betrifft, sehr verschieden dargestellt. Insbesondere scheint die Benennung der Inseln häufig verändert worden zu seyn, so daß einige Namen derselben für unsere Zeit ganz unverständlich geworden sind, wie dieß in einer Urkunde, welche der Infant am 18. September des erwähnten Jahres in seiner Villa bey Sagres in Algarve ausstellen ließ, der Fall ist. In dieser Urkunde schenkt der Infant dem Könige Alphons V. seinem Neffen die Inseln S. Louis, S. Dinis, S. Jorge, S. Thomas und S. Eiria, die geistliche Jurisdiction über dieselben aber behält er dem Christusorden vor, der Zehente von allen Erträgnissen soll zwischen beyden getheilt werden; die Seelsorge soll der Orden in soweit übernehmen, daß er einen Vikar, der vom Könige präsentirt und vom Orden bestätigt wird, nach jeder Insel abschicke und für dessen Unterhalt sorge, dem Könige aber solle es freystehen, außer den Vikarien des Ordens auch andere Cleriker nach den Inseln zu senden. Die Vikarien des Ordens verpflichtete der Infant in dieser, wie in allen übrigen für die

*) Man vergl. Historia e memorias da academia real das sciencias de Lisboa. Tomo VI. Parte I. Lisboa 1819. pag. 1. segu. memorias para a historia das navegacoes e descobrimentos dos Portuguezes por Joaquim José da Costa de Macedo mit dem Anhange in Tomo XI. Parte II. Lisboa 1835 pag. 177. segu. und über den Vertrag von Medina del Campo Annaes da marinha portugueza por Ignacio da Costa Quintella. Lisboa 1839. Tomo I. pag. 76 seq.

überseeischen Besitzungen ausgestellten Urkunden, jeden Samstag für ihn eine Messe zu lesen.

In seinem Testamente spricht der Infant gleichfalls von diesen fünf Inseln, indem er sagt, daß er auf einer jeden derselben eine Kirche, dem Heiligen gewidmet, dessen Namen die Insel trage, errichtet habe.

Noch einmal geschieht dieser Inseln in einer Urkunde Erwähnung, in welcher König Alphons V., am 3. December 1350, während er sich zu Evora aufhielt, seinem Bruder, dem Infanten Ferdinand und dessen älteren Sohne, mehrere Inseln mit denselben Rechten überläßt, wie sie sein Oheim, der verewigte Infant Heinrich, gehabt habe. Die Namen dieser Inseln, wie sie im Texte der Urkunde auf einander folgen, sind: Madeira, Porto Santo, Deserta, S. Luiz, S. Diniz, S. Jorge, S. Thomaz, Santa Egrêa, Jesu Christo, Graciosa, S. Miguel, Santa Maria, S. Jacobe, S. Filippe, de las Magaes, S. Christorao und Ilha Lana. Von diesen gehören die ersten drey zur Inselgruppe von Madeira, fünf andere zu den Azoren und vier zum Archipel von Caboverde, unerklärlich bleiben aber die Namen: S. Luiz, S. Diniz, S. Thomaz und Santa Eyrêa, zu welchen noch die zuletzt genannte Ilha Lana hinzukömmt, Namen, welche von dieser Zeit an nicht wieder vorkommen.

Der gelehrte Patriarch von Lissabon, Franziśko de San Luiz, hat die Vermuthung aufgestellt, es dürfte unter der ersten dieser Inseln die am Senegal liegende jetzt den Franzosen gehörige Colonie St. Louis gemeint seyn*), Referent aber glaubt, daß der Inhalt des Testamentes, welches der Infant Heinrich am 22. Oktober 1460 niederschreiben ließ, dieser Hypothese entgegenstehet.

Mit diesem Testamente ist eine Urkunde vom 13. Oktober verbunden, in welcher der Infant alle jene Ordenskaplaneien namentlich anführt, in welchen für ihn gebetet werden soll. Man lernt aus derselben zugleich alle Kirchen kennen, welche der Infant gründete, und sie liefert deßhalb einen für die Kirchengeschichte der portugiesischen Colonien zwar kleinen, aber weil die Anfänge derselben ganz im Dunkel liegen, wichtigen Beytrag. Diese Kirchen sind nach der Zeitfolge ihrer Gründung angegeben folgende: Santa Maria da Afrika in der Stadt Ceuta, Santa Maria de Bethlehem in Restello jetzt Belem bey Lissabon, Santa Catharina außerhalb der Villa des Infanten bey Sagres mit der Kapelle Santa Maria innerhalb dieser Villa, Santa Maria da Misericordia in der Stadt Alcacer Ceguer in Nordafrika, Santa Maria auf der Insel Madeira, auf welcher er später noch andere hier nicht namentlich genannte gründete, die Kirchen auf den Inseln Porto Santo und Deserta, die Kirchen S. Luiz, S. Diniz, S. Jorge, S. Thomas und S. Eiria auf den Inseln gleiches Namens, die Kirche Jesu Christo auf der Insel Jesu Christo und eine ungenannte auf der Insel Graciosa, endlich die dem heiligen Michael und der heiligen Jungfrau gewidmeten Kirchen auf den gleichnamigen Inseln San Miguel und Santa Maria.

Aus diesem Verzeichnisse ersieht man, daß der Infant bis zu seinem letzten Lebensjahre auf keiner andern Insel, als auf dem Archipel der Azoren und der Inselgruppe von Madeira Kirchen gegründet hatte. Da nun selbst auf den Inseln von Caboverde, die der Infant in Besitz genommen hatte und bevölkern ließ, im Jahre 1460 noch keine Kirche bestand, so ist es um so unwahrscheinlicher, daß dieß auf St. Louis am Senegal stattgefunden habe, auf einer Insel, von welcher uns kein Schriftsteller berichtet, daß sie jemals von den Portugiesen in Besitz genommen worden sey.

(Fortsetzung folgt.)

*) Indice chronologico das navegaçoēs, viagens, descobrimentos, e conquistas dos Portuguezes nos paizes ultramarinos. Desdeo principio do seculo XV. Lisboa 1841. 8. p. 48 seq.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 46.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Oktober.

Nro. 207. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

Sitzung am 30. August.

Abhandlung des Hrn. Dr. Kunstmann über die letzten Lebenstage des Infanten Heinrich des Seefahrers.

(Fortsetzung.)

Referent zieht aus der Reihenfolge, in welcher diese Inseln in der Urkunde Alphons V. zwischen Madeira, Porto Santo und Deserta und vier Inseln der Azoren stehen und aus dem Umstande, daß mitten unter ihnen sich die Insel S. Jorge gleichfalls dem Archipel der Azoren angehörig befindet, welche noch heute diesen Namen führt, den Schluß, daß damals jene Inseln S. Luiz, S. Diniz, S. Thomaz und S. Eiria hießen, welche gegenwärtig Pico, Fagal, Corro und Flores genannt werden.

Wie sehr überhaupt die Inseln der Azoren ihre Benennung wechselten, zeigt sich aus einer andern an demselben Tage, wie die zuerst erwähnte, ausgestellten Urkunde, durch die der Infant dem Christusorden bestätigt, daß er ihm früher schon die geistliche Jurisdiction auf den Inseln Graciosa und Jesu Christo, so wie dem Infanten Ferdinand die weltliche über dieselben gegeben habe.

Auf unsern Karten findet sich keine der Azoren unter dem Namen Christusinsel angemerkt, Thatsache aber ist, daß die jetzt nach der Zeit ihrer Entdeckung, vielleicht sogar nach der ihrer wiederholten Auffindung Terceira (d. h. die dritte), genannte Insel einst den Namen Christo Jesu führte, weil sie an einem Feste des Herrn entdeckt worden seyn soll; frühe muß jedoch dieser Name geändert worden seyn, weil schon auf den ältesten Karten die jetzige Benennung angebracht ist.*)

Mehr als auf den übrigen Azoren hatte der Infant schon vor vielen Jahren dem Orden auf den Inseln Santa Maria und San Miguel gegeben; auf diesen, hatte er ihm außer der geistlichen Gewalt auch die weltliche Gerichtsbarkeit überlassen. Die peinliche sowohl als die bürgerliche Gerichtsbarkeit sollte von dem Orden ausgeübt werden, nur bey Urtheilen auf Todesstrafe oder Verstümmelung der Glieder (resalvando talhamento de membro ou morte de homem) wurde der Appellation an den königlichen Gerichtshof (casa do civil) in Lissabon Statt gegeben. Die Urkunde, welche die frühere Schenkung erneuert, ist, wie die früheren, am 18. September 1460 in der Villa des Infanten ausgestellt.

Auf gleiche Weise bestätigte er an demselben Tage die dem Orden schon früher verliehene, geistliche Jurisdiction auf den Inseln Madeira, Porto

*) Annaes da marinha portugueza por Ignacio da Costa Quintella. Lisboa 1839. 4. Tom. I. pag. 109. Terceira — Teve primeiro o nome de ilha de Jesus Christo, por ser descoberta (não se sabe o anno) em dia dedicado á celebração de algum mysterio: depois prevaleceo o nome de Terceira, que lhe pertencia na ordem dos descobrimentos destas ilhas; tambem se ignora o seu descubridor.

Santo und Deserta und schenkte ihm die Kirche zu Belem.

Auch für die Guinea stellte er dem Orden eine Urkunde aus, in der er jedes Recht der geistlichen Jurisdiction, welches er auf dem Wege des Patronats oder aus sonst einem Rechtstitel erworben haben könnte, demselben abtritt.

Der Name Guinea bezeichnete damals nicht, wie gegenwärtig, den südlich von Sierra Leone liegenden Theil von Westafrika mit dem Meerbusen, von dem man nur wenige, vielleicht nur fabelhafte Nachrichten hatte, sondern wurde in einem weit ausgedehnteren Sinne gebraucht. Am Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts nannte man die Küste am Kap Bojador und das Land südlich von demselben Guinea. Dieß zeigt sich aus der im Jahre 1402 von Bontino und la Verrino, Kaplänen des Johann von Betencourt, verfaßten Geschichte der Entdeckung der kanarischen Inseln, in welcher dieser Strich Guinoye genannt wird, der auf den 1375 verfertigten, katalanischen Karten Ginya heißt.*)

Nicolaus V. spricht in der Bulle, die er im Jahre 1454 zu Gunsten der Entdeckungen des Infanten Heinrich erließ, in eben diesem Sinne von der Guinea, indem er sagt: ipsamque conquestam, quam a capitibus de Bojador et de Naon usque per totam Guineam et ultra versus illam meridionalem plagam extendi, harum serie declaramus etiam ad ipsos Alfonsum regem et successores suos ac infantem, et non ad alios aliquos spectasse et pertinuisse, ac in perpetuum spectare et pertinere jure.

Mit denselben Worten bestätigt Calixt III. (13. März 1455) die Bulle seines Vorgängers Nicolaus und überträgt auf Bitten des Infanten und des Königs dem Christusorden die geistliche Jurisdiction a capitibus de Bojador et de Nam usque per totam Guineam et ultra illam meridionalem plagam usque ad Indos.

König Alphons hatte, um den Papst desto eher zur Erfüllung dieser Bitte zu bewegen, dem Orden schon ein Jahr vorher (1454 7. Juny) eine Urkunde ausgestellt, in welcher er ihm in den schon eroberten und noch zu erobernden Ländern Gätuliens, der Guinea, Nubiens und Aethiopiens dieselben Rechte verleiht.*)

Dem Infanten Heinrich gab Alphons auf Lebensdauer den Besitz der Guinea mit allen Einkünften und Rechten, der Infant aber überließ dem Orden statt des Zehenten den zwanzigsten Theil von Allem, was dort aus der Fischerey, an Gold, durch Sklavenhandel, oder Verkauf an Waaren gewonnen werden würde, einen gleichen Antheil aber behielt er mit Einstimmung des Königs sich und nach seinem Tode der Krone vor.

Mit der Schenkung der geistlichen Rechte in der Guinea schließt sich der Inhalt derjenigen Urkunden, welche der Infant dem Orden an einem Tage (18. September) über dessen Rechte auf den neu entdeckten Ländern ausstellen ließ; doch endigte damit nicht die Vorsorge, welche er für den Orden trug, denn gleich am folgenden Tage ließ er eine Urkunde ausfertigen, worin er eine vor geraumer Zeit gemachte Stiftung einer Commende, über welche der Orden von ihm bisher keine schriftliche Ueberweisung erhalten hatte, wiederholt erklärte.

*) Histoire de la premiere descouverte et conqueste des Canaries faite dés l'an 1402 par Messire Jean de Bethencourt, chambellan du roy Charles VI. Escrite du temps mesme par F. Pierre Bontier, religieux de S. François et Jean le Verrier Prestre, domestiques du dit sieur de Bethencourt. Et mise en lumiere par M. Galien de Bethencourt, conseiller du Roy en sa cour de Parlement de Roüen. Plus un traicté de la navigation et des voyages et conquestes modernes, et principalement des François. A Paris chez Michel Soly, 1630. 8. chap. 56 und chap. 82 vergl. mit chap. 89. Man vergleiche auch Santarem memoria sobre a prioridade dos descubrimentos portuguezes na coste d'Africa occidental etc. Paris 1841. 8. pag. 160.

*) Sousa historia genealogica da casa real portugueza. Provas. T. II. pag. 445 hat diese Urkunde abgedruckt; Alphons V. sagt in derselben vom Christusorden: pera todo sempre aja daquellas prayas, costas, ilhas, terras conquistadas e por conquistar, e de Gazulla, Guinea, Nubia, Ethiopia, e per quaesquer outros nomes que sejam chamadas, toda espiritual administracons etc.

Der Inhalt derselben betrifft die Kirche Santa Maria da Afrika in Ceuta.

Der Infant hatte am 2. September 1417 mit seinem Vater, dem Könige Johann, die Stadt Ceuta, bey deren Einnahme er den Ruhm seiner Waffen begründete, verlassen, um nach Portugal zurückzukehren. Zur Vertheidigung der erst den Mauren entrissenen Stadt hatte er aber mehrere Ritter und Knappen aus seinem Gefolge zurückgelassen, unter ihnen einen Edelmann Joaõ Pereira; diese hatten aus seinem Auftrage eine Kirche gegründet, für welche der Infant ihnen ein Bild der heiligen Jungfrau übersandte, ihr den Namen Santa Maria da Afrika gab und sie zur Ordens-Commende erhob. Vier Commenthuren dieser neuen Stiftung führt die Urkunde an, der erste war Diego Alvarez, ihm folgten Ruy de Faarom und Estereanes Montanha, alle bereits verstorben: im Besitz der Commende befand sich, als der Infant die Stiftung bestätigte, Alvaro de Sa.

An demselben Tage (19. September) ließ der Infant eine andere Urkunde ausfertigen, in welcher er die von ihm erbaute und nach ihm benannte villa do Infante dem Könige Alphons als Eigenthum bestimmt, die geistliche Jurisdiction über dieselbe aber dem Christusorden überträgt.

Der Infant hatte bemerkt, daß viele Fahrzeuge am Cap von Sagres (promontorium sacrum) öfters wegen Mangels an günstigem Winde stille liegen mußten, wo sie, wenn dieser Aufenthalt lange dauerte, nicht nur Lebensmittel sondern selbst Wasser entbehrten, da sich anderthalb Meilen weit kein bewohnter Ort fand, und bey Sterbefällen ihre Todten in den Schluchten am Ufer beerdigten. Von Mitleid bewegt, ließ er unter der Regierung desselben Königs, dem er die Villa als Eigenthum überließ, auf dem Cap, welches für die Seeleute, die von Westen nach Osten schiffen, vor dem Cap von Sagres liegt und Terçanabal genannt wurde, eine Villa bauen und gab ihr den Namen Villa des Infanten.*)

*) E movido da piedade, sagt der Infant in dieser Urkunde, entendendo quanto serviço nello faria a deos e a el rey meu sennor e bem edificar huma villa no outro cabo, que ante do dito cabo de Sagres estaa aosque vem de ponente pera levante que se chamava Terçanabal, aa qual pus nome villa do Ifante. Silva Lopes in der Corografia do reino do Algarve, Lisboa 1811, 4., pag. 211, nimmt die Gründung der Villa Sagres und die der Villa des Infanten als die einer und derselben Villa an, und behauptet eben so irrig, der Infant habe seiner Villa den Namen Terçanabal beygelegt, während doch aus der angeführten Stelle hervorgeht, daß dieß der Name des zunächst liegenden Cap's ist. Silva Lopes sagt von der Villa Sagres: foi fundada no anno de 1419 pelo famoso infante D'Henrique depois que voltou de Ceuta, com o nome de Tersanabal ou Villa do Infante; allein aus der von mir benützten Urkunde geht hervor, daß die Villa des Infanten erst unter der Regierung Alphons V. gegründet wurde, denn es heißt von der Zeit der Gründung: a qual villa eu fiz per autoridade de el rey Dom Afonso meu sennor e sobrinho, que deos mantenha, elhe offereci e fiz serviço della, que per meu faleormento lhe ficasse e a seus successores etc.

Gegen das Ende des Septembers (22.) ließ der Infant, welchem sein Vater die Stadt und das Gebiet von Viseu mit dem Titel eines Herzogthumes übergeben hatte, dem Domkapitel dieser Stadt die Einkünfte, welche er von dem Markte, den er bey dieser Stadt eingeführt hatte, erhob, abtreten und errichtete am letzten September eine Stiftung in der Kapelle des Klosters Batalha, in welcher er begraben werden wollte, damit täglich in derselben drey Messen zum Heile seiner Seele gelesen werden könnten.

An demselben Tage übergab er auch dem Commenthur von Thomar gegen einen jährlichen Bezug von sieben Mark Silber die Aufsicht über alle Stiftungen, die er zum Heile seiner Seele und für die Verstorbenen aus dem Orden gemacht hatte und empfahl den nachfolgenden Großmeistern, den Commenthur, wenn er hierin nachläßig seyn sollte, zu seiner Pflicht anzuhalten.

Alle diese Urkunden wurden in dem Archive des Ordens zu Thomar niedergelegt. König Seba-

stian ertheilte am 16. Dezember 1566 dem Dezembergador der Krone und Doktor der Rechte Pedro Alvares den Auftrag, alle auf den Christusorden bezüglichen Urkunden in einem eigenen Werke zu sammeln. Dieses Werk, welches den Titel führt: liber compilationis scripturarum ordinis militiae domini nostri Jesu Christi, wurde niemals gedruckt; es kam, als die Güter des Ordens veräußert wurden, von Thomar nach Lissaben, wo es sich im königlichen Archive befindet; aus ihm hat Referent die hier gegebenen Auszüge entnommen.

Am 9. Oktober ließ der Infant eine fernere Meßstiftung in der Kirche Santa Maria de Misericordia zu Alcacer Ceguer errichten.

Papst Eugen V. hatte am 9. Januar 1445 durch die Bulle etsi suscepti cura regiminis (abgedruckt bey Sousa loc. cit. Provas T. I. pag. 442) die Kirche Santa Maria de Afrika in Ceuta dem Christusorden übergeben und bestimmt, daß sie über Valdanger, Tetuan und Alcacer Ceguer, wenn diese von den Portugiesen erobert seyn würden, pfarrliche Rechte haben sollte. Am 21. Oktober 1458 wurde Alcacer Ceguer von den Portugiesen eingenommen, und noch am nämlichen Tage stellte König Alphons V. dem Orden eine Urkunde aus, in welcher er die Bulle des Papstes bestätigte und auf das Patronatrecht, welches die Krone in Anspruch nehmen könnte, für sich und seine Nachfolger verzichtete. In der schon angeführten Urkunde über die Kirche Santa Maria de Afrika in Ceuta erzählt der Infant: gleich nach der Einnahme von Alcacer Ceguer, bey welcher er mitgekämpft hatte, habe man die größte Moschee der Stadt in eine christliche Kirche umgewandelt, und ihr den Namen Santa Maria da Misericordia gegeben, sein Neffe, der König, habe ihn beauftragt, sie in Besitz zu nehmen, und er habe dieß auch in seinem und des Ordens Namen gethan und sogleich einen Vicar für dieselbe ernannt.

In der Urkunde vom 9. Oktober beauftragt er diesen Vicar (Lopo Afonso meu capellão e vigairo em a villa Dalcacer em Africa), alle Samstage ebenso, wie er dieß auf den Inseln verordnete, eine Messe für ihn zu lesen; dieselbe Bestimmung hatte er schon früher für Valdanger und Tetuan getroffen, wenn diese in die Gewalt der Portugiesen kommen würden.

Die Reihe dieser Urkunden schließt sich mit einer Meßstiftung in der Conventskirche zu Thomar, gemäß welcher in derselben hundert Messen für ihn gelesen werden sollten (22. Oktober). Am Ende desselben Monats (28. Okt.) ließ der Infant ein Testament errichten, in dem er alle andern früher von ihm für den Fall seines Todes getroffenen Verfügungen für nichtig erklärt; mit dem Testamente ist als wesentlicher Bestandtheil die schon angeführte Urkunde verbunden, in welcher alle von ihm gegründeten Kirchen angegeben sind.

Er verordnet in diesem Testamente, daß seine sterblichen Ueberreste in dem Kloster Batalha, wo auch sein Vater begraben liege, beerdigt werden sollen, sorgt für seine hinterlassenen Diener, setzt den König zum Haupterben ein und erneuert mehrere schon bey den einzelnen Urkunden erwähnte Bestimmungen.

Am 13. November 1460 starb der Infant, am 29. Tage desselben Monats brachte der Generalvicar des Christusordens, Dom Fernando, das Testament nach Evora, wo sich Alphons V. damals aufhielt, und bat den König, ihm im Interesse des Ordens, für den der Infant auch noch in seinem letzten Willen bedacht gewesen sey, eine Abschrift desselben für das Ordensarchiv zu geben, die ihm Alphons auch ausstellen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 47.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Oktober.

Nro. 208. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

Sitzung am 30. August.

Abhandlung des Hrn. Dr. Kunstmann über die letzten Lebenstage des Infanten Heinrich des Seefahrers.

(Fortsetzung.)

Ueber die Beschaffenheit und Dauer der Krankheit, welcher der Infant im 67. Jahre erlag, haben uns die Zeitgenossen nichts mitgetheilt; wundern dürfen wir uns hierüber nicht, da selbst auf die Schriften des Infanten so wenig Aufmerksamkeit verwendet wurde, daß sich von den Commentarien, die er über die Resultate seiner Entdeckungen anlegen mußte, keiner erhalten hat. Noch am Anfange des 17. Jahrhunderts sah der Geschichtschreiber des Dominikanerordens Frey Luiz de Sousa zu Valenza in Arragonien ein Werk über die Entdeckungen des Infanten, welches er von der Hand desselben geschrieben erachtete; später ist auch dieses spurlos verschwunden.

Mögen aber auch seine Schriften für immer verloren gegangen seyn, so dauern doch die Resultate seiner Handlungen noch immer fort; zu seinem Wahlspruche hatte er die Worte: talent de bien faire, genommen. Aus der Vorsorge, die er noch in seinen letzten Lebenstagen für die neu entdeckten Länder getroffen hat, geht hervor, daß er auch bis zum Schluße seines Lebens diesem Wahlspruche getreu geblieben ist.

Politische und kirchliche Zustände in Deutschland und Italien zu Anfang des zwölften Jahrhunderts. Fortsetzung des in Band XIX. Nr. 185 - 187 abgedruckten Aufsatzes von Hrn. Professor Höfler.

Der Ruhm und das nicht zu bezweifelnde Verdienst, Heinrich IV. aus dem Felde geschlagen zu haben, gebührt unstreitig P. Paschalis II., und als jenen nun nach so tragischem Sturze das Verderben ereilte, so konnte Niemand anders fühlen, als daß der Sieg der Kirche und der Opposition der Reichsfürsten vollständig sey. Unter solchen für die Pläne seines Hauses, wenn er diese wieder aufnehmen wollte, äußerst mißlichen Verhältnissen erlangte Heinrich V. um den Preis der Aufgebung seines Vaters den Thron der Deutschen. Heinrich schien anfänglich nur durch Beweggründe seines Gewissens zum Abfalle bewogen worden zu seyn. Nur wenn sein Vater sich mit der Kirche ausgesöhnt habe, ließ er ihm sagen, könne die erbetene Aussöhnung erfolgen.*) Er selbst unterzog sich freywillig allen kirchlichen Gebräuchen in ihrer ganzen Strenge. Als er im Kloster Gernrothe den grünen Donnerstag gefeyert, zog er baarfuß am Charfreytage nach Quedlinburg, dort das Osterfest zu begehen. In den sächsischen Städten setzte er die von der Partey seines Vaters vertriebenen Geistlichen wieder ein. Gebhard von Constanz, der päpstliche Legat, gesellte sich zu ihm, löste ihn und alle die Seinigen wie-

*) Annal. Saxo. p. 602.

der vom Banne, dem sie durch ihren früheren Anschluß an Heinrich IV. verfallen waren, und setzte nun an die Stelle des Bischofs Widilo von Minden, der sich zu tiefst in allen Schmutz des kaiserlichen Treibens eingelassen, einen andern Bischof ein. Als nun eine sehr bedeutende Anzahl von Bischöfen, Clerikern, Aebten und Mönchen zusammengekommen war, wurde nach dem Rathe des Erzbischofs Rothart von Mainz ein Concil in Nordhausen gehalten, und daselbst alle Simonie in Uebereinstimmung mit den päpstlichen Decreten verworfen, und die Reordination derjenigen angeordnet, welche durch illegitime Bischöfe consecrirt worden waren. Der König hatte dem Concil nur auf ausdrückliches Verlangen der Bischöfe beywohnen zu wollen erklärt, und schien seine Anwesenheit nur dazu zu benützen, die althergebrachten Rechte nach dem Beschluße der Fürsten zu bekräftigen oder ungeziemende Forderungen mit Klugheit und angeborner Würde zurückzuweisen. Während der Standpunkt, den er hiebey einnahm, ihn den Blicken der Versammelten aussetzte, bemerkte man in ihm eine jugendliche Scheu, gepaart mit höchster Ehrerbietung gegen das geheiligte Ansehen der Bischöfe, so daß sich die Bewunderung der Anwesenden immer mehr ihm zuwandte. Als ihm die gelegene Zeit, zu reden, gekommen zu seyn schien, brach der junge Fürst in Thränen aus und betheuerte bey dem allmächtigen Gotte, wie ihn keine Herrschbegierde zu dem Schritte verleitet habe, den er gethan. Er wünsche es nicht, daß sein Herr und Vater abgesetzt werde, sondern trage mit dessen Verstocktheit und dessen Ungehorsam das gebührende Mitleiden. Wenn nur sein Vater sich dem heiligen Petrus und dessen Vicar nach christlichem Gesetze unterwerfen würde, so wolle er für seine Person gerne sich aus dem Reiche entfernen, oder ihm in aller Unterwürfigkeit dienen. Diese Worte, welche so ganz Demuth und Selbstverläugnung athmeten, verfehlten ihre Wirkung nicht. Die Anwesenden, meist Sachsen und Heinrich's IV. grimmigste Gegner, wurden bis zu Thränen gerührt. Sie brachen in Kyrie eleison aus, stimmten für die Erhaltung des trefflichen Sohnes, für die Bekehrung des verstockten Vaters Gebete an. Es war das Gegenstück zur Erniedrigung des Vaters zu Canossa, eben so trefflich gespielt und mit einem gleich günstigen Erfolge gekrönt.

Als hierauf der ältere Heinrich seinem Sohne Theilung des Reiches und Bestätigung der Nachfolge antragen ließ, begehrte dieser von dem Gebannten lediglich Unterwerfung unter die Kirche, ohne auf weiteres einzugehen. Diese Mäßigung, die er selbst noch beobachtete, als er wiederholt dem Heere seines Vaters gegenüberstand, trug, wenn sie aufrichtig war, dieselben Früchte, welche kaum die ausgesuchteste Kriegslist zu bringen vermocht hätte. Während Heinrich zu seinem Schrecken die Treue seiner Kriegsgenossen wanken sah, benachrichtigten ihn geheime Boten des jungen Königs, eine Verschwörung sey gegen sein Leben angezettelt worden. Der sonst so listenreiche Fürst entfernte sich schnell und heimlich aus seinem Lager, sein Heer zerstreute oder unterwarf sich dem jungen Heinrich, und dieser vermochte nun, während sein Vater nach Böhmen eilte, den ihm früher verwehrten Rheinübergang zu gewinnen, in Speyer sich der Schätze seines Vaters zu bemächtigen und dadurch denselben von seinem Stammlande abzuschneiden. Jetzt scheint dem alten Fürsten jedweder Zweifel über den Endzweck all dieses Treibens entschwunden zu seyn. Aber vergeblich ließ er jetzt seinem Sohne sagen, er möge sich erinnern, „er sey sein Vater, er möge ihn nicht aus dem Reiche jagen.“ Der junge König hörte die Gesandten gar nicht an, und ließ nur seinem Vater bedeuten, er möge sich schleunig aus Mainz entfernen, indem er sonst von seinen Feinden gefangen genommen würde. Der gebannte Kaiser begab sich nach dem Schloße Hammerstein, und K. Heinrich setzte nun in Mainz den Erzbischof Rothart ein, der seit 8 Jahren durch die kaiserliche Faction vertrieben im Exil hatte verweilen müssen. Endlich trafen sich Vater und Sohn bey Coblenz. Erst schied sie noch der Rhein. Als aber der Kaiser seinem Sohne Friedensanträge hatte machen lassen, begab sich dieser auf das gegenüber liegende Ufer zur Unterredung. Hier warf sich der Vater dem Sohne zu Füssen, und beschwor ihn, eingedenk seines Blutes und seiner Abstammung zu seyn. Allein eben so fiel nun auch der Sohn dem Vater zu Füssen und beschwor ihn, sich dem Papste zu unterwerfen, indem er sonst

von seinem irdischen Vater sich lossagen und dem himmlischen allein sich zuwenden müsse. Als nach fruchtloser Unterredung der Vater im nächtlichen Dunkel entfliehen wollte, fand er jeden Ausweg von den Anhängern seines Sohnes umstellt, sich selbst in dessen Gewalt. Schon am nächstfolgenden Morgen wurde er nach Bingen, dann in engen Gewahrsam in das Schloß Beckelnstein gebracht, wo er von allen gemieden und ohne die gewöhnliche Pflege, non balneatus et intonsus, in der Haft verweilte.

Während er sich hier befand, sagte sich das Reich auf dem großen Fürstentage zu Mainz von aller Theilnahme an der Widerischen oder Heinrichschen „Häresie" los, so daß beinahe unter den Augen ihres Urhebers das künstliche Gebäude zusammenbrach, durch welches Heinrich die Höhen des apostolischen Stuhles zu erklimmen gehofft hatte. Eine gerechte Scham über die unwürdige Rolle, welche Deutschland so lange Zeit gespielt hatte, scheint sich der Versammelten bemächtigt zu haben. Nicht genug, daß jetzt auf den Reichstagen die beyden päpstlichen Legaten, der Cardinalbischof von Albano und der Bischof von Constanz das Anathem über Heinrich aussprachen, von dem sich jetzt wirklich der Weltkreis losgesagt hatte; sondern, da in Ravenna die Gebeine seines Schützlings, des Afterpapstes Clemens III. ausgegraben und verworfen worden, geschah Gleiches mit den irdischen Resten jener Bischöfe, welche Simonie auf Seite Heinrichs geführt und zu den höchsten geistlichen Würden erhoben hatte. Die nun von Simonie gesäuberten Kirchen wurden für zu heilig erachtet, als daß sie durch solche Grabstätten entweiht werden dürften, und als hierauf der alte Fürst erklärte, er überantworte die Regalien wie seine festen Schlösser seinem Sohne, wenn nur ihm der Lebensunterhalt ausgesetzt werde, so wurde dieser Anlaß begierig ergriffen, um zur Absetzung Heinrichs zu schreiten und damit dem niedern Volke, welches noch immer an ihm hing, jede Gelegenheit, für ihn Partey zu nehmen, zu entziehen. Die Fürsten begaben sich zu diesem Zwecke nach Gölnheim, ließen dahin den Kaiser kommen und weideten sich an dem Schauspiele der äußersten Demüthigung ihres einstigen Herrn und Gebieters. Heinrich trat das Reich seinem Sohne feyerlich ab, warf sich Allen zu Füßen, legte öffentliche Beichte ab und flehte die Anwesenden um Lösung des Bannes an. Allein hiezu reichten die Vollmachten des Cardinals nicht aus, indem nach so vielfältigen und von Papst Gregor noch im Angesichte des Todes ausgespochenen, von so vielen Concilien bekräftigten Anathemen nur der Papst selbst die Macht hiezu besaß. Heinrich aber scheint, als der Cardinal von Albano dem Fürstentage beywohnte und bey der raschen Wendung der Dinge auch unerwartet Zeuge der Abdankung des Kaisers wurde, nicht anders gehofft zu haben, als sogleich von dem Banne losgesprochen und wie einst zu Canossa, mit einem Male von allen Verwicklungen befreyt zu werden. Allein hiebey hatte er es theils mit einem noch feineren Spieler, seinem Sohne, zu thun, der keinen Augenblick zögerte, sich in alle Rechte zu setzen, die ihm durch die Abdankung seines Vaters zukamen; theils fielen nun die Folgen seines Fehlschlusses unaufhaltsam über ihn herein. K. Heinrich ließ sich sogleich die Regalien aushändigen, empfing nun die Eide der Fürsten und des Volkes, die Salbung durch den apostolischen Legaten, während den alten Kaiser der Schmerz über das Mißlingen seines Planes und die verweigerte Absolution qualvoll folterte.

Mit der Thronbesteigung Heinrichs V. beginnt aber eine für die Geschichte dieser Kämpfe zwischen dem Priesterthum und der königlichen Macht zu wichtige Epoche, als daß nicht schon jetzt auf die bereits eingetretene Scheidung des königlichen Interesses von dem fürstlichen hingewiesen werden müßte. Ob das Benehmen Heinrichs V. schon damals Argwohn erregte, kann nicht gesagt werden. Immer aber darf man die Worte des Erbischofs von Mainz, als er Heinrich V. vor den Fürsten die vom Schlosse Hammerstein gebrachten Regalien einhändigte: es möge ihm, wenn er kein gerechter Regierer des Reiches und Vertheidiger der Kirchen werden würde, so ergehen, wie seinem Vater, als den Ausdruck einer Partey ansehen, die wir nur deßhalb nicht mit Vorzug deutsch nennen wollen, weil ihr Patriotismus auf den positiven Bestimmungen und Endzwecken des Christenthums beruhte. Um aber die Angelegenheiten des Kaisers zu einem erwünschten Ende zu bringen, und dadurch Deutschland aus seinem schwankenden Zustande

herauszureiſſen, wurde nach dem Rathe der Fürſten von dem Könige eine Geſandtſchaft an Papſt Paſchalis abgeſandt und derſelbe eingeladen, ſich ſelbſt nach Deutſchland zu verfügen, offenbar um den Akt der Unterwerfung und Ausſöhnung vorzunehmen.

Als Heinrich IV. gewahrte, daß trotz aller entgegengeſetzten Bemühungen ſeit 40 Jahren ihm dennoch und unter Paſchalis das Schickſal bereitet werde, das er unter Gregor VII. durch die freywillige*) Demüthigung zu Canoſſa für immer entfernt zu haben glaubte, bot er nochmal alle Spannkraft ſeines Geiſtes auf, die Ankunft des Papſtes in Deutſchland zu hintertreiben. Erſt veranlaßte er, daß die Geſandtſchaft, die aus der Blüthe des deutſchen Volkes beſtand, von einem ſeiner Getreuen bey Trient überfallen, mißhandelt, gefangen genommen wurde, ſo daß nur Biſchof Gebhard allein zu dem Papſte gelangen konnte; dann ſuchte er das Mitleiden rege zu machen und ſich aufs Neue einen Anhang zu verſchaffen. Er begab ſich nach Cöln, dann nach Lüttich; der Herzog Heinrich von Lothringen und mehrere andere Große ergriffen für ihn die Waffen, und der König, welcher ſeinem Vater bis Aachen gefolgt war, mußte ſich vor deſſen Anhang wieder nach Bonn zurückziehen. Als er dann Cöln belagerte, ſuchte der abgeſetzte Kaiſer ihn durch Briefe bey ſeiner eigenen Partey zu verdächtigen, beſchuldigte ihn, nur aus Herrſchſucht nach der Krone geſtrebt zu haben und appellirte neuerdings an den römiſchen Stuhl. Die Antwort der Fürſten entſchleyerte jedoch die Argliſt, welche der ältere Heinrich, in Trug und Liſten grau geworden, hiemit verband. Sie enthielt das in ihrem Munde merkwürdige Geſtändniß, Deutſchland ſey durch den 40. jährigen Krieg nicht nur in den Abfall von der Kirche, ſondern beynahe wieder in das Heidenthum zurückgeſtürzt. Nachdem Heinrich bereits erklärte, er wolle ſich nur noch mit dem Heile ſeiner Seele beſchäftigen, rege er Franzoſen, Engländer, Dänen und die übrigen benachbarten Nationen gegen die Deutſchen auf. Sie forderten ihn deßhalb auf, einen Ort zu beſtimmen, wo er vor allem Volke ſeine Beſchwerden vorbringen und zu Recht ſtehen, wie Recht empfangen könne. *) Allein während nun die Entſcheidung des neuen Streites durch einen Conferenztag**) erwartet wurde, rüſtete ſich Heinrich IV., ſeinen Sohn vor Cöln zu überfallen, ſo daß dieſer die Belagerung der Stadt aufhob und ſich, nachdem eine zweyte Geſandtſchaft an ſeinen Vater fruchtlos geweſen, nach Lothringen wandte. Schon glaubte man nicht anders, als daß das Geſchick Deutſchlands durch eine zweyte Unſtruttſchlacht, aber nun zwiſchen Vater und Sohn entſchieden werden müſſe, als die Nachricht eintraf, an dem Jahrestage ſeines Sieges über K. Rudolph ſey Heinrich IV. nach achttägiger Krankheit zu Lüttich geſtorben. Indem er ſeine Getreuen dem Könige, ſeinem Sohne, empfahl, verlangte er in Speyer begraben zu werden, und überſandte Schwert und Krone an ſeinen Nachfolger, erſt im Tode ſich von dieſen theuern Gegenſtänden trennend.

Nachdem Wibert und Heinrich geſtorben waren, vermochte den Eintritt einer Reſtauration nichts mehr aufzuhalten.

An dem für Heinrich IV. unglücklichen Ausgange des Kampfes hatte insbeſondere die Anſtrengung der deutſchen Fürſten, ſich eine erbliche Macht zu begründen, den erſten Antheil gehabt. Heinrich, welcher das Reich ſelbſt als ſein Erbe betrachtete, ſcheint Biſchöfe wie Herzoge mehr im Lichte ſeiner Beamten betrachtet zu haben, deren Recht zu ihren Würden und Aemtern nur in ſeiner Willkühr gegründet war.

*) Sieh hierüber die vorhergehenden Abhandlungen.

*) Legatio Ap. Pertz. M. H. G. N. p. 63.

**) Curiale colloquium.

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845. Nr. 48.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Oktober.

Nro. 209. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

Sitzung am 30. August.

Politische und kirchliche Zustände in Deutschland und Italien im Anfange des zwölften Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Heinrich's Macht beruhte deßhalb, wie immer in allen Gewaltherrschaften, nicht auf den Edleren des Volkes, sondern auf der Gunst des Letzteren, das ihn in seinen Tugenden wie in seinen Lastern nur immer als den würdigen Vorausgänger und Repräsentanten seiner selbst betrachtete, sowie auf dem gehaltlosen Anhange derjenigen, deren Lebenszweck der Hofdienst war und die nur in der Sonne königlicher Gunst die Bedingung ihres Daseyns erblickend, auch jeden Augenblick zu jeder Frevelthat entschlossen waren, um die Gunst ihres Gebieters nicht zu verlieren. In besserer Gestaltung tritt der Anhang Heinrichs durch den Anschluß der Städte an seine Person hervor. In dem Kampfe gegen Rudolf hatten sie sich auf das Entschiedenste auf seine Seite geschlagen; das Heer, das er nach seiner ersten Rückkehr aus Italien zusammenbrachte, war zum größten Theile aus Kaufleuten bestanden. Als in den letzten Zeiten Alles ihn verließ, hatten Cöln, Worms und viele andere Städte theils fest an ihm gehalten; theils gaben sie durch unverkennbare Zeichen ihre Anhänglichkeit zu erkennen*).

Dagegen verdankte der jüngere Heinrich die Krone den Fürsten. Das Reich schien eine Aristokratie zu werden, die durch einen König zusammengehalten wurde. Ueberall tritt der Rath des Königs hervor; nach dessen Urtheile entscheidet dieser, und die Bürger von Cöln, die gegen den jüngern Heinrich die Waffen ergriffen haben, erscheinen nicht sowohl als Beeinträchtiger der königl. Majestät, denn als solche, die die Decrete dem Reichsfürsten verachten. Klug weiß Heinrich V. diese voranzustellen, wo er selbst in bescheidener Entfernung weilend für sich einen Vortheil zu erhaschen gedenkt. Allein diese Aristokratie war doch noch zu neu, zu sehr ein Produkt des Kampfes, der natürlichen Opposition gegen die Willkühr Heinrich's IV., zu wenig in sich gegliedert und zum festen Ganzen geformt, als daß sie gegen die von dem fränkischen Hause factisch erworbene und consequent festgehaltene Erblichkeit des Thrones hätte aufkommen können. Man konnte von Seite Heinrichs V. sicher seyn, er würde sich ihrer so schnell wie möglich entledigen. Vorderhand waren es jedoch die Anhänger seines Vaters, die die Last der neuen Veränderung zu fühlen hatten. Cöln mußte 6000 Mark Silber als Strafe bezahlen, der Herzog von Lothringen wurde entsetzt und sein Herzogthum dem Grafen Gottfried von Löwen zugewiesen, der Graf von Flandern zur Unterwerfung genöthiget. Heinrich konnte es als ein

*) Hagn S. 117.

besonderes Glück betrachten, daß im Todtenjahre seines Vaters, 1106, der letzte Herzog von Sachsen aus dem Stamme der Billungen, Magnus, starb. Ueber dieses Herzogthum, das am längsten und am entschiedensten die Opposition gegen Heinrich IV. geführt und wo die Päpste die bereitwilligste Unterstützung gefunden, setzte der König den Grafen Lothar von Suplinburg ein. Dadurch konnte er hoffen, eine ihm ergebene Partey im Lande selbst zu erhalten und andererseits hatte er verhindert, daß das welfische Haus in Bayern sich nicht auch über Sachsen ausdehne, worauf H. Heinrich der Schwarze als Gemahl der jüngern Tochter des H. Magnus Ansprüche erheben konnte; auch schien ihm Lothar für seine eigenen Plane wohl tauglicher als Otto von Ballenstädt, der Gemahl Eilike's, der ältern Tochter des H. Magnus*). Beschränkte er somit das eine der durch seinen Vater erhobenen herzoglichen Häuser, das welfische, ohne jedoch dasselbe im Besitze von Bayern zu stören, so wandte er sich mit desto größerer Sorgfalt seinen Neffen, den hohenstaufischen Brüdern Friedrich und Conrad zu, die in der Schule ihres Oheims groß gezogen, dann auch dessen Grundsätze sich eigen machten und sie nach dem Aussterben des fränkischen Kaiserhauses auf den deutschen Kaiserthron erblich zu machen wußten. Als er deren Mutter Agnes, seine Schwester, mit dem Babenbergischen Markgrafen von Oestreich, Leopold, vermählte, umstellte er nicht nur das welfische Bayern mit ihm ergebenen Fürsten, sondern er bahnte auch den Babenbergern den Weg zu der herzoglichen Würde, die sie wenige Jahrzehnte später über die Welfen gewannen**).

Während so Heinrich V. das Reich ordnete, zögerte auch P. Paschalis II. nicht die allgemeine Wendung der Dinge zum Besten der Kirche zu benützen. Auf dem im Okt. d. Js. 1106 zu Guastalla gehaltenen Concil verlor der erzbischöfl. Stuhl von Ravenna, von wo aus schon so oft eine Opposition gegen die römische Kirche, in jüngster Zeit aber unter Wibert die allerheftigste ausgebrochen war, die gesammte Provinz Aemilia, die wichtigen Städte und Suffraganen von Bologna, Modena, Reggio, Parma und Piacenza. Dadurch wurde einem künftigen Versuche, wieder „aus dem Paradies Italiens" Gegenpäpste aufzustellen, der Boden entzogen, indem alle übrigen Bischöfe und Erzbischöfe Italiens theils ohne Nachdruck und größeres Ansehen waren, theils, wie der Erzbischof von Mailand, aus innern Gründen nicht in Vorschlag kommen konnten. Es liegt der Grund der Erbärmlichkeit der nachherigen Gegenpäpste Heinrich's V. auch wesentlich in diesen Umständen und nur etwa von einem Schisma in Rom selbst konnte sich ein Kaiser — wie später Friedrich I. — noch einigen Erfolg versprechen. Nachdem so für die Ruhe des apostolischen Stuhles gesorgt worden, ward die Lage von Deutschland in Erwägung gezogen. Da die Häupter des Schisma nicht mehr waren, konnte dieses als erloschen betrachtet werden. Ebendeßhalb waren aber auch jene Maßregeln der äußersten Strenge nicht mehr nöthig, welche in der Steigerung des Kampfes entstanden, nur gegen die hartnäckig Widerstrebenden gerichtet waren. Es verstand sich von selbst, daß Grundgesetze der kirchlichen Disciplin wie das Verbot der Priesterheirath und der Simonie unter allen Verhältnissen aufrecht erhalten wurden, nicht nur weil sie nicht von einem Papste allein, sondern von mehreren und allgemeinen Concilien erlassen worden waren, und weil sich die Kirche in ihrer Reinheit ohne Vertilgung der schädlichen Gewohnheiten überhaupt nicht denken läßt und, wie diese Gesetze älter waren als Gregor VII. und Heinrich IV., auch ohne diese erneut und bekräftigt werden mußten. Es war natürlich, daß jetzt, nachdem ein vollendeter Sieg über die Gegner errungen, von Seite der Kirche nicht Mittel in Anwendung gebracht wurden, die den glücklichen Zustand des Friedens auf's Neue in's Unbestimmte hinausgeschoben hätten, sondern vielmehr solche, die einerseits mit dem Geiste der allgemeinen Bestimmungen verträglich, anderseits den verschiedenen Zuständen der einzelnen Länder am passendsten waren.

Diesem Standpunkte zufolge hatte der Papst dem weisen und trefflichem Anselm, Erzbischofe von

*) Gervais S. 22.

**) Sieh über die weitern Maßregeln, die Welfen unschädlich zu machen. Gervais I. p. 26.

Canterbury, für England die größten*) Vollmachten übergeben. Hier hatten nämlich die Prieſterehen mehr über Hand genommen, als in irgend einem andern Lande, aber in ſeltſamen Widerſpruche mit der gewöhnlich hiemit verbundenen Erſcheinung war es gerade der beſſere Theil des engliſchen Clerus, welcher aus ſolchen Ehen hervorgegangen war**).

Paſchalis erlaubte deßhalb dem heil. Anſelmus diejenigen von ihnen, die ſich durch Wiſſenſchaft und ihren Lebenswandel empfahlen, nach Bedürfniß zu den kirchlichen Aemtern zu befördern***). So wenig P. Paſchalis wegen dieſer Milde, die den weſentlichen Bedürfniſſen der Kirche ganz angemeſſen war, einen Vorwurf verdient, ſo wenig iſt auch, was in Beziehung auf Deutſchland geſchah, geeignet, einen Tadel gegen ihn zu begründen****). Die Beſchlüſſe des Concils von Guaſtalla führen an, da ſchon ſeit vielen Jahren das deutſche Reich von der Einheit des apoſtoliſchen Stuhles getrennt geweſen, ſey dadurch eine ſolche Gefahr entſtanden, daß nur wenige katholiſche Prieſter oder Cleriker in einer ſo weiten Länderausdehnung gefunden wurden. Da nun ſo viele Söhne der Kirche durch dieſen Unfall niedergeſtreckt wären, mache es der Friede der Chriſtenheit zur dringenden Nothwendigkeit, daß ſie ihren mütterlichen Schooß hierüber aufthue. Wie dann in den Zeiten der Väter Novatianer und Donatiſten in ihren Weihen wieder aufgenommen worden, ſollten auch die deutſchen Biſchöfe, welche während des Schisma ordinirt worden, wenn ſie nur nicht mit Gewalt, durch Simonie, eingedrungen wären, oder ſich mit Verbrechen beladen hätten, in ihrer biſchöflichen Würde angenommen werden. Daſſelbe ſollte auch von den Clerikern aller Grade gelten, welche ihr Leben wie ihre Wiſſenſchaft empfahlen. Da die Kirche, ſo lange Zeit von ſchlechten Menſchen, ſowohl Clerikern als Layen mit Füſſen getreten worden ſey, erhebe ſie ſich nach Entfernung der Urheber dieſer Bosheit wieder zur angeborenen Freyheit. Eben deßhalb müſſe aber Sorge getragen werden, daß die Urſachen des frühern Schisma gänzlich entfernt würden. Die Inveſtitur durch Layenhand ſollte daher ganz und gar verboten werden, und wer dieſes Gebot übertrete, wenn er ein Cleriker ſey, ſeine geiſtliche Würde verlieren, wenn er ein Laye ſey, aus der Gemeinſchaft der Kirche ausgeſchloſſen ſeyn. Ein beſonderes Decret verbot noch die Entäußerung von Kirchengütern ohne Zuſtimmung des Biſchofs oder der ganzen Genoſſenſchaft eines Kloſters. König Heinrich ließ durch ſeinen Geſandten dem Papſte ſeine Unterwürfigkeit bezeugen*); dieſer aber ordnete nun den Zuſtand der Chriſtenheit in der Art, daß er unrechtmäßige Biſchöfe abſetzte, rechtmäßige ordinirte, Erzbiſchöfen das Pallium gab, Abtrünnige, die ſich unterwarfen, wieder aufnahm, andere aus der Kirche ausſtieß, Klöſtern Privilegien zuſandte, ſo, daß bald in allen Theilen der Chriſtenheit die Segnungen des Friedens und der raſtlos wiederhergeſtellten Ordnung ſich verbreiteten.

Es war hohe Zeit. Die Fugen des chriſtlichen Staatenſyſtems ſchienen aus einander gehen zu wollen. Die Gefahr, von dem rechten Geleiſe abzuirren, war in den kaum verfloſſenen ſtürmiſchen Zeiten ſo groß, ſo unvermeidlich geworden, daß ſelbſt Erzbiſchof Anſelm Bedenklichkeiten hatte, ob er nicht durch die Beſtimmungen Urban's II. ſelbſt mit in Excommunication verflochten worden ſey**). Die engliſchen Biſchöfe aber, welche K. Heinrich I. als ſeine Geſandten an den Papſt geſchickt hatte, erdreiſteten ſich, als Antwort Paſchal's gerade das Entgegengeſetzte von dem zu erfinden***), was der Papſt ihnen aufgetragen. Spuren der Auflehnung

*) Cf. Ep. Paschal. n. 16. 99. 102.

**) Eine andere Erſcheinung im Leben der damaligen Engländer war das ungemein häufig vorkommende Laſter der Sodomie, auch bey Verheiratheten. Sieh hierüber den Brief des h. Anſelm bey Manſi. XX. p. 1153 ꝛc.

***) Mansi. Ep. Paschalis P. n. 99. et 102.

****) Wie das ſonſt treffliche Buch Gervais S. 39 thut.

*) Quaerens ut jus sibi regni
Concedat, sedi sanctae cupit ipse fidelis
Esse velut matri, subjici sibi vel quasi patri.
Domnizo.

**) Epl. Pasch. n. 16. p. 1003.

***) Epl. Pasch. n. III.

hatten sich von Seite des Erzbischofs von Coloz*) wie des Erzbischofs von Gnesen**) gezeigt. Beyden wurde von dem Papste das Pallium solange verweigert, bis sie den Eid der Unterwerfung geleistet und da sie und die polnischen Großen behauptet hatten, es fände sich kein Concilbeschluß, der solches verordne, so erwiederte Paschal: kein Concil stelle für die römische Kirche ein neues Gesetz auf; sondern es seyen alle Concilien durch das Ansehen der römischen Kirche gehalten und bekräftigt worden. Da der Erzbischof von dem apostol. Stuhle die Insignien seiner Würde erlange, welche von dem Leibe des heil. Petrus genommen wurden, so sey es gerecht, daß auch er dem apostolischen Stuhle die gebührenden Zeichen der Unterwürfigkeit erweise, welche bewiesen, daß auch er mit dem h. Petrus wie ein Glied mit dem Körper verbunden sey und die Einheit des katholischen Hauptes bewahre. Hieben sey aber von den vorhergehenden Päpsten die Mäßigung beobachtet worden, daß nichts ungerechtes, nichts schwieriges hinzugefügt worden sey, was nicht auch ohne ein besonderes Begehren von allen Bischöfen beobachtet werden müßte, die unter dem Gehorsame und der Einheit der Apostelfürsten Petrus und Paulus zu bleiben beschlossen hatten***).

Daneben hatte der Papst die seltene Freude, im Oriente wie im Occidente der Kirche einen neuen, weiten Wirkungskreis aufgeschlossen zu sehen. Im Westen war schon unter Urban II. Toledo den Mauren wieder entrissen und der Sitz des Primas von Spanien geworden. P. Paschalis ordnete die Beziehungen der spanischen Bischöfe zu dem neuen Primas und eben desselben zu dem römischen Stuhle. Die früher zu Toledo gehörigen Diöcesen und Kirchen sprach er auf's Neue diesem Stuhle zu und überwies ihm auch alle jene, welche bey dem Einbruche der Saracenen ihre eigenen Metropolitanen verloren hatten, bis diese wieder eingerichtet werden könnten. Ward dadurch einerseits der Grund zu den großen Reichthümern und der großen weltlichen Macht des Erzbisthums Toledo gelegt, so darf man nicht vergessen, daß dieses damals der am weitesten gegen die Ungläubigen vorgeschobene Posten war, der auch besondere Kräftigung bedurfte und von wo aus die Fortsetzung und Beendigung des Kampfes mit den Saracenen vornehmlich erwartet wurden. Anderseits ist gerade diese äußere Unabhängigkeit des Primas von Toledo die Quelle vieler segensreicher Stiftungen, wissenschaftlicher Anstalten und großer Freyheiten des spanischen Volkes geworden.

Eine noch schönere Zukunft ließen die Ereignisse im Oriente hoffen. Paschalis hatte dem Kreuzheere ein Schreiben voll Jubel über die erfochtenen Siege zugesandt und den Cardinal-Bischof von Porto an seiner Stelle nach dem Oriente bestimmt. Ein neues Kreuzheer, welches, was Deutsche, Lombarden und andere Völker bey dem ersten Kreuzzuge versäumt hatten, wieder einbringen sollten, hatte zwar anstatt die Türken zu bezwingen, seinen Untergang gefunden, so daß von mehr als 100,000 Streitern nicht 1000 sich in den syrischen Häfen, oder in Cypros wiederfanden. Das Benehmen des griechischen Kaisers Alexius hatte bey dieser Gelegenheit den Haß der Abendländer in solchem Maße entflammt, daß schon von dieser Zeit an ein Kampf gegen das byzantinische Reich in nicht zu großer Ferne mehr zu liegen schien, und der normännische Fürst Boemund bereits damals den Westen gegen den Osten zu erregen strebte.

Aber während sich so der Sturm vorbereitete, der 100 Jahre später über Constantinopel unaufhaltsam losbrach, trug die schimpfliche Politik der Byzantiner, welche die Kreuzfahrer an die Türken verriethen und in dem Kampfe beyder nur den Streit von Hunden betrachteten, schon jetzt ihre bitteren Früchte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Epl. n. 5.

**) Epl. n. 6.

***) Epl. VI. ad archiep. Polon.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 49.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Oktober.

Nro. 210. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

Sitzung am 30. August.

Politische und kirchliche Zustände in Deutschland und Italien zu Anfang des zwölften Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Der Kaiser Alexius hatte die Fürsten der Kreuzfahrer schwören lassen, die zu erobernden Länder, welche einst dem byzantinischen Reiche gehört hatten, als Lehen dieser Krone zu betrachten, und er selbst hatte sich mit einem Heere aufgemacht, die Erfüllung dieses Versprechens in Person abzunehmen. Allein die Noth der Kreuzfahrer vor Antiochien hatte in seinem Heere einen solchen Schrecken hervorgebracht, daß es alles Vertrauen auf die Sache des Kreuzes verlor, umkehrte und den Plan aufgab, welcher die Wiederherstellung der byzantinischen Herrschaft in Asien begründen sollte. Seit dieser Zeit war das Reich von den Abendländern wie in einer Art von Vormundschaft gehalten, die es nur unwillig duldete. Abendländische Schaaren durchzogen es, kriegsbegierig, um Länder zu erwerben, auf welche ihnen erst ihr Schwert ein Recht verleihen konnte. Die Scenen der Völkerwanderung, wo die deutschen Heerführer sich von den byzantinischen Kaisern römische Provinzen anweisen ließen, die sie dann ohne dieselbe behaupteten, erneuten sich. Die Grafschaft Edessa, das Fürstenthum Antiochia, das Königreich Jerusalem erhoben sich unabhängig von Constantinopel. Die Bewohner europäischer Binnenländer dachten an die Eroberung von Bagdad und Aegypten, und mit aller seiner Verfeinerung, seinem Beamtenheere, seiner Industrie und Bildung sah sich das byzantinische Reich von den roheren Söhnen des Nordwesten zurückgedrängt, auf die Seite geschoben und konnte seinen verbissenen Groll nun in feilen Hinterlisten auslassen, den kühnen Ritter, der an ihm vorübersprengte, in die Ferse verwunden, weil es an Geschick und Muth fehlte, den Kampf auf redliche Weise zu führen. Ebenso erging es der byzantinischen Kirche, diesem Zwitter von Polizey- und religiöser Anstalt, welche nur durch den Widerspruch gegen die sprühende Lebendigkeit der römischen Kirche ein Lebenszeichen von sich gab, sonst aber längst von dieser alles Einflusses auf die Geschicke der Länder, die nicht zum byzantinischen Staate gehörten, beraubt war. Jetzt wurde sie auch in dem Oriente aus dem Felde geschlagen. In Jerusalem ward ein lateinisches Patriarchat gegründet und demselben zugewendet, was immer an neuen Eroberungen König Balduin zufügen würde. Ein ähnliches Patriarchat erstand in Antiochia, welches Paschalis sorgfältig von dem zu Jerusalem auszuscheiden bemüht war, wobey er einen Grundsatz aufstellte, der den nun ruhig gewordenen Zeiten so ganz angemessen war: „er wolle weder der fürstlichen Macht zu Liebe die geistliche Würde schmälern, noch zu Gunsten der geistlichen Würde die Macht der Fürsten beeinträchtigen.“ Die Aufrichtung eines Lehensstaates in Asien war

aber an und für sich eine so merkwürdige und eigenthümliche Sache, daß nothwendig das Geschick der christlichen Besitzungen im Oriente, der Bestand des Christenthums daselbst von den Vortheilen oder Fehlern abhing, welche mit dieser politischen Gestaltung verbunden waren und welche offenbar sich im Oriente noch früher und stärker zeigen mußten, als im Occidente. Obwohl P. Paschalis sich so sehr bemühte, ein friedliches Verhältniß in den neuen Staaten herrschend zu machen, so hat doch gerade die Eifersucht zwischen den Fürsten und dem hohen Clerus die christlichen Staaten im Oriente zu keiner festen Gestaltung kommen lassen und ihren schnellen Verfall herbeygeführt. Dieser wäre aber wohl noch viel früher erfolgt, hätte nicht eine unscheinbare Handlung desselben Papstes den Keim gebildet, aus dem sich eine kräftige Stütze nicht nur des neuen Königreichs, sondern der gesammten respublica christiana bis auf die Zeiten hin bildete, wo jene mächtigen Feinde im Innern sich aufthaten, die nicht mehr mit den Schwertern, sondern nur mit der Kraft des Geistes und dem vollen Beweise überirdischer Gewalten bekämpft werden konnten.

Es war dieß die berühmte Bulle des J. 1113, welche Paschalis dem verehrungswürdigen Geraud, Gründer und Vorstand des Fremdenspitals zu Jerusalem ertheilte*) und womit er dessen Krankenhaus mit all seinen gegenwärtigen und zukünftigen Gütern in den Schutz des apostolischen Stuhles nahm. Hiedurch wurde die organische Entwicklung dieses Institutes vor fremder Einmischung gesichert und dadurch dem Morgenlande wie dem Abendlande ein leuchtendes Vorbild gegeben, das seine segensreiche Wirkung nicht verfehlte. Während nach diesem Vorgange im Abendlande auf unwegsamen und gefährlichen Pfaden, in volkreichen Städten und in Einöden für Heimische, wie für die Fremden, für Arme, an die sonst Niemand dachte und gegen die weltliche Gesetze ihre Härte kehrten, milde Anstalten zu Tausenden entstanden und damit der christliche Geist einen neuen Aufschwung nahm — wurde das Hospital zu Jerusalem der Kern, um welchen die großen Ritterorden des Morgenlandes sich gestalteten, die dem christlichen Adel eine neue Sphäre bereiteten, und die Träger und Verbreiter des Enthusiasmus wurden, der zuerst die abendländischen Völker in den Orient geführt hatte. Durch die Brüder vom Hospital des h. Johann von Jerusalem ward der gewaltige Streit, der noch so lange das Abendland zerrüttete und immer mehr zum Kampfe zwischen den Layen und den Geistlichen ausartete, auf die herrlichste Weise vermittelt. Die strengen Gelübde, die höchste Selbstopferung, der freywillige Gehorsam, ohne den nichts Großes vollbracht werden kann, die durchweg geistliche Richtung des Lebens paarte sich mit kriegerischen Tugenden. Der Ritterstand, der keinem Lande allein angehörig seine Zweige durch alle Völker und Staaten trieb, erhielt dadurch erst seine Blüthe und Verklärung; eine neue Bahn ward ihm eröffnet, er konnte sich von nun an eines höheren Endzweckes nicht mehr entschlagen, und so erhielt das Leben Tausender eine Bedeutung, ohne die sonst ihr Daseyn sich und andern zur Qual geworden wäre.

Obwohl Deutschland anfänglich an diesen großartigen Bewegungen keinen Antheil zu nehmen schien, so hatte doch schon der Kreuzzug des Js. 1101 die veränderte Stimmung bewiesen, und das Auftreten der Ritter von der heil. Maria der Deutschen zu Jerusalem, die Gründung der streitfertigen Deutschherrn, hatte der Welt wieder die große Thatsache vorgerückt, die so oft sich in der Geschichte wiederholte, daß wo die Deutschen auch nicht die ersten, nicht die Begründer einer großartigen Bewegung waren, sie doch gewiß die zweyten waren, sich ihrer zu bemächtigen und sie auf eigenthümliche Art fortzuführen verstanden.

So war es nicht mehr nothwendig, nur um der kriegerischen Thätigkeit Genüge zu leisten, etwa an den Streitigkeiten zwischen Kaiser und Papst Antheil zu nehmen.

Ein viel edlerer Spielraum eröffnete sich im Orden der heil. Maria der Deutschen, wo mit der Uebernahme schwerer Pflichten, des Gehorsams, der Armuth und der Keuschheit der Rittersinn erst seine

*) Mansi. B. XXI. p. 81. ꝛc.

wahre Weihe erlangte, und die Vertheidigung des Schwächeren gegen den Stärkeren unter dem Paniere derjenigen geschah, welche, obwohl aus dem schwachen Geschlechte hervorgegangen, dennoch die Sünde und den Tod bezwang, und als jungfräuliche Mutter des Erlösers, als Helferin der Christen, als Schutz und Schirm des christlichen Erdkreises verehrt wurde.

Aber gleich als sollte es dem Besseren auf Erden nie vergönnt seyn, sich ruhig zu entwickeln und ungestört seine Blüthen zu treiben, war unterdessen von Heinrich V. ein neuer Conflikt in den deutschen Landen vorbereitet worden. Er schien anfänglich nur politischer Art zu seyn, als sich schnell die Erfahrung zeigte, es könne in Deutschland kein politischer Kampf entstehen, ohne nicht eine religiöse Färbung anzunehmen. So sehr Heinrich V. nach der Weise seines Hauses die Erblichkeit der Krone für sich in Anspruch nahm, so sorgfältig suchte er sie, wo sie im deutschen Reiche bereits vorhanden war, zu beschränken oder doch in Abhängigkeit von sich zu bringen. Heinrich von Lüneburg, Herzog von Niederlothringen ward entsetzt, nach dem Tode des letzten Billungen Sachsen, wie erwähnt, dem Grafen Lothar von Suplinburg ertheilt, in der Hoffnung, die dem fränkischen Stamme so sehr abgeneigten Sachsen durch einen aus ihrer Mitte desto leichter zu zügeln. Heinrich beschützte die Söhne seiner Schwester Agnes, Konrad und Friedrich von Hohenstaufen in ihrem gegen K. Rudolphs Stamm errungenen Erbe von Schwaben und zog sie selbst als Stützen seiner Macht, als Erben der Politik seines Hauses heran. Ihre Mutter vermählte er mit dem Markgrafen Leopold von Oesterreich, kettete dadurch das babenbergische Haus an sein und das hohenstaufische Interesse und umstellte zugleich die Welfen in Bayern, Sachsen und Schwaben. Ja eine Heirath des jungen Friedrich von Hohenstaufen mit der Tochter Herzogs Heinrich IX. von Bayern und Schwester des nachherigen Herzogs Heinrich des Stolzen knüpfte selbst Familienbande zwischen zwey Häusern, die Heinrich IV. erhoben hatte, die aber schnell sich in Haß wider einander verkehrten. Auch in kirchlicher Beziehung glückte ihm wunderbar, was er begann. Nicht Mangel an Consequenz,*) sondern die Noth des Augenblicks, da die Zahl der rechtmäßigen, der treugebliebenen Geistlichen für das Bedürfniß nicht mehr hinreichte, Friede und möglichste Nachgiebigkeit das dringendste Bedürfniß geworden waren, und der Hinblick auf ein früheres, ähnliches Verfahren unter gleichen Umständen, hatten den Papst Paschalis bewogen, auf dem Concil zu Guastalla jene Milderungen eintreten zu lassen, von denen oben die Rede war. Allein es scheint, daß der Papst die Ausführung dieser Maßregeln sich selbst vorbehalten hatte und zu diesem Endzwecke dem Mainzer Reichstage beywohnen wollte. Gewaltthätige Scenen, die in Verona vorgegangen waren, und die Kunde von dem Widerwillen der Deutschen gegen das Investitur-Verbot, wie von den wahren Absichten K. Heinrichs veranlaßten jedoch Paschal II., sich nach Clugny und von da nach Troyes zu verfügen, wo er am Himmelfahrtstage ein großes Concil hielt.

Wie in Deutschland die nachsichtige Vergünstigung des Papstes angesehen wurde, zeigte sich bald aus unverfänglichen Thatsachen. Der Erzbischof Rothard von Mainz ordinirte den Reinhard, der die Investitur aus Laienhand empfangen hatte, zum Bischofe von Halberstadt und der Bischof Gebhard von Constanz den Heinrich zum Erzbischofe von Magdeburg; der König aber setzte den Abt Wolfhelm von Fulda ab. Allein dem weitern Umsichgreifen setzte Paschal II. Schranken, indem er zu Troyes den Erzbischof von Mainz und den Bischof von Constanz suspendirte und die kirchliche Freyheit von dem Einfluße der weltlichen Macht durch das Gebot schützte, es sollten die Kirchen selbst sich diejenigen zu Vorständen wählen, die sie für die würdigsten erachteten. Offenbar vermied Papst Paschalis einen Kampf, der Alles bereits gewonnene wieder in Frage stellen kann. Andererseits gedachte er aber auch nicht, irgend etwas von dem Preis zu geben, was seine glorreichen Vorfahren errungen hatten, und als deßhalb ihn vor dem Concil eine kaiserliche Gesandt-

*) Wie Gervais S. 39 zu verstehen giebt.

schaft traf, welche, was in Deutschland zur Praxis geworden war, oder nach des Kaisers Absicht jetzt unbestrittene Geltung erlangen sollte, dem Papste als Friedensbedingung zur Bekräftigung vorlegte, so antwortete dieser mit den allgemeinen Grundsätzen als eben so vielen Normen, von denen keine Abweichung stattfinden konnte. Der Erzbischof von Trier, die Bischöfe von Münster und Halberstadt hatten an dieser Gesandtschaft Theil genommen, die für Deutschland eine Ausnahme von der allgemeinen Regel bewerkstelligen sollte, groß genug, um es dadurch seinen Herrschern Preis zu geben und allmählig die bischöflichen und erzbischöflichen Stühle Männern einzuräumen, die keine andere Pflicht kannten, als denen zu huldigen, die sie durch die Kraft des königlichen Machtspruches erhoben, zu ihren kirchlichen Beamten umgestaltet hatten. In dem Rücken der Gesandten hielt der Kanzler des Königs Adalbert, die Seele aller der Maaßregeln, welche Heinrich V. zur Erweiterung und Begründung seiner Herrschaft ergriffen. In den Vordergrund gestellt erschien aber, um Schrecken zu erregen, der dicke und lärmende Herzog Welf von Bayern, der ein entblößtes Schwert vor sich hertragen zu lassen gewohnt war, und aus dessen Munde wohl auch die Worte kamen, welche das traurige Ende der ganzen Gesandtschaft bezeichnen: „der Streit werde in Rom durch die Schwerter entschieden werden."

Wollte man aber hienach den gesammten deutschen Clerus jener Tage beurtheilen, so wäre das Urtheil der Wahrheit nicht getreu. Es ist wahr, die Milde P. Paschals hatte dem Könige Gelegenheit gegeben, seine Creaturen auf bischöfliche Sitze zu erheben, und mehr als gut war, hatten sich diese festzusetzen verstanden. Allein gerade das Unrecht des Verfahrens hatte bey andern den Entschluß hervorgebracht, durch desto größere Strenge das wieder gut zu machen, was sie durch Zustimmung in des Königs Willen und die in Deutschland noch herrschende Praxis gesündigt hatten. Auch Conrad aus dem in Kärnthen, Bayern, Ost- und Rheinfranken verzweigten Geschlechte des Grafen Babo von Abensberg, des Vaters von 30 ehelichen Söhnen und 8 Töchtern, hatte sich dieser von dem Könige festgesetzten Sitte unterwerfen müssen.*) Er war am Hofe Heinrichs IV. von den Abgeordneten des Erzstiftes Salzburg durch königl. Einfluß gewählt worden und hatte dann die Bestätigung des Königs durch die Investitur empfangen. Allein die maaßlose und schändliche Willkühr, die leichtsinnige Frivolität, welche am Hofe Heinrichs geherrscht hatte, öffnete ihm frühe die Augen, und wie er sich stets von Allem Schlechten ferne gehalten, wurde er als Nachfolger so großer und bedeutender Erzbischöfe, von denen sein Vorgänger Thiemo erst jüngst den Martyrertod erlitten, der eifrige Beförderer der Kirchenzucht.

In ähnlicher Weise wie Conrad von Abensberg hatte auch Otto aus einem angesehenen schwäbischen Geschlechte von Heinrich IV. das Bisthum Bamberg erlangt. Von allen Seiten waren die Käufer gekommen und hatten große Anerbietungen gemacht; Heinrich aber, um die Treue Otto's zu belohnen, hatte das wichtige Bisthum, indem er es dem ihm tauglichsten gab,**) auch dem tüchtigsten Manne verliehen. Mitten im strengsten Winter war Otto baarfuß von Ampferbach nach Bamberg gezogen, und da sein Metropolitan, Rothard von Mainz, durch Heinrichs Anhänger aus seinem Erzstifte getrieben worden war, Heinrich aber ihm die Investitur ertheilen wollte, verschmähte er 3 Jahre lang die Consecration, die ohne Investitur nicht hätte stattfinden können; und als ihn nach wiederholtem Sträuben Heinrich in dem Bisthume bekräftigte, wandte er sich an Paschal II. und erbot sich, das Bisthum ***) niederzulegen, wenn der Papst ihm nicht die Consecration ertheilen würde.

*) Vita Chonradi Archiep. Salzb. c. 1. Dasselbe bestätigt die vita S. Ottonis I, c. 7 bey Ludewig.

**) Ex multo jam tempore fidelem te mihi et prae omnibus utilem approbavi. Vita I. c. 8.

***) Sieh das Schreiben Otto's, vorausgesetzt, daß es ächt ist, in Abt Meilers S. Otto p. 39.

(Schluß folgt.)

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 50.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Oktober.

Nro. 211. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

Sitzung am 30. August.

Politische und kirchliche Zustände in Deutschland und Italien im Anfange des zwölften Jahrhunderts.

(Schluß.)

Ja, Otto legte das Bisthum wirklich in die Hände des Papstes nieder und war auf der Rückreise bereits in Sutri angekommen, als Paschalis ihn zurück berief, ihm trotz seines Sträubens die Uebernahme des Bisthums befahl und endlich selbst die Consecration mit dem Privilegium des Kreuzes und des Palliums ertheilte. Da aber dessenungeachtet Otto mit Heinrich IV. in Verbindung blieb, und die Dankbarkeit gegen das fränkische Haus auch auf dessen Sohn in solchem Maaße übertrug, daß er nur mit Mühe kirchlichen Censuren entging,*) so läßt sich, wenn ein sonst so eifriger und für die Ausbreitung der Kirche so ungemein thätiger Mann sich dieses zu Schulden kommen ließ, ermessen, wie weit die Ergebenheit Anderer reichte und wie leicht es Heinrich V. wurde, dem Papste alle Stützen in Deutschland zu benehmen. Dieser selbst fühlte es auch wohl und nicht bloß die Schriftsteller, die von der Frechheit der Deutschen (protervia Teutonicorum) sprechen, geben hievon Zeugniß,*) sondern auch seine eigenen Briefe sprechen es klar und unumwunden aus. Das Benehmen der Deutschen und insbesonders K. Heinrichs, für den allein die Concilienbeschlüsse, welche die übrige Welt banden, nicht vorhanden zu seyn schienen, erregte endlich im Auslande allgemeinen Unwillen. Der König von England beschwerte sich bey dem Papste hierüber, der begütigend antwortete, er hoffe noch immer, es werde die Wildheit dieses Volkes gezähmt werden.**) In

*) Siehe Meiller S. 52, 53, 61, 62.

*) Z. B. bey Ludewig vita S. Ottonis I. c. 13., dann Mansi XX. S. 1002, 1083 — 86. Die Deutschen kommen nicht anders vor als natio prava et perversa. — Ut ferocia illius gentis edometur. Mansi. XX. p. 1023.

*) Damit mag man den Ausspruch eines Zeitgenossen und Deutschen, Ekkehard, verbinden — nostra gens caeteris multo insolentior. Es wird jedoch gewiß nicht an Leuten fehlen, die auch hierin eine Tugend sehen. Einem Volke, das in seine Fehler verliebt ist, ist freylich nicht zu helfen und der Deutsche mag zusehen, daß ihn nicht jetzt noch beydes trifft.

Frankreich aber galt Heinrich nicht nur als ein unmenschlicher *) Tyrann, als ein Feind der Kirche, sondern das Erscheinen des Papstes als Hülfe flehenden rief in den Franzosen jene Tage wieder in das Gedächtniß zurück, als die fränkischen Könige an der Spitze der Christenheit standen, Karl d. G. die Beschützung der Kirche sich zur Lebensaufgabe stellte. Und es ist kein Zweifel, daß die Macht Frankreichs von nun an in eben dem Maaße im Steigen begriffen war, in welchem sich die Deutschlands in fruchtlosem Kampfe zwischen Priesterthum und Königthum vergeudete, bis bey dem Untergange der alten Kaisermacht die Größe Frankreichs als vollendete Thatsache dasteht.

*) Totius humanitatis expers. Sugerus de vita Ludovici grossi Regis ap. Bouq. XII. S. 18, 19, 6.

Verzeichniß

der in der Sitzung der historischen Classe im Monate August 1845 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von dem Herrn Dr. Foelix, Advokat in Paris:

Revue du droit français et étranger. T. II. livr. 6. 7. Juin, Juillet. Paris 1845. 8.

Von dem historischen Verein für das Großherzogthum Hessen in Darmstadt:

a) Archiv für Hessische Geschichte und Alterthumskunde. Vierter Band. Zweites und drittes Heft. Darmstadt 1845. 8.

b) Chronik des historischen Vereines füt das Großherzogthum Hessen. Für das Jahr 1844. 8.

Von dem Thüringisch-Sächsischen Verein für Erforschung des vaterländischen Alterthums in Halle:

Neue Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen. Siebenter Band. 1—3. Heft. Halle 1843. 44. 45. 8.

Von der Zürcherischen Gesellschaft für vaterländische Alterthümer:

Mittheilungen IX. Zürich. 1845. 4.

Von dem historischen Verein in Bamberg:

Achter Bericht über das Bestehen und Wirken desselben. Bamberg 1845. 8.

Von dem archäologischen Verein in Rottweil:

Mittheilungen. Tübingen 1845. 8.

Von dem historischen Filial-Verein in Neuburg a. d. D.:

Collectaneen-Blatt für die Geschichte Bayerns, insbesondere für die Geschichte der Stadt Neuburg a. d. Donau und deren Umgegend. Zehnter Jahrgg. 1844. 1. Heft des IV. Bandes. Neuburg. 8.

Von der Société française pour la conservation et la description des monuments nationaux:

Bulletin monumental ou collection de mémoires sur les monuments historiques de France. Rédigé par M. de Caumont. Volume 11. No. 4. Caen et Paris 1845.

Von dem Hrn. Fr Böhmer in Frankfurt a. M.:

Fontes rerum Germanicarum. Zweiter Band. Stuttg. und Tübing. 1845. 8.

Vermiſchte Schriften von Friedrich Jacobs. Achter und letzter Band: Reden, litterariſche Briefe und zerſtreute Blätter. Leipzig, in der Dyk'ſchen Buchhandlung. 1844.

Dieſe letzte Gabe aus der Hand des von allen Edlen hoch und mit Recht verehrten Greiſes, der gleich einem von geſundem Mark genährten Baume bis in das höchſte Alter unausgeſetzt reiche Früchte getragen hat, können wir nicht anders empfangen, als mit Dank, Freude und Bewunderung; mit Dank und Freude, denn es ſind dieſe Früchte lieblich und voll Süße; mit Bewunderung, denn ſie ſind von jugendlicher Friſche, ein Kennzeichen ungeſchwächter Kraft des Geiſtes. Wahrlich, nicht leicht iſt einem Sterblichen, der faſt drey Menſchengeſchlechter geſehen hat, ſo die weiſe Bitte des venuſiniſchen Sängers —

Frui paratis et valido mihi,
Latoë, dones et precor integra
Cum mente nec turpem senectam
Degere nec cithara carentem —

in Erfüllung gegangen, als dem Herausgeber der vermiſchten Schriften, dem glücklichen Vertheidiger eben dieſes Dichters.

Dieſer achte Band enthält, wie ſchon der beſondere Titel ausſagt, Reden, Briefe und zerſtreute Blätter. Die Reden wurden bey Gelegenheit der Philologenverſammlungen zu Mannheim und Gotha gehalten; ganz vortrefflich iſt beſonders die Anrede an den Congreß zu Gotha, eine Apologie der claſſiſchen Unterrichtsanſtalten gegen die feindlichen Anläufe der neuen und neueſten Zeit als wirklicher Schulen der Wahrheit und Gerechtigkeit; nur der, deſſen Bruſt und Kopf dreyfaches Erz umpanzert, kann bey ſolchen Worten gefühllos oder in feindlicher Geſinnung verharren. Eine intereſſante und willkommene Zugabe iſt hiebey die von Prof. Ritſchl aus Bonn verfaßte und damals an Gottfried Hermann überreichte lateiniſche Adreſſe.

Unter den litterariſchen Briefen iſt der an Hofrath Böttiger in Dresden über Paläographie und Kritik der Inſchriften, ſo wie der an Staatsrath von Morgenſtern in Dorpat über deſſen „Probabilia critica expensa“ bereits früher veröffentlicht worden; ingleichen die Abhandlung über den epiſchen Dichter Rhianus. Zum erſtenmal dagegen, ſoviel wir wiſſen, ſind uns jetzt eine „Epistola ad Fridericum Guilielmum Doeringium gymnasii illustris Gothani directorem felicissimum“ und eine „Epistola ad Fridericum Kriesium Thorunensem, postquam per decem lustra munere professoris in gymn. ill. Goth. eximia cum laude functus erat, solemnia semisaecularia — celebrantem,“ hier entſiegelt.

Beyde ſind nicht nur durch die bekannte Anmuth der Latinität ausgezeichnet, ſondern bieten neben den localen Beziehungen, die ſie enthalten, einen Schatz von Anſichten und Gedanken, welche ſich dem ehrwürdigen Epiſtolographen bey der Erinnerung an die großen Bewegungen des letzten halben Jahrhunderts unwillkührlich aufdringen, da er ja ſelbſt vieles mit eigenen Augen geſehen, Alles aber in ſich aufgenommen hat; daher auch die Schärfe des Urtheils, die Reinheit der Empfindung, der Adel der Geſinnung, der wie aus allen, ſo auch aus dieſen freundſchaftlichen Briefen uns wohlthätig entgegenkommt. Außer jenem Brief an Döring ſind noch drey lateiniſche Gelegenheitsgedichte an ebendenſelben eingeſtreut. Nach dem Nekrolog Friedrich v. Schlichtegroll's folgt noch vom vorigen Jahre eine „Epistola ad Fridericum Creuzerum,“ worin er dieſem hochverdienten Gelehrten zum 40jährigen Amtsjubiläum Glück wünſcht; die Nachricht, ſchreibt derſelbe, von Creuzers Feſttag habe ihn eben getroffen in Gedanken über eine Stelle aus Plato's Phädon, wo Sokrates dem Gefängnißwärter für ſeine Freundlichkeit und Gefälligkeit Dank ſagt. Sokrates ſcheine ihm hier gewiſſermaßen das Geſammtbild des menſchlichen Lebens darzuſtellen. „Quid enim vita humana aliud nisi δεσμωτήριον, in quo beati habentur, quibus custos est impositus ἀστεῖος καὶ πρᾷος, miseri, qui illum nacti gravem et tetricum, dies vix tolerabiles transigunt?“ Kaum habe ihm Zeit und Kraft ausgereicht, den edlen Freund zu begrüßen: vix tempus ad litteras scri-

bendas suppetebat octogenario seni, praesertim manibus debilitato, quamvis animo fortasse valido et vigenti.“ Wer wünscht nicht dem Greise an der Schwelle des Heimgangs, was er seinem Freunde: σμικρὰ ῥοπὴ quieti Te tradat et ex his terrenis tenebris in perpetuam coeli lucem traducat.

Der zerstreuten Blätter sind 17; warum der Verfasser gerade diese noch zusammengelesen hat, die mehr durch Zufall als nach Auswahl verbunden scheinen, das, glaubt Referent, ist dem einzelnen Leser zur Lösung freygegeben. Viele derselben, 1, 2, 11, 14, 15, 16, 17, beziehen sich auf Geschichte der Religionen. Am Schluß des Bandes folgen noch kleine Berichtigungen und Zusätze zu den acht Bänden der vermischten Schriften und als Anhang: Chronologische Notizen zu des Verf. Leben.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Zweytes Quartal. April — Juny.

(Schluß.)

H. Rauer, Die ständische Gesetzgebung des preußischen Staates. Th. 1. 2. Berl. 1845.

Dr. Fr. Kraft, Die Verpachtung von Landgütern mit Guts-Inventarien. Gekrönte Preisschrift. Altenb. 1845.

F. G. L. Strippelmann, Neue Sammlung bemerkenswerther Entscheidungen des Oberappellations-Gerichtes zu Cassel. Th. 3. Cassel 1843.

C. F. Becker, Die Choralsammlungen der verschiedenen christlichen Kirchen. Chronologisch geordnet. Leipz. 1845.

A. Köppen, Die Kirchenordnung und Disciplin der alten Hussitischen Bruderkirche in Böhmen, Mähren und Pohlen. Leipz. 1845.

Lanfranci archiepiscopi Cantuariensis opera quae supersunt omnia, nunc primum in Anglia e codicibus manuscriptis, auctius et emendatius edidit J. A. Giles. Oxford 1844.

Wilh. Löhe, Drey Bücher von der Kirche, Stuttgart 1845.

Dr. O. Meier, Institutionen des gemeinen deutschen Kirchenrechtes. Götting. 1845.

J. Müller, Die christliche Lehre von der Sünde. Neue Ausarbeitung. Bd. 1. 2. Breslau 1844.

E. C. Kemp, An exposition of some of the most important differences between scripture and Calvinism. Lond. 1843.

J. Kitto, The pictorial history of Palestine and the holy land, including a complete history of the Jews. Vol. 1. 2. Lond. 1844.

B. Laurence, The book of Enoch. Lond. 1838.

Alf. Barrett, Catholic and evangelical principles, viewed in their present application of the church of God. Lond. 1843.

A. Borrel, Histoire de l'église chrétienne reformée de Nismes, depuis son origine jusqu'à nos jours. Nismes 1844.

J. A. Cramer, Catenae in S. Pauli epistolas ad Corinthios. Oxonii 1841.

Fr. Florencia, Historia de la provincia de la compagnia de Jesus de Nueva-Espagna. T. I. unico. Mexico 1694.

E. G. Harington, Brief notes on the church of Scotland, from 1555 to 1842. Lond. 1843.

Will. Jenkins Rees, The liber Landavensis, Llyfr Teilo. Published for the Welsh Mss. Society. Lond. 1840.

Dr. J. Lingard, The history and antiquities of the Anglo-Saxon Church. Vol. 1. 2. London 1845.

Th. M'Crie, Sketches of Scotish church history, embracing the period from the reformation to the revolution. Edinb. 1843.

Dr. Rich. Montague, Articles of Inquiry, with a memoir. Lond. 1841.

G. Oliver, Ecclesiastical antiquities in Devon. Vol. 1—3. London 1840—42.

J. Pridham, The church of England as to her excellencies and defects, with a plan of ecclesiastical reform. Lond. 1842.

La Russie en 1844. Système de législation, d'administration et de politique de la Russie en 1844. Par un homme d'état Russe. Par. 1845.

J. Storer, History and antiquities of the cathedral churches of Great Britain. Vol. 1—4. Lond. 1819.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Oktober.

Nro. 212. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Dionis Chrysostomi Opera graece. E recensione Adolphi Emperii. Brunsvigae, impensis G. Westermanni 1844. 8. XXIV. und 831.

In dem ausgezeichneten Werke, von dem wir Bericht erstatten wollen, empfangen wir ein theures Vermächtniß, das uns überall an die Größe des Verlustes erinnert, den durch Emperius' frühen Tod die Wissenschaft erlitten; eben so trägt es viele Spuren der liebenswürdigen Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit an sich, der freundlichen Anerkennung fremder Leistungen, der Billigkeit und Mäßigung im Beurtheilen des Tadelnswerthen, welche in ihm einen ächten Schüler der Humanitätsstudien darstellten. Gewiß ist diese Lauterkeit des Charakters und dieses Wohlwollen gegen Mitarbeiter auf demselben Felde um so höher zu achten, als es selten im Leben erscheint, auch da, wo man es am ersten erwarten sollte, unter Männern, die Erforschung der Wahrheit zu ihrem Beruf gemacht haben und dazu einer harmlosen Stimmung bedürfen. Vielleicht gab Emperius eine gewisse Seelenverwandschaft den ersten Impuls zur Bearbeitung des trefflichen Rhetors von Prusa. Der innere Werth ist es doch zunächst, der uns bestimmt, einem Schriftsteller eine fortgesetzte Aufmerksamkeit zu widmen; als Nebensache gilt der Gewinn, den seine Lektüre zur Kenntniß des Sprachgebrauchs und zur Sammlung historischer, antiquarischer, litterarischer u. a. Notizen darbietet. Freylich ist dieß weniger der Fall bey den Autoren, die nur fremden Stoff aufschichteten, aber in diese Klasse gehört Dio nicht. Was diesen Schriftsteller so sehr über viele andere seiner Zeit erhebt, ist der Adel der Gesinnung, die gediegene Harmonie seines ganzen Wesens, sein heiterer und gemüthlicher Humor, die ungesuchte Euthymie, welche seine Worte durchdringt und mit gleicher Empfindung den Leser erfüllt. Man wird in der spätern griechischen Litteratur nicht leicht etwas so Anmuthiges finden, als den Euboicus (or. VII.), noch eine bey aller Freymüthigkeit so urbane und geistreiche Bekämpfung bestehender Vorurtheile und Unsitte, als die in den Reden an die Rhodier, Alexandriner, Tarsenser, an die Bewohner von Celaenae und Nikomedien, endlich an seine eigenen Landsleute in Prusa. Sie mußten das Thörichte ihres Treibens und ihrer Einbildungen in dem klaren Spiegel, den ihnen der Redner vorhielt, wohl erkennen, ohne dem Manne darum zu grollen, der mit der größten Offenheit doch zugleich das reinste Wohlwollen ihnen entgegen brachte. Diese Vorzüge, welche in ihm den Werth des Schriftstellers mit dem des Menschen innig verknüpfen, waren das Ergebniß einer reichen Lebenserfahrung, weßhalb der Lektüre Dios, dem wir ein recht großes Publikum wünschen, die Kenntniß seiner Schicksale besser vorausgeht, als nachfolgt; es ist zu bedauern, daß Emperius die Darstellung derselben dem zweiten Bande vorbehalten hat; hoffentlich wird unser verehrter Freund J. Geel in Leyden bald zur Vollendung des Werkes schreiten, welches durch ihn begründet und vermittelt worden, welches auch mit vollstem Recht ihm gewidmet ist, und die noch vermißte Biographie Dios nebst dem Commentar aus eigenen reichen Sammlungen, wie vielleicht auch aus den hinterlassenen Papieren von Emperius hinzufügen.

Einstweilen mögen folgende Angaben genügen: Dio war der Sohn eines angesehenen Mannes, Pasikrates in Prusa. Von seiner Erziehung wissen wir nichts Näheres, er nennt nirgends seinen Lehrer, doch berechtigt das noch nicht, ihn für einen Naturalisten und Autodidakten zu erklären, der weder die Schule der Philosophen noch der Rhetoren durchgemacht habe (Bernhardy's Urtheil Gr. Litteraturgesch. p. 403). Vielmehr erblicken wir darin, daß Dio es verstand, den Schulstaub abzuschütteln und in die wichtigsten Interessen des Lebens einzugehen, einen Vorzug desselben vor vielen andern Schülern der Sophistik, die sich über den engern Horizont der Technik nicht hinauswagten. Uebrigens fehlen uns zu einer solchen Verurtheilung auch die nöthigen Aktenstücke, ich meine, die Werke seiner jüngern Jahre, als er noch zufolge des Berichtes von Synesius ein eifriger σοφιστης war, und als solcher selbst die Philosophie angriff, doch wohl nicht ohne Kenntniß ihrer Weisheit, und, wie Synesius angibt, mit aller einem Sophisten zu Gebot stehenden Redegewalt. In dieser Zeit war es, als er mit Euphrates und Apollonius von Tyana freundschaftlichen Umgang pflog, und von letzterem manchen Vorwurf über sein Streben nach schöner und gefälliger Eloquenz hören mußte; vgl. Philostr. V. A. V. 40; er verstand es damals schon, wie keiner, ex tempore zu sprechen, und eine liebliche Heiterkeit, ein Reiz, der dem Duft bey einem Opfer verglichen wird, war über seine Worte verbreitet. So verfloß die erste Hälfte seines Lebens, etwa 40 bis 80 n. Chr. Leider erzählt er selbst uns zu wenig von seinen Erlebnissen in dieser Periode; wir erfahren nicht viel über seinen Aufenthalt in der Heimath, in Aegypten (wenn hierüber Philostratus l. c. V. 27 Glauben verdient), und von welcher Zeit an er in Rom gelebt. An letzterem Ort machte er die für ihn verhängnißvolle Bekanntschaft des T. Flavius Sabinus, des Gemahls der Flavia Domitilla, einer Nichte Domitians. Als dieser den Flavius Sabinus gemordet hatte, mußte auch Dio auf kaiserlichen Befehl aus Rom sich wegbegeben, zugleich ward ihm die Rückkehr in seine Heimath Bithynien untersagt. Er durchzog die Wüsteneyen der Scythen und Geten und blieb Verbannter, bis der Tod Domitians ihm möglich machte, in seiner Vaterstadt sich wieder zu zeigen, wo er aber durch die langjährige Abwesenheit sein Hauswesen in Unordnung gerathen und sehr zerrüttet antraf. Dagegen war die Zeit des Exils von dem größten Einfluß auf die Bildung seines Charakters gewesen, und Synesius will seine Schriften darnach, je nachdem sie vor oder nach der Verbannung abgefaßt sind, geschieden wissen.

In Prusa verstand man es wenig, den Besitz eines so trefflichen Mitbürgers zu würdigen, wie aus mehreren seiner daselbst gehaltenen Reden hervorgeht; nach langen, aber nicht anerkannten Versuchen, zum Besten seiner Landsleute zu wirken, folgte er dem Rufe der Freunde, die ihm in der Hauptstadt der Welt einen angemessenern Aufenthalt anwiesen. Zu jenen gehörten die ersten Gelehrten der Zeit, ein Plutarchus und Favorinus. Selbst der Kaiser Trajanus erzeigte ihm die glänzendsten Beweise seiner Gunst. Wann er gestorben, ist unbekannt, er kann wohl bis in die ersten Regierungsjahre Hadrians gelebt haben.

Seine Schriften theilen wir in drey Gattungen: 1) Reden an Bürgerschaften, als: an die Rhodier, Alexandriner ꝛc. 2) Aufsätze moralischen Inhaltes, worunter auch die vier ersten, an Trajanus gerichteten, gerechnet werden dürfen. 3) Litterärische Diatriben, besonders auf Homer bezüglich. Die erstern haben wir bereits charakterisirt, in der zweyten Gattung thut sich dem Gehalt wie der Form nach ein Sokratischer Geist kund, vermählt mit Diogenes genialem Cynismus (IV., VI., VIII., IX., X.). Zur dritten gehören II., XI., XII., XVIII., LII.—LXI., theils durch eigenthümliche und tiefe Auffassung älterer Werke anziehend, theils durch wichtige Mittheilungen über Verlorenes belehrend. Wir verdanken Dio eine Schilderung des Philoktetes von Aeschylus und Euripides, die bekanntlich verloren sind, und manchen bedeutenden Zug hat er uns daraus aufbewahrt, aber leider eine ausführliche Angabe des Inhalts beyder Tragödien unterlassen, während er das bey dem Sophokleischen Philoktetes thut, wodurch wir nichts gewinnen. Doch gibt er eine Paraphrase wenigstens von den ersten Scenen des Euripideischen Dramas. Drey Stücke verbreiten sich über Homer

und Sokrates, und die zwischen beyden bestehende Aehnlichkeit, welche in der größten Objektivität und Selbstverläugnung gefunden wird, sodann in der feinen Charakteristik, und die Beziehungen, welche Homer in die Handlungen seiner Personen, Sokrates in seine Gespräche legte, genau unterscheidend, mit wem er jedesmal zu thun hatte, und darnach auch seine Gleichnisse einrichtend, wie es LV. am Schluß heißt: ἀλλ' Ἀνύτῳ μὲν διαλεγόμενος βυρσέων ἐμέμνητο καὶ σκυτοτόμων, εἰ δὲ Λυσικλεῖ διαλέγοιτο, ἀμνίδων καὶ κωδίων, Λύκωνι δὲ δικῶν καὶ συκοφαντημάτων. Μίνωνι δὲ τῷ Θετταλῷ περὶ ἐραστῶν καὶ ἐρωμένων, nach C. F. Hermanns sehr einleuchtender Herstellung des Textes. Wie vortrefflich Dio sich darauf verstand, im Homer die tiefer liegenden Motive zu entdecken und zu entwickeln, zeigen die Betrachtungen, welche überschrieben sind: Agamemnon (LVI.), Nestor (LVII.), Chryseis (LXI.); ferner die zweyte Abhandlung περὶ βασιλείας, in welcher zugleich die Größe des ersten und ältesten Dichters an der seiner Nachfolger abgemessen wird. Manches aus dem Ὀλυμπικός (XII.) gehört auch hieher. Ein paradores Stück ist der Τρωϊκός, worin den Bewohnern von Alexandra-Troas, möchten sie auch gegen die Darstellung sich sträuben, welche ihnen ein so weltberühmtes Mißgeschick ihrer Vorfahren wegdisputirt, nachgewiesen wird, daß Homer den Untergang Ilions nur erdichtet habe, und daß alle Umstände, die er selbst zu berichten nicht umhin kann, die Unwahrscheinlichkeit seiner Erzählung nur noch mehr in's Licht setzen. Dann construirt er den Gang der Geschichte nach richtigern Vorstellungen: Paris hat um Helena gefreyt, nicht sie geraubt, die Dioskuren, nach welchen sie auf den Mauern Trojas sich vergeblich umschaut, würden, wie ehedem gegen Theseus, die Schmach sogleich gerächt haben; Tyndareus aber erwog die Wichtigkeit des Antrags und verband sich lieber mit dem Prinzen aus dem mächtigen Asiatischen Königshause; auch konnte nicht einmal Agamemnon wünschen, daß sein Bruder neben ihm zu stark würde oder dem Neid der übrigen Freyer sich aussetzte. Als die Verbindung geschlossen war, erwachte in Menelaus und den Mitbewerbern die Eifersucht; der Zug gegen Troja wird unternommen, aber ohne glücklichen Erfolg. Nicht Achill hat den Hektor erschlagen, sondern dieser jenen, worauf er die Waffen des Gegners anlegte, welche er also nicht dem von Homer nur untergeschobenen Patroklus geraubt hatte. Diesen gegen die Trojaner auszusenden mit der Bedingung, daß er nicht gegen ihn kämpfen wolle, war eine ganz thörichte Veranstaltung. In Folge großer Niederlagen entschließen sich die Griechen, um Frieden zu bitten, aber sie vermögen nicht, die ihnen auferlegten Kriegskosten zu bezahlen; dafür errichten sie als Tropäum gegen sich selbst das hölzerne Pferd mit der Aufschrift: ἐλαστήριον τῇ Ἀθηνᾷ τῇ Ἰλιάδι, so hoch, daß es nicht ins Thor hineinging, die Mauer mußte an der Stelle abgetragen werden; das war die ἄλωσις Ἰλίου. Gegen die allgemeine Sage spricht auch die traurige Rückkehr der angeblichen Sieger; hingegen senden jetzt erst die Trojaner durch Helenos, Antenor und Aeneas Colonien nach Griechenland und Italien; Asien will Europa erobern. In dieser Schrift scheint der Autor sich selbst untreu geworden zu seyn, da nicht nur der von ihm sonst angebetete Dichter als lügenhafter Bettler dargestellt wird, der, einem mißverstandenen Patriotismus seiner Landsleute fröhnend, um die Gunst der Nachkommen jener unglücklichen Helden gebuhlt habe, sondern es auch über Wahl des poetischen Stoffs und dessen Behandlung an tadelnden Bemerkungen nicht fehlt. Manche neuerdings an einzelnen Theilen der Ilias gemachte Ausstellungen finden wir bey Dio in §. 83, 106, 109 wieder. Möglich ist's, daß er dießmal seine Verehrung für den Dichter der Aufgabe zum Opfer brachte, die Eitelkeit, welche sich auf alte, selbst mythische und von Dichtern erst geschaffene Traditionen stützte, zu bekämpfen und lächerlich zu machen.

Die Anzahl der erhaltenen Werke Dios belief sich nach der bisherigen Zählung auf 80, indem aber Emperius früher schon nachgewiesen hatte, daß XXXVII. einen ganz verschiedenen Verfasser (wahrscheinlich den Favorinus, Schüler des Dio, aber in nichts an ihn erinnernd, siehe das Programma de oratione Corinthiaca falso Dioni Chrysostomo adscripta, Brunsvigae 1832) verrathe, ferner daß die Stücke LXXVII., LXXVIII. zusammengehören und nur ein Ganzes bilden (vgl. die Gratulations-

schrift an G. Hermann, 1840 erschienen), endlich LXIII. und LXIV. in den Observationes in Dionem ebenfalls mit Recht dem Dio abgesprochen wurden, so ist jene Zahl etwas kleiner geworden, doch bilden immer noch die ächten Dionen ein ansehnliches corpus, das man nicht so bald in einer so gediegenen Gestalt zu besitzen erwarten durfte, als in welcher es jetzt uns vorliegt.

Dio scheint wegen seiner ethischen Haltung und seines anmuthigen Styls immer viele Leser gefunden zu haben, worunter Themistius, Synesius, Photius, Arethas, Mazaris (vgl. Praef. XIV.) u. A. Darauf weist auch schon die Menge der noch vorhandenen Manuscripte hin, deren Zahl sich auf 40 beläuft, darunter sind 10, welche den Schriftsteller ganz, 7, die einen bedeutenden Theil desselben, 23, welche nur wenige oder einzelne Reden enthalten. Bey so verschiedenartiger und vielfältiger Fortpflanzung hielt es schwer, die ursprüngliche Form des Textes zu bewahren, besonders da manche seiner Leser es sich zur Pflicht gemacht zu haben scheinen, ihre Reflexionen, Einfälle oder auch nur die Angabe des Inhalts, mitunter auch die von ihm beyläufig erwähnten Dichterstellen in ihr Exemplar einzutragen, wodurch eine große Verwirrung in mehrere Theile eingedrungen ist. Dazu kommt eine bey einem so leichten Schriftsteller auffallende Corruption, welcher eine Reihe der vorzüglichsten Critiker seit Casaubonus abzuhelfen bemüht waren. Diese Dioneischen Studien bringt die neue Ausgabe zum erfreulichsten Abschluß; in ihr ist gesammelt, was während zwey Jahrhunderten im Einzelnen mit Glück versucht wurde, und wo diese Versuche nicht ausreichten, tritt nun Emperius mit dem ausgezeichnetsten Divinationstalent begabt, zu den noch ungelösten Problemen hin, und gewährt so dem Leser durch viele Seiten hin den angenehmen Eindruck eines vollkommenen Verständnisses. Man kann z. B. den trefflichen Rhodiacus (XXXI.), ein Werk mit Demosthenischem Geist gedacht und ausgeführt, jetzt erst recht genießen, so viel auch Casaubonus, Valesius, Reiske, Jacobs und zuletzt Geel vorgearbeitet haben, so daß in den Noten gleichsam ein edler Wetteifer dieser eminenten Critiker Alles aufzubieten scheint, um diesem opus Phidiacum Dios den ursprünglichen Glanz zurückzugeben. Diese fruchtbaren Bemühungen sind hier mit der reifsten Einsicht benützt, mit einem Scharfsinn, der dem jener Männer nicht nachsteht, ergänzt, so daß wir jetzt auf gesäuberter und planer Straße durch die blühenden Felder Dioneischer Beredsamkeit schweifen, wo man sonst bey jedem Schritt anstieß. Allerdings lag die Schuld davon auch an der verkehrten Einrichtung der Reiskischen Ausgabe — um von der unleserlichen Morelli's nicht zu reden — von der gelehrten Wittwe des großen Critikers besorgt trägt sie nur zu sehr die Spuren dieser weiblichen Redaktion an sich. Christina Reiske meinte es gut mit dem Ruf ihres Gemahls, wenn sie schrieb (Praef. XII.): Reiskius meus saepe reprehensus est ob nimiam in corrigendo audaciam, illatasque in textum auctorum conjecturas suas; quamquam nunquam praetermittebat de mutatione facta monere lectores. Sed ea res me permovit, ut vitandae hujus reprehensionis causa eas tantum Reiskii emendationes in textu servarem, quas vel aliis quoque doctis viris probari, vel editione Veneta confirmari vidissem, vel quibus manifesta operarum vitia tollerentur. — Feci hoc, Fateor, invita admodum et indignabunda, sed feci tamen, timens, ne, quae olim invidia Reiskianae criticae facta esset, jam per ejus obtrectatores renovaretur — aber unter dieser schüchternen Vorkehrung hat der Nutzen der Ausgabe und damit gewiß auch der Ruhm des Meisters selbst sehr gelitten. Die Verdienste Reiske's, die sich auf diese Weise überall in die Noten verstecken, sind ungemein groß.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Oktober.

Nro. 213. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Dionis Chrysostomi Opera graece. E recensione Adolphi Emperii.

(Fortsetzung.)

Um einen Maßstab zu geben, verglich Ref. die vier ersten Reden p. 1—93 in der neuen Ausgabe; hier sind 165 Conjecturen Reiske's von Emperius in den Text aufgenommen, darunter 71 durch Handschriften bestätigt; und so geht es durch den ganzen Autor fort. Und doch hatten Casaubonus und Valesius, für die XI. Rede speciell auch der treffliche L. Rhodomannus, ferner Selden bereits eine Menge von Stellen berichtigt. Nach Reiske geschah bis auf Jacobs für den Dio nichts Bedeutendes, desto wichtiger sind die Beyträge des verehrten Veteranen von den Additamentis ad Athenaeum an bis zu den letzten, in der Zeitschrift für Alterthums-Wissenschaft erschienenen Artikeln 1832 bis 1841. Geistreich, wenn auch oft zu kühn und deßhalb unwahrscheinlich, sind die Vorschläge in J. Pflugks Schedae criticae. Viel Brauchbares für die Bearbeitung Dio's erhielt Emperius aus dem Nachlaß des genannten Gelehrten. Ausgedehnter und umfangreicher als sämmtliche bisher genannten Schriften und sehr reich an schönen Emendationen und Erklärungen ist aber das vorliegender Ausgabe unmittelbar vorausgehende Buch: Dionis Chrysostomi *Ὀλυμπικὸς ἢ περὶ τῆς πρώτης τοῦ θεοῦ ἐννοίας.* Recensuit et explicuit commentarium de reliquis Dionis orationibus adjecit Jacobus Geelius. Lugduni Batavorum, apud S. et J. Luchtmans, academiae typographos. MDCCCXL. Referent hat sich darüber bereits in diesen Blättern ausgesprochen und den hohen Werth des hier Gegebenen mit Dank anerkannt; da aber seine Beurtheilung vorzugsweise auf den *Ὀλυμπικὸς* gerichtet war, und von dem Uebrigen nur einige Proben mittheilte, so erlaubt er sich nun darauf zurück zu kommen, und auf die Fülle von schlagenden Verbesserungen aufmerksam zu machen, welche fast auf jeder Seite dem Leser begegnen. Es sey erlaubt, einiges vorzüglich Treffende auszuheben, wie p. 57 *μνήμην*, 61 *ὀφθαλμοὶ καὶ ὦτα*, 63 *τὰ πράγματα*, 78 *ἐκείνην*, 101 *σκιᾷ* für *οἰκία*, 108 *ἐπιτείνεται* für *ἐπιγίγνεται*, 130 *ἀλόντι* für *ἄλλοι*, 136 *αὐτοῖς τούτοις τοῖς ἔπεσιν* statt *αὐτοῖς τοῖς πένησιν*, bestätigt von Paris. 2958 und Monac. 5; 161 *τῶν ἐκ Μασσαλίας*, wo sonst gelesen wurde *τῶν ἐκ Θεσσαλίας*, 170, 16 *πονήσεις* für *ποιήσεις* bestätigt durch Palat. 117; vorzüglich 218. *Λέσβον τε οἰκῆσαι* statt *λαβόντας οἰκῆσαι*, die Umstellung ibid. *τολμῶσι λέγειν καὶ πείθουσι* für *πείθουσι καὶ τολμῶσι λέγειν*. Man vergleiche noch Folgendes 233 *ἁπλῶτ.* 246. *φιλορρηματίαν* und *ἀλλ' ἔμβραχυ.* 273. *ὁμόσαις ὡς ἔοικεν.* 304. *ἐπὶ πολὺ πότῳ* 308. *ἀνασκάπτοντες*, und in den letzten Theilen. 647. *Λύκωνι.* 706. *Κέρκωψ.* 770. *ἡδοναῖς.* 780. *οὐδὲ ἐγὼ*, um sich an überraschenden Beyspielen einer glücklichen Divination, der die scharfsinnigste Prüfung vorherging, zu erfreuen. Manches von Emperius nur in den Noten, wenn auch öfters mit entschiedener Zustimmung Angeführte wünschten wir im Text zu sehen, so p. 7 *συμπονεῖν* für *πονεῖν*. 87 *πάντα προέμενος* statt *προσθέμενος*. 106 *ὀρεινότατα* für *βορειότατα*. 133 *πρόσταγμα*

ſtatt πράγμα. 201 συστάντα, im Text πάντα. 206 der Zuſatz von ποιεῖ vor ποταμῷ. 380 ὡς τύπῳ für ἐν τούτῳ. 388 das unentbehrliche οὐκ ὀρθῶς nach γιγνόμενα. 448 κατὰ τὸν Ἀλεξάνδρου ζῆλον ſtatt κατὰ ζῆλον τὸν ἐπ' Ἀλεξάνδρῳ. 449 iſt ſehr einleuchtend die durch Transpoſition und nur geringe Correktur bewirkte Herſtellung des richtigen Sinnes: οὐκοῦν ἂν ἀκούσωσιν οὐχ ὅτι φρόνιμος, ἀλλ' οἷα (ſonſt ὅτι φρόνιμος ἀλλ' οὐχ οἷα) τὰ νῦν λεγόμενα, ὡς — ἥττων τοῦ τυχόντος πράγματος, ἐραστὴς ἡνιόχων καὶ κιθαρῳδῶν (ſonſt τυχόντος, πραγμάτων ἐραστής, ἡ. κ. τ.) οὐκ ἄδηλον, ὅπως ἔξουσιν. Anderes der Art ſiehe 680 ἀγορᾷ für ἀέρι, 733 ἀπὸ μὲν τῆς für τῆς μὲν ἀπὸ, 770 καὶ ἀνοίᾳ πάσῃ für καὶ ἀνθρώποις πᾶσι. Es iſt ſchwer zu errathen, welche Bedenken den Herausgeber abgehalten haben, dieſe ſo glücklichen Verbeſſerungen zu benützen. Uebrigens hat er bey ſeinen eigenen Vorſchlägen eine gleiche Enthaltſamkeit bewieſen, eine ſpätere Redaktion dürfte ſich, wenn überhaupt eine ſolche je noch erforderlich ſcheinen wird, die unter den Varianten zurückgebliebenen Emendationen recht zu Nutzen machen. Als die ſicherſte Probe von der Richtigkeit einer Conjektur gilt die Zuſtimmung von Handſchriften, und dieſe hat an gar vielen Stellen zu Gunſten der Observationes criticae, welche bereits 1830 erſchienen ſind, entſchieden, ſo wie auch die ſpäter im Programma de oratione Corinthiaca und in der Recenſion von Geels Ὀλυμπικός (Zeitſchrift für die Alterthumswiſſenſchaft 1841, p. 337–372) gemachten Verbeſſerungen. So I. 25. II. 48, 58, 62, 63. III. 4, 30, 36. IV. 12, 17, 43, 52, 115, 123. V. 14, 15. VII. 58, 88, 100, 126. X. 11, 24. XI. 2, 74, 88, 101, 143. XII. 26, 30. XIII. 17. XVII. 7, 18. XXIII. 7. XXV. 7. XXIX. 4, aus welchen Beyſpielen ein Schluß auf diejenigen wohl geſtattet iſt, die einer äußern Beſtätigung ermangeln.

Hier zeigt ſich die Kunſt des Kritikers im glänzendſten Lichte: es wäre kaum möglich, alle Beweiſe von der ſcharfſinnigen und genialen Reſtitution dioniſcher Eloquenz aufzuzählen und wir beſchränken uns daher auf Einiges im erſten Theil, wie I. 28 κύνας, 65 τούτου II. 27 ὅλην. III. 41 νομῆς. IV. 33 μέμνηται, 47 ἴσασιν, 95 ὁδοιδόκων (aus ὁ δὲ δὴ δοκῶν), 119 ψόγου. VII. 71 ἐάλω (für ἐγώ), 77 ὁ υἱός (ſtatt οὗτος), 96 δίχα für διά, 100 τί δ' αὖ σὺ für τί δ' αὖ ἄσυλόν τινα, 146 die Verſetzung der Worte πολλοὺς τοὺς τοιούτους nach ἐσομένους. XI. 151 οὐδέ γε τό, wo man ſonſt las ἐλέγετο. XIV. 2 οὐκ ἂν ἦν für οὐκ ἄρα. XXI. 12 ὁμοίου für ὅπου, 16 ἔπρεπεν ſtatt ἐπέτρεπεν. XXV. 8. διὰ τὴν Ῥωμύλου χαλεπότητα τήν τε γῆν ſtatt διὰ τὴν Ῥ. χαλεπωτάτην γῆν. So viel reicht gewiß hin, um Freunden der divinatoriſchen Kritik eine Vorſtellung zu gewähren von der ausgezeichneten Meiſterſchaft des Herausgebers, ſie werden das Buch als ein Muſter in ſeiner Art erkennen und gewiß zu dieſer reichen Quelle kritiſcher Kunſt gern und oft zurückkehren. Was Referent zunächſt noch nachträgt, iſt nur wenig, und würde, wenn es anderſt probehaltig iſt, dem verehrten Freunde ſchwerlich entgangen ſeyn, hätte er der Ausgabe eine längere Muße widmen und die beſten Handſchriften zur rechten Zeit noch benützen können.

Der bisherige Text war nicht nur durch vielfache Corruptelen der Lesart entſtellt, ſondern auch durch häufige Lücken und Gloſſeme, von welchen eine beträchtliche Anzahl erſt durch den Herausgeber erkannt und unter den Varianten angegeben worden iſt; im Text ſelbſt fehlt die Bezeichnung der Lücken. Die Zahl derſelben läßt ſich durch einige noch vermehren. Gleich in der erſten μελέτῃ iſt der Uebergang von dem Mythus, welchen die Arkadiſche Prophetin dem Dio erzählt, auf die ganz kurze und gleichſam beyläufige Apoſtrophe an Trajanus gar anſtößig durch ſein plötzliches Eintreten. Vielleicht hat Dio dieſen Aufſatz nicht einmal vollendet, dann trügen wenigſtens die Abſchreiber keine Schuld. Ob daſſelbe der Fall iſt mit den Stücken XIX., XXI., XXII., XXXV., XL., LXVII., die entweder einen ſehr unbefriedigenden Schluß haben, oder nur als Prooemien einer weitern Ausführung daſtehen, iſt jetzt natürlich nicht mehr zu beſtimmen. Ausfälle mitten in den Stücken glauben wir noch folgende zu erkennen: Or. VIII., §. 15. iſt der Uebergang der Conſtruktion vom Nominativ ὁ δὲ ἀνὴρ ὁ γενναῖος zu den Accuſativen φοβούμενον — εὐχόμενον durchaus nicht motivirt, und wollte

man mit Pflugk ἔφη δεῖν μάχεσθαι oder mit Emperius ἀεὶ μάχεσθαι lesen, so entstünde eine sehr widrige Härte. Statt dessen nehmen wir lieber an, daß eine Zeile ausgefallen sey, analog dem Satz ἀλλὰ ὑπὲρ εὐδαιμονίας καὶ ἀρετῆς παρὰ πάντα τὸν βίον, etwa so lautend ἀλλὰ τῆς ἀρετῆς αὐτῆς προτρεπούσης πρὸς τοὺς πόνους ἀγωνίζεσθαι προκαλούμενον κτέ. Auf diese Weise würde mit der richtigen Struktur auch die erforderliche Symmetrie hergestellt werden. Erst im folgenden Satz tritt dann die oratio obliqua ein, ohne auffallend zu werden. In X., 3. könnte der Zusammenhang ebenfalls durch Einreihung einer Zeile hergestellt werden, wenn man schriebe: μηδὲν γὰρ ὑπ' ἐμοῦ ἀδικούμενος, πρὸς δὲ καὶ γενόμενος ἀκόλουθος ὁμῶς ἀπέδρα. οὐκ ἄδηλον, ἔφη, ὅτι σὲ ἡγεῖτο πονηρόν. Der Interlocutor hatte demnach dem entlaufenen Sklaven die bequemere und ehrenvollere Stellung eines ἀκόλουθος verschafft, die aber gerade ihn zu vielem Bösen verleitete. Dagegen scheint eine gleich folgende Stelle: σὺ δὲ ἐκεῖνον πονηρὸν εἶναι λέγων ζητεῖς; οὐ γὰρ ἄδηλον ὅτι βλάπτῃ καὶ σὺ ὑπ' αὐτοῦ βουλόμενος an Ueberfüllung zu leiden und nicht nur die von den bessern Handschriften ausgelassenen Worte οὐ γὰρ und σὺ entfernt werden zu müssen, sondern auch die damit zusammenhängenden ἄδηλον ὅτι. Dio schrieb, wie wir glauben: σὺ δὲ ἐκεῖνον πονηρὸν εἶναι λέγων ζητεῖς καὶ βλάπτῃ ὑπ' αὐτοῦ βουλόμενος. Eine kleinere, aber in die Ideenverbindung eines großen Theils der Or. XII. störend einwirkende Lucke findet sich daselbst §. 39., wo die ursprüngliche Gotteserkenntniß von der durch menschliche Bestimmungen fixirten und fortgepflanzten unterschieden wird. Da heißt es: δευτέραν δὲ λέγομεν τὴν ἐπίκτητον καὶ δι' ἑτέρων (besser wäre δι' ἑκατέρων) ἐγγιγνομένην ταῖς ψυχαῖς λόγοις τε καὶ μύθοις καὶ ἔθεσι, τοῖς μὲν ἀδεσπότοις τε καὶ ἀγράφοις, τοῖς δὲ ἐγγράφοις καὶ σφόδρα γνωρίμους ἔχουσι τοὺς κυρίους. Die ἔθη aber, wurzelnd im Volks- und Stammcharakter können doch keine ἔγγραφα seyn und bekannte Urheber aufweisen. Mithin muß ἢ νόμοις ausgefallen seyn vor καὶ ἔθεσι, was die weitere Ausführung genügend darthut.

In XXXII., 26. hat ἐκείνων, womit der §. anfängt, keine Beziehung auf das Vorhergehende. Also muß auch hier etwas ausgefallen seyn, wenn auch nur ein Satz, die guten und schlechten Regenten betreffend. In ähnlicher Verbindung ist III., 43. eine von den Handschriften PVB., also wohl auch von CM. dargebotene Bereicherung unter den Varianten geblieben, wo Dio sagt: λέγεται γὰρ ἡ μὲν ἀρχὴ νόμιμος ἀνθρώπων διοίκησις καὶ πρόνοια ἀνθρώπων κατὰ νόμον, βασιλεία δὲ ἀνυπεύθυνος ἀρχή, ὁ δὲ νόμος βασιλέως δόγμα. Zwischen ἀρχὴ und ὁ δὲ νόμος schieben aber jene Handschriften noch den Satz ein βασιλεὺς δὲ καὶ αὐτοκράτωρ ὁ αὐτὸς (vielleicht ὡς αὖτως) ἀνυπεύθυνος ἄρχων. Merkwürdig ist der Zustand der 65ten Rede, in welcher kein vollständiger Zusammenhang entdeckt wird, sondern größere Fragmente sich ablösen.

So viel von den Defekten. Glosseme hat Emperius in bedeutender Menge nachgewiesen und dadurch den Text bis zu einem hohen Grade von Reinheit gelichtet und geordnet. Man vergleiche besonders die dritte, elfte und zwölfte Rede; in der dritten namentlich ist das Unkraut der Interpolationen so dicht aufgewuchert, daß es schwer hält, selbst in der jetzigen Gestaltung, wo alles Verdächtige eingeklammert ist, sich zu orientiren und der Wunsch rege wird, diese Paraphrasen, Randbemerkungen, Inhaltsangaben ꝛc. lieber ganz ausgeschieden, als auch nur so geduldet zu sehen. Hier ist nämlich §. 44. Randnote eines Lesers, §. 56. eine Inhaltsanzeige zu §. 63., mit Fremdartigen vermischt, §. 57. eine gleiche zu §. 73—82; was §. 83. 84. steht, gehört zu §. 124., dessen Ausführung es ist, zum Theil aus I., 21. entlehnt. Ferner ist §. 85. eine Bemerkung zu §. 66. und 67., §. 91. abermals ein index für §. 90., wie §. 103. zum Theil für §. 102. In §. 108. ist πολλαῖς — βουλεύεσθαι nur andere Phrase für das §. 107. Gesagte περὶ πολλῶν — βουλεύεσθαι, §. 118. endlich ist eine einfältige Anmerkung zu §. 105. Aehnlichen Proben begegnen wir in XI., §. 21., 24., 32., 72., 127., 128., 137., in XII., 48. in IV., 54. 96., 126., und andern Stellen. Emperius vermuthet in der Vorrede (p.

VII.) Synesius sey der Urheber von einigen jener Auswüchse, der allerdings seinen eigenen Aussagen zufolge in dergleichen Nachbildungen sich zu üben pflegte; vgl. ed. Pet. p. 41, wo er davon spricht, daß fehlerhafte Exemplare reizten, in den Geist des Autors durch Conjektur tiefer einzudringen und dann fortfährt: πολλάκις δὲ οὐδὲ περιμένειν ἀξιῶ τοῦ βιβλίου τὴν συμφοράν, ἵν' ἀγαθόν τί μοι γένηται, ἀλλ' αὐτὸς ἀνέχω τοὺς ὀφθαλμοὺς καὶ τῇ συγγραφῇ (richtiger τῷ συγγραφεῖ, wie Laur. LV. 6.) hat προσγυμνάζομαι μηδ' ἀκαρῆ διαλιπών, ἀλλ' ἐφεῖς τῷ καιρῷ καὶ εἴρων ὥσπερ ἐξῆς ἀναγινώσκων ἀπὸ τῆς διανοίας ὅτι μοι δοκεῖ τὸ ἀκόλουθον εἶναι. Synesius befolgt auf diese Weise den Rath, welchen Dio selbst in XVIII., 18. ertheilt. Nur ist nicht wahrscheinlich, daß der keineswegs geistlose Schriftsteller auf so dürftige und kurze Paraphrasen sich beschränkt habe. Wir erkennen vielmehr darin die schülerhaften Versuche von Leuten, die nach derselben Vorschrift, aber mit geringem Erfolg sich bemühten.

Einiges der Art scheint dem Herausgeber entgangen zu seyn, was bey der großen Masse dieser Anhängsel nicht zu verwundern ist. In der ersten Rede ist §. 60. nur die Hälfte der Interpolation eingeklammert πάντων φιλοπονώτατος, denn erst mit Entfernung des ganzen Satzes ὃς ἦν πάντων φιλοπονώτατος καὶ πολὺ κρείττων erhält die Stelle Sinn. Or. IV. §., 24. tilgen die besten Handschriften den unpassenden Zusatz οὐ μᾶλλον ἢ κακῶς ἀγαθὸν εἶναι durch die dafür eintretende Lesart ἀγαθὸν ὄντα, dagegen war §. 40. μανθάνειν τι καὶ nicht anzuzweifeln. VII., §. 103. sieht das ἐν βίβλοις γράφων, was dann weiter zur Einschiebung des ἀλλ', um einen Zusammenhang zu erhalten, veranlaßte, wie eine Erklärung des διεξιών aus. VIII., §. 20. ist ein aus dem Folgenden entnommener, vorgreifender und dadurch den Zusammenhang störender Zusatz οὐκ ἄντικρυς βιαζομένην, ἀλλ' ἐξαπατῶσαν καὶ γοητεύουσαν δεινοῖς φαρμάκοις beybehalten, dagegen dieselben Worte im §. 21., wo sie eigentlich hingehören, getilgt worden. I., 83. leitete schon die Antwort, welche Herkules giebt, darauf τῶν πραγμάτων καὶ πότερα zu streichen, und diese Worte fehlen wirklich in codd. C., P., d. h. den besten Handschriften. IX., 22. sind die letzten Worte so übel angebracht, daß Rec. sich wundern muß, sie nicht schon längst verworfen zu sehen. Einige, so heißt es, zogen vom Isthmus weg, ohne die daselbst begangenen Spiele mit angesehen zu haben, weil des Diogenes geistreiche Unterhaltung, der überdieß die Verkehrtheit der den Siegern gezollten Bewunderung schonungslos aufdeckte, sie gänzlich davon abzog: τινὰς ἀπελθεῖν φασιν οὐκ ἰδόντας αὐτούς. Wie albern nimmt sich darauf die Bemerkung aus: ὅσοι κακῶς ἐσκήνουν ἢ καὶ τούτου ἠπόρουν, als wären diese Umstände an ihrem Wegbleiben von den Spielen Schuld gewesen!

Or. XII., 6. ist τῶν ἄλλων nur in M. zu lesen und verdiente schwerlich Aufnahme, so wie einige andere unten zu erwähnende Vermehrungen, die derselben Handschrift entnommen sind. Dagegen ist §. 19. ein müssiges, ja störendes Emblem πάντα δὲ ὅπλων, was im P. mit Recht fehlt, unbemerkt geblieben. Einzelne offenbar als Glosseme oder Schreibfehler sich ausweisenden Worte dürften auf die Autorität einer oder einiger vorzüglicher Handschriften hin ohne weiteres getilgt werden, wie II., 65. ἄλλους. IV., 31. καί. VI., 38. χωρεῖν. 42. ὁ Σάνατος. VII., 115. τοῦ ὀνείδους. 116. πλέον. X., 32. ὅσῳ. XI., 109. κομίσαι. XII., 52. ἐποίεις. 64. ἅμα. XIII., 15. παλαιά. 52. εἰκός. 63. τινι, unter welchen wenigstens die Mehrzahl eingeklammert ist. In VIII., 26. mußten die nur von den schlechtern Büchern erhaltenen Worte καρτερὸν ὄντα καὶ παράδοξον wegfallen, statt daß sie mit der von den bessern gebotenen Lesart καρτεροῦντι καὶ παραβαλλομένῳ verbunden würden, da wenigstens καρτερὸν ὄντα sich sogleich als Variante von καρτεροῦντι ankündigt, welcher καὶ παράδοξον späterhin als ausfüllende Zugabe angehängt worden seyn mag.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Oktober.

Nro. 211. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Dionis Chrysostomi Opera graece. E recensione Adolphi Emperii.

(Fortsetzung.)

Andererseits fehlt es nicht an Stellen, wo die Klammern sich nicht rechtfertigen lassen, was zum Theil der Herausgeber selbst in dem Anhang bemerkt hat, wie von XI., 8., wo nicht die ganze Zeile *οὐδ' ὡς ἡ Σφὶξ ἀφικομένη κατεσθίοι τὰ τέκνα αὐτῶν ἐπιδεικνύοι* gestrichen zu werden verdiente, sondern nur das letztere Verbum, welches noch dazu in VMB. fehlt. Wichtiger ist eine Stelle in XII., 43.: *ἐν τοῖς περὶ τῶν θεῶν λόγοις καὶ μύθοις μᾶλλον δὲ τοῦτο ἰδεῖν ἔστιν ἐπ' ἀμφοτέρων γιγνόμενον*, welche eingeklammert ist mit der Bemerkung: aliena esse monui Progr. p. 27, uncis inclusit g. (Geel). Jedoch war nur eine Versetzung des δὲ von *μᾶλλον* weg hinter *ἐν* vorzunehmen, oder auch, wozu Rec. früher rieth, eine Umstellung vorzunehmen und zu schreiben *μᾶλλον δὲ τοῦτο ἰδεῖν ἔστιν ἐν τοῖς περὶ τῶν θεῶν λόγοις καὶ μύθοις*, und der Satz stand mit dem Vorhergehenden in bester logischer und grammatischer Verbindung. Wichtiger nannten wir vorhin die Vindikation dieser Stelle, weil nun auch die folgenden Worte *ὁρῶ μὲν οὖν κτέ* sich an die eben citirten ganz passend anschließen und die Nothwendigkeit einer Versetzung derselben hinter §. 26., wie hier geschehen ist, ganz wegfällt. Wir können Emperius auch nicht beystimmen, wenn er in demselben Paragraph die nach §. 17. *μόνον συνευχομένων* in den Handschriften folgenden Worte *ἄλλο δὲ οὐδὲν χρὴ πολυπραγμονεῖν ἀοίδιμον* setzt. Allerdings sind sie dort sehr verkehrt angebracht, aber auch der von Emperius ihnen jetzt angewiesene Platz ist minder angemessen, weil die zweyte Hälfte des §. 25. von *ἡ δεῖ θεατὰς* an nothwendig mit den Worten im §. 26. zusammenhangt *ἢ καὶ περὶ αὐτῶν τούτων σκεπτέον* und keine Unterbrechung erleiden darf. Dio fragt die *παῖδες Ἠλείων*, ob sie eine Rede über Zeus anhören wollen, oder ob man während der Festtage in Olympia nur auf die heilige Salpinx und die beseeligenden Verkündigungen der Sieger achten, oder die prächtigen Kunstwerke daselbst beschauen solle, oder ob diese selbst zu einer Untersuchung veranlassen dürfen, wie die Idee der Gottheit dem Menschen sich eingeprägt habe und wie er zu einer Darstellung derselben in Menschengestalt gelangt sey: seine Rede geben wir mit den eigenen Worten auszugsweise so wieder: *εἰπατε, πότερον ἁρμόζων ὁ λόγος οὗτος* (der Panegyrikus auf Zeus) *ἢ τὸ ἆσμα τῇ Εὐνόδῳ γένοιτ' ἄν — ἢ ἄλλο μὲν* (vulg. *ἄλλο δὲ*) *οὐδὲν χρὴ πολυπραγμονεῖν οὐδὲ ἀκούειν ἀλλ' ἢ μόνον σάλπιγγος ἱερᾶς καὶ τῶν μακαρίων κηρυγμάτων —, ἢ δεῖ θεατὰς εἶναι μόνον τοὺς ἐνθάδε ἥκοντας τῶν τε ἄλλων δηλονότι καὶ παγκάλων καὶ σφόδρα ἐνδόξων θεαμάτων καὶ δὴ μάλιστα τῆς τοῦ θεοῦ θρησκείας* (fo: θεσπεσίας) *καὶ τῷ ὄντι μακαρίας εἰκόνος — ἢ καὶ περὶ αὐτῶν τούτων σκεπτέον ἡμῖν ἐπιμελέστερον τῶν τε ποιημάτων καὶ ἀναθημάτων καὶ ἀτεχνῶς, εἴ τι τοιουτότροπόν ἐστι τὴν ἀνθρωπίνην περὶ τοῦ δαιμονίου δόξαν ἀμηχέπη πλάττον καὶ ἀνα-*

τυπoῦν ἄτε ἐν φιλοσόφῳ διατριβῇ. Nach letzterem Wort iſt Einiges ausgefallen; die eigentliche Abhandlung über den oben bezeichneten Gegenſtand beginnt §. 27. mit den Worten περὶ δὴ θεῶν κτέ. Einen intereſſanten Fall ähnlicher Art finden wir in IV., 89., wo ein ſcheinbares Einſchiebſel durch Verſetzung wirklich gerechtfertigt wird, wenn in der eben beſprochenen Stelle ein ſolches zu einer nicht zu rechtfertigenden Verſetzung Anlaß gab. Der Herausgeber hat hier καὶ καθαρταῖς eingeſchloſſen, nicht mit Unrecht, wenn der vorliegende Zuſammenhang richtig wäre, aber die Paragraphen 89. und 90. haben ihre Plätze vertauſcht; letzterer muß vor jenen treten, bey welcher Aenderung nur das ἤ im Anfange von 90. zu ſtreichen iſt. Wie die Schreckensgeſtalten der Hekate den ſie verſcheuchenden καθαρμοὶ vorhergehen, ſo ſchickt Dio der Schilderung des ἀγαθῶς καὶ σώφρων δαίμων die der drey unreinen und verführeriſchen Dämonen voraus. Der §. 91. beginnt dann mit εἶεν· ὁ μὲν δὴ φιλοχρήματος κτέ. Andere unverdient bezweifelte Stellen ſind IV., 40. VII., 98., wo nur καὶ zu ſtreichen in den mit dem Folgenden zu verbindenden Worten ἃ δὴ τοῖς πολλοῖς δοκεῖ (ſo Reiske für ἐδόκει), und VIII., 25., wo der Gegenſatz für Beybehaltung des Eingeklammerten zu ſprechen ſcheint.

Wenn Emperius ſich darauf beſchränkt hätte, den Dio nach den Conjecturen früherer Gelehrten und ſeiner eigenen berichtigt zu ediren, ſo würde ſeine Ausgabe auch dadurch ſchon den größten Werth beſitzen; dieſen hat er aber noch erhöht, indem er einige vorzügliche Handſchriften zu Grunde legte. Selbſt die geringern ſind nicht ohne Gewinn für den Text geweſen. Weit bedeutender ſind freylich die aus der beſſern Familie hervorgehenden Reſultate, zu der in erſter Linie **H** (Vat. 91. bombyc. saec. 13.) **P.** (Pal. 117. chart. saec. 15.) **C.** (Par. 3009. chart. saec. 16.) und theilweiſe **Y.** (Marc. 422. chart. saec. 15.) nebſt dem nicht näher zu beſtimmenden von P. Burmann und Hemſterhuis gebrauchten **S** gehören, in zweyter **VM.** jener Vat. 99. membr. saec. XI. dieſer Meermannianus jetzt im Beſitz von Hrn. Profeſſor Geel, chart. saec. 16. Letzterer begleitete den Herausgeber faſt durch den ganzen Autor, nur ein Theil von IV. und die ganze III. fehlt; er hat denſelben eigens verglichen und während der Bearbeitung des Textes immer wieder von Neuem nachſehen können. Von XIV. bis LII. auf pag. 265 bis 627, dann wieder von LXXVIII. bis LXXX. oder auf pag. 762 bis 781, alſo beynahe die Hälfte des ganzen Dio repräſentirt er allein die beſſere Familie, deren beſter Repräſentant er jedoch nicht genannt werden kann.

Der älteſte und ihm häufig ähnliche Vat. 99. bricht ſchon vor dem Schluß der XI. ab. Die Vergleichung dieſer Handſchrift von Hrn. Cobet gefertigt, ſo wie die der vorzüglichſten **H.** und **P.** langte erſt an, als die 13 erſten Reden bereits abgedruckt waren. Emperius würde gewiß, wenn er ſie früher gekannt hätte, viele vortreffliche und ohne Zweifel richtigen Lesarten des **C.** mehr berückſichtigt haben und würde ſchwerlich auf den Verdacht gefallen ſeyn, daß dieſe Handſchrift eine ſtarke Interpolation erlitten habe und es bey ihrer Benützung großer Vorſicht bedürfe. Dieſer Verdacht trifft, wie manche Beyſpiele erweiſen, eher den cod. M., auch iſt Emperius in den Additamentis, p. 794—822 von dieſem Vorurtheil vielfältig zurückgekommen, und hat die Autorität des **C.**, der in den meiſten Fällen mit **HPY.** ſtimmt, anerkannt. Wo dieſe Uebereinſtimmung zu fehlen ſcheint, iſt ſie vielleicht doch vorhanden, was aus einer Reviſion jener Vergleichungen ſich ergeben dürfte. Man ſehe zum Beyſpiel XII., 57., ob nicht ὡς ἐκείνων μὲν δυναμένους auch in **C.** ſteht, II., 60. χορεύματα auch in **P.** und eben da λῃψόμενος ἥκεις in IV., 16, ob nicht LII., 7. ἐποίησαν τὸν in **H.** ſich findet. Andere Fragen der Art hier aufzuführen, würde zwecklos ſeyn; eine ſpätere Bearbeitung des Schriftſtellers wird ſie ſich aufwerfen und beantworten. Die Additamenta enthalten nachträglich die zu ſpät eingetroffenen Collationen der genannten Handſchriften zu I.—XIII., dann die des Urb. 123. zu XV., XVI., von Vat. 1336. zu XVII., von Urb. 124. zu XVIII., von einer Neapolitaner zu XIX., wieder von dem Vat. 1336. zu XXIX. und XXX., wo auch Mar. 422., hier aus ſchlechter Quelle gefloſſen, hinzutritt, endlich Urb. 124. zu

XXXI., XXXII. In diesen Nachträgen findet man an sehr vielen Stellen die δεύτεραι φροντίδες des Herausgebers, aber versteckt in der Masse der neuen Varianten. Wir glauben dem Leser Dios, dem es an Zeit gebricht, die bedeutendsten Resultate hervor zu suchen, einige Erleichterung zu gewähren, wenn wir vorerst die Stellen herausheben, die hier erst theils durch die Lesarten der Handschriften, theils durch Berichtigungen des Herausgebers verständlich werden, und deren Text er in den Additam. selbst als fehlerhaft bezeichnet. Es sind folgende: I., §. 42. ὁποῖόν γε τὸ εἶμπαν αὐτό τε εὔδαιμον καὶ σοφὸν ἀεὶ διαπορεύεται τὸν ἄπειρον αἰῶνα. I., §. 77. καὶ αὐτὴ σχεδόν, ὁποίαν πρότερον εἶπον, ἐπισφαλὴς καὶ παρ' αὐτὸν φέρουσα τὸν κρημνόν. IV. §. 98. οἴει οὐ δικαίως κεκλῆσθαι ἐκείνους; §. 106. ὁπόσαις πρόσεστι ζημία ὀνείδη, προάγει. §. 117. ταῖς τοῦ πατρὸς αὐταῖς συνθέοντας. V. §. 17. ἢ τρυφῆς ἢ χρημάτων. In VII. §. 17. heißt es von den Schäferhunden, welche zur Jagd verwendet wurden: εἰ δέ ποτε ἴδοιεν τῶν ἀνθρώπων τινὰ — ἐλάκτουν τε καὶ ἤμυνον, ὥσπερ ἂν εἰ πρὸς ἄνθρωπον ἐμάχοντο. Dieser Satz ist sinnlos, erhält aber den richtigen Gedanken aus H., wo für τῶν ἀνθρώπων steht τῶν αὐτῶν, nur muß, was Emperius unterlassen hat, der Artikel gestrichen werden. Vortreffliche Besserungen sind ferner VII. §. 86. ἐν τοῖς αὐτοῖς ἀπίναι μάκεσι παρὰ τῆς σώφρονος καὶ ἀγαθῆς Ἰκαρίου θυγατρός, und X. §. 21. ἔστιν οὖν, ὅτῳ χρῆσθαι δύναταί τις οὐ γιγνώσκων αὐτό; wo das bisher gelesene αὐτόν dem Gedankengang vorgreift und den Syllogismus zerstört. In XII. §. 16. bestätigt Geels Conjectur ἐμβραχὺ Y., ein vorzüglicher codex in dieser Rede, welcher nach §. 85. den Sinn vortrefflich herstellt durch die Lesart ἀπαρχὰς statt ἀπ' ἀρχῆς: die Olympischen Kampfspiele bringen dort dem höchsten Gotte das Auserlesenste hellenischer Körperkraft und Gewandtheit dar. Die angeführten Stellen sind die wichtigsten unter den vielen, welche der Herausgeber als verbesserte im Anhang bezeichnet hat. Die Benützung dieser Collationen hat Emperius gewiß manche angenehme Ueberraschung bereitet, wenn er bemerkte, daß viele seiner Conjecturen wie vordem durch C. und M., jetzt durch V. H. Y. und besonders durch P. bestätigt werden, wie I., 25. ἀποδρᾶναι θέλειν. II., 58. περὶ τοῖς. III., 4. ἀπολαύειν, 30. ὁ ἐκεῖνο, 36. μέντοι. IV., 17. περιπετομένων, 115. ὡς ἐκεῖ χορὸν τὸν φιλότιμον. V., 18. τρέπειν. VII., 53. ἄλλος τις τοιοῦτος. X., 11. ἀνθρώπῳ. 27. ὡς συμβουλεύσαντος. 32. ἡγησάμενον. XI., 64. προσήκειν. 101. διὰ πρόρρησιν. XII., 30. ἅμα δρύσῳ. 35. γιγνόμενον.

Doch ist der Werth dieser Nachträge immer noch zu gering angeschlagen. Man geht in solchen Fällen ungern an eine durchgreifende Revision des jüngst geordneten Textes, und so interessant die neuen Bereicherungen einem dritten seyn mögen, so wird man es dennoch natürlich finden, wenn der Herausgeber die Epikrise so viel als möglich beschränkt. Daß noch sehr vieles als Berichtigung außer dem hier vorgezogenen bemerklich gemacht werden konnte, wollen wir jetzt nachzuweisen versuchen. Zuerst sind die Verbesserungen auszuheben, welche nicht nur die stylistische Richtigkeit und Eleganz herstellen, sondern auch dem Gedanken selbst eine andere Wendung geben, oder auch ihn erst verständlich machen. VII., 108. haben alle Handschriften außer PC. αὐτῶν ἅμα καὶ βαναύσων, Pflugk emendirte τῶν αὐτῶν, Emperius τῶν ναυτῶν, aber keines ist so passend als τῶν ἀστῶν (PC.) um die erwerbsüchtigen Städter von dem besser gearteten Landvolk zu scheiden. VIII., 8. verlangt der Gegensatz bey der Vergleichung der geistigkranken mit körperlich leidenden durchaus ἢ ἐκεῖνοι ἐνοχλούμενος statt ἐκεῖνος, wofür Emperius nicht richtig ἐκείνοις in den Text setzte. Die ἐκεῖνοι sind die ὀφθαλμιῶντες und andere. X., 32. hat derselbe zwar das von der ersten Klasse der Manuscr. ausgelassene und der Construction widerstrebende ὅσῳ eingeklammert, aber nicht das entsprechende τοσούτῳ, wofür PC. τοῦτο, bieten, geändert. Erst durch die Aufnahme des τοῦτο und die darnach berichtigte Interpunktion wird Gedanke und Struktur klar, indem man schreibt: τὸν δὲ Οἰδίποδα σοφώτατον ἡγησάμενον αὐτὸν εἶναι καὶ διαπεφευγέναι τὴν Σφίγγα καὶ πείσαντα τοὺς ἄλλους Θηβαίους τοῦτο κάκιστα ἀπολέσθαι. XII., 39. suchte Reiske die sinnlose Vulgata, οὐκ ἔτι πολλὴν

σύστασιν, welche noch in M. sich findet, zu verbessern durch die Aenderung οὐκ ἐπιπολῆς συστᾶσαν, welche allerdings den Zusammenhang nicht stört. Demungeachtet hat Dio das nicht geschrieben, sondern, wie PCV. angeben, οὐ κατὰ πλάνην συστᾶσαν. Der Autor will sagen: die Idee von Gott ist nicht auf dem Weg der Reflexion entstanden, die immer dem Irregehen sich aussetzt. Dio vergleicht öfter die auf ein falsches Resultat gerathenden Meditationen mit der πλάνη, wie gleich im folgenden §. 40. Dieser steht mit dem Vorhergehenden in genauer Verbindung, und die Beziehung beyder auf einander, die noch durch die Anwendung desselben Worts hervorgehoben wird, ist nicht zu bezweifeln.

In §. 57. wird man ohne Abänderung der Vulgata nicht errathen können, was der Satz ἐκείνων μὲν δυναμένους εἰς πᾶσαν ἐπίνοιαν ἄγειν διὰ τῆς ποιήσεως zu bedeuten habe, und daß das Pronomen ἐκ auf die Ἰδέα beziehe; den Sinn stellt man auf das Klarste die Lesart in PV. (vielleicht auch in C.) her, wo richtig steht ὡς ἐκείνων μὲν δυναμένους. Ebendaselbst §. 49. muß man sich wundern, daß der sinnlose Satz πρὸς τὴν ἐν τῇ ἐργασίᾳ μόνιμον ὕλην, als sey das Holz der Cypresse und des Ἐβένος zum dauerhaften Stoff gebraucht worden und nicht vielmehr ein solcher gewesen, von allen Lesern des Dio übersehen werden konnte, nachdem V. das Wahre gegeben πρὸς τὴν ἐργασίαν μόνιμον. Diese und andere, zum Theil schon angeführte Varianten jener Handschrift, welche weder aus P. noch aus C. bezeugt sind, machen eine weitere Untersuchung derselben, und wenn diese günstig ausfiele, auch eine durchgängige Vergleichung derselben wenigstens in den Stücken, die nicht der geringern Familie angehören, sehr wünschenswerth. — Andere Verbesserungen, die jenen Manuscripten entnommen werden konnten, sind stylistisch wichtig; dazu gehört Manches, was uns dem ersten Anscheine nach ungewöhnlich oder unrichtig vorkömmt, wie I., 3. δυνατὸν ἰδεῖν aus PC., welches durch XI., 26. geschützt wird: οὐ γὰρ ἐθάρρει πρὸς αὐτὰ οὐδὲ ἐδύνατο ἰδεῖν ἑτοίμως. So ist auch I., 26. βασιλικὸν καὶ σωφρονικὸν schwerlich aus β. καὶ φρόνιμον verdorben, sondern umgekehrt das bekanntere hier beybehaltene Adjektiv aus dem wenig geläufigen; nach demselben Prinzip wird die Vernachlässigung der Attraktion in I., 33. οἷς οὐκ ἄξιον ζῆν ψευσαμένους zu beurtheilen seyn. I., 46. ist ὀχήματος gewählter als ἅρματος. II., 12. φήσας richtiger als ἀφεὶς, III., 34. ist die Vulgata ἀσθενὴς οὗτος dem von PC. gebotenen ἀνανδρος gewiß nicht vorzuziehen, da gleich darauf folgt ἡττώμενος μὲν γυναικῶν, ἡττώμενος δὲ εὐνούχων. 45. muß ὀνομάζεται statt νομίζεται nicht nur aus PC., sondern auch aus den minder guten codd. V. B. hergestellt werden; was M. hat, erfahren wir nicht. 53. ist τὰ ἱερὰ aus P. aufzunehmen, deßgleichen 65. παράγειν aus PC. und 135. ἡγεῖται. IV., 19. ist nicht abzusehen, warum nicht τοὺς ἀστραγάλους, welches V. allein statt des unrichtigen Dativ bietet, den Vorzug erhielt, gleich darauf war καὶ τοιοῦτος beyzubehalten, denn das von Emperius vorgeschlagene καίτοι τοιοῦτος ist keineswegs durch den Zusammenhang geboten. §. 23. ist eine wesentliche Verbesserung des Textes ἀνθρώποις μὲν γὰρ ἐν θήραις unbeachtet geblieben.

Andere Varianten der Art sind §. 107. παραχωρῶν, 108. ἄτρεστος und 139. μεταλαβόντες. V., 3. ἔασιν εἶναι μάτην λεγόμενα. In VI., 6. wird es schwer halten, eine Redeweise wie Μεγαράδε πλησίον καταλύσαντα wenigstens aus dem Sprachgebrauch des Dio zu rechtfertigen; Μεγάρων haben dafür PC., auch M. §. 60. verbindet des Diogenes beredter Discurs über das glänzende Elend der Tyrannen damit eine Schilderung eigener Freyheit und Unabhängigkeit; da er aber lange nichts von sich gesprochen hat, so ist kaum zu zweifeln, daß in PC., wenn es heißt ἐγὼ δὲ βαδίζω μὲν ὅποι βούλομαι, φησι, νύκτωρ, dieß φησι absichtlich sey. In VII. vermehrt Vat. 91. (H.) die Zahl der vorzüglichen Bücher.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Oktober.

Nro. 215. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Dionis Chrysostomi Opera graece. E recensione Adolphi Emperii.

(Fortsetzung.)

Er giebt §. 11. einfach das Rechte δ' οὐχ ἧττον, wo P. δὲ καὶ οὐχ ἧττον und darüber geschrieben οὐ χεῖρον hat, C. aber καὶ ἧττον τὸ οὐ χεῖρον, den Text mit dem Glossem verwirrend. In 17. wäre vielleicht die aus H. P. C. angeführte Lesart ὁπότε δὲ πεινῶντες εἶεν aufzunehmen, wenn man das gleichfolgende προσεῖχον καὶ in προσέχοντες verwandelt. §. 30. ist οὐκ ἐγέλων wahrscheinlich das Rechte statt οὐκέτι ἐγέλων, solche ausfüllende Zeitadverbien, welche dem kräftigen Ausdruck der Umgangssprache nähern, sind auch anderswo in den Handschriften nachzuweisen.

Minder wichtig, doch bemerkenswerth sind Abweichungen, wie §. 67. αὐτῷ υἱός, 16. ἄνδρα αὐτῆς, 84. ἥξει, 90. αὐτῷ τῷ Ὀδυσσεῖ, 92. ἀργοῖς οὐδὲ ἑκάστοτε ἐμπιπλαμένοις, 105. ἢ φύλλων, 107. ἐάσομεν, 119. ἢ κιθαρῳδούς, 123. αὖ τούς. In VIII., 19. muß πυγμάχοις an die Stelle von παμμάχοις treten, da so eben von Faustkämpfern die Rede war. IX., 8. hat eine interpretirende Ueberarbeitung, deren Spuren in den geringen Handschriften allenthalben sichtbar ist, den ursprünglichen Text τῶν μὲν τοιούτων ληρούντων ἐνίοτε κατεφρόνει abgeändert in τῶν μὲν τοιούτων ἠνείχετο ληρούντων ἐνίοτε, wodurch der Sinn der Stelle theils schief gefaßt, theils geschwächt wird. Diogenes bemitleidete vielmehr das Geplauder solcher Leute, als daß er durch eine ernste und scharfe Widerlegung sie zu beschämen für passend gehalten hätte; eine solche Behandlung ließ er lieber denen angedeihen, die eine große Einbildung auf ihren Reichthum, ihre Abkunft oder ihre Macht verriethen. §. 15. haben PC. νικῶμεν, Διόγενες βέλτιστε, ἀνδρῶν τὸ στάδιον, die vulg. noch νικῶμεν, Διόγενες, τῶν ἀνδρῶν τὸ στάδιον, aber der Artikel vor ἀνδρῶν ist in dieser Phrase ungewöhnlich, wie Beyspiele auch bey Dio zeigen, vgl. XII., 26. Im §. 20. ist ἐχρῆν σε viel kräftiger, als ἐχρῆν γε. X., 3. könnte für ἀπαλλαγέντες eben so gut ἀπαλλαγέντος stehen. §. 8. führt die Vergleichung mit ποιήσεις und der Umstand, daß ἄν in den besten Handschriften fehlt, natürlich auf βαδίσεις, welches auch in Vat. 1336 (F.) gefunden wird. §. 9. οἱ πράγματα entstand wohl aus οἷα πρ. Ebenda muß οὐδὲ, ein störender Zusatz in den schlechtern Handschriften getilgt werden, §. 12. ist σαυτὸν für ἕνα aufzunehmen, §. 14. lese man ἄλλως τε καὶ ἀνόητοι ὄντες. §. 15. wird die Frage mehr Kraft gewinnen durch Weglassung des οὖν. Weiterhin haben PC. ᾧ ὡς δυνήσῃ, die richtigere Lesart ᾧ neben der minder genauen und treffenden ὡς: durch Vernunft (τῷ φρονῆσαι) wird man erst in den Stand gesetzt, von Allem den rechten Gebrauch zu machen (ὑπὸ παντὸς ὠφελεῖσθαι). §. 31. ist ἐκέλευε besser als ἐκέλευσε, denn die Frage der Sphinx blieb so lange Problem, als Oedipus sie nicht löste. XII., 8. ist die bessere von PYC. dargebotene Wortstellung μὲν αὐτοῖς οὐδὲν ἔτι §. 10. πατρίδα herzustellen, in demselben §. kann

ἀπίωσι, welches PY. beybehalten, bleiben. §. 14. iſt οὐ μεγάλα nach PC. als Fragſatz zu nehmen. §. 16. laſſen dieſelben ἐν τοῖς λόγοις weg, was allerdings eine entbehrliche, aus dem Zuſammenhang genügend hervorgehende Phraſe iſt. §. 18. ſtört der Zuſatz ἀποβαλών, der die richtige Lesart ἄλλο verdrängt hat, und bringt eine dem Gedankengang ganz fremde Idee herein; der Interpolator ſetzte die Beziehung auf den Homeriſchen Vers Il. φ. 51. fort, vergaß aber die Worte ὅπλον οὐδὲν, die jetzt müßig daſtehen, zu ſtreichen, §. 19. muß nach den Handſchriften ἔνθα γε ἦν und §. 21. περὶ τοῦ θεοῦ geſchrieben werden.

Wenn wir §. 23. leſen, wo Dio zuerſt von Homers Schiffskatalog ſpricht, zu deſſen Abfaſſung die Muſen angerufen werden Il. β. 484., und dann (nach dem Texte des cod. M.) fortfährt καὶ ποιητὴς σοφώτερός τε καὶ ἀμείνων ὁ παρακαλῶν ἐπὶ τοῦτο τὸ ἔργον ὧδέ πως· Μοῦσαι Πιερίηθεν ἀοιδῇσι κλείουσαι κτέ, ſo müßten wir annehmen, daß der Schriftſteller den Heſiodus über den Homer ſtelle, was mit der ſonſt ausgeſprochenen unbedingten Verehrung deſſelben für Homer nicht übereinſtimmt. Schreibt man aber, wie nebſt den frühern Ausgaben auch die beſten Bücher haben, καὶ τίς ποιητὴς σοφώτερός τε καὶ ἀμείνων κτέ, ſo wird durch dieſen mehr allgemein und unbeſtimmt gehaltenen Ausdruck Homer dem Askräer wenigſtens nicht nachgeſetzt. Andere der Aufnahme würdige Varianten ſind folgende: §. 28. δηλοῦν und καὶ μνήμας, §. 30. εὖ πορίσαντος, §. 33. οἶκον ſtatt μῦθον, wozu ſchon Caſaubonus gerathen hatte, §. 37. ἐκείνοις οὐδείς und τάδε δὲ ξύμπαντα, §. 39. ἢ λόγοις, §. 42. ἀντιστέργοντος ſtatt ἀντιθεραπεύοντος aus Y §. 44. λέγω δή. §. 46. εἶναι τοῖς. Gleich darauf ſoll in der Stelle, welche durch eine doppelte Interpolation des M. gelitten hat: τὰ μὲν οὖν πολλὰ τοῖς μύθοις ἑπόμενοι καὶ συνηγοροῦντες ἔπλαττον (die Künſtler ſind gemeint), τὰ δὲ καὶ παρ' αὐτῶν εἰσέφερον ἀντίτεχνοι καὶ ὁμότεχνοι τρόπον τινὰ γιγνόμενοι τοῖς ποιηταῖς, ὡς ἐκεῖνοι δι' ἀκοῆς, ἐπιδεικνύντες ἀτεχνῶς καὶ αὐτοὶ δι' ὄψεως καὶ ἐξηγούμενοι τὰ θεῖα τοῖς πλείοσι καὶ ἀπειροτέροις θεαταῖς jenes τὰ δὲ alte Emendation ſeyn und dafür geſchrieben werden ὅσα δὲ (ὡς δὲ haben die Ausgaben und ſchlechtere Handſchriften), wo dann der Sinn ſich ergäbe, daß, auch wo ſie Eigenes vorbringen, ſie nur Nachahmer und Rivalen der Dichter ſeyen. Aber wollte Dio eine ſolche Unterordnung der Künſtler hier andeuten? Vielmehr wies er auf ihre relative Selbſtſtändigkeit hin, und τὰ δὲ iſt keine Interpolation, ſondern ὡς δὲ Corruptel, die auch M. theilt, der überdieß, was Emperius nicht billigen durfte, καὶ vor αὐτοὶ und vor ἐξηγούμενοι ausläßt. In §. 53. war aus Y. aufzunehmen σκοπῶμεν für σκοποῦμεν, und ſchon der Concinnität wegen συλλέγοντες nach ἄσημα einzureihen. Vor Phidias machte ſich jeder ſeine eigene Vorſtellung von Zeus, oder er abſtrahirte ſich aus mehreren, freylich kleinen und unſcheinbaren Bildern eine ſolche, jener große Künſtler aber hat ſeine Vorgänger bey weitem überbietend allen Hellenen, ja der ganzen civiliſirten Welt erſt die würdigſte und wahrſte Idee von dem Gott gegeben. Darum iſt auch der Ausſpruch in der Anrede an Phidias: σὺ δέ γε ἰσχύι τέχνης ἐνίκησας καὶ συνέλεξας τὴν Ἑλλάδα πρῶτον, ἔπειτα τοὺς ἄλλους durchaus nicht anzutaſten; Emperius wollte ehedem ξυνήλεξας oder ξυνήλλαξας ſchreiben, Geel (p. 99) entſchied ſich für jenes und ſchlug außerdem ἐκίνησας ſtatt ἐνίκησας vor, Rec. dachte an ἔθελξας τὴν Ἑλλάδα, aber wir hatten alle Unrecht, und überſahen das Zeugma, welches in τὴν Ἑλλάδα liegt, unter welchem zuerſt die Künſtler, dann die Laien zu verſtehen ſind. §. 55. leſe man οὐ γὰρ περὶ ἀρχῆς οὐδὲ περὶ στρατηγίας μιᾶς πόλεως οὐδὲ περὶ νεῶν πλήθους ἢ πεζῶν στρατοπέδου — τανῦν ὑπέχω λόγον. §. 67. ἔτι δὲ καὶ χαλκοῦ. 68. ἐξεῦρε — ὠνόμασε und §. 79. bloß aus Y. περὶ τῇ κεφαλῇ κείμενον στέφανον. In XIII. war §. 5. καὶ τὸν μὲν οὐχ zu ſchreiben. §. 14. iſt ἀνῆγον gewiß den Lesarten der geringern Manuſcrp. ἦα oder οἷα, woraus Emperius ἦα machte, vorzuziehen; M. hat ἦγαγε ſo den Uebergang zur Corruptel vermittelnd. §. 16. durfte nur einmal ἡγεῖσθαι in ἡγεῖσθε verſchrieben ſeyn, um ſofort ἐχρῆν zu tilgen und κἀκείνους in den Nominativ zu verwandeln, was

in den ſchlechtern Büchern auch geſchehen und in vorliegendem Texte nicht berichtigt worden iſt. §. 17. bezweifelt Rec., daß C. διδάσκοντες habe ſtatt des gewählteren ἀσκοῦντες, was doch Morell. als Randnote gewiß aus keiner andern Handſchrift anmerkte, und P. jetzt beſtätigt. Aus letzterem trage man in demſelben §. δὲ καὶ γυναῖκες ein und aus beyden τοὺς τῶν ὑμετέρων παίδων διδασκάλους, §. 24. καί τις ἐν αὐτοῖς,

Hier verlaſſen uns leider die vorzüglichſten Handſchriften, und erſcheinen erſt in LII. wieder, von wo aus ſie den Leſer bis in die Mitte von LXXVII. begleiten, und zwar nicht ſämmtliche, ſondern H. mit P. und S. abwechſelnd; C. iſt durchgehends verglichen, Y. in dieſen Parthieen noch nicht. Zu dem Text ſelbſt konnten jene hier benützt werden, weßhalb zu Nachträgen unſererſeits wenig Veranlaſſung gegeben iſt, etwa in folgenden Stellen, wo die Autorität der HCP. hintangeſetzt iſt: LII. 15 muß mit HC. πλειστὴν ἡδονὴν — ἐνδείκνυσθαι geleſen werden; denn das εἶναι hat in einigen codd., wie BM. jenes gewähltere Verbum verdrängt. LIII. 11. ziehen wir ἀνθρώποις der Vulgata ἀνθρώπους vor, ſo wie durchaus §. 12. ἀνθρώπων der Leſart ἀνθρώπῳ. LV., 4. ſchreibe man συγγενομένων ſtatt γενομένων ἅμα, nach HC., welche mit Recht §. 9. das σὺ auslaſſen. LVI., 11. muß nach S. (wie HPC. haben, erfahren wir nicht) geleſen werden: τὰ δὲ περὶ τὴν Βρισηίδα διὰ τί οὕτως ἐποίησε μὴ πεισθεὶς τῷ Νέστορι τῷ βελτίστῳ; worauf auch die Antwort nicht mit M. zu geben iſt: ὅτι πολλοὶ καὶ τῶν ἰδιωτῶν, ſondern wie die frühern Ausgaben übereinſtimmend mit den beſten codd. haben: ὥσπερ δὴ καὶ πολλοὶ κτέ. LXIV., 3. giebt H. βοῦν ἀρότην für βοῦν ἄρότριον, 5. βίον ἡμῶν für βίον ἡμῖν, LXIII., 2. παρῇ, und 3. στερουμένη. LXV., 2. προσέτι τῇ τύχῃ 3. ποιεῖν, meiſtens mit Zuſtimmung von C. LXVI., 12. iſt ζητῶν für ζῶν aus H. gewiß richtig, und 13. ἧς δύο für ἐν ᾗ δύο aus HC., 16. ἐπὶ δόξῃ und aus H. 18. οὐ μόνον ἅπαξ, und eben daſelbſt iſt es keine Verbeſſerung, wenn zufolge der Handſchriften BM. εὐθύνονται wegfällt, welches HC. halten. Auch LXVII., 1. muß gegen ſie die Leſart ἄλλῳ τινὶ der Vorrang bleiben. §. 3. iſt τυγχάνωσι aus H. beſſer als τύχωσι. LXVIII., 2. fällt καὶ vor ἀφροδισίοις nach HC. beſſer weg, wie auch §. 7. δὲ ἄρτι. LXXV., 4. war νόμος ohne Weiteres zu ſtreichen, wozu nicht nur HPC. ſondern auch B. berechtigen. §. 6. iſt nichts zu ändern, wenn man mit den drey beſten Handſchriften ἀλλὰ πᾶσιν lieſt, wodurch das ὅμως der Ausgaben beſeitigt wird. LXXVI., 3. iſt εἰ μὴ nach PH. zu tilgen.

Genug von dieſen Beyträgen, die, ohne dem Werth des Ganzen etwas zu entziehen, noch weiter fortgeſetzt werden könnten. Emperius ſcheint eine gewiſſe Vorliebe für den cod. M. gehegt zu haben, die ihn, wie ſchon mehrere Beyſpiele zeigten, für manches Beſſere in HPCY. minder empfänglich machten. Zu dem oben Angeführten fügen wir noch Einiges bey. XII., 28. ſind drey angebliche Bereicherungen des Textes aus M. aufgenommen: Die erſte, καθ' αὑτοὺς iſt wenigſtens nicht zur Vollſtändigkeit nöthig; die zweyte μᾶλλον δὲ συμπεφυκότες erſcheint allerdings unentbehrlich, wenn προσεχόμενοι bleibt und Reiske's anſprechende Emendation περιεχόμενοι nicht acceptirt wird; die dritte aber, welche auch in die ed. princeps und cod. B. übergegangen iſt, ξύνεσιν καὶ λόγον εἰληφότες περὶ αὐτοῦ (oder περὶ αὐτὴν) ἅτε δὴ — kann nur als eine ſchleppende, den Ideengang ſtörende und verwirrende Einſchachtelung betrachtet werden. Man entferne ſie, und der Gedanke wird in voller Klarheit ſich entfalten. Gleich der Anfang derſelben Rede hat durch die Bevorziehung des M. gelitten, welchen wir ſo ſchreiben und interpungiren: Ἀλλ' ἦ, τὸ λεγόμενον, ὦ ἄνδρες, ἐγὼ καὶ παρ' ὑμῖν καὶ παρ' ἑτέροις πλείοσι πέπονθα τὸ τῆς γλαυκὸς ἄτοπον καὶ παράδοξον πάθος; ἐκείνην γὰρ οὐδὲν σοφώτεραν (wofür εὐφωνοτέραν mit Geel, oder κομψοτέραν mit Emperius zu ſchreiben nicht nöthig iſt) αὐτῶν οὖσαν οὐδὲ βελτίω τὸ εἶδος, ἀλλὰ τοιαύτην ὁποίαν ἴσμεν, ὅταν δήποτε φθέγξηται λυπηρὸν καὶ οὐδαμῶς ἡδύ, περιέπουσι τὰ ἄλλα ὄρνεα, καὶ ὅταν ἴδῃ μόνον, τὰ μὲν καθεζόμενα ἐγχὺς κτέ. Andere Aenderungen, die nicht annehmlich erſcheinen, ſiehe in derſelben Rede §. 6., 11., 17., 18., 23., 26., 63. Uebrigens iſt nicht zu läugnen, daß dieſe Handſchrift auch manches Gute

allein gerettet hat, wie z. B. in XII. §. 2. ἄντρον und δακτυλίων, 19. νωθρός, 26. κοπώδεις und ὁδὲ δὲ πυγμήν, 43. ἐν δὲ τοῖς, 71. πετρώδη, 78. ἀποβάλλοντα. Dergleichen konnte schon verleiten, diesem Cod. ein zu ausschließliches Vertrauen zu schenken. Außer M. ist der vollständige Paris. 2958 (B.) saec. XIV. bombyc. durchgängig verglichen, er hält zwischen der bessern und geringern Familie die Mitte, bietet ebenfalls eine beträchtliche Anzahl eigenthümlicher Berichtigungen des Textes und ergänzt auf diese Weise den cod. M. in den Theilen, welche nur auf diesen zwey Grundlagen beruhen. Auf gleicher Linie mit B. mögen die Florentiner LIX. 22. (D.) und LXXX. 2. (E.) stehen; die Qualität eines dritten, daselbst ehemals im Kloster der heil. Maria aufbewahrten wäre noch zu untersuchen, dasselbe gilt von dem Wiener bey Nessel IV. 10. Daß durch solche Nachträge zur Kritik des Dio eine neue Ausgabe nöthig werde, glauben wir keineswegs, wohl aber möchten die Vergleichungen des Venetus V., der noch nicht ganz benützten Vatt. II. und P., ferner die fast noch gar nicht eingesehenen Laurentiani und die gänzlich unbekannten Vindobonenses immer noch einiges Licht über den Text verbreiten; die Ergebnisse einer solchen Sammlung könnten auf wenigen Bogen den Besitzern der Ausgabe nachgeliefert werden. Freylich gehört zu einer solchen Unternehmung eine besondere Vorliebe für den Schriftsteller.

Zum Schluße sollen nur noch einige Vermuthungen, wie sie sich bey der Lektüre des Werkes uns darboten, folgen.

I. 84. ist zu σωτῆρα εἶναι eher ἡγοῦ oder ἴσθι ausgelassen, als νομίζομεν, wie Reiske wollte. III. hieß es vielleicht ἐν ἄλλοις ἐπιμνησθήσεται statt ἄλλως ἐπεμνήσθη. IV. 87. für τοῦ πλάττειν schrieb Reiske ἐπὶ τοῦ πλάττειν, Emperius τῷ πλάττειν, mehr dem üblichen Sprachgebrauch angemessen wäre εἰς τὸ πλάττειν. VI., 24. befremdet μάντεων μαντευομένων, wofür P. μ. κολακευομένων hat, wir vermuthen, Dio schrieb μ. τερατευομένων. VII., 69. ist Casaubonus' schöne Conjektur πίρυσι πυρούς wohl durch ein Versehen aus dem Text geblieben. 117 hält Referent ὁράσεις, was er früher vermuthete, nicht mehr für annehmlich, aber auch das von Emp. vorgeschlagene ὥρας ψευδεῖς nicht für das Rechte, näher scheint ὁράματα ψευδῆ zu liegen, vgl. IV., 101. In dem gleich darauf folgenden verwickelten Satz 118 möchten wir schreiben: τὸ μὲν ἄριστον μὴ παραδέχεσθαι καθόλου τὰς πόλεις, τὸ δὲ ἡμῖν ἐν τῷ παρόντι λόγῳ διορίσαι, μηδένα ἂν τοιοῦτον (ein Diener des Lurus) γίγνεσθαι τῶν πενήτων (so L. und wohl auch HP. für τῶν ἡμετέρων πενήτων), ὧν πρὸς (so Casaub. für ὡς πρὸς) τοὺς πλουσίους ἡμεῖς ἀγωνιζόμεθα ὥσπερ χορῷ τὰ νῦν, οὐχ ὑπὲρ εὐδαιμονίας προκειμένου τοῦ ἀγῶνος ἁπλῶς δὲ ὑπὲρ ἀγωγῆς τινος καὶ μετριότητος βίου, denn ἄλλως für ἁπλῶς ist unverständlich. Dio scheint hier an den Aristophanischen Πλοῦτος gedacht zu haben. X., 12. bietet P. γυναῖκα τοίνυν εἶχες, wofür Ref. γυναῖκα τί δῆτ' εἶχες vorschlägt; denn ob sein Freund verheirathet sey oder nicht, mußte Diogenes wissen. X., 21. ziehen wir Geels Conjektur ὁμοίως der des Herausgebers ὅλως δὴ vor, und vermuthen, daß gleich darauf die Lesart der Handschriften γὰρ τὴν auf γε μὴν leite, Emperius und Pflugk wollten δὲ τὴν lesen. XII., 41. haben die besten codd. ποίησιν καὶ νομοθεσίαν statt des unpassenden Genitivs ποιήσεως καὶ νομοθεσίας, man braucht nur καὶ in das damit so häufig verwechselte ἡ zu verändern, um die Klammern zu entfernen. XXI., 3. ist αὖ ταῖς δηλείαις aufzunehmen, und 15. εἰκάσεις oder εἰκάσειας ἄν zu schreiben. XXIII., 6. verdient Reiske's Besserung ὅντινα ἡγῶμαι den Vorzug vor ὅ τι ἡγῶμαι. XXVI., 1. hieß es vielleicht ἢ αὐτὸ δὴ τὸ β. LII., 2. muß τὸ μὲν πλέον ἑκών aus Welckers Tragödien 517 nachgetragen werden. 4. verdiente Pflugks καὐμοῦ γε eine Aufnahme.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Oktober.

Nro. 216. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Diaries and Correspondence of James Harris, first Earl of Malmesbury etc. Zweyter Artikel.

Der dritte Band dieser Sammlung bringt zuerst Berichte und Aufzeichnungen aus Deutschland, wohin der Verf. zu Ende 1793 mit dem Auftrage abgeordnet wurde, den König von Preussen zum Ausharren im Kriege wider die französische Revolution, von dem er schon damals abtreten zu wollen schien, zu bewegen.

Auf der Durchreise nach Berlin verweilte der Verf. einige Tage im Haag, und hatte dort eine merkwürdige Unterredung mit dem Groß-Pensionär van der Spiegel, an dem er schon während seiner Gesandtschaft in den Niederlanden einen vertrauten Freund gewonnen hatte. Er faßt die Aeußerungen dieses tief blickenden Greises in Folgendem zusammen:

„Alle Staaten, die im Kriege mit Frankreich begriffen sind, haben einen gemeinschaftlichen Zweck: die gräuelhaften Grundsätze, die jüngst in jenem Lande aufgekommen sind, in ihrem Fortschritte zu hemmen und in ihrem Ursprunge zu zerstören."

„Dieser Zweck, in dessen Verfolgung alle diese Staaten ohne Unterschied betheiligt sind, jedoch deren vier: Großbritannien, Oesterreich, Preussen und Holland, die erste Reihe einnehmen, sollte hoch über allen anderen Rücksichten stehen, so daß weder Mißverhältnisse der Vergangenheit noch Besorgnisse für die Zukunft in Betracht kämen; da, so lange gegenwärtiger Streit unentschieden ist, eine Besorgniß vorliegt, die bey weitem alle andere an Größe übertrifft."

„Es sollte daher der Plan zu einem Vereine zwischen jenen vier Mächten entworfen und darin sowohl der Endzweck als die Mittel zu dessen Erreichung festgesetzt werden."

„Der Endzweck spricht für sich; es ist die Erhaltung der Rechte alles sowohl nationalen als individuellen Eigenthums, und die Vernichtung eines Systems, das auf den Umsturz aller gesellschaftlichen Ordnung, auf die Entkräftung aller gesellschaftlichen und religiösen Verpflichtung ausgeht."

„Was die Mittel betrifft, wäre

1) zu bestimmen, wie die Regierung des französischen Staates zu ordnen wäre, damit sie einerseits Stärke genug besäße, um einen Wiederausbruch des Uebels zu verhindern, andererseits nicht Macht genug, um den Frieden Europa's anhaltend zu stören, wie seit anderthalb Jahrhunderten;

2) sowohl über die Kriegsoperationen als die politischen Vorkehrungen, die dahin führen sollen, ein klares und bestimmtes Einverständniß zu treffen;

3) eine genaue, nicht übertriebene Festsetzung der von jedem Staate gutwillig zu stellenden Kriegsmacht und der etwa wechselsweise zu leistenden Unterstützung mit Geld oder Credit zu entwerfen;

4) für den Fall eines glücklichen Erfolges übereinzukommen, welche Abtretungen von Frankreich, zur Entschädigung für die Gefahren und Kosten des Krieges, jede der vier Mächte zu fordern hätte."

„Davon, daß diese vier Hauptpunkte schnell und genau festgestellt werden, hängt das Geschick des Krieges und mit ihm das Geschick Europa's ab. Auf Grundsätze wie diese war der große Bund gegen Ludwig XIV. im J. 1701 gebaut. Alle Trutzbündnisse, denen nicht ein solches Einverständniß über die Hauptsachen vorausging, haben, wie die Geschichte lehrt, beständig fehlgeschlagen."

„Besondere Verträge zwischen der einen und der andern Macht führen nicht zum Ziele, sondern erzeu-

gen nothwendig gesonderte Operationen und in der Folge wohl auch gesonderte Interessen. Dem zu begegnen, sollten die vier Mächte unverzüglich einen Ort bestimmen, wo ihre Bevollmächtigten zusammenzutreten hätten. Diese Versammlung sollte nicht nur jene Hauptpunkte festsetzen und in eine schickliche Form bringen, sondern auch der Mittelpunkt bleiben, um den sich alle Operationen drehten und von welchem die Lösung aller Zweifel und Anstände ausgehen würde."

„Was die Entschädigungen betrifft, so wären alle Erwerbungen, die Frankreich seit dem westphälischen Frieden gemacht, geeignet ihm wieder abgenommen zu werden." (S. 11. 12.)

Dieß rieth damals der erste Minister einer Republik, aber einer alten, und fügte einen Vorschlag bey, der zwar, wie man S. 42 sieht, nicht unbeachtet geblieben, aber glücklicherweise nicht zur Ausführung gekommen ist: den Aufwand des Krieges durch ein von den vier Mächten auszustellendes, dereinst von Frankreich einzulösendes, Papiergeld zu bestreiten, damit nicht den Franzosen allein der Vortheil bliebe, den Kriegsaufwand mit Papier (den Assignaten) zu decken.

In Berlin wurde das Anbringen des Vfs. zwar mit der bestimmtesten Versicherung erwiedert, man gedenke nicht von der gemeinsamen Sache sich zu trennen, gleich bestimmt aber wurde beygefügt, man sey mit eigenen Mitteln nicht länger im Stande, das Heer am Rhein in gleicher Stärke zu lassen, vielmehr genöthigt, den größten Theil desselben abzurufen, wenn nicht der Unterhalt von den übrigen Verbündeten übernommen würde. Nach mancherley vergeblichen Versuchen, die fernere Mitwirkung Preussens mit einer Unterstützung, die nicht England und Holland allein zu leisten hätten, zu erlangen, schloß der Verf. im April 1794 mit dem Grafen Haugwiz im Haag, wohin die Unterhandlung war verlegt worden, einen Vertrag, durch welchen die zwey Seemächte sich verbindlich machten, ein preussisches Heer von 62,000 Mann zu unterhalten, welches da aufgestellt werden sollte, wo sie es am zuträglichsten erachteten. Von den preussischen Befehlshabern wurde aber die nun sogleich gestellte Forderung, dieses Heer in die Niederlande zu führen, abgelehnt, und alle Bemühungen des Verfs., der sich deßhalb an den Rhein hinauf begab, jene Forderung durchzusetzen, waren erfolglos. Da hierauf die bedungenen Zahlungen von England eingestellt wurden, erklärte Preussen im October den Vertrag für aufgehoben, wie ihn der brittische Gesandte, in Folge jener Weigerung, für gebrochen erklärt hatte. Bey der gereizten Stimmung, worein den Verf. das Mißlingen seines Planes versetzte, (wovon besonders die Aeußerungen S. 126, 137 und 140 zeugen,) wird man den Nachrichten, die er von den Sachen und Personen, mit welchen er zu thun hatte, giebt, nicht unbedingt vertrauen dürfen; jedoch zusammengehalten mit anderen Ueberlieferungen aus derselben unheilschwangeren Zeit, werden seine Mittheilungen einen nicht geringen Werth behaupten.

Zu Ende seines Aufenthaltes in Frankfurt, als er eben von einem Besuche bey dem Coadjutor von Dalberg zurückkam, wo er von Friedensvorschlägen gehört hatte, die der Churfürst von Mainz machen sollte, erging er sich in einem Berichte an das brittische Ministerium über die Lage Deutschlands, das er freylich, der Sprache nicht mächtig, unmittelbar nicht kannte und auch mittelbar so wenig genau kennen lernte, daß er z. B. zwischen Illuminaten und Rosenkreuzern nicht zu unterscheiden wußte.

„Eine der beunruhigendsten Erscheinungen in gegenwärtiger Zeit ist das Umgreifen der französischen Meynungen in Deutschland; nicht eben der übertriebenen, die jetzt in Frankreich herrschen, wohl aber deren, welche dort die Revolution eingeführt haben. Vielleicht sind sie hier unter denen selbst entsprungen, die sich in diesem Lande die Gelehrten nennen. Seit geraumer Zeit werden sie durch die Lehrer an den verschiedenen Universitäten sehr schlau und annehmlich dem aufwachsenden Geschlecht beygebracht, und sollten sie einmal die Oberhand erlangen, so werden sie das so verworrene und baufällige Gebäude der deutschen Verfassung, deren Aufrechthaltung gleichwohl so wichtig ist, schnell umstürzen."

„Der hohe und niedere Adel, auch die großen Geldbesitzer in dieser Stadt und Nachbarschaft, der volkreichsten und selbständigsten in Deutschland, sind aller Belehrung über die Gefahr, die ihnen droht und schon an ihren Thoren ist, unzugänglich. Sie rufen alle nach Frieden, und schreiben die Uebel und die Dauer des Krieges nicht dem Feinde zu, der sie zu verderben so tapfer arbeitet, sondern den Mächten, die bemüht sind, sie zu retten. In der Sorglosigkeit,

worein sie versunken sind, ist es eben so unmöglich, einen Geist des Unwillens und Widerstandes, als das Gefühl ihrer gefährlichen Lage zu wecken. Auf jeden Versuch dieser Art erhalte ich zur Antwort: England findet bey dem Kriege seine Rechnung und mahnt uns zur Ausdauer darin nur aus Ehrgeiz und Eroberungslust. Ein so elendes Gerede zu widerlegen wäre unnütz, darüber zu zürnen kindisch. Aber tief ergriffen muß man werden, wenn man sieht, wie ein Land von der Größe Deutschlands, gegenwärtig so reich und im Besitze von Mitteln genug um für sich allein jeden Angriff der Franzosen abzuwehren, durch Meynungen und Vorurtheile vergiftet ist, die all seinen Fähigkeiten eine falsche Richtung geben und die Kräfte, denen es seine Rettung zu danken haben sollte, zu Werkzeugen seines Verderbens machen. Dieß ist die Wirkung des Einflusses einer nicht großen Zahl guter und schlauer Köpfe, die in allen großen und reichen Familien Fuß gefaßt haben, da ihnen die Erziehung des jüngeren Geschlechtes anvertraut ist. Diese wirken langsam aber sicher und folgerecht auf unwissende, träge Leute. Sie leiten und mißleiten alle ihre Geschäfte, verlieren den Zweck nie aus den Augen, drehen jeden Vorfall und benützen jedes Ereigniß zu Gunsten ihres endlichen Vorhabens, der Stiftung einer neuen Ordnung der Dinge, die zwar minder schnell und grausam, als in Frankeich geschehen ist, herbeyzuführen sie für klüger und sicherer halten mögen, die aber gleichermaßen auf Einreißen und Zerstören alles Bestehenden gestellt ist." (S. 142).

Man sieht, auch ein so weltkundiger Mann wie Malmesbury hat sich nicht hüten können, sehr einseitige und übertriebene Vorstellungen anzunehmen und aus einem Theile von einer Erscheinung, dazu noch einem sehr kleinen, das Ganze zu erklären.

Sogleich nach seiner Rückkehr von dieser Sendung erhielt der Verf. eine neue, nach Braunschweig, um die Heirath zwischen der Prinzessin Caroline und dem Prinzen von Wales zu schließen, die so unglücklich ausgeschlagen ist. Seine Tageblätter und Berichte von da können als ein kleines Seitenstück zu den Memoiren der Markgräfin gelten; von geschichtlichem Werthe ist darin wenig; einige Mittheilungen des Herzogs über die zwey ersten Kriegsjahre sind wohl das Bedeutendste.

Im Oktober 1796 wurde Lord Malmesbury nach Paris gesandt, um einen Friedensschluß mit der französischen Republik zu versuchen. Es ist bezeichnend für die damaligen Verhältnisse, daß der Bevollmächtigte des Königs von Großbritannien seinen Leuten erlauben mußte, die französische National-Cocarde zu tragen, wenn sie einzeln ausgingen, weil sie sonst gegen Mißhandlung nicht hätten geschützt, auch keine Genugthuung für eine solche erlangt werden können (S. 269). Die brittische Regierung ging über die Anzeige, die er davon machte, hinweg. Burke aber sagte, als davon die Rede war, daß der Bevollmächtigte langsam gereist sey: „kein Wunder, da er die ganze Zeit auf seinen Knieen gewesen ist." (S. 823.) Sonst vergab Lord Malmesbury seiner Regierung nichts, kam aber auch mit der, an die er gesandt war, in so wenig Berührung, daß seine Berichte zwar den Gang der Unterhandlung, die er mit dem französischen Minister des Auswärtigen zu führen hatte, außerdem aber beynahe nichts Bedeutendes erzählen. Das Geschäft wurde plötzlich abgebrochen und der Gesandte aus Frankreich ausgewiesen, als er erklärt hatte, daß England zwar bereit sey, alle Besitzungen, die es dem Feinde abgenommen, zurückzugeben, dagegen darauf bestehe, daß die österreichischen Niederlande an den rechtmäßigen Landesherrn zurückkehren.

(Schluß folgt.)

Dionis Chrysostomi Opera graece. E recensione Adolphi Emperii.

(Schluß.)

LIII., 2. ist αὐτοῦ nach μέμνηται weggefallen. LV., 9. scheint nach λεόντων weggefallen zu seyn παρδάλεων. 11. ist wahrscheinlich ein Glossem als Dioneisch emendirt worden; die besten Manuscripte lesen ἀνθρώπων für ἄνθρωπος und M. ὠφελείας für ὠφέλει, ἄλλους aber fehlt in CHM., daraus scheint hervor zu gehen, daß Dio nur τούτου ἕνεκεν schrieb, nämlich τοῦ τοὺς ἀνθρώπους ὠφελεῖν, woraus dann der Zusatz ἀνθρώπων ὠφελείας entstand, und indem

man die so erweiterte Periode mit dem Folgenden zu verknüpfen suchte, setzten Spätere noch ἄλλους hinzu, welches Flickwort Geel und Emperius zu ihren Emendationen benutzen. Richtig hat übrigens Geel τούτου ἕνεκεν mit προσποιούμενος verbunden, nicht, wie Emp., damit den Satz geschlossen, denn ἴσως δὲ προσέκρουσε bezieht sich unmittelbar auf die Bemerkung zurück, daß auch Sokrates μῦθοι und λόγοι bald in Scherz, bald im Ernst herbeygezogen und dadurch den μυθολόγοι und συγγραφεῖς ins Geschäft gegriffen habe. LV., 18. hat die Stelle, wo von dem tollkühnen Asios (vgl. Hom. Il. μ. 110) gesprochen wird, Geel, Emperius und Unger beschäftigt, da sie mit Recht an den Worten Anstoß nehmen: ἕτοιμος δὲ ἦν ἐμβαλὼν εἰς τὴν θάλατταν ἀπὸ τοῦ ἅρματος μάχεσθαι, aber weder τὸν χάρακα, was Emperius, noch τὴν φάλαγγα was Unger vorgeschlagen, löst die Schwierigkeit; wir vermuthen, daß θάλατταν ein freylich starker Schreibfehler sey für ναύσταθμον, vgl. XI. §. 75. LVI. 8.

Mit Uebergehung anderer Zusätze sprechen wir noch Einiges über die hie und da eingestreuten Dichterstellen. Wenn Ref. vormals in II. 62. nach dem 5. Vers der Anakreontischen Ode den Ausfall eines Verses annahm, um die ungleich fallende Kataleris zu der vermeinten Symmetrie zurückzuführen, so daß jede Strophe aus zwey Glykoneen und einem Pherakrateus bestünde, so war das allerdings eine Vernachlässigung der Autorität Hephaestions, wozu ihn Geel's Vorgang verleitete (p. 449), aber sein Vorschlag ὑψηλῶν ὀρέων ῥία nach Od. ι, 191. zu lesen mit der Bemerkung, der ausgefallene Pherakrateus müsse dann mit einem Doppelconsonanten oder 2 Consonanten begonnen haben, kann wenigstens beweisen, daß ihm die systematische Form des Glyconeus nicht so unbekannt war, als Bergk, Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1845, 182 annimmt. Emperius hat noch ὑψηλὰς ὀρέων κορυφὰς im Text, stellt aber in den Additam. richtig um κορυφὰς ὀρέων. Die treffliche Conjectur desselben ὦ Δεύσε für ὦδ' οὐ νῦν σε wird durch M. vollkommen, annäherungsweise auch durch PCV. bestätigt.

VII., 116. müßte das Fragment des Margites, welches hier dem Hesiodus beygelegt wird, so gegeben werden, daß das erste οὔτε nicht in den Vers fiel. XII., 4. erkannte Emperius zuerst als lyrische Verse, theilte sie aber nicht ganz angemessen ab; ἤ τινα im 3. Vers findet gewiß eine bessere Stelle am Schlusse des zweyten. Darauf heißt es im Text ὡς δὲ καὶ ὑμεῖς κτέ. wofür wir vermuthen εἰ δὲ καὶ ὑμεῖς, eine ähnliche Verwechslung siehe XV., 4. In XIII., 5. ist vielleicht eine bessere Lesart für Eur. El. 236. aufbehalten, wenn man nach P. liest: ἔχει μὲν, ἀσθενεῖ δέ γ' ἄτε φεύγων ἀνήρ. In derselben Rede werden die Anfangsworte des Skolions Παλλάδα περσέπολιν δεινάν, durch den nicht unwahrscheinlichen, aber von Emperius doch nicht angenommenen Zusatz θεόν (vgl. H. Od. η. 41.) vermehrt. XXXII., 23. stimmt der Herausgeber mit Ref. in der Correktur κὴν γαληνὸς ὢν τύχῃ πρὸς πνεῦμα βραχὺ κορύσσεται in der Hauptsache überein, nur daß jener κεἰ τύχοι schrieb, im V. 4 hat er ἄπωτις, obwohl dieß einigemal auch von der Fluth gebraucht wird, mit Recht nicht acceptirt, und auch von Geel's Vorschlag ἄντιος keinen Gebrauch gemacht. Das verdächtig scheinende αἰτία ist ganz richtig, man vergleiche LXXIV., 7., wo Dios Worte vermuthlich mit Bezug auf obige Stelle gesprochen sind.

Wir schließen unsern Bericht mit der Bemerkung, daß der Verleger Nichts unterlassen hat, um dem herrlichen Werke die würdigste Ausstattung zu geben.

Kayser.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Oktober.

Nro. 217. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Diaries and Correspondence of James Harris, first Earl of Malmesbury etc.

(Schluß.)

Besseren Erfolg schien die nächste Sendung zu versprechen. Im Sommer 1797 begab sich Lord Malmesbury nach Lille, wohin das Direktorium der französischen Republik drey Männer abordnete, die mit ihm den Frieden unterhandeln sollten. England hatte damals nur noch Einen Bundesgenossen zu vertreten: Portugal; und dessen Gesandter schloß, während zu Lille unterhandelt wurde, zu Paris einseitig Frieden. Dadurch wurden die Anfangs guten Aussichten getrübt. Der brittische Minister des Aeußern, Lord Grenville, allezeit viel weniger, als Pitt, zum Frieden mit der französischen Republik geneigt, nahm von den für England nachtheiligen Bestimmungen in jenem Vertrage zwischen Frankreich und Portugal Anlaß zu herberen Vorschriften für den Gesandten. Dieser schrieb darüber an seinen Freund Canning, damals Unter-Staats-Secretär:

„Sie müssen bemerkt haben, daß die Ansichten und Vorschriften des Ministers, unter dessen Leitung ich handeln muß, mit den Gesinnungen und Absichten desjenigen, mit dem ich gerne handeln möchte, so wenig übereinstimmen, daß ich in einen sehr unangenehmen Zwiespalt gerathe. Befolge ich die mir ertheilten Vorschriften nicht, so mache ich mich einer Widersetzlichkeit im Amte schuldig; vollziehe ich sie genau und buchstäblich, so lade ich eine noch größere Schuld auf mich, indem ich einen Schritt thue, der nach meiner Ueberzeugung ein großer Fehler wäre. Jetzt ist die Frage, was soll ich aufgeben, meine Meynung oder meine Stelle? Gern und freudig gebe ich meine Meynung auf, so lange wir Alle dasselbe Ziel im Auge haben, und nur der eine diesen, der andere einen andern Weg dazu für den besten hält; es ist meine Pflicht und mein Entschluß, in jedem Punkte mich zu fügen, der nicht das, worauf wir ausgingen, unerreichbar macht, den Frieden. Sollte aber die Richtung verändert und die wirkliche Absicht eine andere, als die bis jetzt erklärte, geworden seyn; sollte ich nur hier bleiben, um die Unterhandlung mit gutem Scheine abzubrechen, statt sie mit Erfolg zu endigen, dann müßte ich nicht meine Meynung sondern meine Stelle aufgeben. Das würde ich mit großem Widerwillen thun, weil ich wohl sehe, daß Verlegenheit daraus entstände, wo ich meinerseits nur Beweise von Achtung, Aufmerksamkeit und Bereitwilligkeit zu geben wünschte; ich müßte es aber thun, weil es mir unmöglich wäre, zu einem Schritte mich gebrauchen zu lassen, den ich von ganzer Seele mißbilligen und verwerfen müßte. Indessen hoffe ich noch immer, die kriegslustigen Mitglieder des Cabinets werden über die friedseligen nicht obsiegen, und ich werde mein Geschäft mit der Ruhe und Zuversicht fortsetzen dürfen, die mir immer zu Theil wurden, wo ich unter Pitt's Leitung zu handeln hatte." (S. 517.)

So war es auch; man näherte sich mehr und mehr, und es schien nur noch auf die Einwilligung des nun mit Frankreich eng verbundenen Hollands zu einigen Abtretungen an England anzukommen, als die Niederlage der gemäßigten Parthey zu Paris im September (fructidor) den Bruch der Unterhandlung, die von dieser allein war gefördert worden, nach sich zog. Die drey französischen Unterhändler, mit denen der brittische im besten Vernehmen stand (einer war Maret, nachher Herzog von

Bassano), wurden abgerufen und zwey andere gesandt, entschiedene Jakobiner, die alsbald die unsinnige Forderung stellten, Malmesbury sollte nachweisen, daß er Vollmacht habe, in die Zurückgabe aller Besitzungen, die England der französischen Republik und ihren Verbündeten, Spanien und Holland, abgenommen, zu willigen, falls er aber eine solche Vollmacht nicht hätte, unverzüglich nach Hause gehen, um sich damit zu versehen. Er ging und kehrte nicht wieder, obgleich die Franzosen noch in Lille verweilten, als ob sie ihn zurück erwarteten.

Aus Lille sind die Briefe und Aufzeichnungen des Verfassers etwas reichhaltiger als die vorhergehenden aus Paris. Das Merkwürdigste dürfte die Mittheilung Maret's S. 503 seyn, nach welcher die eigentlichen Urheber des Kriegs mit England 1793 gewesen wären: „quelques vingtaines d'individus marquans et en place qui avaient joué à la baisse dans les fonds." Er behauptete dieß bey seiner Rückkehr nach Paris von London, wohin er geschickt worden war, entdeckt zu haben und darauf von den Machthabern, wegen seines Mitwissens um ein so gefährliches Geheimniß, in das Ausland beseitigt worden zu seyn.

Hier ist Lord Malmesbury's diplomatische Laufbahn zu Ende. Mehrerley Anerbieten fernerer Anstellungen und Sendungen (darunter ein höchst ehrenvolles, mit unbeschränkter Vollmacht auf das feste Land zu gehen, um Verbindungen wider Frankreich zu stiften und zu pflegen, IV. S. 282), wurden von ihm beharrlich abgelehnt, weil er wegen zunehmender Schwerhörigkeit nicht mehr glaubte, der Geschäfte mächtig zu seyn. Hören war seine Stärke gewesen; er hatte vermocht, ganze Unterredungen fast Wort für Wort zu behalten und wieder zu geben (S. 353).

Der vierte Band enthält nur Blätter aus seinem Tagebuche nebst vielen Briefen zwischen 1801 und 1808. Der Herausgeber ist, besonders dieser Mittheilungen wegen, nicht nur in dem Quarterly review, sondern auch im Unterhause getadelt worden; sie kämen, hieß es, wenigstens zu früh. Allerdings sind hier die inneren Gemächer der höchsten Kreise aufgeschlossen; manche unbekannte Schwäche wird sichtbar, jedoch keine ärgerliche Nacktheit. Den Hauptinhalt machen die Umstände aus, unter welchen Pitt aus dem Ministerium schied, und die, unter welchen er wieder eintrat. So viel hier schon bekanntes vorkommt, ist doch theils die Bestätigung, theils Berichtigung und genauere Bestimmung durch die täglichen Aufzeichnungen eines höchst selbstständigen und auf's Beste unterrichteten Zeitgenossen von nicht geringem Werthe, wie der Herausgeber am Ende mit Recht bemerkt. Namentlich tritt einer der bedeutendsten Männer neuerer Zeit — Wilhelm Pitt der jüngere — dem Leser hier so nahe wie sonst kaum irgendwo.

Zu Ende Jänners 1801 wurde K. Georg III. durch eine Erklärung Pitt's überrascht, er finde nothwendig, den katholischen Irländern staatsbürgerliche Rechte zu ertheilen. Der König war entschieden dagegen, indem er sich auf seinen Krönungs-Eid berief. Es sey das erste Mal seit langen Jahren, sagte er, daß er und Pitt verschiedener Meynung seyen (S. 7). Dieser beharrte aber auf seinem Vorsatze, und machte von der Genehmigung sein Bleiben im Amte abhängig. Nun fiel der König in eine schwere Krankheit. Als er davon wieder genesen war, ließ er an Pitt schreiben, ihn treffe die Schuld, durch sein Verhalten jene Krankheit verursacht zu haben, S. 32. Davon war Pitt so gerührt, daß er in der Antwort mit dem Ausdrucke seines Leidwesens die Zusage verband, seinen Vorsatz fallen zu lassen. Warum er gleichwohl bald darauf sein Amt niederlegte, bleibt unerklärt. Lord M. bekräftigt die Vermuthung, es sey darum geschehen, weil Pitt die Nothwendigkeit, Frieden mit Frankreich zu schließen, erkannt, dieses Geschäft aber lieber einem andern habe überlassen wollen, S. 47. Indessen berieth er seinen Nachfolger, Addington, im Stillen, und die Friedens-Präliminarien zu Anfang Oktobers waren eigentlich sein Werk, S. 59. Nachdem der Friede zu Amiens 1802 geschlossen war, sah er zwar bald ein, daß er sich in der Erwartung, Frankreich würde sich nun mäßigen, getäuscht hatte; gleichwohl bedauerte er die Einstellung des Kriegs nicht.

Einige Friedensjahre, sagte er, werden England wieder so stark machen, daß es den Krieg, wird es dazu genöthigt, viele Jahre wird aushalten können, S. 66. Ein andermal: so mächtig Frankreich seyn mag, England hat ein Staats-Einkommen so groß als des ganzen Europa, eine Seemacht, ganz Europa überlegen, einen Handel, so groß als ganz Europa's; und, fügte er lachend bey, dazu auch, um recht vornehm zu seyn, eine Schuldenlast, so groß als ganz Europa's. Verfahren wir klug mit unsern Mitteln und gelingt es uns, durch eine Haltung, in welcher Festigkeit und Nachgiebigkeit verbunden ist, den Krieg wenige Jahre aufzuschieben, so wird er dann ein viel erträglicheres Uebel seyn, S. 147. Inzwischen zeigte sich das neue Ministerium der anmaßenden und drohenden Stellung Frankreichs gegenüber weit nicht so entschlossen und rüstig, als Pitt's Freunde wollten. Lord M. belegt das Zeugniß der Kurzsichtigkeit, das er dem damaligen Minister des Auswärtigen (Lord Hawkesbury, nachher als Graf Liverpool viele Jahre Premier-Minister) giebt, mit zwey merkwürdigen Zügen.

„Lord Hawkesbury sagte, der erste Consul müsse wahnsinnig seyn; er ziehe sich durch seine Gewaltthaten den allgemeinen Haß zu; es sey offenbare Tollheit. Ich erinnerte ihn an einen Brief, den Lord Lyttleton aus Dresden bald nach der Thronbesteigung des großen Friedrich nach Hause schrieb, in welchem ganz dasselbe über diesen gesagt war, der nachher vierzig Jahre lang regierte und nie Anlaß gab, für wahnsinnig gehalten zu werden. Unser damaliger Gesandter in Dresden bemerkte hierüber: C'est parce que Frédéric a plus d'esprit qu'eux, que les Allemans le croient fou." S. 202.

„Der französische Botschafter (Andreossy) bemüht sich, auf die Gefahr einer neuen Jakobinerherrschaft, wenn der erste Consul gestürzt würde, aufmerksam zu machen. Lord Hawkesbury nimmt das wichtiger als er sollte. Bonaparte ist nichts anderes als ein Jakobinerhaupt, das seinen Zweck erreicht hat und die unumschränkte Gewalt so ausübt, wie von einem durch das Glück begünstigten Jakobiner zu erwarten war. Man sucht uns einen groben Betrug zu spielen, wenn man sagt, wir sollten uns vor der Wiederkehr des Jakobinismus fürchten, während dieser auf uns mit all seiner Macht drückt. Es ist ihm eigen, sich zu stellen, als verwerfe und verabscheue er seine Mittel, nachdem der Zweck erreicht ist, und als verwerfe und verabscheue er den Zweck, während er die Mittel gebraucht. Weil dieser Unsinn den Einen den Verstand verwirrt, den Andern ihre schwache Urtheilskraft überwältigt hat, ist nun die Meynung sehr verbreitet, als sey der Jakobinismus niedergeworfen, unterdrückt oder seine Anhänger bekehrt." S. 230, 33.

Oft wurde Pitt von seinen Freunden, namentlich von Lord M., angegangen, in Einleitungen zu willigen, die ihn wieder an die Spitze der Geschäfte brächten. Dieß sollte, nach Lord M's. Ansicht, geschehen, so lange noch Friede wäre.

„Könnte er dann auch nur kurze Zeit noch Frieden erhalten, bis wir offenbar zum Kriege genöthigt wären, so würde er das Geschrey, das man gegen ihn nicht auf dem Festlande allein erhebe, als hätte er am Kriege seine Lust, zum Schweigen bringen. Wie unverdient der Vorwurf sey, wisse niemand besser als ich; allein er finde Glauben auch in England bey den Uebelwollenden und Partheysüchtigen. Ich weiß es, sagte Pitt: die Jakobiner schreyen lauter als wir können, und wissen sich Gehör zu verschaffen. Auch sehe ich die Wirkung wohl ein und muß Ihnen darin Recht geben." S. 111.

Dennoch war er nicht zu bewegen, Schritte zu thun oder zu gestatten, die das neue Ministerium verdrängt hätten. Er wollte warten, bis er nöthig befunden würde, S. 290. An den Staatsgeschäften nahm er jedoch keinen Theil mehr; daher ihm auch der klägliche Anschlag unbekannt blieb, welchen die brittische Regierung, als der Krieg wieder ausgebrochen war, in Verbindung mit den ausgewanderten französischen Prinzen, durch Pichegru und dessen Genossen machte, S. 287, 294. Er war eifrig in seinem Amte als Aufseher der fünf Seehäfen und Hauptmann der Miliz in diesem Bezirke, die er fleißig übte.

„Man sagt, er habe Stabsofficiere der Linie durch die Schnelligkeit, mit der er sich Kenntnisse im Kriegs-Handwerk erworben, und durch die Richtigkeit seiner Bemerkungen darüber in Erstaunen gesetzt." S. 284.

Als endlich das neue Ministerium selbst erkannte, daß seine Kräfte nicht mehr ausreichten, und solches dem Könige erklärte, war dessen eigener erster Gedanke, Pitt wieder anzustellen. Von dem, sagte er, bin ich gewiß, daß er keinerley Verbindung oder Verpflichtung eingeht, die den Rechten meiner Unterthanen oder der königlichen Würde zu nahe

träte. Darauf begab sich Pitt zu dem Könige, jedoch erst nachdem er von den Leibärzten schriftlich die Versicherung eingeholt hatte, daß von diesem Wiedersehen (denn drey Jahre lang hatte Pitt sich entfernt gehalten) keine nachtheilige Aufregung des kränklichen Monarchen zu befürchten wäre, S. 303. Er sprach mit ihm drey Stunden lang und war verwundert über die Fassung und die Sachkunde des alten Herrn, S. 300. Nur das konnte er nicht bewirken, daß der König in die Berufung von For in das Cabinet willigte. Er hielt Pitt vor, es sey ja unter seinem Ministerium geschehen, daß For aus dem Verzeichniß der geheimen Räthe ausgestrichen worden. Ew. Majestät geruhen sich zu erinnern, antwortete Pitt, daß ich dazu nicht gerathen habe. Es schien mir, als würde dadurch Herrn For zu große Wichtigkeit beygelegt, S. 303. For nahm die Zurücksetzung, die ihm nicht unerwartet kam, nicht nur mit Gleichmuth auf, sondern sprach auch seinen Freunden zu, sie möchten sich dadurch nicht abhalten lassen, unter und neben Pitt Dienst zu nehmen. Dazu ließen aber diese sich nicht bewegen, und Pitt blieb auf seine alten Anhänger beschränkt. Sein Hauptgeschäft wurde nun die Stiftung einer neuen Verbindung mit Oesterreich und Rußland gegen Frankreich, im Sommer 1805.

„Nie war eine Maaßregel (so weit menschliche Voraussicht gehen kann) besser berechnet, noch besser eingeleitet. Ihr Mißlingen hatte bloß in der Art der Ausführung seinen Grund . . . . . Kann uns selbst dabey ein Tadel treffen, so ist es nur der, daß unser Gesandter zu Wien von der Unterhandlung ausgeschlossen war, die ihm erst bekannt wurde, da Alles verabredet war. Hätte er früher Kunde davon gehabt, so würde er uns wahrscheinlich mit dem österreichischen Kriegsplane noch zu rechter Zeit bekannt gemacht haben, daß wir dessen Abänderung bewirken und das Unglück hätten verhüten mögen.“ S. 339.

Die Nachricht von dem Beginne dieses Unglücks bey Ulm machte auf Pitt, dessen Gesundheit schon sehr angegriffen war, einen tief erschütternden Eindruck. Einige Tage später richtete ihn die Siegeskunde von Trafalgar wieder auf; bald aber warf ihn der Untergang all seiner Hoffnung bey Austerlitz ganz nieder. Am 23. Jänner 1806 starb er, so abgelebt, wie sein Arzt sagte, als wäre er nicht erst 46, sondern 90 Jahre alt gewesen. Seine letzten, mehrmals wiederholten Worte waren: O welche Zeiten! o mein Vaterland! S. 346.*)

*) In den kürzlich erschienenen memoirs of Lady Hester Stanhope, einem Buche, das sonst ohne Werth für die Geschichte ist, findet sich unter anderen Anekdoten von Pitt (dessen Nichte und Hausgenossin die Lady war) folgende: „Einst kam er auf mich zu und sagte: O wie hat mich Sir Sydney Smith gequält, der mit einer Tasche voll Papiere kam und mich zwey Stunden lang festhielt, während ich so viel zu thun hatte! Helden, bemerkte ich, sind gewöhnlich eitel; so ist auch Lord Nelson. Ja wohl, sagte Pitt, aber doch nicht so wie Sir Sydney; und wie ganz anders ist Arthur Wellesley, der eben bey mir war! Er hat mir den Stand unserer Angelegenheiten in Indien so anschaulich gemacht; und dazu hat er davon gesprochen, wie etwa ein Regiments Arzt, als hatte er selbst nichts damit zu thun; so daß ich nicht weiß, ob ich seine Bescheidenheit mehr bewundern soll oder seine Gaben, auf welchen doch unser Geschick in Indien ruht.“ II. 293. Man darf diese Anekdote um so mehr für ächt halten, weil das hochmüthige Weib an andern Orten mit gar wenig Achtung von Wellington spricht.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Oktober.

Nro. 218. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Macrobe (oeuvres complètes), Varron (de la langue latine), Pomponius Méla (oeuvres complètes), avec la traduction en français, publiées sous la direction de M. Nisard, professeur d'éloquence latine au collége de France. Paris, J. J. Dubochet et Compagnie, Editeurs, 1845. 710 S. Lex.-Form.

Für die Vereinigung der Werke der drey oben genannten Schriftsteller in einem Bande läßt sich wohl kaum ein anderer Grund anführen, als daß eben so das nöthige Volumen erreicht wurde, um denselben für 15 Francs verkaufen zu können. Das voraus geschickte „Avertissement des éditeurs" sagt darüber gar nichts, als: „Ce volume, presque exclusivement scientifique, réunit deux grammairiens, Varron et Macrobe, et un géographe, Pomponius Méla," wobey zu bemerken ist, daß hier, wie im Folgenden, eine andere Ordnung in Aussicht gestellt ist, als sich im Werke selbst findet, wo, dem Titel gemäß, Macrobius vorangeht.

Die Bearbeitung dieses Schriftstellers soll hier vorzugsweise Berücksichtigung finden, da es die einzige ist, welche seit der im Jahre 1788 erschienenen Zweybrücker Ausgabe herausgekommen ist. Dieser Umstand muß derselben auch für den deutschen Gelehrten einigen Werth verleihen, und der Reichthum an kritischen Hülfsmitteln, den die Pariser Bibliothek besitzt, muß die Hoffnung rege machen, daß derselbe, wenn auch nicht vollständig mitgetheilt, doch theilweise benützt sey; aber leider benimmt diese Hoffnung schon jenes Avertissement, in dem es ohne Weiteres heißt, der Text sey der der Zweybrücker Ausgabe. Von diesem haben wir also nichts weiter zu sagen, als daß der Abdruck die Anerkennung der Correktheit verdiene; es kann sich also im Folgenden nur um die Zugaben des Herrn Mahül handeln, der eben daselbst als Bearbeiter genannt ist. Die Uebersetzung ist ganz in der Weise der gewöhnlichen französischen Uebersetzungen gehalten, sie ist, wie sich Herr Mahül einige Male tadelnd gegen andere Uebersetzungen ausspricht, mehr Paraphrase als Uebersetzung. Die Schwierigkeiten des Textes sind meistens glücklich umschifft, so daß man zwar mit der Uebersetzung etwas Aehnliches findet, aber öfters doch nicht recht darüber in's Klare kommt, ob alles Einzelne richtig verstanden ist. Daß alle aus andern Schriftstellern angeführte Stellen, auch wo es sich um einzelne Ausdrücke handelt, übersetzt sind, ist nicht zu beanstanden, weil der Text darunter steht; etwas eigen nimmt es sich aber aus, daß die Dichterstellen hier und da, wo eine Uebersetzung vorlag, in Reimen, sonst aber in Prosa übersetzt sind.

Die vorausgeschickte „Notice sur Macrobe" ist ein wenig veränderter Abdruck der schon im Jahre 1817 im Classical Journal und in den Annales encyclopédiques von Millin erschienenen „Dissertation historique, littéraire et bibliographique sur la vie et les ouvrages de Macrobe," nur mit Weglassung des dort aus der Zweybrücker Ausgabe entnommenen „Catalogue raisonné des éditions de Macrobe, divisé en trois âges." Correkt ist übrigens dieser Abdruck keineswegs zu nen-

nen; namentlich ist den deutschen Namen übel mitgespielt, bey denen, wie es scheint, die frühere lateinische Schreibung mit höchst undeutlichen Zügen in die deutsche umgeändert worden ist, wodurch u. a. aus Barthius Osarth wurde. Schlimm steht es auch mit den S. 5 und 6 angeführten Inschriften, wo Dinge vorkommen, wie Aviodecemviro statt Quindecemviro, Avant für Quaest.

In Betreff des Inhaltes ist es aber fast unbegreiflich, wie nach fast dreyßig Jahren Irrthümer wiederholt werden konnten, die ein ungetrübtes Auge auf den ersten Blick durchschauen muß. Wenn S. 1 als Titel einer Handschrift angeführt ist: MACROBII. AMBROSII. SICETINI. DE. SOMNIO etc., so wird jeder, der nur die eine oder die andere Ausgabe des Macrobius in der Hand gehabt hat, in dem Worte SICETINI eine falsche Schreibung der dem Schriftsteller gewöhnlich beygelegten Titulatur V. C. ET INL., d. i. viri consularis et inlustris, erkennen; Hr. Mahül aber führt zwar S. 4 selbst Macrobii Th. (d. i. Theodosii) V. C. et inl. an, und sagt S. 2: les Manuscrits donnent aussi à Macrobe le titre de vir consularis et illuster (sic!); hier aber glaubt er, in dem räthselhaften Worte liege augenscheinlich der Name des Vaterlandes des Schriftstellers, und nimmt aller Wortbildung zum Trotz erst Sicca, eine Stadt Numidiens, dann sogar die Insel Sicinus dafür an.

Merkwürdig ist auch die Unklarheit über die Anlage der Saturnalien. S. 7 heißt es ganz richtig: En effet, il n'a pas prétendu faire un ouvrage original; seulement il réunit dans un seul cadre, pour l'instruction de son fils, le résultat de ses nombreuses lectures, wie es Macrobius selbst in dem Vorworte ausspricht. Wenn aber in diesem Werke nur die Resultate früherer Lesung niedergelegt sind, so kann doch wohl kein Zweifel darüber seyn, daß die Zusammenkünfte während des Festes der Saturnalien, bey denen die einzelnen Theilnehmer eben jene Dinge vortragen, die Macrobius aus seiner Lesung geschöpft haben soll, nur zur Einkleidung des Ganzen erfunden seyn können; auch sagt dieß Macrobius deutlich genug, wenn er die Vereinigung von Männern, die nicht ganz gleichalterig waren (lib. I. cap. 1) durch den Vorgang Plato's entschuldigt, wobey übrigens matura aetas nicht mit vieillesse, sondern mit âge mür zu übersetzen war, und Hr. Mahül wohl hätte erinnert werden können, daß sein Ausspruch (S. 2 und 3), die Festredner wären Zeitgenossen, Freunde und Vertraute des Macrobius, unrichtig sey. Allein Hr. M. hält es nicht nur für möglich, daß diese Zusammenkünfte wirklich Statt fanden (vergl. S. 5: „Il est évident, que, si des réunions et des discussions philosophiques et littéraires ont eu lieu réellement chez Prétextatus, Macrobe ne nous en a transmis qu'un résultat arrangé à sa manière), sondern er gründet sogar (S. 6) auf die Wirklichkeit derselben die Vermuthung, daß Servius aus diesen Besprechungen den Gedanken der Abfassung seines Commentars zu Virgil entnommen habe.

In dem, was über die Eintheilung des Werkes gesagt ist, vermißt man auch die Selbstständigkeit des Urtheils gänzlich; namentlich sind die Betrügereyen des Isaac Pontanus alle für baare Münze genommen, was freylich seit dritthalbhundert Jahren von Allen geschehen ist, welche sich mit Macrobius beschäftigten. Referent hat in seiner Abhandlung „über die ursprüngliche Gestalt der Saturnalien des Macrobius“ (Gel. Anz. 1844 Nr. 172 bis 175) die inneren Gründe zusammengestellt, aus denen ihm hervorzugehen schien, daß die von Pontanus vorgenommene Versetzung der letzten 8 Kapitel (13—20) des dritten Buches an das Ende des zweyten (als Kap. 9—16), so wie seine Ergänzungen am Anfange und am Schluße des dritten Buches, am Anfange des vierten und am Schluße des sechsten Buches keinen Glauben verdienten. Zu diesen könnte er etwa hier nur hinzufügen, daß, wenn wirklich, wie jene Umstellung glauben machen will, die in den versetzten Kapiteln enthaltenen Besprechungen am ersten Tage, also im Hause des Prätextatus Statt gefunden haben sollten, es doch sehr unpassend wäre, wenn dieser seine Gäste mit den Worten: „Vellem Servium nostrum diutius audire, sed hora nos quietis admonet“ ausgeboten hätte, während Alles in der Ordnung ist, wenn man der früheren Anordnung gemäß annimmt, diese

Worte seyen von ihm als dem Aeltesten und Angesehensten unter den Gästen am zweyten Tage in dem Hause des Flavianus gesprochen worden. Aeußere Gründe hatte Referent damals nicht anzuführen, da er von der Cambridger Handschrift, auf welche sich Pontanus beruft, noch keine Notiz hatte; jetzt sieht er sich aber in den Stand gesetzt, auszusprechen, daß es auch von dieser Seite als zur Evidenz erwiesen betrachtet werden kann, daß jene von Pontanus angeblich nach einer Handschrift vorgenommene Umstellung, wie sämmtliche damit in Verbindung stehende Ergänzungen auf einem offenbaren Betruge beruhen.

Den vollständigen Aufschluß über diese Handschrift verdankt Referent der ausnehmenden Liberalität eines ihm vorher ganz unbekannten Mannes, die er hier öffentlich zu rühmen sich gedrungen fühlt. Nach mehrfachen, vergeblichen Erkundigungen gab nämlich Referent einen in Ermanglung aller persönlichen Bekanntschaften ohne Weiteres „an den Universitäts-Bibliothekar zu Cambridge" adressirten Brief auf die Post, in dem er sich Auskunft über jene Handschrift erbat, welche Isaac Pontanus in Cambridge benützt haben wollte. Nach einiger Zeit erhielt er als Antwort darauf einen Brief des Herrn Jos. Romilly, des Stellvertreters des wegen Krankheit abwesenden Bibliothekars J. Lodge, welcher ihm schrieb, daß allerdings eine Handschrift der Saturnalien des Macrobius in der Cambridger Bibliothek sey, auf deren erstem Blatte die Worte: „Contulit hunc codicem Jo. Isaac. Pontanus" ständen, und daß er, weil er nicht im Stande wäre, über die einzelnen in Frage gestellten Punkte Auskunft zu ertheilen, sich erböte, dem Referenten die Handschrift zu überschicken, wenn er ihm, etwa durch einen Kaufmann in London, der die Spedition übernehmen wollte, die Summe von 35 Schilling auszahlen lassen wollte, die er für eine Kautionsurkunde auf 50 Pfund Sterling, die er der Universität ausstellen müßte, zu entrichten haben würde. Referent säumte nicht, dieses zu bewerkstelligen, und erhielt auch wirklich in Kurzem ohne alle officielle Vermittlung, auf die von dem Bibliothekar selbst ausgestellte Kautionsurkunde hin, die Handschrift durch Handelsgelegenheit zugeschickt, auf welchem Wege sie später, natürlicher Weise gehörig assecurirt, auch wieder zurückgeschickt wurde.

Von der erwähnten Umstellung, so wie von den Ergänzungen am Anfange und Ende einiger Bücher fand sich keine Spur, so daß Ref. Anfangs glaubte, es sey dieß gar nicht der von Pontanus so vielfach angeführte „codex Anglicanus" oder „Cantabrigiensis;" allein eine genauere Untersuchung zeigte, mit der in dem Codex selbst stehenden Notiz übereinstimmend, daß die im Uebrigen aus jener Handschrift angeführten Lesarten wirklich aus dieser entnommen sind, bis auf einige wenige Fälle, wo Pontanus, einer Conjectur, die er begründen wollte, zu Liebe, offenbar Lesarten erdichtete. Und so fand Referent seine Vermuthung auf eine, freylich für Pontanus höchst unehrenvolle Weise vollkommen bestätigt; wobey nur das noch auffallend ist, daß Jakob Gronov, der aus vielen englischen, namentlich auch Cambridger Handschriften Lesarten (deren Mittheilung Ref. der gütigen Zuvorkommenheit des Herrn Bibliothekar Geel in Leyden verdankt) ausgezogen hat, diesem Betruge nicht schon auf die Spur gekommen ist.

Doch wir kehren zu Herrn Mahül's „Notice sur Macrobe" zurück, indem wir nur noch bemerken wollen, daß das Fragment unter dem Titel: „Macrobius de palliis, quae sunt lapidum nomina," wohl nur durch einen Schreibfehler in den Handschriften diesem Schriftsteller zugewiesen ist, vielleicht durch eine Verstümmelung des Titels eines Buches, welches Harduin zu Plinius öfters anführt; „Marbodeus de lapidibus pretiosis enchiridion."

Betrachten wir die beygegebenen Noten, so erscheinen die über den Commentar zum Somnium Scipionis schon dem äußern Umfange nach ziemlich unbedeutend, indem sie nicht viel über 2 Seiten (S. 114 - 116) umfassen; ihr Inhalt verleiht ihnen aber auch keinen besondern Werth. Sie beziehen sich durchaus nur auf die von Macrobius behandelten Sachen, sind aber so vag gehalten, daß sich nicht viel Belehrung daraus schöpfen läßt. Das Fragment des Buches de differentiis et societati-

bus Graeci Latinique verbi entbehrt der Anmerkungen ganz; ziemlich zahlreich sind aber die zu den Saturnalien, welche sich von S. 418—471 unter dem Titel: „Notes sur Macrobe“ finden; im Ganzen sind sie auch nicht unzweckmäßig zu nennen; doch verfallen sie, wenigstens für den Geschmack des Deutschen, zu oft in das Anekdotenmäßige. Was sich in der Zeune'schen Ausgabe findet, ist vielfach benützt; aber oft etwas nachläßig, namentlich wo es sich um Kritik handelt, die hier nicht ganz ferne gehalten ist, ohne aber irgend ein neues Resultat zu gewähren. Die hierbey vorkommenden Bezeichnungen der kritischen Hülfsmittel sind durchaus unzuverläßig. So findet sich S. 425 und sonst öfter un ancien manuscrit für die in den Noten des Meursius vorkommende Bezeichnung Vet. Cod. Darunter ist aber wohl durchaus nur eine alte Ausgabe zu verstehehen, da Meursius selbst zu Sat. I. 15 bemerkt: „Vetus codex meus excusus anno MDXXI habet scibit.“ Unrichtig ist es auch, wenn es S. 431 in Bezug auf eben diese Note heißt: „Meursius, le prémier a proposé de lire scituros,“ was um so leichter hätte vermieden werden können, da in der Note zu derselben Stelle Gronov sagt: „Quaeris quis sit vetus ille codex (Meursii)? Quodvis exemplar editum ante Stephanum.“ Eben daselbst wird umgekehrt aus dem cod. Anglic. des Pontanus eine „édition anglaise“ gemacht. S. 438 wird die in einer Note Gronov's vorkommende Bezeichnung Ms. einmal mit „le manuscrit,“ das andere Mal mit „plusieurs manuscripts“ wieder gegeben. Nach S. 451 soll Lib. III. cap. 1 vor Pontanus statt ante coenandum gelesen worden seyn: inter coenandum. Diese ganze Stelle ist aber von Pontanus erst erdichtet, der hier, wie anderwärts, seinem Betruge dadurch die Krone aufgesetzt hat, daß er noch verschiedene Lesarten angab. — S. 450 heißt es von einer gedruckten Randnote der Cölner Ausgabe „et en marge, écrit à la main sur l'exemplaire de Zeune.“ Auch in den Citaten kommen merkwürdige Verstöße vor, S. 465, 1: les premiers vers de ce passage se trouvent au commencement de la Troade d'Euripide, nach den Worten Zeune's: „Primus versus in Euripid. Troad. quoque ab initio reperitur.“ Ferner liest man S. 470: Sallustius Isidore (Fragment. l. XIII. c. 16) dit la même chose, wo das Citat Zeune's zu den Worten praeter quod ait Sallustius (lib. VII. c. 12): „In fragmentis. Idem tradit Isidorus XIII. 16 etc.“ gedankenlos abgeändert ist. Außerdem ist den Vorgängern oft entschieden Unrichtiges nachgeschrieben.

So S. 425 zu der Stelle lib. I. c. 9. Inde et simulacrum eius (Jani) plerumque fingitur manu dextera trecentorum et sinistra sexaginta et quinque numerum retinens, ad demonstrandam anni dimensionem, quae praecipua est solis potestas. Hier will zwar Hr. M. nicht mit Pontanus lesen: quinquaginta et quinque; er glaubt aber nach Gronovius zur Entschuldigung dieser Lesart, der Angabe des Plinius N. H. XXXIV. 7. s. 15. gegenüber, annehmen zu müssen, daß man bey der Veränderung der Zahl der Tage im Jahre auch die Stellung der Finger des Gottes geändert, und daß Macrobius eine neuere, Plinius eine ältere Statue vor Augen gehabt habe. Allein es bedarf gar keiner Entschuldigung; denn es ist, wie Referent zu der Stelle des Plinius früher nachgewiesen hat, auch dort nach der Bamberger und Münchner Handschrift CCCLXV. zu lesen, da Numa nach Sat. I., 13 und Liv. I. 19, wenn er schon dem Jahre nach den Umläufen des Mondes nur 355 Tage gegeben hatte, doch wohl wußte, daß das Sonnenjahr sich auf 365 Tage beliefe, von dem hier allein die Rede seyn kann, indem Macrobius ausdrücklich sagt: ad demonstrandam anni dimensionem, quae praecipua est solis potestas.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. November.

Nro. 219. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Macrobe (oeuvres complètes), Varron (de la langue latine), Pomponius Méla (oeuvres complètes), avec la traduction en français, publiées sous la direction de M. Nisard, professeur d'éloquence latine au collége de France.

(Fortsetzung.)

Zu den Worten: Aprili (dedit diem) tertium Kalendas Maias (I., 14) wird für's Erste bemerkt, die Kölner Ausgabe habe sextum, während dieß die Lesart aller Handschriften und Ausgaben außer (wie Zeune richtig bemerkt hat) der Kölner, der Aldinischen, der Camerarischen und der Zweybrücker ist; ferner wird nach Zeune die Lesart tertium dadurch vertheidigt, daß Numa nach seinem Grundsatze, die einzuschaltenden Tage hinter allen in den Monat fallenden Festen einzusetzen, keinen andern Tag habe wählen können, weil nach Plinius N. H. XVIII. 69 die Floralia auf IV. Kal. Mai. fielen. Dieser Grund scheint sehr triftig zu seyn, erweist sich aber bey näherer Betrachtung als durchaus unrichtig. Vergleicht man nämlich Ovid. Fast. IV. 947

Exit et in Maias sacrum Florale Kalendas,

und V. 183 ff.

Mater, ades, florum, ludis celebranda iocosis:
Distuleram partes mense priore tuas.
Incipis Aprili: transis in tempora Maii:
Alter te fugiens; cum venit, alter habet.
Cum tua sint cedantque tibi confinia mensum,
Convenit in laudes ille vel ille tuas,

so ergiebt sich daraus, daß die Floralia nicht an dem oben genannten Tage allein Statt fanden, sondern nur an demselben begannen und in den Monat May hinein reichten, so daß der in den April einzuschaltende Tag hinter denselben nicht eingesetzt werden konnte. Die Grenze, welche sich Numa gesetzt hatte, bildeten also hier die nach jener Stelle des Plinius VII. Kal. Mai. Statt findenden Robigalia und der eingeschaltete Tag mußte VI. Kal. Mai. seyn.

In den Worten: Hos Platonis versiculos' quorum magis vetustatem an brevitatem mireris incertum est, legisse me memini in latinum versos (II. 2) geht das Wort vetustatem doch offenbar auf die vorausgehenden Verse Plato's, allein Hr. M. hat die Worte Gronov's: „Plane nihil est in illis quod vetustatem linguae aut simplicitatem redoleat," womit er die Lesart der alten Ausgaben, venustatem vertheidigt, auf die folgenden lateinischen Verse bezogen, und ausgesprochen, er könnte höchstens in der Form itiner etwas Alterthümliches finden.

Was soll man aber zu einer Besprechung einer Lesart sagen, wie folgende (S. 442): Quelques manuscrits donnent metuelle, mot inconnu et expression affectée, sans être absurde?"

Eine sehr leichtsinnige Bemerkung findet sich auch S. 452 zur Rechtfertigung der falschen Les-

art non solvit in der Stelle (III., 2): Constituam ante aras voti reus. Haec vox propria sacrorum est, ut reus vocetur, qui susceptо voto se numinibus obligat, damnatus autem qui promissa vota non solvit, die wir etwas genauer beſprechen werden, da von den Erklärern zu der hier angeführten Stelle Virgil's (Aen. V. 237) die falſche Lesart angeführt, und ſo der Geſichtspunkt für die Erklärung der Worte voti reus verrückt wird. Die Bemerkung lautet: „Castalion (Observat. Decad. lib. III. c. 3) prétend qu'il faut supprimer la négation et lire: qui promissa vota iam solvit. Mais cette leçon contrarie la valeur attribuée dans le droit romain au mot damnatus: emprunté en cet endroit, ainsi que reus à la langue des lois.“ Dieſe Bemerkung iſt einer Note des Pontanus entnommen, in der man u. a. lieſt: At Macrobius intelligit potius eum proprie voti damnatum appellari, qui promissum votum cum non solvit, is damnas sive damnatus habetur ut solvat.“ Hierbey muß man vor Allem fragen, wo ſind die Stellen, welche dieſer Erklärung entſprechen? Wie paſſen dazu namentlich Stellen, wie folgende: Liv. XXXIX., 11, 4 damnatam voti deum benignitate, exsolvere id velle? Wie Pontanus weiter ſagt, wäre voti reus derjenige, welcher eine Verbindlichkeit übernommen hat (dieß ſoll wohl nach dem Folgenden: qui autem reus voti non solvit, der zweydeutige Ausdruck: qui obligationem praestitit bezeichnen); voti damnatus aber derjenige, der die übernommene Verbindlichkeit nicht erfüllt hat, und deßhalb der Strafe verfallen iſt. Allein hier geht der Gegenſatz zwiſchen reus und damnatus, wie er in der juriſtiſchen Sprache hervortritt, ganz verloren, er wird aber gerade feſtgehalten, wenn man iam solvit lieſt. Capitis reus iſt nämlich der, auf dem eine Anklage wegen eines Capitalverbrechens laſtet, capitis damnatus derjenige, welcher eines ſolchen Verbrechens ſchuldig erklärt worden iſt, und alſo, ſo zu ſagen, ſeinen Kopf hergeben muß. So iſt voti reus derjenige, auf welchem ein Gelübde laſtet, d. i. der es gethan hat, voti damnatus derjenige, der durch Erfüllung ſeines Wunſches dazu verurtheilt iſt, das gethane Gelübde zu bezahlen. Dieß ſcheint Macrobius mit qui vota iam solvit, „der ſein Gelübde eben bezahlt“ ſagen zu wollen, wofür er freylich eigentlich hätte ſagen ſollen, cui (oder aquo) vota iam solvenda sunt. Die Aenderung qui promissa vota non solvit, die von der Kölner Ausgabe ausgeht, hat wohl ihren Grund darin, daß man solvit für das Perfectum hielt. Bey Virgil heißt aber voti reus nur, „nach dem Gelübde, das ich jetzt thue,“ das, wodurch der Gelobende zum voti damnatus wird, iſt nur angedeutet in den Worten in litore.

Mancherley Unrichtigkeiten finden ſich, wo das Griechiſche in's Spiel kommt. So 436. wo die ſtatt Bassarea I. 17. (§. 9.) in den älteren Ausgaben ſich findende Lesart Baccapea vertheidigt wird, indem ſie nichts anderes ſeyn ſoll, als Bacche paean. Offenbar iſt jenes monstrum verbi, wie Murat dieſe Lesart nennt, aus der falſch verſtandenen griechiſchen Schreibung BACCAPEA entſtanden. — S. 437 lautet die Note zu den Worten: *παρὰ τὸ λευκὸν καὶ ταχύ*, wie im Texte I. 19, ſteht, ſo, wie wenn es dort hieße: *παρὰ τὸ ἀργὸν καὶ ταχύ*, was nach Gronov's Vorſchlag aufgenommen ſeyn ſoll; allein dieſer verlangt: *παρὰ τὸ ἀργὸν, τουτέστι λευκὸν καὶ ταχύ*. — Unverſtändlich iſt S. 464 die Bemerkung zu lit. V. cap. 21.: „*Κυμβία*. Le texte de Reiske porte encore *καδοι*,“ woraus nicht wohl abzunehmen iſt, daß Demoſthenes, wie übrigens auch die Handſchriften des Macrobius, *κυμβία καὶ κάδους* hat.

Von ungenügender Kenntniß des Griechiſchen geben auch manche Erklärungen Zeugniß. So lieſt man S. 434 "*Ελικας*, l'Hélice, constellation nommée aussi la grande ourse,“ wo die Worte (I. 17,) *ἐπειδὴ καθ' ἕλικας, κινεῖται* auf *Ἑλίκη* ſtatt auf *ἕλιξ* zurückgeführt ſind. — Ferner S. 448 „*Επιμηλὶς*, la pomme de Mélos.“ Die Erklärung dieſes Wortes war vielmehr aus Dioscorides zu entnehmen, der I. 170. ſagt: *Μεσπίλου δὲ καὶ ἕτερον ἔστιν εἶδος .. ὃ ἔνιοι ἐπιμηλίδα καλοῦσιν. . . . δένδρον ἐστὶ μήλῳ ἐμφερὲς καὶ τοῖς φύλλοις, ὅτι μὴ μικρότερον.* — Ferner S. 454 „*Αφροδίτον* (au neutre). Cette expression équivaut à Hermaphrodite,“ wo ſchon die Conſtruktion hätte darauf aufmerkſam machen

ſollen, daß *Ἀφρόδιτον* der Accuſativ von *Ἀφρόδιτος* iſt. — Endlich S. 471 ſollen gar die Worte *διὰ κυανέων πόλον ἄστρων* bedeuten: par la constellation de la canicule.

Auch im Uebrigen iſt in der Erklärung vieles Unrichtige zu treffen, theils durch zu große Leichtgläubigkeit, theils durch eigne Schuld des Herausgebers, herbeygeführt. Wer ſollte glauben, daß Zeune, wenn er in den Worten; me vestris miscebo secretis (I. 7.) eine Anſpielung auf die excrementa ventris ſucht, von irgend Jemanden Zuſtimmung erlangen könnte? Hier iſt aber ſeine Anſicht ohne ein Wort der Meinungsverſchiedenheit mitgetheilt. Wenn im Folgenden rivos deducere anders gefaßt ſeyn ſoll, als lib. III., cap. 3. bey Anführung derſelben Stelle, ſo iſt keine Nöthigung dazu einzuſehen, da ja hier dieſer Ausdruck ohne alle nähere Beziehung ſteht.

Die Bemerkung (S. 426), daß nobilissimum scortum nur im Hinblick auf die Zukunft geſagt ſeyn könnte, iſt ſchon unwahrſcheinlich, wenn, wie in den Ausgaben, per id tempus vorausgeht, lieſt man aber mit den Handſchriften nobilissimum id temporis scortum, ſo kann gar nicht mehr von einer ſolchen Erklärung die Rede ſeyn. Die Bedeutung „bekannt" hat Ref. Gel. Anz. 1840. Nr. 33. für nobilis bey Horaz nachzuweiſen geſucht; ganz zu unſerer Stelle paßt aber Liv. XXXIX., 9, 5. Scortum nobile libertina Hispala Fecenia zuſammengehalten mit 12, 1. Hispalam, indidem ex Aventino libertinam, non ignotam viciniae. S. 440 heißt es bey Erklärung des Scherzes (II. 2.) gallam subigo: „Galla signifie la table sur la quelle un savetier étend et bat son cuir." Woher dieß ſtammt, iſt nicht wohl zu ermitteln. Daß galla einen Gallapfel bedeute, hat ſchon Turnebus Adv. XVIII., 4. bey Erklärung dieſer Stelle gelehrt. Man kann aber auch vergleichen Plin. N. H. XVI. 6, S. 9 gallam coriis perficiendis aptissimam. Im Folgenden könnten die Worte: sutorium hoc habetur instrumentum auffallen; doch gehört zu den instrumentis in weiterem Sinne auch das atramentum.

Bey Erklärung des Scherzes, mit dem Cicero den Pompejanern antwortete, welche ihm vorwarfen, er käme zu ſpät, (II. 3, 7.) Minime sero veni, nam nihil hic paratum video, wird geſagt, venisse sero bedeute „être venu tard" und „être venu à l'heure du souper." Das Letztere iſt allzu leichtgläubig von Pontanus angenommen, welcher bemerkt: „sero in Ciceronis responso non tarde notat, sed ipsum coenae tempus sive vesperam," was er durch eine Stelle des Apulejus und einige Verſe Martial's belegen will; allein bey Apulejus (Miles. III., 12.) heißt sero nichts anders als „geſtern Abend," und in den Worten Martial's (VIII., 67.) darf man nur die von Schneidewin aufgenommene richtige Lesart:

Ut iantes, sero, Caeciliane, venis

ſtatt der bey Pontanus ſich findenden

Aut cur non sero, Caeciliane, venis

geltend machen, ſo iſt es klar, daß Cicero nicht ſagen wollte: „Ich komme keineswegs gerade Recht zum Eſſen," ſondern „ich komme keineswegs zu ſpät (zum Eſſen);" denn Martial ſagt dort zu ſeinem viel zu früh erſcheinenden Gaſte: „Du kommſt ſo früh, daß noch nicht einmal ein Feuer in der Küche brennt, zum Frühſtück aber kommſt Du zu ſpät." Daß übrigens der Scherz in der Beziehung auf das Eſſen liegt, iſt klar. Vergleichen läßt ſich noch der weiter unten angeführte Scherz in einem Briefe an Caſſius: Vellem Idibus Martiis me ad coenam invitasses, profecto reliquiarum nihil fuisset, nunc me reliquiae vestrae exercent. Eine derartige Beziehung liegt aber auch in andern Sprachen ſo nahe, daß man keineswegs mit Hrn. M., der ganz kurz „Nullement" geſchrieben hat, annehmen darf, es liege in den Worten Minime sero veni etwas Unüberſetzbares.

(Fortſetzung folgt.)

Die Bischöfe zu Neuburg vom Jahre 626 bis zum Jahre 742. Programm zum Schlusse des Studienjahres $18\frac{43}{44}$, von Wolfgang Scheidler, k. Professor. Neuburg. 4. 32 S.

Das Daseyn des Bisthums Neuburg an der Donau, welches Stein und Winter für die Jahre 740—801 (809) nachzuweisen sich bemüht hatten, wurde von Placid. Braun geradezu geläugnet, und nur von ihm soviel zugegeben, daß ein Augsburger Bischof Simpert einige Zeit über sich in Neuburg aufgehalten habe. Dieser Ausspruch Braun's, dem nicht sogleich eine Zurückweisung erfolgte, gab Veranlassung, daß Stein's und Winter's Resultate für unsicher gehalten wurden, und „machte sich sogar in den Gel. Anz. (1840, Nr. 73. S. 592) wieder geltend, wo Dr. Rudhart unter Berufung auf Braun durchaus nichts von einem Bisthum Neuburg wissen will." — Es hat aber Hr. Platzer*) in einem eigenen Aufsatze „alle auf die Bischöfe von Neuburg bezüglichen Nachrichten gesammelt, die von Braun gemachten Einwürfe beantwortet und widerlegt, und nicht nur die Existenz eines Bisthums Neuburg während der Jahre 742—804 bestätiget, sondern auch die Bekanntschaft mit 4 Neuburger Bischöfen vor diesem Zeitraume geboten, so daß sogar ein noch früherer Anfang des Bisthums vermuthet werden konnte, als Stein und Winter angeben." — So Hr. Sch. in seinem Vorworte. Er hat es sich angelegen seyn lassen, diesem Anfange nachzuforschen und war in seinen Bemühungan ausnehmend glücklich; indem er sogar entdeckt hat, daß „nicht etwa ein oder der andere Augsburger Bischof sich bloß eine Zeitlang zu Neuburg aufgehalten habe, daß vielmehr Augsburg während einer Reihe von 72 Jahren, in welchen es keine eigenen Bischöfe hatte, nämlich vom J. 670 an, von Neuburg aus mit diesem gemeinschaftlich verwaltet wurde, bis zum Jahre 742, wo durch Trennung die alten Verhältnisse eintraten.

Hat es nun mit dieser vom Hrn. Sch. gemachten Entdeckung seine Richtigkeit, ist das, was er hier im Vorwort behauptet, gründlich, d. i. aus den Quellen nachgewiesen, dann ist seine Leistung ein namhafter Gewinn für die vaterländische Geschichte, da es keinem Forscher derselben schon wegen des daran sich knüpfenden Kultur-Momentes gleichgültig seyn kann, ob Baiovarien im 7ten und 8ten Jahrhundert ein Bisthum mehr gehabt, als man zeither angenommen, oder nicht. Am Schlusse des Vorwortes ersucht Hr. Sch. die Leser, sein Werkchen nicht gleich aus der Hand zu legen, wenn sie gleich auf der ersten Blattseite lesen, S. Ruperts Ankunft und Wirken sey in den Anfang des 7ten Jahrhunderts gesetzt; auch mögen sie sich daran nicht stoßen, „daß die Darstellung sich vorzüglich auf Aventin und Lazius gründet, deren Glaubwürdigkeit für diese Zeit von Vielen, und oft mit Recht, in Zweifel gezogen wird," dagegen haben sie doch auch recht viel Wahres und Richtiges!

Sofort führt uns Hr. Sch. im Zeitraum von 116 Jahren, d. i. vom Jahre 626 bis zum J. 742, 5 Bischöfe vor, die hinter einander unzweifelhaft zu Neuburg existirt haben. Tutto eröffnet die Reihe als erster Bischof; er versah sein Amt von 626—636 oder 637. Ihm folgte 2) Hilarius (S. Largen) von 636—676, der nach Thoso's von Ausburg Tode (665) und während der seit diesem Jahre eingetretenen Sedisvacanz die Verwaltung der Augsburger Diöcese überkam um das Jahr 670 oder 671. Die Unzufriedenheit der Schwaben mit der drückenden fränkischen Herrschaft hatte nämlich einen Abfall dieses Volkes von den Franken in den Jahren 670, 671 zur Folge und dieß bewirkte denn auch die Vereinigung Augsburgs mit Neuburg, welche noch unter des Hilarius Nachfolgern Degenbrecht, Manno und Wiggo fortbestand. Der 3. Bischof von Neuburg-Augsburg ist Degenbrecht, der zum Bisthum um das Jahr 676 gelangte, derselbe, den die Augsburger Bischofslisten Dagobert heißen; seine Regierungszeit von 16—17 Jahren macht, daß man ihn zwischen die Jahre 676—693 setzen kann. Nach seinem Tode blieb der Bischöfliche Stuhl wieder eine Zeitlang unbesetzt, propter summam ecclesiarum Christum profitentium persequutionem, sagt Brusch, Epit. I. 131., so daß der 4., Manno, erst mit dem Anfang des 8. Jahrhunderts als Degenbrechts Nachfolger auftreten kann.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Unterzeichnete muß bedauern, den Platzer'schen Aufsatz: „Gab es ein Bisthum Neuburg an der Donau?", der sich in dem Neuburger Collectaneen-Blatt 1839 seq. befindet, bey Abfassung vorstehenden Berichtes nicht vollständig vor sich gehabt zu haben. In dem einzigen hier befindlichen Exemplar dieser Collectaneenblätter fehlen die Nummern 7, 8, 9, 10.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. November.

Nro. 220. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Macrobe (oeuvres complètes), Varron (de la langue latine), Pomponius Méla (oeuvres complètes), avec la traduction en français, publiées sous la direction de M. Nisard, professeur d'éloquence latine au collége de France.

(Fortsetzung.)

Eine höchst leichtfertige, den Macrobius freylich nicht unmittelbar berührende, Erklärung findet sich S. 349, wo es heißt: statt Felicis mali, quo non praestantius ullum (II. 15.) hatten die Handschriften und Ausgaben Virgil's (Georg. II. 127), dem dieser Vers angehört, praesentius, und dieß soll bedeuten: „pomme dont le goût est plus longtemps présent à la bouche que celui d'aucune autre." Wer den folgenden Vers: Pocula si quando saevae infecere novercae liest, muß doch sogleich sehen, daß es sich hier um etwas ganz Anderes handle, nämlich um die Brauchbarkeit als Gegengift.

Siccum dicendi genus (V. 1.) wird S. 457 erklärt, „simple, c'est à dire sans ornement." Richtig wird im Weiteren bemerkt, daß siccus hier nur im guten Sinne stehen könne, übrigens ist durch jene Erklärung nur eine Seite des Wortes erschöpft, der im Folgenden das Wort floridum entgegen steht. So ferne aber dort noch pingue dabey steht, ist noch ein anderer Begriff darin zu suchen, und zwar der des Körnigen, Kernhaften. In dieser Bedeutung stellt Cicero de opt. gen. dic. 3, 8, und Brut. 55, 202, siccus mit sanus zusammen, und sagt in der ersteren Stelle: (Attici) sani dumtaxat et sicci habentur. . . Qui cum careant omni vitio, non sunt contenti quasi bona valetudine, sed vires, lacertos, sanguinem quaerunt. Dieß zeigt, daß diese Bedeutung von dem kräftigen, körnigen Fleische eines Athleten hergenommen ist, im Gegensatze zu dem fetten, schwammigen eines Weichlings. Vgl. Varro bey Non. 395. 7. Persae propter exercitationes pueriles modicas eam sunt consecuti corporis ficcitatem, ut neque spuerent neque emungerentur sufflatoque corpore essent. Aehnliches hat Cicero Tusc. V., 34, 99. und de Sen. 10.

Wo die Erklärung in andere Disciplinen der Alterthumswissenschaft übergreift, haben sich manche grobe Unrichtigkeiten eingeschlichen. So in Bezug auf antiquarische Notizen. S. 420 heißt es, man habe auf dem Marsfelde, beym Abstimmen über eine Tiberbrücke gehen müssen. Was S. 428 über den pons sublicius bemerkt wird, ist nach A. W. Becker's römischen Alterthümern Th. I. S. 695 f. zu berichtigen. Bey Erklärung der Worte pontifici minori (S. 431) ergibt sich ein bedeutender Anachronismus. Diesen Namen sollen nämlich die sieben von Sulla hinzugefügten Pontifices geführt haben, während von der Zeit von Cn. Flavius die Rede ist, der in der unmittelbaren vorhergehenden Note in das Jahr d. St. 449 gesetzt wird. — Die Worte: „A' l'imitation de la cité, l'armée romaine était divisée en centuries" (S. 438) sind so gefaßt, daß sie dem Unkundigen nur einen falschen Begriff von der Sache geben können.

Besonders merkwürdig ist in dieser Beziehung die Note zu dem Scherze des Augustus (II. 4.) über die Vertilgung seiner Tragödie Aiax, S. 442: „In spongiam incubuit. On se servait d'une éponge pour effacer ce qu'on avait écrit avec le crayon; on donnait aussi une éponge aux gladiateurs avant le combat pour étancher le sang de leurs plaies. Il arrivait quelquefois qu'ils avalaient cette éponge pour mourir, plutôt que d'aller se battre. C'est à ces deux usages que fait allusion l'expression in spongiam incubuit." Hier fragt es sich erstens, was unter dem crayon verstanden werden soll. Jedenfalls ist aber dagegen zu bemerken, daß man auch das mit Tinte Geschriebene mit dem Schwamme wieder abzuwaschen pflegte. S. Becker's Gallus Th. I. S. 169. Das Weitere aber ist eine gräuliche Verdrehung einer Stelle Seneca's, welcher (ep. 70. §. 17.) erzählt: Nuper in ludo bestiariorum unus e Germanis, quum ad matutina spectacula pararetur, secessit ad exonerandum corpus. . . Ibi lignum id, quod ad emundanda obscoena adhaerente spongia positum est, totum in gulam farsit, et vi praeclusis faucibus spiritum elisit. Von demselben Instrumente spricht auch Martial XII., 48. Hier ist aber an dasselbe durchaus nicht zu denken.

Die Notiz: „On appelait encore delubrum une piscine placée à l'entrée des temples, . . . racine diluere" (S. 452) ist hier wie eine ausgemachte Sache hingestellt; sie beruht aber auf einer ganz unverbürgten Vossischen Etymologie. — S. 455, wo von den Saliern die Rede ist, wird behauptet, Seneca vergleiche den Tanz derselben mit dem tactmäßigen Niederfallen der Hämmer einer Walkmühle; allein Seneca (ep. 15. §. 4.) sagt nur: vell ille (saltus), ut ita dicam, saliaris, aut, ut contumeliosius dicam, fullonius, und unter diesem saltus fullonius ist das Stampfen der zu walkenden Gegenstände mit den Füßen zu verstehen, wie Jos. Scaliger zu Varro L. L. V. (VI., 43.) ed. Bip. p. 137 f. gezeigt hat.

Nicht viel besser steht es mit dem Mythologischen und dem Historischen. Die Notiz (S. 425) „Apollon est dit ailleurs Agyieus" beruht nur auf einer unrichtigen Lesart bey Horaz, Od. IV. (nicht II., wie weiter oben citirt wird) 6, 21. — Semonia wird S. 431 als zu den „Semones, mot formé de semihomines" gehörig betrachtet. Richtiger sieht sie wohl Hartung Relig. d. Röm. Th. II. S. 131 (vgl. I., 43.) als Göttin des Ackerbaues an. — Wenn S. 437 bemerkt wird; „On sait en effet qu' Hercule s'appelait d'abord Héraclide," so ist für's Erste statt des sinnlosen Héraclide nach Eust. 929, 42. zu schreiben Ἀλκαῖος; es ist aber auch gar nicht davon die Rede, daß er zuerst anders hieß, sondern daß der Sohn der Alkmene nicht allein und nicht zuerst (d. i. als der Erste) diesen Namen trug. — Omphis als Name des heiligen Stieres der Aegyptier (S. 433) ist wohl nur ein Druckfehler für Onuphis. — S. 454 ist von mehreren vom Himmel gefallenen Schildern, als Unterpfand der Größe Rom's die Rede. — Die Note zu dem allerdings Unrichtigen: Apud Athenas Atticas Areopagitae tacentes indicant (VII., 1, 17.) macht es nicht recht klar, worin der Fehler liegt. Es handelt sich bey Plutarch (Sympos. I., 1, 2.), woher das Ganze entnommen ist, weder von der Dunkelheit, in deren Schooß der Areopag seine Sitzungen hielt, noch von dem Stillschweigen des Orestes, wie hier gesagt wird, sondern von dem Schweigen der den flüchtigen Orestes bewirthenden Athener.

Besondere Beachtung hat das Litterarhistorische gefunden; und in dieser Beziehung läßt sich auch für den weniger Eingeweihten aus dem hier Gegebenen manche Belehrung schöpfen; indessen gehen die Bemerkungen manchmal allzusehr in das Triviale über. Die Anführung von Ausgaben der erwähnten Schriftsteller hätte füglich unterlassen werden können, wurde sie aber einmal in den Plan aufgenommen, so mußten auch die letzten dreißig Jahre mehr Berücksichtigung finden, als es hier geschehen ist.

Ueber Festus wird, um nur ein Beyspiel anzuführen S. 452 berichtet, die verstümmelte Handschrift desselben, sey im 6. Jahrhundert aufgefunden worden; die beste Ausgabe sey noch jetzt die von Dacier in usum Delphini 1681 in 4., bekannt-

lich wird aber von dem neueſten Herausgeber gerade dieſer Bearbeitung kein bedeutender Werth beygemeſſen. Häßliche Fehler, wie S. 449 Turranianus Nigrus, S. 450 Licinius Stolus, kommen auch mitunter vor, von denen wohl nur ein Theil dem Drucker zur Laſt fällt, wenn gleich dieſe Bemerkungen nichts weniger als correct gedruckt ſind.

Ein Index zu Macrobius iſt nicht vorhanden, was um ſo mehr auffallen muß, da für Varro und Pompon. Mela, welche beygegeben ſind. Es ſcheint, dem Bearbeiter war die Mühe zu viel, die Seitenzahlen in dem Index einer der früheren Ausgaben nach der ſeinigen umzuſchreiben, wenn er auch keinen neuen anfertigen wollte. Außerdem vermißt man die Figuren, auf welche in dem Commentare zum Somnium Scipionis mehrfach Bezug genommen wird. Eben ſo fehlen aber auch zu Pomp. Mela die in den Bemerkungen verſprochenen Tafeln (planches).

Faſſen wir die Leiſtungen dieſer Ausgabe des Macrobius zuſammen, wobey von der Ueberſetzung hier kaum die Rede ſeyn kann, da ſie für den Deutſchen nur als eine läſtige, d. h. das Buch vertheuernde Zugabe zu betrachten iſt: ſo läßt ſich nicht in Abrede ſtellen, daß der Plan derſelben, wenigſtens für die Saturnalien nicht übel angelegt iſt, wenn man nämlich von Seite der Kritik nicht die Anſprüche macht, welche man an eine in Deutſchland erſchienene Ausgabe mit Recht machen würde. Es iſt der Text derjenigen Ausgabe gewählt, welche als die beſte betrachtet wird, und zwar erſcheint er hier nicht, wie dort, ohne alle weitere Nachweiſe, ſondern mit einer Auswahl der kritiſchen Bemerkungen Anderer, an welche ſich ebenfalls eine Auswahl der früher gegebenen Erklärungen mit mancherley Zuſätzen von dem Herausgeber anreiht, mit Voranſtellung einer das Wenige, was wir über den Schriftſteller ſelbſt wiſſen, und ſeine Werke beſprechenden Abhandlung. Allein die Art und Weiſe der Ausführung dieſes Planes trägt von Anfang bis zu Ende ſo ſehr das Gepräge der Leichtfertigkeit an ſich, daß offenbar das, was hätte erreicht werden können, bey weitem nicht erreicht worden iſt, und namentlich alle Zugaben ſo unzuverläßig ſind, daß ſie bey keiner wiſſenſchaftlichen Unterſuchung ohne genaue Prüfung angewendet werden können. Es iſt alſo dem Bedürfniſſe einer neuen Bearbeitung des Macrobius nach keiner Seite hin abgeholfen.

Vom Varro erſcheinen hier nur die Reſte der Bücher de lingua latina, indem das Werk de re rustica einem andern Theile der Sammlung „recueil des Agronomes latin," zugetheilt iſt. Wer der Bearbeiter dieſer Bücher ſey, iſt nicht angegeben. Voran ſteht eine aus Schöll's Geſchichte der römiſchen Litteratur ausgezogene „Notice sur le traité de la langue latine." Der Text iſt, wie auch S. 593 bemerkt iſt, der Müllerſche; und zwar iſt dieſer, ſo weit ihn Ref. verglichen hat, mit lobenswerther Correktheit abgedruckt. Doch ſind die Fragmente ziemlich flüchtig behandelt und hier und da verſtümmelt. Es ſind nämlich meiſtens die Worte aus den Werken, worin ſich die einzelnen Fragmente finden, welche O. Müller mit aufgenommen hat, weggelaſſen; bey einem Fragmente des dritten Buches aber finden ſich nur die Worte des Diomedes, nicht die des Varro. In dem erſten Fragmente aus dem eilften Buche finden ſich bey Müller zwey Stellen vereinigt, eine aus dem 22ten und eine aus dem 11ten Buche. Hier iſt nur jene angeführt; dieſe fehlt ganz. In den Fragmenten des 24ten Buches findet ſich Proloquium ut (ſtatt est) sententia und Quum indidem haurierunt (ſtatt haurierint). Gewiß Fehler genug, da das Ganze mit der Ueberſetzung nur eine Seite einnimmt.

Die Ueberſetzung iſt in ähnlicher Weiſe, als die des Macrobius gehalten. Eine „Table alphabétique des mots dont Varron donne l'étymologie" ſteht vor den Fragmenten und den „Notes sur le traité de la langue latine," welche nur zwey Blätter füllen, und theils Citate, theils ſachliche Erklärungen enthalten, bey welchen auffallend iſt, daß auf Macrobius, obgleich ſich mehrfache Gelegenheit dazu ergäbe, keineswegs die Rückſicht genommen iſt, welche man bey einem in demſelben Bande enthaltenen Schriftſteller erwarten ſollte; ein deutlicher Beweis, daß die Vereinigung der beiden Schriftſteller nur auf äußeren, zufälligen Gründen beruht.

(Schluß folgt.)

Die Bischöfe zu Neuburg vom Jahre 626 bis zum Jahre 742.

(Fortsetzung.)

Dieser Manno, dessen Neuburger Diöcese mit der Regensburger vereinigt wurde (nach Lazius, migr. gent.) und der doch auch Bischof von Augsburg war, ist wohl zu unterscheiden von einem späteren Neuburger Bischof Manno, der auf der Dingolfinger Synode 772 unterzeichnete. Das richtigste Jahr der Ordination des ersteren Manno scheint Hrn. Sch. das J. 702 zu seyn, weil hier bey der Theilung Baierns die Länder am Lech und in Schwaben dem Tetrarchen Theodoald zufielen, der als religiöser Fürst gewiß die Wiederbesetzung des verwaisten Neuburger Bischofsstuhles veranlaßt haben wird, zumal Theodoald selbst zu Neuburg residirte. Unter Manno stand einer gemeinschaftlichen Verwaltung der Neuburg-Augsburger mit der Regensburger Diöcese (seit 721) von Seite der politischen Verhältnisse kein Hinderniß im Wege (!). Das am Ende der Abhandlung mitgetheilte Verzeichniß der Neuburger Bischofe giebt als Ausgang von Manno's Regierung das J. 721. —

Den Schluß dieser Bischöfe macht Wiggo oder Wicho, auch Beichterb, Wikterp genannt. Er war Regensburger Bischof, und da mit seiner Diöcese die Neuburg-Augsburger vereint war, auch Bischof dieser beyden Sitze und regierte von 721—748. Seit 739 jedoch hatte er sich von Regensburg hinwegbegeben, aber er ist auch noch nach seinem Abgang von dort Ordinarius der Regensburger Diöcese geblieben, so daß also unter ihm im strengen Sinne eine Cumulativ-Verwaltung der Regensburger und Augsburg-Neuburger Diöcese bestanden hat. Der vom h. Bonifacius 739 für Regensburg verordnete Bischof Gaubald (Gaibald, Pertz II. 346) ist — was auch die Vita S. Bonifacii sagen mag — des Bischofs Weichterb's Vicar gewesen; hier entscheidet dem Hrn. Sch. Aventin, der sagt: Bonifacius — Geovaldum — socium Wicterlo, qui senio confectus, adsciscit. Erst nach Wicterp's Absetzung — ob merita sua, giebt Lazius an — im J. 748 hörte dieß Verhältniß auf und Gaibald war fortan wirklicher Bischof. Von Neuburg aus, wohin der hochbetagte Wicterp 721 gegangen war (nicht etwa von seinem Kloster zu Tours aus) regierte dieser als Ordinarius seine Regensburger Diöcese, verwaltete aber auch das Bisthum Neuburg-Augsburg, bis er im J. 742 für Neuburg allein ordinirt wurde. Im Schreiben v. J. 739 (soll heißen 738, so wie das vom Hrn. Sch. auf den 29. Okt. 739 angegebene Schreiben Gregor III. auf das J. 740 zu stellen ist) an die Bischofe von Baiovarien und Alemannien steht Viggo als der älteste oben an; von allen Erklärern ist er als Bischof der Diöcese Augsburg besser, meint Hr. Sch., Neuburg-Augsburg, — gedeutet worden. Bey dem Geschäft der Bisthumsordnung Baierns, die Hr. Sch. nach Lazius zu Neuburg vornehmen läßt, hätte Bonifacius keinen besseren, erfahreneren Gehilfen finden mögen, als den Neuburger Wiggo, der 27 Jahre hindurch reinbayerischer und wieder 14 Jahre alemannisch-bayerischer Bischof gewesen war: Einen solchen Mann konnte Bonifacius bey dieser Angelegenheit um so weniger umgehen, als damals nur der einzige Vivolo im eigentlichen Baiern existirte. [Lag denn aber Neuburg nicht in diesem eigentlichen Baiern, und war Wiggo nicht, nach Hrn. Sch., Bischof von Neuburg? Und dann, wenn Wiggo sich so brauchbar erwies, warum wurde er deßungeachtet abgesetzt?]

Wie lang Wiggo über Neuburg und Augsburg regierte, giebt Lazius, freylich mit einigen Anachronismen, an, wenn er sagt: „Zacharias regente Carolo Rege duos episcopos ordinavit, Wicconem in novam civitatem et Roziionem in Augustam.“ — Da Zacharias erst den 30. November 741 Papst wurde, die bezeichnete Ordination aber auf Veranlassung Karl Martells geschah, den Hr. Sch. erst im J. 742 sterben läßt; so kann in der Lazischen Stelle nur das J. 742 gemeint seyn, in welchem Jahre die Franken unter Karlmann und Pippin in Baiern eingedrungen sind und alles Land bis an den Lech in Besitz genommen haben.*) (Forts. folgt.)

*) Franci — in Bajuaria usque de Lech sagen die Annal. Nazar. Also haben v. Pallhausen und seine Nachtreter geschlossen, erstreckte sich Baiovarien westlich des Lechs; wirklich hat Pallh. ein West-Baiovarien zwischen Iller und Lech auf diese Stelle hin angenommen. Hr. Sch. wird aber aus dem hier gleich mitzutheilendem Beyspiele erkennen können, wie die Chroniken jener Zeit das Wörtlein „in“ gebraucht haben: Pertz I. 88. zum J. 787 sagen die einheimischen Annal. Juvav. minores: „Karolus Beneventum adquisivit et dedit S. Petro; inde abiit et venit in Baioariam super fluvium Lech etc.“ Zum darauf folgenden Jahr 788 erzählen dieselben Annalen: „Tassilo captus et tonsus est. Carolus primo venit in Baioariam.“ Wie konnte der Annalist, der noch sein venit in Bajoar. super fluvium Lech vor Augen hatte, doch noch sagen: Carol. primo venit in B.; wenn er ihn schon das Jahr vorher in B. gewesen seyn läßt? —

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. November.

Nro. 221. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Reise in Ostindien, in Briefen an Alexander von Humboldt und Carl Ritter, von Leopold von Orlich. Leipzig 1845.

Ein Antrieb, nicht nur der Wißbegierde, sondern von jugendlich ritterlicher Art war es, welcher den eben genannten Reisenden aus dem Vaterlande hinweg nach Indien führte. Die Kunde von den unglücklichen Ereignissen, welche die brittische Armee im J. 1841 in Kabul betroffen hatten, weckte in Europa allgemein die Besorgnisse, daß dieß der Anfang eines längeren, schweren Kampfes für England seyn werde. Da regte sich in L. v. Orlich der Wunsch, eine so günstige Gelegenheit, sich in Waffenthaten zu üben, benutzen zu dürfen, und was er wünschte, das ward ihm durch die Gnade seines Königs und ein bereitwilliges Entgegenkommen des englischen Ministeriums gewährt. Freylich gelang es ihm nicht mehr, an dem eigentlichen, entscheidenden Feldzuge nach Afghanistan thätigen Antheil zu nehmen, dieser war, als er dem Schauplatz des Krieges in Ferospur sich nahete, bereits siegreich beendigt; desto eifriger dagegen beutete er die Gelegenheit aus, sich in dem Lande, das des Wissenswürdigen, bekannten wie unbekannten, so Vieles darbietet, Anschauungen und Erkenntnisse zu eigen zu machen, von denen sein Werk eine reich ergiebige Fundgrube ist.

Diesem Werke merkt man in seinem Inhalt wie in seiner Form die Schule an, in welcher sein Verfasser gebildet wurde: jene Schule, welche die Natur der Länder und ihrer Bewohner eben so genau und richtig in's Auge fassen, als in meisterhaften Zügen sie beschreiben lehrt. Der Leser fühlt sich, gleichwie ein persönlich Mitreisender, auf lebendigste Weise in den Kreis der Beobachtungen und Erfahrungen hineinversetzt, welche der Beschreiber der Reise auf seinem Wege durch ein Land der Natur-Herrlichkeiten für ihn gesammelt hat; der wörtlichen Darstellung kommt noch in höchst belehrender Weise die des künstlerischen Grabstichels zu Hülfe: dem Texte selber sind eine Menge wohlgelungene Abbildungen eingefügt, welche theils nach den treuen Originalzeichnungen einheimischer Künstler zu Agra und Pasna, theils nach eigenhändigen Skizzen des Verfassers ausgeführt sind. So steht Orlichs Reise durch ihren Gehalt wie durch ihre Ausstattung als ein ehrendes Denkmal des deutschen Geistes, ebenbürtig neben den gerühmtesten neuern Werken der andern mit Indien in engerem Verkehr stehenden Nationen da.

Wir wollen im Nachstehenden den Verfasser wenigstens auf einigen Partieen seiner Wanderungen begleiten.

Daß man in 37 Tagen den Weg von Southampton leicht nach Bombay zurücklegen könne, wer hätte noch vor wenig Menschenaltern dieß zu Wasser oder zu Lande für möglich gehalten! Dem Reisenden selber erschien es wie ein Traum, als er, der noch den Anfang des July in England verlebt hatte, schon am 6. August 1842 sich mitten in einer für ihn ganz neuen Welt, in Indien, an dem längst ersehnten Ziele seiner Wünsche fand. Durch Dampfschiffe von der englischen Küste bis an die ägyptische, dann, mit Ausnahme der verhältnißmäßig kleinen (nur 21 Meilen betragenden) Strecke auf dem Mah-

mud-Kanal, abermals durch ein Dampfschiff, das den Nil befährt, gelangt man in weniger als 20 Tagen bis nach Cairo. Von da führen die von Mehemed Ali eingerichteten Posten den Wanderer in höchstens 16 bis 18 Stunden nach Suez, dessen Hafen unser Reisender am 22. Tage nach seiner Abfahrt aus England verließ, am 29. Tage mit der Eile des Dampfes die Bay von Aden erreichte, und, wie schon erwähnt, noch vor Ablauf des 37. Tages im Hafen von Bombay landete.

Der erste Tag des Ausruhens auf dem festen Lande, nach der zwar verhältnißmäßig kurzen, dabey aber dennoch nicht beschwerdelosen Seereise war ein Sonntag. Unser Reisender brachte einen Theil desselben, der Einladung zu ihrer Tafel folgend, in Gesellschaft der brittischen Offiziere zu, deren Regiment in jenem Anbau an Bombay, der auf der Halbinsel Colabah sich ausbreitet, seinen Aufenthalt hatte. Aus diesem fröhlichen Kreise blühender junger Männer erlagen wenige Tage nachher zwey der Cholera, mehrere andere wurden von einem heftigen Fieber ergriffen; unser Landsmann verdankte vielleicht sein Bewahrtbleiben vor jedem solchen Unfall zunächst dem Aufenthalt auf dem Landsitz und der freundlichen Pflege im Familienkreise des General Barr, an den er vom gelehrten Obrist Sykes durch einen Brief empfohlen war. Wenn er aber auch für seine eigene Person von der damals in Indien herrschenden furchtbaren Seuche verschont blieb, so mußte er dennoch sie in all ihren Schrecknissen sich nahe kommen sehen, als er auf dem Dampfschiffe Zenobia mit den Truppen, welche Sir Charles Napier an den Indus führte, seine neue Seereise machte. Das Dampfschiff hatte am 3. September den Hafen von Bombay verlassen; es fanden sich auf demselben, außer dem kommandirenden General, 22 Offiziere, 150 europäische Soldaten mit 23 Frauen und 27 Kindern, 50 Sepoys und 61 Diener; auf einem besondern, von dem Dampfschiffe in Schlepptau genommenen Boote waren die Pferde untergebracht. Schon in der ersten Nacht der Fahrt ergoß sich der Regen in Strömen; die Soldaten mit den Frauen und Kindern so wie mit den Dienern, auf dem offenen Verdecke zusammengedrängt, saßen und lagen in dem Wasser, das aus den Wolken so wie aus den hoch heranspritzenden Meereswogen über sie hinfloß, der Wind wehete empfindlich kalt; dabey war für diese große Schaar von Menschen keine Gelegenheit zur Bereitung warmer Speisen zu finden; Thee, Schiffszwieback und Branntwein waren das Einzige, das sie zur Nahrung und Erquickung haben konnten. Der peinliche Zustand dieses armen Volkes wurde nur wenig erleichtert, als am darauf folgenden Tage die Sonne brennend heiß auf sie herunterstrahlte. Der Dampf, der bey solcher Wärme, welche durch die heizende Kraft der Maschine noch vermehrt wurde, aus den nassen Decken und Kleidern emporstieg, wirkte fast erstickend; schon um 9 Uhr des Vormittags äußerten sich die Folgen des furchtbar schnellen Wechsels der Temperatur und des Einflußes der verpesteten Luft; drey Personen wurden von der Cholera befallen, wovon die eine noch an demselben Tage starb. Am darauf folgenden Tage vermehrte sich die Zahl der Erkrankten auf einige vierzig, davon mehrere schon vier Stunden nach dem Anfall starben; um für die Kranken Raum zu gewinnen, mußten die Todten unverzüglich in ihre Decken eingenäht und mit Kugeln belastet ins Meer gesenkt werden; binnen vier Tagen waren 45 europäische und 2 indische Soldaten, 3 Matrosen, 4 Frauen und 3 Kinder ein Opfer der Seuche geworden und als das Schiff jetzt bey Kuraschy vor Anker gehen konnte, da wurden einige und dreyßig Cholerakranke mit den noch des Gehens und Stehens fähigen, vergleichungsweise Gesunden ans Land gesetzt. Wenn selbst in einer europäischen Stadt mitten unter den Bequemlichkeiten des bürgerlichen Lebens und den Hülfsmitteln der hochgesteigerten Heilkunde, da, wo für die meisten Kranken ein hinlänglich großer, abgeschiedener Raum zu finden ist, die Erscheinungen der Cholera etwas ungemein Furchtbares sind, was mußten sie erst in den engen Räumen eines Schiffes seyn, wo jeder Schrey des Schmerzens der Kranken oder des Jammers der Hinterbliebenen gehört wurde, jeder Blick, sobald man aus der engen Kajüte hinaus ins Freye trat, auf Sterbende oder auf die von Angst und Schmerz verzerrten Gesichtszüge der eben Erkrankenden fiel.

(Fortsetzung.)

Macrobe (oeuvres complètes), Varron (de la langue latine), Pomponius Méla (oeuvres complètes), avec la traduction en français, publiées sous la direction de M. Nisard, professeur d'éloquence latine au collége de France.

(Schluß.)

Mehrere Unrichtigkeiten enthalten in der Bemerkung über das ursprüngliche Alphabet die Worte: „Voici ceux, qui paraissent avoir manqué dans cet alphabet primitif et qui ne furent introduits que plus tard: l' R. qui était remplacé par un D., le G. au lieu duquel on se servait du C.: l' X remplacé soit par un simple C. ou par CS., le Z. que suppléait CS., ou GS., ou même SS.“ Daß R wohl den ältesten aus Griechenland eingeführten Buchstaben angehört habe, sagt Conr. Schneider Gr. Th. I. S. 340. Sollten die mit R verwandten Buchstaben angeführt werden, so hätte in keinem Falle S. vergessen werden dürfen (das. S. 341). Im Folgenden könnte man vermuthen, der Verf. habe schreiben wollen: l'X que suppléait CS., ou GS., ou même SS., le Z. remplacé soit par le simple D. ou par DS., wobey noch immer auffallend genug wäre, daß G. einmal unter den fehlenden, das andere Mal unter den ergänzenden Buchstaben vorkame. Nach Schneider a. a. O. S. 373 ist das Wahre, daß noch in späterer Zeit Einige statt X. schrieben CS. oder GS. Uebrigens ist klar, daß durch diese wenigen Buchstaben die oben erwähnte Zahl von 16 nicht zu der später gebräuchlichen Zahl ergänzt wird.

Im Ganzen erscheint Varro ziemlich kärglich ausgestattet. Besser ist Pomponius Mela bedacht, welchen Hüot bearbeitet hat, der in dem „avertissement des éditeurs“ als „le savant éditeur et continuateur de Malte-Brun“ empfohlen wird, und S. 672 selbst als sein Werk anführt: „Voyage géologique en Crimée, qui fait partie du Voyage dans la Russie meridionale etc. exécuté 1837 sous la direction de M. A. de Démidoff,“ woraus sich abnehmen läßt, daß er hinlänglich mit geographischen Kenntnissen ausgerüstet an's Werk ging.

In einer „Notice sur Pomponius Méla,“ welche voransteht, wird vorzüglich die Ansicht derer bestritten, welche Mela zu einem Bruder des Philosophen Seneca machen wollten, und die Bedeutung dieses Schriftstellers für die alte Geographie nachgewiesen. Der Text ist der zweyten Bipontiner Ausgabe v. J. 1809 entnommen, doch mit einzelnen Aenderungen, vgl. S. 689 f. Die Uebersetzung bietet nichts Besonderes dar; eine schätzbare Zugabe bilden aber die Bemerkungen, welche theils unter der Uebersetzung stehen, theils, so ferne sie länger sind, als „Notes supplémentaires“ S. 663 bis 701 dieser nachgedruckt sind. Sie berühren theilweise die Ansichten anderer alter Geographen, vorzugsweise aber sind sie darauf gerichtet, die alten geographischen Namen mit den jetzigen in Einklang zu bringen. Die „Notes supplémentaires“ umfassen mitunter auch das Naturhistorische; hier und da, wie S. 672 ff. über das schwarze Meer und die Krim, S. 687 über das Caspische Meer, schweifen sie etwas weit aus; doch sind sie im Ganzen mit vieler Einsicht geschrieben, und gewähren, da auch die neuere geographische und Reise-Litteratur theilweise benützt ist, denjenigen, welche diese Studien nicht in weiterem Umfange betreiben, manchfache Belehrung, wenn schon in dem „avertissement des éditeurs“ mit den Worten: „Ses notes . . . forment un traité complet de géographie comparée“ offenbar zu viel gesagt ist.

Ein „Index“ und eine „Table des matières de la Géographie de Pomp. Méla“ macht den Beschluß des Ganzen.

L. v. Jan.

Die Biſchöfe zu Neuburg vom Jahre 626 bis zum Jahre 742.

(Fortſetzung.)

Dieſe politiſche Veränderung war die Veranlaſſung der Trennung Neuburgs von Augsburg, nachdem beyde Bisthümer ſeit 670, alſo 72 Jahre, vereinigt geweſen waren. Wicco, nun blos für Neuburg Biſchof, wurde 748 vom Bonifacius abgeſetzt. — Das Jahr 742 bezeichnet nach Hrn. Sch. in der Geſchichte von Neuburg den Anfang einer neuen Periode, die er bey einer andern Gelegenheit zu beſprechen vorhat.

Am Schluſſe ſeiner Abhandlung ſpricht er ſeine Ueberzeugung dahin aus: „daß ein Bisthum Neuburg ſelbſt für die frühe Zeit vom J. 626—742 nicht mehr zweifelhaft ſeyn könne.“

Solche Bewandtniß hat es mit des Hrn. Sch. Entdeckung von 5 Neuburger Biſchöfen! — Einen hieher gehörigen Biſchof jedoch hat er, wie es ſcheint, unbeachtet gelaſſen. Derſelbe Lazius, aus deſſen Schrift Hr. Sch. den erſten (Tutto), 4. (Manno) und 5. (Wiggo) Neuburger Biſchof genommen, führt S. 212, edit. Francf. 1600, fol. vom H. Emmeran Folgendes an: „Landebertus, Theoberti tertii filius, et Theoldi sequentis pater, habuit in matrimonio Blutradam quandam: qui instinctu Orcae sororis, suae meretricis, S. Emmerannum occidit, episcopum Nouae ciuitatis supra Ratisponam, circa annos Domini DCLII.“ — Hier haben wir denſelben Ausdruck für den Biſchofsſitz Emmeram's vor uns, wie bey Tutto (Nouae ciuitatis supra Ratisp. praesul, p. 231); der, glauben wir dem Lazius, neben Wilo oder Philo, Laureacensis archipraesul, und Erkkenfrid, Pataniensis praesul, einer der Gehilfen des h. Ruperts bey ſeinem Bekehrungsgeſchäft der Bayern geweſen wäre. — Die 4 bayeriſchen Biſchöfe, an die Papſt Gregor III. ein Schreiben gerichtet, zählt Lazius in folgender Ordnung auf: Wilo (Lorch), Sidonius (Passau), Erimbertus (Freising) et Wicco apud Nouam ciuitatem prope Ratisponam. Die Eintheilung Bayerns in 4 Bisthümer theilt derſelbe Lazius aus einem alten Annalen-Codex ſo mit: der 1. Joannes zu Salzburg, der 2. Erimprecht zu Freiſing, der 3. Gibolph, Ratisponensis ecclesiae sedem accepit; der 4. Bilibaldus; in loco, cui vocabulum est Aichstet etc. Wirkte nun, was bekannt genug iſt, S. Emmeram zu Regensburg; ſo muß dieſe noua civitas supra Ratisponam, oder prope Ratisponam Regensburg ſelbſt ſeyn, nicht aber Neuburg; was noch deutlicher aus der Beſtimmung der Laziſchen 4 Biſchofſitze wird, wo Lorch, Paſſau, Freiſing und Noua ciuitas prope Ratisponam (Regensburg) genannt werden. Unter den 4 Bisthumsſitzen befindet ſich bey dieſer Aufzählung Neuburg nicht. Mit dieſem Ausdrucke: Nova civitas vergleiche man Wittukind's Stelle zum J. 954 bey Pertz V. 457: „Heinricus vero Novam urbem obtinuit; Reinesburg pene omnis proxima nocte concremata. Dieſe Nova urbs iſt die Neuſtadt Regensburgs, von der Altſtadt durch die Bachgaſſe geſchieden. Es iſt alſo nach dem Laute der obigen aus Lazius angeführten Stellen nichts weniger als klar entſchieden und ausgemacht, daß Tutto und Wicco, — welch' Letzteren Hr. Sch. ohnehin zu einem Regensburger, eigentlich Regensburg-Neuburg-Augsburger Biſchof macht —, Neuburger Biſchöfe geweſen ſeyen, und Lazius, der zwar nach eigenem Geſtändniß Bayern mehrfach bereiſt *), ſcheint nicht einmal von der Oertlichkeit, die hier in Frage ſteht, eine deutliche Vorſtellung gehabt zu haben; doch legen wir hierauf kein ſonderliches Gewicht. — Weßhalb wurde nun S. Emmeramm, der Episcopus Nouae ciuitatis supra Ratisponam nicht eben ſo gut den Neuburger Biſchöfen vom Hrn. Sch. zugezählt, wie Tutto?

*) Hier die Stelle p. 233, merkwürdig zugleich wegen ihres ungerechten Urtheils über die Altbayern zu Lazius Zeit! „Fuerunt olim Boii, eorumque soboles ac propagines Boiarii, multis seculis humanitate ac cultu cum corporis tum ingenii, prae caeteris Germaniae Galliaeque populis celebrati; a qua tamen hodie longe digressi, nec optimi principis ac justitiae observantissimi juste latis legibus coherceri satis possunt. Quin auariciae addicti, aduenas paulo durius tractare pergunt: id quod et nos multis itineribus experti contestamur.“

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. November.

Nro. 222. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Reise in Ostindien, in Briefen an Alexander von Humboldt und Carl Ritter, von Leopold von Orlich.

(Fortsetzung.)

Kuraschy, in dessen Nähe damals eine Abtheilung des brittischen Heeres von 2000 Mann im Lager stund, empfängt durch seine Lage, in der Nähe der Mündung des Indus, eine nicht geringe Wichtigkeit für den Verkehr der Bewohner des Sind mit anderen Ländern. Nach seinem Aussehen sollte man es kaum erwarten, daß hier Leute von so bedeutendem Vermögen leben, daß ihr Credit vom Euphrat bis zum Ganges reicht, ihre Anweisungen durch ganz Indien gleich baarem Gelde stehen; denn Kuraschy, das nahe an der Stätte des alten Crocala sich angebaut hat, ist ein kleiner Ort mit engen, schmutzigen Gassen und mit unansehnlichen, aus Lehm und Holzwerk oder aus Backsteinen errichteten Häusern. Von seinen 14000 Bewohnern sind fast zwey Drittheile Hindus, in deren Händen hier wie überall im Sind der Handel und das meiste baare Geld des Landes ist. Hierdurch vor Allem bilden dieselben eine nicht unbedeutende Macht des Landes, in dessen Städten und allen für ihr Gewerbe günstigen Ortschaften sie überall sich verbreitet haben, so daß man annehmen kann, daß der fünfte Theil der Bewohner der Städte im Mittel aus Hindus bestehe, und daß dieselben überhaupt den sechsten Theil der Gesammtbevölkerung des Sind bilden. Sie erdulden den Druck, der in religiöser wie in geselliger Hinsicht auf ihnen lastet, mit jener Unterwürfigkeit und Geschmeidigkeit, welche im Allgemeinen den Juden unserer Länder eigen ist; zufrieden mit dem stillen Besitz, den ihr Fleiß ihnen verschaffte, suchen sie im Aeußern so wenig auffallend als möglich zu erscheinen; sie tragen den Bart und Turban der Muselmänner, fügen sich selber, so weit ihr Gesetz dieß erlaubt, in die Gewohnheiten und Sitten derselben; ihr ganzer Aufzug ist eher arm und schmutzig, als reich zu nennen.

Für die Sicherheit der Personen wie ihres Eigenthums mag, unter der jetzigen Gewaltherrschaft der Amyrs aus dem Stamme der Beludschen, ein solches vorsichtiges Benehmen nothwendig seyn, denn der heutige Zustand der eigentlichen alten Bewohner des Landes, der Jats, die sich vorherrschend mit Feldbau und Viehzucht beschäftigen, ist, obgleich sie Glaubensgenossen ihrer Unterdrücker sind, im höchsten Grade bedauernswerth. Mehr als die Hälfte des Ertrages ihrer Arbeit müssen jene rechtmäßigen Besitzer des Bodens an die barbarischen Freybeuter abgeben, welche seit 1785 aus den Gebirgen und Steppen von Nordwesten her sich eindrängten, den damaligen, angeblich noch abassydischen, tief entarteten Herrscherstamm vertilgten, und seitdem, obgleich sie kaum den zehnten Theil der Bewohner des Sind bilden, mit rücksichtsloser Härte da schneiden und ärnten, wo sie nicht gesäet haben. Uebrigens sind diese Beludschen, — die eigentliche Kriegskaste des Sind — an sich selber, mitten unter den andern Völkerstämmen der Nachbarschaft, eine höchst interessante Erscheinung. Mehrere ihrer Gebräuche und Sitten gehören den mosaischen Ge-

ſetzen an; ihre mündlichen wie ſchriftlichen Ueberlieferungen ſtimmen in ſo vielen Stücken mit denen der Juden überein, daß man ſie öfters als Nachkommen der zehn Stämme Iſraels betrachtet hat, welche früher als die Bewohner von Juda und Jeruſalem, und unkenntlicher geworden als dieſe, in die Länder des Oſtens verſtreut, unter die Heiden gemiſcht wurden. Sollte dieß wirklich ſo ſeyn, dann hat ſich in dieſen weit hinausgeſchobenen Zweigen des Volkes jener kriegeriſche Muth, jene Kraft, welche bey der Eroberung von Kanaan den andern Völkern furchtbar war, nicht nur von neuem geſtählt, ſondern bis zu einem Uebermuth und Selbſtgefühl der Krieger geſteigert, welche von nichts Anderem wiſſen, nichts Anderes treiben wollen, denn Kampf, Raub und Jagd. Nur wenige unter ihnen beſchäftigen ſich mit Ackerbau, alle aber mit der Pflege der für die Züge des Kriegers und Jägers brauchbaren Roſſe und Kameele. Wenn der Mann daheim bey den Seinigen iſt, dann überläßt er alle Sorgen, alle Geſchäfte des Hausweſens den Frauen; er ſelber bringt die Zeit des Tages mit Rauchen, Trinken und bey der Mahlzeit oder im Spiele mit ſeinen Kindern zu. Nur ſcheinbar faſt iſt die Gewalt, welche die Häuptlinge der einzelnen Clane über dieſe Leute haben, davon Jeder ſich für einen ebenbürtigen Herrſcher hält; wenn aber eine gemeinſame Gefahr ihrer Gewaltherrſchaft über das Land drohet, dann eilen alsbald Alle, welche Waffen tragen können, zum Kampfplatze. Die Männer wie ihre Roſſe und Kameele zeigen ſich bey ſolcher Gelegenheit von gleicher Schnelligkeit und Ausdauer; denn als Lord Keane in das Land einrückte, da legte ein reitender Bote des Myr Amyr auf einem Kameele desſelben den Weg von Heiderabad nach Sakkar, welcher etliche fünfzig geographiſche Meilen beträgt, in zwey Tagen zurück. Man hatte das Thier auf dieſem Eilmarſche durch Reis und berauſchendes Getränk bey Muth und Kräften erhalten.

Die Beludſchen ſchildert unſer Reiſender auch ihrem Aeußern nach als einen ſehr augenfälligen Menſchenſchlag. Sie ſind von dunkelbrauner Geſichtsfarbe, ſchön und mannhaft edel im Ausdruck ſo wie im Blick der dunklen, feurigen Augen, von kräftigem Gliederbau; ihr Kopfputz beſteht in einer hohen, oben breiten Mütze, die aus buntfarbiger Seide mit Baumwolle gewebt und von Gold und Silber durchwirkt iſt; unter dem wohlanſchließenden Soldatenrock tragen ſie eine gelb- oder rothſeidene Weſte und ein vorn offenes Hemde, am Unterkörper weite Pantalons. Sie pflegen weder das Haar noch den Bart zu ſcheeren; jenes fällt in langen Locken über die Schultern herunter oder iſt in Knoten auf dem Kopfe zuſammengebunden. So vollſtändig gekleidet, und dabey mit einer langen Luntenflinte, mit Säbel, Bogen, Schild und Köcher bewaffnet, treten die Beludſchen neben den armen, nur am Haupt und um die Hüften nothdürftig bekleideten Eingebornen des Landes, den Jats, einher, deren Peiniger und Dränger ſie ſind. Denn die Amyrs, als leidenſchaftliche Jäger, abgeſehen von den ſonſt unerſchwinglichen Abgaben, die ſie vom Landvolk erpreſſen, pflegen dieſes, ſo oft es ihnen beliebt, aus ſeinen Hütten und väterlichem Erbe zu vertreiben, um ein neues Feld für ihre Treibjagden zu gewinnen. So ließ der Beludſchenfürſt Myr Fatteh Ali einen der fruchtbarſten Bezirke am Indus, aus welchem er beynahe 200,000 fl. Einkünfte bezog, von ſeinen Bewohnern räumen und zur Wildniß werden, weil dort ein Lieblingsaufenthalt des Hirſchebers war; Myr Murad Ali ließ ein großes Dorf vom Grund aus zerſtören, damit das Weiden des Rindviehes und das Krähen der Hähne das Wild im angränzenden Jagdgebiet nicht beunruhigen oder verſcheuchen möge. Wenn ein Beludſchenfürſt mit der Schaar ſeiner Häuptlinge und Diener auf Kameelen und Roſſen zur Jagd auszieht, dann muß auf dem ganzen Wege das Volk der Ortſchaften, durch welche der Zug geht, für die Verpflegung des Troſſes ſorgen; die Anwohner des Jagdgebietes müſſen, mit den Hunden zugleich, das Wildpret herbeytreiben in die Nähe der Hütte, wo der Fürſt mit ſeinen Jagdgenoſſen zum Schuſſe fertig ſtehet; wie viel dabey des halbnackten Volkes von den Hauern des Hirſchebers zerfleiſcht oder von den Geſchoſſen getödtet wird, das achten die Beludſchen nicht.

Bey ſolchen Verhältniſſen wird man es leicht begreiflich finden, daß die Einkünfte des Landes, die ſich früher auf eine Million beliefen, und bey

guter Bewirthschaftung noch viel höher gesteigert werden könnten, auf weniger als die Hälfte herabgesunken sind. Nicht minder begreiflich muß es erscheinen, daß die armen, gemißhandelten Jats, eben so wie die Hindus, ungleich mehr der englischen Herrschaft als der ihrer hartherzigen Bedrücker zugethan sind, während nur die Beludschen mit scheelen Augen den wachsenden Einfluß der Fremden betrachten, deren überlegene Macht sie fürchten müssen. Was durch die That selber sich nicht kund thun darf, das suchen sie den Europäern wenigstens durch Wort und Mienen auszudrücken. Unter den ersten Beludschen, welche unserm Reisenden auf seinem Wege von Kuraschy nach Sakkar begegneten, war einer, der, auf dem Pferde reitend, mit kühn herausforderndem Blicke auf die Fremdlinge schaute. Diese fragten ihn, ob er und seine Begleiter Beludschen wären? „Ja," antwortete er trotzig, „fechtende Beludschen."

Nach einer viertägigen Reise, zum Theil den Indus aufwärts, auf welchem die Fahrt wegen der starken Strömung langsam und beschwerlich ist, kam Hr. v. Orlich am 19. Sept. 1842 in Begleitung mehrerer englischer Offiziere von Kuraschy nach Heiderabad, der Residenz des Myr Nassyr Khan, des vornehmsten und ältesten der Ameere oder Fürsten des Beludschenstammes. An dem Hofe desselben fand er die zutraulichste Aufnahme; seine Hoheit, der Amyr, wollte unter andrem dem Fremden einen Beweis geben, wie sehr man hier bey Hofe sich der europäischen Bildung befleißige: der Lieblingssohn des Fürsten, Abass-Ali, ein wohlgestalteter, etwa 16jähriger Jüngling, mußte den Gast in englischer Sprache anreden, die er von einem entlaufenen brittischen Unteroffizier, der jetzt Commandeur der Artillerie der Ameere ist, erlernt hat. Aber das, was der Prinz sprach, lautete keinem der Anwesenden, am wenigsten einem Engländer, verständlich; als jedoch der Fürst den Hrn. v. Orlich nach der Aussprache seines Sohnes fragte, da nahm einer der Anwesenden für den Fremden das Wort, und sagte dem hiedurch nicht wenig geschmeichelten Vater: daß Erstaunen über die Fortschritte des Prinzen dem vornehmen Gaste die Zunge feßle.

Die Stadt Heiderabad, mit etwa 35,000 Einwohnern, liegt auf einem 200 Fuß hohen, felsigen Hügelrand, welcher mit allmählichem Abfall nach dem Ufer des Indus sich herabzieht. Die Häuser sind, wie in allen Städten des Sind, aus Lehm, Holzwerk und Backsteinen gebaut, die Straßen eng und schmutzig; in den Bazars zeigte sich ein lebhafter Verkehr. Ein viereckiges Fort mit runden, vorspringenden Thürmen an seinen Ecken und 40 Fuß hohen, aufgemauerten Wällen hat, von Außen betrachtet, ein stattliches Aussehen, während sein Inneres, außer dem Pallast des Amyrs, bey welchem das massive, thurmartige Gebäude der Schatzkammer steht, nichts enthält als ein unregelmäßiges Gehäufe von Lehmhütten und kleinen Häusern.

Von Heiderabad wurde die Reise weiter über Sewahn nach Sakkar fortgesetzt. Diese Stadt, in einer Höhe von etwa 100 Fuß über dem Indus, auf einem Kalkfelsen gelegen, der wie eine Halbinsel von den Windungen des Stromes umfloßen wird, gewährt durch ihre grünende, baumreiche Umgebung einen Ausruhepunkt für das Auge, das vom Anblick der lang fortlaufenden, kahlen Felsenufer am Abhange der Lukkiberge ermüdet war. Der Hügel selber, auf dem die Stadt liegt, ist zwar jener Naturschönheiten beraubt, an welchen die fruchtbare, nachbarliche Landschaft reich erscheint, doch giebt ihm die Menge der alten Grabmäler und ansehnlichen Ruinen, die ihn bedecken, für den Forscher einen eigenthümlichen Reiz. Die eigentliche alte Stadt Sakkar, noch vor 80 Jahren eine der volkreichsten Städte am untern Indus, zählt jetzt kaum noch 6000 Einwohner; das, was aus der Ferne gesehen, sich gleich wie Häuser und Tempel ausnimmt, das sind Grabmäler und unbewohnte Ruinen. Unten am Ufer des Flußes hat sich indeß die neue Stadt der Engländer aufgebaut, welche aus einem Bazar und aus Wohngebäuden für das Militär besteht, von welchem gewöhnlich mehrere Regimenter hier stationiren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bischöfe zu Neuburg vom Jahre 626 bis zum Jahre 742.

(Fortsetzung.)

Dieser Tutto, welchen Hr. Sch. nach Lazius an die Spitze gestellt, ist keinem alten Codex entnommen, er kommt auch nicht bey Aventin vor; der, merkwürdig genug, in seiner lateinisch geschriebenen Geschichte keines dieser vom Hrn. Sch. angeführten früheren Neuburger Bischöfe gedenkt; wohl aber in seiner weniger nüchternen, in deutscher Sprache geschriebenen Geschichte, und selbst dort eröffnet nicht Tutto, sondern S. Hilarius, den man S. Lorgen nennt, die Reihe derselben, welchem dann Degenbrecht, diesem Beichterb, hierauf aber Maan (Dingolfing) folgt. Es ist fast überflüssig, zu bemerken, wie wenig man sich auf die Lazischen Behauptungen selbst da verlassen kann, wo er uns versichert, er habe aus Urkunden oder aus alten Annalen-Codices geschöpft. Hatte sich Hr. Sch., ehe er daran ging, seine Neuburger Bischöfe aus so wenig verlässiger Quelle zu nehmen (den Aventin mit hinzugerechnet, denn sein Verfahren hat sich Lazius insbesondere im Wiedergeben von handschriftlichen Stellen ganz und gar zum Muster genommen), zuerst die Frage vorgelegt und beantwortet: Wie weit ist dem Lazius zu trauen, woher hat er seine Aussagen? Hätte er z. B. die Stellen aus den Bonifacischen Briefen S. 231 — 233 mit der Serrarischen oder Würdtweinischen Ausgabe zusammengehalten; gewiß! Er müßte, wenn es ihm anders um Wahrheit zu thun war, Anstand genommen haben, der Arbeit eines solchen Mannes sich zu bedienen!*)

„Lazius," sagt ein Gelehrter in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, „hat das Lob eines fleißigen Mannes, der aber nicht allezeit die gebührende Unterscheidung gebraucht; wie denn offenbar ist, daß er nicht allein anderer falsche und irrige Erzählungen vielfältig nachgeschrieben und für wahr ausgegeben, sondern auch für sich selbst viele Chroniken und diplomata angezogen hat, die weder vor noch nach ihm Jemand zu sehen bekommen."

Ueber S. Ruperts frühere Ankunft verlieren wir hier kein Wort, da bereits in den Gel. Anz. 22. April 1815 Nr. 80 seqq. dieser Gegenstand ausführlich besprochen worden ist. Natürlich lassen wir alle auf die Voraussetzung von S. Ruperts früherem Anlangen in Bayern, und auf seine eben dadurch auch höher hinauf gerückten, unmittelbaren Nachfolger Vitalis, Anzologus, Savolus gebauten Bischöfe Neuburgs, als da sind: Tutto, Hilarius, Degenbrecht geradezu nicht gelten: eben so wenig als ein Erzbisthum Lorch, welches zu keiner Zeit existirt hat, wie Hr. Sch. aus Filz, dem er in Hinsicht Ruperts unbedingt anhängt, hätte lernen können.

Wir haben es also blos mit Manno und Wiggo oder Witterp zu thun. Allein wenn wir die Art der Beweisführung des Hrn. Sch. ins Auge fassen, so vergeht uns wahrlich die Lust, den Wirrwarr seiner Wahrscheinlichkeits-Berechnungen nachzugehen und das Richtige seiner Asserte im Einzelnen nachzuweisen. Sieht es doch Hr. Sch. S. 12 selbst ein, wie unzuverlässig sein Verfahren ist, aus der Gleichzeitigkeit von Lazischen und Aventinischen Bischöfen und Erzbischofen die Regierungsjahre seiner Neuburger Bischöfe festsetzen zu wollen, wenn er sagt: „Doch läugnen wir nicht, daß solche Bestimmungen nicht allemal ganz sicher seyen." Allein einige Seiten später ist ihm der alte Muth zurück gekehrt: „wenn Khamm," äußert er S. 16, sich über den so äußerst verwirrten Katalog der Augsburger Bischöfe beschwert, „so wissen wir einmal was wir von obigem Verzeichnisse zu halten haben; aber auch, daß, wenn wichtige Gründe eine veränderte Aneinanderreihung erheischen, man hier nicht allzu ängstlich seyn dürfe!" — Und diesen Grundsatz hat Er treulich befolgt! Man sieht es ferner seiner ganzen Durchführung an, daß ihm ein gründliches Quellenstudium abgeht und er auf historischem Gebiete sich als Dilettant bewegt.

Das bezeugen eine bedeutende Zahl von Anachronismen, die er zum Theil Andern, — vor Aventin und Lazius bis auf Filz herab, — nachgeschrieben, die er aber auch selbst sich zu Schulden kommen läßt. So z. B. die oben schon berührte Verwaltung Wiggo's von drey Bisthümern zugleich in einer Zeit, — nach 739, — wo bereits S. Bonifacius in kirchlicher Hinsicht Alles in Bayern geordnet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ich kann Hrn. Sch. eine ziemlich umfangreiche Sammlung solcher Lazischen Verstümmelungen, Durcheinanderwerfen, Verdrehungen, Versetzungen und Umstellungen der Quellenstellen auf Begehren anbieten.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. November.

Nro. 223. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Reise in Ostindien, in Briefen an Alexander von Humboldt und Carl Ritter, von Leopold von Orlich.

(Fortsetzung.)

Die Wärme, welche jetzt, in der ersten Hälfte des Oktobers, 30° R. im Schatten erreichte, fiel dem Reisenden nicht wenig beschwerlich; auch das Baden im Fluße konnte keine Erquickung gewähren, denn das Wasser war (bey einer Temperatur von 17° R.) nur lauwarm, und so von Krokodilen erfüllt, daß man nicht ohne Lebensgefahr in seine Fluthen eintauchen konnte. Die Nachbarschaft der mit Feuergewehren bewaffneten Europäer, welche täglich in den Mittagsstunden, wenn jene gefräßigen Thiere aus dem Wasser herauskommen, um auf den Felsenklippen sich zu sonnen, auf sie schießen, hatte dieselben noch nicht aus der Gegend zu verscheuchen oder ihre Zahl zu mindern vermocht, denn es kommen immer neue aus der nahen Meeresküsten-Gegend in den Fluß herauf, um sich an der Fülle der trefflichen Fische zu sättigen, auf deren Fang die dortigen armen Mianis oder Fischer, welche zur Wohnung für sich und die Ihrigen öfters nur ein Boot haben, mitten unter den Krokodilen ausgehen, indem sie den Körper in ausgestreckter Lage über ein leeres, beckenartig geformtes Gefäß hinbeugen, auf welchem sie sich in das Wasser hineinrudern.

Auf dem weitern Marsche zu dem gemeinsamen Sammelplatze des Truppencops in Ferospur konnte die gewöhnliche Straße näher am Strome hin nicht eingeschlagen werden, weil das hochangelaufene Gewässer die Brücken über die meisten Nebenflüße abgerissen hatte; sondern die kleine Karawane, bey der sich unser Reisender befand, mußte ihren Weg am Saume der Wüste hin nehmen. In einem von Beludschen bewohnten Dorfe hatten jene Beludschen, welche der Karawane als Führer dienten, einen Aufstand ihrer Stammgenossen gegen die Fremden erregt, welcher für diese wegen der überlegenen Zahl der Feinde gefährlich geworden wäre, wenn nicht die Nachricht von Kabuls Zerstörung, die so eben im Dorfe eintraf, unter den kampflustigen Bewohnern desselben einen heilsamen Schrecken verbreitet hätte.

Die Gegend, durch welche die Reisenden kamen, zeigt sich an manchen Stellen reich angebaut, während an andern Punkten die in stettem Zunehmen begriffene Wüste tief in das fruchtbare Land hereintritt. Nur ein unverdrossener, rastloser Fleiß der Menschenhand vermöchte durch künstliche Bewäßerung und Anpflanzungen von Bäumen und Buschwerk der Verwüstung des Bodens durch den Flugsand Einhalt zu thun, oder selbst seine Eroberungen ihm wieder abzugewinnen. Wie soll aber ein solcher Fleiß in einem Lande sich erzeugen können, dessen entmuthigte Bewohner an Zahl wie an Kraft beständig abnehmen? So ist namentlich die Umgegend von Kanzur, einer Stadt mit etwa 8000 Einwohnern auf's Trefflichste mit Gärten und Baumpflanzungen, so wie mit den verschiedensten Arten des Getreides, mit Baumwolle, Indigo, Zuckerrohr, Melonen und Gemüsen angebaut, weil ein Kanal des Indus aus alter Zeit ohne Mühe das Mittel zur Bewäßerung des Bodens darbeut, während nur wenige Stunden weiterhin die Verödung hereinbricht.

Von den einst bedeutenden Dörfern stehen dort nur noch wenige armselige Hütten; der Boden ist von Salzkrusten bedeckt oder von Flugsand überschüttet, aus dessen wellenförmigen Flächen hin und wieder das verlassene Gemäuer eines vormaligen Jagdschlosses mit seinen runden Thürmen hervorragt. Mitten in einer solchen Einöde des Sandes widerstehen zuweilen noch einzelne Baumgruppen, namentlich die hochstämmigen Tamarisken, dem vernichtenden Einfluße, der schon längst die benachbarten Felder und Blumenbeete verdrängt hat.

Einen ganz eigenthümlich günstigen Eindruck mußte das kleine Ländchen Bhawalpur auf unsern Reisenden machen, welches durch seine verhältnißmäßig glückliche Verfassung wie durch die Natur vor allen nachbarlichen Ländergebieten auf's Vortheilhafteste sich auszeichnet. Seitdem Rundschid Singh dem Bhawalkhan das fruchtbare Multan entrissen, haben sich die Einkünfte wie die Macht dieses Herrschers von Bhawalpur sehr bedeutend verringert, doch genießt er die ihm noch übrig gebliebenen Revenuen von 1,200,000 Rupien unter Englands mächtigem Schutz in Frieden. Er herrscht über kaum eine halbe Million Unterthanen, unterhält aber eine Armee von 5000 Mann, welche unter dem Oberkommando eines gewesenen englischen Offiziers stehend gut disciplinirt und besser uniformirt so wie bewaffnet ist, als dieß die Truppen der meisten Herrscher der Nachbarländer sind. Unter Bhawalkhans vergleichungsweise milder Regierung befinden sich die Bewohner des kleinen, fruchtbaren Landes, das in Norden vom Indus und vom Sedledsch, in Süden von der Wüste begränzt ist, sehr glücklich; ihre Abgaben betragen nur halb so viel, als die, welche auf den Bewohnern des Sindh lasten, denn sie zahlen ihrer Regierung nur ein Viertel des Ertrages ihrer Güter, und werden hierbey niemals durch strenge Maaßregeln gedrückt, während die Beludschen von ihren Unterthanen gesetzlich die Hälfte des Ertrages und nebenher noch Alles nehmen und erpressen, was ihnen beliebt. Der Unterthan braucht hier sein wohl erworbenes Eigenthum nicht vor den raubgierigen Blicken der Renteneinnehmer und der andern Gewalthaber zu verbergen, der Besitz desselben ist ihm gesichert; in Bhawalpur herrschen Gesetz und Ordnung, wie in wenig Ländern von Asien. Unser Reisender bemerkte deßhalb bey Bawalkhan's Unterthanen eine Gewerbthätigkeit und die Spuren eines Wohlstandes, wie nirgends im Reiche der Beludschen; sah Dorfvorsteher, mit kostbaren Juwelen geschmückt, Frauen und Männer festlich schön gekleidet. Der Khan selber hat bey dieser schonenden, milden Behandlung seines Volkes den größesten Vortheil; sein baarer Schatz beträgt über 3 Millionen Gulden, und außer dem Gelde besitzt er einen ansehnlichen Reichthum an kostbaren Juwelen, die er jedoch vorsichtig geheim hält.

Die Beschreibung des kurzen Aufenthaltes in Bhawalpur und des Besuches bey dem Fürsten des kleinen Landes ist eine der interessantesten Partieen in H. v. Orlichs Reise; wir verweilen deßhalb etwas ausführlicher bey derselben.

Gleich die erste Ortschaft im Gebiete des Khans: das Dorf Schanikan-Kageth macht einen besonders günstigen Eindruck; es enthält mehrere zweystöckige Häuser aus Backsteinen; die angränzende Niederung am Sedletsch ist auf's Trefflichste angebaut. In einem Wäldchen vor dem Dorfe wurden die Reisenden von einem reich gekleideten Offizier des Khans, der an der Spitze von 25 wohlbewaffneten Reitern ihrer wartete, ehrenvoll begrüßt und empfangen; in ihren schon bereitstehenden Zelten fanden sie außer einem Ueberfluß an Hühnern, Schafen, Eyern und Milch zehn Näpfe voll Zuckerwerk, die der Khan aus seinem Harem ihnen sendete. Am andern Morgen hielten sie, von jener Ehrenwache begleitet, ihren Einzug in der von etwa 15000 Menschen bewohnten, von herrlichen Gärten umgebenen Hauptstadt Amatpur. Sie waren kaum in ihre Zelte eingetreten, da kam Mussa Khan, einer der vornehmsten Edelleute des Landesfürsten, in Begleitung mehrerer roth uniformirten Soldaten, um die Gäste im Namen seines Herrn zu bewillkommnen. Es geschah dieses in einer Anrede, welche voller orientalisch-zärtlicher Floskeln war. Als man ihn in das Zelt hinein nöthigte, da zog er zuerst zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit die Schuhe vor demselben aus. Nach mehreren Fragen über das Befinden der Gäste und nach einer Reihe von Glückwünschen für dieselben, suchte er das Gespräch in feiner Weise

auf die Politik zu wenden. Den Hrn. v. Orlich fragte er über sein Vaterland und seinen König; jener hinwiederum fragte ihn, wie stark Sr. Hoheit des Bhawalkhans Heer sey? „Mehr Streiter denn die Wüste Sandkörner hat," antwortete der Hofmann, und auf die Frage, wie viel Geschütze das große Heer zähle, sagte er: „o diese sind nicht zu zählen; des Khans Macht verdunkelt die Sonne." Während dieses Gespräches waren als neue Gaben des Fürsten für seine Gäste fünf Flaschen voll Rosenwasser, zwanzig große Napfe voll Zuckerwerk, dann Ziegen, Schafe, Hühner und eine Menge andere Lebensmittel angekommen. Beym Abschiede sprach Mussa wiederholt den Wunsch seines Herrn aus, daß ihn die Fremden in seinem Schlosse in der Wüste besuchen möchten; die Fremden sagten die Erfüllung dieses Wunsches zu; man schied mit Händedruck und Friedenswünschen.

Nach dem Hinweggehen des vornehmen Hofbeamten erhielt das Volk freyere Gelegenheit, seine Neugier zu befriedigen; die Zelte waren den ganzen Tag von Besuchenden aus der Stadt umlagert, die durch ihre meist festliche Kleidung und durch ein ehrerbietiges Betragen sich vor dem neugierigen Gedräng der andern orientalischen Städte sehr auszeichneten. Ein alter Mann sprach im Namen der andern Besuchenden seinen Dank aus, daß die Fremden es erlaubt hätten, sich ihnen zu nähern, was frühere Reisende nicht gestattet hätten.

Das Schloß des Bhawalkhans liegt fast drey Stunden Weges südwärts von der Hauptstadt, in einer fruchtbaren, lieblichen Oase der Wüste, zwischen Gärten und Feldern, die mit Getreide, Baumwolle und Zuckerrohr bebaut sind. Die Gäste wurden dahin, von Mussa Khan und 50 Reitern begleitet, in zweyrädrigen Wagen abgeholt, davon der eine mit Pferden, der andere mit zwey ungewöhnlich großen, schneeweißen Stieren bespannt war. Jeder dieser Wagen, in denen man nicht aufrecht sitzen, sondern nur liegen konnte, hatte, gleich einem Himmelbette, ein hochgewölbtes, nach oben spitz zulaufendes Verdeck von rothem Tuche, das überall mit Franzen und Glöckchen verziert war und dessen Vorhänge nach vorn wie an den Seiten zurückgeschlagen die Aussicht in's Freye verstatteten. — Die Zugthiere, mit Decken der gleichen Art und Farbe geschmückt, legten den Weg im stärksten Trabe zurück; ehe man von dem Gespann der mächtigen Stiere dieß erwartet hatte, fand man sich am Ziel der kleinen Reise. Das Schloß des Fürsten, das von einem Graben, über den eine Zugbrücke führt und von hohen Mauern umgeben wird, ist ein bedeutend großes Gebäude, von geschmackvoller Bauart. Was den Architekten des Landes in Stein auszuführen zu schwierig war, das haben dieselben durch die kunstreichen Schnitzwerke aus Holz, womit sie die vorspringenden Dächer, die Thürmchen und Verandas verzierten, zu ersetzen gesucht. In dem sehr geräumigen innern Hofraum fanden sich drey Regimenter der regulären Infanterie aufgestellt, welche die fremden Offiziere mit klingendem Spiele bewillkommten. An den Stufen der Veranda empfingen drey der ersten Minister des Fürsten die geehrten Gäste, um diese hinauf zur Audienz zu geleiten. In der Mitte der Veranda saß Bhawalkan gegen große Kisten gelehnt auf einem weißseidenen Teppich, umgeben in einem Halbkreise von mehr denn 200 seiner hohen Adelichen und Offiziere; sie alle in höchster Pracht der Kleidungen und Waffen und in malerischen Gruppen aufgestellt. Vor dem Fürsten lagen sein Schwert, seine Flinten und Pistolen. Bey der Annäherung der Gäste stand der Khan und mit ihm zugleich seine Umgebung auf, er umarmte die Fremden und nöthigte sie neben ihn sich zu setzen. Der Fürst, ein Mann von etlich und vierzig Jahren, ist von großer, schöner Gestalt, sein langer, dunkelbrauner Bart, sein in Locken über die Schultern hinabfallendes Haar stehen im besten Ebenmaaß zu den interessanten Zügen des Angesichtes; in den großen, dunklen Augen liegt jedoch etwas Mattes und Schmachtendes, was der Lebensweise des Fürsten zugeschrieben wird, der, neben seinen vielen löblichen Eigenschaften, den Vergnügungen des Harems in bedauernswürdiger Weise hingegeben ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bischöfe zu Neuburg vom Jahre 626 bis zum Jahre 742.

(Fortsetzung.)

Weitere Verstöße waren, die Trennung Augsburgs von Neuburg im J. 742, die Verwechslung des Aquilolungers Wiktero, der 756 (Pertz I. 18.) in seinem Kloster zu Tours gestorben, bald mit dem Augsburger Bischof, bald mit dem angeblich der Regensburger Diöcese vorgestandenen Wiktery, wozu der alte Catalog bey Ried und die Ratisbona monastica, 1. Aufl. p. 138, noch mehr aber Aventin Veranlassung gegeben. Die erzbischöfliche Würde des h. Ruperts zu Worms — während schon Schannat, Ep. Worm. 307, 308 über dies vermeintliche Erzbisthum zu Worms sagt: „Proin. quae circa Archi-Episcopatum Wormatiensem vulgus jactitat, in medio relinquentes“ etc. — so wie den arianischen Majordom Berhtar (nach Fredegar c. 38. p. 619 war er blos Cubicularius des Theuderich) hat Filz auf dem Gewissen. Der Abfall der Schwaben von den Franken um's Jahr 670; Pippin von Landen Gnuzo, Wiktery Zeitgenossen des h. Magnus und zwar mit Berufung auf Fredegar, der kein Sterbenswort davon sagt, und auf die AA. SS. Marz III., die 21 (nicht 25) in der vita Pippini (welche vita aus der vita tripartita S. Gertrudis [17. März] wörtlich abgeschrieben), die wieder von allen diesen nichts spricht; wohl aber der Commentar. praevius p. 251 s., III. Nr. 26, 27. welcher Stellen aus der Legende des h. Magnus anführt. Das westliche Bayern zwischen Lech und Iller (v. Pallhausen) und die Theilung der Tetraden ist mit einer Gewißheit hingestellt, als wäre Hr. Sch. bey diesem Theilungsgeschäfte gewesen, während jeder Kundige weiß, daß die Art, wie getheilt worden, von der Quelle gar nicht angegeben ist, sondern daß sie aus andern zufällig bekannt gewordenen Umständen mehr errathen werden muß, als daß man sie mit Bestimmtheit angeben kann. Gar vieles Andere mehr könnten wir hier an- und ausführen als Beleg dafür, daß wir Hrn. Sch. mit unsrer obigen Behauptung keineswegs zu nahe getreten sind. Wir wollen es aber, da Hr. Sch. eine weitere Behandlung des Gegenstandes in Aussicht stellt, in kurzen Andeutungen versuchen, unsere Ansicht über die Existenz oder Nicht-Existenz eines Bisthums Neuburg, immer auf bewährte Quellen gestützt, hier vorzutragen, in der Hoffnung, daß wir ihm dadurch für seine vorhabende Arbeit vielleicht doch einigen Dienst erzeigen können.

Die Rechte der Bischöfe von Augsburg auf die Bezirke ihrer Diöcese östlich des Lechs in Baiovarien dürften in eine Zeit hinaufreichen, in welcher die alamannische Bevölkerung daselbst überwiegend war, in der aber auch die besagten Bischöfe, ermuntert durch die Franken-Könige, die Verbreitung des Christenthums nach jenen Gegenden hin sich zur Aufgabe machten. Ob die Klagen der Bischöfe auf der Aster Synode zu Grade 591 über das Umsichgreifen der fränkischen Erzbischöfe (sed quia Galliarum archiepiscopi vicini sunt, ad ipsorum sine dubio ordinationem accurrent, et dissolvetur Metropolitana Aquilejensis ecclesia) gerade auf Augsburg zu beziehen sey, welches Bisthum nebst 2 andern bereits von Aquileja abgefallen, mag hier ununtersucht bleiben. Genug! Unterm Schutz der Franken-Könige stand in den letzten Decennien des 6ten Jahrhunderts das Augsburger Bisthum, wogegen die baiovarischen Herzoge bey ihrer Stellung zu den Franken schwerlich etwas vorgekehrt haben dürften.

Um's Jahr 633 bestimmte Dagobert I. die Grenzen der 2 alamannischen Bisthümer Constanz und Augsburg. Sowie nun die Augsburger Bischöfe in den Gegenden bis zur Iller und zu den Lechquellen ihre geistliche Thätigkeit entwickelten, so haben sie dieselbe gewiß auch in den Bezirken östlich des Lechs gezeigt; wiewohl die Rohheit der kriegerischen Stamme und das Festhalten derselben an dem Glauben ihrer Väter ihnen zu beiden Seiten des Lechs hindernd entgegen traten. So stellen sich uns die Verhältnisse aus St. Magnus Legende dar. Dieser Heilige, der sich 11 Jahre nach St. Gall's Tode (vita St. Galli bey Pertz II., 18, not. 71. Gall. † 630 od. 640), also im Jahre 641 oder 651 mit seinen Genossen nach Kempten und Epfach auf den Weg gemacht, den Heiden die Christuslehre zu predigen, traf an letzterem Ort den Augsburger Bischof, der ihn mit Rath unterstützte, und welcher rechts des Lechs die von St. Magnus erbaute Kirche zu Ehren Maria's und des Martyrers Florian einweihete (vita S. Magni bey Goldast-Senkenberg I., 309. 310. cap. IX.). Das war zu Waltenhofen bey Füssen. Er übte also hier auf dem rechten Lechufer einen Akt als Diöcesanus aus. Das Kapitel Füssen, eines der ältesten der Augsburger Diöcese (Braun, Beschrbg. I. 53. not.) erstreckte sich zu beyden Seiten des Lechs: (Füssen, Rieden, Roßhaupten, Lechbruck, Vils, Vilseck, Hornbach &c. liegen sämmtlich am linken; Stanzach, Reiti, Binswang, Brem, Ursprung &c. auf dem rechten Lechufer. Lechhausen im Archidiakonate Augsburg liegt am rechten Lechufer (Braun, l. cit. I. 28.), St. Afra und Lechfeld, über welche beyde das Kloster St. Ulrich zu Augsb. Pfarrrechte übte, befanden sich (Braun l. cit. I. 110) gleichfalls am rechten Lechufer.)

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. November.

Nro. 224. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Reise in Ostindien, in Briefen an Alexander von Humboldt und Carl Ritter, von Leopold von Orlich.

(Fortsetzung.)

Die Kleidung des Khans, ein weißmousslinenes Gewand mit Goldborten eingefaßt, weite, seidene Pantalons, eine rothe, seidene Schärpe, in welcher der Dolch stack, ein rosenfarbener Turban, das Halsband von großen Perlen mit einem Brillantschloß, die beyden Ringe an den Fingern erschienen, im Vergleich mit dem überladenen Prunk der andern orientalischen Fürsten, eben so geschmackvoll als einfach. Auch das Gespräch, während dessen ein Diener durch einen ungeheuren Fächel Kühlung zuwehte, war frey von jenen zudringlichen Fragen, womit man im Morgenlande den Fremden entgegenkommt; die Politik wurde mit seiner Mäßigung berührt; das Lob, das die Fremden über die gute militärische Haltung seiner Truppen aussprachen, schien dem Khan besonders wohl zu gefallen, denn in seine Kriegsmacht legt er einen großen Werth. Nach etwa einer Stunde trennten sich die Reisenden von dem gastfreyen Khan, der auf Jeden, welcher ihn näher kennen lernt, den Eindruck eines Fürsten macht, welcher den Pflichten seiner Würde eingedenk, von wohlwollendem Gemüth und von einer unter seinen Landsleuten und Standesgenossen nicht gemeinen Bildung ist. Die reichen Geschenke, welche Bhawalkhan den Gästen in ihr Lager nachsendete, sahen sich diese genöthigt zurückzuweisen, da ein Gesetz den britischen Offizieren verbietet, von den eingebornen Fürsten etwas der Art anzunehmen.

Das Klima von Bhawalpur zeichnet sich durch große Trockenheit aus; zuweilen fällt in mehreren Jahren kein Regen. Deßhalb hängt hier der ganze Ertrag des Bodens von jenen künstlichen Bewässerungen ab, für deren Unterhaltung der Fürst des Landes in Gemeinschaft mit seinen Unterthanen die größeste Sorgfalt anwendet. Dennoch reicht dieses Mittel nur für die Gegenden des Landes aus, welche in der Nähe der beyden Grenzströme des Indus und Sedletsch liegen. Wenn der Schnee im May und Juny in den Himalajahgebirgen schmilzt, dann ergießt sich das Gewässer der anschwellenden Ströme in zahlreiche Kanäle und von diesen in Gräben, aus welchen man es durch Wasserräder heraushebt, und über die Felder hinführt, welche dann einem weit ausgedehnten See gleichen. Zweymal hat man in diesem fruchtbaren Landstrich Aernten, zweymal die Aussaat; in den November fällt die Aussaat des Waizens und der Gerste, in den März die des Reis und der anderen indischen Getreidearten, so wie die der Baumwolle, des Indigo's und Zuckerrohres, der Melonen und Gemüse. Neben den hochwüchsigen Tamarisken, Tamarinden und Pipulbäumen sieht man häufig Orangen und Bananen so wie die Wälder der in all ihren Theilen nützlichen Dattelpalmen. Je weiter jedoch von den beyden Flüssen hinweg, desto mehr verschwindet dieser Anbau, ja fast alles Grün; der Boden ist da von Salzkrusten bedeckt und sandig, nur hin und wieder noch zur Weide der Kameele und Ziegen günstig. Namentlich dort in dem sandigen Inneren des Landes ist die Hitze im Sommer überaus drückend und die Luft fast ohne Aufhören von Staubwolken erfüllt, während im Dezember die Temperatur vor

Tagesanbruch bis zum Gefrierpunkt herabsinkt. Für die im Allgemeinen gesunde, dem Wachsthum der Thiere wie der Menschen günstige Beschaffenheit des Himmelsstriches spricht übrigens das kräftige Aussehen der Bewohner, welche zum großen Theil Mohamedaner, der ungleich minderen Zahl nach Hindu sind. Wenn die Letzteren, aus verschiedenen Orten kommend, sich begegnen, fragen sie sich gewöhnlich nach dem Preis der Lebensmittel, während der Muselmann, nach den ersten Begrüßungen, des begegnenden Freundes Waffen betrachtet. Mitten zwischen den Bewohnern eines feststehenden Obdaches oder eines bestimmten Distrietes, in welchem die nomadisirenden Kameel und Schafhirten umher ziehen, sieht man auch hin und wieder Zigeunerbanden, deren Heimath nirgends ist, durch das Land streichen. Einer solchen Bande, welche die Bewohner der Dörfer bey Nachts durch Tanzmusik belustigte und bey Tag mit Flechtwerk sich beschäftigte, begegnete unser Reisender an der Gränze des Gebietes von Bhawalpur, in der Nähe des Sedleisch-Flusses. In dieser Gegend zeigt sich der Boden, bey all seiner natürlichen Ueppigkeit, von Menschen unbenutzt, mit Gestrüpp und Niederwald bewachsen, in welchem Tiger und Löwen hausen. Doch ist es nicht die Furcht vor diesen Thieren, welche die Bewohner der jetzt in Trümmern liegenden vormaligen Ortschaften verscheucht hat, sondern der Krieg mit feindseligen Nachbarvölkern. An diese doppelten Gefahren von Menschen und Thieren schien auch die Waffenrüstung zu erinnern, in welcher die Reisenden in jener Gegend einen Reitersmann, der von höherem Stande schien, einherziehen sah. Gleich unseren Rittern des Mittelalters trug derselbe ein Panzerhemd, während sein neben ihm reitender Sohn mit Schild und Speer bewaffnet waren. Bis zu den letzten Ortschaften von Bhawalpur blieb sich übrigens der Charakter seiner Bewohner gleich, höflich und dienstwillig, gastfrey und freygebig gegen die Engländer, zu deren treuergebensten Bundesgenossen in Indien der Bhawalkhan gehört.

Die Weiterreise nach Ferospur nahm von Bhawalpur aus ihren Verlauf durch das kleine Landchen des ebenfals unter dem Schutze der Engländer stehenden Khans von Mamdatt. Welch' eine Verschiedenheit zeigte sich zwischen diesem und seinem Nachbar, dem Bhawalkhan. Zwar ließ auch der Fürst von Mamdatt den Fremden, als sie sein Gebiet betraten, durch seinen Bruder, den er ihnen entgegen gesandt, zu ihrer gesunden Ankunft Glück wünschen, während aber dieser entgegenkommende Gesandte seinem Vorgeben nach für alle Bedürfnisse und Bequemlichkeiten ihrer Reise zu sorgen den Auftrag hatte, schien er in der That nur ein argwöhnischer Wächter ihrer Schritte zu seyn; die Reisenden hatten Mühe, selbst um Geld und gute Worte auf ihrem ganzen Wege durch dieses Gebiet für sich und ihre Thiere Nahrung und Futter zu erhalten. Statt des freundlichen, dienstwilligen Benehmens der Bewohner von Bhawalpur begegneten ihnen hier allenthalben die Aeußerungen von Furcht und Mißtrauen. Die Citadelle von Mamdatt, mit 40 Fuß hohen Mauern und runden vorspringenden Thürmen, fand übrigens H. v. Orlich für ihren Zweck besser gebaut und eingerichtet, als alle ähnliche Gebäude in den bis dahin von ihm durchzogenen Landern der indischen Fürsten. Schwerlich aber mag der in ihr wohnende Khan von Mamdat, mitten zwischen seinen hohen Vestungsmauern, ein solches Gefühl von Sicherheit genießen, als sein Nachbar Bhawalkhan, dem die Liebe der Unterthanen zur vorzüglichsten Schutzwache dient.

In Ferospur, wohin unser Landsmann in Begleitung seiner britischen Waffengefährten am 12. November kam, mußte er die weiteren Weisungen des englisch-ostindischen Gouvernements über seine militärische Verwendung abwarten. Denn der Krieg in Afghanistan war mit der Zerstörung von Kabul, als warnendes Beyspiel für andere Feinde der Briten, für diesmal beendigt; die Reservearmee sollte in Ferospur ein Ziel ihrer Märsche finden und hier in dem wohlversorgten Lager mit den aus Afghanisten zurückkehrenden Truppen sich vereinen, bis dem Heere nach einer längeren oder kürzeren Zeit des Ausruhens die weitern Verhaltungsbefehle zukämen. Ferospur, ein Etablissement der Engländer, ist ein kleiner freundlicher Ort, ganz auf europäische Weise erbaut und eingerichtet. Die Häuser sind mit Backsteinen gemauert und bilden durch ihr neues Aussehen einen augenfälligen Contrast zu

der alten, viereckigen Citadelle, die am nordwestlichen Ende des Ortes liegt, und die von ihren jetzigen Besitzern dem äußern Umriß nach unverändert gelassen worden ist. Doch wird der Europäer auch noch durch andere Bauwerke der früheren Bewohner dieser Gegend daran erinnert, daß er sich in Indien befinde, namentlich durch den ummauerten Teich, nördlich von der Stadt, bey welchem im Schatten der Pipul und Akazienbäume eine Pagode stehet. Daß vormals diese vortheilhaft kaum eine Stunde weit vom Sedletsch entfernte Ebene sehr angebaut war, das bezeugt eine Menge der verschütteten Brunnen. Als die Engländer von dieser Station Besitz nahmen, fanden sie den Boden ganz verödet und mit Rohr und Gestrüpp bedeckt. Mit Hülfe der Gräben, die sie anlegten und der Brunnen die sie gruben und welche schon in einer Tiefe von 30 Fuß eine reichliche Menge Wassers zur Ueberrieselung des Bodens gaben, gelang es ihnen in Kurzem diese Wildniß in ergiebige Felder und Gärten umzuschaffen. Eine Kunststrasse, zu beyden Seiten mit Bäumen bepflanzt, führt von der Stadt zu den eine reichliche Stunde Weges entfernten Cantonnements. Hier finden sich die aus Steinen aufgemauerten Magazine so wie die Kasernen für die europäischen, die Baracken für die indischen Regimenter, daneben die Wohnhäuser der Offiziere, umpflanzt von Gärten, in denen Bäume wie Gemüse und Blumen von europäischer wie von indischer Art in Fülle gedeihen. In diesem Lager, das mit seinen rechtwincklich sich durchschneidenden Straßen, Gassen und Gäßchen einer großen Stadt glich, hatte unser Landsmann, zusammen mit seinem Freunde, dem Lord Altamont eine Offizierswohnung gemiethet und beyde führten anfangs ihren eigenen Haushalt. Der Europäer von Stand muß bey solcher Gelegenheit in dem Lande der Naturfülle, wo der Eingeborne täglich mit wenigen Pfennigen alle seine Bedürfnisse der Nahrung und des Obdaches befriedigt, die Unbequemlichkeiten einer künstlichen Theuerung empfinden, welche jeden europäischen Maaßstab übersteigt. Abgesehen von dem hohen Preis der Miethe, der für die kleine Wohnung der beyden Offiziere monatlich 100 Rupien (120 Gulden rh.) betrug, so wie von dem Lohn für die zahlreiche Dienerschaft, erfordert auch hier die Tafel, wenn sie auf europäische Weise versorgt werden soll, einen unmäßigen Aufwand. Am billigsten sind noch immer die einheimischen Naturerzeugnisse, denn ein Huhn kostet nur 1 Rupie, während ein Schinken von kaum 8 Pfund um 36 Rupien feilgeboten, eine Flasche Tischwein um 6 Gulden verkauft wird. Was wir in älteren Reisebeschreibungen mit großer Ausführlichkeit von dem Aufwand und von dem Prunk der indischen Fürsten lesen, daß kann man jetzt in der Lebensweise der in Indien reich und mächtig gewordenen Europäer nachgebildet sehen. So hielt am 20. Nov. der kommandirende General Sir Jasper Nicolls seinen Einzug in's Lager mit 80 Elephanten, 300 Kameelen, 136 Zugochsen und mehr denn 1000 Dienern, welche theils zur Pflege der Lastthiere, theils für die Bedürfnisse der Reise bestimmt waren, wobey noch nicht jenes Dienstpersonal und jene Thiere gezählt sind, die als unmittelbares Eigenthum, nicht dem Stande, sondern der Person des Generals und seiner Familie angehörten. Außer dem, zu öffentlichen Versammlungen und zu Audienzen bestimmten Derbarzelte hatte dieser Herr zwey große Zelte, jedes von 56 Fuß Länge und 32 Fuß Breite und eine Anzahl kleinere, welche von einer Leinwand-Umzäunung eingefaßt, zur Wohnung für ihn und seine Familie dienten; all diese Räume waren in europäischer Weise vollständig und prachtvoll möblirt, und wenn am Abend, bey dem Kerzenschein der Kronleuchter, eines der Musikchöre in der großen Gasse des Lagers vor dem Generalzelt aufspielte, da mußten die Gäste auf den Sophas, oder an den mit europäischer wie indischer Fülle versorgten Tafeln sitzend, sich in eine der größeren europäischen Städte versetzt wähnen.

Das freudigste, und für Alle, denen Englands großartige Wirksamkeit in Asien verständlich ist, erhebendste Ereigniß der damaligen Zeit war gekommen; das siegreiche Heer aus Afghanisten näherte sich den Ufern des Sedletsch, über welchen zwey, 290 Schritte lange, auch zum Uebergang für die schwersten Lasten geeignete Schiffbrücken geschlagen waren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Biſchöfe zu Neuburg vom Jahre 620 bis zum Jahre 742.

(Fortſetzung.)

Im Schreiben Gregor's (Serrar. 177, 178) vom J. 738 kommt an der Spitze der Biſchöfe Baioariens und Alamanniens Wiggo, ohne Benennung ſeines Sitzes, vor. Da Bonifacius im J. 739 bey ſeiner Ankunft in Bayern nur einen einzigen Biſchof daſelbſt vorfand (dum Episcopos non habebant in provincia, nisi unum nomine Viuilo, quem nos ante tempus ordinavimus, ſagt der Papſt), nämlich den in der Aufſchrift des päpſtlichen Schreibens genannten Philipp, richtiger Vivilo (Würdtwein p. 97); ſo iſt klar, daß die andern mitgenannten Biſchöfe auch Baioarien nicht angehören. Wiggo aber war Biſchof von Augsburg, Lindo Biſchof von Speyer, Rudolf von Conſtanz, Adda von Straßburg. Von einem Neuburger Biſchof konnte, da nur ein bayeriſcher vorhanden war, nichts verlauten.

Die Eintheilung Bayerns in 4 Bisthümer, durch Bonifacius im Jahre 739 vorgenommen, ließ die Kirche von Augsburg in ihren ungeſchmälerten Diöceſan-Rechten auch rechts des Lechs; denn die Sitze der 4 Biſchöfe Baioariens wurden an ſolche Stätten verlegt, wo ſchon mehr oder minder ausgebildete geiſtliche Inſtitute ſich vorfanden, wie zu Salzburg, Paſſau, Regensburg und Freyſing. Zwar ein Codex des 10. Jahrhunderts (Codex Benedikth. 118, ſiehe Oberbayr. Archiv 1. Bd. 2. Heft p. 155) nennt als 1. Biſchofsſitz nicht Paſſau, ſondern Neuburg und den Biſchof Manno, dem Uodalhart in dieſer Würde gefolgt; es iſt jedoch dieſer Ort, zwar nicht von der Hand des Schreibers des Codex, aber doch wenigſtens von einer gleichzeitigen Hand gerade da eingetragen, wo vorher ſicher eine ganz andere Oertlichkeit zu leſen ſtand, die dergeſtalt ausradiert iſt, daß ſich von dieſer Stelle nichts mehr erkennen läßt. Neuburg ſtand jedenfalls nicht da, ſonſt hätte es des Radierens nicht bedurft. Salzburg, Regensburg, Freyſing, als vom hl. Bonifacius errichtete Sitze, beſtreitet Niemand; es handelt ſich blos um Paſſau. Dieſer Streit, ob Neuburg oder Paſſau vom Apoſtel der Deutſchen zum Sitz erhoben worden ſey, iſt jedoch ſehr leicht aus der Quelle, den Bonifaciſchen Briefen entſchieden. Der Papſt Gregor III. ſelbſt hatte den Vivilo ordinirt, ſo verſichert er zweymal in ſeinem Briefe. Nun wiſſen wir urkundlich gewiß, welcher Kirche Vivilo vorſtand, nämlich ſeit dem 1. November 738 der Kirche von Paſſau (Mon. Boic. 28, 2. p. 53, 54. Gel. Anz. 1812 März p. 405). Es iſt alſo dieſer 4. Biſchofsſitz Paſſau, nicht aber Neuburg geweſen. Hat Bonifacius, wie oben angeführt, nur Einen Biſchof in Bayern vorgefunden, wie er dem Papſte berichtete, — eine Aeußerung, die Neuere nicht Lügen ſtrafen werden; — wie ſtattlich nimmt ſich dagegen der religiöſe Zuſtand Bayerns zur Zeit der Bisthumsgründung durch Bonifacius bey Aventin, Lazius und den Neuern bis auf Hrn. Sch. herab aus! Da ſind Biſchöfe in Fülle! Drey neue nur hat Bonifacius den vier ſchon beſtehenden Bisthümern hinzugefügt (Lazius migr. gent. p. 213), Regensburg, Freyſing und Eichſtädt neu errichtet, da vorher ſchon Lorch, Paſſau, Salzburg und Nova civitas beſtanden haben! —

Die Diöceſe Augsburg, ſagten wir, ließ Bonifacius bey der Bisthums-Eintheilung Bayerns in derſelben Ausdehnung gegen Oſten hin, wie ſie vor ſeiner Ankunft beſtanden hatte. Freyſing und Regensburg waren die nächſten Diöceſen; wir hören jedoch nicht, daß dieſe beyden auf Koſten der Augsburger gegen Weſten hin wären vergrößert worden.

Den 22. Oktober 740 weihte der hl. Bonifacius in Benſenn des Augsburger Biſchofs Wicterp, Benediktbeuern, Staffelſee und andere Kirchen ein (Mon. Boic. VII. p. 1, 2, 3, 4, 17). Auch Thierhaupten an der Ach ſoll um dieſe Zeit entſtanden ſeyn (M. B. XV. 91. Braun Geſch. I. 101).

740, 29. Oktob. erfolgte die Beſtätigung Gregor's III. für des hl. Bonifacius Anordnungen der vier bayeriſchen Bisthümer. Daß aber Papſt Zacharias im J. 742 abermals zwey Biſchöfe, einen für Neuburg, Namens Wicco, den andern, Rozilo, für Augsburg ordinirt habe, dafür findet ſich in den Bonifaciſchen Briefen nirgends eine Spur.

741, Oktob. wurde bekanntlich S. Wilibald auf der Salzburg zum Biſchof von Eichſtädt geweiht. Dieß neue Bisthum reichte mit ſeinem Gebiete ſo ziemlich bis vor die Thore Neuburgs und lag im Baguariorum terminis (Pertz II. 348). Es wäre in der That ein ſeltſames Verfahren des hl. Bonifacius geweſen, ein Jahr nachher (742, nach Stein und Winter) in einer Nähe von vier Stunden von Eichſtädt wieder ein Bisthum zu gründen. Ich glaube, daß ein ſolch nahes Beyſammenſeyn zweyer Bisthümer in deutſchen Landen rechts des Rheines wohl eine unerhörte Sache ſeyn dürfte.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. November.

Nro. 225. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Reise in Ostindien, in Briefen an Alexander von Humboldt und Carl Ritter, von Leopold von Orlich.

(Fortsetzung.)

Der Empfang dieser Sieger, welche den Ruhm von Englands Fahne gerettet und in neuen, höheren Glanz gestellt hatten, sollte so glänzend als möglich seyn; der Generalgouverneur von Ostindien selber, Lord Ellenborough war zur Feyer des großen Ereignisses herbeygekommen; er hatte am 9. Dezember mit 120 Elephanten, 700 Kameelen und einem Heer der dienenden Begleitung seinen Einzug im Lager gehalten. Das 3. Bengalregiment, mit den Ghisnymedaillen geschmückt, war mit im Zuge; die ganze, im Lager befindliche Armee fand sich in Linie auf dem Wege nach Ludiana aufgestellt. Von nun an gewann das Lager mehr und mehr die Gestalt einer königlichen Residenz. Lord Ellenboroughs Derbarzelt, eigentlich aus drey Zelten zusammengesetzt, hatte eine Länge von 168 Fuß und war 28 Fuß hoch. Ein Baldachin, vor welchem auf hohem Maste Englands Flagge wehete, bezeichnete den Eingang, kostbare Teppiche bedeckten den Boden, die Geräthschaften alle waren eines königlichen Haushaltes würdig. Aus dem Derbar zelte führte durch eine Glasthüre ein verdeckter Gang in das Wohn- und und Schlafzelt des Gouverneurs. Neben und gegenüber dieser beweglichen Residenz sah man in einer 150 Schritte breiten Gasse des Lagers die Zelte für das Verwaltungspersonal und die Offiziere des Stabes; beym Secretariat des Gouvernements allein dienten 40 Schreiber. Unser Landsmann, der seit der Ankunft des Lords zu den Gästen desselben gehörte, war an der mit silbernen Aufsätzen verzierten Tafel ein täglicher Zeuge nicht nur des Reichthums sondern des wohlwollenden Benehmens des edlen Lords.

Einige Tage nach der Ankunft des General-Gouverneurs traf General Sale mit seiner Brigade an dem jenseitigen Ufer des Sedletsch ein. Ihm voraus zogen die Schaaren jener Afghanen, welche als Freunde der Engländer an diese sich angeschlossen hatten und welche jetzt mit ihren Frauen und Kindern, so wie mit ihrer fahrenden Habe ein neues Vaterland in den Besitzungen ihrer Bundesgenossen suchten. Am andern Morgen war Alles zur ehrenvollen Begrüßung des siegreichen Heeres bereit; zu beyden Seiten des Weges, von dem Lager nach dem Flusse hin, bildete die Reservearmee ein Spalier; zunächst den Schiffbrücken standen festlich aufgeputzt und bemalt 200 Elephanten, welche durch ihre Führer so abgerichtet waren, daß sie ihre Devotion durch Niederknieen und Emporstrecken des Rüssels bezeugten; die Brücken waren mit Flaggen verziert und zur Seite der einen war eine Tribune für den Generalgouverneur und seine Gäste errichtet. Um 8 Uhr defilirte Sales Brigade mit Anstimmung von God save the Queen, begrüßt von lautem Donner des Geschützes und dem jubelnden Zuruf der Armee. Voran zog die Heldin des Tages, Lady Sale auf dem schönsten und reichgeschmücktesten Elephanten; nach ihr begrüßten die tapfern Vertheidiger von Dschellabad und die andern hochgepriesenen Kämpfer im Afghanenkriege ihre alten Waf-

fengefährten und Freunde. In buntem Gemisch folgte hierauf den Truppen der Troß. Zuerst das Lazareth: die leichter Erkrankten auf Elephanten und Kameelen, die schwerer Kranken in Palankinen und auf Tragbahren, dann Kameele, Esel und Ochsen schwer bepackt, dann die Familien der Soldaten und Auswandrer, Kaufleute und Diener der verschiedensten Länder und Gewerbe, Schaf- und Ziegenherden, Karren mit Hünersteigen, darinnen Kampfhähne oder darauf gefesselte Kampfwidder sich befanden. Der ganze Zug des Heeres und seines Trosses über die Schiffbrücken dauerte vier Stunden. Abends bewirthete der Generalgouverneur in seinem Zelte die Offiziere des thatenreichen Feldzuges in the most splendid style.

Neben den festlichen Vergnügungen, darunter namentlich ein Ball, zu welchem 800 Offiziere eingeladen waren, fehlte es auch nicht an Scenen der Mitleid und Schrecken erregenden Art. Die Gegend, in welcher die ungeheure Zahl von Menschen und Thieren zusammengehäuft stund, war unvermögend, namentlich die letzteren alle zu ernähren; täglich fielen Hunderte der Lastthiere aus Mangel an Futter, auch unter den Menschen war eine Epidemie der Cholera und der Pocken ausgebrochen, an welcher Tausende darniederlagen und sehr viele starben. Mit einer ungewöhnlichen Spannung sahen deshalb Viele, mitten im betäubenden Geräusch der Festlichkeiten dem Ausgang entgegen, den die Angelegenheiten im Pendschab nehmen würden, weil hievon die weiteren Bewegungen der Armee abhiengen. Der Hof von Lahore, in Erwartung eines Angriffs der Engländer hatte ein Heer von 80,000 Mann und 200 Geschütze zwischen Lahore und Amritsir zur Vertheidigung des Landes aufgestellt; das gute Vernehmen, in welchem früher unter Rundschid Singh die Sikhs mit England gestanden, hatte in der letzten Zeit durch mehrere Vorfälle eine Störung erlitten. Da kam der Hof von Lahore der ihm seit Kabuls Zerstörung von neuem furchtbar gewordenen brittischen Macht mit Anträgen zur Versöhnung entgegen. Der künftige Erbe des Thrones der Sikhs Perthal Singh, ein etwa zwölfjähriger Knabe, in Begleitung des mannhaft schönen Hira Singh, bezeugte durch seinen Besuch und durch die reichen, mit sich gebrachten Geschenke an Geld und Kostbarkeiten dem Generalgouverneur die Ehrfurcht seines Hauses und seiner Landsleute. Eine Gegengesandtschaft der Engländer an den Hof zu Lahore wurde jetzt abgefertigt und als Begleiter derselben fand auch H. v. Orlich Gelegenheit das Pendschab zu bereisen. Am 5. Januar 1843 brach der Generalgouverneur begleitet von seiner Leibgarde, einem Regiment Cavallerie, zwey Regimentern Infanterie und zwey Geschützen nach Delhi auf und noch an demselben Tage trat auch die Gesandtschaft nach Lahore, an deren Spitze der Staatsrath Maddock stund, ihre Reise an. Die Escorte welche dem Gesandtschaftspersonal beygegeben war, unter Major Skinners Commando, bestund aus einer Schwadron Lanciers, einer Schwadron leichter Cavallerie, zwey Compagnien Infanterie und zwey reitenden Geschützen; die Zahl der Diener so wie der Elephanten und andern Lastthiere stand im Verhältniß mit dem Posten und dem Range, den die Geschäftsträger der britischen Regierung bey solcher Gelegenheit bekleiden. Der Weg über den Sedletschstrom konnte nicht mehr auf einer der vorhin beschriebenen Schiffbrücken gemacht werden, diese waren bald nach dem Eintreffen der Heere aus Afghanistan, angeblich durch das Anschwellen des Flusses, wahrscheinlicher aber durch die mißtrauischen Sikhs weggerissen, welche eine so große, fremde Heeresmacht nur ungern in so bequemer Stellung gegen ihr Land sahen, da diese auf den Schiffbrücken in wenig Stunden in dasselbe eindringen und in wenig Tagen ohne Schwierigkeit vor den Mauern ihrer Hauptstadt seyn konnte. Dennoch war auch seit der Zerstörung der für ganze Heere leicht passirbaren Brücken eine hinlänglich gute Einrichtung zum Uebergang in das Nachbarland getroffen. Der Strom bildet die Gränze; jenseits demselben beginnt das Gebiet der Sikhs. Hier warteten schon zwey Kutschen, welche der verstorbene Rundschid Singh einst von England zum Geschenk bekommen, nebst einigen Offizieren und einem Reitertrupp auf die Ankunft der Gesandten, um in Auftrag ihres Fürsten diese zu bewillkommnen und sie nach Lahore zu führen. Jede der Kutschen war mit 4 Pferden bespannt, beyde aber in einem so veralteten Zustand, daß von der einen bald nach Beginn der Fahrt die Thüre hinwegfiel, welche,

da hier kein des Wagenbaues Verständiger wohnte, im nächsten Dorfe zurückgelassen werden mußte. Der erste Eindruck, welchen das Land der Sikhs auf den Fremden macht, der es von dieser Seite aus betritt, gleicht jenem einer Tigerhöhle, vor deren Eingang überall die zertrümmerten Knochen der überwundenen Thiere herumgestreut liegen. Jenseits der Getreidefelder, am Ufer des Sedletsch verliert sich der Weg in das wuchernde Gestrüpp der hochstämmigen Rohrarten und Tamarisken, zwischen denen die Reste einer im Kriege zerstörten Stadt hervorragen. Lahore selbst, die noch immer mächtige, prachtvoll aus der Ferne in's Auge fallende Hauptstadt ist weit umher von alten und neuen Trümmern umringt.

Shyr Singh, welchem, als dem Herrscher des mächtigen, auf den Trümmern vieler gestürzten Fürstenthrone begründeten Reiches, die Ehre der damaligen Gesandtschaft galt, war seit dem Jahre 1839 der fünfte, welcher den Thron der Sikhs besaß. Denn dem Rundschid Singh, der im Juny 1839 starb, folgte sein Sohn Kark Singh, welcher schon im Nov. 1840 an einer Krankheit endete, bey deren tödtlichem Ausgang sein einziger Sohn Nehab Singh, der Liebling des Großvaters Rundschid, nicht ohne Verdacht blieb. Dieser Nehab, der 19jährige, geistig wie leiblich kräftige Jüngling, der erbitterte Feind der Engländer, konnte, als man den Leichnam seines Vaters nach der Sitte des Landes mit einer der Frauen und zwey Sklavinnen den Flammen übergab, kaum die Aufwallungen seiner Freude darüber, daß er nun Herrscher sey, unterdrücken; als er aber unmittelbar nach der Vollendung des Leichenbegängnisses mit einem der vertrautesten Räthe hinabgehen wollte, um in den heiligen Fluthen des Rawi sich zu waschen, da brach aus einem der alten hohen Thorwege, unter welchem er hinschritt, ein Stück des obern Bogengemäuers, und traf sein von hochfahrenden Plänen trunkenes Haupt so gewaltig, daß er nach drey Stunden starb. Nach ihm wurde seine Mutter, Kark Singhs Wittwe, die Rany Cendkaur Erbin des Thrones, den sie nur wenig Monate lang behauptete. Denn als bey einem Aufstand des Volkes Shyr Singh (nicht Rundschids, sondern angeblich eines Wäschers Sohn) sein anscheinend näheres Recht auf die Herrschaft geltend machte, da trat die Regentin in den Ruhestand zurück und fand kurz nachher ihren Tod unter den Händen einiger Sklavinnen, die ihr mit Ziegelsteinen den Kopf einschlugen. So war denn, als die englische Gesandtschaft nach Lahore kam, Shyr Singh seit zwey Jahren der Inhaber eines durch List und Gewalt zusammengerafften Reiches und jener Schätze, davon der eine, in einer Festung aufbewahrte, 60 Millionen Rupien (12 Mill. Pf. Sterling) betragen soll, so wie jener zusammengeraubten Juwelen, unter denen der weltberühmte Diamant, der Lichtberg genannt, einer der kostbarsten seiner Art ist. Die Festlichkeiten, welche an dem reichsten und glänzendsten Hofe der damals noch unabhängigen indischen Herrscherreiche bey dem Empfang der englischen Gesandtschaft veranstaltet wurden, hatten für das Auge des Fremden viel Anziehendes. Tiefer aber mochte sich seiner Seele der Anblick jener herrlichen Denkmale aus einer großartig besseren Zeit dieses Landes einprägen, welche in der Nachbarschaft der Hauptstadt, bey Schahi Dera gefunden werden. Hier ist das Grabmal des Jehanghir Khans (des Eroberers der Welt), Akbars des Großen Nachfolger und Sohn, und nahe bey diesem das Grab der gepriesensten der Fürstinnen des Morgenlandes, der durch Schönheit und Tugend in gleichem Maaße hervorleuchtenden, durch ihre Schicksale wunderbar ausgezeichneten Gemahlin jenes Herrschers: der in Sagen und Liedern noch immer fortlebenden Nurscheban („Licht der Welt").

Seine Rückreise nach Ferospur und von hier nach dem Lager des Generalgouverneurs führte unsern Landsmann durch mehrere der im unmittelbaren Schutze der Engländer stehenden kleineren Sikhs-Fürstenthümer. Unter diesen genießt das Ländchen von Keythul, welches, da sein Fürst ohne Leibeserben dem Absterben nahe war, den Engländern zufallen mußte, einer wahrhaft paradiesischen Lage und Naturschönheit.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bischöfe zu Neuburg vom Jahre 626 bis zum Jahre 742.

(Fortsetzung.)

Ein Losreißen einzelner Theile im Norden der Augsburger Diöcese hatte sehr wahrscheinlich zur Zeit der Gründung des Bisthums Eichstätt (741, Oktob.) stattgefunden, wenn wir dem Mainzer Priester glauben, der nach 798 geschrieben (Pertz II. 355.): Siquidem, sagt er, inprimis dimisit de Regensburg et Augustberg et Salzburg(?) Nordgewy et Salafeld (Sualefeld); et adunavit unum membrum ecclesiae et episcopalem sedem ibi constituit, ibidemque Willibaldum venerabilem virum ordinavit episcopum etc. Also das früher alemanische Sualfeld wurde diesem Berichte nach von Augsburg getrennt und an das neue Bisthum Eichstädt überwiesen.

Wäre irgend eine ähnliche Veränderung mit den östlichen Bezirken der Augsburger Diöcese vorgegangen, so würden wir selbe eben so gut erfahren haben, wie hier beym Abtreten der nördlichen Bezirke. Sie blieben also bey ihrer ursprünglichen Diöcese.

Um das J. 760 heißt es in einer Verzeichnung (M. B. VII. 337): Wezzin Brunensis congregatio cum praediis suis in Augustensi regione sitis, was sich auf den Diöcesan-Bezirk, in welchem das Kloster W. gelegen war, bezieht.

Noch im Jahre 765 bestattete der Augsburger Bischof Wikterp den am 10. Juli verstorbenen Abt Landfrid von Benediktbeuern, die translationis St. Benedicti und verordnete den Waldram zum Abt jenes Klosters (M. B. VII. p. 5.). Bis auf diesen Zeitpunkt bleibt der östliche Theil der Augsburger Diöcese fortwährend unter dem Augsburger Bischof. Auch hören wir von keiner Veränderung hierin bis zum Tode Wikterps 767. 18. April.

Allein 772, Oktob. (Hund. Metrop. ed. Ratisb. I. 311. et 228.) auf der Synode von Dingolfing erscheint an der Spitze der baiovarischen Bischöfe Manno Nuvenpurgensis civitatis Episcopus, dem alsdann Alim, Virgilius, Wiserich, Sintpreht, Heres Episcopi folgen. Mit Ausnahme des ersten Bischofs, Manno, ist keinem der übrigen Bischöfe sein Bischofssitz beygegeben. Doch wissen wir, daß Alim der Kirche von Seben, Virgil der von Salzburg, Wiserich jener von Passau, Sintpreht der von Regensburg und Heres (Aribo, Erpo, Cyrins) der Freisinger Kirche vorstanden. In diesem, wie im folgenden Jahrhundert noch ist es nicht Sitte, dem Namen des Bischofs zugleich auch seinen Sitz beyzufügen. So erscheinen z. B. an der Spitze der Zeugen im J. 759. 23. Januar (Meichlbeck, hist. Fris. Instr. nro. VI. 27. 28.) mit ihrer Unterschrift: Signum Joseph Episcopi. Signum Mannonis Episcopi.

Den Letzteren halten wir für eine und dieselbe Person mit dem auf der Dingolfinger Synode unterschreibenden Bischof Manno. Ob aber dieser Manno gerade Bischof von Neuburg war, dürfen wir bezweifeln; denn der älteste Codex dieser Synode aus dem Kloster Tegernsee, nun zu München, hat den Zusatz Nuvenpurgensis episcopus nicht. Will man nun trotz dieser hierdurch über Manno's Bischofssitz eingetretenen Unbestimmtheit ihn dennoch der Kirche Neuburgs zuweisen, so hat ein solches willkührliches Verfahren gerade so viel Grund für sich, als wenn ich aus Freisinger Urkunden z. B. p. 92. bey Meichlb. l. cit. im 1. Jahr des Kaisers Karl (804, 17. Juny) den Odalhard Episcopus, oder den Hiltigere vocatus Episcopus, oder den Altheus Episcopus ohne weiters zu Neuburger Bischöfen beförderte. So wenig ich mit Bestimmtheit sagen kann: Altheus oder Odalhard oder Hiltigere sind Neuburger Bischöfe, ebensowenig kann ich dieß von Manno behaupten. Zwar giebt uns der oben schon erwähnte Codex von Benediktbeuern aus dem zehnten Jahrhundert einen nodalhartus als Nachfolger des Manno in nova civitate; allein wir haben oben auch gezeigt, wie unbegründet die Behauptung sey: „Manno wäre der 4. von den durch Bonifacius ordinirten baiovarischen Bischöfen gewesen." — Man wird in den Verzeichnissen der baiovarischen Bischöfe des 8. und 9. Jahrhunderts vergeblich sich nach einem nodalhart (Adalhart, odalhart), nach einem Heitiger und Altheus umsehen. Hat ihnen allen Dreyen aber die Freisinger Urkunde den Bischofstitel gegeben, den sie, wie ich glaube, mit Recht tragen, so waren sie entweder bloße Regionarii oder auch auswärtige Bischöfe, die bekanntlich als königliche Missen verwendet wurden; wie denn z. B. ein solcher Hadalhard oder Adalhard bey Serrar. p. 105 und Wurdtwein p. 325 sich findet; auch bey Pertz III. 137. erscheint im J. 806 in der Eigenschaft als Missus zugleich mit Fulrad ein Adalhard.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. November.

Nro. 226. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Reise in Ostindien, in Briefen an Alexander von Humboldt und Carl Ritter, von Leopold von Orlich.

(Fortsetzung.)

Einer der herrlichsten Glanzpunkte in Hrn. v. Orlichs Reise ist die Beschreibung von Delhi, dieser vormaligen indischen Welthauptstadt. Indroprasta, so hieß die Residenz der Großmoghuln in ältester Zeit, war, ehe Mahmud Togluck, der Tyrann, in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts (um 1336) die Wunder der schaffenden Menschenkunst mit roher Hand zerstörte, der „Neid der Welt" genannt; Ibn Batuta, der gelehrte Reisende, der vor dieser Zeit die herrliche Stadt besuchte, nennt sie die größeste, die stärkste, die prachtvollste und schönste Stadt nicht nur Hindostans, sondern aller islamitischen Reiche des Orients. Sie bestund damals eigentlich aus 4 Städten, welche dicht zusammenstossend nur eine bildeten und von Mauern umgeben waren, deren Dicke 11 Ellen betrug. Sie hatte Kornmagazine, in denen verschiedene Getreidearten, namentlich Reis, 90 Jahre, ohne zu verderben, aufbewahrt wurden; eine Moschee, welche vormals ein Buddhatempel gewesen war und welcher an Schönheit und Größe keine andere gleich kam, bey ihr ein Thurm von mächtiger Höhe; vor der Stadt ein gemauertes Becken eine Stunde lang und eine halbe Stunde breit, zum Auffangen des Regenwassers. Das jetzige Delhi, noch immerhin eine ansehnlich große, von mehr denn 200,000 Menschen bewohnte Stadt, nimmt eine Fläche von 7 englischen Quadratmeilen ein; die Ruinen der vormaligen alten Stadt, im Süden der jetzigen, erfüllen einen Flächenraum von 20 Quadratmeilen. Eine 40 Schritt breite vom Pallast des Großmoghuls ausgehende Straße durchschneidet die Stadt von Ost nach West; in der Mitte dieser Straße findet sich ein gemauerter Kanal, zu beyden Seiten sind die reich besetzten Bazars, in denen noch fortwährend ein reges Gedränge des Volkes herrscht, obgleich die Zahl dieses Volkes in Delhi seit Kaiser Aurengzebs Zeiten bis auf den achten Theil sich vermindert hat. Das herrlichste, wundervoll prächtigste Gebäude des jetzigen Delhi ist die Jammamoschee, welche Schah Jehan von 1631 bis 1637 erbauen ließ. Sie ruhet mit ihren Höfen und Minarets auf einem 30 Fuß hohen, regelmäßig viereckigen Fundament, davon jede Seite 450 Fuß misset; das Gebäude ist aus weißem Marmor errichtet, in welchem mosaikartig rother Sandstein eingelegt ist. In seinem Aeußern wie in seinem Innern hat sich der arabisch byzantinische Styl zur höchsten Vollendung erhoben.

Eben so reich als das Innere der Stadt selber ist die Umgebung derselben an majestätischen Bauwerken aus alter und neuerer Zeit. Schon aus weiter Ferne erblickt man den Cutab Minar, eine an ihrer Basis 62 Fuß dicke, 265 Fuß hohe, zierlich geformte Säule aus rothem Sandstein, welche der Stifter der Ghuriden und der Zertrümmerer des alten Bramanenthrones in Delhi (im J. 1193) als Denkzeichen des Triumphes des Mohamedanismus über die Religionen des Landes errichten ließ. Auf einer Wendeltreppe von 383 Stufen steigt man im Innern des Denkmales hinauf bis zu einer eisernen

Gallerie, über welcher als Spitze des Ganzen ein kleiner, von 8 Säulen getragener Dom sich emporwölbt. Die Aussicht auf die vom Jamnafluß befeuchtete, herrliche Landschaft, auf die meist in Trümmern liegenden, noch in ihrem jetzigen Zustand bewundernswerthen Bauwerke einer großartigen Vorzeit war unvergleichbar; der Hindu, der den Reisenden hinaufgeführt hatte, unterbrach das ernste Schweigen mit den Worten: „Sahib, hier ist nichts von Bestand gewesen, viel Jammer und wenig Freude."

Außer den todten, steinernen Ueberresten seiner vormaligen Macht und Größe umfaßt Delhi innerhalb seiner Mauern auch einen armseligen, lebenden Ueberrest seiner längst vergangenen Herrscherwürde über Länder und Völker: dieß ist der kleine Fürst, der seiner Abstammung nach noch immer den Namen des Großmoghuls führt. Seit der Begründung des Thrones seiner Väter durch Timur im J. 1413 war der damals regierende, sogenannte König der 26. Herrscher seines Stammes. Schon mit Aurengzebs Tod im J. 1707 begann die Macht der Großmoghule zu sinken; 30 Jahre später traf diese Dynastie so wie das ganze Land, vor Allem die Stadt Delhi selber, unter Schah Nadirs grausam verwüstender, mordender Hand ein schweres Unglück, von dessen Folgen sie niemals sich wieder zu erholen vermochte. Als die Engländer den Vater des jetzt lebenden Schattenkönigs im Jahre 1803 aus der Gewalt der Mahratten befreyten, gehörte demselben von dem ganzen ungeheuren Reiche seiner Vorfahren nichts mehr als der Pallast und die kleinen, diesen umgebenden Ländereyen nebst 200,000 Rupien jährlicher Apanage. Die englische Regierung erklärte, daß, obgleich sie keine Verbindlichkeit gegen seine Majestät habe, sie ihn dennoch nicht nur im Besitz seines Pallastes und seiner Familiengüter lassen, sondern ihm noch eine jährliche Pension von 1,200,000 Rup. zusichern wolle. Die Residenz des Großmoghuls, sein ihm eigen gehörendes Königreich, das jetzt nur noch in einem kleinen Theilchen der vormaligen Hauptstadt seines Landes besteht, liegt auf den niedern Quarzklippen des rechten Jamnaufers. Der unregelmäßig viereckige Raum, auf welchem der Pallast des Fürsten sammt den zu ihm gehörigen Höfen, Gärten und Nebengebäuden stehet, wird von einer 40 Fuß hohen, mit Bollwerken versehenen Mauer umschlossen; der gesammte Umfang beträgt 4000 Schritte. Unser Landsmann hatte Gelegenheit, das Innere dieser Residenz des Großmoghuls genau zu betrachten. Er war in dem Audienzgebäude aus weißem Marmor, in welchem einst der weltberühmte Pfauenthron stund, gebildet aus schweren Goldplatten, mit Diamanten, Rubinen, Smaragden und Perlen überzogen, zwischen zwey goldenen Pfauen, welche ihre aus funkelnden Edelsteinen gebildeten Schweife weit ausbreiteten, über diesen ein Papagey, der aus einem einzigen Smaragd gebildet war. Tavernier, der Juwelier, welcher diesen Thron in seiner vollen Pracht sah, schätzte seinen Werth auf 65 Millionen Rupien (6½ Mill. Pfd. Sterl.). Den kostbarsten Stein des Fürstenthrones zu Delhi, einen Rubin erster Schönheit und Größe hatte übrigens schon Timur entführt; den übrigen Schmuck der Edelsteine und das meiste Gold desselben nahm Schach Nadir mit sich in das persische Hochland. Anjetzt steht an der Stätte des alten Pfauenthrones ein moderner Sessel auf hohem Fundament; dünne Goldplatten mit werthlosen Steinen und Perlen bedecken ihn; ein Himmel, von silbernen Säulen getragen, schwebt über demselben. Wie ein Spott erscheint deßhalb die arabische Inschrift zur Seite des Thrones: „Wenn je das Paradies auf Erden, so ist es hier, so ist es hier, so ist es hier!"

Der Großmoghul, der bey H. v. Orlichs Hierseyn dem Namen nach regierte, war nahe an 70 Jahre alt; er hatte durch sein ausschweifendes Leben so wie durch sein zänkisches Wesen die Liebe und Achtung der Bewohner von Delhi und der mohamedanischen Fürsten der Umgegend, welche sein Vater genoß, verscherzt. Er stund so ganz unter englischer Gerichtsbarkeit, daß er nicht einmal, wozu er sonst sehr geneigt gewesen wäre, das Todesurtheil über einen seiner Diener aussprechen durfte, sondern höchstens körperliche Züchtigung über denselben verhängen. Wenn ein Fremder die Ehre haben will, bey dem Großmoghul zuzusprechen, meldet er sich bey dem Hausminister desselben, muß einige siebenzig Rupien bezahlen und erhält dafür bey der Audienz einen Säbel, der nicht zu gebrauchen, ein Ehrenkleid, das nicht zu tragen ist, und nach Maaß-

gabe seines Standes auch eine Art von Orden, nebst seltsamem Titel.

Agra, der vormalige Lieblingsaufenthalt Akbars des Großen, zählt noch jetzt über 65000 Einwohner außer dem hier stationirten Militär, welches ohne die Schaar seiner Dienerschaft aus 10,000 Mann besteht. In seinem Handel wie an Wohlstand steht Agra bedeutend hinter Delsi zurück, doch herrscht unter seinen vorherrschend aus Hindus bestehenden, genügsamen Bewohnern eine große Betriebsamkeit und häufig ein wahrhaft künstlerisches Geschick. Das Klima von Agra ist in der Zeit der heißen Winde vom April bis Ende Juny für den Europaer fast unerträglich, wozu noch der Uebelstand kommt, daß die meisten Brunnen der Stadt ein salziges Wasser enthalten. Wenn nach dem Sommersolstitium die Regenzeit beginnt, dann wird die Luft angenehmer, und mit dem Oktober, wo kühlender Thau und Nebel in den Morgenstunden aufsteigt, geht es allmälig zur (verhältnißmäßig) kälteren Jahreszeit über. Dann sieht man die Vegetation des Landes in einer Ueppigkeit und Frische dastehen, welche alle Erwartung des Fremden, der etwa noch während der heißen Jahreszeit hiehergekam, übertrifft; die Luft ist von balsamischen Düften erfüllt, der Europaer lebt von neuem auf und genießt in vollen Zügen die ganze Fülle der indischen Natur. Zu solchem Genuß bietet die Umgegend von Agra nicht allein durch die Reize ihrer Natur sondern durch die Herrlichkeit ihrer Kunstwerke eine seltene Gelegenheit dar. Unweit der Stadt findet sich eines der schönsten Bauwerke Indiens, jenes Grabmonument, welches Schah Jehan seiner geliebten, bey ihrer ersten Niederkunft verstorbenen Gemahlin Muntaz Mahab zu Ehren erbauen ließ. Das Baumaterial des Mausoleums ist ein blendend weißer Marmor von außerordentlichem Glanze; das Innere desselben ist von Mosaikarbeiten überdeckt, welche aus edlen Gesteinen, vornämlich aus Lasurstein, Carneol, blutrothem Jaspis, Heliotrop, Sardonyx, Chalcedon und noch 6 andern bunten Steinen von hohem Werthe gebildet sind. In einer der schönsten Blumenzierathen zählt man allein 72 dergleichen Steine, und als vor einiger Zeit eine frevelnde Hand aus einer der Mosaiken, zur linken Seite des Einganges die kostbarsten Steine ausgebrochen und entwendet hatte, da betrugen allein die Kosten der Ausbesserung, welche das englische Gouvernement aus seinen Mitteln darreichte, 3000 Rupien. Seitdem sind Wächter und Aufseher für das Gebäude wie für die dasselbe umgebenden Garten angestellt, deren Besuch für die in Agra wohnenden Engländer und Einheimischen zu den gewöhnlichsten Vergnügungen gehört. Aber dieser Taich Mahel oder Diamant der Seraglios, wie das Grabmal von den Indiern genannt wird, ist noch nicht das für den Reisenden anziehendste Denkmal aus alter Zeit, welches in der Nähe von Agra gefunden wird. Hier lebt Akbars des Großen Geist und geläuterter Kunstsinn noch in Bauwerken fort, welche in ihrer Art und auf ihrer Stufe eben so bewundernswerth sind als die Kaiserpaläste und das Colosseum oder Trajans Grabmahl im alten Rom. Schon die Veste Allerabad, oder das Fort von Agra, erscheint für seine Zeit als ein Meisterstück der zweckmäßigen Anlage und großartigsten Ausführung. Keine Schilderung der Zeitgenossen so wie der noch lebenden Geschichtsforscher kann jedoch ein so treues Bild von Akbars hochstrebender Kraft und glänzender Hofhaltung, so wie von den Einrichtungen seines Hauswesens und Familienlebens geben als die Betrachtung von Fatehpur, der außerhalb der Stadt gelegenen gewöhnlichen Residenz des Kaisers, in deren Umfang die Kaiserpaläste des alten Roms wohl zweymal Raum finden würden. Seitdem die Mahratten — denn diesen schreibt man es zu — diese herrlichen Bauwerke zerstörten, sind dieselben nicht mehr zu Wohnungen der Menschen benutzbar, sie sind zu einer Stadt der Trümmer geworden, deren aus rothem Sandstein und Granit erbauter Wall, welcher in einem Umfang von fünf englischen Meilen die Residenz umschloß, selbst die Thiere der Wüste vom Hereindringen nicht mehr abhalten kann. Ein Theil der Paläste, weithin in der Ebene sichtbar, stund auf einem 150 Fuß hohen Felsrücken, die übrigen lagen unten in der Ebene.

(Schluß folgt.)

Die Bischöfe zu Neuburg vom Jahre 626 bis zum Jahre 742.

(Fortsetzung.)

Daß man diesen in den Jahren 759 und 772 vorkommenden Manne zu einen Augsburger Bischof nicht machen kann, lehrt ein Blick auf Wikterp's Regierungszeit, welcher Bischof von 738 bis 767 diese Würde behauptet hat, die nach ihm Thozzo eingenommen. (Sollte dieser Thozzo nicht des Lozius Rozilo [Tozilo, Deminut. von Tozzo], seyn?)

Die Bulle des Papstes Leo III. vom J. 798 (Kleinmayern, Juvavia, dipl. Anh. p. 51) bringt uns einen Bischof, Namens Sintpert, der vom Papste ausdrücklich ecclesie Nivuinburegensis Episcopus genannt wird und welcher gleich Alim von Seben, Atto von Freysing, Adalwin von Regensburg und Waltrich von Passau ein Bischof der Provinz der Baioarier (provinciae Baioariorum episcop.) heißt. Wir müssen ihn schon dieses Zusatzes halber für einen baioarischen Bischof halten, denn die Civitas Nivuinburg lag ja in Bajoarien! Sintpert schließt die Reihe dieser Bischöfe, die den Papst in einem eigenen Schreiben (petitorias Sylabas nobis emisistis) um einen Erzbischof für ihre Provinz gebeten hatten, welchen sie nun in der Person Arno's von Salzburg und mit Bewilligung Karls d. Gr. erhalten (die Bulle über den Gebrauch des Palliums ist vom 20. April 798 bey Kleinmayern, dipl. Anh. p. 53, 54).

Da nichts über Sintperts von Neuburg Entsetzung, oder Tod berichtet wird, der Name Sintbert etwa 2 Jahre später, d. i. 11. April 800 in einer Bulle desselben Papstes Leo III. erscheint; so berechtigt uns dieß wohl zu der Annahme: der Bischof Sintpert der Bulle von 798 und jener Sintbert in der Bulle vom April des J. 800 seyen eine und dieselbe Person. Nur heißt er im letztern Jahre: Sintbertus Stafnensis aecclesie (episcopus Kleinm. l. cit. p. 57). Auch hier wieder nimmt er den letzten Platz wie in der vorigen Urkunde ein; auch hier zählt er gleich Alim von Seben, Waltrich von Passau, Atto von Freysingen, Adalwin von Regensburg zu den Bischöfen der Provinz der Baiowarier (cum cuncto clero seu plebi provintiae Baivariorum). Der Name seines Bischofsitzes ist also von jenem in der früheren Bulle angegebenen verschieden, aber nicht die Person des Bischofs. Die Stafnensis ecclesia ist bekanntlich Staffelsee (Staphala stagna vom J. 740, M. B. VII. 1, 2. Staphinsee 812, Pertz III. 176. 177).

Die Identität Sintperts in beyden Bullen zugegeben, bemerken wir über die Bischofssitze:

a) Neuburg. Dieser Sitz kommt 798 zum erstenmale urkundlich vor; denn Manno vom J. 759 und 772 führt diesen Titel erweislich nicht. Aber, entgegnet man, der Papst nennt doch einen Bischof von Neuburg, also muß es auch ein Bisthum Neuburg gegeben haben? — Ich erwiedere hierauf mit Bezug auf das oben Vorgetragene: Im J. 742 kann das Bisthum Neuburg nicht gegründet worden seyn wegen der ein Jahr vorher geschehenen Gründung des allzunahen Eichstädt. Zugegeben aber, das Bisthum Neuburg sey wirklich im J. 742 errichtet worden, so müßte es nur auf Kosten der Augsburger Diöcese dotirt geworden seyn, weil im Norden sich die Eichstädter Diöcese befand. Wir hören jedoch von einer solchen Schmälerung der Augsburger Diöcese bis 765 und 767 ganz und gar nichts. Sohin bliebe für diese Gründung des Neuburger Bisthums die Zeit von 765 oder 767 bis vor 798. Allein ein in dieser Periode gegründetes Bisthum wäre jedenfalls ein Ereigniß gewesen, das man aufgezeichnet hätte. Wir lesen jedoch nirgends ein Wort von Neuburgs Gründung im besagten Zeitraum von 765 oder 767 — vor 798.

b) Staffelsee. Ein Bischof kann sich nur nach einem innerhalb seiner Diöcese gelegenen Ort nennen oder nennen lassen. Heißt nun Sintpert Bischof von Staffelsee, so lag Staffelsee gewiß in seiner Diöcese. Der Schluß der Freunde des Bisthums Neuburg: „Sintpert der Bischof von Neuburg war auch Bischof von Staffelsee, also war Staffelsee in seiner Diöcese," läßt sich umkehren: „Sintpert, der Bischof von Staffelsee war auch Bischof zu Neuburg, also lag Neuburg in seiner Diöcese." — Staffelsee lag urkundlich gewiß 740, 765 in der Diöcese Augsburg, also muß auch Neuburg dieser Diöcese angehört haben, wenn anders der Bischof von Staffelsee auch Bischof von Neuburg war.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. November.

Nro. 227. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Lehrbuch der allgemeinen Geschichte. Erster Band, Geschichte des Alterthums. Auf Befehl Sr. Majestät des Königs bearbeitet von Dr. Constantin Höfler, ordentlichem öffentlichem Professor der Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität, ordentl. Mitgliede der kgl. Akademie der Wissenschaften ꝛc. München 1845. Im kgl. Central-Schulbücher-Verlage. Auch unter dem Specialtitel: Geschichte des Alterthums. Erste Lieferung.

Am 7. April des laufenden Jahres erhielt der Verfasser den ehrenvollen, aber in hohem Grade schwierigen Auftrag, ein Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für die katholischen Gymnasien zu bearbeiten. Mochten vielleicht die Vorträge, welche derselbe seit 7 Jahren an der k. Universität über allgemeine Geschichte, und wie er sich schmeicheln kann, nicht ohne einigen Erfolg gehalten hat, ihn zu der in besonderem allerhöchsten Vertrauen ihm übertragenen Arbeit befähigen, so war es andererseits dem dringenden Wunsche nach baldiger Vollendung eines seit längerer Zeit beabsichtigten Werkes so wie frühern Anordnungen der allerhöchsten Stelle angemessen, daß die neue Bearbeitung eines Lehrbuches der allgemeinen Geschichte möglichst auf derjenigen fuße, welche auf Befehl des höchstseligen Königs von dem Hofrathe von Breyer unternommen worden war. Der Verfasser empfing deßhalb die Weisung, sich genau an die innere Oekonomie des Breyerschen Werkes zu halten, jedoch dasselbe noch über seine Gränzen hinaus bis zum J. 1815 zu führen. Da es jedoch nicht im Mindesten in der Absicht des königlichen Ministeriums lag, die freye Thätigkeit des Verfassers dadurch zu hemmen oder zu beschränken und sich in Kurzem herausstellte, daß eine bloße Ueberarbeitung bey den großen Fortschritten der Wissenschaft seit dem J. 1817 beynahe zu den Unmöglichkeiten gehöre, so hat der Verfasser, je mehr er in der Bearbeitung voranschritt, sich auch keine andern Rücksichten vorgezeichnet, als welche ihm die Pietät gegen seinen Vorgänger, das wissenschaftliche Interesse und die allgemeine Norm des allerhöchsten Rescripts auferlegten. —

Es lassen sich nun Lehrbücher der allgemeinen Geschichte, wenn sie ihren Zweck erreichen sollen, auf zweyerley Weise behandeln.

Entweder muß ein solches nur die strengste Auswahl von Thatsachen enthalten. Da darf dann kein Wort zu viel und eher eines zu wenig seyn. Lakonische Kürze ist das Haupterforderniß und Trockenheit die unumgängliche Folge.

Es ist dieß, wenn ich nicht irre, diejenige Form, welche die in dem Kaiserthum Oesterreich eingeführten Lehrbücher empfangen haben. Die Trockenheit und Anspruchlosigkeit — das Wort in einem andern Sinne als gewöhnlich gebraucht, zu vermeiden, muß dann von Zeit zu Zeit das aschgraue Gewölke ein Lichtblick durchziehen, an welchem der ermüdete Geist zugleich einen Ruhepunkt und einen Aufschwung gewinnt; und der mündliche Vortrag tüchtig geschulter Lehrer muß ergänzen und umkleiden, was die kurz und nackt hingestellte Thatsache eher andeutet als umständlich berichtet.

(Fortsetzung folgt.).

Reise in Ostindien, in Briefen an Alexander von Humboldt und Carl Ritter, von Leopold von Orlich.

(Schluß.)

Die an der Ostseite gelegenen Gebäude haben durch die Hand der Barbaren am meisten gelitten; selbst das kolossale Thor mit großen, runden Bollwerkthürmen, das hier am Eingang stand, ist seiner Zierrathen beraubt, nur nach der westlichen Seite hin hat sich der alte Zustand der Dinge besser erhalten. Aus den Wohnungen für die Garden kommt man durch die Palläste der Minister, dann durch die der Prinzen des Hauses in jene des Kaisers mit ihren drey Audienzhöfen, darinnen Springbrunnen, Becken voll Wasser und kleine Gartenanlagen Kühlung und Schatten gewährten. Am wenigsten zerstört sind die Palläste der drey Frauen Akbars: einer Römerin, einer Türkin und der geliebtesten von Allen, einer Hindu, welche ihm den ersten Sohn gebar. Außerhalb der Reihe der eigentlichen Palläste, in deren einem namentlich der Conferenzsaal an Pracht und Größe eines solchen Kaisers würdig war, liegt die Moschee und im Süden der Gebäude waren die Ställe angebracht, von denen der eine, der für Pferde bestimmt war, nur 400 dieser Thiere umfaßte, während der andere, von ungleich riesenhafterem Umfang 1000 Elephanten enthielt. Denn für diese hatte Akbar eine solche Vorliebe, daß er in seinen verschiedenen Marställen 6000 derselben unterhielt. Eine Zahl, welche jetzt, wenn sie zugleich aus solchen auserwählt großen und schönen Thieren bestehen sollte, wie man an damaligen Fürstenhöfen sie sah, schwer in Indien aufzutreiben seyn würde.

Denn, wie dieß der Verfasser der Reise bey einer andern Gelegenheit erwähnt, der Elephant, dieser mächtige, kluge Bundesgenosse der Bewohner des südöstlichen Asiens in Krieg und Frieden, ist in Folge der beständigen Jagden, welche man auf ihn machte, aus dem Innern von Indien fast ganz verschwunden und lebt nur noch wild in den Vorbergen des Himalaja, namentlich in den Dschemnawäldern, in Nepaul, einigen Theilen der Ghats, in Terrai, im Königreich Ava und auf Ceylon. Einst erstreckte sich die asiatische Heimath jenes edlen Thieres bis zum obern Indus, wo Alexander der Macedonier bey Attok seine erste Elephantenjagd hielt, er fand sich noch in viel späterer Zeit im Pendschab und an den Ufern des Jamna erbeutete Kaiser Baber alljährlich eine Menge dieser Thiere, wo jetzt weit umher keine Spur mehr von ihnen zu finden ist. Da sich der Elephant nur als äußerst seltene Ausnahme in der Gefangenschaft fortpflanzt, sein Abgang deßhalb nur durch wild eingefangene ersetzt werden kann, muß der Preis im Ankauf desselben beständig steigen. Schon jetzt wird einer von der größeren Art, aus den Dschemna und Ghateswaldgebirgen, davon einzelne eine Höhe von 11 Fuß erreichen, mit 5000 Rupien und darüber bezahlt, während die kleinen, deren Höhe 7 Fuß und darunter beträgt, um 1000 Rupien verkauft werden. Von solch' kleinem Wuchse sind vornämlich die Elephanten aus Terrai und Ceylon, denen häufig die Auszeichnung der hervorragenden Fangzähne fehlt. Freylich ist der erwähnte Preis für ein Thier von so vielfacher Brauchbarkeit und so großer Ausdauer noch immer kein zu hoher. Denn selbst in der Gefangenschaft bleibt der Elephant 4 ja 6 Mal länger bey Kräften als das Pferd (wird 120 Jahre alt), kann eine 5 Mal größere Last tragen als das Kameel, eine zehnmal schwerere fortziehen als das Pferd und hat sich bey den Jagden der Tieger den Europäern fast unentbehrlich gemacht. Denn wenn nur einmal ein solches furchtbares Raubthier durch die Geschicklichkeit des auf dem Elephanten sitzenden Schützen besiegt und getödtet ist, dann bekommt der Elephant zu diesem Kampfe so viel Freudigkeit und Muth, daß er, eifrig wie der Jäger selber, und im Vertrauen auf dessen Hülfe zur Tiegerjagd ausgeht, wobey er wenn wieder ein solches Thier erlegt wurde, die Freude des Menschen durch senkrechtes Emporstrecken des Rüssels und allerhand fröhliche Bewegungen und Töne zu theilen scheint. Wenn dagegen der erste Kampf mit einem Tieger mißlang, oder der Jäger aus Furcht von einem solchen heranspringenden Thiere den Elephanten verläßt und die Flucht ergreift, dann hält es schwer diesen noch einmal zum muthigen Entgegengehen auf einen solchen Feind zu bewegen. Das Reisen auf dem Rücken eines Ele-

phanten ist für Indien noch immer das bequemste und angenehmste; eine ganze Gesellschaft kann da in dem kleinen Pavillon beysammensitzen. Während sich das majestätische, dem Menschen so zugeneigte, gelehrige und einer Art von Ueberlegung fähige Thier selbst dem Fremdling in diesen Ländern, dem Europäer so werth gemacht hat, steht es bey dem eingebornen Hindu zugleich noch in einer religiösen Beachtung. Es ist nach ihren Lehren der Lebensgenosse der Götter, das Symbol der Weisheit und tiefen Erkenntniß; im Leibe der Elephanten wohnen die Seelen der durch Bußungen geheiligten Herrscher und Braminen. Daher die wahrhaft zärtliche Pflege und hohe Achtung, welche die Mahuds oder Elephantenwärter diesen Thieren angedeihen lassen; daher auch das seltsame Bemühen der Indus von hohem Stande den Gang des Elephanten, diesen vermeintlichen Ausdruck von Majestät und Anmuth nachzuahmen, so daß noch jetzt die Prinzen und Prinzessinnen alter Hindudynastien im Gange eines Elephanten förmlich unterrichtet und eingeübt werden.

Eben so, wie Agra selber und seine Umgegend die Wohnungen und Lustorte Akbars des Großen während seines Lebens aufzeigen kann, so findet sich auch in der Nähe dieses Lieblingsaufenthaltes des mächtigen Kaisers die prachtvolle Begräbnißstätte, die er für sich und die Seinen erbauen ließ. Secandra, Akbars Grabmahl, von herrlichen Gartenanlagen umgeben, liegt gegen 4 Stunden Weges von Agra entfernt, in einem von hohen Mauern umgebenen, regelmäßigen Viereck, davon jede Seite 850 Schritt lang ist. Das eigentliche Mausoleum, ein Viereck von 410 Fuß Länge, besteht aus vier Stockwerken und die Baukunst hat hier Alles gethan, was ihr möglich war, um durch ihre lieblichen und zierlichen Bildungen dem Gedanken an den Tod und an die Gruft seiner Schreckniße zu nehmen.

Wenige hundert Schritte von Akbars Mausoleum findet sich in den Ruinen eines alten Grabmahles ein Denkmal andrer, das Herz freudig erhebender Art. Es ist dieß die Versorgungs- und Erziehungsanstalt, welche die christliche Mildthätigkeit für die verlassenen Kinder errichtet hat, die bey der Hungersnoth 1837/38 ihre Eltern verloren hatten. Als H. v. Orlich hier war, fanden sich noch 160 Knaben und 140 Mädchen in der Anstalt, welche ein Deutscher, Hr. Dreiberg in den Lehren des Christenthums und allerhand nützlichen Kenntnissen unterrichtete, so wie zur Gewerbthätigkeit anleitete. Man beabsichtigt eine christliche Dorfgemeinde durch diese Waisenkinder zu begründen, wozu die Regierung das Land hergiebt. Einige der ältesten Zöglinge haben sich bereits verheirathet und so den Anfang zur neuen, christlichen Hinducolonie gebildet.

Von Agra aus machte Hr. v. Orlich die Reise durch das Königreich Aude, über Allahabad, Benares nach Calcutta. Allahabad, am Zusammenfluß des Jumna und des Ganges, ist einer der berühmtesten und heiligsten Wallfahrtsorte der Hindus. Im Fort der Stadt stehet noch eine jener steinernen, mit Pali-Schriftzügen beschriebenen Säulen, deren 4 Schwestern, davon die eine die berühmte Feroze-Säule in Delhi, die 3 übrigen in Nordbehar stehen. Der gelehrte Jas Prinsep hat die Pali Inschrift auf der Feroze-Saule entziffert, und gefunden, daß sie ein Edict des Buddhisten-Königes As-o-co enthält, der von 325—288 v. Chr. lebte. In jenem Edict wird die Vertilgung lebender Thiere verboten und zur Beobachtung des Buddhadienstes ermahnt.

Auf dem Heimweg nach Europa kam der Reisende ganz nahe an den, namentlich für die Freunde der Conchyliologie höchst interessanten Gruppen der maldivischen Inseln vorbey, ja zum Theil mitten durch diese Gruppe hindurch. Die friedliebenden, gastfreyen Bewohner dieser von Cocoswäldern bedeckten Coralleninseln, Mohamedaner, welche unter der Herrschaft eines Sultans stehen, würden dem Naturaliensammler, der unter ihnen sich niederließe, nur Freundlichkeit erweisen und bey seinem Fang der Seethiere nach Kräften förderlich seyn, aber all diese anlockenden Vorzüge werden durch die Nachtheile überwogen, welche das außerordentlich ungesunde Klima selbst den Eingebornen und noch mehr den Fremden bringt. Als Capitain Moresby im Jahre 1835 diese Inseln vermaß, verlor er von seiner nicht sehr zahlreichen Begleitung schon in den ersten 2 Monaten 16 Mann und durfte es niemals wagen, die Nacht auf dem Lande zuzubringen.

Nach einer im Ganzen glücklichen Seereise landete Hr. v. Orlich am 8. Juny 1843 zuletzt noch unter einem gefahrdrohenden Sturme in Falmouth mit dem freudigen Bewußtseyn, daß der Schatz der eigenen Anschauungen und Erkenntnisse, den er binnen einem Jahre sich gesammelt, der Mühe und der Anstrengungen auch vieler Jahre werth gewesen wäre.

Die Bischöfe zu Neuburg vom Jahre 626 bis zum Jahre 742.

(Fortsetzung.)

Diöcesanus von Staffelsee und Neuburg war Sintpert. Nun nennen uns alle Cataloge der Augsburger Bischöfe am Ende des 8. Anfangs des 9. Jahrhunderts als Vorstand der Kirche von Augsburg Sintpert oder Simpert. Einen andern Simpert, als den Augsburger Bischof gab es seit dem Tode des gleichnamigen Regensburger Bischofs im südlichen Deutschland nicht weiter; darum ist es auch ungezweifelt, daß der Bischof von Neuburg vom J. 798 und der Bischof von Staffelsee vom J. 800, April, ein und dieselbe Person mit dem Augsburger Bischof Sintbert sey.

Weßhalb jedoch nennt er sich in den Jahren 798 und 800 bald von Neuburg, bald von Staffelsee Bischof, warum erscheint er als ein Bischof der baioarischen Provinz? — Augsburgs Diöcese vom Lech zur Iller stand unter der Metropole Mainz. Die Baioarier wollten, unabhängig von dieser, ihren eigenen Metropoliten haben, was erst 801 zu Stande kam. Bis dahin mußte der Augsburger Bischof für seine im Herzogthum Baioarien gelegenen Diöcesan-Bezirke sich's gefallen lassen, auf baioarischen Synoden, bey allen den bayerischen Clerus angehenden Verhandlungen, und zwar in der Eigenschaft eines baioarischen Bischofs zu erscheinen: Darum nahm er für solche Akte seine Benennung von rein-bayerischen Orten, die in seinen Diöcesan-Distrikten östlich des Lechs lagen*). Es war also die eigenthümliche Stellung des Augsburger zu den übrigen Bischöfen des Bayerlandes, die ihn zur Annahme obiger Titel bewog. Eben wegen seiner Theilnahme an den kirchlichen Verhandlungen des bayerischen Clerus hatte auch Sintpert das Bittgesuch der bayerischen Bischöfe an den Papst um Verleihung eines Metropoliten mit unterzeichnet, und zwar, wie aus Leo's III. Antwort hervorgeht, als Bischof von Neuburg in Baioarien. Der Papst bestimmte ihnen den Arno von Salzburg, welche Kirche auch Petena genannt wird, zum Erzbischof und verspricht die hierzu nöthigen Anordnungen für die baioarische Provinz zu treffen (Ideirco convenit nos ipsos nempe ecclesiastico moderamine in sacro ordine fideliter atque Spiritualiter secundum canonicam censuram ipsam ordinaremus Baiouariorum provinciam. Kleinm. p. 51). — Auf diese Bulle folgte ein Danksagungsschreiben sämmtlicher baiovarischen Bischöfe an den Papst, darunter auch Sintbert, der, wie erwähnt, wegen seines baioarischen Diöcesan-Antheiles sich nicht füglich hier ausschließen konnte. In diesem Schreiben nun nannte sich Sintbert einen Episcopus Stafnensis ecclesiae, und so führt ihn auch die Bulle vom 11. April 800 p. 57 bey Kleinmayern in dieser Würde auf.

Der Papst hielt rücksichtlich der Anordnung der baioarischen Provinz, die nun ihren Metropoliten hatte, seine Zusage. Dem neuen Erzbischof wurden die Grenzen seines Sprengels genau angegeben, die Bischöfe von Passau, Regensburg, Freising und Seben waren seine Suffraganei und Bayern bildete fortan in geistlichen Dingen eine eigene Provinz, die nicht unter der Metropole von Mainz, sondern unter der von Salzburg stand. Die Westgränze der baioarischen Provinz (in geistlicher Beziehung versteht sich!) war die Ostgränze des Augsburger Bisthums, welches mit seinen in Bayern gelegenen Bezirken nicht mehr zur bayerischen Provinz unter der Metropole Salzburg gezählt wurde, sondern unter die Metropole Mainz zu stehen kam, wie dies mit den westlicheren Strichen der Augsburger Diöcese schon früher der Fall gewesen war.

*) Gewiß nicht, wie Braun, Bischöfe I., 116. will, wurde er wegen Verwüstung der Vorstädte von Augsburg und der Kirche der heil. Afra durch die Awaren im J. 788 zum Aufenthalte in Neuburg oder Staffelsee gezwungen. Dies wilde Volk konnte nach Karls Vorkehrung gar nicht bis hieher vordringen. Man sehe des Zeitgenossen Eckhards Schilderung bey Pertz I. S. 173, 175.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. November.

Nro. 228. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Lehrbuch der allgemeinen Geschichte. Erster Band, Geschichte des Alterthums.

(Fortsetzung.)

Wo das letztere fehlt, oder wie es hie und da geschieht, nicht eintreten darf, sinkt der Geschichtsunterricht zum unerquicklichsten Studium herab. Er wird eine Gedächtnißsache, bey der Verstand und Herz leer ausgehen und wenn schon bey einem nicht befriedigenden Unterrichte in der Mathematik sich stets die Frage aufdrangt, was denn das Ganze soll, welche Zwecke, welche Bedeutung es habe, zu welchem Ende es führe, so tritt dieselbe noch viel unlösbarer bey einem derartigen Geschichtsunterrichte ein. Die Mathematik zieht doch noch immer durch ihre logische Bestimmtheit, ihre scharfe Begränzung, die in ihr liegende Sicherheit und Wahrheit an. Sie ist ein geistiger Prozeß, der sich vor dem Beschauer in schöner Folgerechtigkeit entwickelt. Allein die Geschichte mit ihrem Conglomerate von Thatsachen ist so behandelt das Buch der 7 Siegel, eine langweilige, ermudende Aufzählung von Lastern und Thorheiten, aller nur denkbaren Verirrungen des menschlichen Geistes und Verkehrtheiten der menschlichen Natur, ein Sphynxräthsel, dessen Oedipus noch nicht gekommen, ohne bestimmten Anfang und Ende, unerquicklich und öde, ein unnöthiger Balast, mit welchem man das Gedächtniß beschwert, und dessen einzelne Theile man nur lernt, um sie so schnell als möglich wieder zu vergessen.

Eine andere Behandlungsweise entsteht nothwendig durch eine größere Ausführung des Gegenstandes, wenn das Lehrbuch in etwas den Anstrich des Lesebuches erhält. Auch hier ist eine besonnene Thätigkeit, ein wohl überlegtes Mitfortschreiten des Lehrers mit dem Schüler unentbehrlich. Er muß die Oekonomie des Studiums beaufsichtigen, die etwa nothwendige Exegese des Buches übernehmen, was den dermaligen in jedem Curse doch immer etwas verschiedenen Bedürfnissen seiner Schüler nicht genau angemessen ist, weglassen, abkurzen oder erlautern, zusammenziehen oder erganzen, und während der Schüler immer reichlicheres Material vor sich hat, als er eigentlich für den Schulzweck bedarf, ihn anleiten, desselben durch Auszüge Herr zu werden, es selbst zu handhaben, Geist und Gedachtniß zu gebrauchen, um in das Innere, den lebensvollen Zusammenhang, die nicht willkührliche, nicht zufallige Aufeinanderfolge der Staaten einzudringen, und somit die göttliche Oekonomie der Weltgeschichte zu erlauschen.

Nichts aber scheint mir bey dem Geschichtsunterrichte wichtiger, nichts für die Jugend heilsamer zu seyn, als gerade dieses von Anbeginn nachzuweisen, daß in der Welt nichts zwecklos, nichts losgerissen sey, als was sich selbst von dem Ganzen trennt und willkührlich sein eigenes Endziel verfolgt. Daß seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß Alles ein Glied eines großen Ganzen, ein Ring an der Kette der Schöpfung sey, die nicht einer starren Naturnothwendigkeit, sondern dem freyen Willen des Schöpfers ihr Daseyn verdanke. Diese Einführung in den Haushalt Gottes ist für die Jugend ersprießlicher, als die vielgepriesene Ueberhäufung mit Thatsachen, deren ratio, deren innere Ge-

setze und Entwicklung, deren Gründe doch immer unerklärt bleiben. Ich weiß, daß ich damit einer Richtung entgegentrete, die sich insbesondere auf dem Gebiete der Naturwissenschaften zur Dictatur aufzuschwingen suchte, und die in der Unendlichkeit der Forschung allein, in der abquälenden, selbst aufreibenden, endlosen, tantalischen Arbeit allein Zweck und Bedeutung der Wissenschaft erblickt. Ich weiß, daß diese atomistische Behandlungsweise auch in die Geschichte eingedrungen ist, und die große Domäne wurde, deren sich geistreiche Männer nicht sowohl zur Förderung der Wissenschaft sondern als Folie für ihre mehr blendenden als begründeten Ansichten bedienen. Dennoch wage ich es, an dem Grundsatze festzuhalten, daß es besser ist, eine kleine, aber richtige Erkenntniß zu haben, als eine diffuse und damit auch nur zu oft confuse. Alles aber wird diffus, was sich nicht als Theil eines Ganzen erkennt. Ordnung vor Allem ziemt sich für die Massen wie für den Einzelnen, und die chaotische Vielwisserey führt zu nichts Anderem als zu einer Rechthaberey, die alle Belehrung verschmäht und in hohlem Eigendünkel sich aufblähend, Bewunderung höchstens findet, wie Göthe sagt:

„bey Kindern und den Affen."

Jedes Buch muß sich selbst vertheidigen. Wenn aber irgend eines nothwendig hat, mit Freundlichkeit und Wohlwollen aufgenommen zu werden, so ist es ein Lehrbuch, das leicht seinen Endzweck verfehlt, wie ihm statt des Entgegenkommens eine offene oder versteckte Aversion zu Theil wird. Jedermann weiß, daß die Alterthumswissenschaft, weit entfernt, für sich abgeschlossen zu seyn, in eine neue Phase der Entwicklung getreten ist. Nicht bloß die Entdeckungen auf dem Gebiete der Archäologie, sondern noch vielmehr der Umsturz der alten Behandlungsweise der Mythologie eröffnen kaum geahnete Tiefen, Lebensquellen der alten Völker, die erst zu ihrem wahren Verständnisse führen. Alles ist voll Bewegung und Gährung, und wer nicht mit der Wissenschaft fast ängstlich voranschreitet, ist bereits überflügelt und zum Stillschweigen verurtheilt. Allein von dem Gefühle, daß die bisherige Anschauungsweise des Alterthums nicht die richtige sey und eigentlich nur an den Erscheinungen der Außenwelt klebe, bis zu der richtigen Darstellung der unermeßlichen Verschiedenheit der gesammten Anschauungsweise der alten Welt von der neuen, ist es noch ein ungeheurer Schritt, und sind die Mittelstufen noch keineswegs so genau bestimmt. Nichts leichter als den Satz auszusprechen, ein Lehrbuch habe nur Resultate aufzustellen. Wenn eine Wissenschaft abgeschlossen daliegt, da kann man freylich Resultate mittheilen; wenn sie aber, wie gezeigt, selbst erst in lebensvoller Gestaltung oder gar in chaosartiger Gährung begriffen ist, da wird sich jene Anforderung modificiren müssen, und es wird für die Jugend genug geschehen seyn, wenn man da den Vorhang lüftet, wo ein Eintreten in das Heiligthum noch nicht gestattet ist, den Unterschied der Völker und der Zeiten zeigt und die weitere Ausführung, die tiefere Begründung einer spätern Zeit, wo die Gährung sich zu setzen beginnt, und einem reifern Alter überläßt.

Noch sind ja nicht einmal die Gränzen der antiken Zeit bestimmt; noch entblödet man sich nicht auf den Universitäten gedankenlos einer hergebrachten Eintheilungsweise zu huldigen, deren Analyse man wohl nur deßhalb scheut, weil sich ihre Unhaltbarkeit bey der ersten Untersuchung herausstellen würde, man sich aber dann in die unangenehme Lage versetzt sähe, anzuerkennen, ein Anderer habe da gedacht, wo man sich des Denkens enthoben wähnte.

Die Tendenz vieler Historiker, das Christenthum zu ignoriren, es von einem Standpunkte aus, der Aufgeblasenheit mit Erhabenheit verwechselt, als den Spielball von Pedanten, als die Domäne theologischer Klopffechter zu vindiciren, ist hinlänglich bekannt. Es schließt sich dann an eine solche Ansicht genau die andere von dem fortwährenden Betrug und Verdummungssystem an, von welchem endlich die Menschheit durch die neuen Alciden erlöst werden müsse. Denn daß es zuletzt auf eine Selbstvergötterung hinauslaufe, ist seit Rotteck und Consorten das offene Geheimniß dieser Heroen. Wenn aber so der indirekte oder direkte Sturm gegen das Christenthum im Namen der Wissenschaft und insbesondere im Namen der Historie eröffnet wird, so wird dadurch von den vermeintlichen Heroen der Wissenschaft gerade das wichtigste Ergebniß derselben

geläugnet. Alle die Kämpfe auf dem Gebiete der Wissenschaft haben bis jetzt nur Ein Resultat geliefert, das zwar den verblendeten Himmelsstürmern abhanden gekommen seyn mag, desto klarer aber in das Bewußtseyn aller derer tritt, die die Wahrheit um der Wahrheit willen suchen. Bis die Zersetzer der Evangelien und die neuen Baumeister des negativen Christenthums über den Plan in's Reine gekommen, welches System am meisten dem Nichts gleichen, und doch noch mit einem christlichen Namen versehen werden könne; bis die willkührlichen Systeme der Philosophen mit ihrer gegenseitigen Aufhebung zu Ende gekommen sind, bleibt dem Historiker als fester Anhaltspunkt, als Ausgang, Mittel und Ende, was nicht menschliche Erfindung erzeugte, wohl aber das Leben selbst in tausendjährigem Festhalten unter allem Wechsel als unumstößlich wahr beurkundete. Wenn jedes einfache, unverdorbene Gemüth, wie jeder tiefere, philosophische Geist in der Natur eine Ordnung erkennt, die sie als Abglanz einer höhern Welt, als Hauch eines freyen persönlichen Gottes beurkundet, so ist dieses in viel eminenterem Grade in der Geschichte der Fall, in welcher es sich nicht um eine blos natürliche, sondern um die persönlichste Offenbarung handelt. Dieß ist die eine große Thatsache, die erst alle andern bestimmt und bedingt, und ohne welche das ganze Studium der Geschichte zum Spielballe petulanter Geister, zum gehaltlosen Zeitvertreibe herabsinkt. Nun kömmt es freylich ganz darauf an, welchen Inhalt man dem Christenthum beymißt. Allein zuletzt wird man schon nach dem Gesetze der Logik auf den einfachen Satz zurückkommen müssen, daß man ihm den vollen Inhalt zuzuschreiben hat, den es lehen, traditionell und dogmatisch sich entwickelnd, für sich in Anspruch nimmt. Das aber ist selbst in den Zeiten der größten geistigen Dürre eingesehen worden, daß die alte Welt in Bezug auf das Christenthum entweder gar keinen, oder einen propädeutischen Inhalt, die neuere Geschichte aber die Realisirung aller im Christenthume liegenden Keime zum unermeßlichen Inhalte hat.

Dieß ist das wahre Centrum, der innere Zusammenhang der Weltgeschichte; nur dadurch hat sie Anfang, Mittel und Ende. Noch hat Niemand einen begründetern, natürlichern Zusammenhang ausfindig gemacht als diesen. Magisch hat er uns gefaßt, wir können ihm nicht mehr entrinnen, und selbst die Unzulänglichkeit aller wissenschaftlichen Surrogate, die, wie man es jetzt nennt, etwas „Drittes“ an die Stelle des Christenthumes setzen sollen, hat unwiderleglich das den Kreislauf aller Zeiten abschließende Element des Christenthums erwiesen. Da ist nichts Vages, nichts Unendliches, sondern vom bestimmten Anfang der Fortschritt zum bestimmten Ende. Das ist dann auch der Unterschied der rationalistischen Anschauungsweise von der christlichen, wenn man anders mit dem Wort rational eine Richtung bezeichnen kann, die weder von ihrem Anfange noch von ihrem Ende Rechenschaft zu geben vermag.

So viel in Betreff des Standpunktes, welchen der Verfasser bey der Bearbeitung des Lehrbuches eingenommen hat.

Es ist dieses kein anderer und durfte auch kein anderer seyn, als wodurch nichts Wahres ausgeschlossen würde, Alles, was geschah, auch seine Erklärung fände. Von einem absichtlichen Verschweigen, um die üblen Folgen eines Princips zu verschleyern, ist hier keine Rede. Man hat in der Geschichte keine andern Rücksichten zu nehmen, als welche das Gebot der Caritat im geselligen Umgange aufstellt, dem zufolge Herz und Nieren zu prüfen nur Einem allein zukömmt, und somit dem Eindringen in die Geheimnisse der Seele jene Gränzen gezogen sind, die eine Billigkeit des Urtheiles statt des schneidenden und verwerfenden zur gebieterischen Pflicht machen. Der Historiker hat zu erklären, wie eine Sache gekommen ist, nicht zu richten. Das ist ein anderer und wesentlicher Unterschied der christlichen Auffassungsweise von der rationalistischen, der zufolge das durch jede neu aufgefundene Quelle in Frage gestellte historische Wissen hinreicht, den Stab über den Todten zu brechen und ihn der Anbetung des Jahrhunderts oder der Schmach zu übergeben. Welche Götzen dadurch auf den Altar der Historie gesetzt wurden und täglich noch gesetzt werden, ist jedem Denkenden bekannt und deckt die unserer Zeit vorbehaltene Restauration der Geschichte auch mit jedem Tage mehr auf.

(Schluß folgt.)

Die Bischöfe zu Neuburg vom Jahre 626 bis zum Jahre 742.

(Fortsetzung.)

Denn sicher erschien es dem Papste als eine Abnormität, daß ein Bischof von Augsburg unter zwen Metropoliten stehe. Moralisch ist es, daß Sintbert durch seine Schritte beym Kaiser Karl die Trennung vom Erzbisthum Salzburg und die Vereinigung der in Baiovarien gelegenen Districte seiner Diöcese mit der Metropole Mainz (sehr wahrscheinlich um 801), bewerkstelligt, (s. Braun Gesch. I. 123), also die Vereinigung der beyden Theile des Bisthums unter einen Erzbischof befördert und die kaiserlichen und päpstlichen Bestätigungen hierüber zu Wege gebracht hat (Pertz VI., 425. Braun l. c. 120, 121). – Karl d. Gr. hat unsers Wissens nirgends bestehende Bisthümer aufgehoben, auch nicht einmahl einem Verwandten zu Liebe; vielmehr hat er viele neue Bisthümer errichtet. Hätte nun Karl zu Neuburg ein Bisthum vorgefunden, so würde er es auch sicherlich haben fortbestehen lassen.

Seit dem Jahre 801 finden wir diesen Sindbert, der früher bald von Neuburg, bald von Staffelsee den Titel geführt, immerdar als Bischof von Augsburg. J. B. 802, Januar oder Febr. Mandatum de Saxonibus obsidibus Imperatori praesentandis. Diese durch Allemannien vertheilten, den geistlichen und weltlichen Beamten zur Aufsicht übergebenen sächsischen Geisel sollten Media quadragesima vor den Kaiser zu Mainz durch die Allemannischen Großen gestellt werden. Gerardum filium Macconis (de Ostfalahi) habuit Sintpertus episcopus. Und von den Anzrariis hatte derselbe Sindbert episcopus Albertum filium Wilberni vorzustellen (Pertz III. 89. 90. not. 4).

804. 9. Februar Waldram stirbt und ab Episcopo Augustensi sancto viro Sindberto adpositus est juxta fratrem (Lantfrid) M. B. VII. p. 6.

Wir führen diese Stellen hier an, weil sie, namentlich die vom Januar oder Februar 802, am Besten zeigen, was von der Aufhebung des Bisthums Neuburg im J. 804 oder gar 809 zu halten sey. Noch im J. 812 (Pertz III. 176, 177) erscheint die insula quae Staphinseie nuncupatur etc. zur Augsburger Diöcese gehörig, von der sie zu keiner Zeit abgekommen war. Habet, heißt es am Schluße, quippe summa Augustensis episcopatus mansos ingenuiles vestitos 1006.

Als ein vorzüglicher Beweis für das Daseyn des Bisthums Neuburg gelten die Verzeichnisse von Metropolen und Provinzen bey Schelstrate und früher bey Goldast, indem man von der Ansicht ausgeht, diese Verzeichnisse wären amtliche Verzeichnisse, die die Curia romana hätte anfertigen und im Archiv des Vaticans hinterlegen lassen. Vor solchen Documenten müßte man begreiflich alle Achtung haben. Allein die Mehrzahl dieser Kataloge stellen sich als Privatarbeit von Mönchen heraus. Einige derselben befanden sich in andern Bibliotheken und sind erst ganz spät in die Vaticana gekommen. So gleich jener T. II. p. 611, 612 bey Schelstrate: De civitatibus Metropoles, vel quales sub se habent Civitates. Mit der Notiz des Editors: Ex pervetusto Codice 238 Bibliothecae Reginae Sueciae pessime temporum injuria habito, et ante 700 annos scripto (also 997, wenn anders auf solch allgemein gehaltene Aeußerung ein Calcul sich bauen läßt!). Auch die bey Goldast T. III. p. 91 Edit. Senkenberg, 1730. fol., befindliche Liste ist nicht so alt, als Vadian (Schobinger) sie gerne machen möchte. Ich finde wohl l. cit. angegeben, daß der Codex sehr alt (ex vetustissimo quodam codice) und im 42. Jahr der Regierung Karls d. Gr. im 9ten seines Kaiserthums geschrieben sey; allein den Nachweis, daß dem wirklich so sey, also für uns gerade das Wichtigste, vermissen wir! – Zugegeben, das Jahr 809 sey wirklich dasjenige, in welchem der Codex geschrieben, so existirte ja, wie von der Mehrzahl der Vertheidiger eines Bisthums Neuburg angenommen wird, in diesem Jahre 809 kein solches Bisthum mehr, nach andern hörte es bereits 804 auf. Wer den Codex Christinens († 63jährig den 19. April 1689 zu Rom) vorher besessen, weiß ich nicht. Daß das Original in der Curia romana sich befunden und von dieser ausgegangen sey, ist eine allzugewagte Muthmassung.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. November.

Nro. 229. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Die Mythologie der Griechen und Römer von Dr. Moritz Wilhelm Heffter, K. Professor und Prorector am Gymnasium zu Brandenburg ꝛc. Brandenburg 1845. Erstes und zweytes Heft. VIII. und 240 S. gr. 8.

Im ersten Abschnitte der Einleitung spricht der Hr. Verf. von dem Interesse, welches die Religion der Griechen für jetzt noch hat und für immer haben wird (S. 1—16), im zweyten (S. 16—20) von den Grundsätzen, nach welchen dieser Gegenstand abgehandelt werden muß und in seinem Werke abgehandelt ist. Der Grieche war so religiös, daß er nichts ohne seine Götter that. So verschmolz denn seine Religion mit allen seinen Anordnungen und Einrichtungen, mit allen seinen Gewohnheiten und Sitten; sie griff in sein tägliches Thun, in sein häusliches, in sein bürgerliches, in sein Familien- und Staatsleben in der Art ein, daß sie dasselbe leitete und gestaltete, und im Einzelnen, wie im Ganzen veredelte. Durch ihr practisches Element förderte sie Poesie und Kunst, so daß beyde ohne ihre Kenntniß unverständlich sind; aber nicht bloß Kunst und Poesie durchdrang sie, sondern die gesammte Litteratur, wenn auch nicht alle Gattungen derselben in gleichem Grade; man kann deßhalb auf diesem Gebiete keinen Schritt thun, ohne auf etwas zu stoßen, was sich auf Götter und Göttliches bezieht. Endlich war fast keine der heidnischen Religionen des Alterthums so weit verbreitet, als die Griechische, da die Griechen sich an fast allen Küsten des Mittelmeeres ansiedelten, und ihre Religion seit Alexanders des Großen Zügen nicht wenige ihrer Schwestern in Vorderasien und Aegypten verdrängte oder beschränkte, und von der Zeit an, wo die Römer als eroberndes Volk auftraten, noch mehr Raum gewann. Allein auch die Schattenseiten, welche sie darbietet, sind groß und mannigfach, und wir würden manche derselben schärfer hervorgehoben haben, als der Hr. Verf. that. Indeß darf man, wenn man die Griechen nicht unbillig beurtheilen will, ihre Religion nicht von unserm christlichen Standpunkte aus betrachten, sondern von jenem, auf welchem sich die übrigen heidnischen Völker des Alterthums befanden, und nicht vergessen, daß die Moral damals von der Religion weit mehr getrennt war, als dieß gegenwärtig der Fall ist, daß ferner die Unsittlichkeit des Olympus keineswegs aus dem ersten Aufkeimen religiösen Denkens, sondern zumeist aus dem Mißverständnisse und der irrigen Auffassung der Mythen in der spätern Zeit hervorging.

Wichtig ist die Ansicht, welche der Hr. Verf. im zweyten Abschnitte der Einleitung ausspricht, daß die griechische Religion auf Hellas' Boden entstand, in so ferne sie auf die zweckmäßige Bearbeitung des Ganzen den entscheidendsten Einfluß hatte. Indeß ist er weit entfernt, zu verkennen, daß später bey gesteigertem Verkehr der Griechen mit auswärtigen Völkern manche Vermischung der einheimischen Culte mit fremden, selbst manche Aufnahme der letztern erfolgte, da die alten Griechen einen besonderen Hang hatten, in den ausländischen Gottheiten die ihrigen zu erkennen, und jene mit griechischen Namen zu belegen, ein Umstand, der nicht sorgfältig

genug berücksichtigt werden kann, wenn man sich vor Mißverständnissen sichern will.

Die Geschichte der Griechischen Religion selbst theilt der Hr. Verf. zweckmäßig in fünf Perioden, von welchen die erste die Urzeit bis zur Wanderung der Thessalier (1124 v. Chr.), die zweyte den Zeitraum von jener Wanderung bis zum Erwachen des kritisch-philosophischen Geistes unter den Griechen (1124 bis 600 v. Chr.), die dritte in den bis auf den Heereszug Alexanders des Großen nach Asien (334 v. Chr.), die vierte bis zum Anfange der Verbreitung des Christenthums unter den Heiden (39 n. Chr.), endlich die fünfte jenen bis zur völligen Vernichtung des altgriechischen Heidenthums durch das Christenthum (532 n. Chr.) umfaßt.

Wir können dem Hrn. Verf. nicht in allen Beziehungen folgen, sondern nur die wichtigsten Punkte seiner Forschungen berühren. „Könnten wir, sagt er, (S. 27), die Religion der Griechen bis zu ihren ersten Anfangen zurück verfolgen, zuverlässig würden wir in Hellas überall dem Monotheismus an der Spitze des religiösen Glaubens begegnen.“ Wir stimmen ihm hierin vollkommen bey, nur setzen wir hinzu, daß dieß bey allen heidnischen Religionen der Fall seyn würde, daß aber dieser Monotheismus nicht ein Resultat ihrer geistigen Thätigkeit, sondern das Vermächtniß einer frühern unmittelbaren Offenbarung war. Wie sich diese verlor, und der Polytheismus um sich griff, konnte der Hr. Verf. nicht erörtern, da er jene Uroffenbarung nicht berührt. Mit allem Rechte aber behauptet er, daß das Griechische Heidenthum erst in Hellas selbst seine wahre Ausbildung und Entwicklung in vorhistorischer Zeit gefunden habe, und daß es nicht sofort ein fertiges, in sich abgeschlossenes System war, sondern allmählig entstand und aus dem Volke selbst hervorging. Natürlich hatten die geistigen Eigenthümlichkeiten, die bürgerlichen und geselligen Verhältnisse, so wie die ganze Beschaffenheit des Landes auf die eigenthümliche Gestaltung und Entwicklung desselben einen sehr entschiedenen Einfluß. Ein Land mit einem so reinen Himmel, an welchem die Gestirne, wie Feuerkugeln strahlen, mit so vielen Gegensätzen und imponirenden Merkwürdigkeiten, wie sie Griechenland darbietet, mußte auf seine mit lebendigem Gefühle, mit reger Phantasie und mit aufgewecktem Geiste begabten Bewohner auch in religiöser Beziehung höchst folgenreich einwirken, und zur Vermehrung der Anzahl der Götter nicht minder beytragen, als die allmählige Vereinigung der vielen kleinern Gemeinden zu größeren politischen Genossenschaften und später die Wanderungen. Der Annahme des Hrn. Verf. (28), daß sich die Griechen ihre Götter gleich vom Anfange an als Menschen vorstellten, wenn sie ihnen auch nicht sofort eine bestimmte Persönlichkeit verliehen, widersprechen viele Andeutungen der alten Schriftsteller, besonders der Dichter. Wir erinnern hier nur an das Auftreten der Götter in Thiergestalten oder an ihre Verwandlungen, ferner an die Objekte, deren sich die Griechen anfangs beym Cultus bedienten. Sie verehrten, als sie vom Monotheismus abirrten, Sonne, Mond, Gestirne, das Meer, die Erde und ähnliche Gegenstande, Geschöpfe statt des Schöpfers. Erst als sie diesen Objekten ihrer Verehrung specielle Namen gaben, konnten sich aus diesen Götter mit Menschengestalt entwickeln; aber diese Götter nehmen auch später noch oft die Gestalten jener Thiere und Pflanzen an, oder sind wenigstens mit Theilen der Gegenstände geschmückt, womit man früher die Merkmale und Eigenschaften der göttlich verehrten Gestirne, Elemente und Naturkräfte versinnlicht hatte.

Um die ursprüngliche Bedeutung der Götter zu ermitteln, müssen wir zuvörderst auf die Etymologie ihrer Namen besondere Sorgfalt verwenden, da sich ihre Charaktere größtentheils aus der Bedeutung derselben entwickelten. Die Wurzeln dieser Namen sucht der Hr. Verf. ganz natürlich in der Griechischen Sprache. Da uns aber sehr viele schriftliche Denkmäler verloren giengen, so ist es sehr schwierig, die wahre Wurzel eines jeden Namens auszumitteln.

(Fortsetzung folgt.)

Lehrbuch der allgemeinen Geschichte. Erster Band, Geschichte des Alterthums.

(Schluß.)

Nothwendig wirkt aber diese Anschauungsweise auch auf die Methode des Geschichtsstudiums zurück. Der Geschichtsunterricht muß vom Mechanischen möglichst sich entfernen. Er kann sich dessen nicht ganz entschlagen; er soll aber Verstand, Herz und Gedächtniß zugleich erfassen und beschäftigen. Die Methode des reinen Auswendiglernens, wie sie hie und da noch jetzt betrieben wird, hat stets dieselben Früchte getragen, zwar das Gedächtniß geschärft, aber den Verstand stumpf und das Herz leer erhalten und zuletzt, wenn andere Dinge die früher gelernten aus dem Gedächtnisse verdrängten, eine allgemeine Niete hervorgebracht. Sie hat sich selbst gerichtet. Fürchte man nicht, daß durch das Entgegengesetzte eine Frühreife erzeugt werde, die dem jugendlichen Alter schädlich ist und eine Spannung bewirkt, welche der richtigen Grundlage ermangelt, die ebendeßhalb keine Dauer hat und mit schneller Erschlaffung endigt. Damit hat es noch keine Gefahr.

Das Lehrbuch setzt nicht eine mechanische, sondern eine freye Thätigkeit des Lehrers voraus, der sich in dasselbe hineinzustudiren hat, um die verschiedenen Bezüge der einzelnen Theile zu dem Ganzen zu ergründen und nicht ein zerrissenes, unzusammenhängendes, sondern bestimmtes Bild in dem Schüler hervorzurufen. Hierauf hat der Verfasser einen besondern Werth gelegt und er hofft, daß mit dem Fortschreiten des Werkes auch die innere Einheit immer klarer hervortreten werde. Schon vor mehreren Jahren hat er in der Vorrede zu der Uebersetzung von Garzetti's römischer Geschichte das Alterthum in dieser Hinsicht zu behandeln gesucht, auf welche er deßhalb auch die Leser dieser Geschichte verweist. Nach der innern Einheit muß sich aber auch die Form gestalten, und wenn daher der Verfasser theils in der Eintheilung, theils in der Methode von dem bisher Angenommenen abzuweichen sich erlaubte, so liegt der Grund hiezu in dem Vorausgesagten. So viele Vorzüge theils die synchronistische, theils die ethnographische Methode für sich hat, so schien dem Verfasser doch nur eine Verschmelzung beyder und zwar in der Art die richtige zu seyn, wenn, je nach dem verschiedenen Gepräge des einen Zeitalters, bald die eine bald die andere vorwalte. Denn es ist gewiß der Sache wenig angemessen, wenn zwar eine Eintheilung nach Zeiträumen stattfindet, aber diese dem Gegenstande nicht enspricht und aus der gleichmäßigen Behandlungsweise aller Zeiträume eine Darstellung sich ergibt, welche der Eigenthümlichkeit der Völker und Zeiten nicht zusagt. Damit der Schüler lerne, nicht alle Zeiten seyen so wie die unsrigen, nicht alle Völker in der Art, wie jenes, zu welchem er selbst gehört, und wenn auch menschliche Liebe und Leidenschaften bey Allen und zu allen Zeiten statt fanden, so habe dennoch das eine Volk sich mehr die Zügel schießen lassen, das andere sich selbst sie angelegt und je nachdem das eine oder das andere sich selbst bezwungen oder nicht, sey auch das Resultat seiner Geschichte ausgefallen; damit er sehe, welche verschiedene Aufgabe eine höhere Hand den einzelnen Volksstämmen vorgezeichnet und daraus lerne, die seinige zu erkennen und zu erfüllen, muß bereits früh sein Sinn für charakteristische Unterschiede geweckt, sein Beobachtungsgeist geschärft, seine Denkkraft in dem gebührenden Maaße angespannt werden. Es ist gänzlich falsch, daß nur die Mathematik den Verstand schärfe; die Geschichte der Völker, das Leben der Staaten enthält noch viel schwierigere Probleme als die mathematischen Wissenschaften. Wenn aber statt der scharfen Porträtzeichnung nur verschwimmende Skizzen gegeben werden, dann freylich verliert das Geschichtsstudium alles Interesse. Es sinkt zur Entwicklung ephemerer Ansichten herab, die der Tag verschlingt, der sie geboren; in einem unerquicklichen Einerley menschlicher Thorheiten haspelt sich, einer Maschine gleich, die Geschichte ab. Statt der Beruhigung und Erquickung, welche die Lektüre der Geschichte hervorbringen soll, entsteht Aufregung, Unruhe und Leidenschaft. Eine natürliche Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen Zuständen entspinnt sich aus der ungerechten Würdigung des Vergangenen und der eigentliche Gewinn der Geschichte, Belehrung, Trost und Erhebung über die Zufälligkeiten des Lebens verschwindet, um einer stoischen Apathie, einer Vergötterung des Heidenthums, oder ei-

ner Rousseau'schen Excentricität, der gewöhnlichen Folge rationalistischer Auffassung, Platz zu machen.

Dieses möge genügen, Standpunkt und Anschauungsweise festzustellen, welche das Lehrbuch einnimmt und von denjenigen fordert, welche nach demselben die Geschichte zu lehren haben. Es ist weder von dem Standpunkte noch in dem Interesse irgend einer menschlichen Satzung, religiösen oder politischen Partey geschrieben und da es eben deßhalb nicht nöthig hat, die Welt zu Gunsten einer solchen a priori oder a posteriori zu construiren, kann es ungescheut die Fehler und Gebrechen der Völker und Individuen enthüllen. Nur dieser Standpunkt allein hat nichts zu verschweigen und nichts zu verbergen, und nur diejenigen Rücksichten zu beobachten, die dem jugendlichen Alter gebühren, von dem besonders gilt, was der heil. Paulus von gewissen Dingen meint: ne nominentur inter vos. Nicht wird hier erst ein ungewisser Anfang oder Endziel der Welt gesucht. Wie beide gegeben sind, werden sie auch genommen. Die Geschichte hat ja keinen andern Anfang, als welchen ihr eine mehrtausendjährige Tradition und geoffenbarte Wahrheit anweist. Indem sie sich auf die ewige und unvergängliche Grundlage stützt, die der Odem des Schöpfers in sie legte, schreitet sie zu jenem Ende fort, das die Erlösung des Menschengeschlechtes in natürlicher Folge der Entwicklung bestimmte. Mögen diejenigen, welche sich von der Basis alles menschlichen Seyns losrissen in dem Wolkenbau ihrer Phantasieen neue Systeme aufführen; der innere Zwiespalt, der sie verfolgt, der Mangel an irgend einer objektiven Bürgschaft für ihre kühnen Erfindungen, der schlecht verhehlte Schmerz über den Zusammensturz ihrer eitlen Hoffnungen und Entwürfe, und die charakteristische Uebertreibung aller Dinge, welche ihrem Thun sich beymischt, diese unfreywilligen Geständnisse ihrer Ohnmacht, alle höheren Fragen des menschlichen Daseyns mit den Hülfsquellen sogenannter glänzender Geister zu lösen, sind zu wenig lockende Erscheinungen, als daß sie nüchterne, ernste Naturen in die Länge anzuziehen vermöchten. Ein edler Geist sucht edlere Genüsse und wird Ruhe nur da suchen, wo der Glanz irdischer Größe verschwindet und wo er den Maaßstab auch für die größte menschliche Erscheinung zu finden vermag. Höfler.

Die Bischöfe zu Neuburg vom Jahre 626 bis zum Jahre 742.

(Schluß.)

Wenn auch bey Schelstrate II., 613. eine Notitia provinciarum aus einem Codex sich abgedruckt vorfindet, welcher der Vorerinnerung zu Folge von demjenigen Originale abgeschrieben worden, das Papst Adrian dem Franken- und Longobarden-König Karl bey seiner Anwesenheit zu Rom (787?) überreicht haben soll (die Abschrift ist 1097 gefertigt); so wäre doch noch erst zu erweisen, daß es mit dem Goldast'schen vom J. 809 und der Schelstrat'schen vom J. 997 eben die Bewandtniß habe. Bis dahin halten wir den Codex mit der Provincia Baioariorum und in derselben die Civitas nova für die Privatarbeit irgend eines Mönchs, aber keineswegs für ein amtliches Verzeichniß. Und wie leicht konnte ein Solcher durch antiquos Annalium Codices, wie Lazius sie Bruchstückweise mittheilt, getäuscht werden! — Was vermögen solche Codices gegen den klaren, unverdächtigen Laut der Quellen selbst? Tragen doch sogar jene in der Vatikana hinterlegten Verzeichnisse, wie z. B. bey Schelstr. II., 747. die Notitia Ecclesiarum tempore Caelestini III. Anno 1225 Conscripta à viro religiosa et Milone ejus Abbate, p. 751. Col. 2. ganz handgreifliche Fehler an sich! — So sind l. cit. alle Suffraganeen des Mainzer Erzbischofs aufgeführt bis auf den Augsburger und Bamberger Bischof. Die Notitia ecclesiarum urbis et orbis ab Episcopo Catharensi ante 350 annos (1317) Scripta (p. 759) giebt zwar S. 761, col. 2. unter der Zahl der Suffraganeen des Erzbisthums Mainz. Bambergensem exemtum, aber wieder fehlt der Augsburger Bischof. — Darf ich mir nun erlauben, aus diesen vorliegenden Verzeichnissen die Behauptung aufzustellen: „Es habe kein Bisthum Augsburg gegeben?" Gewiß nicht! Ueberhaupt sind diese Verzeichnisse mit großer Vorsicht und nur dann zu gebrauchen, wenn sie mit unverdächtigen Quellen im Einklang stehen.

Soviel sey hier über das Bisthum Neuburg und seine Bischöfe bemerkt, die, wie man aus dem Vorgetragenen begreift, nicht schon in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts auftreten konnten. Am Schlusse unsrer nicht auf Aventin und Lazius gebauten Darstellung erlauben wir uns, dem urtheilsfähigen Leser dieser Blätter die Frage vorzulegen: „Hat es jemals ein Bisthum Neuburg gegeben?"

Dr. G. Th. Rudhart.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. November.

Nro. 230. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Die Mythologie der Griechen und Römer von Dr. Moritz Wilhelm Heffter, k. Professor und Prorector am Gymnasium zu Brandenburg ꝛc.

(Fortsetzung.)

Dieses mißliche Geschäft wird durch die Berücksichtigung der an die einzelnen Götter geknüpften Sagen und der ihnen beygelegten Thaten vielfach erleichtert. Der Cultus war anfangs durchaus symbolisch (S. 32), und die Feyerlichkeiten desselben schlossen sich genau an die Vorstellungen an, welche man von den einzelnen Göttern hatte. So groß auch die Verschiedenheit der einzelnen Culte ist, so lassen sich doch alle unter drey Gesichtspunkte bringen, je nachdem sie entweder eine heitere und fröhliche oder eine düstere und wehmüthige Seite oder eine Vereinigung beyder darbieten (S. 33). Der Grund dieser Erscheinung liegt in der Natur und Wirksamkeit dieser Götter. Die Lichtgötter erscheinen heiter, wie ihr Element, die der Unterwelt und zum Theil der Erde, in deren Tiefen man den Hades versetzte, düster, wie der Ort, wo sie walten. Irrig ist es, wenn der Hr. Verf. glaubt, daß der Cultus der Demeter, der Kore und des Bacchus deßhalb ernstere und heitere Gebräuche enthielt, weil sie chthonische Götter waren. Veranlassung zu diesem Cultus gab vielmehr der Umstand, daß sie nicht bloß über die Unterwelt gebieten, sondern zugleich auch über die Lichtregion herrschen. Auch hat er übersehen, daß bey andern Lichtgöttern deßhalb Freude und Trauer im Cultus mit einander wechseln, weil man das tägliche Erscheinen der Sonne und ihre Annäherung im Frühling in der Urzeit mit eben so großem Jubel begrüßte, als man ihr Verschwinden am Abend und ihre allmählige Entfernung im Herbste und Winter mit Klagen betrauerte. An die Natur der chthonischen Götter knüpfte der Hr. Verf. (S. 39) die Entstehung jener geheimen Gotterdienste, welche unter dem Namen der Mysterien bekannt sind, bey denen sich die Ideen von Tod und Leben, von Saen und Keimen wunderbar durchkreuzen. Mit dieser Ansicht steht aber im Widerspruch, was er an einer andern Stelle (S. 42) bemerkt, daß nämlich bey den Völkerzügen, welche die Wanderung der Thessalier veranlaßte, bisweilen der Fall eingetreten seyn mag, daß das ältere Volk den Eindringlingen seine Culte nicht preisgeben wollte, deßhalb dieselben im Geheimen als Mysterien fortfeyerte, oder, setzen wir hinzu, doch die Theilnahme an denselben von gewissen Bedingungen abhängig machte, eine Vermuthung, welche uns viel wahrscheinlicher zu seyn scheint, als jene erstere. Wenn die Mysterien, wie nach den Angaben der Alten nicht zu bezweifeln seyn dürfte, so viel Tröstliches darboten, und sittlichen Wandel beförderten, so möchte diese Erscheinung ihren Grund darin haben, daß sich hier Ueberreste der ältesten Offenbarung erhielten, während sie sich in der so vielen Wechseln und Umbildungen unterworfenen Volksreligion allmählig verloren.

Die Erklärung, welche der Hr. Verf. von der Entstehung der Mythen gibt, scheint uns nicht haltbar zu seyn. Er glaubt nämlich, die Volkspoesie habe Mythen und Erzählungen gedichtet, zu wel-

chen sie die vorhandenen Götter als handelnde Wesen erkor. Er hat hier, wie uns scheint, nicht gehörig erwogen, daß die ganze Denk- und Anschauungsweise der frühesten Zeit von jener der späteren wesentlich verschieden war, daß in jener die Phantasie, in dieser der Verstand vorherrschte. Die Mythen entstanden dadurch, daß man in der Urzeit die Schicksale und Thaten der Objekte, welchen man göttliche Verehrung erwies, eben so sinnbildlich ausdrückte, als man sich dieselben kindlich dachte.

Wichtig erscheint uns die Bemerkung (S. 37), daß von diesen Mythen, welche, wenn sie auch durch einzelne Sänger noch so sehr erweitert und verschönert wurden, doch ursprünglich ein Produkt der geistigen Thätigkeit des gesammten griechischen Volkes waren, zur epischen Poesie nur ein Schritt war, und daß hierin der Hauptgrund zu suchen ist, warum diese damals so geschäftig und produktiv war, warum ferner das religiöse Element in ihren Schöpfungen in einem so hohen Grade vorherrscht und die Menschenwelt von der Götterwelt ganz durchdrungen ist. Auf der andern Seite aber hatte das Epos in dieser und im Anfange der folgenden Periode den wesentlichsten Einfluß auf die festere Gestaltung des griechischen Göttersystems. Nicht ganz richtig ist die Vorstellung des Hrn. Verf. (38), daß die epischen Sänger zumeist einem Volksstamme angehörten, nämlich jenem der Thraker, und daß das olympische Göttersystem vorzugsweise durch jene Sänger aus Thrakien, welche er in Hellas umher wandern läßt, überall Geltung erhalten habe. Der Grund dieser letzteren Erscheinung liegt wohl ungleich mehr in der hohen Bedeutung, welche die Achäer in der sogenannten heroischen Zeit sowohl in Thessalien, als auch im Peloponnes hatten. Auch können wir uns von der Wahrheit der Behauptung nicht überzeugen, daß jetzt jener Gegensatz zwischen einer ältern und jüngern Götterwelt, zwischen einem alten Titanenreich und einem Reiche der olympischen Götter entstanden sey. Wenn auch der Kampf, in welchen beyde, die Olympier und die sogenannten alten Götter, traten, durch die epischen Sänger erweitert und bedeutend umgebildet wurde, so ist damit die Entstehuug und Bedeutung der Sage von demselben noch nicht erklärt, welche ihren Grund in der Denk- und Anschauungsweise der Urzeit haben.

Die zweyte Periode der griechischen Religionsgeschichte, welche der Hr. Verf. das Zeitalter der Umwälzung und des gesetzlichen Ordnens nennt, ist mit besonderer Sorgfalt und Umsicht behandelt. Die religiösen Verhältnisse wurden durch die wichtigen Folgen, welche die Wanderung der Thessalier hatte, vielfach umgestaltet. Die neuen Völker brachten, wohin sie kamen, ihre Götter mit, da aber die im Lande bleibenden Insassen ihrer Seits an den bereits bestehenden Cultен festhielten, so entstand eine bunte Mischung. Viele Culte der Besiegten verloren ihre frühere Bedeutung, und manche Götter sanken in die Reihe der Heroen herab. Allein hiemit war der Umschwung, welchen die religiösen Verhältnisse erfuhren, noch nicht abgeschlossen. Er verbreitete sich auch über die bisherigen Gränzen von Griechenland hinaus, indem Colonisten nach verschiedenen Richtungen auszogen, und selten eine Schaar aus einem Volksstamme wanderte, sondern gewöhnlich Theile von andern Stämmen und Geschlechtern sich anschlossen, welche sämmtlich ihre Götter in die neue Heimath mitnahmen. Wenn hier auch die Culte des Hauptstammes die höchste Bedeutung gewannen, so erhielten doch die der übrigen Genossen ebenfalls eine Stelle, so daß sich auf diese Weise in den neuen Städten verschiedene Götterdienste vereinigten, und manche in denselben zu höherem Ansehen gelangten, als sie im Mutterlande hatten, wozu nicht selten die Naturbeschaffenheit der neuen Länder Veranlassung gab. An den Orten aber, welche die Griechen außerhalb ihres Mutterlandes besetzten, fanden sich bereits Culte und heilige Plätze, auch diese eigneten sie sich an, um dadurch in desto sicherern Besitz der neuen Länder zu kommen. Allein sie gaben den fremden Göttern nach der Aehnlichkeit, welche sie mit dem einen oder dem andern der ihrigen hatten, griechische Namen. Auf diese Weise fing schon jetzt die Vermengung der griechischen und ausländischen Götter herrschend zu werden an, welche später auf die Religion der Griechen mächtigen Einfluß äußerte, und das Studium derselben so sehr erschwerte. Viele Anführer oder Gründer von Colonien wurden aus Dankbarkeit theils schon bey ihren Lebzeiten, be-

sonders aber von den nachfolgenden Geschlechtern göttlicher Ehren gewürdigt. Da man sich aber scheute, diese neuen Wesen in den Kreis der Götter selbst aufzunehmen, so wies man ihnen eine Zwischenstufe zwischen Göttern und Menschen an, und nannte sie Heroen.

Die Anzahl dieser Heroen wurde bald durch die vielen Götter, welche durch Völkerwanderungen und andere Umstände ihre frühere Geltung verloren hatten, ferner durch die Wesen, welche man aus der Personificirung allgemeiner Begriffe bildete, endlich durch jene, welche aus dem den Griechen inwohnenden Glauben hervorgingen, daß jeder Berg, jeder Fluß und jeder Ort einem ihnen gleichnamigen Wesen seinen Namen verdanke, sehr vermehrt, so daß das frühere Göttersystem auf diese Weise eine bedeutende Erweiterung nach außen erhielt. Allein auch die Vorstellungen, welche die Griechen von ihren Göttern hatten, erfuhren bey der Umgestaltung ihrer politischen und geistigen Verhältnisse durch ihre Gewohnheit, ihre Zustände auf die Götterwelt überzutragen, viele Veränderungen, und die Götterwelt nahm die Farbe des ritterlichen heroischen Zeitalters an, was sich besonders in Homers Gesängen zeigt. Homer hat durch die Vortrefflichkeit seiner Gesänge und in Folge der allgemeinen Verbreitung und Anerkennung derselben den Glauben der Griechen in gewisser Beziehung, ohne daß er es selbst beabsichtigte, fixirt. Da seine Dichtungen im Munde des Volkes lebten, nnd sehr häufig öffentlich vorgetragen wurden, mußten sie bey dem Mangel an bestimmten Gesetzen über religiöse Verhältnisse und an positiven Lehren über den Cultus den bisher schwankenden Vorstellungen allgemeinen Halt, den zerstreuten aber mehr Einheit und Zusammenhang geben. Wenn aber der Hr. Verf. glaubt, daß aus den Gesängen des Homerus ein tieferes Verständniß, eine Behandlung der religiösen Dinge mit Bewußtseyn, durchschimmere, so dürfte er wohl einer irrigen Ansicht seyn. Die nähere Betrachtung sehr vieler Mythen, unter denen wir nur an des Hephästos Fall aus dem Olympus, an die Verwundung der Aphrodite und ihre Verbindung mit Ares erinnern, scheint es wahrscheinlicher zu machen, daß das Verständniß der Mythen zu seiner Zeit in Folge der veränderten Denk- und Anschauungsweise schon erloschen und auch ihm unzugänglich war.

Durch die Gesänge der Dichter der Theogonieen, besonders jene des Hesiodus, welche die Abstammung und Verwandtschaften der Götter festzustellen suchten, kamen in die Geschichte der einzelnen Götter natürlich auch bestimmtere Charakter- oder sogar Familienzüge. Hesiod's Theogonie ward für die Griechen in religiöser Beziehung eine Art von Gesetzbuch, und in so ferne als sie aus dem Volksglauben hervorgegangen war, mußte sie auf den religiösen Zustand sehr großen Einfluß ausüben. Hiernach läßt sich die Angabe des Herodot, daß Homer und Hesiod den Göttern ihre Benennungen, Würden und Beschäftigungen vorgezeichnet und die Gestalten derselben bestimmt hätten, leicht würdigen. Die sogenannten cyclischen Dichter sind, wie in der Behandlung der troischen Sage, so in Hinsicht des religiösen Glaubens im Ganzen dem Homer gefolgt. Größer war der Einfluß, welchen die lyrischen Dichter auf die religiösen Verhältnisse hatten. Durch sie gelangte nicht bloß eine Menge von Local-Sagen zu höherem Ansehen, sondern es wurden auch die Vorstellungen von den Göttern vielfach berichtigt und veredelt.

Die dritte Periode bezeichnet der Hr. Verf. sehr passend als das Zeitalter der Bewegung und des Kampfes. Der Einfluß der Philosophie auf die Volksreligion wird mit scharfen Zügen gezeichnet. Während die Physiker in Jonien den alten Glauben untergruben, thaten auf einem andern Punkte die Eleaten theils unmittelbar, durch frechen Spott und Hohn, theils mittelbar durch die unter ihnen üblich werdende Bewegung des Denkens im Gebiete reiner abstrakter Begriffe dasselbe noch nachdrücklicher (S. 64). Es traten noch andere Männer auf, welche die Götter für personificirte Naturkräfte oder psychische Zustände erklärten, wie z. B. schon Theagenes von Rhegium, ein Zeitgenosse des Cambyses, in den Homerischen Gesängen eine doppelte Allegorie, eine physische und eine ethische vermuthet haben soll. Das Verfahren dieser Männer diente, indem sie das Göttliche in dem Physischen und Ethischen übersahen, nur dazu, die

Religion in das Gewöhnliche, Begreifliche und Würdelose herabzuziehen. Die Orphiker aber suchten dem alten abgestorbenen Glauben wieder Leben zu verschaffen, und Sinn und Verstand, Phantasie und Gemüth, freylich nach ihrer Weise, in denselben zu bringen. Man kann ihre Lehre in der Gestalt, welche sie später erhielt, als sich Pythagoreer mit ihnen vermischten, einen Durchgangspunkt des ältern Polytheismus in dem aus ältern Formen und neuen Ideen zusammengesetzten Pantheismus oder richtiger Pandämonismus nennen. Indeß war nicht bloß die Philosophie auf mehr als einem Punkte außerhalb des eigentlichen Hellas geschäftig, den alten Glauben zu unterwühlen; auch die Geschichte fing ihrer Seits an, hervorzutreten und die Bande desselben zu lockern. Das eigentliche Hellas aber war bisher von diesen Neuerungen unberührt geblieben. Hier hatten im Gegentheile die Perserkriege den geistig religiösen Boden noch mehr befruchtet, den frommen Sinn für das alte Götterthum gestärkt und befestigt. Die erhabenen Dichtungen der großen Tragiker, des Aeschylus und Sophokles, die Baukunst, die Plastik, die Sculptur und Malerey trugen nicht wenig zur Verherrlichung desselben bey. Allein das unerhörte Glück verzog die Athenäer, und es bedurfte nur eines Funkens von außen, um den mit Verderben mannigfacher Art erfüllten Stoff zu entzünden, welchen unter Perikles der Philosoph Anaragoras brachte. Der peloponnesische Krieg löste auch die Bande des herkömmlichen Glaubens, wozu die Sophisten nicht wenig mitwirkten. Obschon sich Sokrates offen gegen die Deuteleien der Allegoriker erklärte, so mußten doch seine Hinweisungen auf einen Gott, seine Lehre von einer höheren Vorsehung, die Annahme eines Dämonions, endlich seine negative Unterhaltung mit jungen Leuten, die er zum Nachdenken über die Dinge, zur Prüfung alles dessen, was sie thäten, zu bringen suchte, dem Volksglauben tiefe Wunden schlagen. Die aus seiner Schule hervorgegangenen Philosophen wurden fast sämmtlich, weil sie mehr oder weniger die breite Spur des gemeinen Glaubens verließen, von ihren Zeitgenossen oder Nachkommen für Atheisten erklärt. Die Comödien des Aristophanes liefern ein sehr anschauliches Bild von der Zerrissenheit des Griechischen Glaubens zur Zeit des peloponnesischen Krieges. Auch in den neuesten Tragödien des Euripides, welcher in einem Stücke die Götter in eigener Person erscheinen, und dann wieder die ärgsten Zweifel gegen ihre Existenz durchblicken läßt, spiegelt sich die frivole Denkweise dieser Zeit ab. Die freche Gottvergessenheit seiner Helden wird nur durch die Gemeinheit seiner Götter selbst übertroffen.

In so ferne Athen eine Art von Hochschule für ganz Griechenland und seine Colonien war, und eine Menge lernbegieriger Jünglinge von allen Seiten dahin strömte, um aus dem neuen Borne der Aufklärung zu schöpfen, wurden durch diese bey ihrer Rückkehr in die Heimath die neuen, dem Volksglauben so verderblichen Grundsätze überallhin verbreitet, so daß der Unglaube selbst diejenigen Staaten ergriff, welche bisher noch wenig von ihm angesteckt worden waren.

In der vierten Periode wurde die griechische Religion weiter verbreitet, sie war glänzender und reicher an Götterdiensten, aber auch noch mehr verflacht. Alexander der Große, welcher auf seinem Kriegszuge den Göttern der morgenländischen Völker opferte, gab dadurch den Culten derselben gewissermassen seine Sanction, so daß sie unter den Griechen bald Anerkennung gewannen, und diejenigen Götter des Morgenlandes, welche mit Griechischen Aehnlichkeit hatten, mit diesen vermengt wurden. Hieraus entspann sich jener Synkretismus, welcher bis in's Maaßlose fortging, und nicht wenige der fremden Culte erlangten in Griechenland solches Ansehen, daß sie mit den einheimischen wetteifern konnten, wodurch die griechische Religion zwar an Breite gewann, aber an Lauterkeit verlor.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. November.

Nro. 231. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

I. S. Justini philosophi et martyris Opera. Recensuit, prolegomenis, adnotatione ac versione instruxit indicesque adiecit Jo. Carol. Theod. Otto Jenensis. Praefatus est I. F. O. Baumgarten-Crusius, Professor Jenensis. Tom. I. — II. Jenae ap. Frid. Mauke. 1842 — 45. 8. maj.

II. De epistola ad Diognetum S. Justini philos. et mart. nomen prae se ferente. Scripsit Dr. Jo. Car. Th. Otto. Ibid. ap. eundem. 1845. 8.

Herr Otto faßte, nachdem er im Jahre 1841 in dem nämlichen Verlage seine von der theologischen Facultät zu Jena gekrönte Preisschrift: De Justini martyris scriptis et doctrina, zu Tage gefördert hatte, den kühnen Entschluß, sogleich eine Handausgabe der ächten Schriften Justins des Martyrers folgen zu lassen.

So sehr uns eine solche willkommen seyn muß, eben so wenig können wir verhehlen, daß er sehr wohl gethan haben würde, wenn er den bekannten Spruch: Σπεῦδε βραδέως, den junge Gelehrte sich besonders empfohlen seyn lassen sollen, berücksichtigt hätte.

In den dem ersten Bande vorausgeschickten Prolegomenen handelt er sehr ausführlich von den bisherigen Ausgaben, von den Uebersetzungen der Werke Justins in andere Sprachen, von den Handschriften und von dem Inhalte seiner Erzeugnisse.

Daran schließen sich die Rede an die Heiden, die Mahnrede an dieselben, die Schrift über die Einherrschaft und beyde Apologien. Der zweyte Band enthält den Dialog mit Tryphon, den Brief an Diognetus und die Bruchstücke der verloren gegangenen Schriften nebst den Martyrakten.

Der Herausgeber legte den Text der Mauriner Ausgabe zu Grunde und verbesserte ihn nach den bereits vorhandenen Hülfsmitteln. Was jedoch die Rede und die Mahnrede an die Heiden, den Brief an Diognetus und den Tractat über die Einherrschaft betrifft, so war er so glücklich, eine Vergleichung der Straßburger Handschrift auf Baumwollenpapier, welche einst dem berühmten Joh. Reuchlin aus Pforzheim gehörte, dann Eigenthum des Klosters Mauermünster in Oberelsaß wurde, von wo sie zur Zeit der französischen Revolution in die öffentliche Bibliothek zu Straßburg wanderte, durch die Herren Eduard Cunitz und Professor Ed. Reuß zu erhalten. Sie dürfte, nach dem im ersten Bande S. XL. befindlichen Facsimile zu urtheilen, in das dreyzehnte Jahrhundert hinaufreichen und stimmt vorzüglich mit dem Cod. Reg. 2.

Auf die Basis der Handschriften gestützt, ging Herr Otto öfter von dem Texte Marans ab, welcher nicht selten zu sehr der Spur des Stephanus folgte. Bisweilen räumte er auch Conjecturen, wenn sie ihm annehmbar schienen, eine Stelle in dem Texte ein. Die beygefügte lateinische Uebersetzung des Mauriners erhielt durch ihn manche Verbesserungen.

Die unter dem Texte angebrachten Anmerkungen sind größtentheils kritisch; doch auch hie und da erläuternd.

Nicht zu billigen ist, daß, während die Maransche Kapitel-Abtheilung beybehalten wurde, am Rande die Seitenzahl der Cölner Ausgabe vom Jahre 1686 mit den beygesetzten Buchstaben B. — E., welche mit der Sylburgischen, zu Paris im Jahre 1636 gedruckten, zusammentrifft, angeführt wird; die der Maranschen hingegen, welche doch unstreitig die beste und gebrauchteste ist, unberücksichtigt blieb, obgleich er sich in den Citaten in der Preisschrift derselben bediente.

Um uns kurz zu fassen, wollen wir nur einige Bemerkungen über den Text des Briefes an Diognetus beyfügen.

Band II. S. 468 Z. 1 v. u.: *Ταῦτ' ὑμῶν τις ὑπομενάτω! Ταῦτα ἀνασχέσθω τις ἑαυτῷ γενέσθαι!* So interpungirte schon Hefele (in d. Patrum apost. Opp. p. 225.), was unserm Herausgeber entgieng.

— S. 470 Kap. III. Z. 2 v. u. f.: *Ἰουδαῖοι τοίνυν, εἰ μὲν ἀπέχονται ταύτης τῆς προπεμπομένης λατρείας καὶ εἰς θεὸν ἕνα τῶν πάντων σέβειν καὶ δεσπότην ἀξιοῦσι φρονεῖν, εἰ δὲ τοῖς προπεμπομένοις ὁμοιοτρόπως τὴν θρησκείαν προσάγουσιν αὐτῷ ταύτην, διαμαρτάνουσιν.* Die Worte *εἰς θεὸν* in dem Sinne von quoad oder quod attinet ad Deum, in welchem sie Herr Otto nahm, zu erklären, dürfte schwerlich Beyfall finden; lieber möchten wir mit Sylburg und Böhl die Präposition *εἰς* tilgen. Daß nach *τῶν πάντων*, wozu er *θεῶν* suppliren will, *δημιουργόν* (vergl. Segaar z. Clemens v. Alex.: Quis dives salutem consequi possit p. 318), wie Sylburg annahm, oder *ποιητήν* (Stephanus dachte an *κτίσην*) ausgefallen sey, möchten wir nicht bezweifeln. Ueber das *ἀνανταπόδοτον* nach *φρονεῖν* verweisen wir auf Lamb. Bos Ellipss. Graece. ed. Schaef. p. 803 sqq., Lennep z. Phalaris Br. 8 S. 51., Ast z. Plat. Politeia S. 598 u. z. Protag. S. 539 f., Stallbaum z. Plat. Gastmahl S. 98. Uebrigens würden wir anstatt des Komma ein Semikolon gesetzt haben.

— — Z. 5 — 6: — *μωρίαν εἰκὸς μᾶλλον ἡγοῖντ' ἄν, οὐ θεοσέβειαν*] *Εἰκὸς* erklärt der Herausgeber hier für *ὡς εἰκός ἐστι*, was Ref. nicht billigen kann. Mit Grund vermuthete Stephanus *ὡς εἰκὸς* oder *εἰκότως*. Auch findet man *ὡς τὸ εἰκός, ὥσπερ εἰκὸς* u. *κατὰ τὸ εἰκός*. Doch erinnern wir uns keines Beyspiels, wo das einfache *εἰκὸς* in dieser Bedeutung vorkömmt.

— — Z. 11 ff. — *οὐδέν μοι δοκοῦσι διαφέρειν τῶν εἰς τὰ κωφὰ τὴν αὐτὴν ἐνδεικνυμένων φιλοτιμίαν, τὰ μὴ δυνάμενα τῆς τιμῆς μεταλαμβάνειν, τὸ δὲ δοκεῖν τινα παρέχειν τῷ μηδενὸς προσδεομένῳ*] „Notus est," bemerkt Hr. Otto, „iste accusativi usus (= *κατὰ τό*, anlangend die Meinung etc.); etiam vocula *δὲ* hic quodammodo defendi poterit, ut concedent eruditi." Dieser Ansicht können wir keineswegs beypflichten; wir stimmen vielmehr für *τῷ δὴ δοκεῖν*. Hefele, welcher in der ersten Ausgabe *τῷ δὲ δοκεῖν* schrieb, nahm in der zweyten (1842) *τῷ γε δοκεῖν* in den Text auf. Letzteres vermuthet in den Anmerkungen auch unser Herausgeber.

K. IV, S. 476 Z. 1 — 2: *τίς ἂν θεοσεβείας — ἡγήσεται τὸ δεῖγμα*;] Hier wurde *ἡγήσεται*, wofür Stephanus lieber *ἡγήσηται* wünschte, mit Recht beybehalten. Ueber die Constructionsweise der Partikel *ἄν* mit dem Futur im Indicativ findet man Beyspiele bey Schäfer z. Greg. v. Korinth S. 66, in Bekkers Specim. Philostrat. S. 106, Lobecks Phrynich. S. 734, bey Reisig z. Aristoph. Wolken S. 99 ff., Poppo z. Xenoph. Kyrop. II. 1, 3 u. IV. 5, 49, Jacobs z. Achill. Tat. S. 780 u. z. Aelian. S. 129, 428 u. 587, Lenting z. Euripid. Med. S. 136 und Ellendt z. Arrian. Bd. I. S. 144.

Kap. V. z. A.: *Χριστιανοὶ γὰρ οὔτε γῇ (,) οὔτε φωνῇ (,) οὔτε ἔθεσι διακεκριμένοι τῶν λοιπῶν εἰσιν ἀνθρώπων*] Hiezu bemerkt der Herausgeber; „Cod. Argentor. *ἐσθεσι*: vestibus, vestitu." So! Müßte alsdann nicht *ἐσθῆσι* geschrieben seyn? Daß er die Vulgata beybehielt, daran that er übrigens ganz wohl.

— S. 478 Z. 1 ff. heißt es von den Christen: *Κατοικοῦντες δὲ πόλεις ἑλληνίδας τε καὶ βαρβάρους, ὡς ἕκασος ἐκληρώθη, καὶ ἐν τοῖς ἐγχωρίοις ἔθεσιν ἀκολουθοῦντες, ἔν τε ἐσθῆτι*

καὶ διαίτῃ καὶ τῷ λοιπῷ βίῳ, θαυμασὴν καὶ ὁμολογουμένως παράδοξον ἐνδείκνυνται τὴν κατάσασιν τῆς ἑαυτῶν πολιτείας] Die Präpoſition ἐν vor τοῖς ἐγχωρίοις ἔθεσιν, welche vermuthlich durch Verſehen eines Abſchreibers ſich eingeſchlichen, hätte nach Stephanus, Böhls und Hefele's Vorgang getilgt werden ſollen, da gar kein Grund zu einer Rechtfertigung derſelben vorhanden iſt. Anders verhält es ſich mit der Juſtiniſchen Stelle im Dial. mit Tryphon Kap. XLV. S. 146 Z. 1 — 2: — οἱ δὲ ἐν ἀπαθείᾳ καὶ ἀφθαρσίᾳ καὶ ἀλυπίᾳ καὶ ἀθανασίᾳ συνῶσιν, wo die Präpoſition ἐν ſich allerdings rechtfertigen läßt, wenn man συνῶσιν in der Bedeutung vereint leben nimmt, wie es der Herausgeber ſelbſt erklärt, indem er τῷ θεῷ ſupplirt, und ſchon Segaar z. Clem. v. Alex.: Quis dives salutem consequi possit S. 421. faßte, welcher αὐτῷ, nämlich τῷ Χριστῷ, ergänzt. Aehnlich ſagt Hermes Trismeg. im Poemand. Kap. VI. S. 29: Τοῦτο (d. i. τὸ ἀγαθὸν) δὲ ἐν οὐδενὶ ἄλλῳ πρόεισιν, εἰ μὴ μόνῳ τῷ θεῷ.

Kap. VI. S. 480 Z. 2 v. u.: Ἀόρατος ἡ ψυχὴ ἐν ὁρατῷ φρουρεῖται τῷ σώματι] Dieſe Stelle hat Platoniſche Farbe, wie unten S. 482. Z. 6 die Worte: καὶ Χριστιανοὶ κατέχονται μὲν ὡς ἐν φρουρᾷ τῷ κόσμῳ, wo richtig auf Plat. Phädon S. 62 B. hingewieſen wird. Aehnlich der Verfaſſer des Dialogs Axiochus S. 365 E.: ἡμεῖς μὲν γάρ ἐσμεν ψυχή, ζῶον ἀθάνατον ἐν θνητῷ καθειργμένον φρουρίῳ.

— — Z. 2 — 1 v. u.: — καὶ Χριστιανοὶ γινώσκονται μὲν ὄντες ἐν τῷ κόσμῳ] Μὲν ὄντες für μένοντες zu leſen, rieth außer Stephanus ſchon Gataker z. Marc. Antonin. S. 289. a. D., und ſo ſchrieb auch Hefele.

Kap. VI. S. 482. Z. 8.: Ἀθάνατος ἡ ψυχὴ ἐν θνητῷ σκηνώματι κατοικεῖ] Hier vermiſſen wir eine Hinweiſung auf Petr. Brief II. 1, 13.: ἐφόσον εἰμὶ ἐν τούτῳ τῷ σκηνώματι u. V. 14. ταχινή ἐστιν ἡ ἀπόθεσις τοῦ σκηνώματός μου. Eben ſo wird σκῆνος gebraucht von dem Apoſtel Paulus II. Kor. 5, 1.: ἐὰν ἡ ἐπίγειος ἡμῶν οἰκία τοῦ σκήνους καταλυθῇ und V. 4.: οἱ ὄντες ἐν τῷ σκήνει στενάζομεν βαρούμενοι. Beyde Bezeichnungen aber ſind Pythagoriſchen Urſprunges. So z. B. ſagt Timäus der Lokrer von d. Weltſeele S. 103. C.: ἀ γὰρ φύσις οἷον ὄργανον ἁρμόξατο τὸ σκᾶνος und anderwärts, und nachahmend der Verfaſſer des Axiochus a. a. O.: τὸ δὲ σκῆνος τοῦτι πρὸς κακοῦ περιήρμοσεν ἡ φύσις. Vergl. Heinichen z. Euſeb. Kirchengeſch. III. 31. z. A.

Kap. VIII. z. A.: τί ποτ' ἐσὶ θεός] St. ἐσὶ verbeſſere man ἔσι, da es ſich hier nicht um die bloße Copula, ſondern um ein eigentliches oder an ſich Seyn handelt.

Wir gehen nun zur Beurtheilung der zweyten Schrift über.

Der früher für ein Erzeugniß Juſtins des Märtyrers gehaltene Brief an Diognetus wurde ſeit Tillemont von den meiſten älteren und neueren Gelehrten für unächt erklärt. Als der tüchtigſte Beſtreiter der Aechtheit desſelben trat vor Kurzem Semiſch auf in ſeinem Juſtin dem Märtyrer, einer kirchen- und dogmengeſchichtlichen Monographie Bd. I. S. 172. ff.

Der Verfaſſer der mit Nr. II. bezeichneten Commentatio war in der oben genannten Preisſchrift Cap. VII. §. 24. p. 54. noch ganz unſchlüßig, welcher Anſicht er beyſtimmen ſollte; doch vindicirte er dort den Brief dem Juſtin. In den Ergänzungsblättern zur Jenaiſchen allgemeinen Litteraturzeitung 1841. Nr. 61. S. 485 und 487. ſchwankt er; in Illgens Zeitſchrift für hiſtor. Theologie Jahrg. 1842. Heft 2. S. 54. Not. 30. hingegen bemerkt er: „Dieſe Schrift ſtammt wahrſcheinlich nicht vom Märtyrer her; doch ſcheint ihr anonymer Verfaſſer ein Zeitgenoſſe desſelben geweſen zu ſeyn.“ Deſſen ungeachtet übernimmt er hier wieder die Vertheidigung der Aechtheit.

Nach einer kurzen, aus zwey Paragraphen beſtehenden Einleitung, worin er ſich über den Werth und Inhalt des Briefes, über die erſte Ausgabe und über die verſchiedenen Beſtreiter oder Vertheidiger der Aechtheit äußert, theilt er ſeine Abhandlung in fünf Kapitel.

In dem erſten (§. 3 — 14. S. 7 — 58.) trägt er die gegen die Aechtheit angeführten Beweiſe vor. Das zweyte handelt von den Beweiſen für die Aechtheit (§. 15 — 16. S. 58. — 67.).

Das dritte bestimmt die Zeit und den Ort, wann und wo der Brief verfaßt worden (§. 17 — 18. S. 67 — 73.). In dem vierten wird untersucht, wer jener Diognetus gewesen, an welchen der Brief gerichtet ist (§. 19 — 21. S. 73 — 84.). In dem fünften spricht sich der Verfasser darüber aus, was von dem Schlusse des Briefes zu halten sey (§. 22 — 24. S. 84 — 92.).

Den Einwurf Lardners und Anderer, daß die alten Handschriften, welche diesen Brief enthalten, in dem Lemma den Namen Justins des Philosophen und Märtyrers nicht haben, weist der Verfasser durch die Bemerkung zurück, daß die Straßburger Handschrift offenbar die Aufschrift: *Τοῦ ἁγίου Ἰουστίνου φιλοσόφου καὶ μάρτυρος πρὸς Διόγνητον* führt und auch die erste von Heinr. Stephanus zu Paris im Jahre 1592. in 4. besorgte Ausgabe den Namen des Auctors trägt. Doch scheint uns die Sache dadurch noch nicht abgethan zu seyn. Wir sind der Meinung, daß dieser Brief jene Bezeichnung durch den Irrthum eines Abschreibers erhalten habe, welcher ihn, da er anonym nach einigen Schriften des Märtyrers folgte, der Aeonlichkeit des Inhalts wegen, demselben zueignen zu müssen glaubte. Solche Versehen sind besonders in sogenannten Codicibus mixtis nichts Ungewöhnliches.

Uebrigens glaubt der Verfasser, daß es in Bezug auf die Aechtheit nichts auf sich habe, wenn weder Eusebius H. E. IV. 18., noch Hieronymus de viris illustr. c. 23. bey der Aufzählung der Justinischen Schriften dieser Epistel erwähnen, da der erstere bemerkt: *Πλεῖσα δὲ καὶ ἕτερα παρὰ πολλοῖς φέρεται ἀδιάφορα τῶν αὐτοῦ πόνων*, und der letztere nur dem ersteren folgte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mythologie der Griechen und Römer von Dr. Moritz Wilhelm Heffter, k. Professor und Prorector am Gymnasium zu Brandenburg ꝛc.

(Schluß.)

Auf der andern Seite aber fand das Griechische Element durch die Colonien, welche Alexander und seine Nachfolger stifteten, und durch die Städte, welche sie anlegten, größere Verbreitung. Die Fürsten, welche sich in das Reich des großen Königs getheilt hatten, verwandten besonders auf Tempel und deren Verzierung, auf herrliche Götterbilder, auf glänzende Aufzüge und Festfeyer große Summen, wodurch sie dem griechisch-heidnischen Cultus beym Volke so bedeutenden Vorschub leisteten, daß derselbe in den neuen Residenzen fast mehr, als im eigentlichen Hellas blühte. Allein manche dieser Herrscher schützten und beherbergten auch Leute, welche in religiöser Beziehung der größten Lauheit und Frivolität ergeben waren, oder sogar des Unglaubens beschuldigt wurden. Im eigentlichen Griechenland aber, welches in religiöser wie in politischer Hinsicht ein trauriges Bild darbietet, waren noch immer Philosophen, dramatische Dichter und Historiker geschäftig, durch die Oberflächlichkeit und Frivolität eines frostigen Rationalismus die Religion in's Gemeine herabzuziehen und verächtlich zu machen. Der alte Glaube mußte in ganz Hellas und überall, wo Griechen wohnten, um so mehr erschüttert werden, als jene rationalistische Philosophie sich immer weiter verbreitete, und auch außerhalb Attica's in mehreren angesehenen und volkreichen Städten Schulen entstanden, welche gleiche oder noch verderblichere Grundsätze lehrten (S. 89). Am Ende dieser Periode erscheint das Heidenthum veraltet, nicht mehr verstanden, das religiöse Gefühl wenig befriedigend, von vielen Seiten bestritten, verachtet, bespöttelt, nur noch erhalten durch das Herkommen, die städtischen und staatlichen Einrichtungen und durch den Gewinn, welchen Künstler und Handwerker von ihnen zogen. Den gänzlichen Verfall desselben beschreibt der Hr. Verf. im letzten Abschnitte. Da es schon in seiner blühendsten Zeit den Keim des Todes in sich trug, so waren alle Versuche, es wieder zu beleben, eitel, und es verschwindet endlich ganz vor der göttlichen Lehre des Christenthums. Uschold.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. November.

Nro. 232. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

I. S. Justini philosophi et martyris Opera. II. De epistola ad Diognetum etc.

(Fortsetzung.)

Was die inneren Beweisgründe betrifft, so müssen wir unumwunden gestehen, daß uns die ganze Art des Verfassers die triftigen Einwürfe der Gegner, besonders Semisch's, zu bekämpfen, keineswegs befriedigt habe; denn seine Entgegnungen sind so gesucht und erkünstelt, daß sie unmöglich überzeugen können.

Höchst gezwungen dünkt uns, was er S. 28. f. vorbringt, um die Justinische Ansicht über das Mosaische Ritualgesetz mit den im schneidendsten Gegensatze zu derselben stehenden Aeußerungen des Verfassers des Briefes zu vereinbaren. Ganz befangen im Justinismus, erfaßt er nur zu oft das Abweichende in den Ansichten beyder Verfasser nicht mit gehöriger Schärfe und Genauigkeit, sich begnügend, wenn er nur einige Aehnlichkeiten im Justin findet, welche er dann als Hauptsache geltend zu machen sucht, über die eigentlichen Unterschiede hinwegschlüpfend, oder sie für unbedeutend oder für bloße rhetorische Erweiterungen oder Ausschmückungen erklärend, da man nicht fordern könne, daß der nämliche Gegenstand stets auf die nämliche Weise behandelt werden müsse. Ein auffallendes Beyspiel dieser Art giebt er uns S. 32. in folgender sehr interessanten Stelle aus K. VII.: *Αὐτὸς ἀληθῶς ὁ παντοκράτωρ καὶ παντοκτίσης καὶ ἀόρατος θεὸς, αὐτὸς ἀπ' οὐρανῶν τὴν ἀλήθειαν καὶ τὸν λόγον τὸν ἅγιον καὶ ἀπερινόητον ἀνθρώποις ἐνίδρυσε καὶ ἐγκατεσήριξε ταῖς καρδίαις αὐτῶν, οὐ, καθάπερ ἄν τις ἐλάσειεν, ἀνθρώποις ὑπηρέτην τινὰ πέμψας ἢ ἄγγελον ἢ ἄρχοντα ἢ τινα τῶν διεπόντων τὰ ἐπίγεια - - -, ἀλλ' αὐτὸν τὸν τεχνίτην καὶ δημιουργὸν τῶν ὅλων, ᾧ τοὺς οὐρανοὺς ἔκτισεν πτλ.*, die Bemerkung beifügend: Largior equidem verbis illis amplitudinem Christi perquam illustrari; nihil tamen iis uberius explicatur, nisi haec sententia Justiniana: Summum numen ad homines misisse divinum Logon, per quem rerum universitatem construxerit gubernetque. Anstatt die Worte *οὐχ ὑπηρέτην τινὰ ἢ ἄγγελον ἢ ἄρχοντα* im Gegensatze zu *αὐτὸν τὸν τεχνίτην καὶ δημιουργὸν τῶν ὅλων* scharf ins Auge zu fassen, klügelt er an dem Ausdrucke *ὑπηρέτην τινὰ*, bemerkend, daß *τινὰ* nicht umsonst zu *ὑπηρέτην* gesetzt sey. Nach ihm nämlich ruht der Nachdruck auf *τινὰ*, nicht auf *ὑπηρέτην*. Während bei Justin Christus als Gottes *ὑπηρέτης* oder *ἄγγελος* oder *ἄρχων* erscheint, erkennt der Verfasser des Briefes kein solches Verhältniß der Unterordnung an*). Wenn man die Worte *τὴν ἀλήθειαν καὶ τὸν λόγον τὸν ἅγιον καὶ ἀπερινόητον* und unten *αὐτὸν τὸν τεχνίτην καὶ δημιουργὸν τῶν ὅλων* erwägt, so wird man einsehen, daß hier die Vorstellung der Consubstantialität vorherrsche. Herr Otto aber kann sich von seiner vorgefaßten Justinischen Ansicht der Unterordnung nicht losmachen, indem er

*) Vergl. Dorner in der Lehre von der Person Christi. 2. Auflage. Th. I. S. 414.

dieſes Verhältniß auch in den unten vorkommenden Worten: *Τοῦτον ἀπέστειλεν* finden will.

Nicht glücklicher iſt er in der Erklärung des Ausdrucks *ἀπερινόητος*, wodurch, wie er meynt, der ganze *λόγος* im Gegenſatze zu dem in der Juſtiniſchen Anſicht liegenden *λόγος σπερματικὸς* bezeichnet wird. Was konnte doch den Hrn. Verf. zu einer ſolchen Deutung berechtigen, da in der vorliegenden Stelle des Briefes durchaus kein Gegenſatz bemerkbar iſt? Wie viel er ſich aber auf ſeine Erklärung zu Gute thut, erhellt aus den vorausgeſchickten Worten: „Quid vero sibi velit hoc vocabulum, vir ille doctus (Semiſch) perspexisse non videtur.*)“

Zu Kap. VII. S. 486. des Briefes, wo es heißt: *Πέμψει αὐτὸν κρίνοντα καὶ τίς αὐτοῦ τὴν παρουσίαν ὑποστήσεται;* bemerkt Semiſch: „Schildert Juſtin den Eindruck der Wiederkunft Chriſti zum Gerichte als mächtig, ſo ſagt der Verf. des Briefes, daß ihn Niemand ertragen könne.“ Hr. Otto entgegnet: „Scriptor plane de Christo iudice loquitur, ut *ὑποστήσεται* referendum sit ad malos; his nimirum Christi adventus ad iudicium formidandus,“ ſich auf Juſtin (Dial. mit Tryphon K. 121.) berufend: — *οὐκ ἐκ παντὸς τρόπου ἐν τῇ ἐνδόξῳ αὐτοῦ παρουσίᾳ καταλύσει πάντας τοὺς μισήσαντας αὐτὸν καὶ τοὺς αὐτοῦ ἀδίκως ἀποσάντας, τοὺς δὲ ἰδίους ἀναπαύσει, ἀποδιδοὺς αὐτοῖς τὰ προσδοκώμενα πάντα;* Fürwahr eine ganz eigene Auslegungsweiſe! Daß es ſich hier um den nachdrucksvollen Nominativ *τίς* handle, iſt nicht zu verkennen. Den Sinn der fraglichen Stelle hat Semiſch ganz ſprachrichtig gegeben. Wollte man zu *τίς* in Gedanken *τῶν κακῶν* oder *τῶν ἀδίκων* ergänzen, ſo hieße dieß ſeine vorgefaßten Anſichten in den Schriftſteller hineintragen. Die aus Juſtin angeführte Stelle hat hier, wie jedem Unbefangenen einleuchten wird, gar keine Beweiskraft.

„Nicht ganz gleichgültig iſt es auch,“ ſagt Semiſch Th. I. S. 183, daß der Verfaſſer des Briefes Kap. IX. S. 494., wo er ſich ſo ausdrückt: *Αὐτὸς τὰς ἡμετέρας ἁμαρτίας ἀνεδέξατο, αὐτὸς τὸν ἴδιον υἱὸν ἀπέδοτο λύτρον ὑπὲρ ἡμῶν*, die Worte aus Jeſ. 53, 4.: *τὰς ἡμετέρας ἁμαρτίας ἀνεδέξατο* auf Gott bezieht, während Juſtin dieſes ganze Kapitel des Jeſaias meſſianiſch auffaßt.“ Hr. Otto ſucht ſich durch die Bemerkung aus der Verlegenheit zu helfen: Sane dicitur pater nostra peccata ipse suscepisse, mit Maran beyfügend, minus accurate id quidem, attamen eo sensu, quod filium suum nobis tradendo ipse nobis victimam suppeditavit, qua peccata nostra expiarentur, und, um wieder an Juſtin anzuknüpfen, hinzuſetzend: Verba hoc modo explicita non abhorrent a mente Justiniana. Doch hätte der dem Verfaſſer dieſes Briefes eigenthümliche Ausdruck *λύτρον*, welchen man in den aus Juſtins Dial. mit Tryph. Kap. 95. von Hrn. Otto angeführten Stellen vergebens ſucht, allerdings Berückſichtigung verdient. Uebrigens hat, was die Worte aus Jeſaias betrifft, Hr. Otto noch ein Mittelchen in Bereitſchaft, jene ihm läſtige Inſtanz zu beſeitigen: er erklärt zuletzt dieſelben für das Einſchiebſel eines Abſchreibers, ohne zu bedenken, daß durch die Tilgung jenes Satzes die redneriſche Kraft und der Nachdruck der Periode ganz gelähmt wird.

Doch genug hierüber! Wir wenden uns zu einem andern Gegenſtande, welcher von jeher für eines der wichtigſten Momente angeſehen wurde, um Juſtin dem Martyrer die Autorſchaft des Briefes abzuſprechen, wir meinen die Schreibart.

*) In ähnlicher vornehmer Weiſe äußert er ſich oben S. 25. über Möhler, Großheim und Semiſch: „Attamen illi viri docti non respexerunt, qui cardo sit disputationis in epistola institutae.“

„Dieſe,“ ſagt Semiſch Th. I. S. 177., „unterſcheidet ſich ſo weſentlich von dem Style Juſtins daß dieſe Verſchiedenheit zu allen Zeiten von Freun-

den und Gegnern des Briefes erkannt und anerkannt worden ist*) und du Pin leicht der Einzige seyn dürfte, welcher statt der Verschiedenheit wesentliche Einerleyheit wahrnahm. Statt daß die Schreibart Justins den Mischcharakter trägt, welchen die griechische Sprache seit der Epoche Alexander's des Großen in immer fortschreitender Allgemeinheit angenommen hatte, nähert sich der Styl des Briefes der Reinheit der klassischen Diction; statt daß Justin in der Regel nachlässig und incorrect schreibt, ist in dem Briefe auf den Ausdruck große Sorgfalt verwendet; statt daß sich Justin für gewöhnlich in der Sphäre der gemeinen Umgangs- und Volkssprache hält, bewegt sich der Verfasser des Briefes in hohem Schwunge und gibt seiner Darstellung durch passend gewählte Gegensätze einen nachdrücklichen Reiz; statt daß Justin meist den Gegenstand, welchen er behandelt, durch ungehörige Einschachtelungen zerreißt und überhaupt ohne logische Ordnung bespricht**), verfolgt der Verfasser des Briefes sein Object in logischer, sachgemäßer Entwickelung."

Auffallend ist es, daß Hr. Otto S. 49. von dieser scharf markirten Stelle ganz Umgang nahm und dafür Böhl's Charakteristik, vermuthlich weil sie etwas milder gehalten ist, ungeachtet sie die Fehler der Schreibart Justins nicht verschweigt, wörtlich anführt. Das in derselben ausgesprochene Urtheil, sagt er, sey nicht durchaus wahr und ausgemacht; wenigstens gelte es nicht von allen Schriften Justins. Doch konnte er keineswegs in Abrede stellen, daß sich Justin in den Apologien und in dem Dialoge mit Tryphon, den als ächt anerkannten Schriften desselben, meistens der Sprache des gemeinen Lebens bedient, daß man das Lichtvolle in der Anordnung der Gedanken, das Gewählte im Ausdrucke und das Gefällige im Bau der Perioden vermißt und besonders die langen Abschweifungen Eckel erregen.

„Nihilo seeius," fährt er dann fort, „interdum Justinus expolito et nitido stylo usus est, id quod non respexerunt qui illi Epistolam, de qua agitur, abiudicarunt." Er wolle sich, fügt er bey, deßhalb nicht auf die Rede an die Heiden und auf das Schriftchen περὶ μοναρχίας berufen, in welchen der Verfasser sich zierlicher ausgedrückt habe, weil diese beyden Tractate von einigen Kritikern dem Justin abgesprochen worden, sondern auf die Mahnrede an die Heiden, weil sie fast von den meisten Kritikern für ächt gehalten wird, und Schmuck und Schönheit in ihr vereint sind, die man in den Apologien und in dem Dialoge ganz vermißt. Selbst Semisch habe diese Verschiedenheit des Styls anerkennen müssen.

Bekanntlich hatte Möhler in seiner Patrologie S. 224 ff. die Aechtheit der Mahnrede aus gewichtigen Gründen, besonders aber wegen der Verschiedenheit des Styls in Zweifel gezogen. Auch Hr. Otto zählt sie in der Preisschrift unter den zweifelhaften Schriften Justins auf; doch vertheidigt er dort die Autventie derselben. Unterdessen suchte Semisch mit gewaltigem Aufwand von Gelehrsamkeit und dialektischer Gewandtheit sie dem Martyrer zu vindiciren, und er scheint auch durch sein kühnes Verfahren dem Verfasser der vorliegenden Abhandlung den Impuls gegeben zu haben, an dem Briefe an Diognetus das Nämliche zu versuchen, wenn auch mit ungleichen Kräften und weniger Geschick; denn Hr. Otto verräth nur zu sehr den Nachahmer, indem er S. 50. kein Bedenken trägt, die von Semisch für die Mahnrede in Bezug auf die Verschiedenheit der Darstellung gebrauchten Vertheidigungsgründe, „daß der Styl des Menschen offenbar immer durch seinen allgemeinen Entwickungs- und Bildungsgang bedingt wird und an den Fortschritten und Rückschritten des Individuums Theil nimmt und es darum an und für sich nicht Wunder nehmen kann, wenn derselbe in verschiedenen Lebens- und Bildungs-Epochen ein verschiedener ist," auch für den Brief an Diognetus geltend zu machen, meinend, er habe an ihnen einen rettenden Anker gefunden.

*) Auch Dorner (Lehre von der Person Christi, Th. I. S. 180.) bekennt, daß ihm der Standpunkt des Briefes als ein höherer und die Sprache edler erscheint, als bey Justin.

**) Ausführlicher äußert sich Semisch Th. I. S. 205 ff. über die Mängel des Justinischen Styls.

Wollte man auch wirklich den Juſtin als Verfaſſer des Briefes, der Mahnrede und des Bruchſtücks über die Auferſtehung annehmen und zugeben, daß dieſe drey Schriften in die Zeit vor 139 n. Chr. fallen, die erſte Apologie in den Anfang des Jahrs 139, der Dialog mit Tryphon hingegen nach 139 zu ſetzen ſey, ſo iſt doch der Abſtand der Jahre keineswegs ſo bedeutend, daß man glauben dürfte, der Verfaſſer habe in ſo kurzer Zeit ſo gewaltige Rückſchritte in der ſchriftſtelleriſchen Darſtellung gemacht, daß er, während er in den kurz vor 139 verfaßten Schriften lichtvoll, beredt, blühend und gefällig ſich auszudrücken wußte, bald darauf verworren, ohne logiſche Ordnung, ganz nachläſſig, in gemeiner Umgangsſprache und incorrect geſchrieben habe. Referent iſt der Anſicht, daß Juſtin in ſeinem vielbewegten Leben, indem er von einer philoſophiſchen Schule zur andern überging und nirgends, außer zuletzt nur im Chriſtenthume Beruhigung fand, zu ſehr mit der Erforſchung göttlicher Dinge beſchäftigt war, als daß ihm Muße geworden, beſonderen Fleiß auf ſchöne ſchriftſtelleriſche Darſtellung zu verwenden. Daher kann er unmöglich glauben, der Märtyrer ſey der Verfaſſer der Mahnrede und des Fragmentes über die Auferſtehung, und er ſchließt ſich ganz der Anſicht Möhlers (ſ. deſſen Patrologie a. a. O.), Hefele's (theolog. Quartalſchrift 1843. S. 146 f.) und Reithmayrs (Archiv für theolog. Litteratur. Jhrg. 1843. S. 328. f.) an.

Vergleicht man den Brief an Diognetus ſelbſt mit der Mahnrede, ſo ergiebt ſich auch hier in Abſicht auf Geiſt, Styl und Sprache ein nicht unbedeutender Unterſchied. Wenn nun eine Schrift von den als ächt anerkannten irgend eines Verfaſſers in ihrem Charakteriſtiſchen, in Geiſt, Darſtellung und Ausdruck, zu ſehr abweicht, ſo iſt es ja ein bekannter kritiſcher Grundſatz, daß man an der Authentie derſelben mit Recht zweifeln müſſe.

Kap. II. §. 15. werden die Beweiſe für die Aechtheit des Briefes geliefert. „Primum tales insunt," ſagt Hr. Otto S. 59., „in Epistola doctrinae, quae cum Justinianis aperte, immo saepe ad verbum congruant, ut ad diversum auctorem certa ratione vix queant referri." Ferner: „Justinus philosophum ex Platonis schola se fuisse ipse fatetur, antequam Christo nomen dederit; talem vero etiam auctor Epistolae se prodit, id quod potissimum ex tractanda Logologia per Alexandrinos exculta patescit." Was die offenbare Uebereinſtimmung ſolcher Lehren, welche beyde Schriftſteller mit einander gemein haben, betrifft, ſo iſt wohl zu erwägen, daß dieſelbe einer Seits durch die Natur des Gegenſtandes, anderer Seits durch die Schule, aus welcher ſie gekommen, bedingt iſt. Eine wörtliche Uebereinſtimmung haben wir durchaus nicht wahrnehmen können; wir haben vielmehr bemerkt, daß, während der Verfaſſer dieſes Briefes ſich auf originelle Weiſe, kurz und bündig ausdrückt, ſich bey Juſtin eine gewiſſe Breite und Gedehntheit nicht verkennen laßt. Wir wollen dieß zuvörderſt durch einige der von Hrn. Otto S. 60 f. aus der Logoslehre angeführten Beyſpiele zeigen.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. November.

Nro. 233. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

I. S. Justini philosophi et martyris Opera. — II. De epistola ad Diognetum etc.

(Fortsetzung.)

Brief an den Diogn. K. 7. S. 484. C.:

ᾧ (λόγῳ) τοὺς οὐρανοὺς ἔκτισεν, ᾧ τὴν θάλασσαν ἰδίοις ὅροις ἐνέκλεισεν κτλ.

Justin in d. Mahnr. K. 15. S. 52. B.:

Λόγον, δι' οὗ οὐρανὸς καὶ γῆ καὶ ἡ πᾶσα ἐγένετο κτίσις..

Apol. II. K. 6. 296. E.:

Ὁ λόγος . . . γεννώμενος, ὅτε τὴν ἀρχὴν δι' αὐτοῦ πάντα ἔκτισε.

K. 10. S. 496. D.:

Οἷς (ἀνθρώποις) λόγον ἔδωκεν.

Apol. I. K. 64. S. 230. C.:

Οὗ (λόγου) πᾶν γένος ἀνθρώπων μέτεσχε.

Ebend. K. 28. S. 198. C.:

Τὴν ἀρχὴν νοηρὸν . . . τὸ γένος τὸ ἀνθρώπινον πεποίηκεν . . . λογικοὶ γὰρ καὶ θεωρητικοὶ γεγένηνται. Hierauf folgen einige Beyspiele über den beliebten λόγος σπερματικός, von welchem jedoch der Verf. des Briefes nichts weiß.

K. 7. S. 484. C.:

(Θεὸς) τὸν λόγον τὸν ἅγιον . . . ἀνθρώποις ἐνίδρυσε.

Apol. II. K. 9. S. 304. B.:

Ὀρθὸς λόγος παρελθών.

Ebendas. S. 486. D.:

Τοῦτον πρὸς αὐτοὺς ἀπέστειλεν . . ., ὡς σώζων ἔπεμψεν κτλ.

Apol. I. K. 46. S. 230. D.:

Κατὰ τὴν τοῦ πατρὸς πάντων καὶ δεσπότου θεοῦ βουλὴν διὰ παρθένου ἄνθρωπος ἀπεκυήθη (λόγος). —

Ebend. K. 66. S. 268. A.:

Σάρκα καὶ αἷμα ὑπὲρ σωτηρίας ἡμῶν ἔσχεν.

Wenn S. 61. zu der Stelle in dem Briefe K. 10. S. 496. D.: *Θεὸς τοὺς ἀνθρώπους ... ἐκ τῆς ἰδίας εἰκόνος ἔπλασε*, bemerkt wird, daß Justin als der Erste unter den Vätern lehre, das göttliche Bild, nach welchem der Mensch geschaffen worden, sey auf die Gestalt und Beschaffenheit des menschlichen Körpers zu beziehen, so hätte, um den Gebrauch des Verbums *πλάσσειν* statt *ποιεῖν* zu erklären, dieß nicht aus dem bezweifelten Bruchstücke von der Auferstehung K. 7. S. 528., sondern aus Justins ächten Schriften gezeigt werden müssen.

Unwillkührlich wird man an das Horazische: Risum teneatis amici? erinnert, wenn man ebendaselbst liest, daß entsprechend der Lehre Justins auch der Brief lehrt, Gott habe die Welt der Menschen wegen geschaffen. Sagte dieß nicht schon Cicero über das Wesen der Götter II. 62. und vor ihm Aristoteles Polit. I. 8.? Nicht Philon über die Weltschöpfung Bd. I. S. 18, 10. f.? Nicht Tatianus in seiner Rede gegen die Heiden S. 247. A. ed. Maur., ohne daß man ihm vorwerfen kann, er habe aus Justin geborgt, und andere Väter? S. Boissonade z. Zach. von Mityl. S. 441. Wie kann es auffallen, daß beyde Verfasser den Gedanken gemein haben, Gott habe den Menschen Alles, was auf Erden, unterworfen, als wenn derselbe nicht in der Gen. I. 1, 26. enthalten wäre, mit dem Unterschiede, daß er in dem Briefe und bey Justin kurz zusammengefaßt ist? Sehr schön sagt auch Philon über die Weltschöpfung S. 21, 26 ff.: *Ἵνιοχον δέ τινα κυβερνήτην ἐφ' ἅπασιν ὁ ποιητὴς ἐδημιούργει τὸν ἄνθρωπον, ἵνα ἡνιοχῇ καὶ κυβερνᾷ τὰ περίγεια, ζώων καὶ φυτῶν λαβὼν τὴν ἐπιμέλειαν, οἷά τις ὕπαρχος τοῦ πρώτου καὶ μεγάλου βασιλέως.* Vgl. ebendas. S. 20, 21. ff. Ferner in der Schrift über Moses Bd. II. S. 144, 37.: *ὃ* (d. i. *τὸ γένος τῶν ἀνθρώπων*) *τὴν ἡγεμονίαν τῶν περιγείων ἁπαξαπάντων ἔλαχεν*, und in der Schrift über Belohnungen und Strafen Bd. II. S. 409, 42.: *ᾧ* (näml. *τῷ γένει τῶν ἀνθρώπων*) *τὴν ἐφ' ἅπασι τοῖς γηγενέσιν ἡγεμονίαν ἐχαρίζετο.*

Wie kurz drückte der Verfasser des Briefes den Gedanken, daß die Christen es seyen, um deren willen Gott mit der Zerstörung und Auflösung der Welt noch immer gezögert habe, mit diesen Worten (K. 6. S. 482. A.): *Χριστιανοὶ . . . συνέχουσι τὸν κόσμον* aus, in Vergleichung mit Justin (Apol. II. K. 7. S. 298. B.), wo es heißt: *Ἐπιμένει ὁ Θεὸς τὴν σύγχυσιν καὶ κατάλυσιν τοῦ παντὸς κόσμου μὴ ποιῆσαι . . . διὰ τὸ σπέρμα τῶν Χριστιανῶν, ὃ γινώσκει ἐν τῇ φύσει ὅτι αἴτιόν ἐσιν?*

Außerdem werden S. 62. andere ähnliche Aussprüche aus beyden Schriftstellern angeführt, welche aber keineswegs aus Einer Quelle geflossen sind, sondern als Gemeinplätze der Apologeten und christlichen Platoniker betrachtet werden müssen.

Daß nämlich die Zahl der Christen ungeachtet der grausamsten Verfolgungen und schrecklichsten Martern sich täglich vermehrte, wie der Verfasser des Briefes K. 6. S. 482. B. und K. 7. S. 488. A. und Justin in d. Dial. mit Tryph. K. 110. S. 366. B. bezeugen, war eine selbst von heidnischen Schriftstellern (s. Tacitus XV. 44. und Plinius Briefe X. 97, 9.) anerkannte Thatsache. Kein Wunder, wenn die Vertheidiger des Christenthums in älterer Zeit und auch später (s. Tertull. Apol. K. 1. S. 1. C. ed. Rigalt., Minuc. Felix K. 9. z. A. und Arnobius I. 55.) auf jenes wunderbare Ereigniß hinwiesen, um ihre Gegner von der Göttlichkeit der christlichen Religion zu überzeugen.

S. 63. wird mit der Stelle des Briefes an Diogn. K. 5. S. 480. C.: *Ὑπὸ Ἰουδαίων ὡς ἀλλόφυλοι πολεμοῦνται καὶ ὑπὸ Ἑλλήνων διώκονται*, folgende aus Justins Apol. I. 31. S. 202. E.: *(Ἰουδαῖοι) ἐχθροὺς ἡμᾶς καὶ πολεμίους ἡγοῦνται, ὁμοίως ὑμῖν* (d. i. *Ἕλλησιν*) *ἀναιροῦντες καὶ κολάζοντες ἡμᾶς κτλ.* verglichen. Kraftig äußert sich hierüber in ähnlicher Weise auch Tertull. Apol. K. 7. S. 8. B.: Tot hostes eius (d. i. veritatis), quot extranei, et quidem proprie ex aemulatione Judaei; ex concussione milites; ex natura ipsi etiam domestici nostri. Quotidie obsidemur, quotidie prodimur; in ipsis plurimum coetibus et congregationibus nostris opprimimur.

Höchst unpassend finden wir S. 63. folgende Zusammenstellung:

Brief an Diogn. K. 5. S. 480. B.:

Πείθονται (d. i. *Χριστιανοὶ*) *τοῖς ὡρισμένοις νόμοις, καὶ τοῖς ἰδίοις βίοις νικῶσι τοὺς νόμους.*

Justin. Apol. I. K. 12. S. 160. C.:

Οὐ γὰρ διὰ τοὺς ὑφ' ὑμῶν κειμένους νόμους καὶ κολάσεις πειρῶνται λανθάνειν ἀδικοῦντες.

Zur Vervollſtändigung der Juſtiniſchen Stelle, welche ganz aus dem Zuſammenhange herausgeriſſen iſt, ergänze man: *ἀνθρώπους δ' ὄντας λανθάνειν ὑμᾶς δυνατὸν ἐπισάμενοι ἀδικοῦσιν.* Heißt dieß nicht misecre quadrata rotundis?

Ebendaſelbſt wird den Worten im Briefe K. 5. S. 478. B.: *Οὐ μίπτουσι τὰ γεννώμενα* die Aeußerung Juſtins (Apol. I. K. 27. z. A.): *Ἐκτιθέναι τὰ γεννώμενα πονηροῦ εἶναι διδιδάγματα* entgegengeſetzt. Um den Sinn derſelben richtig zu erfaſſen, muß man wiſſen, daß die Chriſten ſchon in den früheſten Zeiten von den Heiden der größten Unthaten beſchuldigt wurden. „Per flagitia invisos vulgus Christianos appellabat," leſen wir bey Tacitus Annal. XV. 44., und bey Tertullianus Apol. K. 7. S. 8. A.: „Dicimur sceleratissimi de sacramento infanticidii et pabulo, inde et post convivium incesto etc. — Dicimur tamen semper, nec vos, quod tamdiu dicimur, eruere curatis." Man vergl. auch Minuc. Fel. K. 9. u. 28. Um den Vorwurf des Kindermordes den Heiden zurückzugeben, hielten ihnen die Apologeten das Ausſetzen der Kinder, welches für gleichbedeutend mit dem Kindermorde galt (— *καὶ μὴ ἐκτιθέναι μὲν τὸ γεννηθὲν, ὡς τῶν ἐκτιθέντων τεκνοποιούντων*, ſagt Athenagoras K. 35. a. E.), entgegen. Vortrefflich drückt ſich in ſeiner energiſchen Weiſe hierüber Tertullianus Apol. K. 9. S. 11. B. aus: „In primis filios exponitis suscipiendos ab aliqua praeterennte misericordia extranea, vel adoptandos melioribus parentibus emancipatis. Alienati generis necesse est quandoque memoriam dissipari; et simul error impegerit, exinde iam tradux proficiet incesti serpente genere cum scelere. Tunc deinde quocumque in loco, domi, peregre, trans freta comes est libido, cuius ubique saltus facile possunt alicubi ignaris filios pangere, velut ex aliqua seminis portione (Rigaltius liest sparsione), ut ita sparsum genus per commercia humana concurrat in memorias suas, neque eas coetus incesti sanguinis agnoscat. Beachtenswerth für die Erklarung des Ausdrucks *μίπτουσι* in der Stelle des Briefes an Diogn. iſt, was Minuc. Fel. K. 30, 2. hierüber äußert: Vos enim video procreatos filios nunc feris et avibus exponere, nunc adstrangulatos misero mortis genere elidere." Aus dieſen Beyſpielen erhellt zur Genüge, daß der Vorwurf des Ausſetzens der Kinder in der Apologetik ein ſtehender Artikel war, und die obige Parallele keineswegs für die Einerleyheit des Verfaſſers ſpricht.

Ebenſowenig zeugt dafür folgende Zuſammenſtellung.

Brief an Diog. K. 6. S. 480. D.:

Οἰκεῖ ἐν τῷ σώματι ψυχή.

Juſtin. über d. Auferſtehung K. 10. S. 540. A.:

Οἶκος γὰρ τὸ σῶμα ψυχῆς.

Denn dieſer bildlichen Ausdrucksweiſe bediente ſich ſchon Philon über Belohnungen und Strafen Bd. II. S. 427, 38: *οἰκία δὲ ψυχῆς συμφυεσάτη σῶμα.* Ferner über die Träume Bd. I. S. 639, 16: — *οἴκαδε ἀφικνοῦνται, τὸν ἑαυτῶν οἶκον, οἱ δυστυχεῖς, καταλείποντες· οὐ τὸν τῶν οἰκοδομημάτων, ἀλλὰ τὸν συμφυᾶ τῆς ψυχῆς οἶκον, τὸ σῶμα, τροφὰς ἀμέτρους καὶ ἐπαλλήλους εἰσφορεῦντες*, und in der Schrift von der Weltſchöpfung Bd. I. S. 33, 10 f.: *Οἶκος γὰρ*

τις ἢ νεὼς ἱερὸς ἐτεκταίνετο ψυχῆς λογικῆς. In d. Schr.: Gott iſt unveränderlich, S. 295, 20.: — καὶ τἄλλα, ὅσοις ὁ τῆς ψυχῆς οἶκος ἢ τύμβος . . . κεκόσμηται. Aehnlich ſagt er in d. Schr. von d. Weltſchöpf. Bd. I. S. 34, 21: Ἦν γὰρ οἶκος ὁ κόσμος αὐτῷ (näml. πρώτῳ ἀνθρώπῳ) καὶ πόλις. So ſchon Cicero über d. Weſen der Götter II. 62. z. A.: Est enim mundus quasi communis deorum atque hominum domus, aut urbs utrorumque. Auf den Pythagoriſch-Platoniſchen Urſprung dieſer figürlichen Redensart deutete bereits Mangey z. Philon Bd. II. S. 427. hin. Die Hauptſtellen finden ſich im Phädr. S. 250. C. und in dem pſeudoplatoniſchen Dialoge Ariochos S. 365. E. Vgl. Phädon S. 115. C. und Aſts Anmerk. z. Phädr. S. 443.

In dem trefflichen Ausſpruch beyder Schriftſteller über die göttliche Wirkſamkeit des Chriſtenthums (S. 63):

Br. an Diogn. K. 7. S. 488. A. B.:

Ταῦτα ἀνθρώπου οὐ δοκεῖ τὰ ἔργα, ταῦτα δύναμίς ἐστι θεοῦ.

Apol. II. K. 10. S. 306. A.:

Δύναμίς ἐστι τοῦ ἀῤῥήτου πατρὸς καὶ οὐχὶ ἀνθρωπείου λόγου κατασκευή,

drückt ſich der Verfaſſer des Briefes kurz und kräftig aus; gedehnt und matt Juſtin. Ebenſo wird S. 64. in der Schilderung der verſchiedenen Anſichten der Philoſophen über das Weſen Gottes an dem Verfaſſer des Briefes bündige Kürze ſelbſt von Hrn. Otto gerühmt.

§. 16. z. A. läßt er ſich folgender Maßen vernehmen: „Deprehenduntur alia quaedam, in scribendi videlicet citandique ratione, quae faciant, ut a S. Justino Martyre non profectam esse Epistolam persuaderi mihi aegre patiar.“ Weiter unten bemerkt er: „Quemadmodum a Justino persaepe, ita etiam in Epistola vocabulum θεοσεβείας (c. 4. p. 476. D., c. 6. p. 482. A.) ad christianam fidem designandam adhibetur.“ Warum nicht ad christianam religionem des. oder ad Christianorum cultum divinum designandum? Der Deutlichkeit wegen wollen wir beyde Stellen aus dem Briefe genau anführen. Die erſte lautet nämlich ſo: *Τὸ δὲ τῆς ἰδίας αὐτῶν θεοσεβείας μυστήριον μὴ παραδοκήσῃς δύνασθαι παρὰ ἀνθρώπου μαθεῖν.* Die zweyte hingegen: *Ἀόρατος δὲ αὐτῶν ἡ θεοσέβεια μένει.* Conſequent gab der Mauriner Maran hier θεοσέβεια jedesmal durch divinus cultus; auch Hr. Otto ging in ſeiner Ausgabe nicht davon ab. Sailer überſetzte es das erſte Mal durch Religion, das zweyte Mal durch Gottesverehrung. In der nämlichen Bedeutung ſteht es K. 4. S. 476. Z. 1. (wo von der ängſtlichen Beobachtung jüdiſcher Gebräuche und Ceremonien die Rede iſt): *Τίς ἂν θεοσεβείας καὶ οὐκ ἀφροσύνης πολὺ πλέον ἡγήσεται τὸ δεῖγμα;* Warum wurde dieſer Stelle nicht erwähnt? Warum kein Citat aus Juſtin angeführt? In dem Index verborum zu ſeiner Ausgabe des Juſtin hat Hr. Otto allerdings mehrere Beyſpiele zuſammengeſtellt, welche aber insgeſammt aus der zweifelhaften Mahnrede genommen ſind, und in welchen das Wort θεοσέβεια, immer mit einem Adjectiv verbunden, in der Bedeutung von religio geſetzt iſt. Daß übrigens der Verfaſſer des Briefes bey der erſten Stelle das Pauliniſche (1. Tim. 3, 16): *τὸ τῆς εὐσεβείας μυστήριον*, vor Augen hatte, möchten wir nicht bezweifeln.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22 November.

Nro. 234. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

I. S. Justini philosophi et martyris Opera. II. De epistola ad Diognetum etc.

(Schluß.)

Der in dem Briefe (K. 7. S. 484. C.) und bey Justin (Apol. II. K. 5. S. 294. A. u. im Dial. mit Tr. K. 23. S. 78. B.) vorkommende Ausdruck στοιχεῖα als Bezeichnung der Gestirne, oder, was wir vorziehen würden, Himmelskörper hatte keinen Anstoß verursachen dürfen; denn er floß aus dem Sprachgebrauche der Alexandrinischen Schule. S. Suicer. Thes. eccl. T. II. p. 1039. und Heinichen z. Euseb. Kirchengesch. III, 31. Th. I. S. 261. f. Vgl. Menag. Observatt. ad Diog. Laërt. VI. 102. T. II. p. 268.

Ferner, heißt es, findet man das weniger gebräuchliche Verbale ἀποδεκτός in beyden. Hatten sie nicht einen Vorgänger am Clemens I. an d. Kor. 7., wo προσδεκτός, und K. 40. wo zweymal εὐπρόσδεκτος steht?*) Ebensowenig hatte die Zusammenstellung d. W. λόγος und νοῦς auffallen sollen, wie man aus folgender Stelle des Philon von der Weltschöpfung Bd. I. S. 17. z. A.: τῶν ὄντων τὰ μὲν οὔτε ἀρετῆς, οὔτε κακίας μετέχει, ὥσπερ φυτὰ καὶ ζῶα ἄλογα· τὰ μὲν, ὅτι ἄψυχά τέ ἐστι καὶ ἀφαντάστῳ φύσει διοικεῖται· τὰ δ', ὅτι καὶ νοῦν καὶ λόγον ἐκτέτηται· κακίας δὲ καὶ ἀρετῆς, ὡς ἂν εἶναι, νοῦς καὶ λόγος, οὓς αὐταὶ περίκασιν ἐνδιαιτᾶσθαι, sattsam ersehen kann. Vgl. Plutarch. mor. Schriften S. 5. E. und Wyttenbach z. dies. St. S. 100. — Auf gleiche Weise findet die Verbindung d. W. ἄφθαρτος καὶ ἀθάνατος einen Gewährsmann an Philon üb. d. Träume Bd. I. S. 641, 42., u. über die Namenwechselung Bd. I. S. 606, 7. und 610, 30. Ebenso gebraucht er in d. Schrift: Gott ist unveränderlich, Bd. I. S. 294, 9. ἀΐδιος καὶ ἄφθαρτος und üb. d. Träume S. 625, 31. ἄφθαρτος καὶ παγκαίων. — Auch die Verknüpfung zweyer gleichbedeutender Adverbia, wie σαφῶς καὶ ἐτυμολόγως (Br. an Diogn. K. 1. S. 464. B.) und σαφῶς καὶ φανερῶς (in d. Mahnrede K. 1. S. 14. B. und K. 5. S. 26. B.) ist nichts Seltenes. Dem ersten Ausdruck entspricht das Platonische (Politeia S. 336. D.) σαφῶς καὶ ἀκριβῶς vollkommen, dem zweyten σαφῶς καὶ ἐκδήλως und τραγῳδεῖ καὶ σαφῶς bey Philon Allegor. Bd. I. S. 111, 25, 32, 38, 39., aus welchem wir, um Hrn. Otto von der Unhaltbarkeit seiner Ansicht hinreichend zu überzeugen, noch folgende, in diese Kategorie gehörende Beyspiele namhaft machen wollen: πάνυ προσφυῶς καὶ εὐσυμβόλως Bd. I. S. 40, 1., ὀρθῶς καὶ πάνυ ἀληθῶς in d. näml. B. S. 99. 1—2. μὴ ταπεινῶς καὶ χαμαιζήλως, ὑπερμεγέθως δὲ καὶ ὑπεραύλως καὶ ὑψηλῶς S. 103, 39., ἐμμέλως τε καὶ ἐναρμονίως S. 107, 19., φειδωλῶς καὶ ἀνελευθέρως S. 195, 7—8., ἀψευδῶς καὶ σφόδρα ἐναργῶς S. 274, 38., ἀδόλως καὶ καθα-

*) So verhält es sich auch in Hinsicht des S. 57. bemerkten ἀόργητος, welches bey Clemens I. an d. Kor. K. 19. a. E. und b. Ignatius Br. an d. Philadelph. I. a. E. vorkommt.

ρῶς S. 276, 2., παγίως καὶ βεβαίως S. 280, 5., ἀπόνως καὶ χωρὶς πραγματείας S. 287, 17., ἀεὶ καὶ συνεχῶς S. 342, 38. – S. 65. wird als eine insignis formula χωρεῖν εἰς τὸ πῦρ τὸ αἰώνιον (Br. K. 8. S. 488. B.) bemerkt, und mit dem Juſtiniſchen (Apol. I. K. 12. S. 158. B.) πορεύεσθαι ἐπ' αἰωνίαν διὰ πυρὸς κατάδικην zuſammengeſtellt. Daß dem Verfaſſer des Briefes die Stelle in dem bekannten Dialoge Ariochos S. 371. A.: τὴν ψυχὴν εἰς τὸν ἄδηλον χωρεῖν τόπον vor Augen ſchwebte, halten wir nicht für unwahrſcheinlich. Ueber ἀκολουθεῖν ἔν τινι iſt ſchon oben geſprochen worden.

Das größte Gewicht aber legt Hr. Otto auf die wunderbare, noch nicht, wie er S. 65. ſagt, beobachtete Aehnlichkeit des Anfangs des Briefes an Diognetus (K. 1. S. 464. C.): καὶ παρὰ τοῦ θεοῦ, τοῦ καὶ τὸ λέγειν καὶ τὸ ἀκούειν ἡμῖν χορηγοῦντος, αἰτοῦμαι δοθῆναι, ἐμοὶ μὲν, εἰπεῖν οὕτως ὡς μάλιστα ἂν ἀκοῦσαί σε βελτίω γενέσθαι, σοί τε, οὕτως ἀκοῦσαι, ὡς μὴ λυπηθῆναι τὸν εἰπόντα, mit der Mahnrede an die Heiden, welche ſo beginnt: Ἀρχόμενος τῆς πρὸς ὑμᾶς παραινέσεως, ὦ ἄνδρες Ἕλληνες, εὔχομαι τῷ θεῷ ἐμοὶ μὲν ὑπάρξαι τὰ δέοντα πρὸς ὑμᾶς εἰπεῖν, ὑμᾶς δὲ τῆς προτέρας ἀφεμένους φιλονεικίας καὶ τῆς τῶν προγόνων πλάνης ἀπαλλαγέντας ἐλέσθαι τὰ λυσιτελοῦντα νῦν, und offenbar eine Nachahmung des Eingangs der Demoſtheniſchen Rede περὶ στεφάνου iſt, wo der Athenaeiſche Redner ſich ſo ausdrückt: Πρῶτον μὲν, ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι, τοῖς θεοῖς εὔχομαι πᾶσι καὶ πάσαις, ὅσην εὔνοιαν ἔχων ἔχω διατελῶ τῇ τε πόλει καὶ πᾶσιν ὑμῖν, τοσαύτην ὑπάρξαι μοι παρ' ὑμῶν εἰς τουτονὶ τὸν ἀγῶνα. Aus dieſer Aehnlichkeit nun will Hr. Otto ſchließen, daß beyde Schriften von Einem und demſelben Verfaſſer ſtammen und der Zeit nach nicht weit von einander abſtehen.

Dieſer Anſicht aber können wir nicht beyſtimmen, da wir von einer **wunderbaren Aehnlichkeit**, welche zwiſchen dem Anfang des Briefes und dem der Mahnrede ſtatthaben ſoll, nichts wahrnehmen können, und es uns ebenſowenig bedünken will, daß der Verfaſſer des Briefes, gleich wie der der Mahnrede das Demoſthenieſche Exordium nachgeahmt habe. Mit einem feyerlichen Gebete ihre Werke zu beginnen war nämlich bey den Dichtern, Philoſophen und Rednern des klaſſiſchen Alterthums nichts Ungewöhnliches, und auch chriſtliche Schriftſteller huldigten, mit ihnen wetteifernd, dieſer alten frommen Sitte, wie Gataker z. Marc. Antonin. S. 183. b. E. f., Angel. Mai z. Cic. vom Staate I. 36. und Jacobs in d. Anmerk. z. ſeiner Ueberſetzung der erwahnten Demoſthenieſchen Rede S. 579. gezeigt haben. Nach unſerm Dafürhalten diente dem Verfaſſer des Briefes vielleicht die berühmte, vom Philon in der Schrift von der Unvergänglichkeit der Welt Bd. II. S. 487. z. A. nachgeahmte Stelle im Platoniſchen Timaeos S. 27. C. zum Vorbilde, welche ſo lautet: Τοῦτό γε δὴ πάντες ὅσοι καὶ κατὰ βραχὺ σωφροσύνης μετέχουσιν, ἐπὶ παντὸς ὁρμῇ καὶ σμικροῦ καὶ μεγάλου πράγματος θεὸν ἀεί που καλοῦσιν· ἡμᾶς δὲ τοὺς περὶ τοῦ παντὸς λόγους ποιεῖσθαί τῃ μέλλοντας, . . . εἰ μὴ παντάπασι παραλλάττομεν, ἀνάγκη θεοὺς τε καὶ θεὰς ἐπικαλουμένοις εὔχεσθαι πάντα κατὰ νοῦν ἐκείνοις μὲν μάλιστα, ἑπομένως δὲ ἡμῖν εἰπεῖν. Hatte er dieſes Muſter vor Augen, ſo wird man ihm das Lob eines geiſt- und geſchmackvollen Nachahmers nicht verſagen können.

Da demnach der Brief und die Mahnrede nichts mit einander gemein haben, außer daß beyde mit einem Gebete anfangen, wie ſo manche andere Geiſteserzeugniſſe aus klaſſiſcher und chriſtlicher Vorzeit, ſo iſt durchaus kein Grund vorhanden, beyde Schriften Einem Verfaſſer zuzueignen; noch läßt ſich hieraus über die Zeit, wann ſie verfaßt worden, etwas mit Gewißheit beſtimmen.

Ein anderes höchſt bedeutſames Merkmal, daß Juſtin der Märtyrer der Verfaſſer des Briefes an Diognetus iſt, glaubt Hr. Otto in dem in beyden Schriftſtellern vorkommenden Ausdruck ἀγαπᾶν τοὺς μισοῦντας (ſtatt ἀγαπᾶν τοὺς ἐχθρούς) gefunden zu haben. „Mirus est hic,“ bemerkt er S. 66.,

„Epistolae cum Apologia et Dialogo consensus, qui neque in casu positus, neque ex imitatione ortus esse potest; sed ita tantum a sano quovis critico explicabitur, ut statuat Epistolam esse exaratam ab eodem viro, qui Apologiam et Dialogum confecerit, hoc est a Iustino Philosopho et Martyre."

Das Ungegründete dieser Behauptung fällt jedoch bei genauerer Prüfung der einschlagenden Stellen leicht in die Augen.

K. 6. S. 482 A. lesen wir nämlich bey dem Verfasser des Briefes: *Μισεῖ τὴν ψυχὴν ἡ σὰρξ καὶ πολεμεῖ μηδὲν ἀδικουμένην, διότι ταῖς ἡδοναῖς κωλύεται χρῆσθαι· μισεῖ καὶ Χριστιανοὺς ὁ κόσμος μηδὲν ἀδικούμενος, ὅτι ταῖς ἡδοναῖς ἀντιτάσσονται. Ἡ ψυχὴ τὴν μισοῦσαν ἀγαπᾷ σάρκα καὶ μέλη· καὶ Χριστιανοὶ τοὺς μισοῦντας ἀγαπῶσιν.* Wen kann wohl, fragen wir, in dieser geistreichen Antithese die freye Anwendung des Bibelspruches bey Luk. 6, 27: *Ἀγαπᾶτε τοὺς ἐχθροὺς ὑμῶν· καλῶς ποιεῖτε τοὺς μισοῦσιν ὑμᾶς*, befremden? Und wenn Justin (Apol. I. S. 168 C.) sich so ausdrückt: *Εἰ ἀγαπᾶτε τοὺς ἀγαπῶντας ὑμᾶς, τί καινὸν ποιεῖτε; Καὶ γὰρ οἱ πόρνοι τοῦτο ποιοῦσιν. Ἐγὼ δὲ ὑμῖν λέγω· Εὔχεσθε ὑπὲρ τῶν ἐχθρῶν ὑμῶν καὶ ἀγαπᾶτε τοὺς μισοῦντας καὶ εὐλογεῖτε τοὺς καταρωμένους ὑμῖν*, so ist zu den aus Matth. 5, 46 vorausgeschickten Worten: *εἰ ἀγαπᾶτε τοὺς ἀγαπῶντας ὑμᾶς*, der Gegensatz: *ἀγαπᾶτε τοὺς μισοῦντας*, ganz gewiß unentbehrlich, und man wird in diesem von ihm angewandten freyeren Verfahren im Gebrauche der Bibelstellen um so weniger Anstand finden können, als er kurz vorher *τί καινὸν ποιεῖτε;* für *τίνα μισθὸν ἔχετε;* und *οἱ πόρνοι* für *οἱ τελῶναι* gibt und im Folgenden die Stelle bey Matth. 5, 44. (vergl. Luk. 6, 27 — 28) ganz anders anwendet. Ebenso heißt es im Dial. mit Tryph. K. 133. S. 440. E.: *εὔχεσθαι καὶ ὑπὲρ τῶν ἐχθρῶν καὶ ἀγαπᾶν τοὺς μισοῦντας καὶ εὐλογεῖν τοὺς καταρωμένους.*

Gleich wichtig dünkt ihn (S. 66 f.) der Spruch in dem Briefe K. 8. S. 490. C.: *καὶ (θεὸς) μόνος ἀγαθός ἐστιν*, in Vergleichung mit dem Justinischen (Apol. I. K. 16. S. 172. E.): *Οὐδεὶς ἀγαθός, εἰ μὴ μόνος ὁ θεός*, welchem die Stelle bey Matth. 19, 17., wo die gemeine Lesart, wie bey Mark. 10, 18 und Luk. 18, 19.: *Οὐδεὶς ἀγαθός, εἰ μὴ εἷς ὁ θεός* hat, während Lachmann und Tischendorf: *Εἷς ἐστιν ὁ ἀγαθός* aufnahmen, zu Grunde liegt. „Nec vero," sagt er S. 67., „in Codd. N. T. mstis, nec apud Patres illud *μόνος* reperitur." Ganz natürlich, weil der Verfasser des Briefes sich frey und nach philosophischer Weise, wenn wir so sagen sollen, ausdrückt, wie z. B. Plotin V. 5. S. 532. E., wo es heißt: *ἦν δὲ αὐτὸ* (nämlich *τὸ ἀγαθὸν*) *ἁπλοῦν καὶ μόνον ἀγαθόν*. Ebenso Tertullianus gegen Marcion II. 6. S. 457. D.: Nam bonus natura Deus solus, und Hermes Trismeg. im Poemand. K. 6. S. 29., wo jedoch schon auf die genannte Bibelstelle angespielt wird: *Τὸ ἀγαθόν — ἐν οὐδενί ἐστιν, εἰ μὴ ἐν μόνῳ τῷ θεῷ*. Vergl. auch die oben aus Hermes angeführte Stelle.

Hinsichtlich des Uebrigen können wir uns ganz kurz fassen. Den Brief dem Märtyrer zuschreibend, setzt Hr. Otto K. III. §. 17 die Zeit der Abfassung desselben zwischen 135 und 138 n. Chr. und nimmt mit Großheim Alexandria für den Ort an, wo der Brief geschrieben worden. K. IV. §. 19. untersucht er, wer wohl Diognetus gewesen. Er zählt S. 73 f. zwanzig Diognete auf. Alle diese aber lebten lang vor der christlichen Zeitrechnung.

Erſt im zweyten Jahrhundert n. Chr. fand er dieſen Namen wieder und zwar zum letzten Male. So hieß nämlich des Markus Aurelius Lehrer, welcher im vierten Decennium des zweyten Jahrhunderts zu Rom am kaiſerlichen Hofe lebte und wie man, ſagt er, aus dem Ausdruck (K. I. z. A.): κράτιστε Διόγνητε abnehmen kann, in großem Anſehen ſtand. In dem fünften Kapitel wird der Schluß des Briefes (Kap. XI. und XII.) nach dem Vorgang des Heinrich Stephanus, Sylburg, Tillemont, Boehl*), Großheim, G. H. van Senden (Geſchichte der Apologetik. Ueberſetzt von P. W. Quak und R. Binder, Th. I. S. 191. Anmerk. 337.) und Semiſch für unächt erklart. Zu dieſer Anſicht neigt ſich auch Hefele (Prolegg. ad Patrum apostolicc. Opp. ed. 2. P. LXI.) hin; Dorner hingegen (a. a. O. S. 179.) kann ſich für eine Theilung nicht recht entſchließen. So gern wir ihm zugeben, daß die Schlußkapitel dieſelbe geiſtvolle Art und chriſtliche Farbe verrathen, wie die vorhergehenden, ſo können wir doch keineswegs in Abrede ſtellen, daß dort Anſichten und Ausdrücke vorkommen, welche mit dem Früheren in offenbarem Widerſpruche ſtehen und auf eine weit ſpätere Zeit hinweiſen. Nach dem ganzen Inhalte des Briefes zu urtheilen, dürfte die Abfaſſung deſſelben in das dritte Decennium des zweiten Jahrhunderts fallen**), wo das Chriſtenthum ungeachtet der härteſten Verfolgungen ſchon ſehr an Ausbreitung gewonnen hatte und der Feuereifer ſeiner Vertheidiger ſich auf die glänzendſte Weiſe offenbarte. „Quadratus apostolorum discipulus et Atheniensis pontifex ecclesiae“, berichtet der h. Hieronymus (Epist. LXX. ad Magnum oratorem Cap. 4. Tom I. p. 426. ed. Vallars.), nonne Adriano principi Eleusinae sacra invisenti librum pro nostra religione tradidit? Et tantae admirationi omnibus fuit, ut persecutionem gravissimam illius excellens sedaret ingenium. Aristides philosophus, vir eloquentissimus, eidem principi Apologeticum pro Christianis obtulit, contextum philosophorum sententiis, quem imitatus*) postea Iustinus et ipse philosophus Antonino Pio et filiis eius Senatuique librum contra gentiles tradidit etc.“ Vergl. Hieronym. de viris illustribus Cap. 19. sq. Tom. II, p. 845. sqq. und Euseb. Hist. eccl. IV. 3. — Um den Ort, wo der Brief geſchrieben worden, beſtimmen zu können, fehlt es durchaus an Anhaltspunkten. Ebenſo müſſen wir die Frage, wer Diognetus geweſen, dahingeſtellt ſeyn laſſen.

K.

*) Dieſer hält nur einzelne Theile für unterſchoben.

**) „Stände die Theilung des Briefes feſt“, ſagt Dorner a. a. O. S. 180. in der Anmerk., „ſo wäre ſeine Abfaſſung nicht lange nach 120 wahrſcheinlich.“

*) Dieſe Stelle zeigt auf eine ſchlagende Weiſe, daß Juſtin nicht als Originalſchriftſteller anzuſehen iſt. Schade nur, daß von den Apologien dieſer geiſtreichen und beredten Männer, welche noch zu Euſebius und Hieronymus Zeiten im Umlauf waren, nichts auf die Nachwelt gelangte, weil wir an denſelben einen ſicheren Maßſtab zur richtigeren Beurtheilung der Schriften des Märtyrers hätten!

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. November.

Nro. 235. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königliche Hof- und Staatsbibliothek.

Büchergeschenk aus Rußland.

Die Kunde, daß die k. Bibliothek in Stuttgart durch die Liberalität der kais. russischen Regierung in den Besitz mehrerer sehr werthvoller, unter den Auspicien genannter Regierung herausgegebener Werke gelangt sey, veranlaßte die Direction der k. Hof- und Staatsbibliothek dahier, sich an Seine Kaiserliche Hoheit den Herrn Herzog und Großfürsten Maximilian von Leuchtenberg bey Höchstdessen jüngster Anwesenheit in München mit der Bitte zu wenden, daß Höchstderselbe bey Seiner Rückkehr nach Petersburg eine ähnliche Munificenz Sr. Maj. des Kaisers von Rußland auch für die hiesige k. Hof- und Staatsbibliothek auszuwirken die Geneigtheit haben wolle; und schon unterm 17 July d. J. wurde der k. Bibliothekdirector v. Lichtenthaler durch ein Schreiben des Herrn E. Mußard, Geheimen Secretärs Sr. Kaiserlichen Hoheit des Herrn Herzogs von Leuchtenberg, in Kenntniß gesetzt, daß auf Verwendung Sr. Kais. Hoheit Se. Majestät der Kaiser von Rußland der k. Bibliothek zu München folgende Werke geschenkt habe:

1) Ein Exemplar der vollständigen Sammlung der russischen Gesetze von 1649 bis 1845;

2) die Publicationen der archäographischen Kommission zu Petersburg;

3) eine Reihe von Schriften, welche die kais. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg herausgegeben;

4) die von der Universität zu Kasan herausgegebenen Schriften über orientalische Literatur.

Von diesen der k. Hof- und Staatsbibliothek angekündigten Geschenken sind ihr die sub num. 2 und 3 angedeuteten Werke, zusammen in 42 Bänden, bereits zu Ende des Monats September zugekommen; die russische Gesetzsammlung aber, aus 105 prachtvoll gebundenen Quartbänden bestehend, wurden ihr durch den kaiserlich russischen Gesandten am hiesigen Hofe, Herrn Geheimen Rath von Severin unter dem 10 November portofrey übermacht.

Eine unverweilte Anzeige des Inhalts und Bestandes dieser höchst werthvollen Acquisition wird gewiß allen denjenigen unserer Leser, die jegliche Bereicherung der k. Hof- und Staatsbibliothek als eine gemeinsam erfreuliche Angelegenheit zu begrüßen pflegen, willkommen seyn; dieselbe soll aber zugleich der k. Hof- und Staatsbibliothek Gelegenheit geben, sowohl ihren Dank für ein so bedeutendes Geschenk öffentlich auszusprechen, als auch zu gerechter Anerkennung der großartigen wissenschaftlichen Bestrebungen und des energischen Aufschwunges beyzutragen, wodurch Rußland unter der gegenwärtigen Regierung und insbesondere unter dem belebenden Einfluße des ruhmvoll bekannten Ministers des öffentlichen Unterrichts und Präsidenten der kais. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, Sergius von Uwarow, in so hohem Grade sich auszeichnet.

Eine ähnliche Anzeige über die von der Universität Kasan herausgegebenen Werke wird sogleich

nach dem Eintreffen der fraglichen Sendung nachfolgen.

I. Die russische Gesetzsammlung.

Was schon Peter der Große im J. 1700 befohlen, was zehn während eines vollen Jahrhunderts von Zeit zu Zeit angeordnete, aber immer unverrichteter Dinge wieder auseinander gegangene Gesetzgebungskommissionen nicht zu Stande brachten, das vollführte rasch und gediegen des jetzt regierenden Kaisers kräftiger Wille: eine vollständige Sammlung und Herausgabe aller seit dem letzten Gesetzbuche vom Jahre 1649 erschienener russischen Gesetze, — ein wohlgeordnetes, brauchbares, allgemeines Landesgesetzbuch. Die Bewältigung des binnen so langer Frist zum Ungeheuern angeschwollenen Materials wurde durch eine eben so einfache als zweckmäßige Eintheilung und Behandlung desselben erzielt. Das gesammte Gesetzwerk wurde nämlich in zwey Hauptbestandtheile zerfällt: in einen chronologischen und in einen systematischen; jeder dieser Hauptbestandtheile wurde wieder in eine selbstständige in sich abgeschlossene, und in eine fortschreitende, die neuesten Gesetze als jährlichen Nachwuchs in sich aufnehmende Abtheilung ausgeschieden. Dem zufolge besteht der chronologische Hauptbestandtheil

1) aus der Sammlung aller seit dem Jahre 1649, das Gesetzbuch (Uloschenie) des Czars Alexei Michailowitsch v. J. 1649 mit eingeschlossen, bis zum 12 December 1825 erschienener Gesetze und Verordnungen; 2) aus der Sammlung der seit dem Regierungsantritte des Kaisers Nikolaus publicirten und fernerhin erscheinenden Gesetze.

Der zweite Hauptbestandtheil des Gesetzwerkes, der systematische, umfaßt — nach den Hauptfächern der Administration und Justiz in einzelne Rechtsbücher abgetheilt, — 1) das eigentliche als ein geordnetes Ganze in sich abgeschlossene Gesetzbuch (Swod, Corpus juris,) die Zusammenstellung und Verschmelzung sämmtlicher vom Jahre 1649 bis zum Jahre 1841 incl. erschienenen und noch geltenden Gesetze in sich begreifend; 2) die Fortsetzungen dieses Gesetzbuches, die seit dem J. 1842 erlassenen und künftig zu erlassenden Gesetze in derselben Ordnung und systematischen Aufeinanderfolge wie die vorerwähnten einzelnen Rechtsbücher oder Abschnitte des Gesetzbuches selbst, in auszüglicher Bearbeitung und mit Verweisung auf die einzelnen Artikel desselben enthaltend.

Die beyden chronologischen Sammlungen führen den Titel:

Polnoje sobranie sakonow rossyskoi imperii, powelenieм gossudarja imperatora Nikolaja Pawlowitscha sostawlennoje. Sanktpeterburg. Petschatano w tipografii II. otdelenija sobstwennoi Jego Imperatorskago Welitschestwa Kanzeljarii. (Vollständige Sammlung der Gesetze des russischen Reiches auf Befehl des Herrn und Kaisers Nikolaus Paulowitsch veranstaltet. St. Petersburg. Gedruckt in der Buchdruckerey der zweyten Abtheilung der eigenen Kanzley Sr. Kais. Majestät.)

Die Gesetz-Texte der ersten, im Ganzen aus 66 Banden bestehenden chronologischen Reihe (Sobranie perwoje. S' 1649 po 12 Dekabrja 1825 goda) füllen die Bände 1 — 40 und enthalten 30,600 einzelne Gesetzesnummern (Verordnungen). Der 41 Band enthält ein chronologisches Register (Ukasatel); der 42 Band in zwey Abtheilungen ein alphabetisches Repertorium über die sämmtlichen Textbände; der 43 und 44 Band, jeder in zwey Theilen, enthalten die Sammlung der verschiedenen Staats-Etats (kniga schtatow) von 1711 bis 12 December 1825, und zwar der 43 Band die Kriegs-Etats, dann der 44 Bd. Th. 1. die Marine Etats, Th. 2. die Cultus- und Civil-Etats. Bd. 45 enthält die Sammlung der Tarife von 1724 — 1825. Hierauf folgen 3 Bände, lithographirte Abbildungs-Beilagen enthaltend, und zwar Bd. 46 die Grundplane sämmtlicher Städte des russischen Reichs, 416 an der Zahl; Bd. 47 die Städte-Wappen; Bd. 48 endlich verschiedene zu den betreffenden Gesetzen und Normativen gehörige Plane und Zeichnungen, als über die Aufstellung, Lager-Anlagen der Infanterie- und Cavallerie Regimenter, über den Bau der Kriegsschiffe, über die Münzstempel, die Gepräge sämmtlicher russischen Gold, Silber- und Kupfermünzen aus dem bezeichneten Zeitraume darstellend ꝛc.

Die zweyte chronologische Sammlung (Sobranie wtoroje. S' 12 Dekabrja 1825 goda) umfaßt bis jetzt in 19 Bänden (wovon Bd. 5, 6, 8 bis 14, 16 bis 19 in je zwey Theile, der 15 Bd. aber in drey Theile ausgeschieden und demgemäß auch gebunden sind) 18,572 Gesetzesnummern vom 25 December 1825 bis zum Jahre 1844 incl. Dem 18 und 19 Bande sind in ähnlicher Weise, wie der ersten Sammlung, tabellarische Uebersichten der Etats, Plane und Zeichnungen, dann chronologische und alphabetische Register beygefügt. Sämmtliche Textbände der ersten chronologischen Sammlung, so wie auch noch Bd. 1 — 4 der zweyten traten in dem Jahre 1830 aus der Presse, die übrigen Bände der zweyten Sammlung erschienen in den Jahren 1831 bis 1845, die Abbildungsbeylagen zur ersten Sammlung, in der lithographischen Anstalt der Militär-Colonieen angefertigt, in den Jahren 1839 und 1843.

Der zweyte, systematische Hauptbestandtheil des Gesammtgesetzwerkes oder das eigentliche Gesetzbuch erschien im Jahre 1842 in 15 Bänden in klein Quart (sg. groß Lexikonoktav) unter dem gemeinsamen Haupttitel:

Swod sakonow rossyskoi imperii, poweleniem gossudarja imperatora etc. Isdanije 1842 goda.

und ist in folgende acht, mit entsprechenden Einzel-Titelblättern versehene Rechtsbücher abgetheilt:

I. (Bd. 1 — 3.) Swod utschreschdeny gossudarstwennich i gubernskich. Tschast 1 — 3. Codex der Reichs- und Regierungs-Organisationsgesetze. Th. 1. Reichsgrundgesetze, Statut über die kaiserliche Familie, Organisation des Reichsraths, der Reichskanzley, der Ministerien ꝛc. Thl. 2. Organisation der Gubernial-, Kreis-, Stadt- und Landgerichts-Behörden. Th. 3. Reglements für den Civil-Staatsdienst.

II. (Bd. 4.) Swod ustawow o powinnostjach. Codex der Gesetze über die persönlichen Leistungen der Unterthanen. (Militär- und Frohndienst, die sg. Landesprästationen).

III. (Bd. 5 — 8.) Swod ustawow kasönnago uprawlenija. Tschast 1 — 4. Codex der Gesetze über die Finanzverwaltung. Thl. 1. Gesetze über das Steuer-, Zoll- und Accis-Wesen. Thl. 2. Gesetze und Verordnungen über das Zollwesen insbesondere. Th. 3. Gesetze über das Münz-, Berg- und Salinenwesen. Thl. 4. Gesetze über das Forstwesen, die Domainen ꝛc.

IV. (Bd. 9.) Swod sakonow o sostojanijach. Codex der Gesetze über die Stände, Rechte und Pflichten des Adels, der Geistlichkeit, der Bürger, Bauern, Ausländer ꝛc.

V. (Bd. 10.) Swod sakonow graschdanskich i meschewich. Tschast 1 — 2. Codex der bürgerlichen und Gränzgesetze. Thl. 1. Civilrecht und Civilproceß. Thl. 2. Vermessung des Grundes und Bodens und Gränzproceß.

VI. (Bd. 11. 12.) Swod ustawow gossudarstwennago blagonstroistwa. Tschast 1 — 5. Codex der staatswirthschaftlichen Verordnungen. Handel, Gewerbe, Bauwesen, Landwirthschaft ꝛc. betr.

VII. (Bd. 13. 14.) Swod ustawow blagotschinija. Codex der Polizey-Verordnungen.

VIII. (Bd. 15.) Swod sakonow ugolownich. Codex der Criminalgesetze. Abth. I. Ueber Verbrechen und Strafen im Allgemeinen. Abth. II. Ueber das peinliche Gerichtsverfahren. — Den 16 Bd. bildet ein ausführliches alphabetisches Repertorium (Ukasatel etc. St. Petersb. 1844) über die sämmtlichen Theile des Swod.

Was endlich die Fortsetzung (prodolschenije) des Swod anbelangt, so sind davon bis jetzt 4 Bde. erschienen, resp. der k. Hof- und Staatsbibliothek zugekommen, wovon der erste, der Eintheilung des Swod in 15 Bände nach Artikel und Seitenzahl folgend, die Gesetze des Jahres 1842, der zweyte und dritte Band in gleicher Weise die Gesetze des Jahres 1843 und der vierte jene vom 1. Januar bis 30 Juni 1844 enthalten.

II. Von der archäographischen Kommission herausgegebene Werke.

1) Akti, sobrannije w bibliotekach i archiwach rossyskoi imperii archeograficheskoju expedizieju imperatorskoi akademii nauk. Dopolneni i isdani wissotschaische utschresch-

dennoju kommissieju. Sanktpeterburg. W tipografii II otdelenija sobstwennoi E. I. W. Kanzeljarii. 1836. (Akten, gesammelt in den Bibliotheken und Archiven des russischen Reiches durch die archäographische Expedition der kais. Akademie der Wissenschaften. Ergänzt und herausgegeben von der allerhöchsten Orts hiezu angeordneten Kommission. St. Petersburg. In der Buchdruckerey der zweyten Abth. d. eigenen kais. Kanzley.) Vier Bände. 4. Nebst einem im J. 1838 unter dem Titel: Ukasatel k aktam archeograficheskoi expedizii. Sanktpeterburg. W tipografii Eduarda Pratza i Ko. erschienenen Personal-, Orts- und Sach-Register.

2) Akti istoritscheskije, sobrannije i isdannije archeograficheskoju kommissieju. Sanktpeterburg. W tipografii expedizii sagotowlenija gossudarstwennich bumag. (Historische Akten, gesammelt und herausgegeben von der archaeographischen Kommission. St. Petersburg. In der Druckerey der Expedition für Ausfertigung der Staatspapiere, 1841 bis 1842. 4. Fünf Bände, nebst einem im J. 1843 zu denselben erschienenen Register-Bande.

3) Akti juriditscheskije, ili sobranie form starinnago deloproiswodstwa. Isdani archeograficheskoju kommissieju. Sanktpeterburg. W tipografii IIgo otdelenija sobstwennoi E. I. W. kanzeljarii. 1838. 4. (Juridische Akten, oder Sammlung von Formen des alten Rechtsganges. Herausgegeben von der arch. Komm. ꝛc.) Der Registerband hiezu erschien im J. 1840.

4) Polnoje sobranie russkich letopissei, isdannoje po wissotschaischemu poweleniju archeograficheskoju kommissieju. (Vollständige Sammlung der russischen Chroniken. Auf allerhöchsten Befehl herausgegeben v. d. arch. Komm.) Tom. 2, 3. Sanktpeterburg. W tipografii Eduarda Pratza. 1841—1843. 4.

5) O Rossii, w zarstwowanie Alexija Michailowitscha. Sowremennoje sotschinenie Grigorja Koschichina. (Ueber Rußland unter der Regierung des Czars Alexei Michailowitsch. Eine gleichzeitige Aufzeichnung von Gregor Koschichin.) Sanktpeterburg. W tipografii Eduarda Pratza. 1840. 4.

6) Medalioni w pamiat wojennich sobity 1812, 1813, 1814 i 1815 godow, isobretennije Grafom Th. Tolstim, i wigrawirowannije na stali, po spossobu Beta, N. Menzowim. S wissotschaischago soiswolenija isdani archeograficheskoju kommissieju. (Medaillons zur Erinnerung an die Kriegsbegebenheiten der Jahre 1812—1815, entworfen von dem Grafen Th. Tolstoi, und in Stahl gravirt, in Bate's Manier, durch N. Menzow. Herausgegeben ꝛc.) Sanktpeterburg. Petschatano w wojennoi tipografii. 1838. gr. 4.

7) Sobranie russkich medalei, isdannoje po wissotschaischemu poweleniju archeogr. kom. Wipusk 1—4. (Sammlung russischer Medaillen ꝛc.) Sanktpeterburg, w tipografii expedizii sagotowlenija gossudarstwennich bumag. 1840—1841. fol.

8) Historica Russiae monumenta, ex antiquis exterarum gentium archivis et bibliothecis deprompta, ab A. J. Turgenevio. Tomus I. Scripta varia e secreto archivo Vaticano et aliis archivis et bibliothecis Romanis excerpta continens, inde ab anno MLXXV. ad annum MDLXXXIV. Tomus II. Scripta varia e secreto archivo Vaticano etc. inde ab anno MDLXXXIV. ad annum MDCCXIX. Quibus in hoc volumine accesserunt: Appendix, continens acta ad alias Slavorum regiones pertinentia, inde ab anno MCCXXXI. ad annum MCCCCVIII. Historica Russiae monumenta ex archivis et bibliothecis Angliae et Franciae deprompta, inde ab anno MDLVII. ad annum MDCLXXIX. Petropoli. Typis Eduardi Pratzi. 1841—1842. gr. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. November.

Nro. 236. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königliche Hof- und Staatsbibliothek.

Büchergeschenk aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Unter den wissenschaftlichen Reisen, welche im Auftrage und auf Kosten der kais. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg von russischen Gelehrten im Laufe der letztverflossenen Decennien unternommen wurden, nimmt die „archäographische Expedition“ eine vorzügliche Stelle ein. Der Beschluß zur Ausrüstung derselben wurde auf Veranlassung des von glühendem Eifer für Erhaltung und gründliche Erforschung der geschichtlichen Alterthümer seines Vaterlandes beseelten Präsidenten der Akademie im J. 1828 gefaßt. Der Zweck des Unternehmens sollte seyn, alle Bibliotheken und Archive des russischen Reiches zu durchforschen, um sich der unter ihren Handschriften- und Urkunden-Sammlungen vorfindlichen Denkmäler und Quellen der älteren russischen Geschichte, Diplomatik, Rechtskunde ꝛc. zum Behufe ihrer wissenschaftlichen Benützung und Bekanntmachung zu vergewissern. Die Dauer dieser Expedition wurde auf ungefähr sieben Jahre angesetzt, für die Reise- und Arbeitskosten eine jährliche Summe von 10,000 Rubeln aus den akademischen Fonds ausgeworfen, und ein talent- und kenntnißvoller junger Alterthumsforscher, P. Strojew, der damals beym Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt war, und durch seinen schon im J. 1823 dargelegten Versuch einer Durchforschung der Klosterbibliotheken des nördlichen Rußlands seine Befähigung zur Ausführung des fraglichen Unternehmens beurkundet hatte, zum deßfallsigen Reisenden der Akademie ernannt. Strojew trat im J. 1829 diese ehrenvolle Mission an; im J. 1830 ward ihm Hr. Berednikow als Gehilfe und Mitarbeiter beygegeben, und nach 6jähriger Dauer ihrer gemeinschaftlichen Reisen, auf welchen sie mehr als 200 Bibliotheken und Archive des nordwestlichen, mittleren und westlichen Rußlands durchsucht hatten, war das von ihnen gewonnene Material an Handschriften und Urkunden der bezeichneten Kategorien zu einem so reichen Umfange angewachsen, daß sofort zu dessen Veröffentlichung durch den Druck geschritten werden konnte. An die Stelle der archäographischen Expedition trat eine durch kaiserliche Entschließung vom 24. December 1834 angeordnete, unmittelbar dem Ministerium der Volksaufklärung unterstellte archäographische Kommission,[1]) deren Aufgabe zuvörderst darin

1) Die archäographische Kommission bestand bey ihrer Constituirung aus folgenden Mitgliedern:

1. Hr. Serbinowitsch, Redakteur des Journals des Ministeriums der Volksaufklärung; 2. Hr. Strojew, ehemaliger Vorstand der archäographischen Expedition, (der jedoch im J. 1835 auf seine Bitte aus dem Staatsdienste entlassen, und hieben für seine in obiger Stellung erworbenen Verdienste mit einer jährlichen Pension von 2000 Rubeln belohnt wurde. Anstatt seiner trat Herr Krajewsky, Mitredakteur des genannten Ministerial-Journals, als Mitglied der archäographischen Kommission ein.) 3. Hr. Ustrialow, Professor der Geschichte an der Universität zu Petersburg.

bestand, die von der genannten Expedition gesammelten Materialien zu ordnen, zu ergänzen und zum Drucke zu befördern, außerdem aber angewiesen ist, auch auf neu von ihr anzubahnenden Wegen zur Aufhellung der russischen Vorzeit beizutragen. Die bis jetzt von der archäographischen Kommission herausgegebenen Werke haben wir vorstehend ihren vollen Titeln nach aufgeführt, und fügen hier zur näheren Andeutung ihres Inhaltes nur noch einige erläuternde Notizen bey.

Die unter Nr. 1 - 2 vorgetragenen „Akti" sind Sammlungen von chronologisch aneinander gereihten Urkunden vermischt geschichtlichen Betreffs, Nr. 1 die Jahre 1294 bis 1700, Nr. 2 die Jahre 1334 — 1700 umfassend.

Die Akti juriditscheskije (Nr. 3) sind nach zwölf Rubriken ausgeschieden, wovon die erste rechtliche Documente und Gerichtsurkunden im engern Sinne enthält, die zweyte amtliche Berichte, Suppliken ꝛc., die dritte Kauf-, Tausch- und Schenkungsbriefe, die vierte Besitz-Einweisungs- und Gränzabtheilungs-Protokolle, die fünfte Zinsregister, Hebe Rollen, Gnadenbriefe u. s. w. Das älteste Document dieser Sammlung ist vom J. 1425, das jüngste vom J. 1705.

Ein höchst wichtiges Quellenwerk wird die vollständige Sammlung der russischen Annalen und Chroniken werden. (Nr. 4.) Sie wird aus mehr als 20 Banden bestehen. Die bisher erschienenen 2 Bände (Bd. 2 und 3 der ganzen Reihe) enthalten die Hipatiew'sche Chronik mit den Zusätzen der Justin'schen und die 3 Nowgorod'schen Chroniken. Der bereits unter der Presse befindliche erste Band der Sammlung wird eine nach 53 Handschriften kritisch berichtigte Ausgabe von Nestor's Annalen in drey verschiedenen Textesrecensionen liefern.

Die Originalhandschrift der von dem russischen Flüchtling Koschichin verfaßten Schilderung Rußlands unter Alexei Michailowitsch (Nr. 5) wurde von dem Professor Solowjew, welcher für die Zwecke und auf Kosten der archäographischen Kommission in den Jahren 1838 — 1840 Schweden bereiste, in der Bibliothek der Universität zu Upsala aufgefunden, nachdem er schon früher eine schwedische Uebersetzung desselben Werkes im k. Archiv zu Stockholm entdeckt hatte. Der Verfasser war Geheimschreiber am Gesandtschaftsgerichtshofe zu Moskau; das Werk enthält daher höchst wichtige Aufschlüße über die Geschichte der Politik, Gesetzgebung und Verwaltung Rußlands im XVII. Jahrhunderte.

Die Tolstoischen Medaillons (Nr. 6), durch allegorische Figuren im antiken Costüme die wichtigsten Momente des französisch-russischen Krieges darstellend, gehören in ihrer metallischen Ausführung zu den größten und gelungensten Pracht-Schaumünzen der neueren Zeit; ein vorzugliches Interesse in artistischer Beziehung gewähren aber auch die vorliegenden Abbildungen dieser Medaillen in der sg. Collas- oder Bate'schen Manier. Um dem Studium der russischen Numismatik Vorschub zu leisten, zog es der Minister Uwarow in den Thätigkeitskreis der archäographischen Kommission, eine vollständige Sammlung der russischen Münzen und Medaillen in treuen Abbildungen zu veröffentlichen, und hegte den Wunsch, daß diese Abbildungen in der erwähnten, von dem Amerikaner Achilles Collas erfundenen Hautrelief-Stich-Manier ausgeführt werden möchten, deren Trefflichkeit durch das in Paris erscheinende Werk: Trésor de numismatique et de glyptique, ou recueil général de médailles, monnaies etc. auch in Rußland, wie anderwarts, die allgemeine Bewunderung erregte. Bekanntlich gelang es dem englischen Optiker John Bate einige Verbesserungen in der mathematischen Construction der Collas'schen Maschine anzubringen. Um nun eine derley von Bate vervollkommnete Relief-Copiermaschine für Rußland zu erwerben, wurde der russische Künstler N. Menzow im J. 1836 nach London gesendet, eignete sich die Handhabung der-

---

4. Hr. Berednikow, vordem Mitglied der archäographischen Expedition und Hrn. Strojew's Reisegefährte. Späterhin wurden die Mitglieder der archäographischen Kommission um mehr als das Doppelte vermehrt, und die HH. Wostokow und Berednikow als Hauptredakteure der von derselben publicirten Werke ernannt.

selben unter Bate's persönlicher Unterweisung vollkommen an, und die sehr gelungenen Abbildungen der vorliegenden Tolstoi'schen Medaillen (21 an der Zahl) sind die ersten Früchte der von ihm erlernten und nach Rußland verpflanzten Kunst.

Nachdem die nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, wurde aber nun von Seite der archäographischen Kommission sofort zur wirklichen Herausgabe der allgemeinen russischen Medaillen und Münzsammlung selbst geschritten, und deren Gravirung in der besagten Manier demselben Künstler übertragen.

Von der Sammlung der russischen Medaillen sind bis jetzt 4 Lieferungen in Folio erschienen (Nr. 7), auf 59 Tafeln 390 Medaillen in chronologischer Folge nach den Regierungs-Perioden darstellend; die erste Lieferung enthält die vor Peter dem Großen erschienenen Medaillen, so wie die auf seine und Katharina's I. Regierung Bezug haben; die vierte Lieferung enthält jene aus der Regierung Alexanders und des jetzt regierenden Kaisers; die fünfte Lieferung wird aus Medaillen bestehen, welche zu Ehren merkwürdiger Männer geschlagen wurden.

Der unter Nr. 8 vorgetragenen Sammlung: Historica Russiae monumenta ex antiquis exterarum gentium archivis et bibliotheeis deprompta ist auch ein russischer Titel: Akti istoritscheskije otnossjaschtschijessa k Rossii (Geschichtliche auf Rußland bezügliche Urkunden) beygegeben, so wie auch der Vorrede und dem Inhaltsverzeichnisse eine russische Uebersetzung zur Seite steht. Die Grundlage dieser Sammlung bilden die Collectaneen in lateinischer, italienischer und polnischer Sprache, welche der Abbate Albertrandi auf Befehl des polnischen Königs Stanislaus Poniatowski für den polnischen Geschichtsschreiber Naruszewicz aus den Handschriften der Vaticana und anderer römischer Bibliotheken anfertigte. Albertrandi's eigenhändiges Exemplar dieser Collectaneen wurde von dem Könige Stanislaus dem damaligen russischen Gesandten zu Warschau, J. J. Bulgakow geschenkt, von welchem sie später in die Hände des kais. Staatsraths A. T. Turgenew gelangten. Dieser vermehrte, ergänzte und berichtigte sie auf seinen Reisen durch Deutschland, Italien, Frankreich, England, Dänemark und Schweden, und brachte die ganze Sammlung Sr. Majestät dem Kaiser Nikolaus dar, welcher sie der archäographischen Kommission behufs ihrer Herausgabe und weiteren Fortführung überwies.

III. Von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg herausgegebene Schriften:

1. Catalogue de la bibliothèque d' Edchmiadzin, publié par M. Brosset, Académicien extraordinaire. St. Pétersbourg, à l' imprimerie de l' Académie Imperiale des Sciences. 1840. 8. 121 Seiten. Mit gegenüberstehendem russischen Texte.

Es ist dieß das Verzeichniß der Bücher und Handschriften, welche das Kloster Edschmiadzin, der Hauptort Armeniens in kirchlicher und literarischer Beziehung, besitzt. Die Veranlassung zur Abfassung desselben gab zunächst der sel. Clossius zu Dorpat, der sich im J. 1833 an den armenischen Patriarchen mit der Anfrage wendete, ob unter den Handschriften des Klosters nicht etwa armenische Uebersetzungen im Original verloren gegangener griechischer Werke sich vorfänden. Clossius erhielt zwar eine verneinende oder vielmehr ausweichende Antwort, der Vorgang hatte jedoch zur Folge, daß unter dem Einflusse der russischen Regierung die fragliche Bibliothek in ein neues Lokal überbracht, katalogirt, und dem russischen Senator Baron v. Hahn ein Exemplar des Katalogs behändigt wurde, der hier durch Hrn. Brosset auf Kosten der kais. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg in Druck gegeben ist. Voran steht eine ausführliche Nachricht über Edschmiadzin, zurückreichend bis in die Zeiten der ersten Christianisirung Armeniens (S. 1 — 60); der Katalog selbst besteht nur aus 655 Nummern, und zerfällt in zwey Abtheilungen, wovon die erste Bücher und Handschriften in armenischer Sprache, die zweyte aber gedruckte Bücher in andern Sprachen enthält. Die armenischen Werke, 481 Nummern an der Zahl, haben eilf Unterabtheilungen,

von welchem die dritte, (poetiſche Werke,) fünfte (Geſchichte und Geographie,) und ſechſte (Klaſſiker), auf beſondere Beachtung Anſpruch haben dürften. Die Druckwerke der zweyten Abtheilung ſind nur flüchtig verzeichnet, ohne Angabe der Druckorte und Druckjahre, meiſt ſogar ohne Bezeichnung der Sprache, in welcher die Bücher verfaßt ſind. Auch von der anfänglichen Einrichtung des Katalogs, daß jedem ruſſiſchen Titel-Vortrag eine franzöſiſche Ueberſetzung zur Seite ſteht, iſt von Nro. 521 an abgegangen [2]).

2. Description géographique de la Géorgie par le Tsarévitch Wakhoucht, publiée d' après l' original autographe par M. Brosset, membre de l' académie impériale des sciences. St. Pétersbourg, à la typographie de l' Académie 1842. 4. XXX und 540 S. Mit 6 Karten. Der Text in georgiſcher Sprache mit gegenüberſtehender franzöſiſcher Ueberſetzung.

Die Einleitung giebt eine biographiſche und literarhiſtoriſche Notiz über den Verfaſſer des vorliegenden Werkes, über die Beſchaffenheit und über die früheren Beſitzer des Manuſcripts, nach welchem die gegenwärtige Ausgabe veranſtaltet wurde, ſo wie auch über die dazu gehörigen Karten, und über das von dem Hrn. Herausgeber beobachtete Verfahren.

3. Die Thaten des Vertilgers der zehn Uebel in den zehn Gegenden, des verdienstvollen Helden Bogda Gesser Chan; eine mongoliſche Heldensage, nach einem in Peking gedruckten Exemplare aufs Neue abgedruckt unter der Aufſicht des Akademikers J. J. Schmidt. Herausgegeben von der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften. St. Petersburg bey W. Gräff, Leipzig bei L. Voss. 1836. 4. 191 S. Mongoliſcher Text, ohne irgend eine Zuthat in anderer Sprache, außer dem vorſtehend mitgetheilten deutſchen Titel.

4. Die Thaten Bogda Gesser Chan's, des Vertilgers der Wurzel der zehn Uebel in den zehn Gegenden. Eine oſtaſiatiſche Heldenſage aus dem Mongoliſchen überſetzt von J. J. Schmidt, kaiſerlich Ruſſiſchem Staatsrathe etc. 1839. St. Petersburg, bei W. Gräff. Leipzig, bei Leopold Voss. 8. 287 S.

Mit dem neuen nach einer im J. 1716 zu Peking erſchienenen Edition veranſtalteten Drucke des mongoliſchen Textes dieſer Heldenſage war, wie der Hr. Herausgeber in der Vorrede zur deutſchen Ueberſetzung bemerkt, hauptſächlich die Abſicht verbunden, den Liebhabern des orientaliſchen Sprachſtudiums ein Buch in die Hände zu geben, aus welchem ſie dieſe Sprache auch von einer andern Seite kennen lernen ſollten, als dieß aus den im gewöhnlichen Bücherſtyl abgefaßten Werken möglich iſt. Der Geſſer-Chan iſt nämlich nicht in der ſ. g. Bücherſprache geſchrieben [3]), ſondern in der Sprache des Lebens, wie ſie im Munde des Volkes lautet und von allen Ständen desſelben geſprochen wird.

2) Daß dieſer Katalog überhaupt nicht als erſchöpfend betrachtet werden dürfe, erhellt aus dem ſehr intereſſanten neueſten Reiſeberichte über Armenien von Moriz Wagner, in den Monatsblättern zur Ergänzung der Allgemeinen Zeitung. 1845. Febr. S. 44.

3. Unter dieſer Benennung verſteht Hr. Schmidt die ganze Literatur des Buddhaismus, d. h. ſowohl die Werke indiſchen und tibetiſchen Urſprungs als diejenigen, welche Mongolen zu Verfaſſern haben.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. November.

Nro. 237. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königliche Hof- und Staatsbibliothek.

Büchergeschenk aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Hr. Schmidt bemerkt ferner in der Vorrede, daß er obige Ausgabe des Originaltextes absichtlich ohne alle Erläuterung des Inhaltes gelassen habe, in der Hoffnung nämlich, „daß irgend ein ausländischer sich mit dem Mongolischen beschäftigender Gelehrte das Buch zwar nicht übersetzen, (denn das wäre für jetzt noch zu viel gefordert) doch aber einen etwas ausführlichen Auszug des Inhalts bekannt machen würde," da dieß nicht geschehen, so entschloß sich Hr. Schmid selbst, das Werk vollständig zu übersetzen, und dadurch „das klare Verständniß des Originals jedem Freunde der ostasiatischen Literatur zu eröffnen," was denselben um so willkommner seyn dürfte, als dieses Werk außer dem obenerwähnten sprachwissenschaftlichen Interesse auch in ethnographischer Hinsicht von hoher Wichtigkeit sey, indem es uns „die Völker Mittelasiens, namentlich des nördlichen Tibets und der Gegenden am obern Choangho so wie am Kökenoor in ihrem häuslichen Leben, in ihren Neigungen und Beschäftigungen, in ihren Nationalbegriffen, Bewaffnungen ꝛc. zeige" [4]).

5. Archiv für asiatische Litteratur, Geschichte und Sprachkunde. Verfasst von Julius

4) Es dürfte mehreren unserer Leser nicht unerwünscht seyn, den Inhalt dieser Heldensage in Kürze kennen zu lernen. Kap. 1. Geburt und Jugend des Gesser Chan. Kap. 2. Gessers Zug gegen den in einen ungeheuern Tiger verwandelten Riesen. Kap. 3. Gesser ordnet die Reichsverwaltung von China. Kap. 4. Gessers Zug gegen den zwölfköpfigen Riesen zur Befreyung seiner Gemahlin Aralgho Goa. Kap. 5. Gessers siegreiche Rückkehr aus dem Schiraigholschen Kriege. Kap. 6. Gesser wird durch einen Zauberer in einen Esel verwandelt. Seine Freunde verschaffen ihm durch Zaubermittel wieder die Menschengestalt. Kap. 7. Gessers Fahrt in die Unterwelt um seine Mutter zu befreyen, und Besiegung des Höllenrichters.

Von der Vorstellungs- und Darstellungsweise dieser mongolischen Epopöie in Prosa nach Hrn. Schmidt's Uebertragung mögen die Anfangs- und Schlußstellen eine Probe liefern:

„Vor Alters zu einer Zeit, ehe noch Buddha Schakjamuni das Beispiel des Nirwana gezeigt hatte, erschien der Gott Chormusda vor Buddha, um demselben die Ehre der Anbetung zu erzeigen. Nachdem Chormusda sich verbeugt hatte, sprach Buddha zu ihm: „Nach Ablauf von fünfhundert Jahren wird für die Welt eine Zeit der Verwirrung eintreten. Kehre jetzt heim, aber nach fünfhundert Jahren schicke einen deiner drey Söhne in die Welt, damit er die Herrschaft derselben übernehme; denn es werden alsdann die Mächtigen die Machtlosen unterdrücken, sogar wird das Wild des Feldes sich gegenseitig befehden und vernichten. Schicke also einen deiner drey Söhne, damit er die Herrschaft der Welt übernehme! Fünfhundert Jahre lang überlasse dich ungestört deinen Freudengenüssen, dann übersende ihn, meinem Befehle gemäß, ungesäumt!" Der Gott Chormusda gab sein Wort und kehrte heim; jedoch nach seiner Zurückkunft vergaß er den Befehl Buddha's, so daß er, statt fünfhundert, siebenhundert Jahre in Unthätigkeit verblieb ꝛc."

von Klaproth. Erster Band. Herausgegeben auf Befehl der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. St. Petersburg im akademischen Verlage. 1810. 4. 224 S.

Dieses leider ohne Fortsetzung gebliebene Werk enthält folgende Aufsätze: I. Paralelle der vorzüglichsten Schriftarten Asiens mit dem deutschen Alphabet. II. Kaukasische Sprachen. III. Ueber den Ursprung der Aghuanen. IV. Babur Nameh. V. Sir Georg Stauntons chinesische Abhandlung über die Kuhpocken. VI. Excerpta ex historia Satraparum Orbelensium in majore Armenia. VII. Historische Fragmente über Awa und Pegu, nebst einem Bomanischen Wörterverzeichnisse. VIII. Sprachproben von Lieu-Kieu. IX. Bemerkungen über die chinesisch-russische Gränze.

6. Grammatik der mongolischen Sprache, verfasst von J. J. Schmidt. Mit einer Tafel in Steindruck. St. Petersburg, 1831. Gedruckt in der Buchdruckerei der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Zu haben bei W. Gräff, Commissair der kais. Akademie der Wissenschaften. Admiralitäts-Platz N. 91 und in Leipzig bei C. Cnobloch. XII und 179 S. 4.

Der Hr. Verfasser bemerkt im Vorwort, daß die in Europa herrschende Gleichgültigkeit gegen die Literatur Mittel-Asiens zunächst wohl nur in dem gänzlichen Mangel an jedem Hülfsmittel zur näheren Erkenntniß dieser Literatur ihren Grund habe, indem bisher (1831) weder eine Grammatik noch ein Wörterbuch der mongolischen Sprache zur Erlernung der letztern für Ausländer existirt habe; daß übrigens in Folge dessen der vorliegende Versuch einer mongolischen Grammatik mit um so größern Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt habe, als die Schriften, welche die Mongolen selbst über ihre Sprache besitzen, nur aus leeren Anweisungen beständen sich bei schriftlichen Arbeiten an gute Muster zu halten, um aus ihnen die Schönheit der Sprache zu lernen, aber von einer systematischen Klassifikation der Redetheile und ihrer Zurückführung auf grammatische Regeln gar keine Idee hätten, indem sie z. B. die Partikeln der Casusflexionen lediglich nur für Zierathen der Sprache halten ꝛc. Unter den mehrfachen Vortheilen, welche aus der Kenntniß der mongolischen Sprache und Literatur für die orientalischen Studien überhaupt, dann für Länder- und Völkergeschichte, für Handel und Industrie resultiren, wird mit Recht der Umstand hervorgehoben, daß sich die Hauptliteratur der Mongolen, wie auch jene der Tibeter, an das alte Hindustan und an eine in der Gegenwart daselbst nicht mehr vorhandene, alte Glaubenslehre knüpfe, die aber in der Vorzeit auf einer ausgebreiteten Sanskrit-Literatur begründet war, von deren Ueberbleibseln die mittelasiatischen Völker die treuen Verwahrer wurden, während sie im eignen Lande unterging. Zur Ausfüllung der durch das Verschwinden dieser buddahistischen Sanskritliteratur entstandenen Lücke biete denn die mongolische ganz vorzüglich die Hand.

7. Mongolisch-deutsch-russisches Wörterbuch nebst einem deutschen und einem russischen Wortregister von J. J. Schmidt. Herausgegeben von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. St. Petersburg, bey den Commissionairen der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, W. Gräff und Glasunow; Leipzig bey Leopold Voss 1835. 4. VIII und 613 S.

Schluß (S. 287): „Dieß gesagt verbeugte sich Gesser Chaghan vor Erlik Chaghan und dieser erwiederte: „In der That ist es ein merkwürdiger Fall; es wäre freilich ungesetzlich gewesen, wenn ich aus eigener Willkühr und mit Wissen und Willen deine Mutter zur Hölle verurtheilt hätte; deshalb blickte ich in meinen Schicksals-Spiegel und fand, daß zur Zeit der Geburt Gesser Chaghan's dessen Mutter Geksche Amurtschila ungewiß, ob es ein Teufel oder ein Buddha sey, eine achtzehn Klafter große Grube gegraben habe, um ihn in diese Grube zu werfen. Aus diesem Grunde sank sie selbst in diese achtzehn Höllen herab."

Solches sprach Erlik Chaghan zu Gesser Chaghan und dieser machte sich auf den Weg in seine Heimath. Zu Hause angelangt, übergab er die Rogmo einem einäugigen und an einem Fuße lahmen Bettler. Auf Nulumtala angelangt, schmückte er seinen Tempel von dreizehn Wadschras aufs Schönste und wohnte vergnügt und zufrieden in seinem mit dem kostbaren Tschintamani, der schwarzen Kohle ohne Riß und Sprung, und vielen andern Kleinodien versehenen viereckigen Schlosse."

Das vorliegende schon bei Herausgabe der mongolischen Grammatik von dem Hrn. Vf. in Aussicht gestellte Werk macht nicht darauf Anspruch, als ein den ganzen mongolischen Sprachschatz umfassendes Wörterbuch zu gelten, es beschränkt sich vielmehr nur auf eine Auswahl der nöthigsten und gebräuchlichsten Wörter und Wortformen, (c. 13,000 an der Zahl). Die Basis dieser Sammlung bildet der auf Befehl des chinesischen Kaisers Khangi verfaßte mandschuisch-mongolische Wörterspiegel, welchen Hr. Schmidt aus mongolischen Werken vielfach berichtigte und ergänzte. Hinsichtlich der äußern Einrichtung dieses Wörterbuches entschied sich der Hr. Vf. nicht für die horizontal liegende Stellung der mongolischen Wörter, wie dieß in Langles mandschuischen Lexikon der Fall ist, sondern für die dem mongolischen Schriftcharakter entsprechende perpendikulär-stehende Richtung der Lexikalien, welchen die deutsche und russische Bedeutung horizontal zur Seite gesetzt sind.

8. Grammatik der tibetischen Sprache, verfasst von J. J. Schmidt. Herausgegeben von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. 1839. St. Petersburg bey W. Gräff. Leipzig bey Leopold Voss. 4. XV und 318 Seiten.

9. Tibetisch-deutsches Wörterbuch, nebst deutschem Wortregister, von J. J. Schmidt. Herausgegeben von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. 1841. St. Petersburg bey W. Gräffs Erben. Leipzig bey Leopold Voss. 4. VIII und 784 Seiten.

In den Vorreden zu diesen beyden, dem russischen Minister des öffentlichen Unterrichts und Präsidenten der kais. Akademie Uwarow gewidmeten Werken, läßt der Hr. Vf. seinem unmittelbaren Vorgänger auf dem Gebiete tibetischer Sprachforschung, dem ungarischen Reisenden Czoma de Körös, der eine unter seiner eignen Aufsicht im Jahre 1834 in Calcutta gedruckte tibetische Grammatik und ein tibetisch-englisches Wörterbuch herausgegeben hat, die vollste Anerkennung widerfahren, deutet jedoch zugleich an, um wie viel reichhaltiger und brauchbarer seine eigenen vorliegenden Werke und insbesondere das Wörterbuch durch vollständige Benutzung zweyer tibetisch-mongolischer Original-Lexica und des oben (ad 7) erwähnten mandschuisch-mongolisch-tibetisch-chinesischen Wörterspiegels geworden. Gleichzeitig mit dem tibetisch-deutschen Wörterbuch ließ die kaiserliche Akademie auch eine Separat-Ausgabe des Werkes mit russischer Uebersetzung veranstalten.

10. Dsang-lun oder der Weise und der Thor. Aus dem Tibetischen übersetzt und mit dem Originaltexte herausgegeben von J. J. Schmidt. Auf Verfügung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Erster Theil, der tibetische Text nebst der Vorrede. XXXVIII und 328 Seiten. Zweiter Theil, die Uebersetzung. IV und 404 Seiten. St. Petersburg, bey W. Gräff's Erben. Leipzig, bey Leopold Voss. 1843. 4.

Zwey Kapitel aus diesem tibetischen Werke hatte Hr. Schmidt bereits als Leseübungen seiner tibetischen Grammatik beygefügt, und edirt es nun hier vollständig in Urschrift und Uebersetzung. Dasselbe bildet einen Bestandtheil (Band) der Sammlung des Kandschur, von welcher die kaiserliche Akademie zu Petersburg ein aus hundert Bänden bestehendes, in Tibet gedrucktes Exemplar besitzt, und besteht aus einer Reihe buddhaistisch moralisirender Erzählungen, in welchen die Tugend (Weisheit) im Gegensatze zum Laster (Thorheit) in verschiedenen Beispielen zur Schau gestellt wird. In der Vorrede giebt Hr. Schmidt Nachricht von einer mongolischen Uebersetzung des vorliegenden Werkes, die sich in einigen Stücken von dem tibetischen Texte unterscheide, so daß zu vermuthen, es liege dieser mongolischen Uebersetzung eine andere Recension des Originaltextes zum Grunde, und theilt insbesondere ein Kapitel des Werkes, um welches jene mongolische Uebersetzung mehr enthält, als die gegenwärtige tibetische Edition, in mongolischer und deutscher Sprache mit. Außerdem enthält die Vorrede interessante Excurse über den jetzigen hohen Standpunkt der orientalischen Sprach- und Geschichtsforschung,[4]) über das philosophische System des Buddhaismus ꝛc.

5) Es werden hier pag. X. die vergeblichen Versuche einiger Orientalisten in Ausmittelung des asiatischen Volkes der Uiguren erörtert, in welchem namentlich Czoma de Körös das Stamm-Volk der Ungarn erkennen zu müssen glaubte.

11. Grusinsko-russko-franzusskii slowar, sostawlennii Dawidom Tschubinowim. Dictionnaire géorgien-russe-français, composé par David Tchoubinof. W Sanktpeterburge, w tipografii Imperatorskoi Akademii Nauk. 1840. 4. (XVII,) XV und 734 Seiten.

Die von dem Akademiker Brosset geschriebene Vorrede enthält einen kurzen Nachweis über die Unzulänglichkeit der bisher vorhandenen Lexica der georgischen Sprache, und über die Entstehung und Einrichtung des vorliegenden von dem gebornen Georgier David Tschubinow verfaßten Wörterbuches, welches zunächst eine mit der russischen und französischen Erklärung der georgischen Wörter versehene Ueberarbeitung des bisher nur handschriftlich in Umlauf gewesenen georgischen Lexicons des Fürsten Sulkhan-Saba Orbelian ist, und unter dem Einfluße der Petersburger Akademie und des mit der Leitung des Druckes beauftragten Hrn. Brosset seine gegenwärtige Ausstattung erhielt. (Vgl. Ermann, Arch. f. wiss. Kunde v. Rußland. Bd. I. S. 185.)

12. Iron aewsagachur, das ist ossetische Sprachlehre, nebst kurzem ossetisch-deutschen und deutsch-ossetischen Wörterbuche, von Dr. Andr. Joh. Sjögren, Akademiker etc. St. Petersburg, gedruckt bey der kaiserlichen Akamie der Wissenschaften. 1844. Zu haben bey W. Gräff's Erben und Leipzig bey L. Voss. 4. XLIX und 543 S.

Die Sprache des kaukasischen Volkes der Osseten, (nach Pott's Eintheilung des indogermanischen Sprachstammes ein versprengtes, isolirt stehendes Glied der arischen, den iranischen Ländern angehörenden Sprachenfamilie, und als solche der zweiten Reihe der asiatischen Gruppe des indogermanischen Sprachstammes beigezählt,) besaß bisher nicht nur keine grammatikalische, sondern — von fünf kleinen Volksbüchlein abgesehen — überhaupt keine schriftliche Bearbeitung, ja, sie besitzt gegenwärtig noch kein Alphabet für ihren schriftlichen Ausdruck; zu einem von den erwähnten fünf ossetischen Büchlein wurde nemlich das slawenische, für die übrigen vier aber das grusische (georgische) Alphabet angewendet. Der Hr. Vf. des vorliegenden Werkes entschied sich für das russische Alphabet „in Betracht des künftigen Geschickes der Ossetiner selbst sowohl, als der vorwiegenden Neigung zu der russischen Schrift auf Seite derjenigen von ihnen, welchen die russische so bekannt ist wie die grusinische Schrift.“ Bei dem großen Lautreichthum der ossetischen Sprache, — sie zählt nämlich 47 Laute und Buchstaben, für deren Bezeichnung das russische Alphabet keineswegs ausreichte, war Hr. Sjögren gezwungen, mehrere Schriftzeichen zu erfinden, deren Wahl und Gestaltung er in der Vorrede ausführlich rechtfertigt und begründet. Was die Behandlung der Grammatik selbst anbelangt, so setzte sich Hr. Sjögren lediglich nur die Aufgabe, die ossetische Sprache nach ihren beyden Hauptdialekten, dem tagaurischen und digorischen, so wie sie im Munde des Volkes lebt, „als ein unverletzliches Faktum zu betrachten, in ihrem natürlichen Organismus und Umfange gewissenhaft und vorurtheilsfrey darzulegen, und sich hiebey absichtlich aller comparativ-etymologischen Untersuchungen und Combinationen bezüglich des Verhältnisses und der Verwandtschaft des Ossetischen zu andern Sprachen zu enthalten.“ Er verwahrt sich daher ausdrücklich gegen die von Pott seiner Reise nach dem Kaukasus unterlegten Absicht, als habe er das Ossetische für die Mutter aller germanischen Sprachen gehalten und nur zur Bestätigung dieser seiner angeblichen Meinung jene Reise unternommen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. November.

Nro. 238. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königliche Hof- und Staatsbibliothek.

Büchergeschenk aus Rußland.

(Schluß.)

13. Ibn-Foszlan's und anderer Araber Berichte über die Russen älterer Zeit. Text und Uebersetzung mit kritisch-philologischen Anmerkungen; nebst drey Beylagen über sogenannte Russen-Stämme und Kiew, die Warenger und das Warenger Meer, und das Land Wisu, ebenfalls nach arabischen Schriftstellern, von C. M. Frähn. Mit einer Tafel in Steindruck. Herausgegeben von der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. St. Petersburg, 1823, aus der Buchdruckerey der Akademie. 4. LXXXI. und 281 S.

Der Inhalt dieses schätzbaren, zum erstenmal aus orientalischen Quellen über die ältere russische Geschichte Licht verbreitende Werk, wovon (so wie auch von Nr. 12.) die k. Hof- und Staatsbibliothek bereits ein Exemplar besaß, darf wohl als hinlänglich bekannt vorausgesetzt und eine nähere Anzeige desselben für unnöthig erachtet werden.

14. C. M. Fraehnii Rostochiensis de academiae imperialis scientiarum Petropolitanae museo numario muslemico prolusio prior, qua dum confiat accurata descriptio ejus copia et praestantia obiter contuenda proponitur. Particula prima. Academia edi jussit. Petropoli, typis academiae imper. scientiarum. MDCCCXVIII. 4. 53 S.

15. Das Muhammedanische Münzkabinet des Asiatischen Museums der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg. Vorläufiger Bericht vom Director des Asiatischen Museums C. M. Frähn. Herausgegeben von der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. St. Petersburg, 1821. 8. 124 S.

16. Numi muhammedani, qui in academiae imperialis scientiarum Petropolitanae museo asiatico asservantur. Auspiciis academicis digessit, interpretatus est, prolegomenis et commentario palaeographico-philologico-historico illustravit, additisque notabiliorum tabulis aeneis edidit Christianus Martinus Fraehn. Tomus I. Recensionem omnium musei asiat. numor. muhammedanorum seu titulos eorum interpretatione auctos continens. Petropoli, MDCCCXXVI. Literis academicis 4. XXXVIII. und 743 S.

Die vorstehenden drey Werke bilden eine um so willkommenere Vermehrung des Faches der Numismatik in der k. Hof- und Staatsbibliothek, als sie die sub. num. 14. und 16. aufgeführten bisher noch nicht besaß. Der sub. num. 15. genannten Schrift ist übrigens auch der Titel beygegeben: „Ueber das Asiatische Museum der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg. Zweyter vorläufiger Bericht," (unter Bezugnahme nämlich auf einen im Jahr 1819 als Beylage zu Nr. 91. der Petersburger Zeitung von dem Hrn. Verfasser erstatteten kurzen Bericht über die arabischen, persischen und türkischen Manuscripte des Museums, und enthält von S. 99 bis 118 eine sehr interessante Mittheilung über die Begründung und eifrige Pflege der orientalischen Studien in St. Petersburg.

17. Beyträge zur Kenntniss des Russischen Reiches und der angränzenden Länder Asiens. Auf Kosten der kaiserlichen Akademie der

Wissenschaften herausgegeben von K. E. v. Baer und Gr. v. Helmersen. Bändchen 1—6. 8. 10. St. Petersburg 1839—1844. Im Verlage der kaiserl. Akad. d. W. 8.

Der siebente und neunte Band dieser werthvollen Sammlung sind bis jetzt noch nicht erschienen. Der specielle Inhalt der bereits vorliegenden acht Bände erhellt aus nachfolgenden ihnen beygegebenen Einzel-Titeln.

Bd. I. Statistische und ethnographische Nachrichten über die Russischen Besitzungen an der Nordwestküste von Amerika. Gesammelt von dem ehemaligen Oberverwalter dieser Besitzungen, Contre-Admiral v. Wrangell. Herausgegeben und mit den Berechnungen aus Wrangell's Witterungsbeobachtungen vermehrt von K. E. v. Baer. St. Petersb. 1839. XXXVII. u. 332 S. Mit 1 Karte. (Vgl. Gel. Anz. Bd. XI. Nr. 214.).

Bd. II. Nachrichten über Chiwa, Buchara, Chokand und den nordwestlichen Theil des chinesischen Staates, gesammelt von dem Praesidenten der asiatischen Grenz-Commission in Orenburg, General-Major Gens, bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Gr. v. Helmersen. Mit einer Karte. St. Petersburg. 1839. VI. u. 122 S.

Bd. III. Essai sur les ressources territoriales et commerciales de l'Asie occidentale, le caractere des habitans, leur industrie et leur organisation municipale par Jules de Hagemeister. St. Pétersbourg 1839 VIII. u. 296 S. Mit 2 gedruckten Tabellen.

Bd. IV. Gemischten Inhalts. Herausgegeben von K. E. v. Baer. Mit einer Zeichnung und zwey Karten. St. Petersb. 1841. XI. u. 300 S. Dieser Band enthält nachstehende Aufsätze:

1) Ueber die älteren ausländischen Karten von Rußland. Von Friedr. v. Adelung.
2) Eine alte Abbildung der Ruinen von Madshar, erläutert von K. E. v. Baer.
3) Geognostische Beobachtungen auf einer Reise von Dorpat bis Abo. Von E. Hofmann.
4) Skizze der Vegetation auf der Insel Hochland im Finnischen Meerbusen. Von Alex. Gust. Schrenk.
5) Ueber Wald- und Wasser-Vorrath im Gebiete der obern und mittleren Wolga. Ein Bericht von P. v. Köppen.
6) Neueste Nachrichten über die nördliche Gegend von Sibirien, zwischen den Flüssen Pjässida und Chatanga. Mit Einleitung und Anmerkungen vom Herausgeber (K. E. v. Baer).

Bd. V. Reise nach dem Ural und der Kirgisensteppe in den Jahren 1833 und 1835 von Gr. v. Helmersen. Erste Abtheilung. Mit drey Karten. St. Petersb. 1841. IV. und 238 S.

Bd. VI. Der vorstehenden Reise zweyte Abtheilung. Mit einer geognostischen Karte und Gebirgsprofilen. St. Petersburg 1843. VI. und 243 S.

Bd. VIII. Gemischten Inhalts. Herausgegeben von K. E. v. Baer. Mit vier Tafeln und einer Karte. St. Petersburg 1843. 272 S. aus folgenden Aufsätzen bestehend:

1) Neuer Beytrag zur Geognosie Esthlands und Finnlands. Von E. Eichwald.
2) Ueber die Obolen und den silurischen Sandstein von Esthland und Schweden. Von demselben.
3) Ueber das Seifengebirge des Ural und seine organischen Einflüsse. Von demselben.
4) Bericht über die ornithologischen Ergebnisse der naturhistorischen Reise nach Lappland während des Sommers 1840. Von A. Th. v. Middendorff.

Bd. X. Nestor, eine historisch-kritische Untersuchung über den Anfang der russischen Chroniken von M. Pogodin, Professor der russischen Geschichte an der Moskau'schen Universität. Uebersetzt unter Revision und Erweiterung des Verfassers von F. Löwe, Conservator an der Bibliothek der Akademie der Wissenschaften. Angehängt ist: Danilowitsch, über die Lithauischen Chroniken. Aus dem Journal des Ministeriums der Volksaufklärung

1840. November. Mit Abkürzungen, übersetzt von F. Löwe. St. Petersburg 1844. VIII. u. 261 S. [6])

Die einleitende Vorrede zu diesem Bande ist von K. E. v. Baer; die Uebersetzung der Pogodin'schen Schrift reicht bis S. 225; den Schluß nimmt jene des Polen Danilowitsch ein.

6) Pogodin's Nestor erschien im J. 1839 unter dem Titel: Nestor, istoritschesko-kritittscheskoje rassuschdenie o natschale russkich letopissej, und erhielt als „erste, völlig nationale, ausführliche Quellen-Kritik" auf Antrag des Veteranen der russischen Geschichte, Ph. Krug, von der Petersburger Akademie einen vollen Demidow'schen Preis von 5000 Rubeln B. A.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Drittes Quartal. July — September.

Manuscripte.

Caida del Conde Duque de Olivares. Cod. chartac. in 4.

Memoria de todos los capitulos que se han celebrado en la orden de S. Geronimo y de las cosas notables que en ellos se han proveido. Cod. chartac. in 4.

Ger. Gasando, Nazimiento, vida, prision y muerte . . de D. Rodrigo Calderon. Cod. chartac. in 4.

Copia de carta que el conde Duque de Olivares escrivio al senor Infante Cardinal en 13 de Octobre 1635. Cod. chartac. in fol.

Druckwerke.

Amedée Duquesnel, Histoire des lettres aux cinq premiers siècles du christianisme. Cours de littérature. Vol. 1—7. Par. 1842—1844.

H. Haeser, Bibliotheca epidemiographica. Jenae 1843.

Bibliografia de España. Madrid 1845.

Resumen alfabetico de las reales cedulas, provisiones y cartas ordenes de la universidad de Salamanca. Madr. 1779.

Jo. a Divo Antonio, Minorum fratrum origine, domiciliove discalceatorum atramento et sanguine scriptorum bibliotheca.... Salam. 1728.

Estatutos da universidade de Coimbra. Vol. 1—3. Lisboa 1772.

Coleccion de las reales ordenes y providencias dadas por S. M. y su supremo consejo . . de la univers. de Alcala de Henares desde el año de 1760. Alcala 1773.

M. Le Glay, Mémoire sur les bibliothèques publiques et les principales bibliothèques particulières du departément du Nord. Lille 1841.

M. F. Piferrer, Tableau de la littérature espagnole depuis le 12. siècle jusqu'à nos jours, precédé d'une introduction sur l'origine de la langue espagnole. Par. 1845.

Dr. L. C. Movers, Denkschrift über den Zustand der katholisch-theologischen Fakultät an der Universität zu Breslau. Leipz. 1845.

A. de Vries, Arguments des Allemands en faveur de leur prétention à l'invention de l'imprimerie. Traduit du Hollandais par J. J. F. Noordzick. La Haye 1845.

Rob. Patterson, Early history of the american philosophical society. Philad. 1843.

Bulletin de la classe historico-philologique de l'académie impériale des sciences de St. Petersburg. T. I. Petersb. 1844.

Casopis ceskeho museum. Dewatenacty Ročnik. VV. Praze 1845.

El Español; mit einer wochentlichen Beylage: Revista literaria de el Español, periódica de literatura, bellas artes y variedades. Madr. 1845.

M. Jos. de Larra, Obras completas de Figaro. T. 1—4. Madrid 1843.

E. M. Arndt, Schriften für und an seine lieben Deutschen. Th. 1—3. Leipz. 1845.

Biblioteca classica italiana di scienze, lettere ed arti, disposta e illustrata da Luigi Carrer. Distrib. 1—26. Venezia. 1839—1842.

Der Mensch und die elementarische Natur. Beytrag 1—3. Stuttg. 1845.

H. L. Mahne, Miscellanea latinitatis. Lugd. Bat. 1845.

A. Holtzmann, Ueber den Umlaut. Zwey Abhandlungen. Carlsruhe 1843.

K. F. Becker, Schulgrammatik der deutschen Sprache. 5. Ausg. Frankf. 1845.

J. Popović, Serbische Grammatik. Neusatz 1842.

Dr. Andr. Joh. Sjögren, Ossetische Sprachlehre nebst einem ossetisch-deutschen und deutsch-ossetischen Wörterbuche. Petersburg 1844.

Dr. Fr. Miklosich, Radices linguae slovenicae veteris dialecti. Lips. 1845.

G. Bernhardy, Grundriß der griechischen Literatur mit einem vergleichenden Ueberblick der römischen. Th. 2. Geschichte der griechischen Poesie. Halle 1845.

F. H. Bothe, die griechischen Komiker. Beurtheilung ihrer Fragmente. Leipz. 1844.

Dr. Fr. Wieseler, Adversaria in Aeschyli Prometheum Vinctum et Aristophanis Aves philologica atque archaeologica. Götting. 1843.

Dr. G. Wolff, De Sophoclis scholiorum Laurentianorum variis lectionibus. Lips. 1843.

Dr. K. Thönnissen, Kritische Erörtungen aus Hesiods Leben, Glauben und Dichtung. Trier 1844.

Dr. H. Rassow, Aristotelis de notionis definitione doctrina. Berol. 1843.

E. Jenicke, Symbolae criticae in Lycurgi Leocrateam. Lips. 1843.

Ptolemaei Eordaei Aristobuli Cassandrensis et Charetis Mytilenaei Reliquiae. Ed. J. G. Hulleman. Traj. ad. Rhen. 1844.

C. A. J. Hoffmann, Quaestiones Homericae. Vol. I. Clausthal 1842.

A. Hecker, Commentatio critica de anthologia graeca. Lugd. Bat. 1843.

Didymi Chalcenteri opuscula. Edid. Fr. Ritter. Colon. 1845.

Dr. J. A. Brandstäter, Bemerkungen über das Geschichtswerk des Polybius. Danzig 1843.

Dr. Burger, Prolegomena et annotationes in Theaetetum, Platonis dialogum. Lugd. Bat. 1843.

Aeschylos Eumeniden. Deutsch mit Einleitung und Anmerkungen von G. F. Schömann. Greifswald 1845.

Dr. H. Brandeis, die Krankheit zu Athen nach Thucydides. Stuttg. 1845.

Strabonis geographica recensuit, commentario critico instruxit Gust. Kramer. Vol. I. Berol. 1844.

C. Fr. Scheibe, Vindiciae Lysiacae. Lips. 1844.

A. Meineke, Philologicarum exercitationum in Athenai Deipnosophistas specimen I. Berol. 1843.

F. X. Bothe, Polybiana. Leips. 1844.

Christ. de Mesa, Las eclogas y georgicas de Virgilio, Rimas y el Pompeyo tragedia. Madr. 1793.

C. Fr. Hermann, Lectiones Persianae. Marburg 1842.

K. Ch. v. Leutsch, Ueber die Belgen des Julius Cäsar. Gießen 1844.

J. Fürst, Die jüdischen Religionsphilosophen des Mittelalters. Bd. 1. Emunot we-Déot oder Glaubenslehre und Philosophie von Saadja Fajjumi. Leipz. 1845.

Th. Roeper, Lectiones Abulpharagianae. Ad graecarum litterarum historiae locos nonnullos illustrandos conscripsit. Fasc. I. Gedan. 1844.

P. J. Veth, Dissertatio de institutis Arabum erudiendae juventuti etc. Amstelod. 1843.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 51.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. November.
Nro. 239. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

Sitzung am 8. Nov. d. J.

Der funkt. Sekretär trägt aus den Ergebnissen seiner jüngsten italienischen Reise Bemerkungen über aufgefundene Werke in Terracotta vor. Er verbreitet sich zunächst

1) über die Auffindung hetrurischer Alterthümer durch die Nachgrabungen in Chiusi, wo mehrere gemauerte Grabmonumente und die untern Geschoße des großen sepulcrum Porsenae erst in neuerer Zeit entdeckt worden sind.

Eine Fülle hetrurischer Denkmäler ist aus diesen Nachgrabungen für die Sammlungen in Florenz, Chiusi und auch in Rom gewonnen worden. Eine Gattung dieser Denkmäler, schwarze Gefäße aus gebrannter Erde mit Figuren an der äußern Fläche, wird besonders hervorgehoben und wegen ihrer Größe, ihrer mannigfaltigen und eigenthümlichen Formen und ihres Bildwerkes für besonders wichtig erklärt. Ein Becher dieser Art wird vorgelegt, eben so zwey Schaalen, deren innerer Rand mit etrurischen Inschriften ausgestattet ist.

Daran schließt er

2) Bemerkungen über die neuen Auffindungen von Terracottas in der römischen Campagne in Unteritalien und in Sicilien; sowohl aus Gräbern als in der Nähe und unter den Ruinen von Tempeln sind während der letzten Jahre große Schätze dieser Art gefunden worden, welche theils in Privatsammlungen übergegangen sind, von denen als die reichste und glänzendste die des Herrn Campana in Rom bezeichnet wird, theils die öffentlichen Museen bereichert haben, besonders die von Florenz, Rom und Neapel.

Es werden der Classe aus dieser Gattung vorgelegt:

1) eine Reihe von ganzen Terracotta-Figuren, darunter mehrere, wie die Tänzerin, die sitzende Statue der Proserpina und eine Kamphore von vieler Merkwürdigkeit.

Daß diese Statuetten und die ihnen ähnlichen als Weihgeschenk in den Grabern und Tempeln aufgehängt waren, zeigt die Oeffnung, die sich bey allen in dem obern Theile des Rückens zu diesem Behufe findet;

2) eine Sammlung von Köpfen in Terracotta, welche der Vortragende in Pästum erworben hat.

Die Meinung, daß dergl. kleine Köpfe unter die oscilla der Alten zu rechnen seyen, wird abgelehnt, sie werden für Bruchstücke kleinerer Bildsäulen erklärt, und es wird darauf hingewiesen, daß sie sämmtlich am Halse oder der Brust nicht regelmäßig abschließen, sondern gebrochen sind. Als ein wirkliches oscillum mit Löchern zur Durchziehung einer Schnur wird ein vortrefflicher weiblicher Kopf vorgelegt, der durch sein hohes Diadem sich als den einer Juno erkennen läßt.

Auch wird in Erwähnung gebracht, daß durch die Sorgfalt, mit welcher Se. Majestät der König

seine antiquarischen Sammlungen zu vermehren streben, die Erwerbung einer sehr reichen Sammlung von Terracottas aus dem Besitz des schwedischen Bildhauers Fogelberg bewirkt worden ist. Sie ist bereits als Theil der verbundenen Sammlungen aufgestellt und zeigt an Statuetten, Reliefen, Geräthen und Lampen eine große Mannigfaltigkeit und besonders unter den kleinen Statuen sowohl einzelne als Gruppen von hoher Schönheit.

Der Vortragende schließt daran Bemerkungen über zwey Werke von Terracotta, welche neulich in Sicilien gefunden worden sind; das eine im Museum zu Palermo aufbewahrt, ist der Rand einer größern irdenen Schüssel, geschmückt mit einer Darstellung des Centauern- und Lapithenkampfes in sehr freyem, obwohl noch alterthümlichem Style, dessen Durchzeichnung vorgelegt wird. Es ist auch dadurch merkwürdig, daß es die Motive zu einer der schönsten Gruppen enthält, welche der Urheber des Reliefs vom Apollotempel zu Phigalia in Darstellung desselben Gegenstandes ausgeführt hat, nämlich einem Centaur, der von dem Lapithen von unten zwischen den Vorderfüßen in den Leib gestochen wird, und einem andern, der im Kampfe mit den hintern Füßen ausschlägt. Beyde Momente sind von dem großen Meister des Phigaleischen Reliefs, welches der Zeit des Phidias angehört, zu Einer Gruppe in der Art verbunden worden, daß es der verwundete Centaur ist, der hinten ausschlägt, während er zugleich den jungen Lapithen, der ihn verwundet, in den Nacken beißt und ein anderer Lapithe sich durch Vorhaltung des Schildes gegen sein Ausschlagen zu schützen sucht.

Diese Vergleichung ist in so ferne belehrend, als sie zeigt, wie die Meister der großen Epoche bey Ausführung ihrer bewundernswürdigen Werke die Arbeiten und Motive ihrer Vorgänger wohl zu benützen wußten und wie sie zum Theile auf diesem Wege zur Hervorbringung des Besten und Größten in ihrer Kunst gelangt sind.

Eine andere Merkwürdigkeit zeigt eine Platte aus Terracotta, welche folgende Worte in Cursivschrift und mit einzelnen Accenten enthält.

(Siehe Beylage.)

Diese Inschrift ist schon beym archäologischen Institut zu Rom zur Vorlage gekommen. Sie enthält eine Stelle aus Pindar (Olymp. VI. 156 u. f.)

„Εἶπον δὲ, μιμνᾶϑαι Συρακοσσᾶν τε καὶ
Ὀρτυγίας,
Τὰν Ἱέρων καϑαρῷ σκάπτῳ διέπων
Ἄρτια μηδόμενος φοινικόπεζαν
Ἀμφίπει Δάματρα, λευκίππου τε Σωτῆρος
ἑορτάν.“

Es ist zu bemerken, daß

1) die Schriftzüge der Cursivschrift ähnlich sind, welche sich auf ägyptischen Papyrus-Rollen aus der Zeit der Ptolemäer findet,
2) daß die Worte an mehreren Stellen versetzt und nur einzelne und auch diese nicht genau accentuirt sind.

Gegen die Aechtheit der Inschrift besteht kein Zweifel, sie war unter Tartaro verborgen, der erst kürzlich abgelöst wurde, und wird im syracusischen Museum aufbewahrt. Man darf annehmen, daß einzelne Stellen des Pindar in den Mund des Volkes übergegangen waren, in Folge wovon es geschehen konnte, daß einem Töpfer von Syracus der Gedanke kam, auf sein Geräthe diejenige einzuritzen, welche die Erwähnung von Syracus, von Hieron, von den einheimischen Göttern und Festen enthielt.

Erinnert wird dabey an eine Anekdote, nach welcher, als Alexander verwundet wurde, ein Thebanischer Soldat seines Heeres ihn mit einer Pindar'schen Stelle tröstete:

ἑρδοντά τι καὶ παϑεῖν ἔοικεν.

Auch hier erscheint der Dichter in den Mund des Volkes übergegangen.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 8. November 1845.

1.

Der Hr. D. Guyon, Chirurgien en Chef de l'armée d'Afrique, Correspondent des Insti-

tuts von Frankreich, hatte eine interessante Sammlung von zoologischen, botanischen, anatomischen und ethnographischen Gegenständen an die Akademie eingesendet, über welche von Seiten einiger Mitglieder in späteren Sitzungen wird Bericht erstattet werden. Dieselbe war begleitet von einer handschriftlichen Notiz an den Classensecretär:

Ueber die Ursache der Unfruchtbarkeit der Dattelpalme in Algier und auf andern Puncten der Küste von Algerien,

welche derselbe in folgender Uebersetzung verlas:

Es ist eine allgemeine Ansicht in Algerien, daß die Datteln an unserer Küste nicht reifen können, und zwar weil die Temperatur nicht hoch genug dafür sey. Aber die Datteln kommen doch in einer bedeutend nördlicheren Breite an der Südküste von Spanien zur Reife, wie denn besonders die Palmenwälder von Elche sehr berühmt sind. Nach Laborde, Itinéraire de l' Espagne Tom IV. p. 83 wird der Werth der dortigen Dattelernte im Durchschnitt auf 400,000 Realen oder 100,000 Francs angeschlagen. Ich weiß, daß man als Grund dieses Mangels in Algerien angeführt hat, daß die Küstenstriche von Spanien mit ihrer südlichen Exposition wärmer seyen als die nördlichen Küsten von Algerien. Aber selbst angenommen, daß hier eine Differenz zu Gunsten von Spanien stattfinde, bin ich doch nicht der Meinung, daß sie der wesentliche Grund des in Rede stehenden Phänomens sey.

Wir haben in der Nähe von Algier ein Dutzend Dattelbäume, unter welchen sich nur ein einziger männlicher befindet, ebenso als wie in dem eigentlichen Dattellande, z. B. in Biscara, bey weitem die Mehrzahl der Stämme weiblich ist. Diese Dattelbäume blühen alle Jahre und geben alle Jahre Früchte, welche in ihrer äußern Schönheit und Entwicklung mit denen übereinkommen, die man in dem eigentlichen Dattellande erntet. Aber diese Früchte haben stets die Eigenthümlichkeit, daß sie keine Kerne besitzen (wie Sie an denjenigen wahrnehmen können, welche ich der Akademie übersende). Als ich Araber aus dem Dattellande um die Ursache dieser Erscheinung fragte, antworteten sie, daß ohne Zweifel es daher rühre, weil man die Operation der künstlichen Befruchtung, die dort üblich ist, in Algier nicht vorzunehmen pflege. Auf meinen Einwurf, daß dieß nicht die Ursache seyn könnte, weil sich etwa 30 Fuß von dem männlichen Baum entfernt drey weibliche Stämme befänden, deren Früchte ebenfalls keine Kerne erzeugten, blieben die Araber doch auf ihrer Meinung, indem sie behaupteten, daß um wohlschmeckende Datteln zu erhalten, nicht bloß der nahe Stand der Geschlechter, sondern die erwähnte künstliche Operation nöthig sey. Ich habe mich seitdem vergewissert, daß in dem Dattellande allerdings die Fecundation der weiblichen Stämme, selbst bey größter Nähe der männlichen, niemals der Natur allein überlassen werde. Die künstliche Befruchtung, welche hier angewendet wird, ist in einigen Stücken von der in Aegypten üblichen verschieden.

In dem Belad-el-Djerid, unter andern in Biscara, steigen die Einwohner jährlich zur Blüthezeit, in den Monaten May auf Junn, auf die männlichen Dattelbäume und schneiden die Blüthentrauben ab, welche sie sogleich in die Kapuze ihres Burnus stecken, um sie vor jedem Contacte zu bewahren. Sie geben nun mit den Blüthen auf die weiblichen Bäume über, ergreifen eine Blüthenrispe um die andere und befestigen auf die Mitte derselben eine Traube der männlichen Blüthen mittelst eines Bandes, das sie gewöhnlich von den Blättern des Baumes nehmen. Sie umgeben damit die weibliche Blüthenrispe nur locker und ohne den Knoten zuzuziehen, so daß die weiblichen Rispen, wenn sie mit zunehmender Reife ihre Aeste ausbreiten, sich dieses Bandes selbst entledigen können. Zehn bis zwölf männliche Trauben werden auf diese Weise an eben so viele weibliche Rispen befestigt. Kurze Zeit nach der Operation bedeckt ein reichlicher Pollen die weiblichen Blüthen, welche nun davon ein ganz anderes Ansehen als früher erhalten. Ich verdanke dieses Detail einem meiner jüngern Mitarbeiter, dem Hrn. Dr. Panier, welcher an der Eroberung von Biscara unter dem Herzog von Aumale Theil genommen und sich einige Monate dort aufgehalten hat. Wenn sich sonach die Datteln in der Nähe von Algier nicht bis zur Ausbildung des Samenkernes entwickeln, so scheint allerdings der Mangel jener Operation wesentlich Schuld daran zu seyn.

Bemerkung des Classensecretärs zu vorstehender Mittheilung:

Es bleibt nun immer noch die physiologisch wichtige Frage zu beantworten, in welcher Weise sich der Dattelbaum in seinem wilden Zustande durch Samen fortzupflanzen vermöge, wenn er wirklich der Einwirkung der Menschenhand unbedingt bedarf. Diese Frage hängt auf das genaueste mit jener über das ursprüngliche Vaterland und den wahrhaft wilden Zustand dieses merkwürdigen Baumes zusammen, und es ist vor Allem weiter zu untersuchen, ob diejenigen Stämme, welche man hie und da in der Wüste von Aegypten, Syrien und der Barbarey einzeln findet und welche bekanntlich zahlreiche Wurzelsprossen austreiben, so daß sie ein unregelmäßiges Buschwerk darstellen, in der That wildwachsende oder ob sie nicht vielmehr verwilderte Stämme sind. In dem letzteren Falle müssen wir geradezu bekennen, daß wir das eigentliche Vaterland der Dattelpalme ebenso wenig kennen als das irgend einer unserer gewöhnlichen Nutzpflanzen. Daß die sogenannte Phoenix silvestris Roxburgh (Elate silvestris Linn.) die wilde Stammart der Dattelpalme nicht sey, muß als ausgemacht an-

genommen werden. Diese Art gedeiht mit außerordentlicher Ueppigkeit in den meisten Gegenden Ostindiens, besonders in der vordern Halbinsel, wo die ächte Dattelpalme aller Sorgfalt ungeachtet kaum je über eine Fruchtreife hinaus erhalten werden kann. Diese Art ist auch durch den Mangel von Stockaustrieben charakterisirt, während die eigentliche Dattelpalme verwildernd sich über und über mit solchen Nebentrieben bedeckt. Das einzige Land, in welchem zur Zeit noch keine botanisch genaue Untersuchungen über das Vorkommen der eigentlichen Dattelpalme angestellt worden sind, sind die Gegenden am persischen Meerbusen und in Babylonien. Wenn sich auch dort die Palme im wahrhaft wilden Zustand nicht finden läßt, so dürfen wir geradezu behaupten, daß ihr Vaterland verloren gegangen sey.

2.

Der Classensecretär theilte auszugsweise mit:

Ein Schreiben des Hrn. Georg Gardner, Superintendenten der k. botanischen Gärten zu Peradenia bey Kandy auf der Insel Ceylon vom 12. August, angelangt am 18. Oktober.

Der botanische Garten, welchem ich vorstehe, ist sehr ausgedehnt. Er hat 120 engl. Acres; doch ist bis jetzt nur die eine Hälfte in Cultur. Früher war er ziemlich vernachlässigt; ich hoffe ihn aber nun in Ordnung zu bringen. Seine Lage fast in der Mitte des Eilandes, 4 engl. Meilen von Candy entfernt, in einer Erhebung von 2000 Fuß über dem Meere, auf drey Seiten von einem schönen Flusse umgeben, ist köstlich. Die nahen Gebirge erheben sich bis zu 4000 Fuß. Das Klima ist demnach sehr angenehm und nicht unähnlich dem von Tijuca nächst Rio de Janeiro. Er besitzt eine ziemlich gute Bibliothek, in welcher sich die meisten Hauptwerke über die indische Flora befinden. Sie würden sich freuen, den schönen Cirkel von Palmen am Eingang des Gartens zu sehen. Es befinden sich darunter einige schöne Stämme des Talipot, Corypha umbraculifera. Fünfzig engl. Meilen von hier haben wir auf den Hügeln unsere Sommerfrische (Sanatarium), wohin ich morgen abreise, um ein Grundstück auszuwählen für einen kleinen Versuchsgarten zu europäischen Pflanzen. Es liegt 6000 Fuß hoch und das Klima ist kalt genug, um während eines großen Theiles des Jahres Feuerung zu vertragen. Die Alpenrosen gehören dort zu den häufigsten Bäumen.

Ich sammle täglich Materialien für eine Flora Ceylanica, worin ich wenigstens 4000 Arten beschreiben zu können hoffe. Zur Zeit ist noch wenig von dieser Flora bekannt. Als Beyspiel führe ich an, daß ich so eben eine Abhandlung über die Cyrtandraceae der Insel für das Calcutta Journal of Natural history beendigt habe, wo von 13 beschriebenen Arten 11 neu sind. Bereits habe ich mehrere Gebirge bestiegen, wo ich viele schöne Sachen entdeckt. Aber wie ganz verschieden ist diese Flora von jener in den Gebirgen Brasiliens! Europäische Formen sind sehr gemein. So habe ich Arten von Ranunculus, Clematis, Thalictrum, Anemone, Berberis, Viola, Rubus, Fragaria, Alchemilla, Hypericum, Potentilla, Pedicularis, Cynoglossum, Dipsacus, Viburnum, Rhododendron, Allium, Carex u. s. w. gefunden. Die Alpenrosen sind herrlich, 20 bis 40 Fuß hohe Bäume. Auch habe ich ziemlich viele von Dr. Blume's javanischen Gattungen gefunden. In der That scheint die Flora von Ceylon in der Mitte zu stehen zwischen jener von Java und den andern östlichen Inseln einerseits, und der der vordern indischen Halbinsel anderseits. Ich werde Ihnen eine Sendung von javanischen Sämereyen machen, wogegen ich Sie um Mittheilung von Sämereien Ihres Gartens ersuche. Im vergangenen Dezember machte ich in amtlichen Angelegenheiten eine Reise auf die vordere Halbinsel, zunächst nach Coimbatore, wo Dr. Robert Wight wohnt. Ich gieng nach Madras und durch das Carnatic nach jener Stadt, und verweilte drey Monate in Gesellschaft jenes Gelehrten. Ich besuchte mit ihm einen Monat lang die Neelgherries, den schönsten Gebirgszug der Halbinsel, welchen wir in allen Richtungen durchstreiften, und wovon wir Mysore und Malabar berührten. Auf dieser Expedition haben wir ungefähr 1000 Arten gesammelt, darunter auch eine wahre Anemia, die erste, welche bis jetzt in Indien, die zweyte, welche außer Amerika gefunden. Sie ist unserer brasilianischen Anemia flexuosa nicht unähnlich. Meinen Rückweg nahm ich durch Malabar über Cochin, wo Vasco de Gama begraben liegt, und von wo ich mich wieder nach Ceylon einschiffte.

3.

Es wurden mehrere literarische Anschreiben von gelehrten Körperschaften verlesen, als: von a) der Société Imp. des Naturalistes de Moscou; b) der Oberlausitzischen Gesellschaft d. W.; c) der K. Societät der W. zu Göttingen; d) der K. Preußischen Akademie d. W. zu Berlin; e) der Société provinciale des Arts et des Sciences à Utrecht; f) der Accademia delle Scienze dell Istituto di Bologna; g) der schlesischen Gesellschaft zur Beförderung vaterländischer Cultur; h) der entomologischen Societät zu London; i) der Royal Society; k) der R. Geographical Society zu London; l) dem Ferdinandeum in Innsbruck, m) der Société R. pour l' encouragement de l' horticulture dans les Pays-Bas.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 51.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Dezember.
Nro. 240. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

Sitzung am 8. November d. J.

In Erwägung der fast allen Mitgliedern der Classe obliegenden mannigfachen Amtsgeschafte und der spärlichen Muße, die ihnen zu gelehrter Beschäftigung neben diesen übrig bleibt, brachte der funct. Secretär eine Bestimmung der Geschäftsordnung von 1829 in Erinnerung, nach welcher (§. 10) die in den ordentlichen Sitzungen zu haltenden Vorlesungen „nicht gerade in ausführlichen Abhandlungen, sondern auch wohl in einfachen Mittheilungen gelegenheitlicher Erfahrungen, Beobachtungen und Versuche, oder gelehrter und wissenschaftlicher Bemerkungen, auch Notizen über neue und vorzüglich bemerkenswerthe Erscheinungen der Litteratur, bestehen können."

Als einen Beytrag dieser minderen Gattung las er hierauf folgende Bemerkungen.

Ueber Ceteris oder Ceteri in Tacitus Germania C. 13.

Ceteris oder Ceteri im 13ten Cap. der Germania des Tacitus ist eine streitige Lesart, deren Feststellung eine nicht geringe historische Bedeutung hat. Liest man ceteri, so räumt man den Jünglingen, von welchen der vorhergehende Satz handelt, nicht bloß den Rang, sondern alle Rechte von Fürsten ein; wogegen sie auf den Rang beschränkt sind, wenn man ceteris liest. Für ceteris sprechen die Handschriften; ceteri wird von Lipsius und andern Auslegern, jüngst auch von Hrn. v. Savigny*) vorgezogen. Das Für und Wider bey den älteren Erklärern hat Gebauer zusammengestellt.**)

Offenbar ist der Satz abhängig von dem vorhergehenden oder wenigstens mit ihm verbunden, weßhalb dieser zuvörderst in Betrachtung zu ziehen ist. Nachdem Tacitus die Aufnahme der jungen Deutschen in die Volksgemeinde durch Ertheilung von Spieß und Schild beschrieben hat, fährt er fort:

> Vornehmster Adel oder hohes Verdienst der Väter weist auch Jünglingen die fürstliche Würde an.

Daß hier unter Jünglingen Leute zu verstehen seyen, die noch jünger als die anderen neuen Wehrhaften gewesen wären, darf nicht angenommen werden, da das Wort adolescentulus auch bey Tacitus (wie Ann. XIII. 12 von Otho) einen mehr als zwanzigjährigen bezeichnet. Die gewissen Jünglingen zukommende Auszeichnung erstreckt sich also nicht darauf, daß sie in früheren Jahren, als andere, wehr-

*) Beytrag zur Rechtsgeschichte des Adels S. 6.

**) Vestigia juris germ. in Taciti Germania p. 94. In seinem Eifer gegen ceteris geräth der Verf. auf manche unbegründete Voraussetzung; z. B. daß die vornehmen Jünglinge nicht der allgemeinen Prüfung, welche das Cap. 13 im Eingange beschreibt, unterworfen gewesen seyen, und daß man unter principis dignatio nur das Recht, Anführer eines Gefolges zu seyn, zu verstehen habe.

haft gemacht werden. Diese Auszeichnung ist nicht durch persönliche Vorzüge bedingt, sondern durch zweyerley äußere: entweder vornehmsten Adel oder hohes Verdienst der Väter. Eichhorn vermuthet,*) das oder in dieser Stelle scheine mehr zur Erklärung dienen als eine zweyfache Ursache der Auszeichnung angeben zu sollen. Allein dieser bey uns häufige Gebrauch des „Oder" ist der römischen Sprache fremd. Auch ist der für jene Vermuthung angeführte Grund wenigstens nicht nöthigend. Weil Tacitus „die Nobilität ohne Zweifel im römischen Sinn seiner Zeit nahm," und weil er folglich „damit ein Geschlecht bezeichnete, dem seit langer Zeit obrigkeitliche Würden und Heerführeramt anvertraut worden waren," fallen dennoch obige zweyerley Bezeichnungen nicht in Eine zusammen. Denn die erste nennt nicht Adel überhaupt, sondern vornehmsten Adel, läßt also für die zweyte unentschieden, ob damit Verdienste auch von Adeligen, nur minder angesehenen, gemeint seyen oder nicht. Vornehmster Adel bedeutet ohne Zweifel einen sehr alten, wie an andern Orten bey Tacitus.**) Zu einem Beyspiele dient aus etwas späterer Zeit das Geschlecht der Balten,***) aus welchem der erste König der Westgothen war, und das, so lange diese noch ein Volk mit den Ostgothen ausmachten, für das vornehmste nächst dem Königsgeschlecht der Amaler galt, welchem kurz vor seinem Erlöschen Cassiodor nicht weniger als siebzehn Ahnen auswies.*) Die eine der Bedingungen für die Auszeichnung von Jünglingen ist demnach Abstammung von dem höchsten Adel, die ohne Zweifel nur das Loos sehr weniger war. Gleichgestellt wird dieser Bedingung eine andere: hohes Verdienst der Väter.

Man wird nicht irren, wenn man dieses so nimmt, daß einem Jüngling wegen hohen Verdienstes, nicht etwa mehrerer Vorfahren, sondern seines Vaters, fürstliche Würde zuerkannt worden sey. Die Mehrzahl „Väter" steht nothwendig der Mehrzahl „Jünglinge" gegenüber; und wären Vorfahren gemeynt, so würde wohl majores gesagt seyn. Erklärt wird diese Bedingung der Auszeichnung durch die im Cap. 7 berührte Sitte, zu Königen die Vornehmsten von Geburt, zu Heerführern aber die Tapfersten zu wählen. Für seine Person erlangte der Heerführer, der ohne Rücksicht auf Geburt erwählt wurde, nothwendig die fürstliche Würde; ob sie auf seinen Sohn übergehen sollte, hing davon ab, wie hoch sein Verdienst geschätzt wurde. In dieser Einrichtung scheint nicht nur ein großer Antrieb zu verdienstlichem Wirken sondern auch eine geschickte Fürsorge für die Ergänzung des Adels bezweckt gewesen zu seyn.

Ob nun der folgende Satz, nach welchem gewisse Jünglinge anderen, schon stärkeren und längst geprüften zugesellt wurden, von den im vorhergehenden bezeichneten oder aber von anderen zu verstehen sey? ist die Streitfrage zwischen den Lesarten ceteris und ceteri.

Der einzige Einwurf, den von der Grammatik aus Ernesti gegen ceteris gemacht hat, verdient kaum erwähnt zu werden. Es müßte, meynt er, ceterum heißen, wenn der Satz die in dem vorhergehenden bezeichneten Leute anginge. Dieß ist

*) Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte 1. s. 14 b. Anm. 0.

**) Z. B. Ann. 11. 38. avita nobilitas. IV. 75. Vetustas generis, V. 1. nobilitas per Claudiam familiam clarissima. XIV. 53. Longa decora. Der Gegensatz XIV. 17. Nova generis claritudo. Davon ein Beyspiel XIV. 22. Rubellius Plautus . . cui nobilitas per matrem, ex Julia familia. Sein Vater war ein Ritter gewesen, daher die Vermählung einer Enkelin des Tiberius mit ihm eine Mißheirath. VI. 27. Im Vorbeygehen: daß Tacitus dem Geschlechtsadel eine Aufmerksamkeit beweist, wie kein anderer Schriftsteller des Alterthums. Den Grund sucht einer seiner besten Ausleger (Walch, Agricola, S. 395) in platonischen Vorstellungen. Mir scheint er vielmehr in dem Gemüthe des Geschichtschreibers zu liegen, das den alten Geschlechtern (etiam tum supererant Ann. XIII. 18) desto zugeneigter war, je empörter von der Hoffahrt der vielen aus Staub und Schmutz durch Herrscherlaunen erhobenen Emporkömmlinge.

***) Jordanes de reb. Get. c. 29. Origo mirifica, dasselbe was insignis nobilitas.

*) Cassiod. IX. 25. Iste Amalos cum generis sui claritate restituit, evidenter ostendens in decimam septimam progeniem stirpem nos habere regalem.

eine der vielen Stellen, wo Ernesti die freye Rede seines Autors verkennt, weil sie ihm zuwider ist.

Die des Sinnes wegen ceteris verwerfen, halten es für unvereinbar mit dem vorhergehenden Satze. Jünglinge sollten fürstlicher Würde theilhaftig und gleichwohl nicht selbstständig sondern in das Gefolge Anderer gewiesen seyn?

Hier kommt es auf die Bedeutung des Wortes dignatio an. Würde mit diesem nichts anderes bezeichnet als ein EhrenRecht, das mit der Ausübung einer gewissen ererbten oder übertragenen Gewalt verbunden wäre, so ließe ceteris sich wohl nicht halten. Allein die angegebene Bedeutung des Wortes ist nicht die einzige. Um bey Tacitus stehen zu bleiben, dieser gebraucht nur an Einer Stelle dignatio für Amt (Ann. XIII. 20): dagegen an drey andern Stellen (Ann. IV. 52, Hist. III. 80 und Germ. 26) für persönliches Ansehen, unabhängig vom Amte. Dem gemäß wird man kein Bedenken tragen dürfen, in dem vorliegenden Satze principis dignatio so zu erklären, daß es nur fürstliches EhrenRecht und nicht fürstliche Gewalt bedeute. Unter ceteris wäre zu verstehen: principibus, und demnach der Sinn:

> Jünglinge, denen ihres hohen Adels oder des Verdienstes ihrer Vater wegen fürstliche Würde zukommt, schließen sich an Fürsten an, die schon kräftigeren Alters und längst erprobt sind.

Liest man dagegen ceteri, so kann man damit nur alle übrige Jünglinge (denen die erwähnte Auszeichnung versagt ist,) meynen. Denn zu einer Unterscheidung der minder hochgebornen von dem übrigen Haufen bietet das Vorhergehende nicht die Hand. So nimmt ceteri auch ein Beurtheiler der jüngsten Ausgabe der Germania*), verwirft aber die Lesart darum, weil sie zu dem folgenden: robustioribus nicht stimme. Denn wären dieses Fürsten, so ware den Comparativ zu gebrauchen kein Anlaß; sollten aber Nichtfürsten damit gemeynt seyn, so wäre der Satz unrichtig, weil er aussagte, daß comites an andere comites sich angeschlossen haben. Letzteres doch wohl nicht. Aus keiner Stelle der alten Geschichtschreiber ist zu folgern, daß die ganze wehrhafte Jugend in Gefolgschaften getreten sey. Man könnte also, wenn man ceteri vorzieht, die Sache so erklären: Jünglinge, durch hohe Geburt oder hohes Verdienst der Väter ausgezeichnet, haben fürstliche Würde, führen daher selbst eine Schaar; die übrigen treten in die Reihen der älteren Mannschaft. Auch die Schwierigkeit, die aus dem folgenden: nec rubor entsteht, ließe sich vielleicht damit beseitigen, daß dieses sich auf den Austritt aus jenen Reihen und den Eintritt in ein Gefolge beziehe. Indessen wär dieser Eintritt etwas so gewöhnliches, daß die Bemerkung, er sey nicht beschämend gewesen, für müßig zu halten wäre, wenn sie nicht auf ausgezeichnete Personen sich beschränkte. Nächst dem Ansehen der Handschriften ist es diese Bemerkung, was gegen ceteri den Ausschlag geben dürfte.

*) N. Jen. L. Z. I. J. N. 230.

Verzeichniß

der in der Sitzung der philosophisch philologischen Classe im Monate November 1845 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der Imprimerie royale à Paris:

Journal des Savants. May, Juillet, Août 1845.

Von dem Herrn Pierre Lebrun, Membre de l'Acad. française à Paris:

Oeuvres: Tome I.: Ulysse. Marie Stuart. Le Cid d'Andalousie.

Tome II.: Poëme sur la mort de Napoléon. Poeme de la Grèce. Poésies Lyriques. Paris 1844. 8.

Von dem Herrn Dr. Christ. Lassen, Professor in Bonn:

Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. Sechsten Bandes II. und III. Heft. Bonn 1845. 8.

Von dem Herrn Baron von Reiffenberg in Brüssel:

La plus ancienne gravure connue avec une date. Bruxelles 1845. 4.

Von dem Herrn J. F. Willems in Gent:

Belgisch Museum voor de Nederduitsche Tael-en Letterkunde en de Geschiedenes des Vaterlands 1845. 2. 3. Aflevening. Gent 1845. 8.

Verzeichniß

der in der Sitzung der physikalischen Classe im Monate November 1845 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der Linnean Society of London:

Transactions. Volum. XIX. Part the third. London 1844. 4.

Proceedings 1843. 1844. Jan. 1843 — Jan. 1844. London. 8.

List of the Linnean Society of London 1844. 8.

Von dem Herrn Gustav von Eichthal in Paris:

Etudes sur l'histoire primitive des Races Océaniennes et Américaines. Paris 1845. 8.

Von dem Herrn Professor Dr. Erdl in München:

Die Entwicklung des Menschen und des Hühnchens im Ey zur gegenseitigen Erläuterung nach eigenen Beobachtungen zusammengestellt und nach der Natur in Stahlstichen ausgeführt. Erster Band: Entwickelung der Leibesform. Erster Theil: Entwickelung der Leibesform des Hühnchens. Leipzig 1845. 4.

Von den Herren van der Hoeven, Professor in Leiden und de Vriese, Professor in Amsterdam:

Tijdschrift voor natuurlijke geschiedenis en physiologie. Twaalfde Deel. 2. Stuk. Leiden 1845. 8.

Von der Société impériale des naturalistes de Moscou:

Bulletin. Année 1844. No. IV. Année 1845. No. I. Moscou 1844. 45. 8.

Von dem Herrn F. J. Pictet, Professeur de Zoologie et d'Anatomie comparée à l'Académie etc. de Genève:

Histoire naturelle générale et particulière des insectes nevroptères. Seconde Monographie. Famille des éphémérines (avec planches). Genève 1845. 8.

Von der k. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen:

Abhandlungen. II. Bd. von den Jahren 1842 — 1844. Göttingen 1845. gr. 4.

Von dem Herrn E. Plantamour, Professor der Astronomie in Genf:

Observations astronomiques faites à l'observatoire de Genève, dans l'année 1844. Quatrième série. Genève 1845. 4.

Von der Académie des sciences à Paris:

Tables de comptes rendus hebd. des sciences. Deuxième semestre 1844. Tom. XIX. Paris 1845. 4.

Comptes rendus hébdomadaires des sciences. Tom. XX. No. 26. Prem. semestre. Tom. XXI. No. 1 — 3. Deuxième semestre. Juillet. Tom. XXI. No. 4—10. Juillet—Septembre. Paris 1845. 4.

Von dem Herrn Dr. E. Eichwald in St. Petersburg:

Beytrag zur Infusorienkunde Rußlands. St. Petersburg 1844. 8.

Ueber die Fische des Devonischen Systems in der Gegend von Pawlowsk. 8.

Von dem Herrn Professor J. S. C. Schweigger in Halle:

Ueber Platina. Altes und Neues. Halle 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Kaiserslautern:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Band XI. Heft 1. Juli 1845. Landau 1845. 8.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Abhandlungen. Aus dem Jahre 1843. Berlin 1845. gr. 4.

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen. Monat Juli, August. Berlin 1845. 8.

Von der Société provinciale des arts et des sciences à Utrecht:

Geschiedenis der Joden in Nederland door Mr. H. J. Koenen. Utrecht 1843. 8.

Over het onmatig gebruik van sterken drank en de middelen om hetzelve te keer te gaan door A. W. F. Herckenrath. Utrecht 1843. 8.

Het gebruik en misbruik der gestrijke dranken door H. M. Daparc. Utrecht 1843. 8.

De uitoefening der geregtelijke geneeskunde in Nederland; door J. C. van der Broecke en Mr. Jh. van de Broecke; Utrecht 1843. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Dezember.

Nro. 241. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Narrative of the United States Exploring Expedition. During the years 1838, 1839, 1840, 1841, 1842. By Charles Wilkes, U. S. N. Commander of the Expedition. In five Volumes and an Atlas. Philadelph. 1845. gr. 8.

Das vorliegende Werk schildert uns die erste Weltumseglungsreise, welche von der Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika ausgerüstet worden ist. Wenn auch spät erst die Republik es versucht hat, in diesen Unternehmungen mit den Staaten der alten Welt zu wetteifern, so muß man ihr es wenigstens nachrühmen, daß der Anfang dazu von ihr in einer Weise geschehen ist, die alle Anerkennung verdient und welche die befriedigendsten Resultate geliefert hat. Den bedeutendsten Weltumseglungsreisen, die in neuerer Zeit von England und Frankreich ausgegangen sind, darf sich die nordamerikanische als gleichwerthig an die Seite stellen, und ihr Kommandant Wilkes hat sich als ein geschickter und tüchtiger Seemann erwiesen. Die Herausgabe der Reisebeschreibung ist auf Kosten der nordamerikanischen Regierung erfolgt, und diese hat die Aufmerksamkeit gehabt durch den bayerischen Konsul in New-York dem k. bayerischen Ministerium des k. Hauses und des Aeußern zwey prachtvoll gebundene Exemplare zu übersenden, wovon das eine durch die Gnade Seiner Majestät des Königs der k. Hof- und Staats-Bibliothek dahier überlassen wurde.

Um gleich Einiges von der äußern Ausstattung dieses Reisewerkes zu berichten, so können wir sagen, daß selbige eben so schön als zweckmäßig ist. Es ist jede unnütze Verschwendung an Papier vermieden, indem als Format Großoktav gewählt wurde, was auch völlig ausreichend ist für die zur Erläuterung des Textes gehörigen Abbildungen, indem nur bey den größeren Karten es nöthig wird, sie mehrmals zu brechen. Mit diesem Formate gewinnt ein Buch wie an Kostenaufwand, so an Bequemlichkeit der Benützung, und hat überdieß noch den Vortheil, daß es schneller als die Folianten der Publicität übergeben werden kann. Daß gleichwohl hierbey die Ausstattung prachtvoll werden kann, davon gibt vorliegendes Werk einen Beweis ab, indem Druck, Papier und Abbildungen von einer Schönheit und Vollendung sind, wie wir sie aus unsern Officinen, freylich ohne deren Schuld, nur selten bey solchen Werken hervorgehen sehen. Die nordamerikanische Typographie und Artistik hat ihre Aufgabe in der ehrenvollsten Weise gelöst.

Die hier zu besprechende Expedition wurde von der Regierung der vereinigten Staaten aus zwey Gründen veranstaltet; einmal um die für den Wallfisch- und Robben-Fang so wichtigen Inseln und Gewässer der Südsee genauer kennen zu lernen und die einheimischen Interessen daselbst zu überwachen und zu wahren, dann aber auch, um zur Förderung wissenschaftlicher Zwecke das ihrige beyzutragen und auch von dieser Seite her in Concurrenz mit den Staaten der alten Welt zu treten. Außer tüchtigen Seeoffizieren wurden deßhalb für die wissenschaftlichen Zwecke von der Regierung noch folgende Männer beygegeben: Hale als Sprachforscher, Pickering und Peale als Naturforscher überhaupt, Couthw als Conchyliolog, Dana Mineralog, Rich Botaniker,

Drayton und Agate als Zeichner, Brackenridge für Gartenbau-Interessen.

Die Schiffe, aus denen das Geschwader bestand, waren 1) der Vincennes, eine Kriegsschaluppe von 780 Tonnen, die nach Art einer kleinen Fregatte eingerichtet und von dem Kommandirenden der Expedition befehligt wurde; 2) der Pfau (Peacock) unter dem Kommando von Hudson, ebenfalls eine Kriegsschaluppe, aber etwas kleiner; 3) der Porpeß (Porpoise), eine Brigg von 230 Tonnen, unter Kommando des Lieutenants Ringgold, 4) die Tenders Seemöve (Sea-Gull) und fliegender Fisch (Flying-Fish) und 5) der Relief, ein neues Schiff, das aber als Proviantschiff gebaut und daher ein schlechter Segler war und von Neuholland aus zurückgeschickt wurde. Die Mannschaft war zahlreich und mit einer gehörigen Anzahl von Offizieren und einem Kaplan versehen.

Der Instruktion zufolge sollte die Expedition ihren Lauf nach Rio Janeiro richten, von da nach dem Rio Negro im nördlichen Patagonien und weiterhin nach dem Feuerland, um von da aus die südliche antarktische Region zu untersuchen. Zur Ausruh und Verproviantirung sollte sie nach Valparaiso zurrückkehren, wo sie im März 1839 ein Proviantschiff antreffen würde. Von hier aus sollte die Expedition ihren Weg nach den Schiffer- und Fidschi-Inseln richten, in Sidney Vorräthe einnehmen, um eine zweyte Fahrt gegen den Südpol anzutreten, dann auf den Sandwich-Inseln ausruhen, wo im April 1840 abermals ein Transportschiff aus den Vereinigten Staaten ihr frische Provision zuführen würde. Die dritte Unternehmung sollte zuerst die Nordwestküste von Amerika und dann, in so fern es thunlich, die Küste von Japan besichtigen, von wo sie sich nach Singapore zu wenden hätte, wo die Expedition im April 1841 nochmals ein Proviantschiff aus den Vereinigten Staaten vorfinden würde. Hiermit hat das Geschwader seine Aufgabe vollendet und ist angewiesen über das Vorgebirg der guten Hoffnung nach Hause zurückzukehren.

Indem wir jetzt die Richtung kennen gelernt haben, welche die Expedition einzuschlagen hatte, werden wir ihr nach diesen Bestimmungen folgen, und, so weit es der Raum in unsern Blättern gestattet, die für uns erheblichsten Resultate den Lesern zur Kenntniß bringen. Die naturwissenschaftlichen Ergebnisse der Reise sind dieser Beschreibnng noch nicht beygefügt, da sie besonders herausgegeben werden sollen; doch sind im Allgemeinen öfters Bemerkungen hierüber mitgetheilt, und die Verschiedenheiten der Menschenrassen sind schon hier in umständlichere Berücksichtigung genommen und durch viele Portraite zur Anschauung gebracht. Den Schilderungen der Rassen, in so weit sie Neues enthalten, werden wir daher in unserer Anzeige ein besonderes Augenmerk widmen.

Am 18. August 1838 segelte die Expedition von Norfolk ab und nahm über Madeira ihren Weg nach Rio Janeiro, wo sie am 23. November anlangte. Ein Aufenthalt bis zum 6. Januar gewährte hinreichende Zeit, mit dem Hauptsächlichsten dieser Hauptstadt bekannt zu werden. Die Gelegenheit, eine Menge schwarzer Sklaven zu sehen, benützte Hale, um sich über ihre Heimathsverhältnisse zu erkundigen, und seine Nachforschungen ergaben das überraschende Resultat, daß man fast von der ganzen West- und Ostküste Afrika's, so weit sie von der Negerrasse bewohnt wird, hier Leute auf einem einzigen Punkt versammelt sieht. Für die Rassenkenntniß hat dieser Umstand den großen Vortheil, daß man die verschiedenen Stämme unmittelbar miteinander vergleichen und so ihre physischen Verwandtschaftsgrade sicher bestimmen kann. Hale erhielt von einem gebildeten Bewohner der Hauptstadt genaue Aufschlüsse über die Neger und ihre unterscheidenden Abzeichen, von deren Genauigkeit er sich selbst durch eigene Prüfung überzeugen konnte. Der Zeichner Agate fertigte von ihnen Portraite, die in Holzschnitten dem Texte eingedruckt und sehr charakteristisch sind. Das Hauptsächlichste von Hale's Mittheilungen über die in Rio Janeiro zusammengebrachten Neger besteht in Folgendem.

Die Neger in Brasilien werden in zwey verschiedene und sehr unähnliche Classen getheilt. Die Sklaven aus dem Theil des Continents, der den allgemeinen Namen von Oberguinea trägt und einwärts bis nach Timbuktu und Bornu reicht, zeigen, obschon sie von verschiedenen Völkern und Sprachen sind, doch eine allgemeine Aehnlichkeit, welche sie zu

einem besondern Schlage stempelt. In Brasilien sind sie unter dem Namen der Mina bekannt, nach einem Hafen an der guineischen Sklavenküste, und sie unterscheiden sich von andern Sklaven durch ihre körperlichen und geistigen Eigenschaften. Sie sind gewöhnlich über Mittelgröße und gut gebaut. Die Stirne ist hoch und die Wangenbeine vorspringend; die Nase bisweilen gerade, bisweilen platt gedrückt; die Lippen nicht sehr dick, die Zähne klein und senkrecht, das Haar wollig, die Farbe umbra- oder röthlichbraun, ins Schwarze ziehend. Die Minas nehmen in Brasilien die höchste Stelle ein, die Sklaven erreichen können, indem sie als vertraute Diener, Handwerker und Kleinhändler verwendet werden. Mit andern Negern verweigern sie Gemeinschaft zu haben oder an ihren Beschäftigungen Antheil zu nehmen. Viele von ihnen können das Arabische lesen und schreiben, und alle wissen einige Sprüche daraus herzusagen; die größte Anzahl von Sklaven, die ihre Freyheit erkaufen, gehört zu diesem Schlage.

Eine weit verbreitete Gewohnheit bey den Negern ist es, gewisse Zeichen im Gesicht oder auf dem Körper sich einzuschneiden oder einzubrennen, wodurch sich die einzelnen Stämme von einander unterscheiden. Diese Gewohnheit findet sich bey allen Minas und herrscht auch auf der Ostküste Südafrika's vor, während sie auf der westlichen nicht allgemein zu seyn scheint. Diese Zeichen sind natürlich für die Sklavenhändler von großer Bedeutung, und Alle, die überhaupt mit eingebornen Afrikanern zu thun haben, lernen sie bald kennen; nach ihnen richtet sich der Preis eines Sklaven.

Unter den Minavölkern ist der Gebrauch der Zeichen im Gesichte in der größten Ausdehnung in Uebung, indem jede Provinz oder bedeutendere Stadt ein eigenthümliches Zeichen hat, welches für alle Bewohner unveränderlich ist. Beschrieben und abgebildet sind in unserem Werke die Zeichen der Guberi aus dem Reiche Bornu, die der Stadt Kano, der Kaschua und Labbi, der Sakatu, der Dawara, Nago oder Yarribe, der Tacqua (Nuffi oder Nyffi an der Ostseite des Quorra), Aschanti, der Kalabaren im Golf von Benin und ihrer Nachbarn, der Bewohner von Ebo; die Fanti haben keine unterscheidenden Zeichen. Die Minas werden in Brasilien gefürchtet und sind besonders zahlreich in Bahia. Während einer der letzten Insurrectionen hatten sie sich vollständig organisirt, um ein regelmäßiges Regierungssystem zu errichten, und hatten deßhalb arabische Schriften in Umlauf gesetzt, um ihre Kameraden zur Theilnahme zu ermuntern.

Die Nationen südwärts des Aequators haben die nach unsern Ideen gewöhnliche Negerform. Die Statur der Sklaven in Rio Janeiro ist im Allgemeinen klein, übel oder plump gebaut, mit schmaler Stirne, platter Nase, vorspringenden Zähnen und Kiefern, vorragenden Wangenbeinen und rückwärts geneigtem Kinne. Sie sind indolent, sorgenlos und ausschweifend. Man sieht sie zu allen Stunden in den Straßen als Lastträger, um ihren Herren die stipulirte Summe zu verdienen; sobald diese erworben ist, überlassen sie sich dem Müssiggange. Das Tatuiren ist nicht so allgemein unter ihnen, öfters sind es mehr Zierrathen als Stammzeichen; manche feilen sich die Zähne. Die Sklaven von Benguela, welches vom Coanza sich südwärts bis zur großen Wüste ausdehnt und wo eine Sprache in mehreren Dialekten herrschen soll, haben einen viel höheren Werth als die andern Nationen aus Unterguinea, indem sie intelligent und betriebsam sind. Sie sind ziemlich groß, ihre Gesichtszüge tragen weniger den Negerstempel als die der Kongoer, die Stirne ist ziemlich hoch, die Nase nicht sehr niedergedrückt und die Lippen maßig aufgeworfen. Am wenigsten geachtet sind die Mundjola, die im Innern jenseits des Loango-Distrikts wohnen und die gewöhnliche Neger-Physiognomie haben.

Auf der Ostküste von Afrika, vom Aequator an bis zu den Hottentotten herab, unterscheidet Hale zwey große Volksstämme, welche, obgleich Zeichen eines gemeinsamen Ursprunges zeigend, doch vollkommen verschieden sind; die einen sind die Makua oder Mozambiquer, die andern die Kaffern.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1845.

Drittes Quartal. July — September.

(Fortſetzung.)

Catalog der Bücher und Handſchriften in chineſiſcher, mantſchuriſcher, mongoliſcher, tibetaniſcher und Sanskritſprache, welche ſich in der Bibliothek des aſiatiſchen Departement zu Petersburg befinden. Petersburg 1841.

Behram-Guhr und die ruſſiſche Fürſtentochter. Muhammed Niszamiu-d-Din, dem Gendſcher, nachgebildet und erläutert von Fr. v. Erdmann. Kaſan 1844.

W. Miles, The history of the reign of Tipú Sultán, being a continuation of the Neshani Hyduri, written by Mir Hussein Ali Khan Kirmani. Translated from an original Persian manuscript. Lond. 1811.

Beidhawii commentarius in Coranum ed. H. O. Fleischer. Fasc. II. Lips. 1845.

Dr. J. Salzbacher, Meine Reiſe nach Nordamerika im Jahre 1842. Abth. 1. Wien 1845.

G. Osculati, Note d'un viaggio nella Persia e nelle Indie orientali negli anni 1841 — 1842. Monza 1844.

Du Montbar, Lettres sur l'Allemagne et l'Italie. Paris 1841.

A. Schaubach, Die deutſchen Alpen. Th. 1. Jena 1845.

J. Gräberg da Hemsö, Ultimi progressi della geografia. Milano 1841.

F. Piper, Geſchichte des Oſterfeſtes ſeit der Kalender Reformation. Berlin 1845.

Hier. de Chaves, Chronographia o reportorio de las tiempos. Sevilla 1581.

Institucion y estatutos de la real orden de San Genaro establecidos por la magestad de Carlos Borbon. Napoles 1740.

Des Conrad Grünenberg, Ritter und Burger zu Conſtanz, Wappenbuch, da man zalt Tuſend vier hundert drü und achtzig jar. In Farben gedruckt 1840. Berlin.

G. Th. Streuber, De inscriptionibus quae ad numerum Saturnium referuntur. Turici 1845.

F. de Saucly, Analyse grammaticale du texte Démotique du décret de Rosette. P. I. Paris 1845.

Fialin de Persigny, De la destination et de l'utilité permanente des Pyramides d'Egypte et de Nubie etc. Paris 1845.

M. Raoul - Rochette, Choix de peintures de Pompei. Livr. II. Paris 1845.

Bulletino dell' instituto di correspondenza archeologica per l'anno 1843. Roma 1844.

Sebastian Gonzalez de Castro, Declaracion del valor de la plata, ley y peso de las monedas antiguas de plata ligada, de Castilla y Aragon. Madr. 1658.

Eb. M. Fähn, Topographiſche Ueberſicht der Ausgrabungen von altem arabiſchen Gelde in Rußland. Petersb. 1841.

Did. Covarruvias a Leyva, Veterum collatio numismatum cum his, quae modo expenduntur publica, et Regia auctoritate percussa. Valent. 1775.

Em. Lefranc, Histoire moderne, depuis le grand schisme d'occident 1378 jusqu'à 1789. T. 1. 2. Paris 1843.

Dr. W. Binder, Geſchichte des philoſophiſchen und revolutionären Jahrhunderts mit beſ. Rückſicht auf die Geſtaltung der kirchlichen Zuſtände. Lief. 1 — 7. Schluß. Schaffhauſen 1845.

P. C. F. Daunou, Cours d'études historiques. T. 8. 9. 10. Paris 1845.

F. Hitzig, Zur älteſten Völker- und Mythengeſchichte. Bd. 1. Urgeſchichte und Mythologie der Philiſtäer. Leipzig 1845.

de Chateaubriand, Etudes ou discours historique sur la chûte de l'empire romain, la naissance et les progrès du christianisme et l'invasion des Barbares. Paris 1845.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Dezember.

Nro. 242. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Narrative of the United States Exploring Expedition.

(Fortsetzung.)

Die Mozambique- oder Makua-Völker besitzen das ganze Land einwärts von den portugiesischen und arabischen Niederlassungen: Melinda, Quilao, Mozambique, Quilimane und Sofala; die südliche Gränze scheint der Inhambare unter dem Wendekreise zu seyn. Die Makua differiren wenig von den Kongo-Völkern und haben die Negerphysiognomie in voller Ausdehnung. Abzeichen finden sich unter allen Stämmen der Ostküste. Die Kaffern, welche Hale in der Sklaverey sah, fand er schlank und wohlgebaut, mit Gesichtszügen, die etwas an die Mauren erinnern, die Farbe gelblichbraun, zwischen der des Mulatten und des wahren Negers, die Nase nicht niedergedrückt, die Lippen ziemlich dick, das Haar wollig. Die Kaffern bewohnen die Ostküste von der Kapkolonie an bis zur Delagoa-Bay; von da bis Sofala wohnt nach Hales Untersuchungen ein anderer Kafferstamm, welchen er mit dem Namen der Nyambana bezeichnet. Ihr körperlicher Bau ist derselbe, wie der der Kaffern, und ihre Sprache ergibt sich als ein Schwester-Dialekt. Die Eingebornen, von welchen Hale seine Erkundigungen einzog, kamen von der Stadt Okankomatta an der Küste, zwischen dem Nyambara und Nyango-Fluße, ohngefähr unter 24° s. Breite, und von Kamuanawankushion, dem Fluße von Nyampara im Innern. Das unterscheidende Abzeichen dieses Stammes ist eines der sonderbarsten. Es besteht aus einer Reihe künstlicher Warzen, die oben an der Stirne beginnen und an der Nasenspitze aufhören.

Auch mit Sklaven aus dem Innern der Ostküste wurde Hale bekannt. Die Mudjana oder Mutchana, 300 engl. Meilen von der Ostküste der Makua entfernt, schildert er als einen der häßlichsten afrikanischen Stämme. Sie sind klein und übel gestaltet, mit den gewöhnlichen Negerzügen in ihren ausgebildetsten Formen; am Gesicht und am Körper tragen sie Narben, die einem Doppelkreuze oder Stern ähnlich sind. Ihre Nachbarn, die Mokonde, haben ähnliche Zeichen und feilen in die Schneide der Zähne eine Kerbe wie die Angoyas der Westküste.

Das Vorstehende zeigt, daß in Rio-Janeiro die Neger von fast allen Küsten Afrika's durch einzelne Individuen repräsentirt sind. Auch in der Gefangenschaft halten sich die Leute eines Stammes zusammen, und vergessen nicht die einheimischen Stammes-Feindseligkeiten. Im Ganzen werden die Sklaven gut behandelt; viele erwerben sich ihre Freyheit, und aus den freyen Negern sieht man Priester und Offiziere. Vor dem Jahre 1830, in welch letzterem der Sklavenhandel durch einen Vertrag mit England amtlich verboten wurde, betrug die jährliche Einfuhr an Sklaven im Durchschnitt ohngefähr 40,000 in Rio Janeiro und 10,000 in Bahia, wovon ein Drittel durch den Tod verloren wurde. Die Einfuhr seit dem Verbot, durch Schmuggeley, beträgt 7 — 10,000 Sklaven.

Am 6. Januar 1839 verließ Wilkes mit seinen Schiffen die brasilische Hauptstadt und nach einem kurzen Aufenthalte zu Carmen am Rio Negro im nördlichen Patagonien segelte er nach dem Orange-

Hafen an der Südküste des Feuerlands, wo er einige Zeit zu verweilen beschloß. Ostwärts des Kap Horns wurde eine Sondirung der Meerestemperatur vermittelst des Thermometers in einer Tiefe von 450 Faden vorgenommen; die Temperatur an der Oberfläche betrug 44°, und als das Thermometer heraufgezogen wurde, zeigte es nur 28°. Mit den Eingebornen (S. 122) kam man mehrmals in Verkehr; sie zeigten sich anfangs scheu, nach einiger Zeit aber wurden sie zutraulicher. Sie giengen ganz nackend, nur die Schulter war mit einem kleinen Stück Seehundfell bedeckt. Wilkes fand sie nicht höher als fünf Fuß und von einer hellen Kupferfarbe, welche aber durch Schmutz und am Gesicht überdieß durch senkrechte Kohlenstriche verdeckt ist. Das Gesicht ist kurz, die Stirne schmal, die Wangenbeine hoch, die Augen klein, das obere Augenlied am innern Winkel über das untere herabhängend, was eine auffallende Aehnlichkeit mit denen der Chinesen gibt. Die Nase ist breit und flach, mit weit geöffneten Nasenlöchern, der Mund groß, die Haare lang, schlicht und schwarz. Das ganze Gesicht ist zusammengedrückt. Der Leib fällt auf wegen der starken Entwicklung der Brust, Schultern und Wirbelsäule; die Gliedmassen sind lang und außer Verhältniß, die Beine dünn und schlecht gebaut. Es findet sich in der That zwischen der Dicke der Knöchel und Beine wenig Unterschied, und im Stehen hangt die Haut am Knie in einer großen lockern Falte herab. Bey Einigen scheinen die Muskeln der Beine fast ganz zu fehlen. Dieser Mangel an Entwicklung der Muskeln der untern Extremitäten rührt von ihrer beständig sitzenden Lebensweise, sowohl in ihren Hütten als Kähnen her. Reisen zu Fuße können sie bey der rauhen, felsigen Beschaffenheit des Landes und der Undurchdringlichkeit der dichten Waldungen nicht machen, daher werden selbige lediglich in Kähnen ausgeführt. Es sind übrigens nicht alle Feuerländer unbekleidet, denn die in der guten Erfolg-Bai beobachteten waren mit Guanako-Fellen gut bedeckt, zugleich auch von besserer und größerer Gestalt. Fast alle waren guter Dinge und keineswegs so thierisch, wie sie von vielen andern Reisenden geschildert werden. Das Portrait eines Feuerländers, nebst kleinen Figuren in Holzschnitt, sind der Beschreibung beygefügt.

Vom Orangehafen schickte sich Wilkes am 25. Februar zur antarktischen Expedition an. Während er selbst auf dem Porpeß und in Begleitung der Seemöve unter Lieutenant Johnson südlich so weit als möglich vorzudringen beschloß, wurde Kapitän Hudson mit dem Pfau und dem fliegenden Fisch westwärts zur Vordringung gegen den Südpol abgeschickt, der Relief in die Magellansstraße beordert, und der Vincennes im Orangehafen zurückgelassen, um dort die Erforschung der Umgebungen vorzunehmen.

Da die zur Befahrung der Südpolar-Gewässer günstige Jahreszeit schon ziemlich weit vorgerückt war, so hatten beyde Abtheilungen in der Verfolgung ihres Planes keinen sonderlich günstigen Erfolg. Wilkes erreichte am 3. März die Ostspitze von Palmers Land oder den Hope-Berg unter 63° 25′ s. Breite, wo es ihm wegen der Eismassen unmöglich fiel, weiter vorzudringen. Das Meer war ganz mit prachtvollen Eisbergen bedeckt, einige rein weiß, andere das ganze Farbenspiel des Opals zeigend, andere smaragdgrün, und hier und da einige dunkelschwarz, einen auffallenden Contrast gegen das reine Weiß bildend. Am 5ten wurde der Rückweg angetreten und am 30. der Orangehafen wieder erreicht. Hudson war bis zum 70° s. Br. gelangt, und hätte noch weiter vordringen können, wenn nicht die Sorge für den Rückweg ihn zur Umkehr genöthigt hatte. Er selbst richtete seinen Lauf nach Valparaiso, während er den fliegenden Fisch nach dem Orangehafen abfandte, um dem Kommandirenden der Expedition Bericht abzustatten.

Den Orange-Hafen rühmt Wilkes als einen vortrefflichen Platz, um Wasser und Holz einzunehmen; die Witterung ist aber sehr unfreundlich und rauh. Das einzige Landthier, was die Expedition auf dem Feuerland antraf, war ein Wolf von 3′ $6\frac{3}{4}$″ Länge von der Schnautze bis zur Schwanzspitze und 16″ Höhe; Rücken, Scheitel und Schwanz sind grau, der letztere mit schwarzer Spitze, die Kopfseiten und die Außenseiten der Beine sind röthlichbraun, zwischen den Beinen und am Unterleibe weiß. Dieser Wolf scheint dasselbe Thier zu seyn, das schon der Kapitän King beschrieben. Die Eingebornen haben viele Hunde (I. S. 159).

Am 17. April verließ Wilkes mit seinen Schiffen den Orange-Hafen, umschiffte das Kap Horn und erreichte am 15. Mai den Hafen von Valparaiso, wo er bereits den Pfau vorfand, und von ihm die Nachricht erhielt, daß der Relief mit dem Proviantschiff Mariposa nach Callao gesegelt sey. Die Seemöve war das einzige Schiff, welches nicht nachkam und da seitdem nichts mehr von ihm gehört wurde, so erlangte man die traurige Ueberzeugung, daß es mit Mann und Maus zu Grunde gegangen ist.

Der längere Aufenthalt dahier gestattete Excursionen nach Santjago und nach S. Felipe mit seinen Kupferminen zu unternehmen. Auch das vielbesprochene Phanomen der durch das Erdbeben von 1832 gehoben seyn sollenden Küste von Chili machte Wilkes zum Gegenstand genauer Untersuchungen und giebt hierüber folgendes Resultat (I. S. 199). „Von den Residenten sind die Gerüchte so widersprechend, daß kein sicherer Aufschluß erlangt werden kann. Die Abnahme der Tiefe der Bay kann auf Rechnung der Anschwemmungen der Berge gebracht werden und rührt unzweifelhaft, insoweit sie statt gefunden hat, davon her; die Anlegung einer neuen Strasse von der Bay an hat Veranlassung zu der Idee gegeben, indem man meynte, daß jene auf dem durch das Erdbeben von 1832 trocken gelegten Grund erbaut worden sey. Mehrere unserer Naturforscher nahmen eine genaue Untersuchung der Küste in der Nachbarschaft vor, und alle kamen in dem Resultate überein, daß kein Beweis für eine Erhebung vorläge." Das Ergebniß dieser von Sachverständigen vorgenommenen Untersuchung wird den Anhängern der Erhebungs-Theorie, die auf diesen Fall immer sich beriefen, nicht sehr erwünscht seyn.

Von Valparaiso segelte Wilkes nach Callao, um dort vollends sich mit dem Nöthigen für die nächste größere Unternehmung zu versehen. Der Aufenthalt hier gestattete durch eine Abtheilung einen Abstecher nach Pasco und einer andern nach den Ruinen von Pachacamac vornehmen zu lassen. Lima fanden die Reisenden sehr im Verfall.

Am 15. Juli verließ das Geschwader Callao, um zunächst die Untersuchung der Pomatu- oder niedrigen Inseln in der Südsee vorzunehmen. Es sind dieß niedrige Koralleninseln. an der Zahl 65, deren Bewohner nach Sprache und physischer Bildung dem polynesischen Stamme angehören. Nur die Bewohner der Disappointment-Inseln (Wytoohee und Otooho) machen nach Wilkes eine Ausnahme, indem ihre Physiognomie verschieden, die Farbe dunkler ist, auch von ihnen starke krause Schnurr- und Kinnbärte getragen werden, und das Kopfhaar häufig eine Kräuselung zeigt. Sie gleichen mehr den Fidschi-Insulanern, doch sprechen sie einen Dialekt des Tahitischen.

Nachdem Tahiti besucht worden war, wandte sich Wilkes nach den Samoan- oder Schifferinseln. Die umständliche Beschreibung, welche er von der natürlichen Beschaffenheit der Inseln und ihrer Einwohner giebt, liefert einen werthvollen Beytrag zur Kenntniß der polynesischen Inselgruppen.

Am 29. November lief das Geschwader in den Hafen von Neu-Südwallis ein, um von da aus seine zweyte Fahrt gegen den Südpol anzutreten. Da auf letzterer die beygegebenen Naturforscher nicht für nothwendig befunden wurden, so konnten diese die Erforschung der rasch aufblühenden Kolonie mit Muße vornehmen und größere Excursionen ausführen. Ihre Wahrnehmungen sind die hauptsächliche Grundlage, auf welche sich die hier mitgetheilte ausführliche Beschreibung der Kolonie stützt. Sowohl die eingewanderte als die eingeborne Bevölkerung wird ausführlich geschildert. Auch diese wird von der amerikanischen Expedition, die Gelegenheit hatte, alle Hauptformen des Menschengeschlechtes nach und nach mit einander zu vergleichen, für eine eigne Rasse angesehen. „Ihre Farbe und Züge," sagt Wilkes (II. S. 185), „reiht sie an den afrikanischen Typus; ihr langes, schwarzes, weiches Haar hat Aehnlichkeit mit dem der Malayen, in ihrer Sprache nähern sie sich mehr den amerikanischen Indianern, während sich in ihrer physischen Beschaffenheit, Sitten und Gebräuchen Vieles findet, zu welchem keine Analogie bey irgend einem andern Volke gefunden werden kann."

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Drittes Quartal. July — September.

(Fortſetzung.)

Wlad. Brunet de Presle, Recherches sur les établissements des Grecs en Sicilie jusqu'à la réduction de cette île en province Romaine. Mémoire couronné en 1842. Paris 1845.

N. P. Demidoff, Des Slaves et des Russes. Strasb. 1844.

Corpus scriptorum historiae Byzantinae. Joannis Zonarae annales ex recensione Maur. Pinderi. Bonnae 1844.

M. Capefigue, L'Europe depuis l'avénement du Roi Louis Philippe. Vol. 1. 2. Paris 1845.

Ch. F. de Tapiès, La France et l'Angleterre ou statistique morale et physique de la France comparé à celle de l'Angleterre. Versailles 1845.

W. M. Kinsey, Portugal illustrated. London 1828.

Leandro Santibañez, Retrato politico de Alcantara, causas de sus progresos y decadencia. Madr. 1779.

Juan Sempere y Guarinos, Biblioteca Espanola economico - politica. Vol. 1 — 4. Madrid 1801.

Fr. Soares Toscano, Parallelos de principes e varões illustres antigos a que muitos danossa naçam Portuguesa se assemelharao em suas obras, ditos et feitos. Evora 1623.

Historia general de España del P. D. Juan de Mariana, defendida por el Dr. Th. Tamaio de Vargas. Toledo 1616.

Jos. Pellicer de Ossau y Tovar, Aparato a la monarchia antigua de las Españas. Valencia 1673.

J. A. Llorente, Monumento Romano descubierto en Calahorra. Madr. 1789.

Jos. Martinez de la Puente, Epitome de la chronica del Rey Don Juan el Segundo de Castilla. Madr. 1678.

Gloria de Tarazona. Madr. 1708.

Pablo Miguel de Elizondo, Compendio de los cinco tomos de los añales de Navarra. Pamplona 1732.

Censo español executado de orden del rey comunicada por Conde de Florida blanca, en el año 1787. Madr. 1787.

J. de Zabaleta, El dia de fiesta por la mañana en Madrid. Vol. 1. 2. Madrid 1754.

Mig. de Zabala y Aunon, Miscelanea economico-politica. Madr. 1787.

D. Miguel Ign. Perez Quintero, La Beturia vindicada ó ilustracion critica de su tierra etc. Sevilla 1794.

Cecil. Garcia de Leña, Conversaciones historicas Malaguenas. Malaga 1789.

Vict. Duhamel, Histoire constitutionelle de la monarchie espagnole depuis l'invasion des hommes du Nord jusqu'à la mort de Ferdinand VII. 411 — 1833. Vol. 1. 2. Paris 1845.

C. T. Dandolo, Firenze sino alla caduta della republica. Milano 1843.

Juan Beltran de Guevara, Discursos del origen, principio y uso de la monarchia de Sicilia desde el C de Rogerio, hasta el Rey de Felipe tercero. Valladolid 1605.

J. H. Weſtphal, die römiſche Kampagne in topographiſcher und antiquariſcher Hinſicht dargeſtellt. Nebſt 2 Karten. Berlin 1829.

Ces. Balbo, Delle speranze d'Italia. Ediz. 2. Capolago 1844.

Mich. Gius. Canale, Storia civile, commerciale e letteraria dei Genovesi, -dalle origini all' anno 1797. Vol. 1. 2. Genova 1844.

Archivio storico italiano. Storia Veneziana di Dan. Barbaro dall' anno 1512 ad 1515. Firenze 1844.

M. Thiers. Histoire du Consulat et de l'Empire. Vol. 1 — 4. Paris 1845.

Jul. Jacquin et Jos. Duesberg, Rueil, le château de Richelieu la Malmaison avec pièces justificatives. Paris 1845.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Dezember.

Nro. 243. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Narrative of the United States Exploring Expedition.

(Schluß.)

Wie sie Wilkes weiter schildert, sind die australischen Eingebornen von mittlerer Höhe, vielleicht ein wenig darunter, von schlanker Gestalt mit langen Gliedmassen. Von ihrer wandernden, unregelmäßigen Lebensart und schlechter Nahrung sind sie außerordentlich mager, und da ihre Magerheit mit einer ungewöhnlichen Vorragung des Bauchs verbunden ist, so hat ihre Gestalt ein unangenehmes Ansehen. Der Gesichtstypus steht zwischen dem afrikanischen und malayischen; die Stirne ist gewöhnlich schmal und hoch, die Augen klein, schwarz und tief liegend, die Nase am obern Theil zwischen den Augen stark niedergedrückt und an ihrer Basis erweitert, was in der Jugend von den Müttern bewerkstelligt wird, indem die ursprüngliche Form eine Habichtsnase ist. Die Wangenbeine sind hoch, der Mund groß, das Kinn häufig zurückweichend. Die Farbe nähert sich gewöhnlich der der Chokolade, einem tiefen Umbra oder röthlich Schwarz und bietet viele Schattirungen dar, bisweilen sieht man Individuen von reinem Blute so hellfarbig als Mulatten. Ihr auffallendstes Unterscheidungskennzeichen ist das Haar, welches dem eines dunkelhaarigen Europäers ähnlich ist, jedoch weicher. Es ist fein, zum Locken geneigt, und giebt ihnen ein ganz verschiedenes Ansehen von dem des Afrikaners, Malayen und des amerikanischen Indianers. Die meisten haben starke Bärte und Schnurrbärte und sie sind behaarter als die Weissen."

Am 26. Dezember trat Wilkes seinen zweyten Kreuzzug gegen den Südpol an, mit besserm Erfolge als das Erstemal, denn auf diesem gelang es ihm zuerst das Daseyn eines großen antarktischen Kontinents nachzuweisen. Die gewöhnlichen Gefahren von Stürmen und Eisbergen hatte er ebenfalls zu bestehen, die Schiffe wurden von einander getrennt und insbesondere hatte der Pfau sehr gelitten. Die südlichste Breite, die gewonnen wurde, war nah der 67°. Der Porpeß begegnete den französischen Schiffen unter D'Urville's Kommando und wollte mit ihnen in Verkehr treten, allein diese wichen, offenbar aus Neid und Eifersucht, einer Unterredung aus, was Wilkes mit Recht als ein sehr verletzendes Benehmen tadelt, um so mehr, da der französische Kapitän nicht wissen konnte, ob nicht der amerikanische einer Unterstützung bedürftig gewesen wäre. Ueberhaupt giebt der D'Urville'sche Bericht über die französische Südpolar-Expedition häufig eine lächerliche Eitelkeit zu erkennen und seine Ruhmredigkeit sticht widerlich ab von der Anspruchlosigkeit, mit der der amerikanische auftritt. Beide Expeditionen hatten gleiche Gefahren zu bestehen, aber der Amerikaner redet davon wie ein Seeman vor Seinesgleichen; der Franzose dagegen wie vor einem Publikum der Pariser Salons.

In Sidney hatte sich das Geschwader wieder zusammen gefunden und richtete dann seinen Lauf nach Neuseeland, wo es einige Zeit in der Inselbay verweilte, ferner nach Tongatabu (Freundschaftsinseln) uud weiterhin nach den Fidschi-Inseln, über welch letztere sehr umfassende Nachrichten mitgetheilt werden, die vielen Aufschluß über diese bisher wenig bekannte Inselgruppe gewähren.

Die Fidschi-Insulaner schildert Wilkes (III. S. 73) als die wildeste und am meisten barbarische Rasse auf dem Erdboden. Ihre Gestalt ist über Mittelgröße; die Häuptlinge wohlgebaut und muskulös, während die untern Stände wegen strenger Arbeit und dürftiger Nahrung mager sind. Ihre Farbe hält im Allgemeinen das Mittel zwischen der schwarzen und kupferfarbigen Rasse, obwohl es Beyspiele von beyden Extremen giebt, wodurch ihr Ursprung von zwey verschiedenen Stämmen angezeigt wird. Einen von diesen, den kupferfarbigen, hält Wilkes ohne Zweifel für denselben, von dem die Tongesen abstammen; den letzteren kommen sie übrigens an Schönheit durchaus nicht gleich. Bey den meisten ist das Gesicht lang, der Mund groß, die Nase wohlgebildet; doch sind auch die Fälle nicht selten von schmaler und hoher Stirne, platter Nase und dicken Lippen mit breitem kurzem Kinn, gleichwohl haben sie nichts vom Negertypus an sich. Selbst die krause Beschaffenheit des Haares, die fast allgemein ist und auf den ersten Anblick ein sehr charakteristisches Merkmal zu seyn scheint, ist Wilkes geneigt auf Rechnung künstlicher Ursachen zu bringen. Sie richten es zu einer großen Perücke her, deren Haare nach allen Seiten, oft bis zu 8 Zoll, vom Kopfe abstehen. Außer langen buschigen Bärten, welche alle Häuptlinge tragen, ist auch der Körper stark behaart. Dieses Merkmal, sowie das besondere Verhältniß zwischen den Schenkeln und den Waden nähert die Fischi-Insulaner den Weißen mehr als andere polynesische Völker.

Die Religion der Fidschis ist wesentlich von der der hellfarbigen polynesischen Stämme verschieden. Das Menschengeschlecht leiten sie von einem Paare ab, auch haben sie eine Tradition von einer großen Fluth, welche sie folgendermassen schildern (III. S. 82). Nachdem die Inseln durch das erste Paar Menschen bevölkert worden waren, kam ein großer Regen, durch welchen sie alle überschwemmt wurden. Bevor jedoch die höchsten Punkte durch das Gewässer bedeckt wurden, erschienen zwey große Doppelkähne, in dem einen war Rokora, der Gott der Zimmerleute, in dem andern Rokola, sein hauptsächlichster Arbeiter, welche einige Leute aufgriffen und sie so lange im Schiffe behielten, bis die Wasser gefallen waren, wornach sie wieder an der Insel gelandet wurden. Es wird berichtet, daß in früheren Zeiten immer Kähne gegen eine neue Ueberschwemmung in Bereitschaft gehalten worden seyen. Die in solcher Weise geretteten Personen, acht an Zahl, wurden zu Mbenga gelandet, wo ihr höchster Gott zuerst aufgetreten seyn soll. In Folge dieser Tradition nehmen die Häuptlinge von Mbenga ihren Rang vor allen andern ein.

Grausamkeit und Barbarey sind Hauptzüge im Charakter der Fidschis. Menschenopfer sind häufig, auch Menschenfresserey kommt vor, namentlich der erschlagenen Feinde, doch auch aus bloßem unnatürlichem Verlangen. Mord findet oft statt und wird nicht hoch gebüßt. Auf Malolo wurden ohne weitere Veranlassung zwey von Wilkes Offizieren ermordet, wofür er ihre beiden Städte niederbrannte.

Die Missionäre, die sich auf den Fidschi-Inseln aufhalten, waren anfänglich der Meinung, daß zwischen der Fidschi-Sprache und andern polynesischen keine Verwandtschaft bestünde; eine genauere Bekanntschaft damit hat ihnen jedoch gezeigt, daß sie ebenfalls ein Zweig von dem großen Stamme ist, von welchem sich alle polynesischen Sprachen ableiten.

Nach den Fidschi-Inseln wurden die Sandwich-Inseln besucht, theils um Vorräthe einzunehmen, theils um weitere Nachforschungen anzustellen. Ueber ihren gegenwärtigen Zustand theilt Wilkes sehr ausführliche Nachrichten mit, wovon das Interessanteste uns jedoch schon auf anderem Wege bekannt geworden ist.

Ueber die Entstehung der Koralleninseln und der Riffe, welche die hohen vulkanischen Inseln umgeben, spricht Wilkes (IV. S. 268) eine ganz andere Meinung aus als die bisher gewöhnlich angenommenen. Er hält sie weder für ein Erzeugniß der Korallenthiere, noch findet er Darwin's Vermuthung von einer gleichförmigen Senkung und Wachsthum in Uebereinstimmung mit der Configuration, Ausdehnung und allgemeinen Construction der Riffe. An allen Riffen und Koralleninseln fand Wilkes evidente Zeichen einer fortgesetzten Zerstörung. Korallenblöcke, die jetzt auf der Höhe der Riffe liegen, konnten nicht, wie man annimmt, von der

See hinaufgeschleudert seyn, wogegen ihre Lage und Schwere spricht. Soweit die niederen Koralleninseln durch Bohren und Sondiren untersucht werden konnten, zeigten sie einen Grund von Sand oder was so wird, wenn es angebrochen wird. Die hohen Koralleninseln, welche er untersuchte, boten eine Conglomeratbildung dar, aus compacterem Korall und todten Schalen bestehend, mit verschiedenen Sorten Korallen untermischt, welche augenscheinlich nach Erlöschung des Lebens abgesetzt worden waren. Die zerstörenden Wirkungen der See gaben sich an allen Inseln und Riffen kund, indem sie durchgängig eine abgeriebene Oberfläche zeigten. Einige lebende Korallen werden zwar an der Oberfläche gefunden, aber wenige Zoll darunter ist das Riff jedesmal eine Ansammlung loser Materialien und zeigt keine regelmäßige Korallenstruktur. Wilkes ist der Meinung, daß viele der Koralleninseln, die nunmehr getrennt sind, in entfernten Zeitperioden große zusammenhängende Landstrecken gebildet haben möchten.

Am 5. April 1841 hatte der Kommandant alle seine Ausrüstungen beendigt und richtete nunmehr seinen Lauf nach der nordwestlichen Küste von Amerika. Bereits am 28. desselben Monats war er vor der Mündung des Columbia-Flußes, doch konnte er wegen der furchtbaren Brandung, die sich vom Kap Disappointment bis zur Adam-Spitze in einer Linie ausdehnte, nicht eindringen, zumal da er weder einen Piloten bey sich hatte, noch sonst die Richtung der Einfahrt bekannt war. Er mußte daher ruhigeres Wasser abwarten und um keine Zeit zu verlieren, nahm er deßhalb zuerst die Untersuchung der Straße von Juan de Fuca vor, wo er im Port Discovery vor Anker gieng. Er wurde bald von verschiedenen Indianern besucht, die vom Clalam-Stamm waren. Alle Erwachsenen hatten platt gedrückte Köpfe, die vorn und hinten zusammengepreßt waren, so daß sie die Form eines Keils hatten. Die schiefen Augen der Chinesen waren bey ihnen nicht selten, Habichts- oder römische Nasen waren vorherrschend. Ihr Gesicht hatte etwas Wildes; ihre Kleidung war schlecht und ihr Wohlstand gering.

Von Nisqually aus sandte Wilkes zwey Land-Expeditionen ab, um die Gegenden am Columbia-Fluße in Untersuchung zu nehmen. Der Kapitän selbst begleitete die eine, welche Astoria und Fort Vancouver besuchte. Letzteres ist in sehr blühendem Zustande, als der Hauptort der Hudsonsbay-Compagnie. Nach beendigten Untersuchungen der Straße von Juan de Fuca segelte Wilkes nach Kap Disappointment, wo er erfuhr, daß der Pfau, der von Oahu aus seine Richtung über die Ellice- und Kingsmill-Inseln im polynesischen Archipel genommen hatte, an der Bank des Columbia-Flußes gestrandet wäre. Zum Glück gelang es Wilkes ein neues Schiff zu kaufen, dem er den Namen Oregon beylegte. Sowohl zu Wasser als zu Lande wurden nun Untersuchungen des Columbia-Flußes und seiner Umgebungen so wie der benachbarten Küsten unternommen, und eine Abtheilung zu Lande nach S. Francisco in Obercalifornien abgeschickt, während gleichzeitig zu Schiffe die Küsten dieses Landes besucht wurden. Californien wurde in größter Anarchie befunden und gieng mit schnellen Schritten seinem Verfalle entgegen.

Von hier aus wurde nun die Rückfahrt nach der Heimath angetreten, und zwar nicht um das Kap Horn herum, sondern über die Sandwichinseln, Manilla, Sulu, Singapore und das Kap der guten Hoffnung. Am 10. Juni 1841 landete Wilkes im Hafen von New York.

Den Beschluß der Reisebeschreibung macht eine Abhandlung über die Richtung der Meeresströme und die durch selbige bedingte Frequenz in der Verbreitung der Walle (des Pottfisches und eigentlichen Wallfisches), indem letztere hauptsächlich in solchen Bezirken, whaling grounds genannt, sich beysammen finden, wo ihnen durch die Meeresströmungen ihr Futter am reichlichsten zugeführt wird. Eine Karte ist beygegeben zur Veranschaulichung dieser Strömungen und Wallfisch-Bezirke.

Wir scheiden von dem Verfasser dieser Reisebeschreibung mit dem Ausdrucke unserer Hochachtung, die uns sowohl die Bedeutsamkeit seiner Entdeckungen, als die ehrenwerthe humane Gesinnung, die er in allen Fällen bewiesen, eingeflößt hat.

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1845.

Drittes Quartal. July — September.

(Fortſetzung.)

M. A. Boullée. Histoire des états généraux et autres assemblées représentatives de la France depuis 1302 jusqu'à 1626. Tom. 1. 2. Paris 1845.

Recherches statistiques sur la ville de Paris et le département de la Seine. Vol. 5. Paris 1845.

F. Marvaud, Histoire politique, civile et religieuse du Bas-Limousin. Vol. 1. 2. Paris 1812.

P. A. F. Gérard, La barbarie franke et la civilisation Romaine, études historiques. Bruxelles 1845.

Luc. Bonaparte, Révolution de Brumaire ou relation des principaux événements des journées des 18 et 19 brumaire. Paris 1845.

Dr. L. Häuſſer, Geſchichte der rheiniſchen Pfalz nach ihren politiſch = kirchlichen und literariſchen Verhältniſſen. Bd. 2. Schluß. Heidelb. 1845.

Juan Ochoa de la Salde, Primera parte de la Carolea inchuridion, que trata de la vida y hechos del Emperador Don Carlos Quinto . . . Lisboa 1585.

Dr. Binder, Schwäbiſche Volksſagen. Th. 1. 2. Stuttg. 1845.

Dr. J. Aſchbach, Geſchichte Kaiſer Sigmund's. Bd. 4. Sigmund's letzte Regierungsjahre zur Zeit des Basler Conciliums. Hamburg 1845.

Ch. E. Giefers, De Alisone castello deque cladis Variana loco commentatio, Crefeld 1845.

Ant. Krempl, Dogodivsine Stajerske Zemle. Z'posebnim pogledom na Slovence. V'Gradici 1845.

v. Hammer = Purgſtall, Die Gallerinn auf der Riegersburg. Mit Urkunden. Th. 1 — 3. Darmſtadt 1845.

J. M. v. Thun, Der Slavismus in Böhmen. Prag 1845.

Dr. K. Lanz, Correſpondenz des Kaiſers Karl V. Bd. 2. 1532 — 1549. Leipzig 1845.

Ch. de Coeckelberghe de Dutzele, Histoire de l'empire d'Autriche. Vol. 2. 3. Vienne 1845.

Thomas Kantzow's Chronik von Pommern in niederdeutſcher Mundart. Herausg. von W. Böhmer. Stettin 1835.

C. Theodori, Ueber Paläoſepia, eine in Lias von Banz vorkommende Sepia. Bamberg 1815.

— — Geognoſtiſch = petrefaktologiſche Ueberſicht aller Abtheilungen und einzelnen Schichten der Lias-Formation von Banz in Oberfranken. Bamberg 1815.

Die Gewerbspolizey in Bayern in ihrem Verhältniß zum Civilrecht und Civilproceß. München 1845.

C. Arend's, Sammlung intereſſanter Erkenntniſſe aus dem gemeinen und bayer. Civilrechte und Prozeſſe. Heft 1. Nördlingen 1845.

C. v. Steinsdorf, Darſtellung der Baupolizei-Vorſchriften für Hochbauten in der k. Haupt = und Reſidenzſtadt München. München 1845.

A. Heusler, Bürgermeiſter Wettſteins eidgenöſſiſches Wirken in den Jahren 1651 -1666. Baſel 1844.

Ad. Borgnet, Histoire des Belges à la fin du 18 siècle. Vol. 2. Ende. Bruxelles 1845.

Recueil de chroniques, chartes et autres documents concernant l'histoire et les antiquités de la Flandre Occidentale. I. Série. Chroniques des monastères de Flandre. Chronica monasterii sancti Andreae juxta Brugas, Benedictini ordinis, per Arnoldum Goethals, nunc primum edita. Gandavi 1844.

R. Hart. The antiquities of Norfolk. Norwich 1844.

W. Collier, Staats- und Kirchengeſchichte Irlands von der Zeit der Einführung des Chriſtenthums bis auf die Gegenwart. Berl. 1845.

Sir N. Harris Nicolas, The dispatches and letters of Vice-Admiral Lord Viscount Nelson. Vol. III. 1798 to 1799. Lond. 1845.

Ireland and its Rulers since 1829. Part. 2. 3. Schluß. Lond. 1844.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Dezember.

Nro. 241. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Vergleichend-anatomische Untersuchungen über das innere Gehörorgan des Menschen und der Säugethiere von Joseph Hyrtl, mit 9 Kupfert. Prag 1845. 4.

Dieses Werk zeichnet sich, wie schon der Name des Hrn. Verf. vermuthen ließ, durch große Genauigkeit und umfangsreiche Untersuchung so wie durch klare Darstellung der wichtigen Resultate aus, wodurch es unter den literarischen Erscheinungen unserer Zeit im Gebiete der Physiologie und ihrer Hülfswissenschaften einen der ersten Plätze einnehmen dürfte.

Untersuchungen über das innere Gehörorgan sind immer, wenn man sie einigermaßen etwas ausgedehnt vornehmen will, sehr mühsam, zeitraubend und kostspielig. Weniger noch gilt dieses für derartige Untersuchungen an Fischen, Amphibien und Vögeln, weil bey ienen das innere Gehörorgan leichter zugänglich ist, dieses im Ganzen wenigeren Abweichungen unterworfen ist, daher auch die Untersuchungen minder ausgedehnt zu seyn brauchen und die Thiere dieser Klassen meistens leichter und wohlfeiler zu haben sind. Ganz anders verhält es sich mit den Säugethieren. Bey ihnen wie bey dem erwachsenen Menschen liegt das innere Gehörorgan (meistens) in der härtesten Knochenmasse so eingeschlossen, daß es zu den schwierigsten anatomischen Präparationen gehört, dasselbe, ohne ausgedehnte Zerstörungen an ihm anzurichten, darzustellen. Sehr groß und mannigfaltig sind die Formverschiedenheiten in diesem Organe bey Säugethieren: daher auch sehr viele Untersuchungen erforderlich werden, um nur die Hauptformen herauszufinden, in welcher das innere Gehörorgan bey Saugethieren auftritt. Viele Saugethiere stehen überdieß noch in sehr hohem Preise, wie Monotremen, Wallthiere, wodurch denn auch die Lösung der Aufgabe, welche sich der Verf. vorgesetzt hat, mit großen Unkosten verbunden ist.

Aus dieser kurzen Beleuchtung dürfte es Jedermann erklärlich seyn, warum wir bisher wohl ziemlich gut über den Bau des inneren Gehörorganes der drey niederen Wirbelthier Klassen unterrichtet waren, von der Beschaffenheit dieses Organes bey den verschiedenen Formen von Säugethieren aber nur sehr einzelne Beobachtungen besaßen. Diesem Mangel hat nun Hyrtl durch obenstehendes an Inhalt und Ausstattung prachtvolles Werk abgeholfen.

Die erste Abtheilung des Werkes behandelt die Paukenhöhle, über deren Zusammensetzung, die bereits von mehreren namhaften Autoren untersucht ist, der Verf. nur einige Thatsachen mittheilt, nachdem er zuvor eine mehr aphoristische Darstellung ihrer Verschiedenheit bey den verschiedenen Säugethieren gegeben hat.

Hierauf folgt eine genaue und kurze Zusammenstellung der charakteristischen Merkmale der Paukenhöhle der Affen, der Lori und Maki, der Chiropteren, der Insektenfresser, der reissenden Thiere und Fleischfresser mit Schwimmfüßen, der Wiederkäuer und Einhufer, der Dickhäuter, der Beutelthiere, der Nager, der Springmäuse, der Edentaten, der Cetaceen.

Hieran reiht sich ein wichtiger Paragraph über Osteophyten der Paukenhöhle. Unter dieser Benennung versteht der Verf. Knochenauswüchse, die bey gewissen Thieren mit geräumiger Paukenhöhle

in dieſer oder in ihren Nebenhöhlen ſich finden, bey ganz jungen Thieren fehlen, aber ſchon im Laufe des erſten Lebensjahres ſich entwickeln, im fortſchreitenden Alter ſich mehren und häufen und dabey in ſo regelmäßigen Größen- und Lagerungsverhältniſſen auftreten, daß man ſie als functionell bedeutungsvoll betrachten muß.

Am entwickeltſten ſind ſie in der hinteren Abtheilung der Bulla des Löwen, wo ſie als birn- oder keulenförmige Auswüchſe, mit meiſtens ſehr dünnen Stielen verſehen auftreten und oft unter einander durch Knochenfäden in Verbindung ſtehen und eine eigenthümliche Anordnung zeigen. Sie ſind zum Theil ſolid, zum Theil haben ſie lamellöſen Bau. Kleiner und auch anders geformt kommen ſolche Oſteophyten beym Tiger, beym Edelhirſch und Elen, beym Pampashaaſen, bey den größeren Arten von Bathyergus, bey Proteles und beſonders bey der Giraffe vor.

Der nächſte Paragraph liefert eine Abhandlung über die Steigbügel-Arterie, welche der Verf. als konſtant vorkommend beym Menſchen entdeckt, wo ſie ſogar manchmal wie bey einigen Thieren von einem knöchernen Kanale umſchloſſen wird, welcher mit ihr zwiſchen die Steigbügelſchenkel hindurchläuft. Beſonders genau ſchildert der Verf. ihren Verlauf bey Erinaceus, Centetes, Tupaja, Talpa und den meiſten übrigen Inſectivoren, läugnet aber, daß ſie in einer Beziehung zum Winterſchlafe ſtehe, da es ihm wahrſcheinlicher iſt, bey dieſen Thieren werde der Stärke ihrer Kaumuskeln wegen die Blutbahn nothwendigerweiſe auf andere Wege geleitet, als bey andern Thieren. Durch das Pulſiren der genannten Aterie müßte zwar dem Steigbügel beſtandig Schall mitgetheilt werden, der jedoch der Gewohnheit wegen das feine Gehör dieſer Thiere eben ſo wenig benachtheiligen dürfte, wie den Müller der Lärm ſeiner Gänge.

In Beziehung auf die Schallleitung durch die Luft der Paukenhöhle und die Euſtach'ſche Trompete beweiſet der Verf. an einer Reihe von Thieren, daß die Natur Alles aufgeboten habe, um dem runden Fenſter eine Stellung anzuweiſen, in der es möglichſt wenig von den directen Oscillationen der Luft der Trommelhöhle und noch weniger der der Euſtach'ſchen Trompete affizirt werde. Das ſcharfe Hören mancher Thiere kann daher nicht aus dieſer Leitung erklärt werden.

Das foramen Ririni kommt nach des Verf. Erfahrungen weder bey Menſchen noch bey Säugethieren vor. Er erklärt es als ein Produkt, welches durch die Präparationsweiſe des Trommelfels entſteht, aber normaler Weiſe und bey ſorgfältiger Unterſuchung niemals ſich findet.

Die zweyte Abtheilung des Werkes handelt über die Gehörknöchelchen.

Man findet bey allen Säugethierrn wie bey dem Menſchen drey Gehörknöchelchen, welche aber an Form ungemein wechſeln und auch dadurch ſich auszeichnen, daß Hammer und Ambos bey manchen Thieren (Echidna, mehreren Nagern ꝛc.) normaler Weiſe mit einander verwachſen. Der Linſenknochen iſt nie ein für ſich beſtehender Knochen, fehlt bey gewiſſen Ordnungen ganz und iſt, wo er vorkommt, durch Synoſtoſe mit dem Amboſe ſo feſt verbunden, daß er als ein integrirender Beſtandtheil des Amboſes zu nehmen iſt. Gerne, aber nur als Folge des Alters tritt bey mehreren Edentaten auch Anchyloſe des Steigbügels mit dem Amboſe oder mit dem ovalen Fenſter ein.

Bey Chrysochloris wollte Rudolphi einen neuen vierten Gehörknochen gefunden haben, den auch Otto beſtätigte. Hyrtl aber läugnet ſeine Exiſtenz geradezu und reduzirt die Angabe obiger Autoren auf eine irrige Betrachtung des Kopfes des Hammers, welcher bey dieſen Thieren ganz ungewöhnlich verlängert iſt.

Hierauf folgt eine Beſchreibung der verſchiedenen Formen, in welchen bey den Säugethiergattungen und Arten die Gehörknöchelchen auftreten, nebſt vorkommenden Abnormitäten an denſelben und Größenbeſtimmungen.

In Beziehung auf die Schallleitung durch Gehörknöchelchen nimmt der Verf. an, daß Excurſionen des Steigbügels nicht vorkommen können, daß der Hammer die Verdichtungswellen des Trommelfelles übernehme, für Beugungsexcurſionen aber ein mechaniſches Hinderniß abgebe, daß ferner, je größer die Oberfläche der Gehörknöchelchen iſt, deſto ſtärker auch die Luft der Trommelhöhle durch den in ſie übergehenden Theil der Schwingungen von den Gehörknöchelchen aus erſchüttert werde, wodurch die

physiologische Bedeutung großer und kleiner Gehörknöchelchen (deren Dimensionen gar nicht von der Größe des Thieres, sondern von der Schärfe seines Gehöres abhängt) sich herausstelle.

Die dritte Abtheilung des Werkes liefert weitaus die verdienstvollsten Untersuchungen, nämlich die über das Labyrinth.

Zur Darstellung des Labyrinthes erwachsener Menschen und Thiere bediente sich der Verf. folgender Methode. Er macht in das Felsenbein einige Löcher oder Einschnitte, welche die halbkreisförmigen Kanäle nach außen öffnen sollen, damit bey der später erfolgenden Injection die Luft des Labyrinthes entweichen könne, dann injicirt er eine aus Wachs, Harz und Bleiweiß bestehende Masse mittelst eines an den Mund angesetzten Glasrohres durch die fenestra ovalis in den erwärmten Felsenknochen bis die Masse durch die künstlich angelegten Oeffnungen hervorquillt, legt dann den Knochen in eine Mischung aus 6 Theilen Salzsäure und 1 Theil Wasser und läßt darin die Knochensubstanz sich auflösen. Es bleibt dann ein vollkommener Abguß des Labyrinthes zurück, der um seine Sprödigkeit und Zerbrechlichkeit etwas zu mindern, mit einem Ueberzuge von Hausenblasen versehen wird. Diese Abgüße sind solid. Man kann sie aber auch leicht hohl sich verschaffen, wenn man nach geschehener Injection den Knochen über eine Weingeistflamme hält und die Injectionsmasse durch die angelegten Oeffnungen größtentheils ablaufen läßt. Es bleibt dann an den Wandungen des Labyrinthes nur eine sehr dünne Wachsschichte zurück, die durch Corrosion wie der solide Abguß erhalten werden kann.

Die auf solche Weise dargestellten Labyrinthe aller Ordnungen von Säugethieren zeigten in allen Theilen Uebereinstimmung mit dem Typus der im menschlichen Gehörorgane vorgezeichnet ist. Alle Theile, die bey letzterem sich finden, zeigen sich auch wieder bey den Säugethieren, nur mit mancherlei Formabweichungen. Hievon machen bloß die Monotremen eine Ausnahme: bey ihnen vereinfacht sich die Schnecke und nähert sich der Form des Schneckenrudimentes bey Vögeln. Auch die Verbindung des Labyrinthes mit der mittleren Sphäre des Gehörorganes ist mit Ausnahme des Orycteropus bey allen von dem Verf. untersuchten Säugethieren analog mit der Weise, welche beym Menschen vorkommt.

Hierauf folgt genaue Beschreibung der bogenförmigen Röhren, ihrer Verschiedenheiten, theils als Variationen, theils in den verschiedenen Altersstufen des Menschen, ihre Zahlangabe, die bey allen Säugethieren ohne Ausnahme auf drey sich herausstellt, ihre Veränderungen in der Stellung und Mächtigkeit bey verschiedenen Säugethieren, wobey Messungen an 29 Säugethieren angegeben werden, ihre Krümmungslinie und Beschaffenheit der Ampullen. Die Verschiedenheiten der Schnecke, ihre Größe, Zahl der Windungen, Höhe und Breite, Axenrichtung und Verhältniß der Scalen, Verhältniß der lamina spiralis primaria und secundaria liefern die nächstfolgenden Paragraphe.

Die beyden Wasserleitungen, nämlich der aquaeductus cochleae und vestibuli verdienen diese Benennung nicht. Der Verf. weiset durch viele an Menschen- und Saugethier-Gehörorganen gemachte Injectionen nach, daß sie nur Knochen-Kanäle sind, welche in ihnen gelegene kleine Venen aufzunehmen die Bestimmung haben. In der scala tympani läuft eben so wie in der scala vestibuli eine kleine, jedoch nicht kapillare Vene in Spiraltouren um den modiolus herum. Beyde Venen sind durch die lamina spiralis von einander getrennt, anastomosiren aber durch kurze Verbindungszweige, die in eigenen Furchen des Modiolus unter der Anheftungsstelle der lamina spiralis von einer Vene zur andern gehen. Die vena scalae vestibuli nimmt noch eine aus dem recessus hemisphäricus durch die Vorhofsöffnung der Schnecke herbeykommende Vene auf und biegt sich unter der Basis des Spiralblattes zur vena scalae tympani herunter, mit welcher sie verschmilzt, worauf der gemeinschaftliche Stamm durch den aquaeductus cochleae zur Jugularvene geht.

Die vena aquaeductus vestibuli entsteht durch die Vereinigung so vieler kleiner Venenstämmchen, als es Oeffnungen der Bogengänge gibt. Diese nehmen kapillare Zweigchen aus dem alveus communis auf, convergiren gegen die Furche, die zum aquaeductus vestibuli leitet und verschmelzen daselbst zu einem Stämmchen, welches durch den aquaeductus vestibuli zur hinteren Fläche der Py-

ramide tritt, wo es in eine kleine Vene der harten Hirnhaut übergeht, und durch dieſe ſein Blut in den Bulbus der Droſſelvene abgiebt, oder direct in den sinus petrosus posterior einmündet.

Die Entdeckung dieſer Venen dürfte dem Hrn. Verf. zur großen Ehre gereichen, weil dadurch die Bedeutung der früher als Waſſerleitung bekannten Knochengange auf einmal klar geworden iſt, und die Theorie des Hörens, wenn auch nur durch Verſtopfung eines Irrweges, der Wahrhaftigkeit um einen bedeutenden Schritt näher gelangte.

In Beziehung auf Schall-Leitung im Labyrinthe betrachtet der Verf. die häutigen canales semicirculares als nervenloſe daher auch empfindungsloſe Gebilde, welche nur zur Schall-Leitung beſtimmt ſind und dieſen Dienſt deſto mehr leiſten je größer ſie ſind. Daher ſtehen große Bogengänge mit feinem Gehöre in gerader Beziehung und oft ſcheinen ſie ſogar die Schnecke einigermaßen zu erſetzen, da ſie bey Thieren, wo die Schnecke ſehr klein zu ſeyn pflegt, meiſtens im Verhältniß viel großer ſind als bey anderen.

Um dem Leſer einen Begriff von dem Umfange der mühevollen Unterſuchungen des Verf. zu verſchaffen, möge das Verzeichniß der Thiere folgen, von welchen er das Labyrinth gemeſſen hat. Sie ſind folgende:

Orang-Utang.
Simia troglodytes.
Cynocephalus ursinus.
Stentor seniculus.
Stenops gracilis.
Pteropus edulis.
Rhinolophus ferrum equinum.
Erinaceus europaeus.
Centetes ecaudatus.
Chrysochloris capensis.
Talpa europaea.
Felis Leo.
„ tigris.
Ursus labiatus
Phoca vitulina.
Trichecus rosmarus.
Equus caballus.
Hippopotamus amphibius.
Elephas africanus.
Rhinoceros indicus.
Phacochoerus Aeliani.
Babirussa.
Hyrax capensis.
Bos taurus.
Camelopardalis giraffa.
Ovis aries.
Camelus dromedarius.
Moschus javanus.
Coelogenys Paca.
Hydrochoerus capybara.
Lepus timidus.
Sphiggurus insidiosus.
Helamys caffer.
Cricetus frumentarius.
Myopotamus coypus.
Myrmecophaga jubata.
Dasypus Peba.
Bradypus didactylus.
Halmaturus giganteus.
Manatus australis.
Delphinus tursio.
Monodon monoceros.
Balaena mysticetus.
Physeter macrocephalus.
Balaenoptera rostrata.
Ornithorrhynchus paradoxus.
Echidna hystrix.

In den von Bruch in Nürnberg geſtochenen Tafeln ſind außer den zahlreichen Labyrinthen noch von 50 Säugetieren die Gehörknochelchen, wo nöthig in verſchiedenen Anſichten abgebildet, dann noch beſonders eine Reihe von Steigbügeln, ebenſo eine Reihe von Columellen verſchiedener Vögel und Amphibien.

Erdl.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9 Dezember.

Nro. 215. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Bonifacius, der Apostel der Deutschen. Nach seinem Leben und Wirken geschildert von J. Ev. A. Seiters, katholischem Pfarrer in Göttingen. Mainz 1845. gr. 8. Titel, Vorrede und Inhaltsanzeige XIV S. Text 578 S.

Hr. S. trachtet Zweifaches zu erreichen: das Reinhistorische zu schildern, aber auch die religiöse Betrachtung daran zu knüpfen. Dem Historiker mag wohl von vorn herein die bescheidene Frage erlaubt seyn, ob nicht diese Doppelbestimmung seines Werkes der Biographie als solcher d. h. als einem rein historischen Producte in der Art nachtheilig werden dürfte, daß die dabey angebrachten religiösen Betrachtungen eine gewisse Breite der Darstellung unvermeidlich machen? — Indessen, Jeder auf seine Weise! Und dieß mag hier um so eher gelten, wenn man erwägt, welcher Schwerz Hrn. S. deßhalb befällt, daß das Bild unsres Apostels so vielfach entstellt und von unwürdigem Staube der Zeit verdunkelt ist, verdunkelt von einem der Kirche feindseligen Sinn. Sonach gehört es vorzüglich mit zu seiner Aufgabe, einem solchen, die hohe Ehre des Heiligen anfeindenden, in den Staub herabziehenden und gänzlich mißkennenden Geiste entgegen zu treten und dessen Angriffe gebührend abzuweisen. Des unterzeichneten Berichterstatters Augenmerk wird begreiflich nur auf Historisches, und insbesondere auf einzelne wichtige Punkte der bayerischen Geschichte gerichtet seyn.

Vergeblich sehen wir uns in der neuesten deutschen Geschichtsliteratur nach einer den kritischen Anforderungen entsprechenden Biographie des Apostels der Deutschen um; erst die vorliegende Leistung des Hrn. S. kann als eine im Ganzen und Großen gelungene Lebensgeschichte anerkannt werden. Er hat das großartige Walten seines Heiligen in seiner vollsten Bedeutung mit Begeisterung erkannt, und mit Liebe und Eifer, aber auch mit Gründlichkeit dargestellt.

Das Letztere ersieht man gleich aus dem Abschnitte: „Quellen, Bearbeitungen und Hülfsmittel," welcher der eigentlichen Biographie einleitend voran gestellt ist.

Er beginnt mit der vorzüglichsten Quelle, mit den

I. „Briefen," von denen er richtig bemerkt, daß sie leider! noch immer nicht kritisch bearbeitet seyen; er giebt eine kurze Geschichte der Sammlung dieser Briefe seit Ab. Egbert (1048—1058) und Othlo bis auf Baronius, Lezner, Serrar und Würdtwein herab, so wie eine Aufzählung der vorhandenen Handschriften und ein Urtheil über den Werth dieser Briefe. Auf diese vorzüglichste Quelle des Lebens und Wirkens des Bonifacius läßt Hr. S. die

II. „Lebensbeschreibungen" folgen, von denen er 6 aufzählt, an deren Spitze jene Biographie steht, welche als die Grundlage aller übrigen zu betrachten ist und die, nach Othlon, der heil. Willibald selbst gefertigt hat (Pertz II, 357. „Bonifacii vitam praecipuo quidem atque laudabili elegantique, utpote Sancti Wilibaldi Stilo antiquitus editam, sed in locis quibusdam ita infirmo intellectu obscuram, ut difficile pa-

teat, quo oratio tendat etc.“). Zwar seit Henschen hat man den ersten Eichstätter Bischof Willibald als Auctor dieser Bonifacischen Lebensbeschreibung beanstandet, ja geradezu in Abrede gestellt und dafür einen Priester Willibald von St. Victor bey Mainz als deren Verfasser genannt: allein die hiefür beygebrachten Gründe werden vom Hrn. S. weitläufig widerlegt und nachgewiesen, daß ungezweifelt der h. Willibald von Eichstätt der Verfasser der Vita Bonifacii sey. Ein vorzügliches Argument für seine Behauptung findet Hr. S. in der Stilähnlichkeit und Gleichheit der Vita Willibaldi und Vita Wunibaldi mit der Vita Bonifacii. Nach gewöhnlicher Annahme sind beyde Vitae Willibaldi und Wunibaldi von einer Heidenheimer Nonne, einer Verwandten der beyden Heiligen, abgefaßt und zwar in der Art, daß Willibald dieser Nonne alles in die Feder dictirt habe.

„Nun ist aber schon bey einer oberflächlichen Vergleichung dieser beyden Vitae mit der des h. Bonifacius unverkennbar, daß derjenige, welcher die beyden ersten dictirte, kein anderer gewesen seyn könne, als der Verfasser der letztern, und daß die ersteren, was den Ausdruck und die Einkleidung betrifft, nur eine Nachbildung der letzteren waren.“ (Es folgen nun Nachweise, alsdann heißt es weiter) „Wie wäre dieß möglich, wenn nicht derselbe Willibald, welcher der Nonne in Heidenheim in die Feder dictirte, auch die Vita des h. Bonifacius verfaßt und sie seiner Verwandten in Heidenheim mitgetheilt hätte? Von einem unbekannten Priester in Mainz geschrieben, würde sie schwerlich schon damals in den Händen der Nonne von Heidenheim gewesen und noch weniger so durchweg zum Muster ihrer Nachbildung gewählt seyn.“

Die angestellte Vergleichung obiger vitae hat den Berichterstatter zu einem von Hrn. S's. Resultaten verschiedenen Ergebniß geführt, welches sich kürzlich so fassen ließe.

Für den Mainzer Priester Willibald von St. Victor als Verfasser der Biographie des Bonifacius spricht noch immer der Ausdruck in der Vita Bonif. bey Pertz II.. 348. „Et duos bonae industriae viros ad ordinem Episcopatus promovit (Bonif.), Willibaldum et Burghardum etc.“ — Der heil. Willibald sollte seine Demuth soweit hintangesetzt haben, daß er 1) sich selbst mit seinen Genossen Lob gespendet und noch obendrein 2) diesen seinen Genossen den ersten Platz hinweggenommen, an welchen er sich gesetzt? Wahrlich, diese wenigen Worte reichen allein hin, den Glauben an des heil. Willibalds Autorschaft der vita Bonifacii mächtig zu erschüttern! Ist es doch gegen die ganze Denkweise der Männer jener Zeit, sich selbst zu loben und sich primo loco zu stellen. Dieß im Auge behaltend, fällt uns jene Stelle aus dem XI. Jahrhundert bey Pertz II. 357, col. 2. (vergleiche S. 331 des Vorworts) ein:

„Postea igitur Willibaldus vitam conversationemque viri Dei necnon et passionem quia adhuc multi supererant qui eidem passioni interfuerunt, conscripsit, in loco qui dicitur sancti Victoris ecclesia, in cenaculi unius cubiculi primus in ceratis tabulis, ad probationem domni Lulli et Megingaudi; et post eorum examinationem in pergamenis rescribendam, ne quid incerti vel superfluum exaratum appareret. Supradicta autem S. Victoris ecclesia, extra murum Mogontiae sita etc.“

Dieser Willibald von St. Victor bey Mainz, der hier unter Lull's und Megingaud's Prüfung seine Vita Bonif. geschrieben, muß doch kein ganz obscurer Mönch gewesen seyn, weil ihn obige 2 Bischöfe zur Abfassung dieser Vita Bonif. aufgefordert und weil sie deren Durchsicht übernommen. Dann wird Hr. S. ferner nicht in Abrede stellen können, daß, wenn Lull und Megingaud dem Willibald das Werk auftrugen, sie wohl mit dem gefertigten keine andere Absicht hatten, als daß dasselbe zur Erbauung ihrer Diöcesanen dienen und daher in vielen Abschriften verbreitet werden sollte. Gewiß wuchs auf die Nachricht, daß die Vita des allerwärts gefeverten Bonifacius unter Aufsicht und auf Befehl zweyer so ausgezeichneter Bischöfe gefertigt worden sey, überall die Begierde, dieselbe bald abschriftlich zu besitzen. Daher die zeitige Verbreitung dieser Vita Bonif. in allen Theilen der Mainzer Erzdiöcese, also wohl auch nach Heidenheim.

Allerdings findet zwischen dieser Vita Bonif. — die innerhalb der Jahre 755 — 768 geschrieben worden ist, — und den Vitae Willibaldi und Wunibaldi eine große Aehnlichkeit statt in Bezug auf Eingang, Jugendgeschichte, Reisen, Besuch der Kirchen, Beten am Grabe der Apostelfürsten; aber

dieſe Vita Bonif. iſt die ältere und ſchwebt, wie es Hr. S. ſelbſt erkennt und ſagt, den beyden übrigen als Muſter vor. Die Diction der Vita Bonif. iſt ferner von der Art, daß man leicht die in den angelſächſiſchen Kloſterſchulen erlernten und dort üblichen Wendungen daran erkennen kann; es iſt der dieſen Kloſterſchulen eigenthümliche Styl, wie ihn jene Briefe der bonifaciſchen Sammlung, die aus England von Engländern oder Engländerinnen geſchrieben ſind, im reichlichen Maße zeigen. Haben wir die in Frage ſtehende Vita Bonif. die ältere und das Vorbild der 2 andern genannt, ſo muß noch das Verhältniß der Vita Willibaldi zur Vita Wunibaldi beſtimmt werden. Die erſtere geht der Letzteren dem Alter nach vor; ſie iſt eigentlich eine bloße Jugend- und Reiſegeſchichte Willibalds bis zu deſſen Beförderung zum Bisthum, ſein Wirken als geiſtlicher Oberhirte iſt ſehr kurz geſchildert und obwohl Willibald immer in dieſer Vita als sanctus, beatus aufgeführt erſcheint, ſo iſt doch von ſeinem Tode darin keine Rede. Zweymal verſichert die Heidenheimer Nonne mit Angabe des Tages und Ortes, dasjenige, was ſie geſchrieben, habe ihr der Heilige ſelbſt erzählt. (Nono Kalendas Julii pridie ante solstitia die p. 483 Edit. H. Canis. Lect. antiqq. IV. P. II. Ingolstdt., 1603. 4., und p. 511 non ab alio reperta, nisi ab ipso (Willib.) audita et ex illius ore dictata perscripsimus in monasterio Heidenheim, testibus mihi Diaconis ejus et aliis nonnullis junioribus ejus, und p. 483 sicut ipso vidente et referente, de oris sui dictatione audire et nihilominus scribere destinavimus, duobus diaconibus testibus, mecumque audientibus etc.) Was nun der h. Willibald erzählt und was die Nonne ſeiner Erzählung nachgeſchrieben, das liegt ſo klar vor, daß kein Zweifel darüber aufzukommen vermag. Es iſt, wie geſagt, Willibalds Jugendgeſchichte, die weitläufige Reiſe nach dem Orient und wieder zurück nach Monte Cassino, Rom, Bayern, Eichſtätt, zur Biſchofsweihe auf die Salzburg und von da nach ſeinem neuen Bisthum. Daß Willibalds Wirken als Biſchof in demſelben nicht nach Willibalds Erzählung iſt, dieſen Beweis erläßt mir wohl Hr. S. —

(Fortſetzung folgt.)

Recherches sur l'anatomie, la physiologie et l'embryogénie des Bryozaires qui habitent la côte d'Ostende par P. J. van Beneden. Bruxelles 1845. 4. avec 3 pl.

Von den eben benannten Polypen wählt der Verfaſſer die Gattung lagenella, welche er, um eine Verwechslung mit der gleichnamigen Monade zu vermeiden, mit dem Namen Laguncula belegt, zum Gegenſtande ſeiner Unterſuchung.

In der vorangehenden Darſtellung der Anatomie dieſer niedlichen Thiere findet ſich viele Analogie mit von anderen Forſchern wie Farre, Dumortier ꝛc. bekannt gemachten Verhaltniſſen bey verwandten Polypen. Der Digeſtionsapparat zerfällt in vier Abtheilungen: Mundhöhle, Schlund, Magen und Darm. Erſtere iſt ziemlich geraumig und lang, beginnt zwiſchen den Fangarmen und iſt durch eine ziemlich ſtarke Einſchnürung vom Schlunde abgetheilt. Letzterer beſitzt meiſtens wie der Magen eine gelblich-bräunliche Farbe mit dunkleren in ſeinen Wandungen ſitzenden Kügelchen verſehen. Der längliche Magen zieht ſich nach abwärts in einen Blindſack aus, nach oben kommt aus ihm der Darm hervor, der neben dem Schlunde aufwärts läuft und unter dem Fangarmkranze nach außen mündet. Der ganze Darmkanal iſt ſehr durchſichtig und beſonders der Magen in beſtändiger Bewegung begriffen, durch welche er eine wirkliche Preſſung auf die in ihm enthaltenen Nahrungsmittel ausüben kann. Wo der Magen in den Darm übergeht, hat er an ſeiner inneren Fläche in einem Halbmonde beyſammen ſtehende Flimmerhaare, welche dazu dienen, die Nahrungsmittel keinen Augenblick in Ruhe zu laſſen.

Als Reſpirationsorgane ſind hier wie bey den verwandten Thieren die Tentakeln zu betrachten, die jedoch dadurch ausgezeichnet ſind, daß ſie keine Contraction erkennen laſſen, ſondern nur in ihrer Geſammtheit in den Leib des Thieres zurückgezogen werden können, ohne in ihrer Längenausdehnung eine Veränderung zu erleiden. Jeder Tentakel hat aber zwey Muskeln für ſich: einen abductor und einen adductor.

Der Blutlauf ist hier wie bey verwandten Polypen; auch das Blut zeigt dieselbe Beschaffenheit und steht mit dem das Thier umgebenden Wasser in keiner unmittelbaren Verbindung, da, wenn Polypen längere Zeit in mit Carmin gefärbtem Wasser gelassen werden, es doch nie von dem Farbstoffe in sich aufnimmt.

Vom Nervensystem fand der Verf. deutliche Spuren. Diese bestehen in einem gelblichen Ganglion, welches an der Wandung der unteren Fläche des Schlundes anliegt, vollkommen durchsichtig und deßwegen schwer und nur bey gewissen Stellungen des Thieres sichtbar ist.

Die Muskeln sind ziemlich zahlreich, theils für den ganzen Leib, theils für die einzelnen Organe vorhanden und zerfallen in zwey Gruppen: in Retractoren und Extensoren. Wenn sie sich zusammenziehen, glaubt man manchmal Querstreifen an ihnen wahrzunehmen, die jedoch den Worten des Verf. nach nur scheinbar sind und in der Art und Weise, wie die einzelnen Fasern sich in sich selber zusammenziehen, beruhen.

In Beziehung auf die Geschlechtsverhältnisse ist von Wichtigkeit, daß die Lagunecula ein Zwitter ist, d. h. männliche und weibliche Geschlechtsorgane in einem jeden Individuum sich vereiniget vorfinden. Ihre Producte, Samen und Eyer, treten in den mit Flüssigkeit gefüllten Raum zwischen Magen und äußerer Haut, um durch eine besondere Oeffnung neben dem Munde nach außen hervorzutreten. Die Fortpflanzung dieser Thiere scheint aber auf zweyerley Weise zu geschehen: durch Eyer und durch Sprossen. Eyer sah der Verf. in großer Anzahl und erkannte die gewöhnlichen Bestandtheile in ihrem Inneren, aber nie ist es ihm gelungen, die Entwicklung eines Embryo in denselben wahrzunehmen. Alle Versuche, diese Eyer zur Entwicklung zu bringen, führten zu keinem günstigen Resultate. Dagegen beobachtete der Verf. die Entwicklung dieser Thiere aus Sprossen.

Die Sprossen sitzen an den Fäden, durch welche mehrere Polypen zusammenhängen oder an den Stielen und Schalen der Polypen selber. Bey ihrem ersten Erscheinen haben sie gar keine Aehnlichkeit mit einem thierischen Eye; sie bestehen nur aus einer durchsichtigen Hülle, einer Fortsetzung der Hülle des ganzen Polypen an der inneren Fläche mit Kügelchen besetzt, und nur aus Accumulation letzterer entsteht der Polyp. An einer Seite der Innenfläche der Hülle bildet sich eine Verdickung nach einwärts in den Körnerhaufen; in der Mitte dieser tritt eine Vertiefung auf, während der Rand um letztere herum sich mehr aufwulstet. Aus dem Rande kommen die Tentakeln hervor; die Vertiefung ist die erste Anlage des Digestionsapparates. Von da an geht die weitere Entwicklung sehr rasch vorwärts. Bald unterscheidet man zwischen der Wandung des Digestionsapparates und der äußeren Hülle einen Raum, welcher mit dem Mutterthiere communicirt und nach und nach in die Tentakeln hinein sich ausdehnt. In ihm ist Flüssigkeit enthalten, welche vom Mutterthiere kommt und Blut zu seyn scheint. Die weitere Entwicklung ist ähnlich der verwandter Thiere.

Zum Schlusse liefert der Verf. noch eine Charakteristik der verschiedenen Arten der Gattung Lagunecula. Ihrer sind zwey: L. repens und elongata, welche beyde an der belgischen Küste leben.

Jedenfalls hat der Verf. nachgewiesen, daß bey der Lagunecula der Embryo durch Accumulation von runden Elementartheilchen, mag man sie nun Entwicklungskugeln oder Primitivzellen nennen, entstehe — mithin ganz so wie bey allen übrigen bisher in dieser Beziehung beobachteten Thieren. Das Erscheinen dieser Kugeln aber ist an verschiedene Vorgänge gebunden: sie entstehen aus einer Flüssigkeit, welche sich in einem Eye durch Vergehen gewisser Theile gebildet hat, oder die vom mütterlichen Körper unmittelbar ausgehend an einem gewissen mit der Mutter bald mehr bald weniger zusammenhangenden Orte sich sammelt. Vielleicht wird es mit der Zeit noch möglich, auch letztere Art auf eine wahre genesis ex ovo zurückzuführen.

Erdl.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Dezember.

Nro. 246. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Bonifacius, der Apostel der Deutschen.

(Fortsetzung.)

Die Vita Wunibaldi ist später geschrieben als jene Willibalds. Unläugbar hat dieselbe Heidenheimer Nonne auch eine Vita Wunibaldi geschrieben, wie ihre Worte in der Vita Willibaldi p. 483, 484 zu erkennen geben, und wie die Hinweisungen auf diese in der vita Wunibaldi p. 516, 517, 518, 519 lehren. Allein diese Arbeit der Heidenheimer Nonne besitzen wir, wie ich glaube, nicht mehr in ihrer ursprünglichen Fassung, sondern so überarbeitet durch eine spätere Hand, daß wir von dem Eigenthümlichen der Nonne kaum mehr haben, als Wunibalds Jugendgeschichte bis zu der mit seinem Bruder gemeinschaftlichen Romreise und der Krankheit beyder. Ob Wunibalds Rückkehr ins Vaterland und seine zweyte Romreise (fratre suo comite p. 520, der aber damals noch im Oriente war, siehe vita Willib. p. 492 – 505. Mabillon AA. SS. O. S. B. III. P. II. p. 163 not. b. sagt zwar: alium sine dubio intelligit a S. Willibaldo (fratrem), qui ad loca sancta profectus erat. Hic frater anonymus cum Wunebaldo in Germaniam accessisse dicitur infra num. 7; dagegen bemerkt Basnage F. II. P. I. p. 127 Miror non fuisse nominatum, nec ulibi indicatum est, alium habuisse fratrem praeter Willibaldum, facile igitur crederem hic esse lapsum memoriae) aus der Feder der Nonne sey, zweifle ich. Entschieden nicht von ihr ist die Herausreise Wunibalds nach Deutschland mit seinem Bruder (fratrem suum proprium — compellavit), um im Sinne und als Gehilfen des h. Bonifacius zu wirken. Die rührende Scene des Wiedersehens der beyden Brüder (vita Willib. p. 510, 511) nach mehr als 17jähriger Trennung, ein Wiedersehen, was auf der Reise Willibalds nach der Salzburg in domo fratris sui Wunibaldi statt gefunden, suchen wir vergeblich in der vita Wunibaldi, in welcher, den Worten der Nonne in der vita Willibaldi geradezu entgegen, dieser Willibald nur immer im Gefolge Wunibalds erblickt wird, so, daß er dieser Erzählung nach den Orient gar nicht gesehen, daß auch die Brüder, mit Ausnahme der englischen Reise gar nicht von einander getrennt waren. Deßhalb ist es nicht wohl glaublich, daß die vita Wunibaldi, wie wir sie nun vor uns haben, aus der Feder derselben Nonne geflossen sey, welche die vita Willibaldi entworfen. Die Verfasserinn oder der Verfasser der letzteren vita sagt p. 532, 533 ausdrücklich:

> Compertam atque conscriptam, atque ex brevitate transcursam vitam B. Wunibaldi Christi confessoris, quod a sorore eius et ab aliis venerandis viris, quas illo per familiaritatem et amicitiam conjuncti fuerunt, praesertimque ab eis, qui illo in discipulatu et magisterio subditi fuerant, relatione didiceram. Istas, quas nunc capitulamus atque disputamus, oculis nostris vidimus, et alia in nostris temporis facta reperimus mirabilia etc.

Auch der Styl beyder vitae ist verschieden. Beyde haben, wie gesagt, für Jugenderziehung und Reisen die vita Bonifacii als Muster vor Augen, die vita Wunibaldi noch überdieß die vita Willibaldi vor sich, aus der sie einige Redensarten entlehnt, wie z. B. Barilio (παρήλιος) und die vitreas

camporum planities (p. 536). Alles andere ist nicht im Style der Heidenheimer Nonne. Welche Einfachheit herrscht selbst bey der Unbeholfenheit der Verfasserin des Hodoeporicon durch ihre ganze Schrift im Gegensatze zur vita Wunibaldi, woselbst eine förmliche Jagd auf Phrasen gemacht ist. Man sehe p. 522, 523, 524, 525, 527, 528, 540. Bis auf den Anfang, der gewiß auch nicht ohne Interpolation auf uns gekommen, ist uns höchst wahrscheinlich die ursprüngliche Fassung von Wunibalds Leben aus der Feder der Heidenheimer Nonne verloren. Dieß Resultat, abweichend freylich von jenem, welches Hr. S. gewonnen, stellt sich aus unserer Vergleichung der drey vitae heraus und unbedenklich nehmen wir die erste und älteste aller Lebensbeschreibungen des h. Bonifacius als aus dem Schreibrohre des Willibald von St. Viktor bey Mainz geflossen an.

Den Handschriften der vita Bonif. sind noch zwey Münchener beyzuzählen, welche, wie im Oberbayrisch. Archiv, Bd. I. Hft. II. p. 155 behauptet ist, von Pertz nicht benutzt worden seyn sollen. Der eine Codex ist aus Freising, in der 1. Hälfte des 9. Jahrhunderts, der andere aus dem Kloster Benediktbeuern im 10. Jahrhundert geschrieben.

Hr. S. berichtet ferner über des Anonymus aus Utrecht Biographie, über jene des Fuldaer, dann Hirschauer Mönches Ruthard, Rathots von Utrecht, eines Anonymus vielleicht aus Münster und endlich über den bedeutendsten nach Willibald, über Othlo. An diese bonifacischen Biographien reiht er dann weiter die Lebensbeschreibungen der Freunde, Mitarbeiter und Schüler des Heiligen an, wie Willibrord, Sturm, Gregor, Willibald, Wunibald, Burchard, Wigbert, Lioba, Virgil, Alto und Pirmin.

Zu III. „Concilienacten, Capitularien und Annalen" gehört noch aus dem 3. Bande der Pertzschen Monumenta S. 16 — 23 hierher.

„Bearbeitungen und Hilfsmittel". Von den Centuriatoren bis auf Schmerbauch (1829 und des Bischofs von Fulda im J. 1834 zu Coblenz erschienenem Gedicht ist Alles aufgezählt, was über diesen Gegenstand handelt.

Nachdem Hr. S. im 1. Kapitel zuvörderst Geburtsort (Kirton in Devonshire) und Jahr (muthmaßlich 680), sowie den Stand der Aeltern des Bonifacius (von angesehenen, die ihn sorgfältigst erziehen ließen, vorzügliche Zärtlichkeit bewies ihm sein Vater) untersucht und möglichst festgestellt, erzählt er Winfrids Jugendgeschichte seit seinem 4. oder 5. Jahre, und wie er bereits in so zartem Alter den Gedanken gefaßt, ins Kloster zu gehen, zu großer Betrübniß seines Vaters, welchen indessen eine schwere Krankheit dahin vermochte, daß er sich des Sohnes Wunsche fügte. Winfrid begab sich mit Empfehlungen an den Abt Wolfhard in das Kloster Ad Escancastre (Exter) und wurde, nach üblicher Anfrage bey den Klostergeistlichen, unbedenklich dort aufgenommen. Hier verlebte er seine Jugend im eifrigen Lernen und nahm bald dergestalt an Kenntnissen zu, daß seine Begierde nach höherem Wissen an seinem bisherigen Aufenthalt keine Befriedigung mehr fand. Nun wählte er mit Genehmigung des Abtes und seiner Genossen das Kloster Nhutscelle in Southamptonshire, wo er unter dem Abte Winbrecht seiner weiteren Ausbildung in Grammatik, Metrik und der heiligen Geschichte mit solcher Auszeichnung oblag, daß seine Fortschritte das höchste Erstaunen erregten und ihm bald allgemeinen Ruhm erwarben. Den berühmten Beda, von dessen Gelehrsamkeit er erst auf deutschem Boden hörte, hat er nicht persönlich gekannt. Frühzeitig wurde dem Winfrid wegen seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit eine Klosterschule anvertraut und sein Ruf als Lehrer zog Schüler auch aus fernen Klöstern herbey. Seinen Unterricht in den heiligen Schriften suchte er vornehmlich fruchtbringend fürs Leben zu machen. Dieser Ruf kam ihm nachmals bey seinen Bestrebungen in Deutschland trefflich zu statten, als er sich, um Mitarbeiter für sein erhabenes Werk zu gewinnen, nach seinem Vaterlande wandte. Willig folgten sie der Aufforderung eines so vortheilhaft gekannten Mannes auf die neue Bahn; denn, so glaubten diese fest, was Er beginne, das müsse gedeihen. So erreichte er sein 30. Jahr, nach dessen Vollendung erst er sich zum Priester weihen ließ. Unter der Regierung König Ina's ward ihm auf den Vorschlag der Synode im J. 710 der ehrenvolle Auftrag ertheilt, die Synodalbeschlüsse dem Erzbischof von Canterbury zur Genehmigung zu überbringen; eine Sendung, die er zur großen Zu-

friedenheit Aller ausrichtete. Fortan wurde er sehr häufig bey Synodalverhandlungen zugezogen. Man sieht, Winfrid reifte seinem Berufe herrlich entgegen. Er selbst jedoch richtete bey der Lage der geistlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes sein Auge auf jene Länder, wo das Heidenthum in voller Kraft und Blüthe stand; nach S. Augustins Vorbilde, der etwa 100 Jahre früher so Großes für England gewirkt hatte, wollte er nach Deutschland hinüber die Segnungen des Christenthums bringen.

Auf diesem Punkte in Winfrids Lebensgeschichte angelangt, giebt uns Hr. S. eine Schilderung des damaligen Zustandes von England, von woher die Werkzeuge kamen, durch welche das Christenthum in Germanien allgemein verbreitet werden sollte. Warum nicht aus dem Frankenreiche, welches durch seine Lage sowohl, als durch seine vielfachen politischen Verbindungen mit Deutschland und durch seine Herrschaft über einen großen Theil dieses Landes um Vieles hiezu geeigneter schien, als das entferntere Ireland und England? Diese Frage hat uns Hr. S. klar und gründlich beantwortet.

Das II. Kapitel schildert uns Winfrids ersten Missions-Versuch (716) nach Friesland, der aber ohne besondern Erfolg blieb, weil eben König und Volk der Friesen im heftigen Kampfe gegen die Franken waren und die Boten des Christenthums, als dem fränkischen Interesse ergeben, haßten. Anziehend ist die dem Auftreten des Winfrid vorgehende Geschichte der Christianisirungs-Versuche bey den Friesen, namentlich Willibrord's Bemühungen hierfür.

Mit Empfehlungen des Bischofs Daniel von Wincheſter versehen, segelte Winfrid —, so erzählt uns das III. Kapitel —, im Spatherbste des Jahres 718 von Lundenwic (London) nach Estaples hinüber, von wo aus er nach einigem Verweilen, und da sich noch mehrere Genossen ihm anschlossen, die Reise nach Rom im Anfang des Winters antrat. Papst Gregor II. empfing ihn aufs freundlichste und bestärkte ihn in seinem Vorhaben, die deutschen Stämme für das Christenthum zu gewinnen. Im Frühling 719 verließ hierauf Winfrid mit der schriftlichen Weisung des Papstes (15. Mai 719. Serrar. ep. 118, 164 Würdtwein ep. 2. p. 11 et 12), die Deutschen zu bekehren, die ewige Stadt und zog mit seinen Gefährten durch Bayern nach Thüringen, woselbst er das bereits früher eingeführte Christenthum höchst verunstaltet fand. Blick auf die früheren politisch-religiösen Zustände dieses Landes. Winfrid begiebt sich von da nach Franken (am Rhein), erfährt dort des Friesen-Königs Ratbod Tod (719) und zieht unverweilt dahin, woselbst er im Vereine mit Willibrord die Christianisirung 3 Jahre hindurch betreibt.

Die Würde eines Nachfolgers Willibrord's schlägt Winfrid als nicht im gehörigen Alter befindlich und mit Berufung auf den Auftrag des römischen Stuhles geradezu aus und geht 722 wieder nach Thüringen, woselbst Karl des Hammers Siege über die Sachsen dem Christenthume neuen Eingang verschafften und die von Winfrid gewonnenen Bekenner nach Tausenden gezählt und Kirchen und Klöster errichtet wurden.

Nicht das heutige hessische Amöneburg ist das Amanaburch der vita S. Bonifacii, sondern dieß muß im heutigen Hammelburg gesucht werden, wo schon im J. 716, April Heden II. dem Willibrord sein Eigenthum mit der Absicht geschenkt hatte, dort ein Kloster zu errichten. Von diesem festen Punkte aus wirkte Winfrid weiter gegen den Norden und näher der sächsischen Gränze zu: Er ging dann zu den Hessen [Similiter et juxta fines Saxonum, Hessorum populum paganicis adhuc ritibus oberrantem, a daemoniorum, evangelica praedicando mandata, captivitate liberavit etc. Vita Bonif. apud Pertz II. 342. Wohl auf diese Stelle hin hat Hr. S. Amanaburch als das heutige Hammelburg angenommen: nur Schade, daß die Kirche von Hammelburg dem h. Martin (Mon. Boic. 28, 1, 17), jene von Amanaburch dagegen dem h. Michael (Pertz II. 345) geweiht war und auch das Sprachliche dieser Annahme des Hrn. S. sich nicht fügen will!], denen er mit dem besten Erfolg das Christenthum predigte. Doch war für dießmal sein Aufenthalt zu kurz, um Stiftungen auf die Dauer zu Stande zu bringen. Ueber sein bisheriges Wirken schickte er seinen Bericht nach Rom, bat aber

auch um Rath und fernere Weisung und gieng auf den Wunsch des Papstes selbst wieder nach Rom.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Drittes Quartal. July — September.

(Fortsetzung.)

E. G. Geijer, Des Königs Gustav III. nachgelassene Papiere, Th. 3. Hamb. 1845.

Vic. Rocca, Hystoria en la qual se trata de la origen y guerras que han tenido los Turcos. Valencia 1556.

Ch. Cladera, Investigaciones historicas sobre los principales descubrimientos de los Españoles en el mar Oceano en el siglo XV. y principios del XVI. Madr. 1794.

Pelet de la Lozère, Précis de l'histoire des états-unis d'Amérique depuis leur colonisation jusqu'à ce jour. Par. 1815.

J. Fürst, Urkunden zur Geschichte der Juden. Heft 1. Leipzig 1841.

Ch. de Rémusat, Abélard. Vol. I. Par. 1845.

de Reiffenberg, Une existence de Grand Seigneur au seizième siècle. Mémoires autographes du Duc Charles de Croy. Bruxelles 1845.

Henry Lord Brougham, Voltaire et Rousseau. Par. 1845.

G. F. Schömann, Winkelmann und die Archäologie. Greifswald 1845.

Notice biographique et littéraire sur J. B. de Roquefort, par M. G. F. de Martonne. Par. 1844.

Fr. Hurter, Geburt und Wiedergeburt. Erinnerungen aus meinem Leben. Bd. 2. 3. Schaffhausen 1845.

A. Fabretti, Biographie dei capitani venturieri dell'Umbria. Vol. III. Montepulciano 1843.

Anemonen aus dem Tagebuch eines alten Pilgermannes Bd. 1. 2. Jena 1845.

Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart. 9. Publication. Bruchstück über den Kreuzzug Friedrichs I. Herausg. von Freih. v. Reiffenberg. — Ein Buch von guter Speise. — Die alte Heidelberger Liederhandschrift. Herausg. v. Fr. Pfeiffer. Stuttg. 1844.

Galileo Galilei, Le opere. T. IV. Firenze 1844.

Proposizioni fondamentali del metodo differenziale. Del Prof. Vittorio De la Casa. Vicenza 1843.

Sulle equazioni di terzo e quarto grado. Memoria di Vittorio de la Casa. Padova 1840.

J. Poncelet, Lehrbuch der Anwendung der Mechanik auf Maschinen. Deutsch bearb. von Dr. Schnuse. Bd. 1. Darmstadt 1845.

R. Stephenson, Die atmosphärische Eisenbahn. A. d. Engl. von Ch. M. von Weber. Berl. 1845.

Dr. G. Fr. Pohl, Grundlegung der 3 Keppler'schen Gesetze besonders durch Zurückführung des dritten Gesetzes auf ein neu entdecktes weit allgemeineres Grundgesetz der kosmischen Bewegungen, welches an die Stelle des Newtonischen Gravitationsgesetzes tritt. Bresl. 1845.

Ch. Doppler, Ueber eine bey jeder Rotation des Fortpflanzungsmittels eintretende eigenthümliche Ablenkung der Licht und Schallstrahlen. Prag 1844.

E. Albéri, De Galilei Galileii circa Jovis satellites lucubrationibus quae in I. et R. Pittiana Palatina Bibliotheca adservantur ad Joh. Inghiramium. Eug. Alberi disquisitio. Florenz 1844.

M. J. Johnson, Astronomical observations made at the Radcliffe observatory, Oxford. Vol. 1—3. Oxford 1844.

Connaissance des temps pour l'an 1847. Par. 1844.

K. Kreil, Magnetische und Meteorologische Beobachtungen zu Prag. Jahrg. IV. Prag 1844.

Fr. Zantedeschi, Le leggi del magnetismo nel filo congiuntivo per corso dalla corrente Voltiana. Venezia 1843.

— — Del trasporto della materia pesante etc. Vicenza 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Dezember.

Nro. 247. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Bonifacius, der Apostel der Deutschen.

(Fortsetzung.)

Daselbst wurde (IV. Kapitel) Winfrid den 30. November 723 nach vorausgegangener Prüfung feyerlich zum Bischof der Deutschen, jedoch ohne bestimmten Sitz, geweiht und ihm der Name „Bonifacius" verliehen. Alsdann reiste er mit Vollmachten und Briefen versehen nach Deutschland heraus, woselbst er zu Anfang 724 eintraf. Zuerst überreichte er des Papstes Empfehlungsschreiben dem Herzog Karl, der ihm sofort einen Schutzbrief ertheilte, dessen Wirksamkeit Bonifacius dankbar anerkannt hat. In Hessen fällte Bonifacius, nachdem er dieß sein Vorhaben möglichst bekannt gemacht hatte, die beym Dorfe Geismar in der Nähe des Buraberges befindliche Thonar-Eiche. Eine große Volksmenge ließ sich hierauf taufen. Nach Errichtung eines Bethauses aus den Trümmern der Thonar-Eiche wandte sich der Heilige nach Thüringen, und legte daselbst Kirchen, Kapellen und Bethäuser an. Zu Altenberga bey Ohrdruf soll er im J. 724 eine Kirche sammt einem Wohnhaus für sich erbaut haben, welche man für die erste Kirche in Thüringen anspricht, weßhalb 1811 1. September ein Denkmal dort gesetzt wurde; der Gedanke zu einem solchen ist in der Seele eines armen Holzhauers von Altenberga, Namens Nikolaus Brückner, entstanden, der in seinem letzten Willen 20 meißnische Gulden aussetzte, damit von deren Zinsen ein Stein gesetzt würde, um die Stelle zu bezeichnen, an welcher jene (vermeintlich) erste Kirche Thüringens gestanden.

Das V. Kapitel handelt von des Bonifacius fernerer Wirksamkeit in Thüringen, wo er bereits gegen Irrlehrer, wie Trohtwin, Berhter, Eanbreht und Hunred, zu kämpfen hatte. Er trachtete vor Allem, eine Bildungsschule für Thüringen zu errichten und Mitarbeiter zu seinem ferneren Bekehrungsgeschäfte zu erhalten. Von allen seinen Schritten aber unterrichtete er den Papst, erholte sich bey diesem Rathes und wurde von ihm ermuthigt, auf der betretenen Bahn rüstig fortzuwandeln. Bonifacius errichtet das dem h. Michael geweihte Kloster Ordorf (Ohrdruf). Aus England beruft er sich Genossen ums J. 725; auch fromme Frauen ließ er von dort her kommen, die dann in Thüringen und Bayern segensvoll gewirkt; ausführlich verbreitet sich Hr. S. über diese Letzteren, besonders über die an Gelehrsamkeit, Verstand, freundlich-mildem Wesen und engelgleicher Schönheit Alle überbietende Lioba, welche dem Kloster Biscofesheim vorstand. Alle, Männer wie Frauen, lenkte und ordnete der Geist des h. Bonifacius, und so wirkte er mit vervielfachten Kräften für das eine heilge Ziel. Gregor II., der den Heiligen so kräftig unterstützt hatte, starb 731, Februar, und Gregor III. folgte ihm auf den heil. Stuhl.

VI. Kapitel. An das neue Oberhaupt der Kirche schickte Bonifacius sofort ein Glückwünschungsschreiben und im J. 732 eine eigene Gesandtschaft, welche des Bonifacius Versprechen treuer Anhänglichkeit und Unterwerfung, welches er Gregor II. geleistet, ihm erneuerte und um des Papstes Gewo-

genheit für sich und die Seinen, so wie um die Verbindung inniger Freundschaft ꝛc. bat. Zugleich erstattete er Bericht über seine seitherige Wirksamkeit und ersuchte um Aufschluß über schwierige Punkte. Als Beweis seines Vertrauens überschickte ihm Gregor III. das erzbischöfliche Pallium 732 und beantwortete die ihm vorgelegten Fragen. Des Heiligen Erhöhung war mit keinem bestimmten Sprengel und Bischofssitz verbunden, sondern die Oberleitung aller germanischen Stämme war ihm anvertraut: also war er Erzbischof von Deutschland. In eben diesem Jahre gründete Bonifacius die Klöster Fritzlar und Amöneburg. Dieß Letztere, sagt Hr. S., ist vom obigen Amanaburch gänzlich verschieden, wo ja schon vor zehn Jahren von ihm ein Kloster, Hammelburg, war gegründet worden. Ersteres (Fritzlar) erlangte größere Berühmtheit, dessen erster Abt Wigbert war, dem der Baioare Sturm vom h. Bonifacius übergeben wurde.*)

Auf solche Weise hatte der Heilige für Thüringen und Hessen gesorgt. Um diese Zeit ward im Odenwalde Amorbach gestiftet und von Pirmin dem h. Bonifacius empfohlen. Dieser, willens sich zur Bekehrung der Sachsen zu wenden, fand dieß Volk in so feindseliger Stimmung gegen das Christenthum, daß er wohl erkannte, der Zeitpunkt ihrer Bekehrung sey noch nicht gekommen. Er gieng daher zum zweytenmale nach Bayern, wie Hr. S. annimmt, im J. 736, wie wir dagegen in den Gel. Anz. 11. Marz 1842 p. 403, 404 annehmen zu müssen glaubten, bereits in den Jahren 733, 734. Blick auf die frühesten religiösen und politischen Zustände dieses Landes. [Hinsichtlich der Nordgränze Baioariens, welche Hr. S. bis Ansbach, Nürnberg, Forcheim, Bayreuth ausgedehnt hat, wie uns vorkommt, auf Pfeffel, v. Pallhausen und des Letzteren Nachtreter gestützt, dürfen wir wohl auf Mederers „Franken, niemal im bayerischen Nordgau," s. l. 1764, 4., oder auf die von Sprunersche Charte von Francia orientalis verweisen. Dort wird er die wahre Gränze verzeichnet finden.*) Auch das Hinüberreichen der Herrschaft baioarischer Fürsten (der Theodone ꝛc.) in die alamannische Provinz bis zur Iller hatte in der Wirklichkeit nie statt und ist vornehmlich v. Pallhausens Hypothese, gegen welche schon Delius (Ersch und Gruber III. p. 9, 10) mit allem Recht als gegen ein hyperpatriotisches Bemühen geeifert. Ueber das päpstliche Capitulare, welches Hr. S. hier ausführlich mittheilt, verweisen wir gleichfalls auf die Gel. Anz. 1845, Nr. 91, 92, p. 735, 742, 743.]

Bonifacius prüfte in seiner Eigenschaft als Erzbischof von Germanien den Zustand der bayerischen Kirche, verdammte die Irrlehren des Priesters Eremwulf und suchte sich die genaueste Kenntniß aller Verhältnisse des Landes zu verschaffen; alsdann kehrte er nach Thüringen und Hessen zurück und beschloß kurze Zeit darauf eine neue Romreise.

VII. Kapitel. Er unternahm dieselbe, um seinen Schöpfungen den rechten dauernden Halt zu geben, im Herbste des Jahres 738, an der Spitze zahlreicher Schüler. Mit Gregor III. hatte er zahlreiche Unterredungen über den Zustand der deutschen Völker, so wie über Alles, was zur Förderung des christlichen Lebens unter ihnen noch zu thun war. Mit drey päpstlichen Sendschreiben an Klerus und Volk Germaniens versehen, trat Bonifacius die Rückreise 739 über Pavia nach Baioarien an, wohin ihn Odilo,**) der auf Hucbert gefolgt war, einge-

*) Ueber des Etymon von Frideslahr — „pacis doctrina," Friedenslehre, werden die Sprachgelehrten kaum mit Hrn. S. einverstanden seyn. Siehe Schmellers bayerisch. Wörterb. II. 487. Wie erklärt Hr. S. nachher Wetzlar und andere auf „ar" sich endigende Ortsnamen?

*) Siehe Rudhart älteste Gesch. p. 428, 429, 443, 288, 289, not. 1.

**) Hr. S. macht diesen Herzog Odilo zum vierten und jüngsten Sohn Theodo's II., während über seine Verwandtschaft zu seinem Vorfahrer Hucbert durchaus nichts verlautet; man müßte denn die Stelle aus Einhardi Annales bey Pertz I. p. 135 ad ann. 741 hieher ziehen, wo es heißt: „Swanahilde, neptem Odilonis ducis Baioariorum." Damit vergleiche man aber den gleichzeitigen Continuator Fredegarii zum J. 725 cap. 108, pag. 674, Edit. Ruinart: „Succiduis diebus evoluto anni circulo, coadunata agminum multitudine, Rhenum fluvium transiit (Carolus princeps), Alamannosque et Suavos lustrat,

laden hatte. Er fand das Land außer der kirchlichen Ordnung ohne Bischöfe, bis auf Einen (Vivilo von Passau) und theilte nun mit des Herzogs Genehmigung Bayern in vier Diöcesen. Ob Bonifacius sich in Bezug auf diese Eintheilung Baioariens in vier Bisthümer gerade an das Vorgefundene gehalten, ist zu bezweifeln; denn vier Landestheile existirten schon seit 712, 713 nicht mehr, und seit 717 hatte sich das Land in eine Dyarchie, seit 728 aber in eine Monarchie verwandelt. Wir glauben, daß den Bonifacius das Bestehen kirchlicher Institute aus früherer oder neuerer Zeit, wie zu Salzburg, Regensburg, Passau, Freysing bey der Wahl der Bischofssitze bestimmt haben werde. Ueber eine so wichtige Handlung erstattete Bonifacius seinen Bericht nach Rom und begab sich nach Thüringen und Hessen zurück, woselbst er Gregors III. Bestätigung seiner in Bayern getroffenen Anordnungen (29. Oktob. 740, Serrar. ep. 130, pag. 178 seq. Würdtwein ep. 46. p. 99 hat irrig das J. 739) erhielt. Diese Einrichtungen noch mehr zu befestigen, reiste er 740 wieder nach Bayern zur Abhaltung des vom Papste anbefohlenen Concils (zu Regensburg? siehe Arnolds v. Bohburg Erzählung von S. Emmeramm's Grabeseröffnung, der es aus Aribo's vita S. Emmerami genommen. Pertz VI. 550). — Seben war seit 725 langobardisch und blieb deßhalb bey der Bisthumserrichtung Baioariens unbeachtet; indessen erscheint schon 772 Bischof Alim (von Sabiona) auf der Dingolfinger Synode und bereits M. Welser hat wahrscheinlich gemacht, daß die Etschlande, in denen Sabiona gelegen, durch Tassilo's II. Heirath mit Liutbergen an Baioarien wieder zurückgekommen seyen. Irrig ist es daher, wenn Hr. S. die Wiedervereinigung Sebens mit dem baioarischen Episcopate erst in das J. 798 setzt. Eben so übel begründet ist, was Er über die Verhältnisse des Bisthums Augsburg zu den bayerischen Bisthümern und namentlich über ein sogenanntes Bisthum Neuburg a. D. vorträgt. Wie schon oben erwähnt, hat seit Venantius Fortunatus bis herab auf Einhard immerdar der Lech die Gränze zwischen Alamannien und Baioarien gebildet, und nie haben agilolfingische Fürsten westlich dieses Gränzstromes eine Herrschaft ausgeübt. Ungeachtet nun der Lech beyder Völker Gebiet in politischer Beziehung trennte, war doch die kirchliche Herrschaft des Bisthums Augsburg seit dem Ende des VI. Jahrhunderts über beträchtliche Striche altbaioarischen Landes ausgebreitet; es lassen sich die Diöcesanrechte des Augsburger Bischofs auf diese Striche östlich des Lechs durch das 7te und 8te Jahrhundert bis auf des h. Bonifacius Auftreten recht gut nachwei

---

usque Danubium praecessit, illoque transmeato fines Bajoarenses occupavit. Subacta regione illa, thesauris multis cum matrona quadam nomine Bilitrude, et nepte sua Sonichilde regreditur.“ Die Annales Metens. bey Pertz I. 325, die bekanntlich den Continuat. Fredeg. copirt haben, sagen zum J. 719 (725): Illoque (Danubio) traiecto, cum thesauris multis et matrona quadam nomine Plectrude, et nepte sua Sonihilde . . . . victor regreditur. Einhard in obiger Stelle scheint sich in diesen Verwandtschafts Verhältnissen geirrt zu haben; ohnehin stand er dieser Person und diesem Ereignisse nicht so nahe, als der Continuator II. und Continuator III. Fredegarii, welcher Letztere auf Befehl des Dux Childebrand (Karl Martells Bruder) geschrieben. Da stellt sich nun die Suanahilde als der Bilitrude neptis dar. Bilitrude, die Wittwe zweyer Herzoge, hatte aber keine erwachsenen Kinder, und wenn Suanahilde ihre neptis war, so mußte sie die Tochter Theodeberts seyn. Um jedoch Odilo's neptis, wie Einhard angibt, seyn zu können, ist nothwendig, daß Odilo entweder der Sohn Grimoalds oder Theodoalds — aber beide hatten keine Söhne, die mannbar wurden, — oder Suanahilde Huc berts Tochter sey, oder Odilo muß als des Tetrarchen Theodo II. jüngster Sohn angenommen werden, der etwa, weil im J. 700 oder 702 zu jung, von der Theilung ausgeschlossen blieb; weßhalb bestieg Odilo im J. 725 oder 728 den Thron nicht, sondern erst nach Huchberts Tod 737? Diese neptis ist es ferner, die ihre Stieftochter Chiltrude zur Flucht aus dem Frankenreiche und zur Ehe mit ihrem Oheim gegen der herzoglichen Brüder Willen beredet, dieselbe neptis lenkt Odilo's großartige Oppositionsplane als eine an Jahren reifere Frau. Auch deutet Odilo's ganzes energisches Handeln auf einen jungen, feurigen Fürsten, dem sich Chiltrude willig in die Arme warf, aber sicher nicht in die Arme eines älteren Mannes, nicht in jene von ihrer Stiefmutter Oheim! —

ſen, ſo wie, daß bey der Organiſation der bayeriſchen Bisthümer der Heilige den Sprengel der Augsburger Kirche auf keine Weiſe geſchmälert. Erſt bey der Gründung von Eichſtädt wurden, einer Aufzeichnung nach dem J. 798 zu Folge, nördliche Theile der Augsburger Diöceſe von derſelben getrennt und dem neuen Bisthum Eichſtädt zugewieſen.

(Fortſetzung folgt.)

Zur Fauna der Vorwelt. Foſſile Säugthiere, Vögel und Reptilien aus dem Molaſſe-Mergel von Oeningen. Von Hermann von Meyer. Frankf. a. M. 1845. Fol. 52 S. mit 12 Tafeln Abbild.

Obwohl dem Umfange nach einer der unbedeutendſten iſt dennoch ſeiner ausgezeichneten Verſteinerungen wegen der Steinbruch von Oeningen einer der berühmteſten in der Welt. Denn hier war es, wo ſchon vor mehr als 100 Jahren Scheuchzer ſeinen Homo diluvii testis fand und von wo ſeitdem viele merkwürdige Verſteinerungen in alle Sammlungen übergegangen ſind. Dieſe Steinbrüche, deren zwey ſind, liegen auf dem rechten Rheinufer zwiſchen Conſtanz und Schaffhauſen, noch auf ſchweizeriſchem Boden, nahe bey dem ſchwäbiſchen Dorfe Wangen, $1\frac{1}{2}$ Stunde von Oeningen am Südabhang des Schienerberges. Für die Lagerung des Mergels von Oeningen ſteht nach der Unterſuchung Eſcher's von der Linth einſtweilen ſo viel feſt, daß dieſes Gebilde auf der Süßwaſſer-Molaſſe liegt, jedenfalls aber älter iſt als die Entſtehung des tiefen Einſchnittes, welcher das Rheinthal bildet, mithin auch älter als die geſchichteten diluvialen Geröllmaſſen, welche das Rheinthal und alle übrigen Alpenthäler theilweiſe ausgefüllt haben und deren Kohlenablagerungen nur Pflanzen enthalten, die, wie Heer fand, ſich von den jetzt in der Umgegend lebenden nicht unterſcheiden laſſen.

Ueber die Verſteinerungen von Oeningen iſt ſeit Scheuchzer's Zeiten viel verhandelt worden, doch früherhin mit vielen falſchen Deutungen. Der Verf. des vorliegenden Heftes hat ſich ſchon geraume Weile mit denſelben beſchäftigt und dazu ein reichliches Material zur Einſicht erhalten, wodurch es ihm möglich wurde, viele Berichtigungen zu den bisherigen Deutungen beyzubringen. Seine Bearbeitung iſt mit von ihm hinreichend bekannter Genauigkeit vorgenommen, und die von ihm mit Meiſterhand gefertigten Zeichnungen zeichnen ſich nicht bloß durch ein gefälliges Anſehen, ſondern, was ihnen den meiſten Werth gibt, durch größte Treue aus, ſo daß ſie das Original faſt entbehrlich machen. Mit Sicherheit laſſen ſich nachfolgende Arten aus den Klaſſen der Säugthiere, Vögel und Reptilien in den Steinbrüchen von Oeningen nachweiſen.

I. Säugthiere. Die Ueberreſte aus dieſer Klaſſe gehören Dickhäutern, Fleiſchfreſſern und Nagern an.

1) Mastodon. Erſt in den letztern Jahren ſind Zähne, Unterkiefer und große Knochen gefunden worden, die van Breda für das Teyler'ſche Muſeum in Haarlem ankaufte.

2) Canis palustris. Ein ganzes Skelet davon hat ſich in den Oeninger Schiefern erhalten und iſt durch Murchiſon nach England gebracht worden. Mantell, der von demſelben eine Beſchreibung und Abbildung lieferte, vergleicht es zunächſt mit dem des Fuchſes, wovon es jedoch, wie der Verf. zeigt, in etlichen Stücken abweicht. Ref. findet mit Blainville eine größere Annäherung an den Schakal; indeß iſt Mantell's Beſchreibung zur ſichern Vergleichung nicht ausreichend.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Dezember.

Nro. 218. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Bonifacius, der Apostel der Deutschen.

(Fortsetzung.)

Es wäre jedenfalls befremdend, wenn Bonif. im J. 741 zu Eichstadt ein Bisthum errichtet und das Jahr darauf, 742, 4 Stunden davon entfernt wieder eines gegründet hätte. Nur ein einzigesmal und dann nicht wieder erscheint urkundlich ein Neuburger Bischof Sintpert 798 (Kleinmayern, Juvav. dipl. Anh. pag. 51); da derselbe jedoch zum J. 800, 11. April, als Stafnensis episcopus wieder erscheint, Staffelsee aber seit 740 und 765 zur Augsburger Diöcese gehört, Sintpert selbst als Augsburger Bischof bekannt ist, so ist klar, daß dieser Augsburger Bischof für die in Baiovarien belegenen Districte seiner Diöcese die Benennung sich beygelegt, denn er mußte wegen dieser baiovarischen Striche an allen Verhandlungen der bayerischen Bischöfe Theil nehmen, und galt in dieser Beziehung selbst für einen baiovarischen Bischof. Erst als Baiovarien in geistlicher Rücksicht eine eigene Provinz mit einem Metropoliten an der Spitze geworden war, hielt es der Papst für regelwidrig, wenn der Bischof von Augsburg für seine in Bayern gelegenen Diöcesantheile unter dem Erzbischof von Salzburg für seine westlich des Lech's bis zur Iller liegenden Striche dagegen unter der Metropole von Mainz stehen sollte, und er stellte um's Jahr 801 das gesammte Augsburger Bisthum dieß- und jenseits des Lech's unter den Erzbischof von Mainz. — Hr. S. gedenkt ferner der Klostergründungen in Bayern, die so zu sagen unmittelbar auf die Bisthümer-Errichtung gefolgt sind, und welche am Besten beweisen, welch' reges kirchliches Leben durch des Bonifacius Impuls daselbst sich kund gegeben.

VIII. Kapitel. Wie in Bayern, so wurden auch in Mitteldeutschland Bischöfe geweiht und in ihre Sprengel eingewiesen im Jahre 741. Nämlich für hessisch-Thüringisches und fränkisches Land.

„Durch diese Diöcesan-Eintheilung wurde das heutige Frankenland von seiner bisherigen Verbindung mit Thüringen getrennt und zu einer besondern fränkischen Provinz erhoben, welche von nun an als östliches Franken oder auch unter dem Namen des neuen Franzien oder Frankonien hervortritt. Die Stiftung des Bisthums Wirzburg war die Grundlage, auf welcher diese Provinz sich erhob und die Gränzen der Diöcese Wirzburg blieben auch in späterer Zeit die Gränzen des Herzogthums Ostfranken."

Auf diese Weise das Ereigniß, „die Stiftung der neuen Bisthümer überhaupt und jene von Wirzburg," einleitend, macht Hr. S. noch auf die großen Schwierigkeiten aufmerksam, welche sich dem Darsteller der Lebensgeschichte des Bonif. hier entgegenstemmten. Nicht geringe Verlegenheit bot dem Heiligen die Hauptfrage: Wo sollen diese bischöflichen Sitze errichtet werden? Wohl war die alte Hauptstadt am Maine zu einem solchen geeignet, und in der Nähe befanden sich die Klöster Kitzingen, Ochsenfurt, Bischofsheim, Hammelburg. Aber vom Main bis zur Unstrut und zur Vereinigung der Werra und Fulda; im Süden vom Main bis zur Donau fanden sich keine solche größere Städte. 4 Bisthümer errichtete in den Strichen von der Donau-Nähe bis zur Unstrut der Heilige: Wirzburg, Buraburg, Erpesfurt und Eichstädt. Ist über das Jahr der Stiftung von Buraburg, Wirzburg und

Eichstädt unter den Neueren Streit entstanden, so bleibt doch gewiß, daß ihre Gründung Niemand läugnet. Dies ist aber mit Erpesfurt nicht der Fall, indem die Erhebung dieser Stadt zum Bischofssitz fast durchweg von Eckhart, Kremer, Wenck ꝛc. in Abrede gestellt wird. Hr. S. geht nun an die Beweisführung: Erpesfurt sey wirklicher Bischofssitz gewesen*). Er erzählt hierauf die Gründung des Bisthums Buraburg für das Land der Hessen, wobey aus Falkenheiner's Geschichte hessischer Städte und Stifter die anziehende Beschreibung der Oertlichkeit Buraburg's gegeben ist und giebt Nachricht über Witta den ersten, sowie Megingoz den zweyten Buraburgischen Bischof, der zugleich Abt im Kloster Fritzlar war und dessen Sitz von Buraburg nach Fritzlar verlegt wurde. Die Gründe, weßhalb Erfurt, Burabnrg und Fritzlar nicht auf die Dauer bestanden, werden dargelegt; worauf sich Hr. S. zur Gründungsgeschichte der Bisthümer Wirzburg und Eichstädt wendet. Ersteres wurde zugleich mit Erfurt und Buraburg, also 741, errichtet und Bonif. fand hier viel geringere Schwierigkeiten, als bey jenen nördlichen Bisthümern vor. Hr. S. ist zu der Ansicht gekommen, „die Angaben von der gleich anfangs so glänzenden Ausstattung des W. Bisthums und von der weltlichen Macht des Bischofs beruhe auf einem Anachronism." Indem Hr. S. nun die auf dieß Ereigniß Bezug habenden Quellen durchgeht, und alle Ursache hat, mit den beyden Biographen des h. Burchard unzufrieden zu seyn, kommt er zuförderst zu dem festen Resultate:

„Daß Bonifacius den heil. Burchard — im J. 741 zum Bischof in Wirzburg weihte, und ihm seine Diöcese in dem eigentlichen östlichen Franken anwies, so daß er fränkische, sächsische und slavische Bewohner in seinem Sprengel hatte ꝛc." „Urkunden," sagt er weiterhin, „über die erste Dotation des Bisthums besitzen wir ebensowenig, wie über die der übrigen Bisthümer." — „Schon unter Karl Martell muß für das erste Bedürfniß (Kathedrale, bischöfliche Wohnung) gesorgt gewesen seyn, da Bonif. noch während dessen Lebzeiten den Plan zur Errichtung der neuen Bisthümer entworfen hatte, und in demselben Monate, in welchem jener starb, die neuen Bischöfe weihte ꝛc."

In dieser Darstellung vermissen wir gerade — die Wahrheit, deren Mangel er der Eckhartischen und andrer Neueren Gründungsgeschichte W's. vorgeworfen hat. Wenn er bedauert, daß wir über diese Gründung keine Urkunden besitzen, ist er im Irrthum. Denn wir besitzen 3 über diesen Gegenstand ausgefertigte Diplome noch auf heutigen Tag; zwar nicht im Originale, wohl aber in Confirmationen, so daß wir den Verlust der Original-Diplome blos in diplomatischer, keineswegs aber in reinhistorischer Beziehung zu betrauern haben. Und aus diesen Confirmations-Urkunden haben wir auch die rechte Dotation der Wirzburger Kirche im J. 741 geschöpft und also dargestellt! Natürlich ist der in diesen Dotations-Urkunden vergabende Karlmann, Karl Martell's ältester Sohn. War nun, wie Hr. S. selbst zugesteht, der Plan zur Errichtung des Bisthums W. von Bonif. und Karl Martell gefaßt, war schon im Oktober der h. Burkhard zum Bischof geweiht; so wäre es in der That als ein verkehrtes Benehmen zu bezeichnen, wenn Bonif. und Karl Martell (als weltliche Oberbehörde) mit demjenigen Akt begonnen hätten, der eigentlich die ganze Handlung zu schließen bestimmt ist; wenn sie nämlich zuerst den Bischof für Wirzburg, — denn daß er dafür ordinirt wurde, ist ungezweifelt — geweiht, und dann erst auf die Dotation des Bisthums Bedacht genommen hätten. Umgekehrt mußte die Dotation vor Allem ermittelt und genau bestimmt seyn, ehe man zur Ordination des Vorstandes schreiten konnte. Bedingt aber die Dotation als das der Weihe des Bischofs unumgänglich Vorgehende und diese Weihe selbst das ganze Gründungsgeschäft eines Bisthums; so muß man auch zugeben, daß das Wirzburger Bisthum bereits im Oktober 741, also noch im Monate, in welchem Karl Martell starb, der Hauptsache nach gegründet dagestanden. Der Nachfolger Karlmann hatte nur die hierüber üblichen Urkunden auszustellen und hat sie auch, wie aus dem klaren Laut der Confirmations-Urkunden hervorgeht, wirklich ausgestellt. Wir ersuchen

*) Die Antwort des neuen Papstes Zacharias auf des heil. Bonif. Brief vom Ende 741 oder vom Anfang des J. 742, jedenfalls vor dem 21. April 742, ist nicht, wie Hr. S. p. 311 meint, vom 1. April 742, sondern gerade um ein Jahr später, d. i. vom 1. April 743. Den Beweis siehe in den Gel. Anz. 1842, 11. März S. 406, 407.

Hrn. S., die von uns citirten Diplome genau zu durchgehen, und damit zu vergleichen, was in den Gel. Anz. 1840, S. 943, 944, 951, 952 über denselben Gegenstand beygebracht worden ist; dann wird ihm auch die frühzeitig dem heil. Burchard eingeräumte missatische Gewalt, als die älteste Spur herzoglicher Rechte, — die nur spätere Geschichtsschreiber als eine förmliche Ducats-Uebertragung angesehen und dargestellt haben — schwerlich länger als ein Anachronismus erscheinen. — Daß es so viele Kirchen in den verschiedenen Gauen von Francia orientalis zur Zeit der Dotation (741) gegeben, ist uns eben ein Beweis, daß es mit dem Christenthume in Ostfranken nicht so gar trostlos ausgesehen, was wir freylich wieder theils den Bemühungen früherer Geistlichen, theils jenen der Schüler und Schülerinnen des heil. Bonif. zu verdanken haben. Kurz! das Christenthum war in Blüthe und allgemeiner Verbreitung über fast alle Gauen Ostfrankens. Diese zu wahren und auf die Dauer zu begründen, schien der Stiftung des Bisthums Wirzburg eine unerläßliche Bedingung.

In demselben Jahre, in welchem die fränkisch-hessisch-thüringischen Bisthümer von Bonif. errichtet wurden, geschah auch die Weihe des für den Nordgau gewählten Bischofs Willibald, und noch ehe dieser Theil Deutschlands zu einem festen Verbande mit dem fränkischen Reiche gelangte —, was Hr. S. in Folge des Sieges der Franken am Lech über Odilo und seine Verbündeten 743 geschehen läßt —, gründete Bonif. das Bisthum Eichstätt. Bevor Hr. S. dieß Ereigniß vorträgt, macht er uns mit den Lebens-Momenten Willibalds, Wunibalds seines Bruders und der Walpurga, Beyder Schwester, bekannt und wie Bonif. alle 3 Geschwister für seine Zwecke gewinnt. Der schwankende Besitz des Nordgaues konnte den h. Bonif. nicht hindern, in der Eichstätt'schen Wildniß, die ihm schon 739 oder 740 von Suitgar war geschenkt worden, ein Bisthum anzulegen, welches dann die seit 739 in Bayern gegründeten Bisthümer mit den fränkischen, thüringischen ꝛc. in Verbindung brachte; denn des Heiligen Ansehen als Bischof Germaniens und die Willfährigkeit des bayerischen Herzogs —, wenn sie nothwendig gewesen wäre —, mußte alle etwaigen Schwierigkeiten besiegen. Auch bey Eichstätt sehen wir die Dotation des Bisthums der Ordination des für selbes bestimmten Willibalds vorhergehen. Bonif. übergab dem in der Marienkirche am 22. Juli 740 von ihm zum Priester geweihten Willibald Suitgars Schenkung, und lud ihn nach Jahresfrist (741) zur Reise auf die Salzburg ein, wohin sich Willibald sogleich aufmachte und auf dem Wege dahin in seines Bruders Wunibalds Hause anhielt, den er also hier erst, — nicht auf der Salzburg —, sondern auf dem Wege dahin nach langer Entfernung wieder umarmte. Wir geben zu, daß der Ort dieses Wiedersehens Heidenheim nicht war, aber dann ist es gewiß in einer Wohnung gewesen, die bey jenen von Bonif. dem Wunibald verliehenen 7 Kirchen oder Kapellen sich befand. Jedenfalls war aber Wunibald damals schon von Bonif. zum Priester geweiht. Wo dieß geschehen, sagt dessen interpolirte Vita mit keiner Sylbe. Willibalds Bischofsweihe ging am 22. Oktober 741 auf der Salzburg unter Assistenz Burchards von Wirzburg und Witta's von Buraburg vor sich, und zwar wurde er zum Bischof von Eichstätt ordinirt.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Fauna der Vorwelt. Fossile Säugthiere, Vögel und Reptilien aus dem Molasse-Mergel von Oeningen.

(Schluß.)

3) Lagomys. Von dieser Gattung hatte der Verf. viele Ueberreste zur Vergleichung, die 2 Arten angehören, nämlich dem L. oeningensis und dem L. Meyeri, wie ihn v. Tschudi benannte. Erstere Art wurde von Karg für eine Haselmaus angesehen.

II. Vögel. Aus eigner Untersuchung erkannte der Verf. folgende Theile: eine Feder, einen kleinen Schädel mit Federn und Schnabel versehen, einen Unterschenkel nebst dazu gehörigem Mittelfuß und Ueberresten von Zehen. Mit Sicherheit sind diese

mangelhaften Ueberreste keiner bestimmten Gattung zuzuweisen.

III. Reptilien. Zahlreicher als aus den beyden vorigen Klassen sind die Ueberreste von Reptilien gefunden.

1) An Schildkröten kennt man 2 Arten, nämlich Chelydra Murchisonii Bell und eine neue vom Verf. bestimmte, die er Emys scutella nennt.

Besonders ausgezeichnet sind die fossilen Batrachier. Darunter fand der Verf. eine neue, den Ceratophryden verwandte Gattung mit einer großen Art, der er den Namen Latonia Seyfriedii gab. Zu Tschudi's Paleophrynos Gessneri fügte er eine zweyte Art: P. dissimilis bey. Pelophilus Agassizii ist schon früher von Tschudi aufgestellt worden.

Weit die merkwürdigste unter allen Versteinerungen Oeningens ist aber der Andrias Scheuchzeri, denn dieser ist identisch mit Scheuchzer's Homo diluvii testis. Man kennt bereits wenigstens 15 Exemplare von diesem Thiere, wovon der Verf. vier zur Entwerfung seiner ausführlichen Beschreibung und zu seinen schönen Zeichnungen benützen konnte. Das größte Exemplar hat eine Länge von 3′ 9″ und ist also der größte Batrachier, den die Erde je hervorgebracht hat und von dem in Japan lebenden Riesensalamander wirklich verschieden.

Zu den Batrachiern zählt der Verf. auch noch diejenigen Ueberreste, aus welchen er seine Gattung Orthophyia errichtete. Die Form derselben ist fisch- oder schlangenähnlich. Ein kleiner, schmaler, mit dichtstehenden, konischen Zähnchen bewaffneter Kopf sitzt an einer langen Säule von Wirbeln, die keine Unterscheidung in Hals, Rücken- und Schwanzwirbel zulassen, wodurch es nur um so wahrscheinlicher wird, daß das Thier keine eigentlichen Gliedmassen besessen, von denen auch nichts überliefert ist.

Von versteinerten Schlangen hat der Verf. 3 Arten aufgefunden, die er Coluber Owenii, Kargii und arcuatus benennt.

Hiermit enden die dem Verfasser eigenthümlichen Untersuchungen über die Versteinerungen des Oeninger Mergels. Der Vollständigkeit wegen fügt er noch bey, was aus den andern Klassen bisher der Hauptsache nach durch andere Paläontologen bekannt geworden ist.

Die Fische hat Agassiz untersucht und 19 Arten aufgezählt, die sämmtlich dem süssen Wasser angehören und von ausgestorbenen Arten herrühren. Die Gattungen dagegen sind noch im Leben vorhanden; nur bey einer einzigen (Cyclurus) ist dieß nicht der Fall.

An Insecten ist dieser Mergel sehr reich. Curtis erkannte Formiciden und Hymenopteren, Samenelle Larven von 2 Arten Libellen; ferner Aeschna grandis?, A. sanguineum?, Anthrax, Cimex, Coccinella, Cerambyx, Blatta und Nepa. — Von Crustaceen kommen am häufigsten Schalen von Cypris vor, welche C. Faba verglichen werden. Von langgeschwänzten Krebsen fand der Verfasser eine zur Abtheilung der Garneten gehörige neue Gattung auf, der er den Namen Homelys beylegte und ihr 2 Arten: H. major und minor unterordnete. Von kurzschwänzigen Krebsen entdeckte er eine neue Art, den Grapsus speciosus.

Die Conchylien von Oeningen sind noch nicht hinlänglich untersucht. Blainville unterschied eine neue Anodonta unter dem Namen A. Lavateri, dann eine Lymnaea, die einige Aehnlichkeit mit L. ovum besitzt, und kleine Planorben; auch wird Patella, der P. (Ancylus) lacustris ähnlich, von Oeningen aufgeführt, die aber noch der Bestätigung bedürfen wird.

An fossilen Pflanzen ist ein großer Reichthum vorhanden, dessen genaue Bestimmung Alex. Braun vorgenommen und das Verzeichniß davon bereits durch Buckland publicirt hat. Hier ist es nochmals aufgenommen und zugleich vervollständigt.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Dezember.

Nro. 219. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Bonifacius, der Apostel der Deutschen.

(Fortsetzung.)

„Wie aber", fragt Hr. S., „konnte er zum Bischof von Eichstätt geweiht werden?" — Und nun ist Er bemüht, das Jahr 745 als das eigentliche Gründungsjahr Eichstatts zu erweisen*), während er S. 336 äußerte: „Auch dieser Theil Deutschlands sollte jetzt für das Christenthum gewonnen werden und ehe derselbe zu einem festen Verbande mit dem fränkischen Reiche gelangte, welches — — — erst in Folge der für Bayern so unglücklichen Schlacht am Lech im Jahre 743 geschah, gründete Bonif. ein Bisthum für diese Gegend" ꝛc. Also nimmt am angeführten Orte Hr. S. Eichstätts Gründung vor dem Jahr 743 an. Was ihn bewogen, dennoch das J. 745 zu bestimmen, ist Folgendes: Ein Jahr vor Willibalds Bischofsweihe (740) stand außer der Marienkirche kein Haus auf dem Platze, der Eichstatt hieß: Willibald legte aber erst den Grund zu einer neuen Kirche und einem Kloster; die Gegend umher war noch ganz wild und wüst; endlich ist es die einhellige Tradition von Eichstätt, welche das Bisthum erst 745 gestiftet seyn läßt.

„Die Tradition," sagt er, „verdient wohl beachtet zu werden, zumal da sie nicht, wie sonst gewöhnlich der Fall ist, das Alterthum der Stiftung weiter hinauf rückt, sondern um 1 Jahre jünger macht. Sie ist erhalten in einem unter dem 18. Bischof von Eichstedt Gundekar II. (gest. 1075) verfaßten eichstedtischen Pontificale, in welchem an 3 verschiedenen Stellen das Jahr 745 als Stiftungsjahr von Eichstedt angegeben wird, und ebenso in 2 erst im Jahre 1711 entdeckten, für die Geschichte höchst wichtigen Documenten." (Mit Verweisung auf die Schrift: Eichstättisches Heiligthum. Dissert. I. S. 82 seqq.)

Da Hr. S. in die Glaubwürdigkeit der Tradition nicht den mindesten Zweifel setzt, so hebt sich ihm die Streitfrage: Ob Eichstätt im J. 741 oder 745 gestiftet sey, „von selbst"; denn im J. 741 konnte Eichstätt nicht zu einem bischöflichen Sitz erhoben werden, weil der Ort noch gar nicht bestand. Zwar der Distrikt zwischen Donau und Main mußte, nach des Bonif. Absichten eine eigene Diöcese bilden; aber ein zum bischöflichen Sitze passender Ort war nicht in demselben, oder, wenn vorhanden, doch nicht im Besitze des Bonif. Des Grafen Suitgar Freygebigkeit verschaffte dem Bonif. nun ein bedeutendes Besitzthum im Nordgau, und von Willibalds Tüchtigkeit und Eifer konnte er hoffen, daß dieß Besitzthum sich gar bald erweitern und der Ort binnen kurzem heranwachsen würde.

„Und so dachte allerdings Bonif. schon damals, als er den Willibald weihte (22. Oktob. 741), daß Eichstedt demnächst sein fester Sitz werden solle. Weihen konnte er ihn aber nur für die Gegend des Nordgaus als Regionarius, wie er selbst Regionarius ohne erzbischöflichen Sitz war. Im J. 745 wurde Bonif.

*) Wenn es S. 341, 345 heißt: „Willibald kam öfters nach Mainz" (Wunibald war bestimmt dort, siehe Vita Wunib. bey Mabillon III. II. 165, ob außer den Synoden Willibald, steht dahin), „so wie er auf den von Bonif. gehaltenen Concilien erschien," so hätten wir dieß um so mehr begründet gewünscht, als Hr. S. unsern Bischof Willibald auf den Grund dieses Mainzer-Aufenthalts zum Biographen des h. Bonif. macht.

Erzbischof von Mainz und in demselben Jahre empfing auch Willibald seinen festen Sitz und wurde Bischof von Eichstedt." —

Warum hat sich doch Hr. S. nicht an die Quelle gehalten und ist einseitig der Tradition gefolgt, deren Jahresangabe auf einer irrigen Berechnung zu beruhen scheint, wie eine solche eben auch bey der Mehrzahl der Chronisten gefunden wird? Z. B. Herimanni (gest. 1054, 24. Sept.) Aug. chronic. bey Pertz VII., 98, ad ann. 746: S. Bonifacius annuente Karlomanno auctoritate Zachariae papae duos in parrochia sua episcopatus facit, Wirziburgensem scilicet, cui sanctum Burchardum et Eistetensem, cui sanctum Willibaldum, comprovinciales suos, primos episcopos ordinavit. (Ebenso Bernoldi chronic. VII. 417. Die Annal. Wirzib. aus dem XII. Jahrhundert lassen dem h. Burchard sein W. Bisthum gerade um 10 Jahre später überkommen, als es wirklich geschah; Pertz II. 240, nämlich 751. Siehe Ekkehard VIII. 26. Nur der Annalista Saxo giebt nach der vita Bonif. das Gründungsjahr von Wirzburg und Eichstett 741. (Pertz VIII, 553.) Uebrigens behauptet Falkenstein (Analecta Nordgaviensia, XI. Nachlese, Nro. III. pag. 408, not. c. und pag. 411, 412), daß das Pontificale Gundekars II. kein Jahr, also auch nicht 745, angebe.

Was zur Gründung eines Bisthums erfordert wurde, ist oben schon, wo von der Gründung des Bisthums W. die Sprache war, angeführt worden. Die Dotation muß ermittelt, die Diöcese und der Sitz bestimmt, die Wahl des Bischofs gleichfalls getroffen seyn. Die Dotation von Eichstätt aber war durch die Uebergabe der Eichstättischen Wildniß durch Suitgar an Bonif. und von diesem an Willibald, den Bonif. zum Bischof hier bestimmte, schon 739, 740 ermittelt.

(Mabill. Act. SS. O. S. B. III. P. II, 345. Illam regionem Eistet Suitgarius tradidit S. Bonifacio in redemtionem animae suae: et S. Bonifacius tradebat nostro Episcopo S. Willibaldo illam regionem, quae adhuc tota erat vastata, ita ut nulla domus ibi esset, nisi illa Ecclesia S. Mariae, quae adhuc stat ibi, minor quam alia Ecclesia, quam postea B. Willibaldus ibi construxerat. Und vorher: Et misit illos S. Bonifacius ad Eistet, ut videret, quomodo sibi placeret.) Willibald und Suitgar brachten einige Zeit in der Eichstätter-Wildniß zu, und suchten daselbst einen paßenden Platz zur Wohnung aus, gingen dann nach Freising zu Bonif., bey dem sie sich aufhielten, und dann kamen alle drey wieder nach Eistet, woselbst Bonif. am 22. August 740 den Willibald zum Priester weihte. Nach Jahresfrist befahl er dem Willibald, nach Thüringen zu kommen, es war Herbstzeit, als er dort anlangte; und sogleich ordinirte ihn der Erzbischof Bonif. (Burchard und Wizo) zum Bischof. Damit war die 2. Erforderniß, die Bestimmung des Bischofs erfüllt: wo er seinen Sitz aufschlagen sollte, war gleichfalls ermittelt, in der Eichstätter Wildniß, denn sonst hätte ihn Bonifazius nicht dahin gesendet, zu sehen, wie ihm der Ort gefalle. Das Jahr der Dotation ist 739, 740. Das Jahr der Ordination ungezweifelt 741, 22. Oktob. Eine Woche blieb der neue Bischof auf der Salzburg, alsdann ging er wiederum an den vorherbestimmten Ort seines Aufenthaltes zurück, d. i. nach Eichstätt (et postea iterum ad praedestinatum mansionis suae locum remeabat) und fing an ein Kloster daselbst zu bauen (sacri Episcopatus gradum accepit, et in loco qui dicitur Eistet, Monasterium construere incipiebat etc.), und die klösterliche Zucht, wie er sie auf Monte Cassino etc. kennen gelernt, einzuführen. Sogleich kam, sowie er anfing, dieß Kloster zu bewohnen, von allerwarts, nicht blos aus jener Gegend, sondern auch aus entfernteren Bezirken eine große Zahl herbey, seine weisen Lehren zu vernehmen ꝛc. Wenn nun der h. Willibald bald nach seiner Reise auf seinen Posten sich begab und hier unablässig wirkte, wie die Quelle sagt, wenn diese Weihe 22. Oktob. 741 statt fand, wenn vorher schon die Dotation der Hauptsache nach ermittelt war; weßhalb sollen wir annehmen, Willibald sey erst 745 Bischof von Eichstätt geworden? Hier muß die Tradition, auf das mit keiner Jahresangabe versehene Pontificale des XI. Jahrhunderts gestützt, der deutlichen Aeußerung der Quelle weichen. Die Thätigkeit Willibalds nach seiner Rückkehr von der Salzburg ist an eine so bestimmte Oertlichkeit, daß ich so sage, gebunden, daß der Ausdruck „Regionar-Bischof" auf ihn ganz und gar nicht paßt; denn er hatte seinen angewiesenen

Sprengel, in demſelben ſeinen Sitz, und wirkte im erſteren. Cura igitur episcopali suscepta, non habuit requiem verbum Dei die ac nocte praedicare etc., ſagt die Vita altera S. Willib. bey Mabillon, p. 353. —

Die Vita S. Bonifacii erzählt die Errichtung Wirzburgs und Eichſtätts zu ein und derſelben Zeit. Beyde Biſchöfe wurden in einem und demſelben Monate und Jahre geweiht, und zwar wie Burchard für Wirzburg, ſo Willibald für Eichſtätt. War nun Burchard kein Regionar, — und es iſt noch Niemanden eingefallen, ihn dafür zu nehmen, — ſo iſt auch Willibald keiner geweſen. Daß der Erſtere (Burchard) nach ſeiner Ordination im Oktober 741 am Sitze ſeines Bisthums die nöthigen Anordnungen für denſelben treffen mußte und wirklich getroffen hat, iſt bekannt; dieſelbe Thätigkeit in dieſer Beziehung entwickelte mit großem Eifer an dem ihm zum Sitze beſtimmten Orte auch der h. Willibald. Seine Kathedrale brauchte ſo wenig, wie jene Burchards, aus Steinen erbaut zu ſeyn. Burchards Kathedrale aus Fachwerk wurde erſt 747 vollendet und eingeweiht, ohne daß man darum die Gründung Wirzburgs auf dieſes Jahr verlegen müßte. Die Vollendung des Baues der Kathedrale bedingt bey Wirzburg und Eichſtätt ſo wenig das Gründungsjahr beyder Bisthümer, als unter den damaligen Umſtänden die päpſtliche Beſtätigung, welche für Burchard als Biſchof von Wirzburg erſt den 1. April 743 zu Rom erfolgte, während die ungezweifelt auch nicht unterbliebene päpſtliche Beſtätigung für Willibald als Biſchof von Eichſtatt aus der bonifaciſchen Briefſammlung uns entweder verloren gegangen, oder zur Zeit noch nicht aufgefunden iſt.

Beyde Biſchöfe, Burchard und Willibald, erſcheinen auf der Synode der fränkiſchen Biſchöfe, welche Karlmann am 21. April 742 abhalten ließ. Es waren hier die in Karlmanns Reiche befindlichen Biſchöfe verſammelt: „Episcopos, qui in regno meo sunt," alſo Biſchöfe mit beſtimmter Diöceſe, keine Regionarii (Pertz III. 16), ſonſt hätte Karlmann unmöglich ſagen können, qui in regno meo sunt.

Bonifacius ſteht als Erzbiſchof an der Spitze, dann kommt Burghard (von Wirzburg), Regenfrid (von Cöln), Hwitta (von Buraburg), Willabald, Dadan (deſſen Sitz ich nicht kenne, der aber kein Regionar geweſen, wenn ſchon dieß Eckhart meint. Falkenſtein (Analecta l. cit.) ſagt p. 415 not. e., er habe an einem andern Ort dieſer „Biſchöfe ihre gehabte und zugehörige Diöceſes gezeiget. Wer wollte aber die Kühnheit haben, und ſie vor Episcopos Regionarios oder in partibus ausgeben." —) und Edda (von Strasburg). Da alle, mit Ausnahme Dadan's, hier aufgezählte Biſchöfe Biſchöfe mit eigenen Sprengeln ſind, ſo wird auch Willibald ſeinem eichſtättiſchen Sprengel vorgeſtanden und als ſolcher hier in dieſer Verſammlung geweſen ſeyn. Wie geſagt, berechtigt die ermittelte Dotation, der beſtimmte Sitz und Sprengel, und der hiefür geweihte Biſchof zur Annahme, daß ein Bisthum gegründet ſey und muß demnach dasjenige Jahr als Gründungsjahr gelten, in welchem dieſen Erforderniſſen Genüge geſchah; ſo iſt gewiß, daß Eichſtätt und Wirzburg in einem und demſelben Jahre und Monate gegründet worden ſind; nämlich beyde im Oktober 741, nicht aber Eichſtätt im J. 745;*) denn nach der Quelle läßt ſich die Gründung beyder Bisthümer, weil ſie gleichzeitig geſchah, nicht füglich von einander trennen. Die Gründe, weßhalb das 1100jährige Beſtehen des Bisthums Eichſtätt in dieſem Jahre und, wenn mir recht erinnerlich, im Monate September gefeyert wurde, kennt der Unterzeichnete zur Zeit noch nicht.

Mit Recht bemerkt Hr. S., daß durch die Errichtung dieſer Bisthümer die Wirkſamkeit des Bonifacius in eine neue Epoche getreten und der Geſchichte Deutſchlands ein anderer Verlauf als bisher angewieſen worden ſey. Hatte Karl Martell an der Vereinigung der germaniſchen Länder mit

*) Daß man nicht auf die vollendete Kathedrale wartete, um die Bisthumsgründung für vollzogen zu betrachten, zeigt am Beſten die Gründung Bambergs 1007. Schon den 1. November 1007 zeichnet Eberhard als Biſchof, und doch war ſeine Kathedrale noch nicht vollendet; ſiehe Uſſermann, Ep. Bbgs. p. 2.

dem fränkiſchen Reiche gearbeitet; ſo war Bonifacius bemüht, die Stämme Deutſchlands in Einigkeit des Glaubens und Lebens mit der Kirche zu verbinden, und er hatte durch Errichtung des Episcopates ſeinem Werke jetzt eine unerſchütterliche Baſis gegeben. Während dieſer wichtigen Ereigniſſe war Karl Martell im Oktober 741 geſtorben und auch Gregor III. mit Tod abgegangen, dem drey Tage ſpäter Zacharias auf dem h. Stuhle folgte. — Unter Karl Martells Söhnen breitet ſich des Bonifacius Einfluß auch auf die galliſche Geiſtlichkeit aus, die er zu beſſern bemüht war. Karlmann that Alles im Einverſtändniſſe mit Bonifacius, und als Pipin die Zügel der Regierung allein ergriffen, folgte er nicht minder deſſen Rath.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Drittes Quartal. July — September.

(Fortſetzung.)

Dr. C. G. Ontijd, Verhandeling over het verschil, tusschen de algemeene grondkrachten der natuur en de Levenskracht. Amsterd. 1840.

Elliot Hoskins, Tables for the extemporaneous application of corrections for temperature to barometric observations. Guernsey 1812.

H. L. v. Santen, Chemiſche Analyſen antiker Metalle aus heidniſchen Gräbern Mecklenburgs. Schwerin 1841.

E. Millon, Elements de chimie organique comprenant les applications de cette science à la physiologie animale. T. I. Par. 1845.

Dr. G. Suckow, Hodegetiſche Anleitung zum naturwiſſenſchaftlichen Studium auf Univerſitäten. Halle 1845.

Dr. O. Heer, Ueber die oberſten Gränzen des thieriſchen und pflanzlichen Lebens in den Schweizeralpen. Zürich 1845.

S. Nilsson, Skandinavisk Fauna. Del 1—3. Lond. 1835—1842.

Dr. H. Schinz, Syſtematiſches Verzeichniß aller bis jetzt bekannten Säugethiere oder Synopsis Mammalium nach dem Cuvier'ſchen Syſtem. Bd. 2. Solothurn 1845.

J. W. Zetterstedt, Diptera Scandinaviae disposita et descripta. T. IV. Lundae 1845.

Dr. C. Schmidt, zur vergleichenden Phyſiologie der wirbelloſen Thiere. Braunſchweig 1845.

R. Owen, A history of british fossil mammalia. Part. 1—9. London 1845.

Arsberättelse om zoologiens framsteg under åren 1840—42. Tredje Delen (Crustacea. Vermes Linn.) af S. Loven. Stockholm 1844.

Fil. Parlatore, Maria Antonio novello genere della famiglia delle leguminose. Firenze 1841.

A. Hitzer, Die Lebensdauer der Pflanzen. Berlin 1844.

Dr. Th. Hartig, Das Leben der Pflanzenzelle, deren Entſtehung, Vermehrung, Ausbildung und Auflöſung. Berl. 1844.

H. v. Bielke, Der Bernſtein. Hamburg 1845.

Dr. A. v. Klipſtein, Beyträge zur zoologiſchen Kenntniß der öſtlichen Alpen. Lief. 3. Gießen 1845.

Ed. Eichwald, De pecorum et pachydermorum reliquiis fossilibus in Lithuania, Volhynia etc. commentatio. Vilna 1834.

Ant. Sañez Reguart, Diccionario historico de los artes de la pesca nacional. T. 1—5. Madrid 1791—95.

Al. Martinez de Espinar, Arte de ballesteria y monteria. Madrid 1644.

J. Kreſſe, Geſchichte der Landwirthſchaft des Altenburgiſchen Oſterlandes. Altenb. 1845.

J. Reska, Welchen Nutzen gewährt die Chemie nach ihrem jetzigen Standpunkte der praktiſchen Landwirthſchaft? Prag 1845.

G. H. A. Roſt, Vorhäuſer der Saline Ciechocinek in Polen. Erfurt 1843.

Dr. Ed. Benecke, Die neue Pſychologie. Berl. 1845.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Dezember.

Nro. 250. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Bonifacius, der Apostel der Deutschen.

(Schluß.)

Das IX. Kapitel beschäftigt sich mit den unter Bonifacius Oberleitung abgehaltenen Concilien, die er jetzt nach langem Verfalle dieses Instituts bey den gallischen Bischöfen zur Erhaltung der Einigkeit und des kirchlichen Sinnes wieder eingeführt. Die Verhandlungen dieses ersten deutschen Concils vom 21. April 742 sind mitgetheilt; an sie schließt sich eine Widerlegung der Runde'schen Preisschrift, in der behauptet wurde, daß auf diesem Concil die Bischöfe Reichsstände geworden seyen. Schon im folgenden Jahr wurde wieder ein Concil (das von Liftinae - Lestines im Hainault) 1. März 743 gefeyert, dessen Akten jedoch nur mangelhaft auf uns gekommen sind. Folgt nun eine Angabe und Erläuterung der Canones. Auch die Formula abrenuntiationis und das christliche Glaubensbekenntniß an die Dreyfaltigkeit, welche bey der Taufe gebraucht werden sollten, sind hier mit Bemerkungen gegeben, und daran schließt sich der Indiculus superstitionum et paganiarum (der bekanntlich leider! blos Inhaltsanzeigen der einzelnen Kapitel bewahrt) mit versuchten Erklärungen der verschiedenen Arten von Aberglauben. Auch die Allocutionen der Priester an das Volk über unerlaubte Ehen gehören noch zu den Akten dieses Concils vom J. 743.

X. Kapitel. Nach hergestellter Ordnung in Karlmanns Reiche dachte Bonif. durch dieses Fürsten Vermittlung auch im Reiche Pippins eine geregelte kirchliche Verfassung herzustellen und vorzüglich dem Mangel einer wohlgeordneten Metropolitan-Verfassung abzuhelfen. Für 3 von Bonif. ernannte Erzbischöfe wollte der Papst das Pallium herausschicken, doch, bevor sie im Frankenreiche ankamen, traf ein Brief des Bonif. beym Papste ein, worin nur für einen Erzbischof (Grimo von Rouen) das Pallium verlangt wurde, ohne nähere Angabe der Gründe, warum der frühere Plan aufgegeben worden. Natürlich begehrte der erstaunte Papst die Darlegung der Gründe des Bonif. wegen eines solchen Verfahrens. In Gallien nämlich war durch die Feinde der projectirten neuen kirchlichen Ordnung das verläumderische Gerücht verbreitet, die ernannten Erzbischöfe hätten die Pallien in Rom erkauft. Bonif., meint Hr. S., muß durch allerley Aussagen, durch welche man das Ansehen der ernannten Metropoliten zu verdächtigen und die ganze Einrichtung zu hintertreiben suchte, irre geleitet worden seyn. Ueberhaupt sah der gallische höhere Clerus die von Bonif. einzuführende Ordnung mit scheelen Augen an und weigerte sich, ihm, der bisher nur für Germanien Vollmacht vom Papste erhalten hatte, zu gehorchen. Deßhalb erweiterte der Papst des Bonif. Vollmacht als Legaten des apostolischen Stuhles auch über Westfranken, d. i. Gallien. Das Erste, was nach der Uebernahme so hoher Verpflichtungen dem Heiligen nöthig schien, war die Abhaltung eines Concils in Gallien und zwar eines für Austrasien und Neustrien gemeinschaftlichen Concils am 2. März 744 zu Soissons. Die Beschlüsse desselben theilt Hr. S. mit. Den hartnäckigsten Widerstand gegen des Bonif. Maßregeln leisteten die beyden Irrlehrer Aldebert, ein Gallier von niederer Herkunft, und Clemens, ein Schotte. Ueber Beyder Lebensverhältnisse und Irrlehren werden Aufschlüsse gegeben.

Ihre Lehren wurden auf dem Concil zu Soissons verworfen. Anstatt sich nun zu unterwerfen, verstärkten sie ihren Anhang; auch auf Deutschland hatten sie Einfluß; dort aber wurden ihre Lehren auf einem eigenen Concil gleichmäßig verdammt und beyde mit Genehmigung der Frankenfürsten in geistliche Gewahrsam gebracht. Ihrer Haft entlassen oder entkommen, setzten sie ihre früheren Verführungskünste fort, was den h. Bonif. bewog, die Hülfe des Papstes anzurufen; indem er in einem eigenen Schreiben Beyder Lebensverhältnisse und Irrlehren darlegte und bat, der Papst möge bey Herzog Karlmann bewirken, daß Beyde in Gewahrsam gebracht würden. Auf der Synode im Lateran in der Basilica des h. Theodor (Octob. 745) wurden nebst Bonif. Brief noch mehrere diese Irrlehrer betreffende Aktenstücke abgelesen und Beyde, Aldebert und Clemens, ihrer priesterlichen Würden für entsetzt und in den Bann der Kirche erklärt, wenn sie von ihren Irrlehren nicht abstehen. Hr. S. nimmt den hl. Bonif. gegen die Vorwürfe der Verketzerungssucht, die ihm von Neueren, z. B. Schmidt, Walch, Schröck u. a. gemacht werden, in Schutz. Den beyden Irrlehrern hatte sich noch ein dritter Bischof, Godalsacius zugesellt, der ebenfalls wegen Irrlehren abgesetzt war, und durch diesen Beytritt mochte ihre Lehre gewisse Modificationen erhalten haben. Beharrlich behaupteten sie, nur dasjenige zu lehren, was die Kirche zu allen Zeiten gelehrt und versicherten derselben Gehorsam. Deßhalb sollte ihre jetzige Richtung abermals geprüft werden. Es scheint jedoch nicht, daß sie je zur orthodoxen Lehre und zum Gehorsam zurückgekehrt. Aldeberts endliches Schicksal, — über das von Clemens und Godalsacius wissen wir Nichts, — ist erzählt bey Pertz II, 355 S. 1. Mit seinem Tode, — Schweinhirten ermordeten den an den Ufern der Fulda Umherirrenden — erreichte auch seine Irrlehre ihr Ende.

Dieß waren nicht die einzigen Irrlehrer, die Bonif. zu bekämpfen hatte, wohl aber besitzen wir über sie die vollständigen Akten; eine nicht geringe Zahl falscher Priester ꝛc. oder Sklaven, die ihren Herren entlaufen waren und sich das Haupt gleich Geistlichen schoren, mißbrauchten das leicht verführbare Volk zu allerley Aberglauben. Auch die zwischen Virgil und Bonifacius eingetretene Mißstimmung erzählt Hr. S. (Sedonius, Bischof von Passau, nicht von Constanz, wie Hr. S. p. 436 und Not. 4 angiebt; denn es heißt bey Serrar. ep. 134 p. 185: „Virgilius et Sedonius religiosi viri apud Baioariorum provinciam degentes“ etc. S. auch ep. 140, p. 208, 1. Mai 748). — Gegen den kriegerischen und angesehenen Milo, der, obgleich nicht Priester, schon unter Karl Martell in den Besitz von zwey Bisthümern, Rheims und Trier, sich eingedrungen, vermochte selbst Bonif. nichts. Die Bekämpfung der Irrlehren war eine Hauptaufgabe der Concilien, deren Bonif., nach Liudger's Aeußerung,

> „gar viele nach seiner Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz mit den Gottesfürchtigen Königen zur Besserung des Volks gehalten.“ —

Jedes Jahr sollte eine Synode stattfinden, so wurde zu Soissons auf die wiederholten Erinnerungen der Päpste beschlossen. Dennoch ist nicht ermittelt, wie viele Concilien unter Bonifacius abgehalten worden; Harzheim hat deren innerhalb der Jahre 740 — 753 7 in Deutschland nachgewiesen und Hr. S. glaubt, diese Zahl sey bey dem erwähnten Beschluß alljährlich abzuhaltender Synoden noch zu gering. Auf dem März-, später Maifeld, woselbst auch geistliche Angelegenheiten verhandelt wurden, erschien Bonif.; dort wurden die von den Provinzial-Synoden getroffenen Statuten allgemeineren Inhalts zu Reichsgesetzen erhoben (Statuta Bonifacii und Capitulare Bonifacii).

Bey der steten Verbindung des Heiligen mit Rom und seinen Anfragen dortselbst berührt denn Hr. S. auch einige dieser letzteren, die Bezug auf den Genuß von Pferdefleisch, Speck ꝛc. haben, und rechtfertigt des Bonif. Benehmen auch hierin gegen Neuere, welche dem Heiligen vorgeworfen, daß er so geringfügiger Dinge halber in Rom angefragt und sich sogar um den „Küchenzettel“ der Deutschen bekümmert habe. Es galt aber, das rohe Volk von seiner gewohnten wilden Nahrung zu entwöhnen und zum Ackerbau und zur christlichen Milde und Gesittung zu bringen. —

Das XI. Kapitel handelt von der Stiftung Fulda's durch den Baioarier Sturmi, welches Kloster für die Verbreitung des Christenthums und aller Zweige der Civilisation Deutschlands so wesentlich beygetragen, daß, hätte Bonif. nichts weiter gethan, diese Stiftung allein hingereicht haben würde, seinen Namen unsterblich zu machen. — Die quatuor populi, quibus verbum Christi per gratiam Dei diximus, die in circuitu loci hujus (Fulda) habitare dinoscuntur, im Briefe Nr. 86 p. 247 Würdtwein und Serrar. Nr. 141 p. 211 sind die Franken, Hessen, Thüringer und Slawen, aber nicht die Bayern, deren nördlichste Gränzmarken doch nicht bis zur Buchonia reichen konnten, vgl. Vita S. Bonif. bey Mabill. AA. SS. O. S. B. III, II, 19. et ecclesias in confiniis Francorum atque Saxonum atque Slavorum suo officio (Burchardus) deputavit. Daß der erste Monat des Jahres 744 in der Vita Sturmi der März sey, zeigt Eckhart, Fr. Or. I, 462. Auch muß bemerkt werden, daß die Vergabungsurkunde der vier baioarischen Bischöfe bey Schannat Traditt. Fuldens. p. 9 Nr. 17, auf welche sich Hr. S. p. 484 bezieht, nicht ächt ist, wie gleichfalls Eckhart I, 589 — 591 erwiesen hat.

Nach Erledigung der Bisthümer Köln und Mainz, — Raginfried war 744 gestorben, Gewielieb 745 entsetzt worden, konnte man endlich auf feste Begründung des Metropolitansystems für das östliche Deutschland denken und anfänglich sollte Köln der Sitz desselben werden, wozu der Papst seine Einwilligung gab, da die Franken selbst es waren, welche diese Stadt als erzbischöflichen Sitz begehrten. Mit der Besetzung des Kölner Erzbisthums durch Agilolf und da bey den gegen Bonif. von Seite der Geistlichkeit angezettelten Umtrieben die Frankenfürsten erklärt hatten, eines oder das andere der erledigten Bisthümer müsse dem Bonif. als fester Sitz angewiesen werden, hatte der Heilige geschehen lassen müssen, daß ihm Mainz (nicht wie er gewünscht Köln, wegen der Nähe der Friesen) als Metropole übertragen wurde. Gleich nach übernommener Verwaltung seines Erzbisthums bat er den Papst, — nicht um die Bestätigung, — sondern um die Vergünstigung, einen Andern an seine Stelle für diesen Sitz zu weihen, während er selbst Abgeordneter des hl. Stuhles wie bisher zu bleiben wünschte; allein der Papst erklärte unterm 1. Mai 748, daß er den Sitz der hl. Kirche von Mainz keineswegs verlassen dürfe, wohl aber könne er einen bewährten Mann als seinen Stellvertreter zum Bischof weihen. — Am 4. November desselben Jahres erfolgte die Bestätigung von Mainz als des Bonif. Metropolitansitz und wurde verordnet: „daß die Kirche von Mainz dem Bonif. und seinen Nachfolgern für ewige Zeiten als Metropolitankirche übertragen werde und die Städte Tongern, Köln, Worms, Speyer und Utrecht, so wie alle Völker Germaniens, welche Bonif. zum Christenthume bekehrt (die Bischöfe von Erfurt, Buraburg, Wirzburg, Eichstätt, Augsburg, Straßburg, Constanz und Chur waren Suffraganei von Mainz), unter sich haben solle (Epist. 83). Dadurch wurde Mainz Primatial-Kirche von Deutschland.

Das XII. Kapitel beginnt mit Karlmanns freywilliger Entsagung der Herrschaft 747, und wie Pippin die Zügel der Herrschaft nun allein in mächtiger Hand hält. Die Umstände, unter denen dieser Held zum Thron gelangte, schildert Hr. S. p. 512 — 520 und rechtfertigt zugleich des Bonif. Benehmen in dieser Angelegenheit. Nach Zacharias Tode 14. März 752 und nach dem schnellen Hinsterben seines Nachfolgers Stephan (4 Tage nach der Wahl) gelangte Stephan III. (II.) auf den päpstlichen Stuhl, dem sich sofort Bonif. empfahl und ihm am Schluß seines Schreibens das Unglück berichtete, welches seine Pflanzungen durch den Einfall der heidnischen Sachsen betroffen, nämlich das Niederbrennen von mehr als 30 Pfarr- oder Klosterkirchen im J. 751. Durch die Thätigkeit des Bonif. jedoch wurden die zerstörten Kirchen in kurzer Zeit wieder hergestellt. Den Lullus, einen seiner eifrigsten und tüchtigsten Schüler, wählte Bonif., auf den Grund der früher erhaltenen päpstlichen Erlaubniß, zu seinem Coadjutor und weihte ihn zum Bischof, während er seine Blicke anderswohin richtete. Wir finden den Heiligen bald in des Pirminius Stiftung zu Gamundium (Hornbach), bald

in Bayern, wo er des Schotten Alto Kirche 753 einweihete (doch wohl früher, 740!) und sich überhaupt an der Blüthe der christlichen Anstalten in diesem Lande, so wie im Nordgau und Ostfranken erfreute; nach Hildegard's von Köln Tode aber in Friesland, für welches er Utrecht als immediates Bisthum zu erhalten gedachte und worauf fortan alle seine Thätigkeit gerichtet bleibt, um dieß Volk, mit dessen Bekehrung er seine apostolische Laufbahn begonnen, vollends für die christliche Lehre zu gewinnen. Nachdem er durch Fulrad von St. Denys beym Könige Pippin die Bestätigung des Lullus als Erzbischof von Mainz erwirkt und auf einem Concil zu Mainz von seinen Schülern feyerlich Abschied genommen, begab er sich mit seinen Genossen zu Schiffe nach Friesland, lehrte mit frischem Muthe das Wort Gottes, zerstörte die Götzentempel und wurde bey Dockum von den über die Fortschritte des Christenthums erbitterten Heiden am 5. Junius 755 sammt 52 seiner Genossen getödtet. — Die Schreckenskunde von dieser Gräuelthat verbreitete sich schnell durch das ganze Land; die geringe Zahl der heidnischen Friesen wurde besiegt, theils getödtet, theils gefangen, und die Letztern selbst Christen. Seine Leiche wurde seinem Wunsche gemäß in seinem Lieblingskloster Fulda beygesetzt. — Den Schluß der Biographie macht die Angabe der Schriften des Heiligen. Denn wenn jede Richtung der Wirksamkeit des Bonifacius vom Biographen in das Auge gefaßt werden mußte, so durfte gewiß diese nicht unbeachtet gelassen werden.

Aus dem Dargestellten ergiebt sich, daß Hr. S. seine Aufgabe, ein getreues Bild vom Leben und Wirken des großen Apostels der Deutschen zu entwerfen, auf eine des hochwichtigen Gegenstandes vollkommen würdige Weise gelöset habe.

Dr. G. Th. Rudhart.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Drittes Quartal. July — September.

(Fortsetzung.)

K. Schinz, Ueber die Errichtung landwirthschaftlicher Schulen. Aarau 1845.

Fel. de Bouchepon, Etudes sur l'histoire de la terre et sur les causes des révolutions de la surface. Par. 1844.

J. Chr. A. Heinroth, Lebensstudien oder mein Testament für Mit- und Nachwelt. Leipz. 1845.

Dr. J. Sengler, Die Idee Gottes. Erster historisch-kritischer Theil. Heidelb. 1845.

Dr. C. Ph. Fischer, Speculative Charakteristik und Kritik des Hegel'schen Systems. Erlangen 1845.

Dr. Ch. Weiß, Ueber Grund, Wesen und Entwickelung des religiösen Glaubens. Eisleben 1845.

Fr. Bißer, Das System des natürlichen Rechts. Stuttg. 1845.

Duc de Caraman, Histoire des révolutions de la philosophie en France pendant le moyen age jusqu' au seizième siècle. T. I. Par. 1845.

Dr. E. L. W. Heyder, Kritische Darstellung und Vergleichung der Aristotelischen und Hegel'schen Dialektik. Bd. I. Abth. 1. Erlang. 1845.

Dr. Fr. Nuñez de Oria, Lyrae heroicae. Salamanca 1581.

L. Cailhava, De tristibus Franciae libri quatuor. Lyon 1840.

Angel. de Saavedra, Poesias. Cadiz 1814.

Ger. de Cancer y Velasco, Obras varias. Madrid 1651.

Seraf. C. Calderon, Poesias del Solitario. Madr. 1831.

Aug. Gaillard, Poésies languedociennes et françaises. Albi 1843.

T. Crofton Croker, The popular songs of Ireland. Lond. 1839.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Dezember.

Nro. 251. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

I. Abweisung der von Herrn Professor H. Burmeister zu Gunsten des geologisch-vulkanistischen Fortschrittes und zu Ungunsten der mosaischen Schöpfungsurkunden vorgebrachten Behauptungen. Von Dr. A. Wagner. Ein Nachtrag zu meiner Geschichte der Urwelt. Leipzig 1845. 48 S. 8.

II. Die ersten Begriffe der Mineralogie und Geognosie für junge praktische Bergleute der k. k. österreichischen Staaten. Im Auftrage der k. k. Hofkammer in Münz- und Bergwesen verfaßt von Friedrich Mohs. Herausgegeben nach seinem Tode. Zweyter Theil. Geognosie. Wien 1842. 406 S. 8. mit 13 Zinktafeln.

Man hört in neueren Zeiten nicht selten die Behauptung aussprechen, daß die Ergebnisse der geognostischen Untersuchungen nicht mehr im Einklange stünden mit den Angaben der mosaischen Urkunde über die Schöpfungsgeschichte der Erde. Erkundigt man sich jedoch weiter, so erlangt man bald die Ueberzeugung, daß es nicht Thatsachen, sondern Theorien sind, die mit jenem alten Dokumente nicht recht zusammenstimmen wollen. Nun man aber weiß, welche verschiedene Auslegungen die einfachsten Thatsachen erfahren, wird man dem Widerspruch dieser oder jener Ansicht mit irgend einer respektablen Autorität nicht gleich eine Beweiskraft zugestehen, um diese aufzugeben, sondern zusehen, ob sich denn den gegebenen Thatsachen nicht auch noch eine andere Ansicht abgewinnen lasse. Erfährt man aber weiter, daß die erhobenen Widersprüche wirklich nur auf falsch interpretirte oder ganz unrichtige Thatsachen, oder auch auf bloße subjektive Meinungen, ohne allen Rückhalt an der Erfahrung, begründet sind, so fallt jede Beweiskraft für sie hinweg und die ältere Autorität bleibt in ihrem vollen Werthe.

Ref. hatte in seiner Geschichte der Urwelt in einem eigenen Abschnitte den Beweis geführt, daß alle aus dem Bereiche der Naturwissenschaften erhobenen Angriffe gegen die Richtigkeit der in der mosaischen Urkunde geschilderten Schöpfungsgeschichte aller und jeder wissenschaftlichen Begründung entbehrten. Er hatte dieß unter andern auch gegen Herrn Burmeister nachgewiesen, der in seiner „Geschichte der Schöpfung" das Gegentheil behauptet hatte. Daß dieser Nachweis demselben nicht gefallen hat, ist erklärlich; deßhalb machte er sich in der Halle'schen Literaturzeitung daran, denselben zu entkräften, zugleich aber auch den Ref. mit einer Fluth von Verunglimpfungen zu überschütten. Letztere mit gleichem Maaße zurückzugeben, daran hat freylich Ref. nicht gedacht, wohl aber hat er sich in vorliegender Argumentation daran gemacht, die Seichtigkeit und Haltlosigkeit der Burmeister'schen Argumentation ohne allen Rückhalt aufzudecken.

Es handelt sich bieben nicht bloß um die etlichen Punkte, hinsichtlich welcher die Collision mit der biblischen Autorität entstanden ist, sondern um die Fundamentalsätze der Geognosie, aus deren schiefer Auffassung erst jene hervorgegangen ist. Die vulka-

nistische Ansicht mit ihren überschwenglichen Hypothesen hat in der gewaltsamsten Weise mit den geognostischen und chemischen Erfahrungen geschaltet und eine Theorie der Erde aufgestellt, die allenthalben mit den bewährtesten Thatsachen in Widerspruch kommt, solche daher auch häufig ignorirt. So hat selbst A. v. Humboldt in seinem Kosmos, wo er dem Vulkanismus unbedingte Anerkennung schenkt, die ganze Reihe von Thatsachen, die diesem widerspricht, mit der ganzen Literatur, welche gegen die vulkanistische Ansicht gerichtet ist, vollständig ignorirt, als ob sie mit allen ihren im Naturgebiete wurzelnden Thatsachen gar nicht vorhanden wäre. Es thut daher Noth, nur den Thatbestand erst einmal wieder rein und unpartheyisch herzustellen, und dazu könnte nicht wenig helfen die vorliegende Geognosie von Mohs, wenn die bisherigen Hindernisse ihrer Verbreitung beseitigt würden.

Von diesem Lehrbuche der Geognosie von Mohs ist bisher außerhalb Oesterreich oder in dem sogenannten „Reiche" wenig oder nichts bekannt geworden, obschon es bereits in dem Jahre 1842 erschienen ist. Selbst Ref. ist mit diesem wichtigen Werke erst vor wenigen Wochen bekannt geworden durch ein Exemplar, das als Geschenk aus Wien hieher gelangte. Es ist nämlich diese Geognosie gar nicht in den Buchhandel gekommen, indem die k. k. Hofkammer im Münz- und Bergwesen, in deren Auftrage und auf deren Kosten sie verfaßt und gedruckt wurde, sie zur eignen Vertheilung behielt, was zur Folge hatte, daß man außerhalb Oesterreich bisher so viel als gar keine Notiz auch nur von der Existenz dieses Buches hatte. Man sieht keinen Grund ein von einer Anordnung, die den nunmehr verewigten Mohs um die wohl verdiente Anerkennung für eine höchst bedeutende Arbeit zu bringen droht, während bey gehöriger Publicität sie ihm und der k. k. Hofkammer, die sie veranlaßte, nur zum Ruhme gereichen würde, und letztere überdieß durch eine vergrößerte Anzahl von Abdrücken oder durch Wiederholung der Auflage jederzeit in den Stand gesetzt ist, recht wohl ihren eigenen Bedarf zu decken. Unter solchen Umständen hofft Ref., daß es von Vielen mit Dank anerkannt werden wird, wenn er auf eine ausführlichere Besprechung der Geognosie von Mohs eingeht.

Mit dieser Wissenschaft hat sich Mohs durch ausgedehnte eigene Untersuchungen gründlich bekannt gemacht. Bereits im Jahre 1838 hatte er ein ausführlicheres Werk über Geognosie größtentheils vollendet, wovon das vorliegende nur ein Auszug ist, als ihn in Italien auf einer geognostischen Untersuchungsreise der Tod ereilte. Wir müssen uns also einstweilen mit diesem kleineren Buche begnügen, bis vielleicht einmal das größere auch der Publicität übergeben wird.

Was das vorliegende Lehrbuch anbetrifft, so zeichnet sich dasselbe durch große Klarheit, scharfe Auffassung und eine streng logische consequente Methode aus. Ueberall giebt es sich zu erkennen, daß dem Verf. bey seiner Darstellung eine reiche eigene Anschauung zur Grundlage diente, wenn gleich nicht immer auf concrete Beobachtungen hingewiesen wird, was wahrscheinlich dem größeren Werke vorbehalten blieb. Ohne die Ansichten Werner's von der Gebirgsbildung zu theilen, nicht selten gegen diese ankämpfend, war er noch weniger ein Freund der modernen vulkanistischen Theorie, deren Unhaltbarkeit er sowohl durch ihre logischen Widersprüche als durch ihre Unvereinbarkeit mit sicher ermittelten Thatsachen darlegte. In letzterer Beziehung hat es Ref. oft überrascht, wie auffallend seine eigenen Ansichten mit denen von Mohs zusammen stimmen und es hat ihn daher nicht wenig erfreut, sich deßhalb nunmehr auch auf die Autorität eines so ausgezeichneten Naturforschers berufen zu dürfen.

Der Verf. beginnt sein Lehrbuch mit einer genauen Auseinandersetzung der Verschiedenheiten unter den Zusammensetzungen der Gebirgsarten, wobey er nicht den chemischen Gehalt, sondern lediglich die physische Beschaffenheit berücksichtigt. Er unterscheidet zunächst zwischen der Zusammensetzung aus gleichartigen Individuen und aus ungleichartigen; jene aus Individuen oder Zusammensetzungsstücken, wie Mohs sie nennt, einer Mineralspecies, diese aus Individuen mehrerer Arten bestehend.

Die Zusammensetzungsstücke der ersteren Abtheilung unterscheidet der Verf. in körnige, stenglige und schalige, und durch Betrachtung der Abstufungen in der Größe derselben gelangt er zu einem in der Geognosie sehr folgenreichen Resultate.

Wenn man ein Stück des körnigen Kalksteins betrachtet, in welchem die einzelnen unterscheidbaren Partikeln (die Zusammensetzungsstücke) von einer bestimmten Größe sind, so findet man leicht ein anderes, darin sie größer und wieder ein anderes, darin sie kleiner erscheinen. Zu dem letzteren findet man eines, in welchem sie noch kleiner und wenn man so fortgeht, bald solche, in welchen sie mit bloßen Augen nicht mehr zu erkennen sind. So führt eine ununterbrochene Reihe, in welcher es nirgends einen Abschnitt giebt, darin etwas aufhört und etwas anderes anfängt, von dem körnigen Kalksteine zu dem sogenannten dichten, und lehrt die höchst wichtige Wahrheit, daß dieser dichte Kalkstein nichts anderes ist als jener: nämlich eine Zusammensetzung von Individuen des rhomboedrischen Kalkhaloids, deren Anzahl desto größer seyn muß, je kleiner sie sind. Der dichte Kalkstein ist also nicht eine verhärtete Masse von zerriebenem körnigen Kalksteine, kein ausgetrockneter Schlamm, überhaupt keine mechanische oder Sedimentbildung, sondern ein wahrhaft krystallinisches Erzeugniß, wie der Kalkstein, welche Größe die Individuen desselben auch besitzen. Denn wer dem widersprechen wollte, müßte in der obigen Reihe nachweisen, wo Bildungen dieser Art aufhören und Bildungen jener anfangen, was Niemand, der die zusammengesetzten Mineralien nur einigermassen studirt hat, zu thun im Stande ist. An den dichten Kalkstein schließt die Kreide sich an, die auch eine Varietät des rh. Kalkhaloids ist (S. 21).

So schlagend auch diese Argumentation, auf die Ref. ebenfalls frühzeitig in seinen geognostischen Studien kam, erscheint, so selten ist sie doch bisher angestellt und in ihrer Evidenz gewürdigt worden, da in der Regel Neptunisten wie Plutonisten den Flötzkalk für eine Sedimentbildung ausgeben.

Besonderen Werth legt der Verf. auf die Auseinandersetzung der verschiedenen Grade oder Stufen der Zusammensetzung, deren er vier unterscheidet.

I. Die erste Stufe der Zusammensetzung begreift diejenigen zusammengesetzten und gemengten Mineralien, welche man Gebirgsgesteine zu nennen pflegt. Die Struktur derselben kann körnig oder schieferig seyn. Weil aber, wie der Verf. zeigt, alle Gebirgsgesteine sämmtlich ineinander übergehen und nirgends ein Abschnitt unter denselben zu machen ist, so ist es unmöglich, sie einer wirklichen Classification zu unterwerfen. Diesen Erörterungen läßt am Schlusse des Abschnittes der Verf. die Beschreibung der Gebirgsgesteine (auch Gebirgsarten, Felsarten genannt) folgen.

II. Die zweyte Stufe der Zusammensetzung giebt die Gebirgsmassen, die also aus den Gebirgsgesteinen bestehen. Die Gebirgsmasse nennt der Verf. zusammengesetzt, wenn durch wirklich vorhandene Trennungsflächen, oder durch eine verschiedene Lage der Gesteinstruktur, unterscheidbare Theile vorhanden sind. Letztere nennt er die Zusammensetzungsstücke, ihre Trennungsflachen, in welchen sie sich berühren, die Zusammensetzungsflächen des zweyten Grades. Man findet, wie man zu sagen pflegt, den Granit, Kalkstein, die Grauwacke ꝛc. häufig zerkluftet oder zerspalten, so daß die ganze Masse aus einzelnen, verschieden geformten, genau ineinander passenden, doch leicht trennbaren Partieen besteht; dieß sind die Zusammensetzungsstücke der Gebirgsmasse.

Aus der Beschaffenheit der Zusammensetzungsflachen zeigt der Verf., daß sie in und während der Bildung der Gebirgsmassen (nicht später) entstanden sind. Weiter zeigt er, daß, wo man ein Verwachsen dieser Flächen unzweydeutig wahrnimmt, dieß ein sicheres Zeichen der gleichzeitigen Entstehung der Zusammensetzungsstücke ist. Die Gebirgsmassen-Struktur kann pfeiler-, säulen-, plattenförmig, massig, unbestimmt eckig u. s. w. seyn.

Umständlich bemüht sich der Verf., einen wesentlichen Unterschied zwischen plattenförmiger Zusammensetzung und wirklicher Schichtung, in so weit letztere vorkommt, auszumitteln. Er findet denselben lediglich darin, daß jene aus einem gleichzeitig fortlaufenden Bildungsproceß, diese aus successiven temporären Unterbrechungen, deren jede den Niederschlag einer Schicht abschließt, hervorgegangen ist.

Wenn es bloß auf plattenförmige Abtheilung und auf erkennbare Trennungsflächen zwischen denselben ankommt, so ist die Schichtung von der plattenförmigen Zusammensetzung nicht verschieden, und sie ist dann ein bloßes Verhältniß der Struktur. Allein das Vorhergehende hat gelehrt, daß die Erscheinungen der plattenförmigen, und der Struktur überhaupt, durch Niederschläge oder Bodensätze, wenn man darunter auch chemische verstehen wollte, nicht erklärt werden können, und wenn daher der Begriff der Schichtung einen Gegenstand haben oder etwas bedeuten soll, so muß

die Schichtung etwas anders seyn als ein Verhältniß der Struktur. In der That entsteht nach der obigen Vorstellung keine Schicht oder keine Schichtungskluft, so lange die Bildung ununterbrochen fortgeht, sondern nur, wenn sie unterbrochen wird. Also ist die Unterbrechung oder der Stillstand in der Bildung der eigenthümliche Charakter der Schichtung, und die Schichtung ist daher ein Bildungs- oder ein Zeit-, nicht ein Strukturverhältniß (S. 122).

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Drittes Quartal. July — September.

(Fortsetzung.)

G. Helbig, Grundriß der Geschichten der poetischen Literatur der Deutschen. Dresden 1844.

A. M. Tendlau, Das Buch der Sagen und Legenden jüdischer Vorzeit. Stuttg. 1842.

Dr. J. Günther, Großes poetisches Sagenbuch des deutschen Volkes. Bd. I. Jena 1845.

Dichtungen des deutschen Mittelalters. Bd. 5. Gûdrûn. Herausgegeben von A. J. Vollmer. Leipz. 1845.

Al. Dumas, La peinture chez les anciens suivie de l'histoire des peintres. Vol. 1. 2. Bruxelles 1845.

J. Waldmann, Harmonik. Freyburg 1845.

N. P. Demidoff, Etudes politiques. Strasb. 1844.

Lod. Bianchini, Dell' associazione Doganale Alemaña. Palermo 1843.

Die Posttaxen aller europäischen Staaten. Heft 1. Frankfurt 1844.

E. Heinrich, Beyträge zu der Lehre von der Abschätzung der Landgüter. Breslau 1845.

L. Jacobi, Ueber Verarmung und Entsittlichung der arbeitenden Klassen. Leipz. 1843.

Dr. W. J. A. Werber, Entwickelungsgeschichte der Physiologie und Medizin. Stuttg. 1835.

Dr. K. H. Marx, Ueber die Abnahme der Krankheiten durch die Zunahme der Civilisation. Götting. 1844.

Dr. H. Zwicky, Die Metamorphorse des Thrombus, mikroskopisch untersucht. Zürich 1845.

Rich. Owen, Odontography or a treatise of the comparative anatomy of the teeth . . . Part III. Ende. London. 1845.

Dr. Fr. Oesterlen, Beyträge zur Physiologie des gesunden und kranken Organismus. Jena 1843.

Dr. R. H. Lotze, Allgemeine Pathologie und Therapie. Leipz. 1842.

Dr. K. F. Lutheritz, Die Systeme der Aerzte von Hyppokrates bis Brown. Th. 1. 2. Dresden 1811.

Juan Sorapan de Rieros, Medicina Española contenida en proverbios vulgares de nuestra lengua. Granada 1616.

Dr. G. J. Guthrie, Ueber Gehirnaffectionen in Folge von Kopfverletzungen. A. d. Engl. übers. v. Dr. L. Fränkel. Leipz. 1844.

Dr. Gluge, Atlas der pathologischen Anatomie. Lief. 1–8. Jena 1844.

Durand-Fardel's gekrönte Abhandlung über die Hirnerweichung. Uebers. von Dr. Eisenmann. Leipz. 1844.

Dr. Ph. Fr. H. Klencke, Ueber die Contagiosität der Eingeweidewürmer u. s. w. Jena 1844.

Dr. A. C. L. Halfort, Entstehung, Verlauf und Behandlung der Krankheiten der Künstler und Gewerbetreibenden. Berlin 1845.

Dr. F. G. Gmelin, Kritik der Principien der Homöopathie. Tübingen 1835.

Dr. Fr. J. Behrend, Ikonographische Encyklopädie. 2. Abth. Bembrüche und Verrenkungen. Leipzig 1845.

Dr. J. Lisfranc, Chirurgische Klinik des Hospitals de la Petié. Deutsch von Dr. G. Krupp. Bd. 1—2. Leipz. 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Dezember.

Nro. 252. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

I. Abweisung der von Herrn Professor H. Burmeister zu Gunsten des geologisch-vulkanistischen Fortschrittes und zu Ungunsten der mosaischen Schöpfungsurkunden vorgebrachten Behauptungen.

II. Die ersten Begriffe der Mineralogie und Geognosie für junge praktische Bergleute der k. k. österreichischen Staaten.

(Fortsetzung.)

Die Existenz der wirklichen Schichtung (durch Niederschläge oder Bodensätze aus einer Flüssigkeit bewirkt) vorausgesetzt, kommt es nun dem Verf. darauf an, Merkmale in der Natur aufzusuchen, woran man sie, oder da die Schichtungsklüfte ihr wahres Kriterium sind, woran man diese erkennen und von den Zusammensetzungsflächen zu unterscheiden im Stande ist. Folgende erklärt er als die zuverlässigsten dieser Charaktere.

1) Die Schichtungsklüfte gehen durch die ganze Gebirgsmasse hindurch, so weit dieselbe sich erstreckt. Die Zusammensetzungsflächen gehen nicht durch die ganze Gebirgsmasse hindurch, sondern sind absätzig, d. h. sie enden in der Masse und fangen von neuem wieder an.

2) Die Gebirgsmasse ist in den Schichtungsklüften vollkommen getrennt und es findet kein stellenweises, noch weniger ein durchgehendes Verlaufen der einen Schicht in die andere statt. Die plattenförmigen Zusammensetzungsstücke, obwohl deutlich erkennbar, hängen nicht nur stellenweise, sondern oft durch die ganze Masse hindurch dergestalt zusammen, daß gar keine Zusammensetzungsflächen vorhanden sind.

3) Wirkliche Schichtung ist nicht nur die Unterlage derselben, wenn diese aus einer verschiedenen Gebirgsmasse besteht, sondern die Schichten sind auch unter sich, in so fern dieß mit ihrer Form verträglich ist, parallel. Auch befinden sich die letzteren ursprünglich in einer wagrechten oder derselben mehr oder weniger nahe kommenden Lage, enthalten keine großen und häufig wiederholten Biegungen und stoßen niemals unter scharfen Winkeln zusammen. Bey der plattenförmigen Zusammensetzung kann von allen diesem das Gegentheil stattfinden und findet in der Wirklichkeit oft genug statt.

4) Wenn in einer plattenförmig abgetheilten Gebirgsmasse, die das Ansehen der Schichtung besitzt, eine aus einem andern Gebirgsgesteine bestehende Masse von unregelmäßiger Gestalt nach allen Seiten von der ersten umschlossen, inne liegt, durch welche die Trennungsflächen nicht hindurch gehen, so sind diese Trennungsflächen keine Schichtungsklüfte, und die plattenförmige Abtheilung ist keine Schichtung.

Nach den von dem Verf. gegebenen Bestimmungen wird der Begriff der Schichtung in sehr enge Gränzen gezogen und nur auf wenige Fälle anwendbar. Denn er fällt für alle schieferigen und granitischen Gebirgsarten hinweg, ja selbst auf die meisten Sand- und einen großen Theil der Kalksteine ist er in diesem Sinne nicht anwendbar. Indem aber der Verf. statt Schichtung plattenförmige Zusammensetzung setzt, die Zusammensetzungsstücke jedoch ihre Form und Lage nach ihm durch den ursprünglichen krystallinischen Bildungsproceß erhalten

haben, so sieht er sich der Mühe überhoben zu erklären, woher bey ihnen die bis zum Senkrechten geneigte Stellung komme, während dagegen bey mechanischen oder chemischen Bodensätzen die Beantwortung dieser Frage nicht umgangen werden kann, da das Experiment lehrt, daß Sedimente sich horizontal ablagern. Als das merkwürdigste Beyspiel der Verwechslung der plattenförmigen Zusammensetzungsstücke mit wirklicher Schichtung, und der daraus gezogenen Folgerungen führt der Verf. die von Saussure beym Gneiße von Valorsine begangene an, worauf sich insbesondere die Hebungstheorie berufen hat. So gern übrigens Ref. dem Verf. Recht giebt, daß der Begriff der Schichtung öfters am unrechten Orte angewendet worden ist, so möchte eine solche Beengung desselben, wie Mohs sie vornimmt, doch nicht zu rechtfertigen seyn, zumal bey Continuität der Bildung gleichwohl scharfe Lagentrennungen denkbar sind.

III. Wo Gebirgsmassen von verschiedenen Gebirgsgesteinen, wie Granit und Gneiß, mit einander in Berührung treten, einander begränzen, unterstützen, einschließen, da hat man nach dem Verf. eine Zusammensetzung vom dritten Grade, welche begreiflich alle niedrigeren einschließt.

Die Untersuchung dieses Zusammensetzungsverhältnisses bereitet der Verf. in geschickter Weise dadurch vor, daß er die Verhältnisse betrachtet und überträgt, welche ein einzelner, in einer Gebirgsmasse eingewachsener und ringsum ausgebildeter Krystall (z. B. ein Granatdodekaëder im Gneiße) darbietet. Frägt man, wie dieser Krystall in dem Gebirgsgesteine entstanden sey, so ist das Einzige, was man mit Sicherheit erkennt, die Gleichzeitigkeit der Entstehung beyder.

Denn wenn man annimmt, daß das Gebirgsgestein, als ein fester Körper, dessen Theile dicht zusammenschließen und keine Verschiebung mehr gestatten, früher vorhanden gewesen sey, so begreift man nicht, wie der Krystall hinein gekommen; und wenn man annimmt, daß der Krystall früher vorhanden gewesen, so sieht man nicht ein, wo er sich befunden, bevor das Gebirgsgestein entstanden. Es müssen also beyde sich gleichzeitig, d. h. beyde zugleich in dem Zustande der Flüssigkeit, d. i. dem der Verschiebbarkeit ihrer Theile, gewesen und beyde zugleich in den Zustand der Festigkeit, d. i. der Starrheit, übergegangen seyn (S. 134).

Die Nutzanwendung liegt nahe. Setzt man an die Stelle des Krystalles eine weit ausgedehnte Gebirgsmasse, z. B. eine Masse von Granit im Glimmerschiefer, so wird man dasselbe Phänomen bis auf die Nebenumstände vor sich haben. Verallgemeinert drückt der Verf. diesen Satz also aus:

Daß wenn in irgend einer Gebirgsmasse ein einfaches, oder wenn die Masse eines andern gemengten oder zusammengesetzten Minerals (wie groß oder wie klein und von welchen anderweitigen Beschaffenheiten sie seyn mag), um und um von derselben umgeben und eingeschlossen, enthalten ist, das eine und die andere von gleichzeitiger Bildung mit der Gebirgsmasse sey.

Von den vielfältigen Anwendungen, welche der Verf. von diesem Satze macht, will Ref. nur einige hier anführen.

Die Vorstellung von der Gleichzeitigkeit der Bildung der eingeschlossenen mit der umschließenden Gebirgsmasse steht mit allen Erscheinungen in der Gebirgsbildung in der vollkommensten Uebereinstimmung. Bey der gegentheiligen Annahme aber, daß die eingeschlossene Masse aus dem Innern der Erde durch eine geschichtete oder plattenförmig zusammengesetzte Gebirgsmasse hervorgedrungen ist und den Raum, welchen sie einnimmt, selbst eröffnet hat, ist der Umstand zu berücksichtigen, daß dieß hat nicht geschehen können, ohne daß nicht die Schichtung, die Gebirgsmassen- und Gesteinstructur aus ihrer Lage gebracht und in größte Unordnung gebracht worden wäre.

Diese Folge von der vorausgesetzten Begebenheit ist so evident, daß man ohne sie den Vorg ng nicht denken kann, und es ist hieraus klar, daß wenn sie nur in einem richtig beobachteten Falle nicht stattfindet, man an jenem Vorfall nicht nur zu zweifeln berechtigt ist, sondern ihn sogar nicht annehmen darf, weil er einem räumlichen Verhältnisse widerspricht, welches man vollkommen einsehen kann, und von welchem man keine durch erweiterte Erfahrung verbesserte Einsicht zu erwarten hat. Beruhte die Entscheidung auf chemischen Gründen, so würde man anders urtheilen müssen, denn von dem, was jetzt chemisch unmöglich scheint, kann die Möglichkeit noch immer durch die Erfahrung erwiesen werden; was aber zu einer Zeit den Grundsätzen der Mechanik widerspricht, wird ihnen zu jeder andern Zeit widersprechen, und

dahin gehört die Erscheinung, daß eine Gebirgsmasse im festen oder flüßigen Zustande aus dem Innern der Erde hervorsteigt, ohne die Struktur der Gebirgsmassen, durch welche sie hindurchgeht und darin sie sich einen Raum eröffnet, in Unordnung zu bringen. (S. 139.)

Bey den Gängen hat man vielfältige Gelegenheit sich zu überzeugen, daß sie mit der umgebenden Gebirgsmasse von gleichzeitiger Entstehung sind. Man sieht nicht nur, daß dergleichen Gänge in Absicht ihrer Form in die unförmlichen Massen übergehen, sondern man findet auch, daß sie mit diesen unmittelbar zusammenhängen und gleichsam von ihnen auslaufen. Die Folgerung von der Gleichzeitigkeit der Gänge dehnt aber der Verf. noch weiter aus. Es ist nämlich nicht selten der Fall, daß ein Gang aus einer Gebirgsmasse in die andere fortsetzt, ja daß er selbst durch mehrere Gebirgsmassen hindurchsetzt. Dem Vorstehenden gemäß müssen alle diese Gebirgsmassen von gleichzeitiger Entstehung seyn.

Umständlicher kommt dann der Verf. auf die Erscheinungen zu sprechen, welche die von unförmlichen Massen (z. B. vom Granit) ausgehenden Ausläufer in der umgebenden Masse hervorbringen.

Man hat diese gangartigen Aeste für besondere Beweise von dem Hervordringen der unförmlichen Massen aus dem Innern der Erde, und die Räume, welche sie einnehmen, für Spalten angesehen, welche bey diesem Hervordringen entstanden und durch dasselbe veranlaßt worden sind. Hier wäre also der Ort, wo, wenn Störungen der Ordnung in der Lage der Gebirgsmassen- und Gesteinstruktur vorgegangen waren, die Unordnungen am leichtesten und sichersten zu beobachten seyn würden. Allein man findet dieselbe Regelmäßigkeit in dieser Lage, welche man überall zu beobachten gewohnt ist, und die Erscheinung dient vielmehr zum Beweise des Gegentheils von dem, was sie beweisen soll, nämlich zum Beweise der vollkommensten Ruhe und Ordnung, welche bey der ursprünglichen Bildung derselben geherrscht haben. (S. 163.)

Mit einer Menge von schlagenden Beyspielen erläutert der Verf. das Gesagte und stimmt demnach auch in dieser Beziehung ganz mit dem überein, was Ref. schon öfters in diesen Blättern ausgesprochen hat.

Ehe der Verf. zu den Zusammensetzungen des vierten Grades übergeht, kommt er ausführlich auf die Theorie von der Entstehung der Gebirge zu sprechen. Er verwirft sowohl die neptunische Theorie, worunter er jedoch einseitig nur die Wernersche versteht, als auch die plutonische. Nur von dem, was er gegen letztere beybringt, will Ref. Einiges hier anführen, wobey er daran erinnert, daß die plutonische Theorie sämmtliche Gebirgsmassen in zwey große Klassen theilt, von denen die einen normal (theils durch chemischen, theils durch mechanischen Niederschlag), die andern aber abnorm gebildet sind (d. h. später aus dem Innern der Erde hervorgedrungen).

Was die Erfahrung gegen die plutonische Theorie enthält, das hat die Untersuchung der Verhältnisse der Zusammensetzung der niedrigern Grade gelehrt. Die abnormen Gebirgsmassen sind nicht später entstanden, als die normalen, mit denen sie sich in Berührung finden, und die Verschiedenheit der meisten von beyden ist nichts als eine Verschiedenheit der Struktur: ein Werk der Krystallisation. Die abnormen Gebirgsmassen sind nicht aus dem Innern der Erde hervorgetreten und haben die Ordnung, in welcher die normalen zu erscheinen pflegen, nicht gestört, denn man findet nicht nur unzählige Beyspiele, wo normale und abnorme Gebirgsmassen mit einander in Berührung sind, ohne daß die erstern die mindeste Verrückung in ihrer Struktur und Lage erlitten haben, sondern man kann auch die Biegungen und Aenderungen der Struktur, die man in der unmittelbaren Berührung beyder zuweilen antrifft, sehr leicht aus bloßen Strukturverhältnissen begreifen. Und eben so verhält es sich mit den Veränderungen, welche die normalen Gebirgsmassen in Beziehung auf die Beschaffenheit ihrer Gesteine, wenn sie mit abnormen in Berührung kommen, erlitten haben. Man findet dieselben in der That in diesen Berührungen oft anders, als in einiger Entfernung von denselben. Aber man findet auch die Gesteine der abnormen Gebirgsmassen an solchen Punkten anders, man trifft in dem einen und andern Mineralien an, welche ein Bestandtheil des andern sind, oder welche sie sonst gewöhnlich nicht führen, und man erkennt sehr leicht, daß dieß alles die Folge der gleichzeitigen Bildung ist, dergestalt, daß man es als eine sehr merkwürdige Ausnahme anzusehen genöthigt ist, wenn es sich anders verhält. (S. 187.)

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Drittes Quartal. July — September.

(Fortsetzung.)

Dr. K. Chr. Hüter, Die Embryothlasis oder Zusammendrückung und Ausziehung der todten Leibesfrucht. Leipz. 1844.

Dr. J. Pereira, Abhandlung über die Nahrungsmittel des Menschen. A. d. Engl. übers. von Dr. C. Velten. Bonn 1845.

Runde, Gemeines Recht für Deutschland. Oldenburg 1845.

Sammlung der Verordnungen der freyen Hanse-Stadt Hamburg seit 1814. Bd. 18. Verordnungen von 1844. Bearbeitet von J. M. Lappenberg. Hamburg 1845.

E. Hermsdorf, Jahresberichte über die deutsche Gesetzgebung. Bd. I. Leipz. 1845.

Die österreichischen Rechtsbücher des Mittelalters. Herausgegeben von J. P. Kaltenbäck. I. Die öster. Pantaidingbücher. Lief. 1. Wien 1845.

Dr. J. J. Nowotny, Oesterreichs Jurisdictionsnormen. Bd. 1. Wien 1845.

P. A. F. Gérard, Mémoire sur les institutions contractuelles entre époux. Bruxelles 1841.

Ordonnances des rois de France de la troisième race. Vol. 20. contenant les ordonnances de 1486 jusqu' à 1497 par M. de Pastoret. Par. 1845.

L. Velasquez de Avendaño, Legum Taurinarum a Ferdinando et Joaña Hispaniorum regibus etc. Toleti 1588.

Ordinaciones reales de la ciudad de Borja. Zaragoza 1759.

Ordenanzas por la audiencia de Aragon. Zaragoza 1746.

Vinc. Branchat, Tratado de los derechos y regalias que corresponden al real patrimonio en el reyno de Valencia. T. 1—3. Valencia 1784—1786.

Ordenanzas de la real audiencia del reyno de Galicia. Coriña 1679.

Ordenanzas de Madrid. Madrid 1830.

Ordenanzas de la real audiencia de el principado de Cathaluna. Barcelona 1742.

Real ordenanza para el gobierno de los Montes y Arbolados de la juridiccion de Marina. Madrid 1803.

Ern. de Franckenau, Sacra Themidis Hispanae arcana. Madr. 1780.

Ig. Jord. de Asso, Instituciones del derecho civil de Castilla y del Rio, y D. Miguel de Manuel y Rodriguez. Madr. 1786.

W. Thilo, Strafgesetzbuch für das Großherzogthum Baden mit den Motiven der Regierung und den Resultaten der Ständeverhandlungen im Zusammenhange dargestellt. Heft 1. Karlsruhe 1845.

G. de Posadilla, Auto de Fe celebrado en la ciudad de Logrono en los dias 7 y 8 de Noviembre del año de 1610. Madr. 1811.

Dr. F. C. Th. Hepp, Darstellung und Beurtheilung der deutschen Strafrechtssysteme. 2. Aufl. II. Abth. 2. und Schlußheft. Heidelb. 1845.

Fr. J. Stahl, Das monarchische Princip. Eine staatsrechtlich-politische Abhandlung. Heidelb. 1845.

Ph. A. Guido von Meyer, Die Grundgesetze des deutschen Bundes oder deutsche Bundes- und Schluß-Acte nebst Territorial-Bestimmungen und den organischen Bundesgesetzen. Frankf. 1845.

Dr. Ph. Fr. W. v. Leonhardi, Das Austrägalverfahren des deutschen Bundes. Bd. 2. Frankfurt 1845.

C. A. Zum Bach, Das Geständniß vor dem Civilgerichte in seiner Unzertrennlichkeit. Köln 1845.

Jos. de Valdivielso, Exposicion parafrastica del Psalterio y de Los-Canticos del Breviario. Madrid 1623.

J. Kirchhofer, Quellensammlung zur Geschichte des neutestamentlichen Canon's bis auf Hieronymus. Lief. 3. Zürich 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Dezember.

Nro. 253. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

I. Abweisung der von Herrn Professor H. Burmeister zu Gunsten des geologisch-vulkanistischen Fortschrittes und zu Ungunsten der mosaischen Schöpfungsurkunden vorgebrachten Behauptungen.

II. Die ersten Begriffe der Mineralogie und Geognosie für junge praktische Bergleute der k. k. österreichischen Staaten.

(Fortsetzung.)

Zum dauernden Bestehen der herrschenden Theorie von der Gebirgsbildung meynt der Verf., daß ihr nur Eines fehle, die Uebereinstimmung mit der Erfahrung.

Gleich uns erklärt er sich hinsichtlich der Sandsteine gegen die Annahme, daß dieselben mechanische Bildungen seyen (S. 210). Eben so wenig kann er sich hinsichtlich der Bildung der Trappgebirge an die herrschende Meinung anschließen. Hören wir zunächst, was er von jenen Basaltbedeckungen hält, die man gewöhnlich für Lavaströme ausgiebt. Er bemerkt ganz richtig, daß wenn man nur in einem einzigen Falle beweisen könne, daß eine Basaltmasse dieser Art kein Lavastrom sey, dieß auch für alle übrigen gelten müsse, die unter denselben Umständen erscheinen.

Ein Lavastrom muß seiner Form nach zu erkennen seyn. Er muß stets dem Abfalle der Oberfläche des Gebirges folgen, und muß, wenn er in seichten Gegenden sich ausbreitet, diese im Allgemeinen mit horizontaler, nicht nothwendig ebener Oberfläche ausfüllen, ohne bey gleichbleibender Mächtigkeit oder Stärke die Unebenheiten des Grundgebirges nachzuahmen, d. h. er kann nicht mit diesem steigen und fallen, ohne an den tiefern Punkten mächtiger als an den höher gelegenen zu seyn. Wenn die plattenförmigen Zusammensetzungsstücke, welche man am Basalt so häufig beobachtet, aus mehreren über einander hingeflossenen Lavaströmen erklärt werden sollen, so müssen die Trennungsflächen der obern eine der Oberfläche des untersten Stromes entsprechende Lage besitzen und ziemlich eben und parallel seyn, denn sonst wäre an diesen Basaltmassen die Erscheinung nicht zu begreifen. Sieht man, daß diese, wie es fast überall der Fall bey denselben ist, auf- und absteigende, nach verschiedenen Gegenden gerichtete Biegungen, wenn diese auch noch so sanft sind, annehmen, so streitet dieß mit der Natur der Lavaströme und lehrt, daß die Basaltmasse kein Lavastrom, d. h. nicht als Flüssigkeit an der Oberfläche der Erde erschienen sey. Wenn mehrere plattenförmige Zusammensetzungsstücke in geneigter Lage über einander liegen, so besitzen sie gewöhnlich eine gleiche Mächtigkeit durch ihre ganze Erstreckung hindurch. Auch dieß ist eine Erscheinung, welche an Lavaströmen fast unmöglich und keineswegs zu erwarten ist, obwohl sie mit der Natur des Basalts sich vollkommen verträgt (S. 227).

Damit übrigens der Verf. nicht mißverstanden werde, erklärt er ausdrücklich, daß er durch das Bisherige nicht beweisen wolle, daß der Basalt nicht feurigen (etwa plutonischen), noch weniger, daß er neptunischen Ursprungs, sondern nur, daß er nicht wie eine wirkliche Lava aus Kratern von Vulkanen oder aus Spalten, welche Vulkane hervorgebracht haben, in dem Zustande einer Flüssigkeit hervorgedrungen sey und als solche sich über seine Unterlage verbreitet habe. Er erinnert weiter, daß er im Vorstehenden bloß von der Lagerungsform, nicht von dem Gesteine rede, „denn nach Versicherung derer, die wirklich Lavaströme beobachtet ha-

ben, können dieſelben, wenigſtens zum Theil, aus wahrem Baſalt beſtehen, ſind aber in dieſem Falle von den vorhergehenden wohl zu unterſcheiden.“

Ueberzeugend weiſt er nach, daß die Trapptuffe keineswegs, wie gewöhnlich angenommen wurde, für vulkaniſche Auswürflinge anzuſehen ſeyen. Er geſteht nur zu, daß ſie Behälter ſeyn können, in welchen die Vulkane ſich befinden, woher es auch komme, daß man in den Trapptuffen und den mit denſelben zuſammenhängenden Gebirgsmaſſen manche andere Erſcheinung antreffe, z. B. Sauerbrunnen, andere warme und kalte Mineralquellen, Gasentwicklungen u. ſ. w., die in wirklich vulkaniſchen Gegenden ebenfalls vorkämen und da eigentlich zu Hauſe ſeyen.

Wenn daher Jemand von den Trapptuffen und den Trappgebirgen überhaupt in Ländern, wo keine Vulkane vorhanden ſind, behauptet, daß ſie vulkaniſches Gebirge ſeyen, ſo kann man dem nicht widerſprechen. Sie ſind vulkaniſches Gebirge ohne Vulkane, ſo wie es Steinſalzgebirge ohne Steinſalz, oder Steinkohlengebirge ohne Steinkohlen giebt; ſo wenig aber dieſe die Kohlen und jene das Salz hervorgebracht haben, eben ſo wenig haben die Vulkane das vulkaniſche Gebirge hervorgebracht (S. 229).

Hinſichtlich der Entſtehung des Trapptuffes ſpricht der Verf. die Meinung aus, daß man ſich um ſo eher für die kryſtalliniſche Bildung desſelben entſcheiden werde, da mehrere der Erſcheinungen zwar aus dieſer, nicht aber aus der mechaniſchen Entſtehungsart ſich erklären laſſen.

Das Vorkommen ausgebrannter Vulkane will er nicht läugnen, doch bezeichnet er es als voreilig, in jedem Baſaltberge, deſſen Geſtein etwa eine blaſige oder poröſe Struktur beſitzt, einen ehemaligen Vulkan zu erkennen. Wo man aber wirkliche Krater, wirklich geſchmolzene Auswürfe und andere den thätigen Vulkanen eigenthümliche Erſcheinungen antrifft, da könne man mit Sicherheit annehmen, daß daſelbſt ehemals ebenfalls vulkaniſche Kräfte thätig geweſen.

Die ausgebrannten Vulkane befinden ſich in den Granit- und in mehreren Gebirgsmaſſen des Schiefergebirgs, und die Bedingungen ihres Vorhandenſeyns und ihrer ehemaligen Wirkſamkeit ſcheinen unförmliche Maſſen von Trapp- oder auch von Porphyr- (Trachyt-) Gebirgen zu ſeyn, welche die Stoffe enthalten haben, die durch ihre gegenſeitige Einwirkung auf einander, hier einen Säuerling, da einen Luft- oder Schlammvulkan und dort endlich einen wirklich feuerſpeienden Berg hervorgebracht haben (S. 231).

Wenn man die Umſtände, meynt der Verf., unter welchen Lager von Trappgebirgsmaſſen mit Kalkſteinlagern mehrmals abwechſeln, erwägt, ſo fühlt man ſich gedrungen, die Vorſtellung von ihrer vulkaniſchen Entſtehung aufzugeben, da ſie der Natur zu wenig angemeſſen iſt, um nicht erkennen zu laſſen, daß ſie bloß erſonnen iſt eine Theorie zu halten, in welcher es als eine weſentliche Lücke angeſehen werden müßte, wenn ſie nicht die Erklärung eines Phänomens enthielte, welches in einigen Gegegenden in ſo großer Auszeichnung vorkommt.

Höchſt beachtenswerth iſt, was der Verf. von S. 234 an über die Porphyr-Gebirgsmaſſen ſagt, für die er gleiche Entſtehung wie für die granitiſchen und Trappgebirge vindizirt, aber keineswegs nach den herrſchenden Anſichten. Ihre Uebergänge in Sandſtein und Conglomerate bringen ſie mit dieſen in genaueſte Beziehung. Als einen merkwürdigen Fall, der das Verhältniß beyder Gebirgsmaſſen zu noch mehr Klarheit bringt, führt er an, daß kugelförmige Maſſen des Sandſteins um und um von Porphyr umſchloſſen, von 10 und mehr Fuß im Durchmeſſer, in dem Porphyre ſich eingeſchloſſen finden.

Was der Verf. über die Entſtehung der Obſidiane und Bimsſteine (von ihm als Varietäten des empyrodoren Quarzes bezeichnet) ſagt, ſtimmt in vieler Beziehung mit dem überein, was Fuchs bereits über ſie ausgeſprochen hat.

Dieſe Geſteine werden durchaus für Schmelzprodukte gehalten, und da ſie nicht nur in und mit Gebirgsmaſſen erſcheinen, die zur Entſtehung von Vulkanen Anlaß geben, ſondern ſelbſt in der Nähe wirkſamer Vulkane gefunden werden, ſo läßt ſich dieſer Meynung nicht geradezu widerſprechen, obgleich man Varietäten des empyrodoren Quarzes kennt, die gewiß nicht aus Vulkanen ausgefloſſen ſind. Zur Entſcheidung dieſer lange zweifelhaft gebliebenen Frage, kommt es darauf an, ob das, woran man ſeinen geognoſtiſchen Verhältniſſen zufolge erkennt, daß es das Produkt eines Vulkanes ſey, auch wirklich empyrodorer Quarz iſt, d. h. daß es in ſeinen genau unterſuchten naturhiſtoriſchen Eigenſchaften mit den Varietäten dieſer Species übereinſtimmt (denn mehrere wirkliche Gläſer ſehen dem Obſidiane ſehr ähnlich, und manches poröſe oder blaſige Geſtein, welches vielleicht eine wirkliche Lava iſt, wird für Bimsſtein ge-

halten); und daß das, woran man bey sorgfältiger Untersuchung die naturhistorischen Eigenschaften des empyrodoren Quarzes gefunden, unter solchen geognostischen Verhältnissen erscheint, daß daran zu erkennen ist, es sey als eine geschmolzene Masse aus dem Krater oder aus einer andern Oeffnung eines Vulkans ausgeflossen. Auf das Letztere beziehen sich die oben angeführten Zweifel. Die Massen von Bimsstein, die man am besten kennt, besitzen Formen und befinden sich in Lagerungsverhältnissen von der Art, daß beyde nicht auf Lavaströme zurückgeführt werden können. Es ist hiebey wohl zu bemerken, daß weder von dem Bimssteine, noch von dem Obsidiane, noch von einem andern Gesteine, was nur einigermassen mit den bisher betrachteten Gebirgsmassen in Verbindung steht, behauptet werden soll, daß es nicht durch Feuer, noch weniger, daß es aus einer wässerigen Auflösung entstanden, sondern nur, daß es nicht eine durch vulkanisches Feuer *umgeschmolzene* Masse und als solche an die Oberfläche der Erde getreten sey (S. 240).

So wenig als wir ist der Verf. damit einverstanden, den Grund der vulkanischen Erscheinungen in etwas Anderem als in chemischen Prozessen zu suchen, wenn er gleich sich nicht näher hierüber ausspricht. Indem er bemerklich macht, daß die Porphyr-, wie die Trappgebirge, und häufig beyde in Verbindung, der Schauplatz der vulkanischen und aller andern Erscheinungen sind, welche mit diesen in näherem oder entfernterem Zusammenhange stehen, fügt er Folgendes bey.

> Diese Erscheinungen beruhen ohne Zweifel lediglich auf den gegenseitigen Einwirkungen gewisser Mineralien, von welchen man Beweise und Beyspiele in hinreichender Anzahl und Größe hat, um ihnen, nach Maaßgabe ihrer Natur, ihrer Massen, ihrer gegenseitigen Verbindung unter einander, und der Verhältnisse, unter denen sie in den Gebirgsmassen enthalten sind, die größten Wirkungen beylegen zu können, die mit Zeiten in Verhältniß stehen, für welche es kein Maaß gibt. Es ist wahr, daß man weder die Natur, noch sonst etwas von diesen Mineralien kennt, und daß Alles, was davon angeführt werden kann, auf bloße Vermuthungen hinausläuft. Es ist aber auch wahr, daß diese Annahme nichts enthalte, was der Erfahrung widerspricht, und daß sie darin einen großen Vorzug habe, daß es allerdings im Reiche der Möglichkeit liegt, durch fleißige und richtige Beobachtungen zu einem wirklichen Wissen von denselben, sey es bestätigend oder widerlegend, zu gelangen (S. 241).

Mit Recht bemerkt der Verfasser, daß sich ein Gleiches von der gegenwärtig herrschenden Hypothese nicht sagen lasse.

> Das Innere der Erde, aus welchem man die abnormen Gebirgsmassen hervorsteigen läßt, und zwischen welchem und der Atmosphäre die Vulkane die Verbindungskanäle vorstellen, bleibt für alle mögliche Erfahrung verschlossen, und es läßt sich Alles von demselben behaupten, was die Einbildungskraft erfindet, ohne daß man, wenn es nur nicht verstandeswidrig ist, fürchten darf, von der Erfahrung widerlegt zu werden, aber auch ohne daß man Hoffnung erhält, es bestätigt zu sehen. Mit einer solchen Annahme, wenn sie auch geschickt ist, diese oder jene Erscheinung zu erklären, ist alle Untersuchung, alle weitere Nachforschung abgeschlossen, und anstatt ein Mittel oder wenigstens Leitfaden zur Erweiterung der Wissenschaft zu werden, wird sie ein Schlagbaum für dieselbe, der sich niemals öffnet. Eine Lehre dieser Art, zumal wenn sie einige Ausführung erlangt hat, muß man unangetastet lassen, so lange sie die Erfahrung nicht verletzt. Geschieht dieses, erhebt die Erfahrung sich gegen sie, so ist jede Mühe, sie zu halten, verloren, und es bedarf einer vollständigen Widerlegung nicht, um ihren Ungrund darzuthun (S. 242).

Eine solche Erfahrung liegt aber, wie der Verf. fortfährt, gegen die *Hebungstheorie*, d. h. gegen die Lehre von dem Emporsteigen der Gebirgsmassen aus dem Innern der Erde vor, indem nicht nur in einem einzigen Falle, sondern fast überall, wo abnorme Gebirgsmassen mit normalen in Berührung erscheinen, die Struktur und Lagerung der letzteren *völlig ungestört* bleibt, und kein Beyspiel von *wirklicher* Unordnung vorkommt, wenn man nicht einige Unvollkommenheiten, namentlich von Gesteinstruktur, welche man übrigens in der weitesten Entfernung von den abnormen Gebirgsmassen, wo sie nicht von diesen hervorgebracht werden können, so häufig als in Berührung mit denselben findet, für Störungen und Unordnungen annimmt. Obwohl nicht die einzige, ist dieß doch die wichtigste Verletzung der Erfahrung durch die Theorie, denn sie ist die allgemeinste.

IV. Die vierte Stufe der Zusammensetzung bestimmt nach des Verf. Ansichten die *Struktur der Erde*. Als die Einheiten dieses vierten Grades der Zusammensetzung läßt er aber nicht die Gebirge gelten, weil es ihnen an bestimmter Begränzung

fehle. Man habe zwar verſucht, die Gebirge nach ihren Oberflächenverhältniſſen zu begränzen, dieß ſey jedoch nicht gelungen, würde aber auch, ſelbſt bey befriedigenden Reſultaten, hier nicht in Anwendung gebracht werden können, weil diejenige Begränzung, welche zur Begründung eines neuen Grades der Zuſammenſetzung erforderlich iſt, ſich nothwendig auf die Zuſammenſetzung der Gebirgsmaſſen beziehen müſſe, alſo nicht in einem bloßen Oberflächenverhältniſſe begründet ſeyn könne.

(Schluß folgt.)

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1845.

Drittes Quartal. July — September.

(Fortſetzung.)

Luitprandus Chronicon. Ex bibliotheca D. Th. Tomaio de Vargas. Madr. 1735.

Jacobi a Voragine, Legenda aurea, vulgo historia Lombardica dicta. Rec. Dr. J. Graesse. Fasc. 2. Lips. 1844.

Dr. G. F. Oehler, Prolegomena zur Theologie des alten Teſtaments. Stuttg. 1845.

D. J. Ant. Llorente, Apologia católica del proyecto de constitucion religiosa. T. 1. 2. Madr. 1822.

J. Michelet, Du prêtre, de la femme, de la famille. Par. 1845.

C. B. König, der rechte Standpunkt. Heft 1—3. Magdeburg 1844.

Dr. E. F. Vogel, Die älteſte chriſtliche Kirche und ihre wahren Bekenner. Leipz. 1845.

Jos. Braun, Bibliotheca regularum fidei. T. II. Bonnae 1844.

Gio. B. Pinamonti, Opere scelte. Vol. 1 — 8. Monza 1836.

M. A. Pasqual, El missionero instruido y en el los demas operarios de la iglesia. Madrid 1698.

L. Soler, Cartagena de España ilustrada. P. 1. 2. Marcia 1777.

W. Hoeck, Anton Ulrich und Eliſabeth Chriſtine von Braunſchweig-Lüneburg-Wolfenbüttel. Wolfenbüttel 1845.

Dr. Rauſchnik, Geſchichte der Geiſtlichkeit im Mittelalter. Leipz. 1842.

Noticia de la antiquedad y situacion del Santuario de Santa Maria de Cobadonga, en el principado de Asturias. Madr. 1778.

Beugnot, L'état théologien. Par. 1845.

Fr. Jos. de Sarabia y Lezana. Annales de la sagrada religion de Santo Domingo. Vol. 1. 2. Madr. 1709.

Manuel Roman. Elucidaciones varias etc. de la sagrada Orden del Carmen. Madr. 1627.

Ant. Panes, Chronica de la provincia de San Juan Bavtista. P. 1. 2. Valencia 1666.

Ivanet Niño, Las tres partes de las chronicas antiguas de la orden de los frayles menores de nuestro Seraf. Padre San Francisco. P. 1. II. Salamanca 1626.

Geſchichte der katholiſchen Miſſionen im Kaiſerreiche China von ihrem Urſprunge bis auf unſere Zeit. Bd. 1. Wien 1845.

Dr. Jos. de Seabra de Silva, Deduccion chronologica y analitica en que por la succesiva serie de cada uno de los reynados de la Monarquia Portuguesa. T. 1—3. Madr. 1768.

Dr. G. Weber, Geſchichte der akatholiſchen Kirchen und Secten in Großbritannien. Th. I. Bd. 1. Die Lollarden und der deſtructive Theil der Reformation. Leipzg. 1845.

Betrachtung der neueſten kirchlichen Ereigniſſe aus dem Standpunkte des Rechts und der Politik. Mainz 1845.

C. G. Bretschneider, Corpus Reformatorum. Vol. 12. Hal. Saxonum 1844.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Dezember.

Nro. 254. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

I. Abweisung der von Herrn Professor H. Burmeister zu Gunsten des geologisch-vulkanistischen Fortschrittes und zu Ungunsten der mosaischen Schöpfungsurkunden vorgebrachten Behauptungen.

II. Die ersten Begriffe der Mineralogie und Geognosie für junge praktische Bergleute der k. k. österreichischen Staaten.

(Schluß.)

Den letzten und höchsten Grad der Zusammensetzung findet der Verf. in der herrschenden Strukturrichtung (der Schiefergebirge). So weit die allgemein herrschende Strukturrichtung reicht, so weit reicht oder erstreckt sich ein und dasselbe Zusammensetzungsstück des gegenwärtigen vierten Grades; wo aber diese Richtung dergestalt sich ändert, daß sie von der vorhergehenden sich nicht nur bestimmt unterscheidet, sondern daß sie auch wieder allgemein herrschend wird, da tritt ein neues Zusammensetzungsstück von eben diesem Range ein. Die Betrachtung der Verhältnisse der Zusammensetzung des vierten Grades stellt die Erde als eine Kugel vor, welche, wenigstens was ihre äußere Rinde betrifft, aus Zusammensetzungsstücken besteht, deren Größe, Form und Richtung man nur aus der Erfahrung kennen lernen kann. Wie wenig indeß diese bisher in genannter Beziehung geleistet habe, gesteht der Verf. unumwunden zu, indem selbst die Ausdehnung dieser Zusammensetzungsstücke nach Länge und Breite, bis vielleicht auf etwas Weniges, gänzlich unbekannt sey. Er will es daher auch der Zukunft anheim stellen, weitere Belehrung über einen Gegenstand zu gewähren, den er hier zum erstenmale berührt und der für den einzelnen Beobachter zu groß ist, um übersehen werden zu können. Wenn jedoch die Annahme dieser letzten und größten Zusammensetzungsstücke der Erde, wie er hoffe, kein Phantom sey, so würde sich daraus ergeben, daß diese sämmtlichen Zusammensetzungsstücke, also die Erdoberfläche, von vollkommen gleicher Entstehung waren, und überdieß nur das Werk einer krystallinischen Bildung seyn könnten.

Ueber diese Annahme des Verf., für welche allerdings Einiges zu sprechen scheint, läßt sich zur Zeit nicht absprechen, da hiezu die nöthige Erfahrung fehlt; übrigens kann es nur von Nutzen seyn, daß die Aufmerksamkeit der Geognosten auf einen Punkt gerichtet worden ist, der bisher wenig oder gar nicht beachtet wurde. Ref. will hierbey nicht länger verweilen, sondern aus diesem Abschnitte nur noch Einiges hervorheben, was an der Beobachtung einen bessern Rückhalt hat.

Dahin gehört, was der Verf. (S. 275) gegen die gewöhnliche Theorie der Bildung der Steinkohle sagt, der er zwar einen organischen Ursprung nicht absprechen will, von dem sie jedoch in ihrer Struktur nichts mehr zeigt, sondern sich in ihren Zusammensetzungs- und Lagerungsverhältnissen ganz so wie jede andere Gebirgsmasse verhält. Schon ihr gewöhnliches Vorkommen in Lagern trete unter Verhältnissen auf, daß man an der gewöhnlichen Vorstellung von ihrer Bildung zweifelhaft werden müsse. Wenn man aber sähe, daß sie in vollkommen isolirten, rundlichen und unförmlichen Massen

vorkomme, oder wenn man sie in Form scharfrandiger Bruchstücke im Sandsteine eingewachsen treffe, oder wenn man sie in gangartigen Trümmern die Gebirgsmasse, ganz so wie Kalkspathtrümmer es thun, durchschwärmen sieht, so müsse man öfters die Meinung aufgeben, daß sie aus Pflanzen, die an den Orten gelebt hätten, wo sie gefunden wurde, unter Bedeckung, Verschüttung, Druck u. s. w. entstanden sey und dagegen annehmen, daß obwohl ihre Materie ursprünglich aus dem Pflanzenreiche abstamme, diese doch eine solche Veränderung erlitten habe, daß dadurch ihre organische Structur gänzlich verloren gegangen und daß aus dieser Masse die Steinkohle sich in gleicher Weise wie jede ursprüngliche Gebirgsmasse gebildet habe. Das Gesagte will der Verf. übrigens nur auf die sogenannten Schwarzkohlen, nicht auf die Braunkohlen angewandt wissen, indem er diese für mechanische und nur jene für „wirklich krystallinische Bildungen" ansieht.

Der Hauptsache nach ist Ref. mit dieser Ansicht einverstanden, nur hält er die Steinkohlen nicht für eine sekundäre Bildung, sondern mit Fuchs für eine ursprüngliche. Dagegen kann dem Verf. nicht beygestimmt werden, wenn er die Schwarzkohlen für krystallinische Bildungen ansieht; sie sind zwar chemische, aber keine krystallinischen Erzeugnisse, sondern das Gegentheil derselben, nämlich amorphe Körper.

Sehr beachtenswerth ist es, was der Verf. S. 258 noch weiters gegen die Theorie der Gebirgsbebung vorbringt. Bekanntlich ist diese ersonnen worden, um die Stürzung der Schichten zu erklären, wofern sie voraussetzt, daß diese (oder vielmehr die plattenförmigen Zusammensetzungen) ursprünglich wagrecht abgelagert worden seyen. Wenn demnach, wie behauptet wird, das Erzgebirg ein gehobenes Gebirg ist, so müssen da, wo es aufhört, d. h. wo keine Erhebung mehr stattgefunden, die Schichten ihre ursprüngliche, horizontale Lage beybehalten haben. So weit man aber sich von ihm südwärts entfernt, findet man die Schiefer keineswegs in einer horizontalen, sondern in meist stark geneigter Lage. Dieß gilt nicht nur vom Innern Böhmens, sondern ebenfalls vom Böhmer Waldgebirge, und dieselben Verhältnisse kehren in den zwischen den genannten Gebirgen und den Alpen liegenden Ländern wieder, so daß alle diese Gebirge zugleich für gehoben erklärt werden müßten. Die Untersuchung anderer Gebirge wird zu derselben Folgerung führen und das allgemeine Resultat ist, daß die Verhältnisse der Zusammensetzung mit der Annahme der Erhebung einzelner Gebirge im Widerspruche stehen. Da überhaupt bey allen schieferigen Gebirgsmassen die Structur eine geneigte ist, so würde man am Ende zum Schluße kommen, daß Alles gehoben sey; aus einer solchen Annahme würde sich aber wenig erklären lassen, weil nichts seine ursprüngliche Lage behalten.

Ueberdieß gibt es keine unmittelbaren Erfahrungen, die ausreichend wären, die Wirklichkeit der Emporhebung, wie sie die Theorie voraussetzt, zu beweisen.

> Man kann und wird Emporhebungen im Allgemeinen nicht läugnen; allein die Beyspiele davon, welche die Erfahrung geliefert hat, sind klein und verschwinden, wenn sie erlauben, da sie sämmtlich auf vulkanische Gegenden sich beziehen, keinen Schluß auf Gebirgsmassen und Gebirge, in welchen und in deren sehr ausgedehnter Nachbarschaft keine Vulkane thätig gewesen oder noch thätig sind. Von andern Erscheinungen, die man aus Emporhebungen zu erklären geneigt ist, weiß man nicht mit Gewißheit, ob sie wirklich diesen Ursprung haben. — — Eine so wichtige Begebenheit, wie die Emporhebung eines Gebirges ist, kann aber nicht erfolgt seyn, ohne unauslöschliche Spuren hinterlassen zu haben, und diese Spuren müssen deutlich an der Struktur der Gebirgsgesteine und Gebirgsmassen zu erkennen seyn. Man hat nicht unterlassen die Biegungen, Windungen, kurz die Abweichung von der vorausgesetzten ursprünglichen Ordnung, als Folgen der Emporhebung anzuführen; indessen darf man nur diese Erscheinungen einzeln oder im Zusammenhange miteinander gründlich untersuchen, so wird man finden, daß es mechanisch, d. h. schlechthin unmöglich ist, sie durch Bewegung aus den in horizontaler Lage ursprünglich gebildeten Massen zu begreifen, was man, da sie bloße Verhältnisse im Raume und in der Zeit betreffen, doch können sollte und woran man, wenn man es nicht kann, allerdings Anstoß zu nehmen hat (S. 282).

Fragt man nach der Theorie, welche Mohs von der Gebirgsbildung aufgestellt hat, so lautet die Antwort, daß er keine solche gegeben habe. Ohne sich zur Annahme einer feurigen Entstehung der Gebirgsmassen verstehen zu können, befriedigt ihn doch

auch die neptunische Theorie nicht, weil er sie in keiner andern als in der von Werner ihr gegebenen Fassung kennt. Auf die Umgestaltung, die Fuchs mit der neptunischen Theorie vorgenommen hat und durch welche die Schwierigkeiten, an denen Mohs sich stößt, beseitigt werden, hat letzterer nirgends Rücksicht genommen, überhaupt die Chemie, was allerdings ein großer Mangel bey ihm ist, nirgends zu Wort kommen lassen. Wie Mohs hinsichtlich unserer Einsicht in die ursprüngliche Bildungsweise der Erde denkt, läßt sich am deutlichsten aus nachfolgender Stelle entnehmen.

Von den meisten Gebirgsmassen, von dem Granite, Syenite, Porphyren, Basalte, selbst vom Gneiße, vom Glimmerschiefer, von einigen Thonschiefern, mit einem Worte, von allen, welche keine Ueberreste organischer Wesen enthalten, läßt es sich annehmen, daß sie durch Schmelzung oder auf plutonischem Wege entstanden seyen; allein bey einigen, welche Versteinerungen führen, bey den Kalksteinen, bey einigen Thonschiefern, bey den Sandsteinen . . ., läßt sich dieß nicht annehmen, und gleichwohl können diese von keiner andern Bildung seyn als jene. Die Geognosie, welche nichts anders als die Wissenschaft von der Zusammensetzung der Gebirge und dessen, was sie enthalten, aus den Individuen des Mineralreiches ist, darf sich nicht schämen, in dieser Hinsicht ihre Unwissenheit zu gestehen. Sie kennt den Zustand nicht, in welchem die Materie, daraus die Individuen des Mineralreiches, welche in die Zusammensetzung der Gebirgsmassen eintreten, sich befunden hat, bevor die Krystallisationskraft thätig gewesen ist, d. h. bevor sie in den Zust nd der Individualität gelangt ist; obgleich sie durch die Chemie belehrt weiß, daß Mineralien aus liquiden und expansibeln, auch aus feurigen Flüssigkeiten, unter allen denen Verhältnissen gebildet werden können, unter welchen sie sich in der Natur finden (S. 339).

Nur in so weit läßt sich Mohs auf eine Theorie der Gebirgsbildung ein, als er die Gleichzeitigkeit oder richtiger die Continuität derselben im ganzen Verlaufe seiner Betrachtungen zu erweisen sich bemüht. Hinsichtlich des Urgebirges ist eine solche allerdings sehr augenfällig; er bemüht sich, eine solche aber auch für die Sandstein- und Kalkbildungen, also für das eigentliche Flötzgebirge nachzuweisen.

So wie das Grauwackengebirge ein Analogon des aus Gneiß, Glimmerschiefer und Thonschiefer bestehenden Schiefergebirgs, und gleichsam eine Wiederholung desselben unter abgeänderten Umständen ist, so ist das Sandsteingebirge ein Analogon und eine Wiederholung der Bildung des Grauwackengebirgs, ebenfalls unter Umständen, die vorzüglich auf die Gesteinstruktur ihren Einfluß geäußert haben. Denn Gneiß, Glimmerschiefer, Thonschiefer sind von Grauwacke und Grauwackenschiefer, und diese von Sandsteinen und Sandsteinschiefern vorzüglich nur in der Struktur verschieden. Was hindert also das Ganze als eine ununterbrochen fortlaufende Bildung, und zwar als eine krystallinische oder als eine wiederholte Bildung einer und derselben Masse, die nur in geringen Strukturverhältnissen sich abändert, anzusehen? . . . Daß Sandsteine mechanische Bildungen seyen, kann man, ohnerachtet daß der Schein in einzelnen Fällen dafür spricht, nicht geltend machen, denn von den meisten, selbst von solchen, die unwidersprechliche Conglomerate zu seyn scheinen, wie die von Rißbühel und Kleinkogel in Tyrol ist es erwiesen, daß sie dieß nicht sind; und dieß ist fast d s einzige, was der ausgesprochenen Ansicht mit Grund sich entgegnen ließe (S. 210).

Hieraus ist es Mohs augenscheinlich, daß die genannten Gebirgsmassen gleichzeitig, d. h. in einer ununterbrochenen, durch keinen Stillstand in der Bildung gleichsam getheilten Zeitperiode entstanden sind. Durch die Gleichzeitigkeit dieser Bildung will er aber eine gewisse Folge in derselben nicht ausgeschlossen wissen und gestattet also die Annahme, daß die Sandsteingebirge gebildet wurden, nachdem die Schiefergebirge bereits vorhanden waren. Er will nur Abschnitte in dieser Folge ausgeschlossen wissen, deßhalb aber auch die Annahme verschiedener Formationen nicht zulassen. Obschon nämlich in den Flötzgebirgen Sandsteine und Kalksteine mehrmals in gewisser Reihenfolge auftreten und darauf Formationsbestimmungen begründet worden sind, so zeigen doch die Uebergänge und Abwechslungen, daß letztere auf keinen scharfen, in der Natur vorkommenden Gränzen beruhen. Die Zuziehung der Versteinerungen aber zur Festsetzung von Formationen will er ausschließen: 1) weil dergleichen Bestimmungen auf wesentliche Eigenschaften der Gebirgsmassen sich gründen sollen, zu welchen das Vorhandenseyn der Petrefakten nicht gehören könnte; 2) weil zuvor Genus und Species derselben richtig bestimmt seyn müssen, was noch nicht einmal mit ihren Originalen geschehen sey; 3) daß zuvor das relative Alter der Versteinerungen sicher ermittelt seyn müsse, was doch nicht geschehen könne, bis Genus und Species ihre richtige naturhistorische Bestimmung erhalten hätten.

Mohs steht also mit seinen Ansichten über die Continuität der Gebirgsbildungen im schroffen Gegensatze zu den meisten neueren Geologen, die wenigstens in den Uebergangs- und Flötzgebirgen lange Unterbrechungen, zum Theil von Millionen Jahren, statuiren. Dem wahren Sachverhalten mag er in der That näher gekommen seyn als letztere, da sich zwischen den Kalk- und Sandsteinbildungen nicht selten sehr auffallende Vermengungen an ihren beiderseitigen Granzen zeigen, die allerdings nicht zu Gunsten langer Unterbrechungen im Bildungsgange der Gebirge auszulegen sind. Dieß zugestanden, kann man ihm gleichwohl bey Ausschließung der Versteinerungen zur Mithülfe bey Festsetzung von Gebirgsformationen nicht beistimmen, denn 1) gehören Versteinerungen wirklich zu den wesentlichen Eigenschaften der Gebirgsmassen, indem gewisse Versteinerungen auch nur gewissen Gebirgsmassen angehören, 2) sind in Ueberfluß genug Gattungen und Arten mit aller Sicherheit bestimmt, so daß man auf die unsichern gar keine Rücksicht bey der obschwebenden Frage zu nehmen braucht, und eben deßhalb laßt sich auch 3) über die successive Zeitfolge der Versteinerungen Vieles mit Bestimmtheit ermitteln. Obwohl also in dem Entwicklungsgange der organischen Wesen der Urwelt Abschnitte oder successive Reihenfolgen anzunehmen sind, so geht doch aus der Betrachtung der Gränzverhältnisse der Gebirgsmassen mit größter Wahrscheinlichkeit hervor, daß selbige nicht in langen Pausen aufeinander gefolgt sind. Es widerlegt sich demnach auch von dieser Seite der die Meinung, als ob zum Verlaufe der Schöpfung ein Zeitraum von Aeonen nöthig gewesen wäre, wie denn überhaupt eine gründliche Naturbeobachtung noch nie in Widerspruch mit der mosaischen Urkunde gekommen ist.

Im vorletzten Kapitel geht Mohs zur Betrachtung der besondern Lagerstätten über, wo er namentlich die Lehre von den Gängen ausführlich behandelt. Das letzte Kapitel befaßt sich mit der Veränderung der ursprünglichen und der Beschaffenheit der gegenwärtigen Oberfläche der Erde. Wir wollen wünschen, daß diesem Buche bald eine Verbreitung in weitere Kreise zu Theil werden möchte.

A. Wagner.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Drittes Quartal. July – September.

(Fortsetzung.)

Das Leben der Hadumod, erster Aebtissin des Klosters Gandersheim, Tochter des Herzogs Ludolfs von Sachsen, beschrieben von ihrem Bruder Agius. Stuttg. 1845.

Pierquin de Gembloux. Histoire de Jeanne de Valois Duchesse d'Orleans et de Berry, Reine de France, fondatrice de l'ordre des Annonciades. Par. 1840.

Boisselet de Sanclières. Histoire chronologique et dogmatique des Conciles de la chrétienté, depuis le concile de Jerusalem, tenu par les apôtres l'an 50 jusqu'au dernier concile tenu de nos jours. T. II. Par. 1845.

Constituciones sinodales del Arzobispado de Valencia. Valencia 1657.

Consitutiones synodales dioecesis Gerunden. Gerundae 1691.

Andr. Advocat Barberi. Magnum bullarium Romanum summorum Pontificum Clementis XIII., Clementis XIV., Pii VI. et VII., Leonis XII. et Pii VIII. Vol. 8. Romae 1844.

P. Ballerinius. De vi ac ratione primatus romanorum pontificum ed. Westedt. Monster 1845.

J. Verrari. Vico et Pitali. Par. 1841.

M. Salvador Costanzo. Ensayo politico y literario sobre la Italia desde el siglo XI. hasta nuestros dias. Madr. 1843.

Manuscriptorum Codicum series apud Petrum Victorium Aldinium illustrata. Taurin 1840.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

herausgegeben von Mitgliedern 23. Dezember.

Nro. 255. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

1) Eusebii Pamphili Evangelicae Praeparationis libri XV. ad codices manuscriptos recensuit Thomas Gaisford. Accedunt Fr. Vigeri versio Latina et notae, et L. C. Valckenaerii diatribe de Aristobulo. Tom. I — IV. Oxonii e typographeo Academico. MDCCCXLIII. 8. Preis 33 fl. 30 kr.

2) Arnobii adversus nationes libri VII. Ex nova codicis Parisini collatione recensuit, notas omnium editorum selectas adiecit, perpetuis commentariis illustravit, indicibus instruxit D. G. F. Hildebrand etc. Halis Sax. sumptibus bibliop. Orphanotrophei. MDCCCXLIV. 8. Preis 6 fl. 18 kr.

Eine höchst willkommene Erscheinung auf dem Gebiete der patristischen Litteratur und zugleich ein neues sehr erfreuliches Zeichen, daß das Studium der Kirchenväter in England durch Pusey's Schule und den berühmten Hellenisten Gaisford immer mehr in Aufnahme kommt, ist die Praeparatio Evangelica des Eusebius. Kaum hatte Edward Bouverie Pusey seine Bibliotheca Patrum ecclesiae Catholicae qui ante Orientis et Occidentis schisma floruerunt, mit S. Augustini confessiones begonnen, als in dem nämlichen Jahre Eusebii Historia ecclesiastica, von dem zu frühe verewigten Burton bearbeitet, in zwey Bänden erschien, welchen im Jahre 1842 noch zwey Bände Anmerkungen folgten. Im Jahre 1839 förderten Thom. Gaisford Θεοδωρήτου Ἑλληνικῶν παθημάτων θεραπευτική und Wilh. Jacobson seine Patres Apostolici in zwey Bänden zu Tage. Zu gleicher Zeit gab auch Fried. Field, Fellow an der Universität Cambridge, Joannis Chrysostomi Homiliae in Matthaeum in drey Octavbänden heraus und drey Jahre später lieferte Herr Gaisford aus einer Wiener Handschrift Eusebii Eclogae Propheticae. Anderes, z. B. Cyrilli Hierosolymitani Catecheses, Joannis Chrysostomi Homiliae in D. Pauli Epistolas, und Gregorii Nysseni Opuscula selecta, von Pusey's Freunden bearbeitet, wird nach zuverlässigen Nachrichten in nicht ferne Aussicht gestellt. Ein großes Verdienst, welches sich die englischen Kritiker um die von ihnen bearbeiteten Schriftsteller erwerben, besteht unstreitig darin, daß sie mit sehr bedeutenden Kosten allenthalben die ältesten und besten Handschriften vergleichen lassen, und, auf das Ansehen derselben gestützt, die Texte zu verbessern suchen.

Man möchte sich zwar wundern, daß die Praeparatio evangelica des Eusebius bey ihrer Wichtigkeit für den Theologen, für den Forscher der Geschichte der Philosophie und für den Philologen seit dem Jahre 1528, in welchem Vigers Ausgabe zu Paris erschien, ganz unbeachtet blieb*), obgleich schon Valckenaer in seiner Diatribe de Aristobulo Judaeo p. 82. den Wunsch geäußert hatte, daß die gelehrten Benedictiner von der Congregation des h. Maurus eine bessere Ausgabe derselben veranstalten möchten; doch muß man wohl erwägen, daß es nicht jedem Gelehrten möglich ist, sich einen ansehnlichen kritischen Apparat, ohne welchen, zumal bey einem wenig bearbeiteten Schriftsteller, nichts

*) Heinichens Ausgabe (Leipz. b. Serig. 1842—43. in 2 Bänden in gr. 8.) kann, da der Herausgeber keine noch unbenutzten kritischen Hülfsmittel hatte, hier nicht in Betracht kommen.

Erhebliches geleistet werden kann, mit eigenen Mitteln zu verschaffen. Sonach müssen wir Herrn Gaisford um so größeren Dank wissen, daß er, keine Kosten scheuend, sich der Mühe unterzog, der Sospitator des Eusebius zu werden.

Zuvörderst darauf bedacht, einen tüchtigen kritischen Apparat zu sammeln, ließ er in Paris, Florenz und Venedig die ältesten und bedeutendsten Handschriften vergleichen. In der Vorrede zu dem ersten Bande S. I — II. werden neun aufgezählt, nämlich fünf Pariser, zwey Florentiner und zwey Venediger.

Die älteste und wichtigste ist die Pariser Pergamenthandschrift Nro. 451., deren Montfaucon in seiner Palaeograph. Graec. S. 275. gedenkt. Sie wurde im Jahre 914. für Arethas, den Erzbischof von Kappadocien und Caesarea, geschrieben. Vornherein und im zweyten Buche fehlt Einiges; doch ließ sich das Mangelnde durch die ältesten Venediger ersetzen. Die zweyte Pariser Nr. 465. auf Baumwollenpapier scheint dem 13. Jahrhundert anzugehören. Der Schreiber derselben, welcher sich am Ende nennt, war ein gewisser Longinus. Diese aber ist sehr mangelhaft, und das zwölfte Buch fehlt ganz. Die dritte Pariser Nr. 466., auf Pergament, aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, sehr schön geschrieben und vollständig, stimmt meistens mit den zwey Florentinern überein. Von geringer Bedeutung und jung sind die Pariser Papierhandschriften Nro. 467. und 468. Die letztere scheint aus der zweyten Venediger geflossen zu seyn.

Die erste Florentiner, nämlich der Mediceischen Bibliothek (Plut. VI. 6.), ist auf Pergament und aus dem 15. Jahrhundert; die zweyte (Plut. VI. 9.), auf Papier geschrieben, wird von Bandini in das 14. Jahrhundert gerechnet.

Die erste Venediger, der St. Marcus-Bibliothek, Nr. 343., auf Pergament und nach der Annahme des Verfassers des Katalogs dem 11. Jahrhundert angehörend, scheint aus dem ersten Pariser Codex abgeschrieben zu seyn und enthält nur die ersten fünf Bücher; die zweyte Venediger, ebenfalls der St. Marcus-Bibliothek gehörig, Nro. 341., auf Papier und aus dem 15. Jahrhundert, umfaßt fünfzehn Bücher, wovon bloß die letzten zehn zum Behufe dieser Ausgabe verglichen worden.

Hiezu kam noch eine unter den Vossischen Handschriften der Leydner Bibliothek befindliche, vielleicht von Goldast herrührende Vergleichung und eine in dem Harley'schen Codex des Brittischen Museums Nro. 3571. Fol. 75. aufbewahrte Variantenlese. Doch enthalten beyde nichts von einiger Bedeutung, was nicht schon in den Französischen und Italienischen Handschriften vorkommt.

Sehr fleißig sind die Florentiner Codd. collationirt, wie sich Referent durch Vergleichung der von dem berühmten Pietro Vettori am Rande seines in der Münchner Hof- und Staatsbibliothek aufbewahrten Exemplars der Stephanischen Ausgabe hie und da aus den Florentiner Handschriften bemerkten Varianten überzeugte. Er fand nur wenige Abweichungen, welche er hier anführen will.

Band I. Buch IV. Kap. 14. S. 320. Z. 2. von unten bemerkte Vettori μὴ δύειν. Kap. 15. S. 325. Z. 6. v. u. ὅτι ὅταν st. ὁ τῆς und Z. 1. v. u. fehlt διά. Kap. 22. S. 368. Z. 2. v. u. erkennen auch die Florentiner Codd. τῷ δὲ an.

Band II. Buch IX. Kap. 2. S. 343. Z. 9. hat Vettori am Rande εἰς st. εἰ. S. 344. Z. 3. τῶν δὲ f. τῶν τε und Z. 3. v. u. τὰς μὲν st. τὰς δέ.

Außerdem benützte der Herr Herausgeber einige wenige Bemerkungen aus Toups Nachlaß und die des Scaliger und Voß, welche ihm Herr Geel in Leyden mittheilte.

Jüngere Handschriften, z. B. die Vaticanische, die zwey Neapolitaner und die Johanneische der Oxforder Bibliothek, welche einst Grabe in seinem Spicilegium, Potter zum Klemens von Alexandria und Routh in seinen Reliqq. sacrr. und Andere für ihre Zwecke benutzt hatten, hielt er für überflüssig, vergleichen zu lassen, zumal da die Letztere mit der dritten und den Florentinern stimmt, und sogar aus einer derselben abgeschrieben zu seyn scheint. „Quod si cui Eusebii studioso," fügt er Praefat. p. IV. bey, „Matritum excurrere contingat, eum moneo ne negligat manuscriptum exemplar inspicere, quod ex instructissima Hurtadi Mendozae bibliotheca in Regiam postmodum illatum est."

Auf die genannten Hülfsmittel gestützt, lieferte Herr Gaisford einen vortrefflichen Text, wie man es von einem so ausgezeichneten Humanisten erwarten kann, und wie es der gegenwärtige Stand der Philologie erfordert.

Sehr zweckmäßig ist auch die äußere Einrichtung des Werkes. Während Viger jedem einzelnen Buche eine besondere Inhaltsanzeige in Griechischer und Lateinischer Sprache vorausschickte und jedem Kapitel wieder eine eigene Aufschrift gab, wodurch der Zusammenhang der Rede unterbrochen wird, setzte der englische Herausgeber, dem Rathe Valckenaers (Diatribe de Aristobulo Judaeo p. 82 d. Leyden. Ausg.) folgend, gleich zu Anfang des Werkes ein Inhaltsverzeichniß der einzelnen Kapitel eines jeden Buches, um dem Leser einen Ueberblick des Ganzen zu geben, die Aufschriften vor jedem Kapitel beseitigend. Der Deutlichkeit halber, und um Mißverständnissen vorzubeugen, ließ er diejenigen Stellen, in welchen Eusebius seine eigenen Ansichten vorträgt, mit größerer Schrift; diejenigen hingegen, in welchen er Auszüge aus den Schriften Anderer mittheilt, mit kleinerer drucken. Am äußeren Rande des Griechischen Textes bemerkte er jedesmal den Namen des Verfassers der Schrift, aus welcher Stellen angeführt werden. Die Varianten stehen unter dem Texte der Urschrift und unter denselben Vigers Lateinische Uebersetzung.

Im vierten Bande findet man S. 139—338. Vigers Anmerkungen zugleich mit der Dedication und Vorrede, welche ein deutscher Herausgeber füglich weggelassen haben würde, wieder abgedruckt. Daran schließt sich S. 339—458 L. C. Valckenaerii Diatribe de Aristobulo, Alexandrino Judaeo und Petri Wesselingii Lectio publica de fragmento Orphei, quod est apud Justinum Mart., Tatianum aliosque; de Aristobulo Judaeo etc., welche Joh. Luzac im Jahre 1806 zu Leyden bey den Luchtmans in Quart herausgegeben hatte.

Durch diese Zuthaten aber wurde dieses Werk, welches ohnehin sehr hoch zu stehen gekommen seyn würde, nur unnöthig vertheuert.

Der Inder der von Eusebius angeführten Schriftsteller wurde von dem Herrn Herausgeber neu gearbeitet; der der Bibelstellen ist zwar der Vigersche, aber abgekürzt. Das Vigersche Sach- und Namenregister wurde durch die Einreihung des Fabricianischen und durch hie und da angebrachte Zusätze vermehrt und verbessert. Am Ende liest man noch Verbesserungen zu den ersten drey Bänden. Druck und Papier sind ächt englisch.

Der Herausgeber von Nr. 2. hat sich schon durch seine Bearbeitung des Apulejus als einen gründlichen Kenner der Afrischen Latinität bewährt und für ein so schwieriges Unternehmen hinreichend legitimirt. Auf Staatskosten nach Paris geschickt, um dort die in der k. Bibliothek aufbewahrten Handschriften des Tertullianus zum Behufe einer neuen Ausgabe dieses Schriftstellers sorgfältig zu vergleichen, und länger, als er Anfangs gesonnen war, dort verweilend, erhielt er durch die ausnehmende Gefälligkeit der Bibliothekconservatoren Hase und Champollion auch Zutritt zur Benützung anderer Schätze der k. Bibliothek. Sonach gieng er, nachdem er die Handschriften der kleineren Werke des Apulejus verglichen hatte (das nicht unbedeutende Ergebniß dieser Bemühung findet man in seiner kleinern Ausgabe des genannten Schriftstellers, welche im Jahre 1843 zu Leipzig bey Gnobloch erschien), auf Arnobius über, cuius unum (sagt er in der Vorrede S. V.) tantummodo codicem qui hodie extat Parisiis esse notum est; nam qui Bruxellae servatur MS., id quod accurata eius collatio docuit, Parisini modo est apographum.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Drittes Quartal. July — September.

(Fortsetzung.)

Jos. Ortiz, Bibliotheca Salamantina. Vol. 1—3. Salamanticae 1777.

Th. Juste, Essai sur l'histoire de l'instruction publique en Belgique. Bruxelles 1844.

Vocabularium Sinicum. Concinnavit Guil. Schott. Berolini 1844.

H. Welsford, On the origin and ramifications of the english language. London 1845.

M. A. Lower, English Surnames. Essays on family nomenclature etc. Lond. 1844.

J. Howse, A grammar of the Cree language; with which is combined an analysis of the Chippeway dialect. Lond. 1844.

Dr. N. Sachs, Die religiöse Poesie der Juden in Spanien. Berl. 1845.

Ih. Bürger, der Talmud und die Perfectibilität des Mosaismus vom Standpunkte der Reform beleuchtet. Pesth 1845.

Anecdota Palica. Nach den Handschriften der K. Bibliothek in Copenhagen im Grundtexte herausgegeben, übersetzt und erklärt von Fr. Spiegel. I. Rasavâhini, eine buddhistische Legendensammlung und Uragasâra aus dem Suttanipata. Leipz. 1845.

Dr. J. G. Wenrich, De poeseos hebraicae atque arabicae origine, indole mutuoque consensu atque discrimine commentatio. Gekrönte Preisschrift. Lips. 1843.

Mirkhond, Histoire des Samanides. Texte Persan traduit et accompagné de notes critiques, historiques et géographiques par M. Defrémery. Par. 1845.

M. Reinaud, Fragments arabes et persans inédits relatifs à l'Inde, antérieurement au XI. siècle de l'ère chrétienne. Par. 1845.

E. Fr. Trench, Diary of travels in France and Spain in 1844. Vol. 1. 2. Lond. 1845.

Memoirs of Lady Hester Stanhope. Vol. 1–3. Lond. 1845.

J. D. Forbes, Reisen in den Savoyer-Alpen und in anderen Theilen der Penninen-Kette nebst Beobachtungen über die Gletscher. Bearbeitet von G. Leonhard. Lief. 1. 2. Stuttg. 1845.

Mellado, Guia del viagero en España. Madrid 1843.

Dr. J. N. v. Vanotti, Geschichte der Grafen von Montfort und von Werdenberg. Belle-Vue. 1845.

R. M. B. v. Stillfried-Rattonitz, der Schwanenorden. Sein Ursprung und Zweck, seine Geschichte und seine Alterthümer. Halle 1845.

J. E. Horky, die Tempelherren in Mähren. Wien 1845.

F. Corsi, Antichi trattato delle pietre. Roma 1845.

Dr. A. Gennarelli, La moneta primitiva e i monumenti dell' Italia antica. Roma 1843.

Fr. Rühs, Handbuch der Geschichte des Mittelalters. Stuttg. 1844.

Du-Chasse, Ecos de Navarra ó D. Carlos y Zumalacarregui, hechos historicos y detallos curiosos. Madr. 1838.

Revelations of Spain in 1845. Vol. 1. 2. Lond. 1845.

M. J. Perez Quintero, Disertacion critico-topografica. Las Casiterides restituidas a su verdadero sitio. Sevilla 1790.

J. G. Wenrich, Rerum ab Arabibus in Italia insulisque adjacentibus, Sicilia maxime, Sardinia atque Corsica gestarum commentarii. Lips. 1845.

Bened. Varchi, Storia Fiorentina per cura e opera di Lel. Arbib. Vol. 1–3. Firenze 1843.

Dom. Capellina, I Tizzioni e gli Avogadri, saggio de storia Vercellese dalla venuta d'Arrigo VII. sino alla caduta della repubblica: Torino 1842.

E. J. B. Rathery, Histoire des états généraux de France. Mémoire couronné. Par. 1845.

Dr. F. W. Tittmann, Geschichte Heinrich des Erleuchten, Markgrafen zu Meissen und im Osterlande. Bd. 1. Dresden 1845.

G. Phillips, deutsche Rechts- und Rechtsgeschichte. München 1845.

Einhardus, Vita Karoli Magni ed. Pertz. Hannover 1845.

E. von dem Knesebeck, Geschichte der churhannoverschen Truppen in Gibraltar, Minorca und Ostindien. Hannover 1845.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Dezember.

Nro. 256. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

1) Eusebii Pamphili Evangelicae Praeparationis libri XV. ad codices manuscriptos recensuit Thomas Gaisford. Accedunt Fr. Vigeri versio Latina et notae, et L. C. Valckenaerii diatribe de Aristobulo.

2) Arnobii adversus nationes libri VII.

(Schluß.)

Den Ausdruck unum möchte jedoch Ref. noch in Zweifel ziehen, nachdem Edward von Muralt (ad Minuc. Felic. Octav. Orell. Praef. P. VII. seqq.) mit triftigen Gründen die Wahrscheinlichkeit dargethan hat, daß die Vaticanische Handschrift, nach welcher die erste Ausgabe des Arnobius veranstaltet wurde, von der Pariser verschieden ist. Daher wäre sehr zu wünschen, daß in der Vaticanischen Bibliothek hierüber genaue Nachforschungen angestellt würden, um die Sache zur vollen Gewißheit zu bringen. Daß der Vatic. Codex mit dem Pariser einer und nämliche sey, ist bloße Vermuthung Rigaults, welchem Davies, Gronov und Andere beystimmten; Ousel und Cellarius hingegen unterschieden Ursini's Handschrift von der königlichen.

Uebrigens muß sich Ref. sehr wundern, daß Herr Hildebrand von der Pariser Handschrift keine Beschreibung gab, obgleich Schönemann (Bibliothec. historico-litterar. Patrum Latin. T. I. p. 176.) ausdrücklich bemerkte: „Optandum vero esset, ut doctus aliquis, cui aditus ad Cod. hunc Regium patet, eum accurate describeret, quo saeculo scriptus esse videatur, rationibus iustis probaret, imprimis vero num foedis adeo characteribus aut scripturae compendiis exaratus sit, ut toties a viris insigniter eruditis nec unquam sine nova variarum lectionum messi exerceri potuerit.“ Daß hierauf Rücksicht genommen worden, hätte man um so mehr erwarten sollen, als diese Stelle in der nach der Vorrede seiner Ausgabe eingereihten Schönemannischen Notitia litterar. de Arnobio Afro weggeschnitten wurde.

Was er versäumte, wollen wir demnach aus Muralts Vorbericht z. Minuc. Fel. P. I., wo sich eine sehr genaue Beschreibung der erwähnten Handschrift findet, in möglichster Kürze nachholen.

Der Codex Paris. des Arnobius ist ein sogenannter Regius Nr. 1661., auf dickes Pergament mit Minuskelcharakteren und wenigen Abkürzungen deutlich geschrieben, und in Quartformat; die Orthographie selten verdorben, außer bey Griechischen Namen, das i ohne Punkt, das y stets mit einem Punkte versehen, die Dinte gelblich, beynahe goldfarbig. Dr. Muralt setzt ihn, nach den Regeln der Diplomatik, in das 9. Jahrh.; so auch der Catalogus Codicum MSS. Bibliothecae Reg. Part. III. Tom. III. p. 168.

Wann er dem sogenannten königlichen Handschriftenvorrathe, welcher seit dem Anfang des 16. Jahrh. keinen Zuwachs erhielt, einverleibt worden, und woher er gekommen, darüber schweigen die Manuscriptenkataloge der Pariser Bibliothek. Doch verdient erwähnt zu werden, daß Dismarès, weiland Advocat am Pariser Gerichtshofe und Ehren-Doctor der Juristenfacultät an der Universität daselbst, einem in der k. Bibliothek aufbewahrten Exemplare der Editio princeps beysetzte: „Passeratius contulerat hanc editionem cum veteri codice Ludovici Carionis.“

Ferner hätte bestimmt angegeben werden sollen, von wem die accurata Codicis Bruxellensis collatio gemacht worden, und wo das Resultat derselben zu finden. Ref. kennt allerdings die genaue von Dr. Muralt gemachte Vergleichung des Brüsseler Codex des Minucius Felix, aber keine solche des Arnobius.

Obgleich die Pariser Handschrift des Arnobius von verschiedenen Gelehrten verglichen worden, so sind doch die Angaben derselben einander sehr widersprechend und höchst ungenügend. Herr Hildebrand hatte,

kaum die Handschrift eingesehen, als er sich von der Fehlerhaftigkeit der früheren Collationen hinreichend überzeugte. Demnach entschloß er sich, dieselbe aufs Neue mit der größten Genauigkeit zu vergleichen und copirte überdieß die Anmerkungen, welche Rigault und Dalechamps zwey in der k. Bibliothek befindlichen Exemplaren der Editio princeps beygefügt hatten.

Man war bisher der irrigen Meinung, die erste von Faustus Sabaeus zu Rom 1543 (am Ende derselben liest man 1542) in Fol. besorgte Ausgabe sey ein genauer Abdruck des Codex.

Die in der Folge mit diesem angestellten Vergleichungen sind ganz willkührlich und oberflächlich gearbeitet. Selbst Joh. Conr. Orelli, dem wir bisher die beste Ausgabe zu verdanken hatten, verglich weder selbst die Handschrift, noch ließ er sich eine Vergleichung derselben besorgen, sich mit den bisherigen gedruckten Hülfsmitteln begnügend. Die Nachlässigkeit, mit welcher bey jenen Collationen verfahren worden, hatte das Nachtheilige, daß sie die albernsten Ansichten erzeugte. Didier Herault und seine Nachfolger, selbst Orelli nicht ausgenommen, hielten es für eine Eigenheit des Arnobischen Styls, wenn zwey synonyme Ausdrücke, z. B. Buch I. K. 11. explicare dissolvere u. d. gl., ohne Copula neben einander stehen. Allein diejenigen, welche die Handschrift verglichen, übersahen, daß das eine oder andere dieser Synonyma von der nämlichen Hand, welche den Codex geschrieben, wie man an der Farbe der Dinte ganz deutlich wahrnehmen kann, unten öfter mit Punkten bezeichnet ist, wodurch der Schreiber andeuten wollte, daß ein solches Wort zu streichen sey. Daß aber solche gleichbedeutende Ausdrücke nichts Anderes, als Interlinear- oder Randglossen sind, welche durch die Unachtsamkeit des Abschreibers in den Text gesetzt und bey einer nochmaligen Revision der von ihm gemachten Abschrift als Glosseme erkannt worden, unterliegt keinem Zweifel.

Diese Verbesserungen erstrecken sich jedoch keineswegs über alle Bücher, sondern man findet sie zumeist in dem ersten, seltener im zweyten, einmal im dritten, nirgends in den folgenden, woran offenbar die Fahrlässigkeit des Abschreibers, welchem eine durchgreifende Revision zu beschwerlich war, Schuld ist.

Um dem Leser einen Begriff von dem Zustande der Handschrift zu verschaffen, wollen wir einige der von dem Abschreiber verbesserten Stellen hiehersetzen. So findet man Buch I. Kap. 11. explicare *dissolvere*, congelare *constringere*, *sustinere* perferre. Kap. 20. propulsare *defendere*, enecare *consumere*. Kap. 59. a. E. *foeditates* stribligines. Kap. 63. malis *morbis* u. s. w.

An vielen andern Stellen aber unterließ der Schreiber des Codex, die Glosseme durch Punkte anzudeuten. So z. B. liest man B. I. Kap. 30. considerare disquirere; K. 31. ambigere dubitare; K. 43. designare monstrare u. dgl., wo der Herr Herausgeber disquirere, dubitare und monstrare mit Recht als Glosseme in Klammern einschloß. In der Vorrede S. VIII. werden noch dreyunddreyßig solcher glossirter Stellen angeführt. Dahin rechnen wir auch B. I. K. 1. z. A. insanire bacchari, und K. 59. z. A. barbarismis soloecismis, so daß wir insanire und barbarismis unbedenklich als Glosseme eingeklammert haben würden. Sagt doch am Ende dieses Kapitels Arnobius ausdrücklich: et frustra nos dicitis soloecismorum (statt barbarismorum) obscenitate deformes und S. 98. a. E. stribligines et vos istas libris illis in maximis atque admirabilibus non habetis? wo die Anmerkung nachzusehen ist.

Durch die genaue Vergleichung der Pariser Handschrift und die darauf gegründete, sorgfältige Textverbesserung hat sich Herr Hildebrand um diesen Schriftsteller unstreitig ein ganz besonderes Verdienst erworben. Wenn es ihm auch nicht gelungen ist, alle Schwierigkeiten zu heben und den Schriftsteller in seiner ursprünglichen Gestalt wieder herzustellen, so muß man wohl bedenken, daß dieses nicht in seinen Kräften lag, da die Handschrift — die einzige bedeutende, die man zu diesem Schriftsteller hat — an vielen Stellen verstümmelt und verdorben ist. Sonach öffnet sich in Bezug auf diesen Auctor von nun an für die Conje-

cturalkritik ein weites Feld; besonders finden jüngere Philologen hier eine treffliche Gelegenheit, ihren Scharfsinn auf mannigfaltige Weise zu üben und zu erproben.

Außer der Editio princeps wurden von dem Herausgeber vorzugsweise die Baseler Ausgabe (1546), die Canterische oder Antwerper, bey Christ. Plantin im J. 1582 gedruckte, die Elmenhorstische oder Hamburger (1610), die Leydner (1651), die Pariser (1666), die Pariser (1715), die Venediger oder Gallandische, die Oberthürische und Orellische benutzt; die übrigen, welche er fast alle zur Hand hatte, werden, obgleich sie verglichen worden waren, selten aufgeführt, weil sie mit der einen oder andern selbst, was die Fehler betrifft, übereinstimmen. Die hier und da zerstreuten Verbesserungen der Gelehrten wurden sehr fleißig gesammelt und, wenn sie von einigem Werthe waren, genau abgeschrieben; eben so die Anmerkungen früherer Herausgeber, wenn sie wichtigere Gegenstände betrafen, sorgfältig excerpirt. Damit aber, wenn sich etwa Fehler eingeschlichen, diese nicht andern Auslegern zugeschrieben würden, ließ der Herausgeber seine Anmerkungen in Klammern einschließen, und damit man die eigentlichen Verbesserungen von der Lesart der Handschrift leichter unterscheiden könne, die verbesserten Stellen mit Cursivschrift drucken, die verdorbenen oder noch nicht aufgehellten mit einem oder zwey Sternchen bezeichnen.

Diesem mit dem rühmlichsten Fleiße und ausgebreiteter Belesenheit in möglichster Kürze und Gedrängtheit abgefaßten Commentare wird man die verdiente Anerkennung nicht versagen können, wenn man erwägt, mit welchen unsäglichen Schwierigkeiten der Ausleger eines so dunklen Schriftstellers zu kämpfen hat; denn über manche von Arnobius berührte Gegenstände finden wir in den auf uns gelangten schriftlichen Denkmälern des Alterthums nur spärliche, über manche gar keine Aufschlüsse.

Was die äußere Einrichtung des Werkes betrifft, so folgt, wie bereits oben erwähnt worden, nach der Vorrede Schönemanns notitia litteraria de Arnobio. Doch befremdet es, daß S. XXXI. Fr. Anton von Besnards deutsche Uebersetzung nicht erwähnt wird, ungeachtet sich Herr Hildebrand in dem Commentar einige Male auf die derselben beygefügten Anmerkungen beruft. An den Text schließt sich ein dreyfaches Register, ein Index über die von dem Herausgeber in seinem Commentare verbesserten Schriftsteller, ein Index rerum und ein Index grammaticus. Angehängt sind Bernhardyi in Arnob. libr. I. Suspiciones und Lectiones variantes zu Minucius Felix aus der Pariser Handschrift des Arnobius, welche in der Absicht geboten werden, ut (wie es S. XII. in der Vorrede heißt) de dubiis qui multi extant apud eum scriptorem locis acrius iudicium ferri queat. Herr Hildebrand scheint also nicht gewußt zu haben, daß Dr. Edward von Muralt schon vor zwölf Jahren den Text des Minucius aus dem Pariser Codex ganz mit allen Fehlern abschrieb, sodann seine Abschrift mit dem Brüsseler verglich und nach diesen Vorarbeiten eine musterhafte Ausgabe von dem genannten Kirchenvater veranstaltete, welche unter dem Titel erschien: M. Minucii Felicis Octavius. Ad fidem Codd. Regii et Bruxellensis recensuit ac varietatem lectionis addidit Edvardus de Muralto Doctor Phil. Praefatus est Jo. Casp. Orellius. Turici typis Orellii, Fuesslini et sociorum MDCCCXXXI. 8.

Den Schluß bilden Delechampii (so unser Herausgeber immer; andere hingegen Dalechampii) et Rigaltii Notae et Emendationes (in Arnobium). Besser würde Herr Hildebrand allerdings gethan haben, wenn er diese Anmerkungen und Verbesserungen in seine Noten eingeflochten hätte.

Ein Erratenverzeichniß und nachträgliche Verbesserungen beyzufügen, erlaubten ihm, wie er sagt, seine dringenden Geschäfte nicht. Besonders hätten wir gewünscht, daß auf die Interpunction mehr Sorgfalt wäre verwendet worden. So sind die Kommata nur gar zu häufig weggelassen worden. Z. B. I. 1. steht insanire bacchari I. 43. S. 69. equos debilitare incitare tardare. IV. 36. S. 304. pax cunctis et venia postulatur magistratibus exercitibus regibus familiaribus inimicis. VI. 22. S. 522. mente anima lumine u. s. w.

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1845.

Drittes Quartal. July — September.

(Fortſetzung.)

Geſchichte Andreas Hofer's, Sandwirths aus Paſſeyer, Oberanführers der Tyroler im Kriege von 1809. 2. verm. Aufl. Bd. 1. 2. Leipzig 1845.

Siegfr. Becher, die Ergebniſſe des Handels und Zollenkommens der öſterreichiſchen Monarchie im J. 1842. Leipz. 1845.

F. Bajáky, Handels- und Gewerbs Geographie von Ungarn. Preßburg 1845.

G. T. Poussin, La Belgique et les Belges depuis 1830. Par. 1845.

G. Höfken, Belgien in ſeinen Verhältniſſen zu Frankreich und Deutſchland mit Bezug auf die Frage der Unterſcheidungszölle für den Zollverein. Stuttg. 1845.

Galfredi Monumetensis historia Britonum. Nunc primum in Anglia Novem Codd. Mss. collatis, edidit J. A. Giles. Lond. 1841.

Fr. Engels, die Lage der arbeitenden Maſſen in England. Leipz. 1845.

E. G. Geijer, Ueber die inneren geſellſchaftlichen Verhältniſſe unſerer Zeit mit beſonderer Berückſichtigung von Schweden. A. d. Schwediſchen von H. W. Dieterich. Stockholm 1845.

Codex diplomaticus Lithuaniae e codicibus manuscriptis in archivo secreto Regiomontano asservatis edidit Ed. Raczynski. Vratislav. 1845.

Nich. Murad, Notice historique sur l'origine de la nation Maronite et sur ses rapports avec la France, sur la nation Druze et sur les diverses populations du Mont Liban. Par. 1841.

H. Ehrenberg, Fahrten und Schickſale eines Deutſchen in Texas. Leipz. 1845.

Pascal Duprát, Essai historique sur les races anciennes et modernes de l'Afrique septentrionale. Par. 1845.

John Dunn, History of the Oregon territory and British North-American fur trade. London 1844.

M. Daumas, Le Sahara Algérien. études géographiques, statistiques et historiques sur le région au Sud des établissements français en Algérie. Par. 1845.

Will. Kennedy, Geographie, Naturgeſchichte und Topographie von Texas. A. d. Engl. von O. v. Czarnowsky. Frankf. 1845.

F. de Cepeda, Relacion, universal legitima y verdadera del sitio en que esta fundada la ciudad de Mexico. Mexico 1637.

Fr. v. Raumer, die vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Th. 1. 2. Leipz. 1845.

H. T. Prinsep, Note on the historical results deducible from recent discoveries in Afghanistan. Lond. 1844.

K. A. Varnhagen von Ense, Hans von Held. Lpzg 1845.

The diary and correspondence of Sir Simonds d'Ewes, during the reigns of kings James the first and Charles I. Now first published from the original Mss. edited with notes by J. Orchard Halliwell. Vol. 1. 2. London 1845.

Denkwürdigkeiten des Generals Eichmeyer. Herausgegeben von H. König. Frankfurt 1845.

Henry Lord Brougham, Lives of Men of letters and science who flourished in the time of George III. Lond. 1845.

A. T. Russell, Memorials of the life and works of Thom. Fuller. Lond. 1845.

A. F. Vogel, Entdeckung einer numeriſchen General-Auflöſung aller höhern endlichen Gleichungen. Lpzg. 1845.

— — Entdeckung eines hydroſtatiſchen General-Mobils oder perpetuum mobile. Leipz. 1845.

G. C. Buré, Meteorologicae observationes factae Athenis a 1. Novbr. 1839. usque ad 30. Junii 1842. Athenis 1843.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Dezember.

Nro. 257. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Geschichte der Philosophie von Dr. Heinrich Ritter. Fünfter bis achter Theil. — Auch unter dem Titel: Geschichte der christlichen Philosophie. Erster bis vierter Thl. Hamburg, bey Friedr. Perthes. 1841, 41, 45.

Ueber die „Geschichte der Philosophie alter Zeit", welche Ritter in den vorausgegangenen vier Theilen*) behandelt hat, ist in diesen Blättern bereits vor acht Jahren**) eine beurtheilende Anzeige aus der Feder eines Mannes***) erschienen, welcher der gelehrten Welt und seinen zahlreichen Freunden und Verehrern inzwischen leider durch den Tod entrissen worden. Die vortrefflichen, so gründlichen als geistvollen Beyträge, welche die „gelehrten Anzeigen" und früher auch die „bayerischen Annalen" zeitweise von ihm gebracht, sind wohl noch in aller Leser lebhafter Erinnerung, und Ref. kann nicht bergen, wie mannichfache Belehrung er aus denselben geschöpft hat, und wie sehr er diese auf ihrem Gebiete so wohl bewanderte und vorzugsweise competente kritische Stimme seit ihrem Verstummen vermißt.

Wenn eine Stimme von solchem Gewicht sich auf das anerkennendste über ein Werk, wie das Ritter'sche, ausgesprochen, so dürfte dieß allein schon zu seiner Empfehlung hinreichen, wenn es deren jetzt, nachdem dasselbe längst allgemein nach Verdienst gewürdigt worden, überhaupt noch bedürfte. „Recensent bekennt", lauteten in jener Anzeige dessen Worte, „daß ihm dieses Handbuch unter allen das liebste ist und das beste zu seyn bedünkt; indem es das rechte Maaß der Ausführlichkeit und die ächte historische Unbefangenheit mit gründlichem Studium der Quellen, so wie der neuern hieher gehörigen Arbeiten, im Bunde mit philosophischem Geiste vereiniget." Und in der That, was deutscher Fleiß, deutsche Gründlichkeit und Besonnenheit vermögen, zeigt dieses so umfassend angelegte Werk von neuem; und daß auch das Ausland solche Bestrebungen zu würdigen und zu schätzen weiß, geht, wie wir schon in einer frühern Anzeige dieses Werkes anderwärts*) bemerkten, daraus hervor, daß binnen kurzer Zeit zwey Uebersetzungen, eine französische und englische (die eine von Tissot und später von Trullard, die andere von Morrison besorgt), hievon erschienen sind. In dem Berichte, welchen das Quarterly Review**) über die letztere Uebersetzung nach dem Erscheinen der ersten 3 Bände erstattet hat, wurde dem Ritter'schen Werke gleichfalls die vollste Anerkennung gezollt und besonders das Streben des Verf. nach möglichst objectiver und quellenmäßiger Darstellung rühmend hervorgehoben.

*) Erste Aufl. 1829 — 34. — Zweyte verb. Aufl. 1836 — 39.

**) Jahrg. 1837. Nro. 99 — 100.

***) Prof. Kopp in Erlangen.

*) In unserm „Repertorium der gesammten Philosophie." (Jahrg. I. H. 1. S. 78 ff. u. H. 4. S. 50 ff.)

**) Vol. LXI. No. CXXII. Jan. et Apr. 1838. (M. s. hierüber unser „Repertorium". Jahrg. I. H. 4. S. 55 ff.)

Was diesen Punkt betrifft, so kann allerdings auch jetzt noch nicht genug beachtet und wiederholt werden, was der Verf. über die sogenannte Construction der Geschichte schon früher im Eingange seines Werkes gesagt hat, von der dasselbe rein gehalten zu haben, gewiß nicht sein geringstes Verdienst ist. Eine jede Construction der Geschichte, ward dort bemerkt, gehe auf Verallgemeinerung ihrer Lehren aus, und leichter sey es freylich, das eine Allgemeine ins Gedächtniß zu fassen, als die vielen Besonderheiten. Das allgemeine Schema aber sey immer todt, und es sey daher unbegreiflich, wie man für eine geschichtliche Arbeit das Verfahren der Construction habe empfehlen können: es setze dieß ein gänzliches Verkennen der geschichtlichen Methode voraus.

Daß der Verfasser seiner „Geschichte der Philosophie" nach Abschluß der „Geschichte der Philosophie alter Zeit" als besonderen Titel den einer „Geschichte der christlichen Philosophie" geben würde, war schon aus den Erklärungen, die derselbe im ersten Theile seines Werkes über die von ihm beabsichtigte Eintheilung gegeben, zu entnehmen. Denn schon dort ging derselbe von der Betrachtung aus, daß mit der Erscheinung Christi unter den Menschen eine neue Periode in der Geschichte der Menschheit begonnen, und daß demnach die Geschichte überhaupt in die vor und in die nach Christi Geburt zerfalle, von welcher man jene die ältere, diese die neuere nennen könne. Aber es entging ihm auch nicht, daß man, auf diese Weise abtheilend, gewaltsam den Zusammenhang der Begebenheiten zerreißen würde, weßwegen man gewöhnlich die ältere Geschichte bis in das fünfte Jahrhundert nach Christi Geburt hinausgedehnt habe. Wenn daher auch in der Geschichte der Philosophie zwey Theile zu unterscheiden seyen, die Geschichte der ältern und die der neuern Philosophie, so werde es doch nicht gelingen, diese beyden in einem chronologisch festzusetzenden Abschnitte von einander zu trennen, und es handle sich also hier weniger um eine mechanische Theilung, als um eine chemische Scheidung verschiedenartiger Elemente der Bildung. Demzufolge sey zur Geschichte der ältern Philosophie alles das zu zählen, was unter den Orientalen, den Griechen und Römern, welche sich dem Christenthum nicht angeschlossen, philosophirt worden ist; zu der Geschichte der neuern Philosophie dagegen seyen alle die Philosopheme zu rechnen, welche sich unter den christlichen Griechen und Römern und unter den neuern christlichen Völkern entwickelt haben. Der minder oder mehr mittelbare oder unmittelbare Einfluß des Christenthums auf die neuere Philosophie sey nicht leicht zu verkennen, und man würde sie daher auch nicht mit Unrecht die christliche Philosophie nennen können. Doch sey dabey zu erwähnen, daß in die Entwicklung dieser Philosophie auch ein durch das Christenthum nur wenig berührtes Element mit eingreife, indem die arabische Philosophie im Mittelalter einen bedeutenden Einfluß ausgeübt habe, und daher in die Geschichte der neuern Philosophie gezogen werden müsse.

Nach diesem Gesichtspunkte nun hat der Verf. die Geschichte der alten Philosophie in den ersten vier Theilen, von welchen schon nach sieben Jahren vom Erscheinen des ersten Theiles an eine neue Auflage nöthig geworden, vollständig abgehandelt und zwar in folgender Gliederung. Die erste Periode der griechischen Philosophie (mit welcher erst, nach dem Verf., die Philosophie der alten Zeit im engern unnd eigentlichen Sinne beginnt, indem die vermeintliche altorientalische Philosophie noch ganz in das Gebiet des „Vorgeschichtlichen" fällt) reicht von dem ersten Anfange der Philosophie unter den Griechen, d. h. von Thales bis zu Sokrates, und diese Periode bildet den Inhalt des ersten Theiles. Die zweyte Periode geht von Sokrates bis auf die Hälfte des letzten Jahrhunderts vor Chr. G., umfaßt die Geschichte der Sokratischen Schulen, und bildet den Inhalt des zweyten und dritten Theiles. Die dritte Periode endlich erstreckt sich bis gegen das Ende des sechsten christlichen Jahrhunderts, d. h. bis auf die letzten heidnischen Aristoteliker und Platoniker, umfaßt die Geschichte des Verfalls der alten Philosophie, und bildet den Inhalt des vierten Theils, dessen erste Abtheilung die zerstreuten Richtungen in der Verbreitung der griechischen Philosophie unter den Römern und Orientalen und dessen zweyte Abtheilung die Neu-Platonische Philosophie behandelt.

Doch wenden wir uns jetzt, nachdem wir über Plan, Anlage und Eintheilung dieses Werkes so viel mitgetheilt, als zur allgemeinen Orientirung über das Ganze nöthig war, zu den jüngsten Fortsetzungen desselben, wie sie in dem fünften bis achten Theile vor uns liegen.

Das Erscheinen dieser Geschichte der christlichen Philosophie wurde, laut Vorrede, Anfangs durch Vorsatz, nachher durch jene oben erwähnte nöthig gewordene zweyte Auflage und zuletzt durch ungünstige Umstände unterbrochen. Erst nach sieben Jahren, sind des Verf. Worte daselbst, habe er sie wieder mit neuem Muthe beginnen können, und hoffe sie nun ohne Unterbrechung durchzuführen. Der etwaigen Besorgniß wegen des zu großen Umfangs, den sein Werk dadurch erhalten dürfte, daß er zwey Theile desselben der Philosophie unter den Kirchenvätern gewidmet habe, begegnet der Verfasser durch die Erklärung, daß er diese Philosophie gegen die gewöhnliche Erklärung für wichtiger halte, als die Philosophie unter den Scholastikern. Wir unsrerseits theilen nicht nur obige Besorgniß nicht, sondern erfreuen uns im Gegentheile der ausführlichen Behandlung jenes Geschichtstheiles um so mehr, als derselbe, nach der gegründeten Bemerkung des Verf., von den bisherigen Geschichtsschreibern nur sehr oberflächlich behandelt worden. Ja wir hätten selbst an einer noch etwas umfangreicheren Darstellung keinen Anstoß genommen, und können bey dieser Gelegenheit den Wunsch nicht unterdrücken, daß vielleicht nach Beendigung des ganzen Werkes von dem Verf. selbst, oder doch auf seine Veranlassung und unter seiner Mitwirkung ein ähnlicher Nachtrag in Form von einzelnen, die größeren Geschichtsperioden umfassenden und ergänzenden Supplementen herausgegeben werden möchte, wie ein solcher bereits für die Geschichte der alten Philosophie zum Behufe ihres Quellenstudiums unter seinem und Preller's Namen erschienen ist*).

*) Historia philosophiae Graeco-Romanae ex fontium locis contexta. Locos collegerunt, disposuerunt, notis auxerunt H. Ritter, L. Preller. Edidit L. Preller. Hamburgi, 1838. (M. s. hierüber unser „Repertorium" Jahrg. I. H. 4. S. 83 ff.)

Mit Recht rügt der Verf., daß Tennemann die patristische Philosophie nur wie eine gleichartige Masse ohne fortlaufende Unterscheidung der Zeiten und des Entwicklungsganges behandelt habe. Dieser Mangel sey, setzt der Verf. hinzu, in neuern Zeiten wohl öfter gefühlt worden. Ihm abzuhelfen habe jedoch seines Wissens nur Braniß die Hand angelegt, welcher in seiner Disputation: de notione philosophiae Christianae (Breslau 1825) eine Probe von der Art gegeben, wie seiner Ansicht nach die christliche Philosophie behandelt werden müßte. Derselbe habe damals auch eine Entwicklungsgeschichte des christlichen Geistes zu geben versprochen, von welcher jedoch der Verf. nicht wisse, ob ihre Erscheinung noch gehofft werden dürfe. Gerne würde er sie benutzt haben; wie auch seine Probe ihm ersprießliche Dienste für die Lehren des Justinus, Irenaus und Tertullianus geleistet habe. Mehr Hülfe, als aus den Geschichtsschreibern der Philosophie habe er aus den Arbeiten der Theologen schöpfen können, die aber meistens einen andern Zweck, als er, verfolgten. Diesen sey es hauptsächlich darauf angekommen, die Entwicklung der christlichen Lehrsätze aus ihren positiven Anknüpfungspunkten an das Licht zu ziehen; seinem Unternehmen gemäß habe er es zu seiner Aufgabe machen müssen, die Spuren des philosophischen Nachdenkens in den Schriften der Kirchenväter aufzusuchen. So wie ihm nun jene Arbeiten der Theologen doch eine sehr nützlich Hülfe gewesen seyen, so hoffe er, daß auch seine Arbeit für die Theologen nicht ohne Nutzen seyn werde. Er hoffe es mit Bescheidenheit; denn er wisse, daß jede neue Bahn ihre Gefahren habe; er ahnde, daß er manche Fehler gemacht, manches übersehen haben werde in einem Gebiete, welches dem Theologen natürlich besser bekannt seyn müsse, als dem Philosophen; ihn tröste dabey, daß er überall redlich aus den Quellen geforscht habe. Wenn der Verf. hier noch den Beysatz macht, daß einige Nachsicht ihm wohl die Beschaffenheit dieser Quellen zu Wege bringen dürfe, so konnte er hierauf im voraus bey allen denen rechnen, welche sich gleich ihm schon ebenfalls davon überzeugt haben, wie oft das Durchmustern derselben bey allem Antheile, den man ihren Gedanken zuwendet, ob ihrer Länge ermüdet. Ja wir möchten für den wirklich redlichen und em-

ſigen philoſophiſchen Geſchichtsforſcher auf keinem Gebiete eine größere und billigere Nachſicht in Anſpruch nehmen, als eben hier, auf dem Felde der Patriſtik, und dann nicht minder auch auf jenem der Scholaſtik. Man muß ſelbſt in unſeren größeren Bibliotheken die kaum überſehbaren Reihen von Folianten und Quartanten unter den Kirchvätern und Scholaſtikern des nähern betrachtet, und etwa nur mit einem oder dem andern dieſer an Umfang ſo monſtröſen Werke ſich ſpecieller beſchäftigt haben, um für jeden aus dieſen Quellen unmittelbar mit Gewiſſenhaftigkeit geſchöpften Beytrag nur in hohem Grade dankbar zu ſeyn, und die faſt kaum zu vermeidenden Lücken und Mangel einer ſolchen Arbeit mit aller Nachſicht zu entſchuldigen.

Ueber den Begriff der chriſtlichen Philoſophie ſpricht ſich der Verf. in dem erſten Kapitel der Einleitung aus. Wir wollen uns bemühen, die von dem Verf. verſuchte Entwicklung dieſes Begriffes, da ſie den für ſeine Geſchichtsbehandlung gewählten Standpunkt am deutlichſten charakteriſirt, ihrem weſentlichſten Inhalte nach in Kürze wiederzugeben.

(Fortſetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Drittes Quartal. July – September.

(Fortſetzung.)

A. Kuſſmaul, Die Farbenerſcheinungen im Grunde des menſchlichen Auges. Heidelb. 1845.

G. Townes, Chemistry, as exemplifying the wisdom and beneficience of God. (Gekrönte Preisſchrift.) Lond. 1845.

W. Haidinger, Ueberſicht der Reſultate mineralogiſcher Forſchungen im Jahre 1843. Erlang. 1845.

J. C. Ramlow, Maulbeerbaumzucht und Seidenbau. Berl. 1845.

Dr. J. Weiske, Der Bergbau und das Bergregal. Eisleben 1845.

Dr. J. Story, Engliſches und amerikaniſches Wechſelrecht. Deutſch bearbeitet von G. R. Treitſchke. Leipz. 1845.

Dr. E. Anhalt, Darſtellung des Erziehungsweſens im Zuſammenhange mit der allgemeinen Culturgeſchichte. Jena 1845.

C. Soldan, Ueber den Einfluß der Schule auf das Leben des Volkes. Darmſtadt 1845.

J. P. Potter, Characteristics of the Greek philosophers, Socrates and Plato. Lond. 1845.

Fr. Bieſe, Philoſophiſche Propädeutik. Berlin 1845.

Dr. C. M. Kahle, Darſtellung und Kritik der Hegel'ſchen Rechts-Philoſophie. Berl. 1845.

Dr. J. Boſſart, Umriſſe zu einer Wiſſenſchaft der Dichtung. Zürich 1845.

Th. Mundt, Aeſthetik. Die Idee der Schönheit und des Kunſtwerks im Lichte unſerer Zeit. Berlin 1845.

Th. Wright, The latin poems commonly attributed to Walter Mapes. London 1841.

Fel. M. Samaniego, Fabulas en verso castellano para uso de las escuelas. T. 1. 2. Madrid 1840.

M. Sarmiento, Obras posthumas. Madrid 1775.

Jos. Zorilla, Cantos del trovador. Colecion de legendas y tradiciones historicas. Vol. 1—3. Madr. 1841.

Les romans du Renard, examinés, analysés et comparés par M. A. Rothe. Par. 1845.

Th. Wright and J. N. Halliwell, Reliquiae antiquae. Vol. 1. 2. Lond. 1845.

Th. Wright, Anecdota literaria. Lond. 1844.

Lanzelet. Eine Erzählung von Ulrich von Zezikhoven. Herausg. von K. A. Hahn. Frankf. 1845.

Dr. F. Roth, Dichtungen des deutſchen Mittelalters. Stadtamhof 1845.

Ch. Winther, Digtninger. Kjobenhavn 1843.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Dezember.

Nro. 258. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Geschichte der Philosophie von Dr. Heinrich Ritter.

(Fortsetzung.)

Nach einigen allgemeinen Betrachtungen über die Perioden der Blüthe und des Verfalls, welche die Philosophie mit andern Dingen des menschlichen Lebens theilt, und die Ursachen hievon, wendet sich der Verf. damit zu den Anfängen der Geschichte der christlichen Philosophie, die einen eigenthümlichen Eindruck gewahren, wenn man den langen Zeitraum überschaut, in welchem nur sehr langsame Fortschritte der Philosophie geschahen. Das philosophische Forschen war schon vor der Zeit Christi von der Höhe, auf welche es Platon, Aristoteles und auch noch die ersten Stoiker hinangetrieben hatten, tief herabgesunken. Die Systeme waren Sache des Gedächtnisses geworden. Nur noch von einzelnen Bestrebungen und Richtungen des Geistes ausgehend, fühlte man jetzt vorübergehend und bruchstückweise zu philosophischen Gedanken sich erregt, und wagte den Geist zur Erfindung anzuspannen. Was nun in dieser Weise sparsam und mit Mühe zur Geburt gebracht wurde, das durfte allerdings wohl noch als Fortschritt in der philosophischen Entwicklung sich geltend machen, aber solche Fortschritte geschahen jetzt nur auf Kosten eines viel wichtigern Erfordernisses der Philosophie, nur mit Verlust des zusammenfassenden Geistes in der Wissenschaft, welcher allein den Werth einer jeden einzelnen Erfindung zu bestimmen berechtigt ist.

An die Schilderung dieses wenig erfreulichen Zustandes knüpft jedoch der Verf. die wieder erhebende Betrachtung an, wie gerade diese Zeit, in welcher die Philosophie feyerte, oder nur in einseitigen Entwicklungen sich abmühte, dennoch im höchsten Grade fruchtbar für die Bildung der Menschheit gewesen. Es war die Zeit, welche das Abendland mit dem Morgenlande in eine regere und geistigere Verbindung brachte, und dadurch zugleich die Volksthumlichkeit der alten Staaten auflöste und die Grundung neuer Staaten vorbereitete. Und nachdem der Verf. auf die mächtigen, nach allen Seiten hin sich erstreckenden Wirkungen des Christenthums, das sich in diesem denkwürdigen Zeitraum entwickelte, einige allgemeine Blicke geworfen, spricht er die sich mit Nothwendigkeit hieraus ergebende Ueberzeugung aus: daß in jenen Zeiten der Grund einer Entwicklung gelegt worden, welche immer mehr die Welt beherrschen und vereinigen sollte, und daß sich von damals her ein Geist verbreitet habe, welcher den Menschen unwandelbare Güter zu gewinnen bestimmt sey.

Welcher Ausdruck aber dürfte völlig genügen, diesen Geist, den Geist des Christenthums, in seinem innersten Wesen zu bezeichnen? Indem der Verf. diese Frage aufwirft, bescheidet er sich zwar, hiefür einen vollkommen entsprechenden Ausdruck zu finden, glaubt aber dennoch des deutlichsten und wahrsten Ausdrucks sich zu bedienen, wenn er jenen Geist vorzugsweise ausgedrückt findet in der Verheißung des ewigen Lebens, d. h. der Vollendung aller Dinge in der geistigen Vereinigung mit Gott, der Widerbringung aller vernünftigen Wesen zu einem Reiche der verklarten Herrlichkeit seiner Geschöpfe. Wem dieser Ausdruck zu einfach sey, bemerkt der Verf., weil er nicht alle Grund-

artikel des christlichen Glaubens enthalte, der möge bedenken, ob derselbe nicht dennoch allen Reichthum der christlichen Lehre, des christlichen Lebens und Strebens in sich enthalte. Und in der That, es ist die volle Wahrheit und es könnte nicht besser und kräftiger gesagt werden, als es der Verf. ausgesprochen: daß diese Verheißung des ewigen Lebens, durch unsern Heiland der Menschheit verkündigt, es war, die von da an die Christen mit Glaube erfüllt, die Kirche gegründet, das Leben erbaut hat; und daß von daher eine neue Hoffnung in die Seelen der Menschen gekommen, und sie in dieser Hoffnung ein neues Leben begonnen haben.

Es ist aber die große Thatsache der Erlösung der Menschheit, welche jenem Begriffe der Verheißung oder der „frohen Botschaft" zu Grunde liegt, und nur durch eine solche Thatsache, nicht durch irgend eine empirische oder philosophische Erkenntniß konnte, wie der Verf. mit Recht behauptet, der Beginn der neuen Geschichte eingeleitet werden. Diese Thatsache bezeichnet auch allerdings den entscheidendsten Abschnitt in der ganzen Geschichte gegenüber der Hoffnungslosigkeit, in welche die alte Welt versunken war; denn für diese war, wie der Verf. bemerkt, nur ein Doppeltes möglich, entweder Entsagung auf das höchste Gut, weil es zu gewinnen dem Leben widerspricht, oder Entsagung auf das Leben überhaupt, Zurückziehung von demselben in die leidenlose Seele. Aber mit der Hoffnung auf die endliche Verwirklichung der höchsten menschheitlichen Güter, mit der bestimmten Aussicht auf die Erlösung von allem Uebel ging eine völlige Umwandlung des menschlichen Lebens in allen seinen Regungen vor sich, eine Umwandlung, die zwar nur allmählig stattfinden konnte, und auch jetzt noch weder ihrem ganzen Umfange noch ihrem ganzen Inhalte nach erfolgt ist, jedoch von einer Kraft ausgeht, die bestimmt ist, die ganze Menschheit zu ergreifen.

Von dieser Kraft des christlichen Geistes sollte auch die Philosophie ergriffen werden, und sie bedurfte dessen; denn sie war fern geblieben von den Hoffnungen, in welchen allein wir streben können, unserm Leben einen würdigen Inhalt zu gewinnen. Der Beweis für diese Behauptung liegt in ihrer Geschichte und deren Endergebnissen, bezüglich welcher der Verf. auf seine Schlußbetrachtungen im vierten Bande *) verweist. Die alte Philosophie konnte immer nur mit einem ungenügenden Resultate schließen. Erst dadurch, daß die christliche Religion den Gedanken an eine Vollendung aller Entwicklung brachte oder in der Seele des Menschen befestigte, ist eine wissenschaftliche Lehre möglich geworden, welche in ihren allgemeinen Zügen befriedigen kann, wenn auch die Ausführung derselben im Besondern als eine Aufgabe von unübersehlicher Weite sich darstellen sollte.

Aber das Christenthum — dieß ist der weitere Ideengang des Verf., dem man nur mit dem lebhaftesten Interesse und Beyfall folgen kann — ist keine Philosophie. Es ist eine Erneuung des Lebens,

*) „Welches Schicksal," ruft der Verf. daselbst im Rückblick auf den tragischen Schluß der alten Philosophie aus, „hatten diese Lehren, welche einst so rüstig, so vertrauensvoll, mit so vielen Ansprüchen aufgetreten waren. Was hatten sie nicht alles den Menschen versprochen. Wissenschaft, Weisheit, Glückseligkeit, eine vernünftige Anordnung des Lebens sollten in ihrem Gefolge seyn; die Anschauung Gottes sollte aus ihnen hervorgehen. Jetzt ist die Hoffnung dahin. Sie finden sich eingeengt, sie müssen ihrem Untergange entgegensehen. Ist es, daß diese Lehren unter den Menschen verloren gegangen? Nein, noch wurden die Schriften des Platon, des Aristoteles mit Fleiß gelesen; was die Stoiker an Vorschriften für das wissenschaftliche Denken, was sie zur Stärkung des Willens gelehrt hatten, alles das kannte man wohl. Aber wenn man die Gedanken der Alten nachdachte, so fühlte man bald hier bald da ihre überzeugende Stärke, ohne doch mit völligem Vertrauen sich ihnen hingeben zu können. Denn alsbald kamen andere Gedanken herbey, mächtig genug die Ueberzeugung jener, wenn auch nicht zu erschüttern, doch zu verdecken. So finden wir Widersprüche auf Widersprüche bey den Philosophen dieser Zeit sich häufen. Es wurde offenbar, daß nicht die Fülle der Gedanken, daß nicht die formale Bildung des Geistes, die Fertigkeit mit Schlüssen zu verkehren, der Vernunft ihre Sicherheit gewähren. Alles dieses konnte die jetzige Philosophie nicht vor dem krassesten Aberglauben schützen. Wo ist nun die Bildung hin, welche die alte Philosophie dem Menschen zu geben versprochen hatte?"

welche nicht von einem Gedanken ausgeht, sondern von einer Regung des Triebes zum Guten und von einer daran sich schließenden Hoffnung und Zuversicht des Zukünftigen, so die Kraft in sich tragend, das Zukünftige zum Guten zu gestalten. Aber obgleich keine Philosophie, hat doch das Christenthum sehr kräftig auf die Philosophie eingewirkt. Zwar Anfangs zum Verfall und weiterhin zum Untergang der alten Philosophie beytragend, hat es doch auch dazu gewirkt, die alte Philosophie im Gedächtniß der Menschen zu erhalten, und sie umgestaltend hat es eine neuere tiefere Philosophie gegründet.

Was hier im tiefsten Grunde wirkte, hat der Verf. schon am Ende des vierten Bandes da angedeutet, wo er von dem mächtigen Einflusse der Gesinnung auf die Entwicklung der Philosophie spricht, und diesen Einfluß mit Recht als den wesentlichsten und entscheidendsten bezeichnet. Man müsse anerkennen, heißt es daselbst, daß die Form des philosophischen Gedankens nur mit der richtigen Gesinnung in Gemeinschaft eine vollendete Bildung gewinnen könne. Wo die Gesinnung nicht Umfang oder nicht Tiefe genug habe, da könne der philosophische Gedanke selbst nicht folgerichtig, nicht in völliger Uebereinstimmung sich entfalten. Nur die Gesinnung des Menschen gebe seiner Lehre sichern Halt und geschlossenen Zusammenhang. Die rechte Tiefe und der rechte Umfang der Gesinnung habe nun aber durchweg dem Alterthume gefehlt. Erst das Christenthum habe diese Güter dem Menschen gebracht. Und — setzen wir hinzu — der Kern jener Gesinnung, die aus dem Christenthume sich erzeugte, worin anders könnte er mit dem Verf. gesucht werden, als eben in dem lebendigen, den ganzen Menschen von Grund aus erneuenden und kräftigenden Glauben an die trostreichen Verheißungen einer Wiedergeburt aller Dinge?

Es fußet diese ganze Ansicht auf der gewichtigen Erkenntniß, deren Ausspruch eine besondere Beachtung verdient, da sie des Verf. Standpunkt noch näher und bestimmter charakterisirt, auf der Erkenntniß nämlich, daß für uns überall nicht der Gedanke, sondern der Wille das Erste ist. Und so verhält es sich demnach auch in der Wissenschaft. Der Entschluß, die Wahrheit zu ergreifen, geht der wirklichen Erkenntniß derselben voraus, und ehe man wissen kann, muß man, wie der Verf. richtig bemerkt, etwas gewonnen haben durch kräftigen Willen in seiner Seele, einen sichern Haltpunkt für das weitere Leben.

Was der Verf. zur Beseitigung des Einwurfes zu erwidern für nöthig findet, daß wenn das Christenthum keine Philosophie sey, demselben auch kein besonderer Einfluß auf letztere zuzugestehen sey, und was derselbe im ferneren Verlaufe über das Christenthum als ursprüngliche Thatsache und erst allmählig sich ausbildende Lehre, und die Rückwirkung der einen wie der andern auf die philosophische Entwicklung bemerkt, müssen wir, um nicht zu weitläufig zu werden, übergehen. Dagegen kehren wir jetzt mit dem Verf. noch einmal zu der Frage zurück über die Berechtigung, seine Geschichte der neueren Philosophie eine Geschichte der christlichen Philosophie zu nennen. Es läßt sich nämlich nicht verhehlen, daß, wenn auch das Christenthum auf den bedeutendsten Theil der Philosophie mächtigen Einfluß geübt, denn doch unstreitig auch noch andere Dinge auf dieselbe eingewirkt haben. Aus dem Einflusse aber, entgegnet sich der Verf. selbst, welchen eine Richtung des Geistes auf die andere ausgeübt habe, dürfe man nicht ohne Weiteres den Namen für diese entlehnen, selbst wenn dieser Einfluß sehr bedeutend gewesen wäre. So habe die Religion immer einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Philosophie ausgeübt, aber dennoch würde man sich sehr bedenken müssen, die alte Philosophie die heidnische zu nennen. Die gewählte Bezeichnung setze daher voraus, daß der Einfluß des Christenthums das Wesen dieser Philosophie bestimmt und den ganzen Verlauf ihrer Geschichte geregelt habe; man müsse den christlichen Geist als die bewegende Kraft in ihr ansehen können. Der weitläufigen Untersuchung, in die der Verf. über diesen Punkt von hier aus eingeht, können wir nur Einiges entheben.

Was zunächst das Verhältniß der christlichen zur alten Philosophie betrifft, so erinnert der Verf. daran, daß die christliche Religion in der That ein ganz anderes Verhältniß zur Philosophie habe, als die heidnische. Diese habe fast nur einen negativen Einfluß auf die Philosophie gehabt, wogegen der Einfluß der christlichen Religion auf dieselbe sich als

ein positiver erweise. So sey die alte Philosophie mehr eine Vorbereitung auf die christliche, als eine Bestätigung der heidnischen Religion geworden. So wie aber das Christenthum überhaupt ein neues Leben in der Menschheit erweckt habe, welches den Sieg versprochen über alle Krankheiten und Schwächen des frühern Lebens, über die hemmenden Gewalten der Natur und über die Schwankungen des eigenen Willens; wie dieß neue Leben alle Zweige der menschlichen Thätigkeit habe ergreifen müssen: so habe es auch nicht ohne die wichtigsten Erfolge für die Philosophie bleiben können, der sich überall weitere Aussichten in demselben Maße eröffnen, in welchen das geistige Leben sich erweitere. Natürlich habe dadurch die Philosophie zunächst eine vorherrschende Richtung auf das religiöse Leben des Menschen erhalten, und es könne nicht geläugnet werden, daß hierin auch eine Einseitigkeit gelegen; aber ohne eine solche bilde sich überhaupt kein Wendepunkt des Lebens unter den Menschen aus.

In Beziehung auf diese Einseitigkeit unterwirft der Verf. die häufig aufgestellte Behauptung, daß die Rücksicht auf die Kirchenlehre die philosophische Entwicklung jener frühern Zeiten auf das nachtheiligste gehemmt habe, einer besondern Untersuchung. Ihr Ergebniß ist: daß der christliche Kirchenglaube in der That die Philosophie nicht gefesselt und zu einer schmählichen Knechtschaft gezwungen, sondern daß er sie vielmehr geleitet und groß gezogen habe, ihr eine heilsame Stütze und ein Rathgeber gewesen sey, an dessen Weisungen sie sich zurecht zu finden gelernt. Zwar könne nicht behauptet werden, daß dieses Verhältniß zwischen Glauben und Philosophie immer rein geblieben sey, daß nicht auch zuweilen jener über diese eine Gewalt sich angemaßt habe, welche zunächst dieser, im tiefern Grunde aber beyden habe nachtheilig werden müssen, denn so etwas dürfe man im Blick auf die Gebrechlichkeit menschlicher Dinge gar nicht erwarten. Allein die Mißverhältnisse zwischen Glauben und philosophischem Denken der ersten christlichen Jahrhunderte können nicht dazu dienen, beyder Verhältniß zu einander im Allgemeinen und seinem Wesen nach zu bezeichnen. Es sey durch sie nur, wie oftmals geschehen, der Schein hervorgebracht worden, als wenn der Erzieher ein Tyrann gewesen wäre. Dagegen sey nicht zu zweifeln, daß die christliche Religion, indem sie von den Vorurtheilen, der Hoffnungslosigkeit der alten Religion befreyt habe, auch der Philosophie eine kräftige Anregung habe geben, und sie habe lehren müssen, in die Tiefe einzudringen und ihr Nachdenken zur Lösung der wichtigsten Fragen anzuspannen.

Das Bedenken, welches sich gegen den von dem Verf. angenommenen Begriff einer christlichen Philosophie erheben könnte, daß ja in dieser doch auch vieles vorgekommen sey, was man für unchristlich oder der christlichen Gesinnung für unwürdig ansehen müsse, beseitiget der Verf. mit der Erklärung: daß er diese Philosophie nur deßwegen eine christliche nenne, weil die Reihe der Entwicklungen, welche sie umfaßt, wesentlich von den Bewegungen ausgegangen, welche die Verbreitung des christlichen Geistes unter den Menschen eingeleitet hatte. Das christliche Leben habe sich aber nur in einem beständigen Kampfe mit dem Unchristlichen entwickeln können, in welchem oftmals die Partheyen sich mischen und schwer von einander sich scheiden lassen. Könne doch auch die Geschichte der christlichen Kirche, welcher deßwegen Niemand den Namen der christlichen versagen werde, sich nicht enthalten, vieles in ihren Bereich zu ziehen, welches von christlicher Gesinnung nicht durchdrungen ist. Nach ihrem Beyspiele werde man es sich nicht versagen, auch eine Reihe von Freidenkern, welche entweder den Namen von Christen gar nicht führten oder doch nicht verdienten, in diese Geschichte zu ziehen. Doch seyen in den Kreis derselben nicht alle die Entwicklungen einzuschließen, welche die Philosophie seit der Verbreitung der christlichen Lehre erfahren hat.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Dezember.

Nro. 259. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Geschichte der Philosophie von Dr. Heinrich Ritter.

(Fortsetzung.)

Das Christenthum habe anfangs in entzweyender Weise gewirkt. Nicht-Christen und Christen seyen in den schärfsten Gegensätzen auseinander getreten und unter den ersten habe sich noch immer die Philosophie in dem alten Geiste der vorchristlichen Zeiten weiter fortgebildet, wenn auch in mattern Erzeugnissen. Diese Philosophie nun von der alten loszulösen, würde, wie der Verf. mit Recht behauptet, so unpassend seyn, als wenn man die Philosophie, welche im Geiste des Christenthums sich zu entwickeln angefangen, und welche nachher unter den Scholastikern in einer ganz ähnlichen Weise fortgeführt worden, der alten Philosophie anfügen und von der scholastischen trennen wollte, nur weil sie zu derselben Zeit mit jenem Nachwuchse der alten Philosophie getrieben worden. Dieß würde, fügt der Verf. bey, nur eine chronikartige Zusammenstellung der Thatsachen der Geschichte seyn, eine sehr rohe Weise, die Geschichte zu behandeln, von welcher das Bestreben, das Thatsächliche zu begreifen, den Geschichtsschreiber weit entfernen müsse.

So wahre als treffende Bemerkungen knüpft der Verf. an die Betrachtung des verneinenden Unterschieds zwischen der alten und christlichen Philosophie, demzufolge die alte Bildung und mit ihr die alte Philosophie von der neu emporwachsenden Denkweise nicht sogleich anfangs in ihrem ganzen Werthe und Umfange gewürdigt und gepflegt worden. Als nun das Christenthum gesiegt hatte, erst über die alten Völker, dann über die neuen, welche auch ihrer Seits die alten besiegt hatten, wie viele Blüthen der alten Bildung, ruft derselbe aus, waren darüber zertreten worden! Aber er erinnert zugleich daran, daß wenn auch in den harten Kämpfen, durch welche die Menschheit ihren Fortschritt gewinnen soll, immer von dem, was schon gewonnen ist, vieles verloren gehe oder wenigstens auf eine Zeit lang zurücktrete, dieß doch nur geschehe, auf daß solches später desto festere Wurzeln fasse. Ueberhaupt gehe es der Menschheit in den Perioden ihrer Entwicklung, wie den einzelnen Menschen. Einen langen Prozeß habe der durchzumachen, welcher, in eine neue Periode seines Lebens eingeschritten, alles, was er früher gewonnen hatte, nun seinen neuen Bestrebungen anpassen solle, besonders wenn er durch die neue Richtung seiner Thätigkeit eine Zeit lang sollte abgelenkt worden seyn von seinen frühern Beschäftigungen. In diesem Falle habe er nicht allein die Erzeugnisse seiner alten Zeit in den Sinn der neuen umzubilden und gleichsam zu übersetzen, sondern auch die Mühe und zuweilen den Eckel zu überwinden, welche die Fortsetzung einer lange unterbrochenen Arbeit zu erregen pflegt, indem man den fallen gelassenen Faden wieder aufnehmen solle, und doch die Stimmung nicht wieder gewinnen könne, in welcher sie den Eifer beseelt hat, noch weniger aber die Zwecke, in welchen sie zuerst gedacht worden. Prüfe man sich gewissenhaft, so werde man schwerlich zu behaupten wagen, daß jetzt unsere neue Philosophie schon alle

die Fäden wieder aufgefunden und weiter auszuspinnen gewußt habe, welche die alte Philosophie fallen gelassen. Mit Mühe arbeite man sich in ihr Verständniß hinein. So wie überhaupt vieles von der alterthümlichen Bildung verloren gegangen — man dürfe nur an die vollendeten Formen ihrer Kunst denken —, so müsse man dieß auch von ihrer Philosophie sagen, deren Verständniß im vollsten Sinne des Wortes wir nur haben könnten, wenn wir das alterthümliche Leben völlig zu durchdringen vermöchten. Man dürfe sich dieß gestehen, wenn man auch von der Ueberzeugung ausgehe, daß unsere christliche Philosophie im Ganzen einen höhern Standpunkt gewonnen habe, als der gewesen, welchen die alte Philosophie habe erreichen können; denn davon sey er (der Verf.) überzeugt, daß die christliche Philosophie noch nicht ihr Ende erreicht habe, ja er halte das Ziel, welches sie verfolgt, für viel zu groß, um annehmen zu dürfen, daß wir ihm schon sehr nahe gekommen seyn dürften.

Das Gewicht der Gründe, welche der Verf. für seine Annahme einer christlichen Philosophie geltend macht, beruht, wie aus dem Bisherigen ersichtlich ist, wesentlich auf einer allgemeinen Ansicht der neuern Geschichte, wornach das Christenthum der Mittelpunkt derselben und der belebende Geist ist, welcher seit der Erscheinung Christi die wichtigsten Begebenheiten herbeygeführt hat. Zwar bemerkt der Verf., sähe man hierbey auf den Umfang, in welchem es sich bisher geltend gemacht hat, so müßte uns diese Ansicht als eine Thorheit erscheinen; denn nur im kleinsten Theile der Menschheit habe es bleibende und sichere Wurzel gefaßt, und auch in diesem Theile habe es nicht alle Seiten des menschlichen Lebens gleichmäßig ergriffen. Wolle man aber die Bedeutung der Geschichte erkennen, so dürfe man nicht vom äußern Umfange, von der sinnlichen Größe der Erscheinungen sich blenden lassen, sondern man müsse das Wichtigste aus dem weniger Wichtigen, das Wesentliche aus dem Zufälligen herausschauen. Da könne man nun nicht davon abkommen, bey den Völkern, welche Europa bewohnen, die Entscheidungen der bisherigen Geschichte zu suchen, und denselben eine weltgeschichtliche Bedeutsamkeit beyzulegen. Wolle man aber diesen Standpunkt der geschichtlichen Betrachtung als einen beschränkten bezeichnen, so möge man dieß immerhin thun und es versuchen, sich über denselben zu erheben; er (der Verf.) erkläre ihn für den seinigen, und zugleich für den der neueren Europäischen Völker und der neueren wissenschaftlichen Bildung.

Das zweyte Capitel der Einleitung ist der Uebersicht und Eintheilung gewidmet. Wir erfahren hier, daß sich der Verf. für sein Geschichtswerk die Gränze da gesetzt hat, wo die neueste Entwicklung der Philosophie beginnt, indem er der Ansicht ist, daß eine Darstellung derselben nur ein Mittleres zwischen Geschichte und philosophischer Kritik sein könne. Zwar findet der Verf. für die Ausführung seiner Geschichte natürlich keinen andern Standpunkt, als mitten in unserer Zeit, glaubt jedoch in dieser Beziehung seine Sorge darauf beschränken zu müssen, in der Gegenwart einen solchen Standpunkt zu nehmen, welcher auf der einen Seite die Fortschritte unserer Zeit zu würdigen wisse, und auf der andern Seite der Vergangenheit Gerechtigkeit widerfahren lasse.

Da dieß aber nicht so leicht zu erreichen, so erscheint es dem Verf. um so willkommener, daß eine Uebersicht über die äußeren Verhältnisse, unter welchen die christliche Philosophie sich entwickelt hat, die wichtigsten Haltpunkte für die Eintheilung des Geschichtsstoffes ohne alle Widerrede darbiete. So ergebe sich ohne Schwierigkeit in der Geschichte nach Christi Geburt zuerst ein Zeitraum, in welchem das Römische Reich noch die Herrschaft führt, alsdann sondern sich davon die Zeiten des Mittelalters ab, in welchen die neuern Staaten sich bilden, und zuletzt habe man noch die neuern Zeiten übrig. Wolle man von diesen noch die Geschichte der neuesten Zeit unterscheiden, so geschehe dieß nur deßwegen, so weit man mit Sicherheit sprechen könne, weil es für die neueste Zeit überhaupt keine wahre Geschichte gebe. In derselben Weise werde man auch die Geschichte der christlichen Philosophie abzutheilen haben. Schon unter den alten Völkern habe sie angefangen sich auszubilden und sich auch auf diesen Grundlagen noch eine Zeit lang erhalten,

nachdem bereits das westliche Römische Reich gefallen war, und die neueren Europäischen Völker die Hauptstelle in den Bewegungen der Geschichte einzunehmen angefangen hatten. Diesen ersten Abschnitt der Geschichte der christlichen Philosophie werde er die Philosophie unter den Kirchenvätern nennen, von ihrem Haupttheile nämlich; denn nicht alle Philosophen, welche diesem Zeitraume angehören, können Väter der Kirche genannt werden. Von besonderer Wichtigkeit für die ganze Entwicklung der neuern Philosophie sey es, daß in diesem Zeitraume das Christenthum auch bey dem Römisch Gebildeten eine selbstständige Philosophie hervorgetrieben, was die Mittheilung der Griechischen Bildung nicht vermocht hatte, denn diese habe jene in ihrem philosophischen Denken fast nur in einer sklavischen Abhängigkeit erhalten. Dadurch sey die Uebertragung der Philosophie aus dem ersten Zeitabschnitte in den zweyten sehr erleichtert worden. Denn in diesem habe die Philosophie ihren Hauptsitz bey den christlichen Völkern, welche durch die Vermischung der Römischen Bevölkerung mit den Deutschen Eroberern im Süden und Westen Europa's gebildet worden. Hier habe die lateinische Sprache als wissenschaftliches Bildungsmittel geherrscht, und alle Wissenschaft sich an die kirchliche Gelehrsamkeit angeschlossen. Mit der Philosophie der Kirchenväter hange daher auch diese Philosophie, welche man mit dem Namen der scholastischen zu bezeichnen pflegt, auf das genaueste zusammen. Außer der Philosophie der Kirchenväter habe sie allerdings noch eine andere Wurzel, nämlich in der Philosophie des Aristoteles, welche sie zum Theil durch die Vermittlung der Araber kennen gelernt; weßwegen hier auch Einiges über die Arabische Philosophie bey der Betrachtung dieses Geschichtsabschnittes eingeschaltet werden müsse; allein wenn Aristoteles mehr auf die Außenwerke des Scholasticismus eingewirkt habe, so stehen dagegen die Scholastiker den Kirchenvätern im Innersten ihrer Denkweise bey weitem näher. Der dritte Abschnitt beginne von der Zeit an, welche man mit dem Namen der Wiederherstellung der Wissenschaften bezeichne. Schon dieser Name beurkunde einen entschiedenen Kampf, welcher sich zu dieser Zeit gegen die scholastische Philosophie erhoben hatte; er beweise, wie man sie in dem Lichte betrachtet habe, als hätte sie gar keine Wissenschaft gewährt, sondern wäre nur ein leeres Spiel mit müssigen Fragen, unnützen Spitzfindigkeiten und nichtssagenden Formeln gewesen. Es lasse sich nun freylich erwarten, daß dieser Kampf nicht mit demselben parteyischen Eifer werde durchgeführt worden seyn, mit welchem ihn die Männer der ersten Gegenwirkung begonnen; aber der Antrieb, welchen sie gegeben, habe sich doch lange Zeit erhalten, und auch fortwährende Nahrung in dem zähen Widerstande der scholastischen Lehrweise gefunden, welche sich einmal in den Schulen festgesetzt hatte, und mit den festen Einrichtungen derselben so innig verwachsen war, daß sie in manchen Gegenden noch bis jetzt sich zu erhalten gewußt habe. So sey man herabgekommen bis auf die Entwicklung der neuern deutschen Philosophie, in welcher man den Anfang eines vierten Abschnittes ahnen könne. Aber von diesem Abschnitte, müsse, wie schon bemerkt, eine rein geschichtliche Beurtheilung für ein voreiliges Unternehmen angesehen werden.

In der auf diese allgemeine Uebersicht der einzelnen Geschichtsabschnitte folgenden Betrachtung des Verhältnisses dieser Abschnitte zu einander, wie es in ihrem verschiedenen Charakter gegründet ist, bemerkt der Verf. unter Anderem, daß sich der Inhalt der Lehre bey den Kirchenvätern und Scholastikern so ziemlich als derselbe ergebe, und demnach, wenn man auf ihn allein zu sehen hätte, die beyden ersten Abschnitte in einen zusammengezogen werden müßten; die Form aber sey bey Beyden verschieden, bey jenen überwiegend polemisch, bey diesen überwiegend systematisch; daher müsse man beyde trennen und als zwey charakteristisch verschiedene Abschnitte betrachten, welche allerdings von einem höheren Gesichtspunkte aus als einer größern Periode der philosophischen Entwicklung angehörig angesehen werden können.

Am Schluße dieser bis zu den neuesten Zeiten sich ergehenden Betrachtung äußert sich der Verfasser, daß wenn man nun auf die jüngste Vergangenheit und Gegenwart blicke, man nicht anders als urtheilen könne, daß wir bereits in eine dritte Periode der christlichen Philosophie eingeschrit-

ten seyen, über deren Charakter man im Gegensatz gegen die früheren Perioden nicht zweifelhaft seyn könne. Wenn nämlich die erste Periode eine einseitig theologische, die zweyte eine einseitig weltliche Richtung gehabt habe, so müsse die dritte darauf ausgehen, diese entgegengesetzten Richtungen unter einander auszugleichen. Dieß sey denn freylich ein so weit aussehendes Geschäft, daß sich kaum hoffen lasse, es werde sogleich mit einem Schlage gelingen. Er (der Verf.) sey von der Verblendung ferne, in welche die einseitige Vorliebe für die Gegenwart zu stürzen pflegt; wer nur dieser leben möge, der verkümmere sich die reifliche Ueberlegung des Vergangenen und die sichere Hoffnung einer fernern und bessern Zukunft.

Das noch folgende dritte Capitel des ersten Buches gibt die Einleitung zur Philosophie unter den Kirchenvätern, woran sich sodann deren Geschichte selbst schließt, welche den Inhalt der beyden ersten Theile der Geschichte der christlichen Philosophie bildet. Das zweyte Buch handelt nämlich von den Uebergängen aus der alten in die christliche Philosophie, den Gnostischen Secten und verwandten Bestrebungen, das dritte von den Apologeten und der Polemik gegen die Gnostiker, und das vierte von der Alexandrinischen Katechetenschule bis zu Origenes. Das fünfte Buch, mit welchem der zweyte Theil oder der sechste des ganzen Werkes beginnt, beschäftiget sich mit dem Zeitalter der Streitigkeiten über die Trinitätslehre, das sechste Buch mit Augustinus und das siebente mit dem Verfall der patristischen Philosophie.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Drittes Quartal. July — September.

(Fortsetzung

Wybor z literatury české. Díl prwni od nejstarsich časuw až do počátku XV. století. W Praze. 1845.

B. S. Ingemann, Samlede historiske digte og Romaner. B. 1—12. Kjobenhavn 1844.

Calcott, Descriptive of the chapel of the annunziata dell' arena, or Giotto's chapel in Padua. Lond. 1835.

H. Lord Brougham, Political philosophy in three parts. Lond. 1844.

Dr. Fr. Schuselka, Mittelmeer, Ost- und Nordsee. Leipz. 1845.

Dr. J. C. Glaser, Ueber die Bedeutung der Industrie und die Nothwendigkeit von Schutzmaßregeln. Berl. 1845.

John Prince-Smith, Ueber die Nachtheile für die Industrie durch Einfuhrzölle. Elbing 1845.

Henri Richelot, L'association douanière allemande. Par. 1845.

J. R. M'Culloch, A treatise on the principles and practical influence of taxation and the funding system. Lond. 1845.

— The literature of political economy. Lond. 1845.

Dr. C. G. Carus, Vom gegenwärtigen Stande der wissenschaftlich begründeten Cranioscopie. Nürnb. 1844.

Dr. C. A. Wunderlich, Versuch einer pathologischen Physiologie des Blutes. Stuttg. 1845.

Dr. V. A. Szerlecki, Die Blähungskrankheiten und ihre Heilung. Stuttg. 1845.

Dr. A. Hennemann, Die differentielle medizinische Diagnostik mit Einschluß der Hautkrankheiten. Berl. 1845.

De Lapasse, Considérations sur la durée de la vie humaine et les moyens de la prolonger. Toulouse 1845.

P. A. Piorry, Ueber die Krankheiten des Herzens und der großen Gefäße, die Arterien, Venen und lymphatischen Gefäße. A. dem Franz. von Dr. G. Krupp. Leipz. 1844.

Dr. J. Reisser, Die acute Entzündung der serösen Häute des Gehirns und Rückenmarkes. Berlin 1845.

Dr. H. Klencke, Versuche und Beobachtungen über den Verkörperungsprozeß der Krankheiten im Blute und Gewebe. Leipz. 1845.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Dezember.

Nro. 260. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Geschichte der Philosophie von Dr. Heinrich Ritter.

(Schluß.)

Die beyden erst kürzlich erschienenen Theile, der dritte und vierte Theil der Geschichte der christlichen Philosophie, oder der siebente und achte Theil des ganzen Werkes, sind der Geschichte der Philosophie des Mittelalters gewidmet. Der Verf. glaubte anfänglich, dieselbe auf einen kleineren Raum beschränken zu können, aber bey der Vernachlässigung, welche diesen Zeitraum der Geschichte lange Zeit getroffen hat, und bey den vielen Verurtheilen, welche über ihn verbreitet sind, mußte er, wie er in der Vorrede sagt, befürchten, mißverstanden zu werden oder keinen Glauben zu finden, wenn er kürzer gewesen wäre. Selbst manches, was die Geschichte der Philosophie nur aus größerer Ferne berührt, habe er einzuflechten für nöthig gehalten, um die Verhältnisse der allgemeinen Literatur kennbar zu machen, unter welchen die Philosophie des Mittelalters sich gebildet, und welche zum Verständniß derselben beachtet werden müssen.

Man glaubt es dem Verfasser wohl gerne, wenn er am Eingange des dritten Theiles versichert, kein Theil seines Werkes sey ihm schwieriger geworden, als dieser. Zuweilen sey er fast in Verzweiflung gerathen, den Sinn einer verschlungenen Dialektik zu entdecken, deren Absichten uns meistens sehr fern liegen. Er habe sich alsdann jüngere Kräfte zu diesem Werke gewünscht. Doch theilen auch wir das Bedenken desselben, ob einem jungen Manne zu rathen wäre, vorzugsweise an diese Arbeit zu gehen, welche zwar reiche Belehrung verspricht, aber auch tüchtige Kräfte ermüden und selbst verwirren kann. Es dürfte, fügt der Verfasser hinzu, als eine Aufgabe unserer Zeit angesehen werden, auch die Philosophie des Mittelalters verstehen zu lernen, wie schon andere Seiten dieses Zeitraumes unserm Verständniß wieder näher gerückt worden seyen. Aber die Masse der scholastischen Literatur sey zu groß und bisher zu wenig gesichtet, als daß dieß auf Einen Angriff zur Genüge gelingen sollte. Man müsse hoffen, daß jene Aufgabe durch vereinte Kräfte allmählig zu lösen uns beschieden sey. Wenn er deßhalb auch meine, etwas hiefür geleistet zu haben, so sey er doch weit entfernt zu hoffen, Alles gethan zu haben, was dafür zu thun gewesen. Die Masse der Literatur, welche in die Geschichte der mittelalterlichen Philosophie einschlägt, sey größer, als seine Kraft, sie zu bewältigen, gewesen. Er habe sich darauf beschränken müssen, die Hauptwerke zu lesen, und habe an geeigneter Stelle angegeben, was er benutzt und was er bey Seite liegen gelassen habe, damit Andere es um so leichter fänden, seine Arbeit zu ergänzen. In Handschriften liege noch vieles verborgen, auch von gedruckten Bücherschätzen habe er manches ungern entbehrt, da die Göttinger Bibliothek im Fache der mittelalterlichen Philosophie nicht sehr reich sey, und andere Bibliotheken, deren Bereitwilligkeit er in Anspruch genommen, ihm auch nicht Alles haben gewähren können.*) Nur zu Paris, glaube er, würde man im Stande seyn, ein einigermaßen vollständiges

*) Schade, daß so manche öffentliche Bibliotheken in Provinzialstädten häufig noch in einem mehr oder minder ungeordneten und chaotischen Zustande sich

Material für die Literatur, welche er hier bearbeitet, zusammenzufinden.

Seine vorzüglichste Sorgfalt hat der Verfasser mit Recht auf den Zusammenhang der einzelnen Gedanken und ganzer Systeme unter einander gerichtet. Wie viel dafür zu leisten gewesen, bemerkt der Verf., werde der ermessen können, welcher sich die Mühe nehme, seine Geschichte der Philosophie mit den Werken Tiedemann's und Tennemann's zu vergleichen. Einzelne Monographien haben ihm eine erwünschte Hülfe geleistet. Wo es aber darauf angekommen, die einzelnen Erscheinungen in den Verlauf des Ganzen einzureihen, habe er sich von ihnen verlassen gefunden. Die Philosophie des 12. Jahrhunderts habe man bisher wenig gekannt; nach dem, was Cousin über sie mitgetheilt hat, dürfe man auch noch weitere Aufschlüsse über sie aus Handschriften hoffen. Das Verhältniß der Systeme des 13. Jahrhunderts sey bisher im Dunkel gelegen. Wenn es ihm gelungen sey, über die Stellung Alberts des Großen, des Thomas von Aquino und des Duns Scotus zu einander Licht zu verbreiten, so würde man es ihm wohl verzeihen, daß er andere weniger bedeutende Erscheinungen dieser Zeit in den Hintergrund habe zurücktreten lassen. Aehnliches gelte vom 14. Jahrhundert.

Bey des Verf. Streben, vor Allem die Hauptpunkte deutlich und ausführlich hervortreten zu lassen, und also vorzugsweise eine Geschichte der inneren Entwicklung zu geben, konnte freylich die äußere Geschichte der Philosophen und ihrer Literatur weniger bedacht werden. Auch hat er sie, nach seinem eigenen Geständnisse, nicht überall bis auf die letzten Quellen verfolgt, weil er einsah, daß ihn dieß zur Untersuchung einer ihm fremden Literatur führen würde, zu einer Kritik, für welche ihm fast alle Hülfsmittel fehlten. Daher habe er, fügt er hinzu, auch in dieser Hinsicht seine Kräfte sparend, in solchen Dingen sich meistens an seine Vorgänger angeschlossen, deren Schwächen er wohl hie und da habe bemerken, aber nicht so leicht vermeiden können. Nur an einigen Stellen habe er nicht unterlassen können, über das hinauszugehen, was aus den Schriften der Philosophen über ihre Literatur sich ergebe. Was von dieser Seite gewonnen worden, werde doch nicht unfruchtbar für die Literatur des Mittelalters überhaupt seyn, sollte es auch nur dazu dienen, eingewurzelte Vorurtheile zu beseitigen. Um nur ein's von diesen anzuführen, welches er gründlich gehoben zu haben glaube, so finde man in so vielen Büchern noch immer die Meinung verbreitet, daß die Philosophie des Mittelalters den Aristoteles zu ihrem Führer gehabt hätte. Schon Jourdain hätte dagegen Zweifel erregen sollen. Friedr. v. Raumer (Hist. Taschenb. 1840 S. 468) habe die Entdeckung machen müssen, daß Aristoteles in den merkwürdigen Schulen des 12. Jahrhunderts unmittelbar noch gar keine entscheidende

befinden. Wie viele literarische Schätze und Seltenheiten, die selbst in den größten und berühmtesten Bibliotheken fehlen, finden sich nicht oft in denselben, und könnten, wenn auch die se Bibliotheken gehörig geordnet und katalogisirt wären, dem gelehrten Forscher zu Statten kommen, während sie vielleicht jetzt in irgend einem Winkel derselben unbekannt und unbenützt schon seit Jahren liegen, und durch Unwissenheit und Sorglosigkeit nur zu oft der Gefahr ausgesetzt sind, auf immer zu Verlust zu gehen. Ref. erinnert hier beyspielsweise aus eigener Erfahrung nur an die erst seit Kurzem vollständig katalogisirte und geordnete Bibliothek des k. Lyceums zu Dillingen oder vielmehr der Gesammt-Studienanstalt daselbst, eine Bibliothek von etwa 40,000 Bänden, die gerade aus der mittelalterlichen, scholastischen Periode sehr Vieles und Schätzbares, ja Manches besitzt, was weder in der k. Hof- und Staats-, noch in der Universitäts-Bibliothek zu München sich findet. Das Verdienst dieser Katalogisirung und Ordnung der genannten Bibliothek gebührt zunächst dem unermüdlich thätigen, dem Lyceum inzwischen leider durch den Tod entrissenen Professor der Moraltheologie und Bibliothekar, Lorenz Stempfle, zugleich aber auch fast dem ganzen übrigen Lehrpersonale der Gesammtstudienanstalt, welches sich zu der gemeinschaftlichen Arbeit des Katalogisirens freywillig und aus reiner Liebe zur Sache verband, und so in einem Zeitraume von wenigen Monaten eine Aufgabe löste, die von einem Einzelnen vielleicht nie oder erst spät nach vielen Jahren zu Ende gebracht worden wäre. Vielleicht daß dieser von dem Ref. damals zufällig ausgegangene Gedanke und dieses Beyspiel auch anderwärts da Nachahmung findet, wo durch vereinte Kräfte in ähnlichem Falle Gleiches zum Nutzen und Frommen der Wissenschaft geleistet werden könnte.

Rolle gespielt, und selbst im 13. Jahrhundert bekämpft werde, sobald seine Lehren mit dem Christenthume unverträglich erscheinen. Es werde ihm (dem Verf.) hoffentlich gelungen seyn, zu zeigen, daß bis zum 13. Jahrhundert die Platonische Philosophie unter manchen Abänderungen geherrscht, daß sie in diesem Jahrhundert nur allmählig durch die Aristotelische Philosophie verdrängt worden, und auch die Gränzen anzugeben, innerhalb welcher von da an das Ansehen des Aristoteles sich gehalten. Einige französische Werke, wie Taillandier über den Scotus Erigena und die zweyte Ausgabe von Jourdain's Schrift über die Uebersetzungen des Aristoteles, seyen ihm zu spät zugekommen, als daß er sie hätte benutzen können. Dasselbe gelte von der Recension, welche Schmölders zu seiner Vertheidigung gegen des Verf. Abhandlung: „Ueber unsere Kenntniß der Arabischen Philosophie" (Göttingen 1844) in den Berl. Jahrb. f. wissenschaftliche Kritik gerichtet hat.

Der siebente Theil erstreckt sich vom achten bis zum elften Buche, der achte Theil vom Schlusse des elften bis zum dreyzehnten Buche, und der erstere beginnt im achten Buche mit einer Einleitung in die Geschichte der Philosophie im Mittelalter, worin zuerst das Mittelalter überhaupt, sodann der Gang der Entwicklung in demselben, seine Schulen und seine wissenschaftliche Literatur in Beziehung auf die Philosophie und endlich Begriff und Eintheilung der Philosophie des Mittelalters besprochen werden. Das neunte Buch stellt den Uebergang der alten Philosophie zu den neuern Völkern und das zehnte Buch die zerstreuten Versuche zur Ausbildung des theologischen Systems dar. In dem elften Buche geht der Verf. auf die Arabische Philosophie über, deren Schluß den Eingang des eben erst erschienenen achten Theiles bildet, und entwickelt sodann im zwölften Buche die ausführlichen Systeme der christlichen Theologie (von Albert dem Großen, Thomas von Aquino nnd Duns Scotus), woran sich in dem dreyzehnten Buche die Schilderung des Verfalles der theologischen Systeme schließt.

Auf diese Weise ist der Verf. mit seiner Geschichte der Philosophie bis an die Mitte des 15. Jahrhunderts, d. h. bis ans Ende der Philosophie des Mittelalters oder der Scholastik herangerückt, die jedoch auch noch lange nachher ihre Anhänger fand. Was die Wirkungen der scholastischen Philosophie auf die spätere Zeit betrifft, so spricht der Verf. am Schlusse des achten Theiles seine Ueberzeugung dahin aus, daß dieselben wesentlich in den realistischen Lehren gelegen, welche auf die Theologie und Metaphysik der neuern Zeit einen Einfluß auszuüben nicht aufgehört haben, wenn man auch selten auf die Quellen desselben zurückzugehen gewußt habe. Der Nominalismus dagegen habe zwar Theologie und Philosophie geschieden und von der Metaphysik sich abgewendet; die positiven Keime der neuern Philosophie seyen ihm aber noch fremd. Man habe wohl darauf Gewicht gelegt, daß der Nominalismus die subjective Richtung der neuern Philosophie, ihr Ausgehen vom Denken eingeleitet habe. Allein diese Richtung finde sich schon in der Lehre des Augustinus und sey seitdem nicht in Vergessenheit gerathen; noch Duns Scotus habe sich auf die Gewißheit des Selbstbewußtseyns vor allem übrigen Erkennen berufen, und habe sie dem Zweifel eines Heinrich von Gent entgegengesetzt; nur eben dieß sey dem Nominalismus eigen, daß er den Gegensatz zwischen dem Denken und dem Seyn der Dinge zu Zweifeln an der Wahrheit unserer Erkenntniß benutzt habe, worin ihm Spätere gefolgt seyen, ohne von ihm zu wissen.

Den Verfall der mittelalterlichen Philsophie glaubt der Verf., und wohl mit allem Grund, lediglich aus ihr selbst ableiten zu müssen, da dieser schon innerlich eingetreten war, als die Mächte der neueren Zeit kamen um sie zu zertrümmern. Eine ähnliche Erscheinung sey schon in der patristischen Philosophie wahrzunehmen gewesen. Auch bey dieser habe das Bestreben, Theologie und Philosophie zu verschmelzen, zuletzt nur dahin geführt, daß beyde Wissenschaften von einander sich zurückgezogen hatten. Der Verfasser erklärt sich hier übigens dahin, weit davon entfernt zu seyn, dieß Ergebniß für das letzte zu halten, auf welches die wissenschaftliche Untersuchung hätte führen müssen. Es werde sich nachweisen lassen, daß nur Einseitigkeit oder Schwäche dieser Zeiten dieß Ergebniß herbeygeführt habe. So gern man auch der Theologie ein ihr eigenthümliches Leben zugestehe, so dürfe man ihr doch in ihrem eigenen Vortheil nicht anempfehlen, von der Gesammtheit des Erkennens sich zurückzuziehen, und eben

so wenig könne man die Philosophie von den Untersuchungen entbinden, welche mit den letzten Gründen der Welt sich beschäftigen.

Mit steigendem Interesse folgt man dem Verf. in der noch weiteren Ausführung dieser Schlußbetrachtungen über die mittelalterliche Philosophie und das belehrende Schauspiel, das sie darbietet. Man habe hier, sind daselbst unter Anderem seine Worte, einen großen Schauplatz vor sich, einen größern in der That, als die wissenschaftlichen Bestrebungen des Alterthums umfaßt hatten. Morgenland und Abendland begegnen sich auf ihm; noch einmal sey es in Frage gestellt worden, ob jenes oder dieses, ob Islam oder Christenthum die geistige Bewegung der Menschheit leiten sollte. Aber im 13. Jahrhundert habe die christliche Philosophie gezeigt, daß bey ihr ein kräftigeres Leben war, als bey der arabischen. Schon durch ihre größere Empfänglichkeit habe sie dieß dargethan, indem sie die Wissenschaft, welche die Araber gebracht, in sich aufzunehmen bereit gewesen, während die Araber gegen die Belehrungen der Christen sich verschlossen haben. Noch mehr aber habe es die Folgezeit bewiesen, indem nach der Mischung der arabischen mit der christlichen Philosophie nur die letztere zu weitern Fortschritten Kraft gezeigt habe. Die erstere erscheine daher nur als eine Episode in dem großen Verlaufe der Philosophie.

Man begreift, daß bey einem so umfassenden Werke, wie das vorliegende, eine noch ausführlichere Skizze und eine ins Einzelne gehende Kritik den uns hier vergönnten Raum weit überschreiten würden. Wir beschließen daher jetzt unsere Anzeige mit dem lebhaften Wunsche, es möchten dem Verf. fernerhin Kraft und Muße in reichem Maße gegeben seyn, um sein so verdienstvolles und treffliches Werk bis ans Ende durchzuführen.

Beckers.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Drittes Quartal. July — September.

(Schluß.)

Dr. A. Wernher, Die angebornen Kysten-Hygrome u. s. w. Gießen 1844.

Dr. Fr. W. Heidenreich, Der Kropf. Chirurgische Monographie. Ansbach 1845.

Dr. M. L. Lessing, Die Erkenntniß und Heilung der Geschwüre. Berlin 1845.

Dr. Th. J. Iwersen, Enchiridion der Geburtskunde. Berl. 1845.

Dr. C. C. Marc, Die Geisteskrankheiten in Beziehung zur Rechtspflege. Bd. 1. 2. Berlin 1844.

Codex Ephraemi Syri rescriptus sive fragmenta veteris testamenti e codice graeco Parisiensi celeberrimo quinti ut videtur post Christum seculi, emit atque edidit Dr. S. Tischendorf. Lips. 1845.

Dr. A. F. C. Vilmar, Deutsche Alterthümer im Heliand als Einkleidung der evangelischen Geschichte. Marb. 1845.

Eusebii Pamphili evangelicae praeparationis libri XV. Ad codices manuscriptos recensuit Th. Gaisford. Vol. 1—4. Oxford 1843.

Dr. C. Ullmann, Ueber den unterscheidenden Charakter oder das Wesen des Christenthums. Hamburg 1845.

F. A. Zaccaria, Raccolta di dissertazioni di storia ecclesiastica. T. 1—4. Roma 1840—41.

Ch. Stoffels, De catholicisme et de la démocratie ou des anciens et des nouveaux rapports de l'église et de l'état. Par. 1845.

G. A. Stenzel, Urkunden zur Geschichte des Bisthums Breslau im Mittelalter. Breslau 1845.

Dr. W. G. Soldan, Dreyßig Jahre des Proselytismus in Sachsen und Braunschweig. Lpzg. 1845.

Diego Aduarte, Historia de la provincia del Santo Rosario de Filipinas, Japon y China. T. 1. 2. Zaragoza. 1693.

Fr. Oakeley, The subject of tract XC historically examined, with the view of ascertaining the object with which the articles of the church of England were put out . . . Lond. 1845.

J. Evelt, Die Kirche und ihr Institut auf dem Gebiete des Vermögensrecht. Soest 1845.

Aug. Desprez, Code des lois ecclésiastiques. Par. 1842.

Dr. H. Th. L. von Linde, Staatskirche, Gewissensfreyheit und religiöse Vereine. Mainz 1845.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Dezember.

Nro. 261. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Topische Geographie von Bayern von Friedrich Walther, k. b. Oberlieutenant. München, lit. art. Anstalt. 1844.

Man weiß, daß durch Ritter die Geographie zur Wissenschaft erhoben worden ist, nun nicht länger eine registerartig aufgespeicherte Sammlung von Namen und Zahlen zu seyn braucht, und als ein einiges Ganzes mit klar entwickelten Gesetzen vor die Welt, die in den letzten Zeiten sich so rasch entschleiert hat, hintreten kann. Leider wird diese jüngste Wissenschaft noch nicht gepflegt, wie sie es um unsre entwicklungsreiche Zeit und um eine mehr als empirische Richtung des Geistes verdiente; Ritter hat allerdings viele Schüler, aber nur wenige, die nicht neben die Spur des Meisters getreten sind, und auch nur wenige, die in der Lage sind, die Wissenschaft aus tüchtigen Hülfsmitteln zu bereichern, sey es im Hinblick auf die Gesammterde, oder in der Betrachtung eines einzelnen Landes. Kürzlich jedoch hat bey uns ein Meister, dem, wie wohl keinem sonst, der ganze Umfang des Wissens zu Gebote steht, über die frühesten Wanderungen des Menschengeschlechtes überraschende und wahrlich nicht von der Oberfläche geschöpfte Aufschlüsse gegeben, sowie nach mehreren Gegenden der Erdkunde reichhaltige Ausblicke eröffnet; ein anderer wackerer Forscher aber hat in dem obengenannten, Sr. kl. Hoheit dem Kronprinzen von Bayern zugeeigneten Werke unser nächstes Vaterland nach seiner natürlichen Gestaltung eben so treu als ansprechend geschildert. Es ist daraus ein Gebilde entstanden, das uns mit wissenschaftlichem und künstlerischem Interesse anspricht, das aber für uns um der Heimath willen noch besondern Werth hat, da es den Bayern einen schätzbaren Beytrag zum noscere se ipsum liefert. Der Verf. hat seine Quellen trefflich benutzt und hinwieder den Nachfolgern eine nützliche Quellensammlung gegeben, er hat aber dieselben so ungezwungen, so treu, mit so schöner Anordnung und mit so viel Natur und Kunstgefühl verarbeitet, daß sich dadurch kein starres, frostiges, sondern ein leben- und geistvolles Bild entrollt, und dem Eindrucke, den Humboldt dem Landschaftlichen der Erdgebilde zugetheilt, entsprochen ist. Er bringt sein Buch in vier Hauptabschnitte: Lineamente, Hydrographie, Orographie und Relief. Die erstern sind so klar entwickelt, daß man darnach leicht ohne andere Hülfe eine Karte entwerfe könnte; zu den Längenangaben S. 14 aber hätte noch Naabquelle und Mündung (29° 40′) gepaßt. In der Hydrographie hat der Verf. passend auf den Parallelismus mehrerer Flüsse, und auf die Kniee, welche sie ihren Zuflüssen entgegensenden, aufmerksam gemacht; bey der allgemeinen Beschreibung der Donau hat er aber die Angabe

ihrer Krümmungsrichtung übersehen, und die Geschwindigkeit bis Ulm zu gering angegeben, auch dürfte z. 13 S. 36 unnöthig seyn; S. 44. findet sich in der Länge des Wagingersees der Druckfehler 21½ St. statt 2½ St.; einige der kleinsten Beyflüßchen (S. 45 u. 46) wären wohl des Aufzählens, da es sich um keine Localbeschreibung handelt, nicht werth gewesen, und die Sonderung der kleineren Nebenflüsse der Donau von den größern scheint uns das Bild ihrer Reihenfolge zu beeinträchtigen; ferner hätte als rechter Nebenfluß des Main die Steinach vor der Rodach angemerkt werdrn dürfen, und die Streu, der Beyfluß der fränkischen Saale, kömmt unsers Wissens aus der weimarischen Enclave Ostheim; bey ein paar Nebenflüßchen des Rheins (Schlingelbach, Rehbach und Imsbach) wollen wir uns nicht aufhalten, jedoch daß die Saale das in Sachsen enclavirte Kaulsdorf berührt, hätte wohl erwähnt werden mögen. Das sind übrigens gegen das schöne Verdienst des Verfassers nur Kleinigkeiten, deren Bemerkung uns dieser der Sache wegen zu Gute halten möge; aus den spatern Abschnitten indeß solche zu wählen und beyzubringen, haben wir nicht mehr Zeit genug gehabt, da wir ohnedem bedauern, mit unsrer Anzeige verspätet worden zu seyn. — In der Orographie namentlich zeigt sich die Darstellungsgabe des Verfassers im besten Lichte, wie schön z. B. ist gleich die Schilderung der Algäuer alpen S. 66, 67 u. 68. Seine geologischen Anschauungen sind öfters recht treffend, in einigen Fällen aber können wir uns nicht ganz damit vereinigen. Sehr zweckmäßig ist die Theilung der Kalkalpen in Haupt-, Mittel-, Vorderzug, und hohes bewaldetes Vorgebirg, dann zum zweyten in die neben einander gestellten Gebirgsstöcke. Wie gerne sähe man aber auch die innern Alpen in solcher Beschreibung umfaßt!

Nach den bayerischen Alpen geht der Verfasser die südbayerische Hochebene und das Donauthal, den Böhmerwald und das Nabland, das Fichtelgebirg und den bayerischen Antheil des Frankenwaldes, den Frankenjura, die Frankenhöhe und die dortigen Ebenen, das Rhöngebirge, den Spessart mit dem bayerischen Theile des Odenwaldes und die Berge der Rheinpfalz in eben so genauer als anziehender Weise durch, letzteres namentlich in der Beschreibung des Muggendorfergebirges, und es spiegelt sich überall der klare Blick des vielgebildeten und tiefgehenden Beobachters. Im Relief endlich hat er in geschickter Zusammenordnung das topische Bild Bayerns vervollständigt, und dazu die besten Quellen, z. B. das gründliche Werk von Weiß „Südbayerns Oberfläche“ und die genauen Messungen des kgl. b. Generalquartiermeisterstabes benützt; über die Pfalz sind die Quellen leider noch mangelhaft. Das Wort Niveauconten hat uns unangenehm gekungen, und die Hinweisungen auf die Maaßverhältnisse und Quellen am Fuße jeder Seite hätten wohl erspart werden können. Aus Vergleichungen in diesem Relief ergiebt sich unter anderm die deutliche Ost- und Westsenkung vom Lechthal hinweg, wie sie besonders in der Erhebung der Seespiegel anschaulich wird, und welche z. B. gegen Südwest so bedeutend ist, daß die Priorei im Cramounithal am Montblanc nicht höher liegt, als das Dorf Ehrwald an der Loisach. Wir wünschten wohl, daß das von Herrn Oberlieutenant Walther entworfene Relief auch körperlich ausgeführt werde, der Kosten würde es jedenfalls weit mehr werth seyn, als dieses oder jenes Relief von einer sehr partikulären Oertlichkeit; wir wünschen aber vor allem und recht dringend, daß demselben vollkommene Muße und kräftige Unterstützung zu Theil werde, damit er uns recht bald auch mit der Schilderung der Natur und

des Volkes von dem Lande beschenke, dessen äußere Gestalt er so wahr und reizend conterfeyt hat.

D. M.

Die Metamorphose des Thrombus mikroskopisch untersucht von Dr. H. Zwicky, eine von der medicinischen Fakultät in Zürich gekrönte Preisschrift. Zürich 1845.

In der vorliegenden Schrift sucht der Verf. die im Jahre 1841 von der medicinischen Fakultät in Zürich gestellte Preisfrage über den im Titel angegebenen Gegenstand zu beantworten und liefert dadurch schätzbare Beyträge zu den bereits ziemlich zahlreichen Untersuchungen, welche über dasselbe Object von Jones, Stilling, Henle, Vogl und im vorigen Jahre von Dr. Sauter, durch Beantwortung einer ähnlichen, von der medicinischen Fakultät in München aufgegebenen Preisfrage angestellt worden sind.

In der Züricher Preisfrage sind folgende Punkte besonders hervorgehoben: 1) was bey der Pfropfbildung aus den Blutkörperchen wird, ob sie sich auflösen oder an der Bildung der neuen Gewebe Theil nehmen; 2) ob neue Zellen entstehen, wie bald, auf welche Weise, und wie sie sich weiter entwickeln; 3) welcher Art das Gewebe ist, welches schließlich den soliden Strang des obliterirten Gefäßes bildet.

Hierüber hat der Verf. ziemlich zahlreiche Versuche an Hunden angestellt und liefert noch einige an Menschen gemachte Beobachtungen, woraus sich folgendes Resultat ergiebt. Das Coagulum, welches sich der Länge nach fasern läßt, besteht anfangs aus geronnenem Faserstoffe, welcher die Blutkörperchen in sich einschließt. Die Fasern des Faserstoffes sind erst undeutlich verlaufen, meistens der Länge nach, anastomosiren aber seitlich sehr oft mit einander, wodurch sie Netze bilden, zwischen denen die Blutkörperchen theils einzeln theils in Klümpchen oder Säulchen eingebettet liegen. Durch Behandlung mit Essigsaure lösen sich die Blutkörperchen auf, die Faserstoffnetze verlieren das faserige Ansehen und erscheinen nur als eine gleichförmige, wasserhelle Substanz, in welcher kleine, verschieden gestaltete, dunkle Körnchen ganz unregelmäßig eingestreut sind.

Nach mehreren Tagen werden die Fasern bestimmter, bekommen dunkere Conturen und zeigen zwischen sich größere und kleinere dunkle Kugeln, die wie Maulbeeren aus kleineren Elementarkörnchen zusammengesetzt sind. Nach sechs Tagen werden die Fasern des Faserstoffes wieder undeutlicher; das ganze Gewebe des Thrombus wird elastischer, zäher, die Blutkorperchen sind noch in ziemlich großer Anzahl zugegen, die Maulbeerartigen Kugeln werden erst noch häufiger, fangen aber dann an zu zerfallen, bis endlich nach eilf Tagen von der Faserung sich keine Spur mehr finden läßt, aber einzelne, wie quer abgeschnittene oder auch zugespitzte Plättchen ohne Kerne erscheinen. In der zweyten und dritten Woche bemerkt man viele Kerne in der Thrombusmasse zerstreut, die Blutkörperchen verschwinden größtentheils und das ganze Gewebe besteht mehr aus breiten, bandartigen, den organischen Muskelfasern sehr ähnlichen Fasern. Diese lösen sich um die fünfte Woche durch Längsstreifen in einzelne Fibrillen auf, nehmen noch später eine wellenförmige Schlängelung an und unterscheiden sich nun nicht mehr von gewöhnlichem Bindegewebe.

Die Blutkörperchen verschwinden allmählig und nirgends tritt eine Erscheinung auf, welche vermuthen ließe, daß sie auf irgend eine Weise zu den Neubildungen im Pfropfe verwendet werden. Auch die Maulbeerartigen Kugeln entwickeln sich nicht weiter; sie zerfallen wieder und werden wahrscheinlich resorbirt. Die gleich anfänglich nach dem Gerinnungsprozesse auftretenden Fibrinfasern werden allmählig undeutlich, bis sie sich wieder in ein ganz amorphes Cytoblastem umwandeln, in dem sich dann runde oder ovale Kerne bilden, die sich verlängern, verschmälern und reihenweise hinter einander ordnen. Es entstehen aber, mit wenigen Ausnahmen keine Zellen um diese, sondern die Hauptmasse des Cytoblastems sondert sich sogleich in Fasern nach dem Verlaufe der Kerne, die auf ihrem Rande oder ihrer Mitte liegen. Mit der 4. Woche ist der Prozeß der Faserbildung vollendet und diese zerfallen nun allmählig in Fibrillen, die zuerst verworren, dann regelmäßig wellenförmig verlaufen, so daß man schon nach 6—8 Wochen vollkommen normales Bindegewebe in einzelnen Theilen des Coagulums findet. Die Kerne werden dabey länger und schmäler, resorbirt oder sie verschmelzen (ihrer mehrere) zu stark gekrümmten und gewundenen Fasern, den Kernfasern.

Von Blutgefäßen ist in den ersten drey Wochen im Pfropfe keine Spur zugegen, obwohl Injectionsmassen in ihn eindringen und bald mehr bald weniger, aber immer unregelmäßig sich in ihm vertheilen. Erst gegen Ende der vierten Woche kann man wahre Blutgefäße mit Häuten nachweisen.

Im Ganzen gelangte der Vers. zu denselben Resultaten, welche von einigen Forschern bereits früher bekannt wurden, wozu er aber hie und da wichtige Erläuterungen und Berichtigungen lieferte, die man allerdings als einen Zuwachs in der Erkenntniß des fraglichen Gegenstandes betrachten muß. Besonders hervorzuheben dürfte der bereits von anderen Beobachtungen angeregte Umstand seyn, daß in dieser Schrift ein neuer Beweis geliefert wird, daß Fasern auch anders sich bilden können, als aus Zellen und die Zellentheorie dadurch einen bedeutenden Stoß erleide.

Erdl.

Mit diesem Stücke wird das Inhalts-Verzeichniß des zwanzigsten und einundzwanzigsten Bandes der Gelehrten Anzeigen ausgegeben.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey.
Im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß

der Gelehrten Anzeigen von 1845, Band XX. und XXI.

Die römiſche Ziffer verweist auf den Band, die arabiſche auf die Seite des Bandes.

Abeken, Dr. Wilhelm, Mittelitalien vor den Zeiten römiſcher Herrſchaft. Stuttg. und Tüb. 1843. XXI. 169

Ainsworth, Will. F., Travels in the track of the *ten thousand Greeks*, as related by *Xenophon*. London 1844. XXI. 273.

Anaximenis ars rhetorica. — Recensuit et illustr. Leonard. Spengel. Turici 1844. XX. 513.

Archivio storico italiano. Tom. IV. Firenze 1843. XX. 468.

Aristotelis Organon graece. Novis auxiliis adjutus recogn. etc. Theodor. *Waitz*. Pars prior. Lips. 1844. XX. 33.

Arnobii adversus nationes libri VII — ed. D. G. F. *Hildebrand*. Hal. Sax. 1844. XXI. 1009

Arnold, Thomas, D. D. head master of Rugby school, history of *Rome*. Vol. II. III. London 1840 und 1843. XX. 1017.

— — — — the Life and Correspondence of —. By Arthur Penryn *Stanley*. 2 Vol. Lond. 1844. XX. 793.

Babrii fabellae jambicae CXXIII — ed. J. C. *Orellius* et J. G. *Baiterus*. Turici 1845. XXI. 110.

Baer, Dr. F. v., Vergleichung eines Karagaſſen- und eines Samojeden-Schädels. 1845. XXI. 345.

Becquerel, Traité de *Physique*. T. I. II. Paris 1844. XX. 945.

Bakius, Joh., Scholica hypomnemata. Vol. III. Lugd. Batav. 1844. XX. 313.

Balde, Jacobi, Carmina lyrica. Ed. Benno *Müller*. Monach. 1844. XX. 489.

Beer, Carl, über die Zahl der Schauſpieler bey Ariſtophanes. Leipz. 1841. XX. 117.

Beneden, P. J. van, Recherches sur l'*anatomie*. Bruxelles 1845. XXI. 934.

Bergmann, Joſeph, Unterſuchungen über die freyen Walliſer oder Walſer in Graubündten und Vorarlberg. Wien 1844. XXI. 265.

Bode, C. A. de, Travels in *Lauristan* and *Arabistan*. Lond. 1845. XXI 521.

Böhnecke, Karl Georg, Forſchungen auf dem Gebiet der attiſchen Redner. Bd. 1., Abth. 1. u. 2. Berlin 1843. XX. 313.

Bothe, F. H., Polybiana. Lips. 1844. XX. 353.

Burdach, Karl Friedr., Blicke ins Leben. Nr. 2. u. 3. Leipzig 1811. XX. 281.

Calcutta Review, the, Nro. I—V. 1811—1815. XXI. 585.

Cherrier, C. de, histoire de la lutte des *Papes* et des *empereurs de la maison de Souabe*. T. II. Paris 1811. XX. 455.

Chronica del famoso cavallero Cid Ruydiez Campeador. Nueva edicion — por D. V. A. *Huber*. Marburg 1811. XXI. 73.

Chronik des edlen Ramon en Muntaner, herausgeg. von Dr. Karl Lanz. Stuttgart 1811, XXI. 33.

Ciceronis, M. Tullii, de officiis libri III. recens. Rudolph. *Stüremburg*. Lips. 1813. XX. 721.

— — — —, specimen commentarii de — pro M. Sestio oratione, auctore Carol. *Halmio*. Spirae 1812. XXI. 81.

— — — —, oratio pro P. Sulla — explanavit Carol. *Halm*. Lips. 1815. XXI. 81.

Cicero's Rede für den Milo, herausgeg. von D. Eduard Osenbrüggen. Hamburg 1811. XXI. 81.

— — Rede für Sext. Roscius aus Ameria, herausg. von demselben. Braunschw. 1811. XXI. 81.

Dionis Chrysostomi opera graece. E recens. Adolph. *Emperii*. Brunsvig. 1811. XXI. 665.

Döderlein, Emendationes Taciti. Erlang. 1814. XXI. 101.

Dorn, Bernhard, Beyträge zur Geschichte der Kaukasischen Länder und Völker. Petersb. 1810—1814. XX. 673.

Dübner, D., animadversiones criticae de Babrii μυθιάμβοις. Paris 1844. XXI. 110.

Eusebii Pamphili Evangelicae praeparationis libri XV — recens. Thomas *Gaisford*. Tom. I—IV. Oxon. 1843. XXI. 1009.

Filz, P. Michael, historisch kritische Abhandlung über das wahre Zeitalter der apostolischen Wirksamkeit des heil. Rupert in Bayern. XX. 645.

Fischer, Dr. Karl Phil., Speculative Charakteristik und Kritik des Hegel'schen Systems. Erlangen 1845. XXI. 449.

Fontes rerum germanicarum. Geschichtsquellen Deutschlands herausgeg. von Joh. Friedr. Böhmer. 2. Bd. Stuttg. 1845. XXI. 561.

Γαλήνου διαγωγὴ διαλεκτική κ. τ. λ. εὑρηθεῖσα — παρὰ τοῦ Μ. Μήνα. Ἐν Παριτίῳ. 1811. XX. 929.

Ganganf, P. Theodor, Metaphysische Psychologie des h. Augustinus. Augsb. 1813. XX. 809.

Greenhow, Rob., the history of Oregon and California etc. London 1844. XXI. 145.

Guillaume de Nangis, *chronique* latine de 1113 à 1300. Nouv. édit. par H. *Géraud*. T. I. II. XX. 127.

Haas, Dr. Nikolaus Geschichte der Pfarren St. Martin zu Bamberg und sämmtlicher milden Stiftungen der Stadt. Bamberg 1845. XXI. 143.

Harris, James, first Earl of Malmesbury, Diaries and Correspondence of —. Edited by his Grandson. Lond. 1811. 4 Bde. XXI, 49, 697.

Hartungus, J. A., *Euripides* restitutus s. scriptorum Euripidis ingeniique censura. Vol. I. II. 1813 et 1844. XXI. 129.

Hefele, C. J., der Cardinal Ximenes und die kirchlichen Zustände Spaniens am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts. Tüb. 1811. XX. 761.

Heffter, Dr. Moritz Wilhelm, die Mythologie der Griechen und Römer. Brandenb. 1845. H. 1. u. 2. XXI. 801.

Hegel, G. F. W. Hs. Leben beschrieben durch Karl Rosenkranz. Berlin 1844. XXI. 9.

Höffer, Dr. Conſtantin, Lehrbuch der allgemeinen Geſchichte. 1. Abtheilung. München 1845. XXI. 785.

Holtzmann, Adolf. Beyträge zur Erklärung der perſiſchen Keilinſchriften. Carlsruhe 1845. Heft I. XXI. 465.

Horatius, des Q. H. Flaccus Satiren erklärt von L. F. Heindorf. Neu bearbeitet von E. F. Wüſtemann. Leipzig 1843. XX. 49.

— — , des Q. H. Flaccus ſämmtliche lyriſche Dichtungen überſ. von Dr. Carl Hoffmann. Tübingen 1845. XXI. 95.

Humboldt, Alex. v., Kosmos. XX. 977.

Hyrtl, Joſeph. Vergleichend-anatomiſche Unterſuchungen. Prag 1845. XXI. 921.

Jahrbücher, die beyden älteſten deutſchen in der Stadt Zürich. Herausgeg. von Ludw. Ettmüller. Zürich 1844. XX. 1029.

Justini, S., philosophi et martyris Opera. Edidit Jo. Carol. Theod. *Otto*. Praefatus est Baumgarten Crusius. Tom. I — III. Jenae 1842 1843. XXI. 817.

Keilhau, B. M., Gaea Norvegica. Heft 2. Chriſtiania 1844. XX. 113.

Keſſler, Johann Baptiſt, Beſchreibung von Ochſenfurt. Würzburg 1845. XXI. 223.

Kenke, Dr. Ph. Fr. Herm., über die Contagioſität der Eingeweidewürmer. Jena 1844. XX. 98.

Kölliker, A., die Selbſtändigkeit und Abhängigkeit des ſympathiſchen Nervenſyſtems. Zürich 1845. XX. 950.

Kopp, Dr. Hermann, Geſchichte der Chemie. Thl. 2 Braunſchweig 1844. XXI. 41. 329.

Krauſe, Karl Chriſt. Friedr., Vorleſungen über die reine Lebenslehre und Philoſophie der Geſchichte Herausg. von H. K. Leonhardt. XX. 473.

Leonhard, Dr. K. C. u. Bronn, Dr. H. G., neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognoſie, Geologie und Petrefaktenkunde. Jahrg. 1844. Stuttgart 1844. XXI. 217.

Luynes, le duc de C., Recherches sur les monuments et l'histoire des *Normands* et de la maison de la Souabe dans l'Italie méridionale. Par. 1844. XX. 129.

Macrobe (oeuvres complètes), *Varron* (de la langue latine), *Pomponius Mela* (oeuvres complètes) publiées par M. *Nisard*. Paris 1845. XXI. 713.

Meyer, Hermann von, zur Fauna der Vorwelt. Frankfurt a. M. 1845. XXI. 951.

Mohs, Friedrich, die erſten Begriffe der Mineralogie und Geognoſie. Wien 1842. Theil II. XXI. 979.

Möller, Dr. J., Geſchichte des Mittelalters. 1. Bd. Mainz 1844. XXI. 201.

Morton, Samuel George, Observations on *Egyptian Ethnography*. Philad. 1844. XX. 81.

Mulder, G. J., Verſuch einer allgemeinen phyſiologiſchen Chemie. Überſ. von Jac. Moleſchott. Lief. 1. u. 2. Heidelb. 1844. XXI. 97.

Müller, Hermann, das nordiſche Griechenthum. Mainz 1844. XXI. 369.

— , Joſeph, Albanien, Rumelien und die öſterreichiſch-montenegriniſche Gränze. Prag 1844. XX. 145.

Nilſſons Beytrag zur Entwicklungsgeſchichte des Menſchengeſchlechts. 1842. 1843. XXI. 345.

Oelschlager, D. Franc., solennia anniversaria in gymnasio regio Ludoviciano — indicit —. Insunt adnott. criticae in Cornelium *Tacitum*. Suevofurti 1844. XX. 393.

Orlich, Leopold von, Reiſe in Oſtindien. Leipz. 1845. XXI. 737.

Otto, Dr. Jo. Car. Th., de epistola ad Diognetum S. *Justini* nomen prae se ferente. Jen. 1845. XXI. 817.

Owen, Rich., a history of British *Fossil Mammalia* and *Birds*. 8 Hefte. XXI. 241.

Pertz, G. H., Archiv der Gesellschaft für die ältere deutsche Geschichtskunde u. s. w. Bd. VIII. Hannover 1843. XX. 433.

Pictet, F. J., traité élémentaire de Paléontologie. Tom. I. Genève 1844. XXI. 241.

Polybius ex recogn. Imman. *Bekkeri*. Tom. I. II. Berol. 1844. XX. 353.

Prichard, J. C., on the *Crania* of the Laplanders and Finlanders. 1845. XXI. 345.

Raumer, Dr. Rudolf von, Die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache. Stuttgart 1845. XXI, 577.

Report, second and third, on the state of Education in *Bengal*. 1836, 1838. XXI. 585.

Retzius, A., om Formen af Nordboer, ners *Cranier*. Stockh. 1843. XXI. 345.

Richardson, John, and John Edw. Gray, the *Zoologie* of the voyage of H. M. S. Erebus and Terror under the command of Sir J. Cl. Ross. Part I—III. Lond. 1844. XX. 85.

Ritter, Dr. Heinrich, Geschichte der Philosophie. Theil 5—8. Hamburg 1841, 44, 45. XXI. 1025.

Scheidler, Wolfgang, die Bischöfe zu Neuburg vom Jahre 626 bis zum Jahre 742. Neuburg. XXI. 727.

Schönbein, Christ. Friedr., über die Erzeugung des Ozon's auf chemischem Wege. Basel 1844. XX. 273.

Seiters, J. Ch. A., Bonifacius, der Apostel der Deutschen. Mainz 1845. XXI. 929.

Siebelis, Joannes, Quaestiones *Lucretianae*. Lips. 1844. XX. 345.

Spicilegium Romanum. Romae 1839 — 44. Voll. X. XXI. 401.

Strabonis Geographica recensuit etc. Gustavus *Kramer*. Vol. I. Berol. 1844. XX. 633.

Taciti, C. Corn., de vita et moribus Julii *Agricolae* liber. Ed. Ern. *Dronke*. Fuldae 1844. XX. 393.

Thukydides Geschichte des Peloponnesischen Kriegs. Uebers. von Dr. J. H. Kämpf. 1. Theil. XXI. 57.

Thornson, Edw., the history of the British Empire in India. Lond. 1841 — 1843. 5 Vols. XXI. 585.

Townsend, W. Ch., history of the house of Commons. 2 Bände. Lond. 1843. 44. XX. 1025.

Traditiones et antiquitates Fuldenses. Herausgeg. von E. F. J. Dronke. Fulda 1844. XX. 169.

Unger, Fr., Synopsis Plantarum fossilium. Lips. 1845. XXI. 241.

Varronis, M. Terentii V., saturarum Menippearum reliquiae. Edid. Franc. *Oehler*. Lips. 1844. XX. 505.

Vilmar, Dr. A. F. C., *Deutsche Alterthümer* im Hêliand. Marburg 1845. XXI. 577.

Wagner, Dr. Andreas, Geschichte der Urwelt. Leipzig 1845. XXI. 269.

Wagner, Dr. A., Abweisung der von Herrn Professor H. Burmeister zu Gunsten des geologisch-vulkanischen Fortschrittes ꝛc. vorgebrachten Behauptungen. Leipzig 1845. XXI. 979.

Walther, Friedrich, Topische Geographie von Bayern. München 1844. XXI. 1057.

Weil, Dr. Gustav, Historisch-kritische Einleitung in den Koran. Bielef. 1844. XX. 909.

Wilkes, Charles U. S. N., Narrative of the United States Exploring Expedition. During the years 1838, 39, 40, 41, 42. 5 Vols. Philad. 1845. XXI. 897.

Zell, Karl, über die Ilias und das Nibelungenlied. Carlsruhe 1843. XX. 617.

Zwicky, Dr. H., die Metamorphose des Theombus. Zürich 1845. XXI. 1061.

Bulletin (Intelligenzblatt).

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Allgemeine Sitzung vom 28. März 1845. XX. 853.

Martius, von, Denkrede auf Karl Friedrich v. Kielmeyer, geb. am 28. Octbr. 1765, gest. am 21. Septbr. 1844. XX. 854.

Oeffentliche Sitzung am 25. August 1845.

Roth, von, Festrede XXI. 481.

Aretin, Freyherr von, Wallenstein, Beyträge zur näheren Kenntniß seines Charakters, seiner Plane, seines Verhältnisses zu Bayern. XXI. 485.

Sitzungen der Klassen;

Philosophisch-philologische Klasse;

Sitzung vom 9. November 1844:

Thiersch, über die bey Langwend und Nordendorf entdeckten Alterthümer XX. 9

Sitzung vom 7. December 1844:

— —, über die Bildwerke des sog. Verdunner Altars in der Kirche zu Klosterneuburg bey Wien. XX. 185.

— —, über die Entdeckung assyrischer Alterthümer zu Chorsabad. XX. 189

Sitzung vom 1. Februar 1845:

Müller, Jos., über den Inhalt einer Pehlvi-Handschrift zu Kopenhagen. XX 537.

Sitzung vom 5. April 1845:

Spengel, über des Aristoteles Politik XX, 881.

Sitzung vom 8. November 1845:

Thierſch, Bemerkungen über aufgefundene Werke in Terracotta. XXI. 881.

Hiſtoriſche Klaſſe:

Sitzung vom 20. July 1844:

Koch-Sternfeld, von, über Abſtammung und Bedeutung von Leuthaus, Leutgeb und Leithaus. XX. 271.

Sitzung vom 16. November 1844:

Höfler, über eine neue Quelle für die Geſchichte Kaiſer Friedrichs I. Barbaroſſa. XX. 21.

Sitzung vom 18. Januar 1845:

Höfler, über die Annales Romani. XX. 267.

Sitzung vom 15. März 1845:

Aretin, Freyherr von, über eine lateiniſche Handſchrift der k. Univerſitätsbibliothek dahier, die Geſchichte der Maria Stuart von 1560 bis 1569 betr. XX. 596.

Sitzung vom 21. Juny 1845:

Höfler, über einige von ihm benutzte hiſtoriſche Handſchriften XXI. 316.

Sitzung vom 30. Auguſt 1845:

Kunſtmann, über die letzten Lebenstage des Infanten Heinrich des Seefahrers. XXI. 617.
Höfler, über die politiſchen und kirchlichen Zuſtände in Deutſchland und Italien zu Anfang des 12. Jahrhunderts. XXI. 634.

Sitzung vom 8. November 1845:

Roth, von, über Ceteris oder Ceteri in Tacitus Germania cap. 13. XXI. 889.

Mathematiſch-phyſikaliſche Klaſſe:

Sitzung vom 9. November 1844:

Vogel jun., über den Schwefelgehalt der Pflanzen. XX. 13.

Sitzung am 11. Dezember 1844:

Martius, v., Mittheilung aus einem Briefe von Johannes Müller, Eigenthümlichkeiten in dem Bau des Herzens gewiſſer Fiſche betreffend. XX. 193.
Erdl, über die Capacitätsverſchiedenheit der Herzkammer und über die Bedeutung der Blutkörperchen. XX. 197.
Buchner, Dr. L. A. jun., über die Natur einiger Pflanzenſtoffe. XX. 204.

Sitzung am 11. Januar 1845:

Auszug aus dem Protokoll. XX. 212.
Martius, v., über den Wachsthumsproceß der Palmen, beſonders über den Faſerverlauf im Palmenſtamme. XX. 213.

Schafhäutl, über den gegenwärtigen Zustand des Vesuv und sein Verhältniß zu den phlegräischen Gefilden. XX. 247.

Sitzung vom 8. Februar 1845:

Auszug aus dem Sitzungsprotokoll nebst Auszügen aus mehreren Briefen. XX. 553.

Schafhäutl, die neuesten geologischen Hypothesen und ihr Verhältniß zur Naturwissenschaft überhaupt. XX. 557.

Sitzung vom 8. März 1845:

Auszug aus dem Sitzungsprotokoll nebst Mittheilungen aus Briefen. XX. 825.

Kobell, von, über ein neues Vorkommen von Zirkon in Tirol. XX. 828.

— —, über die Scheidung der Phosphorsäure. XX. 829.

— —, über ein chemisches Kennzeichen für Titaneisen und Sphen. XX. 831.

Steinheil, über eine neue Methode, die geographische Länge und Breite eines Orts ohne Rechnung und ohne Uhr durch eine Einstellung und zwey Ablesungen zu finden. XX. 833.

Buchner, L. A., über den Stickstoffgehalt des braunen Biers. XX. 841.

Buchner, L. A. jun., über die Zersetzung des Jodantimoniums und Jodarseniks durch Wasser. XX. 846.

— —, chemische Untersuchung des jodhaltigen Mineralwassers von Wildegg in der Schweiz. XX. 851.

— —, über die Menge des Broms in der Mutterlauge der Salzsoole zu Kreuznach. XX. 853.

Sitzung vom 12. April 1845:

Auszug aus dem Protokoll nebst Auszügen aus Briefen. XX. 893

Erdl, über einige ausgezeichnet junge und instructive menschliche Embryonen. XX. 895

Vogel, jun., chemische Notizen
über die Reaction des Kaliumeisencyanür auf Baryt und Strontiansalze XX. 902

Sitzung vom 14. Juny 1845:

Steinheil, über die parallaktische Aufstellung von Teleskopspiegeln mittelst eines Heliostaten neuer Construction. XXI. 297.

Sitzung vom 16. July 1845:

Kobell, von, über den Broncit von Ujardlersoak in Grönland. XXI. 302.

— —, Analyse eines sinterartigen Metalls vom Vesuv. XXI. 305

— —, über die Scheidung der Borsäure von der Phosphorsäure und Flußsäure und die Einwirkung der letztern auf Silicate. XXI. 307.

— —, über das Auffinden und Erkennen des Schwefelgehalts einer Verbindung und die Unterscheidung von Sulphureten und Sulphaten. XXI. 310.

— —, über den einaxigen Glimmer von Bodenmais. XXI. 313.

Sitzung vom 9. August 1845:

Erdl, über die Entwicklung des Menschen und des Hühnchens im Ey. XXI. 505.

Buchner, jun., über die Gallengährung. XXI. 513.

— —, über das Vorkommen von Jod und Brom im Münchner Wasser. XXI. 518.

Sitzung vom 8. November 1845:

Martius, v., über die Ursache der Unfruchtbarkeit der Dattelpalme in Algier. XXI. 885.

Auszüge aus verschiedenen Briefen. — 887.

Verzeichniß der an die k. Akademie eingekommenen Büchergeschenke:
siehe am Ende der einzelnen Classensitzungen.

Königl. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs

im Jahre 1844, October bis December XX. 416.

im Jahre 1845, Januar bis März XX. 821

April bis Juny XXI. 287.

July bis September XXI. 877.

Büchergeschenk aus Rußland. XXI. 849.

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Zweyundzwanzigster Band.

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

Gelehrte Anzeigen.

Januar bis Juny.

1846.

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 1.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Januar.
Nro. 1. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 13. December 1845.

1) Die von Seiner Erlaucht dem Herrn Grafen Wilhelm von Württemberg mittelst Schreiben v. 14. Nov. und 3. Dec. an den Classensecretär eingesendeten Geschenke für die Akademie, nämlich die ersten zwey Hefte des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg, und die von dem k. topographisch-statistischen Bureau herausgegebene Karte des Königreichs Württemberg, im Maaßstabe von $\frac{1}{50000}$, zur Zeit aus 34 Blattern bestehend, wurden vorgelegt.

2) Außerdem wurden mehrere Communicationen von der Société R. des Sciences, de l'Agriculture et des Arts zu Lille, der Zoological Society of London, der Oberlausitz'schen Gesellschaft der W. zu Görlitz, der Asiatic Society of Bengal zu Calcutta verlesen.

Die k. preußische Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt übersandte das Programm folgender Preisaufgabe:

„durch neue Versuche außer Zweifel zu setzen, ob bey der Ernährung und Ausbildung der Pflanzen und Thiere Veränderungen in den in ihnen enthaltenen chemisch einfachen Stoffen vorgehen, so daß ein Theil ihrer Bestandtheile bloß durch Umwandlung anderer chemisch einfacher Stoffe erzeugt wird, oder ob dieß nicht der Fall ist, sondern die für jene Annahme scheinbar sprechenden Versuche andere Erklärungen zulassen?"

3) Briefliche Mittheilungen von Privaten wurden verlesen:

a) Von Herrn Justus Liebig in Gießen.
b) Von Hrn. Georg Jäger in Stuttgart.

Derselbe schickte eine kurze Nachricht ein über einige in dem Thal von Marathon aufgefundene fossile Knochen. — Diese Knochen waren ihm durch einen in Griechenland sich aufhaltenden Württembergischen Architekten zugekommen und gehören dem Pferde und einer Hirschart, wahrscheinlich dem gewöhnlichen Reh zu. Nach der anhängenden Erde zu schließen, war der Boden, in dem sie gelegen hatten, ein ziegelrother zarter Leimen, der mehr fein geschlemmter lemnischer Erde oder armenischem Bolus als dem gewöhnlichen Diluvialmergel ähnlich war. Bey mehreren dieser Knochen ist die innere Oberfläche mit Kalkspathkrystallen besetzt oder ihre Höhlung ganz mit Kalkspath ausgefüllt. Schließlich macht Hr. Dr. Jäger bemerklich, daß der von Hrn. Akademiker A. Wagner zur Bezeichnung eines am Fuße des Pentelikon gefundenen urweltlichen Raubthieres gewählte Name Galeotherium von ihm zufällig auch einem reißenden Thiere aus den Bohnerzgruben der schwäbischen Alb gegeben worden sey, das sich aber generisch von jenem unterscheide.

Hr. Akademiker A. Wagner knüpfte an diese Mittheilung die Bemerkung an, daß die fossilen Knochen vom Thale von Marathon in ähnlichen Lagerungsverhältnissen und in demselben rothen Leimen wie die am Fuße des Pentelikon ausgegrabenen und von ihm beschriebenen vorzukommen scheinen

und daß auch bey diesen die innere Wandung der Röhrenknochen häufig mit Kalkspathkrystallen (durch einen Schreibfehler hat er in der gedruckten Abhandlung Quarzkrystalle angegeben) besetzt sind.

c) Von Hrn. Manz in Eßlingen.

d) Von Hrn. Walter Crum in Glasgow, beyde über die Kartoffelkrankheit (letzteres Schreiben an Hrn. Akademiker Vogel).

4) Hr. Asa Gray, Secretar der Academy of Science, Litterature and Arts in Boston, übersendet die Berichte des Prof. Alex. D. Bache an das Finanzministerium über den Fortschritt in der Herstellung der Normal-Gewichte, Maaße und Waagen für die Vereinigten Staaten im Jahre 1844; und über die in letzter Zeit, bis zum November 1844, ausgeführten Aufnahmen von den Küsten der Union. Diese Operationen sind an den Küsten von 9 Staaten: Massachussets, Rhode-Island, Connecticut, New-York, New Jersey, Pennsylvanien, Delaware, Maryland, Nordcarolina weiter gefuhrt worden und sollen alsbald auch auf Alabama, Mississipi und Louisiana ausgedehnt werden. Die größte Thätigkeit ist in der Cheasepeak und Delaware-Bay und in deren Nachbarschaft entwickelt worden.

---

5) Hr. Akademiker Prof. Zuccarini verlas einen durch höchstes Ministerialrescript vom 20. Nov. verlangten Bericht über die Arracacha-Pflanze.

Die ersten Nachrichten über die Arracacha kamen Anfangs dieses Jahrhunderts nach Europa. Man wußte aber nur, daß in Neu-Granada eine Pflanze vorkomme, deren starke Wurzelknollen gleich den Kartoffeln gegessen werden und vermuthete, daß dieselbe gleichfalls ein Solanum sey.

Durch Vargas aus S. Fé de Bogota (König and Sims Annals of Botany 1805 übersetzt von Friese Nr. 2. S. 400) erfuhr man, daß sie zu den Doldengewächsen gehöre und wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem Sellery von den Spaniern Apio genannt werde. Gleich den Kartoffeln gedeihe sie nicht in den heißen Niederungen von Neu-Granada, treibe selbst am Fuße der Cordilleren zwar viele Stengel, aber nur kleine und unschmackhafte Knollen und stehe erst in den hohen Gebirgsgegenden bey einer mittleren Temperatur des Jahres von 58 – 60° Fahrenh. (15° Cels., 12° R.) in ihrem vollen Ertrag. Die Knollen seyen sehr schmackhaft, leicht verdaulich für Kranke, lieferten vortreffliches Mehl zu Bäckereyen und Stärke, dienten auch zum Branntweinbrennen und würden überhaupt den Kartoffeln fast vorgezogen. Man habe weiße, gelbe und rothe Spielarten. Die Vermehrung geschehe durch Knollen, weil die Pflanze cultivirt nie Saamen mache; die Erndte erfolge nach 3 – 4 Monaten; ließe man aber die Knollen 6 Monate im Boden, so würden sie ohne Nachtheil für den Geschmack bedeutend größer. Zur Cultur verlange die Pflanze tiefen schwarzgründigen Boden. Außer Neu-Granada sey sie nirgends in Amerika bekannt.

Das Gewächs selbst bekam man in Europa erst ungefähr 15 Jahre später zu Gesicht. Humboldt glaubte dasselbe zwar in den Hochgebirgen der Provinz de los Pastos bey Teindela (8500′ ü. d. M.) gefunden zu haben, es ergab sich aber später, daß diese von Kunth (Nov. gen. et specc. v. p. 14. tab. 420) als Conium moschatum beschriebene Pflanze nicht die ächte Arracacha, sondern nur eine derselben verwandte Art (A. moschata) sey.

Die ersten Knollen schickte Baron v. Shack aus Trinidad um das Jahr 1818 nach Europa und zwar an die Hortic. Society in London und an die Gärten in Liverpool und Glasgow. Sie wurden überall sorgfältig cultivirt, gingen aber ohne Knollen oder Saamen anzusetzen, ja größtentheils ohne nur zu blühen, zu Grunde. Im Jahre 1824 blühte eine Pflanze anderweitig eingeführt im botanischen Garten zu Liverpool und wurde zum erstenmal von Hooker (Exotic. Flora part. XXI. Edinb. 1825 p. 468) ausführlich beschrieben. Unterdessen hatte Dr. Ed. Nath. Bancroft dieselbe aus S. Fé nach Jamaika übersiedelt und eine gründliche Abhandlung darüber in den Transactions of

the Agric. and Horticultural Society of Jamaica (July 1825) niedergelegt. Diese in Europa wenig bekannte Arbeit verbreitete Hooker später im Botanical Magazine Vol. 58 und gab tab. 3092 eine neue Abbildung der Pflanze. Bancroft fand, daß dieselbe eine eigene Gattung bilden müsse, welche er nach dem bey den Indianern üblichen Namen Arracacha nannte. In Jamaika gedieh sie gleichfalls nur in den Gebirgen. Den Geschmack der Knollen fand er nicht so angenehm als frühere Berichterstatter (vielleicht weil die Pflanze in Jamaika weniger gedieh). Er halte das Mittel zwischen Pastinak und Kartoffel und man müsse sich erst daran gewöhnen. Ueber die Cultur in Bogota sagt er, daß die Knollen 15 — 18″ von einander gelegt und die Stengelspitzen, sobald sich die Pflanze zum Blühen anschickt, abgeschnitten werden, weil das Blühen der Knollen-Entwicklung hinderlich sey. Auch müssen die Stöcke behäufelt werden. Nach Bancroft ist weder besonders guter Boden noch viele Feuchtigkeit zum Gedeihen nöthig, aber die Knollen brauchen sechs Monate zur Entwicklung. In Bogota und Popayan habe man sie in Folge successiver Anpflanzung das ganze Jahr hindurch. Die zur Fortpflanzung geeigneten Knollen seyen verschieden von denen, welche zur Nahrung dienen. Erstere seyen kleiner, entspringen am Wurzelhalse gleich unter dem Boden, richteten sich aufwärts und trügen mehrere von häutigen Scheiden umgebene Knospen (vgl. die Abbildung bey De Candolle (cinquième notice sur les plantes râres du jardin de Genève 1830 tab. 1). Die eßbaren Knollen wüchsen unter den vorigen in der Tiefe, 8 — 10 an Zahl, würden 8 — 9″ lang und 2 — 2½″ dick (ältere Schriftsteller vergleichen sie an Gestalt mit Kuhhörnern). Man nenne sie in Bogota hijos (Söhne), während die Hauptwurzel mit den Saatknollen Madre heißt.

Bancroft schickte gleichfalls Knollen nach Kew, London u. s. w. Der Erfolg war nicht günstiger als der der Shack'schen Sendung. Endlich erhielt De Candolle (vgl. die oben angeführte Abhandlung) im Jahre 1830 gleichfalls eine Anzahl Knollen von dem bereits erwähnten eifrigen Naturforscher Vargas in Trinidad. Er vertheilte dieselben an die Gärten von Genf, Montpellier, Toulon, Turin, Tarascon, Florenz, aber allenthalben starben die Pflanzen noch in demselben Jahre ohne Saamen oder Knollen zu bilden. Gleich ungünstiges Resultat hatten die Culturversuche in dem Agricultur-Institut zu Fromont. Auch der hiesige königl. botanische Garten besaß die Pflanze nur einen Sommer hindurch aus England.

Seitdem sind meines Wissens keine weitern Versuche mit Acclimatisation der Arracacha gemacht worden, bis kürzlich Bossingault die Sache wieder anregte.

Ich glaube nicht, daß die Cultur der Pflanze in Deutschland je gelingen dürfte! Abgesehen davon, daß die vielen mißglückten Versuche in England, Frankreich und Italien jedenfalls auf große Schwierigkeiten in der Acclimatisation hinweisen, sagt schon Vargas, sie gedeihe am besten bey einer mittlern Jahrestemperatur von 58 — 60° Fahrenh., 15° Cels., 12° Reaum.

Nun beträgt aber die mittlere Temperatur in München beyläufig 7° R. oder 47, 75 Fahrenh. und selbst die Weingegenden Frankens und der Pfalz kommen nur auf 10° R. Rechnet man dazu noch die große Differenz des Sonnenstandes (in S. Fé unter 5° nördl. Br. ist das ganze Jahr Tag und Nacht gleich), den in jenen Gegenden so stabilen Verlauf der einzigen beyden Jahreszeiten und den Einfluß der Hitze aus den tropischen Niederungen selbst auf die Hochgebirge während des Sommers, so darf man wohl keine Hoffnung hegen, die Arracacha der Zahl unserer Feldfrüchte einverleiben zu können.

---

6) Hr. Akademiker Erdl las über die von Hrn. Dr. Guyon eingesendeten Schädel von Eingebornen aus der Regentschaft Algier.

Durch die Vermittlung unseres Hrn. Classensecretärs kam der anatomischen Sammlung des Staates ein im Anfange August des gegenwärtigen Jahres

von Hrn. Dr. Guyon in Algier eingesandtes Geschenk, bestehend in sechs Schädeln und drey mumisirten Köpfen von Eingebornen der Regentschaft Algier zu. Die Schädel so wie die mumisirten Köpfe sind vortrefflich präparirt und erhalten. Dieses Geschenk bildet eine sehr wesentliche Bereicherung unserer Sammlungen, in welcher sich von diesen Völkern bisher nichts vorfand und verpflichtet zum wärmsten Dank für den Geber, der so förderſam bey der wissenschaftlichen Untersuchung Algeriens thätig ist.

In der heutigen Regentschaft Algier unterscheidet man gewöhnlich folgende Völker: Kabylen, Luskeriks, Mauren, Araber, Neger, Kuluglis nebst Juden, Türken und Europäern.

Unter diesen sind jedenfalls die Kabylen die merkwürdigsten. Sie sind nur ein Zweig des Berbern-Stammes, jedenfalls Abkömmlinge der Gätuli der Alten und Stammverwandte mit den Guanchen der kanarischen Inseln. Nach den Sagen der Araber sollen sie von den Amalekitern und den Kananitern abstammen, die durch Sauls und Davids Kämpfe geschwächt, durch Hiskia theils aufgerieben, theils aus ihrer Heimath vertrieben wurden. Merkwürdig ist in Beziehung auf diese Sage eine von Hodgson (Transact. of the philos. soc. of Philad.) herausgehobene Eigenthümlichkeit der Berbernsprache, welche sonst nur die persische Sprache besitzt. Auch zeigen sie eine große Verbreitung in Afrika, finden sich schon in den oberen Nilgegenden überhaupt, besonders aber in Nubien unter den Namen Barabas. Im nordwestlichen Afrika haben sie aber ihren Hauptaufenthalt und kommen daselbst sogar mit verschiedener Hautfarbe vor. Als Amazirghen bewohnen sie die inneren Partien des marokanischen Antheiles des Atlas, und haben eine ziemlich weiße Hautfarbe. Als Schelläch en, von ziemlich dunkler, bräunlicher Farbe der Haut bebauen sie die westlichen Abhänge dieses Gebirges und als dunkelbraune, manchmal fast kupferrothe Kabylen pflegen sie Feld- und Gartenbau in den höheren Regionen des Atlas, oder treiben als Nomaden ihre Heerden durch die Ebenen in dem Gebiete von Algier.

Die Luskeris oder Mozabs leben an den südlichen Abhängen des Atlas und gehören offenbar zu den Kabylen.

Die Mauren, vorzugsweise die Bewohner der Städte, bilden ein Gemisch von mauritanischen, phönizischen, römischen, vandalischen und arabischen Stämmen und zeigen besonders in ihren physischen Eigenschaften am meisten Verwandtschaft mit letzteren.

Die Araber zerfallen in Städter und Landbewohner. Als letztere sind sie unter dem Namen Beduinen ihren Nachbarn nicht minder als den Europäern durch ihre unbändige vom grellsten Fanatismus gestachelte Wildheit furchtbar geworden.

Die Neger, auch Abyd (Sklaven) oder Sudans (Schwarze) genannt, sind aus den verschiedensten Theilen des inneren und westlichen Afrikas zusammen gebracht und als Sklaven hieher geschleppt worden. Seitdem die Araber in diesen Theil von Afrika herüber gedrungen waren und unter den heidnischen Negern ihren Glauben zu verbreiten suchten, haben sie, wie sie noch heut zu Tage am Tschadsee und an der oberen Quorra thun, in großen Treibjagden die Schwarzen im Sudan und an der Westküste von Afrika zusammengefangen und in zahlreichen Schaaren an ihre wichtigeren Concentrationspunkte verführt.

Die Kuluglis, d. h. Soldatensöhne, von türkisch-maurischer Abkunft, sind Stadtbewohner und wenig zahlreich.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 2.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Januar.
Nro. 2. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 13. December 1845.

6) Hr. Akademiker Erdl las über die von Hrn. Dr. Guyon eingesendeten Schädel von Eingebornen aus der Regentschaft Algier.

(Schluß.)

Die von Hrn. Dr. Guyon geschenkten Schädel und Köpfe sind Repräsentanten der meisten hier angeführten Völkerstämme und besonders der wichtigsten unter ihnen. Ein Schädel und zwey mumisirte Köpfe gehören den Kabylen; letztere, von denen einer hier vorliegt, sind von dem Stamme Beni-Menasser, der in den Bergen um Cherchel (Julia caesarea) herum wohnt. Die betreffenden Individuen starben 1843 als Kriegsgefangene in Algier. Der dritte mumisirte Kopf ist von einem etwa zwölfjährigen Knaben, Omar-Ben-Euldie, aus dem Stamme der Kulugli. Das betreffende Individuum starb im Dezember 1842 zu Algier. Der zweyte Schädel ist von einem Mauern, Mohamed-Ben-Mohamed genannt, der als Spahi in Algier diente und daselbst im Dezember 1842 starb. Der dritte Schädel gehörte einem Araber, Namens Kaddur, aus dem Stamme el Spieh; er war als Tirailleur in französischen Diensten und starb im Januar 1844 zu Algier. Der vierte ist gleichfalls von einem Araber, Namens Amar-Bezade vom Stamme Isser und als Tirailleur zu Algier im Jahre 1844 gestorben. Von den zwey noch übrigen Schädeln ist der eine der eines Negers, der andere eines Kulugli, bey beyden ist von Hrn. Dr. Guyon nur der Name des Stammes, aber nichts Ausführlicheres angegeben.

Diese Schädel sind freylich nur einzelne Repräsentanten der Stämme, deren Namen sie tragen, aber dennoch durchaus nicht ohne wissenschaftlichen Werth. Man ist zwar in unserer Zeit davon abgekommen, von einem einzelnen Schädel die Charakteristik einer ganzen Nation absehen zu wollen, da man sich von der großen Mannigfaltigkeit zufälliger Varietäten, die bey den Schädeln eines ganzen Volksstammes vorkommen müssen, gedrungen sah, erst aus Vergleichung vieler Schädel ein und desselben Stammes ein Mittel der gefundenen Resultate als Typus zu suchen; dennoch aber dürfte bey afrikanischen Völkern das Mittel, welches den Typus feststellt, leichter als bey anderen zu finden seyn. Gelang es doch in neuester Zeit, typische Verschiedenheiten in der Schädelform der Nordeuropäer aufzufinden, die seit vielen Jahrhunderten theils unter sich, theils mit südlicher wohnenden Völkern sich vermischten; um wie viel leichter kann man zu solchen Resultaten in Afrika und besonders auch in der Regentschaft Algier gelangen. Von jeher hatte von den afrikanischen Völkerstammen jeder sich möglichst auf sich beschränkt und eben so sehr von dem andern abgesondert, als er auf strenge Beybehaltung der uralten Lebensart, Sitten und Gebräuche bedacht war. Deßwegen konnte gegenseitige Vermischung, wenigstens in früheren Zeiten, nicht so häufig und nicht so allgemein vorkommen, daß dadurch die

ursprüngliche leibliche Beschaffenheit eines Stammes bis zur Unkenntlichkeit hätte verwischt werden können.

Wohl ist schon ursprünglich durch die Gründung und das Emporkommen Carthago's und nach dessen Zerstörung durch die Uebersiedlung der Römer in ihre Mauritania caesariensis Gelegenheit zur Vermischung mit den Eingebornen gegeben gewesen, aber sicherlich zu keinem bedeutenden Grad gediehen, da sie zu nichts nöthig wurde. Denn zwischen den mit Dido eingewanderten Phönizïern und den Gätulern, so wie zwischen diesen und den nachher herüber gekommenen Römern war wohl ein ähnlicher Unterschied in allen Verhältnissen, wie gegenwärtig zwischen den Franzosen und den Eingebornen des nordwestlichen Afrikas, und eine Vermischung der Sieger mit den Besiegten ist gewiß nicht in größerem Maaßstabe geschehen. Bedeutender konnte die Vermischung werden, als die Vandalen und zuletzt die Araber als Eroberer das Land überschwemmten. Erstere wurden durch letztere größtentheils vernichtet, die Araber aber haben sich ungeachtet der Vermengung mit den Eingebornen und den später aus Spanien vertriebenen und herüber gekommenen Mauren bis auf den heutigen Tag leicht kenntlich erhalten. Die späteren Besuche der Europäer in Algier von 1500 an sind in dieser Beziehung von keiner Erheblichkeit, da sie wie die Expedition von Ximenes, Karl V. ganz unglücklich ausfielen oder doch wie die von Ludwig XIV. von keiner erheblichen Bedeutung waren. Die fürchterliche Niederlage, welche die Algierer durch die Engländer im Jahre 1816 so wie mehrfach in neuerer Zeit durch die Franzosen erlitten haben, mögen überdieß viel dazu beygetragen haben, die Mischlinge, welche bey diesen Kämpfen vorzugsweise im Spiele waren, sehr zu vermindern, so daß reinere Formen jetzt leichter zu finden seyn müssen als früher.

Ref. erlaubt sich aber doch nicht, aus den wenigen vorliegenden Schädeln allgemeinere Resultate zu ziehen und begnügt sich in Folgendem, eine nur die Hauptzüge betreffende kurze Schilderung und Angabe der wichtigeren Maaße derselben zu liefern, welche als Material Denen dienen mögen, die von reichlicheren Mitteln begünstigt noch einen möglichst ausgedehnten Vergleich auch mit dem, was Andere haben, anzustellen wünschen.

Kabylenschädel. Gehirntheil in der Breite und Länge ziemlich rund; Hinterhaupt gut gewölbt; Stirne zurückweichend, schmal, ihr Nasentheil stark hervortretend und die arcus superciliares hoch, abwärts in die Mitte der sutura nasalis ganz zusammenlaufend; processus mastoideus sehr breit und dick; Augenhöhle ziemlich klein und rund; Nasenrücken hoch, schmal; Nasenbeine lang nach vorne erweitert, gewölbt, stark in die Höhe stehend; Nasenöffnung zusammengedrückt; Jochbein ziemlich klein und zurücktretend; Jochbogen schmal, Jochfortsatz des Oberkiefers sehr breit, weit nach außen und oben tretend; Unterkiefer vorne sehr hoch, Kinn sehr hervortretend, Unterkieferwinkel wenig entwickelt.

Auffallend ist, daß in diesen Eigenschaften die mumisirten Köpfe, so weit eine Verfolgung derselben an ihnen möglich ist, ganz mit dem Schädel übereinstimmen, wie auch die unten angeführten Messungen beweisen. In dem Atlas zu M. Wagners Reise in der Regentschaft Algier ist das Profil eines Kabylenschadels, der in den Hauptzügen mit der eben gegebenen Schilderung vollkommen harmonirt.

Maurenschädel. Hirntheil in der Breite rund, von vorne nach hinten ziemlich verlängert; Stirne hoch, schmal; Nasentheil des Stirnbeines breit, sehr wenig hervortretend (flach); arcus superciliaris fast keiner; processus mastoideus mittelmäßig; Hinterhaupt gut gewölbt; vordere Temporalgegend sehr stark aufgetrieben; Gesicht breit, auffallend viereckig; Augenhöhle rund und proportionirt; Nasenbeine wenig eingebogen, sehr gerade abwärts gerichtet, mittelmäßig lang; Nasenöffnung ziemlich weit; Jochbein breit; Unterkiefer sehr breit, sein Körper mittelmäßig hoch, seine Winkel aber stark hervorstechend; Kinn bedeutend vorragend.

Araberschädel. Hirntheil in der Breite und Länge rund; Hinterhaupt gut gewölbt; Stirne kurz, hervortretend; ihr Nasentheil breit; arcus superciliaris schwach; Nasenbeine kurz nach vorne gewölbt erweitert; Nasenöffnung proportionirt; Jochbein mittelmäßig; Jochfortsatz des Oberkiefers ziemlich stark nach außen hervortretend und fast winklig abwärts gebogen; Unterkiefer nieder; Kinn mittelmäßig, Un-

terkieferwinkel ſtark entwickelt; processus coronoideus ungewöhnlich kurz.

Der zweyte Araberſchädel ſtimmt mit dieſem in allen Punkten überein, nur iſt er kleiner und noch dadurch ausgezeichnet, daß in der Mitte der Lambdanath ein großer Zwickelknochen ſitzt, der ganz dem gleicht, welchen Tſchudi bey ſeinen Peruanerſchädeln als charakteriſtiſch beſchreibt, in derſelben Weiſe aber nicht ſehr ſelten auch bey Schädeln von Deutſchen vorkommt, wie z. B. zu erſehen iſt aus Tiedemann und Treviranus Zeitſchrift für Phyſiologie Bd. III. 217. Tab. XVI.

Kuluglischädel. Hirntheil ſehr rund in der Breite, ziemlich rund in der Länge; Stirne hoch, aber rückwärts geneigt, nicht beſonders ſchmal; pars nasalis etwas hervorſtehend, ſehr breit mit ziemlicher Erhebung der arcus superciliares; processus mastoideus mittelmäßig, Hinterhaupt gut gewölbt; vordere Temporalgegend ſehr ſtark aufgetrieben; Augenhöhlen proportionirt, ziemlich viereckig; Naſenrücken ſchön convex, ziemlich breit; Naſenbeine mäßig eingedrückt, nach vorne ſtehend; Naſenöffnung proportionirt; Jochbein vorragend, ziemlich breit; Jochbogen ſchmal; Unterkiefer mäßig hoch; Kinn ziemlich hervorſtehend, Unterkieferwinkel klein; processus coronoideus und condyloideus ſehr weit von einander abſtehend.

Der mumiſirte Kuluglikopf paßt im Ganzen zu der hier gegebenen Beſchreibung, doch iſt Alles wegen der Jugend des Individuums weniger ſcharf gezeichnet.

Negerschädel. Hirntheil der Breite und Länge nach rund, am Hinterhauptsbeine nach unten auffallend zugeſpitzt; Stirne ſchön gewölbt, breit und hoch; Temporalgegend ſtark aufgetrieben; processus mastoideus klein; Naſentheil des Stirnbeines wenig breit, nicht vorſtehend; arcus superciliares keine; Augenhöhlen groß, lang und breit, ein von oben nach unten in die Länge gezogenes Viereck; Naſenrücken mittelmäßig breit, ſanft concav; Naſenbeine etwas nach vorne emporſtehend; Naſenöffnung proportionirt weit, ziemlich viereckig; Wangenbeine klein, nicht vorſtehend; Zwiſchenkiefer lang, mit dem Alveolarrande ziemlich ſtark nach vorne gerichtet; Unterkiefer klein, Kinn wenig vorſtehend; Unterkieferwinkel ſchwach.

Dieſen von Hrn. Dr. Guyon geſchenkten Schädeln und Köpfen erlaubt ſich Ref. eine kurze Beſchreibung einiger anderer intereſſanter Afrikanerſchädel beyzufügen, welche in unſerer Sammlung aufbewahrt werden.

Schädel eines Galla. Hirntheil in der Breite ziemlich rund, von vorne nach hinten ziemlich lang; Hinterhaupt ganz flach; Hinterhauptsloch nach abwärts und etwas nach rückwärts gerichtet; Schläfengegend flach; Stirne ziemlich hoch, aber am Naſentheile flach und gerade abfallend; arcus superciliares keine; Augenhöhlen ſehr groß, nach unten und außen verlängert; Naſe breit; Naſenbeine ziemlich flach, lang, abwärts wenig vorwärts ſtehend; Naſenöffnung ſchmal; Jochbein ſehr klein, flach; Unterkiefer vorne ſehr hoch; Kinn mittelmäßig vorragend; Unterkieferwinkel ſchwach. Das ganze Geſicht lang und ſchmal.

Schädel eines Negers aus dem öſtlichen Sudan. Hirntheil bedeutend verlängert, ſeitlich ziemlich zuſammengedrückt; Stirne kurz, gewölbt, ſchmal, Hinterhaupt winklig gebogen, an der oberen Hälfte rund, an der unteren aber auffallend flach; Temporalgegend flach; arcus superciliares keine, Naſenwurzel mittelmäßig breit; Naſenrücken flach, ſehr wenig concav; Naſenbeine abwärts gerichtet; Naſenöffnung kurz, dreyeckig; Augenhöhlen klein, von innen nach außen weiter als von oben nach unten; Jochbeine mittelmäßig groß, nicht vorſtehend; Jochfortſatz des Oberkiefers weit nach außen tretend und etwas bogig *) nach unten gebogen; Kinn ſehr ſchwach; Unterkieferwinkel klein.

Dieſer kurzen Beſchreibung folgen nun genaue Angaben der wichtigeren Dimenſionsverhältniſſe des Gehirn- und Geſichtstheiles der aufgeführten und

*) Dieſe ſcheinbare pleonaſtiſche Angabe iſt nöthig, weil bey vielen anderen Negerſchädeln die Biegung winkelig iſt. Dieſer Theil des Geſichtes ſcheint ſehr wichtig zu ſeyn und einen großen Einfluß auf die Phyſiognomie auszuüben.

noch einiger anderer zur Vergleichung beygefügter Schädel *).

Die gemeſſenen Schädel ſind der Reihe nach folgende. Kabyle 1, der ſkeletirte Kopf mitgetheilt von Dr. Guyon; Kabyle 2, mumiſirter Kopf eines einige vierzig Jahre alten Kabylen von Dr. Guyon; Kabyle 3, mumiſirter Kopf eines zwiſchen zwanzig und dreyßig Jahre alten Kabylen von Dr. Guyon; Kulugli, ſkeletirter Kopf von Dr. Guyon; ein mumiſirter Kuluglikopf wurde von den Meſſungen ausgeſchloſſen, weil er zu jugendlich iſt; Maurenſchädel, Negerſchädel (Neger 1), zwey Araberſchädel, ein größerer — Araber 1, und ein kleinerer — Araber 2, alle vier von Dr. Guyon aus Algier. Ein Gallaſchädel, zwey Schädel von Angolanegern als Neger 2 und Neger 3; ein Schädel von einem Neger aus Sierra Leone, Neger 4, alle drey ohne Unterkiefer; ein größerer und ein kleinerer Kaffernſchädel als Kaffer 1 und Kaffer 2, beyde ohne Mandibula und letzterer außerdem noch ziemlich beſchädiget; ein Mumienſchädel und der Schädel einer Türkin **)

Verzeichniß

der in der Sitzung der phyſikaliſchen Claſſe im Monate November 1845 vorgelegten Einſendungen an Druckſchriften.

(Fortſetzung.)

Von der British Association for the advancement of science of London:

Proceedings connected with the magnetical and meteorological conference, held at Cambridge in June 1845. London 1845. 8.

Von der Royal Society of Edinburgh:

Transactions. Vol. XVI. Part. I. Vol. XVII. Part. I. Edinburgh 1845. 4.

Proceedings. Vol. I. (Contents.) December 1832 to May 1844. Vol. II. No. 25. 26. 1844 — 1845. Edinburgh. 8.

Von der Royal Observatory of Greenwich:

Reduction of the observations of planets, made at the royal Observatory, Greenwich from 1750 to 1830. London 1845. gr. 4.

Astronomical observations made at the royal observatory, Greenwich in the year 1843. London 1845. gr. 4.

Von dem Herrn J. W. Jubbock in London:

On the heat of vapours. London. 8.

Von dem Commitee of the Madras literary society and auxiliary royal Asiatic Society of Madras:

Das Madras Journal of Litterature and Sciences. No. 1 — 30. 1833 — 1844. Madras. 8.

Von dem Herrn Wilhelm Gasparrini in Neapel:

Nova genera quae super nonnullis Fici speciebus struebat W. G. Napoli 1844. 4.

Nuove richerche sulla struttura dei cistomi. Napoli 1844. 4.

Von dem Herrn Chr. Fr. Schönbein, Profeſſor in Baſel:

Chemiſche Beobachtungen über die langſame und raſche Verbrennung der Körper in atmoſphäriſcher Luft. Baſel 1845. 4.

Von dem Herrn M. Guyon, Chirurgien en chef de l'armée, premier professeur à l'hôpital d'instruction d'Alger.

Des accidens produits dans les trois premières classes des animaux vertébrès, et plus particulièrement chez l'homme, par le venin de la vipère fer-de-Lance. Montpellier 1834. 4.

Discours prononcé à l'hôpital D'Oran, le 25. Decbr. 1835. 8.

Expédition D'Abd-el-Kader contre Ain-Madi. (Extrait du Messager) 1838. 8.

(Schluß folgt.)

*) ſ. Beylage.

**) Dieſer Schädel wurde deßwegen mit aufgenommen, weil er mit den von Blumenbach in den Dekaden gegebenen Abbildungen des Schädels einer Türkin ſo ſehr übereinſtimmt, als hätte er derſelben zur Vorlage gedient. Er iſt ein Geſchenk des Hrn. Dr. Pruner in Kairo und befindet ſich in der anatomiſchen Sammlung. Mehrere Afrikanerſchädel wurden wegen mangelhafter Stammesbeſtimmung nicht gemeſſen.

Durch die von Dr. M. Wagner aus Algier mitgebrachten, und durch Prof. Erichson und Forſtrath

„ maura. F.
„ flexuosa. L.

Gallia.

Dimensionen des Gesichtstheiles. *)	Kabiale 1.	Kabiale 2.	Kabiale 3.	Kalmuk.	Maure	Neger 1.	Araber 1.	Araber 2.	Galla.	Neger 2.	Neger 3.	Neger 4.	Kaffer 1.	Kaffer 2.	Egypt. Mumie.	Türkin.
Breite des Gesichtes in der Mitte des Augenhöhlenrandes von aussen	4.5	4.6½	4.7	4.1	4.2½	4.2½	4.2½	4.0	4.2½	4.8½	4.9		4.8	4.4	3.11	3.11
Breite an derselben Gegend von innen	3.11	3.11½	4.0	4.0	3.11	3.8½	3.11½	3.9	4.10	4.4½	4.4	4.3	4.3½	3.11½	3.8	3.8
Breite der Nasenwurzel in der Mitte der Augenhöhle	0.11			1.1	1.1	0.11½	0.11½	0.11½	0.11½	1.3½	1.2½	1.2	1.3	1.0	0.10½	1.0
Breite der Nasenwurzel an der [illegible]	1.1			1.2	1.3	0.11½	1.2½	1.1	1.½	1.6½	1.5	1.5½	1.4		0.11½	1.1½
Breite des vorderen Theiles am hervorstehendsten Theile der Jochbeine	4.2½	4.5	4.3	4.3	4.4	4.0	4.3	4.0	3.9½	4.7	4.7		4.6		4.3	3.10
Breite des vorderen Theiles am hervorstehendsten Theile der Jochbogen	5.3	5.3	5.3	5.2	5.5	4.11	5.2	4.10	4.8½	5.5	5.8		5.5		4.11	4.9½
Breite des Gesichtes über dem letzten Backenzahne	2.5			2.5½	2.7	2.4	2.6	2.6	2.5½	2.9	2.7	2.5	2.11	2.6	2.5	2.3
Breite der Nasenhöhle	0.10½	1.0	1.½	1.0	1.0	0.10½	1.½	0.11½	0.11	1.2½	1.1	1.2	1.3	1.1	0.11	0.11
Höhe der Nasenöffnung	1.1½	1.3	1.4	1.5	1.5	1.2	1.3	1.3	1.1	1.3	1.3	1.2½	1.3½	1.4	1.3	1.3
Breite der Augenhöhle	1.6½	1.7		1.8	1.8	1.6	1.8	1.7	1.8	1.8½	1.7	1.7	1.9	1.7	1.6½	1.5½
Grösste Breite derjenigen Theile der Backenbeine nach innen und aussen	1.7	1.7	1.8	1.8	1.9	1.8	1.8	1.7½	1.9	1.9	1.8	1.9	1.8	1.7½	1.7	1.6½
Tiefe der Augenhöhlen bis zum untern Rande des [illegible]	2.0			2.1	1.9	2.0	2.1	2.1	2.1½	2.3	2.5	2.3	2.5½	2.2	2.1	1.7½
Höhe der Nasenhöhle des Jochbeines	1.3			1.2	1.2½	0.11	1.½	0.10½	0.10½	1.1	0.11½	0.10½	1.4	1.0	1.1	0.11
Höhe von der Sutur an der Nasenwurzel zur Mitte der Kranznath	1.8	5.1	1.9½	5.½	5.1½	4.6	1.7	4.3½	4.7	4.7	4.6	4.9	5.0	4.3½	4.3	4.1½
Von der Sutur der Nasenwurzel zum vorderen unteren Nasenstachel	2.2	2.4	2.1	2.2	2.3¾	2.0	2.0	0.11½	2.2	2.0	2.0	1.11	2.1	1.11	1.11	2.1½
Von demselben Ausgangspunkte zum vorstehendsten Theil des [illegible]	3.1½	3.1	3.0	2.11	3.0	2.8	2.8	2.5½	2.11	2.9	2.9	2.11	3.1	2.5½	2.7	2.7

Dimensionen des Gesichtes.	Kabiale 1.	Kabiale 2.	Kabiale 3.	Kalmuk.	Maure	Neger 1.	Araber 1.	Araber 2.	Galla.	Neger 2.	Neger 3.	Neger 4.	Kaffer 1.	Kaffer 2.	Egypt. Mumie.	Türkin.
Vom hervorragendsten untersten Theile des Kinnes zur Mitte der Kranznath	8.1	8.8	8.10	9.0	9.3½	8.4	8.4	7.11	9.0						7.11½	7.9
Von demselben Punkte zur Mitte der Pfeilnath	10.1½			9.8½	9.11	9.2	9.6½	9.1½	9.9½						8.10½	8.6
Von dem vorspringendsten Theile des Hinterhauptbeines zur Mitte der Pfeilnath	8.7			8.7½	8.8	8.4	8.5½	8.2	8.6	8.8½	8.11	8.10	9.5		7.11½	7.5
Von der Mitte der [illegible] tuberantia occipitalis externa	7.3	7.5	7.6½	6.0	7.5½	6.10	6.11	7.4	6.2	6.8	6.11	6.9	7.11	6.10	7.0	6.5
Von der Mitte der Kranznath zur Mitte des hinteren Randes des [illegible]	6.2			5.10½	5.11½	6.1	5.9	5.11½	6.2	5.10	5.11	6.2	6.1	5.5	5.10	5.10
Breite des vorderen [illegible] Theiles der crista frontalis	3.9	3.10	4.2	3.11	3.11	4.0	3.10½	3.8	3.8½	4.1	4.2	4.0	4.0	3.8	3.6	3.10½
Breite des Nervus supraorbitalis am hervorstehendsten Theile der pars [illegible]	5.6	5.6½	5.6	5.4	5.6	5.4½	5.3	5.4	5.0	5.1	5.1	5.1½	5.2	4.9½	4.10	5.7½
Breite des Nervus supraorbitalis an dem [illegible]	5.3½	5.4½	4.7	4.6½	4.6½	4.8	4.9	4.7½	4.5½	5.0	5.0	4.8½	5.2	4.9	4.6	4.7
Breite des Nervus supraorbitalis an dem [illegible] der pars [illegible]	4.6	4.4	4.0	3.6	4.0	3.9	3.11	3.11	4.0	3.11		4.1		4.0	3.9	3.10½
Breite des Nervus supraorbitalis an dem [illegible]	5.1	5.6	5.5	5.9	5.2	4.11½	5.5	5.5	5.6½	5.4	5.4	5.7	5.8	5.11	5.4½	5.4
Breite des Nervus supraorbitalis an dem [illegible]	4.10	4.9½	4.8	4.8	4.10½	4.5	4.10	4.9	4.2½	4.7	4.9	4.8	4.11½	4.8	4.6½	4.10
Breite des [illegible] an dem [illegible]	1.2			1.2½	1.3½	1.2	1.2	1.3⅛	1.3	1.2	1.1½	1.1	1.2	1.1½	1.2	1.2½
Länge des foramen magnum	1.3½			1.5	1.7	1.5	1.5	1.7	1.5½	1.6	1.6	1.6	1.6	1.6	1.4½	1.5½
Länge des [illegible]	1.2			1.1½	1.1	1.1	0.11½	1.½	1.1½	1.1	1.0	1.3	1.2		1.1½	0.10
Breite desselben am vorderen Theile des foramen jugulare	1.8			1.8½	1.7	1.8	1.8	1.9	1.8	1.10	1.7	1.9	1.8½		1.8½	1.7½
Von dem vorstehendsten Theile des Zwischenbeines zum vorderen Rande des [illegible]	1.6	1.9½	1.6	1.8	1.7	1.3	1.5	1.3	1.4	1.8	1.10	1.11½	2.2½	1.3	1.2½	1.0
Breite der Mandibula an ihrem Winkel	1.½	1.5½	1.3	3.5	4.3	3.3	1.3	3.9	3.0½						3.7	3.6
Breite derselben am untersten Theile des Alveolarrandes	2.7½			2.8	2.9	2.6	2.7	2.7	2.8½						2.7	2.6½
Höhe der Mandibula vorne	1.6½	1.3	1.1½	1.4	1.3	1.1	0.11	1.1	1.5						1.1	1.0
Länge vom Kinn zum [illegible] mandibulae	3.11½	3.12	3.10	3.8½	1.½	3.3	3.8	3.7½	3.8						3.6	3.2
Vom hinteren Rande des [illegible] zum vorderen des [illegible]	1.10			2.0	1.11	1.7	1.10	1.7	1.6						1.11	1.6½
Breite des Oberkiefers an der [illegible]	1.7	1.9	1.5	1.7	1.7	1.7	1.8	1.9	1.3½	1.9	1.9	1.6½	1.10	1.5½	1.7	1.7½
Breite des [illegible]	1.1½	1.1½	1.1½	1.3½	1.4	1.5	1.1	1.1½	1.3½						1.1	1.1½
Weichen [illegible]	1.3			1.7	1.8	1.5½	1.6	1.7	1.3½	1.5½	1.5½	1.7½	1.9	1.5½	1.6	1.4
Breite des Gaumens am Rande der [illegible]	1.1			1.3	1.1	1.1	1.1	1.2	1.0	1.½	0.11½	1.2	1.2	1.2½	1.2	1.1
Kampercher Gesichtswinkel	78	78	80	78	86	80	82	77	75	75	76	72	80			79

*) Alle Maasse sind in bayerischen Zollen und Linien, die Winkel nach Graden eines Transporteurs gegeben.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
— 1846 Nr. 3. —

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Januar.
Nro. 3. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

7) Hr. Hofrath von Schubert las den Bericht des Hrn. Dr. Roth, Adjuncten der zoologisch-zootomischen Sammlung „über einige an dieselbe von Hrn. Dr. Guyon aus Algier eingesandte Insecten."

Zu den lehrreichsten und gegenwärtig nothwendigsten Forschungen im Gebiete der Entomologie gehört ohne Zweifel die Vergleichung verwandter Arten von benachbarten Fundorten. Durch Verfolgung der Abarten wird einestheils der Aufstellung unzähliger unhaltbarer Arten vorgebeugt, anderntheils eine schärfere Charakteristik noch zweifelhafter Species erzielt. Solche Untersuchungen müssen auch nothwendig jedem Versuche von Abgränzung allgemeiner Insekten Faunen vorausgehen.

Der zoologisch-zootomischen Sammlung dahier mangelte bisher das nothwendige Material, um die geographische Verbreitung selbst nur der europäischen Insekten zu verfolgen. Bekanntlich ist die europäische Fauna nicht scharf von der nordafrikanischen abgegränzt trotz des trennenden Meeres. Hofrath Rud. Wagner hat daher vorgeschlagen, die Küstenländer des Mittelmeeres als südliche Provinz der europäischen, und als nördliche der tropisch-afrikanischen Fauna anzunehmen, als Mittelglied, welches durch das Auftreten des Skorpions bezeichnet wird. Durch die von Dr. M. Wagner aus Algier mitgebrachten, und durch Prof. Erichson und Forstrath Koch untersuchten Insekten-Sammlungen ist die nahe Verwandtschaft der Fauna der Berberey mit der von Spanien, Südfrankreich und Italien dargethan worden. Durch ein Geschenk des Hrn. Dr. Guyon, Stabsarztes in Algerien, ist nun auch die hiesige zoologische Sammlung in den Stand gesetzt worden, diese Vergleichung, wenn auch fürs erste nur mit wenigen Arten, anzustellen; wenn Hr. Dr. Guyon fortfahren wird, Beytrage zu liefern, und wenn erwartete Zusendungen aus Malta und von den griechischen Inseln eintreffen, sollen diese Untersuchungen fortgesetzt werden.

Die Sendung des Hrn. Dr. Guyon, welche aus Coleopteren und Aracheoiden der Umgegend von Algier besteht, ist um so willkommener, da sie außer den Varietäten südeuropäischer schon vorhandener Arten auch manche eigenthümliche, der Sammlung noch ganz neue Arten enthält. Es ergiebt sich daraus eine Vermehrung der maurischen Coleopteren-Fauna, wie sie Erichson in Wagner's Reisen in der Regentschaft Algier zusammengestellt hat, um eilf Species, welche bis auf zwey auch der südeuropäischen Fauna angehören. Das Uebergewicht der Melasomen ist auch in dieser kleinen Sammlung auffallend.

Eine möglichst genaue Bestimmung und Vergleichung hat folgende Species ergeben; ihre Identität mit europäischen Arten wird durch die gegenüberstehenden Ländernamen bezeichnet.

A. Coleoptera.

Cicindela marroccana. F.		Hispan.
„	maura. F.	
„	flexuosa. L.	Gallia.

Graphipterus luctuosus. Dej.	
Ocypus olens. F.	Europ.
Jalodis onopordi. F.	
Pterotis tarsata. F.	
Cebrio gigas. F.	Italia.
Trichodes ammios. F.	
Hister major. L.	Gallia.
Saprinus cruciatus. F.	
Ateuchus sacer. L.	Gallia.
„ semipunctatus. F.	„
Copris hispana. F.	„
Aphodius sordidus. F.	Germania.
Geotrupes hemisphaericus. Oliv.	
Oryctes nasicornis. L.	Gallia.
„ Silenus. F.	
Glaphyrus serratulae. Latr.	
„ maurus. L.	
Cetonia opaca. F.	
„ barbara. Dej.	
„ stictica. F.	Europa.
Erodius bicarinatus. Chevr.	
„ Wagneri. Chevr.	
Pimelia grandis. Klg.	
„ grossa. F.	
„ rugosa. Oliv.	
„ barbara. Dej.	
„ corpulenta. Dej.	
„ maura. Sol.	
Adesmia rotundipennis. Dej.	
Tentyria grossa. Dej.	
„ excavata. Sol.	
Elenophorus collaris. F.	
Scaurus tristis. Oliv.	
Sepidium variegatum. F.	
„ Wagneri. Erichs.	
Akis planicollis. Sol.	
„ trilineata. Hbst.	
Blaps gages F.	German.
„ prodigiosa. Erichs.	
Crypticus glaber. F.	German.
Tenebrio obscurus. F.	„
Lytta segetum. F.	
Meloë tuccius. Rossi.	
Mylabris Oleae. Cheor.	
„ quatuor-maculata. F.	
„ Paykullii. Billb.	

Cleonus obliquus. F.	German.
„ clathratus. Oliv.	
Apate Carmelita. F.	
Hamaticherus velutinus. Dej.	
Purpuricenus Desfontainii. F.	Graecia.
Hesperophanes holosericeus. Rossi.	Italia.
Timarcha generosa. Erichs.	
„ turbida. Erichs.	

B. Arachnides.

Lycosa xylina. Koch.	
„ praegrandis. Koch.	
Buthus testaceus. Koch.	
Androctonus Hector. Koch.	
„ Aeneas. Koch.	

---

8) Hr. Akademiker Vogel las eine Notiz seines Hrn. Sohnes, Hrn. Dr. Vogel jun., „über die Einwirkung des Zuckers auf Weinsteinsäure.“

Es ist eine bekannte Thatsache, daß weder der Zucker, noch die Weinsteinsaure, wenn sie der nicht zu feuchten atmospharischen Luft ausgesetzt sind, eine Veranderung erleiden, indem der Zucker fast gar nicht, die Weinsteinsaure nur sehr schwach die Feuchtigkeit aus der Luft anziehen. Ganz anders verhalt es sich, wenn ein Gemeng von beyden Substanzen der Luft ausgesetzt wird. Während in einem wohlverschlossenem Glase das Gemeng sich unverändert erhalt, so hatte ich öfters Gelegenheit zu bemerken, daß in einer Pappendeckel-Schachtel aufbewahrt, dieß Gemeng schon nach kurzer Zeit seine Pulverform verlor und in eine klebrige Masse überging. Hat das Gemenge einmal diese Veränderung erlitten, so ist es auf keine Weise mehr möglich, die Weinsteinsäure oder den Zucker auch nach mehrmaligen Auflösen und Abdampfen zum Krystallisiren zu bringen. Es geht demnach mit beyden Substanzen durch ihre Vermengung, wenn sie der Luft ausgesetzt werden, eine Veranderung vor sich. Dieß veranlaßte mich einige Versuche zur Aufklärung dieses Gegenstandes anzustellen.

Ein Gemeng aus 1 Theil Weinsteinsäure und 3 Theile Zucker wurde in einer offenen Porcellanschaale der Luft ausgesetzt. Schon nach wenigen Tagen verliert das Gemeng seine Pulverform und nimmt mit jedem Tage einige Prozente an Gewicht zu. Endlich geht das Pulver in eine terpenthinähnliche Masse über, welche allmählig leichtflüssiger und zuletzt ganz dünnflüssig wird, in welcher Flüssigkeit beyde Substanzen gänzlich aufgelöst sind. Das Flüssigwerden des Gemenges an der Luft war in 2 Monaten vollständig herbeygeführt worden. Dieses vollkommene Zerfließen geht viel schneller von statten, wenn man das Gemeng aus gleichen Theilen Zucker und Weinsteinsäure auf einer Glasplatte ausgebreitet statt in einem Zimmer der feuchten Luft im Keller aussetzt. Schon nach 24 Stunden ist das Pulver in eine vollkommene klare Auflösung umgewandelt, namentlich wenn nur eine geringe Menge zum Zerfließen hingestellt ist. Gepulverter Zucker und gepulverte Weinsteinsäure, eine jede dieser Substanzen für sich unter gleichen Umständen in den Keller gebracht ziehen zwar auch Feuchtigkeit aus der Luft an, allein bey weitem nicht in dem Grade und mit der Schnelligkeit, als wenn sie mit einander gemengt sind. Jede der beyden Substanzen für sich in dünnen Schichten ausgebreitet nimmt nach einigen Tagen an Gewicht zu und wird feucht, eine vollkommene Zerfließung findet indeß auch nach sehr langer Zeit nicht statt. Es geht hieraus hervor, daß die Neigung zur Wasserabsorption durch das Mengen von Zucker und Weinsteinsäure bedeutend vermehrt wird.

Um die Gewichtszunahme des Gemenges beym Zerfließen zu bestimmen, wurde ein Gemeng aus 1 Unze Weinsteinsäure und 2 Unzen Zucker, also im Ganzen ein Gewicht von 3 Unzen, auf einem flachen Teller ausgebreitet in den Keller gebracht. Nachdem in kurzer Zeit die Masse vollkommen zerflossen war, ohne irgend einen festen Rückstand zu hinterlassen, wurde wieder gewogen und es fand sich, daß die aus 3 Unzen fester Substanz entstandene Flüssigkeit 4 Unzen und 6 Drachmen an Gewicht hatte. Das Gemeng hatte daher, um vollkommen flüßig zu werden, 1 Unze und 6 Drachmen Wasser absorbirt.

Wie schon bemerkt kann weder der Zucker, noch die Weinsteinsäure aus dem verflossenen Gemenge durch langsames Abdampfen und Abkühlen weder in krystallischem Zustand, noch auch in Pulverform wieder gewonnen werden, da die eingedampfte terpenthinartige Flüssigkeit stets von neuem Feuchtigkeit aus der Luft anzieht und dünnflüssig wird. In absolutem Alkohol löst sich die zerflossene concentirte Masse vollkommen; aber auch aus dieser weingeistigen Lösung konnte durch Abdampfen und Abkühlen weder krystallisirter Zucker, noch krystallisirte Weinsteinsäure abgeschieden werden.

Folgender einfacher Versuch zeigt deutlich, daß die Weinsteinsäure durch Einwirkung des Zuckers eine Veränderung erlitten habe. Setzt man nämlich der zerflossenen sauren Flüssigkeit Kalkwasser bis zur Neutralisation hinzu, so entsteht nur ein sehr geringer Niederschlag und die vom weinsteinsauren Kalk abfiltrirte Flüssigkeit enthält eine nicht unbedeutende Menge eines Kalksalzes in Lösung. Die Weinsteinsäure ist daher durch das Mengen mit Zucker in eine andere Modifikation übergegangen, welche wie die Tartralsäure mit Kalk in Wasser lösliche Salze bildet. Noch mehr wird diese Annahme durch den Umstand bestätigt, daß die mit Kalkwasser neutralisirte Flüssigkeit wieder sauer zu reagiren anfängt, wenn Oxalsäure in nicht zureichender Menge um allen Kalk herauszuschlagen, zugesetzt wird.

Um bestimmt nachzuweisen, daß die Weinsteinsäure durch das Vermengen mit Zucker theilweise in Tartralsäure umgewandelt sey, war es vor allem nothwendig, die beyden Substanzen des zerflossenen Gemenges von einander abzuscheiden. Am besten gelingt die Trennung des Zuckers von der Weinsteinsäure und der neugebildeten Säure, wenn man die zerflossene Masse mit kohlensaurem Baryt schüttelt. Es wird so lange kohlensaurer Baryt hinzugefügt, bis kein Aufbraufen mehr entsteht und keine saure Reaktion mehr stattfindet. Es bildet sich hiebey weinsteinsaurer Baryt, welcher als unauflöslich auf dem Filtrum zurückbleibt und das Filtrat enthält den Zucker mit einem im Wasser löslichen Barytsalze. Zur Trennung des Zuckers setzt man zu der Lösung absoluten Alkohol, bis kein

Niederschlag mehr entsteht. Die vom Niederschlag abfiltrirte Flüssigkeit enthält den Zucker, der nicht mehr krystallisationsfähig, daher in Traubenzucker übergegangen ist. Der flockige Niederschlag löst sich in Wasser vollkommen auf; durch Aufkochen trübt sich die klare Lösung, indem sich weinsteinsaurer Baryt abscheidet. Er verhält sich somit wie tartralsaurer Baryt, welcher bekanntlich durch Kochen in weinsteinsauren Baryt übergeführt wird. Zersetzt man den Niederschlag vorsichtig mit verdünnter Schwefelsäure und verdampft die vom schwefelsauren Baryt abfiltrirte Lösung im luftleeren Raum über Schwefelsäure, so bleibt eine saure klebrige Flüssigkeit, welche alle Eigenschaften der reinen Tartralsäure besitzt.

Aus den angegebenen Versuchen ergiebt sich demnach:

1) Ein Gemeng aus Zucker und Weinsteinsäure zieht die Feuchtigkeit aus der atmosphärischen Luft viel schneller und in höherem Grade an, als jede dieser beyden Substanzen einzeln.

2) Die Weinsteinsäure geht durch die Vermengung mit Zucker in Tartralsäure über, weßhalb weder der Zucker, noch die Weinsteinsäure aus dem zerflossenen Gemenge wieder krystallinisch dargestellt werden können.

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe im Monate November 1845 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß

Von dem Herrn M. Guyon, Chirurgien en chef de l'armée etc.

Rapport à Monsieur de Pusey, Préfet de Vaucluse, sur un voyage à Arles, en province, à l'effet de constater la nature de la maladie de cette ville en Octobre 1832. 8.

Biographie des hommes du Jour. Paris. 8.

Informaciones sumarias de las esperiencias a que se sometie en la Martinica, año de 1822. San Fernando 1827. 8.

Rapport chirurgical sur l'expédition du passage aux portes-de-Fer en octobre 1839. 8.

Durch denselben:

Calcutta Journal of Natural History etc. By John M'Clelland etc. No. 21. April 1845. No. 22. July 1845. 8.

Von dem Herrn Professor M. Alexis Perrey in Dijon:

Sur les tremblements de terre de la Péninsule Scandinave. Paris 1845. 8.

Von dem Herrn Professor v. Gemini in Paris:

Considérations sur le mode de transmission de la peste et sur la génération des maladies en général. Paris 1844. 8.

Von dem Verein für Naturkunde in Mannheim:

III., V., VI., VII. Jahresbericht 1836—1840. Mannheim. 8.

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe im Monate December 1845 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften:

Von der Société des sciences de Finlande:

Acta societatis scientiarum Fennicae. Tomus I. 1812. Tomi secundi. Fasciculus I. 1813. T. secundi Fasciculus II. 1844. Helsingforsiae 1812 — 1844. 4.

Durch Herrn Grafen Wilhelm von Württemberg:

Württembergische naturwissenschaftliche Jahreshefte. Herausgegeben von Prof. Mohl in Tübingen ꝛc. Erster Jahrgang. I. u. II. Heft. Stuttgart 1845. 8.

Karte von dem Königr. Württemberg nach der neuen Landesvermessung im $\frac{1}{50000}$ Maaßstab, von dem k. statistischen Bureau. 34 Blätter.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 1.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Januar.
Nro. 1. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

91) Hr. Akademiker v. Kobell giebt Nachricht über den Brongniartin von Berchtesgaden.

Ich erhielt im vergangenen Herbste durch Hrn. Salinen-Inspector Reichenbach in Berchtesgaden ein problematisches Mineral, von welchem derselbe vermuthete, daß es Brongniartin oder Glauberit seyn könne. Meine Untersuchung hat diese Vermuthung bestätigt.

Das Mineral findet sich in derben krystallinischen Massen, welche in einer Richtung vollkommen spaltbar sind. Die Spaltungsflächen besitzen einen dem Perlmutterglanz sich nähernden Glasglanz, die unvollkommen muschligen Bruchflächen sind zwischen glas und schwach fettglänzend.

In dünnen Spaltungstafeln ist das Mineral durchsichtig genug, um im polarisirten Lichte untersucht werden zu können, was bis jetzt nicht geschehen ist. Ich beobachtete ein zusammengesetztes Ringsystem mit zwey prismatisch farbigen Hyperbeln, welche beym Drehen der Krystallplatte um ihre Are in zwey Richtungen zu einem schwarzen Kreuze zusammentreten, so daß man das Mineral leicht für einaxig halten könnte. Das Kreuz einaxiger Krystalle bleibt aber beym Drehen der Krystallplatte unverändert, wenigstens findet keine weite Theilung daran statt, wahrend das Kreuz, welches die Hyperbeln zweyaxiger Krystalle bilden, sich in gewissen Richtungen deutlich in diese Hyperbeln zerlegt.

Die Farbe des Minerals ist weiß, in's Gelbliche. Vor dem Löthrohre verknistert es etwas; langsam erhitzt, schmilzt es schon an dem Saume einer Lichtflamme. Der schmelzende Tropfen ist wasserklar, wird aber beym Erkalten weiß und trübe. Stärker erhitzt giebt es alkalische Reaction und mit Soda Hepar. Im Kolben giebt es kein Wasser.

Wird ein klares Stück mit Wasser übergossen, so wird es bald trübe und es löst sich schwefelsaures Natrum auf.

Mit einer gehörigen Menge Wasser wird alles schwefelsaure Natrum extrahirt und schwefelsaurer Kalk bleibt als Rückstand. Die Auflösung enthält aber immer etwas Gyps. Ich habe hierüber einige Versuche angestellt und in gesättigte Glaubersalzauflösung frisch gefällten Gyps eingetragen und unter Umrühren einige Tage stehen gelassen. Dann bestimmte ich den Kalkgehalt einer gewogenen Menge der Auflösung und es ergab sich, daß eine gesättigte Glaubersalzauflösung eben so viel Gyps auflöst, als reines Wasser, nämlich 400 Theile lösen einen Theil Gyps auf.

In einer hinreichenden Menge Salzsäure löst sich das Mineral vollkommen auf.

Bey der Analyse wurden 30 Gran durch Kochen mit kohlensaurem Kali zersetzt und auf die gewöhnliche Weise Kalk und Schwefelsaure bestimmt.

Es wurden erhalten:

Schwefelsaurer Kalk	51,0
Schwefelsaures Natrum	48,6
	99,6

Dieses stimmt demnach mit der Formel

$$Na\,\dot{S} + Ca\,\dot{S}$$

überein, nur ist der Gehalt an schwefelsaurem Kalk etwas größer gefunden worden, weil das Mineral in feuchter Luft allmählig zersetzt wird und Glauberſalz auswittert.

Ich habe einige Versuche gemacht, um dieses Mineral künstlich herzustellen. Dabey habe ich zunächst die gehörigen Mengen von Gyps und Glauberſalz zusammengeschmolzen. Ich erhielt eine krystallinische Masse, an welcher sich stellenweise ein Blätterdurchgang deutlich erkennen ließ und welche auch beym Schmelzen und auf nassem Wege sich wie das natürliche Mineral verhielt. Ob eine ähnliche Bildung auf nassem Wege gelingt, weiß ich nicht, indessen sind einige Versuche vorbereitet, deren Resultate ich seiner Zeit mittheilen werde.

Der Brongniartin war bis jetzt nur mit Sicherheit von Villarubia in Spanien bekannt, wo er in Krystallen mit Steinsalz vorkommt. Die Vorkommnisse von Aussee und Ischel sind noch zweifelhaft. Der Brongniartin von Berchtesgaden kommt mit Gyps und etwas Steinsalz in Salzthon vor, bis jetzt aber auch nur als Seltenheit.

---

10) Hr. Akademiker v. Martius legte der Classe das achte Heft seines Werkes: Genera et Species Palmarum Brasiliensium vor und berichtete darüber, wie folgt:

Dieses Werk, welches ich immer als eine der wichtigsten literarischen Aufgaben meines Lebens betrachtet und mit Vorliebe gepflegt habe, schreitet nur langsam seinem Abschluße entgegen. Bey genauer Würdigung des Gegenstandes aber dürfte dieß dem Unternehmen wohl nicht zum Tadel gereichen, denn ein langsameres Ausreifen der Resultate, die hier in Aussicht stehen, verbürgt auch deren Nachhaltigkeit und erhöhten Nutzen.

Als ich den Plan faßte, die systematische Beschreibung der in Brasilien vorkommenden Palmenarten zum Ausgangs- und Anhalts-Punkt einer allgemeinen Monographie von der natürlichen Familie jener, in so vielen Beziehungen merkwürdigen Gewächse zu machen, konnte ich kaum ahnen, zu welchen weit- und tiefgehenden systematischen, anatomischen, morphologischen und pflanzengeographischen Untersuchungen diese Arbeit führen werde. Nachdem aber Hr. Prof. Hugo von Mohl auf mein Ansuchen die Ausarbeitung der Anatomie der Palmen übernommen und in diesem Theile des Werkes so glanzende Resultate gewonnen hatte, Resultate, die theilweise eine Umwälzung in den wichtigsten Lehren von dem Bau und der Entwicklung der Monokotyledonen herbeygeführt und überdieß manches Andere berichtigt und festgestellt haben, — hielt ich es für meine Pflicht, auch den übrigen Capiteln die größte Sorgfalt zuzuwenden, und durch Erwerbung eines möglichst vollständigen Materials sowohl den systematischen als den morphologischen Theil der umfangsreichen Monographie auf der thunlich breitesten Basis auszuführen. Auch bin ich so glücklich gewesen, fortwährend sowohl aus Brasilien als aus andern tropischen Landern die meisten hierher gehörigen Entdeckungen anderer Botaniker zu erwerben, und dadurch erst in den Stand gesetzt worden, die systematischen Untersuchungen zu einem Abschluß von nachhaltiger Sicherheit zu bringen und dem morphologischen und pflanzengeographischen Abschnitt die geeignete Vollständigkeit zu geben. Die zahlreichen Entdeckungen, welche Alcide d'Orbigny in Brasilien, Paraguay, vorzüglich aber in Bolivia gemacht hat, war mir vergönnt, im Jahre 1842 in Paris zu studieren. Seitdem habe ich vorzüglich durch die Liberalität des leider viel zu früh für die Wissenschaft (am 10. Febr. d. J. zu Malacca) verstorbenen Will. Griffith die vollständigste Einsicht in den Formenkreis der ostindischen Palmenflora erlangt, indem ich von diesem trefflichen Naturforscher nicht weniger als 102 Palmenarten erhielt.

Ich glaube daher für die Ausarbeitung der allgemeinen Formen- und Entwicklungs-Geschichte der Palmen ein Material zusammengebracht zu haben, dergleichen vorher noch nirgends existirte, und

mehr auf diesen objectiven Reichthum als auf meine subjective Fähigkeit gründe ich die Hoffnung, daß Eine hochverehrliche Classe, und sofort die Botaniker überhaupt, die Arbeit, welche ich hier vorzulegen mich beehre, mit Wohlwollen aufnehmen werden.

Das ganze Werk zerfällt nach der Entwicklung, welche ich ihm während einer zwanzigjährigen Arbeit gegeben habe, in drey Abtheilungen:

1) in die ausführliche systematische Beschreibung aller bisher in Brasilien und den benachbarten Landschaften Südamerika's beobachteten Palmenarten;
2) in eine kritische Sichtung und berichtigende Charakteristik aller Tribus, Gattungen und Arten der gesammten Familie, nach den Principien einer gesunden Systematik, mit Hervorhebung der wesentlichsten Typen;
3) in eine Einleitung, welche die Generalia über innere und äußere Gestaltung, Entwicklungsgeschichte und Geographie zusammenfassen soll.

Von dieser Einleitung macht die bereits erwähnte Abhandlung des Hrn. Prof. H. v. Mohl in Tübingen, de Palmarum structura, das erste Capitel aus.

Ein zweytes Capitel, welches sich hier zunächst anschließt, handelt von den fossilen Palmen. Dasselbe hat auf meine Bitte Hr. Prof. Franz Unger in Grätz ausgearbeitet. Es erscheint in dem Hefte, das ich mich beehre vorzulegen, und kann als theilweise Ausführung und Erläuterung dessen betrachtet werden, was derselbe Verfasser über die fossilen Palmen in seiner systematischen Uebersicht der Flora der Vorwelt „Synopsis Plantarum fossilium Lips. 1845“ in Kürze zusammengestellt hat.

Ein drittes Capitel bespricht die Form- und Entwicklungsgeschichte. In dem vorliegenden Hefte habe ich die erste Hälfte dieses Abschnittes veröffentlicht. Der Schluß dieses Capitels so wie jenes über die Geographie der Palmen wird den Hauptgegenstand des noch zu edirenden Schlußheftes bilden.

Außerdem aber führt dieses Heft die systematische Uebersicht zum Schluß. Es beginnt mit der Fortsetzung der Naturgeschichte von Phoenix, und hierauf folgen die Cocoinen, als die letzte der fünf Tribus (oder Familien), in welche ich die ganze Ordnung der Palmen eingetheilt habe.

In der Ausgabe von Linne's Systema naturae vom Jahre 1767 werden 10 systematisch sichere Palmenarten aufgeführt, welche zu den Gattungen Chamaerops, Borassus, Corypha, Cocos, Phoenix, Elaeis, Areca und Caryota gehören. Wie sehr das Material auf diesem Gebiete zugenommen hat, erweist sich unter Anderm aus dem Inhalte des vorliegenden Heftes.

Von der Gattung Phoenix sind 8 Arten aufgeführt. Phoenix Ouseleyana Griff. in Chota-Nagpore und Assam entdeckt und ganz neuerlich in dem Calcutta-Journal of natural History bekannt gemacht, wird als eine neunte Art in dieser merkwürdigen Gattung aufzuführen seyn, welche 6 Arten in Asien, zwey in Afrika, und Phoenix dactylifera mit nicht ermitteltem Vaterland begreift.

Die nun folgenden Cocoinen umfassen 126 Arten, 80 mit Stacheln versehene und 46 unbewehrte, nämlich:

	Desmoncus	13	Arten
	Bactris	36	und drey nicht genug ermittelte (3)
	Guilielma	3	
	Martinezia	4	
	Acrocomia	4	
		(4	minder sicher bestimmte)
	Astrocaryum	13	
		80	
unbewehrte:	Elaeis	2	
	Cocos	13	(darunter 2 minder sichere)
	Syagrus	5	
	Diplothemium	5	
	Jubaea	1	
	Maximiliana	3	
	Attalea	15	
	Orbignya	2	
		46	

Alle diese Bäume gehören der neuen Welt an, und es ist ein Factum, welches die Berücksichtigung

der Pflanzengeographen in hohem Grade verdient, daß Cocos nucifera, die einzige durch Cultur weitverbreitete Art, auch die einzige ist, welcher man Asien als ursprüngliches Vaterland zuschreiben zu müssen glaubte, wiewohl sich ihr Standort unter den Verhältnissen einer ursprünglich wilden Pflanze eben so wenig nachweisen läßt, als jener der Dattelpalme.

In Beziehung auf die Formgeschichte bieten die Cocoinen viele sehr eigenthümliche und allgemein wichtige Verhältnisse dar. Ich wage jedoch nicht, die Classe mit diesen Specialitäten zu beschäftigen, und will nur zwey Eigenthümlichkeiten anführen, welche vordem noch unbekannt waren, nämlich die zur Zeit noch räthselhafte Bildung einer aus drey gleichen Schenkeln bestehenden Nath auf dem einzelnen Samen einer offenbar aus drey Fruchtblättern gebildeten Frucht (bey Syagrus, welche Gattuug durch dieß Merkmal vorzüglich charakterisirt wird), und die eigenthümliche Drehung und Zusammenrollnng der Staubbeutel (bey der Gattung Orbignya).

Das Capitel über die fossilen Palmen aus der Feder des Hrn. Prof. Fr. Unger, der sich bereits durch seine Chloris protogaea und durch die Synopsis plantarum fossilium als genauer paläontologischer Forscher erwiesen hat, führt in einer historischen Einleitung die wesentlichsten Entwickelungen auf, welche unsere Kenntniß von den Palmen der Vorwelt erfahren haben. Die älteren Paläontologen haben viele Reste den Palmen zugeschrieben, die nicht dazu gehören. So ist von den 15 Arten Palmacites, die Schlotheim aufführte, nur Eine mit Sicherheit als Palme zu bestimmen. Graf von Sternberg hat im 5ten Hefte seiner Flora der Vorwelt 14 Arten unter 5 Gattungen genannt, wovon ebenfalls mehrere zweifelhaft, andere, wie Nöggerathia mit Bestimmtheit zu den Farn zu verweisen sind. Unter den zahlreichen Endogenites-Arten, die Anton Sprengel beschrieben, sind nur zwey Palmen; zu ihnen kommt eine dritte Art, die Bernh. Cotta in seinem Buch von den Dendrolithen beschrieben hat. Andere Arten haben Parkinson, Burtin, Brongniart, Lindley und Hutton, Witham, Göppert, Roßmäßler, Zenker und Unger selbst hinzugefügt, so daß die Gesammtzahl aller fossilen Palmen, welche hier aufgeführt werden, auf 43 Arten ansteigt. Das Material aber, wonach diese Pflanzen in das System aufgenommen worden sind, ist nicht von gleichem Werthe. Es sind nämlich Reste, entweder von verkohlten oder versteinerten Stämmen, oder von Blättern (den sogenannten Palmenwedeln), von Inflorescenzen oder endlich von Früchten, welche zur Herstellung der Classification und Charakteristik benützt werden konnten.

Nach den Stämmen werden 13 Arten (11 von der Gattung Fasciculites, 2 von Palmacites) aufgeführt. Unter die zuerst von Cotta aufgestellte Gattung Fasciculites rechnet Hr. Unger alle fossilen Baumstämme, in denen sich zerstreute Gefäßbündel zeigen, welche weder Holzschichten noch Geflechte in Absätzen bilden. Diese Gefäßbündel bestehen aus einem eigentlichen Holzkörper, aus Bast und einem Bündel von Vasibus propriis. Alle hierher gehörigen Formen, von denen 11 aufgeführt werden, kommen in einem silifizirten Zustande vor, welcher eine feine Politur und mikroskopische Beobachtung gestattet. Die Verbindung der einzelnen Elementarorgane in den Gefäßbündeln und die Anordnung dieser im Ganzen, so wie die Beschaffenheit der Elementarorgane außerhalb den Gefäßbündeln gewährt sichere Anhaltspunkte für die Charakteristik und Diagnostik der einzelnen Arten. Der Verf. macht darauf aufmerksam, daß alle Fasciculiten in zwey Gruppen getrennt werden können, je nachdem sich zwischen den vollständigen Gefaßbündeln auch noch Bastbündel befinden oder nicht. Die andere auf den Befund des Stammes gegründete Gattung, Palmacites Brongniart, wird dadurch charakterisirt, daß der einfache und cylindrische Stamm von dem untersten Theile der Blattstiele scheidenförmig umfaßt wird. Hierher gehört die von Brongniart aus dem Grobkalk von Vailly beschriebene Form (Z. mites Brongniarti Sternb. II. p. 196) und ein Exemplar in Bernh. Cotta's Sammlung aus der antillischen Insel Antigua.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 5.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Januar.
Nro. 5. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

10) Hr. Akademiker von Martius legte der Classe das achte Heft seines Werkes: **Genera et Species Palmarum Brasiliensium** vor und berichtete darüber, wie folgt:

(Schluß.)

Von den Resten, welche man auf die Gestalt von Palmenwedeln zurückführen kann, gehören 14 Arten den Flabellifrondibus an, und bilden die Gattung Flabellaria. Eine Art (Flabellaria borassifolia Sternb.) gehört der Kohlenschieferformation (Böhmens) an; die meisten kommen aber in tertiären Bildungen, namentlich der miocenischen von Häring in Tirol, von Radoboj in Croatien und von Aix en Provence vor. Nur eine Art, Flabellaria parisiensis, findet sich im Grobkalke von Paris. Die Zahl der Palmen mit gefiederten Wedeln beläuft sich auf 5, wovon 4 zur Gattung Phoenicites gehörig, die sich durch sehr zarte Parallelnerven der Fiederblättchen auszeichnet; und 1 bildet die Gattung Zeugophyllites, wo die Blattnerven stark hervorragen. Letztere ist aus den Kohlenminen von Rana-Gungje bey Rajemal in Nordindien und durch Ad. Brongniart bekannt gemacht worden. Die Arten der Gattung Phoenicites gehören ebenfalls vorzüglich der miocenischen Tertiärformation an.

Von einer Blattbildung, welche große Aehnlichkeit mit jener der Scheiden (Spathae) hat, welche den Blüthenstand der Palmen einschließen, hat H. Unger den Charakter für die Gattung Palaeospathe hergenommen, und er rechnet dazu zwey Arten, die eine aus der böhmischen Kohlenschieferformation von Swina (es ist die Spatha Flabellariae borassifoliae Sternb.), — die andere aus dem Kupfersandstein am westlichen Abhange des Ural.

Endlich führt H. Unger acht fossile Früchte nach dieser Aufzählung Palmen zurück, von welchen vier unter dem Namen Carpolithes von Lindley und Hutton aufgeführt in der untern oolithischen Formation von England, die zwey Arten Burtinia in den Ligniten von Lieblar bey Cöln und Wolumwe bey Brüssel, und die zwey Arten Baccites nach Zenker in der Erdkohle von Arenburg vorkommen.

Auf die eigentliche Steinkohlenformation wären nach dieser Aufzählung nur 4 Arten zu rechnen. Die nach früheren Schriftstellern im rothen Todtliegenden vorkommenden Palmen hat eine genauere Untersuchung ihres Baues zu den Farnbäumen, Palmenfarn (Cycadeen) und Calamiten verwiesen. Der Endogenites palmacites, welchen Anton Sprengel als hieher gehörig angiebt, stammt nach Bernh. Cotta nicht aus Sachsen, sondern vielmehr aus Antigua, also aus jüngster Tertiärbildung. Ueber die fossilen Palmen, welche Alex. v. Humboldt aus dieser Formation in Mexico gesehen hat, fehlen genauere Bestimmungen. Die Kupferschieferformation besäße blos einen Repräsentanten, in der von Kutorga am westlichen Ural aufgefundenen Palaeospatha aroidea Ung. Der bunte Sandstein, obgleich reich an andern Monocotyledonen, enthält keine Palmenversteinerungen. In der Quadersandsteinformation führt

Göppert die Flabellaria chamaeropifolia auf. Lias-kalk und Liasschiefer sind ohne Palmen. Aus den oolitischen Schichten wären nur die 4 englischen Carpolithen zu nennen. Dagegen tritt die Bildung der Palmen in den späteren Formationen, nach der Kreide und dem Grünsand, immer häufiger hervor. Aus der eocenischen Tertiärformation sind 4, und wenn man die von Bowerbank als der Nipa verwandte Früchte hieher rechnen wollte, noch 13 bekannt. Es mag hier daran erinnert werden, daß Nipa, jenes seltsame, durch einen kolossalen Fruchtkolben ausgezeichnete ostindische Gewächs, von mehreren Botanikern (wie Blume und Griffith) zu den Palmen, wo es eine eigenthümliche Gruppe darstellen würde, von andern (wie Gaudichaud und Endlicher) in die Nachbarschaft der Pandaneen und Phytelephanteen gestellt wird.

Am reichsten an Palmen sind die miocenischen Flötze, aus denen 25 Arten angeführt werden; — in den pliocenischen endlich kommen 4 vor.

In dem letzten der acht Abschnitte, worin Unger seine Arbeit getheilt hat, behandelt er das Verhältniß der Palmen zu der gesammten vorweltlichen Flora, von welcher 1648 Arten angenommen werden. Bey den meisten ist wohl zu vermuthen, daß sie an den Orten, wo sie jetzt gefunden werden, auch gelebt haben, und daß man sie also zugleich mit coäven Formen vorfindet. Diese letzteren haben einen verschiedenen Charakter von der gegenwärtig an jenen Fundorten herrschenden Vegetation, sie erinnnern vielmehr an tropische Formen. Inzwischen sind es nicht blos solche, wie z. B. Blätter und Früchte, welche mit Laurus dulcis, Melastomaceis, Podocarpus macrophyllus verglichen werden können, sondern auch solche, die, wie der Thuja articulata, manchen Phaseoleen, dem Buxus balearica ähnliche Formen, eine Vegetation andeuten, welche wir in den mildesten Gegenden außerhalb der Wendekreise antreffen. Aus der Formation von Häring in Tyrol, woher nicht weniger als 7 Flabellarien nahmhaft gemacht sind, hat Ad. Brongniart zwey Juniperites, die Thuja nudicaulis, die Comptonia breviloba angeführt, und Unger glaubt in derselben Oertlichkeit Formen zu erkennen, welche an die capischen Myriceen, an Laurinen, Legumi-nosen und Melastomen erinnern. Er führt ferner den Araucarites Göpperti, den Cupressitides taxiformis und Thuytides callitrina an, welche ihm in jener Formation von Häring begegnet sind. Das erste dieser Gewächse war von Gr. v. Sternberg (als Cystoseirites taxiformis und dubius) zu den Meergewächsen gerechnet worden. Der Verf. glaubt übrigens, daß die Vegetation, deren Reste jetzt in der Gegend von Haring gefunden werden, in den Buchten des Meeres, welches damals den nördlichen Fuß der Alpen bespülte, begraben worden seyen, indem sie die Bergwässer aus den benachbarten Höhen herabgeführt hätten.

Eine verwandte urweltliche Vegetation hat er neuerlich auch in Croatien, in Radoboi, beobachtet. Auch dort finden sich zwey Palmen zwischen Resten von Coniferen, Amentaceen, Laurinen, Apocyneen, Verbenaceen, Acerinen, Anacardiaceen, Xanthoxyleen, Papilionaceen, unter welchen auch Meerpflanzen, die den Gattungen Cystoseira, Chondria und Laminaria entsprechen, erscheinen.

Das allgemeinste Resultat, welches aus diesen paläontologischen Untersuchungen hervorgeht, ist, daß die Palmen in verschiedenen, vorzugsweise den jüngsten (tertiären) Perioden einen Theil der damaligen Pflanzenbedeckung unseres Planeten ausgemacht haben, und daß die Gränzen des Verbreitungsbezirkes der Familie damals weit über die gegenwärtige nach den Polen hin hinausragten.

Die Artenzahl im Vergleiche mit den übrigen damals lebenden Gewächsen scheint nicht beträchtlich gewesen zu sein, jedenfalls war sie wohl geringer, als gegenwärtig.

Ich habe, gestützt auf eine Computation der zur Zeit bekannt gewordenen Palmenarten im Gegenhalte mit den übrigen Gewächsen der Florenreiche, zu denen sie gehören, schon vor längerer Zeit die Vermuthung aufgestellt, daß die Zahl aller jetzt lebenden Palmen sich wohl bis auf 1000 erheben dürfte. Schwerlich ist diese Annahme sehr übertrieben; doch wird die Zahl vielleicht nicht ganz erreicht werden, denn es sind vorzüglich nur die heißen Länder der India aquosa und die, freylich sehr ausgedehnten, zur Zeit fast noch unbekannten Länder am Madeira oder am obern Amazonas und

Orenoco, wo spätere Forschungen noch beträchtliche Vermehrung des zur Zeit bekannten Materials in Aussicht stellen. Der große afrikanische Continent und Neuholand liefern im Verhältniß zu ihrer Ausdehnung nur ein geringes Contingent. Angenommen, daß gegenwärtig 80000 Phanerogamen systematisch bekannt wären, so bilden die 400 Palmenarten den 200. Bruchtheil. Dieses Verhältniß haben die Palmen schwerlich in einer der vorweltlichen Vegetationen erreicht, indem sie zumal von Baumfarn, Palmfarn und Calamiten (Equisetum-artigen Formen) und jenen sonderbaren, jetzt ganz erloschenen Gestalten der Sigillarien, Stigmarien, Lepidodendren und Staarsteine (Psaroni) vertreten wurden, die man dem Formenkreis der Lycopodien am nächsten stehend, mit dem Namen der Selagines bezeichnet.

Ueber den morphologischen Theil der vorliegenden Arbeit werde ich mich beehren, in nächster Sitzung zu berichten.

Historische Classe.

In der Sitzung am 20. d. v. Js. wurde von dem funct. Secretär der Classe als ein kleiner Beytrag zur Litterargeschichte der Historie Folgendes mitgetheilt.

Das jüngste Werk Lord Brougham's: „Männer der schönen Litteratur und der Wissenschaft, die zur Zeit König Georg's III. geblüht haben," enthält die Lebensbeschreibungen von zwey Franzosen und acht Britten. Warum der mit Deutschland gar nicht unbekannte Verfasser (Briefe an J. v. Müller II, 401) keinen Deutschen in die Reihe gestellt hat, erklärt sich daraus, daß er seinen Standpunkt in England behält und daher, wie in seinen Lebensbeschreibungen der Staatsmänner aus derselben Zeit, nur solche Ausländer in Betrachtung zieht, die auf England mittelbar oder unmittelbar gewirkt haben. Die Franzosen die er aufführt, sind Voltaire und Rousseau; unter den Britten zwey Geschichtschreiber, Hume und Robertson; die übrigen, Physiker und Mathematiker. Ueber Voltaire und Rousseau wird man kaum etwas Neues finden, wohl aber Veraltetes, besonders über den ersteren, z. B. das Urtheil, sein großes Geschichtswerk sey „die wahre Geschichte der menschlichen Gesellschaft, ja der Menschheit" und „es gebe kein anderes historisches Werk, das so voll gründlicher und nützlicher Belehrung sey." Mit dieser Bewunderung kommt der Verf. um zwey volle Menschenalter später als Johann v. Müller, der einst als Jüngling darin auch befangen war, dann aber sich durch seine Werke gründlicher und nachdrücklicher als irgend ein Anderer davon lossagte. Von Hume und von Robertson, welcher des Verfs. Großoheim war, findet man hier einiges Neue, das für die Litterargeschichte der Historie nicht ganz unerheblich ist.

I.

David Hume.

Eine historische Arbeit zu unternehmen bestimmte ihn, als er durch seine philosophischen Schriften bereits einen bedeutenden Ruf erlangt hatte, die Beschäftigung mit der höchst reichhaltigen Bibliothek der Rechtsanwälte zu Edinburgh, von denen er zum Bibliothekar mit dem schmalen Gehalte von 50 Pf. St. ernannt war. In der Wahl des Gegenstandes aber schwankte er eine Zeit lang zwischen einer Geschichte von England und — der Kirchengeschichte. Adam Smith war es vorzüglich, auf dessen Rath er sich für die erstere entschied.

Ein Theil der Handschrift von Hume's englischer Geschichte ist noch vorhanden. Der Verf. zeigt an mehreren Abschnitten die er ausbebt, daß die Meynung, Hume habe selten nöthig befunden an dem ersten Entwurfe etwas abzuändern, ganz ungegründet ist. In einer Stelle von achtzehn Zeilen sind deren nur fünf unverändert gelassen, und mehr als einmal kommt eine zweyte Aenderung vor.

Hume war zwey Jahre lang brittischer Botschaftssecretär und einige Zeit Geschäftsträger zu Paris. Der Ruf seiner Schriften hatte ihm eine glänzende Aufnahme bereitet. Zu den Bekanntschaften, die er dort machte, gehörte der Erzbischof von Toulouse (nachher von Sens), Brienne. Von

diesem Manne sagte Hume mehr als einmal, er sey der einzige in Frankreich der zum Staatsminister tauge. Ein Urtheil an dem sich die „Tiefe der Wahrnehmung“ welche Spittler an dem Geschichtsschreiber rühmt, nicht bewährt hat. Bekanntlich war es die thörichte Amtsführung Brienne's als ersten Ministers, was den Ausbruch der französischen Revolution am meisten beschleunigte und förderte.

II.

Wilhelm Robertson.

Robertson war der älteste Sohn eines Land-Geistlichen, der später an die Kirche zu Edinburgh versetzt wurde, an welcher in der Folge er selbst eine Predigerstelle, neben seinem Amte auf der Universität, bekleidet hat. Der Vater war von so strengen Grundsätzen, daß er dem Sohne einst das Versprechen, niemals ein Theater zu besuchen, abnahm. Das Versprechen wurde gehalten, obgleich Robertson die Abneigung seines Vaters gegen das Schauspiel keineswegs theilte, vielmehr sich gern gefallen ließ, daß ihm, wenn er nach London kam, Schauspieler von seiner Bekanntschaft sich in ihren besten Rollen auf seinem Zimmer vorstellten.

Hume's Geschichtswerk war in zehen Jahren vollendet. Robertson widmete seinem ersten und am wenigsten umfangreichen, der Geschichte von Schottland unter Maria und Jakob VI., nicht weniger als sieben Jahre in der guten Muße die ihm als Pfarrer einer kleinen Dorfgemeinde blieb. Was an diesem Werke am meisten bewundert wurde, war die Schreibart. Diese an einem angehenden Schriftsteller vielleicht beyspiellose Meisterschaft hatte Robertson durch mannigfache, lange Uebung in der Stille erworben.

Dazu hatten vornehmlich Uebersetzungen aus den Alten, besonders aus den Griechen gedient. Er hielt, sagt der Verf., diese Arbeit hauptsächlich darum für so nützlich, weil sie uns nöthige, den rechten Ausdruck für einen gegebenen Satz aufzusuchen und dadurch uns gewöhne, auch die eigenen Gedanken mit Fleiß auszudrücken, und nicht hinläßig in Worte und Wendungen zu kleiden, die sich eben zufällig darbieten, oft aber den Sinn nicht vollständig geben. Jedoch war er so wenig ausschließlich den Alten zugewandt, daß er nicht einen von diesen, sondern Robinson Crusoe als Muster des erzählenden Styls empfahl, da er um ein solches einst befragt wurde.

Robertson hatte viele Jahre lang an einem seiner Landsleute, Gilbert Stuart, einen heftigen Gegner, der wider ihn eine Schrift nach der andern ausgehen ließ. Ursache dieser Feindseligkeit war die irrige Meynung Stuart's, die von ihm gesuchte Anstellung an der Hochschule Edinburgh sey durch Robertson hintertrieben worden. Die vorgesetzte Behörde hatte aus eigener Bewegung, weil sie Stuart als einen unsittlichen Menschen kannte, gegen ihn entschieden.

Vor nicht langer Zeit war in einer vielgelesenen Zeitschrift erwähnt worden, es fänden sich unter Hume's nachgelassenen Papieren Aeußerungen von Robertson, die an seiner christlichen Gesinnung zweifeln ließen. Der Verf. hat jene Papiere sorgfältig durchgangen, und versichert durchaus nichts dieser Art darin gefunden zu haben.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Januar.

Nro. 6. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Natalis de Wailly Mémoire sur des fragments de papyrus écrits en latin et déposés au cabinet des antiques de la bibliothèque royale, au musée de Louvre et au musée des antiquités de la ville de Leyde. Paris, Imprimerie royale MDCCCXLIV. 27 S. 4. mit 3 Steindrücken in Querfolio.

1.

In Nro. 112. dieser Gelehrten Anzeigen vom J. 1844 hat der Unterzeichnete zwey paläographische Werke (Champollion's Chartes et Manuscrits sur papyrus de la bibliothèque royale etc. Paris, 1842. gr. Fol. und Silvestre's Paléographie universelle. Paris, 1841. gr. Fol.) vereint besprochen, in so weit dieselben einige zu Paris aufbewahrte Bruchstücke der vom U. mit seinem Libellus aurarius (über die römischen Wachstafeln von Abrudbánya) bekannt gemachten und aufgelösten römischen Papyrusurkunde von Leyden, aus Aegypten, abgebildet enthielten; und wurden dort zugleich die daraus hervorgegangenen Ergänzungen der Urkunde oder vielmehr der dadurch ergänzte Text derselben erneut mitgetheilt.

In Folge dieser Anzeige fand U. jüngst nach sommerlanger Abwesenheit von Berlin vom Verfasser der oben angezeigten Schrift als Gegengabe einen Abdruck derselben vor, welcher mir durch den zeitweiligen Ortswechsel bis jetzt entgangen war, wie Herrn de Wailly der 1840 erschienene Libellus erst im July 1842 zur Aufklärung jener von ihm schon mehrere Jahre gekannten Pariser Bruchstücke diente (S. 3). Der Inhalt seines Werkes aber verpflichtet um so mehr zur nachträglichen Anzeige, als erst durch die vollständigere Mittheilung sämmtlicher Pariser Bruchstücke im saubern Facsimile ein bestimmteres Urtheil über das Ganze gewonnen wird und aus jenem zufälligen Nebeneinanderbergehen unsrer beyderseitigen Zusammenstellungen und Lesungen die Wahrheit des Erlesenen nur gewinnen konnte. Dieß betrifft nicht nur die Anordnung der Blätterfolge (der Pariser vor den Leydner Spalten S. 16), sondern vorzüglich gewisse Textergänzungen (wir haben z. B. gleichmäßig im Blatt B. a. Z. 5. inlvstris itaqve avctoritas tva ergänzt s. de Wailly S. 14 — 15).

Herr Natalis de Wailly fügte den dreyen von Champollion-Figeac nachgebildeten Stücken der kgl. Bibliothek zu Paris (Silvestre hatte nur Eines derselben nachgestochen) ein viertes aus dem k. Louvre hinzu, das sich in seinen 6 Zeilen genau an das dritte der k. Bibliothek anschließt. Dieses wie jene sollen aus Elephantine gekommen seyn, während der zusammenhängende dreyspaltige Theil derselben Urkunde zu Leyden aus dem nahen Philä stammt. Solch Schicksal haben die Dinge im antiquarischen Handel!

Das dritte Stück der k. Bibliothek und das vom Louvre vereinigt de Wailly als zu einer besonderen Urkunde gehörig, während ich jene erste Hälfte, die Champollion allein mitgetheilt hatte, wegen der gänzlich gleichen Schriftzüge a. a. O. in Eine und dieselbe Urkunde hereingezogen hatte. Wenn es sich hienach um eine andre Stellung der Blätter handelt, so bleibt doch das gesichert, daß

(nach unſrer Anordnung) A. d. i. das Eine Pariſer Blatt den Kopf bildet, dann die größere Leydner Hälfte (L. I. VI. III.) mit der Ergänzung der Ausgänge durch das zweyte Blatt der k. Bibliothek zu Paris folgt; jedenfalls aber das dritte daher ſtammende Blatt (B. a) zwiſchen A und B. b (oder L 1) heraus muß: es entſprechen ſich inhaltlich A (Geſuch) und L II (Erlaß), ebenſo L I und L III. — In B. a erſcheint ein gleicher kaiſerlicher Erlaß oder Auftrag, zu dem jener entſprechende Antrag (das desiderat oder precatur) fehlt. Daß beyde von de W. verbundenen Stücke aber ohne Lücke zuſammengehören, wird durch die geſetzlichen Schlußworte der einen Hälfte (svb certa cavsa) und die Anfangsworte der zweyten (cavsa non secvta) bekräftigt. Ein fünftes kleines Bruchſtück, Champollion gehörig und auf Tafel III. bey de Wailly über das dritte größere Stück der k. Bibliothek geſtellt, iſt recht glücklich an einen über dem zweyten oder Schluß-*u* des Namens Thermvthiam in der erſten Zeile dort erſcheinenden Querſtrich angeſchloſſen worden, der zu dem tief unter die Linie greifenden h jenes kleinen Bruchſtückes gehört, das nur das einzige Wort perhibentvr (S. 26. genannt, S. 12. aber nicht benutzt) enthält und die nothwendige achte Zeile der Spalte vertritt *). Vor dem erſten m desſelben Namens thermvthiam befindet ſich aber ein ganz ähnlicher Zug, der nur einem oberen h oder *g* angehören kann und den ich *legibvs* leſen möchte (vgl. legibus redhiberi in Z. 8. desſelben Stückes).

Die Beobachtung in der Anmerkung S. 11. verräth ein gutes Auge. Nicht minder glücklich und aufhellend ſind die Nachweiſungen über den gerichtlichen Styl (S. 14—15) und die Geſetzlichkeit der Urkunde (S. 18). De Wailly's Leſung der Pariſer Bruchſtücke weicht von der meinigen a. a. O. in einzelnen Zügen und Wörtern ab. Die Abbildung bey Champollion war nicht ſo vollkommen und klar, wie bey Jenem, obſchon an einigen Orten Ch. mehr geſehen zu haben ſcheint, als de W. So erſcheint z. B. bey Ch. in A. 8. in levet(i)*bvs* dieſer Schluß entſchieden, während er bey de W. ganz fehlt. Sollte von 1840 bis 1842 ſchon ſo viel wieder von der Schrift abgeblättert ſeyn?

Das *m* am Schluße von inimicam (A. 4) iſt bey de W. nicht zu ſehen. In Z. 7. gebe ich mein *svb pretio*) auf; ob aber de W's. Ergänzung exigvo, was den Raum richtiger füllen und dem *vili* pretio (A. 5) entſprechen würde, ſelbſt richtig, bezweifle ich (auch de W. nennt die Leſung S. 24 zweifelhaft). Der für v genommene hohe Aufſtrich iſt dieſem in ſeiner Verbindung mit *o*, e und ſich ſelbſt (vv) nicht eigen; nur wenn i folgt, bleibt er unverbunden, und erſcheint etwas hinaufgezogen (z. B. in L. II., 4. 5. L. III. 3). Eher würde an *minimo* pretio zu denken ſeyn, das in dem unſerm A. entſprechenden L. II. 7. gebraucht wird. Dem widerſtrebt aber ein Anfangs-*e*, das wirklich zu Tage tritt, und jener ſtarke Aufſtrich.

In derſelben Z. 7. tauſche ich nach wiederholter Anſicht der beſſeren Schriftzüge rebvs o(mnibvs) jetzt gern gegen de W's refvso ein: für omnibvs wäre auch nicht mehr Raum am Ende der ſichtbar ausgehenden Zeile. Dasſelbe gilt von dem in L. III. 1. angenommenen paſſiven Ausgange von praecipiatvr, für den ſich jetzt weder Raum noch Spur vorhanden zeigt. In gleicher Zeile 7. tritt *an vi*(lio) jetzt klar hervor.

In B. a. (P. 2), 2. iſt die Leſung thermv-*thiam q*(vam l)ibertate d(onaverat) jedenfalls gerechtfertigt: ſie liegt in den jetzt ſichreren Zügen vergedeutet. Eben ſo Z. 3. (*t*)amqvam ſtatt (qv)amqvam; auch bey Champollion ſchon die Spur von t. — In Z. 4. iſt jetzt die Ergänzung *Andrea* klar zu erkennen. Z. 7. iſt (conven)ciones ſchriftgemäßer als (posses)siones. — Die ähnliche Verbeſſerung von (por)cionem in L. I. 6. in (ivris-die)*i*ionem (de W. S. 25) hatte ich a. a. O. Nr. 112. ſchon bemerkt. — Ganz preis geb' ich

*) Dieſe acht Zeilen erſcheinen auf allen Spalten der Urkunde (auf dem Stück des Louvre in den Langſtrichen eines r . . b . . d . . e noch die Spuren), auf dem erſten Pariſer Stücke (A.) iſt ſie ganz abgebröckelt; hier war ſie nur kurz, de Wailly aber ergänzt ſie S. 11. 24 vielleicht zu kurz durch denique.

Z. 8. ca(vsa) *deb(ie)* detestatur: es ist jetzt ca(vsa d)edisse testatvr nicht zu verkennen. Nicht so schnell aber geht mein Auge in A. 3. von meinem früheren prefatvm zu precatvr über. Zwar erscheint die Präposition sonst mit *ae* (praeivdicivm A., 6. L. II, 4; praecipiat L. III, 1. und de W. S. 12, 8; praefato L. III, 2), dagegen precatorem L. II, 3. pretio A, 5. 7.; auch will ich prefatvm nicht festhalten, denn ein „precatvr" ist nöthig; aber bey Silvestre und Champollion ist gar keine Spur von der unteren Rechtsumbiegung eines c, bey Champollion verräth zudem der Bogen oben mehr ein f. Eben so wenig erscheint bey Champollion in Z. 5. nach confec . . . . eine Umbiegung zum t, eher zum *c* und confectvm gibt hier keinen Sinn und Zusammenhang (instrvmentvm, *quod* . . . . .).

Die Lesung der von de Wailly zuerst gegebenen Ergänzung von B. a. durch das Stück vom Louvre (S. 12. Z. 8—13) ist durchaus unzweifelhaft; ob dagegen alle von de W. angesetzten Wort- und Zeilen-Erganzungen richtig getroffen seyn dürften, möchte nach graphischen Spuren und dem Sinnzusammenhange eher zu bezweifeln seyn.

Das in B. a, 8. (de Wailly S. 12, 7.) ergänzte *jumenta quae* (warum gerade jumenta hier?) würde ich in ein allgemeineres (*omnia qu*)ae oder (*omnia* vero qu)ae verwandeln. Das bey de W. Z. 13. angenommene Inl(irmari) dürfte schon graphisch und auch wegen des Zusammenhanges oder Abhanges von dispositura nicht richtig seyn. Die ganze Stelle aber verlangt Aenderung. Für co(egerunt) ist kein Raum mehr (der Spalte fehlt nur der scharfe Rand); vom ersten *e* keine Spur, wenn auch der vorhandene Hochstrich nach e (oder s?) unerklarlich ist. Sicher aber steht nicht prece, eher pro se und jenes vermeinte in*f*(irmari) dürfte graphisch- und sinnrichtiger inst(itvervnt oder erant) zu deuten seyn. De Wailly nimmt S. 26. servi für den Nominativus Plur. wie signati und theilt demnach hinter venditionem. Ich glaube dagegen, daß zu theilen und zu lesen sey: dispositvra (nämlich avctoritas tva) venditionem servi, qvam [venditionem] pro se signati [d. i. eben wie die in der memorata narratione L. II, 4. bezeichneten iniqvi detentatores] violenter (*t*)um celebrare cl(am ??) | institverant.

Indem wir den nunmehr vielfach aufgehellteren Text nochmals vorzuführen veranlaßt sind, tritt uns wiederholt die Frage um de Wailly's Absonderung der beyden, so zu sagen, thermuthischen Bruchstücke in den Weg. Der Haupteinwand gegen den Zusammenhang mit unserer Urkunde, für den die ganz gleichen Schriftzüge in allen Pariser (und Leydener) Stücken oder Spalten oben bereits geltend gemacht wurden, ist hergenommen von dem nochmaligen Vorkommen der Anrede Andrea frater amantissime, inlvstris itaque avctoritas tva etc., die in L. 1. schon einmal vorkommen als . . . . me ac ivevndissime . . . . . (e)perientia tva. Aber sollte in Einer und derselben Urkunde bey der Sonderung der verschiedenen in Frage seyenden Rechtsfälle je nach den verschiedenen Dikasterien dieß selbst mit Anrede zwey verschiedener Rechtsbehörden, denen der Kaiser die im Erkenntniß gesonderten Fälle zuweist, nicht möglich gedacht werden können?

Schon in der Haupturkunde (um einmal in de W's. Sinn zu sondern) erscheinen zwey verschiedene Bescheide: in A. und L. I. treten zwey verschiedene Rechtsverkürzte mit ihren Gesuchen und Anträgen auf; des Ersten Name war in einer der Spalte A. vorausgegangenen enthalten; der des zweyten, der kürzeren Antrag zu stellen hatte, geht aus dem Bescheide L. III, 2. (*praefato* Isidoro) hervor und muß auch dort (L. I, 1.) Isidorvs gestanden haben. Dem ersten Kläger sind Sklaven vorenthalten worden (eorum in A, 1. wird durch mancipiorum in L. II. 1. erklärt oder gedeckt): hier werden mehrere detentatores (A, 1. u. L. II, 1) genannt; bey dem zweyten, dem seine solacia (soulage) ex militia sua debita vorenthalten oder entlockt worden waren (L. I, 1. L. III, 3, 4.), wird nur von Einem (usurpatore L. I, 2) ausgesagt.

Bey der in dem angedeuteten Bezuge durch ungesetzliche (legibus inimicam) und gewaltsam aufgedrungene Verkaufs-Urkunde (per vim ac necessitatem confectum emptionale instrumentum) vorgegangenen Guterannehmung (possessiones . . .), waren auch wahrscheinlich in den Rückgangigkeits-

Verhandlungen jene Sklaven zurückgehalten und mag zugleich dem „Isidorus“ (ob durch den Kläger selbst?) Unrecht an seinen solaciis sive emolumentis ex militia geschehen seyn. Warum sollte die ägyptische Thermuthia nicht mit im Spiele und Handel gewesen seyn. Jener Isidorus etwa, oder besser, eine Frau hatte ihr die Freyheit geschenkt, sie aber (ingrata), wahrscheinlich durch Verrath die Hand im Spiele habend, hatte ihre Herrin bey der ganzen Sache zugleich geschmäht (patronam contumeliis dicitur offendisse), und wird nun, worauf Jener (oder Jene) angetragen, verurtheilt, wieder unfrey zu werden, doch unter Zurückgabe alles dessen, das auch ihr abgepreßt worden war (quas timor extorsisse detegitur). Und sollte dieses eigenthümliche Strafverhältniß einer zurückgestellten Liberta in einer und derselben Urkunde nicht auch einer anderen Gerichtsbehörde zugewiesen worden seyn können?

Wie dem aber auch sey, so werden wir jedenfalls diese Verhandlung dem übrigen Ganzen des Textes nachzustellen haben, für welchen die ungetrennten drey Leydener Spalten den Mittelpunkt oder Kern bilden, an den sich vorn das eine Pariser Bruchstück (A) reiht, das andere hinten ergänzend hinzutritt. Darnach gestaltet sich unser Text nun folgender Maßen:

I.

A. ab iniqvis eorvm detentatoribvs sibi restitvj; insvper etiam pre(catvr) | emptionale instrvmentvm, qvod per vim ac necessitatem legibvs iniqvam | vili pretio dato svper possessionibvs ad se pertinentibvs confecerint, | nvllvm sibi praeivdicivm generare, | sed exigvo pretio, qvod re vera datvm est, cvm legitimis vsvris refvsato . . . . . (cvm) debitis frvctibvs recvperare; | . . . . . L. I. . . . Isidorvs vero de)siderat solacia ex militia sva debita | . . . . . (ab) vsvrpatore sibi restitvi. |

. . . . . (karissi)me ac ivcvndissime, | (lavdanda itaqve e)xperientia tva | . . . . . (tvi)s inest, | . . . . . (si res ad ivrisdi)ctionem pertineret | . . . . . (a)d solvtionem debiti vix tandem sine vlla vana dilatione | . . . . . (i)vxta legvm tenorem constringi, | LII. iniqvos vero detentatores mancipiorvm ad evm pertinentivm portionem ipsi debitam resarcire, | nec vllvm precatorem ex instrvmento emptionali | pro memorata narratione per vim confecto praeivdicivm pati; sed hoc viribvs vacvato, | possessiones ad ipsvm pertinentes cvm debitis frvctibvs minimo pretio, qvod re vera accepisse probatvr, | cvm legitimis vsvris reddito, ab iniqvis detentatoribvs | LIII. evm recipere praecipiat;*) praefato scilicet Isidoro | solacia sive emolvmenta ex militia svpr . . . , | qvae perperam in svvm lvcrvm dicitvr (vertisse) restitvere compellendo, | ita tamen vt personae ad ivs spectabili**) trib(vatvr . . . . .) |, cessante militari apparitionis svae avxili(o . . . . .) | in provinciali ivd(icio) |

II.

. . . . . (le)g(ibvs perhibentvr . . . (precatvr? desiderat? | Thermvthiam q(vam l)ibertate d(onaverat); tamqvam ingratam ad pristinvm (sta)tvm servitvtis retrahere. | Andrea frater amantissime, | (inlvs)tris itaqve avctoritas tva, | (cvm rem a)d svam ivrisdictionem pertinere cognoverit, | (conven)ciones, qvas timor extorsisse detegitvr, antiqvari, | (omnia vero q)vae svb certa ca(vsa d)edisse testatvr, | cavsa non secvta, legibvs ei redhiberi praecipiat ***) et libertam,†) qvae patronam contvmeliis dicitvr offendisse, ad pristinam fortvnam reduci decernat, | dispositvra | vend(ition)em servi, qvam pro se signati violenter (t)um celebrare . . | institverant | . . v . . . b . . d . . c . . . . . .

(Schluß folgt.)

*) Experientia tva.
**) Einer Gerichtsperson.
***) Auctoritas tua.
†) Thermuthiam, quam libertate donaverat (patrona.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Januar.

Nro. 7. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

George Cuviers Briefe an C. H. Pfaff aus den Jahren 1788 — 1792 naturhistorischen, politischen und literarischen Inhalts, nebst einer biographischen Notiz über G. Cuvier von C. H. Pfaff. Herausgegeben von Dr. V. F. G. Pöhn, Professer an der Universität zu Kiel. Mit Cuviers Portrait und 6 Tafeln in Steindruck. Kiel in der Schön schen Buchhandlung. 1845. 8.

Dieses Buch führt uns in eine Zeit zurück, in welcher in Stuttgadt eine hohe Schule ganz eigener Art unter der unmittelbaren hohen Leitung des Herzogs Karl Eugen bestand, welche daher auch den Namen Karls Akademie führte. Sie vereinigte Jünglinge aus fast allen Ländern Europas nicht blos zu gemeinschaftlichem Unterricht, sondern auch zu gemeinschaftlicher Wohnung, Kost, Pflege, Aufsicht unter militärischen Formen und strenger Abgeschlossenheit, welche nur Sonntags auf wenige Stunden und während der Ferien auf 1 bis 2 Wochen unterbrochen war.

Diese äußeren Verhältnisse führten fast nothwendig ein engeres Anschließen der Jünglinge an einander herbey, und so hatten auch mehrere sich mit Cuvier und Pfaff zu einem Vereine verbunden, der auch nach ihrer Trennung von der Akademie fortbestand. Der Zweck desselben war vorzüglich die gegenseitige Mittheilung naturhistorischer Untersuchungen durch Beschreibung und Zeichnung oder Austausch der Gegenstände selbst, welche in einer gemeinschaftlichen Sammlung in Stuttgardt vereinigt wurden. Cuvier war nach seinem Abgange aus der Akademie durch seine Anstellung als Hofmeister in der Nähe der Küste der Normandie in die günstige Lage versetzt worden, seinen Freunden verhältnißweise mehr Neues über Pflanzen und Thiere melden zu können. Er benützte aber auch das ihm dargebotene Material mit außerordentlichem Eifer. Die von ihm mitgetheilten zum Theil durch Zeichnung erläuterten Beschreibungen hauptsächlich von Pflanzen, Insecten, Krebsen, Mollusken, Vögeln, die damit verbundenen anatomischen Untersuchungen und physiologischen Bemerkungen tragen schon das Gepräge der eigenthümlichen Klarheit der Auffassung und Darstellung, welche die Werke Cuviers so vortheilhaft auszeichnen, so wie des Scharfsinnes in der Auffindung der Charaktere der einzelnen Species. Die Versuche die verschiedenen Species wieder in einzelne Gruppen oder in abgesonderte Gattungen zu vereinigen oder auch höhere Abtheilungen zu begründen, lassen schon den künftigen Meister in der Classification der Thiere erkennen. Diese systematischen Untersuchungen Cuviers über die Pflanzen, Insecten und Mollusken waren ohne Zweifel außer Pfaff hauptsächlich für den in den Briefen öfters genannten Hartmann bestimmt, welcher sich entsprechenden Untersuchungen in Württemberg mit ausgezeichnetem Erfolge widmete, der nur nicht immer unter seinem Namen bekannt wurde, und für den fast nur einige an ihn gerichtete Briefe Cuviers öffentliches Zeugniß geben, welche Duvernoy in seiner Biographie Cuviers abdrucken ließ. Cuvier würde wohl ohne Zweifel von selbst auf die Verbindung der Zoologie mit vergleichender Anatomie und Physiologie geführt wor

den seyn, indeß gebührt die Ehre, diese Idee zuerst gefaßt und in Vorlesungen ausgeführt zu haben, unstreitig Kielmeyern, wie dieß Pfaff auch in einem Anhange am Schlusse des Buchs nach den von Martius in seiner Gedächtnißrede auf Kielmeyer dargelegten Umständen anerkennt. Den einfachsten und sichersten Aufschluß über das frühere Verhältniß Cuviers zu Kielmeyer gibt übrigens der in dem XX. Briefe pag. 177 von Cuvier seinem Freunde Pfaff gegebene Auftrag, Kielmeyern (wie dieß auch schon bey früheren Arbeiten geschehen war) die folgende Anatomie der gemeinen Flußmuschel mitzutheilen, mit dem Beysatze, „er war mein erster Lehrer in dieser Kunst, verdient also wohl thatsächliche Danksagungen.“ Cuvier setzte diese auch durch fernere Mittheilungen an Kielmeyer fort, dessen Vorträge über vergleichende Zoologie Cuvier nach dem Briefe vom 29. Febr. 1791 p. 213 wenigstens im Auszuge und ihrer Hauptrichtung nach durch Pfaff bekannt geworden waren. Das Verhältniß Cuviers zu dem verstorbenen Kanzler von Autenrieth scheint selbst auch nach dem p. 221 und 240 in diesen Briefen Gesagten ein engeres gewesen zu seyn, was auch durch eine Aeußerung Cuviers in dem Werke über die ossemens fossiles bestätigt wird, mit welcher er eine ihm von Autenrieth mitgetheilte Beobachtung begleitet, daß er mit Autenrieth von seiner Jugend an durch wahre Freundschaft verbunden sey. Die Verbindung Cuviers mit seinen Freunden in Würtemberg überdauerte lange die in diesem Buche bezeichnete Periode seiner Verbindung mit Pfaff, und namentlich wurde sie mit Hartmann (der als Oberamtsarzt in Balknang lebte) in Beziehung auf Insecten und Mollusken, mit Kielmeyer hauptsächlich über vergleichende Anatomie und Physiologie, mit Autenrieth und C. Jäger, welche beyde die Aufsicht über das Naturalienkabinet zu Stuttgardt längere Zeit führten, in Beziehung auf fossile Säugethiere unterhalten, und sie ging noch in ihrer belehrenden Weise auf Referenten über, wie dieß aus manchen Stellen der ossemens fossiles erhellt.

(Schluß folgt.)

Natalis de Wailly Mémoire sur des fragments de papyrus écrits en latin et déposés au cabinet des antiques de la bibliothèque royale, au musée de Louvre et au musée des antiquités de la ville de Leyde.

(Schluß.)

2.

Natalis de Wailly hatte schon im Jahre 1841 gleich nach dem Erscheinen des Libellus, vereint mit Letronne, im Journal des Savants (S. 555—566) jenes Inhalt dahin besprochen, daß, weil Letronne das zugleich zu Tage gekommene griechische Triptychon wegen seiner verdächtigen Cursivschrift angriff, de Wailly denselben Verdacht auch auf den lateinischen Libellus ausdehnte, bloß weil ihm die durch mich bis dahin bekannt gewordene Geschichte von der Findung der beyden merkwürdigen Triptycha dunkel erschien.

Der Libellus aurarius hatte gleich nach seinem Erscheinen eine Anzahl gewichtiger öffentlicher Besprechungen in seinem Gefolge gehabt. An der Aechtheit der lateinischen Wachstafeln und ihrer Cursivschrift zweifelte weder Hugo (Göttinger Gelehrte Anzeigen 1841. S. 148), noch Huschke (Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft 1843), noch Dr. Janssen (Een Romeinsch Zegel voorzien van latijnisch cursiefschrift. 's Gravenhagen 1844. 8. und in früheren Schriften), noch Joh. Jerney (in dem Ungarischen wissenschaftlichen Magazin Tudomanytár 1841. Novb. und 1843 August), noch Dr. G. Wenzel (in Oesterreichischen Blättern für Litteratur und Kunst. 1844. II., 3—7.), noch Böckh und Franz (in der Preußischen Allgemeinen Zeitung 1843), welche aus graphischen Gründen die Aechtheit des griechischen Triptychons anfochten. Im Gegentheil vertraten Wenzel, Janssen, Huschke, Jerney geradezu aus graphischen oder aus rechtswissenschaftlichen Gründen die lateinischen Wachstafeln als einen kostbaren Zugewinn der Alterthumskunde in je-

der Beziehung, dem z. B. Th. Mommsen (De collegiis et sodaliciis Romanorum. Kiel, 1843) seinen Hauptbeweis für die Todtenkassen der Innungen oder Genossenschaften entnahm, welche nun erst die Lanuvische Inschrift bestätigen konnte.

Von einer namhaften deutschen Regierung mehrmals zur Verkaufsunterhandlung mit dem frühern Ankäufer und Besitzer Edlen Nicolaus de Jankovich de Wadas in Pesth veranlaßt, gewärtigte ich von diesem, der jene beyden Alterthümer inzwischen an den Erzherzog Palatinus verkauft hatte, wenigstens nochmals genauere Mittheilungen über Fundort und -art der beyden Triptycha, indem auf den Grund des Verdachtes gegen das griechische Wachsbuch von solcher genaueren äußeren Bestätigung die Veröffentlichung einer gründlichen Abhandlung über den rechtskundlichen Inhalt des im lateinischen Libellus aufbewahrten Protocolles oder gerichtlichen Verhandlung durch den gelehrten und edlen Grafen von Borghesi zu Rom abhieng. Ich wiederholte eine solche Aufforderung im Sinne und Dienste der Wissenschaft aus Anlaß der Anzeige des zuvor genannten Schriftchens von Dr. Janssen in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik (1844 Nr. 95.) auch öffentlich; bey welchem Anlasse ich zugleich de Wailly's Anstande gegen die römischen Wachstafeln, soweit dieselben besonders auf Irrthümern des eiligen Lesens in meinem Libellus beruhten, S. 759—760 besprach.

Nun aber ist von der Seite, von der sich die beste Auskunft erwarten ließ, nicht von Jankovich, sondern aus Siebenbürgen selbst der überzeugendste Beweis für die Aechtheit der lateinischen Wachstafeln zu Tage getreten. Der genannte Dr. Gustav Wenzel nämlich hat auf den Grund der Nachforschungen des gleichfalls genannten ungarischen Gelehrten Joh. Jerney, so wie in Folge eigener weiterer Untersuchungen in einem den Wiener Jahrbüchern der Literatur von diesem Jahre (Bd. CXI.) einverleibten längeren Aufsatze über Dacische Alterthümer (S. 81—119) so schlagende Thatsachen mitgetheilt, daß es auch für unsere Gelehrten Anzeigen, in denen im Jahre 1841 ein der Königl. Bayer. Akademie der Wissenschaften über die fraglichen Wachstafeln von mir erstatteter ausführlicher Bericht abgedruckt wurde (S. 99—105) Pflicht wird, zum Abschlusse der Verhandlung, das Geeignete in gedrängtem Auszuge mitzutheilen.

Schon im Jahre 1839 hatte Jerney, als er einen von Nik. Jankovich veranlaßten Probestich der römischen Wachstafeln zu Gesicht und Handen bekam, Nachforschungen im Lande angestellt und darüber im Jahre 1842 (am 16. Aug.) der ungarischen Akademie Vortrag gehalten, der in genannter Zeitschrift Tudomanytár desselben Jahres abgedruckt ward, und 1843 (August) durch 2 Briefe des Klausenburger Professors Alexander von Szuken einen Nachtrag erhielt.

Daraus ergiebt sich folgender Thatbestand. Bey Boróspatak, einer Berghandlung, die zu Abrudbanya gehört, liegt der Berg Letty, eine thatsächlich altrömische Bergstätte, die seit Jahrhunderten verlassen war. In der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aber thaten sich mehrere Gewerbschaften zu abermaligem Aufschlusse des Gebirges zusammen. Nachdem die Herren Lorenz Miko von Dólen und Franz Fikker durch tiefe Stollen die bedeutende Wassermasse abgelassen hatten, lösten jene Gewerkschaften auch die Wetter in den alten Gruben, so daß das Licht wieder brannte und der Bergmann wieder eindringen konnte.

Auf solche Weise gelangten im Jahre 1788 (nicht 1790) mehrere Bergarbeiter auch in jene nun wieder zugänglich gewordene römische Grube und fanden hier unter andern Alterthümern drey alte Holzbücher, von denen der eine Arbeiter das eine gegen ein gutes Trinkgeld dem Bergmeister Lorenz Kovács daselbst abtrat, der es seinem Schwager, dem unitarischen Superintendenten Stephan Lazar zu Klausenburg, (der dieß Amt von 1786 — 1811 bekleidete) zum Geschenke machte. Dieser aber gab den Libellus an die Bibliothek des ungarischen Kollegiums daselbst ab, wo dasselbe bis 1811 aufbewahrt verblieb.

Zehn Jahre nach dem Funde, im J. 1798 unterm 20. May berichtete der genannte Kovacs auf Anfrage jenes seines Schwagers genauer über den Fund, den er dann unverkennbar als unser la-

teinisches Triptychon beschreibt*) und schon damals, ohne die Schrift entziffern zu können, für römische Wachstafeln und etwa für Instruction eines Aufsehers der römischen Grubenarbeiter hielt.

Alle im Lettyberge gefundenen Gegenstände nehmen eine Art Versteinerung an, durch das vitriolhaltige Wasser, welches die Dinge erhielt und von dem noch bey seiner Mündung in den Arangos-Fluß die Fische sterben.

Von den beyden andern Holzbüchern war nichts mehr zu erfragen: der betreffende Bergmann zog aus der Gegend fort, doch wurden schon 1786 zu Börincz Igron in den Gruben des Georg Janki zwey ähnliche Tafeln gefunden, deren eine beym Trocknen am Feuer verdarb, die andere in den Besitz des Herrn Daniel Gombos kam.

Als der genannte Superintendent St. Lazar im Jahre 1811 starb, verlangte und nahm sein Sohn, der k. siebenbürgische Gubernial Sekretair Samuel Lazar, ein leidenschaftlicher Sammler, jene im Collegium zu Klausenburg niedergelegten Wachstafeln als sein Erbstück zurück. Dieser starb am 11. Dezb. 1831 zu Klausenburg und nun trat sein Sohn, der jetzige Diurnist im siebenbürgischen Gubernium, die Tafeln 1834 um mäßigen Preis an den ungarischen Antiquitaten Sammler und Handler Samuel Nemes Literati ab, von welchem endlich Nicolaus Jankovich dieselben im Jahre 1835, wie es heißt, um etwa 100 fl. sammt den griechischen Tafeln ankaufte, sie im selben Jahre nach München brachte und spater nach ihrer Auflösung um etwa 2000 fl. wieder verkaufte.

Während nun auf den Grund dieser Nachforschungen Jerner für die Aechtheit der lateinischen Wachstafeln in die Schranken trat, griff er dagegen das griechische Triptychon als offenbar unächt an. Die darauf erscheinenden acht Zeilen in fremdartigen Schriftzügen, deutete er (zu nichts sagender Ausbeute) aus den s. g. hunnisch-skythischen Alphabeten, welche in Ungarn mehrfach erfunden und an künstlichen Broncearbeiten in die Erde gegraben worden sind, um wieder entdeckt zu werden und dadurch ein vermeintes Uralterthum zu gewinnen.

Die griechischen Wachstafeln sollten vom Pfarrer von Toroskó in den Besitz des dortigen Grafen Stephan Lazar, von diesem an jenen Samuel Nemes Literati gelangt seyn, der sie dem Edlen v. Jankovich verkaufte. Schade, daß die Hauptperson, jener Pfarrer von Toroskó, nicht bey Namen genannt worden ist. Zugegeben aber, daß die griechische Schrift unacht sey, fragt sich's immer noch ob das Holzbuch mit seinen Wachsflachen als solches nicht eines der drey genannten Holzbücher aus dem Lettyberge gewesen sey?

Indem ich nach diesem Berichtauszuge nur noch auf Professor Huschke's und Dr. Wenzel's Ausstellung über die von mir aufgestellte und geltend gemachte Folge der 4 lateinischen Wachsflächen (die Jene gerade umkehren) nachtrage, daß das Triptychon auf die Weise, welche mich zu jener Zählung veranlaßte, mit altem Bindfaden gebunden mir 1835 in München vorgelegt ward; habe ich nach nunmehr gewiß sicherer Bewahrheitung unseres römischen Libellus nur noch den in den Jahrbb. f. wissensch. Kritik 1844 n. 95 S. 760 angeregten Wunsch zu erneuern, daß Borghese uns seine seit mehreren Jahren schon ausgearbeitete Abhandlung uber den Inhalt des Libellus nicht länger vorenthalten möge.

H. F. Maßmann.

*) Dasselbe schon 1796 durch Georg Aranka im 1. Bande der ungarischen Schrift des Vereines von Freunden der ungarischen Sprache, S. 1, der es 1791 (also 3 Jahre nach der Auffindung!) zu Klausenburg in der genannten Bibliothek des ungarischen Kollegiums gesehen hatte und davon berichtet, daß es zu Abrudbanya im Wasser gelegen, und nur darin irrt, daß er es für Buchholz und für ein „jüdisches Alterthum" erklärt.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Januar.

Nro. 8. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Ensaios sobre a statistica das prossessoēs portuguezas na Africa occidental e oriental; na Asie occidental; na China, e na Oceania: escriptos de Ordem do Governo de Sua Magestade Fidelissima a Senhora D. Maria II. por José Joaquim Lopes de Lima. Ordenados em seis livros. Livro I. Das ilhas de Cabo Verde e suas dependencias. Lisboa 1844. Erste Abtheilung S. XVI. und 127, zweyte Abtheilung S. 119. 4.

Im Auftrage des Ministeriums der Marine hat der Verf. des vorliegenden Werkes eine statistische Arbeit über die sämmtlichen Colonien, welche Portugal gegenwärtig noch besitzt, unternommen und bereits zwey Bände über die Inseln des grünen Vorgebirges und die Thomas- und Prinzeninsel geliefert. Portugal's Colonien sind seit dem Jahre 1836 in vier General-Gouvernements (governos geraes) eingetheilt, denen mehrere kleinere Gouvernements (governos particulares) untergeben sind.

Die General-Gouvernements der afrikanischen Besitzungen sind Cabo Verda mit den Unter-Gouvernements Bissao, Cacheo, Geba und der Thomas- und Prinzeninsel, Angola mit dem untergebenen Gouvernement von Benguela und Mozambique mit den drey untergeordneten Gouvernements Lourenço Marques, Inhambane und Quiliemane.

Die asiatischen Besitzungen bilden unter dem Namen Staat von Indien (estado da India) ein Generalgouvernement, dessen Sitz in Neugoa, früher Pangim genannt, ist. Der ruinöse Zustand der Stadt Goa, in welcher kaum noch das Arsenal und die Cathedrale erhalten sind, gab die Veranlassung, Pangim, dessen Bevölkerung sich in kurzer Zeit der besseren Lage wegen bedeutend vermehrt hatte, im Jahre 1843 mit der Benennung Neugoa zur Stadt zu erheben und zum Sitze der obersten Behörde des Staates von Indien zu bestimmen.

Dieser Behörde ist das Gouvernement, welches im Jahre 1844 für Macao und die portugiesischen Antheile an den Inseln Timor und Solor errichtet wurde nebst den schon früher bestandenen zwey Gouvernements von Damão und Diu untergeordnet. Die Azoren und die Inselgruppe von Madeira sind gegenwärtig dem Continente des Königreiches zugetheilt, nach dem Codigo Administrativo vom Jahre 1842 bestehen in diesem (no continente do reino) siebzehn, auf den anliegenden Inseln (nas ilhas adjacentes) aber vier Verwaltungsdistrikte (districtos administrativos). [1])

Nach dieser Eintheilung der Colonien richtet sich auch die Arbeit des Verfassers, sie zerfällt in sechs Bücher, von denen die vier ersteren die afri-

---

1) Diese Verwaltungsdistrikte sind in Portugal: Vianna, Braga, Porto, Villa Real, Braganza, Aveiro, Coimbra, Vizeu, Guarda, Castello Branco, Leiria, Lissabon, Santarem, Portalegre, Evora und Béja; in Algarbien: Faro; auf den Azoren: Ponta Delgada, Angra do Heroismo und Horta, auf Madeira für diese Insel und Porto Santo: Funchal.

kanischen Besitzungen: Cabo Verde, die Thomas und Prinzeninsel, Angola mit Benguela, und Mozambique, die zwey letzteren den Staat von Indien umfassen, so daß im fünften Buche Goa mit Diu Damao und den übrigen Gebietstheilen in Westasien, im sechsten aber Macao mit Timor und Solor behandelt werden sollen.

Jedes Buch wird nach einer kurzen historischen Einleitung zwey Theile enthalten, von denen der erste eine allgemeine Statistik, der zweyte eine Topographie dieser Provinzen geben wird.

Diesen Plan unterwirft der Verfasser der Genehmigung des Marineministers, den er in der Vorrede ersucht, diese Arbeit nur als eine Skizze (esboço) zu betrachten und sie Männern vom Fache in den Colonien selbst zuzusenden, damit für die Zukunft auf diesem Wege eine vollständige Statistik erzielt werden könne.

Die vorzüglichste Quelle, die der Verfasser benützt, ist das Archiv des Ministeriums der Marine, welches zugleich als oberste Behörde für die Colonien Portugals dient, ausserdem hat er aus älteren und neueren Schriftstellern entnommen, was er für seine Zwecke Brauchbares vorfand. An den neueren Schriftstellern rügt er besonders, obgleich seit zehn Jahren mehr über die portugiesischen Colonien geschrieben worden sey, als in dem ganzen verfloßnen Jahrhunderte, den Mangel an sicheren statistischen Angaben, und verspricht, durch die fleißige Benützung des ihm geöffneten Archives demselben nach Kräften abzuhelfen, soweit es der gleichfalls nicht von Lücken freye Zustand desselben gestatte.

Referent glaubt, daß diese Rüge jedenfalls zu allgemein gehalten sey und Manchen der neueren Schriftsteller als ein unverdienter Vorwurf treffe, da nicht Allen die Benützung des ministeriellen Archivs zu Gebote stand und statistische Angaben selbst aus diesem, wie sich in der Folge zeigen wird, so lange nicht hergestellt werden können, als nicht in der Verwaltung der Colonien selbst andere Prinzipien eingeführt werden. Jedenfalls wäre es erwünscht gewesen, wenn der Verfasser statt des ganz unpassenden Vergleiches, den er zwischen dem verfloßnen Jahrhunderte, in welchem kein größeres Werk über die Colonialgeschichte Portugals erschien, und den letzten zehn Jahren anstellt, eine Uebersicht der hier einschlägigen Litteratur, wenigstens der neueren gegeben hätte, da die wenigen über die portugiesischen Colonien in neuerer Zeit erschienenen Werke nur theilweise im Auslande bekannt sind. Ihre Reihenfolge beginnt, wenn wir noch um ein Jahrzehnt mehr als der Verfasser zurückgehen, mit den Memoiren, die der portugiesische Major Joaõ Carlos Feo Cardozo de Castellobranco e Torres über das Leben seines Vaters des Viceadmirals Luiz da Motta Feo e Torres und über die Geschichte der Generalkapitaine von Angola von 1575 1825 schrieb.

Joao Carlos Feo, der sich, während sein Vater Generalkapitain von Angola war (1815 18) in dieser Provinz aufhielt, hat ein brauchbares Werk geliefert, das er aus den Akten des Provinzialarchives bearbeitete und ihm eine geographische und statistische Beschreibung der Reiche Angola und Benguela, so weit er sie theils als Augenzeuge, theils aus offiziellen Papieren liefern konnte, beygefügt. [2])

Ihm schließen sich der Zeitfolge nach das kleine Werk des Dezembargadors José Accursio das Neves an, das in vier und zwanzig Capiteln eine zwar sehr kompendiöse aber doch gute Uebersicht über die Entdeckungen der Portugiesen und ihre sämmtlichen Colonien in Africa und Asien giebt, welche die asiatischen Besitzungen mit zu großer Kürze behandelt hat, [3]) und ein kleines Memoire an, welches Joaquim Antonio de Carvalho e Menezes vorzüglich zur Belebung des Handels in den Reichen Angola und Benguela schrieb. [4])

2) Memorias contendo a biographia do Vice Almirante Luiz da Motta Feo e Torres. A historia dos Governadores geraes de Angola, desde 1575 até 1825, e a descripção geographica e politica dos reinos de Angola e de Benguella. Offerecidas a S. M. F. o Senhor D. João VI., por J. C. Feo Cardozo de Castellobranco e Torres. Pariz 1825. 8.

3) Consideraçoẽs politicas e commerciaes sobre os descobrimentos e possessoẽs dos Portuguezes na Africa e na Asia por José Accursio das Neves. Lisboa 1830. kl. 8.

4) Memoria geografica e politica das prossessoẽs

Von größerer Bedeutung als die beyden zuletzt genannten sind die im Jahre 1835 erschienenen Werke von Botelho und Loureiro.

Botelho, der früher Generalkapitain von Mozambique war, giebt in ein und zwanzig Capiteln nicht bloß eine statistische Beschreibung der portugiesischen Colonien an der Ostküste von Afrika, sondern auch eine Schilderung dieser Küste vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis zum Cap Delgado. [5])

Loureiro, der in verschiedenen Colonialämtern, theils in Mozambique, theils in Goa und zuletzt als Mitglied des aufgehobenen Raths für die überseeischen (conselho ultramarino) den Geschäftsgang des Colonialwesens genau kennen lernte, hat durch seine Memoiren über die portugiesischen Besitzungen im Osten des Vorgebirges der guten Hoffnung sowohl für die Geschichte und Statistik von Goa, als auch für das Gerichtsverfahren in denjenigen Colonien, die unter dem Appellationsgerichte (relacaõ) von Goa stehen, schätzbare Beyträge geliefert. [6])

Im Jahre 1839 veröffentlichte der Visconde da Carreira, der den Generalkapitain von Angola Antonio da Saldanha da Gama als Adjudant nach Afrika begleitet hatte, das von dem Letzteren im Jahre 1814 an die (damals in Rio de Janeiro befindliche) portugiesische Regierung eingesandte Memoire über die Colonien Portugal's an der Westküste von Afrika. [6a])

In demselben Jahre faßten Joaquim José Gonçalves de Mattos Corrêa und Joaquim José Cecilia Kol den Plan, zur Verbesserung der Kriegs- und Handelsmarine und zur Beförderung eines nützlichen Verkehrs zwischen dem Mutterlande und seinen überseeischen Besitzungen einen Verein zu stiften, der von der Thätigkeit seiner Mitglieder in einer eigenen in periodischen Heften erscheinenden Zeitschrift Zeugniß geben sollte. Der Verein kam gegen das Ende desselben Jahres noch unter dem Namen: Verein für die Marine und die Colonien (associaçaõ maritima e colonial) zu Stande und begann in dem folgenden Jahre die Herausgabe seiner Annalen für die Marine und die Colonien, welche er ununterbrochen fortsetzt. [7])

Die Chorographie der Inseln des grünen Vorgebirges und des zu derselben Provinz gehörigen Striches auf dem Festlande wurde von Franz Adolph von Varnhagen und Carl de Chelmicki in einem eignen Werke bearbeitet, [8]) über die der Thomas- und Prinzeninsel, wie der jetzt Spanien angehörigen Inseln Annobon und Fernando Po hat Raimundo José da Cunha Matos ein kleines Werk geliefert, welches Referent schon früher in diesen Blättern (Jahrgang 1844 Nr. 197 99) angezeigt hat.

(Fortsetzung folgt.)

---

portuguezas n' Africa occidental, que diz respecto aos reinos de Angola, Benguela, e suas dependencias. Origem de sua decadencia, e atrazamento, suas conhecidas producções e os meios que se devem applicar para o seu melhoramento, de que devem rezultar mui grandes vantagens á Monarquia. Por Joaquim Antonio de Carvalho e Menezes. Lisboa 1839. 8.

5) Memoria estatistica sobre os dominios portuguezes na Africa oriental por Sebastiaõ Xaver Botelho Par do reino. Lisboa 1835. 8. Erster Theil. Der zweyte Theil erschien 1838.

6) Memorias dos estabelecimentos portuguezes á l'Este do Cabo da boa Esperança, Pelo Conselheiro Manoel José Gomes Loureiro, que servio no extincto conselho ultramarino. Lisboa 1835. 4.

6a) Memoria sobre as colonias de Portugal situadas na costa occidental d'Africa mandada ao governo pelo antigo governador e capitaõ geral do reino de Angola, Antonio de Saldanha da Gama em 1811, precedida de um discurso preliminar, augmentada de alguns additamentos e notas, e dedicada em signal de gratidaõ aos electores do circulo electoral de Vianna do Minho, pelo antigo Ajudante d'ordens daquelle governador. Pariz, na typographia de Casimir, rua de la vieille monnaie Nr. 12. 1839. 8.

7) Annaes maritimos e coloniaes in monatlichen Lieferungen. Das erste Heft erschien im November 1840. Lisboa na imprensa nacional 1840. 8.

8) Corografia Cabo-Verdiana. Ou descripção geographico-historica da provincia das ilhas de Cabo-Verde e Guiné por José Conrado Carlos de Chelmicki e Francisco Adolfo de Varnhagen. Tom. I. Lisboa 1841. Tom. II. ibid 1842. 8.

Georg Cuviers Briefe an C. H. Pfaff.

(Schluß.)

Die vorliegenden Briefe bieten indeß noch ein weiteres Interesse in Absicht auf manche allgemeine wissenschaftliche Gegenstände dar, wie z. B. die Bestimmung des Begriffs von Species, die Untersuchung über den Einfluß des Lichtes auf die organischen Körper, die Auseinandersetzung der natürlichen Systeme von Jussieu, der geologischen Untersuchungen Werners, der phlogistischen Ansicht der Chemie im Gegensatze von der von Lavoisier gegründeten antiphlogistischen Ansicht. Cuvier giebt davon als von einer neuen Erscheinung im XVI. Briefe pag. 125 u. folg. dem um 4 Jahre jüngeren Freund Pfaff eine ungemein klare Uebersicht, dessen vorzugsweises Interesse für die in mehreren Briefen abgehandelten Gegenstände der Physik und Chemie und der chemischen Physiologie wohl die Richtung der Bahn ahnen laßt, auf der Pfaff selbst so vielen Ruhm sich erworben hat. Cuvier bittet Pfaff in dem XXII. Briefe vom 31. Dez. 1790 pag. 200, ihm über die Reducirung der Erdarten in regulos weitlaufigeren Unterricht zu geben; sowohl über den Proceß selbst, als über die Beschaffenheit der erhaltenen Metalle. Es ist nun zwar bekannt, daß Kielmeyer jedoch erst in seinen im J. 1792 begonnenen Vorlesungen über Chemie die Ansicht ausgesprochen hat, daß die Erden ohne Zweifel Metallkalke seyen, allein Pfaff scheint in seinem 2 Jahre früher geschriebenen Briefe an Cuvier die Reducirbarkeit der Erden in Metalle (regulos) bestimmter ausgesprochen zu haben, und es wäre wohl sehr zu wünschen, daß Pfaff in einer Fortsetzung oder neuen Ausgabe dieses Buches sich des Näheren darüber äußerte. Diese wissenschaftlichen Mittheilungen werden indeß sehr durch die speciellen freundschaftlichen Beziehungen und das Interesse für den Bestand und die Thätigkeit des akademischen Bandes gewürzt, das sich fast in jedem Briefe, jedoch auch nicht selten mit einigen Vorwürfen äußert, indem ihm nicht immer in dem Grade von den Freunden in Württemberg entsprochen wurde, wie Cuvier es bey seinem ganz der Untersuchung gewidmeten Leben wünschte. Dennoch berührt auch er manche Fragen von allgemeinem Interesse, und insbesondere die Verhältnisse der verschiedenen Stände in Frankreich, welche die Keime der Revolution in sich schlossen, die sich jetzt mehr und mehr blutig entwickelten. Cuvier folgt diesen Begebenheiten ohne daran unmittelbar Theil zu nehmen mehr als ruhiger Beobachter und ist auch später der Entwicklung von Frankreichs Geschick mit Umsicht und Glück gefolgt. Er hat die höhere Stellung, die er erreicht hat, stets zum Vortheil der Wissenschaft und derer, die sich ihr widmeten, benützt, und wenn auch der Staatsrath und Baron hin und wieder das Bild des akademischen Freundes in etwas verschleyert haben mochte, so kehrte er doch für die Beobachtung des Referenten aus Veranlassung der pag. 32 angeführten Reise, welche Cuvier 1810 als kaiserlicher Commissarius behufs der Visitation der dem Kaiserreiche einverleibten deutschen Departements machte, in der cordialen Heiterkeit unter mehreren seiner ehemaligen akademischen Freunde wieder, welche durch die ihm jetzt minder geläufige deutsche Unterhaltung nur wenig gehemmt wurde. In gleichem Sinne war die Begrüßung geschrieben, welche er bey der 100 jährigen Feyer des Geburtsfestes des Herzogs Karl (11. Feb. 1828) durch Referenten gegen seine ehemaligen Kameraden aussprach. Dieses Bild erschien selbst jüngeren Gelehrten in späterer Zeit nicht selten in der ganzen Liebenswürdigkeit eines der Welt angehörigen und von dieser gemeinnützigen Bestimmung durchdrungenen Mannes, das sich in der freyesten Benützung der von ihm vereinigten wissenschaftlichen Sammlungen spiegelte, in deren Begünstigung Frankreich ein Vorbild für alle andere Staaten geworden ist.

Georg Jäger.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Januar.

Nro. 9. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Ensaios sobre a statistica das possessoēs portuguezas na Africa occidental e oriental; na Asie occidental; na China, e na Oceania etc.

(Fortsetzung.)

Seit dieser Zeit ist bis auf die vorliegende Arbeit des Verfassers, der als Fregattenkapitain einen Theil der Colonien selbst kennen gelernt hat, kein Werk erschienen, das die Beschreibung der portugiesischen Colonien in geographischer oder statistischer Beziehung einer selbstständigen Bearbeitung unterworfen hätte, dagegen finden sich statistische Bemerkungen für den Staat von Indien in den Noten, die Claudio Lagrange Monteiro de Barbuda, Sekretär des Generalgouvernements für den Staat von Indien, mit der Herausgabe der Instruktionen verband, die unter dem Ministerium Pombal's dem Generalkapitain und dem Erzbischofe von Goa ertheilt wurden,[9] und einzelne historische Notizen aus verschiedenen Zeitperioden in den Werken, die der Visconte de Santarem über die in neuester Zeit den Portugiesen streitig gemachte Priorität der Entdeckungen an der Westküste von Afrika verfaßt hat, ein Gegenstand, worüber er am 7. März 1845 in der geographischen Gesellschaft zu Paris neuerdings einen Vortrag erstattet hat.[10]

In den zwey bis jetzt erschienenen Büchern, die zugleich zwey Bände bilden, hat der Verfasser für die erste oder statistische Abtheilung eines jeden Buches dieselbe Eintheilung und Capitelzahl beybehalten, er gibt in jedem derselben in zehn Capiteln 1) eine geographische Einleitung, 2) die Territorialgränzen und die Zahl der Bevölkerung, 3) eine Schilderung des Clima's, Bodens und seiner Produkte, 4) eine Darstellung der Industrie und des Handels, 5) eine kurze Entwicklung der bestehenden Gesetzgebung und Verwaltung, 6) eine Aufzählung der gegenwärtigen Militärmacht, 7) eine kurze Ge-

9) Instrucçoēs comque el rei D. Jose I mandou passar ao estado da India o governador e capitaō general e o arcebispo primaz do Oriente no anno de 1774. Publicadas e annotadas por Claudio Lagrange Monteiro de Barbuda. Pangim. 1841. fol.

10) Memoria sobre a prioridade dos descobrimentos portuguezes na costa d'Africa occidental para servir de illustração a chronica da conquista de Guiné por Azurara pelo Visconde de Santarem. Pariz 1811. 8vo., in französischer Sprache und in vermehrter Ausgabe wieder abgedruckt unter dem Titel: recherches sur la priorité de la découverte des pays situés sur la cote occidentale d'Afrique au dela du Cap Bojador, et sur les progrès de la science géographique, aprés les navigations des Portugais au XV siècle; par le Vicomte de Santarem. Accompagnées d'un atlas composé de mappemondes et de cartes pour la plupart inédites, dressées depuis le XI jusqu'au XVII siècle. Paris à la librairie orientale de Ve. Dondey Dupré, libraire des sociétés asiatique et ethnologique. 1842. 8vo. Für die Geschichte der Guiana ist die von demselben Visconde de Santarem wieder aufgefundene und herausgegebene Chronik von Azurara von besonderer Wichtigkeit.

ſchichte der Verbreitung der chriſtlichen Religion und der geiſtlichen Verwaltung, 8) den Zuſtand des Unterrichtsweſens, 9) das Budget der Ausgaben und Einnahmen, 10) eine allgemeine Notiz über das Land und ſeine Bewohner.

In der zweyten oder topographiſchen Abtheilung behandelt er im erſten Bande den Archipel der Inſeln des grünen Vorgebirges mit dem von ihnen abhängigen Gebiete auf dem Feſtlande in zehn Capiteln, im zweyten Bande, den Referent ſpäter anzeigen wird, aber die Topographie der Thomas- und Prinzeninſel und des Forts S. Joaõ Batiſta de Ajuda auf dem Feſtlande in drey Capiteln, nur im erſten Bande ſpricht er als Augenzeuge.

Der Archipel der Inſeln des grünen Vorgebirges theilt ſich in drey Gruppen, gegen Nordoſten liegen die Inſeln St. Antonio, St. Vicente, Sta. Lucia und St. Nicolao, gegen Nordweſten: Sal und Boaviſta, gegen Süden: Maio, Santiago, Fogo und Brava; die vier letzteren werden auch gewöhnlich Inſeln unter dem Winde (Ilhas de Sotavento) genannt, während die ſechs übrigen den Namen Inſeln im Winde (Ilhas de Balravento) führen. Bis zum Jahre 1838 waren nur acht von dieſen Inſeln bewohnt, denn die Inſel Sal, obgleich in früherer Zeit oft von den Bewohnern der übrigen Inſeln der Salinen wegen, von denen ſie ihren Namen führt, und der Fiſcherey halber beſucht, erhielt erſt im Jahre 1808 eine Faktorey für den Betrieb des Salzhandels und endlich dreyßig Jahre ſpäter auch eine regelmäßige Bevölkerung durch die Anſiedelung von Coloniſten, welche von Boariſta her einwanderten, die Inſel Sta. Luzia iſt aber noch gegenwärtig unbewohnt, ſie war nie regelmäßig bevölkert, ſondern wurde in früherer Zeit zur Viehzucht benutzt und diente deßhalb den Hirten zum vorübergehenden Aufenthalte, wovon ſich noch im Südweſten der Inſel am Fuße des Berges Caramujo einige Spuren finden.

Zu dem General-Gouvernement von Cabo Verde gehören auch auf dem Feſtlande die Niederlaſſungen der Portugieſen zwiſchen dem 11° 30′ und 12° 30′ N. B., nämlich die Feſtung S. Joſé de Biſſão auf der gleichnamigen Inſel mit den befeſtigten Anſiedlungen (presidios) Fa, Geba und Ganjarra am Fluße Geba und den Inſeln Bolama und Gallinhas im Archipel der Bijagoz-Inſeln, ſo wie die Feſtung Cacheu am Fluße St. Domingo mit den presidios Bolor und Farim an demſelben Fluße und Zinguinchor am Caſamanſa.

Der Flächenraum der neun bewohnten Inſeln des grünen Vorgebirges umfaßt 1223 □ Meilen, von denen jedoch acht Zehntheile entweder ganz unangebaut liegen, oder doch nur wenig benützt ſind. Die Niederlaſſungen auf dem Feſtlande, gewöhnlich die Guinea des grünen Vorgebirges (Guinea de Cabo Verde) genannt, ſind Handels-Faktoreyen, die zum Schutze des Verkehrs befeſtigt wurden, ſie entbehren deßhalb aller Coloniſation und nehmen, wenn man die beyden Inſeln Bolama und Gallinhas im Umfange von zehn □ Meilen mit einrechnet, mit einem Raume von ſechzehn bis achtzehn □ Meilen ein, da man für jede derſelben nur eine □ Meile anrechnen kann. Seit dem Jahre 1834 iſt keine Volkszählung mehr vorgenommen worden; damals belief ſich die Zahl der Einwohner in 12,694 Feuerſtellen auf 55,833 Seelen, unter denen ſich 3979 Sklaven befanden.

Dieſe Zählung begriff jedoch nur die acht damals bewohnten Inſeln von Cabo Verde.; auf dem Feſtlande wurde ſie nicht vorgenommen. Obgleich man die Bevölkerung der vier Jahre ſpäter bevölkerten Inſel Sal nicht in Anſchlag bringen darf, weil ihre Coloniſten von den übrigen Inſeln einwanderten, ſo glaubt doch der Verfaſſer, daß ſich die Bevölkerung der Inſeln von Cabo Verde in den letzten Jahren um zwey Zehntheile vermehrt habe und gegenwärtig die Zahl von 77,000 Seelen überſchreite. Die Bevölkerung der Guinea von Cabo Verde gibt er nach eigener Schätzung auf 2500 Freye mit Einſchluß der Beſatzungen und auf 2000 Sklaven an, in der ganzen Provinz, d. h. auf den Inſeln und in der Guinea von Cabo Verde, kommt nach ſeiner Berechnung ungefähr ein weißer Menſch auf zwanzig Farbige.

In allen portugieſiſchen Colonien gilt die Carta als Grundgeſetz, außer derſelben beſtehen einige beſondere Verordnungen, die aber nicht genügend ſind, und eine neue Geſetzgebung für die Colonien wünſchen laſſen. Als die vorzüglichſte Norm für die

Verwaltung gilt das Dekret vom 7. Dezember 1836 über die Eintheilung der General-Gouvernements und die Befugniſſe der Gouverneurs. In ihrer Perſon iſt die Civilgewalt, jedoch mit Ausnahme der Juſtizſachen und die Militärgewalt vereinigt, ihnen zur Seite ſteht der Gubernialrath, gebildet aus den Chefs der vier Abtheilungen des Gerichts- und Militärweſens, der fiskaliſchen und geiſtlichen Angelegenheiten und zwey Mitgliedern der Provinzial-Junta, der die Stelle des Gouverneurs in ſeiner Abweſenheit vertritt, in ſeiner Anweſenheit aber nur eine berathende Stimme hat. Die Expedition der Geſchäfte beſorgt der vom Staate ernannte General-Sekretär und die aus zwey Officianten und vier Funktionären (amanuenses) beſtehende Kanzley.

Bis zum Jahre 1770 war der Sitz der Generalkapitaine, wie man früher die Generalgouverneurs nannte, in der Stadt Ribeira Grande auf der Inſel St. Jago, die ungeſunde Lage der Stadt und die ſchlechte Beſchaffenheit des Hafens, ſo wie die Abnahme ihrer Bevölkerung durch wiederholte Plünderung der Holländer veranlaßten ſchon im J. 1652 den Befehl, den Regierungsſitz nach der Villa da Praia auf derſelben Inſel zu verlegen, der jedoch erſt im Jahre 1769 unter dem Miniſterium Pombal's zur Ausführung kam, obgleich die Stadt ſeit der 1712 von den Franzoſen erlittenen Plünderung bereits von dem größten Theile der Einwohner verlaſſen und verödet war. Im Jahre 1838 wollte die portugieſiſche Regierung, da die Inſel St. Jago ihres tödtlichen Clima's wegen verrufen iſt, eine neue Anſiedlung auf der Inſel S. Vicente gründen und den Sitz der Gubernialregierung dorthin verlegen, die Ausführung dieſes Vorhabens iſt aber der vielen Schwierigkeiten wegen, welche der Anlegung einer neuen Anſiedlung in einer wenig bevölkerten und mittelloſen Colonie entgegenſtehen, unterblieben, und der Sitz der Gubernialregierung befindet ſich gegenwärtig während der geſünderen Jahreszeit, d. h. während der Dauer der Winde (tempo das brigas) vom Oktober bis zum May noch in Villa da Praia, in der Regenzeit (tempo das agoas), d. h. vom Juny bis zum September aber auf einer der übrigen Inſeln nach der Wahl des Gouverneurs und des Gubernialrathes.

Wie in Portugal und Algarbien die Verwaltungsdiſtrikte nach dem codigo administrativo von 1842, der auch in den Colonien jedoch mit den Modifikationen, welche die Gubernialregierung für nöthig findet, giltig iſt, in Gemeinderäthe (concelhos) abgetheilt ſind, von denen jeder eine eigene Behörde für die Verwaltung dieſes kleineren Bezirkes Municipalkammer genannt hat (camara municipal), ſo beſtehen auch in dem Archipel der Inſeln von Cabo Verde acht ſolcher Concelhos, nämlich zwey für die Inſel St. Jago, vier für die Inſeln Fogo, Brava, Maio und S. Nicolao und zwey für die Inſeln Boaviſta und St. Antonio, von denen die erſtere auch die Verwaltung der Inſel Sal, die letztere die der Inſel Vicente in ſich begreift. In jedem dieſer acht Concelhos befindet ſich nach der Vorſchrift des Geſetzes eine Municipalkammer mit ihrem Vorſtande (administrador do conselho) und in jedem der 28 pfarrlichen Bezirke, welche unter dieſen acht Concelhos ſtehen, ein Aufſeher für die Pfarrey (regedor da parochia). Für die Beſtimmung der Auflagen und die Erhebung der Einnahmen und Beſorgung der Ausgaben beſteht eine Finanzbehörde (Junta da Fazenda), gebildet aus dem Gouverneur als Vorſtand, einem königlichen Richter, dem Delegirten desſelben, der als Kronfiskal dient, einem Schatzmeiſter und einem Schreiber. Für die Verbeſſerung des Ackerbaues und die Vertheilung des nicht angebauten Landes ſorgt die Junta dos melhoramentos da agricultura; auſſerdem beſteht auch noch ein Provincialrath (Junta de Provincia), der aber nur eine berathende Thätigkeit ausübt, indem er Bericht über die Bedürfniſſe der Provinz abſtattet.

Nach der Volkszählung vom Jahre 1834 hatte die Inſel St. Jago auf 360 □ Meilen 5374 Feuerſtellen und 21,646 Einwohner, Fogo auf 144 □ M. 1096 Feuerſtellen und 5615 Einwohner, Brava auf 36 □ M. 1071 Feuerſtellen nnd 3990 Einwohner, Maio auf 50 □ M. 372 Feuerſtellen und 1905 Einwohner, Boaviſta auf 140 □ M. 640 Feuerſtellen und 3331 Einwohner, St. Nicolao auf 115 □ M. 1048 Feuerſtellen und 5418 Einwohner, St. Antonio auf 240 □ M. 3032 Feuerſtellen und 13,587 Einwohner, St. Vicente

auf 70 □ M. 61 Feuerſtellen und 341 Einwohner.

Nach der willkührlichen Schätzung des Verfaſſers beſteht die gegenwärtige Bevölkerung auf St. Jago aus mehr als 25,000, auf Fogo aus mehr als 7000, anf Maio aus 2200, auf Brava aus mehr als 4600, auf Boaviſta aus mehr als 3300, auf St. Nicolao aus mehr als 7200, auf St. Antonio aus 18,000, auf St. Vicente aus 400 und auf der ſpäter bevölkerten Inſel Sal aus 600 Seelen. Auch die Znnahme und Abnahme der Bevölkerung kann er wegen Mangels an ſicheren Quellen nur beyläufig angeben, er rechnet auf tauſend Seelen jährlich zehn Heirathen, 48 Geburten und 20 Sterbefälle; geringer iſt die Zahl der letzteren auf den Inſeln St. Antonio, St. Vicente, Brava und Boaviſta, wo ſie nur ein Zehntheil beträgt, aber ſehr groß iſt die Sterblichkeit auf der Inſel St. Jago.

Die Guinea von Cabo Verde iſt in die zwey ſubalternen Gouvernements von Biſſäu und Cacheu getheilt. In dieſen beyden Feſtungen und den zu ihnen gehörenden Preſidios gelten militäriſche Geſetze; die Polizeyverordnungen für die von ihnen abhängigen Dörfer der chriſtlichen Neger, Grumeten (Grumetes) genannt, theilen die Gouverneurs dem nach alten Brauche von den Negern gewählten Dorfrichter (Juiz do Povo) mit, welcher die Polizey über den Markt und die Fahrzeuge handhabt und die Arbeit vertheilt.

Die Finanzverwaltung führt in beyden Plätzen der Gouverneur mit einem Schatzmeiſter und einem Schreiber, die Zölle ſind verpachtet. Civilſtreitigkeiten, die meiſtens Handelsangelegenheiten der Portugieſen betreffen, entſcheidet in erſter Inſtanz der Gouverneur im Vereine mit Schiedsrichtern, Appellationen gehen an den königlichen Richter der Provinz und fernere Berufungen gegen ſeine Urtheile an das Appellationsgericht (relaçaõ) in Liſſabon. Streitigkeiten der Grumeten über Eigenthumsverhältniſſe entſcheidet zuerſt der Dorfrichter mit Zuziehung der älteſten Neger, und in letzter Inſtanz der Gouverneur. Criminalfälle werden in erſter Inſtanz nach den für die Feſtungen geltenden Militärgeſetzen, in zweyter Inſtanz von dem Gerichtshofe der Provinz entſchieden.

Die Anſiedlungen der Portugieſen in der Guinea von Cabo Verde gehören verſchiedenen Perioden an; die älteſte derſelben iſt Cacheo, fünf portugieſiſche Meilen (7½ Stunden) von der Mündung des Fluſſes St. Domingo's entfernt unter dem 12° 14′ N. B. und dem 6° 46′ O. L. (nach dem Meridian von Liſſabon); ein Faktor Manoel Lopes Cardoſo legte daſelbſt im Jahre 1588 mit Bewilligung des Häuptlings der Eingebornen und auf Koſten der portugieſiſchen Kaufleute, die früher eine Faktorey weiter im Innern des Landes in Cacanda hatten, ein Fort an, welches erſt ſpäter vom Staate übernommen wurde.

Farim unter dem 12° 17′ N. B. und 5° 33′ O. L. in der Sprache der Mandingas, Tubabo daga (Dorf der Weißen) genannt, wurde von dem Gouverneur von Cacheo, Gonçalo de Gamboa, 1641 oder 42 gegründet, welcher Portugieſen vom Fluſſe Geba dahin überſiedelte, aber erſt 1692 kaum hinlänglich und erſt 1835 beſſer befeſtigt. Cacheo und Farim haben gegenwärtig eine Bevölkerung von 800 Freyen mit Einrechnung der Beſatzung und der Grumeten und 900 Sklaven.

Bolor unter dem 12° 10′ N. B. und 7° 00′ O. L. wurde im Februar 1831 von der Krone Portugal vermöge eines mit dem Häuptlinge von Bolor geſchloſſenen Vertrags in Beſitz genommen, die beyden Redouten, die der Verfaſſer ſelbſt dort anlegte, befinden ſich bereits im Zuſtande des Verfalls, die Bevölkerung beträgt kaum zwanzig portugieſiſche Einwohner.

Zinguichor, Ziguechor oder Iſiguichor, wie es gleichfalls genannt wird, unter dem 12° 31′ N. B. und 6° 56′ O. L. wurde von Gonçalo de Gamboa zwiſchen 1643 und 1645 befeſtigt, ſeine Bevölkerung beſteht gegenwärtig aus 300 Freyen und 400 Sklaven.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Januar.

Nro. 10. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Ensaios sobre a statistica das possessoēs portuguezas na Africa occidental e oriental; na Asie occidental; na China, e na Oceania etc.

(Fortsetzung.)

Bissau unter dem 11° 51′ N. B. und 6° 25′ O. L. war ein von portugiesischen Kaufleuten schon vielfach besuchter Hafen, als der König D. Pedro II. dort eine Faktorey anlegen ließ. Die Festung S. José de Bissáu wurde 1766 auf Befehl des Königs D. José gebaut.

Die Insel Bissau theilt sich gegenwärtig in sechs Distrikte, welche von eben so vielen Häuptlingen regiert werden.

Geba unter dem 12° 0′ N. B. und 4° 46′ O. L. war schon gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts eine Niederlassung der Portugiesen, von denen viele nach Farim zogen. Gegenwärtig hat es eine Bevölkerung von sechshundert Freyen und acht hundert Sklaven, die sämmtlich Christen sind, aber seit vielen Jahren eines Geistlichen entbehren.

In Fa, einem Dorfe der Mandingas, unter dem 12° 2′ N. B. und 4° 57′ gründete ein portugiesischer Kaufmann im Jahre 1820 eine Faktorey, welche die Regierung erhält, um den Fahrzeugen, die von Bissáu nach Geba gehen, als Landungs- und Verkehrsort zu dienen. Zwey Meilen aufwärts hat die Regierung an demselben Ufer des Flusses Geba im Jahre 1843 in Ganjarra ein Präsidio anlegen lassen, weßhalb der Generalgouverneur mit dem Häuptlinge von Ganjarra einen Vertrag geschlossen hatte.

Von dem Archipel der Bijagoz-Inseln (nach deutscher Aussprache Bischagoz), wie sie die Portugiesen nennen, während sie auf unsren Karten theils als Bissagos, theils als Bijuga vorkommen, gehören zwey dem portugiesischen Staate. Bolama, das schon 1607 von dem Häuptling von Guinala den Portugiesen zur Gründung einer Niederlassung angeboten und seit dieser Zeit von ihnen nur für Holzschläge benützt wurde, erhielt im Jahre 1830 ein Presidio; seit 1835 hat sich ein portugiesischer Kaufmann, Caetano José Nozolini, auf ihr niedergelassen, ein Wohnhaus und Waarenhaus angebaut und Culturversuche mit dem dort wild wachsenden Kaffeebaum angestellt.

Galinhas wurde 1830 dem portugiesischen Kaufmanne Joaquim Antonio de Mattos von dem Häuptlinge von Canhabac geschenkt. Mattos überließ sie dem Staate; sie ist unbewohnt. Mattos hat bis zu seinem Tode einige Culturversuche anstellen lassen, von denen zu wünschen ist, daß sie fortgesetzt werden.

Den aus mehr als zwanzig größeren und kleineren Inseln bestehenden Archipel der Bijagoz hat der Verfasser nicht näher beschrieben, sondern nur auf der Karte, die er von der Guinea von Cabo Verde giebt, bemerkt, daß er noch wenig erforscht sey. Einige Notizen über die größeren Inseln dieses Archipels Orango, Rora, Ilha da Ponta oder Cazegut und Dragão finden sich in dem schon im Eingange erwähnten, auch von Lopes de Lima viel-

fach benützten Werke über Cabo Verde von Varnhagen und Chelmicki.

Die Bevölkerung von Bissao, Fa, Ganjarra und Bolama hat der Verfasser nicht angegeben; in einem eigenen dem ersten Theile beygegebenen Verzeichnisse aber finden sich die Besatzungen sowohl für die Inseln als für die Guinea von Cabo Verde genau aufgezählt. Auf den Inseln beträgt die gesammte Militärmacht 407 Mann mit Einschluß der Offiziere, in der Guinea aber nur 156 Mann. Einzelne Presidios, wie Geba und Ganjarra haben 8, andere wie Bolama und Zinguichor 4, Farim und Bolor gar nur 3 Mann Besatzung, eine Zahl, die der Verfasser mit Recht eben so unanständig als zwecklos nennt, um so mehr, da diese Soldaten gewöhnlich nur als Mäckler für die Offiziere der Festungen dienen.

Die Luft ist auf den Inseln von Cabo Verde weniger warm, als unter gleichem Breitengrade auf dem Festlande, nur in einigen abgeschlossenen Thälern im Innern steigt der Thermometer auf mehr als 90° nach Fahrenheit, im Allgemeinen erreicht er im Mai und August 80°, im April, Juni, Juli und September 70°, in den übrigen Monaten nur 65° nach mittlerer Tageszeit, denn die Nächte und Morgen sind nicht allein frisch, sondern sehr häufig sogar kalt zu nennen.

In der Regenzeit ist die Atmosphäre nieder und dünstig, der besonders im August und September fallende Regen ist für die Inseln so nothwendig, wie für Aegypten das Austreten des Nil, der Mangel an Regen in den Jahren 1831 — 33 hat eine schreckliche Hungersnoth und große Sterblichkeit nach sich gezogen. In der Zeit der Winde, in welcher die Winde, Brisas genannt, von O.N.O. nach N.N.O. wehen, ist die Atmosphäre rein und der Himmel heiter.

Der Einfluß des Clima auf den Gesundheitszustand ist auf den verschiedenen Inseln verschieden, St. Jago verdient den Namen der todtbringenden Insel, St. Nicolao den der ungesunden, denn nur auf diesen beyden herrschen und zwar auf St. Jago immer, auf St. Nicolao von zwey zu zwey Jahren die bösartigen endemischen Fieber, Carneiradas genannt, und die besonders für Europäer gefahrliche Ruhr. Auf der Insel Maio giebt es Wechselfieber, das Klima auf den übrigen Inseln ist gesund; das von St. Antonio, St. Vicente und Brara hält der Verf. selbst für gesünder als das von Lissabon. Die Atmosphäre ist in der Zeit der Winde rein, aber der beynahe immer getrübte Horizont bringt bey dem Aufgange und Niedergange der Sonne eine solche Strahlenbrechung hervor, daß man acht bis zehn Grade über dem Horizont die Sonne aufmerksam mit freyem Auge betrachten kann.

In der Guinea von Cabo Verde, wo die Hitze größer ist, beginnen die Regen begleitet von Gewittern, die ein harter Südost vor sich herjagt, am Ende des May, sie dauern zwey bis drey Stunden, nach deren Verlauf der Wind auf N.O., seiner gewöhnlichen Richtung auf dieser Küste, umspringt und der Himmel wieder heiter wird. Die Zeit vom Oktober bis zum Mai nennt man hier die trockene, weil der Nordost fast ohne Unterbrechung weht.

Das ganze Jahr hindurch wüthen in der Guinea von Caboverde die Carneiradas und bringen das Leben der Europäer in große Gefahr, doch haben sie hier, wenn sie das erste mal ihr glücklich entronnen sind, keinen ferneren Unfall zu befürchten, während auf St. Jago die Unfälle sich mit jedem Jahre wiederholen, deßhalb befinden sich auch die Eingebornen von St. Jago sehr wohl in der Guinea, während die von der Guinea auf St. Jago fortwährend leidend sind.

Der Boden ist auf den Inseln von Cabo Verde sehr verschieden, sandig, kalkig und salpeterhaltig auf Sal, Boavista und Majo, thonig, kiesig, kalkig und theilweise vulkanisch auf St. Jago, St. Antonio, St. Nicolao und Fogo, auf welcher letzteren die vulkanische Bildung vorherrscht, mergelig auf Brara, wo der Humus die reichste Vegetation hervorbringt. Dem äußeren Anscheine nach scheinen die Inseln von Cabo Verde unfruchtbar zu seyn, weil sie baumlos sind, daher rührt auch das kahle und ausgetrocknete Aussehen des Bodens und eben so die Unfruchtbarkeit in den Jahren, in welchen der Regen mangelte, allein die Bewohner halten dafür, daß Baumpflanzungen dem Boden schädlich seyen, weil sie den Grund aussaugen, und der Verfasser

hält es für sehr schwierig, sie vom Gegentheile zu überzeugen.

Unter die Produkte, welche vorzugsweise ein Gegenstand des Handels sind, gehören die urzella, das Salz, der Kaffee und die purgueira.

Die urzella (lichen roccella), auf den kanarischen Inseln schon weit früher als Farbepflanze gebraucht, wurde erst 1730 auf der Insel Brava entdeckt, die Jesuiten erbaten sich von Johann V. die ausschließliche Einsammlung derselben, aber der König erklarte sie als Monopol des Staates, dem die urzella auch gegenwartig noch gehört, ihre früher bedeutende Ausfuhr hat durch die Concurrenz mit Angola sehr abgenommen [11].

Salz findet sich nur auf Maio, Boavista und Sal. Alles Salz auf den Inseln von Cabo Verde ist Seesalz, Steinsalz findet sich auf denselben nicht. Theils erzeugt sich das Salz selbst an solchen Plätzen, die vom Meere überschwemmt werden, welche man natürliche Salinen (salinas naturaes) nennt, theils kommmt die Kunst der Bereitung desselben zu Hilfe, indem man an solchen Plätzen, die der Fluth ausgesetzt sind, Brunnen von süßem Wasser gräbt, die mit Seewasser angefüllt, durch den Einfluß der Sonnenhitze eben so wie bey den natürlichen Salinen krystallisirtes Salz geben, das aber an Größe, Klarheit und Farbe dem ersteren weit nachsteht. Solche Plätze nennt man künstliche Salinen (salinas artificaes). Beydes, sowohl das von der Natur allein, sowie das mit Hülfe der Kunst erzeugte, findet sich nur auf den drei Inseln Maio, Boavista und Sal.

11) Die urzella auch orzella, von den Franzosen orseille genannt, hat Portugals Botaniker Brotero im Jahre 1821 in einer kleinen Schrift historia da orzella beschrieben. Nach dem Werke von Ebelmicki und Varnhagen über die Chorographie von Cabo Verde entdeckte ein Engländer Miller 1837 eine andere Species dieser Pflanze auf Cabo Verde, estrella genannt, diese Species, so wie eine andere escame werden gleichfalls zum Färben verwendet, aber weniger geschätzt. Corografia Cabo- Verdiana Tomo II. pag. 103 u. 404.

Fast in der Mitte der letzteren Insel befindet sich in einem Kessel eine Salzquelle, die in der neuesten Zeit mit einem Aufwande von großen Kosten der Rath Martins, auf dessen Betrieb die Insel bevölkert wurde, ausbeuten läßt. Er ließ den Berg durchgraben, um auf diese Weise auf einem unterirdischen Wege zu dem Salze zu gelangen, welches seitwärts von der salzigen Quelle sich aufgeschichtet hat, und eine Eisenbahn bis an den Hafen anlegen, auf welcher die mit Segeln versehenen beladenen Karren von den Brisas bis an den Hafen getrieben werden, von wo sie leer durch ein Gespann von Eseln wieder zurückgezogen werden, dieß ist die einzige Eisenbahn, welche bis jetzt im portugiesischen Staate besteht.

Sehr förderlich für die Hebung der Industrie könnte auch die Vermehrung der Kaffeepflanzungen werden, der 1790 auf St. Nicolao eingeführt, bald darauf auch auf St. Jago und in dem gegenwärtigen Jahrhunderte auf St. Antonio gebaut wird; auf seine Cultur wird wenig Mühe verwendet, obgleich die Regierung 1834 Anweisungen über eine regelmäßige Cultur an alle Pfarrer vertheilen ließ. Die purgueira (Jatropha Curcas), von den Spaniern palma Christi genannt, kommt überall auf den Inseln fort, früher achtete man nicht auf diesen Strauch und verwendete ihn zu Brennholz, jetzt aber pflanzt man ihn an, alle Mühe die auf ihn verwendet wird besteht darin, ihn an einen Pfahl zu befestigen, nach zwey Jahren bringt er eine Frucht, woraus Oel gewonnen wird, welches theils zur Beleuchtung und für Maschinen gebraucht wird, theils als Arzney dient, die unter dem Namen Ricinus-Oel bekannt ist. Sehr leicht kommen auf den Inseln die Baumwollenpflanze, der Indigo, der Tabak und der Drachenbaum fort, die dort wild wachsen, ebenso die Cochenillen-Fackeldistel, die erst seit vier Jahren auf Auftrag der Regierung angepflanzt wird; das schon seit langer Zeit auf dem Archipel heimische Zuckerrohr steht dem Brasiliens sowohl, als auch dem der Thomas- und Prinzeninsel weit nach, der Verfasser schlägt daher vor, den jetzt hiefür benützten Boden für Kaffeepflanzungen zu verwenden, da er sich hiezu eignet und eine bessere Ernte verspricht. Die Produkte der drey Naturreiche

behandelt der Verfaſſer in der erſten Abtheilung nur kurz (S. 17 — 32), beſſer und vollſtändiger ſind ſie in dem Werke von Varnhagen und Chelmicki erörtert [12]).

Die gewerbſame Thätigkeit ſteht auf den Inſeln von Cabo Verde der ackerbauenden noch weit nach, der einzige Manufakturartikel, der ausgeführt wird, iſt Tuch von verſchiedner Beſchaffenheit, ein Artikel, der auch in der Guinea von Cabo Verde von den Mandingas verfertigt wird. Eine größere Neigung findet ſich ſowohl bey den Bewohnern des Archipels wie bey denen des Feſtlandes für den Handel. Der Werth der Einfuhr betrug in dem Rechnungsjahre 1842 bis 43 auf den Inſeln 76 Contos und 620,853 Reis, der der Ausfuhr 73 Contos und 992,149 Reis, thätig waren dabey 217 Schiffe, unter denen jedoch nur 61 portugieſiſche aufgezählt ſind. Von dem Handel der Guinea von Cabo Verde gelang es dem Verfaſſer nur allein aus den Liſten des Zollamtes von Biſſáu einen Auszug zu geben, nach dieſem betrug die Einfuhr im erſten Vierteljahre des Rechnungsjahres 1843 auf 9 Schiffen, worunter nur ein portugieſiſches aus der Provinz Cabo Verde ſelbſt iſt, 4 Contos und 696,000 Reis, die weit überwiegende Ausfuhr aber auf ſechs fremden Schiffen die Summe von 16 Contos 77,080 Reis, die ganze Ausfuhr aus den Häfen Biſſáu, Cacheu und Zinguichor berechnet der Verfaſſer zu einem Werthe von jährlich neunzig bis hundert Contos. Die jährliche Einnahme aus der ganzen Provinz Cabo Verde betrug im Jahr 1842 100 Contos und 441,819 Reis, von dieſen ſollen 79 Contos und 176,168 Reis für die jährlichen Ausgaben der Provinz verwendet werden, 265,651 Reis wurden den Municipalkammern wegen ihrer Mittelloſigkeit an der von ihnen zu leiſtenden Abgabe, terças genannt, nachgelaſſen, 21 Contos kommen in die allgemeine Staatskaſſe (thesouro publico). Unter der Summe der Einnahme bilden die reinen Erträgniſſe des Verkaufes der urzella allein 45 Contos und haben in früheren Jahren eine noch weit größere Summe betragen [13]).

12) Corografia Cabo-Verdiana Tom. II. pag. 351 — 411 und p. 477 — 486.

13) Die Münze, nach welcher auf den Inſeln die Einnahmen berechnet werden, iſt die ſogenannte ſchwache Münze (moeda fraca), früher in Braſilien in Silberſtücken von 960, 640 und 320 Reis geprägt, ihr ſteht die ſtarke Münze (moeda forte) gegenüber, d. h. die gegenwärtig in Portugal in Gold und Silber geprägte Münze, in dieſer letzteren werden nur der Gouverneur, ſein Generalſekretair, der königliche Richter und die Militärs im Heere und in der Flotte bezahlt; wird die Bezahlung in ſchwacher Münze geleiſtet, ſo werden ihnen 4 Prozent vergütet.

Das Budget der Ausgaben zerfällt in ſechs Hauptabtheilungen (folhas), für die Verwaltung der innern Angelegenheiten (folha civil) ſind ſechzehn und ein halber Conto, für die Geiſtlichkeit (folha ecclesiastica) acht, für die Juſtiz ein und ein halber [14]) (folha judicial), für die fiskaliſche Verwaltung (folha fiscal) zehn und ein halber, für die Militärmacht ſechs und fünfzig und für verſchiedene Laſten (diversos encargos) zwölf und ein halber Conto angeſetzt [15]).

Unter den Ausgaben der folha civil iſt für den Unterricht die Errichtung von 38 Elementarſchulen (ensino primario) beantragt, für den höheren Unterricht aber, was der Verfaſſer rügend erwähnt, kein Antrag geſtellt worden.

(Schluß folgt.)

14) Referent wird die Organiſation des Juſtizweſens auf Cabo Verde bey der Anzeige des zweyten Bandes gemeinſchaftlich mit dem auf der Thomas und Prinzeninſel behandeln.

15) Ein Conto Reis kömmt ungefähr 2560 Gulden gleich, Referent hat die Ausgaben nur in runden Summen angegeben, während ſie im Budget ganz im Detail aufgezählt ſind.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Januar.

Nro. 11. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Lehrbuch der Religionsgeschichte und Mythologie der vorzüglichsten Völker des Alterthums. Nach der Anordnung K. Otfried Müllers. Für Lehrer, Studierende und die obersten Klassen der Gymnasien verfaßt von Dr. Karl Eckermann, Assessor der philosophischen Fakultät der Universität Göttingen. Erster Band. Halle, Schwetschke und Sohn 1845.

Der Herr Verfasser der oben genannten Schrift schließt sich ganz und gar an eine Persönlichkeit an, die, ohne in den Hauptpunkten Epoche gemacht zu haben, doch sich sehr große Verdienste, besonders um die geschichtliche Seite der Mythologie erworben hat. Er will Religionsgeschichte und Mythologie des Alterthums so darstellen, wie er O. Muller verstanden hat. Man könnte fragen, warum die Schriften O. Müllers theilweise ab- oder ausschreiben, da er doch ohne Zweifel seine Gedanken selbst am besten dargestellt und ionen den angemessensten Zusammenhang gegeben haben wird. Oder will der Verfasser der studierenden Welt zum Verständniß O. Mullers verhelfen? Aber noch Niemand hat über Dunkelheit oder sonstige Schwierigkeiten bey Auffassung der Müllerischen Gedanken geklagt; im Gegentheile tout es einem weh, daß man Müllers klare, bestimmte, bisweilen in schönem Schwung sich erhebende Darstellung in des Verfassers Auszügen so gar sehr vermißt. Sonst könnte der Verfasser wohl die Absicht gehabt haben, die in verschiedenen Schriften und Abhandlungen niedergelegten Ansichten O. Müllers in einer klaren Uebersicht zu einem abgerundeten, alles gleichmäßig umfassenden Ganzen zusammenzustellen. Allein wir finden überall Ansichten, Bemerkungen und Notizen aus den Schriften der verschiedenartigsten Forscher hineingemengt, und dies Alles so untereinandergemischt, daß von einer streng durchgeführten gleichmäßigen Darstellung einer Hauptansicht keine Rede mehr seyn kann. Dazwischen kommen haufig des Verfassers eigene Urtheile, Ansichten und Bemerkungen, doch so, daß man nicht immer unterscheiden kann, was O. Müllern oder dem Verfasser eigentlich angehört; denn oft werden O. Müllers Schriften in den Anmerkungen zu einer Stelle citirt, während dies bey andern Stellen, die ebenso O. Müllern angehören, unterlassen wird. Oft werden O. Müllers Worte ohne Aenderung wiederholt, dann wieder ein Auszug gegeben, oder nur einige Ausdrücke umgeandert, oder es finden sich Auslassungen und Abkurzungen in dem Conterte der Müllerischen Darstellung. Man sieht nicht ein, warum bey der einen Stelle O. Müllers Namen genannt ist, bey der andern nicht. Dann ist wieder der ganze Gedankengehalt fast durchgehends aus O. Ms. Schriften genommen, während die Form ganz dem Verfasser angehört. Wer nun in Müllers Schriften nicht ganz zu Hause ist, weiß nicht, was dem Verfasser, was O. Müller, oder wieder Andern gehört, wenn diese nicht besonders citirt sind, wie es allerdings gewöhnlich der Fall zu seyn scheint. Ob dazu der Verfasser noch Manches aus Collegienheften, die bey O. Müller nachgeschrieben wurden, genommen hat, und wie viel, darüber kann man ohnedem nichts Entscheidendes sagen, wenn man nicht solche Hefte vor sich liegen hat. Ref. spricht da-

her seine Ansicht über das, was hier zu finden ist, jedesmal aus. Es handelt sich für seinen Zweck nicht sowohl um eine Sonderung, was dem Einem oder dem Andern gehört, — so wichtig dieß auch in anderer Beziehung seyn mag, — als um ein Referat und eine Beurtheilung der wissenschaftlichen Ansicht, die überhaupt in diesem Buche vertreten wird. Der Verfasser hat sich für die hier gegebenen Ansichten entschieden, sie gewissermassen zu den seinigen gemacht, und wenigstens zu einem Ganzen verarbeiten wollen.

Jenes unerfreuliche Geschäft der Sonderung muß Ref. Andern überlassen, die in der Lage sind, es vornehmen zu können. Was sonst noch hier im Allgemeinen hatte bemerkt werden können, darüber wird sich Ref., um sich nicht zu wiederholen, bey denjenigen Stellen aussprechen, die ihn besonders hiezu auffordern.

Der Verfasser beginnt mit einer litterarischen Einleitung, in welcher er von den Quellen der Mythologie spricht. Hier stoßen wir gleich im Anfange auf eine allgemeine Behauptung, deren Gültigkeit bey einer tieferen Auffassung der Sache schwerlich bestehen kann. Es heißt nämlich also: Keiner (von den alten Schriftstellern, die als Quellen der Mythologie anzusehen sind) kann als Repräsentant seiner Zeit, sondern nur als Zeuge einer individuellen Gesellschaft und Lokalität betrachtet werden. Ohne uns bey dem ungeeigneten und schiefen Ausdrucke der individuellen Gesellschaft aufhalten zu wollen, welcher der Sache eine ganz andere Farbung giebt, als sich mit Natur und Geist der ältesten griechischen Staaten und Stämme verträgt, fragen wir nur, wer möchte zweifeln, daß Homer, Hesiod ja selbst Pindar, Aeschylus und Herodot bey aller individuellen Eigenthümlichkeit, die von den Besonderheiten ihres Geistes, ihrer Dichtungsart, ihres Stammes, ihrer Schriftstellerischen Absicht, ihrer Umgebungen im weitesten Sinn des Wortes abhängt, doch das geistige Leben und Seyn ihrer Zeit in den wichtigsten Momenten der damaligen Entwicklung des griechischen Geistes abspiegeln und daß sie bey allen individuellen Schranken gerade die Hauptpunkte, in denen sich der eigenthümliche Geist ihrer ganzen Zeit vorzüglich ausspricht, in allen wesentlichen Beziehungen zu erkennen geben? Eben diese unerreichbare Verschmelzung und Durchdringung der lebensvollsten Individualität mit dem allgemeinen, durch alle Verhältnisse ihres Lebens und Staates hindurchgehenden Geist ist es, was wir an jenen Alten als ganz eigenthümlich bewundern und was uns, so sehr uns auch die Macht ihrer individuellen Größe mit ihrem Zauber fesselt, doch zugleich den klarsten Blick in die allgemeine Natur ihrer Zeit thun läßt. Bey hohen Kunstwerken — und solche sind die Werke jener Alten — sind es gerade die Formen der ausgeprägtesten Besonderheit, in welche die hohe Meisterschaft eines in sich vollendeten Geistes das universelle Leben, dessen Inneres er äußerlich abbilden will, hineinzulegen weiß. Homer zeigt uns nicht bloß alle Verhältnisse seines Volkes, seines Landes und des ganzen geistigen Lebens desselben, sondern er giebt uns auch eine Anschauung der ganzen Welt, wie sie sich in seinem Geiste abspiegelte.

Indem der Verfasser darauf den Geist der einzelnen Dichter sehr kurz und unzureichend characterisirt, sagt er von Homer, „er ist nicht ein Stifter des nationalen Glaubens geworden, sondern vielmehr die erste litterarische Quelle, aus welcher der griechische Hylozoismus einen nährenden Stamm von Grundsätzen, das Vorgefühl der überall gegenwärtigen göttlichen Kraft, den Grund zur Weissagung und unmittelbaren Erkenntniß entnahm." Man fühlt sich versucht, fast gegen jeden einzelnen Theil dieser Aeußerung über Homer zu protestiren. Ref. will indeß nur eines zunächst hervorheben. Wenn Homer allerdings nicht der Stifter des nationalen Glaubens genannt werden kann — indem nicht Homer die griechische Mythenwelt geschaffen, sondern vielmehr sie ihn heraus geboren hat — so muß darum doch eben so wenig übergangen werden, daß sie erst mit ihm, in der Gestalt seiner Poesie, zum Bewußtseyn und damit zu einer äußerlich hervorgetretenen, künstlerisch festen Gestaltung in allen ihren Formen und Götterbildungen gekommen ist, weßwegen Herodot mit allem Recht sagen konnte: *οὗτοί εἰσι οἱ ποιήσαντες θεογονίην Ἕλλησι καὶ τοῖσι θεοῖσι τὰς ἐπωνυμίας δόντες καὶ τιμάς τε καὶ τέχνας διελόντες καὶ εἴδεα αὐτῶν σημήναντες*, und das ist wahrlich eine gewaltige, eminent

schöpferische That, der das nachherige Griechenland seine ganze Eigenthümlichkeit in den wichtigsten Kreisen seines Daseyns verdankt.

Bey der kurzen Charakterisirung der Hesiodischen Theogonie spricht der Verf. die Behauptung aus, daß die gewaltsamen Revolutionen, welche das homerische Griechenland ganzlich umgeändert hätten, nicht wenig auf das reflectirende Gemuth des Böotischen Sangers einwirkten. Ohne den großen Unterschied zwischen der dichterischen Anschauung, die in den homerischen und in den hesiodischen Werken sich findet, im Geringsten ableugnen zu wollen, der aber aus ganz andern Ursachen abzuleiten seyn möchte, glaubt Ref., daß der obige Satz guten Theils auf einer Täuschung beruht. Denn was ist, genauer betrachtet, jenes homerische Griechenland? Doch hauptsachlich jene heroische Königszeit, welche die Folie bildet für die Thaten der homerischen Helden, jene Zeit, wie sie sich Homer für den trojanischen Krieg unumgänglich nothwendig dünkt. Allein diese Zeit war in Homers Tagen, wenn wir sie auch hoch hinaufrücken, ebensogut längst vorüber, wie in den Tagen Hesiods. Jenes Zeitalter, in welchem nach Homers Vorstellung jene wundersame Welt mit ihren Heroen und Götterkämpfen sich bewegte, war ja auch nach der gewöhnlichen Ansicht längst durch die gewaltigsten Stürme bey dem Einsturze der alten Königshäuser, bey der Dorischen Wanderung, bey den großen Völkerzügen in die verschiedensten Gegenden, bey der Umwandlung der alten Verfassungen und Institutionen, um jetzt nur kurz das Wichtigste zu nennen, ganz und gar untergegangen oder umgeändert. Homer lebt ebenso in einer, von jener heroischen ganz verschiedenen Welt, wie Hesiod, wenn sie auch beyde noch so weit der Zeit nach auseinander gerückt werden müßten, und in ganz verschiedenen Verhältnissen, Umgebungen und Ländern lebten. Jene alte Heroenzeit sah keiner mehr so, wie sie jene Gedichte beschreiben. Beyde waren durch eine große Kluft auch nach der hergebrachten Darstellung jener geschichtlichen Verhältnisse von ihr getrennt. Jener Unterschied von Homer und Hesiod rührt von ganz andern Ursachen her. Wie man sich entschließen kann, zu glauben, Hesiod stelle die gegenwärtigen Göttergestalten (d. h. die Olympischen Götter) als Eindringlinge und Unterdrücker der früheren Glücksepoche dar, welche nur zum Unglück der Titanen auf dem Throne saßen, wie der Verf. sagt, ist schwer zu begreifen. Kein Grieche, am wenigsten in der älteren Zeit, hat seine Götter, die er als die ewigen Ideale und berechtigten Sieger über frühere Ordnungslosigkeit und über das Grauen finsterer Mächte betrachtete, als unberechtigte, despotische Gewalthaber sich gedacht, im Gegentheile wurden sie als die lange mit Unrecht von Kronos und den übrigen Titanen unterdrückten, zurückgehaltenen, verschlungenen Mächte dargestellt, die dann mit größtem Fug und Recht, Kraft der Herrlichkeit ihrer Natur, die höchste Herrlichkeit unter sich theilten.

(Fortsetzung folgt.)

Ensaios sobre a statistica das possessoēs portuguezas na Africa occidental e oriental; na Asie occidental; na China, e na Oceania etc.

(Schluß.)

Gegenwartig bestehen auf den Inseln von Cabo Verde zwölf Elementarschulen, deren Errichtung man größtentheils der Thätigkeit der beyden letzten Gouverneure verdankt, nämlich zwey auf St. Jego, zwey auf Fago, zwey auf St. Antonio, zwey auf St. Nicolao, zwey auf Boavista, eine auf Brava, eine auf Maio, in der Guinea von Cabo Verde ist bis jetzt noch keine Schule errichtet worden. Referent bemerkt indeß, daß die Regierung in neuester Zeit ernstlich bedacht ist, für das Schulwesen in den Colonien zu sorgen, und deßhalb (am 14. August 1845) verordnet hat, die nöthige Anzahl von Lehrstühlen in allen überseeischen Besitzungen (ultramas) für den Elementarunterricht errichten zu lassen und in jedem der vier Generalgouvernements auch eine höhere Schule für den Elementarunterricht im ausgedehnteren Sinne (escola principal de in-

struccas primaria) zu begründen. Die Ausgaben für die Geistlichkeit sind in dem Budget von 1842 bedeutend höher angesetzt worden, da die Regierung einsah, daß die Besoldungen für die Pfarrer, welche in den Colonien früher der Christusorden erhielt und jetzt der Staat erhalten muß, weil die Ordensgüter verkauft wurden und der Staat in die Rechte und Pflichten des Ordens getreten ist, für den Lebensbedarf nicht hinreichten, da sie größtentheils aus einer Zeit stammen, in der die Lensbedürfnisse mit weit geringeren Geldmitteln befriedigt wurden.

Die Kirchenprovinz Cabo Verde, welche die Inseln von Cabo Verde und auf dem Festlande den Strich vom Gambia bis zum Palmencap und zum Flusse St. Andreas begreift, wurde 1532 den 31. Januar durch Papst Clemens VII. errichtet, und aus den Einkünften des Christusordens, dessen Großmeister seit Johann III. die Könige von Portugal sind, dotirt, der Sitz des Bischofes war in Ribeira Granda auf St. Jago, wo sich auch die Cathedrale erhalten hat. Gegenwärtig besteht das Bisthum aus 33 Pfarrkirchen, von denen fünf in der Guinea von Cabo Verde, die übrigen auf den Inseln sind, der bischöfliche Pallast in Ribeira Grande wurde seit der Mitte des achtzehnten Jahrhundertes nicht mehr bewohnt und befindet sich in ganz ruinosem Zustande, der gegenwärtige Bisthumsverweser hat seinen Sitz auf der Insel Brava, von wo aus er die übrigen Inseln besucht. Der Mangel an Geistlichen ist so groß, daß im Jahre 1842 nur zwanzig Pfarrkirchen mit Pfarrern versehen waren, für die Missionen auf dem Festlande konnte seit der Aufhebung der Klöster ohnedieß nicht mehr gesorgt werden.

Die beyden Inseln St. Jago und Fogo wurden 1461 von Europäern bevölkert, welche auf dem Festlande viele Sklaven erhandelten, die als Freygelassene sich auf den übrigen Inseln ansiedelten. Von diesen ersten Bewohnern stammt die weiße und schwarze Bevölkerung der Inseln, durch die Vermischung der Europäer mit den Schwarzen ist die Race der Mulatten entstanden.

In der Guinea von Cabo Verde theilt der Verfasser die Bewohner in die beyden Klassen derjenigen, die in den Festungen, Presidios und ihrem Umkreise selbst leben und derjenigen, die überhaupt auf dem portugiesischen Gebiete wohnen, die ersteren sind die wenigen Kaufleute, verschiedener Nation und Farbe, die Soldaten großentheils aus deportirten Portugiesen bestehend und die Grumeten oder christlichen Neger, die letzteren sind die verschiedenen Negerstämme, die Sacalates, Jabundos, Banhuns, Felupas u. s. a., hinsichtlich deren näherer Schilderung Referent wegen Mangel an Raum auf das Werk selbst verweisen muß.

Die Sprache auf den Inseln ist die lingua creoula, ein Gemisch von afrikanischen Wörtern und dem Altportugiesischen, unter den Sprachen der Negerstämme auf dem Festlande hat der Verfasser im Jahre 1836 von der der Felupen ein kleines Wörterbuch geliefert.

Eine ausführlichere Beschreibung der wilden Stämme in der Guinea von Cabo Verde hat der Verfasser gleichfalls schon früher, besonders von den Felupas geliefert, die er näher kennen lernte, als er unter Don Miguels Regierung zu Bolor im Exile lebte [16].

Friedrich Kunstmann.

16) Memoria sobre os Felupes abgedruckt im Juniheft des Jornal da sociedade dos amigos das letras Nro. 3. Jahrgang 1836, in derselben Zeitschrift steht im Augustheft das Vokabular der Felupensprache.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Januar.

Nro. 12 der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Lehrbuch der Religionsgeschichte und Mythologie der vorzüglichsten Völker des Alterthums.

(Fortsetzung.)

Was hierauf der Verf. oder vielmehr O. Müller (denn die Stelle ist fast wörtlich aus den Prolegomenen genommen) über die Mythenbehandlung bey den Lyrikern und Tragikern ausspricht, ist wohl richtig, berührt aber das Wesentliche jener auch auf dem Gebiete der Mythenwelt in ihrer Art noch sehr produktiven Zeit zu wenig. Das große Genie jener spätern Dichter (der Lyriker und Dramatiker) zeigt sich hier besonders darin, daß sie (wie Pindar, Aeschylus ꝛc.) in den innern Sinn der alten, oft nur erst mit wenigen Zügen kurz angedeuteten Mythen sich ganz hinein zu leben wußten und dieselben in ihrer wahren Eigenthümlichkeit schaffend weiter bildeten. So verstand Aeschylus erst den wahren Sinn der Prometheussage, welche die frühere Zeit fast unbewußt geschaffen und überliefert, aber weder ausgebildet, noch verstanden hatte. Die großen innern Vorgänge zur Zeit der Perserkriege, die wohl am meisten dazu beygetragen haben, die Meder zu besiegen, und auf welche Herodot so entschieden und nicht immer blos mit räthselhaften Winken hindeutet, haben es auch erst möglich gemacht, jene, eine größere Zukunft andeutenden Mythen in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit und Allseitigkeit aufzufassen, auszubilden und zu vollenden.

Daß es den ältern Tragikern noch Ernst war mit ihren alten Göttern, ist freylich nicht zu bezweifeln, allein die Hauptsache wäre hier, zu zeigen, in wiefern und in welchem Sinne die alten Mythen noch Leben, Geist und Wahrheit für jene Dichter hatten. Das kann überhaupt nur der Fall seyn, wenn jene Zeit selbst noch in einer schöpferischen Spannung ihrer religiösen Anschauung und Thatigkeit sich befand. Hier ist noch ein großes Feld für die tiefere Forschung unbebaut und der Angelpunkt der dichterisch religiösen Anschauung der tragischen Dichter ist noch aufzufinden. Was hier von Euripides gesagt wird, daß ihm die mythischen Wesen zu Marionetten herabgesunken seyen, möchte nicht blos bey dem neuesten Beurtheiler und Vertheidiger des euripideischen Geistes Unwillen erregen; selbst in Euripides lebt noch ein ganz anderer Geist, die Götter anzuschauen. Bey Euripides ist eben die Begeisterung und das Feuer der religiösen Empfindungen und Anschauungen am rechten Ort zu suchen.

So wahr es ist, was der Verf. darauf über die Art und Weise, in welcher die Alexändrinischen und Römischen Dichter die alten Mythen behandelten, ausspricht, so kann man auch hier nicht unbemerkt lassen, daß selbst in dem leichten Spiele dieser spätern Dichter doch der Ernst nicht zu verkennen ist, der ursprünglich in jenen Mythen lag. Es wäre sonst unmöglich gewesen, daß so geistvolle und gewandte Dichter sich so vielfach und angelegentlich mit diesem Stoffe beschäftigten.

In welchem Verhaltnisse die spätern Dichter zur Mythenerzeugung überhaupt dem Verf. sich darstellen, sieht man aus den Worten: „In Absicht der Italischen Mythen stehen Ovid sowohl als Vir-

gil nicht selten als Schöpfer da. Eine Mythologie im Griechischen Sinne des Wortes ist freylich doch nicht daraus geworden.“ Also eine absichtliche, auf Erfindung und Willkühr beruhende Behandlung der Dichter schafft nach dem Verf. die Mythen! Was man sich bey der Behauptung denken soll, daß den Logographen Kritik abging, daß ihr Gefühl über die Wahrheit und Täuschung entschieden habe, ist schwer zu sagen. Was die Logographen erzählten, war ja der allgemeine Volksglaube, hier kann von keiner Täuschung die Rede seyn, man müßte denn die ganze Mythologie selbst darunter verstehen, dann aber fallt ja der Unterschied zwischen Wahrheit und Täuschung von selbst hinweg.

Wie man auch nur von fern daran denken kann, daß die ältern griechischen Historiker, wie Herodot u. s. w. auch nur versuchen konnten („sie versuchten es nur, sie thaten den ersten Schritt,“ heißt es hier) das kritische Messer der neueren Verstandesreflexion an die Mythen zu setzen, „sie wissenschaftlich zu behandeln,“ ist schwer zu begreifen.

Werth und Verdienst der spätern mythologischen Schriftsteller des Alterthums werden, freylich fast ganz nach O. Müllers Vorgang, richtig bestimmt, nur sollten des so bedeutenden Pausanias Vorzüge sowohl, als Mängel noch mehr hervorgehoben seyn, da ihn fast kein Anderer an Wichtigkeit und Umfang der Berichte übertrifft.

Der Charakter der neueren Erklärer der alten Mythologie zunächst nach dem Wiedererwachen der antiken Studien und in den darauf folgenden Zeiten ist sehr allgemein und äußerlich geschildert, das wahrhaft Eigenthümliche ist nicht immer hervorgehoben, wie z. B. bey Baco von Verulam gerade das, was ihn besonders charakterisirt, nicht angedeutet ist, daß er nämlich, wohl in Folge seines in politische Verhältnisse und Parteyungen so vielfach verflochtenen Lebensganges, in der griechischen Mythenwelt eine versteckte politische Moral hatte finden wollen. Ebenso wird von den Deutungen des Gerhard Vossius und Huetius nichts weiter gesagt, als daß sie die Mythologie als Mißverständniß der geoffenbarten Religion darstellten. Damit ist aber das Charakteristische ihres Verfahrens zu wenig bezeichnet; ein Unkundiger würde sich daraus nur eine sehr vage, allgemeine Vorstellung über jene Erklärungsversuche machen können. Es war hier hervorzuheben, daß man die Mythologien als Entstellungen der alttestamentlichen Offenbarungen und besonders der im alten Testament erzählten Begebenheiten darstellte, also die Einzelheiten der mythologischen Erzählungen als Entstellung der alttestamentlichen Historie erklärte. Der Mythus von Kronos ist hier nichts, als die verunstaltete Geschichte des Noah, und bey Huet ist Adonis, Osiris, Dionysius, Kadmus, Danaus ꝛc. die eine Person des Moses. Das Doctrinelle, die tiefern, innern, dogmatischen Beziehungen wurden dabey nur wenig berührt oder ganz übergangen. Bey Erwähnung dieser Classe von Erklärern sollte der bekannte Bochart nicht übergangen seyn, der ja jene Ansicht in allen ihren Einzelheiten besonders ausbildete und durchführte. Wenn unter den neueren Forschern Hüllmann (Anfänge der griechischen Geschichte 1814) von dem Verf. eine ähnliche Ansicht, wie dem Franzosen Fréret zugeschrieben wird, nach dessen System die Mythen zu Kirchen- und Religionsgeschichten umgeformt wären, so ist es schwer zu erklaren, wie der Verf. eine solche Vergleichung anstellen konnte, da jeder, der Hüllmann's Schrift auch nur oberflachlich kennt, wissen muß, daß bey diesem Forscher der gemeinschaftliche Heerd, das gemeinschaftliche Mahl, das Prytaneum, den Hauptpunkt des griechischen Lebens ausmachen, um welchen sich die Phratrien und Stämme eines Bundes bilden, über dem eine Gesammtgottheit waltet (S. 142 der genannten Schrift).

Soll eine Charakterisirung der verschiedenen Ansichten dieser Forscher einen Werth haben, so mußte mit Kenntniß und Einsicht das Eigenthümliche eines jeden genau und scharf hervorgehoben, aber nicht blos mit allgemeinen, äußerlichen Redensarten, wodurch man nur wenig erfährt, bezeichnet werden. Der Verf. wiederholt hierauf ziemlich wörtlich die Darstellung O. Müllers aus den Prolegomenen, in welcher dieser Gelehrte die Ansichten der neueren Forscher, welche die griechische Mythologie wissenschaftlich behandeln wollten, in kurzen Auszügen zu schildern versucht. In einzelnen, abge-

rissenen, den Schriften jener Forscher wörtlich entnommenen Sätzen sollen die Ansichten derselben dem Verständniß nahe gebracht werden. Allein damit, daß man die zum Theil aus dem Zusammenhang herausgenommenen einzelnen Sätze solcher Erklärer der Mythologie wörtlich wieder vorbringt, hat man die Hauptpunkte ihrer eigenthümlichen Ansicht, die innere Seele, die eigentlich durch das Ganze ihrer Forschung hindurch geht, die Stellung, die ihre Ansicht zu den spätern und frühern Forschern einnimmt, noch nicht ergriffen und mit scharfer Zeichnung hingestellt. Es ist sehr schwer, ja fast unmöglich, sich aus jener Darstellung der Erklärungen der neueren Forscher eine klare Vorstellung von dem Wesentlichen ihrer Ansichten zu nehmen. Man muß die Schriften jener Gelehrten selbst durchgelesen haben, um klar einzusehen, was diese Darstellung denn eigentlich überall gemeint hat. Mit wenigen, über das eigentliche Innere wahrhaft beleuchtenden und das gegenseitige Verhältniß jener Forschungen genau hervorhebenden Hauptzügen würde viel mehr gethan seyn, als mit dieser innerlich unverbundenen, bloß äußerlich die Sätze wörtlich aneinanderreihenden Mosaikarbeit, die nicht geeignet ist, das Charakteristische und Geistige jener Ansichten in scharfen Umrissen herzustellen.

Auch das Falsche, Irrthümliche und Verkehrte verläuft und entwickelt sich bekanntlich nach gewissen Gesetzen und in der Aufeinanderfolge einseitiger oder unrichtiger Ansichten und Systeme ist oft am Deutlichsten die Gewalt der Wahrheit, welche die eine Einseitigkeit mit der andern widerlegt und vertreibt, in ihrer allseitigen Entwicklung zu ersehen. Wie auf allen andern Gebieten der Geschichte und des Lebens, so wird auch bey der Entwicklung wissenschaftlicher Ansichten, wenn ein Geist des Irrthums derselben eine verkehrte Richtung giebt, vom Anfang eine falsche Grundansicht die Hauptschuld des verfehlten Ganges aller Untersuchungen, die sich jenem πρῶτον ψεῦδος nicht entwinden konnten, tragen. Die Ursache aller falschen Erklärungen der Mythologie kann man nun darin suchen, daß die Gelehrten, die sich an dieses Geschäft machten, es nicht für möglich hielten, die Mythologie, so wie sie sich unmittelbar giebt, in ihrem wörtlichen, eigentlichen Verstande zu nehmen und doch noch einen Sinn, noch ein vernünftiges Verständniß nach ihrer Meynung darin zu finden. Um nun aber doch einen Aufschluß zu geben über diese sonderbaren Gestalten, Bildungen und Thatsachen, zu deren Erklärung der hergebrachte Staat unlebendiger, dürrer Verstandesabstraktionen ganz unzulänglich war, hat man willkührliche und unbewiesene Vorgänge erdichtet, die jene sonderbaren Ueberlieferungen der Völker aufhellen sollten. Diejenigen, welche der Poesie die Entstehung der mythologischen Gestalten zuschrieben, verfuhren doch insofern noch etwas säuberlicher mit ihnen, als dadurch denselben noch ein Schatten eigentlichen Bestehens und Geltens übrig blieb, wenn auch dadurch alle reelle Bedeutung, alles innere Leben denselben genommen wurde. Diese durch die Macht der Poesie die Mythologie erklärende Ansicht theilt sich nach manchen Modifikationen wieder in mehrere Unterabtheilungen, wovon die bedeutendste die ungeheuern Wesen, welche wilde Völker in ihrer Furcht vor den Naturerscheinungen sich geschaffen haben sollen, durch Dichter, die unversehens sich unter diesen halbthierischen Stämmen erhoben, in milde, menschenähnliche Göttergestalten umschaffen läßt. Dieser Ansicht steht nun jene Erklärungsweise gegenüber, welche die Form, in der die mythologischen Gestalten sich uns zeigen, für eine bloß äußerlich hinzugekommene Einkleidung, ja für eine Fälschung und Entstellung des ursprünglichen Sinnes ansieht und diesen Gestalten ihren ursprünglichen, wahren Verstand wieder vindiciren will. Abgesehen von den vielen willkührlichen Versuchen anderer Art, der Mythologie einen physikalischen Sinn unterzulegen, ist hier nur die Ansicht Heynes zu erwähnen, der jene Gestalten für Einkleidungen philosophischer Gedanken, hauptsächlich allgemeiner kosmogonischer Begriffe erklärte, welche aus Armuth der Sprache und Unfähigkeit, den wissenschaftlichen Ausdruck zu finden, fast unwillkührlich als persönliche Wesen vorgestellt und sogleich zu Göttern gemacht wurden. Noch weiter geht die Hermann'sche Ansicht, nach welcher die Namen der Götter ursprünglich und nach der wahren Absicht der alles mit Ueberlegung und wissenschaftlicher Schärfe bezeichnenden Urheber dieser nachher so entstellten Ge-

dankenoperationen nichts weiter ſind, als die von den Prädikaten der Eigenſchaften, Kräfte und Elemente der Natur hergenommenen Begriffe, denen man zur feſteren Bezeichnung der Form beſtimmte Namen gab, die aber urſprünglich lauter Appellativa geweſen ſeyen. Das ganze habe auch nur dann erſt eine ſyſtematiſche Ordnung und inneren Zuſammenhang, wenn man die eigentliche wiſſenſchaftliche Bedeutung aller dieſer Namen kenne. Die Erfinder dieſes Syſtems konnten natürlich dieſe Namen für keine Götter halten, denn ſie haben ja alles ſelbſt ſo ausgeſonnen. Dem Volke wurde es überlaſſen, ſich dieſe Namen der Prädikate zurecht zu legen, wie es wollte; da ſey es nun gekommen, daß es dieſe als Perſönlichkeiten gegebenen Kräfte, Eigenſchaften u. ſ. w. wirklich für Perſonen, für übermenſchliche Weſen, für Götter gehalten habe. So wird alſo dieſes entſtellte, unverſtandene phyſikaliſche Syſtem durch Täuſchung und Mißverſtand des unwiſſenden Volkes zu einem Götterſyſtem. Alſo ſind es nach beyden Hauptklaſſen der berührten Erklärungsweiſen einzelne Menſchen, die den Maſſen ihre Götter theils als poetiſche Weſen, aber ohne reellen Gehalt, theils als mißverſtandene phyſikaliſche Begriffe erdichtet und erſonnen haben. Wie die Völker dazu gekommen, dieſe Phantaſiegeſtalten der Poeſie, oder dieſe abſtracten Begriffe phyſikaliſcher Eigenſchaften wirklich als göttliche Weſenheiten, als Götter anzuſehen, an ſie zu glauben, ihnen alles hinzugeben ꝛc. ꝛc., wie überhaupt die Vorſtellung und Ueberzeugung von der Exiſtenz mehrerer Götter in den Gemüthern entſtehen konnte, dies zu erklären, daran wird hier gar nicht gedacht, alſo die Hauptſache, um die es ſich eigentlich handelt, gar nicht berührt.

Dieß ungefähr wären einige der Hauptpunkte geweſen, die bey der Charakteriſirung jener Erklärungsverſuche der alten Mythologien nothwendig hervorzuheben waren, wenn man erfahren ſoll, was jene leiſteten. — Noch unzulänglicher iſt die Eigenthümlichkeit der Creuzeriſchen Anſicht nach ihren Grundzügen dargeſtellt. Ueber den Hauptpunkt, worüber ſich Creuzer, wie vor ihm ſchon William Jones in den weſentlichſten Beſtimmungen wenigſtens, von allen früheren Erklärern unterſcheidet, hört man kaum einige Worte. Es wird bloß einmal eine aus dem Orient ſtammende, reine monotheiſtiſche Urreligion genannt. Von dieſer Anſicht — und dieſes Urtheil ſcheint dem Verf. ganz allein anzugehören — wird dann geſagt, ſie enthalte wenigſtens Wahrheit, ſie habe die Idee des Polytheismus nicht verſtanden, und eben ſo wenig den mythologiſchen Ausdruck erklärt, als den Verſtand der Symbole getroffen. Es finde ſich bey Creuzer keine Vertiefung in die ſymboliſchen und mythologiſchen Ideen.

Es iſt auffallend, daß gerade der Mann, der unter den bisherigen Erklärern verhältnißmäßig am meiſten Geiſt, Tiefe und Allſeitigkeit, ſo wie Fülle der Gelehrſamkeit in der Erklärung der alten Mythologie zeigte, der mehr gethan, als alle andern miteinander, der wenn auch nicht das richtige, doch ein in ſeiner Weiſe begründetes, tief eingehendes, in vielen Punkten aufſchlußreiches Syſtem, ein geordnetes, innerlich zuſammenhängendes Ganze das erſtemal aufſtellte, daß dieſer Mann unter allen hier faſt am ſchlechteſten wegkommt, daß ihm allein unter allen neueren Forſchern der Text geleſen wird! Wenn der Verf. ſich ſolches von Creuzer zu ſagen getraute, was hätte er erſt von andern ſagen müſſen, wenn Einſicht und Conſequenz vorhanden wäre. Wäre er doch dafür im Stande geweſen, die Grundzüge und wichtigſten Unterſcheidungspunkte der Creuzeriſchen Anſicht im Großen und Ganzen zu entwickeln und die Stelle, die das Creuzeriſche Syſtem in der Stufenfolge der neueren Erklärungsverſuche einnimmt, objectiv hinzuſtellen. Das verlangt eine Einleitung zur Mythologie, die eine Charakteriſirung der frühern Anſichten zu geben unternimmt.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Januar.

Nro. 13. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Lehrbuch der Religionsgeschichte und Mythologie der vorzüglichsten Völker des Alterthums.

—

(Fortsetzung.)

Creuzer, der Verdienste um die Erkenntniß des gesammten Alterthums hat, wie wenige, weil er den Mittelpunkt, aus dem das ganze Leben des Alterthums quoll, zuerst allseitig und tief auffaßte und hervorhob, dessen greises Haupt längst ein unverwelklicher, von den ersten Geistern Deutschlands gewundener Lorbeerkranz umschlingt, und der unseres Lobes nicht bedarf, hat zuerst ein umfassendes, tiefer eingehendes, alle Erscheinungen berücksichtigendes Princip aufzustellen gesucht, um alle Mythologien in eine Einheit, in ein Ganzes zusammen zu fassen und den verworrenen Massen einen Halt, einen Mittelpunkt zu geben. Creuzer hat eine Einheit vorausgesetzt, die Gott und alle Kräfte Gottes, aus denen der ganze Inhalt der Welt hervorgieng, in sich faßte, er hat ein ursprüngliches Bewußtseyn der Menschheit angenommen, das ein Alles umfassendes Ursystem von Lehren und Erkenntnissen in sich schloß; dieses Ursystem gieng aus einander, wurde getrübt, entstellt, verwirrt und die verschiedenen von einander abweichenden Mythologien sind das in verschiedenen Richtungen aus einander gegangene Ursystem, das seinen Mittelpunkt verlor und dann in Bruchstücke und Trümmer zerfiel, die sich gegenseitig ergänzen. Das ist der Grundcharakter dieser Ansicht, so weit sich dieß hier mit wenigen Worten angeben läßt. Ob sich die Sache wirklich so verhalt, ob jene Voraussetzungen dieser Ansicht begründet sind, ob wirklich ein solcher Urzustand, ein solches Ursystem der Menschheit, ein solches Auseinandergehen dieses Systems von Erkenntnissen möglich war, das zu untersuchen ist hier nicht unsere Aufgabe. Derjenige — welcher das Innere dieser Wissenschaft wahrhaft erkannt hat — Schelling — wird auch darüber den allseitigsten und befriedigendsten Aufschluß geben. Ref. will hier nur andeuten, was nach der Aufgabe, die sich der Verfasser selbst stellte, zu untersuchen und vor allem hervorzuheben wäre, wenn man auf diesem Gebiete auch mitsprechen will. Eine äußerliche Aufzählung und Wiederholung von Sätzen, die ohne innern Zusammenhang an einander gereiht, keinen Aufschluß über die Hauptpunkte gewahren, läßt heut zu Tag Niemand mehr als eine wissenschaftliche Untersuchung oder Darstellung gelten. Es hätte aber nachgewiesen werden sollen, in welchem innern Unterschied und sich gewissermassen ergänzenden Verhältniß jene noch einseitigen, nach einer bestimmten Stufenfolge sich entwickelnden Erklärungsversuche der Mythologie zu einander stehen. Freylich gehört schon eine richtige Einsicht in das innere Wesen der Mythologie selbst dazu, um jene Hauptpunkte, worauf es eigentlich ankommt, auffinden und bezeichnen zu können, und wer dasjenige, was das Wesentlichste und Schwierigste bey der Erklärung einer wissenschaftlichen Aufgabe ist, richtig erkannt und genau bestimmt hat, der hat auch schon den ersten Schritt zur wirklichen Lösung derselben gethan. Die meisten Erklärungen sprechen hier, wie so häufig auf andern höchst wichtigen Gebieten, von Dingen, um die es sich an dieser Stelle noch gar nicht gehandelt oder die eigentlich zunächst mit der Hauptsache wenig zu

thun haben und später, wenn man den rechten Punkt im Angriff gewonnen und aufgehellt hat, leicht ihre Erledigung an der ihnen zukommenden, oft höchst untergeordneten Stelle erhalten. Wie schwer es ist, in der angegebenen Weise eine wissenschaftliche Untersuchung zu beginnen und weiter zu führen, sieht man am deutlichsten daraus, daß, wo die eigene Einsicht in das Innere fehlt, selbst die schon von Anderen aufgefundenen oder wenigstens theilweise nachgewiesenen richtigen Gesichtspunkte auf solchen Gebieten nicht einmal anerkannt und begriffen werden können. So gieng es dem Verf. mit Schellings Gottheiten von Samothrace; zwar ist das, was hier im Allgemeinen über diese Schrift zum Theil nicht unrichtig vorgebracht wird, ohne jedoch das Wesentliche erkannt oder bestimmt hervorgehoben zu haben, besser als was sonst gegeben wird, aber wohl nur, weil es aus Stuhrs Schrift (das Verhältniß der christlichen Philosophie und Theologie 1822), wie aus der Citation zu schließen, entnommen ist. Uebrigens sieht man, daß der Verf. aus dieser Schrift Schellings für die wissenschaftliche Einsicht in die Mythologie nichts gelernt hat.

Nach der (ebenfalls aus O. Müller genommenen) Auseinandersetzung von Welkers Ansicht, stoßen wir auf ein eigenes Urtheil des Verf.

Daß nämlich Welker und O. Müller das Altpelasgische wieder in seine Würde eingesetzt hätten, obgleich beyde das Hellenische vielleicht zu sehr pelasgisirten (sic). Da es sich hier um das, was der Verf. Pelasgisch oder Altpelasgisch nennt, handelt, so kann man erst dann wissen, was der Verf. dabey dachte, wenn er uns gesagt hat, was Pelasgisch ist. Wir werden es später sehen. Die übrigen neueren Versuche von Mythendeutungen werden darauf noch summarisch abgefertigt, die einen nämlich als solche kurz bezeichnet, welche Alles aus dem Orient ableiten, die andern als der astronomischen Erklärungsweise huldigend, andere und nicht gerade die unbedeutendsten werden gar nicht charakterisirt, sondern bloß genannt, oder mit dem Prädicate „willkommen“ hervorgehoben. Forchhammers bekannte Deutungen werden mit der Bezeichnung „nur zum Theil gelungen“ angeführt. Lobecks Ansicht wird also charakterisirt: er sehe den Homer als die Quelle der Poesie und des Glaubens an, eine Meinung, welche nicht bewiesen werden könne. Mysterien seyen ihm nichts als Umhüllungen von Geheimnissen. Alle dogmatische Mittheilung verwerfend stelle er die Symbolik als gehaltlos dar. Von Prellers Untersuchung (Demeter und Persephone), welche die Lobeck'sche Methode mit Müllers historischer auszugleichen versuche, wird gesagt, daß ihr ein sicheres Princip abgehe. Am Schlusse des Abschnittes wird den in Deutschland gangbaren Lehrbüchern der Mythologie sammt und sonders das Prädicat „gänzlich unbrauchbar“ ertheilt, ein Urtheil, das zum wenigsten von Moritz bekannter, nicht ohne Geist und antike Anschauung verfaßter Schrift höchst ungerecht ist.

In der darauf folgenden philosophischen Einleitung ist von wirklicher philosophischer Entwicklung der hieher gehörigen Begriffe wenig zu sehen. Man findet bloß einige hergebrachte Bemerkungen über Heidenthum, Religion im Allgemeinen, religiöses Bedürfniß des Menschen ꝛc., die heut zu Tage fast in den meisten Lehrbüchern, die mit der Religion der Christen oder der Heiden im Allgemeinen sich beschäftigen, stereotyp geworden sind. Da finden wir die oft gelesene Weisheit, daß das Heidenthum die Gottheit in der Natur suche, daß das Christenthum ethischen Charakters sey, daß auch die gefallene Menschheit immer noch ein Bedürfniß nach Errettung empfinde, daß die Religion die Richtung des menschlichen Verstandes und Gefühles auf eine höhere Welt sey, daß das religiöse Gemüth sich nicht mit Abstractionen des Verstandes, sondern mit concreten Vorstellungen beschäftige, daß die Religionen ihren Grund haben in dem religiösen Bedürfniß, daß die menschliche Seele schwach ist ohne Hülfe eines höhern Wesens, daß jedes Volk eine Religion hatte, daß sich die religiösen Formen nach den religiösen Bedürfnissen der einzelnen Völker gerichtet haben und was dergleichen wohlfeile Weisheit mehr ist. Die obigen Sätze sind so ziemlich die Hauptgedanken dieser Philosophie über die Natur der Mythologie und der Religion im Allgemeinen und in so fern von den Principien oder Grundsätzen, die an die Spitze einer wissenschaftlichen Entwicklung gestellt werden, alles übrige, so weit es Anspruch auf den Namen von Wissenschaft macht, abhängt,

wären diese Sätze eigentlich die Hauptsache des Buches, wenn man von der Anhäufung und Aufstapplung unzähliger aus Büchern von den verschiedensten Ansichten hergeholten Notizen und Bemerkungen absieht und bloß auf den eigentlich wissenschaftlichen Gehalt der Grundgedanken Rücksicht nimmt. Man sollte doch meinen, in einer philosophischen Einleitung zu einem, seinen Gegenstand ziemlich ausführlich behandelnden Werke müßte auch etwas von Philosophie, von einer philosophischen Behandlung der Grundbegriffe vorkommen. Allein dergleichen scheint man trotz der Ueberschrift des Abschnittes für sehr überflüssig gehalten zu haben. Wenn nur die Ueberschrift „philosophisch" darüber steht, dann muß es auch philosophisch seyn. Wer heut zu Tage über Wesen und Natur der Mythologie philosophische Einleitungen geben und wissenschaftliche Untersuchungen anstellen will, der kann sich einer gründlichen Behandlung der Hauptfrage, wie denn die Möglichkeit der Entstehung solcher Mythologien überhaupt zu denken und die wirkliche Entstehung der vorhandenen Mythologien thatsächlich zu erklären sey, durchaus nicht entziehen, weil sonst alles Folgende in der Luft schwebt. Daß mit den obigen Gemeinplätzen, in denen man gar keine Spur eines methodischen, wissenschaftlichen Denkens der Form nach, geschweige denn ein selbstständiges Eindringen und eigenthümliches Forschen in den Inhalt der Sache antrifft, gar nichts geschehen ist, braucht Ref., nachdem er oben bey Beurtheilung der verschiedenen früheren Standpunkte, die Entstehung der Mythologie nachzuweisen, schon die großen Schwierigkeiten bey der Erklärung ihrer Grundlagen hervorgehoben hat, nicht noch weitläuftiger aus einander zu setzen. Vollends aber sogleich fertige Resultate, fire Sätze als unumstößliche Axiome vorne hinzustellen, ohne in einer für die Hauptpunkte noch der tiefsten Untersuchungen durchaus bedürftigen Wissenschaft auch nur die Grunddifferenzen der verschiedenen Ansichten wahrhaft aufgezeigt, geschweige sich an die Lösung der großen Probleme gemacht zu haben, ist ganz der Art und Weise angemessen, mit der man heut zu Tage nicht selten gerade unter der Firma philosophischer wissenschaftlicher Behandlung ein sehr äußerliches, von philosophischem Denken sich fern haltendes Geschäft mit dem empirischen Stoff einer Wissenschaft treibt. Der Verf. hätte doch wenigstens die schwierigen Untersuchungspunkte angeben und bezeichnen sollen, die hier nothwendig zu berücksichtigen sind, wenn man über Wesen der Mythologie heut zu Tage auch nur referirend sprechen will; so findet man fast bloß die Wiederholung einiger oftmals ausgesprochenen, jene Hauptpunkte gar nicht berührenden Behauptungen.

Hinter kein Wort versteckt sich bey mythologischen Untersuchungen die Begrifflosigkeit oder die Unfähigkeit, den innern Grund und Gehalt der wichtigsten religiösen Verhältnisse in ihrer wahren Bedeutung zu erfassen und genau zu bestimmen, so oft und so gern, als hinter das Wort Natur. Bey der Erklärung der religiösen Culte und Vorgänge auf dem Gebiet der alten Welt vernimmt man von allen Seiten die Ausdrücke: natürliche Elemente, Natur-Proceß, personificirte Naturkräfte ꝛc. Wenn man aber diesen Erklärungen auf den Grund sieht und nachforscht, was denn eigentlich damit gemeint ist, so wird man nicht selten finden, daß hinter den hochklingenden Phrasen sich bloße Trivialitäten oder Fictionen ohne reellen Sinn und Gehalt verbergen. —

Die gewöhnlichste Ansicht ist, daß Naturkräfte, Eigenschaften physikalischer Elemente, Naturkörper aller Art und ihre Einflüsse u. s. w. zu persönlichen, geistigen Wesen erhoben und als Götter verehrt worden seyen. Dabey bedenkt man nicht, wie es gar nicht zu begreifen ist, daß alltägliche Naturerscheinungen oder überhaupt Naturkräfte so ohne weiters als Wesen höherer Art, als göttliche Persönlichkeiten, an die der Mensch sein ganzes Daseyn und Leben knüpft, denen er sich mit dem Liebsten, was er hat, hingiebt und opfert, als Gegenstände der aufrichtigsten Verehrung angesehen und geglaubt worden seyen. Dem unbefangenen Blick dringt sich auch ohne tiefere Forschung bey Betrachtung jenes das ganze Dichten und Trachten der antiken Menschheit beherrschenden Gewalten von selbst der Gedanke auf, daß hier geistige, schon ihrem Ursprunge nach göttliche Mächte mit reeller Bedeutung von jenen Völkern gemeint wären, und nicht durch frostige,

ſchale Allegorien ꝛc., theatermäßig verkleidete Alltäglichkeiten. Die Möglichkeit iſt gar nicht zu denken, wie raffinirte Prieſter oder ſogenannte Weiſe dergleichen hohle Fictionen den Völkern, die nur den allerrealſten, ſtärkſten Einflüſſen bey ſich Raum geben, ſollten als Götter, als Herren ihres ganzen Innern aufgezwungen haben.

Alſo nur die mächtigſten, geiſtigſten Gewalten, mit denen das innerſte des menſchlichen Geiſtes in der engſten Verbindung ſteht, konnten im Stande ſeyn, ſich des ganzen Menſchen ſo zu bemächtigen, daß er blindlings ihnen allerwege gehorchte, aber nicht die gewöhnlichſten Naturerſcheinungen oder leere Abſtractionen und Prädicate derſelben. Wenn man nun auch jene Mächte, die einer ganz andern Ordnung der Dinge entſtammen, natürliche nennt, ihnen eine beſondere Kraft der Natürlichkeit, welche im gewiſſen Sinne die Baſis ihrer Exiſtenz ausmacht, zuſchreibt, ſo iſt darunter etwas total Anderes zu verſtehen, als was diejenigen meinen, welche Elemente der Natur, Naturkräfte ꝛc. zu Göttern oder geiſtigen Perſönlichkeiten erheben. Hier fingirt man etwas rein Unmögliches, woran kein altes Volk gedacht hat und dieſen Mißbrauch mit dem Worte Natur und was damit zuſammenhängt, dieſes monſtröſe Mißverſtandniß, dieſe alles verkehrende Verwechslung zweyer ganz divergirender Claſſen von Weſen oder Qualitäten, die angebetet werden ſollen, geht faſt durch alle neueren Behandlungen der Mythologie. Ref. wollte nur dieſen einzigen Punkt unter vielem Andern, was über die philoſophiſche Einleitung des Verfaſſers zu bemerken wäre, etwas beſtimmter hervorheben, weil er der wichtigſte iſt und eine kurze Beurtheilung ſich auf die Hauptpunkte beſchränken muß, ohne auf die Einzelnheiten eingehen zu können.

Abgeſehen von der Löſung jenes allgemeinen Problems, das vor allem bey der Erklärung der alten Mythologie ſeine Erledigung finden muß, hätte ſich die Unterſuchung auf dieſem Gebiet hauptſächlich damit zu beſchäftigen, daß der Grund der Eigenthümlichkeit der beſondern Hauptmythologien erforſcht und das Verhältniß jeder einzelnen Religionsentwicklung zu den früheren und ſpäteren in ein vollſtändiges Licht geſetzt würde. Das wird aber ganz umgangen, wenn man bloß verſichert, daß die religiöſen Formen ſich nach den religiöſen Bedürfniſſen der einzelnen Völker geſtalten. Was iſt denn aber der Grund von dieſen beſtimmten religiöſen Bedürfniſſen der Völker in jedem einzelnen Fall? Dieſe Frage kehrt ja immer wieder und wird durch den Ausdruck „religiöſe Bedürfniſſe“ nur verſteckt.

Durch welches Verhältniß und durch welche Stellung der inneren geiſtigen Mächte, deren Zuſammenwirken die Geſtalt einer beſtimmten Religion hervorbringt, die Eigenthümlichkeit einer jeden Mythologie bedingt iſt, das iſt der Hauptpunkt, um den es ſich bey der Erklärung der einzelnen Religionen des Alterthums handelt. So lang man nicht auf eine Erforſchung ſowohl jener allgemeinen Grundlagen der geſammten Mythologie, als der beſonderen für jede einzelne Religionsentwicklung eingeht und eine befriedigende Löſung dieſer Hauptfragen findet, iſt auf dieſem Gebiete kein wirklicher Aufſchluß zu erwarten.

Wenn der Verfaſſer bemerkt, daß weder Phantaſie, noch Erfahrung, noch Philoſophie die Mutter des Götterglaubens ſey, noch Furcht, Entſetzen oder Erſtaunen über die räthſelhafte Sprache natürlicher Phänomene die Götter erzeugt habe, ſondern die Religionen auf dem religiöſen Bedürfniß beruhten, ſo hätte der Grund zu dieſer Nothwendigkeit des religiöſen Bedürfniſſes im Menſchen als die Hauptſache entwickelt und eben das Verhältniß des urſprünglichen Seyns und Zuſtandes des menſchlichen Weſens zur Gottheit nachgewieſen werden müſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Januar.

Nro. 14. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Lehrbuch der Religionsgeschichte und Mythologie der vorzüglichsten Völker des Alterthums.

(Fortsetzung.)

Da der Verf. auch die Phantasie bey der Erzeugung des Götterglaubens nach Obigem ausgeschlossen hat, so muß es auffallen, daß er ihr an einer andern Stelle eine sehr hohe, ja fast die höchste Stelle zutheilt mit den Worten: „Dasjenige Vermögen der menschlichen Seele, welches die Gottheit schafft, ist die Phantasie. – Die Phantasie muß jeden menschlichen Begriff erst beleben und selbst der historische Christus muß erst durch den Pegasus des menschlichen Geistes verklärt und geläutert werden, ehe er zum einigen Sohn Gottes sich aufschwingen kann.“ Hier hat uns der Verfasser etwas deutlicher gezeigt, wie er sich den innern Entstehungsproceß der göttlichen Persönlichkeiten überhaupt sowohl auf heidnischem, wie auf christlichem Gebiete, welche ihm in dieser Beziehung wenigstens ziemlich gleich zu stehen scheinen, vorstellt. Wir staunen zu hören, daß sich die alten Völker zuerst nackte Begriffe von den Göttern machten, dann erst mittelst der Phantasie sie mit Leben, mit Fleisch und Blut überkleideten, wobey freylich die Ungenauigkeit oder eigentlich der Widerspruch auffallt, der in den obigen Worten (daß die Phantasie die Gottheit schaffe) vergl.ichen mit diesen letztern daß die Poantasie die Begriffe erst belebe) liegt. Wie die Phantasie die göttlichen Gestalten noch schaffen soll, wenn sie vorher durch den Begriff erzeugt schon vorhanden sind, läßt sich nicht einsehen. Ueberhaupt sieht man daraus, daß der Verf. noch ganz auf dem alten Standpunkt steht, auf dem man sich die Genesis der Götter durch die sich einander helfenden, successiv ablösenden einzelnen Functionen der menschlichen Seelenvermögen entstanden denkt, ohne von dem innern historischen Proceß und der wirklichen Natur der mythologischen Thatsachen, welche man sich Vorgängen, die sich eben so gut alle Tage wiederholen könnten, ähnlich vorstellt, etwas erkannt zu haben. Wenn aber der Verfasser nun gar noch den historischen Christus erst mittelst einer Verklärung und Läuterung durch den Pegasus des menschlichen Geistes zum einigen Sohn Gottes sich aufschwingen läßt (sic), so sieht man nirgends so deutlich den Charakter seiner Einsichten in die innern Vorgänge auf den wichtigsten Gebieten wissenschaftlicher Forschung. Es ist wohl unnöthig, den innern Gehalt solcher Einsichten in ein helleres Licht zu setzen.

In den Bemerkungen des Verf. über Pantheismus und Personalismus, in welche zwey Hauptklassen alle Religionen nach ihm zerfallen, finden wir nur alte, oft dagewesene, gutentheils nichts aufschließende Ansichten. So wird z. B. nach hergebrachter Weise der Anthropomorphismus der griechischen Götter aus dem Bestreben der Menschen erklärt, die Gottheit, die ihnen so unendlich fern stand, zu sich und in ihren Kreis herabzuziehen. Recht deutlich sieht man in dieser Schrift, wie unmöglich es ist, über die alten Religionen einen wahren Aufschluß zu geben, wenn man nicht das innere Wesen des Christenthums erkannt hat. Wie aber der Verfasser das Christenthum auffaßt, sieht man aus folgenden

Worten, mit denen er die Nothwendigkeit des Anthropomorphismus bey den Heiden beweisen will: „Selbst der Christ stellt sich die Gottheit als denkendes, handelndes und wollendes Wesen vor, ohne um das beweisende Moment bekümmert zu seyn, ob diese Begriffe auch passen oder nicht."

Von dem, was die Griechen zur Darstellung ihrer Götter in menschlicher Gestalt getrieben hat, hat der Verfasser gar keine Ahnung. Das sieht man unter vielen andern z. B. aus diesen Worten: „Roher Anthropomorphismus ist die Schwäche des Alterthums. Man suchte den Göttern durch Bildungen in Stein und Holz leibliches Daseyn zu verschaffen. Aber vor der Periode des abstracten Denkens war solche Darstellung ein Bedürfniß der religiös erregten Völker." Als ob ein roher Anthropomorphismus geherrscht hätte, da Homers wundervoller Genius die Götter als die schönsten Ideale menschlicher Gestalten hervortreten ließ, und Griechenlands Künstler sie nach seinen Mustern plastisch darstellten. Als dagegen die Periode des abstracten Denkens kam, war es ja bey den alten Volkern vorbey mit allem innern productiven Leben und Schaffen auf dem Gebiete der Religionen.

Das Wesen der indischen Mythologie wird in dem Emanationssystem allein gesucht. Zu der Natur des indischen Charakters will aber die Behauptung wenig passen: daß nach der indischen Vorstellung „die Welt eine traurige Erstarrung des Urwesens sey." Man sieht ja eher das Gegentheil in dem weichen, zerfließenden, haltlosen Wesen der indischen religiösen Anschauung. Die Eigenthümlichkeit der indischen Mythologie mit ihrem Einfluß auf den Volkscharakter beruht auf ganz andern Gründen, als den hier angegebenen. Eben so wenig wird die innere Ursache des persischen Dualismus erkannt. Von den Babyloniern, Phoniciern, Assyriern, Phrygiern, Aegyptern wird nur in Bausch und Bogen versichert, daß sie Diener und anbetende Verehrer der Natur gewesen, was im Grunde auch bey dem Götterdienste der Griechen und Römer der Fall sey. Allen diesen Religionen liege der Hylozoismus zu Grunde, bey den Griechen nur mit Anthropomorphismus vereinigt. Auch der Sternendienst der Chaldäer und der Thierdienst der Aegypter sind nach dem Verfasser aus dem Hylozoismus geboren, der Thierdienst beruhe auf der Wahrnehmung des Instinkts der Thiere, als Beobachtung deutlicher Naturgesetzmäßigkeit.

Durch solche vage, nichts aufschließende Bemerkungen wird freylich die allgemeine Natur und das Wesen dieser Mythologien kaum berührt, geschweige denn in ihrer Eigenthümlichkeit dargestellt. Noch viel weniger erfahren wir etwas von den innern Ursachen, die bey jedem Volke diesen bestimmten Charakter seiner Religion geschaffen haben.

Wie der Verfasser die religiöse Welt der Griechen ansieht, kann man daraus ersehen, daß er versichert, die Griechen hätten Tugend, Keuschheit, Furcht, Hoffnung und eine Menge anderer edler und unedler Triebe darum zu göttlichen Wesen erhoben, weil die frommen Alten eine göttliche Kraft in diesen Trieben glaubten verehren zu müssen. Da sehen wir deutlich die ganze Philosophie dieser Mythologie, die Götter stellen menschliche Eigenschaften, Triebe, Tugenden ꝛc. dar. Diese alte Trivialität ist die neueste mythologische Weisheit.

Ueber Heroendienst — ein Gebiet, das, weil es so gar leicht erkennbar und verständlich zu seyn scheint, gerade noch am wenigsten erkannt und in seinem Ursprung erklärt ist — wird längst Gesagtes nur mit der neuen Bemerkung wiederholt, daß der Heroen- und Todtendienst eine ganz pantheistische Grundlage habe, obgleich er glücklicher Weise eine personalistische Richtung genommen. Es ist wirklich eine eigene Gabe, gerade in dem, was einer Sache am fernsten liegt, die Grundlage und das Wesen derselben zu sehen.

Nachdem der Verfasser über Theismus und Deismus Bekanntes vorgebracht und über Monotheismus — auf dessen richtiger Bestimmung eigentlich Alles ankommt — bloß geäußert, daß der eigentliche Theismus Monotheismus sey, weil ein Grund fehle, die Gottheit in mehrere Wesen zu zersplittern, erfahren wir den eigentlichen Ursprung des Polytheismus, indem derselbe als ein Produkt der Verschmelzung der Gottheit mit der Natur und dem Menschenleben bezeichnet wird, vorausgesetzt, daß sich damit das Bedürfniß des Personalismus

verbinde; wo nicht, so entstehe Pantheismus. Bey dem niederen Polytheismus, der die Vielheit der Gottheit ohne Einheit hinstelle, hätten die Menschen hin und wieder etwas Dämonisches wahrgenommen und Götter daraus gemacht. Gebildetere Völker hätten den höheren Polytheismus, der in der Vielheit der Götter eine Einheit statuire. Heidenthum sey also diejenige Art religiöser Vorstellungen, in welcher die Gottheit in solche Verbindung mit der Welt trete, daß dadurch das eigene Wesen der Gottheit aufs genaueste bestimmt und modificirt werde; daraus sey es klar, warum heidnische Religionen polytheistisch seyen.

Mit allen diesen allgemeinen Bezeichnungen sind die Schwierigkeiten, mit denen man bey der Erklärung des Ursprungs und der eigentlichen Natur der Mythologie zu kämpfen hat, nicht berührt, geschweige denn gelöst. Zuerst muß der ursprüngliche Zustand des Menschen in seinem Innern richtig begriffen seyn, dann die Möglichkeit, der Grund und die innere Natur der Verkehrung jenes reinen Seyns, und Alles, was damit nothwendig zusammenhängt, erkannt, und die Entstehung der einzelnen Religionen und Völker auf eine wahrhaft befriedigende Weise nachgewiesen seyn. Davon finden wir hier gar nichts, blos die alte, nichts erklarende Versicherung von einer Verschmelzung der Gottheit mit der Natur, wobey nicht angegeben wird, was man sich darunter denken soll. Das Heidenthum kann allerdings nur erklärt werden, wenn man das Innere des Christenthums, in seinen Grundzügen wenigstens, ihm gegenüber zu stellen im Stande ist. Wenn man aber von letzterem weiter nichts zu sagen vermag, als daß dadurch alle Menschen und Völker zu einer einzigen Gemeinde versammelt werden sollen, so ist das zwar richtig, und jedes Schulkind weiß, daß am Ende nur ein Hirt und eine Heerde seyn wird, aber von dem, wovon es sich hier handelt, von dem innern Grundcharakter des neuen, durch die größte Thatsache der Geschichte in die Welt gebrachten Lebens, das eben zuletzt jene innerste Vereinigung Aller bewirken wird, erfährt man damit eben nichts.

Das einzige Besondere, was wir hier zu lesen bekommen, ist, daß der Islam ein, wenn auch entarteter Abkömmling des Christenthums sey, wovon so ziemlich das Gegentheil, wenn es recht verstanden wird, die Wahrheit seyn möchte. Eine richtige Bemerkung, die wir hier bey dem Verfasser finden, wollen wir jedoch nicht verschweigen, er sagt nämlich: wie die Nationen im Ganzen, so wurden auch die einzelnen Geschlechter und wiederum die einzelnen Individuen der Familien zu Culturgenossenschaften vereinigt. Die Sache verhält sich, größtentheils wenigstens, allerdings so und ihre Hervorhebung an dieser Stelle wäre wirklich wichtig, wenn dabey auch der innere Grund dieser merkwürdigen Erscheinung, dessen Nachweisung allerdings ein bedeutendes Licht über die Völkerentwicklung werfen würde, hätte angegeben werden können. Es geht indeß dem Verf. hiemit wie mit seinem „namenlosen Etwas des Heidenthums," das, wie er sagt, mit dem ganzen Leben der alten Völker auf's engste verschwistert war, von dem er aber weder Ursprung noch Wesen anzugeben weiß. Eine andere sehr schwierige Frage macht hier der Verf. mit wenigen Worten ab, indem er behauptet, „das Christenthum vernichte die Nationalitäten." Hätte der Verf. über diesen Punkt den betreffenden Abschnitt in dem höchst geistreichen Werke des Engländers Maurice (the kingdom of Jesus Christus etc. 1842), der hierüber tief, scharfsinnig und erschöpfend spricht, gelesen, so würde er sich über diese schwierige Materie wohl in anderer Weise ausgesprochen haben.

Warum die alten Völker gerade solche Mythen und religiöse Vorstellungen erzeugten, und an sie wirklich glaubten, darüber wird vom Verfasser kein Grund nachgewiesen, kein Aufschluß, keine Erklärung gegeben, wir finden bloß allgemeine Versicherungen, als da sind: „auch die Form des Mythus war lange Zeit Gegenstand des Glaubens. Der Periode der hellenischen Mythenerzeugung war die innere Nothwendigkeit auferlegt, die Mythen gerade so zu gestalten, wie sie sich in Wahrheit gestaltet haben, und nicht anders." Was aber diese innere Nothwendigkeit hervorgebracht, worin sie bestand, und warum es eine Nothwendigkeit war, so zu glauben und anzuschauen, darnach fragt die Wissenschaft. Unbewiesene Behauptungen, bloßes Aufzählen der

sich von selbst darbietenden, äussern Erscheinungen, Beobachtungen empirischer Fakta, so wichtig diese auch an und für sich seyn mögen, sind ohne Erklärung und Entwickelung der innern Natur und der wahren Verhältnisse eines Gebietes noch keine wissenschaftliche oder philosophische Behandlung zu nennen. Eine sehr bedenkliche Behauptung spricht der Verf. bey dieser Gelegenheit aus: daß die Sprachen älter seyen als die Religionen. Das würde also einen Zustand der Menschen oder der Völker voraussetzen, in welchem sie noch keine Religion gehabt, und dieselbe erst später durch irgend eine Entdeckung, Erkenntniß, Gefühl ꝛc. erhalten hätten, in welchem also die Menschen, da sie ohne Religion auch keine Götter werden gehabt haben, ohne Zweifel Atheisten gewesen wären. Da hätten wir also den so schwer zu findenden Urzustand der Menschen.

Indem der Ursprung der Mythen auf die Volkssage als ihren Quell zurückgeführt wird, sollte vor allem die Untersuchung sich mit dem Wesen der Volkssage selbst beschäftigen. Da hier der Haupt-Accent auf das Nationale der Sage, auf ihre Entstehung als gemeinschaftliches Produkt des ganzen Stammes oder Volkes gelegt wird, so wäre der Begriff des Volkes vor allem festzustellen, was nur durch eine eingehende Untersuchung über die Entstehung der Völker überhaupt möglich ist. Denn nur immer von einem unerklärten, dunkeln Begriffe auszugehen, und auf diesen Alles zurückzuführen, ohne doch ihn selbst ableiten, erklären und entwickeln zu können, beweist, daß hier von einer wissenschaftlichen oder philosophischen Behandlung nichts zu finden ist. Es verbreitet kein Licht über das Wesen der Mythen, wenn man ihren Ursprung auf einen unbewußten, zufälligen Instinkt einzelner Völker zurückführt, so wenig als absichtliche Erfindung einiger Weisen den Völkern den Glauben an ihre Götter beygebracht hat.

Der Verf. müht sich lange ab mit der Behauptung, nicht mit dem Beweise, daß, wie er sich ausdrückt, im Mythus der menschliche Geist genöthigt sey, auch die Einkleidung als die Wirksamkeit

(sic) der Gottheit anzunehmen. Wenn er einmal Form und Inhalt eines Mythus trennen will, so hätte er doch vorher erklären sollen, was ist denn Inhalt, was ist Form an einem Mythus, wie kann man beyde trennen, und wie verhalten sie sich zu einander. Dann wäre ja noch vor allem nachzuweisen gewesen, wie denn der Inhalt nach des Verfassers Ausdruck eine Wirksamkeit der Gottheit nach der Ansicht der alten Völker seyn könne, bevor er es von der Form behauptet. Was soll denn aber das überhaupt heißen, die Form oder den Inhalt eines Mythus als Wirksamkeit der Gottheit annehmen? Das sind ja höchst unbestimmte, nebelhafte Vorstellungen, wie man schon an den unbeholfenen, den unklaren Gedanken noch mehr verwirrenden Ausdruck sieht. Unklarheit, Mangel an sichern, festen Begriffen und Bestimmungen, wodurch sehr sprechend sich die innere, wenn auch unbewußte Verlegenheit, daß man eigentlich nicht weiß, was man mit seinem Gegenstand anfangen soll, kund gibt, Verwechslungen und Mißverständnisse bey der Durcheinandermischung der großen Menge fremder und der nicht häufigen eigenen Gedanken begegnen uns nicht selten selbst innerhalb des sehr beschränkten Gesichtskreises und des untergeordneten Standpunktes, von dem aus hier die mythologischen Vorgänge betrachtet werden. Die Klage der Demeter bedeutet z. B. die Erde, die ihrer Auflösung dahin gegeben ist, wobey die Mutter um die gewelkte Tochter trauert. Die Demeter soll zwar die Erde als gütige Mutter seyn, die Persephone dagegen ein dämonisches Wesen, das mit der Pflanzenwelt ein und dasselbe Schicksal hat.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Januar.

Nro. 15. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Narrative of the Voyages and Services of the Nemesis from 1840 to 1843, and of the combined naval and military operations in China: comprising a complete account of the colony of Hong-Kong, and remarks on the character and habits of the Chinese. From notes of Commander W. H. Hall, R. N., with personal observations, by W. D. Bernard Esq. Second edition. London 1845.

Keine Erfindung der neueſten Zeit wurde ſo ſchnell ausgebildet und verbreitet, keine hat ſo große Folgen für den Verkehr und die Cultur der Menſchheit, als die Dampfmaſchiene in ihrer Anwendung auf dem Lande und auf dem Meere. Noch ſind keine vierzig Jahre verfloſſen, ſeitdem die Dampfkraft zum erſtenmale als Mittel einer leichtern und ſichern Verbindung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika angewendet wurde. Fulton heißt der Mann, welcher die Ergebniſſe der frühern Verſuche auf dem Forth- und Clyde Canal zu Grunde legend, in dem Jahre 1806 oder 1807 den erſten Dampfer baute, der auf dem Hudſonsfluſſe hin und herging, dann zwiſchen Neu-York und Albany, — eine Entfernung von ungefähr vierzig deutſchen Meilen. Das erſte Dampfboot Englands, der Komet geheißen, hatte dreyer Pferde Kraft und diente (1811) bloß zur Flußſchifffahrt auf der Clyde. Im Jahre 1836 zählte der engliſche Handel allein, die Dampfſchiffe der Regierung nicht mitgerechnet, im Mutterlande und in den Colonien bereits 600 ſolcher Fahrzeuge mit einem Gehalte von ungefähr 68,000 Tonnen*).

Ungefähr zu derſelben Zeit, wo die Dampfſchiffe aufkamen, wurde auch, und zwar zum erſtenmal in England (1810), das Eiſen zum Bau ganzer Schiffe verwendet, aber ebenfalls nur zu ſolchen Schiffen, welche die Kanäle und Flüſſe befuhren. Zehn Jahre ſpäter (1820) erbaute man einen eiſernen Dampfer, der zwiſchen London und Paris ging und ſo wenig Waſſer zog, daß es nicht nöthig war irgend einen Theil ſeiner Ladung zu löſchen **). Nach dem Verlaufe von noch zwölf Jahren (1832) fuhr ein eiſernes Dampfboot regelmäßig zwiſchen der Weſtküſte Afrikas und Liverpool, das zu der Zeit bereits zweymal den Niger eine Strecke weit hinaufgeſegelt war.

Dieſes glückliche Unternehmen des Herrn John Laird von Birkenhead bey Liverpool fand alsbald zahlreiche Nachahmungen; es wurden ſchnell nach einander mehrere eiſerne Dampfſchiffe aller Größen gebaut, ſogar jetzt ſchon von einem Gehalte zwiſchen drey und viertauſend Tonnen. Das Eiſen bietet nämlich beym Schiffbau im Vergleich zum Holze mannigfache Vortheile dar. Der Rumpf reibt ſich nicht ab und bekommt keine Riſſe; er braucht alſo nicht von neuem mit Kupfer beſchlagen zu werden. Ein eiſernes Schiff koſtet weniger, iſt leichter und kann — ein unberechenbarer Vortheil bey Küſten-

---

*) Porter, The Progress of the Nation. London 1838. II. 41.

**) Porter III. 88.

und Flußfahrten — da es flach ist und im strengen Sinne gar keinen Kiel hat*), mit der größten Sicherheit das seichteste Wasser befahren und ganz nahe am Ufer vor Anker gehen. Auch können eiserne Schiffe, die Schaden leiden, wie die Erfahrung lehrt**), außerordentlich leicht und dauerhaft ausgebessert werden. Solche Schiffe, dachte man mit Recht, müßten vorzüglich an den verhältnißmäßig noch wenig bekannten Küsten und auf den Flüssen Chinas große Dienste leisten.

Sobald nun der Krieg mit China unvermeidlich schien, hatte die Admiralität Vorsorge getroffen, daß einige eiserne Dampfer gebaut und so schnell als möglich nach dem östlichen Asien entsendet würden. Das erste eiserne Dampfschiff, welches das Vorgebirge der guten Hoffnung umfuhr, war die in dem kurzen Zeitraum von drey Monaten gezimmerte Nemesis von 630 Tonnen, mit einer Maschinerie von 120 Pferdekraft, welche bey voller Ladung bloß sechs Fuß Wasser zog, gewöhnlich aber nur etwas mehr als fünf. Ueberdieß war die Vorkehrung getroffen worden, daß, wenn es der Sicherheit wegen nothwendig schien, bewegliche Kiele angebracht werden konnten. Auf die Nemesis folgten bald ähnliche Fahrzeuge, wie der Phlegethon, die Ariadne und die Medusa — eiserne Dampfschiffe, die sich sämmtlich in Indien und China einen Namen erworben haben. Im Jahre 1843 besaß die ostindische Gesellschaft fünfundzwanzig solcher eisernen Dampfer, welche in dem großen anglo-asiatischen Reiche die vortrefflichsten Dienste leisten, und noch niemals einen bedeutenden Unfall erlitten. Auch sind jetzt die von Colonel Chesney während der Euphrat-Expedition bemerkten Störungen des Kompasses — sie werden durch den Einfluß der großen Eisenmasse hervorgerufen — vermittelst der sinnreichen Verkehrungen des Professors Airy vollkommen beseitigt.

*) Die Engländer nennen bloß die untere Eisenplatte, vermittelst welcher die beyden Seiten des Schiffes in der Mitte zusammengehalten werden, die Kielplatte (keel-plate).

**) Voyages of the Nemesis 349.

Nur Capitän Hall, ein Neffe des verstorbenen Nautikers und Schriftstellers Basil Hall, welchem die Leitung des Schiffes anvertraut war, wußte die Bestimmung der Nemesis. Vor dem Publicum und der Mannschaft hieß es, das Schiff gehe in das schwarze Meer, und zwar nach Odessa. Die Nemesis verließ England mit einem Kohlenvorrath auf zwölf Tage am 28. März 1840, und landete am 6. April auf Madeira. Hier wurde frische Feurung eingenommen. Man hielt zu diesem Endzwecke mehrmals an verschiedenen Stationen, wo vorher Kohlendepots errichtet waren. Der Dampfer hatte häufig, namentlich in der Nähe des Caps, mit furchtbaren Stürmen zu kämpfen, in denen er auch bedeutenden Schaden erlitt, welcher aber schnell beseitigt werden konnte. Die Nemesis dampfte endlich am 25. November 1840 durch den Typa-Ankerplatz ganz nahe zur Stadt Macao hinauf, wo das Wasser so seicht ist, daß kaum kleine Handelsfahrzeuge dahin gelangen können.

Das Erstaunen der Bevölkerung über das nie gesehene, anfangs unerklärbare Wunder, wie ein so großes Schiff bis unferne des Ufers gelangen könne, war hier nicht minder groß wie an allen andern Orten, welche die Nemesis auf ihrer Fahrt besuchte. Sie war, wie gesagt, das erste eiserne Dampfboot in diesen Gegenden und allenthalben östlich des Vorgebirges. Selbst kundige Seefahrer hatten keine Ahnung von dem eigentlichen Bau solcher Fahrzeuge.

(Fortsetzung folgt.).

Lehrbuch der Religionsgeschichte und Mythologie der vorzüglichsten Völker des Alterthums.

(Schluß.)

Abgesehen von der Trivialität und Dürftigkeit dieser veralteten Erklärung, weiß man doch nicht, was eigentlich der Verfasser mit den Worten sagen will, und man zweifelt, ob er selbst einen

klaren Begriff damit verbindet, was nicht wahrscheinlich ist, sonst hätte er es so sagen können, daß auch Andere sich eine deutliche Vorstellung davon zu bilden im Stande wären. Es ist eine nichts aufschließende Ausflucht, wenn immer versichert wird, jeder Mythus konnte sich nur so gestalten, wie er sich wirklich gestaltet hat. Wir wollen eben wissen, warum er sich nur so gestalten konnte, und wir wären zufrieden, wenn dieß nur von den großen Grund und Hauptzügen irgend einer Mythologie nachgewiesen würde. Ein Mythus wird überhaupt erst nach Entwicklung des Grundcharakters und des innern Zusammenhanges und Verhältnisses, in welchem eine Mythologie zu dem großen Ganzen sämmtlicher Mythologien steht, seine Lösung finden können, und der ganze Complex äußerer Umstände aller Art, die allerdings bey der Bildung seiner äußeren Einkleidung bestimmend mitwirken, kann nicht den innersten Grund seines Wesens erklären, der in den tiefsten geistigen Vorgängen eines Volksbewußtseyns wurzelt, das nicht von Aeußerlichkeiten bestimmt wird, sondern vielmehr diese selbst bestimmt. Die Eigenthümlichkeit aber der geistigen Anschauungen, welche ein Volksbewußtseyn in seinem Innersten erfährt, hängt ab von der Stellung, die dasselbe im großen Verlauf der Gesammtbewegung der sich stufenweise entwickelnden, mythologischen Mächte einnimmt. Denn jede einzelne Mythologie hat ihre bestimmte, vom gegenseitigen Verhältnisse aller bedingte Aufgabe, deren Lösung ihr von einer höhern, alle gleichmäßig umfassenden Nothwendigkeit zugetheilt ist. Das bloße Zerlegen des Mythus in seine Elemente, wenn es auch wirklich möglich wäre, gibt noch keine wahre Einsicht in denselben, denn Form und Inhalt werden hier zugleich geboren, und müssen daher auch mit einander in ihrer untrennbaren Verbindung begriffen werden; auseinander gerissen ist jedes todt, und Geist und Leben ist entflohen, das nur aus dem lebendigen Ganzen, nicht aus den todten Gliedern erkannt wird. In der vollen Kraft seines ganzen Lebens im Bewußtseyn eines Volkes müssen wir uns einen Mythus denken und vergegenwärtigen, wenn wir hoffen wollen, ihn in seiner Totalität zu verstehen; die atomistische Zerlegung des getödteten Mythus in seine Elemente zeigt uns nicht seinen Geist, sondern nur die Stücke seines todten Leibes.

Gegen Ende dieser philosophischen Einleitung finden wir noch allgemeine Bemerkungen über das Wesen des Symbols, des Cultus, der Opfer, des Bilderdienstes und der Mysterien. Wenn sich auch hier so manches Richtige und Wahre findet, so vermißt man doch häufig genaue Begriffsbestimmung und tiefere Einsicht in den Ursprung und Grund dieser Erscheinungen, so wie Entwicklung des innern Zusammenhangs und richtigen Blick in die wahre Natur derselben. Manche Einzelheiten leiden an auffallend schiefer Auffassung. So heißt es z. B. bey der Entwicklung des Symbols: „im Alterthum gibt es nur symbolische Ausdrücke für Ideen. So wird im Apollon das strafende und rächende Princip zur Person.“ Da müßte jede Gottheit, die sich strafend oder rächend äußert, d. h. so ziemlich alle, jenes Princip darstellen. Apollo's Natur möchte wohl etwas total Anderes, als eine solche Einseitigkeit darstellen. Gleichen Werth hat wohl die Bemerkung: wo einer Göttin segenwirkend gedacht wird, findet sich das Symbol der Kuh. Das Unwahre dieser Ansicht lehrt ein oberflächlicher Blick auf die Symbole und Attribute der meisten Göttinnen. Ganz mangelhaft und nichtssagend ist der Abschnitt über den Ursprung und Entwicklung des Bilderdienstes. Ohne nur den Versuch zu machen, den inneren Gründen der so bedeutenden Umänderungen und Fortschritte auf diesem Gebiete nachzuforschen, läßt der Verfasser die Völker von der Verehrung der Steine, Holzblöcke ꝛc. ohne weiteres zu der Anbetung der Götter in menschlicher Gestalt übergehen. Dann heißt es weiter: nachdem man den Göttern eine menschliche Gestalt gegeben hatte, behandelte man sie als vornehme Herren und Damen, und verehrte sie wie die Könige und Großen auf Erden. – Mit solchen Erklärungen glaubt man die schwierigsten Punkte der mythologischen Entwicklungen aufzuhellen! Nichts muß man so häufig wahrnehmen, als daß verhältnißmäßig untergeordnete Dinge höchst ausführlich und scheinbar gründlich behandelt werden, während diejenigen Punkte, auf deren Aufhellung am Meisten ankommt, weil in ihnen die Haupt-

schwierigkeiten verborgen liegen, so wenig in ihrer Wichtigkeit erkannt werden, daß man, als verstände sich die Sache von selbst, mit der leichtesten und oberflächlichsten Wendung über sie weggeht. Gerade die Begriffe in den Wissenschaften, welche nach der alltäglichen Betrachtungsweise sich ganz von selbst verstehen, sind es, auf deren Erklärung oft Alles ankommt, z. B. in unserer Wissenschaft der Begriff Volk, Personifikation, Monotheismus, Polytheismus, Anthropomorphismus, Kasteneintheilung ꝛc. Gerade die unbewiesenen Voraussetzungen und Einbildungen sind in den Wissenschaften das Gefahrlichste, und wer solche Grundbegriffe in ihrem wahren Sinn und inneren Zusammenhang nicht zu erklären vermag, arbeitet fort auf Grundlagen, die ihm doch eigentlich lauter unbekannte Größen sind.

Eben jener Grundfehler, in der Erkenntniß der allernothwendigsten Begriffe ganz falsche Vorstellungen zu haben, zeigt sich bey der Bestimmung der religiösen Gemeinsamkeit. Hier heißt es: „Das Bedürfniß wechselseitiger, religiöser Gemüthserregung vereinigt die Menschen bald und leicht zu einer Gemeine.“ Hier wird vorausgesetzt, daß die einzelnen, vorher von einander gesonderten Menschen nach und nach sich zusammengefunden und so allmählich ein Ganzes gebildet hätten. Das ist aber eine rein atomistische Betrachtungsweise; der Begriff der Gesammtheit eines Volkes, eines Stammes, ist auch streng historisch genommen das frühere, weil die Menschheit im Anfange, auch nachdem sie sich vermehrt und verbreitet hatte, eine Einheit, im rechten Sinne verstanden, bildete, aus welcher sich erst die besondere Gesammtheit eines Volkes, eines Stammes abtrennte, so daß die zusammenhaltende Kraft der Gesammtheit das Frühere ist, in der die Einzelnen sich als ein Ganzes fühlen; jene ursprüngliche Isolirung der vereinzelten Menschen, die erst nach und nach mehr zufällig sich versammeln, und so Gemeinden und Völker bilden sollen, ist historisch sowohl als nach dem Begriffe der Sache betrachtet ein reines Unding. Wie mit derselben geht es mit vielen Grundbegriffen, mit denen man ganz im Reinen zu seyn glaubt.

Als Beweis, wie leicht es sich der Verfasser mit der Lösung der wichtigsten Untersuchungspunkte und Aufgaben seiner Wissenschaft macht, wollen wir aus dem allgemeinen Theil nur noch seine Ansicht über den Ursprung der Mysterien anführen. Hier heißt es: „diejenigen heiligen Gebrauche, welche sich mit dem öffentlichen Cultus nicht vereinigen ließen, weil sie sich auf die Unfaßlichkeit und Unbegreiflichkeit des göttlichen Wesens bezogen, traten von selbst in den Hintergrund, um im Stillen in Mysterien geübt zu werden. – Die Symbole der Mysterien bezogen sich auf Tod und Leben in der Natur. – Im Mystischen gab sich damals der Mensch den Vorstellungen und dunkeln Ahnungen vom Unendlichen und Ueberschwenglichen des göttlichen Wesens ganz und gar hin.“ Hier hat sich der Verfasser, so sehr er sich auch dagegen wehrt, von dem modernen Begriffe des Mystischen bestimmen lassen. Von einer Einsicht aber in das Wesen der Mysterien, welche doch die eine Hälfte des religiösen Lebens der Griechen bilden, ohne deren Erkenntniß die andere Hälfte auch nicht verstanden werden kann, ist hier wenig zu finden. Die Griechen rühmten ja gerade von dem Einfluß der Mysterien, daß die Seelen durch sie Erleuchtung, Klarheit, Einsicht und selige Beruhigung erhielten. Da hört man nichts von trübseligen, nebulosen Ahnungen und Geistesverdunklungen, die sich in keine bestimmte Form fassen ließen. Im Gegentheil feste, bestimmte Erkenntniß in den höchsten Dingen beseligende Anschauung, tiefe Einsicht in das bisherige Dunkel des Polytheismus wird als Folge der höhern Weihen von den Alten angegeben.

Ref. wollte hier nur so viel über die Behandlung dieser so wichtigen Seite der Religion anführen, um bemerklich zu machen, daß auch diese inhaltsschwere Region in dieser Schrift von ihrem bisherigen Dunkel nichts verloren hat.

C. Dorfmüller.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Januar.

Nro. 16. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Narrative of the Voyage and Services of the Nemesis from 1840 to 1843, and of the combined naval and military operations in China: comprising a complete account of the colony of Hong-Kong, and remarks on the character and habits of the Chinese.

(Fortsetzung.)

Eine Masse Volkes, Portugiesen und Chinesen — die Stadt zählt jetzt 40,000 Einwohner, wovon ungefähr 5000 Portugiesen — liefen nach der Praya Grande, die große Esplanade längs des Hafens, um das wundervolle Schauspiel mit eigenen Augen zu sehen. Es ist ein Teufelsschiff, schrie der chinesische Pöbel, welcher, wie der europäische in frühern Zeiten das, was er aus Kurzsichtigkeit nicht versteht, dem Teufel zuschreibt, — ein Name, welcher der Nemesis wie allen andern Dampfbooten im Mittelreiche von nun an geblieben ist. Selbst der portugiesische Gouverneur zeigte seine gutmüthige Unkunde, indem er eigens ein Boot zum Dampfer entsandte; um den Kapitän über den Wasserstand des innern Hafens von Macao zu belehren. Die Nemesis machte von nun an alle Operationen mit, während des ganzen chinesischen Krieges. Sie war allenthalben voran und gewahrte dem Heere wie der Flotte sehr große Vortheile, so daß der Bericht über die Reisen und Dienste der Nemesis in Wahrheit eine Geschichte des englisch-chinesischen Krieges enthält, und zwar von kundiger Hand geschrieben. Der Verfasser dieses Berichtes, Herr Bernard, hatte schon seit längerer Zeit seine Aufmerksamkeit dem chinesischen Reiche zugewendet; er ging dann (1842) nach China, verweilte daselbst längere Zeit und kehrte im Spätherbste des Jahres 1843 in der Nemesis nach Calcutta zurück. Hr. Bernard erfreute sich bey seinem Geschichtswerke nicht bloß der Hülfe des Kapitäns, jetzt Commandeur Hall, sondern auch der Unterstützung anderer tüchtiger Officiere. Es war ihm gestattet, ihre Plane und Documente einzusehen und nach Belieben zu benutzen. Von allen diesen Vortheilen machte der Verfasser einen so einsichtsvollen Gebrauch, daß sein Werk, welches im April 1844 in zwey Bänden erschien, sich eines allgemeinen Beyfalls erfreute, und bereits gegen das Ende dieses Jahres eine neue Auflage nothwendig wurde, welche durch Beseitigung des Unwesentlichen in einen Band zusammengedrängt werden konnte. Der beschränkte Raum einer Anzeige gestattet es natürlich nicht, auch nur den Hauptinhalt dieser lehrreichen, von einem Augenzeugen herrührenden Denkwürdigkeiten des englisch-chinesischen Krieges mitzutheilen. Wir müssen uns hier auf die anziehenden lehrreichen Ereignisse in dem Jangtse Kiang und auf die Darstellung des Friedensschlusses von Nanking beschränken.

Die Einfahrt in den Kiang mußte des stürmischen Wetters wegen einige Wochen lang, die man zur sorgfältigen Ueberschau aller Oertlichkeiten benutzte, verschoben werden. Es liegen zwar mehrere Sandbänke und einige Felsen im Mündungsgebiet und oberhalb des herrlichen Flusses; sie sind aber für die Schifffahrt bey weitem nicht so gefährlich, wie der starke Fall des Wassers, nahe

an vier Meilen in der Stunde, welcher auch namentlich bey der Thalfahrt einige Schiffe in große Gefahr brachte, aus der sie aber durch die Dampfer alsbald errettet wurden. Im Beginne des Monats Juli 1842 trat günstiges Wetter ein und zu gleicher Zeit brachte der Pflegethon Nachricht, man habe ein klares tiefes Rinnsal, das von der Mündung bis zum großen Kanale hinaufführe, entdeckt und hier bereits Baken gelegt, um die Schifffahrt zu erleichtern. Die Flotte zwischen siebzig und achtzig Segel stark, verließ nun (am Morgen des 6. Juli) Wusong und segelte in fünf Abtheilungen, eine jede aus acht bis zwölf Transporten bestehend und von einem Kriegsschiffe begleitet, den Kiang aufwärts. Jeder Abtheilung war ein Dampfer beygegeben, um den Fahrzeugen in jeder Gefahr beyzustehen; überdieß befanden sich zu demselben Endzwecke noch fünf andere Dampfer bey der vordersten Schiffsabtheilung, so daß die Flotte im Ganzen von zehn Dampfern begleitet wurde als sie den mächtigen Strom hinauffuhr. Zwey Dampfer kamen noch später hinzu, als bereits die Feindseligkeiten aufgehört hatten. Der Krieg zwischen England und China zeigte zum erstenmale in der Weltgeschichte den großen Nutzen der Dampfschiffe bey Seeoperationen, namentlich aber auf den Flüssen im Binnenlande. Bey Wusung war ein Schiff zurückgelassen worden, um den Hafen zu blokiren und die hier versammelte zahlreiche Handelsflotte am Auslaufen zu verhindern. Einige große Dschonk, welche sich seinen Befehlen widersetzten, wurden durch einige Schüsse leicht und schnell zum Gehorsam zurückgebracht.

Die Chinesen hatten nicht die geringsten Maaßregeln getroffen, um das Einlaufen der Schiffe zu verhindern; es wurden sogar die wenigen Kanonen, welche auf den Wällen der beyden auf dem rechten Ufer des Kiang liegenden Städte Fuschan und Kiangjen aufgepflanzt waren, sobald die Engländer sich näherten, wieder weggenommen, damit diese Orte durch das Beschießen keinen Schaden erleiden möchten. Das Land besteht aus flachem angeschwemmten Boden und ist hier bey weitem nicht so sorgfältig angebaut als die Umgebung von Ningpo und Tschapu. Weiter aufwärts des Flusses nimmt es einen lieblichen gebirgigen Charakter an und Fuschan liegt bereits an dem Abhange einer mit mehreren halbverfallenen Forts versehenen Hügelreihe, unter welchen eine mit dem gewöhnlichen achteckigen buddhistischen Monumente verzierte Koppe hervorragt. Die bedeutende Stadt Kiangjen, in nordwestlicher Richtung fünf deutsche Meilen von Fuschan, erfreut sich einer herrlichen Lage in einem sehr malerischen Thale, nicht ganz eine halbe Stunde Weges vom Flusse entfernt, das hier plötzlich enge wird, aber jenseits des Hafens alsbald zu seiner früheren Ausdehnung sich erweitert. In Kiangjen so wenig, wie in Fuschan und auch sonst nirgendwo in dieser Gegend waren Truppen zu sehen. Städter und Landleute leisteten nicht den geringsten Widerstand, sondern betrugen sich im Gegentheile artig und zuvorkommend; es schienen alle andern Gefühle von der Neugier und dem Staunen über das nie gesehene Schauspiel zurückgedrängt.

Am 16. Juli segelten die Anführer der brittischen Land- und Seemacht stromaufwärts, um die Zugänge und die Lage von Tschinkiang, d. h. Stromeswarte oder Stromeshut, wegen der nördlichen Biegung des Flusses zu untersuchen, und hiernach ihre Angriffsplane zu entwerfen. Es ist diese wichtige Bezirksstadt zu Wasser sechzehn deutsche Meilen von Kiangjen entfernt, zu Land aber kaum die Hälfte des Weges. Sir William Parker und Sir Hugh Gough fuhren bis nahe zum Eingang in den Kaiserkanal, so daß man wähnen konnte, auch diese Stadt würde ohne Schwertstreich fallen, — eine Meinung, welche wohl absichtlich von den chinesischen Dolmetschern, damit die Engländer keine großen Vorbereitungen treffen und überrascht werden möchten, genährt wurde. Man hatte später durch die Armeelisten, die nach der Einnahme der Stadt in die Hände der Engländer fielen, erfahren, die ganze Besatzung dieses so wichtigen Ortes habe bloß aus 2400 Mann bestanden, von welchen 1200 Einheimische in Tschinkiang ansäßige Mandschutruppen und 400 aus den fernen Kreisen herbeygekommen waren. Warum hat man aber nicht 50 bis 60,000 Mann der acht Banner, welche ja nach amtlichen Angaben die Anzahl von 160,000 erreichen sollen, dahin beordert? Warum wurden über-

haupt während des ganzen zweyjährigen Kampfes den Engländern keine Heere von hundert bis zweymalhunderttausend Mann entgegengestellt, da ja nach dem Staatshandbuche nahe an einer Million Truppen vorhanden seyn sollen? Warum? Weil diese wie gewöhnlich die übrigen amtlichen Angaben despotischer Reiche der Wirklichkeit widersprechen und auf Lug und Trug beruhen. Die englischen Truppen in China waren niemals so zahlreich, als zur Zeit, wo sie vor Tschinkiang standen; und doch belief sich die ganze Macht nicht auf siebentausend Mann.

Mit diesem kleinen Heere haben die Briten der Regierung zu Peking die Friedensbedingungen vorgeschrieben und hiemit hätten sie auch, wenn es nothwendig gewesen, oder in ihrem Plane gelegen hätte, ohne Zweifel die Mandschu Dynastie aus ihrer Hauptstadt jagen und das ganze chinesische Reich erobern können. Mit einer nicht größeren Truppenzahl wollte bereits in der zweyten Hälfte des sechzehnten Jahrhunders ein spanischer Handelsagent zu Manilla das chinesische Reich der Ming für König Philipp II. erobern. Tschinkiang, so hatten die Anführer bestimmt, sollte bloß von der Landmacht erobert werden; die Schiffe nahmen deßhalb, einige Schüsse und Bomben abgerechnet, welche, um die Landung der Truppen zu decken, in die Stadt geworfen wurden, an dem ganzen denkwürdigen Kampfe nicht den geringsten Antheil. Es mögen die Chinesen und Mandschu dadurch erfahren, daß sie nicht wie häufig vorgegeben wurde, wegen der starken Schiffe der Barbaren den Kürzern zogen, sondern daß es ihnen in Wahrheit an Muth wie an Einsicht, an Waffenkünsten wie an Kriegsgeräthe gebricht, um im Kampfe gegen ihre Feinde nur mit einiger Ehre bestehen zu können. Der Angriff begann am 21. Juli in der Frühe. Die zahlreichen in Verschanzungen aufgestellten Truppen der Chinesen längs des Abhanges der Hügel sollten von der Hauptmacht abgeschnitten werden; weßhalb die erste und dritte Brigade mit einem Theile der Artillerie in den westlichen Vorstädten, der Goldinsel gegenüber gelandet wurden. Lord Saltoun erhielt den Befehl an der Spitze der ersten Brigade die Verschanzungen anzugreifen, während Sir Hugh selbst mit der dritten Brigade und dem Rest der Artillerie gegen das westliche Stadtthor und die westlichen Wälle anstürmen wollte. General Schödde an der Spitze der zweyten Brigade landete bey zwey kleinen Hügeln etwas nördlich der Stadt, welche die Wälle beherrschten, um eine Diversion zu machen und die Aufmerksamkeit des Feindes auf diese Seite zu lenken, während der Hauptangriff gegen die westlichen Thore, die mit Pulversäcken gesprengt werden sollten, gerichtet wurde. Sobald Schödde, der seinen Befehlen gemäß auch angriffsweise verfahren konnte, seine Truppen in der Nähe der Stadt versammelt sah, so ließ er stürmen und bemächtigte sich in kurzer Zeit, ungeachtet des tapfersten Widerstandes von Seite der Mandschu, dieses Theiles der Wälle, wo er dann gerade in dem Augenblicke mit der dritten Brigade zusammentraf, als sie von Sir Hugh und dem Admiral geleitet, ihren Weg durch das gesprengte westliche Thor erkämpft hatte. Das war gegen Mittag und die Hitze brannte so furchtbar, daß ein Major und sechszehn Mann, vom Sonnenstich getroffen, niederfielen und auf der Stelle todt blieben.

Man zog nun von verschiedenen Seiten gegen das Innere der Stadt, wo die Mandschu sich mit der größten Erbitterung gegen die Engländer schlugen, so daß es in manchen engen Straßen zu einem förmlichen Handgemenge gekommen war. Als diese ehemaligen Eroberer des Mittelreichs die Ueberzeugung erlangt hatten, der Tag sey verloren und Alles sey vergebens, so waren sie schnell entschlossen, die Schande nicht zu überleben. Zuerst opferten diese Mandschu, wie schon bey der Einnahme Tschapus geschehen, so weit dieß nämlich in der Schnelligkeit möglich war, Weib und Kind und rannen dann auf manichfache Weise selbst in den Tod. Ereignisse fielen hier vor, die nicht gräßlicher erdacht werden können. In einem Hause wurden vierzehn ermordete Weiber gefunden, und ringsum saßen die Männer, welche sich die Hälse abschnitten, sobald die Feinde eindrangen.

Auch der Verlust der Engländer war nicht unbedeutend. Sie verloren an Todten, zwey Offiziere drey Sergeanten und 39 der Linie. Verwundet wurden 15 Offiziere, 4 Sergeanten, 87 der Linie

und ein Mann des Lagergefolges. Drey Individuen wurden vermißt. Von den an das Land geſetzten Marinetruppen wurden ein Offizier und zwey Gemeine getödtet, zwey verwundet.

Ueberdieß wurden noch 4 Offiziere und 15 Matroſen der königlichen Marine verwundet. Die Engländer hatten alſo im Ganzen an Todten und Verwundeten 168 Mann. Die Beamten und angeſehenen Einwohner waren theils entflohen, theils im Kampfe geblieben, oder ſie hatten ſich, wie der General der Mandſchutruppen, ſelbſt entleibt. Hailing zog ſich, nachdem der Tag verloren war, in ſein Haus zurück, zündete es an und ſtürzte ſich ſammt Frau und Enkel in die Flammen. Der gebietende Patriarch war über dieſe Hingebung ſehr gerührt. Zur Verherrlichung der Manen ſollte dem tapfern Patrioten an dem Orte, wo er ſich für das Vaterland opferte, ein Tempel errichtet werden; man möge ſorgfältig nach den Söhnen und Töchtern ſeiner ganzen Verwandſchaft forſchen, ſie ſpäter nach der Hauptſtadt bringen, wo ſie dem Himmelsſohne vorgeſtellt und ſeiner Gnade ſich erfreuen werden. Die Engländer beſetzten die öffentlichen Gebäude, wo aber bloß 50,000 Dollars in reinem Silber gefunden wurden. Das Privateigenthum ward von den Siegern geſchont, nicht aber von Seite des chineſiſchen Geſindels, welches in Maſſe in die Stadt drang und ſelbſt an einigen Orten Feuer anlegte, um in der Verwirrung leichter das Ziel des Raubens und Plünderns zu erreichen. Der Verluſt der Bewohner von Tſchinkiang muß außerordentlich bedeutend geweſen ſeyn; denn ſie dachten nicht an die Möglichkeit, daß dieſe Stromeswarte erobert werden könnte und hatten deßhalb nicht das Geringſte geflüchtet. Die koſtbarſten Pelze, ganze Stücke Seidenzeug, Gold- und Silberſchmuck, baares Geld und die größten Seltenheiten lagen in den Häuſern, nicht ſelten ſogar in den Straßen umher, und jeder nahm, was ihm beliebte.

Bey dem denkenden Theile der Britten erregte vorzüglich eine ganz aus Eiſen gegoſſene Pagode ungemeine Aufmerkſamkeit. Gützlaff, der ſie zuerſt entdeckte, nach dem ſie deßhalb auch genannt wurde, behauptet, ſie müſſe den Inſchriften zufolge, über zwölf Jahrhunderte alt ſeyn. Man ſprach einmal davon, ſie in Stücke zu theilen, dieſe dann von Tſchinkiang Fu nach Großbritannien zu bringen und dort als ein Siegeszeichen der brittiſchen Waffen und der chineſiſchen Kunſtfertigkeit aus ſo frühen Zeiten wieder aufzuſtellen. Dieſer Plan, welcher ſicherlich leicht ausführbar geweſen wäre, ward wohl ſpäter aus Furcht die nationalen und religiöſen Gefühle der Chineſen zu beleidigen, wieder aufgegeben.

Ein paniſcher Schrecken ergriff jetzt alle Bewohner des Mittelreichs. Wer könnte es noch wagen, hieß es, dieſer mächtigen Nation Widerſtand zu leiſten, nachdem ſie die ſtärkſte Feſtung, von den tapferſten Truppen des Reiches vertheidigt, in wenigen Stunden eingenommen hat? Allgemein ſprach man in den mittlern und ſelbſt in den weſtlichen Kreiſen davon, daß die rothen Teufel den ganzen Süden erobert und den Norden ausgehungert hätten; über dieſen wäre nach der Flucht des Taokuang ein einheimiſcher Fürſt, Tſchu geheißen — der Name des Gründers der Mingdynaſtie — geſetzt worden; den Süden hingegen hätten ſie unter ihre unmittelbare Herrſchaft genommen; alle Länder diesſeits des Kiang würden jetzt wieder, wie ſo häufig während der früheren Jahrhunderte in ſelbſtſtändiger Weiſe regiert werden. Die unwiſſende Menge glaubte ſogar, es hielten ſich allenthalben verkleidete Engländer auf, die ſich heimlicher Weiſe in's Land eingeſchlichen hätten und ſie würden nächſtens über das Volk der Mitte einbrechen. Man kann ſich nun leicht denken, wie dieſes Volk die flüchtigen chineſiſchen Truppen verhöhnte, die in den fernen Kreiſen mit aufgepflanzten Fahnen herumzogen und Lieder ſangen, deren Refrain lautete: Vor dieſem Panier flohen die Barbaren.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Januar.

Nro. 17. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

1) Kalidâsa's Ring-Çakuntalâ. Herausgegeben, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. Otto Boehtlingk, Adjuncten der kaiserl. Academie der Wissenschaften in St. Petersburg. Bonn. 1842. XIV. 292 und 117. S. gr. 8vo.

2) Sakuntala Skuespil i syv Optrin af Kalidasas. Oversat og forklaret af Mag. M. Hammerich. Kopenhagen, Reitzel. 1845. XVI. und 130 S. gr. 8vo.

Die Herausgabe des vorliegenden Drama's ist für die Indianisten eine heilige Pflicht gewesen, da es durch seinen Inhalt nicht wenig zu dem Gedeihen beygetragen hat, dessen sich die indischen Studien jetzt unter uns erfreuen.

Der geistreiche W. Jones war es, welcher es zuerst durch eine englische Uebersetzung seinen Landsleuten zugänglich machte; eine deutsche, daraus geflossene Uebersetzung wurde von Herder eingeführt und Göthe sprach seine Begeisterung über den schönen Inhalt unverholen aus, beydes Umstände, welche den indischen Fremdling nicht wenig bey dem Publikum empfehlen mußten. Und doch, wie unvollkommen war noch diese erste Uebersetzung! Abgesehen von philologischen Ungenauigkeiten, die in jener Zeit nicht Wunder nehmen können, war die Arbeit von Jones nicht einmal unmittelbar aus dem Sanskrit in's Englische übersetzt worden, sondern ins Lateinische, sie war also schon durch das Medium einer fremden Sprache hindurchgegangen; sie litt ferner dadurch, daß Jones Verse und Prosa gar nicht unterschied, an vielfachen Wiederholungen. Gleichwohl war die Theilnahme, welche das schöne Drama hervorrief, allgemein. Die Herausgabe des Textes ließ verhältnißmäßig lange auf sich warten, denn erst im Jahre 1830 machte der verstorbene französische Orientalist Chezy denselben bekannt.

Bedenkt man, daß zu jener Zeit weder eines der in Indien gedruckten Schauspiele nach Europa gekommen noch etwas aus der dramatischen Literatur der Hindus in Europa selbst gedruckt worden war, daß ferner Chezy bloß eine einzige bengalische Handschrift benützen konnte, so wird man gerne zugeben, daß Chezy's Ausgabe alle Anerkennung verdient, wenn sie auch für den jetzigen Standpunkt der indischen Studien nicht mehr genügen kann. An sie schloß sich die Uebersetzung von Hirzel an, die zwar genauer ist als die frühere deutsche, aus der englischen geflossene, aber doch an vielen Mängeln leidet, welche seiner Zeit Fr. Rückert nachgewiesen hat.

Diesen seit länger vorhandenen Arbeiten schließen sich nun die beyden obengenannten an und sie sind, wie wir gleich sehen werden, nicht etwa bloße Verbesserungen und Fortbildungen der früheren, sondern sie stehen auf einem wesentlich verschiedenen Standpunkte. Was zuerst Hrn. Boehtlingk's Ausgabe betrifft, so beruht sie hauptsächlich auf Collationen der Londoner Manuscripte. Die Herren Brockhaus und Westergaard, welche die in London befindlichen Handschriften mit Chezy's Ausgabe verglichen hatten, waren zu der Ueberzeugung gelangt,

daß die Devanagari-Handschriften dieses Drama's nicht bloß in Rücksicht auf die Lesarten abweichen, sondern daß in ihnen eine ganz abweichende Recension vorhanden sey. Da beyde genannte Gelehrte — ersterer durch anderweitige Arbeiten, der zweyte durch seine Reise nach Indien gehindert wurden, das Drama selbst zu bearbeiten, so überließen sie ihre Collationen Herrn Dr. Boehtlingk, der als gründlicher und scharfsinniger Kenner des Sanskrit der gelehrten Welt zu bekannt ist, als daß er einer weiteren Lobpreisung bedürfte; von dessen gründlicher und umfassenden Gelehrsamkeit aber die vorliegende Arbeit ein neues Zeugniß ablegt. An diese Ausgabe schließt sich nun die obengenannte dänische Uebersetzung würdig an und bereichert die dänische Literatur mit einem Werke, das der deutschen noch fehlt, nämlich eine Uebersetzung der Sakuntala, welche auf ein gründliches Verständniß des Urtextes basirt, doch auch für das größere, des Sanskrit unkundige Publikum genießbar ist. Für das letztere ist die deutsche Uebersetzung des Hrn. Boehtlingk gar nicht bestimmt, sie soll bloß zum richtigen Verständniß des Grundtextes dienen.

Herr Boehtlingk hat kein Bedenken getragen, der in London neu aufgefundenen Recension den Vorzug zu geben und sie bey seiner Ausgabe zu Grunde zu legen. Er hält sie für die ältere und in dieser Ansicht mußte ihn noch bestärken, daß es auch vom Râmâyana zwey verschiedene Recensionen gibt, von denen die eine in den Devanagari-Handschriften, die andere in den bengalischen enthalten ist, ganz wie bey der Çakuntalâ, und daß der frühere Herausgeber A. W. v. Schlegel gleichfalls die bengalische Recension für die jüngere erklärt hat. Diese Ansicht ist auch ziemlich die allgemeine geworden und erst in neuester Zeit wurde sie bekämpft, und zwar Schlegels Ansicht über das Râmâyana durch den Herausgeber der bengalischen Recension, Gorresio, die böhtlingk'sche Ansicht über die Çakuntalâ aber von Herrn Prof. Stenzler in Breslau. Daß Ref. diese Zweifel nicht theilt, hat er schon bey Gelegenheit seiner Anzeige über Gorresio's Ausgabe des Râmâyana ausgesprochen, noch unzweifelhafter scheint ihm der Fall bey der Çakuntalâ. Im Allgemeinen muß Ref. hier seine bey Gelegenheit der Arbeit von Gorresio schon ausgesprochene Frage wiederholen, wie es komme, daß gerade die ältere Recension bloß in bengalischen Handschriften enthalten ist, während doch die allgemeine und ziemlich beglaubigte Ansicht ist, die brahmanische Literatur sey in diesem Theile Indiens verhältnißmäßig jünger? Alle Devanagari-Handschriften, die bis jetzt bekannt geworden sind — Ref. hat noch eine von Herrn B. nicht benützte Handschrift aus der Chambers'schen Sammlung (Nr. 272) verglichen — stimmen mit der Recension der Bonner Ausgabe überein. Es ist ein gewöhnliches Hülfsmittel bey der Kritik indischer Texte, sich bey Erforschung der Authenticität einzelner Stellen und Abschnitte der Handschriften aus verschiedenen Theilen Indiens zu bedienen und zu sehen, ob sie in allen Handschriften enthalten sind, da uns das Gewicht alter Manuscripte fast gänzlich abgeht.

(Schluß folgt.)

Narrative of the Voyages and Services of the Nemesis from 1840 to 1843, and of the combined naval and military operations in China: comprising a complete account of the colony of Hong-Kong, and remarks on the character and habits of the Chinese.

(Schluß.)

Es gehört wohl zu den eigenthümlichsten auffallendsten Erscheinungen des an sonderbaren Ereignissen so reichen Krieges, daß an demselben gräuelvollen Tage des Mordens und Plünderns vor und in Tschinkiang eine Anzahl Engländer und Chinesen kaum vier bis fünf Stunden davon entfernt, bey einem freundlichen Male zusammen saßen und es sich, während das Kanonenfeuer vom großen Kanale herüber tönte, trefflich schmecken ließen.

Als die Flotte vor Tschinkiang lag, wurde eine kleine Abtheilung weiter aufwärts des Flusses gesandt, um die vielen Zugänge und zahlreichen Seitenwindungen zur Centralwasserstraße des Rei-

ches zu sperren und allen Verkehr abzuschneiden. Die Dschonk, welche jährlich Getreide und andere Lebensmittel aus den südlichen und mittleren Kreisen nach den nördlichen Gegenden und der Hauptstadt führen, hatten zwar dieses Jahr aus Furcht vor den Feinden ihre Fahrten eher angetreten und waren längst vorüber gefahren, als die Engländer am großen Canale erschienen. Dessen ungeachtet, so unermeßlich ist hier unter der dichten Bevölkerung der Verkehr, wurden in wenigen Tagen über 700 Handelsschiffe angehalten. Bey Itschin allein, einer Stadt dritten Ranges auf dem nördlichen Ufer des Kiang gelegen, wurde eine ganze Flotte von dreyhundert Dschonk aufgefunden und unter gehöriger Bedeckung zur Flotte hinabgesandt. Das Erscheinen des Dampfers Nemesis vor Itschin erregte hier solchen Schrecken, daß ein angesehener Chinese, welcher, wie man später sah, einen großen Einfluß über die ganze innwohnende Bevölkerung ausübte, sich entschloß, an Bord des Schiffes zu kommen, um die Wünsche der fremden Gäste zu vernehmen. Man fühlte großen Mangel an frischen Lebensmitteln, welchem zum Theile die starke Kränklichkeit zugeschrieben wurde, woran die Engländer, Offiziere wie Soldaten, seit einiger Zeit litten. Der Chinese und seine Begleiter wurden sehr freundlich aufgenommen; man zeigte und erklärte ihnen, soweit dieß durch unwissende Dollmetscher*) möglich war, die ganze Einrichtung des Schiffes und verlangte dann die Herbeyschaffung einer Anzahl Ochsen und frischer Lebensmittel. In diesem Falle würde man nicht bloß die Stadt schonen, sondern auch allen Proviant mit baarem Gelde bezahlen. So geschah es auch. Die in solcher Weise erhaltenen Lebensmittel wurden dann hinab zur Flotte gesandt, wo sie den Schwächlichen und Kranken mannichfache Erleichterung gewährten. Der friedliche Verkehr hatte in

*) Die besten Dienste leistete hier wie bey andern Gelegenheiten ein chinesischer Knabe von 10—12 Jahren, welcher seit einiger Zeit auf einem Schiffe diente und im Kurzen eine erstaunliche Fertigkeit im Englischen erlangt hatte. „Diesem unschuldigen Knaben," sagte der Bewohner von Itschin, „diesem glaube ich; die andern Kantoner Dollmetscher lügen, und wollen bloß Geld erpressen."

wenigen Tagen solche Freundlichkeit, solches Vertrauen bey den Bewohnern von Itschin erweckt, daß sie gerade an dem Tage, wo Tschinkiang erstürmt wurde, alle Offiziere und Schiffsbehörden in dem Hause dieses angesehenen Mannes, welcher die ganze Verhandlung geleitet hatte, zu einem großen Male einluden, welches auch ohne alle Störung von Statten ging. Es wurden den Engländern die größten Ehren erwiesen, so daß selbst angesehene gut gekleidete Chinesen, um diesen gefürchteten Gästen in der drückenden Hitze einige Erleichterung zu verschaffen, sie, mit Fächern hin und her wehend, bis hinab zu ihrem Schiffe geleiteten.

Cholera und Sumpffieber wütheten furchtbar unter dem kleinen Heere der Britten, namentlich unter den vor Kurzem aus England gekommenen Truppen und richteten größere Verheerungen an als die Kanonen der Chinesen und die Tapferkeit der Mandschu. Auf manchen Transportschiffen hatte die Kränklichkeit in dem Grade um sich gegriffen, daß kaum Hände genug übrig blieben, um das Fahrzeug lenken zu können. Unter diesen mißlichen Umständen suchten die Anführer so schnell als möglich Tschinkiang zu räumen, wo die Masse der von der brennenden Sonne in schnelle Fäulniß zersetzten Leichen die Luft verpestete und den Aufenthalt unerträglich machte. Die Brigade des Generals Schödde besetzte, von einer Abtheilung Artillerie unterstützt, die benachbarten Anhöhen, welche die Stadt, sowie die Mündung des Transportflusses beherrschten. Ueberdieß wurde vermittelst des vielen erbeuteten chinesischen Pulvers auf dieser Seite ein Theil der Wälle gesprengt, damit immerdar eine unmittelbare Verbindung zwischen dem englischen Lager und der Stadt unterhalten werden könnte.

Die Expedition segelte nun am fünften stromaufwärts gegen Nanking, welches auf der Wasserstraße wegen der nördlichen Biegung des Flusses ungefähr 13 deutsche Meilen in südwestlicher Richtung von Tschinkiang entfernt ist — die Entfernung zu Land ist viel geringer — und gelangte sowohl deßhalb, wie wegen des starken Falles des Stromes erst am neunten vor die zweyte Hauptstadt des Reiches.

Gleich am folgenden Tage (10. August) wur-

den den Schiffen ihre Posten angewiesen, von wo aus sie, wenn es nothwendig seyn sollte, die Stadt beschiessen könnten. Ein Theil der Wälle ist bloß 700 Yards vom Flusse entfernt, so daß sie leicht von hier aus erreicht werden können. Ueberdieß wurde eine Anzahl Truppen an's Land gesetzt, welche auf den benachbarten die Walle beherrschenden Hügeln bestimmte Stellungen einnahmen, von wo aus sie in jedem Augenblicke zu gleicher Zeit auf verschiedenen Punkten der Stadt den Angriff beginnen konnten. Unter dieser niederen Hügelreihe erhebt sich auf der östlichen Seite der Tschongschan, welcher einen herrlichen Anblick über die Wälle und die ganze Stadt gewährt, von wo aus auch, wäre es nothwendig gewesen, der Hauptangriff stattgefunden hätte. Es war dieß der Plan des Generals Gough, welchem der einsichtsvolle Pottinger, im Gegensatz zu den Diplomaten in Afghanistan, vollkommen freye Bewegung gestattete. Die amtlichen Berichte des Generals rühmen es ausdrücklich, daß sich der Bevollmächtigte nicht den mindesten Einfluß auf die militärischen Anordnungen der Anführer zu Wasser und zu Land gestattete. Die Landtruppen, über welche die Anführer verfügen konnten, beliefen sich aber damals, nach dem Abzuge der Besatzung von Tschinkiang und der Kranken, die Offiziere nicht mitgerechnet, auf nicht mehr als 4500 Mann; eine Macht, welche wohl mit Unterstützung der Marine hingereicht hätte, Nanking zu erobern, nicht aber es auf längere Zeit zu behaupten. In den Flüssen und Kanälen war Hochwasser und viele Strecken nahe an den Wällen litten bereits unter Ueberschwemmungen. Wären die Truppen lange vor oder in der Stadt geblieben, so hätten Cholera und Fieber sicherlich noch größere Verheerungen angerichtet und der gut berechnete mit großer Umsicht ausgeführte Zug gegen den großen Kanal möchte dadurch leicht ein unglückliches Ende genommen haben; deßhalb war es in jeder Beziehung ein Glück, daß sich die Chinesen so schnell entschlossen, Frieden zu machen und sich allen demüthigenden Bedingungen zu unterwerfen, die ihnen vom unerbittlichen Sieger aufgelegt wurden.

Es gingen in den letzten Tagen häufig Botschaften zwischen den chinesischen Behörden und Sir Henry, welche aber zu keinem Ziele führten. Der Statthalter der beyden Kiang ließ weiße Fahnen auf den Wällen wehen und bot ein bedeutendes Lösegeld für Nanking, das aber in entschiedener Sprache zurückgewiesen wurde. Erst, wenn alle anderen Forderungen der Engländer genehmigt wären, dann erst könne von einem Lösegelde die Rede seyn. Kiying und Ilipu, welche seit einigen Tagen in Nanking eingetroffen waren, zögerten aber immer noch, die Vollmachten des Himmelssohnes aufzuweisen, welche sie, gleich nachdem man den Fall von Tschinkiang in Peking erfahren hatte, zur Beylegung aller Zwiestigkeiten, zur Abhilfe aller Beschwerden des Feindes erhalten hatten. Demnach ward von Sir Henry beschlossen, am folgenden Tage (13. Aug.) in der Frühe solle von verschiedenen Punkten der Land- und Seeseite zu gleicher Zeit der Angriff beginnen. Die kaiserlichen Bevollmächtigten wurden hiervon mit dem Zusatze unterrichtet, daß nur die Vorlegung der unbedingten Vollmachten ihres erhabenen Gebieters, aus welchen sie bis jetzt nur Einzelnes mitgetheilt hätten, die Stadt Nanking von dem sicheren Untergange retten könnte. Mitternacht war bereits vorüber und noch war keine Antwort erfolgt. Nur noch drey Stunden Zeit waren übrig bis zu Tagesanbruch, bis zum Beginne des Sturms, als auf den brittischen Schiffen die Botschaft anlangte, die kaiserlichen Abgeordneten wollen sich frühe am Morgen den Wünschen Pottingers fügen und ihre Vollmachten vorzeigen lassen. Der Glanz des Herrscherhauses des goldenen Gioro war erblichen; die Majestät des Mandschustaates war gefallen und die Auflösung des großen vom Amurstrom bis zum südlichen Weltmeere, und den Gränzen von Birma und Siam, dann von den Gewässern Japans und Koreas bis nach Chokand und zu den Ländern der Sikh und Engländer sich dehnenden Reiches war unwiederruflich beschlossen. Für alle Völker des chinesischen Culturssystems, ja für das ganze östliche Asien, was die Chinesen und zum Theil selbst ihre Sieger nicht zu ahnen schienen, hatte eine neue Zeit begonnen.

Neumann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Januar.

Nro. 18. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

1) Kalidàsa's Ring-Çakuntalà.

2) Sakuntala Skuespil i syv Optrin af Kalidasas.

(Schluß.)

Hr. Hammerich sowohl als Ref. haben Gelegenheit gehabt, den Codex der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen einzusehen und wir sind beyde zu der Ueberzeugung gekommen, daß derselbe gleichfalls zur Recension der Devanagari-Handschriften gehöre. Es ist aber dieser Codex in Telugaschrift geschrieben, also in Südindien, und steht wahrscheinlich mit den Devanagari Handschriften oder deren Quelle in gar keiner Verbindung. Vergleicht man endlich die beyden Recensionen des Textes selbst mit einander, so scheint dem Ref. auch hieraus dieß spätere Alter der bengalischen Recension deutlich genug hervorzugehen, besonders aus der Hauptstelle am Ende des dritten Aktes. Ich trage kein Bedenken, diesen Zusatz mit Hrn. B. geschmacklos zu nennen, wenn man die ungebührliche und zum Ganzen unverhältnißmäßige Ausdehnung bedenkt; sonst ist nicht zu läugnen, daß einzelne Schönheiten in diesen Zusätzen enthalten sind. Daß man die Aechtheit dieser Zusätze gar nicht bezweifelte, ehe man die Handschriften verglichen hatte, kann wohl kaum für die Aechtheit derselben sprechen. Im Uebrigen stimmt Ref. Hrn. Stenzler bey, daß auch die bengalische Recension zur Kritik des Textes gebraucht werden kann, so wie, daß über ihre Entstehung und ihr Verhältniß zur Devanagari Recension noch genauere Nachforschungen angestellt werden müssen.

Das Material, das die HH. Brockhaus und Westergaard zusammengebracht und Hrn. Boehtlingk mitgetheilt haben, ist ein sehr reichhaltiges und noch ganzlich unbenütztes. Es sind dieß sechs in London befindliche Handschriften und drey Commentare. Außerdem wurde auch Chezy's Ausgabe nicht unbenützt gelassen und der Gefälligkeit des Hrn. Prof. Wilson in Oxford verdankte Hr. B. auch die Mittheilung eines Calcuttaer Druckes der bengalischen Recension, der wahrscheinlich nur in diesem einzigen Exemplare nach Europa gekommen ist. Dieses reichhaltige Material wird wohl das Wichtigste seyn, was in Europa vorhanden ist.

Ref. hat, wie bereits bemerkt, den größten Theil einer Berliner Handschrift verglichen, und kann versichern, daß sie etwas Wichtiges durchaus nicht enthält. Sie folgt getreu der Recension, die in unserer Ausgabe vorliegt, aber verunstaltet dieselbe durch zahlreiche Schreibfehler, der Abschreiber verstand offenbar nicht, was er schrieb, daher häufige Auslassungen von einzelnen Sylben und Worten so wie von ganzen Zeilen. Einzelne Lesarten daraus wird Ref. unten mittheilen, alle anzuführen würde die Gränzen einer Zeitschrift überschreiten und nicht von großem Nutzen seyn.

Ehe wir aber zu dem Drama selbst übergehen, müssen wir zuvor einige Worte über den Stoff sagen, den es behandelt. Çakuntalà ist ein nàtaka und die erste Anforderung, welche die indischen Rhetoriker an ein so benanntes Drama machen, ist, daß der Stoff aus dem großen Sagenkreise der Indier genommen sey, wobey es jedoch dem Dichter frey steht, nach Belieben zu ändern. Der in un-

serem Drama behandelte Stoff ist bereits im Mahâbhârata erzählt, aber wie Hr. Hammerich richtig bemerkt, zeigt jene Erzählung deutlich, daß sich im Laufe der Jahrhunderte, welche zwischen dem epischen Gedichte und unserem Drama liegen, die Lebensanschauung der Inder bedeutend verfeinert hat. Die ganze Verwicklung durch den Ring ist Kalidâsa's Zuthat. Nach dem Mahâbhârata (Mhb. I. A. 68 — 74,) heirathet Pupuravas die Çakuntalâ auf dieselbe Weise wie im Drama, wird aber seinem gegebenen Versprechen sie in die Stadt zu holen wirklich untreu, und sie bleibt mit ihrem Sohne im Büßerhaine, bis derselbe acht Jahre alt ist. Dann erst macht sie sich mit ihm auf Geheiß ihres Pflegevaters, der denselben zum Yuvarâjâ gewählt haben will, auf den Weg in die Stadt. Der König stellt sich jedoch, wie ausdrücklich gesagt wird, absichtlich als wisse er von der ganzen Sache Nichts und erkennt auch Çakuntalâ nicht eher als seine Gemahlin an, als bis es ihm eine vom Himmel kommende Stimme ausdrücklich gebietet.

Das ganze macht auf den Leser einen peinlichen Eindruck, der auch durch die nachfolgende Entschuldigung des Königs, als habe er bloß eine solche himmlische Bestätigung erwartet, damit seine Unterthanen die Sache nicht bezweifeln möchten, nicht ganz verwischt wird. Im Drama würde die Fassung der Geschichte, wie sie im Mahâbhârata gegeben ist, noch viel peinlicher gewesen seyn.

Zuerst erlaubt sich Ref. einige Bemerkungen über die Ausgabe des Textes selbst, welche mit einer Gründlichkeit und Sorgfalt gearbeitet ist, daß sie nur zu wenigen Ausstellungen Veranlassung geben kann. Wir verbinden damit die Bemerkungen über Hrn. B.'s Anmerkungen. Der Hr. V. eröffnet dieselben mit folgender Note über das indische Titelblatt seiner Ausgabe: „die Bedeutung des am Eingange von Werken dem Titel derselben vorangesetzten Wörtchens atha finde ich nirgends angegeben" u. s. w. Er bemerkt hierauf, daß die Bedeutung des Wortes am besten mit: „So lautet" wieder gegeben werden könne. Ref. fügt hinzu, daß Hrn. B.'s Erklärung durch wichtige indische Autoritäten bestätigt wird, vor Allem nämlich durch Çankara-âchârya, dessen Erklärung man abgedruckt findet in Windischmanns Sankara p. 92. Mit ihm stimmt der Scholiast zu Prabodha-Chandrodaya, Râmadâsa, überein, der atha immer durch anantaram wiedergiebt. Ein anderer indischer Gelehrter Vijnâna-bhikhsu in seinem Commentare zu den Sâñkhya-sûtrâni stimmt zwar nicht mit den beyden vorhergenannten überein, sondern will finden, daß atha als Anrufung der Gottheit (mañggâlyârthe) gesetzt worden sey. Es ist jedoch kein Zweifel, daß die böhtlingk'sche Ansicht die richtige, die zweyte aber bloß als ein Ausweg anzusehen sey, um den Segenswunsch in das Buch hineinzucommentiren, der nach der Ansicht der Indier durchaus nöthig ist, in den genannten Sûtras aber fehlt. p. 3. unsrer Ausgabe fehlt in der Berliner Handschrift das tad vor itah. — l. 9. derselben Seite liest die Berl. Handschr. ajjaatta statt ajja. Mit Gewißheit läßt sich die ursprüngliche Lesart wohl kaum mehr ermitteln. In der Mrichchhakatî (p. 4. ed. Calc.), wo sich dieselben Worte wie in unserer Ausgabe finden, nur in etwas anderer Vertheilung, wird wie in unsrer Ausgabe gelesen. Auch Prab. p. 3. ed. Brockhaus liest fast auf dieselbe Weise. — p. 4. l. 4. liest die Berl. Handschr. tadidameva statt des auffälligen nanvamumeva; ibid. l. 15. paoe st. paoena. p. 6. l. 12. setzt die Handschr. noch âçramamrigo' yam hinzu, wie dieß auch mit anderen Handschriften der Fall ist. p. 7. l. 17. steht viditabhaktim mâm. p. 8. l. 12. sqq. liest unsere Handschrift folgendermassen: vinîtaveshena praveshtavyâni tapovanâni nâma | iha tâvadgrihyatâmiti sûtâyâbharanâni etc. yâvadâçramavâsinah pratyavekhsâhamupâvarte (sic). p. 13. l. 5. liest die Handschr. adihînam statt adidhînam, beyde Formen sind gleich richtig und kommen auch beyde abwechselnd in der Ausgabe vor (vgl. p. 44). p. 14. l. 8. bemerken wir zu Hrn. B.'s Anmerkung p. 166., daß auch im Pâli die Wurzel manta fast immer „sprechen" bedeute. ibid. l. 9. liest die Handschr. vaane statt vaanam und p. 16. l. 18. seane statt seanâni. Zu der letzte-

ren Stelle bemerkt Hr. B. (p. 171.): „Ich habe den Dual im Prâkrit, wenn er sich anders als an den Zahlwörtern dvi und ubha oder an den paarweise vorhandenen Gliedern des Körpers vorfand, überall ausgemerzt.“ Ref. stimmt dieser Operation Hrn. B.'s um so weniger bey, als dieselbe gegen die Autorität aller Handschriften vorgenommen werden muß. Ref. hält diese Formen auf e auch nicht für Duale, sondern für Accusative, und stützt sich dabey auf eine dem Prâkrit nahe verwandte Sprache, das Pali, in welcher sich diese acc. pl. neut. auf e sowohl durch die Autorität einheimischer Grammatiker, als durch viele Stellen der Literatur belegen lassen. p. 12. l. 18. Die richtige Erklärung des Wortes atyâhita, welche von Hrn. B. zum erstenmale gegeben worden ist, wird jetzt noch bestätigt durch den Commentator Râmadâsa zu Prabodhachandrod. p. 25. ed. Brockhaus. p. 22. l. 20. steht in der Handschr. sugahîdo aam bahmano statt jano. Ref. gesteht, daß er am liebsten mit Kâtavema diesen Zusatz weglassen würde, um dann mit ihm vor lin. pen. den Zusatz gahîdo khano einzuschieben. Diese Worte sind übrigens nach den ohne Zweifel richtigen Bemerkungen des Commentators nicht zu übersetzen: J'attends cet heureux moment avec impatience, wie dieß Chezy thut, sondern: „Nun ist die Zeit der Ruhe gekommen.“ p. 26. l. 5. fehlt das unentbehrliche nam auch in der Berliner Handschrift. p. 31. l. 2. fügt die genannte Handschr. nach yatra vor pravishta hinzu; die Copenhagener Handschr. liest yatpravishtamâtra. — ibid. lin. 5. huṅkâreneva wie unser Text. Ich halte diese Lesart, welche Hr. B. in den Anmerkungen zu verwerfen scheint, für die einzig richtige. huṅkâra ist nicht bloß Summen, wie es Hr. B. übersetzt, sondern der Ton, den der Büsser hören läßt, wenn Jemand in seine Nähe kommt, um ihn zu stören (vergl. Râmây. I. 25. 11. ed. Schl.). Man übersetze also: durch das bloße Geräusch der Sehne von fern, das gleichsam das huṅkâra des Bogens ist, entfernt er die Hindernisse. Dieß ist gewiß die Meinung des Commentators, wie man aus den Noten sieht, und Herr Hammerich hat auch so übersetzt. p. 47. ist noch die Stelle Mâlav. p. 6. nachzutragen, wo padam kri gleichfalls vorkommt und zwar, wie es scheint, in der Bedeutung: „festen Fuß fassen.“ Eine der größten Verschiedenheiten zwischen den beyden Recensionen findet sich am Anfange des fünften Actes, auf welche aufmerksam zu machen wir nicht unterlassen dürfen. Während in der Bonner Recension die Scene damit beginnt, daß der König mit dem Vidushaka zur Seite den Gesang einer seiner Frauen anhört und hierauf der Kämmerer eintritt und die Abgesandten des Kanva anmeldet, so beginnt in der bengalischen Recension der Act damit, daß der Kämmerer über die Beschwerlichkeit seines Amtes klagt und über die Bürde seines Alters (es gehört zu dem guten Ton der indischen Könige, in den Dramas recht alte Kämmerer zu haben) und wie er dem Könige, der kaum aus dem Gerichtssaale sich entfernt habe, nicht wage, schon wieder zu melden, daß er die eben angekommenen Schüler Kanva's anhören müsse. Beyde Recensionen haben ihre eigenthümlichen Vorzüge. In der älteren Ausgabe sieht die Erinnerung an eine frühere Liebe passend voraus, weil es gerade dieser Act ist, in welchem der König sein früheres Verhaltniß zur Çakuntalâ verläugnet. Dagegen ist von der bengalischen Recension, wo der König als aus dem Gerichtssaale kommend dargestellt wird, seine Klage über die Beschwerlichkeit der Königswürde besser angebracht. Sowohl die Copenhagener als die Berliner Handschrift stimmen mit der Böthlingk'schen Ausgabe überein, und es scheint mir keinem Zweifel unterliegen zu können, daß auch hier diese Anordnung die bessere sey. Besonders stören den Ref. die, wie ihm scheint, tactlosen Erweiterungen, welche die Rolle des Mâthavya erhalten hat.

Wir schließen hier die Bemerkungen über den Text und die Anmerkungen Herrn Böhtlingk's und wenden uns zu seiner Uebersetzung. Auch hier läßt Hrn. B.'s Genauigkeit nur wenig zu wünschen übrig. p. 3. l. 14. nimmt Hr. B. die Worte suvihitaprayogah in der Bedeutung: „Einer, wel-

cher Schauspiele gut hat aufführen lassen" und hat seine Bedenklichkeiten über diese Worte p. 147. 148. ausführlich dargelegt. Ref. scheint es, daß die Uebersetzung: „Einer, der die Aufführung gut angeordnet hat" ganz den Worten gemäß und ohne Schwierigkeit wäre. So auch Herr Hammerich: „Du hast die Aufführung so gut geordnet, daß Nichts fehlen wird." Eben daselbst möchte Ref. das Wort cikhsitânâm nicht mit „die Geübtern" übersetzen, sondern: „diejenigen, die ihre Rolle gut gelernt haben." Dieß scheint auch Hrn. Hammerich's Meinung zu seyn, wenn er übersetzt: „ist er (der Schauspieler auch noch so gut geübt" ꝛc. p. 20. l. 9. wird vanaggahanam von dem Scholiasten Kâtavema durch simâgrahanam erklärt, und Ref. bezweifelt, ob Hrn. B.'s Conjectur nâmagrahanam statt simâgrahanam zu lesen zuläßig sey; die nach Vögeln jagenden Jäger brechen frühe auf, um in den ihnen zugetheilten Waldgegenden sich auf den Anstand zu stellen, und wecken durch ihr Geschrey beym Aufbruche den Mâthavya auf. Hr. B. wird wahrscheinlich einwenden, daß nicht vom Aufbruche die Rede sey. Uebersetzt man aber vanaggahana-kolâhalena pabbodhitomhi mit: „Ich bin aufgeweckt worden durch ihr Geschrey, als sie in den Wald gingen" so geschieht sowohl der Grammatik als dem Scholiasten Genüge. Auch p. 21. l. 1. kann ich mit den beyden Uebersetzungen nicht einverstanden seyn. Die von Hrn. B. angeführten Stellen beweisen nicht, weil dort bloß api steht, nicht api nâma wie an unsrer Stelle; api nâma aber drückt immer einen Wunsch aus, man vergl. die beyden Beyspiele p. 11. und solche würden sich mit leichter Mühe noch viele beybringen lassen. Ueber p. 22. l. 20. haben wir bereits oben gesprochen.

Noch ist zu bemerken, daß der gelehrte Hr. Herausgeber unseres Dramas selbst mehrere kleinere Verbesserungen, welche ihm bey einer neueren genauen Durchlesung seiner Ausgabe nothwendig schienen, in dem Bulletin der Petersburger Akademie niedergelegt hat. Bey dieser Gelegenheit kommt er auch auf Stenzlers Ansicht über Vopadeva zu sprechen, der er eine ausführliche Besprechung in seiner demnächst erscheinenden Ausgabe dieses Grammatikers zu widmen gedenkt. Sie ist wichtig für das Verhältniß der Recensionen zu einander und auch von Gorresio in seinen Prolegomenen zu seiner Ausgabe des Râmâyana berührt worden. Lassen hat die willkührlichen Veränderungen der Terminologie Pânini's, welche Vopadeva vorgenommen hat, als einen Beweis vorgebracht, daß es eine Sucht der Bengalen gewesen sey, Veränderungen an den alten Texten vorzunehmen, was von Stenzler bestritten wurde, weil er meint, das veränderte System des Vopadeva habe diese Veränderungen nothwendig gemacht. Die neue Ausgabe dieses Schriftstellers wird uns darüber belehren, ob diese Ansicht zuläßig sey oder nicht. Ueber die Meinung Gorresio's, daß es ein großer Unterschied sey, eine grammatische Terminologie und ein Epos oder Drama umzuändern, und deren Unzuläßigkeit nach indischen Ansichten hat Ref. schon an einem andern Orte Gelegenheit gehabt sich zu äußern. — Noch machen wir auf die schönen Zugaben aufmerksam, mit denen Hr. Hammerich seine Uebersetzung der Çakuntalâ ausgestattet hat und die darauf berechnet sind, dem größeren Leserkreis in gedrängter Kürze die nöthigen Vorkenntnisse zu geben, die zum Verständniß der Çakuntalâ nöthig sind. Und so schließen wir mit dem Wunsche, daß diese Bekanntmachung der ursprünglichen Çakuntalâ dazu beytragen möge, dem Drama seinen gerechten Ruf zu erhalten, dessen es sich bereits unter uns erfreut.

Dr. Fr. Spiegel.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Januar.

Nro. 19. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Die Chemie nach ihrem gegenwärtigen Zustande, mit besonderer Berücksichtigung ihres technischen und analytischen Theiles. Dargestellt von A. Schrötter, Professor der spec. technischen Chemie am k. k. polytechnischen Institute in Wien. Zwey Theile mit vielen in den Text eingedruckten Holzschnitten. gr. 8. Wien 1845. Verlag von J. G. Heubner.

Der Verf., welcher eine Reihe von Jahren als Professor am Johanneum zu Grätz die Chemie zu lehren hatte, wurde vor Kurzem nach Wien berufen, um am k. k. polytechnischen Institute die Lehrstelle des in Ruhestand versetzten Professor Meisner zu übernehmen. Kaum hat er diese neue Bahn betreten, so gibt er uns von seiner Thätigkeit Kunde durch ein größeres Werk in 2 Bänden über technisch-analytische Chemie, dessen erstes Heft in 10 Bogen bestehend uns vorliegt. Er hat sich vorgenommen, in diesem Werke die gesammte Chemie sowohl die unorganische als organische in ihrer Beziehung zu den wichtigsten technischen Processen zu behandeln.

In der Einleitung macht der Verf. auf den Unterschied aufmerksam, welcher besteht zwischen Naturprodukten und zwischen denjenigen Gegenständen, welche nur durch unsere geistige Thätigkeit hervorgebracht werden können, nämlich den Kunstprodukten; dann folgen Definitionen von allgemeiner und besonderer Naturgeschichte, so wie von allgemeiner und besonderer Naturlehre, der Physik und Chemie der Minekalien, der Pflanzen und Thiere.

Allgemeine Vorstellungen von den Kräften, der Materie und den Imponderabilien. Das Vorhandenseyn von Kräften ist das Erste, wovon man bey jeder Naturforschung auszugehen hat. Da wir uns nämlich keine Veränderung ohne entsprechende Ursache denken können und endlich zu Erscheinungen gelangen, die wir nicht mehr aus andern Erscheinungen abzuleiten vermögen, so bezeichnen wir die letztere Ursache derselben mit dem Worte Kraft. Ueber die Art, wie diese Grundkräfte wirken, kann der menschliche Geist nie befriedigende Auskunft erwarten, denn sie heißen eben deßhalb Grundkräfte, weil sie von keinem anderen abgeleitet, d. h. gar nicht begriffen werden können. Ihre Existenz ist keine Hypothese, obwohl es in einzelnen Fällen hypothetisch bleibt, ob die Ursache einer Erscheinung auf keine andere Weise erklärt werden kann, als durch Annahme einer Kraft. Durch die uns bis jetzt bekannt gewordenen Thatsachen werden wir veranlaßt, anziehend und abstoßend wirkende Kräfte in der Natur anzunehmen und sind sogar genöthigt, verschiedene derselben zu unterscheiden.

Es ist erwiesen, daß zwischen den Theilen der Materie eine anziehende Kraft thätig ist, welche nicht von der specifischen Beschaffenheit derselben abhängt und in dem Verhältnisse abnimmt, in welchem die Quadrate der Entfernungen zunehmen, also auf die größten Distanzen wirkt, während die Phänomene

der Adhäſion, der Kryſtalliſation, Haaröhrchenwirkung und Abſorption mit Sicherheit ſchließen laſſen, daß es noch andere anziehende Kräfte geben müſſe, welche zwiſchen den Molecülen thätig ſind und daher Molecularkräfte genannt werden. Sie haben das charakteriſtiſche Merkmal, daß ihre Stärke außerordentlich ſchnell abnimmt, wenn die Entfernungen der Theile wachſen, ſo daß ſie nur in unendlich kleinen Diſtanzen, nämlich bey der Berührung zu wirken beginnen. Bey dem gegenwärtigen Zuſtande unſerer Kenntniſſe iſt es am zweckmäßigſten, zur Erklärung der chemiſchen Erſcheinungen eine beſondere Molecularkraft anzunehmen, welche man chemiſche Anziehung oder Affinität genannt „hat, und welche allein fähig iſt, chemiſche Erſcheinungen hervorzubringen. Der Verf. ſtellt hier verſchiedene Anſichten über die Zwiſchenräume der Molecülen auf, welche er mit feinem Stoffe ausgefüllt glaubt. Durch dieſen feinen Stoff ſollen die Erſcheinungen der Wärme, des Lichtes, der Elektricität und des Magnetismus bedingt ſeyn. So wichtig und anziehend die Darſtellung dieſer Hypotheſen iſt, ſo möchte ſie unſerer Meinung nach in dem vorliegenden Werke, welches zunächſt für Zöglinge eines polytechniſchen Inſtitutes beſtimmt iſt, keiner ſo großen Ausführlichkeit bedurft haben.

Von den chemiſchen Erſcheinungen im Allgemeinen. Wenn ſich zuſammengeſetzte Körper durch verſchiedene Operationen in andere Körper zerlegen laſſen, deren phyſikaliſche und chemiſche Eigenſchaften weder unter ſich, noch mit denen der Körper, aus welchen ſie hervorgegangen, übereinſtimmen, ſo bezeichnen wir dieſe Thatſache, welche durch chemiſche Forſchung erzielt wird, mit dem Ausdruck chemiſche Scheidung oder Analyſe. Von dieſem Geſichtspunkt geht der Verf. aus, um zu den entfernten Beſtandtheilen einer Verbindung zu gelangen, welche entfernte Beſtandtheile durch die uns bis jetzt bekannten Hülfsmittel nicht weiter zerlegbar ſind, und die man deßhalb auch einfache Stoffe, Elemente oder Grundſtoffe nennt. In dem Verzeichniß dieſer einfachen Stoffe (58 an der Zahl) führt der Verf. vier vor noch nicht langer Zeit entdeckte Metalle an, nämlich Didim, Erbium, Lanthan und Terbium.

Eine der Scheidung entgegengeſetzte Operation iſt die Vereinigung mehrerer Stoffe zu einer Verbindung, die man auch chemiſche Miſchung nennt. Durch Zuſammentreten von 2 Elementen entſteht eine Verbindung der erſten Ordnung, ſo wie 2 Verbindungen der erſten Ordnung eine Verbindung der zweyten Ordnung geben und aus der Vereinigung von Verbindungen der zweyten Ordnung entſtehen endlich diejenigen höherer Ordnung. Man hat bisher noch keine Verbindung von mehr als 8 Elementen beobachtet. Auch kann man noch nicht mit Sicherheit die Art angeben, wie die Elemente in den höheren Verbindungen geordnet ſind. Alles, was auch darüber geſagt worden, iſt hypothetiſch. Die Zahl der Verbindungen, welche aus den 58 Elementen entſtehen können, iſt natürlich ſehr groß; denn wenn man diejenigen, welche mehr als 4 Elemente enthalten, nicht berückſichtigt und annimmt, daß bey den binären nur zwey, bey den ternären und quaternären aber nur drey Verbindungsſtufen ſtatt finden, ſo ergibt ſich, daß hieraus 1,368,759 zuſammengeſetzte Körper hervorgehen. Schwer würde es gelingen, ſich eine umfaſſende Kenntniß von jedem derſelben zu verſchaffen. Der Verfaſſer macht hier zwar einige Vorſchläge, wie das Studium der vielen Verbindungen nach einer von Mohs für die Mineralogie angewendeten Methode zu behandeln ſey; die Einführung dieſer Methode in die Chemie hätte indeß jedenfalls mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen.

Die Gruppirung der einfachen Stoffe und ihrer Verbindungen iſt ebenfalls eine ſchwere Aufgabe, da man naturhiſtoriſche und chemiſche Merkmale zuſammengeſtellt hat.

Als Kriterien, welche am ſicherſten ſchließen laſſen, ob ein Körper eine chemiſche Verbindung oder nur ein Gemenge ſey, gibt der Verfaſſer folgende an:

1) Die Verbindung kann nur allein durch chemiſch wirkende Mittel getrennt werden.

2) Wenn die Verbindung kryſtalliſirt iſt, ſo kann man, außer in den Fällen, wo die Beſtandtheile ſelbſt eine mit der Verbindung gleiche

Krystallform besitzen, schließen, daß eine chemische Verbindung statt findet. Hiebey ist noch darauf Rücksicht zu nehmen, daß die Quantitäten der Stoffe mit den Gesetzen übereinstimmen.

Der Verf. leitet die Aufmerksamkeit auf die Körper, die dem Anschein nach durch ihren bloßen Contact mit anderen eine Verbindung derselben herbeyführen, ohne selbst an dieser Theil zu nehmen; auf gleiche Weise können Zerlegungen hervorgebracht werden durch Körper, welche man Contactsubstanzen nennt und denen man eine eigenthümliche Kraft, die katalytische Kraft, zuschreibt. Der Verf. ist der Meinung, daß wir zur Erklärung obiger Erscheinungen kaum nöthig haben, die Existenz einer neuen und besonderen Kraft anzunehmen, weil dadurch jeder Grund zu weiterer Forschung abgeschnitten und eigentlich doch nichts damit erklärt wird. Will man aber mit dem Worte katalytisch nichts anderes, als eine Reihe eigenthümlicher Zerlegungsarten bezeichnen, und es nur in diesem Sinne als Benennung einer gewissen Wirkung, Zerlegung oder Erscheinung gebrauchen, so läßt sich gegen die Anwendung desselben nichts einwenden.

Es geht aus vielen Thatsachen hervor, daß Körper, die sich im Zustande einer chemischen Veränderung befinden, im Stande sind, anderen Körpern denselben Zustand mitzutheilen, ganz so wie ein in Bewegung sich befindender Körper einem anderen Bewegung mitzutheilen vermag. Demnach ist mit jeder chemischen Action eine Bewegung der Atome verknüpft, ohne welche keine Aenderung der Lage, Gruppirung ꝛc. gedacht werden kann, woraus sich ergibt, daß jede Bewegung eines Atomes, wenn keine Hindernisse obwalten, sich im ganzen Systeme fortpflanzen muß. In Folge dessen wird eine an wenigen Punkten eingeleitete chemische Action sich der ganzen Masse mittheilen und ein Körper, dessen Theile sich in einer durch chemische Action bedingten Bewegung befinden, wird in anderen, welche noch in Ruhe sind, eine Bewegung hervorrufen, woraus eine chemische Veränderung entstehen kann.

Der Verf. geht nun zu den Gesetzen über, nach welchen sich die Körper dem Gewichte nach verbinden und berührt bey dieser Gelegenheit die für die Geschichte der Entwicklung der Chemie sehr bezeichnende Thatsache, daß Jahrhunderte vergingen und unzählige Versuche angestellt werden mußten, ehe man auf die Gewichtsverhältnisse, unter welchen die Stoffe chemische Verbindungen eingehen, Rücksicht zu nehmen anfing. Seitdem Lavoisier den Gebrauch der Wage eingeführt hatte, waren die Chemiker unausgesetzt bemüht, ihre Forschungen auf der neu eröffneten Bahn zu verfolgen und dieß geschah mit so viel Glück, daß im Anfange unseres Jahrhunderts dieser Theil der Wissenschaft eine sichere Grundlage erhalten hatte. Es werden hierauf die Gesetze entwickelt, deren Inbegriff man mit dem Namen Stöchiometrie bezeichnet. Der Verf. hat nach L. Gmelin das Aequivalent des Sauerstoffs $O = 8$ gesetzt, obgleich die Mehrzahl der Chemiker nach Berzelius das Aequivalent des Sauerstoffs $= 100$ annehmen. Diese letztere Annahme ist beym Gebrauch der stöchiometrischen Zahlen zu Rechnungen sehr zeitraubend, da die den übrigen Körpern zukommenden Zahlen sehr groß werden, ohne einen merklichen Vortheil größerer Genauigkeit zu gewähren. Der Verf. hat daher sehr wohl gethan, die niedrigern stöchiometrischen Zahlen zu wählen. Es folgt nun in kurzen Umrissen die Volumtheorie, d. h. die Gesetze, nach welchen sich die gasförmigen Körper ihrem Volumen nach verbinden.

Ueber den Zusammenhang der chemischen und physikalischen Eigenschaften der Körper. In diesem Abschnitte behandelt der Verf. zuerst die Lehre von den geometrischen Verhältnissen der Krystallgestalten und ihrer Beziehung zu einander, nämlich die Krystallographie. Die krystallographischen Bestimmungen sind alle nach der von Mohs eingeführten Bezeichnung angegeben. Hierauf folgen: die Amorphie, Dimorphie und Polymorphie, die Isomorphie, Isomerie, Polymerie und Metamerie. In allen diesen Zweigen sind die neuesten Versuche von Rose, Graham, Wöhler, Fuchs, Berzelius, Mitscherlich ꝛc. sorgfältig benutzt worden.

Zum Verständnisse des Verhaltens der chemischen Anziehung zur Wärme führt der Verf. aus

den Lehren der Physik die Ausdehnung der Gasarten an, wobey die von Regnault und Magnus gemachten Beobachtungen vorzüglich berücksichtigt sind, so wie die Condensation der Gase nach Faraday, Thilorier, Natterer. Letzterer comprimirt nämlich die Gase mittelst einer ganz gewöhnlichen Druckpumpe. Der Apparat ist durch einen beygefügten Holzschnitt anschaulich gemacht.

Viele bekannte Thatsachen führen zu dem Schlusse, daß die Körper, je niedriger ihre Temperatur ist, desto weniger geeignet sind, chemisch auf einander zu wirken. Durch eine Abkühlung bis zu — 80°, eine Temperatur, welche vermittelst eines Gemenges aus fester Kohlensäure und Aether zu erreichen ist, werden nach den vom Verf. angestellten Versuchen die kräftigsten chemischen Actionen völlig aufgehoben; denn das Chlor, welches bey gewöhnlicher Temperatur auf Phosphor, Antimon, Arsenik, Ammoniak ꝛc. mit größter Heftigkeit unter Feuererscheinung einwirkt, ist bey der angegebenen niederen Temperatur gegen die genannten ebenfalls hinreichend abgekühlten Substanzen ganz indifferent. Ebenso wird die gegenseitige Einwirkung von Alkohol auf Chromsäure, welche bey gewöhnlicher Temperatur mit Explosion erfolgt, bey jener niederen Temperatur aufgehoben. Der Verf. spricht bey dieser Gelegenheit die Meinung aus, daß es wohl für alle Körper eine Temperatur geben möchte, die niedrig genug wäre, um jede gegenseitige chemische Einwirkung derselben aufzuheben und glaubt, daß es nach den vorliegenden Thatsachen nicht zu gewagt seyn dürfte, zu vermuthen, daß diese Temperatur eine vielleicht nicht unter — 200° liegende sey. Wir können auf diese Hypothese keinen besonderen Werth legen, da der Versuch nicht angestellt werden kann.

Das vorliegende Heft schließt mit der Abhandlung des Verhältnisses der chemischen Anziehung zum Lichte und zur Electricität. Aus vielen Thatsachen geht hervor, daß das Licht die chemische Anziehung zu modificiren im Stande ist und daß durch die Einwirkung des Lichtes nicht nur chemische Verbindungen, sondern auch Scheidungen eingeleitet werden. Die chemische Wirksamkeit des Lichtes wird beym Durchgang durch einige Körper, welche nicht gefärbt sind, wesentlich geändert. Das mit Chlorsilber überzogene Papier wird z. B. von Lichtstrahlen, welche durch eine Platte von Thierleim gegangen sind, weit weniger afficirt, als wenn sie durch weißes Glas oder Bergkrystall, am wenigsten aber, wenn sie durch Gyps gegangen sind. Ganz besonders wichtig ist der Einfluß des Lichtes auf die chemischen Veränderungen, welche im lebenden Körper der Pflanzen und Thiere statt finden und gerade hier läßt sich die Wirkung der Beleuchtung nicht durch Erwärmung ersetzen. Die Erscheinungen des Lichtes und der Wärme lassen sich nach der Ansicht des Verf. auf gleiche Weise erklären; er glaubt, daß dazu die Annahme eines und desselben Medium's, des Aether's, ausreiche, nur daß die Aetherwellen, welche die Wärmeerscheinungen bedingen, länger seyn sollen, folglich auch eine andere Fortpflanzungsgeschwindigkeit haben, als die, welche die Lichtphänomene bewirken ꝛc.

Wir verweilen nicht länger bey diesen Vibrationen eines hypothetischen Aethers und können überhaupt nicht wohl einsehen, warum der Verf. in einem chemisch-technischen für nicht ganz wissenschaftlich durchgebildete Zöglinge bestimmten Werke den Hypothesen eine so beharrliche Aufmerksamkeit zuzuwenden sich bewogen fand. Uebrigens versparen wir unser Urtheil über den Werth dieses mehr dem praktischen Leben gewidmeten Werkes bis zu dessen gänzlicher Vollendung.

A. Vogel sen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Januar.

Nro. 20. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

ΗΡΟΔΟΤΟΥ. Herodoti Historiarum Libri IX. Recognovit Et Commentationem de Dialecto Herodoti Praemisit Guilielmus Dindorfius. Ctesiae Cnidii Et Chronographorum, Castoris, Eratosthenis, etc. Fragmenta Dissertatione Et Notis Illustrata A Carolo Müllero. Graece Et Latine Cum Indicibus. Parisiis, Editore Ambrosio Firmin Didot, Instituti Regii Franciae Typographo. MDCCCXLIV. Lexiconformat, S. III und 512 und nochmals S. IV und 214.

Auch diesen mir erst neulich zugekommenen Band der Didot'schen Ausgaben griechischer Classiker wird ein jeder wegen seiner gleich trefflichen Ausstattung willkommen heißen, wie ich denn selbst die Leistungen dieser Officin mehrmals belobt habe. Aber wenn man auch auf diesem Titelblatte zwey deutsche Namen erblickt, so möchte man sagen: auch dießmal hat Deutschland den Mann gestellt, Frankreich die Rüstung geliefert; und wenn man sich einerseits auch über solche literarische Genossenschaft beyder Nationen freut, andrerseits doch auch fragen, warum diese so schöne, ja glänzende Ausstaffirung immer so knapp ausfallen müsse? — oder, ohne Allegorie zu sprechen, warum den mehrentheils trefflichen Bearbeitern dieser Ausgaben zwar Vorreden, Einleitungen u. dergl., aber keine eigentlichen Anmerkungen gestattet werden, nicht einmal so kurze und gedrängte, wie sie schweizerische Verleger in neuester Zeit ihren Herausgebern erlauben; ingleichen ob nicht diese so schönen Didot'schen Ausgaben, je mehr sie ihre wohl verdiente Anerkennung finden und Ausbreitung gewinnen, es nachgerade deutschen Philologen immer schwerer machen werden, für ihre mit Commentaren ausgestattete Ausgaben sich Verleger zu erwerben. Wer möchte z. B. in vorliegendem Falle von einem so sprachgelehrten Kritiker, wie Herr W. Dindorf (gleich seinem Bruder Ludwig) ist, nicht gern auch einige Worte vernehmen, warum er dieser Lesart vor andern den Vorzug gegeben? — Niemand soll ihn, oder einen der andern Editoren dieser Classiker jedoch deßwegen einen Sigonius nennen, d. h. einen qui a venali silentio nomen habet, wie einmal Muretus mit dem Namen seines großen Nebenbuhlers sich die Etymologie erlaubte; denn es ist mir wohl bekannt, daß einige dieser Herausgeber keinen Ehrensold empfangen, sondern sich mit der Ehre vollkommen genügen lassen; womit jedoch dem Hrn. Didot nicht im Geringsten zu nahe getreten werden soll, den wir als einen Ehrenmann kennen, und der des Ministeriums reichlichere Unterstützung verdiente, um nicht allein seine Ausgaben glänzend auszustatten, sondern auch deren Herausgeber wo nicht glänzend, so doch nach Verdienst zu belohnen.

Dießmal aber, denn es ist Zeit, daß ich zur Sache komme, hat Hr. W. Dindorf die Schweigsamkeit über Gebot und Gebühr ausgedehnt; denn er hat nicht einmal eine Vorrede und somit einen Bericht über sein Verfahren gegeben.

Doch hat er eine sehr schätzbare Abhandlung vorausgeschickt: Dialectus Jonica Herodoti

cum dialecto Attica veteri comparata; worüber ich mich ganz kurz fassen zu dürfen glaube, weil ich bey den kritischen Proben des gelieferten Textes mehrmals darauf zurückblicken werde. — Aber im Allgemeinen bemerke ich voraus, daß ich mich hier über diesen ganzen gehaltreichen Band der größesten Kürze befleißigen, Alles übergehen werde, was den Autor und sein Werk betrifft, worüber ich ohnehin erst neulich wieder zu sprechen Gelegenheit hatte, und mich bloß auf das Kritische zu beschränken gedenke; wozu auch diese Ausgabe einzig und allein Stoff und Anlaß an die Hand giebt.

Bey der Abhandlung über den jonischen Dialekt des Herodot mit dem alt-Attischen verglichen erinnert man sich, daß schon vor Jahrhunderten die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand gelenkt worden, indem der hiesige Professor Aemilius Portus, der Sohn des Kandioten Franziskus P. im Jahr 1608 sein Dictionarium Jonicum zu Frankfurt a. M. drucken ließ, und noch sehen wir mit unserm Kritiker (pag. III) dem Werke des gelehrten H. L. Ahrens mit Verlangen entgegen, hoffend, daß er diesen schwierigen Gegenstand dem Abschlusse beträchtlich näher bringen werde, nachdem neuerlich C. L. Struve (Königsberg 1828 — 1830) sich bereits in drey Abhandlungen um die Sprache des Herodot verdient gemacht hatte, denen, so beschränkt ihr Umfang war, unser Verf. (pag. III) dennoch volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Er selbst verhehlt sich die Schwierigkeit der Aufgabe keineswegs, glaubt aber, daß sie sich durch wiederholte Bemühungen nach einer richtigern Methode endlich größtentheils überwinden lasse. Ueber die Ursachen der bisherigen Hindernisse und die Mittel, wodurch sie sich gehörig beseitigen lassen, enthält nun der Eingang dieser Abhandlung mit den einzelnen Abschnitten derselben die belehrendsten Winke und die befriedigendsten Belege.

Der Verfasser geht selbst von der Stelle Herodots (I. 142.) über die vier Arten des jonischen Dialekts aus, weiset die Verwirrungen nach, welche die Grammatiker angerichtet, die weiteren Verderbnisse, welche die Abschreiber der griechischen Schriftsteller verschuldet, und zeigt in 22 Paragraphen praktisch, mit Benutzung der besten Texte des Herodotus, des Hippokrates, des Aretäus und mit Anwendung aller zu Gebot stehenden Hülfsmittel, wozu denn auch die jonischen Nachbildungen des Lucianus gehören, wie wir uns die möglichst richtige Erkenntniß der Sprache des Herodotus verschaffen können, welche ein griechischer Kunstrichter (Dionys. Halic. Vol. VI. p. 775) die beste Regel des Jonismus (τῆς Ἰάδος) nennt.

Ueber Herodots Person und Werk, worüber der Herausgeber, wie gesagt, ganzlich schweigt, kann ich jetzt auf Baehr, Commentatio de vita et scriptis Herodoti (in unserer Ausgabe dieses Geschichtschreibers Vol. IV. p. 378 sqq.), auf desselben Artikel Herodotus in Pauly's Real Encyclopädie III. S. 1242 — 1253 und auf meine Schrift, die historische Kunst der Griechen S. 75 ff. und 155 ff. zweyte Ausgabe, verweisen. Hier begnüge ich mich, an den Namen des Mannes einige Bemerkungen nachträglich anzuknüpfen.

Nicht nur sein eigener Name Ἡρόδοτος, d. i. der von der Hera Geschenkte (Etymolog. Gud. p. 248) ist zum öftern von den Abschreibern entstellt worden (s. C. Frid. Hermann ad Lucian. de conscr. Histor. p. 184), sondern auch seiner Aeltern Namen kommen in verschiedenen Gestalten vor. Tzetzes in den Chiliaden führt den Vater in folgendem versus politicus so auf: Ὁ συγγραφεὺς Ἡρόδοτος, ὁ παῖς ὁ τοῦ Ὀξύλου, und zwar nicht Einmal (wie Larcher I. p. 65 und die eben angeführte Commentatio p. 378 sagen, sondern, welches für die Lesart von Gewicht ist, zweymal, nämlich I. 19 und III. 388. — Aber derselbe Tzetzes soll, nach seinem eignen Scholion zur ersten Stelle, im Lucianus de domo 20, p. 201 Wetsten., wo jetzt Ἡρόδοτον τοῦ Λύξου steht, τοῦ Ξύλου gelesen haben (s. Cramer, Anecdott. grr. III. p. 350) und dieses Letztere haben Einige vorziehen wollen (s. E. Miller im Journal des Savants 1838. p. 703 sq. vgl. Steph. Thesaur. Didot. Tom. V. p. 435 und daselbst Ludov. Dindf. und über λύξ, λύκη ibid. p. 423); auch hat wirklich noch eine andere Handschrift, die des Suidas in Παυσανίας bey Gaisford p. 2838 ebenfalls so. Auch im Namen der Mutter zeigt

sich Verschiedenheit bey demselben Lexikographen. In jenem Artikel heißt sie Ῥοίω, im andern (unter Ἡρόδοτος p. 1697 Gaisf.) Δρυώ. Letzter Name erinnert an den Dryas (Δρύας), des Lykurgos Vater und Sohn im thracischen Mythus (Apollodor. III.); ersterer an ῥοιά, den Granatbaum; beyde aber an die Hera (Juno); welcher Göttin die natürliche Religion der Griechen die Weide, den wilden Birnbaum, die Granate nicht bloß zueignete, sondern solche Mythen nacherzählte, daß sich in ihrem Wesen so zu sagen eine Dryade darstellte. — Sonderbar nun, daß die Mutter des Herodotos (des Geschenks der Hera) solche Namen führt; noch sonderbarer, wenn nun auch der Vater, der Gemahl der Baum- oder Granatbaum-Frau, den Namen Xylas oder Xyles, d. i. Holzmann führen sollte. Wirklich scheint dieser letzte Name gar nicht vorzukommen (s. Pape Wörterbuch der griechischen Eigennamen S. 287). — Da wäre es denn dem Grammatiker Tzetzes nicht zu verdenken, daß er sich nach einem ächt griechischen Namen umgesehen, und den Vater des Herodot Dryos nannte. Darum wollen wir aber diesen letztern Namen nicht sofort annehmen, da der Name des Vaters Lyras oder Lyres nicht nur durch mehrere Handschriften des Lucian und des Suidas (a. a. O.), sondern auch durch die Grabschrift [1]) des Herodotus wohl bezeugt ist. Sie lautet:

Ἡρόδοτον Λύξεω κρύπτει κόνις ἥδε Θαλύντα κτλ.

— Nachdem nämlich Herodotus sich durch große Reisen in den drey Theilen der alten Welt [2]) zu seinem geographisch-historischen Werke vorbereitet hatte, fand er bey seiner Rückkehr in seine Vaterstadt (die karische Halikarnassos) dieselbe durch einen Tyrannen Lygdamis unterdrückt, der den Dichter Panyasis, Herodot's Blutsverwandten, umgebracht hatte; welches letzteren bewog, sich nach Samos zu flüchten. Von hier mit seinen Verbündeten zurückgekehrt hatte er zwar das Glück, den Tyrannen zu vertreiben; allein zwischen die Factionen der Aristokraten und Demokraten geworfen mußte er bald den Haß und die Schmähungen der Unzufriedenen erfahren. Darauf bezieht sich der Sarkasmus (μῶμος), dessen die angeführte Grabschrift gedenkt. Dieser wird wohl auch seine Herkunft nicht verschont haben; und da möchte es geschehen seyn, daß die bösen Zungen seiner Widersacher den von der stolzen Hera geschenkten Herodotos dadurch zu demüthigen suchten, daß sie den Namen seiner nach dem junonischen Baume (ῥοιά) genannten Mutter Rhoeo [3]) in eine Dryo (Δρυώ) d. h. in eine Frau der rauhen Wintereiche (δρῦς), den seines Vaters Lyras (Λύξας) aber in den eines Xylos (Ξύλας), d. h. aus dem eines Lichtmannes in den eines Holzmannes verkehrten.

Dieser Haß scheint auch noch in der Entfernung ihn verfolgt zu haben; denn als er sein Vaterland auf immer verlassen, um nach einem wiederholten Aufenthalt in mehrern Städten Griechenlands sich endlich der im Jahr 444 vor Chr. nach Thurion in Lucanien abgehenden Athener-Colonie anzuschließen [4]), trat er vorher zu Olympia auf

1) Beym Steph. Byz. in Θούριοι p. 311 Berkel. und beym Scholiast. Aristoph. Nubb. v. 331. Die Lesart ἄτλητα haben G. Hermann p. 265 ed. alter., Jacobs ad Anthol. Palat. IV. p. 931 und Chardon de la Rochette Melanges III. p. 91 wohl vertheidigt. Wegen des Folgenden will ich die ganze Grabschrift nach der Uebersetzung des Letztern hier beyfügen. „Cette terre recèle dans son sein Herodote, fils de Lyxus (Lyxes) le plus célèbre des historiens de l'ancienne Jonie. Il étoit naît parmi les Doriens; mais obligé de se dérober à leurs sarcasmes continuels (ἀτλητοι μῶμοι) il choisit Thurium (Θούριον) pour patrie.“

2) In dieser Hinsicht kann man ihn den Marco Polo unter den Alten nennen; wie man ihn in anderem Betracht mit dem halb mittelalterlichen Froissart vergleichen kann.

3) Dieser Name Ῥοιώ ist nämlich wohlbezeugt durch Parthenius I. (p. 153 Mythograph. ed. Westermann) und konnte in dem dort verbreiteten Zeus- wie in dem Samischen Hera-Cultus öfter vorkommen.

4) Wo er auch aller Wahrscheinlichkeit nach, obwohl nach mehreren Zwischenreisen nach Griechenland, sein Werk beendigt und sein Leben beschlossen hat;

und las der hier versammelten Panegyris einen Theil seiner Geschichte vor [5]). Von dieser Vorlesung war nun eine Sage verbreitet, die alle Spuren der Verläumdungssucht seiner Feinde an sich trägt, aber gleichwohl nach solcher Menschen, die gerne das Höchste heruntersetzen, Art und Weise, sich als Sprichwort geltend erhielt; Herodot habe nämlich seine Vorlesung von einem Tag auf den andern verschoben unter der Entschuldigung, er könne in dem heiligen Raume nicht den gehörigen Schatten finden, bis endlich gar nichts daraus geworden, da die Festversammlung sich früher aufgelöst [6]). — Es bedarf wohl nicht vieler Worte, um einer Seits zu zeigen, wie ein Mann von edler Geburt und Erziehung unmöglich eine ganze Festversammlung auf solche Weise zu täuschen fähig gewesen, andrer Seits, wie lächerlich es sey, ein so leicht zu beseitigendes Hinderniß als Grund eines solchen Aufschubs anzufügen.

Daß man neuerlich gar so weit gegangen, nicht allein jene Vorlesung zu läugnen, sondern dem Thucydides auch alle Kenntniß des herodoteischen Geschichtsbuchs abzusprechen, verdient kaum erwähnt zu werden. Herodot's genaue Bekanntschaft mit Sophokles ist durch mehrere Zeugnisse beurkundet. Wenn man ersteren aber, wegen Uebereinstimmung einiger Aussprüche in den Schriften Beyder, des am letzteren begangenen Plagiats bezüchtigte [7]), so gehört dieß vermuthlich zu demselben Lügengewebe der Feinde des Geschichtschreibers, wovon wir so eben eine auffallende Probe gegeben, und wovon sich auch bey andern Schriftstellern mehrere Spuren finden (von Ktesias an bis zum Josephus und später herab; s. Herodot. Tom. IV. p. 426 sq. ed. Baehr et Cr.). Auffallend hat man das gänzliche Stillschweigen Platon's über Herodot gefunden, so manchen Anlaß er gehabt hätte seiner zu gedenken (Groen van Prinsterer Prosopogr. Platonica p. 33 sq.) — Sollte nicht in den ganz verschiedenen politischen Grundsätzen, denen diese Männer folgten, der Hauptgrund davon zu suchen seyn?

(Fortsetzung folgt.)

weßwegen er auch von Mehrern, und selbst im Eingang seines Buchs, statt Halikarnasser, Thurier genannt wurde. S. Plutarch. de exilio III. cap. 13. p. 127 Wyttenb. Vergl. die histor. Kunst der Griechen S. 75 zweyte Ausg. Baehr de vita et script. Herodoti p. 387 sqq. und daselbst C. Fr. Hermann und Th. Vömel. — Wozu ich jetzt noch bemerke, daß Herodotus dorten unter den Gesetzen des Protagoras gelebt hat; denn daß dieser Philosoph sich der Athener Colonie, so wie der Redner Lysias, angeschlossen und den Thuriern Gesetze gegeben habe, hätte neuerdings nicht bezweifelt werden sollen, denn es beruht auf dem unverwerflichen Zeugniß des Heraklides Ponticus (Diog. IX. 50; vergl. Frei Quaestiones Protagorae und C. Ludov. Kayser zum Philostrat. de vit. Sophist. p. 200).

5) Wahrscheinlich Olymp. 81. 1; vor Chr. 456; welcher Vorlesung andere in andern griechischen Städten folgten. Wenn die neuere Hyperkritik jene olympische Vorlesung für eine Fabel erklären wollte, so haben sich dagegen Heyse, Krüger, K. Fr. Hermann mit Recht widersetzt; siehe die Bähr'sche Comment. p. 383 sqq., die hist. K. der Gr. S. 75 zw. Ausg. und C. Fr. Hermann ad Lucian. de conscr. histor. p. 258.

6) Bibl. Coisl. ed. Montfauc. p. 609. Paroemiograph. gr. Append. II. 35. ed. Leutsch et Schneidew. p. 101, unter dem Sprichwort *Ἐπὶ τὴν Ἡροδότου σκιάν*. Wenn diese Herausgeber sich dadurch bewogen finden, sich den Läugnern jener Vorlesung überhaupt anzuschließen, so ziehe ich aus dieser Sage geradezu den entgegengesetzten Schluß, und behaupte, eben darum, weil Herodot durch diese Vorlesung die Augen von ganz Griechenland auf sich gezogen, suchte der Neid seiner Gegner durch eine komische Fiction sie in ein Nichts zu verwandeln, und somit hätten wir einen entschiedenen Beleg für die Schmähungen der Landsleute, deren obige Grabschrift gedenkt.

7) Clem. Alex. Strom. p. VI. p. 625. vergl. Heyse Quaest. Herodoti p. 67.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Januar.

Nro. 21. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

ΗΡΟΔΟΤΟΣ. Herodoti Historiarum Libri IX.

(Fortsetzung.)

Was nun das Werk Herodot's selbst betrifft, so ward es früh nicht nur als ein Besitzthum der Nation betrachtet, schon im nächsten Zeitalter von einem der größten Historiker, Theopompus, in einen Auszug gebracht, und wenn auch nicht öffentlich, gleich den Gedichten des Homer und Anderer auf Theatern declamirt, so doch von den alexandrinischen Kritikern gleich jenen verbessert, aber hinwieder schon in römischer und später in byzantinischer Zeit nach Form und Inhalt mannigfach verändert, so daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn selbst die besten auf uns gekommenen Handschriften nicht wenige Spuren dieser Einwirkungen an sich tragen [8]). — Wenn aber ein neuerer Gelehrter sogar hat behaupten wollen, Herodot's Geschichte sey ursprünglich in Jamben geschrieben gewesen, so daß wir also annehmen müßten, sie sey gleich den Mythjamben des Babrias oder denen des Aesopos in Prosa umgesetzt worden, so hat wenigstens Aristoteles kein Wort davon gewußt, der nur von der Möglichkeit einer solchen metrischen Umgestaltung redet, um zu zeigen, daß sie auch so nicht aufhören würde, Historie zu seyn [9]).

In Betreff größerer Veränderungen, die der Herodoteische Text erfahren, hatte ich selbst früher mir meine Hypotheſen gebildet (z. B. in der Beschreibung der Satrapien, bey III. 117, wo später A. W. Schlegel, Indische Biblioth. II. 3. f., die Erzählung vom Fluß Akes gar in's Reich der Fabeln verweisen wollte) — womit ich aber anjetzo meine Leser billig verschone. — Später jedoch, als mir der Gebrauch einer der ältesten und besten Handschriften gestattet war, welche noch nicht verglichen worden, überzeugte ich mich, daß noch in mittelalterlichen Codd. dergleichen Confusionen Statt gefunden [10]). Von Ausfällen, Einschiebseln und

8) Wenn wir nämlich bey Athenaeus XIV. 620. d, p. 246 Schwgh. (vergl. die hist. K. der Gr. S. 160 zw. Ausgabe) lesen, Hegesias habe auf dem großen Theater in Alexandria die Bücher Herodot's dramatisch recitirt (ὑποκριτασθαι τὰ Ἡροδότου), so muß es wohl heißen τὰ Ἡσιόδου, weil sofort von Homers Gedichten die Rede ist. — Ueber der Alexandrinischen Kritiker Bemühungen s. Wolf Prolegg. ad Homer. p. CCLVI. und über früh eingerissene Corruptionen Philemon Grammaticus ap. Porphyrium in Quaest. Homericis VIII.

9) Aristotel. Poet. IX. 1. p. 24 Herm. — *Εἴη γὰρ ἂν τὰ Ἡροδότου εἰς μέτρα τεθῆναι, κ. τ. λ.*

10) Nämlich in der Florentiner Handschrift im Besitz des Baron von Schellersheim, welche Schweighäuser, dem sie von mir zum Gebrauch bey seiner Ausgabe überlassen war (s. Herodot. ed. Schwgh. I. 1. p. VI. et XXXVI) ins zehnte Jahrhundert

andern Unbilden, die der herodoteische Text im Einzelnen erlitten, werden sich aus den Proben der Lesarten Beyspiele ergeben. Ich gehe nämlich sofort zur Vergleichung dieser Dindorfischen Ausgabe mit den Schweighäuser'schen und Gaisford'schen Texten über, wobey ich mich aber der äußersten Kürze befleißigen muß. Ich beginne mit dem Anfang und einzelnen Stellen des ersten Buchs, denen ich Proben aus den übrigen Büchern anreihen werde.

I. 1. Ἁλικαρνεσέος Dindorf. Ἁλικαρνησσῆος Schweigh. et Gaisf. Unser cod. 129: Ἁλικαρνασσῆος. Im Namen der Stadt hat unsere Anthologia Palatina Ἁλικαρνησοῦ, welches Jacobs IV. p. 32 daraus dem Christodorus wieder gegeben hat, vergl. Schäfer und Tafel im Didot'schen Steph. Thesaur. I. p. 1472. Der treffliche Codex Leid. Suidae giebt Ἁλικαρνασοῦ. Im Genitiv Plural haben die Münzen durchaus Ἁλικαρνασσέων, denn die Eine mit Ἁλικαρναίων ist wohl falsch, wie Rasche Suppl. I. p. 1331 a. glaubt. — Auch VII. 99 hat Dindorf gegeben: Ἁλικαρνησοῦ und Ἁλικαρνησέων.

— lin. 3. θωμαστὰ Dindf. θωυμαστὰ Schwgh. et Gaisf. S. Dindf. Comment. de Dialecto Herodoti VIII, besonders p. XXXVII, wo Struve einer Inconsequenz überwiesen wird, und p. XLIV.

— lin. 9. καλευμένης Ddf. καλεομένης S. et G. und so auch lin. 15. S. Dindorf. de Dialect. Herodot. p. IX.

— lin. 13. Dindf. τῇ τε ἀλλῇ ἐσαπικνέεσθαι ohne χώρῃ, welches Schwgh. und Gaisf. haben.

— lin. 17. ἀπίκατο Dindf. ἀπίκοντο S. et G.

— lin. 19. βασιλέος Ddf. et G. βασιλῆος Schwgh., der auch gleich darauf λέγουσιν hat; dagegen G. et Ddf. λέγουσι.

— lin. 22. τῆς νεὸς Dindf. τ. νηὸς S. et G.

— lin. 26. ἀποπλώοντας Ddf. ἀποπλέοντας S. et G. Vergl. Comment. de dialect. Herodot. p. XLII.

Cap. II. lin. 39. hat Ddf., wie man denken kann, auch die wahre Lesart τὸν Κόλχον mit S. u. G. der andern τὸν Κόλχων βασιλέα vorgezogen.

Cap. XXVII. lin. 50. In dieser viel besprochenen Stelle hat Dindf. meines Bedünkens mit Recht Toup's schöne Emendation αἰωρευμένους aufgenommen, Schwgh. ἀειράμενοι. Gaisf. ἀρώμενοι.

Lib. II. Cap. L. extr. νομίζουσι — οὐδέν hat auch Ddf. beybehalten, und die Stelle ist nicht verderbt (s. Symbolik III. S. 774 dritte A.); wie er auch

— II. 81. die von Valkenaer vertheidigte volle Lesart beybehalten hat: καὶ Βακχικοῖσι, ἐοῦσι δὲ Αἰγυπτίοισι.

— II. 128. lin. 12. ποιμένος Φιλίτιος, mit Imm. Bekker, Ddf. (statt Φιλιτίωνος bey S. und G.), wozu jetzt Bunsen, Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte III. S. 49 seine Zustimmung giebt.

---

setzt und als Cod. F. bezeichnet, findet sich bey IV. 121. nach den Worten ὁ Δαρεῖος ein Scholion (II. 2. p. 161. Schwgh., wo der Inhalt angegeben, das ich aber im Original hier beyfügen will): Τούτον ἀνάγνωσιν ὑποστρέψας εἰς τὸν τόπον, ὅθεν τοῦτο ἔλειπε μέτρης φύλλα ὀκτὼ καὶ εὑρήσεις ἅπερ ὀφείλουσι μετὰ τοῦτο ἀναγινώσκεσθαι, ὧν ἡ ἀρχή· τείχεα μὲν ἐκεῖνα ἡμίεργα μετῆκε· αὐτὸς δὲ ὑποστρέψας ἦιε πρὸς ἑσπέρην. — Im Contexte der Handschrift ist jedoch alles in Ordnung. Man hatte also die in Unordnung gerathenen Quaternionen dieses Codex wieder geordnet, oder, was wahrscheinlicher ist, die Verwirrung befand sich im älteren Codex, wovon dieser F. abgeschrieben worden. In jedem Fall ein Beleg für noch spät eingerissene Verwirrungen. — Eine Sammlung von Summarien, Scholien und Varianten, von Bähr aus unserm Heidelberger Codex, Nr. 129. ausgezogen, bildet einen Anhang zu meinen Commentationes Herodoteae, Lips. 1819. pag. 425 — 446.

— II. Cap. 144. lin. 37. *οἰκέοντας ἅμα τοῖσι ἀνθρώποισι.* So auch Dind. mit Schwgh., Gaisf. und Huſchke, mit Recht, ſ. Symbolik I. S. 6 dritte A.

— III. 20. lin. 45 sq. Obſchon Dindf. die kürzere Lesart: *καὶ χρύσιον στρεπτὸν περιαύχενιον καὶ ψέλια καὶ μύρου ἀλάβαστρον* beybehalten hat, ſo zweifle ich doch keinen Augenblick, daß nach dem deutlichen Fingerzeig des platoniſchen Scholiaſten p. 334 Bekk. die Stelle verſtümmelt iſt, und man ergänzen müſſe: *καὶ ψέλια καὶ χρύσιον μύρου ἀλάβαστρον* (S. zur Gemmenkunde S. 151). Jetzt ſehe ich, daß Hr. Tafel im Steph. Thesaur. Didot. I. p. 1386 mir beyſtimmt. Zu dem, was ich dorten bemerkt habe, füge ich bey: 1) die Belege von Wiederholungen bey **Seiler ad Longi Pastor. I. 32** und im **Index** unter Repetitio. 2) Daß wegen des Nachdrucks, den die Sprache auf das Wort golden legte, daſſelbe zum öftern wiederholt wird. Xenoph. Cyrop. VI. 1. 51: *ἡ γυνὴ αὐτοῦ ἐκ τῶν ἑαυτῆς χρημάτων χρυσοῦν τι αὐτῷ δῶρον ἐποιήσατο καὶ χρυσοῦν κρᾶνος.* Aber Herr Dindf. ſcheint jenen Scholiaſten nicht berückſichtigt zu haben; wie wir dann überhaupt die Benützung neuer Hülfsmittel zum öftern vermiſſen. So mußte, um zum Schluſſe noch ein Beyſpiel anzuführen, **VII. 98. lin. 35.** unter den dort angeführten phöniciſchen Namen nicht mit Schwgh. und Gaisf. die falſche Schreibung *Μάπην* beybehalten, ſondern aus dem trefflichen Schellersheimiſchen Codex (F.) und zwey andern *Μάττην* aufgenommen werden. S. Gesenii Scripturae Phoenic. Monumm. p. 410. — Aber damit ſoll unſrer vollen Anerkennung, daß der Herodoteiſche Text durch Herrn W. Dindorf unendlich viel gewonnen, nicht der geringſte Abbruch geſchehen.

An den Herodotus von W. Dindorf ſchließen ſich an die Fragmente des Kteſias, Kaſtor und Eratoſthenes mit einer Abhandlung und mit Anmerkungen von Karl Müller.

Dieſen deutſchen Philologen, ſo wie ſeinen Bruder Theodor, haben wir neulich als Bearbeiter einer andern anſehnlichen Sammlung, der **Fragmenta Historicorum Graecorum, Parisiis ap. Didot 1841** von einer ſehr rühmlichen Seite kennen gelernt, und im 105. und 106. Bande der Wiener Jahrbücher der Liter. nach Gebühr ausführlich gewürdigt. Wenn ich nun hier mich auf eine bloße und noch dazu ganz kurze Anzeige dieſer neuen Leiſtung des erſteren beſchränken muß, ſo bitte ich, dieß ja nicht ſo zu deuten, als ob ich dieſe letztere für weniger verdienſtlich und weniger gelungen hielte; vielmehr erkläre ich im Voraus und im Allgemeinen, daß Kteſias in dieſer neuen Ausgabe nicht nur durch Verbeſſerungen des Textes, durch Erläuterungen und Hinzufügung neuer Bruchſtücke um Vieles vervollkommnet worden, die chronographiſchen Sammlungen und Abhandlungen aber ſich an das, was in neuerer Zeit Angelo Mai, Zohrab, Leopardi, Niebuhr, Böckh, Clinton, Letronne, und K. Müller ſelbſt (in der erſten Sammlung, über die Pariſche Chronik) auf dieſem Gebiete geleiſtet haben, ſich würdig anſchließen. Dagegen kann ich nicht unbemerkt laſſen, und dieß iſt ein neuer Grund, warum ich mich jetzt ſo kurz faſſe, daß meines Bedünkens über dieſe neuen Arbeiten K. Müllers ſich erſt befriedigende Urtheile werden bilden laſſen, wenn die Ergebniſſe der gelehrten Arbeiten über Botta's Entdeckungen in Aſien, die Forſchungen Bunſen's und ſeines Mitarbeiters Lepſius über die Geſchichte und Chronologie des alten Aegyptens mehr verarbeitet, und wenn endlich erſt das in Ausſicht geſtellte Werk Bertheau's über das chronologiſche Syſtem des alten Teſtaments an das Licht getreten ſeyn wird.

In der Vorrede wird nun zuerſt als der Hauptzweck dieſer neuen Ausgabe des Kteſias die Verbeſſerung des Textes angegeben, und dabey werden die Dienſte gerühmt, die ihm die neueſten kritiſch verbeſſerten Editionen des Photius, Aelian, Athenäus, Diodorus und Stephanus von Byzanz (als in welchen Autoren die meiſten Fragmente der aſſyriſchen, mediſchen, perſiſchen und der indiſchen Geſchichten und Merkwürdigkeiten dieſes Hiſtorikers aufbehalten ſind) geleiſtet haben. Sodann wird von den Grundſätzen geſprochen, nach denen der Herausgeber die

Fragmente der Chronographen, des Kaſtor und Eratoſthenes geordnet und behandelt habe. Dieſer zwey Schriftſteller Bruchſtücke hat er nämlich, ſo weit möglich, vollſtändig geſammelt; die der übrigen aber in der ausführlichen und gehaltreichen Einleitung zu den chronographiſchen Bruchſtücken benützt und kritiſch untereinander verglichen (S. Introductio ad Fragmenta Chronologica p. 111 — 149).

Was den Kteſias ſelbſt betrifft, ſo folgen unmittelbar nach der Praefatio von pag. II. — IV. Addenda et Corrigenda. Daran ſchließt ſich die Abhandlung an: De vita et scriptis Ctesiae; wobey natürlich die Unterſuchungen der Vorgänger, welche pag. 10 sq. aufgezählt ſind, zu Grunde liegen. Hier und in den Anmerkungen zu den Fragmenten ſelbſt iſt beſonders die Sammlung von Bähr (Ctesiae Cnidii Operum Reliquiae. — Francof. ad Moen. 1824) benützt, deſſen eigene Worte zum Oefteren angeführt werden. — Da uns aber der Inhalt der Geſchichtswerke des Kteſias faſt ganz nur in Auszügen des Photius und anderer Schriftſteller überliefert iſt, und zwar in die gewöhnliche griechiſche Sprache mit wenigen Ausnahmen umgeſetzt, ſo müſſen wir uns hinſichtlich ſeines Dialekts, des joniſchen, ſeines Ausdrucks und des Charakters ſeiner Darſtellung faſt ganz auf die Zeugniſſe ſeiner Epitomatoren und der griechiſchen Kunſtrichter verlaſſen. [11])

11) Zuſammenſtellungen gibt Bähr de Ctesiae scriptis §. 7. p. 20 — 24. vergl. ad Herodot. Vol. IV. p. 416. und unſer Herausgeber ſelbſt p. 7. Von den Joniſmen der Sprache des Kteſias haben ſich auch bey den Epitomatoren manche Spuren erhalten, ingleichen manche bey Schriftſtellern, die, ohne ihn zu nennen, in ihren Erzählungen aus ſeinen Hiſtorien geſchöpft haben; wie denn im erſten Buche des Philoſtratus de vita Apollonii ſeine Joniſmen durchſchimmern. Vergl. meine hiſtoriſche Kunſt der Griechen S. 303 zweyte Ausgabe, in welchem Buche ich an mehreren Orten mich über die Schreibart der drey joniſchen Hiſtoriker Hekatäos, Herodotos und Kteſias ausführlich erklärt, weßwegen ich hier nur noch auf unſern Herausgeber a. a. O. verweiſe.

Wenn K. Müller (p. 9) nachträglich zu ſeinen Fragmenten der Hiſtoriker mit Recht auf das von L. Roß zuerſt bekannt gemachte, merkwürdige Pſephisma aufmerkſam macht, worin Hekatäos von Milet als Kleruchos der Colonie Leros erſcheint, [12]) ſo iſt ihm dagegen ein Zweifel unbekannt geblieben, der mir jedoch ſelbſt nicht erheblich ſcheint. Wenn ferner zum vierten Fragment der aſſyriſchen Geſchichten, wo von Ninus (Ninive) als einer Stadt am Euphrat die Rede iſt, die Frage beſprochen wird, ob es noch ein am Tigris gelegenes Ninive gegeben habe, und wo deſſen Lage zu ſuchen ſey (p. 15 sq.), ſo wird man ſeine Zurückhaltung nur loben können, daß von den neueſten Verhandlungen über Chorſabad (ſ. z. B. allg. Augsb. Zeit. 1845 Nr. 350. Beylage, obſchon davon ſchon damals viel die Rede geweſen) noch kein Wort geſagt wird.

In der den Fragmenta Chronologica vorausgeſchickten Einleitung ſind mit großer Beleſenheit, Umſicht und Scharfſinn die großen Schwierigkeiten erörtert, womit die Chronologie der alten Geſchichte, namentlich auch die griechiſche, behaftet iſt; wobey mit Clinton von dem Satz ausgegangen iſt, daß erſt mit Einführung der Proſa und mit Entſtehung der Hiſtoriographie an eine einigermaßen ſichere Chronologie auch hier zu denken ſey.

(Schluß folgt.)

12) Worauf ich ſelbſt aufmerkſam gemacht, aber auch einen neuen Zweifel berührt habe, in der Hiſtor. K. d. Gr. S. 281. zw. Ausg.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Januar.

Nro. 22. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Viertes Quartal. October — December.

Swensk Bibliographi för år 1845. Stockh. 1845.

Catalogue des accroissements de la bibliothèque royale en livres imprimés, en cartes, estampes et manuscrits. P. 6. Bruxelles 1845.

Lor. Ilari, Indice per materie della Biblioteca communale di Siena. Tom. 1 - 3. Siena 1841 — 45.

Ad. Mickiewicz, Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände. Th. 4 und letzter. Leipzig 1845.

Michala Wiszniewskiego, History a literatary Polskiej Vol. 5. 6. W Krakowie 1845.

Dr. C. B. Hundeshagen, Epistolae aliquot inditae Mart. Buceri, Jo. Calvini, Th. Bezae aliorumque ad historiam ecclesiasticam Magnae Britanniae pertinentes. Bernae 1840. 1.

Bibliothèque de l'école des chartes. 2. Série. Vol. I. Paris 1844.

Dr. Jos. Hillebrand, Die deutsche Nationalliteratur seit Lessing bis auf die Gegenwart. Th. 2. Hamburg 1845.

R. E. Prutz, Geschichte des deutschen Journalismus. Th. 1. Hannover 1845.

M. Saphary, L'école éclectique et l'école française. Paris 1844.

Tom. Vallauri, Delle società letterarie del Piemonte. Torino 1844.

Carl Jul. Lénstrom, Sveriges litteratur-och konsthistoria. Upsala 1841.

Ersch und Gruber, Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. I. Section. Th. 39. Nachträge. Eccard-Exeter und F-Fabricius. II. Section. Th. 23 Jonium Mare Inkutzk. Leipz. 1844.

Nova acta physico-medica academiae Caesareae Leopoldino-Carolinae naturae Curiosorum. Vol. 18 — 20. Vratislaviae 1841 — 44.

Abhandlungen der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Aus den Jahren 1841 und 1842. Berlin 1843 — 44.

Annuaire historique pour l'année 1846, publié par la société de l'histoire de France. Par. 1845.

Actes de la société Linnéenne de Bordeaux. Vol. 4 — 13. Bordeaux 1840 — 43.

Aelfric Society. Publication N. 8. Anglo-Saxon dialogues of Salomon and Saturn. Part. I. Lond. 1845.

Annuaire historique universel ou histoire politique pour 1844. Paris 1845.

Annuaire de l'académie royale des sciences et belles-lettres de Bruxelles. 10. année. Brux. 1844.

Bulletin de la classe physico-mathématique de l'academie imperiale des sciences de Saint-Pétersbourg. Vol. II. Pétersb. 1844.

Bulletin de l'academie royale des sciences et belles-lettres de Bruxelles. Vol. 8 - 10. Bruxelles 1841 — 44.

Neue Denkschriften der allgemeinen schweizerischen Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften. Bd. 6. Neuchatel 1842.

Kongl. Vetenskaps-Academiens Handlingar för ar 1842. Stockh. 1843.

Journal of the royal geographical society of London. Vol. 10 — 14. London 1842 — 44.

Journal of the royal asiatic Society of Great-Britain and Ireland. Vol. 14. 15. Lond. 1842—44.

Dr. C. Daub, Philoſophiſche und theologiſche Vorleſungen, herausg. v. Marheineke und Dittenberger. Bd. 2 — 7. Berlin 1841 — 44.

Joh. Gottlieb Fichte's ſämmtliche Werke. herausg. von H. Fichte. I. Abtheilung. Zur theoretiſchen Philoſophie. Berlin 1845.

M. Alb. Montément, Grammaire générale ou philosophie des langues. Vol. 1. 2. Par. 1845.

Dr. Th. Mommſen, Oskiſche Studien. Berlin 1845.

Vocabolario dei dialetti della cittá e diocesi de Como cet. di Pietro Monti. Disp. I. Milano 1845.

Rud. von Raumer, Die Einwirkung des Chriſtenthums auf die alt-hochdeutſche Sprache. Stuttg. 1845.

Ad. Holtzmann, Beyträge zur Erklärung der perſiſchen Keilinſchriften. Heft 1. Carlsruhe 1845.

Fr. Pavesi, La filologia o lo studio universale de la classica erudizione. Milano 1845.

A. Westermann, Vitarum scriptores graeci minores. Brunsvigae 1845.

Vita Aesopi. Ex codicibus nunc primum ed. A. Westermann. Brunsvigae 1845.

J. Richter, Ariſtophaniſches. Berlin 1845.

Oratores Attici. Recognoverunt . . . J. G. Baiterus et H. Sauppius. Fasc. VII. Scholia in Aeschinem et Demosthenem etc. Turici 1845.

Fragmenta Historicorum Graecorum Hecataei, Charonis . . . — Apollodori bibliotheca cum fragmentis ediderunt Car. et Theod. Mulleri. Accedunt Marmora Parium et Rosettanum hoc cum Letronnii, illud cum C. Mulleri commentariis. Paris 1844.

Parergon Plautinorum Terentianorumque volumen I. Scripsit F. Ritschelius. Lips. 1845.

J. G. Baiterus, Varietas lectionis ad rhetoricorum ad Herennium libros IV e sex codicibus enotata. Turici 1845.

Ibn Khallikan biographical dictionary, translated from the arabic by B. Mac Guckin de Slane. Vol. VIII. p. 1. Paris 1845.

Dr. H. Berghaus, Die Völker des Erdballs nach ihrer Abſtammung und Verwandtſchaft ꝛc. Bd. 1. Brüſſel 1845.

Dr. E. Kapp, Philoſophie der Erdkunde. Lief. 2 — 4. oder Bd. 1. Braunſchweig 1845.

A. Schaubach, Die deutſchen Alpen. Th. 2. Jena 1845.

J. Dumont D'Urville, Voyage au Pole Sud et dans l'Oceanie cet. Atlas historique. Livr. 25 — 34. Atlas d'histoire naturelle. Zoologie. Livr. 5 — 15. Botanique. Livr. 5 — 9. Text. Histoire du voyage. Vol. 7. Hydrographie par M. Vicendon Dumoulin. Paris 1844 — 45.

A. Dupetit-Thouars, Voyage autour du monde sur la frégate La Venus, pendant les années 1836 — 39. Physique par U. de Tessan. T. 4. 5. Atlas d'histoire naturelle Zoologie. Livr. 3 — 5. Paris 1844 — 45.

P. Gaimard, Voyage de la commission scientifique du Nord en Scandinavie, en Laponie, au Spitzberg et aux Feröe pendant les années 1838, 1839 et 1840. Partie historique. Atlas, livr. 5 — 30. Relation du voyage par X. Marmier. T. I. Géologie, Minéralogie et Métallurgie par Eug. Robert. P. I. Géographie physique, botanique et physiologie. T. I. p. 1. Météorologie. T. I. p. 1. Paris 1844 — 45.

V. Jacquemont, Voyage dans l'Jnde, pendant les années 1828 à 1832. Livr. 44 — 51. Par. 1844 — 45.

H. Swinburne, The Courts of Europe at the close of the last Century. Vol. 1. 2. Lond. 1841.

Vict. Tixier, Voyage aux prairies Osages, Louisiane et Missouri, 1839 — 1840. Clermont-Ferrand 1844.

C. Wilkes, Narrative of the united states exploring expedition during the years 1838, 1839, 1840, 1841, 1842. Vol. 1 — 5. Lond. 1845.

Dr. J. Ph. Fallmerayer, Fragmente aus dem Orient. Bd. 1. 2. Stuttgart 1845.

Ant. Math. Murillo, Clave de Ferias ó prontuario manual para la inteligencia de las fechas de los monumentos de España. Madrid 1760.

Fr. M. Oertel, Genealogiſche Tafeln zur Staatengeſchichte der germaniſchen und ſlawiſchen Völker im 19. Jahrhundert. Leipzig 1845.

Dr. C. Fr. Stranz, Geſchichte des deutſchen Adels. Th. 1. Breslau 1845.

Annali dell' instituto di correspondenza archeologica. Vol. 15. p. 1. 2. Roma 1843.

Cav. Giov. Labus, Antica Romana via del Sempione. Roma 1840.

Ed. Gerhard, Auserleſene griechiſche Vaſenbilder haupt-

sächlich etruskischen Fundorts. Heft 21 — 30. Berlin 1844.

Lettre à M. Schorn; supplément au catalogue des artistes de l'antiquité grecque et romaine par M. Raoul-Rochette. Paris 1845.

G. B. Spotorno, Trattato dell' arte epigrafica per interpretare ed imitare le antiche iscrizioni. Vol. 1. 2. Savona 1813.

v. Schultheß-Rechberg, Thalerkabinet. Fortgesetzt von Madai. Bd. II. 1. Wien 1845.

Ces. Balbo, Meditazioni storiche. Meditaz. 12. 13. Torino 1844.

Dr. Chr. C. J. Bunsen, Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte. 1 — 3. Buch. 1. und 2. Abschnitt. Hamburg 1845.

Dr. A. Kiene, Der römische Bundesgenossenkrieg. Leipzig 1845.

Sempere y Guarinas, Historia del Luxo y de las leyes suntuarias de España. T. 1. 2. Madr. 1778.

M. Mignet, Antonio Perez et Philippe II. Paris 1845.

Archivio storico italiano. Vol. VII. p. 2. Annali Veneti dal 1457 al 1500 del Senatore Domenico Malipiero, ordinati da Fr. Longo. Vol. VIII. La cronaca Veneta detta altinate di autore anonimo in latino preceduta da un commentario del Prof. Ant. Rossi et la cronaca dei Veneziani del Maestro Mart. de Canale. Firenze 1845.

Mich. Gius. Canale, Storia civile, commerciale e letteraria dei Genovesi, dalle origini all' anno 1797. Vol. II. Fasc. 4 — 6. Schluß. Genova 1844.

Fr. Inghirami, Storia della Toscana. T. 11—16. Schluß. Fiesol. 1844.

Pietr. Giannone, Storia civile del Regno di Napoli. Vol. 1. 2. 3. Milano 1844.

Collection de documents inédits sur l'histoire de France.

Mignet, Negociations relative à la succession d'Espagne sous Louis XIV. Vol. 3. 4. Paris 1842.

Mémoires militaires relatifs à la succession d'Espagne sous Louis XIV, extraits de la correspondance de la cour et des généraux par le Lieutenant Général de Vault, publiés par Général Pelet. Vol. 4. 5. Atlas T. 4. 5. Paris 1842.

Beugnot, Les Olim, ou registres des arrêts, rendus par la cour du roi sous les régnes de Saint Louis, de Philippe le Hardi, de Philippe le Bel, de Louis de Hutin et de Philippe le Long. T. II. 1274 — 1318. III. p. 1. 1299 — 1311. Paris 1842 — 44.

Chronique du religieux de Saint-Denys, contenant le régne de Charles VI, de 1380 à 1422, publiée en latin pour la première fois et traduite par M. L. Bellaguet, précédée d'une introduction par M. de Barante. Tom. 4. 5. Paris 1842 — 44.

Papiers d'état du Cardinal de Granvelle d'après les manuscrits de la bibliothèque de Besançon, publiés sous la direction de M. Ch. Weiss. Vol. 4. 5. Paris 1844.

Berger de Xivrey, Recueil des lettres missives de Henri IV. T. 1. 2. Paris 1843.

Négociations, lettres et pièces diverses relatives au règne de Francois II., tirées du Portefeuille de Sébastian de l'Aubespine, Evêque de Limoges. Par Louis Paris. Paris 1841.

Aug. Bernard (de Montbrison) Procès-verbaux des états généraux de 1593. Paris 1842.

Benoit, Chronique des Ducs de Normandie, trouvère Anglo-Normand du XII. siècle, publiée par Fr. Michel. Vol. 3. Paris 1844.

Champollion Figeac, Documents historiques inédits tirés des collections manuscrites de la bibliothèque royale. T. 1. 2. Par. 1841 — 43.

Les quatre livres des Rois, traduits en français du 12. siècle cet. par le Roux de Lincy. Paris 1841.

A. J. Ferrand et J. de Lamarque, 1789—1830. Histoire de révolution française etc. T. 1 — 3. Paris 1845.

Arist. Guilbert, Histoire des villes de France. Livr. 61 — 154. Paris 1845.

Girardot de Noseroy, Histoire de dix ans de la Franche-Comté de Bourgogne (1631 — 1642). Bésançon 1843.

Dr. Fuster, Des changements dans le climat de la France, histoire de ses révolutions météorologiques. Paris 1845.

F. C. Dahlmann, Geschichte der französischen Revolution bis auf die Stiftung der Republik. Leipzig 1845.

de Barante, Lettres et instructions de Louis XVIII. à M. le comte de Saint Priest. Paris 1845.

Gaupp, Historische Denkwürdigkeiten der ehemaligen freyen Reichsstadt Reutlingen. Reutlingen 1845.

Dr. J. Bader, Badenia. Jahrg. 2. u. 3. Karlsruhe 1843 — 44.

Beyträge zur Nordischen Alterthumskunde. Heft. 1. K. Klug, Opfer- und Grabalterthümer zu Waldhausen.

J. F. Böhmer, Fontes rerum germanicarum. Bd. 2. Hermannus Altahensis und andere Geschichtsquellen Deutschlands im 13. Jahrhundert. Stuttg. 1845.

Die deutschen Kaiser. Nach den Bildern des Kaiser-Saales im Römer zu Frankfurt a/M. Mit den Lebensbeschreibungen von A. Schott. Lief. 1 — 7. Frankf. 1844 — 45.

J. F. Kraßsch, Vollständiges topographisch-justitiarisches Handbuch der sämmtlichen deutschen Bundesstaaten. Bd. 1. 2. Naumburg 1844 — 45.

Montanus, Die Vorzeit der Länder Cleve - Mark, Jülich-Berg und Westphalen. Bd. 1. 2. Solingen 1837 — 39.

H. Meidinger, Frankfurt's gemeinnützige Anstalten. Frankf. 1845.

J. E. Kopp, Geschichte der eidgenössischen Bünde. Mit Urkunden. Bd. I. König Rudolph und seine Zeit. Abth. 1. Die allgemeinen Zustände des römischen Reichs. Leipzig 1845.

Ph. Jaffé, Geschichte des deutschen Reichs unter Conrad III. Hannover 1845.

K. A. Schimmer, Wiens Belagerungen durch die Türken und ihre Einfälle in Ungarn und Oesterreich. Wien 1845.

B. de Jonghe, Gendsche geschiedenissen ofte kronijke van de heeraten en ketterye binnen en ontrent de Stad van Gend sedert het jaer 1566 tot het jaer 1585. Book 1. 2. Gend s. a.

J. Nic. Despars, Cronijke van den lande ende graefscepe van Vlaenderen, van de jaeren 405 tot 1492, door J. de Jonghe. 2. Uytgaef. Deel 1 — 4. Brugge 1839 — 1842.

J. Ed. Lee, Delineations of roman antiquities found at Caerleon (the ancient Isca Silurum) and the neighbourghood. Lond. 1845.

The archaeological Journal. Vol. I. Lond. 1845.

Léon Faucher, Études sur l'Angleterre. T. 1. 2. Paris 1845.

Fred. Bastiat, Cobden et la ligue ou l'agitation anglaise pour la liberté du commerce. Par. 1845.

Léouzon Le Duc, La Finlande, son histoire primitive, sa mythologie, sa poesie epique avec la traduction complète de sa grande epopée. Vol. 1. 2. Paris 1845.

Generalbericht an Se. Majestät den Kaiser von Rußland über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1845. Petersburg 1845.

Système de législation, d'administration et de politique de la Russie en 1844 par un homme d'état Russe. Paris 1845.

E. Kunik, Die Berufung der schwedischen Rodsen durch die Finnen und Slaven. St. Petersburg 1845.

J. H. Dabrowski, Feldzug nach Großpolen. Als Beytrag zur Geschichte der polnischen Revolution im J. 1794. Aus dem Poln. des Gr. Ed. Raczynski ins Deutsche übers. von Eckert. Berl. 1845.

G. v. Eckenbrecher, Die Insel Chios. Berl. 1845.

American Facts. Notes and statistics relative to the government, resources . . . of the united states of America. By G. P. Putnam. Lond. 1845.

A. Bianchi-Giovini, Storia degli Ebrei e delle lore sette e dottrine religiose dal ritorno di Babilonia sino al presente. T. I. Disp. 1. 2. Milano 1844.

Gius. Tramontini, Elogio di Giacombo Barozzi da Vignola. Modena 1825.

Biographie universelle ancienne et moderne. Supplément. Vol. 76. 77. Ob-Poz. Paris 1845.

D. P. Henry, Das Leben Johann Calvins des großen Reformators. Bd. 3. Abth. 2. u. letzte. Hamburg 1845.

H. C. Andersen, Bertel Thorwaldsen. A. d. Dänischen von J. Reuscher. Berlin 1845.

La insigne e pontificia accademia romana delle belle arti denominata di San Luca ad onorevole memoria di Alb. Thorwaldsen. Roma 1844.

J. N. Forkel, Ueber Joh. Seb. Bach's Leben, Kunst und Kunstwerke. Leipzig 1802.

Ch. Eynard, Le chevalier de Guisan, sa vie et ses travaux à la Guyane. Paris 1844.

Dr. W. Dorow, Fürst Koslofsky, kais. russ. wirkl. Staatsrath. Leipzig 1845.

Luigi Cuccetti, Della vita e delle opere di Vitt. Alfieri. Treviso 1843.

Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart. 10. Publication. Joh. Chmel, Urkunden, Briefe und Actenstücke zur Geschichte Maximilians I. und seiner Zeit. Stuttg. 1845. 11. Publication. Dr. K. Lanz, Staatspapiere zur Geschichte des Kaisers Karl V. Stuttg. 1845.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Januar.

Nro. 23. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Viertes Quartal. October – December 1845.

Perry, German university education. Lond. 1845. — Dublin Review 1845. Sept. p. 275.

Lessing's Werke. 10 Bde. Lpzg. 1841. — Edinburgh Review 1845. Oct. p. 451.

Histoire littéraire de Fénélon, ou Revue hist. et analytique de ses oeuvres. Lyon et Paris 1843. — Correspondant. T. XII. p. 154.

Ancient Irish dominican schools: Wyse, Speech on the extension and improvement of academical, collegiate and university education in Ireland. Lond. 1845. – Dubl. Rev. 1845. Sept. p. 145.

Pitman, The phonotypic Journal; Manual of phonography; Ellis, The alphabet of nature; a plea for phonotypy and phonography. 1845. — Ebendaſ. Sept. p. 278.

The East India College, Haileybury. The East India Register for 1845. — Calcutta Review 1845. Sept. p. 1.

J. Mohl, Fr. Fresnel etc., Pièces relatives aux inscriptions Himyarites decouvertes par Arnaud. Suite. — Journal asiatique 1845. Sept. Oct. p. 169.

Roth, Extrait du Vikrama-Charitram, et quelques remarques sur cette collection de contes. — Ebendaſ. Sept. Oct. p. 278.

Cherbonneau, XXXe Séance de Hariri, traduite en français, commentée et annotée. — Ebendaſ. Sept. Oct. p. 238.

Noël des Vergers, Lettre à Caussin de Perceval sur les diplômes arabes conservés dans les archives de la Sicile. — Ebendaſ. Sept. Oct. p. 313.

O'Donovan, Grammar of the irish language. Dubl. 1845. — Dubl. Rev. 1845. Sept. p. 271.

Westwood, Palaeographia sacra pictoria, being a series of illustrations of the ancient versions of the Bible, copied from illustrated Mss. etc. Lond. 1845. 1. — Ebendaſ. Sept. p. 265.

Branche, Blason (armoiries des corporations de metiers). — Annales archéol. T. III. p. 217.

Henaux, Considérations sur l'histoire monétaire du pays de Liège. — Rev. de la numismatique belge. T. II. p. 259.

Chalon, Catalogue des monnaies des comtes de Hainaut, Suppl. I. — Ebendaſ. T. II. p. 215.

Everaerts, Monnaies de la duchesse Jeanne (de Bourgogne). — Ebendaſ. T. II. p. 285.

Lalanne, Des pèlerinages en terre sainte avant les Croisades. — Bibl. de l'éc. d. ch. T. 2. p. 1.

The Spanish People: 1) Revelations of Spain in 1845. By an English Resident. Lond. 1845. 2) Poco Mas, Scenes and Adventures in Spain from 1835 to 1840. Lond. 1845. 3) Tanski, L'Espagne en 1843 et 1844. Paris 1844. 4) Spain, Tangier etc. Visited in 1840 and 1841. By X. Y. Z. Lond. 1845. 5) Ford, A Handbook for Travellers in Spain. Lond. 1845. — Foreign quarterly Review 1845. Oct. p. 74.

Meynaerts, Siffrid, prince de Benevent. Rev. de la num. belge. T. II. p. 254.

Guizot, Essais sur l'histoire de France. Cours d'hist. moderne. — Edinb. Rev. Oct. p. 381.

Fayet, Statistique intellectuelle et morale de la France. — Corresp. T. XII. p. 130.

Caumont, Bulletin monumental, ou collection de mémoires et de renseignements pour servir à la confection d'une statistique des monuments

de la France. T. 9. 10. Par. 1843. 1844. — Archaeological Journal. Vol. II. p. 286.

Wordsworth, Diary in France. Lond. 1845. — English Review 1845. Oct. p. 121.

Carné, Saint Louis. P. 1. 2. — Corresp. T. XII. p. 1. 237.

Bourquelot, Correspondance entre le corps municipal de Paris et celui de Noyon, en 1413. — Bibl. de l'école des chartes. T. II. p. 52.

Michelant, Un grand monastère au XVI. siècle. (Description de l'abbaye de Clairvaux en 1517, publiée d'après un ms. trouvé au village de Lorry-lez-Metz). — Ann. arch. T. III. p. 223.

Deux chartes inédites des années 769 et 789 (des archives de l'abbaye de Saint-Germain des Prés.) — Bibl. de l'éc. d. ch. T. II. p. 70.

Thiers et Bodin, Hist. de la rév. franç. Paris 1823 — 1827. — Quarterly Review 1845. Sept. 521. Thiers, Hist. de la rév. de France. Par. 1828. — Ebendaſ. Thiers, Hist. du Consulat etc. T. 1 — 4. Par. 1845. — Ebendaſ.

Napoleon in the year 1813: 1) Bade, Napoleon im J. 1813. 4 Bde. Altona 1839 — 41. 2) Richter, Geſchichte des deutſchen Freyheitskrieges. 4 Bde. Berl. 1838 — 40. 3) Fain, Manuscrit de 1813. 2 Vols. Par. 1825. 4) Norvins, Portfeuille de 1813. Par. 1825. 5) Alison, Hist. of Europe. Vol. 9. Edinb. 1841. 6) Mitchell, The fall of Napoleon. Lond. 1845. — For. quart. Rev. 1845. Oct. p. 1.

Gleig, A sketch of the milit. hist. of Great Britain. Lond. 1844. — Quart. Rev. 1845. Sept. p. 387.

Jehungeer Nowrajee and Hirjeebhoy Merwanjee, of Bombay, Journal of a residence in Great Britain. Lond. 1841. — Calc. Rev. 1845. Sept. p. 241.

Klose, Memoirs of Prince Charles Stuart. 2 vols. Lond. — Engl. Rev. 1845. Oct. p. 210.

Mary, Queen of Scots: 1) Lettres de Marie Stuart. Par A. Labanoff. 7 vols. Lond. 1844. 2) Letters of Mary, Qu. of S. Edited by Agnes Strickland. London 1844. 3) Letters etc. By W. Turnbull. 4) P. Fraser Tytler, History of Scotland. Vol. 6. 7. 8. 1842. — Dubl. Rev. Sept. p. 195.

Chesterfield's letters, edited by Lord Mahon. 4 vols. Lond. 1845. — Edinb. Rev. Oct. p. 421. Quart. Rev. Sept. p. 459.

Stanhope (Lady Hester), Memoirs. Lond. 1845. — Ebendaſ. Sept. p. 430.

Blackhal, A briefe narration etc. (Autobiography.) Aberdeen 1844. — Engl. Rev. 1845. Oct. p. 1.

Todd, A history of the ancient church in Ireland. Lond. — Ebendaſ. Oct. p. 24.

Beck (Th. Alcock), Annales Furnesienses. Lond. 1844. 4. — Arch. Journ. Vol. II. p. 284.

Publications of the Cambridge antiquarian Society. No. I — XI. Cambr. 1840 — 45. — Engl. Rev. Oct. p. 155.

Proceedings of the central committee of the archaeological Institut etc. of Great Britain and Ireland. 1845 June 23. — Arch. Journ. Vol. II. 267.

General Report of the proceedings at the annual meeting of the Archaeological nstitute of Great Britain and Ireland, held at Winchester Sept. 9. 1845. — Ebendaſ. Vol. II. p. 299.

Turner, Usages of domestic life in the middle age. The dining-table. Part. II. — Ebendaſ. Vol. II. p. 258.

Birch, Notice of an anglo-roman sarcophagus, discovered in Hertfordshire. — Ebendaſ. Vol. II. p. 251.

Drake, Sepulchral brasses. Notice of interesting memorials in Norfolk and other counties. — Ebendaſ. V. II. p. 243.

Snorro Sturleson, The Heimskringla etc. Translated by S. Laing. 3 Vols. Lond. 1845. — Edinb. Rev. Oct. p. 267.

Fryxell, History of Sweden, transl. etc. Edited by M. Howitt. 2 vols. Lond. 1844. — Dubl. Rev. Sept. p. 229.

Worsaae, Denmark's olden times. Copenh. 1844. — Arch. Journ. Vol. II. p. 291.

Paton, Servia. Lond. 1845. — Dubl. Rev. Sept. p. 278.

Lester Richardson, The anglo-indian passage. — Calc. Rev. Sept. p. LVI.

The Dorjeeling guide. Calc. 1845. — Ebendaſ. Sept. p. XLVIII.

Hügel, Travels in Kashmir ad the Panjab; with notes by Jervis. Lond. 1845. — For. quart. Rev. 1845. Oct. p. 196.

Works on the Himalaya: 1) Indian Atlas; 2) Fraser's Journal; 3) Forbes Royle, Illustrations of the botany etc. 4) Moorcroft's travels; 5) Traill's statist. sketches of Kumaon etc.; Batten's Settlement report on Gurhwal; 6) Mac Clelands geologie of Kumaon; 7) Gerrard, Account of Kunawur; Lloyd, Narrative of a jour-

ney etc.; 8) Bengal and Agra Gazeteer; Pilgrim, Notes of wanderings in the Him. — Calc. Rev. Sept. p. 162.

Alison, Hist. of Europ. Edinb. 1843. Chapter 51 — 52 „the British Empire in India.“ — Ebendaſ. Sept. p. 128.

The Mahratta history and empire. Recent operations in the Kolapoor and Sawuntwaree countries: 1) Tone, Illustrations; 2) Elphinstone's Report etc.; 3) Jenkin's Report; 4) Grant Duff, Hist. of the Mahr.; 5) The Bengal and Agra Gazetteer. — Ebendaſ. Sept. p. 178.

Spencer, Journal of a visitation in the provinces of Travancore and Tinnevelly, 1840 — 41. — Ebendaſ. Sept. p. XLVI.

Selkirk, Recollections of Ceylon. 1844. — Ebendaſ. Sept. p. XLIII.

Erdmann, Lettre à M. Reinaud. Quelques remarques nouvelles qui ont rapport au peuple nommé Bèdè. — Journ. as. Oct. p. 268.

Bremon, Islas Canarias, Art. IV. V. — Revista literaria de el Español 1845. No. 20. 21.

Lyell, Travels in North America. Lond. 1845. — Engl. Rev. Oct. p. 72.

Lyell, Travels in North America in the years 1811 — 42, with geological observations. 2 vols. New. York 1845. — Am. Journ. of scienc. and arts 1845. Oct. Vol. 49. p. 368. North. Am. Rev. 1845. Oct. p. 498.

Borden. A topogr. Map of Massachusets. Bost. 1844. — Ebendaſ. Oct. p. 455.

Borden, An account of the trigonom. survey of Massachusets. (Publ. in the transactions of the Am. Phil. Soc. of Philadelphia. Vol. IX. P. I. 4.) — Ebendaſ. Oct. p. 455.

State and Prospects of Mexico: 1) Mühlenbruch, Versuch einer getreuen Schilderung der Republik Mejico. Bd. 1. 2. Hannover 1844. 2) Brantz Mayer, Mexico as it was and as it is. New York and Lond. 1844. 3) Calderon de la Barca (Mdm.), Life in Mexico. Lond. 1843. 4) Houston (Mrs.), Texas and the Gulf of Mexico. Vol. 1. 2. Lond. 1844. 5) Ward, Mexico. Vol. 1. 2. Lond. 1829. 6) Lyon, Journal of a Residence and Tour in Mexico in the year 1826. 7) Bullock, Six months Residence and Travels in Mexico. Lond. 1824. 8) Davis Robinson, Memoirs of the Mexican Revolution. Philad. 1820. 9) Wilkins Kendall, Narrative of the Texan Santa Fé Expedition. Lond. 1844. — For. quart. Rev. 1845. Oct. p. 40.

Duflot de Mofras, Exploration du territoire de l'Orégon, des Californies et de la mer vermeille. 4 vols. in 8., avec Atlas etc. Par. 1844 — 45. Dunn, History of the Oregon territory. Lond. 1844. Falconer, On the discovery of the Missisippi and on the south-western, Oregon, and north-western boundary of the United States. Lond. 1844. Smet, Voyages aux montagnes rocheuses. Malines 1844. — Corresp. T. XII. p. 22.

Strzelecki, Physical description of New South Wales etc. Lond. 1845. — Qu. Rev. Sept. p. 488.

The trigonometrical survey: 1) Puissant, Traité de geodésie. Par. 1819. 2) Delambre, Méthodes anal. pour la determination d'un arc du meridien. Par. an. VII. 3) Everest, An account of the measurement of an arc of the meridian etc. Lond. 1830. 4) Wallace Geometr. theorems etc. Edinb. 1839. — Calc. Rev. Sept. p. 62.

Conant, Description of the solar index, a new magnetical instrument. — Am. Journ. 1845. Oct. p. 301.

Cockle, Supplementary remarks on eliminations and on the theory of equation. — The London, Edinb. and Dublin Philosophical Magazine 1845. Oct. p. 292.

Petrie, The eccles. Architecture (Round Towers) of Ireland etc. Dubl. 1845. — Quart. Rev. Sept. p. 354. Dubl. Rev. Sept. p. 1.

Willis, The architect. history of Canterbury cathedral. — Arch. Journ. Vol. II. p. 274.

Haslam, Ancient oratories of Cornwall. — Ebendaſ. Vol. II. p. 225.

Turner, Observations on the crypt of Hexham church, Northumberland. — Ebendaſ. Vol. II. p. 239.

Speculators and speculations: 1) Moore, Vox stellarum. Lond. 1844. 2) Combination of the zodiacal and cometical systems. Lond. 1843. 3) The triumphal Chariot of friction. Lond. 1829. 4) The sublime science of Heliography, or the sun no other than a body of ice. Lond. 1798. — Dubl. Rev. Sept. p. 99.

Loomis, Astronomical observations made at Hudson, Ohio, during the years 1841 — 44 with a summary for seven years. — Americ. Journ. Oct. Vol. 49. p. 266.

Carlini, Sulla determinazione delle costanti arbitrarie dell' orbita lunare. — Giornale dell' Istituto Lombardo etc. T. XI. p. 305.

Mather, On the physical geology of the United States. Contin. — Am. Journ. Oct. p. 284.

Sur une exploration du cratère du Rucu-Pichincha (république de l'Equateur). — Corresp. T. XII. p. 311.

Sullivan, On currents of electricity produced by the vibration of wires and metallic rods. — Phil. Mag. 1845. Oct. p. 261.

Lawson, Observations on the temperature of the atmosphere of the Northern Atlantic. — Edinb. new phil. Journ. 1835. Oct. p. 347.

Hennesy, On the application of photography to registering the thermometer and barometer. — Phil. Mag. 1845. Oct. p. 273.

Studer, Memoria sui massi erratici dell' epoca secondaria. Tradotto da Crivelli. — Giorn. Lomb. T. XI. p. 288.

Synopsis of the fall of rain in the Lake district of Cumberland. By J. F. Miller. — Edinb. n. phil. Journ. Oct. p. 345.

Observations météorologiques. Août 1845. — Annales de chimie et de physique 1845. Oct. p. 256.

Meteorological observations for Aug. 1845. — Annals of natural history 1845. Oct. p. 287.

Estratto delle osservazioni meteorologiche fatte alla nuova torre astronomica dell' osservatorio di Brera. Nov. 1844 — Febbr. 1845. — Giorn. Lomb. T. XI. p. 398.

Hare, Letter to Berzelius on chemical nomenclature. — Am. Journ. Oct. p. 249.

Draper, On the allotropism of chlorine etc. — Ebendaſ. Oct. p. 316.

Faraday, On the liquefaction and solidification of bodies generally existing as gases. (Phil. Transact. 1845. p. 155.) — Ebendaſ. Oct. p. 373.

Wright, Treatise on mortars. Boston 1845. — Ebendaſ. Oct. p. 379.

Gibbs, Diss. on a natural system of chemical classification. New York. 1845. — Ebendaſ. Oct. p. 384.

Armstrong, On the spheroidal condition of liquids. — Phil. Mag. Oct. p. 257.

Yorke, On brown iron ore. — Ebendaſ. Oct. p. 264.

Warington, Observations on the action of animal charcoal. — Ebendaſ. Oct. p. 269.

Hunt, Contributions to actino-chemistry. The chemical changes produced by the solar rays on some photographic preparations examined. — Ebendaſ. Oct. p. 276.

Maclagan and Tilley, On the constitution of Bebeerine. — Ebendaſ. Oct. p. 253.

Stenhouse, On an oeconomical method of procuring phosphate of lime and magnesia from urine for agricultural purposes. — Ebendaſ. Oct. p. 289.

Crum, On the action of pleaching powder on the salts of copper and lead. — Ebendaſ. Oct. p. 294.

Regnault, Etudes sur l'hygrométrie. — Ann. de chim. T. XV. Oct. p. 129.

Gerhardt, Pour servir à l'histoire de la cire des abeilles. — Ebendaſ. Oct. p. 236.

Composition du lait. — Corresp. T. XII. p. 317.

Gray, On the howling monkeys. — Annals of nat. hist. 1845. Oct. p. 217.

Walton, Notes on the genera of insekts Oxystoma and Magdalis. — Ebendaſ. p. 221.

Eyton, Descriptions of some apparently new species of birds from Malacca. — Ebend. p. 227.

Moore, On the Glyceria fluitans and G. plicata. — Ebendaſ. p. 230.

Doubleday, Descriptions of new . . . Diurnal Lepidoptera. Contin. — Ebendaſ. p. 232.

Hooker, Note on some marine animals, brought up by deep sea dredging during the Antartic voyage of C. Ross. — Ebendaſ. p. 238.

Alder and Hancock, A Monograph of the british nudibranchiate mollusca. Lond. 1845. 4. — Ebendaſ. p. 252.

Contarini, Trattato delle attinie. Venez. 1844. 4. — Giorn. Lomb. T. XI. p. 300.

Dahlbom, Hymenoptera europaea praecipue borealia etc. fasc. II. — Ebendaſ. p. 396.

Lafresnaye, Description de quelques nouveaux oiseaux de l'Inde. — Revue zoologique 1845. Oct. p. 367.

Pucheran, Observations sur le Rollier d'Angole. (Coracias caudata, L.) — Ebendaſ. p. 369.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Februar.

Nro. 24. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Aristotelis de Melisso, Xenophane et Gorgia dissertationes cum Eleaticorum philosophorum fragmentis et Ocelli Lucani, qui fertur, de universi natura libello coniunctim edidit, recensuit, interpretatus est Frid. Guil. Aug. Mullachius. Berol. sumptibus Guil. Besseri MDCCCXLV. XXX. 210.

Der Gedanke der Eleatischen Philosophie, das Seyn als das Ewige und Unveränderliche festzuhalten und zum Bewußtseyn zu bringen, zeugt von einem eigenen geistigen Blicke und tiefer Anschauung, während der jonische Satz, alles sey der Veränderung unterworfen und nichts bleibend, den Augen der Menschen sich selbst darbietet und alltäglich genannt werden kann. Die Eleaten scheinen ihr Axiom selbst nicht überall deutlich entwickelt zu haben (so muß man wenigstens glauben, da die spätern, denen ihre Schriften zur Einsicht standen, in manchem sich zweifelhaft ausdrücken), überall aber setzten sie eine Tiefe des Gemüths und inneren Ernst an dem Gegenstande voraus, wo dieser fehlte, war Wortspielerey und dialectische Spitzfindigkeit bey den Nachfolgern, wie bey den Gegnern unausbleibliche Folge. Aus der falsch verstandenen Eleatischen Lehre ist die Sophistik vorzüglich aufgetaucht, wie diese selbst wieder durch ihren Unfug die Veranlassung gegeben, die Logik zu bearbeiten. Wir haben nur ungenügende Fragmente von Melissus, Xenophanes, Parmenides, welche unsere Aufmerksamkeit mehr reizen als befriedigen, und müssen uns zumeist an das halten, was die Späteren berichten. Plato allein hat unter den Alten die Eleatische Lehre hoch angeschlagen; nicht so Aristoteles, er würde, sollte er auf die eine oder andere Seite treten, entschieden der jonischen Häresie folgen und die Eleaten von sich werfen. Bey der ungenügenden Kunde, die wir von dieser Lehre haben, kann es nicht ganz gleichgültig seyn, daß unter den kleinern aristotelischen Schriften drey Abhandlungen sich vorfinden, welche damit in nähere Verbindung treten. Es sind die in den Handschriften *περὶ Ζήνωνος, Ξενοφάνους, Γοργίου* bezeichneten, in welchen nach einer übersichtlichen Darstellung der Lehre die Widerlegung der daselbst aufgestellten Grundsätze folgt; Abhandlungen, die so klein sie sind, eben so viele Schwierigkeiten darbieten, da der Text so unleserlich ist und eine nicht gewöhnliche Kritik gefordert wird, um sich den Weg nur einigermassen zu ebnen. Zwar wenn der Herausgeber seine Vorrede mit den Worten beginnt: ex omnibus Aristoteleae philosophiae monumentis nullum librariorum culpa foedius depravatum est, quam disputationes illae quae de Xenophane, Zenone et Gorgia vulgo inscribuntur, so möchten wir ihn auf das Ende der Eudemischen Ethik, oder die Schrift de spiritu verweisen, die in noch trostloserem Zustande sind, immerhin erfordern aber jene eine sehr umsichtige Behandlung, um nicht falsche Gedanken unterzulegen, und eine besondere Bearbeitung, wenn sie mit der nöthigen Sorgfalt verbunden ist, kann nur erwünscht seyn.

Von den Frühern ist die lateinische Uebersetzung des Felicianus zu nennen, welcher nach der Sitte jener Zeit theils handschriftliche Mittel benutzte,

theils aber durch eigenes Urtheil die verwischten Gedanken des Autors aufzufinden suchte; man kennt das Verfahren der Uebersetzer jener Zeit wenig oder gar nicht, wenn man glaubt, sie drückten überall nur das aus, was sie in ihren Büchern gefunden haben; vielmehr ist es überall ihr eigenes Urtheil, das sie darstellen, wie sie sich den Gedanken des Autors angeeignet haben, und vertreten deßwegen oft mehr als die Stelle einer Handschrift, einen förmlichen Commentar. Nicht mit demselben Erfolge arbeitete ein anderer Ungenannter, dessen Uebersetzung Basel 1563. fol. gedruckt ist, doch hat auch er gar manches richtig gesehen und am Rande seine Verbesserungen bemerkt, an ganz corrupten Stellen aber die griechischen Worte aufgenommen. Hrn. M. ist diese Quelle, aus welcher er vieles Gute für seine Arbeit hätte schöpfen können, unbekannt geblieben. Sylburg hat die Sache nicht viel gefördert und das Verdienst, hier etwas geleistet zu haben, gebührt Spalding, der in einer Schrift 1793 manches verbesserte und zuerst nachgewiesen hat, daß die erste Abhandlung nicht den Zeno oder Xenophanes, wie die Handschriften geben, berühre, sondern die Lehre des Melissos enthalte und bestreite. Besonders der Eleatischen Lehre ist Brandis Schrift: Commentationum Eleaticarum pars prima. Altonae 1813 gewidmet, worin auch unser Buch vielfach erläutert und berichtigt wird. Foß hatte den Artikel über Gorgias in seiner Schrift: de Gorgia Leontino kritisch behandelt, Karsten den über Xenophanes in den Fragmenten dieses Philosophen fleißig zu Rathe gezogen, am meisten aber hat Theodor Bergk in seinem Programm zur Jubiläumsfeyer der Universität Erlangen, Marburg 1843 angeregt. Dort ist eine große Zahl von Stellen zuerst richtig emendirt, und Bergk hat zugleich auf eine höchst sorgfältige Collation der Leipziger Handschrift von D. Beck 1793 aufmerksam gemacht, welche bis dahin zwar als die beste, aber nur aus einer ungenauen Vergleichung des Olearius bey Fabricius bekannt war. Bekkers drey verglichene Codices stehen in keinem Verhältnisse zu der Trefflichkeit der Leipziger Handschrift, welche die Grundlage aller Herstellung des Textes bildet.

Ungeachtet dieser Vorarbeiten, die zerstreut liegen, hat ein Herausgeber immer noch das meiste und beste zu leisten; denn leichter ist es, einzelne Stellen, die man richtig erkannt zu haben glaubt, auszuheben, als die ganze verdorbene Schrift in ihrem Zusammenhange nach allen Seiten zu erläutern; auch ist keineswegs das bis jetzt Vorgebrachte alles richtig und selbst von Bergk's Versuchen gar manches zurückzuweisen. H. Mullach hat zwar die beste Quelle, den Lipsiensis, gebührend hervorgehoben, aber er hat mit Unrecht die andern übergangen, und da er immer satzweise Bekkers Revision in den Noten anführt, so erfährt man gar nicht, was die Handschriften haben, wenn Bekker geändert hat, wie z. B. pag. 54 ἂν ἀπόφασιν δέξαιτο Bekkers Vermuthung ist, welche auch H. M. aufgenommen hat, für οὐκ ἀπόφασιν δέξονται, was nicht angegeben ist. Der Herausgeber mußte alles zusammenstellen und durfte bey dem schlimmen Zustande keine Variante übergehen, denn das ist die Aufgabe solcher einzelner Bearbeitungen, daß sie alles Vorhandene angeben, den Ueberblick erleichtern und dadurch zum Richtigen führen.

Ob unsere Schrift ein Werk des Aristoteles sey oder nicht, galt der neuern Zeit ziemlich ausgemacht, sie wurde ihm abgesprochen, und da eine Handschrift bey Bekker den Titel trägt Θεοφράστου, so hat Brandis sie diesem zugeschrieben. H. M. hält wieder den Aristoteles für den Verfasser und es ist ein ähnlicher Streit, wie bey des Plutarchus decem vitae oratorum. Die Kataloge bey Diogenes und dem Anonymus sprechen von solchen Abhandlungen, als πρὸς τὰ Μελίσσου, πρὸς τὰ Ἀλκμαίωνος, πρὸς τὰ Ξενοφάνους, πρὸς τὰ Ζήνωνος, πρὸς τὰ Γοργίου, u. dergl. und die vorhandenen seyen solche Excerpte, ὑπομνηματικά, die Aristot. sich aus der Lectüre fremder Schriften zum weitern Gebrauche und Verarbeitung für seine eigenen Werke gemacht, wie aus der Republik und den Leges des Plato, wie Karsten meint, oder sie seyen, wie unser Herausgeber glaubt, Auszüge aus diesen verloren gegangenen Büchern. Daß so vieles Falsche und des Arist. Unwürdige darin enthalten sey, wäre noch kein Beweis dagegen, da man dergleichen auch in andern unbezweifelten Schriften unsers Philosophen mehr und öfter, als man wün-

sche, begegne [1]). Mit dieser allgemeinen Behauptung glaubt H. M. diese wichtige Frage abmachen zu können; er mußte die einzelnen Sätze prüfen und aus ihnen beweisen, ob Aristoteles in dieser Art Instanzen vorbringen konnte oder nicht; ihm, der die Aechtheit behauptet, lag überdieß ob, die Aehnlichkeit, so wie die Abweichung in Sache und Sprache aus den ächten Schriften des Philosophen nachzuweisen, und man muß sich wundern, daß der wahre Aristoteles in dieser Beziehung so wenig beachtet ist. Bey Melissus z. B. war die Vergleichung mit Physic. I, 3 ganz unumgänglich; dort findet man Uebereinstimmendes und Abweichendes, ἀμφότεροι γὰρ ἐριστικῶς συλλογίζονται καὶ Μέλισσος καὶ Παρμενίδης· καὶ γὰρ ψευδῆ λαμβάνουσι καὶ ἀσυλλόγιστοί εἰσι· auf dieses Princip ist die Widerlegung des Melissus gebaut; denn zuerst wird gezeigt, daß die Prämisse, von der er ausgeht, keineswegs allgemein anerkannt und sicher sey, sodann aber, daß jene Prämisse auch zugegeben, noch nicht das folge, was Melissus daraus schließe. Wenn Arist. dort. fortfährt, μᾶλλον δὲ ὁ Μέλισσος φορτικὸς λόγος καὶ οὐκ ἔχων ἀπορίαν, ἀλλ' ἐνίοις ἀτόπου δοξάντος τἄλλα συμβαίνει· so ist damit unsere Schrift schwer zu vereinigen; weit entfernt, zuzugeben, daß aus einer unbegründeten Annahme alles andere nothwendig folge, beweist sie vielmehr, daß aus keiner das folge, was Melissus annehme: dieser hatte aus dem ἀΐδιον das ἄπειρον, aus diesem das ἕν, daraus das ὅμοιον πάντῃ, aus diesem das ἀκίνητον, und daraus gefolgert das ἀνώδυνον, ἀνάλγητον, ὑγιές, οὔτε πυκασσόμενον δέεται, οὔτε ἐπιρριούμενον εἴδει, οὔτε μιγνύμενον ἄλλῳ, alles in einer ununterbrochenen und scheinbar strenge zusammenhängenden Reihe von Schlüssen. Die Widerlegung aber unsers Buches ist, daß auch Melissus Grundsatz zugegeben, aus dem ἀΐδιον nicht das ἄπειρον folge, aus dem ἄπειρον nicht das ἕν, aus dem ἕν nicht das ὅμοιον πάντῃ, daraus nicht das ἀκίνητον u. s. w., kurz also gar nichts aus keinem von Melissus angenommenen Vordersatze, und so wird hier weit mehr gegeben, als der ächte Aristoteles erwarten läßt. Dieser bringt im nachfolgenden selbst fünf Einwürfe als unsyllogistisch vor, deren strenge Prüfung, wenn man anders diese Sachen ordentlich untersuchen will, unumgänglich ist. So ist es auffallend, daß gleich der erste Satz in unserem Buche nicht steht: ὅτι μὲν οὖν παραλογίζεται Μέλισσος, δῆλον· οἴεται γὰρ εἰληφέναι, εἰ τὸ γενόμενον ἀρχὴν ἔχει πᾶν, ὅτι καὶ τὸ μὴ γενόμενον οὐκ ἔχει· zumal auch sonst Aristoteles dieses hervorhebt [2]). Wir wollen Hrn. M. damit nur andeuten, das Versäumte nachzuholen.

Unser Werk ist nicht raptim ac negligenter compositum, auch nicht ein ὑπομνηματικόν, das lehrt die sorgfältige in sich streng zusammenhängende

1) Die falsche Aufschrift περὶ Ξήνωνος erklärt H. M. ganz einleuchtend daraus, daß auch die Lehre dieses Philosophen hier enthalten gewesen, wie schon die Verweisung darauf bezeuge.

2) Wir verdanken dem Simplicius theilweise Auszüge aus dem Buche des Melissus, wie denn sein Commentar für die ersten Bücher der Physik durch die Angabe der Quellen unschätzbar ist, in den spätern wurde er müde und er schweigt oft, wo wir ihn gerne hören würden. Die treffenden Worte des Melissos sind bey M. p. 80 ἀλλ' ἐπειδὴ τὸ γενόμενον ἀρχὴν ἔχει, τὸ μὴ γενόμενον ἀρχὴν οὐκ ἔχει, τὸ δ' ἐὸν οὐ γέγονε, οὐκ ἂν ἔχοι ἀρχήν. H. M. macht keine Bemerkung, obschon der Satz alles Zusammenhangs entbehrt, und Brandis I, 399 um diesen herzustellen, τὸ δ' ἐὸν εἰ οὐ γέγονε, vermuthet hat, doch ist dieses sprachwidrig; das Richtige war leicht zu finden τὸ δ' ἐὸν οὐ γέγονε, οὐκ ἄρ' ἔχει ἀρχήν, da in diesen Sätzen der Schluß mit ἄρα und dem Indicativ gegeben ist. Gleich nachher in den Worten des Melissus εἰ δὲ ἄπειρον, ἓν· εἰ γὰρ δύο εἴη, οὐκ ἂν δύναιτο ἄπειρα εἶναι, ἀλλ' ἔχοι ἂν πέρατα πρὸς ἄλληλα, ist der offene Fehler ἄπειρα für ἄπειρον unbemerkt geblieben, gerade so p. 63 εἰ γάρ ἐστί τι, τούτων ἂν δύο ἄπειρα εἴη; wo ebenfalls die Grammatik δύο ἄπειρον fordert.

Ausführung des Einzelnen, aber der Verfasser steht auf einem ganz andern Standpunkte, nicht dem des Abstracten und Ideellen, sondern des Concreten. Daß Aristoteles der Verfasser sey, ist mir unwahrscheinlich; wir würden gewiß die Anwendung der Kategorien häufig finden nach seiner Sitte, jetzt wird nur einmal nebenbey das ποσόν erwähnt, auch kann ich, abgesehen von dem sonderbaren Ἀθηναγόρας p. 28, wo die Aenderung Ἀναξαγόρας schwerlich das Richtige trifft, Ausdrücke wie ὡς καὶ τὸν Ἀναξαγόραν φασί τινες λέγειν, von einer sichern und bekannten Sache nicht dem Aristoteles zuschreiben, gleich auffallend sind mir φάμενος, oder ὡς ἐν τοῖς ἄνω εἴπομεν, was, wenn ich nicht irre, in den ächten Schriften nur einmal Phys. pag. 191, 15 und hier mit Variante vorkommt, oder αἱ ἀπὸ τοῦ α ἀποφάσεις u. a. m., immer aber haben wir die Arbeit eines alten, wenn auch spätern, jener Zeit vielleicht nicht gar zu ferne stehenden Autors.

(Fortsetzung folgt.)

ΗΡΟΔΟΤΟΣ. Herodoti Historiarum Libri IX.

(Schluß.)

Darauf folgen Castoris Reliquiae mit vorausgeschickten Erörterungen über dieses Schriftstellers Personalien und Werke, p. 153 — 181; wobey mit großer Sorgfalt, was seit Heyne aus dem armenischnn Eusebius, J. Laurentius Lydus u. A. an neuen Angaben gewonnen und von den Geschichtsforschern erörtert worden, zusammengestellt ist. Daran schließen sich an p. 182 — 204 Eratosthenis Fragmenta Chronologica; wobey die Eratosthenica von Bernhardy zu Grunde gelegt sind, aber zu wünschen gewesen wäre, daß auch Bunsens wichtiges Werk Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte, worin Eratosthenes einen großen Abschnitt einnimmt, hätte benutzt werden können [13]).

Den Beschluß machen, wie auch beym Dindorf'schen Herodotus, Namen- und Sach-Register.

Nachdem wir von diesen neuen Leistungen des Herrn Karl Müller kurzen Bericht gegeben, freut es uns, daß wir dem gelehrten Publikum zu weiteren Arbeiten desselben Hoffnung machen dürfen.

Friedr. Creuzer.

13) Ich gebe zum Schluß nur ein Beyspiel, auch um die noch obwaltenden großen Widersprüche in der vorweltlichen Zeitrechnung zu berühren. Bey Bernhardy p. 259, bey C. Müller p. 183 kommt in den Registern des Eratosthenes ein Pharao vor, Namens Μοσχερῆς, bey Manetho Μενχέρης, beym Diodor Μεχερῖνος, oder wahrscheinlicher Μενχερῖνος, bey Herodot (II. 129, wo er eine seltsame hieratische Legende hat, vergl. Symbolik II. S. 263 ff. dritte Ausg.) Μυκερῖνος. Dieser erscheint in der hieroglyphischen Aufschrift seines Sargs unter dem Namen Menkaré. Dieser Pharao, der vierten Dynastie, wovon jetzt Bunsen im angeführten Werk II. S. 170 ff. ausführlich handelt, wird nun von Einigen 4000 Jahre vor Chr., von Andern ins Jahr 2328, oder später 2043, kurz vor Abraham's Ankunft in Aegypten versetzt; wogegen ein Anderer ihn in die 22. Dynastie, ins Zeitalter des jüdischen Königs Rehabeam, d. i. 975 Jahre v. Chr., herunterrückt

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Februar.

Nro. 25. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Aristotelis de Melisso, Xenophane et Gorgia disputationes etc.

(Fortsetzung.)

Die kritische Behandlung des Textes ist das wichtigste, von ihr hängt das ganze Verständniß des Buches ab, und Inhalt und Form dieser Schrift hat wohl schon manchen Philologen gereizt, das Ganze sich verständlich zu machen. Ich wenigstens muß gestehen, diesen Blättern mehr Zeit, als mir lieb ist, geopfert zu haben, zuerst vor vielen Jahren, als ich mit den andern aristotelischen Werken auch diese durcharbeitete, später durch Bergk's Programm aufmerksam gemacht, veranlaßte mich Beck's genaue Collation der Leipziger Handschrift, das Ganze von neuem durchzugehen, Hrn. M. Ausgabe hat die δευτέρας φροντίδας zu τρίτας gesteigert; und sicher bin ich nicht der einzige unter den jetzigen Philologen, welcher im Stillen diese merkwürdigen Bruchstücke einer besondern Aufmerksamkeit würdigte. Unser Herausgeber hat die griechische Sprache auch in ihrer spätern Bildung bis auf die neuere Zeit verfolgt und davon manche schöne Anwendung gemacht, auch scheint er diese im eigenen und seltenen Grade zu handhaben; zu den Worten über Xenophanes p. 43, wo die Einheit Gottes aus dem Begriffe der Allmächtigkeit demonstrirt wird: ὥστε εἰπερ εἴη τε καὶ τοιοῦτος εἴη, ἵνα μόνον εἶναι τον θεόν· οὐδὲ γὰρ οὐδὲ πάντα δύνασθαι ἂν ἃ βούλοιτο· οὐ γὰρ ἂν δύνασθαι πλειόνων ὄντων· ἵνα ἄρα εἶναι μόνοι· vermuthet er, daß die nicht prosaische Form οὐδὲ γὰρ οὐδὲ noch ein Rest der ursprünglichen poetischen Diction und die Fassung des Gedankens etwa gewesen sey:

οὐδὲ γὰρ οὐδὲ δύναιτό κε πᾶν πελέειν (?)
θεὸς οἷος·
οὐ γὰρ ἔχοι δύναμιν ταύτην πλεόνων
ἐν ὁμίλῳ·
οὕτω μοῦνος ἐὼν πάντων κρατέει φρεσὶν ἧσιν.

Mit derselben Leichtigkeit könnte H. M. wohl die ganze Abhandlung περὶ Ξενοφάνους in das poetische Gewand hüllen, ein Vorzug, von dem man glauben sollte, daß er unserm Buche sehr zu gut komme. Ich muß jedoch gestehen, daß meine Erwartungen keineswegs befriedigt wurden, und die Kritik nicht mit der Umsicht ausgeübt ist, wie sie der Zustand des Buches nothwendig fordert. Vieles, was die Grammatik und die einfache Composition der Rede als unrichtig erweist, ist unbemerkt geblieben, aber auch manches durch Aenderung in den Text aufgenommen, was der Herausgeber durch keinen Sprachgebrauch wird begründen können, anderes endlich erscheint, weil Sinn und Bedeutung nicht richtig aufgefaßt worden ist, auf schlimme Art interpolirt. Auch ist die Methode der Anwendung der Kritik nicht zu billigen, nirgends werden die Gründe der Aenderungen nachgewiesen, und die Sache ist geradezu ganz kurz mit einem corrige oder emenda abgemacht. Man wird ihm an Stellen, die nicht nach dem Vorgange der Uebersetzung des Felicianus hergestellt sind, selten beystimmen können; die Corruptionen sind großentheils zufällig und hat man das Richtige gefunden, so ergibt es sich gewöhnlich von selbst; gewaltsame Aenderungen dagegen, wie

ſie Hr. M. gewöhnlich vorbringt, erregen großes Mißtrauen. Ich will mein Urtheil durch mehrere Stellen belegen.

Schon der Anfang gibt das Beyſpiel einer παραδιόρθωσις. Meliſſus ſagt, wenn man den Satz, aus nichts wird nichts, zugibt, ſo folge, daß alles, was ſey, ewig ſey: ἄϊδιον εἶναί φησιν, εἴ τι ἔστιν, εἴπερ μὴ ἐνδέχεται [3]) γίνεσθαι μηδὲν ἐκ μηδενός· εἴτε γὰρ ἅπαντα γέγονε εἴτε μὴ πάντα ἀΐδια ἀμφοτέρως· ἐξ οὐδενὸς γὰρ γενέσθαι αὐτῶν ἂν γιγνόμενα. So der cod. Lips., die andern geben πάντα δι' ἀμφοτέρων; den Gedanken hat Felicianus richtig gegeben, sive enim omnia facta sint, sive non omnia, utroque modo efficietur ut ex nihilo fieri ipsa concedendum sit. H. M. verbeſſert πάντα, δεῖν ἀμφοτέρως ἐξ οὐδενὸς γενέσθαι ἂν αὐτῶν γιγνόμενα, aber der Begriff der Nothwendigkeit, δεῖν, kann nicht mit ſubjectivem Ausdruck γενέσθαι ἂν verbunden werden, das iſt eine Unmöglichkeit; zudem enthält der Infinitiv mit ἄν immer das Hauptverbum; eben ſo wenig iſt αὐτῶν γιγνόμενα griechiſch.

Pag. 5 ἄϊδιον δὲ ὂν ἄμετρον τε καὶ ὅμοιον πάντῃ ἀκίνητον εἶναι τὸ ἕν. Für ἄμετρον haben die Ausgaben μέτριον, ſchon Bergk hat geſehen, daß in dieſer Recapitulation ἄπειρον gefordert wird, aber H. M. ſagt nihilominus ἄμετρον praestat; wie das bey den ſtrengen techniſchen Ausdrücken möglich iſt, hat er zu zeigen vergeſſen. Alles Vorhergehende muß wiederholt werden, und von dem ὄν, nicht von dem ἕν iſt die Rede; die Verbeſſerung ἀΐδιον δὲ ὂν καὶ ἄπειρον, ἕν τε καὶ ὅμοιον πάντῃ ἀκίνητον εἶναι τὸ ὄν· ergibt ſich von ſelbſt.

Pag. 6 καὶ γὰρ εἰ τὸ μεμῖχθαί τι ἓν ἐκ πλειόνων λέγοιτο καὶ εἴη πολλά τε καὶ κινούμενα εἰς ἄλληλα τὰ πράγματα, καὶ ἡ μῖξις ἢ ὡς ἐν ἑνὶ σύνθεσις εἴη τῶν πλειόνων ἢ τῇ ἀπαλλάξει οἷον ἐπιπρόσθησις γίνοιτο τῶν μιχθέντων, ἐκείνως μὲν ἂν δι' ἀλλήλων χωριζόντων [χωρίζοντα Lips.] εἶναι τὰ μιχθέντα, ἐπιπροσθήσεως δ' οὔσης ἐν τῇ τρίψει γίνεσθαι ἂν ἕκαστον φανερόν, ἀφαιρουμένων τῶν πρώτων τὰ ὑπ' ἄλληλα τεθέντα τῶν μιχθέντων, ὧν οὐδέτερον συμβαίνειν. An dieſer Stelle, deren Bedeutung an ſich und aus dem Schluße deutlich iſt, ſind nicht weniger als fünf Aenderungen gemacht, die ich für gänzlich verfehlt halte und welche den Gedanken für mich unverſtändlich machen. Ueber χωριζόντων und χωρίζοντα wird bemerkt: neutra scriptura commodum habet sensum, qua propter τῶν ἀπ' ἀλλήλων χωριζομένων scripsi, warum und was das heißen ſoll, erfahren wir, wie ſonſt, auch hier nicht; denique inter τῶν πρώτων et τὰ ὑπ' ἄλληλα inserui κατὰ praepositionem quam sententia flagitat, das geſtattet ſchwerlich die griechiſche Sprache. Ob ἐπαλλάξει zu ſchreiben, kann noch ſehr bezweifelt werden. Meliſſus ſagt: wäre das ἓν aus vielen durch Miſchung, und dieſe entweder eine ὡς ἐν ἑνὶ σύνθεσις, oder nur ein Aufeinandergelegtſeyn der Theile, ſo wäre im erſten Falle ein Durchdringen der Dinge, δι' ἀλλήλων χωρίζοντα, im zweyten Falle aber, wo nur ein Aufeinanderlegen ſtatt fände, ὑπ' ἄλληλα, würden, wenn die erſten Dinge abgerieben wären, die folgenden ſichtbar werden; keines von beyden aber trete ein. Um die Structur herzuſtellen, iſt nur ἕκαστον φανερόν in ἕκαστα φανερά zu ändern; am Anfange aber iſt τὸ μεμῖχθαί τι ἓν verſchrieben aus τῷ μεμῖχθαι τὸ ἕν.

Pag. 9 — 13. H. M. hat den Gedanken des Autors nicht richtig aufgefaßt, und iſt dadurch zu vielen unnöthigen Aenderungen verleitet worden, ohne die eigentlichen Fehler des Textes zu erkennen. Wenn, ſagt der Autor, nicht alle Meinungen, φαινόμενα, falſch ſind, ſondern es auch wahre Anſichten gibt, ὀρθαὶ ὑπολήψεις, ſo muß man entweder beweiſen, daß die Prämiſſen, von denen man ausgeht, ſolche ὀρθαὶ ſind, oder man muß als ſolche ſchon allgemein gültige nehmen; immer aber müſſen, wie die Analytik lehrt, die Prämiſſen ſicherer und anerkannter als die Schlußſätze ſeyn. ἢ ἐπι-

3) ἐνδέχεσθαι hat Lipſ., nicht aber εἐνδέχεσθαι, wie H. M. angibt, dieſes iſt nur Schreib- oder Druckfehler bey Bergk; der Infinitiv aber iſt der einfachen Sprache unſers Autors fremd, und nichts als ein Verſehen des Abſchreibers, veranlaßt durch das folgende γίνεσθαι.

δείξαντα τοιαύτη ποία, ἢ τὰς μάλιστα δοκούσας ὀρθὰς ταύτης ληπτέον. Hr. M. schreibt τοιαύτην ποία ἐστὶν ἢ, was, wenn es einen Sinn gäbe, nur den hätte, man müßte nachweiſen, wie eine ſolche Prämiſſe beſchaffen wäre, woraus ja noch nicht folgte, daß ſie eine richtige wäre. Vielmehr iſt zu ſchreiben ἐπιδείξαντα ὅτι αὐταὶ τοιαῦται, nämlich daß ſie ὀρθαὶ ὑπολήψεις, im Gegenſatze von denen, welche als ſolche ſchon anerkannt ſind und darum keines Beweiſes mehr bedürfen. — Gäbe es nun auch, fährt der Verf. fort, zwey einander entgegengeſetzte und widerſprechende Anſichten und Gedanken (wie z. B. Meliſſus ſagt, aus nichts werde nichts, und daraus folge [4]), daß alles eins ἓν ſey), ſo würde, wenn beyde Sätze und Prämiſſen gleich glaublich ſind [5]), nicht mehr das ἓν als das πολλὰ bewieſen werden; iſt aber die eine Prämiſſe gewiſſer und ſicherer, ſo iſt auch das, was aus ihr geſchloſſen worden, ſicherer und mehr bewieſen [6]). Nun liegen in der Seele des Menſchen allerdings beyde Gedanken, ſowohl — Meliſſus Satz — daß aus nichts nichts wird, als daß die Dinge viel und in Bewegung ſeyen [7]); aber letzterer iſt mehr anerkannt und findet mehr Beyfall als erſterer, ſo daß alle Schlußſätze des Meliſſus durch dieſen paralyſirt werden, zumal er nicht bewieſen hat, daß ſein Satz, von dem er ausgeht, richtig iſt, und ſeine Theſis nicht ſicherer ſteht, als die entgegengeſetzte [8]); eher läßt man ſich gefallen, daß, wie Heſiodus und andere annehmen, aus nichts etwas entſtehen könnte, als daß man ſich die Vielheit der Dinge ohne weiters entreißen läßt. — Hier könnte gezeigt werden, wie Ariſtoteles in ſeiner Phyſik die Löſung dieſer Fragen verſucht hat.

Dieſes ſind Beyſpiele aus dem erſten Kapitel, die nicht von beſonderer Fähigkeit zeugen, ein ſolch corruptes, aber noch immer verſtändliches Buch kritiſch zu bearbeiten; nicht viel erfreulicher ſind die noch übrigen fünf Kapitel. Man ſieht, daß es dem Herausgeber nicht gelungen, ſich den Gedanken des Autors klar und deutlich zu machen, und daß er auch der Sprache nicht immer ſo mächtig iſt, um den Fehler ſogleich zu erkennen und das Richtige an deſſen Stelle zu ſetzen. Weit weniger fällt es auf, wenn das Verdorbene mit einer gewiſſen Scheu unberührt bleibt, als wenn allzugroße Künheit leichthin ändert, aber faſt überall irre geht; ich wenigſtens konnte bey der Durchſicht dieſer Arbeit des Hrn. M. des Gedankens nicht los werden, daß dieſe Bruchſtücke unter der Hand eines Boniz oder H. Sauppe eine ganz andere Geſtalt gewonnen hätten und von den ihnen jetzt aufgebürdeten Irrthümern ſicher ganz frey geblieben wären. Ich will

1) εἰ μὴ πολλὰ γινέσθαι φησὶ, ἀναγκαῖον εἶναι ἓν μὴ ὄντων. H. M. ſchreibt ſtatt μὴ ganz falſch τις, das richtige εἰ μὴ πολλὰ, γενέσθαι hat ſchon die Edit. Basiliensis, und ſpäter Spalding angemerkt.

5) Dieſer Gedanke liegt in den verſtümmelten Worten: ὁμοίως μὲν δεῖ ἡμῖν ὁ . . . ἀμφοτέρων τ . . . οὐδὲ· für δεῖ haben andere δὴ, aber μὲν δὴ kann hier nicht ſtehen, und in δεῖ iſt wohl etwas anderes enthalten. Dem Sinne nach laſſen ſich die Worte leicht ergänzen ὁμοίως μὲν ἡμῖν οὐ σῶν ἀμφοτέρων τιτρῶν, οὐδὲν μᾶλλον ὅτι ἓν ἢ ὅτι πολλὰ δείκνυται· das μᾶλλον ὁτι für τι hat ſchon der unbekannte lat. Ueberſetzer, und dann unabhängig von ihm Spaldig gefunden, H. M. aber dieſes wie manches nicht gewürdigt; ſeine Ergänzung ἡμῖν δ' ἀμφοτέρων ὑποθέσεων iſt ganz verfehlt.

6) εἰ δὲ βέβαιος μᾶλλον ἡ ἑτέρα, ἀπὸ ταύτης ἐναντιαρθέντα μᾶλλον δέδεικται. Der Artikel τὰ vor ἀπὸ kann nicht entbehrt werden.

7) Hier hat H. M. richtig die Nothwendigkeit der Wiederholung von καὶ ὡς erkannt, dem Satze aber, weil er den Zuſammenhang nicht beachtete, ganz falſch eine hypothetiſche Form gegeben, und deßwegen vieles geändert. Alles iſt richtig, nur μὲν nach κινούμενα iſt überflüßig.

8) οὔτε γὰρ δείξας ὅτι ὀρθὴ δόξα ἀφ' ἧς ἄρχεται, οὔτε μᾶλλον βέβαιοι, ἢ περὶ ἧς δείκνυσι λαβὼν διελέχθη. Das ganze iſt Beziehung auf die oben behandelte Stelle; wahrſcheinlich war ὀρθὴ ἡ δόξα. die Worte ἢ περὶ ἧς δείκνυσι ſcheinen, wenn ſie anders richtig ſind, auszuſagen, daß die Prämiſſe nicht gewiſſer und ausgemachter als der Schlußſatz ſey, was oben als nothwendig hervorgehoben worden iſt, aber man erwartet vielmehr, die δόξα, worüber er demonſtrire, ſey nicht ſicherer, als die entgegengeſetzte, ſo daß vielleicht ἢ zu tilgen, oder ὑπὲρ für ἢ περὶ zu ſetzen iſt.

noch einige Beyspiele aus den nächsten Kapiteln zur Rechtfertigung dieser Urtheile beyfügen.

Pag. 34. εἰ δὲ καὶ ἔστιν ἀγένητόν ἐστιν, καὶ διὰ τοῦτο δοθείη ἄπειρον εἶναι καὶ μὴ ἐνδέχεσθαι ἄλλο καὶ ἄλλο ἄπειρον εἶναι, διὰ τί καὶ ἓν τοῦτο ἤδη προσαγορευτέον καὶ ἀδύνατον; πῶς γὰρ ἢ τὸ ἄπειρον ὅσον ἢ τὸ μὴ ὅλον ἂν οἴονται εἶναι; ἀκίνητον δ' εἶναί φησιν, εἰ κενὸν μή ἐστιν. Diese Worte, deren Bedeutung H. M. nicht verstanden hat, sind auf eigene Art entstellt worden; zuerst ist εἰ δὲ καὶ ἀγέννητόν ἐστιν, πῶς ἂν διὰ geändert, dann ἀδύνατον in ἄπειρον verwandelt, zuletzt aber geschrieben πῶς γὰρ ἂν τὸ ἄπειρον εἴη ὅσον τὸ ὅλον ἂν οἴονται εἶναι, und dieses soll mit Berufung auf Hermanns Lehre über die Partikel ἄν griechisch seyn! Dadurch ist die Frage über das ἄπειρον, das oben längst abgemacht war, unbegreiflicher Weise wieder neu aufgenommen, aber auch sogleich aufgegeben. Das Verfahren unsers Autors, in strenger Consequenz von einem Punkte zum andern zu gehen, und den Uebergang überall genau zu bezeichnen, tritt in der ganzen Schrift so fühlbar hervor, daß man nicht glauben sollte, es könne von Jemanden verkannt werden. Der dritte und vierte Schluß des Melissus, das ἓν und πάντῃ ὅμοιον ist im Vorhergehenden abgemacht, und es folgt nun der Uebergang zum fünften Argumente, dem ἀκίνητον. Beachtet man dieses, was vor Augen liegt, so ergibt sich die Restitution der allerdings verdorbenen Worte von selbst; es werden nach der Sitte unsers Autors die frühern Punkte kurz berührt:

> εἰ δὲ καὶ (εἴ τι ἔστιν) ἀγέννητόν ἐστιν, καὶ διὰ τοῦτο ἄπειρον δοθείη εἶναι, καὶ μὴ ἐνδέχεσθαι ἄλλο καὶ ἄλλο [ἄπειρον] εἶναι; διὰ τί καὶ ἓν τοῦτο ἤδη προσαγορευτέον καὶ ἀκίνητον; πῶς γὰρ ἢ τὸ ἄπειρον ὂν ἢ τὸ μὴ ἄλλο καὶ ἄλλο ὂν οἷόν τε εἶναι ἀκίνητον; ἀκίνητον δ' εἶναί φησιν, εἰ κενὸν μή ἐστιν.

Ob das erste ἔστιν vom Autor herrühre, ist zweifelhaft, besser wird es wohl getilgt; ist es aber von ihm, so bleibt nur εἴ τι ἔστιν. Mit ἄλλο καὶ ἄλλο wird das ἓν und ὅμοιον bezeichnet, darum ist ἄπειρον eine falsche Wiederholung; ἀδύνατον ist unhaltbar, aber nicht ἄπειρον, sondern ἀκίνητον das Richtige.

Pag. 37 bey der Angabe dessen, was bis jetzt aus dem Gesagten hervorgehe: ὥστε οὔτε ἅπαντα ἀίδια οὔθ' ἓν οὔτ' ἄπειρον ἀνάγκη εἶναι, ἀλλ' ἄπειρα πολλά, οὔτε ἓν θ' ὅμοιον οὔτ' ἀκίνητον, οὔτ' εἰ ἓν οὔτ' εἰ πόλλ' ἄττα. Auffallend sind die Worte ἀλλ' ἄπειρα πολλά, denn das ist nicht bewiesen worden, Felicianus übersetzt sie sed neque infinita multa, wornach H. M. ἀλλ' οὔτε geschrieben, dieses müßte doch οὐδὲ seyn. Mir ist überhaupt nicht deutlich, warum es nicht einfach heißt, was man erwartet ὥστε οὔτε ἅπαντα ἀίδιον οὔτ' ἄπειρον ἀνάγκη εἶναι οὔτε ἓν οὔθ' ὅμοιον, οὔτ' ἀκίνητον. Was M. gibt ἓν ὅμοιον, ist unrichtig, da das ὅμοιον einen besondern Punkt bildet, und θ' noch die Spur von οὔθ' ist.

Pag. 54. οὐ γὰρ πᾶν εἰ μὴ ἔχει πέρας, ἄπειρον λέγομεν, ὥσπερ οὐδ' ἄνισον οὐκ ἂν φαῖμεν τὸ μὴ ὄν. Unser Verfasser macht auf den großen Unterschied aufmerksam, der zwischen reiner Negation und einer solchen, die selbst eine Position ist, statt findet; nicht alles, was kein πέρας hat, ist schon ἄπειρον, eben so ἄνισον; daraus folgt, daß τὸ μὴ ὄν nicht richtig seyn könne, und τὸ μὴ ἴσον gefordert wird.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Februar.

Nro. 26. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Aristotelis de Melisso, Xenophane et Gorgia disputationes etc.

(Schluß.)

In der Abhandlung über Gorgias, welche noch lückenhafter als die andern ist, war außer Felicianus noch Foß als Vorgänger, der manches mir einst unverständliche Räthsel mit glänzendem Scharfsinn gelöst hat. Ihm folgt H. M. auch an Stellen, wo ich ihn selbständig gewünscht hätte, z. B. p. 65 *οὗτος μὲν οὖν ὁ αὐτὸς λόγος ἐκείνου*, wo beyde *αὐτὸς ὁ λόγος* geben; man sieht nicht, warum hier gerade die eigenen Worte des Gorgias hervorgehoben werden sollen; es ist dieses nur der eine Theil, dem die beyden andern folgen, und so wird es wohl *ὁ αὐτοῦ λόγος* geheißen haben.

P. 68. *εἰ δὲ ταὐτόν ἐστι καὶ τὸ εἶναι καὶ τὸ μὴ εἶναι, οὐδ' οὕτως μᾶλλον οὐκ εἴη ἄν τι εἴη.* An Stelle des letzten *εἴη* ist in der Handschrift eine Lücke; Bekker hat das erstere in Klammern gesetzt und auch Foß läßt es aus, M. aber schreibt *οὐδ' οὕτως μᾶλλον εἴη ἄν τι ἢ οὐκ εἴη.* Dadurch erscheint gerade der entgegengesetzte Gedanke von dem, welchen der Autor sagen will und muß. Es wird nämlich wie bey Gorgias überall das Nichtseyn, so hier mit denselben Gründen das Seyn bewiesen, folglich darf er nicht sagen: auch nicht einmal so wäre mehr das Seyn als Nichtseyn, sondern muß sagen, auch so würde mehr das Seyn als das Nichtseyn erfolgen. Und doch meint H. M.: concinit fere Felicianus sic vertens: neque ita magis ut non sit quam ut sit conficitur. Dieser hat richtig gelesen *οὐδ' οὕτως μᾶλλον οὐκ εἴη ἄν ἢ εἴη.*

Die gegebenen Beyspiele mögen mein Urtheil rechtfertigen, ich will nur noch auf einige grammatische Sachen aufmerksam machen, die nicht beachtet worden sind, und die von einem solchen Kenner der griechischen Sprache, wie H. M. ist, wenn er den erforderlichen Fleiß auf diese Arbeit gewendet hätte, gewiß nicht wären übersehen worden. Pag. 21. *καὶ εἶναι τῇ μὲν μίξει πολλά τε καὶ τῇ διακρίσει·* hier kann *τε* nicht stehen, weil *πολλὰ* dazwischen tritt; die Handschrift hat, was ich bey M. nicht angegeben finde, keineswegs *τε*, sondern *ποτε*. Ebendaselbst *ἀλλὰ καὶ γιγνόμενα ἄττα καὶ γενόμενά τ' ἐξ ὄντων καὶ φθειρόμενα εἰς οὐσίας τινὰς ἄλλας.* Daß *τ'* unerträglich ist, sieht Jeder und schon Bergk hat *καὶ γενόμενά τ'* als eine Dittographie von *καὶ γιγνόμενα ἄττα* erklärt. p. 28 *οὐκ ἂν ἓν οὐδ' ἄπειρον εἶναι* statt *οὔτ' . . οὔτ'*. p. 35 *ἀλλὰ δὴ καὶ εἰ μή ἐστι κενόν, μηδέ τι ἧσσον ἂν κινοῖτο*, auch Bergk hat diese Worte ohne ein Bedenken angeführt; daß dieses nicht griechisch ist, braucht man bloß anzudeuten, es war wohl *εἰ μὴ ἐστι κενὸν μηδέν, οὐδέν τι ἧσσον.* Die Worte p. 74 *εἰ μὲν οὖν οὐδὲν τὰς ἀποδείξεις* sind, wie der Zusammenhang lehrt, lückenhaft, und wenn gleich nachher H. M. *ὥσπερ οὐδὲν* in *εἴπερ οὐδὲν* ändert, so wird das Niemand billigen. Pag. 52 *ἔτι μήτε ἄπειρον εἶναι*

μήτε πεπεράνθαι σῶμά γε ὂν καὶ ἔχον μέγεθος πῶς οἱόν τε; Es iſt von Θεός die Rede, und die Handſchrift hat ὢν καὶ ἔχων. Da aber der Nominativ gegen die Grammatik und οἱός τε nicht in der Sprachweiſe unſers Autors, ſo wird man ὄντα καὶ ἔχοντα ſetzen müſſen. Derſelbe Fehler iſt im Nachfolgenden, ἔτι δὲ σφαιροειδῆ ὄντα ἀνάγκη πέρας ἔχειν· ἔσχατα γὰρ ἔχει, εἴπερ μέσον ἔχει, αὐτοῦ τοῦ πλείστον ἀπέχει· μέσον δ' ἔχει σφαιροειδὲς ὄν· wo die Grammatik nothwendig σφαιροειδὴς ὢν fordert. Die Worte αὐτοῦ τοῦ πλείστον ἀπέχει könnten füglich entbehrt werden, Bergk verbeſſert ὃ αὐτοῦ τοῦ κύκλου, H. M. πέρατος, ich hatte ἃ αὐτοῦ τοῦ μέσου vermuthet, ſpäter aber gefunden, daß die dritte Basler Ausgabe daſſelbe am Rande bemerkt. Um nicht daſſelbe, was andere längſt gegeben haben, als neue Entdeckung vorzutragen, iſt eine genaue Zuſammenſtellung deſſen, was bis jetzt geleiſtet worden, unentbehrlich, und darum zu bedauern, daß der Herausgeber auf ſeine Vorgänger ſo wenig Rückſicht genommen hat. P. 56 haben die Handſchriften πάλιν περὶ τοῦ ἀκίνητον εἶναι τὸ ἓν. H. M. ſchreibt περὶ τοῦ μὴ ἀκίνητον εἶναι καὶ μὴ κινεῖσθαι, dafür aber erfordert die griechiſche Sprache περὶ τοῦ μήτε ἀκίνητον εἶναι μήτε κινεῖσθαι. Pag. 57 καὶ δεῖ ἄρα γε οὐ ταὐτὸ . . εἶναι. Dieſes iſt nicht griechiſch, und an der Vulgata nichts zu ändern . . ἴσως ὁμοίως τοῖς ἔμπροσθεν ἄτοπον, καὶ ἔτι, ἆρά γε οὐ ταὐτὸ ἄν τις ὑπολάβοι, jenes und noch folgendes, vielleicht iſt μὴ κινεῖσθαι und ἀκίνητον εἶναι nicht daſſelbe. P. 64 οὐκ ἂν οὕτως für οὐδ'. P. 66 τὸ μὲν μὴ ὄν am Ende des Satzes, wo μὲν nicht ſtehen kann und aus μὴ entſtanden zu tilgen iſt. P. 75 τ' ἀληθῆ für τἀληθῆ wohl nur Druckverſehen. Manches kann wenigſtens ſehr wahrſcheinlich gemacht werden, wenn es auch nicht dringend nothwendig iſt, z. B. p. 15 καὶ πρῶτον τεθέντος ὃ πρῶτον λαμβάνει ſcheint das Richtige πρώτου zu ſeyn, eine Verwechslung, die häufig iſt und wovon Bonitz in ſeinen Bemerkungen zur Metaphyſik Beyſpiele genug vorgebracht hat.

Nach ſo vielen mißlungenen Verſuchen will ich auf das hinweiſen, was der Herausgeber richtig erkannt hat, und ich hebe dieſes um ſo lieber hervor, als es den Beweis gibt, daß H. M., wenn er den nöthigen Fleiß und die erforderliche Sorgfalt anzuwenden nicht verſchmäht, in der philologiſchen Literatur Bedeutendes zu leiſten im Stande iſt; die zu große Kühnheit aber und das tumultuariſche Verfahren, wodurch die Kritik in eine unförmliche Interpolation verwandelt wird, mußte durch einige Beyſpiele anſchaulich gemacht werden, und ſollte es gelungen ſeyn, Hrn. M. ſelbſt davon überzeugt zu haben, daß dieſe Anwendung von Kritik, wie ſie hier im Ganzen geübt iſt, eine verfehlte iſt, ſo bin ich auch gewiß, daß er in Zukunft ſie zu meiden ſich möglichſt beſtreben und das Gegebene durch Beſſeres erſetzen werde. Pag. 13 in der Anführung der Verſe des Heſiodus iſt richtig αὐτίκα δὴ für δὲ geſchrieben, ſo wie die Bemerkung richtig iſt, daß die Worte nicht, wie ſie in unſern Exemplaren des Heſiodus ſtehen, ſondern wie ſie Ariſtoteles in der Phyſik und Metaphyſik anführt, lauten. Pag. 24 iſt ἀναλυόμενα mit Recht in διαλυόμενα umgeſtellt worden; eben ſo p. 50 πάντῃ für πάντα, p. 51 ὅτι geſtrichen. p. 58 iſt μεταβαίνειν für μεταλαμβάνειν[9]). p. 60 iſt richtig erkannt, daß mit εἶτε ein neuer Beweisgrund anfängt, aber nicht εἶτα, was H. M. gibt, ſondern ἔτι fordert die Redeweiſe unſers Autors. p. 63 wird, um die Conſtruction herzuſtellen, nicht unpaſſend τοῦτο δὲ eingeſetzt, wiewohl auch auf andere Art geholfen werden kann.

Eine angenehme Zugabe wegen Aehnlichkeit des Inhalts ſind die Fragmente des Meliſſus, Xenophanes und Parmenides, noch glücklicher war der Gedanke, das wenig beachtete oder vielmehr verachtete Buch des ſogenannten Ocellus Lucanus περὶ τῆς τοῦ παντὸς φύσεως in beſſerer Geſtalt beyzulegen. Eine beſondere Ausgabe des Buches hatte der verſtorbene Profeſſor Meilinger in München beabſichtigt und

9) Dieſelbe Aenderung hat der unbekannte Ueberſetzer in der Basler Ausgabe am Rande angegeben.

aus Florenz, Venedig und Paris Hülfsmittel gesammelt; drey Pariser Handschriften liegen dem Abdrucke bey Hrn. M. zu Grunde; die lateinische Uebersetzung, die der Herausgeber selbst verfertigte, konnte leicht entbehrt werden, weit erwünschter wäre es gewesen, wenn den obigen Abhandlungen die des Felicianus, welche nicht geringern Werth hat als die platonische Uebersetzung des Ficinus, nach der ältesten Ausgabe nicht fehlte. Ungerne aber vermißt man die Angabe der Stellen, welche im zweyten Kapitel mit Aristoteles oft wörtlich übereinstimmen, und wovon schon Rudolphi's Ausgabe mehrere nachweist. Es war ursprünglich im dorischen Dialekte geschrieben, wie einzelne Auszüge bey Stobäus [10]) beweisen; wir haben nur die Vulgarversion. Daß das Werk, das schon Philo, der Jude, kennt und anführt, untergeschoben ist, bedarf heut zu Tage wohl keines Beweises [11]), obschon Hegel es für eine Hyperkritik hielt, an der Aechtheit solcher dorischen Schriften zu zweifeln. Alle diese wurden meiner Ueberzeugung nach gefälscht, um den Ruhm dessen, was Plato und Aristoteles entdeckt haben, älteren Philosophen der pythagorischen Schule zuzuweisen, und es ist gelungen, damit große Verwirrung zu verbreiten, wenigstens hat von den Alten kaum der eine oder andere, wie etwa Themistius bey den Kategorien des Archytas, einen frommen Betrug geahndet. Für uns haben sie den Werth, daß eine Vergleichung lehrt, wie man damals diese Lehren aufgefaßt hat, und können selbst zur Berichtigung des Textes nicht ohne Vortheil angewendet werden. Darum wird der verbesserte Abdruck des Ocellus, den H. M. gibt, hoffentlich mehrere Leser finden; vielleicht daß auch nachstehende Bemerkung — ich erinnere mich nicht, daß sie von Jemanden schon gemacht worden — vermöge, die Aufmerksamkeit auf dieses unscheinbare Büchlein zu richten. Der Verfasser dieser Schrift hat das Buch des Philolaus περὶ ψυχᾶς, aus welchem Stobäus Ecl. phys. p. 420 (vergl. Böckhs Philolaus p. 164 — 176) ein längeres Fragment anführt, vor Augen gehabt und oft wörtlich herübergenommen. Von den sieben Beweisen über die Unvergänglichkeit des Weltalls ist der fünfte bey Ocellus I, 11 in der Sache und den Hauptausdrücken gleichlautend mit dem bey Philolaus; von diesem ist der Gegensatz des Ewigen und Unvergänglichen, des Vergänglichen und Wechselnden eigens benannt ἀεικίνατον und ἀειπαθὲς, wiederholt finden wir beyde Worte von derselben Sache bey Ocellus II, 2. III, 3. Fragm. περὶ

10) H. M. scheint Heerens Ausgabe des Stobäus nicht zu kennen, überall beziehen sich seine Angaben nur auf Canter. Heerens Handschriften geben manches besser, z. B. am Anfange des zweyten Kapitels: ἐπεὶ δὲ ἐν τῷ παντὶ τὸ μὲν τοῦ γενέσις, τὸ δὲ αἰτία γενέσεως, καὶ γένεσις μὲν ὅπου μεταβολὴ καὶ ἔκβασις τῶν ὑποκειμένων, αἰτία δὲ γενέσεως, ὅπου ταὐτότης τοῦ ὑποκειμένου, φανερὸν ὅτι περὶ fehlen bey Canter die Worte τῶν ὑποκειμένων = ταὐτότης. Heerens Handschriften haben sie und in richtiger Form, nämlich den Singularis τῷ ὑποκειμένῳ, ferner nach ταὐτότης die Worte καὶ ὑπόστασις, entsprechend den obigen καὶ ἔκβασις, endlich statt περὶ die Präposition ποτὶ d. h. πρὸς. Oben ist τὸ μὲν τοῦ ungriechisch für τι, bey Stobäus fehlt dieses Wort ganz; und so könnte gar manches aus Stobäus angeführt werden, wovon bey M. nichts zu lesen ist. Daß an μεταβολίας p. 176 H. M. ohne Anstoß vorübergegangen, wundert mich sehr, ein Codex bey Heeren hat sehr gut μεταβαλλοίσας.

11) Auch Böckh hat in einem seiner frühesten Programme, so viel ich mich erinnere, darüber gesprochen, H. M. scheint es nicht zu kennen.

νόμου, und wenn von dieſen Philolaus ſagt pag. 422 καὶ μὲν πρᾶτον τᾷ [12]) δυνάμει καὶ ὑπερέχον, τὸ δ' ὕστερον καὶ καθυπερεχόμενον, τὸ δ' ἐξ ἀμφοτέρων τούτων, τοῦ μὲν ἀεὶ θέοντος θείου, τοῦ δ' ἀεὶ μεταβάλλοντος γεννατοῦ κόσμος [13]), ſo finden wir daſſelbe bey Ocellus II, 23 καθόλου δὲ ἡ τοῦ παντὸς διακόσμησις (αἰτία τῆς γενέσεως), ὥστε εἶναι ἐν αὐτῇ [scrib. αὐτῷ] τὸ μὲν ποιοῦν τὸ δὲ πάσχον, τὸ μὲν οὖν ἐν ἑτέρῳ γεννῶν τὸ ὑπεράνω σελήνης ἐστι, τὸ δ' ἐν ἑαυτῷ τὸ ὑποκάτις σελήνης· τὸ δ' ἐξ ἀμφοτέρων αὐτῶν τοῦ μὲν ἀεὶ θέοντος θείου, τοῦ δ' ἀεὶ μεταβάλλοντος γεννητοῦ κόσμος ἄρα ἐστίν· und im Fragmente περὶ νόμου pag. 176 τὸ δὲ ἀεικίνατον κυβερνεῖ, τὸ δ' ἀειπαθὲς κυβερνεῖται, καὶ τὸ μὲν πρᾶτον τᾷ δυνάμει, τὸ δ' ὕστερον, καὶ τὸ μὲν θεῖον καὶ λόγον ἔχον καὶ ἔμφρον, τὸ δὲ γεννατὸν καὶ ἄλογον καὶ μεταβάλλον.

Der Schluß liegt nahe, und wie ich glaube, er trügt nicht. Jenes eine Argument von der Ewigkeit der Welt iſt nicht das einzige das unſer Verfaſſer aus des Philolaus Buch περὶ ψυχᾶς geſchöpft hat; es war noch manches andere, wie wir geſehen haben und noch weiter ausführen könnten, gemeinſam, und der weſentliche Inhalt beyder Werke mag wohl nicht ſehr verſchieden geweſen ſeyn. Der Gewinn wäre für die älteſte vorplatoniſche Philoſophie nicht ohne Bedeutung, könnte man mit Böckh in jenem Fragment bey Stobäus ein wirkliches Bruchſtück aus der Schrift des Philolaus erkennen. Leider aber muß ich ſelbſt geſtehen, daß ich hierin nichts als ein mit unſerm Ocellus auf gleicher Linie ſtehendes Machwerk eines ſpätern vielleicht von demſelben Verfaſſer erblicken kann.

Der Text des Ocellus iſt verſtändlich und hat durch die Recenſion des Herausgebers an manchen Stellen eine beſſere Geſtalt gewonnen; doch ſind hier noch viele Stellen, welche in ihrem jetzigen Zuſtande ſchwerlich richtig ſind, wie z. B. p. 160, wo von der Materie in Ausdrücken, wie ſie Platon gebraucht, geſprochen wird: τοῦτο δ' ἂν εἴη πανδεχὲς καὶ ἐκμαγεῖον αὐτῆς τῆς γενέσεως, οὕτως ἔχον πρὸς τὰ ἐξ αὐτοῦ γενόμενα, ὡς ὕδωρ πρὸς χυλόν, καὶ σιγὴ πρὸς ψόφον, καὶ σκότος πρὸς φῶς καὶ ὕλη πρὸς τεχνητόν. Hier fällt σιγὴ als der Stoff von ψόφος auf; die Handſchriften haben, wie es ſcheint, καὶ ψόφος πρὸς σιγήν, in der Ausführung iſt richtig ἀήρ. Wenn gleich nachher ſteht: δυνάμει οὖν πάντα ἐν τούτοις πρὸ τῆς γενέσεως, συντελεία δὲ γενόμενα καὶ λαβόντα φύσιν, ſo iſt dieſes wohl die einzige Stelle, in welcher συντέλεια die Verwirklichung bedeuten ſoll. Hat ſich der Verfaſſer vor dem ariſtoteliſchen Ausdruck δυνάμει nicht geſcheut, ſo wird er auch deſſen Gegenſatz nicht gemieden und ἐντελεχείᾳ geſchrieben haben.

12) τᾷ für τε hat Böckh p. 169 richtig geſchrieben und ſteht bey Ocellus, wo H. M. πρότερον als dem ὕστερον entſprechend geſetzt hat, ich glaube mit Recht; die ſpätern Exegeten gebrauchen ohne Unterſchied πρῶτον für πρότερον. Auch καθυπερεχόμενον für ὑπερεχόμενον ſtammt ſchwerlich vom Verfaſſer.

13) So hat Böckh verbeſſert, die Handſchriften haben κόσμου. Heeren hat wie gewöhnlich fehl gegriffen; Ocellus beſtätigt Böckhs Aenderung.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Februar.

Nro. 27. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Regesta imperii inde ab anno MCCXLVI. usque ad annum MCCCXIII. Die Regesten des Kaiserreiches unter Heinrich Raspe, Wilhelm, Richard, Rudolf, Adolf, Albrecht und Heinrich VII. 1246—1313. Neu bearbeitet von J. Friedr. Böhmer. Stuttgart. J. G. Cotta'scher Verlag. 1844. 350. S. 4.

Schon bey einer anderen Gelegenheit erwähnten wir dieser neuen Bearbeitung der Kaiserregesten und rühmten den darauf gewandten Fleiß, die außerordentliche Sorgsamkeit und Genauigkeit, die Vollständigkeit und Treue, womit das aufgezeichnete Material dem Forscher zugänglich gemacht wurde. Die Kunst des Excerpirens ist schwerer als man gewöhnlich glaubt und das mit Treue kurz wiederzugeben, was je nach dem seltsamen Verfahren eines Jahrhunderts weitläufig in Urkunden niedergelegt ist, setzt einen in der Eigenthümlichkeit verschiedener Zeiten sattsam bewanderten Mann voraus. Die Kluft, welche die Denkungsart der Gegenwart von den vergangenen Zeiten trennt, wird, je mehr die rein negativen Tendenzen unserer Zeit sich entwickeln, desto unausfüllbarer. So sehr man sich auch jetzt bemüht, was von den Schöpfungen früherer Zeiten der Uebermuth niederriß, auf wissenschaftlichem Wege wieder aufzubauen, so schwer wird es Jedem, der außerhalb ihres Ideenkreises sich bewegt, sich in demselben zurecht zu finden. Es braucht zum Belege dieser Behauptung nicht das naive Geständniß anzuführen, welches uns unlängst Hr. Stuhr in Schmidts Zeitschrift S. 283. abgab. Wenn schon die Worte katholischer Schriftsteller in gewissen Kreisen das Gefühl der Unbegreiflichkeit erregen, welche Unverständlichkeit müssen erst etwa die Briefe der Päpste über die wichtigsten Angelegenheiten der Kirche zur Folge haben und welch' comische Dinge müßten denn auch nicht zum Vorschein kommen, wenn Männer dieses Schlages, befangen in der einseitigsten Bewunderung moderner Zustände, sich dem schwierigen Unternehmen hingeben wollten, Regesten der Päpste zusammenzustellen. Es muß deßhalb von vorneher an Hrn. Böhmer mit besonderem Lobe anerkannt werden, daß er selbst dem Mechanischen eine geistige Seite abzugewinnen wußte und in der Verschiedenartigkeit der Gegenstände und Zeiten gleich sehr als Meister des Stoffes sich darstellt. Auch bey ihm hat gerade der bunte Wechsel historischer Persönlichkeiten, Zustände und Interessen die natürliche Gegenwirkung hervorgerufen, mit einer gewissen Vorliebe dasjenige zu erfassen, was bey dem ewigen Schwanken das Bleibende ist, bey den Stürmen der Geschichte einen Ruhepunkt gewährt, bey dem Kampfe der Interessen das über allen menschlichen Interessen Stehende ist und diesen selbst erst den wahren Werth verleiht. Daß ihm dieses ebensosehr von Denjenigen verübelt wird, welche meinen, die Aufgabe des Menschen bestehe im Suchen der Wahrheit allein, ist ebenso begreiflich, als der Beyfall Derjenigen, welche glauben, daß dem Menschen die Erkenntniß und der Genuß des nothwendigen Maßes der Wahrheit bereits hienieden beschieden sey. Eben deßhalb findet auch, wo Böhmer sich über das Einzelne ausspricht, eine gerechte Würdigung eigenthümlicher Größe statt, die nicht im Spiegel der Gegenwart, sondern nach dem besonderen Bedürfnisse der Vergangenheit angesehen

wird und ohne laudator temporis acti zu werden, wird manche Scheingröße unserer Tage durch Vergleichung mit früheren Verhältnissen auf ein Maaß heruntergebracht, das zwischen enthusiastischer Vergötterung und kleinlicher Herabsetzung in wohlgewählter Mitte steht.

Es ist begreiflich, daß so ausgedehnte und zur Benutzung so sorgfältig zugerichtete Urkundensammlungen wie die Kaiserregesten einen wesentlichen Einfluß auf die Geschichtschreibung ausüben und dieser eine ganz veränderte Behandlungsweise aufdrücken müssen. So lange nur Geschichtschreiber der einzelnen Perioden die Quellen für die Geschichte derselben waren, oder die Urkunden zerstreut und ungesichtet sich zu Bergen aufhäuften, war die Geschichtschreibung von dem größeren oder geringeren Grade von Wahrheitsliebe oder Kenntniß der Thatsachen abhängig, welche sich bey den Scriptoren der betreffenden Zeiten ermitteln läßt. Jetzt vermag man mit Hülfe der Regesten vielfach selbst tiefer zu schöpfen, als es einzelnen Autoren in ihrer Zeit möglich war. Man vermag nicht nur sie zu ergänzen, sondern auch zu berichtigen und das Leben einer Persönlichkeit liegt, in wie ferne es aus Correspondenzen und Documenten besteht, in manchen Fällen klarer vor uns, als vor den Zeitgenossen. Es ist dieß ein wesentlicher Fortschritt der Wissenschaft und die veränderten Resultate neuerer Forschungen, wie über Friedrich II., fußen sich ganz besonders auf diesen veränderten Grundlagen des historischen Studiums. Hat man die vollständigen Regesten der Päpste, so kann man sich ihrer Biographien beynahe völlig entschlagen.

Dieses neue Verhältniß zu den früher die Geschichte beherrschenden Quellenschriftstellern hat den Verfasser der Regesten veranlaßt, der Regierung jedes einschlägigen Königs oder Kaisers eine kurze Darlegung der hauptsächlichsten Quellen, ihrer bemerkenswerthen Aeußerungen über Charakter oder ein besonders auffallendes Factum der einzelnen Regierungen (wie z. B. die vermuthliche Vergiftung K. Heinrichs VII.) hinzuzufügen, ja es werden selbst kurze, meist sehr treffende Vergleichungen mit modernen Zuständen oder Bemerkungen über die Folgen eines Ereignisses damit verbunden. Wer wie Böhmer so ungemein Vieles gesammelt und so reiche Gelegenheit gehabt hat, die genuinste Anschauung vergangener Zeiten sich zu erwerben, hat nicht nur ein Recht, sondern selbst den Beruf, was die Geschichte früherer Tage den späteren lehrt, frey und offen zu sagen. So schlecht es einen minder erfahrenen Forscher kleiden würde, Bemerkungen, die aller Gravität entbehren würden, in die strenge Form der Regesten mit einzustreuen, so sehr ist dieses dem Manne erlaubt, der in mehr als einer Beziehung Anerkennung seiner Ansichten als der Resultate der ernstesten Studien fordern kann. Quod licet Jovi non licet bovi. Zwar wird, wer den Muth hat, alterthümlich ausstaffirte Ceremonien, deren hohe innere Bedeutung längst aufgegeben ist, als Carricaturen des Früheren zu behandeln, vielfachen Ingrimm wider sich erregen. Man konnte jedoch erwarten, daß Böhmers anerkanntes Verdienst ihn wenigstens vor persönlichen Schmähungen sichern werde.

Es charakterisirt aber die Art, wie in manchen Kreisen der Gegenwart Geschichte getrieben wird, daß man glaubt, es könne das Verdienst einer solchen Sammlung durch hämische Anklagen und einen boshaften Tendenzprozeß umgeworfen werden. Das Verfahren, welches sich eine kleine, aber mit den gehässigsten Insinuationen angefüllte Schrift (die historisch-politische Schule und Böhmers geschichtliche Ansichten. Eine deutsche Kritik von Adolph Freimund. Berlin. Verlag von Hermann Schultze 1845) gegen Hrn. Böhmer erlaubte, ist deßhalb so unwürdig, daß es eine allgemeine Aechtung verdiente und gewiß auch erlangte, würde es nicht in dem gegenwärtigen Zustande der Literatur zu sehr begründet seyn, anstatt sich um die Gründe einer mißfälligen Ansicht zu bekümmern, über diese von vorneher den Stab zu brechen, wie man vermuthet, daß ihre Anwendung auf das politische Gebiet unangenehme, wenn auch noch so richtige Consequenzen herbeyführen könne. Die Verweigerung einer anständigen Preßfreyheit für politische Besprechungen hat die für die Litteratur in vielfacher Beziehung nachtheilige Richtung erzeugt, daß politische Fragen in das Gebiet der Litteratur hinübergezogen wurden und die Wissenschaft selbst, welche sich über die Politik stellen sollte, zur Par-

teyſache wurde. So lange man ſich darauf beſchränkte, die Gegenwart im Spiegel der Vergangenheit ſehen zu laſſen, war dagegen nichts einzuwenden, ja es iſt unſtreitig ein großer Vortheil, die Erfahrungen früherer Tage der Gegenwart zukommen zu laſſen. Auch ſteht demjenigen, welcher ſich gewöhnt hat, die Gründe der Dinge zu erforſchen, unſtreitig mehr ein Urtheil über dieſe zu, als dem, welcher an ihrer Aeußerlichkeit kleben bleibt. Allein ein übles Beyſpiel war es, als Schloſſer in den Heidelberger Jahrbüchern, Wien, Berlin und München geradezu in die Acht und für mundtodt erklärte, und, als wenn dieſes nicht genügte ihn ſelbſt zu ächten, der dritte Band ſeiner Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts das Maaß der Leidenſchaft übervoll machte. Seitdem iſt auf dem Gebiete der Litteratur jeder Pöbelunfug, jeder litterariſche Straßenraub, das Fauſtrecht der früheren Periode und das Anathematiſiren des Einen wie die blinde Vergötterung des Andern nicht blos erlaubt, ſondern preiswürdig geworden. Erſcheint ein urkundliches Werk, ſo wird nicht nach dem Gewinn mehr gefragt, den durch neue Aufhellungen Wahrheit und Wiſſenſchaft daraus zu ziehen vermögen, ſondern es iſt ſchon durch den Druckort geächtet. Erſt wird der Verfaſſer verdächtigt, dann das Reſultat der Forſchungen durch einen gewandten Fechterſtreich ſo ſchnell als möglich beſeitigt und damit er ſelbſt um den geiſtigen Lohn ſeiner Mühe gebracht. Unter gewöhnlichen Verhältniſſen verdiente ein Mann wie Böhmer nicht bloß Achtung und Anerkennung überhaupt, ſondern wo er in jener menſchlichen Schwäche, der wir alle unterworfen ſind, irrte, Schonung und Nachſicht. Allein da der Unſelige zu erkennen gab, er glaube nicht, daß Berlin die Heimath der deutſchen Hiſtoriographie ſey, dann auch der Heidelberger Dictatur ſich entzog, iſt ſeitdem Alles gegen ihn erlaubt und wird im Namen des Vaterlandes gegen ihn gewüthet. Es wäre jedoch auch kein ſchwieriges Unternehmen, nachzuweiſen, daß die Schwächen, welcher ihn der Verfaſſer jener Schmähſchrift zu zeihen ſich bemühte, nur deſſen eigene geiſtige Leere verriethen. Schaleres hätte derſelbe wahrlich nichts thun können, als den längſt zu Grabe getragenen Streit um die Todesart K. Heinrichs VII. wieder zu erneuen. Ferne ſey es von uns, was für Vernünftige bereits Barthold zu Ende brachte, obwohl dieß der Verfaſſer überſpringen zu dürfen wähnt, nach Abderitenart auf's Neue in Frage zu ziehen. Weil aber der Verf. ſich hiebey gegen Böhmer auf den gleichzeitigen Ritter Johann v. Schönfeld beruft, ſo möge ihm zur Wiſſenſchaft dienen, daß Würdtwein (nova subsidia diplomatica T. III.) nur einen Auszug aus der Chronik dieſes öſterreichiſchen Geſchichtſchreibers mittheilte. Nach der (S. 216) mit commendavit endigenden Erzählung, die nur berichtet, daß Heinrichs plötzliches Erkranken von den Aerzten Gift zugeſchrieben worden ſey, kommt im Mſ. erſt noch Folgendes: De cujus morte fuit varia relatio. Quidam dicunt religiosum qui eum communicaverat adamantis lapidis triti pulverem poculo calicis clam et leniter immisisse, cujus virtutis est (die bekannte Fabel über den Tod Alexanders d. G.) etiam ferrum attrahere et ob hoc viscera tam celeriter constricta fuisse et hoc a florentinis procuratum fuisse. Fertur etiam quod sentiens interius letaliter se percussum, ipsi ministro, ut repentine aufugeret persuasisse, qui illaesus veniens Florentiam tum maximis laudibus est exceptus, eo quod patriam ut ajebant a tyrannide imperatoris liberasset. Quae qualiter se habeant fateor me nescire. Tam enim nepharium facinus per religiosum tam famosum et imperatori carissimum fieri difficile vel nullatenus est credendum. Audivi autem ego a quam pluribus fidedignis quod nimii doloris acerbitas sic eum pervaserit, ut mortis evadere periculum non valeret, eo quod vindictam in adversarios habere non potuit. Unde corpore aperto et eviscerato cor ejus scissum in duas partes est inventum, ut quidam eum habuisse duo corda ex hac experientia testaretur etc. (Ex Cod. Bibl. Reg. Suez.)

Ein anderes gleichzeitiges Mſ. der vatic. Bibl., von welchem Ref. als gegenwärtig dieſen Studien entfremdet, nicht zu ſagen vermag, ob daſſelbe nicht bereits gedruckt iſt, berichtet noch Folgendes: In die assumtionis Beatae Mariae Virginis sumpta eucharistia de

calice bibere (voluit Imperator) confessor suus ordinis praedicatorum venenum calici immixtum dedit sibi bibere ut fertur a quibusdam. Quod tamen falsum esse asseruit Illustrissimus Rex Bohemiae Heinricus praefati Imperatori filius plenissime praedicatorem habens excusatum. Similiter illustrissima domina Beatrix praefati Imperatoris genitrix vivae vocis oraculo excusat publice coram civibus metensibus intra missarum solemnia praedictum confessorem cum multis aliis, quod Imperatori erat cordalissimus; omnes, Imperatorem affirmans sine omni suspicione toxici naturali morte quiete vitam finivisse. Quae omnia publice praedicari praecepit Episcopus Johannes Argentinensis in eadem diocesi, de quibus litterae sunt sane sigillatae in conventu ordinis praedicatorum in Nürenberga. Wer wohl eine genauere Kunde von dem traurigen Ereigniſſe hatte, die zunächſt Betheiligten im J. 1313 oder Hr. Adolph Freimund in Berlin i. J. 1845? Ref. will es bedünken, Hr. Böhmer könne ſich über die gegen ihn gerichteten Angriffe tröſten. Diejenigen ausgenommen, welche ſich an jedem Skandal ergötzen und für die ein kecker Verſuch der Ehrabſchneidung ein Lieblingsſchauſpiel iſt, werden nicht viele Perſonen ſich auf die Seite eines literariſchen Freybeuters ſtellen, der zwar ein über das andere Mal das „sanctus amor patriae dat animum“ als Deviſe ausposaunt, aber beſſer gethan hätte, in ſtillſchweigender Ruhe der ächten deutſchen Sitte zu fröhnen, die wenigſtens einſtmals darin beſtand, fremdes Verdienſt ohne Neid anzuerkennen.

Höfler.

Achter Bericht über das Beſtehen und Wirken des hiſtoriſchen Vereins zu Bamberg in Oberfranken von Bayern. Bamberg 1845. gr. 8.

Seit dem Jahre 1841 iſt Hr. Curatus Thiem dahier regelmäßig alljährlicher Berichterſtatter über die Zuſtände des hiſt. Vereines zu Bamberg. Seinem Berichte folgen die zu ſelbem gehörigen Belege und dieſen wiederum die Beylagen, beſtehend in mehr oder minder umfangsreichen hiſtoriſchen Aufſätzen. Dieß iſt für gewöhnlich die Einrichtung der Bamberger hiſtor. Vereins-Berichte, wiewohl auch, — und dieß iſt im vorliegenden achten Berichte der Fall, — einige kleinere hiſtoriſche Mittheilungen unter den Belegen mit aufgeführt erſcheinen; z. B. VI. vom Hrn. Heller die kurze Beſchreibung der in der Münchner k. Centralbibliothek befindlichen Manuſcripte Hartmann Schedel's, namentlich ſeines im Jahre 1504 geſchriebenen Werkes: Liber antiquitatum etc., in welches er alle auf ſeinen Reiſen in Italien, Deutſchland und den Niederlanden geſammelten Inſchriften auf Denkmälern, Grabmälern ꝛc. eingetragen. Da findet ſich Blatt 201 eine Erwähnung von Meiſter Frendank's Grabmal zu Treviſo: Epitaphium Friderici sepulti in Taruisio. „Hye leit Freydanck Gar on all sein dank Der alweg sprach vnd nie sanck.“ — Auch Schweppermann's Grabſchrift theilt Schedel Bl. 298 mit; ſie iſt aber von allen den Popp vorkommenden abweichend und lautet:

„Hie ligt begraben Seufrid Swepferman
Alles wandelt(s) an
Ein Ritter kech und fest
Der zu Gamelstorff am streit in furt tet das pest
Ist tod dem Got genad Anno do. MCCCrrrvij (1337).“ —

Ueber das andere Schedel'ſche Manuſcript, geſchrieben 1497 folgg. und betitelt: „Cronica Babenbergensis: Et de Episcopis: ac antiquis familijs“ berichtet kurz Hr. Curatus Schweitzer, deſſen Urtheil dahin geht, daß dieſe Chronik ein Auszug aus der Chronik des Michelsberger Abtes Andreas, und das Meiſte derſelben bereits durch den Druck bekannt ſey.

Im ſiebenten Belege theilt Hr. Mooyer in Minden unter Nro. I. aus dem Nekrolog des hildesheimiſchen Domſtiftes die Sterbetage zahlreicher Bamberger Geiſtlichen (Domherrn) mit, woraus ſich auf eine ſehr enge Confraternität zwiſchen beyden Domſtiftern, Bamberg und Hildesheim nämlich, ſchließen läßt. Nro. II. führt derſelbe verdiente Gelehrte, gleichfalls wieder Bambergiſche Geiſtliche auf, die im Nekrologium des Kloſters Pegau (Menken scrpt. rer. germ. II, 217 seq.) vorkommen und welche faſt ſämmtlich in den verſchiedenen Bambergiſchen Necrologien entweder fehlen, oder nicht an denſelben Tagen aufgezeichnet ſtehen.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Februar.

Nro. 28. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Cornelii Nepotis quae vulgo feruntur vitae excellentium imperatorum ad optimorum codicum fidem emendavit atque integram lectionum varietatem adjecit C. Benecke, Dr. Berolini, Posnaniae et Bydgostiae. Typis ac sumptibus Ernest. Sigfr. Mittleri. MDCCCXLIIII. 8. p. VIII. 279.

Daß die Wissenschaft in ihrem Gebiete ein Recht des Besitzes in Folge von Verjährung nicht anerkennt, beweist das Schicksal der anspruchslosen Biographien, an deren Namen sich in der Regel bey einem Jeden, der Latein gelernt hat, die Erinnerung an eine früh durchlebte Schulzeit sammt deren Leiden und Freuden unwillkührlich anknüpft. Nahezu drey Jahrhunderte sind verflossen, seit der in den alten Drucken so wie in sämmtlichen bis jetzt eingesehenen Handschriften als Verfasser der zweyundzwanzig ersten vitae des oben genannten Büchleins bezeichnete Aemilius Probus erst seinen Platz auf dem Titelblatte mit dem berühmteren Namen des Cornelius Nepos theilen und bald darauf gänzlich vor letzterem das Feld räumen mußte. Obwohl Lambin, der zuerst in seiner Ausgabe (Paris 1569) sich der Ueberschrift bediente: Aemilii Probi seu Corn. Nepotis excell. imp. vitae, sich in der Vorrede keineswegs unbedingt für die Autorschaft des Nepos ausspricht, vielmehr die Sache dem Urtheile des Lesers anheimgibt; auch soviel feststeht, daß jene Vindicirung des Nepos in keiner Art durch handschriftliche Beweise hervorgerufen und unterstützt wurde, so fand doch diese Neuerung bald in weiterem Kreise Nachahmer; man fing an, den Namen Probus ganz wegzulassen, oder erwähnte ihn etwa vorübergehend in der Vorrede und Nepos galt nunmehr eine lange Reihe von Jahren fast unangefochten als der Verfasser der vielgelesenen und vielbearbeiteten Biographien. Erst im Jahre 1818 brachte Wilhelm Friedr. Rinck durch seine in Venedig erschienene Schrift: Saggio di un Esame critico, per restituire ad Emilio Probo il libro de vita excellentium Imperatorum creduto comunemente di Cornelio Nepote (nun in lateinischer Sprache unter dem besondern Titel: Prolegomena ad Aemilium Probum der Ausgabe von C. L. Roth Basel 1841 vorgedruckt) die Frage aufs Neue in Anregung, in Folge dessen die Untersuchung über den Verfasser unsrer vitae, über deren Quellen, über Nepos, seine Schriften, seinen Schriftstellerwerth u. s. w. von verschiedenen Gelehrten wieder aufgenommen wurde und den Gegenstand mehrerer kleiner Schriften bildete, von denen wir hier der Kürze wegen nur die Preisschrift von Lieberkühn (De auctore vitarum, quae sub nomine Cornelii Nepotis feruntur, quaestiones criticae. Lipsiae 1837; vergl. Gelehrte Anzeigen Jahrg. 1837 Nr. 101 — 103) hervorheben, weil sie gewissermassen die Replik bildet zu der Rinck'schen Abhandlung und eine ziemlich vollständige Uebersicht über die Acten des Streites gewährt.

Es ist nicht ersichtlich, in wie weit Hr. Benecke auf die Resultate dieser bis jetzt gepflogenen Untersuchungen Rücksicht genommen hat, da er praef. p. 10 — 13 nur die Ansichten von Caspar Barth,

Titze und Bardili namentlich aufführt und die neueſten Forſchungen in dieſem Gebiete (vgl. Neue Jahrbücher von Jahn und Klotz 1840, 28. Bd. S. 445 — 474) mit Stillſchweigen übergeht; gleichwohl hat er ſelbſt die Frage nach dem Verfaſſer der Biographien berührt und in Kürze ſeine Anſicht darüber mitgetheilt, wodurch zugleich der neue Zuſatz auf dem Titel „quae vulgo feruntur“ ſeine Rechtfertigung erhält.

Hrn. B's Anſicht geht nun im Weſentlichen dahin: „Unſre Biographien, ſey es, daß ſie Nepos oder ſonſt Jemand geſchrieben hat, ſind von einem Andern in einen Auszug gebracht worden. Daß Aemilius Probus dieſen Auszug angefertigt, haben die Gelehrten mit Recht verneint. Das Epigramm*) (welches beyläufig bemerkt nicht, wie Hr. B. ſagt, „in fronte nonnullorum codd.,“ ſondern am Schluſſe der vita Hannibalis ſich findet) iſt lediglich das Machwerk eines Abſchreibers, der bey einer für den Kaiſer Theodoſius angefertigten Sammlung verſchiedener Schriften den noch übrigen Raum benützen wollte, um ſeinem Namen ein Denkmal zu ſetzen. Dagegen deuten Sprache und Inhalt unſerer vitae ſchon nach den von Lambin geltend gemachten Gründen offenbar auf ciceronianiſche Zeitalter; auch läßt ſich nicht nachweiſen, daß bey Abfaſſung derſelben eine Quelle aus einer ſpäteren Periode benützt iſt. Wer der wirkliche Verfaſſer dieſer vitae ſey, iſt bey dem gänzlichen Stillſchweigen der Alten darüber nicht wohl zu ermitteln. Vielleicht verhielt ſich die Sache ſo: Jemand wollte ſich eine Sammlung von Lebensbeſchreibungen machen und fertigte zu dieſem Zwecke aus einem und dem anderen größeren Werke für ſeinen Gebrauch und ganz nach eigener Willkühr Auszüge an. Hieraus erklärt ſich, warum die Alten Nichts von dieſen Biographien wiſſen, warum ſie vielleicht erſt nach langer Zeit und ohne Namen ihres Verfaſſers an das Licht gebracht, warum ſie endlich, theils kürzer, theils länger und ohne alle Ordnung, welche Titze vergeblich ſich bemühte herzuſtellen, auf die Nachwelt gekommen ſind. Daß jener Unbekannte für ſeine Excerpte auch die Schriften des Nepos benützt hat, iſt nicht ganz unwahrſcheinlich. Uebrigens muß die vita Attici (über die des Cato läßt ſich der abgeriſſenen Kürze wegen nicht ſicher urtheilen) von den übrigen ganz geſchieden werden; dieſe iſt, gleichwie die beyden beſten Mſſ. ſie dem Nepos zuſchreiben, ſicher als ein Werk desſelben zu betrachten; und es iſt auffallend, wie man für dieſe Biographie einen und denſelben Verfaſſer, wie für die zweyundzwanzig erſteren hat annehmen können. Aehnlichkeit der Schreibart iſt zwar vorhanden; dieſe kommt aber mehr auf Rechnung des Zeitalters, als daß ſie zur Annahme eines und desſelben Verfaſſers berechtigt. Im Atticus iſt die Sprache breit, einförmig und entbehrt aller Friſche, während dem Verfaſſer der übrigen vitae weder Schmuck noch Farbe (nec pigmentorum vis, nec flos, nec color) abgeht.“

Aus dieſer kurzen Darlegung der Anſicht Hrn. B.s erhellt zunächſt, daß derſelbe, weit entfernt, die Unterſuchung über den ſtreitigen Verfaſſer einem beſtimmten Ziele näher zu führen, im Gegentheil die Gränzen derſelben ganz in's Unbeſtimmte hinausrückt und uns anſtatt zweyer Verfaſſer-Namen, um die ſich bis jetzt der Streit drehte, gar keinen mehr übrig läßt; da jener unſichere von ihm ſubſtituirte Jemand den Knoten, der ſich um jene beyden Namen geſchürzt hat, vielmehr zerreißt, als zu deſſen Löſung beyträgt. Allein auch abgeſehen hievon, iſt nicht zu verkennen, daß ſelbſt nach Annahme einer ſolchen Hypotheſe noch Schwierigkeiten übrig bleiben, welche gänzlich zu beſeitigen Hrn. B. ſchwer fallen dürfte. Der Prologus deutet z. B. ganz deutlich darauf hin, daß das Buch von ſeinem Verfaſſer keineswegs bloß „in suum usum“ geſchrieben, ſondern für die Oeffentlichkeit beſtimmt geweſen iſt; wozu ſonſt jene Bezugnahme auf die des Griechiſchen Unkundigen, gegen deren ſchiefe Urtheile er ſich hier und anderwärts zu verwahren ſucht? wozu die Anrede an Atticus? wozu überhaupt nur ein derartiges Vorwort? oder die z. B. Pel. c. 1, 1. Lys. c. 2, 1 ausgeſprochene Rückſicht auf die Leſer? — Herr B. hat ſich über alle dieſe Fragen nicht näher erklärt. Sind aber ferner, wie Hr. B. annimmt, unſre Biographien in der Zeit geſchrieben, wo Cäſar

*) Abgedruckt in den Ausgaben von Bardili II. pag. 389, von Roth p. 146, von Cellarius in der Bip. p. X u. A.

die Freyheit des römischen Volkes ihrem Untergange zuführte, so kann jener Atticus nicht wohl eine andre Person seyn, als der vertraute Freund des Cicero und des Nepos, derselbe, nach dessen Wunsche Nepos eine ausführliche Biographie des Cato geschrieben; und so finden wir uns denn ganz unvermerkt wieder auf dem Wege, der uns einem bestimmten Verfasser für diese vitas zuführt, nämlich dem Nepos, von dem ja bekannt ist, daß er ein großes Werk verwandten Inhalts verfaßt hat.

Gegen die Annahme Hrn. B.s, daß unsre vitae bloß Auszüge aus einem oder dem andern größeren Werke, vielleicht aus denen des Nepos seyen, streitet der Umstand, daß wir stellenweise ziemlich wortgetreue Uebersetzungen griechischer Originale aus Thucydides, Theopompus, Ephorus, Xenophon, Satyrus finden, Stellen, für deren unmittelbare Entlehnung aus den griech. Werken selbst die hin und wieder dem Uebersetzer zu Schulden kommenden Verstöße gegen den griech. Text einen Beweis liefern. Man darf auch recht wohl zugeben, daß die Art, wie man ein größeres Werk excerpirt, je nach Absicht und Zweck dessen, der solches unternimmt, eine sehr verschiedene seyn kann; anders excerpirt der, dem es um einen gleichmäßigen, summarischen Ueberblick über ein Ganzes zu thun ist; anders der, der gewisse Haupt- und Schlagstellen z. B. einer Rede im Auge hat, die er wortgetreu zu besitzen wünscht, während er das Dazwischenliegende nur in so weit es für seinen Zweck unerläßlich ist, berücksichtigt. Inzwischen müßte man bey unsern vitis wirklich ein kaum zu erklärendes Spiel des Zufalls annehmen, durch welches jene ziemlich ausgedehnten Stellen von der Hand des Epitomators unverkümmert und unzerschnitten belassen wurden, oder man müßte bey diesem selbst Kenntniß der griech. Originale voraussetzen, eine Vermuthung, die deßhalb sehr unwahrscheinlich ist, weil Jemand, dem Griechenlands bedeutendste Historiker geläufig waren, wohl etwas Besseres zu thun wußte, als einen Auszug aus einem lat. Werke anzufertigen, dessen Inhalt eben jenen trefflichen griech. Meistern abgeborgt war. Auch beruft sich der Verfasser hie und da so bestimmt auf seine Gewährsmänner, erklärt so ausdrücklich, daß ihm abweichende Meldungen bekannt gewesen,

daß ein Epitomator nur in dem Falle so schreiben konnte, wenn er täuschen und als selbstständiger Auctor erscheinen wollte, ein Betrug, der bey der allgemeinen Verbreitung bedeutender Werke, wie z. B. die des Nepos gewesen seyn müssen, sich von selbst entlarvt haben würde.

Wenn endlich Hr. B. gewissermassen als Beleg für seine Ansicht die Behauptung hinstellt, daß diese Biographien „sine ullo ordine“ auf unsre Zeit gekommen seyen, so geht er darin offenbar zu weit. Der Versuch Titze's, unsre vitas in eine andre Reihenfolge zu bringen, ist, wie Ref. mit Hrn. B. vollkommen einverstanden ist, ein vergeblicher und nichtiger gewesen, da er mit den im Buche selbst gegebenen Andeutungen in geradem Widerspruche steht. Dagegen hat Lieberkühn mit Grund darauf aufmerksam gemacht, daß die einzelnen Feldherrn nach verschiedenen sich gleichsam von selbst ergebenden Epochen der Geschichte zusammengruppirt sind. So stehen die Feldherrn, die sich in den Perserkriegen auszeichneten, bey einander, ihnen reihen sich die des peloponnesischen Krieges an, hierauf folgen die Zeitgenossen der spart. Hegemonie und des kurzen Glanzes von Theben und nach der macedonischen Epoche kommen ganz chronologisch richtig zum Schlusse die beyden Carthager. Daß unter diesen Feldherrn nicht lauter Griechen, sondern auch ein Datames und Eumenes eingereiht sind, wird nur denjenigen befremden, der vergißt, daß im Prologus ganz allgemein ein liber de vita excellentium imperatorum versprochen wird, ferner, daß in dem sogenannten Abschnitt de regibus (in allen Mss. schließen sich diese drey Cap. unmittelbar und ohne Ueberschrift an die vita Timol. an), ja gleichfalls von den Königen der Barbaren die Rede ist und somit auch am Schlusse des Hannibal die röm. Feldherrn denen aller auswärtigen Völker, nicht geradezu ausschließlich den griechischen entgegengestellt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Achter Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg in Oberfranken von Bayern.

(Fortsetzung.)

Unter Nro. III. bringt derselbe Hr. Mooyer Auszüge aus einem auf der Wirzburger Universitätsbibliothek befindlichen Nekrologium des Bamberger St. Jakobsstiftes vor. „Da diese Auszüge," sagt Hr. M., „manche Nachrichten erhalten, welche im siebenten Berichte nicht angetroffen werden, so theile ich diese hier mit." —

Jetzt erst kommen die Beylagen, deren dieser achte Bericht 2, eigentlich 3 enthält. Die Beylage I. führt den Titel: Fortsetzung der Auszüge aus Urkunden und gleichzeitigen Chronisten zur Geschichte Bamberg's, verfaßt von Hrn. Heinrich Joachim Jäck, k. Bibliothekar zu Bamberg. — Der Kürze halber will Ref. diese Auszüge fortan „Bamberger Regesten" nennen.

Dreymal hat der Hr. Vereinssekretär Jäck angesetzt, Bamberger Regesten zu liefern. Das erstemal im sechsten Jahresbericht, mit dem J. 803 beginnend und mit 1006 30. Oct. aufhörend; das anderemal im siebenten Jahresbericht, anhebend mit 751 und abschließend mit 1102 Dezemb., das drittemal endlich im vorliegenden achten Jahresbericht, anfangend mit Nachträgen von urkundlich vorkommenden Ortschaften aus dem 9 — 12. Jahrhunderte und mit dem Tode Bischofs Otto des Heiligen 1139, 30. Juni endigend.

Seine deutlich ausgesprochene Absicht bey Fertigung dieser Regesten war: „die Hoffnung, besonders den auf dem Lande wohnenden Mitgliedern (des hist. Vereins) einen Genuß zu verschaffen." — Bis Dr. Pertz die wichtigsten und ganz unverfälschten Diplome Deutschlands herausgeben kann, — was noch lange dauern dürfte, — theilt Hr. J. „hier noch einige Auszüge aus anderen Chronisten und den Urkunden der bewährtesten Diplomaten nach dem Wunsche anderer Vaterlandsfreunde einstweilen mit." — Dronke's Ausgabe der Fuldaer Alterthümer und die beyden letzten Pertzischen Monumenten Bände (VII. und VIII.) enthalten mehrere Neuigkeiten und Berichtigungen für Hrn. J's Auszüge, welche Berichtigungen er kurz angiebt und mit den Worten schließt: „Sollte ich manche Urkunde noch übersehen, oder irrig nach der Zeit bezeichnet haben, so werde ich jeden belehrenden Wink mit Dank erkennen, und den Fehler bey der ersten Gelegenheit eben so offen anzeigen, wie ich es hier bey dem 8. May 1017 gethan habe."

Auf eine solche Aeußerung hin will es der Unterzeichnete unternehmen, die einzelnen Angaben in diesen Regesten näher zu prüfen.

Was an diesen Bamberger Regesten gleich beym ersten Blick auffallen muß, das sind die wiederkehrenden Berichtigungen in der 2. und 3. Abtheilung (VII. und VIII. Jahresbericht). Waren wir bereits beym 30. Okt. 1006 angelangt, so müssen wir uns in der 2. Abth. zur Rückkehr auf das J. 751 bequemen und sofort die Jahre 788, 795, 821, 811, 889, 900 u. s. w. bis zum J. 1002, 1005 durchlaufen. Und doch war, genau besehen, alles Materielle, woraus diese Regesten genommen, schon lange vor dem J. 1813 vorhanden. Weßhalb wurden sie nicht schon dort, als an der geeigneten Stelle mitgetheilt? So kennen wir z. B. aus der Serrarischen Sammlung der Bonifacischen Briefe (1605 4.) das Schreiben des Papstes Zacharias vom 1. Nov. 751 in Bezug auf den Tribut, welchen die auf christlichem Boden angesiedelten Slawen auf des Papstes Rath ihren Herren fortan zu entrichten hatten. Nicht auf Eckart Fr. Or., der ja keine Urkunde und überhaupt keine Quelle ist, sondern auf eben dieses päpstliche Schreiben hätte verwiesen werden sollen; dann erst hätten Eckart und die übrigen Neueren folgen mögen.

Nicht besser ergeht es uns in der vorliegenden 3. Abtheilung (8. Jahresbericht). Vom J. 1102, Dez., mit welchem im 7. Jahresbericht die Regesten schließen, müssen wir uns das Zurückgehen bis 1009 gefallen lassen. Allerdings sind seit dem Erscheinen dieser letzten Abtheilung in diesem Jahre die 2 neuesten Bände der Mon. Germ. hist. und mit ihnen mehrere Neuigkeiten zum Vorschein gekommen, allein es sind in eben dieser 3. Abtheilung Auszüge aus Schriften gegeben, die seit vielen Jahren bekannt sind, wie z. B. Goldast constit. imp., Spieß Aufklärungen. Oesterreichers und Schultes Schriften, Ussermann, die Fürther Deduction, Ludewig Scrpt. rer. Bbgs., Oefele, Hontheim hist. Trevir.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Februar.

Nro. 29. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Cornelii Nepotis quae vulgo feruntur vitae excellentium imperatorum ad optimorum codicum fidem emendavit atque integram lectionum varietatem adjecit C. Benecke.

(Fortsetzung.)

Ehe wir daher mit Hrn. B. auf die Ermittelung des Verfassers gleich von vornherein verzichten und wegen mangelnder Uebereinstimmung der gegebenen Anhaltspunkte diese selbst ohne Weiteres bey Seite legen, lohnt es doch wohl der Mühe, die ganze Sachlage etwas näher in's Auge zu fassen und den Gang der bisherigen Untersuchungen in den Hauptmomenten zu verfolgen. Um daher zunächst auf Aemilius Probus zurückzukommen, so scheint, es muß vor Allem die Frage beantwortet werden, unter welchen Prämissen dieser Name mit dem des Cornelius Nepos vertauscht worden ist. Hier ergibt sich nun, wie bereits bemerkt wurde, daß diese Aenderung in keiner Weise durch die Handschriften veranlaßt worden ist; der offenbar älteste cod. unsrer Biographien, der Danielinus, von welchem uns freylich nur eine theilweise lückenhafte Collation überliefert worden ist, gab als Inder: „Incipiunt capitula in librum Aemilii Probi de excellentibus ducibus exterarum gentium" und als Titel: „Liber Aemilii Probi de laudibus (?) exterarum gentium. Prologus." Aber auch alle neuerdings verglichenen Mss. nennen den Aemilius Probus und nicht den Nepos. Allein vielleicht ist von irgend einem der älteren Gelehrten durch schlagende innere Gründe unser Werkchen dem Nepos zugesprochen worden und auf dessen Urtheil hin der handschriftliche Name des Verfassers abgeändert worden? — Allerdings hatte der gelehrte Gifanius eine solche Darlegung versprochen und es ist nicht unmöglich, daß der handschriftliche Nachlaß dieses Kritikers, welcher namentlich einen Apparat zu Nepos enthalten haben soll, noch irgendwo unter den Schätzen einer Bibliothek verborgen liegt. Allein da Gifanius, wie Roth nachgewiesen hat, keinen andern cod., als eben den Danielinus zur Hand hatte, so steht wenigstens so viel fest, daß die „certissimae rationes," mit welchen er die vitas dem Nepos zu vindiciren versprach, keine diplomatischen gewesen sind, sondern sich wahrscheinlich gleich den von Lambin angeführten Argumenten auf Inhalt und Sprache der Biographien mögen bezogen haben. Des Letzteren Bemerkungen aber (in der Vorrede zur Pariser Ausgabe 1569) haben vorzugsweise den Zweck, denjenigen gegenüber, welche gestützt auf das berüchtigte, zuerst von Magius veröffentlichte Epigramm, den Verfasser unsrer vitae in das Zeitalter des Theodosius versetzten, den Satz zu erhärten, daß das Werkchen ein Product nicht dieser späteren Zeit, sondern vielmehr der ciceronianischen Periode sey. Faßt man bloß den negativen Theil der Behauptung ins Auge, so wird sich wenig Erhebliches gegen seine Beweisführung einwenden lassen; insbesondere sind die von der Einfachheit und Ungeschminktheit der Diction des Autors hergenommenen Gründe von Lambin so geschickt hervorgehoben, daß dieselben bey allen späteren Untersuchungen unsres Gegenstandes Grundlage geblieben sind; und auch Hr. B. hat für gut gefunden, p. 11 theilweise dessen eigene Worte abdrucken zu las-

sen. Sollen aber diese Gründe weiterhin beweisen, daß diese vitae gerade nur in der Zeit vor dem Untergange der röm. Freyheit, und nicht etwa auch im ersten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung geschrieben worden seyen, so muß die Beweisführung als ungenügend und mangelhaft gelten. Auch Vellejus Paterculus und Seneca haben freymüthige Aeußerungen und Urtheile über römische Zustände, auch sie sprechen von Tyrannen und von Freyheit, auch sie beklagen jene unheilvolle Zeit, wo das siegreiche Römervolk in seinem Innern durch die unersättlichen Leidenschaften seiner Imperatoren zerfleischt wurde; man vgl. z. B. zu Milt. c. 8, 3 u. Dion. c. 9, 5 Stellen wie Vell. II, 29 extr., Sen. de benef. II, 21 p. 162 Bip., zu Eum. 8, 2 Vell. II, 81, ferner zu Epam. c. 10, 3, Ages. c. 4, 2, wo man Anspielungen auf Cäsar und den Bürgerkrieg zu finden glaubt, mit Sen. de benef. V, 15 p. 258. Daher können die wenigen Stellen, mit deren Hülfe Lambin auch immer nur zunächst gegen die Verlegung der Schrift in das vierte Jahrhundert ankämpft, unmöglich auch den Beweis liefern, daß dieselbe in den letzten Zeiten der Republik verabfaßt sey. In der That sind die spärlichen und wirklich sehr unschuldigen Aeußerungen unsres Autors, von welchen aus man einiges Licht über sein Zeitalter zu erhalten gehofft hat, von der Art, daß sie unter allen Verhältnissen konnten geschrieben werden.

Ein weiterer Theil der Bemerkungen Lambins geht dahin, den Namen Aemilius Probus zu verdächtigen, indem angeführt wird, Probus sey ein Familienname, der erst in den späteren Zeiten der röm. Geschichte häufiger werde, und von allen uns bekannt gewordenen Männern, die den Namen Probus geführt, könne erweislich keiner der Verfasser unsres Büchleins gewesen seyn. Man sieht sehr leicht, wie mangelhaft und unstichhaltig eine Deduction ist, die auf solche Weise Folgerungen zieht: „Uns ist aus jener Zeit kein Aem. Probus bekannt, folglich ist auch ein Aem. Probus nicht der Verfasser der Schrift.“ Daß übrigens der Name Probus nicht ausschließlich nur in den späteren Jahrhunderten gesucht werden dürfe, aus welchen uns Lambin eine Reihe Männer dieses Namens aufzählt, beweist der berühmte Grammatiker aus Berythus, Valerius Probus, der doch schon unter Nero lebte. Lambin hat seiner nicht erwähnt; überhaupt, scheint es, hat er die Blöße seiner Argumentation selbst gefühlt, indem er sie mit dem Machtspruche zu decken sich bestrebt: „Si quis alius Probus, mihi ignotus, auctor fuisse dicatur: vereor, ne nunquam in natura rerum fuerit, sed inani cogitatione duntaxat depictus sit atque informatus.“ Der zufällige Umstand, daß uns für einen überlieferten Schriftsteller-Namen nicht zugleich eine sonst geschichtlich bekannte Person zu Gebote steht, unter welche wir jenen zu subsumiren vermögen, kann durchaus nicht ermächtigen, jenen selbst ohne Weiteres in Frage zu stellen.

Noch mißlicher wird begreiflicherweise die Sache, wenn es darauf ankommt, nun vollends den Cornelius Nepos anstatt des Probus hereinzuziehen; ein Unternehmen, für welches bey den geringen und selbst noch zweifelhaften Fragmenten, die wirklich mit dem Namen des Nepos auf unsre Zeit gekommen sind, und bey dem gänzlichen Stillschweigen der Alten in Betreff der vitae excellent. imp. sich wohl nie Gründe werden aufrecht machen lassen, welche eine wenn auch noch so gelehrt eingefädelte Vermuthung zur unumstößlichen Wahrheit zu erheben vermöchten. Lambin verwahrt sich hier auch ausdrücklich gegen jeden Schein von Rechthaberey und Arroganz und erklärt, daß er bey seiner Ansicht über den Verfasser Andersdenkende keineswegs verdammen wolle; der Gegenstand sey schwierig und nicht ohne Gefahr; daher möge ein Jeder nach eigenem Ermessen entscheiden.

Nun steht aber die Sache so, daß wir, wenn diese Biographien selbst unter dem Namen des Nepos auf uns gekommen wären, triftigere und beweiskräftigere Argumente gegen die Aechtheit des Schriftchens aufzubringen im Stande wären, als diejenigen sind, vermittelst welcher erst jener Verfasser-Name gewonnen werden soll. Oder muß es nicht befremden, daß unter den von den Alten selbst ziemlich häufig angeführten Werken des Nepos nirgend eines Buches de vita exc. imp. Erwähnung geschieht, nirgend von den Grammatikern einer Stelle oder eines Wortes gedacht wird, welches unsern

vitis entnommen wäre? — Gellius kannte des Nepos Schriften genau (cf. N. A. XV, 28), und nach seiner Weise, Schriftsteller zu lesen, darf man voraussetzen, daß er grobe Verstöße gegen Geschichte und Chronologie, wie sie sich in unsern vitis vorfinden (Milt. 1, 1. Paus. 1, 2. Cim. 2, 2. Dat. 2, 2. Dion. 2, 2 und 3. Phoc. 1, 3. Timol. 8, 4. u. s. w.), zuverläßig gerügt und verbessert hätte, wenn ihm dieselben irgendwo bey Nepos aufgestoßen wären, dem er an der genannten Stelle selbst das Zeugniß eines „memoriae rerum non indiligens" gibt. Auf der andern Seite führt der Verfasser unsrer Biographien wohl einige eigene Werke z. B. de regibus, de historicis graecis an, von denen uns sonst nichts bekannt ist; erwähnt aber der notorisch von Nepos verfaßten Werke, de illustribus viris, Chronica, exempla, mit keiner Sylbe. Die Vermuthung neuerer Gelehrten, daß unser Büchlein de vita excell. imp., so wie die oben erwähnten de regibus, de hist. gr. einzelne Theile eines größern Werkes des Nepos, nämlich de illustribus viris gewesen seyen, und die hierauf begründeten Versuche, aus diesen muthmaßlichen Bestandtheilen durch Combination jenes Werk des Nepos förmlich zu construiren, ein Verfahren, wie es noch jüngst in Jahns neuen Jahrbüchern (X. Supplementbd. S. 73 — 98) von Hermann Peck ist eingeschlagen worden, kann wenigstens vor der Hand nur als eine Hypothese betrachtet werden, welche übrigens das, um was es sich zunächst handelt, nämlich die Autorschaft des Nepos bereits als erwiesen voraussetzt und deßhalb hier nicht weiter in Erwägung kommt.

Anders verhält es sich mit der von Rinck aufgestellten Ansicht, welche durch das bekannte Epigramm wenigstens scheinbar eine gewissere Grundlage erhält. Rinck nimmt nämlich an, daß der in den Distichen sich selbst nennende Probus im Zeitalter des Theodosius ohne die Absicht zu täuschen unter dem Namen des Cornelius Nepos das Büchlein de vita exc. imp. geschrieben und damit eine schon damals vorhandene Lücke in dem Werke des Nepos de viris illustr. ergänzen wollte, gleichwie Hirtius die Commentarien Cäsars, Freinsheim den Curtius vervollständigt habe. Zu diesem Zwecke habe er sich nun besonders bemüht, die Diction des Nepos und seines Zeitalters nachzuahmen; dieß sey ihm inzwischen doch nicht so gelungen, daß nicht hie und da Spuren und Merkmale seines eigenen Zeitalters übrig geblieben; gleichwie auch nicht zu verkennen sey, daß er in Bezug auf den Inhalt die übernommene Rolle des Nepos großentheils richtig gespielt, anderwärts dagegen wieder aus derselben herausgefallen sey u. s. w. Dieser Reihe von Vermuthungen hat zwar Rinck durch einen großen Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit Eingang zu verschaffen versucht; allein auch hier sind der Voraussetzungen wieder so viele nothwendig, daß man nirgends recht sicheren Boden gewinnt. Was zuvörderst das Epigramm anlangt, so ist dasselbe nach Form und Inhalt ein so schlechtes Machwerk, daß, man mag den Inhalt unsrer Biographien auch noch so niedrig ansetzen, man sich dennoch versündigen wird, wenn man den Verfasser derselben mit der Person jenes Versemachers identificirte. Abgesehen von der schlechten Nachahmung von Ovid's Trist. I, 1. (vergl. auch Mart. ep. I, 71), abgesehen von der holprichten, mitunter sogar unverständlichen Sprache und den innerhalb weniger Zeilen sich häufenden metrischen Schnitzern, welche Rinck vergeblich durch vereinzelt vorkommende Licenzen andrer Dichter zu beschönigen versucht, enthält das Epigramm selbst genau besehen Nichts, was für Rincks Vermuthung spräche. Sollte Theodosius von Anfang an das Buch für ein Werk des Nepos halten und erst durch die am Schlusse folgenden Verse enttäuscht werden, so muß Rinck, der doch sonst dem Zeugniß der Mss. ein so bedeutendes Gewicht beylegt, voraussetzen, daß der Titel, wie ihn die uns bekannten Handschriften darbieten, unächt sey und ehemals auf Cornelius Nepos gelautet habe; sonst begreift man nicht wohl, wie er dazu kommt, anzunehmen, Probus sey mit des Cornelius Maske aufgetreten, von welchem letzteren doch weder im Epigramm, noch in dem ganzen Büchlein die geringste Spur vorhanden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Achter Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg in Oberfranken.

(Fortsetzung.)

Muß sich uns bey Erwägung solcher Verhältnisse der Gedanke nicht aufdringen, Hr. J. hätte nicht eher seine Regesten dem Drucke übergeben sollen, als bis Alles oder das Meiste des bereits vorhandenen und zur Sache gehörigen Materiales durchgesehen, zusammengetragen und geordnet gewesen wäre, weil ja bey dem gegentheiligen Verfahren der Berichtigungen und Nachträge kein Ende wird? — Wer sich aus den vorliegenden 3 Abtheilungen (6. 7. und 8. Jahresbericht) einen klaren, von Jahr zu Jahr fortgehenden Ueberblick der Ereignisse verschaffen will, der muß ein eigenes chronologisches Verzeichniß in der Art anlegen, daß er für die Berichtigungen und Nachträge der 2 ersten Regesten-Abschnitte die Jahreszahlen und Monatstage mit gehörigem Raum offen hält und sie aus ihnen heraus in Ein Corpus zusammenschreibt. Es ist möglich, daß Manchem auf dem Lande eine solche Arbeit als ein angenehmes, genußreiches Geschäft erscheinen mag; Andern wieder, denen es um Belehrung über Ereignisse der vaterländischen Geschichte in ungehemmt fortschreitender Darstellung zu thun ist, werden weder die 3 Abtheilungen mit ihren Ergänzungen, noch die dadurch nothwendig werdende Arbeit sonderlich zusagen und ich fürchte fast, die Zahl dieser Letzteren dürfte die überwiegende seyn! —

Die Brauchbarkeit von Regesten wird gar sehr durch die möglichst genaue und pünktliche Angabe der Quellenstellen erleichtert. Bey den vorliegenden hingegen hat man über das Weniggenaue der Citate zu klagen; ganz besonders ist dies bey dem letzten Pertz'schen Monumenten-Band (VIII.) der Fall. An 25 Stellen ist jedesmal derjenige Band, in welchem sich Eckard und der Annalista Saxo befinden, — bekanntlich der VIII. der ganzen Folge oder der VI. der Scriptores — irrig aufgeführt, man mag nun die ganze Folge der Bände oder blos die der Scriptores nehmen.

Auch eine gewisse Nachlässigkeit in Bezug auf die Ordnung der J'schen Auszüge läßt sich gewahren. Kommen in Einem Jahre mehrere Ereignisse zu verzeichnen, so geschieht dieß in der Regel nach der Folge der Monate, d. i. vom Jänner bis Dezember; weiß man aber nur das Jahr, so werden solche Ereignisse eines Jahres zuletzt angesetzt. In den vorliegenden Regesten ist das Jahr 1106 reich an Denkwürdigkeiten. Hr. J. beginnt, diese je nach den betreffenden Monaten einzutragen. Also 1106 Februar; allein gleich darauf folgt der 21. November (richtiger October: hebdomata quarta mensis Octobris) desselben Jahres, hierauf kommt das Jahr 1106 ohne Tagesangabe, dann aber der 23. August, dem der 3. May und diesem der 25. Dezember auf die Ferse tritt. Die Mühe, hier Ordnung zu halten, wäre für Hr. J. in der That eine sehr geringe gewesen.

Den Inhalt der Regesten selbst angehend, bemerken wir, daß es die Natur des Gegenstandes erheische, dann und wann auch einen Blick auf die früheren J'schen Regesten im 6. und 7. Jahresbericht zu werfen.

Regesten, welche laut Ueberschrift: „Beyträge zur Urgeschichte Bambergs" seyn sollten, dürften jedenfalls mit einem früheren Jahre beginnen, als im Sommer 803, wie die 1. Abtheilung oder mit dem J. 751, wie die 2. Abtheilung gethan. Was das J. 803 angeht, so sagt der hier citirte Eckart zwar nichts von Bamberg, sondern er spricht von den Slawen-Kirchen zwischen Mayn und Rednitz, die Karl d. Gr. dem Bischof Wolfger bestätigt haben soll. Auch das J. 751 ruft uns (so wie die folgenden Jahre 788 900 und 923), eine Bevölkerung in das Gedächtniß, die gerade in unserer Gegend so dicht angesessen war, daß neuere Forscher hierdurch zu dem Schlusse verleitet werden konnten, diese ganze Bevölkerung sey nicht eine deutsche, sondern eine slawische gewesen. Alle in der Erde verborgenen Waffen, Urnen, Schmucksachen u. s. w., welche in unseren Tagen an das Licht gezogen worden, schreiben jene Forscher sofort diesen slawischen Stämmen zu, ohne zu bedenken, daß Grund und Boden um unsere Stadt und jener des vormaligen Fürstbisthumes Bmbg. in der That nicht blos diese eine slawische Population, sondern, bevor diese hier sich niedergelassen, eine nicht unbedeutende Zahl aus anderen Volksstämmen, als den slawischen, nothwendiger Weise genährt haben müsse. Und soll ein Beytrag zur Urgeschichte Bmbg's. von diesem Wechsel der Bevölkerung Umgang nehmen dürfen? Wir glauben nicht!

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Februar.

Nro. 30. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Cornelii Nepotis quae vulgo feruntur vitae excellentium imperatorum ad optimorum codicum fidem emendavit atque integram lectionum varietatem adjecit C. Benecke.

(Fortsetzung.)

Nehmen wir aber einstweilen diese Voraussetzung als wahr; — wie konnte dann Probus erwarten, Theodosius werde nach dem Verfasser fragen („si rogat auctorem"); als solcher war ihm ja schon Nepos von vorn herein bezeichnet und im Verlaufe der einzelnen Biographien nirgendwie Veranlassung gegeben, daran irre zu werden! — Ist es denn aber überdieß als ausgemacht anzunehmen, daß der als Autor der Biographien genannte Aemilius Probus mit dem Epigrammatisten, der sich kurzweg Probus nennt, ein und dieselbe Person sey? — Läßt sich überhaupt nur nachweisen, daß jene Verse zu unsern vitis gehören und nicht etwa ursprünglich an einer andern Stelle gestanden haben? — Magius betrachtete das Epigramm als Vorrede zu dem am Schlusse des Hannibal angekündigten, jetzt nicht mehr vorhandenen Buche de Romanis imperatoribus und wurde hierin offenbar durch die richtige Wahrnehmung geleitet, daß die Dedication an Theodosius dem zu überreichenden Buche vorangehen mußte, keinesfalls an einer Stelle eingeschaltet werden durfte, wo so bestimmt der Uebergang zu einem neuen Buche und integrirenden Theile des ganzen Werks eingeleitet wird. Inzwischen ist der Inhalt der Verse so allgemein und ohne alle bestimmte Beziehung auf das dazu ursprünglich gehörige Buch, daß mit denselben jede beliebige Schrift dem Theodosius überreicht werden konnte.

Unter diesen Umständen stimmt Ref. Herrn B. vollkommen bey, welcher das erwähnte Epigramm als das Product des librarius, der ja selbst in seinen Versen kein andres Verdienst als das seiner Hände geltend zu machen sucht, bey der Untersuchung über den Verfasser unsrer Biographien bey Seite legen zu dürfen glaubt und sich wundert, daß manche Gelehrte demselben ein so großes Gewicht haben einräumen mögen.

Sieht man demnach ab von Allem, was gelehrte Vermuthungen und Combinationen bey unsrer Frage suggerirt haben; so steht vor Allem so viel fest, daß für die zweyundzwanzig vitas, Miltiades bis Hannibal, einschlüssig des prologus, die Autorschaft des Cornelius Nepos keineswegs erwiesen, ja nicht einmal wahrscheinlich gemacht ist, indem dieselbe aller äußeren und inneren Zeugnisse entbehrt. Nur Gewohnheit und gleichgültiges Hinnehmen ohne erneute Prüfung konnte einer Ansicht Jahrhunderte hindurch Glauben und Verbreitung verschaffen, die der Gelehrte selbst, welcher sie nicht sowohl erfunden, als nur erst weitläuftiger besprochen hat (cf. Rinck proleg. p. XXV), nämlich Lambin, mit sichtbarer Mäßigung und Behutsamkeit aufzustellen für gut befunden hat. Der Name Aemilius Probus ist durch alle bis jetzt verglichenen Mss. constatirt, und sobald man ihn und den Probus des Epigramms nicht als eine Person betrachtet, auch kein Hinderniß vorhanden, denselben für den wirklichen Verfasser des Buches zu halten. Denn wenn hier etwa mit Bezug

auf die Anrede an Atticus im Prolog eingewendet werden wollte, daß unter den Zeitgenoſſen jenes vielbekannten Mannes nirgends etwas von einem Aemilius Probus verlaute; ſo muß dagegen bemerkt werden, daß durchaus gar Nichts nöthigt, den Atticus des Prologs gerade nur für den bekannten Tit. Pomp. Atticus, den Freund des Cicero, zu halten. Im Gegentheil ſcheint aus Hannib. c. 13 in. ziemlich deutlich hervorzugehen, daß wir in dem Prolog an einen andern Mann desſelben Namens zu denken haben, denn ſchon Magius bemerkte mit Recht zu dieſer Stelle: „si Attici amicus fuisset Probus illudque ipsi opus dicasset, id non sine aliqua honoris mentione fecisset, aut saltem Atticum suum appellasset.“ Welcher Attikus nun in der Vorrede gemeint ſey, bleibt in Frage geſtellt und unterſuchen zu wollen, ob vielleicht der von Quinctilian III, 1, 18 erwähnte, oder Atticus Beſtinus (Tac. Ann. XV, 48. Suet. Nero c. 35), oder der Atticus, an welchen Martialis (VII, 32. IX, 100) einige Epigramme gerichtet hat, der unſrige ſey, wäre ein ſehr vergebliches Unternehmen, da uns alle Notizen abgehen, die auch nur auf eine Spur leiten könnten. So viel ſcheint gewiß, daß der Prolog mit ſeinem verſchrobenen Inhalte, ſo wie deſſen zweymalige Wiederholung bey Epam. c. 1 u. c. 2 im Munde des Hiſtorikers Corn. Nepos gegenüber dem mit griechiſcher Sitte ſo vertrauten T. Pomponius Atticus eine pure Lächerlichkeit iſt.

Während auf dieſe Weiſe die Beſtimmung über das Zeitalter, welchem unſere vitae angehören mögen, jene Stützen verliert, die derſelben durch Adoptirung des Verfaſſer-Namens Cornelius Nepos früherhin künſtlich unterbaut wurden; ſo läßt ſich doch von zwey Seiten aus wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade von Wahrſcheinlichkeit ein Urtheil darüber fällen. Die Quellen-Schriftſteller, deren ſich Aemil. Probus laut eigener Angaben bedient hat, reichen nicht über Auguſt herab. Die jüngſten, deren er erwähnt, ſind T. Pomp. Atticus und Sulpicius (Hannib. c. 13. 1). Letzteren hat man ſonſt mit Voſſius für den Großvater des Kaiſers Galba gehalten, da die Alten eines umfaſſenden Geſchichtswerkes von ſeiner Hand gedenken (cf. Plut. Rom. c. 17. Suet. Galba c. 3. Oros. V. 23). Mit mehr Recht hat wohl Rinck auf jenen Sulpicius (Flavus) hingewieſen, der von Sueton (Claud. c. 41.) als Lehrer des Kaiſers Claudius und als deſſen Gehülfe bey ſeinen hiſtoriſchen Arbeiten genannt wird; Ref. glaubt wenigſtens, daß der nicht gar ehrenvolle Beyname Blito (*βλίτων*), welcher in den meiſten und beſten mss. des Probus dem Sulpicius ſich beygegeben findet, zuſammengeſtellt mit einer Aeußerung des Kaiſers Auguſtus bey Sueton. Claud. c. 4. med., uns mit weit mehr Grund auf Sulpicius Flavus, als auf Sulpicius Galba rathen läßt. Wie dem indeſſen auch ſey — denn chronologiſch iſt der Unterſchied nicht ſehr bedeutend — eine Quelle, die einer Nachauguſteiſchen Periode angehörte, wird weder von Probus irgendwo angeführt, noch kann erwieſen werden, daß derſelbe ſtillſchweigend eine ſolche benützt habe. Rinck hat ſich zwar bemüht, Letzteres in Betreff des Plutarch darzuthun; allein erſtlich läßt ſich die Sache nirgends zu ſolcher Evidenz bringen, wie an jenen Stellen, wo Probus den Thucydides, Ephorus, Theopompus u. a. ausgeſchrieben hat, indem namentlich die Möglichkeit ſehr nahe liegt, daß Probus und Plutarch aus einer und derſelben Quelle geſchöpft haben; zweytens aber ſieht man, wenn man nicht von der Rinck'ſchen Hypotheſe befangen iſt, gar nicht ab, wozu Probus einen jüngeren Gewährsmann verſchweigen ſollte, wenn er ihn wirklich benützt hat.

An ſich betrachtet wird nun freylich durch die Wahrnehmung, nach welchen Quellen Probus gearbeitet, für eine apodiktiſche Feſtſtellung der Jahresreihe, welcher derſelbe zuzuweiſen wäre, Nichts gewonnen. Aber die Folgerung iſt begründet, daß die Abfaſſung dieſer Biographien jedenfalls einem Zeitalter angehört, in welchem das Studium jener bedeutenden Hiſtoriker der Griechen, auf welche ſich Probus hie und da bezieht, wenigſtens bey einem Theil der röm. Nation noch lebendig und im Gange war, wo man ſich alſo auf jene Männer, als bekannte Autoritäten berufen konnte und wollte, um für die eigenen Angaben Vertrauen zu erwecken. Dieſes Stadium römiſcher Bildung erreicht aber bekanntlich gegen die Mitte des zweyten Jahrhunderts chriſtlicher Zeitrechnung ſein Ende, nachdem bereits

das Bedürfniß gründlicher Studien in dem oberflächlichen Treiben eines geistesarmen und erschlafften Zeitalters verschwunden war. Die römischen Schriftsteller späterer Zeit begnügen sich größtentheils, ihre Vorgänger encyclopädistisch auszubeuten, da der großen Masse des Volkes das ausgedehnte Gebiet vaterländischer Litteratur mit wenig Ausnahmen in solchem Grade ein unbekanntes Land geworden war, daß z. B. ein Macrobius sich erlauben konnte, ganze Seiten aus Seneca und Gellius wörtlich auszuschreiben, ohne auch nur deren Namen zu nennen*).

Wenn man demnach von diesem Gesichtspunkte aus geneigt seyn dürfte, für Probus etwa die letzten Jahrzehende des ersten Jahrhunderts oder die erste Hälfte des zweyten in Ansatz zu bringen, so wird einer solchen Vermuthung weiterhin auch durch die Rücksicht auf den inneren Gehalt seines Schriftchens, auf seine Sprache und Darstellung keineswegs Eintrag gethan. Literarische Erscheinungen der nachaugusteischen Zeit, wie Vellejus oder vollends Seneca und Tacitus, darf man hier freylich nicht in Vergleich bringen wollen. Bey diesen Männern ist Styl und Ausdruck der Reflex ihrer ganzen Bildung, Gesinnung und Anschauungsweise, und zeigt mithin auch ein scharfgezeichnetes, charakteristisches Profil. Probus hat weder für die Kunstform der Biographie noch als Historiker Etwas von Bedeutung geleistet; sein einziges Verdienst ist die schlichte, einfache Art seiner Erzählung. Allein auch hierin hängt er ganz von seinen Quellen ab; je getreuer er sich seinem Originale anschließt, desto mehr belebt und erhebt sich seine Darstellung, wogegen sie an einzelnen Stellen bis zu der Nüchternheit und Farblosigkeit herabsinkt, wie sie uns etwa bey Aurelius Victor de vir. ill. begegnet. Um sich von dieser Ungleichheit des Styls zu überzeugen, vergleiche man Conon. c. 1. mit c. 3. und 4. derselben Biographie, oder den sogenannten Abschnitt de regibus (Timol. c. 6—8.) mit Dat. c. 3. und 4., Dion c. 8., oder auch Hann. c. 3. mit c. 2. Es ist überhaupt merkwürdig, daß diejenigen Stellen in unseren vitis, in welchen Probus das schriftstellerische Geschäft, so zu sagen, auf eigene Rechnung treibt, nach Form und Inhalt große Mittelmäßigkeit verrathen. Hieher gehört, um nur Einzelnes anzuführen der merkwürdige Uebergang vom Prologus (§. 8.) auf die vit. Milt., der sich, selbst abgesehen von den schwer zu enträthselnden Ausdrücken „Festinatio“ und „magnitudo voluminis,“ mit Hann. c. 13. 4., und Epam. c. 4. 6. durch keinerley Interpretation in Einklang wird bringen lassen. Hieher gehört die mit einer gewissen Selbstgefälligkeit eingeschaltete Aeußerung Epam. c. 4. 6., durch welche Probus selbst seinen schriftstellerischen Standpunkt und wohl auch das Bedürfniß seines Zeitalters hinlänglich bezeichnet. Man wird unwillkührlich an eine Stelle des Plinius in der Vorrede zur nat. hist. erinnert, der dort, aber allerdings mit weit mehr Grund, von sich sagt: „Viginti milia rerum dignarum cura ex lectione voluminum circiter duum milium ex exquisitis autoribus centum, inclusimus triginta sex voluminibus etc.“ Hieher gehört endlich die gravitätische Einleitung zur Lebensbeschreibung des Pelopidas, wo Probus erklärt, er sey in Verlegenheit, daß seine Biographie wegen der Reichhaltigkeit des Stoffes nicht zu einem Geschichtswerk erwachse, wozu alsdann die folgenden fünf schmächtigen Kapitel einen wahrhaft komischen Contrast machen. Auch der Eingang zu dem Abschnitt de regibus ist confus und das weiter Folgende so geringfügig und armselig, daß, je zuverlaßiger wir hier die eigne Arbeit des Probus erkennen, desto geringer sein Rang als Schriftsteller angesetzt werden muß.

(Fortsetzung folgt.)

*) Neben den in der Vorrede zu den Saturn. für dieses Verfahren angegebenen Gründen, mochte Macrobius wohl auch für sich die Absicht in Anspruch nehmen, „ne omnino memoria veterum deleretur, quos sicut praesens sensus ostendit, non solum neglectui, verum etiam risui habere jam coepimus.“ (Sat. VI., 1. p. 152. ed. Bip).

Achter Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg in Oberfranken von Bayern.

(Fortsetzung.)

Die erste Frage, die Jeder, der Laie, wie der in die Geschichte Eingeweihte, beym Anhören, Lesen oder Studieren seiner Landesgeschichte thun muß, ist ohne Widerrede die: „Wer hat zuerst den Boden eingenommen und bebaut?“ Diese Frage stellen wir vergeblich an unsere Regesten. Nur die Slawen drängen sich unabweislich aus den Urkunden hervor. Da aber die diesen vorhergehende mannigfache Bevölkerung keine Urkunden in eigentlichem Sinne des Wortes aufzuweisen vermag, sondern nur aus Stellen der Alten, wie Julius Cäsar, Vellej. Paterculus, Tacitus, Dio Cassius u. a. uns bekannt geworden; oder auch aus den fränkischen Annalisten; so hat sie Hr. J. ohne Weiteres auch übergangen. Ich werde hier nicht wiederholen, wie in frühester Zeit auf dem Boden Groß-Germaniens die Kelten sich niedergelassen, bis sie vor dem Andrang der Deutschen gewichen, wie ein Zeitlang in den Maingegenden des Dio Cassius Markomannis bestanden, in welche Domitius Ahenobarbus die Hermunduren eingewiesen. Ich will nicht anführen, ob und wie weit der Römer Macht in unsern Gegenden vorgedrungen (Sent. Saturninus), wie bey allmähliger Umgestaltung der deutschen Stämme selbst Burgunden eine Zeitlang sich hier aufgehalten, bis das Land nach Attilas verderblichem Zuge in den festen Besitz der Thüringer gekommen, deren König den Ostgothen vielfach verbunden war. Ich schweige vom Sturze des Thüringer Reiches durch die Franken und von den allmählig aus dem Osten herzuziehenden Slawen-Stämmen, die zwar unter Herzog Rudolf eine Heimath und Schutz in derselben gefunden, aber auch frühzeitig germanisirt worden sind. Ich sage nichts von der Thüringer Herzoge Bemühen um die Einführung des Christenthums, von Kilians Wirken und Martyrthum, vom Aussterben der Herzogsfamilie, und dem Nichtwiederbesetzen ihrer Würde, als dem Interesse der Hausmayer zuwider, die fortan an dieser Herzoge Stelle traten, und das Land als eine terra fiscalina betrachten und behandeln.

Alle diese Momente übergangen zu haben, halten wir für einen Fehler des Hrn. Verfassers der Beyträge zu Bamberg's Urgeschichte. Daß er aber auch die Gründung des Bisthums Würzburg (Oktober 741) ganz und gar nicht erwähnt, da doch das ganze Bamberger Land bis zur Errichtung des Bamberger Bisthums dieser Diöcese angehörte, daß er die Stiftung des Klosters Fulda (März 744) zu erzählen unterlassen, welches Kloster doch so zahlreiche Besitzungen in unsern Gegenden erworben hatte, wie Hr. J. nach Dronke nun selbst bekennen muß; dies scheint uns den eben gerügten Fehler noch um Vieles zu überbieten! Wirzburg's und Fulda's Anfänge durften in einem Beytrage zur Urgeschichte, in den Regesten für diese, auf keine Weise übergangen werden. Wem ein solcher Vorwurf zu hart erscheint, der erwäge die Wichtigkeit dieser beyden Momente für Geistes- und Bodenkultur unserer Gegenden. Mit der Gründung dieser beyden Institute begann für unsere Bezirke eine neue Aera; denn unsere Ahnen wurden nur durch das Christenthum einer höheren Bildung entgegengeführt. Sollte dieses der Aufnahme in die Bamberger Regesten nicht würdig seyn?

Mit der Bisthums-Gründung von Wirzburg schon traten aus unserem Bamberger Lande die ersten Orte urkundlich (Rudhart p. 413) hervor, nach denen wir uns in den Regesten wieder vergeblich umsehen. Wir meinen Halazesstat (741 Okt.) im Ratenzgone und Chungeshofe (711 Okt.) ebendaselbst. Das 1. das benachbarte Hallstadt, das andere Königsfeld bey Holfeld. Beydes Königshöfe*). — Die Mönche des heil. Bonifacius erzeigten sich in unseren Maingegenden gleichfalls sehr thätig. Rudolfsdorf 783. 800, 3. Febr., Eibingon 783. 800, 3. Febr., 804, 4. July, Duristodta 783. 800, 3. Febr., Zaphendorf, Leiterbach, Brahtingon, Eblisfelt, Hengesfelt, Wazzerlosa, loca circa Mogum, Wizmovne, Rothmovne, sind alles Orte, die in Fuldaer Urkunden um's J. 800 erscheinen. Wir übergehen die in späteren Jahren urkundlich vorkommenden Ortschaften, in denen Fulda begütert war. Die oben angeführten fehlen in der 1. und 2. Regesten-Abtheilung; erst in der 3. werden sie, nach Dronke, im Eingange zur Fortsetzung ziemlich durch einander und in allgemeiner Fassung, nicht zu den betreffenden Jahren, sondern nach Jahrhunderten, — und auch hier nicht immer richtig, indem Hallstadt und Königsfeld, Rattelsdorf, Eibing und Döringstadt schon dem 8. Jahrhundert angehören — als Berichtigung aufgeführt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Beweis bey Rudhart S. 412, 413 u. 566. Gel. Anz. 1844. S. 704. Gel. Anz. 1840. S. 944. Siehe ferner: Gel. Anz. 1840. 943, 944. Gel. Anz. 1842. S. 403. not.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Februar.

Nro. 31. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Cornelii Nepotis quae vulgo feruntur vitae excellentium imperatorum ad optimorum codicum fidem emendavit atque integram lectionum varietatem adjecit C. Benecke.

(Fortsetzung.)

Während daher Probus sich nirgends über seinen Stoff erhebt, ja sogar auf alle Eigenthümlichkeit stylistischer Einkleidung und Eleganz Verzicht leistet, hat er eben dadurch andrerseits einen gewissen Grad von Correctheit erreicht, welche, wenn auch rein negativer Natur und mehr das Ergebniß einer gewissen geistigen Beschränktheit, dennoch den Schein von Classicität um sich verbreitet. Und dieses Verdienst ist es allein, welches ihm die günstigen Urtheile eines Muret, Ruhnken u. A. erwirkt hat, wobey man überdieß nicht übersehen darf, daß dergleichen gelegentliche, oft durch specielle Umstände hervorgerufene Aeußerungen gelehrter Männer nicht in dem Sinne von unumstoßlichen Glaubenssätzen ausgebeutet werden wollen. Denn um für des Probus Diction den Nachweis classischer Gültigkeit zu liefern, genügt es nicht, darzuthun, daß diese oder jene Phrase, oder Construction auch von Cicero, Cäsar u. A. gebraucht werde, ebensowenig, als wenn man, wie dieß geschehen, ein Verzeichniß von Barbarismen aus Eutrop anfertigt und nun aus dem Nichtvorkommen derselben in unsern vitis den Beweis für ihre Abfassung in früherer Zeit geführt zu haben glaubt. Bey den römischen Classikern ist die ihre Sprache charakterisirende Concinnität und Bestimmtheit Resultat der geistigen Durcharbeitung und der Beherrschung ihres Stoffes; ihre Meisterschaft in der Form ist nichts Aeußeres, für sich Bestehendes, sondern durch und durch mit dem innersten Wesen ihrer Bildung verwachsen. Auf solchem Boden steht Probus nicht. Seine Erzählung schreitet, ohne durch ein leitendes Prinzip getragen zu werden, Wesentliches und Unwesentliches bunt an einander reihend vorwärts, berührt oft Hauptmomente nur oberflächlich, während sie bey unbedeutenden Histörchen*) mit Vorliebe verweilt und vermag selbst da, wo sie sich den Schein prämeditirter Planmäßigkeit gibt (Ep. c. 1. 4.) sich nicht über ihre gewohnte Sphäre zu erheben. Damit hängt nun genau zusammen, daß auch seine Satzverbindung häufig lose und zufällig ist, zuweilen der logischen Nothwendigkeit entbehrt und sich innerhalb stereotyper, handwerksmäßig gebrauchter Wendungen bewegt. So kommt die nichtssagende Formel „neque vero hoc ille solus (semel) fecit“ in geringen Zwischenräumen auf ähnliche Weise fünfmal hinter einander (Ep. c. 7, 3. Ag. c. 4, 7. Eum. 2, 4. Chabr. c. 3, 4. Hann. c. 11, 7.); ebenso der Uebergang durch neque vero (tamen) non (Thras. c. 2, 2. Con. c. 2, 3; c. 5, 2. Eum. c. 1, 3; an erstgenannter Stelle überdieß ganz unpassend;) durch „neque magis (minus) — quam, neque eo secius, ex quo intelligi (judicari) potest“ und das

*) Man vergleiche Iphicr. c. 3, 4. mit Seneca de const. sap. c. 18 extr.; u. Hann. c. 9—11. mit Justin. XXXII. 4.

bis zum Ueberdruße abgenutzte „quo (fiebat) factum est.“ Zuweilen tritt die logische Bedeutung einer Uebergangspartikel ganz und gar in den Hintergrund und diese selbst dient daher als reiner Lückenbüßer; dieß ist namentlich bey interim öfter der Fall, z. B. Ag. c. 6, 1. (die Schlacht bey Leuctra ist 23 Jahre später, als der Sieg bey Corinth); Dion. c. 2, 4; Chabr. 2, 3; bey itaque Arist. c. 1, 1. Dazu kommt nun noch eine gewisse Sterilität des Ausdrucks, welche den Probus bey Schilderung ähnlicher Vorgänge häufig in ein und denselben Passus verfallen läßt, was um so mehr stört, je trivialer in der Regel der Inhalt der Bemerkung selbst ist; man vergleiche z. B. Them. c. 1, 4. „quo factum est, ut brevi tempore illustraretur“ mit Iph. c. 2, 3. Chabr. c. 2, 2; die geistreiche Glosse über die Böotier Alc. c. 11, 3. Ep. c. 5, 2; ferner Dion. c. 5, 3. „quod omnibus gentibus admirabile est visum“ mit Eum. c. 5, 6; Epam. c. 7, 3. „maxime fuit illustre mit Paus. c. 1, 2; Tim. c. 6, 3; Iph. c. 2, 3. „quod maxime tota celebratum est Graecia“ mit Chabr. 1, 3; endlich Timol. c. 1, 1. mit Thras. c. 1, 1. und 2. und Timol. c. 1, 2. mit Con. c. 5, 1.

Eine gewisse Unbeholfenheit des Ausdrucks verräth auch der gehäufte Gebrauch der Pronomina hic und ille, welche theils in so unbestimmtem Wechsel wiederkehren, daß man sich genöthigt sieht, die darunter zu verstehenden Subjecte beym Uebersetzen zu substituiren; theils mit ganz abgeschwächter Bedeutung als müssige Personalpronomina fungiren z. B. Ag. c. 8, 6. Eum. c. 3, 2. c. 8, 4. Hann. c. 3, 3; anderwärts dagegen sogar für das Reflexiv eintreten z. B. Them. c. 8, 3. (vgl. Bremi zu c. 7, 2.) Paus. c. 4, 6; Dion. c. 8, 2 und 5; Dat. c. 5, 3; Hann. c. 7, 2. c. 9, 4; während das Pronomen hic in seiner gewöhnlichen Bedeutung sehr häufig in dichterischer Weise durch talis ersetzt wird. Ueberhaupt darf man wohl darin ein Kennzeichen des Zeitalters erblicken, daß mitten in der sonst so nüchternen und ungeschmückten Darstellung zuweilen eine Floskel erscheint, welche einem anderen Style angehört, z. B. Dion. c. 10, 3. „ab Acherunte redimere (cf. Justin. V. 4. extr.) Hann. c. 13, 1. acquiescere (cf. Val. Max. IX. 12, extr. 1.), Tim. c. 6, 5. naturae debitum reddere (cf. Vell. Pat. II., 35), Hann. c. 8, 2. vela ventis dare (wo die ganze Stelle Beachtung verdient), Them. c. 5, 3. Marathonium tropaeum, Paus. c. 5, 5. vitam ponere, Dion. c. 9, 4. limen intrare (cf. Phaedr. III, 1, 16); dahin gehört auch der gespreizte Ausdruck Graeca lingua loquentes (Milt. c. 3, 2. Alc. c. 2, 1. Dion. I., 5.), das affectirte Graji, Attici, oder gar Actaei (Thras. c. 2, 1.), acta (Ag. c. 8, 2. vgl. Virg. Aen. V, 613.), rex Perses, wie nach den besten mss. Them. c. 8, 2. Alc. c. 4, 7. Chabr. c. 3, 1. Timol. c. 6, 4. gelesen werden muß (vgl. Quinctil. III., 7, 21. Fronto de bello Parth. p. 326. ed. Maj.), Graecia civitas Alc. c. 7, 4. und Graecia gens Timol. c. 6, 4. (vgl. Gell. N. A. XVII., 21, 23. Fronto p. 68. Apul. Met. I. p. 157. ed. Frob. Thessaliae regionis), Delphicus für Apollo Paus. c. 5, 5. (vgl. Ovid. fast. III. 856) und das alterthümliche donicum Ham. c. 1, 4. (vgl. Fronto p. 305 in margine) u. a. m.

Es ist noch übrig, von den beyden vitis des Cato und Atticus zu sprechen. Hr. B. findet wie bereits angedeutet wurde, zwischen der zuletzt genannten und den zwey und zwanzig ersten Biographien in Bezug auf Diction und Ausdruck einen wesentlichen Unterschied; ja er ist nicht abgeneigt, dem von ihm statuirten Anonymus den Vorzug einzuräumen, indem er die Sprache im Atticus breit und leblos findet und in der ganzen Biographie nur den Abdruck eines matten und geschminkten Bildes („languidam et fucatam imaginem expressam videmus“) erkennt. Ref. gesteht, daß es ihm nach einer sehr gewissenhaften Prüfung nicht hat gelingen wollen, eine wesentliche Differenz der vita Attici von den übrigen, außer insofern dieselbe durch die gänzliche Verschiedenheit des Stoffes bedingt wird, wahrzunehmen. Im Gegentheil der ganze Zuschnitt der Biographie, der Charakter der Erzählung, die Wiederkehr gewisser Lieblingswendungen und Schlagwörter läßt ziemlich sicher auf dieselbe Feder zurückschließen, aus welcher die übrigen vitae geflossen sind. Diese schwer abzuleugnende Uebereinstimmung ist nun gemeinhin benutzt worden, von der Biogra-

phie des Atticus aus rückwärts per analogiam auch für die übrigen vitas die Autorschaft des Nepos zu beweisen, indem die Erwähnung dieses Schriftstellers in der Ueberschrift des Cato und Atticus zu genügen schien, um für diese beyden Biographien an keinen andern Verfasser weiter zu denken. Nun lautet aber die Ueberschrift des Cato in dem besten ms. (Guelf.): „Excerptum e libro Cornelii Nepotis de Latinis historicis," die des Atticus einfach: „Ex libro Cornelii Nepotis de Latinis historicis," was, wie Ref. glaubt, keineswegs ausreicht, um die Verfasserschaft des Nepos für diese beyden vitas in der Gestalt, wie wir sie besitzen, ohne alles Weitere für constatirt zu erachten; so wenig als bey Justin die Ueberschrift „ex Trogo Pompejo," falls wir von dem Epitomator selbst Nichts wüßten, berechtigte, den Trogus für den Verfasser der auf uns gekommenen Histor. Philipp. zu halten. Die vita Catonis stellt sich auf den ersten Blick als ein bloßer Auszug dar; und daß sowohl hier, als im Atticus Nepos redend eingeführt wird, hindert nicht, an eine Ueberarbeitung von dritter Hand zu denken, weil ja des Letztern Name auf dem Titel genannt war. Im Mittelalter scheint auch eine derartige Beziehung zwischen Probus und Nepos hie und da offenbar angenommen worden zu seyn; dieß beweist wenigstens der Umstand, daß in einer ziemlich großen Anzahl von Handschriften Atticus und Cato mitten unter den vitis des Probus und ohne besondere Ueberschrift aufgeführt werden. Besonders merkwürdig ist, daß der cod. coll. Rom. (vgl. Roth S. 217), dessen Text von geübter Hand redigirt ist, nach Aufführung der Feldherrn in der gewöhnlichen Ordnung und des Cato und Atticus mit den oben erwähnten Ueberschriften, nach der vita Attici die Worte enthält: „Emylius probus de Illustribus ducibus exterarum gentium explicit" und ganz am Schlusse nach dem Fragment aus dem Briefe der Cornelia: „Hi sunt quorum vita ab emylio probo descripta hoc codice continentur. Milciades, Them. u. s. w., und der Letzte ist Pomponius Atticus romanus. Es ist daher wohl nicht zu zweifeln, daß uns die beyden genannten Biographien nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt, sondern als Bearbeitungen des Probus vorliegen; und durch diese Annahme finden die anstößigen Zusätze (Att. c. 3, 1. und c. 4, 5. „ut opinor") vielleicht am besten ihre Erledigung.

Gewiß ist, daß auch in sprachlicher Beziehung einzelne Stellen in beyden Biographien erst aus dem späteren Gebrauch erklärt werden müssen. So wird Att. c. 1, 2. indulgens gewöhnlich von den Erklärern für „nachsichtsvoll in bonam partem" genommen (Bremi: „ein Vater, der mit den jugendlichen Fehlern seiner Kinder liebreiche Nachsicht hat"). Jedermann sieht, daß sich diese dem Vater des Atticus beygelegte Eigenschaft zwischen den beyden andern Prädicaten diligens und dives höchst seltsam ausnimmt. Was hier indulgens bedeute, lehrt Seneca de benef. III., 21. p. 190. „At indulsit, liberalius educavit, artes, quibus eruduntur ingenui tradidit: beneficium est." Indulgens ist also der Vater, der etwas an seine Kinder wendet, der kein pecuniäres Opfer für ihre Erziehung scheut (cf. Apul. Flor. IV. extr. cygno cantum indulsit [Apollo]). Aehnliche Bewandtniß hat es mit dem Adject. temporarius (Att. c. 11, 3.). Bremi erläutert: „tempor. ist der, welcher sich nach den Umständen richtet und nur darum etwas thut, weil er nach der gegenwärtigen Lage der Dinge urtheilen kann, es sey ihm nützlich. Allein abgesehen davon, daß durch diese Erklärung das folgende callidam ganz müßig dasteht, während neque-neque doch einen neuen Begriff fordert, hat das Wort bey den Schriftstellern, bey welchen es vorkommt, (in der classischen Latinität findet sich dasselbe, wie es scheint, gar nicht) nur den Sinn: „vorübergehend, momentan, dem Zeitwechsel unterworfen," vergl. Quinct. V., 10, 28. „His adjiciunt quidam commotionem, hunc accipi volunt temporarium animi motum, sicut iram, pavorem" (cf. Apul. Flor. II. p. 572., „ut natura quibusdam avibus brevem et temporarium cantum commodavit; Met. VII. p. 282. temporarium sedem; ibid. XI. p. 426. larem temporarium.). Somit ist also hier nur diejenige Art von Freygebigkeit gemeint, von welcher Cicero de off. I., 15, 49. spricht, die ohne Urtheil, Maaß und Ueberlegung ihren Grund

in einer momentanen Erregung des Gemüthes hat und deshalb eben so schnell vorschwindet, als sie entstanden ist. Wie sich von selbst versteht, können bey der temporaria liberalitas Rücksichten auf Gewinn und Vortheil mitwirken, allein in dem Worte temporarius liegt der Begriff der Berechnung nicht. Dieß zeigt auch eine der unsrigen ganz ähnliche Stelle bey Seneca ep. IX. p. 23. „Hae sunt amicitiae, quas temporarias populus appellat. Qui causa utilitatis assumtus est, tamdiu placebit, quamdiu utilis fuerit," wo die Worte tamdiu, quamdiu genau auf den Begriff von temporarius zurückweisen. — Um nur noch einiges hieher Gehörige anzudeuten, vergleiche man zu Att. c. 13, 4. „domi natum domique factum" Senec. de clement. I., 9. p. 16. „Ego te Cinna, cum in hostium castris invenissem, non factum tantum mihi inimicum, sed natum servavi; zu c. 21, 2. nactus est morbum Suet. Tib. c. 10; zu Cato, c. 3, 5. „studiosos Catonis" Gell. N. A. XV., 28, 6.

Es darf aber, um noch einen Schritt weiter zu thun, mit einiger Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß Probus überhaupt den am Schlusse des Hannibal versprochenen, nun nicht mehr vorhandenen, zweyten Theil de Romanis imperatoribus aus Nepos compilirt habe. Es ist nämlich Probus unter den späteren Schriftstellern von C. Ampelius und Aurelius Victor (wenn dieser anders der Verfasser des Büchleins de viris illustribus ist) benützt worden. In Beziehung auf ersteren hat dieß bereits Rinck (Proleg. ad Probum p. XIII.) nachgewiesen. Da nun Ampelius bey Aufzählung berühmter römischer Feldherrn und Staatsmänner zweifelsohne aus der nämlichen Quelle geschöpft hat, welche er bey den griechischen benutzte, Aurelius Victor aber mit demselben sehr häufig wörtlich übereinstimmt*), so ist man zu der Vermuthung

*) Vergl. zu Ampel. XVIII. Aur. Vict. V. J. 43, 1. 31, 1. 33, 7. 45, 3. 56, 3. 61, 4. 62. 63.

berechtigt, daß beyde einerley Gewährsmann, nämlich den Probus vor Augen gehabt haben. Diese Vermuthung bestätigt sich vollkommen, wenn man Victor. V. J. c. 47. mit dem ersten Capitel unsrer vita Catonis vergleicht; denn selbst die Ungereimtheiten, welche Victor an jener Stelle berichtet, tragen dazu bey, daß man das Original mit Sicherheit erkennt. Damit wäre nun freylich noch nicht dargethan, daß Probus auch in seinen übrigen Lebensbeschreibungen großer Römer vorzugsweise dem Nepos gefolgt sey; indessen führt uns hierauf doch mit ziemlicher Bestimmtheit die Vergleichung zweyer Plutarchischer Stellen, an welchen Nepos ausdrücklich als Autorität genannt wird, mit den ganz übereinstimmenden, aber abgekürzten Angaben bey Aurelius Victor. Die eine betrifft das Lebensende des Marcellus bey Plut. Marc. c. 30, Victor V. J. 45, 8.; die andre, welche wir der Kürze wegen ausschreiben, den Lucullus: Plut. Luc. c. 43, 3. „Νέπως Ἱερύλλιος - φησὶν - ἐκστῆναι δὲ καὶ καταλῦσαι τὸν λογισμόν, ὥστ' ἔτι ζῶντος αὐτοῦ τὴν οὐσίαν διοικεῖν τὸν ἀδελφόν." Victor 74, 8. „Post cum alienata mente desipere coepit, tutela ejus M. Lucullo fratri permissa est." Bey Aurelius Victor aber an ein Zurückgehen auf die ursprünglichen Quellen-Schriftsteller zu denken, verbietet ebenso die ganze Verfassung des planlosen und von Fehlern vollgestopften Büchleins, wie das literarische Treiben des Zeitalters überhaupt, dem es seine Entstehung zu verdanken hat.

(Schluß folgt.)

71. 7. — Zu Ampel. XIX. Vict. 57. 1. 82, 5. 48, 7. 80, 3. 72. 10. 11. 2—5 u. s. w.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Februar.

Nro. 32. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Cornelii Nepotis quae vulgo feruntur vitae excellentium imperatorum ad optimorum codicum fidem emendavit atque integram lectionum varietatem adjecit C. Benecke.

(Schluß.)

Da die Untersuchung über Cornelius Nepos und die Aechtheit der ihm zugeschriebenen Biographien in neuester Zeit wieder lebendiges Interesse gewonnen hat, so glaubte Ref. denselben Gegenstand etwas umständlicher besprechen zu müssen; um so kürzer wird sich nun das zusammenfassen lassen, was von dem kritischen Theil der Leistungen des Hrn. B. zu sagen ist. Eine genaue Durchsicht des Textes unsrer vitae, wie derselbe in den gewöhnlichen Ausgaben geboten wird, überzeugte Hrn. B., daß eine sehr bedeutende Anzahl von Stellen jeder kritisch gesicherten Unterlage ermangelten, indem die ältern Herausgeber wohl im Einzelnen glückliche Verbesserungen gemacht, eine durchgreifende, zuverlässige Recension des Textes aber theils wegen Geringfügigkeit oder Ueberschätzung ihrer handschriftlichen Mittel nicht hätten geben können, theils, wie Heusinger und Bardili, bey sehr großen Verdiensten um den Schriftsteller nicht hätten vollenden wollen; während auf der anderen Seite ein großer Theil der neueren Bearbeiter, bloß grammatische Zwecke verfolgend, den überlieferten ziemlich bunten Text in der Regel mit geringfügigen Abänderungen beybehalten habe. Hr. B. unternahm es daher zuvörderst, den ganzen kritischen Apparat, welcher sich allerdings zerstreut genug in den einzelnen Ausgaben vorfindet, zu sammeln und zu sichten, um hierauf eine richtige Würdigung der einzelnen mss. begründen zu können und nachdem dieß geschehen, den Text selbst von allen eingeschlichenen, schlecht oder gar nicht beglaubigten Lesearten zu säubern. Dieser von ihm zusammengetragene und dem Text der Ausgabe untergedruckte Apparat beruht aber nun freylich zunächst nur auf den in den Ausgaben von Bardili, Heusinger, Fischer und Dähne enthaltenen Angaben; denn außer den genannten hat Hr. B., wie er selbst praef. p. 9. versichert, keine andre Bearbeitung zur Hand gehabt und nachgesehen. Durch welche Umstände Hr. B. verhindert worden ist, von der doch schon im Jahre 1841 erschienenen Ausgabe von Roth Notiz zu nehmen, ist Ref. unbekannt; jedenfalls würde die Benützung dieser Arbeit Herrn B. die Mühe vielfach erleichtert und ihn zu bestimmteren Resultaten geführt haben. Roth hat nämlich nicht nur das in den früheren Ausgaben befindliche kritische Material bereits sorgfältig und gewissenhaft zusammengestellt und geordnet, sondern auch eine große Anzahl von Handschriften, deren Lesearten bis jetzt unbekannt waren, theils selbst verglichen, theils durch gelehrte Freunde vergleichen lassen, die berühmte Wolfenbütteler Handschrift abermals mit der größten Sorgfalt durchgesehen und ebenso sämmtliche für die Kritik wichtigen älteren Ausgaben zu Rathe gezogen, so daß nun ohne allen Zweifel durch die umsichtigen Bemühungen dieses Gelehrten für die Texteskritik unserer vitae ein Apparat hergestellt ist, wie ihn Hr. B. bey der Beschränktheit seiner Mittel auch mit dem besten Willen nicht liefern konnte. Unter diesen Umständen

ist daher bey aller Anerkenntniß, welche man dem Fleiße des Hrn. B. schuldig ist, dennoch dieser Theil seiner Arbeit bereits für antiquirt zu erachten; weil für jeden künftigen Bearbeiter der vitae in kritischer Beziehung die Ausgabe von Roth vor der Hand die sicherste Basis bleiben wird. Und wenn in dieser Rücksicht noch Etwas zu wünschen übrig bleibt, so ist dieß eine erneute Vergleichung der vier Leidener Handschriften. Staveren hat dieselben bekanntlich sehr nachläßig durchgesehen und durch den Uebelstand, daß er bey der Vergleichung drey ganz verschiedene Ausgaben benützte und nachher seine Excerpte dem Bosianischen Texte anpaßte, eine solche Verwirrung in die Sache gebracht, daß man an sehr vielen Stellen über die wahre Lesart dieser codd. im Unsicheren gelassen wird und eben deßhalb auch außer Stand ist, den eigentlichen Werth dieser Handschriften richtig zu würdigen.

Fragt es sich hiernächst, wie Hr. B. die ihm zu Gebote stehenden Mittel für die Berichtigung des Textes benützt hat, so muß Ref. dem Verfahren desselben im Allgemeinen vollkommen seine Beystimmung ertheilen. Hr. B. ist vor Allem bemüht gewesen, die maßlosen, willkührlichen Interpolationen Lambins, welche auf eine merkwürdige Weise über zwey Jahrhunderte lang mehr oder weniger sich von einer Ausgabe auf die andre verpflanzt haben, vollends auszurotten und die handschriftliche Lesart wieder in ihre Rechte einzusetzen. Es ist nicht zu verkennen, daß der Text schon durch diese Ausscheidung fremder, von Außen hinzugekommener Elemente eine andre Gestalt erhalten hat; so daß derjenige, der sich ein unbefangenes Urtheil über die Sprache und Darstellungsweise, welche in unsren vitis herrscht, bilden will, durchaus keinen früheren Text, sondern entweder die Ausgabe des Hrn. B., oder noch füglicher die Rothische zur Hand nehmen muß, um nicht irregeleitet zu werden. Natürlich befinden sich unter den zahlreichen Aendrungen Lambins und andrer Kritiker einzelne, welche sich trotz des Widerspruchs der mss. wohl schwerlich werden von der Hand weisen lassen, z. B. Dat. c. 1, 2. quo factum est, ut; Ages. c. 7, 4. sic enim erat instructa; Phoc. c. 2, 1. idem cum; c. 3, 3. huc eodem; Ham. c. 1, 4. aut virtute vicissent; Hann. c. 12, 1. Flaminium; Cat. c. 2, 2. senatu consulatu peracto; Att. c. 9, 4. hic sponsor u. A.; und hier hat Hr. B. mit Recht kein Bedenken getragen, von den Handschriften abzugehen; nur vermißt man hie und da in solchen Fällen in der adnotatio critica die ausdrückliche Bemerkung, daß eine dergleichen aufgenommene Lesart handschriftlich nicht beglaubigt, sondern die Verbesserung dieses oder jenes Gelehrten sey; z. B. Ar. c. 3, 2. ist quam quod cum aufgenommen, obwohl quod in allen mss. fehlt und nur von Lambin beygesetzt ist, ohne daß dabey des Letztern Erwähnung gethan wird. Auch Ref. würde quod beybehalten, da es nicht wohl entbehrt werden und vor dem folgenden quum leicht ausgefallen seyn kann; doch dürfte aus gleichen Gründen quum in dem prol. §. 8. nach persequi und Phoc. c. 2, 2. primo quod cum zu lesen seyn, da überdieß an letzter Stelle quod durch Leid. 1. bestätigt wird.

Auch Alc. c. 6, 3. ist prosequebantur, eine Verbesserung Murets, stillschweigend in den Text genommen, da doch alle mss. persequebantur geben; ebendaselbst c. 10, 4. mußte bemerkt werden, daß circa casam eam Conjectur des Schoppius oder eigentlich des Gifanius ist. Paus. c. 5, 5 ist im Widerspruch mit dem sonstigen Verfahren des Hrn. B. infoderunt, in quo aufgenommen, obgleich in bloßer Zusatz Lambins ist und in keiner Handschrift steht. Doch ist hier die Präposition vielleicht durch ein Versehen beym Drucke in den Text gekommen: denn von Druckfehlern ist leider das Buch nicht hinreichend gereinigt. Neben einer großen Zahl gewöhnlicher Verstöße muß man nicht selten erst aus den Anmerkungen errathen, wie der Text lauten sollte; z. B. Att. c. 2, 4. eos debere (wo eos getilgt werden muß), Ages. c. 2, 1. classem statt classes; prol. §. 4. ejus cives statt cives ejus; Them. c. 6, 5. sive sacer esset sive privatus statt s. sac. s. priv. esset; Ep. c. 1, 1. Polymnis statt Polymni u. A. — Ein offenbarer Irrthum aber ist es, daß Hr. B. prol. §. 3. mores eorum etiam secutus in den Text aufnimmt, angeblich nach dem Dan., aus welchem jedoch etiam nirgends notirt wird. Ohne Zweifel

hat sich Hr. B. durch die Angabe Fischers: „mores eorum etiam Dan.“ irre führen lassen, wiewohl dort etiam schon durch den Druck von der eigentlichen Lesart unterschieden wird.

Während Hr. B. in den oben bezeichneten Fällen den Text meist nur mit einer kurzen Andeutung in der Varietas lectionis geändert hat, wird eine Reihe von Stellen in der Einleitung p. 14 — 48 etwas ausführlicher besprochen. Diese Bemerkungen scheinen jedoch erst geschrieben zu seyn, nachdem der Text bereits in den Druck gegeben war; und daher sind hie und da nachträglich Berichtigungen beygebracht, welche man lieber bereits dem Texte einverleibt sehen möchte, z. B. Milt. c. 5, 3 acie e regione instructa non apertissuma (oder besser mit Roth ohne die Präp. e); Alc. c. 10, 2 societatem huic ergo renuntiat, quae — esset; Dion. c. 9, 2 ut haberet, qua fugeret; Att. c. 6, 2 in tam effusi ambitus largitionibus u. A. m. — Uebrigens entwickelt Hr. B. bey der Behandlung dieser Stellen eine feine und umfassende Kenntniß des lat. Sprachgebrauchs, welche ihn allerwärts vor unzeitigen Aenderungsversuchen bewahrt und ihn häufig bey sehr angestrittenen Lesearten das Richtige mit Sicherheit erkennen läßt. So ist Alc. c. 2, 1 das vielfach angefochtene reminisci sehr glücklich durch Apul. apol. p. 514 ed. Oud. finge quidvis, reminiscere, excogita und p. 601 saltem fingite aliquid, reminiscimini, quod respondeatis (bey Fronto de test. transm. p. 278 findet sich: fingo haec ac comminiscor) gerechtfertigt; Them. c. 2, 4 neque ante neque postea durch Plin. N. H. XXVI, 8, 38; ebenso Chabr. c. 3, 4 die Ablative Lesbo, Sigeo; Dat. c. 8, 5 pacem amicitiamque hortatus est (ohne die Präp. ad); Ep. c. 6, 2 Thebis Oedipum natum, qui cum patrem suum interfecisset, ex matre liberos procreasse u. A. — Bey Them. c. 10, 1, wo Hr. B. mit Berufung auf Gudf. (hii) quam ii poterant schreibt, wird mit Recht darauf aufmerksam gemacht, wie auffällig in unsern vitis der häufige Gebrauch des Pron. hic als eines Correlativums zu qui ist, besonders in den Fällen, wo die gleichlautenden Formen von is, nämlich ii und iis (hii und hiis) in den mss. sehr leicht Verwechselung herbeyführen konnten. Es ist bekannt, wie wenig rücksichtlich der Beyfügung oder Weglassung der Aspiration selbst auf die besten Handschriften zu geben ist; inzwischen hat die Erfahrung gelehrt, daß ziemlich regelmäßig in den Fällen, wo die ältesten mss. ii darboten, die jüngeren vom 10. Jahrhundert an hii, noch spätere aus dem 13. Jahrhundert geradezu hi schrieben. Da nun von sämmtlichen codd. des Probus keiner über das 11. Jahrhundert hinaufgeht, so ist klar, daß man von daher über diesen Punkt keine Aufschlüsse erwarten darf; vielmehr wird hier nur eine genaue Beobachtung des Sprachgebrauches, namentlich in den Fällen, wo die Formen der beyden Pron. is und qui keine Verwechselung zulassen, zum Ziele führen. Und hier vermag vielleicht schon das rein numerische Verhältniß, welches sich in dem Vorkommen der beyden Pron. herausstellt, die Nothwendigkeit manchfacher Aenderungen erweisen. Denn während z. B. innerhalb der 26 Capitel, Thras. bis Chabr. incl., id 17mal, hoc nur 6mal, ejus 20mal, hujus 3mal, eum 19mal, hunc 3mal vorkommt, verkehrt sich bezüglich des Dat. pl. dieser beyden Pron. das Verhältniß dergestalt, daß auf demselben Raume his 13mal, iis dagegen nur 2mal gefunden wird. Es ist daher durchaus zu billigen, daß Hr. B. hinwieder die anstößigen hi und his, durch welche sich nicht selten bey dem jugendlichen Leser ein ganz falscher Begriff von dem Gebrauch des Demonstrativ-Pronomens festsetzt, aus dem Texte vertrieben hat; nur hätte Ref. hierin eine größere Consequenz gewünscht; denn nachdem Them. c. 10, 1 und anderwärts die Formen von is in den Text aufgenommen wurden, ist nicht abzusehen, warum nicht auch Paus. c. 5, 5 hi und Pel. c. 2, 3. Chabr. c. 1, 3. Dat. c. 6, 6. c. 9, 4 his auf gleiche Weise abgeändert worden ist. Auch Milt. c. 3, 4 würde Ref. ohne Bedenken cum iis copiis schreiben, anstatt his durch eine erkünstelte Erklärung halten zu wollen.

Bey dem vorherrschenden Bestreben des Hrn. B., sich möglichst getreu an die mss. anzuschließen und deren Angaben, wo es thunlich war, durch Nachweis aus dem Sprachgebrauch zu rechtfertigen,

hat derselbe wie vollkommen gebilligt werden muß, von der Conjectural-Kritik nur einen sehr beschränkten Gebrauch gemacht. Denn neben den Gründen, welche er praef. p. 3 für sein Verfahren in dieser Beziehung geltend gemacht hat, bedarf es für den Kritiker bey der Behandlung unsrer Biographien einer besonderen Vorsicht, weil die Erfahrung gezeigt hat, daß viele Stellen, welche frühere Gelehrte mit dem Maßstabe ciceronianischer Latinität in der Hand unabwendbar ändern zu müssen glaubten, nunmehr von einem weniger engherzigen Standpunkte aus untersucht, sich als vollkommen ächt erweisen; und während man früher z. B. Thras. c. 1, 4 ad vires vimque auf jegliche Weise zu bessern suchte und bey Dion. c. 3, 2 non magis tyranno quam tyrannis ohne Weiteres letzteres seit Ascensius in tyrannidi umänderte, darf man jetzt wohl kaum mehr an eine Aendrung dieser Stelle denken, wenn man erwägt, wie sich die spätere Latinität bey Fronto und Apulejus in dergleichen Spielereyen gefiel. Uebrigens wäre es lächerlich, läugnen zu wollen, wie viel selbst in diesem Zweige der Kritik für Probus noch zu thun übrig ist. Auf Einzelnes hat bereits Roth aufmerksam gemacht, von dessen Verbesserungs-Versuchen hier der Kürze wegen nur die wohl begründete Herstellung von Milt. c. 5, 3 acie regione instructa non apertissuma und die eben so unzweifelhafte Conjectur (Lys. c. 3, 2) Delphicum (vgl. Paus. c. 5, 5) erwähnt werden soll.

Es liegt außer dem Zwecke dieser Anzeige, durch Eingehen auf Einzelnheiten die anerkennungswerthen Leistungen des Hrn. B. noch weiter zu beleuchten; Ref. unterläßt es daher auch über jene Punkte zu sprechen, über welche er mit dem Hrn. Verfasser nicht einverstanden seyn konnte. Nur eine einzige Bemerkung möge hier noch Platz finden, durch welche Ref. ein von Hrn. B. ausgesprochenes Bedenken zu beseitigen hofft. Derselbe hat nämlich Milt. c. 5, 1 die Worte: „quo factum est, ut plus quam collegae Miltiades valuerit“ beanstandet, dieselben als alles logischen Zusammenhangs mit dem Vorangehenden entbehrend bezeichnet und daran die Bemerkung geknüpft, hier habe der (von ihm supponirte) Epitomator allzuviel weggeschnitten und dadurch den Faden verloren. „Equidem, sagt er, profecto non intelligo, quemadmodum, cum manus Atheniensium mirabili flagraret pugnandi cupiditate, eo sit factum, ut Miltiades plus valeret quam collegae.“ Gleichwohl findet dieser Zweifel unschwer seine Erledigung; Miltiades war (c. 4, 5) der einzige unter den zehn Feldherrn, der darauf drang, dem Feinde in offener Feldschlacht entgegenzugehen; da nun auch die bewaffnete Mannschaft der Athener von Kampfbegierde entflammt war, so entsprach des Miltiades Gesinnung dem Willen des Heeres und folglich galt er dem Heere mehr, als seine Collegen. Weit eher hätte Ref. eine dergleichen Bemerkung erwartet zu Iph. c. 3, 3. placatis in se suorum civium animis. Kein Erklärer außer Cellarius, so viel wir wissen, hat sich die Mühe gegeben, davon zu sprechen, worauf sich diese Worte beziehen; sie müssen aber durch eine Art von historischer Prolepsis aus dem Nachfolgenden erläutert werden: „caussam capitis semel dixit“ etc.; vgl. auch Dion. c. 10, 1 ab insciis conciduntur, wo mit dem Worte inscii keine andern Personen gemeint sind, als die später genannten, „quibus tale facinus displicebat.“

Schlüßlich bekennt Ref. mit Dank, durch die Bemerkungen des Hrn. B. vielfach belehrt und unterrichtet worden zu seyn und wünscht, daß, da derselbe ursprünglich nicht bloß eine kritische Ausgabe, sondern auch einen vollständigen Commentar zu unsern vitis zugleich mit Hinweisung auf die griech. Quellen zu geben beabsichtigte und nach eigener Versicherung bereits ein Drittel dieser Arbeit vollendet hatte, er nunmehr, nachdem sich ihm ein reicherer, vollständigerer Stoff zu einer kritischen Behandlung darbietet, das bereits angefangene Werk wieder aufnehmen und nach dem vorgehabten Plane zu Ende führen möge.

H. Heerwagen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Februar.

Nro. 33. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Kaiser Friedrich II. Ein Beytrag zur Berichtigung der Ansichten über den Sturz der Hohenstaufen. Mit Benützung handschriftlicher Quellen der Bibliotheken zu Rom, Paris, Wien und München, verfaßt von Dr. Constantin Höfler, öffentlichem ordentlichen Professor der Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität, ordentlichem Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften ꝛc. München, Verlag der literarisch-artistischen Anstalt. 1844. XVI. 434 S.

Erster Artikel.

Von dem Rechte Gebrauch machend, welches die k. Akademie der Wissenschaften jedem ihrer Mitglieder einräumt, seine Werke selbst in den gelehrten Anzeigen zu besprechen, erlaubt sich der Verfasser, ehe er den Inhalt dieser geschichtlichen Forschungen darlegt, auf einige Anzeigen Rücksicht zu nehmen, welche mehrere Journale über diese seine vorliegende Schrift bekannt machten. Es wird mir hiebey vergönnt seyn, bey einem Werke, dessen Absicht war, so viel wie möglich nur Neues zu geben, Beurtheilungen mit verachtendem Stillschweigen zu übergehen, welche, wie das Leipziger Repertorium, nach langen Declamationen über Ultramontanismus, Pfaffenherrschaft und dieser huldigende Tendenzen den Leser versicherten, das Buch enthalte nichts Neues. Es wäre dem Repertorium freylich schwerer geworden, zu sagen, in welchen Theilen der Geschichte Friedrichs II. das Buch nicht die bisherige Kenntniß erweiterte, als sich im vagen Umherreden darüber zu ergehen, daß in der Vorrede nicht deutlich ausgesprochen worden, welche Probleme ich mir vorzüglich zur Behandlung vorgestellt. Hätte der unbekannte Recensent des Horatius ars poetica studirt, so würde er wissen, daß kein geistiges Werk, das auf künstlerische Behandlung Anspruch macht, sicut scriptor cyclicus olim mit der Thüre in das Haus fallen darf. Und hätte er, anstatt über das von ihm, wie es scheint, nicht gelesene Buch eine Recension zu schreiben, dasselbe wirklich gelesen und etwa mit früheren Bearbeitungen verglichen, so würde er von selbst gefunden haben, welche Probleme darin behandelt worden seyen. Zugleich hätte er sich überzeugen können, daß nicht bloß der Kampf Friedrichs II. mit den Päpsten Inhalt des Buches sey, sondern in einem hohen Grade die Stellung Friedrichs II. zu Deutschland, wobey es sich um Vindicirung zweyer deutscher Könige, Heinrichs VII. und Heinrich Raspe's handelt, wie um die wirklichen Pläne des Sicilianers, Deutschland um den natürlichen Fortschritt in seiner Verfassung zu bringen. Das möge sich der Leipziger Recensent merken, daß mit einer Fabrikarbeit kein Buch abgethan wird, welches auf selbstständigen Forschungen beruht und von welchem ganz andere Leute als er öffentlich bekannten, sie hätten ihre bisherigen Kenntnisse dadurch mannigfach bereichert. So viel für ihn, und nun zu dem neuesten Recesenten in den Heidelberger Jahrbüchern (1846 Nr. 3 u. 4.) Hrn. Prof. Kortüm.

Da Hr. Prof. Kortüm ziemlich klar zu verstehen giebt, er erlasse mir den Text meines Buches, indem er mir erst denselben zu lesen gedenkt, so ist

es nicht mehr als billig, daß ich ihm meinerseits auch die ganze lange und langweilige Exposition erlasse, welche er, ehe er auf den factischen Theil einging, demselben vorauszuschicken für gut fand. Habe ich etwa nicht auch für die Hohenstaufen geschwärmt, so sehr wie irgend einer derjenigen, die wider mich auftreten, weil die nackten Thatsachen mich belehrten, die wirkliche Geschichte sey eine andere als die, welche wir uns wünschen oder in poetischer Stimmung zu machen pflegen? Mir persönlich liegt in der That sehr wenig daran, ob Friedrich II. oder Gregor IX. Recht hatte. Fände ich das Erstere, sprächen die Thatsachen für Friedrich II., so wäre mir selbst am meisten gedient, indem ich, den Frieden liebend und des Friedens bedürftig, nicht der einfachsten Thatsachen wegen mich mit Personen herumschlagen müßte, die unter jedem neuen Factum eine unbeliebige Consequenz wittern und also die Thatsachen schon der Consequenzen wegen nicht annehmen werden. Aber Eines hätte Hrn. Kortüm die Wahrheitsliebe doch lehren können. Es ist dieses nichts Anderes, als daß, was immer für Quellen für Friedrich II. sprechen und sprechen können, längst veröffentlicht wurde, also die durch die bisherigen Bearbeitungen gebildete Meinung nothwendig schon deßhalb für Friedrich seyn muß, weil die Akten bisher nur für ihn lauteten. Ein so gründlicher Forscher wie Hr. Kortüm zu seyn sich den Anschein giebt, durfte aber nicht übersehen, daß, wenn die Sache so ist und sie ist so, nothwendig jede neue Aufhellung eher zu Gunsten von Friedrichs Gegnern seyn wird, als zu ihrem Nachtheile, indem ja dasjenige, was für sie zeugen kann, ihre Briefe, die Regesten der Päpste u. dgl. bisher noch nicht bekannt war. Mein Buch fügt nun zu den bisher bekannten ghibellinischen Quellen auch bisher unbekannte guelfische hinzu und schon aus diesem Umstande geht schlagend hervor, daß nach der Natur der Quellen die Resultate auch eher gegen als für Friedrich seyn werden und spätere Bearbeitungen werden in dem Maaße, als die Regesten sich aufschließen, wohl noch mehr gegen als für Friedrich zeugen. Ist es nun Hn. Kortüms Fehler, dieß verschwiegen zu haben, was zu sagen ihm als Professor der Geschichte — und nicht Dilettant — am ehesten ziemte, so ist es der meinige gewesen, auf die Unparteylichkeit des Urtheils, auf jene Rücksichten des Forschers gegen den Forscher gerechnet zu haben, auf welche man, wie die Erfahrung lehrt, nun einmal in Deutschland nicht rechnen darf. Jetzt wollen wir zu dem Einzelnen übergehen, was Hr. Kortüm an meinem Buche auszusetzen hat. Seinem Beyspiele folgend, wollen wir nur die drey hauptsächlichsten Parthien hervorheben, die er sich zum Opfer ausersah.

Der bitterste Tadel gilt den mitgetheilten Urkunden aus der k. k. Bibliothek zu Wien, an welchen ein Exempel statuirt werden sollte. Zum Unglücke für den Recensenten war ich aber gar nie in Wien, sondern habe die mitgetheilten Urkunden in der Gestalt, wie ich sie publicirte, durch einen Scriptor oder anderen Beamten der kaiserlichen Bibliothek durch seine Exc. den Grafen von Dietrichstein erhalten, welcher zwar auf meine Bitten, die fraglichen codices nach München zu schicken, nicht eingieng, wohl aber die Abschriften besorgte, von deren Genauigkeit ich wie natürlich überzeugt seyn mußte. Da sie aber vielfach einen nicht hinreichenden Sinn gaben, so habe ich nur von den Stellen Gebrauch gemacht, über deren Sinn kein Zweifel ist, und das hätte H. Kortum, der nur zu tadeln weiß, bemerken können und sollen. Ob es nun in der Urkunde fieri oder fiere heißt u. dgl., ich bin nicht dafür verantwortlich und der höhnische Tadel, ich hätte Friedrich II. uncorrectes Latein untergeschoben, war mindestens eine müssige Bemerkung. Mehrere von diesen Urkunden sind von Kortüm in seiner Geschichte des Mittelalters benützt worden; ich habe mir aber um so mehr erlaubt, nur einen mäßigen Gebrauch von ihnen zu machen, da ich Grund habe zu vermuthen, daß sie nur sogenannten dictamina angehören und ihre Authenticität beanstandet werden kann. Auch H. Kortüm hat diese letztere nicht außer Zweifel gesetzt, sondern sich begnügt, sie als vorgefunden zu erwähnen und dann unbedingt, selbst in den Fällen gebraucht, wo ihr Inhalt aller Wahrscheinlichkeit widerspricht. Somit fällt das gegen mich gebrauchte Hauptargument auf den rücksichtslosen Tadler zurück, der gewohnt, schwarz in schwarz zu malen, jene ruhige Umsicht leidenschaftlich bey Seite setzte, die nicht nur dem Forscher, sondern auch dem Beurtheiler geschichtlicher Werke anzurathen ist.

Ein zweyter nicht minder heftiger Vorwurf ist gegen meine Darstellung Konrads von Marburg gerichtet. Ich habe mich hierüber erst unlängst bey Gelegenheit der Anzeige von Böhmers fontes Bd. II. ausgesprochen, in dem Buche aber selbst erklärt, daß das Auftreten Konrads zu seiner rechten Würdigung erst noch der Veröffentlichung der Wormser Annalen bedarf. Unbegreiflicher Weise macht aber H. Kortüm dennoch die Meinung geltend, ich hätte diese benützt! Was diese Annalen uns in Betreff Konrads für Aufschlüsse geben, ist in der angeführten Anzeige hinreichend dargethan. Irrig aber ist es, daß dieselben „fast überall das Gegentheil der von mir gelieferten Darstellung lehren". Ich habe ja mit Absicht nicht einmal die in meinem Besitze befindlichen Regesten zur Geschichte Konrads benützt, weil ich die Veröffentlichung der Wormser Annalen erwartete. Eben deßhalb ging ich aber auch über Konrads Auftreten so schnell hin, als es nur immer zum Verständnisse des Ganzen geschehen durfte. Daß ich den Marburger Konrad als unschuldig gefallenes Opfer bedauerte, wie mir Hr. Kortüm imputirt, ist, wie so viele andere Behauptungen Hrn. Kortüms, eine grobe Unwahrheit. Ich habe den an ihm verübten Mord nicht gebilligt und ihn in Verbindung gebracht mit ähnlichen Ermordungen und Mißhandlungen von Geistlichen durch Laien, um den Zwiespalt zwischen beyden Ständen und dessen Höhe zu erweisen. Was ist nun hieran Unwahres und wie kann H. Kortüm es verantworten, die Heidelberger Jahrbücher mit solchen willkührlichen Erfindungen auf meine Kosten anzufüllen? Wo ist hier die historische Treue, wo Wahrheitsliebe? Auf welcher Seite ruht da der Vorwurf des blinden Partheyhasses? Unwahr ist es ferner, daß ich den Hauptgegner Conrads einen wilden und grausamen Mann nannte: ausdrücklich erwähnt dieß Golscher vom Grafen von Sayn: qui magnae crudelitatis esse dicebatur. Von den Einzelheiten der Geschichte habe ich, wie gesagt, aus den angeführten Gründen nichts mitgetheilt, wohl aber ausdrücklich gesagt, Konrad habe seine Gewalt mißbraucht und in blindem Eifer ohne weiteres Verhör das Todesurtheil verhängt. Das erwähnt Hr. Kortüm freylich nicht. Dafür sagt er, ich lasse den Ketzermeister außerordentliche Vollmachten gewinnen, während der Wormser Annalist erwähne, nullum mandatum a sede apostolica habebant! Allein dieser Plural bezieht sich doch unzweydeutig auf die beyden Ketzerrichter Konrad Dorso und Johannes, die, eben weil sie keine mandata hatten, sich an Konrad von Marburg anschlossen, ut fortiores fierent. Daß aber Konrad von Marburg mandata hatte, geht unwiderleglich aus den Regesten P. Gregor's IX. Jahr I. n. 199 hervor, wo es ihm ausdrücklich auch erlaubt wird, ut sibi comites adsciscat. Was das Chronicon Alberici erzählt: quid ad hoc Dominus Papa rescripserit nondum scimus, nisi quod poenitet eum satis quod tantam dicto M. Conrado potestatem permiserit, unde talis confusio emerserit, scheint, wie was das Chron. Hirsaug. ad a. 1214 et seq. erzählt, Hrn. Kortüm unbekannt gewesen zu seyn, oder er hat es, weil es für mich spricht, absichtlich übergangen. Wenn man sich das Recht herausnimmt, Andere zu tadeln, soll man doch in seinem Tadel nicht so arg gegen die Wahrheit sich verfehlen; man macht sich dadurch nicht bloß lächerlich! Was aber mein Urtheil über Konrad von Marburg motivirte — dessen Tod ich, obwohl es Hr. Kortüm zweymal behauptet, in Wahrheit nicht ein einzigesmal bejammerte — ist, was Golscher und insbesondere Berthold von dem Ansehen erzählten, in welchem Konrad in Deutschland stand. Habe ich in Bezug auf den Grafen von Sayn den von Golscher angeführten Tadel ausgesprochen, so verschwieg ich auch nicht, was derselbe zu seinem Lobe erzählte, daß er als ein Beschützer des Rechtes und der Unschuld angesehen wurde (Friedrich II. S. 65). Ich kann es dem Leser überlassen zu beurtheilen, auf welcher Seite der Vorwurf der ungenauen Benutzung der Quellen sitzen bleiben werde. Aengstliche Gewissenhaftigkeit in Bezug auf verwerfendes Urtheil hat nie die schwache Seite meines Gegners ausgemacht. — Der dritte Vorwurf, den H. Kortüm gegen mich neben unerheblichen anderen vorbringt, betrifft die Ermordung H. Ludwig's von Bayern auf Befehl Friedrich's II. Hr. Kortüm glaubt ohne Weiters diese Beschuldigung mit einigen bannalen Phrasen abfertigen zu können. Allein wenn er Böhmers fontes wider mich citirte, warum citirt er die daselbst befindlichen Quellen nicht, wo sie für mich sprechen? Nicht

bloß, wie H. Kortüm zugesteht, zeugt der gleichzeitige anonymus Saxo bey Menken für den Mord, sondern der wohl unterrichtete Gottfried schreibt sie geradezu (Friedrich II. S. 77 fg.) dem Kaiser zu. Da ich im Text nur ausgesprochen habe, daß die blutige That „Zeitgenossen mit dem Kaiser in Verbindung zu setzen kein Bedenken trugen," frage ich Hrn. Kortüm auf das Zeugniß Gottfrieds hin, ist hieran nur eine Sylbe unwahr? Wenn es aber sich wirklich so verhält, was ermächtigt ihn, meine Darstellung der Unwahrheit zu beschuldigen. Er spricht so vieles von deutschem Charakter, deutscher Redlichkeit, und häuft, wo er kann, hämische Seitenhiebe auf meinen Glauben. Ich spreche von dem seinigen gar nicht, wo bleibt aber seine fides historica? Um diese hat er sich durch diese Anzeige gebracht, die wohl der Insinuationen genug, aber der Beweise sehr wenige enthält. Warum erwähnt er wohl das abgeschmackte Mährchen von dem Morio, das auf einem allen bayerischen Historikern bekannten Irrthum Aventins beruht, nicht aber, daß Friedrich den Herzog Ludwig, den Vormund seines Sohnes, paullo ante diffidaverat (s. über dessen Bedeutung unter anderem die neu edirte cronaca veneta aus dem dreyzehnten Jahrhunderte im archivio storico ital. T. VIII. S. 388) in rebus et persona, misso ad hoc nuntio speciali. Darf man diese wichtige Stelle, die ich ausdrücklich in der Note abdrucken ließ, so geradezu mit Stillschweigen übergehen und thun, als wenn sie gar nicht vorhanden wäre? Da ist es freylich leicht, Geschichte zu schreiben, wenn man alles Unbeliebige über die Schultern zu werfen sich gestattet. Daß aber Albert von Beham, den die Urkunden ganz anders zeichnen als Aventin gethan hat, welcher neben allen trefflichen Eigenschaften dem Hasse und der Vorliebe nur zu sehr offen stand, in einem Briefe, wo jede Unwahrheit die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht hätte, als die, um welche es ihm zu thun war, daß Albrecht, der Gevatter des H. Otto von Bayern, Sohn des ermordeten Ludwigs, in einer geheimen Depesche an diesen, Friedrich II. parricida vester nannte, ist unter verständigen Männern jedenfalls ein bedeutendes Moment, das bey so vielen Zeugnissen den Ausschlag zu geben vermöchte. Weiter, daß Innocenz IV. es vor dem Angesichte von Europa auf dem Concil von Lyon aussprach, gilt zwar für Hrn. Kortüm nicht als einen Beweis; denn bey ihm kann wie natürlich ein Papst in seinen öffentlichen Erklärungen vor den Deputirten aller christlichen Staaten des Abendlandes nichts anderes als Mährchen sagen. Aber jedenfalls hätte er anführen sollen, daß Hermannus Altahensis bey Böhmer fontes II., ein trefflich unterrichteter Zeitgenosse, über dessen Glaubwürdigkeit sich H. Kortüm bey Böhmer belehren kann, ausdrücklich erwähnt: Ludovicus obiit apud Kelheim insidiis domini Friderici Imperatoris. Sieh Böhmer II. S. 502. Wird H. Kortüm noch die Dreistigkeit haben, so viele Zeugnisse durch petulante Bemerkungen abfertigen zu wollen? — Die weitern Beschuldigungen des H. Kortum kann ich mit Stillschweigen übergehen. Sie beziehen sich meist darauf, daß Dieß und Jenes noch in dem Buche hätte erwähnt werden sollen. Daß ein hauptsächlicher Grund, warum mein Friedrich II. viele Widersprüche findet, in dem Umstande beruht, daß nur 323 Seiten, nicht aber 3 oder 4 Bände dem hohenstaufischen Kaiser gewidmet sind, habe ich mir selbst schon oft gesagt. Daß in Bezug auf die Auswahl des Stoffes ein Anderer anders zu Werke gegangen wäre, liegt in der Verschiedenheit der Persönlichkeit. Ich habe nur, wo ich Neues geben konnte, ausführlich zu seyn gesucht und mich dadurch von dem Materiale abhängig gemacht; ja es war Anfangs selbst meine Absicht, nach Weise Conde's wirkliche Berichte aus handschriftlichen Quellen ohne alle Zuthat von meiner Seite zusammenzustellen. Diesen Gedanken gab ich auf, um statt dessen jenen Stein des Anstosses zu schaffen, welcher mein Friedrich geworden ist und der einen Theil seines Endzweckes bereits erreichte, durch Hervorhebung aller widerspruchsvollen Parthien der Geschichte des letzten hohenstaufischen Kaisers die Forschung über diese Periode einer neuen Prüfung und Reconstruction zu unterwerfen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Februar.

Nro. 34. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Kaiser Friedrich II. Ein Beytrag zur Berichtigung der Ansichten über den Sturz der Hohenstaufen.

(Schluß.)

Mir ist es nur um Wahrheit zu thun und ich scheue keinen Widerspruch. Wenn er mir jedoch in Gestalt rohen Uebermuths, in bäurischem Magistertone und in unwissenschaftlichem Vornehmthun entgegentritt, so besitze ich noch Waffen genug, solchem Treiben mit gebührendem Nachdruck entgegenzutreten. Mir scheint es, daß, wenn Jemand lernen will, wie ein wissenschaftliches Werk nicht beurtheilt werden darf, so genügt es, auf Kortüms Recension meines Friedrichs II. zu verweisen. Ich gebe diesem Gelehrten einen Freybrief, nachdem er mich wissenschaftlich vernichten wollte, künftig über mich zu sagen, was er will. Wer zu so erbärmlichen Waffen seine Zuflucht nimmt, wie er gethan, wird einmal abgefertigt und dann mag er für immer beruhen.

Die Zeitschrift für Geschichtswissenschaft Bd. IV. Heft 2. enthält eine von H. Stuhr unterzeichnete Anzeige meines Friedrich und die Redaction erklärt, noch einmal auf mein Buch zurückkommen zu wollen. Es ist nun durchaus nicht meine Absicht, einer sehr gewöhnlichen Art zu recensiren entgegentreten zu wollen. Der Recensent theilt nämlich die Ideen, welche — gleichgiltig, ob sie gegründet sind oder nicht — ihm bey Durchlesung des fraglichen Buches aufstießen, mit und macht diese zum Maaßstabe seiner Beurtheilung. Daß dem Verfasser diese Ideen auch zugekommen seyn können und er aus thatsächlichen Gründen sie zu verwerfen sich gezwungen sah, kömmt dabey freylich nicht in Anschlag. Enthält diese Methode somit von vornher eine Unbilligkeit, so muß ein süddeutscher Schriftsteller noch sehr zufrieden seyn, wenn ihm vom Norden keine größere Unbild widerfährt. Wollte H. Stuhr als Historiker auftreten, so hätte er nicht sagen sollen, wodurch er in meinem Buche unangenehm oder am unangenehmsten berührt wurde, sondern was an dem fraglichen Punkte Unwahres sey. H. Stuhr ist ja nicht verantwortlich für das, was Friedrich II. oder Innocenz IV. gethan haben und er wird mir deßhalb gestatten, daß mir das Benehmen so vieler Recensenten meines Friedrich, welche thun, wie wenn sie eine solidarische Verantwortlichkeit für den Sicilianer übernommen hätten, bisher trotz allem ihren Zürnen nur die natürliche Heiterkeit meines Charakters noch vermehrte. Fast möchte ich glauben, es sey eine Art stillschweigender Verabredung vorhanden, ich dürfe nun einmal um keinen Preis Recht haben, indem sonst wie so mancher Götze des Wahns auch Friedrich II. verloren gehen könne. Also muß an dem neuen Werke nichts Gutes seyn, und können Einzelne auch nicht der Wahrheit so direct entgegentreten, wie der Leipziger Recensent, der durch sein barsches Regiren den Andern das Spiel verdarb und den Schlüssel zu dem ganzen Verfahren in meine Hände spielte, so muß es doch so schlecht als möglich gemacht werden.

Daß ein Buch Fehler hat, wer fühlt es eher, wenn nicht der Autor selbst? Aber warum werden,

was es für Vorzüge hat, von denen nicht hervorgehoben, welche sich den Anschein geben, gründlich zu Werke gehen zu wollen? Doch das Letztere ist nicht Hrn. Stuhrs Absicht und daher nur wenige Bemerkungen über ihn. Hr. Stuhr erklärt, daß „ihm völlig unverständlich im Sinne des überall als streng katholisch auftretenden Verfassers" jene Worte seyen, in denen ich auf die Resultate des großen Kampfes Friedrichs und der Päpste hinwies. Diese Unverständlichkeit erklärt sich aus der Schlußbemerkung des Hrn. Stuhr selbst am besten, wo er das naive Geständniß ablegt, daß ihm häufig sehr Vieles in den Schriften katholischer Geschichtsschreiber völlig unklar bleibe. Hätte sich Hr. Stuhr die Mühe gegeben, welche er als Recensent auf sich nehmen sollte, dem Ideengange des Buches zu folgen, so würde er gesehen haben, daß ich, wenn ich Zweck und Mittel Friedrichs verwerflich fand, indem sein Zweck nur durch Meineid erreicht werden konnte, den Kampf selbst als den Begründer eines Chaos für den Anfang, einer neuen Ordnung für die spätere Folge bezeichnete. Und wenn mir nachgesagt wird, ich hätte der Kirche zuviel eingeräumt, so sollte doch auch einmal anerkannt werden, daß ich die Gebrechen in der Kirche rücksichtsloser schilderte, als es meines Wissens bisher geschehen war und der letzte Abschnitt meines Buches gerade dadurch einen ganz anderen Charakter erhielt als bey seinem tragischen Inhalte der erste. Findet daher Hr. Kortüm, um auf ihn zurückzukehren, ich habe für die Würdigung des damaligen reichen Lebens so geringe Empfänglichkeit und Gabe, daß ich die Tragödie oft in ein Lustspiel umschuf, so fällt dieser rohe Tadel nur auf ihn selbst zurück, der nicht erkannte, daß ein tiefer Humor mitten durch das Tragische des großen Kampfes hindurchgeht, und eben deßhalb von mir jene Züge absichtlich mitgetheilt wurden, welche durch ihre heiteren Seiten ebensoviel Ruhepunkte gewähren. Die Absurdität liegt deßhalb auf einer andern Seite als der meinigen. Ich habe die Einfalt jener Zeiten hervorgehoben; das Einfältige kömmt auf Rechnung eines Andern. Das ist nicht meine Schuld.

Noch möge für diesen ersten Artikel Dr. Wolfgang Menzels Literaturblatt 1845 S. 85 zur Sprache kommen. Bis zu welchem Grade zwischen mir und dem Verfasser der Anzeige meines Buches ein Verständniß möglich ist, hat sich im vorigen Jahre bey Gelegenheit des Sendschreibens ergeben, welches in den historisch-politischen Blättern den „Neujahrs-Betrachtungen" antwortete. Deshalb nur Weniges. Wenn der Recensent meint, ich habe auf meinem Standpunkte Johann XXIII. und Alexander VI. zu entschuldigen und müsse deshalb mit Friedrichs Unzucht glimpflicher verfahren; ich dürfe ferner Friedrichs Usurpation Oesterreichs nicht verdammen (?!), ohne auch Gleiches mit Rudolf von Habsburg zu thun, so habe ich nie eine Entschuldigung der Unthaten jener Päpste unternommen und bayerische Geschichtsschreiber haben nie sich besonders glücklich gefühlt, wenn sie auf die Erwerbung Oesterreichs durch Rudolph von Habsburg zu sprechen kamen. Was soll jedoch dieses zur Sache? Hätte sich Gregor IX. oder Innocenz IV. etwas zu Schulden kommen lassen, was ich an Friedrich tadelte, an ihnen aber nicht, dann wäre diese seltsame Logik begründet. Wenn sich ein sogenannter katholischer Geschichtsschreiber die Aufgabe stellte, alles zu entschuldigen, was von den Katholiken je Uebles geschah, so wäre mindestens Hopfen und Malz an ihm verloren. Sollte aber die ganze Argumentation Hrn. Menzels den Sinn haben, daß der Rec. es für die Pflicht eines akatholischen Schriftstellers ansieht, einem katholischen gegenüber alles zu vertheidigen, was sich vor dem Richterstuhle der Wahrheit nicht vertheidigen läßt, so ist dieses Geschmacksache. Gefördert wird die Wissenschaft dadurch nicht.

Dem Recens. zufolge drohte der deutschen Verfassung von Friedrich II. gar keine Gefahr! Wer bewundert da nicht die tiefe historische Kunst, eine ganze Reihe von dokumentirten Thatsachen mit einer einzigen Phrase abzuläugnen! Man sollte beynahe glauben, der Rec. sey bey einem jener Höflinge in die Schule gegangen, welche das Glück von Zeit zu Zeit zur Regierung von Staaten bringt und die, wenn sie mit vornehmem Lächeln das schreyendste Unrecht ignoriren, staatsmännische Weisheit entfaltet zu haben glauben.

Eine Bemerkung scheint einen thatsächlichen

Grund für sich zu haben. Sie betrifft den Umstand, daß ich verschwiegen haben soll, daß Heinrich Raspe den Sohn der heil. Elisabeth vergiftete. Allein dieser Bemerkung steht Hr. Kortüm entgegen, der ja selbst, wo die deutlichsten Beweise für einen Mord sprechen, versichert, es dürfe derselbe nicht angenommen werden, ausgenommen, wenn eine Urkunde, deren Aechtheit nicht nachgewiesen ist, solches einem Papste imputirt. Da aber auch Montalembert, welcher in dem Leben der heil. Elisabeth mehr als ein Andrer Beruf hatte, wenn die Vergiftung begründet war, sie geltend zu machen, als Mörderin Bertha von Seebach nennt, so daß auf Heinrich nur der allgemeine Verdacht der Anstiftung dieser That fallt, und soviel mir erinnerlich ist, Sagittarius in seinem Lebensabrisse Heinrichs nichts hiervon erwähnt, auch die Sache mit den von mir angeführten Urkunden in einem noch nicht gelösten Widerspruche steht, so waren wenigstens Gründe genug vorhanden, die nicht constatirte Vergiftungsgeschichte nicht als bestimmte Thatsache anzuführen. Wohl möglich, daß Heinrich Antheil hieran hatte und gerade diese Unthat auch bey ihm jene innere Veränderung bewirkte, welche nach vielen argen Dingen mit seinem Bruder Konrad gleichfalls vorgegangen zu seyn scheint. Ein unabsichtlicher Irrthum verdient jedoch noch lange nicht einen herben Tadel. Infallibel ist, soviel mir bekannt ist, von denen keiner, welche die Hand wider mich aufhoben, und wenn ein Werk, wie das vorliegende, im Laufe mehrerer Jahre und in den allem Zusammenhange höchst nachtheiligen Pausen von 2, 3 und 4 Monaten geschrieben werden mußte, ist ein Uebersehen weder eine Unmöglichkeit noch ein Verbrechen. Will man sich aber einmal dafür entscheiden, daß hinter den Vergiftungsgeschichten jener Zeit mehr als bloße Sagen ruhen, so möge man des räthselhaften Todes Heinrich des Stolzen von Bayern nicht vergessen, welcher dem Hohenstaufen Konrad III. so gelegen starb, daß sein schneller Tod hohenstaufischem Gifte zugeschrieben wurde. Weiter müssen dann auch die Sagen nochmal geprüft werden, welche Manfred den Hohenstaufen zum Mörder seines Bruders Konrad IV. und diesen zum Mörder seines Neffen Friedrich machen. Wird mir ein Verbrechen daraus gemacht, daß ich unabsichtlich etwas verschwieg, was selbst nicht einmal unumgänglich zu erwähnen Noth that, so dürfte man doch nicht übersehen, daß der kenntnißreiche Verfasser des französischen Textes zu den recherches sur les monuments et l'histoire des Normands et de la maison de Suabe dans l'Italie méridionale etc. keinen Anstand nimmt, mit Bezugnahme auf Quellen Behauptungen über den Tod Friedrichs II. und anderer Hohenstaufen auszusprechen, welche freylich, da nun einmal jeder von diesen ein ausgezeichneter und unsträflicher Mann gewesen seyn muß, in Deutschland mit jener Secretirung werden übergangen werden, welche man daselbst, wie schon Göthe bemerkte, so überaus gründlich versteht. Ich erlaube mir aber meine verehrlichen Hrn. Recensenten und den ruhigen, leidenschaftslosen, zartfühlenden und umsichtigen Hrn. Kortum zumal auf dieses Buch aufmerksam zu machen. Da kann er, wenn er will, gleichfalls ein Exempel statuiren, dessen Gegenstand aber wohl seine eigene Oberflächlichkeit sein wird. Auch Hr. Menzel, welcher es übel aufnahm, daß ich Friedrichs II. Verhältniß zu den saracenischen Hofdanzerinnen rügte, mag sich Manches daraus über Friedrichs Harem und noch mehr über Friedrichs Gerechtigkeitsliebe entnehmen, welcher unter Anderm das Decret erließ: Jeder Christ, der einen Saracenen mißhandelt, soll ohne Proceß hingerichtet werden. Allein das war zweifelsohne nur um seine bornirten Christen zur Toleranz zu zwingen! Sehr richtig! Sie mußten dulden, daß ihre Frauen und Töchter von den Saracenen geschändet wurden, und wer sich thörichter Weise darüber beklagte, verdiente dann auch jenes Schicksal, das nach Matteo von Giovennazzo dem dummen Simon Rocca von dem Kaiser zu Theil wurde. Vgl. Münchner Gel. Anz. 1845. Nr. 16, 17, 18.

Wenn aber nun Hr. Menzel sich darüber scandalisirt, daß ich Heinrich VI. den einzigen Tyrannen nannte, den die deutsche Geschichte kennt, und er, wie es jetzt allgemein Sitte wird, ohne Anführung von Thatsachen, seine Apologie übernimmt, so heißt dieses doch die Vorliebe für sein zweytes Vaterland bis zum Schwabenstreiche treiben. Ein Fürst, der sich

ſchon bey Lebzeiten ſeines Vaters gefiel, friedliche Diener eines Papſtes zu verſtümmeln; der Richard Löwenherz wie ein Stück Vieh verſchacherte, mit Eiden ſpielte, den normänniſchen König Wilhelm wider alle Verſprechen einkerkerte, entmannte, und blendete, ſeine Gefangenen auf glühende Throne ſetzte, mit glühenden Kronen krönte, ein ſolches Scheuſal, das im 32. Jahre ſeines Lebens ſchon einen Grad der Verruchtheit erlangte, daß die Welt es nicht mehr zu ertragen vermochte — der verdient freylich eine Apologie! Nehme ich mir aber aus dieſen eigenthümlichen Erſcheinungen der modernen Kritik eine Lehre, ſo iſt ſie dieſe, daß man eben entſchloſſen iſt, allen Thatſachen zum Trotze von den einmal gefaßten Meinungen nicht abzugehen! Meinetwegen. Ich habe nichts dagegen, wenn meine Hrn. Recenſenten ſich einbilden, weil ſie die Thatſachen läugnen, ſie exiſtirten nicht. Die Zeit wird auch hier Rath, und der gründlicheren Forſchung den Sieg verſchaffen!

Achter Bericht über das Beſtehen und Wirken des hiſtoriſchen Vereins zu Bamberg in Oberfranken.

(Fortſetzung.)

Mit Recht hebt Hr. J. Dronke's Verdienſte durch ſeine Herausgabe der Tradit. Fuldens. hervor. Wenn er aber ſagt: „Seit Dronke's Ausgabe nach einer Urſchrift ſind viele Behauptungen Schannats, Eckharts, Beſſels, wie der unſrigen nach ihnen, für die Urgeſchichte Bambergs erſchüttert," ſo tritt er mit dieſer Aeußerung der Wahrheit zu nahe. — Das Verdienſt Dronke's iſt weit ein anderes, als es Hr. J. darſtellt; aber hier iſt nicht der Ort, daſſelbe näher darzulegen. Nur das ſoll berührt werden, was in der Dronke'ſchen Ausgabe die Urgeſchichte Bambergs angeht. Hr. J. ſtellt ſich, als ob erſt durch dieſen Gelehrten die an Fulda zinſenden Orte zur Offenkundigkeit gelangt ſeyen. Dieſe ihm zugedachte Ehre wird ſich Hr. Dronke, wenn er davon Nachricht erhält, gewiß ſelbſt verbitten. Denn, um es kurz zu ſagen, alle von Hrn. J. berichtigend angeführten Orte, die er als eben ſo viele neue Entdeckungen preiſt, ſind einem Geſchichtsforſcher gute alte Bekannte aus Schannat, der ſeine Traditt. Fuldens. und Eberhardi Summaria ſchon 1724 zu Leipzig in Folio, alſo vor 121 Jahren herausgegeben, und aus Piſtorius, welcher die Traditt. Fuldens. gar ſchon 1607 zu Frankf. a/M., Fol., d. i. vor 238 Jahren edirt hatte. Auch haben ſchon Gensler (Grabfeld II.) und Andere, — der neueſten Forſchungen nicht zu gedenken, dieſelben vielfach benutzt und erklärt.

Der große Kriegszug, den Karl der Große im Frühlinge des Jahres 805 in das Land der Beheimi mit drey Heeren unternehmen ließ, wovon das eine mit dem Könige Karl durch Oſtfranken nach dem Fichtelgebirge und durch daſſelbe (Hircano saltu trajecto) gegen Böhmen vordrang, muß durch unſere Gegend gegangen ſeyn, und daher gebührt dieſem Ereigniſſe in den Bamberger Regeſten ein Platz *).

Daß die Bodenkultur zur Zeit Einhards († 839) in den obern Maingegenden bereits erfreuliche Fortſchritte gemacht hatte, beweiſt folgende Stelle aus Einhardi translatio reliquiarum SS. Petri et Marcellini in Germaniam in den AA. SS. Junius, T. I. p. 191, col. 2 in fine nro. 39: „Mercatores quidam de civitate Moguntiaca, qui frumentum in superioribus Germaniae partibus emere, ac per fluvium Moenum ad urbem devehere solebant etc. *). Dazu bemerken die Bollandiſten p. 193 Note c: dieſe superiores Germaniae partes ſeyen das Bayreuther Land und das nahe Böhmen. Paſſender gewiß und im Hinblick auf die vielen Beſitzungen Fuldas am Obermain (Swinforti, Ebalibechin, Zaphendorf, Leiterbach etc.) müſſen hier unſere Gegenden als dieſe partes Germ. superiores gelten; und iſt dieß der Fall, ſo entnehmen wir daraus, 1) daß der Main keine ganz vernachläßigte Waſſerſtraſſe, und 2) daß das Land an dieſem Strome kein über und über mit Wald bedeckter, ſondern mit Fruchtfeldern prangender Bezirk geweſen ſey.

(Fortſetzung folgt.)

*) Gel. Anz. 1842 p. 247.

*) Rudharts Geſchichte u. ſ. w. S. 716.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 6.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Februar.

Nro. 35. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der philosophisch-philologischen Classe der königl. Akademie der Wissenschaften am 3. Januar d. J. hielt Hr. Prof. Marc. Joseph Müller einen Vortrag über den status civilis nach moslemischer Gesetzgebung, welcher Vortrag seiner Zeit an einem andern Orte wird mitgetheilt werden. Den Schluß machte Bibliothekar Schmeller mit nachstehender Betrachtung über die Behandlung einiger fremden Namen und Wörter in unsrer Sprache.

Belgier oder Belge? Literarisch oder literär?

Ueber diese Fragen, die vielleicht bloß mir nicht ganz seltsam und müßig erscheinen, sey mir noch für einige Augenblicke erlaubt, auf ein Feld zurückzukommen, das mich früher weit mehr als es dermalen angeht, beschäftigt hat, das der Sprachmeisterey. Ob ich darf sagen: der deutschen, da sich schon meine Fragen selber in so undeutschen Elementen ankündigen? Ich denke, ja; denn nicht so fast auf die mancherley in unsre liebe Muttersprache mit und ohne Bürgerrecht aufgenommenen Fremdlinge an sich, als auf die Art und Weise möchte ich mich einlassen, wie sie dieselben behandelt, auf das, was sie ihnen nimmt oder gibt, um sie fähig zu machen, in ihr gegen alles Fremde spröderes grammatisches Gefüge einzugreifen.

Jeder Sprache, die sich nach mehr als einer, ihr auf irgend eine Weise überlegenen fremden gebildet hat, ist begegnet, daß sie es bequem gefunden, Manches, was ihr selber fehlte oder zu fehlen schien, geradezu aus der fremden herüberzunehmen. Solche Bequemlichkeitsliebe ist unsrer deutschen Zunge vorzugsweise nachzurühmen. In den frühesten Zeiten war es die Sprache des römischen Christenthums und aller Gelehrsamkeit, die lateinische, die in diesem Sinne benutzt wurde, später traten auch ihre Töchter, insonderheit die französische, in die Reihe. Wie groß dermalen die Zahl der nicht blos in der Umgangssprache, sondern auch in Büchern vorkommenden Fremdwörter sey, lehren die mancherley blos ihnen gewidmeten Hülfsbücher, und es ist möglich geworden, ganze deutsche Discurse zu führen, welche so ziemlich allgemein europäisch verständlich lauten. Daß dies, wenn in gewissen Rücksichten ein Vortheil, in ungleich mehrern und höhern ein Nachtheil, ja ein Flecken, eine Schmach sey, ist oft genug erörtert, oft genug, mit Vorschlägen zur Abhülfe, beklagt worden *). Aber leicht kann im wohlgemeinten Kampfe gegen diesen Nachtheil, gegen diese Verunstaltung auch zu weit gegangen werden. Die Urverwandtschaft der genannten Sprachen mit der unsrigen gar nicht in Anschlag gebracht, zeigen Wör-

*) Neuerlich wieder durch den tüchtigen Arbeiter im Fach der romanischen Sprachen August Fuchs in dem Werke: Zur Geschichte und Beurtheilung der Fremdwörter im Deutschen. Dessau 1842.

ter, wie Natur, Perſon, Körper, Form, Staat, daß in dieſer Beziehung vor allem zwiſchen unerſetzlichen und entbehrlichen, und bey dieſen hinwieder zwiſchen denjenigen, die ſich leicht in der einfachen Geſtalt deutſcher Wurzeln darſtellen und den ungehäbigen, welche ſchlechterdings ſammt ihrer fremdartigen Bildungszuthat genommen werden müſſen, wohl zu unterſcheiden ſey.

Jedenfalls gehört die Aufnahme fremder Elemente als entſchiedene Thatſache in die Geſchichte unſrer Sprache. Es verlohnte ſich daher wohl der Mühe zu unterſuchen, auf welche Art dieſe von Anfang an dabey verfahren ſey, und wenn ſich als maßgebend für ihr Verfahren das Gefühl beſtimmter Regeln ſollte nachweiſen laſſen, nach dieſen Regeln die einzelnen Erſcheinungen zu prüfen. Dies wäre eine Aufgabe, zu deren Löſung ich mich keineswegs gerüſtet finde. Dazu gehört eine vollſtändigere Reihe von Wahrnehmungen, als mir, da ich bey beſſerer Gelegenheit auf dieſe Seite der Sprache nicht genug Rückſicht genommen, eben zu Gebote ſteht. Doch mag zu flüchtiger Andeutung auch blos flüchtig Aufgerafftes hinreichen. Unnöthig wird ſeyn zu bemerken, daß es dabey mit nichten darauf abgeſehen ſeyn kann, den Fremdwörtern überhaupt das Wort zu reden, ſondern darauf, ob nicht etwa einige derjenigen, welche zur Zeit noch unter die unerſetzlichen gerechnet werden müſſen, einsweilen wenigſtens auf eine mehr gleichförmige, vielleicht auch einfachere Weiſe zu handhaben ſeyn möchten.

Gehen wir zurück auf die älteſten hochdeutſchen Denkmäler, die uns erhalten ſind. Was ſie der Art bieten, finden wir, als bereits der deutſchen Sprache angehörig, ganz nach ihren Geſetzen behandelt und iſt es im Allgemeinen bis heute und für immer geblieben. Dabey iſt die Zahl ſolcher Wörter noch eine ſehr mäßige. —

Beyſpiele von Verben oder Zeitwörtern, die faſt alle nach einerley Art zu conjugiren behandelt ſind: chrônôn (coronare), damnôn (damnare), firrôn (feriare), formôn (formare), kestigôn (castigare), mûzôn (mutare), ordinôn (ordinare), phlanzôn (plantare), predigôn (praedicare), salzôn (saltare), scrodôn (scrutari), spentôn (expendere), temperôn (temperare). Subſtantive: fruht, peh, phunt, sens, tisc, vers, wîn, zins, — chruci, lilli, mutti, oli, — ordo, — fenstar, saban, tempal; phorzih (porticus), tunihha. buliz, churbiz, muniz; phorta, puzza, scuola; corôna, natura; kestiga, prediga, tavala, chetina, chuhhina, elina, segina; chamara, chichera, martira, phalinza, solari, wiwari.

Von Adjectiven wird es ſchwer ſeyn, auch nur wenige hieher gehörige Beyſpiele aufzubringen. Niuwi, reht, wâr dürfen kaum unter ſolche vergleichsweiſe ſpäten Entlehnungen gerechnet werden; eher sichur (securus). Ob clâr ſchon vor dem XII. Jahrhundert aufgenommen ſey, weiß ich nicht. Es gelten dieſe und ähnliche Wörter in den bezeichneten älteſten Denkmälern, die ohne Zweifel für das Volk geſchrieben ſind, als vollkommen verſtändliche deutſche, und werden auch als ſolche behandelt. Daher muß zu unſerm Zwecke Umgang genommen werden von einigen andern etwas jüngern Stücken der Art, die augenſcheinlich nicht für das ungelehrte Volk, ſondern nur für jene Klaſſe von Leſern beſtimmt ſeyn konnten, welche des Lateins kundig oder doch es zu lernen berufen und im Begriff waren. Dahin gehört z. B. das Lied auf Otto den Gr., welches ganze lateiniſche Zeilen unter die deutſchen mengt, ſodann das Meiſte von dem, was im XI. Jahrh. durch Notker und Willeram als Ueberſetzung aus dem Latein gegeben iſt. Leidege Musae, tie mih êr lêrton jocunda carmina, tie lêrent mih nu flebilia fängt der eine ſeinen deutſchen Boethius an. Pegasus chît fama, wanda poetae sint famosi heißt es in ſeinem Martianus Capella. Diu suoze dinero gratiae ist bezzera denne diu sarphi dero legis ſagt des Andern deutſches hohes Lied. Sicher, von ihren Lehrlingen dennoch verſtanden zu werden, finden ſie kein Arges darin, jedes lateiniſche Wort, für das ihnen nicht eben ein paſſendes der eigenen Sprache beyfällt, in ſeiner vollſten lateiniſchen Form und Conſtruction in den deutſchen Text zu ſtellen, durch den im Grunde nur eine umſtändlichere Gloſſirung des Originales, nicht was wir eigentliche, ſelbſtändige

Ueberſetzung nennen, bezweckt war. Es wäre unrecht, ſchon auf ſie den Vorwurf der Sprachmengerey fallen zu laſſen. Dieſe nimmt erſt vom 12. Jahrhundert abwärts ihren Anfang, wo ſie in der Regel nicht mehr unmittelbar aus der Quelle, dem Latein, ſondern aus den mannichfaltig getrübten Canälen ſchöpft, die von ihr abgeleitet ſind und die wir unter der Benennung romaniſche Sprachen zuſammenfaſſen. Unter ihnen hat die früher in Flor gekommene provençale, und ſofort die nordfranzöſiſche den entſchiedenſten Einfluß gewonnen *).

Die Art und Weiſe jener früheren Zeit, einem entlehnten Worte ſo viel als möglich, beſonders durch wurzelhafte Betonung, ein deutſches Anſehen zu geben, iſt von da an außer Uebung gekommen. Namentlich ſind Zeitwörter in derjenigen Form, in welcher man ſie aus der fremden Sprache am leichteſten heraushorcht und ſelber zu brauchen anfängt, in der des Infinitivs, Haupt- und Beywörter gewöhnlich in derjenigen, in welcher ſie aus dem Latein in die ſpätern Idiome ſelbſt übergegangen waren, nämlich in einer der am öfteſten gehörten, alſo der obliquen Caſusformen, auf ſolche Weiſe demnach in der Regel ſammt irgend einer romaniſchen, reſp. franzöſiſchen**) Zuthat, und von ihr abhängiger franzöſiſcher Betonung, in die deutſche Sprache gerathen. Neue Verbe, wie die noch von früher her ererbten benedeyen, kaſteyen, kunterfeyen, maledeyen, profezeyen, firmen, firmeln, formen, predigen, opfern, ſegnen, und wie ſie zu bilden der zum Engländer gewordene Angelſache zum größten Vortheil ſeiner Sprache nie aufgehört hat, ſind von da an (wenn man nicht etwa turnen gelten laſſen will) ſo zu ſagen unmöglich geworden. Erſt an das franzöſiſche, auch die lat. und romaniſchen Infinitiv-Endungen are, ere, alſo die Mehrzahl vertretende immer den Ton führende er hat man ſich fürder getraut, die eigentlich deutſche infinitive und ſofort die übrigen Conjugations-Endungen anzuſetzen. In ſolchem eren war aber auch ein Paß ausgeſtellt, unter dem jedes fremde, nicht bloß franzöſiſche Verb freyen Eingang hatte.

Ich möchte glauben, daß der erſte und häufigſte Verkehr dieſer Art nach den Niederlanden zu ſtattgehabt und ſich erſt von da aus den obern Gegenden mitgetheilt habe, für welche das lange e in eren, eeren, das ſie dem in deef, leef, (Dieb, lieb,) gleich ſchätzen konnten, zu ie (io, oberpfalz.-nürnb. ei) und jenes eeren zu ieren geworden ſey, welches indeſſen heute, nach der vorherrſchenden Ausſprache, welche zwiſchen ie und i keinen Unterſchied zu machen weiß, (mit Ausnahme etwa von regieren) -iren geſchrieben wird. Anders, etwa zunächſt aus der nur wenigen Verben zukommenden Infinitiv-Endung ire, ir, wird wohl dieſes unſer -iren ſchwerlich zu erklären ſeyn. Es iſt ſchon in Texten des anfangenden XIII. Jahrhunderts nichts ſeltenes mehr. Vielleicht reicht es ſogar noch weiter zurück, was größere Aufmerkſamkeit auf dieſen Punkt bald entſcheiden wird. Bemerkenswerth iſt, daß die deutſchen inmitten italieniſcher Umgebungen lebenden Bewohner der ſogenannten VII. und XIII. Communen von ihren Nachbarn viele Verbe auf ähnliche Weiſe, nemlich ſammt der Infinitiv-Endung derſelben entlehnen, indem ſie jedoch den Unterſchied feſthalten, der zwiſchen denen auf are und andern

*) Um die Zeit, wo der unläugbare frühere Einfluß der Deutſchen auf die weſtlichen Nachbarn und ſelbſt auf deren Sprache zu Ende geht, beginnt eine mächtige Strömung in umgekehrter Richtung und iſt noch heute fühlbar genug. Von Wechſelſeitigkeit, die doch ſehr natürlich ſcheinen ſollte, iſt weiter nicht viel die Rede. Ich habe mir aus einer Handſchrift (Clm. 907 f. 107) als eine Seltenheit vorgemerkt, was in dieſer Hinſicht um die Mitte des 16. Jahrh. ein gelehrter Franzoſe, J. J. Boiſſart, von ſich ausſagt:

Deſererem rapidi flava fluenta Nicri,
Cogimur at istis haerere diutius oris,
Teutonico ut liceat purius ore loqui.
Difficilis Gallo germana est lingua, nec illam
Invenias multos qui didicere cito.
Intentum his studiis jam tertia sustinet aetas.

*) Selbſt manches ſeiner Zeit mehr in italieniſcher, ſpaniſcher Form aufgefaßte Wort hat ſich nach der Hand die franzöſiſche gefallen laſſen. Armata, armada, Guardia (Guardi), Salvaguardia (Salvaguardi), ordinario (ordinari), Secretario (Secretari) ſind zu Armée, Garde, Sauvegarde, ordinär, Secretär geworden.

auf ēre, ĕre und ire beſteht, ſo daß ihnen amare zu amarn ⏑—, parēre zu priarn, aber cedere, crescere, offendere zu zedern(‿⏑), kreschern(‿⏑), offendern (⏑—⏑), stupire zu stupirn(⏑‿) wird.

(Fortſetzung folgt.)

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematiſch-phyſikaliſchen Claſſe im Monate December 1845 vorgelegten Einſendungen an Druckſchriften.

(Schluß.)

Von dem Hrn. Profeſſor De la Rive, Président de la Société Helvétique:

Discours prononcé à l'ouverture de la trentième session de la société helvétique des sciences naturelles, réunie à Genève le 11. Aout 1845. Genève 1845. 8.

Von der pfälziſchen Geſellſchaft für Pharmacie und Technik und deren Grundwiſſenſchaften in Kaiſerslautern:

Jahrbuch für praktiſche Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. XI. II. III. Heft. Auguſt, September 1845. Landau 1845. 8.

Von dem Hrn. Ambroſio Fuſinieri in Vicenza:

Annali delle scienze del regno Lombardo-Veneto. Bim. III. IV. 1845. Effetti meccanici delle correnti galvaniche. Vicenza 1845. 4.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tome XXI. No. 11 — 13. Paris 1845. 4.

Vom Hrn. Dr. M. Quetelet, Directeur de l'observatoire royal de Bruxelles:

Rapport présenté a M. le Ministre de l'Intérieur. Bruxelles 1844. 8.

Simon Stevin. Bruxelles. gr. 8.

Annales de l'observatoire royal de Bruxelles. T. IV. Bruxelles 1845. gr. 4.

Von der Académie royale des sciences et belles lettres de Bruxelles:

Mémoires couronnés et mémoires des savants étrangers. Tom. XVII. 1843 — 1844. Tom. XVIII. 1844 — 45. Bruxelles 1845. gr. 4.

Nouveaux mémoires. Tom. XVII. 1844. T. XVIII. 1845. Bruxelles 1844. 45. gr. 4.

Bulletins. Tom. XI. II. Partie 1844. T. XII. I. Partie. 1845. Bruxelles 1844. 1845. 8.

Annuaire de l'académie royale des sciences et belles-lettres de Bruxelles. Onzième Année. Bruxelles 1845. 12.

Von der Zoological Society of London:

Proceedings. Part. XII. 1844. Lond. 8.

Reports of the council and auditors. Lond. 1845. 8.

Vom Hrn. Dr. Fr. Mauz in Eßlingen:

Verſuche und Beobachtungen über den Kartoffelbau und die Krankheiten der Kartoffel beſonders im Jahre 1845. Mit einem Anhang über künſtlich erzeugten Guano. Stuttgart 1845. 8.

Vom Hrn. Elie Wartmann, Prof. de Physique à l'académie de Lausanne:

Mémoire sur le Daltonisme ou la Dyschromatopsie. Laus. 8.

De la méthode dans l'électricité et le magnétisme. Laus. 8.

Mémoire sur deux balances à réflexion. Laus. 4.

Vom Hrn. John M. Clelland, R. Wight Calcutta:

Calcutta Journal of natural history. No. 17 — 20 incl. April 1844 — Jan. 1845. Calcutta. 8.

Vom Hrn. Samuel Rogers und Alex. Lorimer in Madras:

Madras quarterly medical Journal. Volume I — VI. 1839 — 1844. Madras 8.

Vom Hrn. Akademiker v. Martius:

Ueber die dießjährige Krankheit der Kartoffeln oder die naſſe Fäule. Sendſchreiben des Dr. v. Martius, Prof. der Botanik in München, an Hrn. Profeſſor Bergsma in Utrecht. München 1845. 8.

Von der Geological Society of London:

Proceedings. Vol. IV. Part. III. No. 102. 103. 1845. London 1845. 8.

Von der k. preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin:

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen im Monat September und Oktober 1845. Berlin 1845. 8.

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 7.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Februar.

Nro. 36 der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der philosophisch-philologischen Classe am 3. Januar d. J. las Hr. Bibliothekar Schmeller nachstehende Betrachtung über die Behandlung einiger fremden Namen und Wörter in unsrer Sprache.

(Fortsezung.)

Kein Wunder, daß auch die verschiedenen Slawen Stämme, die dergleichen nur über Deutschland erhalten konnten, ihre aus dem Französischen entlehnten Verbe eben so behandeln und denselben ihr ir gerechtlich gemäßen haben. So ist aus dem Stamme mare (lettisch Pferd?) der französische Infanterie marcher, der deutsche marschiren und der slawische noch etwas stattlichere marschirowati erwachsen.

Treten nun alle solche Zeitwörter im Deutschen mit doppelter Endung, dem fremden schwer wiegenden ir und der leichten obschon erst belebenden deutschen Flexion auf, so wird jenen fremden Gästen, welche unter die Namwörter (nomina) gehören, nicht blos diese zwefache Ausstattung, sondern oft sogar eine dreyfache zu Theil, indem sie, abgesehen von der deutschen Flexion, neben der fremden Bildungszuthat zum Ueberfluß noch eine deutsche annehmen, und so gleichsam über die fremde Tracht auch ein vaterländisches Mänteichen hängen. Unter den Fremden dieser Art lassen sich zwey Klassen unterscheiden, eigene Namen (nomina propria) und gemeinsame Nennwörter (appellativa).

Was nun diejenigen betrift, die zur Bezeichnung von Ländern und Wohnorten, Völkern und Personen fremder Zunge dienen, und welche in allen Sprachen mehr oder minder als Fremdwörter vorkommen müssen, so sind es die Endungen en, er und isch, die im Deutschen als solche mitunter unnöthige Uebermäntelchen gebraucht werden.

en, Seit welcher Zeit Landernamen auf -ia, wie Asia, Belgia, Britannia, Gallia, Hispania, Italia, Sardinia, Savoia, Scythia, Sicilia, die im Niederdeutschen noch blos Asie, Belgie, Gallie, Spanie u. s. f. heißen, angefangen haben im Hochdeutschen Asien, Belgien, Britannien u. s. f. genannt zu werden, während aus Africa, Corsica, Europa, Malta, Palästina u. s. w., nichts der Art geworden ist, muß ich eben auch nur als Frage hinzustellen mich bescheiden. Diese Formen scheinen auf keinen Fall alt genug, um sie etwa für siehend gewordene Dative sing. fem. zweyter Declinationsart nehmen zu dürfen. Wahrscheinlicher sind sie erst in späterer Zeit aufgekommen, nach dunkel gefühlter Analogie mit den alten reindeutschen Namen der Länder, die eigentlich nur der Dativ plur. der Namen ihrer Bewohner sind, wie Bayern, Franken, Lothar ingen, Sachsen, Schwaben, Thüringen, d. h. bi oder ze den Baijaeren, Franchen, Lotha-

ringen etc. und demnach wesentlich auf en (früheres om) ausgehen*).

er, in der ältesten Sprache ari, eri, dann aere**) und noch in Niederdeutschland ein merklich betontes ēr, hat unter andern Anwendungen von jeher auch die auf die Herkunft, die Genossenschaft, die Wirksamkeit irgend eines Besprochenen, und die Kraft der lat. or (-ator, -itor), -ensis, -anus, -inus, -ita u. dgl.

Vermöge dieser Bedeutung sind aus obigen Ländernamen, wie es scheint um die Zeit, da sie ihr schließendes en erhielten, ziemlich richtig die Volksnamen Belgier, Gallier, Savoier, Spanier u. dgl. gebildet. Allein wenn man jene fremden Namen der Länder näher betrachtet, so zeigen sie, daß sie, gerade wie dieß bey den alten deutschen der Fall, selber größtentheils erst von denen der Völker abgeleitet sind. Sie weisen auf Belga, Britannus oder Brito, Gallus, Hispanus u. s. w. zurück.

Wenn nun aus dem Brito, Chattus, Germanus, Scotus, Slavus, Celta, Gothus, Graecus, Scytha, Turca, ein Britte, Kelte, Chatte, Germane, Gothe, Grieche, Schotte, Slawe, Scythe, Türke werden durfte, so ist die Frage, ob und warum denn der Gallus, Hispanus, Indus, Persa ein Gallier, Spanier, Indier, Perser bleiben müsse und sich nicht gleichfalls zum Gallen, Hispanen, Inden, Persen verjüngen könne. Wenn Belg der Name ist, den der flämische Bewohner des neuen Königreiches sich selber gibt, wird er für uns nicht ebenfalls Belge heißen dürfen? — Wenn ferner, ohne Rücksicht auf die lateinische Betonung und Quantität aus Teutŏnes, Vandălus, Barbărus, Tartărus (⏑ – –), Aethiops (Aethiŏpis) mit völlig französischer Betonung Teutone (⏑ ⏑), Vandale (⏑ ⏑), Barbar, Tartar (– – –), Aethiope werden durfte, warum kann nicht auch der Arabs (Arăbis), der Itălus, Sicŭlus, Herŭlus u. dgl. unter uns — da Arabe (⏑⏑), Itale, (⏑ ⏑), wie überhaupt die Corrumpirung uns sonst ungeläufigerer Sylben, unserm Gefühle widerstreben würde, — als Arabe (⏑ ⏑), Itale (– – –), Sikule (⏑ ⏑), Herule (⏑ ⏑), Venete (⏑ ⏑) auftreten?*)

So viel wenigstens leuchtet wol ein, daß in solchen Wörtern ein sie zu Völkernamen stempelndes deutsches er rein überflüssig ist, weil sie es ohnehin schon sind. Ob sie übrigens in gehaltenerem oder gar in poetischem Vortrage den Eindruck größerer Würde machen, wenn sie mit dieser prosaischen Zuthat oder aber wenn sie in ihrer einfachsten Gestalt erscheinen, mag als Sache des Geschmackes dahin gestellt bleiben.

Indessen treten manche Namen der Art in den Sprachen, aus denen wir sie entlehnt haben, selbst schon in abgeleiteter Form auf. Dergleichen Ableitungsformen sind: -anus (ital. span. -ano, fran-

*) Ein Onomasticon v. 1133. gibt: Apulia Pullen land. Sicilia Sicillen land. Tuscania Tuscanien land. wo man einen Genitiv vorausgesetzt denken könnte, aber Hibernia ist schon Hibernien ohne Beysatz.

**) In Konstenzer Bisthum, K — er See und ähnlichen Redeweisen hat sich sogar, wenn auch nicht mehr der Form doch dem Sinne und Gebrauche nach, gleichsam erstarrt der alte Genitiv plur. -aro, -ero (Hostinzero, otfr.) erhalten, der sich im bayer. Dialekt noch lange durch Unzulässigkeit des Artikels (Mundarten B. pag. 208.) kund gegeben. Ein ähnlicher Archaismus ist der kaum mehr gefühlte provençale und altfranzösische Genitiv in Formeln wie de par (part) le roi, fête Dieu, ministère Guizot, ebenfalls ein Fremdling und für uns ein doppelter, der neuerlich in deutschen gastlichen Häusern, zwar in keinem Hôtel Dieu, aber in einem Hôtel Baur, Hôtel Lutz, Hôtel Maulick sein Absteigquartier nimmt.

*) In einem gehalt und geistreichen Reisebriefe aus Kleinasien, der vor nicht langer Zeit in unserm gelesensten Tagblatte erschien, tummeln sich Makedonen, Kappadoken, Kilikes, Pisiden, Paphlagonen, so wie Bithoner, Phryger, Lykier, Dardaner und ihresgleichen wunderlich durch einander. So kann man in manchem Geschichtsbuche Boijen und Boijer, Baioaren und Baioarier, Longobarden und Longobarder auf derselben Seite beysammen finden.

zösisch -ain, -en), (inus, -ino, -in), ita, ota (franz. ite), -ensis (ital. -ese, span. es, franz. ois); — -ardo; -ard; -ol; slaw. -ak. Auch solche Fremdlinge, die eben durch ihre Ableitungsform als Volks- oder Herkunftsnamen schon hinreichend gekennzeichnet sind, bedurften bey der Herübernahme keiner Wiedertaufe; und in der That sind einige wenige ohne eine solche durchgekommen.

So vor allen der Franzose, früher Franzois, und schon in einer Zeit, wo das aus -ensis, -ese (wie in mois aus mese, mensis, in moi, toi, roi aus me, te, rè) erwachsene ois auch in diesem Volksnamen nicht anders als im gleich geschriebenen Personnamen ausgesprochen wurde. So der Portugiese (Portugues), der Chinese, Genuese, Irokese und ihresgleichen; - der Asiat, Croate, Arnaute, — der Abderite, Moskowite, Helote, Suliote, Mainotte.

Ungleich mehrere aber sind, da sie, wie es scheint, in ihrer eigenen Tracht nicht sofort als das was sie vorstellen, erkannt wurden*), mit jenem erläuternden -er angethan worden, wie denn selbst der Franzose einmal Franzoiser geheißen, und noch jetzt der Genueser oder Moskowiter oft genug neben dem Malteser, Tuneser, Ammoniter, Medianiter und andern -itern und -esern vorkommt. Namentlich ist, und gerade von gelehrterer Seite her, keinem -ensis, so wie auch keinem -anus (ano), und -inus (-ino) in dieser Rücksicht Gnade widerfahren. Den Atheniensern, Carthaginensern, Kretensern haben sich sogar gute deutsche Badenser, Cellenser, Hallenser, Jenenser, desgleichen den Africanern, Americanern, Brasilianern, Venetianern nicht minder deutsche Gothaner, Hannoveraner, Weimaraner, so wie Anhaltiner den Florentinern, Alexandrinern und ihresgleichen weltbürgerlich angeschlossen.

Was von den bisher erwähnten abgeleiteten Landsmannschaftsnamen, gilt natürlich auch von den ebenso gebildeten Genossenschaftsbenennungen, wie Albigenser, Camaldulenser, Cistercienser, Waldenser, Arianer, Franciscaner, Capuciner, Jacobiner, Carmeliten und Carmeliter, Jesuiten und noch oft genug Jesuiter.

(Schluß folgt.)

*) In diesen Fall sind selbst deutsche Formen gekommen, deren Bedeutung nicht mehr lebhaft genug gefühlt wurde. So ist der Düring zum Thüringer, der Lotharing zum Lothringer, der Westfaling zum Westfälinger geworden. Selbst Bairer statt Bayer, Bair ist anderwärts nicht unerhört.

Ganz zum Widerspiel ist das alte cristâni, cristan, kristen in Christ, das eigentlich für Christus gelten sollte und früher allein dafür galt, zusammengeschwunden, so wie in Heide das frühere heiden, heidan, dessen wesentliche Endsylbe noch in heidnisch zu Tage geht. Ich glaube übrigens weniger gern, daß der Gothe sein haithn dem ihm ferner liegenden lateinischen paganus nachgebildet, indem er sein haithja für pagus eingesetzt, als daß er geradezu das Wort seiner Vorlage herübergenommen habe.

Verzeichniß

der in der Sitzung der historischen Classe im Monate November 1845 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von dem Vereine von Alterthumsfreunden im Rheinlande in Bonn:

Jahrbücher, V. VI. VII. Bonn 1844. 45. 8.

Von dem Vereine für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens in Münster:

Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde. 7. Bd. Münster 1845. 8.

Von der Société de l'histoire de France à Paris:

Bulletin. No. 4. Juillet — Août 1845. Par. 1845. 8.

Von der Société française pour la conservation et la description des monuments nationaux à Caen:

Bulletin monumental ou collection de mémoires sur les monuments historiques de France. 11. Vol. No. 5 u. 6. Paris, Caen 1845. 8.

Von der Gesellschaft für pommer'sche Geschichte und Alterthumskunde in Stettin:

Baltische Studien. Eilften Jahrgangs erstes Heft. Stettin 1845. 8.

Von dem Museum Francisco - Carolinum in Linz:

Zeitschrift für Geschichte, Kunst, Natur und Technologie Oesterreichs ob der Enns und Salzburgs. Redigirt von Johann Fleischhanderl. Auf das Jahr 1843 u. 1844. Linz 4.

Achter Bericht über das Museum Francisco-Carolinum. Linz 1845. 8.

Verzeichniß der im Museum Francisco-Carolinum vorhandenen Druckschriften. Linz 1845. 8.

Von dem Hrn. Dr. Foelix, Advokat in Paris:

Revue du droit français et étranger. T. deuxième. 9 u. 10. livraison. Septbr. Octbr. 1845. Paris 1845. 8.

Von dem historischen Vereine von Oberfranken in Bayreuth:

Jahresbericht auf das Jahr 1844/45. Bayreuth 1845. 8.

Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken. Herausgegeben von C. C. v. Hegen. 3. Bd. 1. Heft. Bayreuth 1845. 8.

Von dem voigtländischen Alterthumsvereine in Hohenleuben:

Achtzehnter und neunzehnter Jahresbericht. Jahr 1843 u. 1844. Gera. 8.

Von dem Vereine für hamburgische Geschichte in Hamburg:

Der Plan von Hamburg ums Jahr 1616. Fac Simile eines Kupferstichs von J. Dorckhe.

Verzeichniß

der in der Sitzung der historischen Classe am 20. December 1845 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von dem Hrn. Dr. Foelix in Paris:

Revue du droit français et étranger. T. II. livr. 11. Novbr. 1845. Paris 1845. 8.

Von der Société de l'histoire de France à Paris:

Bulletin. No. 5. Septembre — Octobre 1845. Paris 1845. 8.

Von dem Vereine für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung in Wiesbaden:

Annalen. III. Band. 2. u. 3. Heft. Wiesbaden 1842. 1844. 8.

Von dem Hrn. Gottl. Frhrn. v. Ankershofen in Klagenfurt:

Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten bis zur Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern. I — III. Heft. Klagenfurt 1842. 8.

Von der Société française pour la conservation et la description des monuments nationaux:

Bulletin monumental ou collection de mémoires sur les monuments historiques de France. Rédigé par M. de Caumont. Volume. 11. No. 7. Caen et Paris 1845. 8.

Von dem historischen Vereine für Unterfranken und Aschaffenburg in Würzburg:

Archiv. Achter Band. Zweites und drittes Heft. Würzburg 1845. 8.

Von dem k. Hofrathe Hrn. Dr. Buchinger, ersten Assessoren im k. Reichsarchive dahier:

Geschichtliche Nachrichten über die ehem. Grafschaft und das Landgericht Dachau (bis 1800). München 1844. 8.

Von der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg:

Recueil des actes de la séance publique tenue le 29 Décembre 1844. Saint-Pétersbourg 1845. gr. 4.

Bulletin de la classe historico-philologique. T. II. Saint-Pétersbourg 1845. gr. 4.

Mémoires. VI. Série. Sciences politiques, histoire, philologie. Tom. V. Saint-Pétersbourg 1845. gr. 4.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 8.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Februar.

Nro. 37. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der philosophisch-philologischen Classe am 3. Januar d. J. las Hr. Bibliothekar Schmeller nachstehende Betrachtung über die Behandlung einiger fremden Namen und Wörter in unsrer Sprache.

(Schluß

Daß in neuerer Zeit ein dunkles Streben erwacht ist dieses überflussige -er, wo es angehen mag, wegzuschneiden, ist kaum zu verkennen. Seit aber z. B. der Indian der Sprache des Hühnerhofes verfallen, ist er für die deutsche Ethnegraphie verschollen. Sie wird sich nach Umstanden mit ihrem Inder, Indier, Indianer oder Hindu behelfen mussen. So wird der Italian, weder der einiger südlichen Alpenthäler noch der des Hollanders, aus Deutschland selber wol nie mehr den Italiäner oder Italiener verdrängen. Daß aber auch diese Formen auf das den Ton tragende -aṅ, -in oder -ane; -ine an sich zulaßig seyen, zeigen Ausdrücke, die in ihren Kreisen gangbar genug sind, wie Diöcesan, Parochian, Sopran, Veterane, Palatin, Vetturin und ähnliche. Der Afrikane, Amerikane, Napolitane, Venetiane, Florentine, Montenegrine würde das Mittel halten zwischen einem nicht mehr, wie Römer, möglichen Afriker, Ameriker, Neapler, Venedier, Florenzer, Montenegrer und den dermal üblichen Formen, denen, wie all den Doppelgangern auf -iren, -aner, -iner, -iter etwas sehr prosaisches und nicht selten unbequemes anklebt.

Ohne mich nun auch noch auf die weit größere Zahl anderer Wörter, die nicht wie die erwahnten Eigennamen aus einer in der Natur der Sache liegenden Art Nothwendigkeit, sondern mehr aus Bequemlichkeitsliebe in unsre Sprache gekommen sind, und auf die Formen unter welchen dieß geschehen ist, einzulassen, bemerke ich nur, daß sich die einen auf mehr gelehrten Wegen unmittelbar aus dem Lateinischen und mitunter aus dem Griechischen, die andern auf mehr praktischen zunächst aus dem Französischen, seltener aus dem Italienischen eingeschlichen haben, und diese Ankunftsart fortdauernd beurkunden. Noch immer steht den erstern eine vergleichsweise größere Würde zu.

Die Substantive auf -tät (von -tas, tatis) scheinen zu den ältesten Eingewanderten der Art zu gehören. Trinitat reimt im XII.—XIII. Jahrh. noch auf deutsches ât, und der spätere Umlaut in -tat scheint ganz nach der Regel durch das Gefühl eines in die Verlangerungssylbe des Genitivs gehörigen i bewirkt, — in welchem Sinne man gewissermaßen auch die aus -arius entstandenen -ar nicht nothwendig als blos französische Bildung zu erklären hat. Die Substantive auf -ion (aus -io, -ionis) mögen später Einlaß erhalten haben. Auffallend ist gewiß, daß der Holländer seine Wörter der Art dem lateinischen Nominativ entnimmt und dem gemäß sie betont: unie, reflexie, natie, actie, letzteres seit einiger Zeit Tausen-

den auch hochdeutscher Zungen, vielleicht mehr als gut ist, geläufig. -Or, oris erscheint in ursprünglicher lateinischer Form bald mit seiner Nominativbetonung Factor, Director, Inspector, bald mit der der obliquen Casus: Auditor, Creditor, Pastor, Humor, Rumor. Nur zu oft aber hat das Französische -eur ausschließlich das Feld behauptet: Acteur, Conducteur, Redacteur etc. Käme es dabey erst auf freye Wahl an, so würde ich mich für das betonte or entscheiden, da es, während das dem deutschen Ör und Age unheimliche eur beseitigt wird, gewissermaßen die Eigenschaft einer dem deutschen Gefühle nöthigen Stammsylbe gewinnt. So wird es bereits mit Exemplar gehalten, dessen streng lateinische Aussprache durch ein hochverdientes unsrer nun seligen Mitglieder als eine auffallende vielleicht noch einigen meiner verehrten Herren Collegen erinnerlich ist. Auch Musik, Physik, Katholik mit betonter Endsylbe (aus musica, physica, catholicus) scheinen nicht gerade allein französischem, wenigstens nicht späterem Einfluß zugeschrieben werden zu müssen, da schon ein älteres Knieh (canonicus) nur aus einer ähnlichen Betonung hervorgegangen seyn kann. In das -arius theilen sich -ar und -är, und der Antiquar, der Archivar, der Bibliothekar und ihresgleichen stehen dem Commissär, Secretär, dem Millionär ziemlich steif gegenüber. Als Adjectiv Endung hat das jüngere ar das ältere ar fast gänzlich verdrängt. In derselben Eigenschaft hat sich dem alten el gegenüber siegreich ein dem französischen -el, eigentlich der Femininform desselben, nachgebildetes -ell aufgethan, das sich in generell, nationell nicht einmal ein französisches Vorbild zu bedürfen herausnimmt. Nicht so willig ist, wenigstens bis jezt noch, das dem -osus entsprechende -ös dem französischen -eux oder eigentlich wider dessen feminiser Form euse, neudeutsch -öse gewichen. Vor der Hand aber trifft sich, daß alle Religiösen nicht auch Religiosen sind.

Dieß letzte Beyspiel führt zu der Bemerkung, daß viele der erwähnten Ausdrücke in den Sprachen, aus denen die deutsche sie entlehnt hat, zugleich Adjectiv und Substantiv sind, ein Vorzug, den, nicht zu geringem Nachtheile, nur wenige derselben mit herübergenommen haben. Einige sind schlechterdings zum Substantiv erstarrt, andere haben es weder zum Substantiv noch zum Adjectiv bringen können, und sind in dieser Lahmheit nur in der Zusammensetzung zu gebrauchen; gar manche aber von denen, die vermöge ihrer Bedeutung augenscheinlich Adjective geblieben; müssen sich in dieser Eigenschaft erst durch Annahme wieder einer deutschen Zuthat, des -isch*), ausweisen.

Beyspiele der ersterArt finden sich wol unter allen Endungen, besonders aber unter al, an, ar, ant, ent, at — wie General, Principal, Veteran, Sopran, Jubilar, Vicar, Musicant, Dissident, Beneficiat. Eben so wenig selten sind die der zweyten Art, wie Colonial-Waaren, Communal-Lasten, Meridional-Kreise, Ministerial-Rescripte, Verbal-Noten, Vocal-Stimmen, sogar Austrägalgerichte, Median-Papier, Parmesan-Käse, Elementar-Schulen, Polar-Kreise, Titular-Räthe, Literar-Geschichte u. dgl. Während es nun unter den Fremdlingen Wörter fast aller Endungen gibt, die ohne Anstand und so wie sie sind auch im Deutschen als Adjective behandelt werden**), trifft es gerade unter denen auf -al, -an, -ar, selbst auf är, einige und zwar viel gebrauchte, daß man sie in der Regel für unfähig hält, in dieser Eigenschaft Dienste zu leisten, sie seyen denn vorläufig mit dem erwähnten -isch an-

*) Wo dieses isch als nacktes, stimmloses sch erscheint, wie da, wo man sächsisch, preußisch, hannövrisch u. dgl. spricht, darf man es wol schwerlich für eine Nachwirkung des slawischen sk (sky) halten, die ja selbst unsern allgemeinen Namen thiudisk diutisk in deutsch, wie walhisc in welsch, ja sogar mannisc in Mensch verwandelt haben müßte. Es ist übrigens auch in den Niederlanden wie im skandinavischen Norden heimisch, und will, besonders an Familiennamen, auch in unserm Süden das bisherige volle isch verdrängen.

**) So spricht der oben angeführte Reisebrief von monolithen Massen.

gethan, da doch, wie gesagt, diese Bedingung andern ganz gleicher Form erlassen ist.

Durch das Gesagte ist, wie ich glaube, zu einiger Uebersicht dargethan, was freylich niemand bezweifelt, daß die zahlreichen Fremdlinge, welche die Noth oder die Bequemlichkeitsliebe in unsere Sprache eingelassen hat, nichts weniger als gleichförmig behandelt, ja daß deren manche, statt in der That bequem zu bleiben, ohne Noth ziemlich unbequem und widerborstig gemacht worden sind. Nun begründet zwar für die Eingebornen das Herkommen und der Status quo ein Recht, gegen welches alle Anfechtungen einer rationalistischen Grammatik ohnmächtig sind; allein gegen Fremde, die, wie gut sie sich halten, wie sehr sie beliebt seyn mögen, dennoch vor dereinstiger Ausweisung hoffentlich nicht ganz und gar geborgen sind, die sich zudem mehr in einer über dem eigentlichen Volke stehenden Schicht der Gesellschaft bewegen, scheint eher eine freylich schwache Motion der Art verzeihlich zu seyn. Und sollte sich auch aus dem Belgier kein Belge, aus so manchem -aner, -iner, -iter kein -ane, -ine, -ite mehr machen lassen, so könnten sich dennoch Ohr und Auge allmählich so gewöhnen, daß ihnen, wie neben dem frühern genialischen Menschen bereits ein genialer, neben der musicalischen Zeitung eine musicale, neben convulsivische Zuckungen convulsive, neben orientalischen orientale Zustände, mercantile Unternehmungen neben mercantilischen, neben animalischen und vegetabilischen animale und vegetale oder vegetable Stoffe, neben ultramontanischen ultramontane Ansichten, neben transmarinischem transmariner Handel, neben parlamentarischen parlamentare Verhandlungen, neben elementarischen auch elementare oder doch elementäre Ereignisse wenigstens fürder kein Aergerniß gaben. — Und so stünde ich denn nach einem flüchtigen Gange durch unsern bunten exotischen Wörterflor wieder bey meiner, nun freylich um nichts entschiedenern, zum Glücke ziemlich gleichgültigen Frage: Belgier oder Belge? Literarisch oder literär?

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 17. Januar d. J.

Außer mehreren durch hohe Ministerialrescripte veranlaßten amtlichen Gutachten, welche der Classe vorgelegt und von ihr discutirt wurden, und andern Gegenständen der innern Verwaltung kamen zunächst zur Vorlage:

1) die Danksagungsbriefe der neuernannten Mitglieder der Akademie, HH. Geh. Hofr. Leop. Gmelin u. Geh. R. Tiedemann in Heidelberg.

2) Akademische Schreiben in Angelegenheiten gegenseitiger Mittheilungen von Schriften seitens der k. schwedischen Akademie d. W. zu Stockholm, der k. russischen Societät der Naturforscher zu Moskau, der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz, der deutschen morgenländischen Gesellschaft zu Halle und Leipzig, welche neugegründete Societät ihre Statuten einsendete.

3) Briefe a) des Hrn. Prof. G. F. Pohl in Breslau, womit derselbe seine Schrift über die Beziehung zwischen dem Elektromagnetismus und der Bewegung der Himmelskörper übersendet und b) des Hrn. Akademikers Dr. Buchner in München, womit er die von dem k. griech. Professor und Leibapotheker zu Athen, Dr. Landerer, eingeschickten Druckschriften in neugriechischer Sprache, nämlich seine Lehrbücher der medicinisch-pharmaceutischen Zoologie und Botanik und seine Pharmakologie übergiebt.

4) Auszug aus einem Schreiben des Hrn. Quetelet, Secr. perp. der k. Akademie zu Brüssel an den Classensecretär d. d. 3. Januar 1846.

„Es macht mir Vergnügen, Ihnen zu melden, daß S. M. der König der Belgier geruht haben, unserer Akademie eine große Ausdehnung zu geben. Sie wird künftig aus drey Classen bestehen: der der Wissenschaften, jener der Literatur und jener der schönen Künste. Die

k. Commission für Geschichte wird in die zweyte Classe eintreten. Ich bin zum beständigen Secretär für die drey Classen ernannt worden. Die bisherigen auswärtigen Correspondenten nehmen künftig den Namen der Associés an.“

---

5) Notiz des Hrn. Akademikers Andr. Wagner über eine große Fischversteinerung.

Die k. Petrefaktensammlung hat vor Kurzem durch Ankauf eine durch Größe wie durch Vollständigkeit der Erhaltung ausgezeichnete Fischversteinerung erworben. Dieselbe wurde durch den ehemaligen Kammerdiener des Grafen Münster, Namens Ditterich, in der Umgegend von Kelheim acquirirt und an unsere Sammlung käuflich abgelassen. Sie stellt das Skelet eines Fisches dar in vollständiger Erhaltung, hat eine Länge von nicht weniger als $2\frac{3}{4}$ pariser Fuß und ist unter den mir bekannten fossilen Fischen des lithographischen Schiefers das größte bisher gefundene Exemplar. Es gehört der Gattung Lepidotus an, und kommt seiner Größe wegen zunächst in Vergleichung mit dem Lepidotus oblongus, der sich in mehreren Bruchstücken in unserer Sammlung befindet, jedoch durch eine andere Form der Beschuppung sich von unserem neu acquirirten Exemplare unterscheidet. Es stellt dieses mithin eine neue Art dar, der ich wegen der breiten starken untern Dornfortsätze der Schwanzwirbel den Namen Lepidotus armatus beylege. Eine ausführliche Beschreibung dieser ausgezeichneten Art wird an einem andern Orte gegeben werden.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der in der Sitzung der philosophisch-philologischen Classe am 3. Januar d. J. vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von dem Hrn. Dr. Spiegel, z. Z. in Leipzig:

Anecdota Palica. Nach den Handschriften der königl. Bibliothek in Copenhagen im Grundtexte herausgegeben, übersetzt und erklärt. Enthaltend:

Rasavâhini, eine buddhistische Legendensammlung. C. 1 — 4.

Uragasutta, aus dem Suttanipâtta, nebst Auszügen aus dem Scholim von Buddhagosa. Leipz. 1815. 8.

Chrestomathia Persica edidit et glossario explanavit. Lipsiae 1816. 8.

Von der Imprimerie royale in Paris:

Journal des Savants. Septembre, Octobre 1815. Par 1845. 8.

Von dem Hrn. Professor de Mange in Paris:

Catalogue de la bibliothèque orientale. Paris 1815. 8.

Von der k. k. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg:

Recueil des actes de la séance publique, tenue le 29. Decembre 1811. St. Pétersb. 1815. 4.

Bulletin de la classe historico-philologique. T. II. St. Pétersbourg 1815. 4.

Mémoires de l'academie etc. VI. Série. Sciences politiques, histoire, philologie. T. cinquième. 5 et 6 livraison. St. Pétersbourg 1815. 4.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 9.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Februar.
Nro. 38. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 17. Januar d. J.

6) Vorträge des Hrn. Akademikers Dr. Andr. Buchner sen:

a) Ueber den Kupfergehalt der Galle.

Die Beantwortung der Frage, ob das Kupfer, so wie das Bley, welches von französischen Chemikern und Physiologen, namentlich von Devergie und Hervy, Boutigny, Orfila und Olivier d'Anger, ferner von Follin und Barse seit einiger Zeit in den Eingeweiden menschlicher Leichname gefunden wurde, bey normalen Lebensverhältnissen des Organismus vorhanden seyn könne, ohne die Gesundheit auffallend zu stören, und aus welchen Quellen die genannten Metalle in die menschlichen Leiber gelangen, ist für die Physiologie ebenso wichtig, wie für die gerichtliche Chemie. Diese Frage hat daher lebhafte Controversen in der Pariser Akademie der Wissenschaften veranlaßt gegen Danger und Flandin, welche die Gegenwart von Kupfer und Bley so wie von Arsenik im nicht vergifteten gesunden Organismus läugnen.

Der Gegenstand interessirt mich zunächst als Lehrer der Toxikologie, daher habe ich die Hauptpunkte der Pariser gelehrten Verhandlungen in mein Repertorium f. d. Pharm. aufgenommen.

Kürzlich wurde ich darauf aufmerksam gemacht, daß Bertozzi in Mailand in braunen, größtentheils aus Gallenfärbestoff bestehenden menschlichen Gallensteinen Kupfer nachgewiesen und daß Heller in Wien diese Angabe durch Versuche bestätiget habe.

Da ich einen Vorrath von braunen Gallensteinen an der Hand hatte, so veranlaßte ich Hrn. Dr. Baron von Gorup, welcher sich in meinem Laboratorium mit physiologisch- und pathologisch-chemischen Arbeiten beschäftiget, einige dieser Concremente zu verbrennen; und es war nicht schwierig, Spuren von Kupfer in der Asche derselben zu entdecken. Es wurde sodann auch die Galle selbst aus zwey menschlichen Leichen in Untersuchung genommen und ebenfalls Kupfer darin entdeckt. Am auffallendsten war der Kupfergehalt im Gallenblasenschleim, welcher mittelst Alkohol aus der Galle gefällt wurde. Man verwendete hierzu die Galle aus mehr als 15 menschlichen Gallenblasen; der durch Alkohol gefällte Schleim betrug ungefähr 4 Grammen, und das Kupfer wurde aus der schwefelsauren Auflösung der Gallen-Asche nicht nur durch Schwefelwasserstoff, sondern auch mittelst einer einfachen galvanischen Kette im metallischen Zustande mit Gewißheit dargestellt.

Fragt man nun um die Quelle dieses merkwürdigen Kupfergehalts in der menschlichen Leber und Galle, so wird man kaum zweifelhaft bleiben, wenn man bedenkt, daß die Wasserbehälter, die Braupfannen, die Kochgeschirre u. s. w. von Kupfer und zum Theil von Messing sind, daß auch die Bleyglasur der irdenen Kochgeschirre häufig mit Kupferoxyd grün gefärbt ist. In der That fand Devergie, daß man in Kinderleichen nur höchst schwache Spuren von Kupfer antreffe, und daß sich

der Kupfergehalt der menschlichen Leber mit dem fortschreitenden Alter vermehre; endlich glaubt er beobachtet zu haben, daß sich der Kupfer- und Bleygehalt der Leber während einer langwierigen Krankheit, wobey der Genuß von Nahrungsmitteln sehr beschränkt war, bedeutend verminderte. Uebrigens fand er stets mehr Kupfer als Bley.

Da nun die Nahrungsmittel unserer Hausthiere einer Verunreinigung mit Kupfer weniger ausgesetzt sind als die menschlichen Nahrungsmittel, so ließ ich auch Ochsengalle verbrennen. Die daraus dargestellte Asche wurde mit ganz reiner Schwefelsäure ausgezogen und der saure Auszug mit Schwefelwasserstoffgas geprüft. Es entstand allerdings auch ein brauner Niederschlag, aber in so geringer Menge, daß eine weitere Untersuchung desselben unterbleiben mußte. Uebrigens darf es nicht überraschen, wenn sich dieser Metallniederschlag ebenfalls als Kupfer herausstellen wird, weil die Schlempe aus den kupfernen Destillirblasen der Branntweinbrennereyen, so wie auch die Malz-Trebern der Bierbrauereyen, welche man zur Viehmastung verwendet, gar leicht auch kupferhaltig seyn können. Die Futterkräuter sind noch nicht auf ihrem Metallgehalt untersucht; es verdient aber bemerkt zu werden, daß Bucholz und Meißner in der Asche von Arzneypflanzen Spuren von Kupfer entdeckt haben. Daß die Galle Eisen enthält, ist bekannt.

---

b) Entdeckung des Milchzuckers in Hühner-Eyern.

Einer meiner wissenschaftlichen Freunde, Dr. Winkler in Darmstadt, schrieb mir in diesen Tagen Folgendes.

Ich kann Ihnen eine Entdeckung mittheilen, welche vorzüglich die Physiologen interessiren dürfte; ich fand nämlich in dem Eyweiß zweyer Hühnereyer einen nicht unbeträchtlichen Gehalt an Milchzucker. Zu dieser Entdeckung wurde ich durch folgenden Umstand geführt. Als von einem eingekauften Vorrathe Hühnereyer einige weich gesotten wurden, fanden sich beym Oeffnen derselben zwey darunter, welche bereits bebrütet gewesen zu seyn schienen, und am Dotter, so wie in demselben Blutpartien enthielten. Das Eyweiß dieser beyden Eyer war auffallend wässerig und von einem süssen Geschmack. Dieß veranlaßte mich, dasselbe, nachdem es bey höherer Temperatur congulirt war, fein zu zerschneiden und durch Wasser auszuziehen. Beym Abdampfen des filtrirten Auszugs erhielt ich aus beyden Eyern gegen 8 Gran Milchzucker. Die Physiologen werden hoffentlich nicht versäumen, diesen Gegenstand weiter zu untersuchen, um zu bestimmen, ob die von mir beobachtete Erscheinung nur eine abnorme war, oder ob die Milchzuckerbildung in den Hühnereyern immer und regelmäßig, und in welchem Stadium der Bebrütung erfolgt?

---

c) Chemische Untersuchung des Bingelkrauts.

Die Mercurialis annua Lin., diese unansehnliche einjährige Pflanze, welche in Gärten, Weinbergen und andern angebauten Plätzen fast überall als Unkraut verbreitet und bekannt ist, fesselte meine Aufmerksamkeit aus dem Grunde, weil der daraus gepreßte Saft mit Honig und einigen andern Zusätzen eingekocht, den Hauptbestandtheil eines prophylactischen Hausmittels ausmacht, welches unter dem Namen Sirop de longue vie, Syrupus longae vitae, oder Mel sanitatis, also Lebens-Syrup oder Gesundheits-Honig noch jetzt von vielen Personen im vorgerückten Alter gegen Gicht, Hämorrhoiden, Engbrüstigkeit, Obstructionen u. s. w., wie man versichert, mit gutem Erfolg als Gesundheits-Erhaltungs- und Lebensverlängerungs-Mittel gebraucht wird.

Dieser Sirop de longue vie steht vorzüglich in Frankreich in großem Ansehen, daher die Vorschrift zur Bereitung desselben, so wie auch zu einem einfachen Miel mercurial (bloß aus dem Safte der Mercurialis annua und Honig bereitet) noch in dem neuesten Pariser- Codex (Pharmacopée française) von 1837 aufgenommen wurde.

Auch in Bayern hat dieser seit mehr als 300 Jahren berühmte Lebenshonig sein altes Ansehen noch nicht ganz verloren, besonders in der gebilderen und vornehmen Welt; denn ich weiß, daß derselbe in hiesigen Apotheken jährlich bereitet und vorzüglich aus der k. Hofapotheke in unglaublich großen Quantitäten dispensirt wird.

Das Bingelkraut, oder der daraus gepreßte und mit Honig vermischte Saft ist seit Hippokrates von den Aerzten und Pharmakologen früherer Jahrhunderte als ein eröffnendes, das Blut reinigendes, gelinde purgirendes Arzneymittel in verschiedenen Zusammensetzungen nicht nur innerlich, sondern auch als erweichendes Arzneymittel äußerlich oft angewendet worden; man mag das Ausführliche hierüber bey Galenus, Dioskorides, Mathiolus u. A. nachlesen.

Im blühenden Zustande besitzt die Mercurialis keinen auffallenden Geruch, aber einen bitterlichen, etwas salzig schärflichen Geschmack, der im Munde und Schlunde lange anhält. Ich wollte nun wissen, von welchen Bestandtheilen dieser Geschmack und die arzneyliche Wirksamkeit verursacht werden, und da mich die Literatur nicht befriedigte, so stellte ich selbst eine Reihe von chemischen Versuchen mit dem Bingelkraute an. Feneuille hat es zwar vor einigen Jahren einmal analysirt, und darin Bitterstoff, Eyweißstoff, Schleim, fette Materie, etwas ätherisches Oel, Pectin und einige Salze gefunden; — aber ich glaube, daß diese Namen auf die Bestandtheile der meisten Arzneykräuter passen, und die Pharmakologen nicht befriedigen können. Ich muß zwar gestehen, daß auch meine chemische Analyse der Mercurialis von andern Arbeiten unterbrochen zur Zeit noch nicht ganz vollendet ist, glaube aber doch einen kleinen Beytrag zur nähern Kenntniß einer sehr verbreiteten und von den Aerzten früherer Jahrhunderte hochgeschätzten Pflanze geben zu dürfen.

Ich ließ die Mercurialis annua im Jahre 1842 bey schönem trockenem Wetter Anfangs Juli einsammeln, und unterwarf sie sogleich einer Untersuchung, wovon die Ergebnisse hauptsächlich folgende sind.

Der frisch gepreßte Bingelkrautsaft ist lebhaft grün, von einem eigenthümlichen schärflichen Geruch und Geschmack; er enthält eine bedeutende Menge Chlorophyll und Eyweißstoff; das Lakmus wird davon nur sehr schwach geröthet. Wenn man ihn filtrirt, so bleibt das Chlorophyll auf dem Filter und der Saft ist nun klar, röthlich braun und von einem bitterlich salzigen Geschmack. Was also dem frisch gepreßten Safte einen schärflichen Beygeschmack ertheilt, liegt in dem Blattgrün und ist in Aether und Alkohol löslich. Wird der filtrirte Saft mit seinem doppelten Volum Alkohol geschüttelt, so scheidet sich eine reichliche Menge Eyweißstoff nebst einer gummiartigen Substanz in Gestalt weißer Flocken ab. Der Eyweißstoff gerinnt auch, und scheidet sich in Gestalt grauer Flocken ab, wenn man den filtrirten Saft zum Sieden erhitzt. Schüttelt man den filtrirten Saft mit seinem dreyfachen Volumen Aether, so entsteht ein trübes Gemenge, welches sich in der Ruhe in drey Schichten theilt: die oberste Schichte ist der gelblich gefärbte Aether, welcher nach dem Verdunsten nur eine sehr geringe Menge einer wachsartigen Substanz zurückläßt; die mittlere Schichte ist gallertartig, gelblich grau, und liefert mit kochendem Wasser behandelt Eyweißstoff und Gummi; die unterste Schichte endlich ist eine gelblichbraune klare wässerige Flüssigkeit, welche bey langsamem Verdunsten schöne und deutliche Krystalle von Salpeter und Salmiak liefert; dieser letztere ist aber gefärbt, an der Luft zerfließlich, und von einem bitterlichen stechend salzigen Geschmack. Es ist mir noch nicht gelungen, den Bitterstoff und die pflanzensauren Salze von dem Salmiak, welcher im Bingelkraute in beträchtlicher Menge vorhanden ist, vollkommen zu scheiden, um diese Bestandtheile für sich zu studiren, weil sie alle in Wasser und Alkohol auflöslich, aber in Aether unlöslich sind.

Die Salze des Bingelkrautes erhält man übrigens zum Theil sehr schön und deutlich krystallisirt, wenn man das Vegetabil trocknet, mit lauwarmem Wasser auszieht, den Aufguß mit Kohle entfärbt und nach dem Filtriren langsam verdunsten läßt.

Ich erhielt auf diese Weise salpetersaures Kali und schwefelsaures Kali nebst einem andern Kalisalze mit einer Pflanzensäure; ferner Salmiak nebst einer schmierigen Masse, worin auch ein pflanzensaures Kalk- und Magnesiasalz vorhanden war. Außerdem ist noch ein in

Wasser unlösliches pflanzensaures Kalk- und Magnesiasalz vorhanden, denn wenn man das mit Wasser erschöpfte Bingelkraut trocknet und verbrennt, so erhält man eine Asche, welche kohlensauren Kalk, kohlensaure Magnesia nebst Kieselsäure enthält.

Diese Salze zusammen betragen etwa 7 Procent von dem Gewichte des frischen Bingelkrauts; sie sind es hauptsächlich, welche in Verbindung mit einem milden, in Wasser und Weingeist löslichen, aber in Aether unauflöslichen Bitterstoffe den arzneylichen Werth des Mercurialis annua begründen; denn das schärfliche Chlorophyll kann nicht in Betracht kommen, weil nur der davon getrennte Saft mit Honig eingekocht arzneylich angewendet wird; so kann auch dem in beträchtlicher Menge vorhandenen Pflanzen-Albumin nebst dem Gummi und dem Wasser, welches in der vegetirenden Mercurialis 83 bis 84 Procent von dem Gewichte der Pflanze beträgt, keine besondere Heilkraft zugeschrieben werden.

Wenn man die 16 bis 17 Gewichtstheile des getrockneten Bingelkrauts nämlich von 100 der frischen Pflanze mit lauwarmem Wasser auszieht, so erhält man 10 bis 9 Theile eines braunen Extracts von bitterlich stechend salzigem Geschmacke. Die in Wasser unauflöslichen Bestandtheile der Pflanze betragen 6 bis 7 Procent von dem Gewichte der frischen Mercurialis.

Schließlich bemerke ich noch, daß die Mercurialis annua allem Anscheine nach auch Indigo enthält, welcher in Mercurialis perennis schon früher entdeckt worden ist, denn wenn man den Saft daraus preßt, so nimmt das leinene Preßtuch an der Luft eine blaue Farbe an, welche durch Säuren nicht geröthet wird. Auch ist es auffallend, daß das getrocknete Bingelkraut eine bläulich grüne Farbe besitzt, an den Blattstielen blaugefleckt erscheint und daß auch diese blaue Farbe durch Schwefelsäure nicht geröthet wird.

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe im Monat Januar 1846 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von dem Hrn. Dr. Reef in Frankfurt a/M.:

Ueber das Verhältniß der elektrischen Polarität zu Licht und Wärme. Frankfurt a/M. 1845. 8.

Von dem Hrn. V. Streffleur, k. k. Hauptmann und Professor bey der k. lombardisch-venetianischen adelgen Leibgarde in Wien:

Die primitive physikalische Beschaffenheit der Nordpolarländer. Wien 1845. 8.

Von der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur in Breslau:

Uebersicht der Arbeiten und Veränderungen im J. 1844. Breslau 1845. 4.

Von der Royal Society of London:

Philosophical Transactions. For the year 1845. P. I. London 1845. 4.

Proceedings of the royal Society. No. 60. 1844. London 1844. 8.

Fellows of the Society. London 1844. 4.

Von der Geological Society of London:

Transactions. Second Series. Vol. VII. Part the First. Part the Second. Lond. 1845. 4.

Proceedings. Vol. IV. No. 99. 100. 101. 1843—44. London. 8.

Von der Entomological Society of London:

Transactions. Vol. I. Part 1—3. 1831—36. II. P. 1—4 1837—1840. III. P. 1—4. 1841—1843. IV. P. 1. 1845. London. 8.

Journal of Proceedings. Commencing January 6. 1840. London 1841. 8.

Von dem Hrn. A. Rabusson in Paris:

Developpemens historiques sur l'origine de la Race Française. Paris 1845. 8.

Von dem Hrn. Prechtl, Director der k. k. polytechnischen Schule in Wien:

Ueber den Flug der Vögel. 1846. 8.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 10.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Februar.

Nro. 39. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

7) Notizen des Hrn. Akademikers Zuccarini über einige in den Systemen zweymal aufgeführten Pflanzengattungen aus Japan.

1. Ueber Damnacanthus Gaertn. und Baumannia DeCand.

Die Gattung Damnacanthus wurde von dem jüngeren Gärtner (Carpol. III. p. 18. tab. 82. fig. 7.) nach Fruchtexemplaren aufgestellt, welche ihm von Thunberg unter dem Namen Carissa spinarum mitgetheilt worden waren, und deren irrige Bestimmung er leicht erkannte. Aber indem er seine neue Gattung sehr richtig zu den Rubiaceen zählte, wurde er über ihre Stellung in dieser Familie dennoch durch zufällige Verkümmerung der ihm disponiblen Früchte, wie solche öfter vorkömmt, getäuscht. Die Beeren, die er untersuchte, waren nämlich nur zweyfächrig mit einem Samen in jedem Fache und dadurch war er veranlaßt, seinen Damnacanthus unter die Abtheilung der Coffeaceen neben Canthium zu stellen. Warum er den Speciesnamen D. indicus wählte, ist unbekannt, vermuthlich weil er wegen der habituellen Aehnlichkeit der Pflanze mit Spina spinarum Rumph (Roumea Poit.) Indien für ihr Vaterland hielt. Daß Thunberg sie in der Flora von Japan unter demselben Namen aufzählt, unter welchem er sie an Gärtner schickte, scheint diesem entgangen zu seyn. Den späteren Botanikern blieb die Pflanze unbekannt, und selbst DeCandolle konnte in seinem Prodromus (Vol. IV. p. 473) nichts Näheres über Habitus und Blüthenbau angeben, sondern mußte sie lediglich nach dem von Gärtner aufgestellten Charakter der Frucht neben Canthium einreihen. Endlicher wies ihr dieselbe Stelle an. Später erhielt DeCandolle aus dem Garten der Brüder Baumann in Bollwyller eine lebende Pflanze unter dem Namen Briedelia spinosa, welche er als eine noch unbeschriebene Rubiacea erkannte und unter dem Namen Baumannia (in den Mémoires de Physique et d'Hist. naturelle à Genève Vol. VI.) beschrieb und abbildete. Daß diese Pflanze identisch mit Damnacanthus indicus sey, konnte er nicht vermuthen, theils weil ihm die Frucht fehlte, theils weil Gärtner deren Charakter aus verkümmerten Exemplaren unrichtig angegeben hatte. Doch stellte er mit großem Scharfsinn seine neue Gattung nach der Structur der Narbe und des Fruchtknotens unter die Guettardeen neben Nertera und Mephitidia, wohin sie wirklich gehört. In dem japanischen Herbarium des Hrn. v. Siebold fand ich endlich vollständige Exemplare der Carissa spinarum Thunb. mit Blüthen und Früchten und konnte nun leicht ermitteln, daß dieselbe zugleich Damnacanthus indicus Gaertn. und Baumannia geminiflora De Cand. sey. Es sind demnach diese beyden Gattungen in den Systemen zu vereinigen und der Gärtner'sche Name Damnacanthus dürfte als der ältere für das neu constituirte genus beyzubehalten sey. Die Stellung im Systeme hat DeCandolle bey seiner Baumannia bereits richtig angegeben. Ich erlaube mir nur noch, den vervollständigten Cha-

rakter von Damnacanthus und die Definition der beyden mir aus Japan bekannt gewordenen Arten hier anzufügen.

Damnacanthus Gaertn.

Calycis tubus urceolatus, limbo quadrifido. Corolla infundibuliformis tubo cylindrico, limbo quadrifido, fauce vel et in laciniis hirto. Stamina 4 corollae tubo adnata apice tantum libera; antherae oblongae inclusae vel subexsertae. Ovarium inferum, quadriloculare, loculis uniovulatis, vertice nectario urceolato coronatum. Stylus filiformis inclusus vel exsertus. Stigma quadrifidum lobis linearibus vel oblongis. Bacca globosa, carnosa, calyce coronata, tetra — vel abortu di — tricocca; cocci cartilaginei monospermi. Semen convexo-planum, testa tenui membranacea, albumini carnoso adnata. Embryo minutus, basilaris, radicula infera, cotyledonibus brevibus.

Frutices humiles ramis dichotomis divaricatis flexuosis. Folia sempervirentia, opposita, subsessilia, ovata, mucronata, coriacea. Stipulae breves connatae interpetiolares, spinam subulatam in axilla gerentes. Flores axillares, gemini, subsessiles.

1. D. indicus Gaertn. D. ramis divaricato-flexuosis, foliis brevissime petiolatis ovato-suborbicularibus cuspidatis glabris coriaceis rigidis, calycis laciniis lineari-lanceolatis acuminatis, stigmatis laciniis linearibus. — Baumannia geminiflora De Cand. l. c.

2. D. major Sieb. et Zuccar. D. ramis divaricato-flexuosis, foliis brevissime petiolatis ovatis vel ellipticis acutis glabris coriaceis rigidis, calycis laciniis ovato-lanceolatis acutis, stigmatis laciniis oblongis obtusis.

2. Ueber Heteropappus Lessing.

Wenn Thunberg in seiner Flora von Japan eine große Anzahl von eigenthümlichen Gewächsen auf eine oft unbegreifliche Weise für identisch mit europäischen oder amerikanischen Arten erklärte und mit Recht darüber von mehreren Seiten Tadel erfuhr, so trifft die späteren Bearbeiter anderer Floren des nordöstlichen Asiens der entgegengesetzte Vorwurf. Sie betrachteten die Flora von Japan als so vollkommen isolirt und exclusiv, daß sie weder im nördlichen China, noch in Dauurien, Kamtschatka und überhaupt dem östlichen Sibirien die Anwesenheit japanischer Arten vermutheten und deßhalb bey ihren Arbeiten Thunberg's flora japonica gar nicht in Betrachtung zogen. Daß nicht allein die theilweise Unvollständigkeit der Beschreibungen die Ursache davon war, erhellt daraus, daß selbst die von Thunberg und Kämpfer abgebildeten Arten keine Berücksichtigung fanden. Ich erlaube mir hier nur ein auffallendes Beyspiel dieser Art zu erörtern. Thunberg hatte in der flora japonica eine Pflanze als Aster hispidus beschrieben und Banks eine gute Abbildung davon in den Iconibus Kämpferianis tab. 29. mitgetheilt. Lessing, welcher die Compositas des Thunberg'schen Herbariums zu untersuchen Gelegenheit hatte, erklärte dieselbe in seiner Synopsis als den Typus einer neuen Gattung, die er Heteropappus nannte. Unter diesem Namen zählt sie auch DeCandolle in seinem Prodromus auf. Dieselbe Pflanze wurde nun aber auch in Sibirien und Dauurien entdeckt, jedoch trotz der Banks'schen Abbildung keineswegs als mit der japanischen identisch erkannt. Sie erhielt die Namen Aster incisus (Fischer Mem. soc. mosq.), Grindelia incisa, Kalimeris platycephala und DeCandolle nahm sie endlich als Calimeris incisa in den Prodromus auf, so daß er die sibirischen und die japanischen Exemplare derselben Art in zwey verschiednen Gattungen aufzählt. Ja Lessing gieng darin noch weiter. Indem er in seiner Synopsis p. 139. nach japanischen Exemplaren die Gattung Heteropappus aufstellt, tadelt er p. 163 Sprengel, daß er den Aster incisus Fisch., also die sibirische Form derselben Pflanze zu Grindelia gezogen habe, weil sie nicht von Aster getrennt werden könne! Eine genaue Vergleichung sowohl japanischer als sibirischer Exemplare hat mich über die Identität beyder Pflanzen außer allen Zweifel gesetzt, wovon sich auch Jeder schon dadurch überzeugen kann, daß er die sibirische Kalimeris incisa mit der Kämpfer'schen Abbildung von Aster hispidus vergleicht. Mit Recht hat übrigens Lessing wegen der Verschiedenheit zwischen dem Pap-

pus der Strahl- und der Scheibenblüthen sie als eigne Gattung aufgestellt, welcher wir noch zwey neue Arten Het. subserratus und rigens beyzufügen haben. Im System ist demnach für die Zukunft Kalimeris incisa zu streichen. Aehnliche Mißkennungen identischer aber von Thunberg unvollständig beschriebener Arten, wie z. B. daß Picris kamtschatica und dahurica synonym mit Picris japonica Thunb., ebenso Youngia? debilis und zugleich Barkhausia nana De Cand. identisch mit Prenanthes debilis Thunb. und Youngia pygmaea Ledeb. seyen, werde ich in der zweyten Abtheilung der japanischen Pflanzenfamilien nachzuweisen die Gelegenheit haben.

Historische Classe.

In der Sitzung am 17. Januar d. J. las Hr. Prof. Dr. G. Phillips über eine Stelle in dem dreyzehnten Kapitel der Germania des Tacitus.

In ihrer vorletzten Sitzung hatte die Classe das Vergnügen, einen nunmehr bereits im Druck erschienenen Vortrag ihres Hrn. Secretärs über die bekannte Stelle im dreyzehnten Kapitel der Germania des Tacitus: Insignis nobilitas aut magna patrum merita etc. zu hören, durch welchen zugleich die Mitglieder der Classe aufgefordert wurden, von Zeit zu Zeit kleinere Abhandlungen über einzelne historische Fragen mitzutheilen. Durch den vielfach anregenden Vortrag sind auch die nachfolgenden Bemerkungen veranlaßt, welche sich ebenfalls auf die erwähnte Stelle des Tacitus beziehen. Man kann nicht anders, als der dort gegebenen in sehr klare Worte gefaßten Interpretation in allen Hauptpunkten, namentlich was den Vorzug des Caeteris vor Caeteri anbetrifft, nur vollkommen beypflichten. Die Absicht, welche diesen Zeilen zum Grunde liegt, besteht lediglich darin, die sehr dunkle Stelle von dem Standpunkte der späteren Quellen für die Anfänge der deutschen Geschichte zu beleuchten, da eben sie zu denjenigen gehört, aus welchen man die allerverschiedenartigsten Dinge herausgebracht hat.

Die sachliche Richtigkeit eines aus Tacitus wie überhaupt aus einem der Autoren des Alterthums in Betreff der socialen Zustände der Deutschen entnommenen Resultates findet ihren Prüfstein gerade darin, daß die späteren ächtgermanischen Quellen dasselbe bestätigen. Wir erkennen es an, daß kein andrer Römer, wie überhaupt kein Fremder, so tief in die Erkenntniß der Sitten und Gewohnheiten der Deutschen eingedrungen ist, wie Tacitus. Mit dem z. B. was er uns über die Bedeutung der Familie bey den Germanen mittheilt, hat er ein Fundament der gesammten älteren Verfassungszustände hervorgehoben; seine Schilderung, wie selbst in dem Kampfe nicht ein zufälliges Zusammenrotten die Schlachtordnung bildet, sondern die Verwandten sich zu einanderstellen [1]), ist gerade in jener Beziehung ein sehr wichtiger Fingerzeig. Des Tacitus Nachrichten über die Sühne der Friedensbrüche, die in Pferden und Rindern bestehend, den Verwandten entrichtet wurde [2]), über das Looswerfen [3]), über die Zeitberechnung nach Nächten [4]), sind so vollständig mit dem Inhalte der späteren Quellen übereinstimmend, daß wir es wenigstens begreiflich finden, daß gerade hieraus für Manche der Zweifel entstanden ist, ob denn der Verfasser der Germania wirklich ein Römer war oder ob nicht das ganze Werk vielmehr einer späteren Zeit angehöre.

Aber bey aller dieser Anerkennung des hohen Werthes jenes Buches haben wir uns doch nicht die Frage zu bejahen getraut, ob die Zeichnung, welche Tacitus von unsern Vorfahren entwirft, die Contur zu dem Gemälde seyn dürfe, welches der heutige Geschichtsforscher von jenen älteren Verhältnissen vor Augen zu stellen hat. Daß sehr viele von Tacitus hingeworfene Züge unauslöschlich sind, wer wollte es bezweifeln?! Die nachfolgende Geschichte läßt sie gar oft in dem glänzenden Lichte der Wahrheit erscheinen, darum ist aber doch nicht

1) Tac. Germ. c. 7.
2) Tac. Germ. c. 21.
3) Tac. Germ. c. 10.
4) Tac. Germ. c. 11.

jeder Bericht des Tacitus ohne Unterschied unumstößliche Wahrheit. Nicht kann er der Mittelpunkt seyn, von welchem aus die Strahlen historischer Wahrheit sich verbreiten, sondern er selbst ist dunkel und bedarf der Beleuchtung. Fangen wir unser Studium der älteren deutschen Verfassung mit Tacitus an, so werden wir gar oft finden, daß, so viel auch glücklich zusammentrifft, Vieles doch ganz und gar nicht mit den Nachrichten der ältesten einheimischen Quellen zusammenpaßt. Mögen wir dieß in einigen Fällen auch auf die Weise erklären, daß in der Zeit von Tacitus bis zu den ersten Quellen nationaler Geschichtschreibung sich manche erhebliche Veränderungen zugetragen haben, so reicht dieß doch nicht aus, um alle jene Verschiedenheiten zu erklären. Am allerwenigsten aber möchte die Methode mehrerer neuerer Historiker zu billigen seyn, welche, weil sie in späteren Quellen bey vielen Instituten einen Mangel der Uebereinstimmung mit Tacitus wahrnehmen, dieß Alles durch die völlige Umwandlung der früheren Zustände erklären wollen [5]). Diese Methode, welche sich an den geschriebenen Buchstaben eines fremden Autors anklammert und welche in neuester Zeit auch noch sogar auf Cäsar ausgedehnt worden ist [6]), ist eine philologisch richtige, zugleich aber auch eine durchaus unhistorische.

Wenden wir diese Betrachtungen auf die fragliche Stelle des Tacitus an, so würden wir den Sinn seiner Worte, wenn es gelänge, denselben gerade so, wie er sich die Sachen gedacht, vollständig zu ermitteln, doch nur für so lange bindend ansehen, als er nicht mit den Grundprincipien der deutschen Verfassung, wie sie uns in den ächten einheimischen Quellen entgegentritt, im Widerspruche steht. Wir sagen nicht, daß dieß bey unsrer Stelle der Fall sey, es dürfte indeß doch auch bey ihr die Interpretation sich nicht ganz dem Einflusse jener späteren Quellen entziehen. Der Gedankengang, welchen Tacitus beobachtet, ist kurz folgender. Nachdem er am Schlusse des vorangehenden zwölften Kapitels von den Versammlungen der Germanen, vorzüglich von denen, die zum Zwecke der Rechtspflege bey ihnen Statt fanden, gesprochen hat, macht er sich selbst eine anschauliche Vorstellung von den versammelten freyen Leuten. Sie erscheinen vor seinen Augen bey allen diesen Gelegenheiten in ihrem Waffenschmucke. Diese Beobachtung veranlaßt ihn *erstens* von der Bekleidung der Jünglinge mit den Waffen zu sprechen, dann *zweytens*, indem er wahrnimmt, daß dieß schon in einem sehr frühen Lebensalter geschieht, von der Stellung und Würde derjenigen jungen Leute zu reden, welche von ausgezeichneter adlicher Abstammung sind oder doch durch die Verdienste ihrer Väter empfohlen werden. Damit bahnt sich ihm *drittens* der Uebergang dazu, die ganze Bedeutung der germanischen Gefolgschaften und die Art und Weise ihrer Kriegführung zu schildern. Es sey vergönnt, diesem Gedankengange auch in den erläuternden Bemerkungen zu folgen und daher mit denen über die Wehrhaftmachung oder Schwertleite zu beginnen.

Die Bekleidung mit den Waffen, die Investitur in diesem Sinne des Wortes, war unstreitig eine religiöse Handlung. Das gesammte Recht, mit dem gleichen Worte *Ehe*, wie die Religion bezeichnet, steht mit dieser in dem nächsten Zusammenhange [7]). Ueberhaupt darf man es nie aus dem Auge lassen, eine wie heilige Sache die Religion unsern heidnischen Vorfahren, wie überhaupt den Völkern der alten Welt gewesen ist. Daher waren die Kämpfe unter ihnen nicht bloß solche, die über Besitz und Herrschaft des Landes, sondern auch über die Religion entscheiden sollten. Nur Rom allein stand in seiner welthistorischen Bedeutung darin den andern Völkern gegenüber, daß es, wie es diese in den Umfang seines orbis terrarum aufnahm, sich auch den ganzen Götterkreis derselben aneignete.

(Fortsetzung folgt.)

5) So Waitz in seiner deutschen Verfassungsgeschichte.

6) v. Sybel, Entstehung des Königthums.

7) Vergl. meine deutsche Geschichte Bd. 1. §. 4.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 11.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Februar.

Nro. 40. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 17. Januar d. J. las Hr. Prof. Dr. Phillips über eine Stelle in dem dreyzehnten Kapitel der Germania des Tacitus.

(Fortsetzung.)

In besonderer Abgeschlossenheit stehen aber gerade in religiöser Beziehung die Germanen da und eben aus der Anhänglichkeit an ihren Glauben erklärt sich die Feindschaft nicht nur gegen andere Völker, sondern der einzelnen Stämme unter einander, die oft, je näher sie mit einander verwandt, z. B. Gothen und Vandalen, Franken und Sachsen, um so feindseliger gegen einander auftraten. Wie sehr es aber bey diesen Kämpfen die Vertheidigung und den Sieg der Religion galt, dafür gibt uns Tacitus selbst ein Zeugniß, indem er erzählt, daß die Germanen aus den geheiligten Hainen die Bilder der Götter in das Gewühl der Schlacht getragen, um die Streitenden zu tapfern Thaten anzufeuern [8]). Tragen also diese Kämpfe selbst den Charakter von Religionskriegen an sich, so mußte auch Schwert und Schild und Lanze, mit welchen der Jüngling bekleidet wurde, an den Altären der Götter geweiht seyn [9]); mit diesen Waffen schmückte ihn, sey es der Fürsten Einer, der Vater oder der nächste Verwandte. Sehen wir von dem hier handelnden Fürsten einstweilen ab, so werden wir wiederum in den Kreis der Familie geführt. Auch die Familie ist, wie der Stamm, eine Waffengenossenschaft, auch sie steht, wenn von Andern ihr Friede gebrochen, als rächend da [10]). Denn der Friede der Familie ist zugleich ein Gottesfriede, der Familienherd ein Altar, der Familienvater bekleidet in diesem engeren Kreise eine priesterliche Würde, wie auch Tacitus ihn an einer andern Stelle, wo er vom Looswerfen spricht (Note 3), geradezu dem Priester an die Seite stellt. Ist aber der Vater nicht da, so tritt, wenn er unmündige Kinder hinterlassen, der nächste Verwandte an seine Stelle und er ist es dann, welcher durch die Schwertleite den jungen „Knecht“ [11]) (d. i. das Mitglied des Geschlechtes) zu dem Vertheidigungskampfe für den Heerd und die Sippe einweiht. Der Jüngling tritt dann in die Reihen der Kämpfer für den Frieden der Familie. Wer diesen gebrochen, muß, wenn mit dem eigenen Blute nicht, so doch mit dem Blute der Rinder, die den Göttern zum Opfer geschlachtet wer-

8) Tac. Germ. c. 7.

9) Wer den Schild verloren, durfte bey den Opfern nicht mehr erscheinen. Tac. Germ. 6.

10) Deutsche Geschichte. Bd. 1. S. 121.

11) Ueber die Herleitung dieses Wortes von cneowe (cneo. kniu. das Geschlecht) s. Grimm, deutsche Grammatik. Bd. 2. S. 208. Dasselbe ist das englische Knight und so wie Nichtel = Niftel, so ist Knecht = Neffe; beyde Worte Neffe und Nichte bedeuten ursprünglich nicht bloß die Söhne und Töchter der Geschwister, sondern junge Personen, die zu einer Familie gehören. Vergl. deutsche Geschichte. Bd. 1. S. 110.

den, sühnen. Nicht der Mangel des Geldes war es, warum als Buße Vieh gegeben wurde, sondern das Opfermahl mußte bereitet werden, an welchem die, welche miteinander Friede schlossen, Theil nahmen. Merkwürdig ist in dieser Rücksicht gerade der Zusammenhang zwischen Vieh und Geld, wie er auch im Lateinischen in pecus und pecunia hervortritt. Vieh oder Fe bleibt in mehreren germanischen Sprachzweigen auch in späterer Zeit in der Bedeutung von Hab und Gut, Besitzthum (z. B. bedeutet Phader-fi [12]) bey den Langobarden die Aussteuer der sich verheirathenden Tochter), Geld hat aber früher nicht die Bedeutung von moneta, sondern ist der Gegenstand des Opfers, denn gelten bedeutet offerre [13]), weßhalb auch die Familien zugleich Gilden d. h. Opfergenossenschaften sind. Geld ist ursprünglich das zu opfernde Vieh selbst, nachmals dasjenige, was an Stelle desselben gegeben wird; ist dieß vielleicht auch die eigentliche Bedeutung von Pecunia? Doch kehren wir zu der Aufnahme der Knaben in die Schaar der wehr- und waffenfähigen Mitglieder der Familie zurück.

Es konnte Tacitus nicht entgehen, daß die Wehrhaftmachung bereits in einem sehr frühen Lebensalter eintrat. Nachdem der Knabe sich zuvor in andern Diensten geübt, wurde er durch die Schwertleite zum Knechte gemacht; dieß geschah nach fast allgemeiner Sitte ungefähr beym Eintritte der Pubertät. Mit wenigen Ausnahmen wird in dieser Rücksicht in den Quellen das vollendete zwölfte Lebensjahr erwähnt [14]) und wenn die angelsächsischen Gesetze [15]) auch von zehn Wintern sprechen, so muß man sich hiebey an das Zahlensystem der Angelsachsen erinnern, nach welchem man das große „Hund“ oder Hundert von dem kleinen zu unterscheiden hat [16]); nach jenem war hundert = 120, Zehn also = 12. Indessen zu dieser Frist von zwölf Jahren kam gewöhnlich noch eine andere hinzu, die überhaupt in dem deutschen Rechte eine große Rolle spielte, das ist die Frist von Jahr und Tag, welche aufgelöst ein Jahr, sechs Wochen und drey Tage bedeutet, und eine Reihenfolge von Gerichtsfristen in sich schließt; drey ungebotene Gerichte nämlich, deren Termine zusammen ein Jahr in sich schließen und drey gebotene Gerichte, bey welchen jeder Termin zu vierzehn Nächten gerechnet wird, so daß der Vorgeladene am fünfzehnten Tage zu erscheinen hat [17]). Es würde zu weit führen, diese Seite der germanischen Gerichtsverfassung, welche ebenfalls mit den altreligiösen Zuständen in genauem Zusammenhange steht, näher zu beleuchten und es möge hier nur noch darauf hingewiesen werden, daß in dem Lehnrechte, welches fast in allen seinen Instituten gleichsam als eine Reproduction der ältesten germanischen Rechtsprinzipien erscheint, der junge Vasall mit den Waffen, wie mit seines verstorbenen Vaters Leben investirt wurde, wenn er dreyzehn Jahr, sechs Wochen und drey Tage alt geworden war [18]).

Mit diesem Zeitpunkte trat also die Mündigkeit ein; von da an galten die Knaben, nachdem sie den ersten Jugendschmuck erhalten hatten, wie Tacitus sagt, nicht mehr so sehr für Angehörige des Hauses als des Staates. In Obigem liegen einige Andeutungen, warum wir diesen an sich schönen Worten des Tacitus nicht in ihrem ganzen Umfange beystimmen können, denn gerade mit jenem Zeitpunkte begannen erst recht die wahren Familienpflichten, wie überhaupt das ganze ältere Recht weit mehr einen privatrechtlichen als öffentlichen Charakter an sich trägt. Aber in sofern ist die Bemerkung des Tacitus richtig, als jetzt die jungen Leute mit in den Kampf genommen wurden und daß sie sowohl an der Vertheidigung des Familienheerdes, als auch an den kühnen Abenteuern Theil nahmen, zu welchen sich leicht eine Veranlassung bot und so gern gesucht wurde.

---

12) Leg. Longob. II. 1. 4.

13) Daher heidankelt: idolatria, kotakelt: cultus Dei. Vergl. Grimm, deutsche Grammatik. Bd. 2. S. 33. Nro. 351. S. 495.

14) Vergl. mein deutsches Privatrecht B. 1. §. 29. Note 25. S. 259.

15) Leg. Hloth. et Eadr. 6. — Leg. Inae 7.

16) S. Sachse historische Grundlagen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte.

17) Deutsche Geschichte. Bd. 1. §. 13. S. 228. S. 243. — Deutsches Privatrecht. Bd. 1. §. 67. S. 467.

18) Lehnrecht d. Sachsenspiegels Art. 20.

Wir halten uns aber für befugt, hiermit noch eine andere Einrichtung in Verbindung zu bringen, welche vielleicht auch auf die nachfolgenden Worte unsers Autors einiges Licht werfen dürfte. Bey allen germanischen Stämmen treffen wir nämlich nicht bloß an den Höfen der Könige, sondern überhaupt des Adels vier Aemter an, die unstreitig uralt sind, vier Aemter, an welche sich zugleich die gesammte Erziehung der männlichen Jugend knüpfte. Man darf sich dadurch nicht irre machen lassen, daß der erste dieser Beamten den lateinischen Namen des Kammerers führt; dieser hat nur den germanischen verdrängt, welcher deutlicher das Amt bezeichnet. Bey den Angelsachsen nämlich heißt er der Kleiderthan [18]); ihm wurde der Tischthan (Truchseß, Droste, Seneschall), der Roßthan oder Marschall und der Schenke an die Seite gestellt [20]). Von ihrem siebenten Jahre bis zur Schwertleite waren die Knaben diesen Beamten mit Ausschluß des Marschalls untergeordnet und zwar die Söhne des Adels den königlichen Hofbeamten, die Söhne der freyen und ritterlichen Dienstmannen aber jenen Beamten an den Höfen des Adels [21]). Wir dürfen nicht annehmen, daß diese bloß mit der monarchischen Verfassung vereinbar sind, sie sind es auch mit jener mehr patriarchalischen oder, wenn man will, theokratischen, welche wir zur Zeit des Tacitus neben der monarchischen bey vielen germanischen Stämmen antreffen. Die Frage, ob die Germanen einen ablichen Adel hatten, welche nachher zur Sprache gebracht werden soll, wollen wir einstweilen als bejahet voraussetzen. Tritt uns nun überall in der alten germanischen Zeit das religiöse Element entgegen, ist hierin gerade das Wesentlichste das Opfer, so werden auch jene Aemter und ihre Dienstleistungen ursprünglich eine Beziehung auf das Opfer gehabt haben. Der Eine jener Hierodulen, das Wort in dem weiteren Sinne genommen, auf welchen das „Schalk“ in Marschall und Seneschall, das „Than“ in den angelsächsischen Bezeichnungen verweiset, bewahrte die beym Opfer gebräuchlichen Gewänder, der Andere eröffnete als Troß — Saete den feierlichen Troß [22]) des zum Opfer schreitenden Priesters, ja manchmal des als Oberpriester opfernden Königs; der Dritte lenkte die durch ihr Wiehern prophetischen Roße [23]) und war es vielleicht der mit der Waffe den plötzlichen [24]) blutvergießenden Streich auf das Opferthier führte, worauf die Bereitung des Opfermals folgte, an welchem theilnehmend die Anwesenden das Fleisch und Blut der Hostia — wer kann die Vorbedeutung verkennen? — verzehrten [25]). Da reichte der Tischthan die Speise, der Schenke den blutigen Trank. Hülfe leisteten hier wie dort die Knaben, doch nicht immer galt es bloß den Göttern das Opfer darzubringen, zu Zeiten galt es auch den Kampf für die Religion.

Da zogen unter dem streitbaren Marschall die Jünglinge, die Knechte oder Knappen hinaus, um dereinst die höchste ritterliche Ehre zu erlangen. So in späterer Zeit, so auch in früherer, denn das sogenannte Ritterthum des Mittelalters ist nur eine neuere Form, in welche uralte Prinzipien sich gekleidet. Wie nachmals durch die Schwertleite der Knappe oder Knecht, im Englischen knight, gemacht wurde, so auch in früherer Zeit der Sohn eines jeden freyen Germanen, wie Tacitus selbst schon die Handlung beschreibt.

Doch unter diesen Jünglingen gab es auch einen Vorrang, den Tacitus, an jene Darstellung anschließend, mit den Worten Insignis nobilitas etc. kund giebt. Es scheint fast unglaublich, daß man diese Stelle häufig gerade so erklären zu müssen geglaubt hat, als hätten unsere Vorfahren gar keinen Erbadel gehabt. Auf eine Widerlegung dieser Meinung scheint man sich nicht einlassen zu brauchen und die nächste Frage hiebey nur die zu seyn: Kannten die Germanen neben dem Erbadel nach der Ansicht des Tacitus auch einen Verdienstadel? Allein ehe wir auf diese Frage eingehen, sey es

19) Vergl. Grimm deutsche Grammatik. Bd. 2. S. 18. Nr. 199.
20) Deutsche Geschichte B. 1. S. 112.
21) T. v. Fürth die Ministerialen. S. 201. Vgl. Münchner Gel. Anz. Bd. 5. Sp. 901.
22) Vergl. Münchner Gel. Anz. Bd. 12. Sp. 208.
23) Tac. Germ. cap. 10.
24) Vergl. Grimm, deutsche Mythologie S. 22.
25) Deutsche Geschichte. Bd. 1. S. 75.

erlaubt einen Umſtand bemerklich zu machen, der unwiderleglich aus dieſer Stelle hervorgeht [26]), der nämlich: daß jungen Leuten nicht aus eigner Kraft, ſondern wegen ihrer Geburt ein Vorrang vor Andern beygelegt wurde, daß es alſo nicht gleichgültig war, von welchen Eltern man gezeugt und geboren wurde. Hiermit befinden wir uns aber wiederum ganz auf dem Boden des germaniſchen Rechtes, welches in einer ganzen Reihe von Verhältniſſen auf das Blut, auf das beſſere oder ſchlechtere Blut ſieht. „Das Kind folgt der ärgeren Hand," das iſt das Prinzip, welches durch das ganze ältere Recht geht und zwar in dem Grade, daß ſelbſt zwiſchen Adel und Freyen kein eigentliches Connubium ſtattfand [27]). Darauf bezieht ſich die morganatiſche Verbindung ihrem Urſprunge nach, denn hier wurde die Frau nicht gekauft wie bey der wahren Ehe, hier wurden Mann und Weib nicht Gemahle. Eben dieß weiſt auf etwas Anders hin: Adel und Freye konnten zwar an den großen, allgemeinen, dreymal im Jahre wiederkehrenden Volksopfern Theil nehmen, allein ſie hatten keine Gemeinſchaft der Familienopfer. An dieſe knüpfte ſich die Ehe, die nie anders, als mit einem Opfermal eingegangen wurde [28]). Aus jener Verbindung eines Adelichen mit einer Freyen gingen keine adelichen Kinder hervor, bis erſt die Kirche auch die morganatiſche Verbindung zum Matrimonium erhob. Gleichheit des Blutes wurde alſo erfordert, auf daß das Blut des Kindes nicht durch das Blut der Mutter getrübt werde, nur dann lebte der Vater, lebte die Rechtsfähigkeit, der Adel desſelben in ſeinen Kindern fort und in welchem Grade dieß nach den Anſichten der Germanen der Fall war, möge theils an einem merkwürdigen hiſtoriſchen Factum, theils an der allgemeinen Wirkſamkeit des Princips während des ganzen Mittelalters, theils an dem noch heut zu Tage geltenden gemeinen Rechte gezeigt werden.

Als König Heinrich I. der Sachſe ſtarb, hinterließ er vier Söhne, Thankmar in unerlaubter Verbindung vor der Ehe, Otto vor der Thronbeſteigung ſeines Vaters, Heinrich und Bruno nach derſelben gezeugt. Es handelte ſich um die Succeſſion; von Thankmar konnte keine Rede ſeyn, Bruno war in den geiſtlichen Stand getreten, Otto war unter den rechtmäßigen Söhnen der Erſtgeborne und ſomit ſchien kein Zweifel obwalten zu dürfen, daß er der Nachfolger ſeines Vaters werden müſſe. Er wurde es, aber erſt nach langem Streit, deſſen Hauptpunkt der war: ob er, der von dem Herzoge Erzeugte ſeinem jüngern Bruder Heinrich, der ſchon durch die Zeugung königliches Blut empfangen, vorgehen dürfe? Für jenen entſchied, daß man Herzogthum und Königthum nicht trennen wollte [29]). Zu desſelben Königs Zeit wurde aber auch von einem uralten Prinzip deutſcher Erbfolge abgewichen [30]). Ein Zweykampf gab gegen das bisherige Recht den Ausſchlag, daß bey der Erbfolge die entfernteren Enkel vorverſtorbener Söhne nicht ferner den noch lebenden Söhnen des Erblaſſers nachgeſetzt werden ſollten. Dieſe, als ihrem Vater im Blute näher, wurden bis dahin allein berufen. Doch nicht bloß dieſen Umſtand hatten wir oben im Sinne, als wir aus den Prinzipien des mittelalterlichen Erbrechts die Bedeutſamkeit der Blutsübertragung nach deutſchen Anſichten nachweiſen wollten. Richtet ſich nämlich die Succeſſionsordnung nach dem letzten Beſitzer, ſo wird das Succeſſionsrecht durch die Abſtammung von dem erſten Erwerber beſtimmt [31]).

(Fortſetzung folgt.)

26) v. Sybel, Entſtehung d. deutſchen Königthums. S. 84.

27) Deutſche Geſchichte. Bd. 1. §. 6. S. 107.

28) Vergl. deutſche Geſchichte Bd. 1. §. 12. S. 213. Deutſches Privatrecht. Bd. 1. §. 51.

29) Vgl. Hiſt. pol. Blatt. Bd. 4. S. 366.

30) Vergl. Witich. Corbej. bey Meibom Script. rer. Germ. Vol. I. p. 641.

31) Deutſches Privatrecht. Bd. 1. §. 60.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846. Nr. 12.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Februar.

Nro. 38. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 17. Januar d. J. las Hr. Prof. Dr. G. Phillips über eine Stelle in dem dreyzehnten Kapitel der Germania des Tacitus.

Also: nur wer von diesem, der gleichsam zuerst mit dem Grundstücke vermählt wurde, sein Blut herleitet, der hat ein Recht an dem Grundstücke, nur er gehörte als ein Zweig zu dem in das Grundstück gepflanzten Baum der Familie. Nirgend zeigt sich dieß deutlicher, als in jener künstlichen Einpflanzung, wie wir sie in einer früheren Abhandlung über den Leitkauf [32]) bey der historischen Begründung des Erbvertrages geschildert haben. Dann aber wird dieß Prinzip vorzüglich noch durch den Umstand klar, daß nur die von dem ersten Erwerber abstammenden Verwandten zum Consense bey der Veräußerung von Grundstücken herbeygezogen werden mußten. Wir nannten vorhin das Lehnrecht eine Reproduction altgermanischer Grundsätze; eben dieß offenbart sich auch hierbey. Nur wer von dem ersten Erwerber des Lehens abstammt, kann den Veräußerungen des Vasallen widersprechen und ihm succediren. Dieß ist aber kein bloßes Lehnrechts- sondern ein allgemeines germanisches Prinzip, welches recht deutlich durch folgenden Gegensatz hervortritt. Wer selbst ein Grundstück gekauft hat, kann es auch frey veräußern, wie sonst eine bewegliche Sache; zeugt er aber nach diesem Kaufe Söhne, so haben diese, weil sie von dem mit den Rechten an diesem Grundstücke bekleideten Vater gezeugt wurden, mit dem Blute von ihm auch Rechte an dem Grundstücke empfangen. Der Umstand, daß durch den Handel die Veräußerung der Grundstücke befördert wurde, hatte allmählig den Untergang dieser Erbesrechte und zugleich eine völlige Umwandlung aller bisherigen Lebens- und Rechtsverhältnisse zur Folge. — Gerade aber auf der hervorgehobenen Vorstellung der Germanen, daß in dem Sohne der Vater fortlebe, beruht auch — um noch einmal des Feudalwesens zu erwähnen — ihrem Ursprunge nach die Erblichkeit der Lehen; denn die Erwartung, daß die Eigenschaften des Vaters, die Treue, die Tapferkeit, magna patrum merita in den Söhnen fortdauerten, ließ die Lehensherren die Beneficien bey dem Tode der Vasallen nicht einziehen.

Aber auch in unserm noch geltenden gemeinen Rechte — wovon jedoch particulare Rechte abweichen — stellt sich derselbe Grundsatz sehr klar heraus. Der ungleichen Ehe und ihrer Folgen nicht zu gedenken, wollen wir nur fragen: warum werden die bereits gebornen Kinder eines Solchen, der in den Adelstand erhoben wird, nicht ipso jure auch adelich? warum verlieren die bereits gebornen Kinder eines Solchen, der seinen Adel zur Strafe einbüßt, denselben nicht ebenfalls, während die später gebornen Kinder in jenem ersteren Falle den Adel durch die Geburt erwerben, in diesem hingegen ihn nie erhalten? Wie Otto vom Herzoge gezeugt,

32) Münchner Gel. Anz. Bd. 18.

nicht königliches Blut in sich trug, so sind Jene auch von einem Bürgerlichen nicht von einem Adelichen gezeugt, so kann der des Adels beraubte Vater fortan keine adelichen Kinder mehr zeugen.

Wer wollte uns nun wohl glauben machen, daß diese altheidnischen Prinzipien erst in späterer Zeit, etwa kurz vor Einführung des Christenthums sich ausgebildet hätten. Wir nannten sie: altheidnische Prinzipien, richtiger vielleicht wäre es zu sagen: vormessianische Prinzipien. Nicht bloß bey den Juden hieß es: Abraham zeugte Isaac, Isaac zeugte Jakob, sondern alle heidnischen Völker, welche mit der Urtradition des kommenden Erlösers von der Ebene Sennaar ausgewandert waren, legten den höchsten Werth auf die Abstammung! Die fleischliche Generation hatte daher auch eine typische Bedeutung, wie überhaupt das Heidenthum von prophetischen, wenn auch öfters täuschenden Vorbildern erfüllt ist. Nicht bloß haben die Opfer der Heiden, sie mögen noch so gräßlich seyn, überhaupt diese Bedeutung, sondern, um auf die Generation zurückzukommen, auch manche andere scheusliche Entartungen, so sehr sie dem höchsten Sittengesetz widersprechen, finden auf jene Weise ihre Erklärung; so der Gebrauch einzelner Völker, daß der Ehemann sein Weib dem fremden Gaste darbringt, hoffend, daß durch diese Vermischung die Geburt des Erlösers vorbereitet werde.

Anders die Germanen, welche gerade in dieser Rücksicht in einer großen, fast jüdischen Abgeschlossenheit andern Völkern gegenüberstanden. Bey ihnen, als einem der kriegerischsten und tapfersten Volksstämme, war ein Geburtsadel im Prinzip gegeben. Aber auch die Bedeutung dieses Adels konnte keine andere, als eine religiöse seyn. Wer seine Abstammung herleitete von jenen alten Geschlechtern, die — als Asen bezeichnet — aus dem Oriente eingewandert, vor andern vorzugsweise die religiöse Tradition und die Reihe der Ahnen singend und sagend bewahrten, der gehörte zu den eigentlich priesterlichen Geschlechtern, unter welchen das besonders bevorzugte das königliche oder oberpriesterliche war. War es ein allgemeiner germanischer Gebrauch, Stammregister im Gedächtniß oder durch Schrift zu bewahren, so war dieß vorzugsweise bey jenen Geschlechtern der Fall [33]). Das also war insignis nobilitas, welcher Tacitus durch aut die magna patrum merita entgegenstellt.

Zur Erklärung dieses Ausdruckes möchte bereits oben eine Andeutung gegeben seyn; der Sohn wird in dem Vater fortlebend gedacht, die Verdienste des Vaters kommen ihm zu Gute. Lassen wir dieß einen Augenblick als einen Gegensatz zur nobilitas gelten, erkennen wir es überhaupt an, daß mit patres an sich nicht gerade Ahnen gemeint sind und daß Tacitus, wenn er dieß hätte sagen wollen, das Wort majores gebraucht haben würde, so ist es dennoch sehr wohl vereinbar, daß dem hochverdienten pater des adolescentulus die magna merita seines Vaters ebenfalls in Anrechnung gebracht worden waren und so würde dieß doch immer darauf hinführen, daß die Zeugung von einem besonders verdienten Manne einen erblichen Vorzug, d. h. Adel, wenn man will: erblichen Verdienstadel, zur Folge gehabt habe. Allein dem scheint das Taciteische aut im Wege zu stehen, dessen Gebrauch, wie in Nr. 240 v. J. sehr passend bemerkt wurde, nicht mit dem des deutschen „Oder“ verwechselt werden darf. Hierbey möchte indessen noch Folgendes zu berücksichtigen seyn. Stellt man sich auf den damaligen Standpunkt und fragt: worin denn eigentlich jene magna patrum merita bestanden haben können, die den Söhnen zu Gute kamen? war dieß nicht kriegerischer Muth und Tapferkeit, Auszeichnung in Schlacht und Kampf? Hat aber Schlacht und Kampf die vorhin hervorgehobene Bedeutung, wer war es, der vor allen Andern sich aufgefordert sah, in diesem Kampfe durch Thaten der Tapferkeit hervorzuthun? wem mußte am Meisten auf den siegreichen Streit für die Götter, wem am Meisten auf die Bewahrung der Heiligthümer ankommen, als jenen priesterlichen Geschlechtern? Sie waren es, welche die Bilder Othins und Thors zur Ermuthigung der Stammesgenossen in den Kampf trugen, ihnen war die meiste Gelegenheit geboten, magna merita sich zu erwerben und diese auf die

33) Vergl. Grimm's Abhandlung über die angelsächsischen Stammtafeln in dem Anhange zu seiner Mythologie.

aus ihrem Blute entsprossenen adolescentuli zu übertragen. War jenes ein erblicher Verdienstadel, so war dieß ein verdienstvoller Erbadel; Tapferkeit adelte die Person, aber sie adelte auch das Geblüt. Wir glauben daher, daß, wenn Tacitus mit seinem aut wirklich einen schroffen Gegensatz hat ausdrücken wollen, er sich geirrt habe, allein diese Annahme ist gar nicht nothwendig. Lassen wir den Ton auf Insignis ruhen[34]), so haben wir ausgezeichneten und weniger ausgezeichneten Adel; die Insignis nobilitas, den Adel, der auf der Abstammung von uralten bis zu den Göttern hinaufreichenden Geschlechtern beruht, denen begreiflicherweise die Verdienste auch nicht fehlten, und einen Adel, der auf die Abstammung von solchen Geschlechtern sich gründet, die, wenn sie auch nicht so weit ihren Stammbaum herleiten, doch durch ruhmvolle Thaten sich einen Vorrang erworben haben. Und Jünglingen (adolescentulis) von solcher Abstammung wurde, sagt Tacitus, die principis dignatio zu Theil.

Jedes dieser Worte bedarf einer näheren Erläuterung. Sehr richtig ist die in dem Aufsatze über Caeteris und Caeteri gemachte Bemerkung, daß man sich unter den adolescentuli keineswegs solche Leute zu denken habe, die noch jünger seyen als diejenigen, welche wehrhaft gemacht wurden. Gerade die so eben wehrhaft Gemachten können nach demjenigen, was oben über den Zeitpunkt der Schwertleite bemerkt wurde, für adolescentuli im eigentlichen Sinne des Wortes gelten, so wie sich auch, dem nachgewiesenen Sprachgebrauche des Tacitus gemäß, Nichts dagegen einwenden läßt, wenn man auch solche, welche bereits das zwanzigste Lebensjahr erreicht, noch den adolescentuli beyzählt.

Besondere Schwierigkeit bieten aber die beyden Worte principis dignatio. Was ist princeps, was ist dignatio? Ohne uns einstweilen auf eine speciellere Deutung des Wortes princeps einzulassen, wollen wir im Allgemeinen bemerken, daß jedenfalls eine Person darunter verstanden wird, die vor vielen Andern durch eine Würde, mit der sie bekleidet ist, sich auszeichnet. Die zunächst liegende Frage betrifft das Wort dignatio und zwar näher dahin gestellt, ob dasselbe im activen oder passiven Sinne zu nehmen sey. Im erstern Falle würde also der princeps Jünglinge von der bezeichneten Abstammung ganz besonders hochachten. Diese Erklärungsweise hat in jüngster Zeit großen Beyfall gefunden, namentlich sagt der neueste Herausgeber des Forcellinischen Lexicons: dieß sey die einzig richtige Interpretation der schwierigen Stelle. Trotz dieser kategorischen Aeußerung sey es doch erlaubt, einige bescheidene Zweifel, zu welchen schon das Wort assignant veranlaßt, aus der Sache selbst zu entnehmen, wobey es in dieser Rücksicht gleichgültig ist, ob man in dem nachfolgenden Satze caeteris oder caeteri liest. Zieht man caeteri vor, so sagt uns Tacitus über die Art, wie die Würdigachtung oder Werthschätzung sich äußere, kein Wort; die durch ihre Abstammung ausgezeichneten Jünglinge sind abgethan und es ist im Folgenden nunmehr von Andern die Rede. Liest man aber caeteris, so würde dann allerdings etwas über die Art und Weise der Werthschätzung gesagt seyn und diese darin bestehen, daß jene Jünglinge den schon mehr Gereiften, den im Kampfe Bewährten beygesellt worden. Wenn man aber auch in vollem Maaße es anerkennt, in welchen hohen Ehren bey den Germanen der Kriegsdienst gehalten worden ist, so verstehen wir dennoch nicht, warum Tacitus, wenn er Nichts weiter als Jenes sagen wollte, so weit ausholt und den Satz mit der insignis nobilitas und den magna patrum merita beginnt. Wenn diese jenen Jünglingen Nichts mehr verschafft haben, als die Aufnahme in die Schaar der Krieger, so erscheint der Anlauf mit der insignis nobilitas um so mehr zu stark, als in dieser Weise aufgefaßt, auch eine historische Unwahrheit darin liegt, denn alle Wehrhaften ohne Rücksicht auf die Abstammung wurden, wenn auch noch so jung, dem Heere einverleibt. — Eben so wenig ist, wenn man das Wort dignatio im activen Sinne nimmt, damit der nachfolgende Satz nec rubor inter comites aspici gut zu vereinbaren. Denn wollten wir das nec auch in keinem Gegensatze, sondern schlechthin in der Weise nehmen: es gereicht ihnen nicht zur

31) Vergl. v. Sybel a. a. O. S. 84.

Schande, unter den Gefährten gesehen zu werden, so hätte sich Tacitus wunderlich genug ausgedrückt, wenn er zuerst zu verstehen giebt, es gehöre sehr viel dazu, nämlich insignis nobilitas und magna patrum merita, um einem Jünglinge die Auszeichnung zu verschaffen, um von einem princeps in das Heer aufgenommen zu werden, und er dann hinterher bemerkt: es gereiche eben diesen nicht zur Schande, unter den Heergesellen gesehen zu werden.

Schon das Wort assignant weiset mehr auf die passive Bedeutung der dignatio hin. Assignare heißt allerdings im abstracten Sinne so viel als attribuere, allein bey einem so tief und scharf denkenden und seine Worte genau abwägenden Schriftsteller, wie Tacitus, möchte man sich noch mehr als bey andern versucht fühlen, das Wort in seiner nächsten und eigentlichen Bedeutung zu nehmen. Assignare ist: bezeichnen, mit einem Zeichen versehen, und berührt sich in so fern, aber auch anderweitig, mit titulare. Dieses bedeutet auch so viel, als: an einer Sache einen titulus, ein Zeichen befestigen, wodurch man sie als die seinige oder auch sonst charakterisirt; daher die spätere Bedeutung von Titel, als einer besonderen Rangstufe[35]. Dieß will assignare auch hier um so mehr sagen, als das Wort dignatio beygefügt ist; die jungen Leute werden mit der dignatio als ihnen wegen ihrer Abstammung charakteristisch, bezeichnet, ihnen wird in diesem Sinne, wie dort der Titel an der Sache aufgesteckt, der Rang eines princeps beygelegt, sie treten also mit diesem Range, wegen ihrer Geburt, bekleidet in die Welt ein. Ganz nahe berühren sich diese Begriffe in dem Gebrauche, daß königlichen Kindern in der Wiege der Hausorden, gleichsam als titulus, angelegt wird. — Indem nun aber Tacitus nicht dignitas, sondern dignatio gebraucht, so scheint es, als habe er auch damit — vielleicht unbewußt — etwas dem Geiste germanischer Auffassungsweise durchaus Entsprechendes getroffen. Es ist bekannt, daß die beyden Worte Adal und Kun bevorzugtes Geschlecht bezeichnen und daß das letztere gerade das unter andern ausgezeichneten Geschlechtern besonders hervorragende bedeutet. Jeder, der zu einem solchen Geschlechte gehört, ist daher ein Adal-ing oder Kun-ing [36]. Wir verbinden mit dem heutigen Worte König die Bedeutung von rex, während dasselbe seinem Ursprung nach einen ganz andern Sinn und mit regere gar Nichts zu thun hat. Hieraus erklärt sich aber, warum ältere Schriftsteller z. B. Gregor von Tours jeden Prinzen des merowingischen Hauses rex und jede Prinzessin regina nennen, weil ihnen dabey eben der germanische Begriff König vorschwebte. Wenn es also heißt: Insignis nobilitas et magna patrum merita principis dignationem assignant, so will dieß sagen: die Abstammung sey die Ursache, daß auch die Jünglinge den hohen Rang eines princeps einnehmen und gerade damit ist hinlänglich die ganze Eigenthümlichkeit des germanischen Adels, so wie auch einzelner anderer Rechtsverhältnisse ausgedrückt, wie sich weiterhin aus der Erläuterung des Wortes princeps ergeben wird.

Nimmt man demnach dignatio passiv, so geben für das Nachfolgende beyde Lesarten: caeteri und caeteris einen Sinn. Wählt man das erstere, so würde Tacitus gesagt haben: die adolescentuli aus edelm Geblüte erhalten den Rang eines princeps, die übrigen wehrhaft gemachten Jünglinge werden in die Heerschaar der schon bewehrten Krieger aufgenommen und es ist keine Schande für sie, unter den Gefährten gesehen zu werden. Doch dieser Schluß ist matt und darum das handschriftenmäßige caeteris um so mehr vorzuziehen.

(Schluß folgt.)

35) Eine ausführliche Erörterung über das Wort Titel findet sich in meinem Kirchenrecht. Bd. 1. S. 597 u. ff.

36) Deutsche Geschichte. Bd. 1. §. 7. S. 113.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Februar.

Nro. 42. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

C. Adams, Die harmonischen Verhältnisse. Ein Beytrag zur neueren Geometrie. Th. 1. Winterthur 1845.

E. A. Menzel, Jahrbuch der Baukunst und Bauwissenschaft in Deutschland. Bd. 2. Greifswald 1845.

Laplace, Oeuvres. Vol. 1 — 3. Paris 1843 — 1844.

J. E. Herger, Die Systeme der magnetischen Curven u. s. w. Heft 2 — 4. Leipzig 1845.

Dr. H. Girard, Ueber Erdbeben und Vulkane. Berlin 1845.

Dr. G. Riccardi, Cenni di studi intorno al principio della velocitá virtuale. Modena 1842.

H. W. Dove, Ueber Wirkungen aus der Ferne. Berl. 1845.

Dr. J. Schaller, Geschichte der Naturphilosophie von Baco von Verulam bis auf unsere Zeit. Th. 2. Leipzig 1846.

S. Sachs, Ueber die Existenz des Luft- und Wasserdruckes. Berlin 1845.

Årsberättelse om framstegen i Kemi och Mineralogi afgifven den 31 Mars 1844, af Jac. Berzelius. Stockholm 1844.

Dr. Wilh. Delffs, Die reine Chemie in ihren Grundzügen dargestellt. Th. 1. 2. Kiel 1845.

Dr. H. Kopp, Geschichte der Chemie. Bd. 3. Braunschweig 1845.

A. Schrötter, Die Chemie nach ihrem gegenwärtigen Zustande. Heft 1. Wien 1845.

Amtlicher Bericht über die 22. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Bremen im September 1844. Abth. 1. 2. Bremen 1845.

Dictionnaire universel d'histoire naturelle, redigé par d'Orbigny. Vol. 3—6. Paris 1841—45.

Dr. J. L. C. Gravenhorst, Das Thierreich nach den Verwandtschaften und Uebergängen in den Klassen und Ordnungen desselben dargestellt. Berlin 1845.

Abbildungen und Beschreibungen neuerer oder weniger bekannter Conchylien, herausg. von R. A. Philippi. Bd. I. 2 — 6. Cassel 1843 — 44.

Cuvier, Histoire naturelle des poissons. Vol. 17. Paris 1844.

M. H. M. Ducrotay de Blainville, Ostéographie. Text. Fasc. 10 — 18. Atlas fasc. 10 — 18. Paris 1844.

Dr. W. F. Erichson, Bericht über die wissenschaftlichen Leistungen im Gebiete der Entomologie während des Jahres 1843. Berlin 1845.

J. Gould. The birds of Australia and the adjacents islands. Part. 12 — 21. Lond. 1844 — 45.

G. Rob. Gray, The genera of birds. Part. 7—18. London 1845.

Dr. Jos. Hyrtl, Lepidosiren paradoxa. Monographie. Prag 1845.

Dr. C. H. Schultz, Ueber die Tanaceteen. Neustadt 1844.

Bruch und W. P. Schimper, Bryologia Europaea. Fasc. 25 — 28. Stuttg. 1845.

Dr. A. Griesbach, Bericht über die Leistungen in der Pflanzengeographie während des Jahres 1843. Berlin 1845.

Dr. J. Müller, Grundzüge der Krystallographie. Braunschweig 1845.

Dr. G. E. Berendt, Die im Bernstein vorkommenden organischen Ueberreste der Vorwelt. Band I. Abth. 1. Berl. 1845.

Dr. H. B. Geinitz, Grundriß der Versteinerungskunde oder die Thierwelt der früheren Schöpfungen. Lief. 1. 2. Dresden 1845.

J. Fr. L. Hausmann, Handbuch der Mineralogie 2. umgearb. Aufl. Th. 1. 2. Göttingen 1845.

Descriptive and illustrated catalogue of the fossil organic remains of mammalia and aves contained in the Museum of the royal college of Surgeons of England. London 1845.

J. N. v. Schwerz, Landwirthschaftlicher Nachlaß. Stuttg. 1845.

Amtlicher Bericht über die achte Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu München vom 30. Sept. bis 7. October 1844. München 1845.

Dr. J. G. Krünitz, Oekonomisch-technologische Encyklopädie. Theil 181—187. Thier—Trieb. Berlin 1844—45.

A. J. Johnes, Philological proofs of the orig. Unity and recent Origin of the human race. London 1843.

J. v. Hefner, Trachten des christlichen Mittelalters. Abth. I. Lief. 5 — 9. II. Lief. 8 — 12. III. Lief. 6 — 10. Mannheim 1844 — 45.

Dr. G. Klemm, Allgemeine Culturgeschichte der Menschheit. Bd. 4. Leipzig 1845.

Dr. E. Fr. Apelt, Die Epochen der Geschichte der Menschheit. Bd. 1. Jena 1845.

J. R. Zellweger, Die schweizerischen Armenschulen nach Fellenberg'schen Grundsätzen. Trogen 1845.

Dr. H. Gräfe, Allgemeine Pädagogik. Bd. 1. 2. Leipz. 1845.

Dr. J. H. Wirth, Die speculative Idee Gottes und die damit zusammenhängenden Probleme der Philosophie. Stuttg. 1845.

Dr. Lud. Noack, Mythologie und Offenbarung. Th. 1. Darmstadt 1845.

M. Cimorelli, Origine, progressi e stato attuale delle belle lettere italiane dall' epoca del risorgimento alla corrente epoca anno 1845. Fasc. 1 — 9. Mailand 1845.

A. Fr. v. Schack, Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien. Bd. 1. 2. Berlin 1845.

Jos. Espronceda, El diablo mundo, poema. Madr. 1842.

Ones. Leroy, Etudes sur les mystères et sur les manuscrits de Gerson. Paris 1837.

C. Clarke, The complete concordance to Shakspeare. Part 8 — 10. London 1845.

A. Henninger, Nassau in seinen Sagen, Geschichten und Liedern. Bd. 1. 2. Wiesbaden 1845.

Hartmann von der Aue, Iwein mit dem Löwen. Berlin 1845.

Bernh. Sev. Ingemann, Samlede Skrifter. Forste Afdelings. Bind 1 — 6 Dramatiske Digte. Deel 1 — 6. Kiobenh. 1844.

Alb. und Arth. Schott, Walachische Mährchen. Stuttg. 1845.

Geschiedenis van Graef Hugo van Craenhove en van zynen vriend Abulfaragus. Historische tafereelen uit de XIVde eeuw, door H. Conscience. Antwerpen 1845.

N. P. Demidoff, Commentaire du dernier chapitre du système philosophique de l'art de Lamennais. Strasb. 1844.

Annales archéologiques dirigés par M. Didron. Année 1845. Paris 1845.

Galerie de Florence. Livr. 3 — 53. Florence 1844 — 1845.

The illuminated books of the middle ages, by H. N. Humphreys. P. II. London 1845.

Herbé, Histoire des beaux arts en France. Livr. 5 — 8. Paris 1844 — 45.

Fr. X. Fernbach, Die enkaustische Malerey. München 1845.

A. Jubinal, Explication de la danse des morts de la Chaise-Dieu, fresque inédite du XV. siècle. Paris 1844.

Handbuch der musikalischen Literatur. Dritte bis 1841 ergänzte Auflage. Lief. 4 — 8. Leipzig 1845.

G. de Beaumont et Al. de Tocqueville, Système pénitentiaire aux états-unis et de son application en France. Paris 1845.

Dr. J. Scherr, Die Auswanderungsfrage vom religiös-socialistischen Standpunkt betrachtet. Stuttgart 1845.

F. Mayer, Grundzüge des polizeylichen Strafrechts. Heilbronn 1845.

A. Moser, Encyklopädie der medicinischen Wissenschaf-

ten. Abth. II. Specielle Pathologie und Therapie von Dr. L. Posner. Bd. 1. Leipzig. 1845.

Annales de Hygiène publique et de Medecine légale. Année 1844. Paris 1844.

Mittheilungen aus dem Gebiete der Heilkunde, von Dr. H. Blumenthal. Leipzig 1845.

Dr. H. Haeser, Lehrbuch der Geschichte der Medizin und der Volkskrankheit. Jena 1845.

C. Vogt, Physiologische Briefe. Abth. I. Stuttgart 1845.

Dr. G. W. Münter, Versuch einer neuen Theorie der Verrichtungen des Gehirns- und Nervensystems. Leipzig 1838.

Dr. C. J. Heidler, Die Nervenkraft im Sinne der Wissenschaft gegenüber dem Blutleben in der Natur. Braunschweig 1845.

Dr. E. von Bibra, Chemische Untersuchungen über die Knochen und Zähne des Menschen und der Wirbelthiere. Schweinfurt 1844.

Dr. Fr. Behrend, Syphilidologie. Bd. 2—5. Leipz. 1841 — 45.

Dr. Ch. Fr. Heusinger, Recherches de pathologie comparée. Cah. III. Nosographie. Cassel 1845.

Dr. Will. Prout, Ueber das Wesen und die Behandlung der Krankheiten des Magens und der Harnorgane. A. d. Engl. von Dr. G. Krupp. Leipzig 1843.

Dr. J. Wendt, Die Gicht. Breslau 1844.

Dr. Th. Hodgkin, Die Krankheiten der serösen und muköse Häute. Ins Deutsche übertr. von Dr. Levin Th. 1. 2. Leipzig 1843 — 44.

Dr. Fr. Günzburg, Studien zur speciellen Pathologie. Bd. 1. Die pathologische Gewebelehre. Leipz. 1845.

Dr. A. Gottschalk, Darstellung der rheumatischen Krankheiten auf anatomischer Grundlage. Köln 1845.

Dr. A. Frari, Della peste e della publica amministrazione sanitaria. Vol. I. Venezia 1840.

Dr. E. Friedberg, Diagnostik der Kinderkrankheiten u. s. w. Berlin 1845.

Dr. J. R. Bennett, Der hitzige Wasserkopf u. s. w. Wien 1844.

Dr. J. F. Dieffenbach, Die operative Chirurgie. Heft 2 — 6 oder Bd. 1. Leipzig 1845.

Dr. W. Stricker, Die Krankheiten des Linsensystems nach physiologischen Grundsätzen. Eine gekrönte Preisschrift. Frankfurt 1845.

Codex der Pharmakopöie. II. Section. Bd. 1. III. Section. Bd. 1. V. Section. Bd. 1. Leipzig 1841.

Dr. J. E. Cohen von Baren, Zur gerichtlichen Lehre von verheimlichter Schwangerschaft u. s. w. Berlin 1845.

Collection des lois civiles et criminelles des états modernes, publiée sous la direction de M. Victor Foucher. Vol. 1—9. Paris 1833—1841.

Das Volk und sein Recht. Publicistische Abhandlung u. s. w. Bd. 1. 2. Halle 1845.

Dr. E. Fr. Rößler, Deutsche Rechtsdenkmäler aus Böhmen und Mähren. Bd. 1. Das altprager Stadtrecht aus dem 14. Jahrhundert. Prag 1845.

K. Fr. Eichhorn, Einleitung in das deutsche Privatrecht. 5. verb. Ausg. Götting. 1845.

Provinzial-Gesetzsammlung des Königreichs Böhmen. Bd. 21. 25. Prag 1843 — 44.

A. D. Mikuay und P. Lichner, Ofner Stadtrecht von 1244 bis 1421. Preßburg 1845.

Dr. Fr. H. J. Thesmar, Die fünf französischen Gesetzbücher in ihrer Fortbildung durch die neuere Gesetzgebung so wie durch die Jurisprudenz der Rheinischen Gerichtshöfe. Bd. 1. Elberfeld 1845.

Collezione completa dei moderni codici civili degli stati d'Italia. Dispensa 1 — 5. Torino 1845.

Gio. C. Gregorj, Statuti civili e criminali di Corsica. T. 1. 2. Lione 1843.

J. G. Bunge und C. D. von Madai, Sammlung der Rechtsquellen Liv-, Ehst- und Curlands. Abth. II. Quellen des curländischen Landrechts. Lief. 1. 2. Instructionsbuch des curländischen Prozesses. Dorpat 1844.

Corpus juris Sueo-Gotorum antiqui. Samling af sweriges Gamla-Lagar . . . utgifven af Dr. C. J. Schlyter. Vol. V. Westmannalagen. Vol. VI. Helsingelagen. Kristnu-Balken af Smålandslagen. Bjerkorätt m. Lund 1841 — 44.

Capitula et ordinationes curiae maritimae nobilis civitatis Amalphae, quae in vulgari sermone dicuntur la tabula de Amalpha nec non consuetudines civitatis Amalphae. Neapoli 1844.

C. G. R. Rintel, Beiträge zur Würdigung der französischen Jury. Eine Sammlung von Strafrechtsfällen aus den Jahren 1833 — 1843. Münster 1845.

C. J. v. Hufnagel, Commentar über das Strafgesetzbuch für das Königreich Würtemberg. Band 1. 2. Stuttg. 1841 — 42.

D. C. J. A. Mittermaier, Das deutsche Strafverfahren. 4. gänzl. umgearb. Aufl. Th. 1. Heidelberg 1845.

Dr. C. J. A. Mittermaier, Die Mündlichkeit, das Anklageprincip, die Oeffentlichkeit und das Geschwornengericht u. s. w. Stuttgart 1845.

Criminalgesetzgebung für das Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen. Sondershausen 1845.

Giov. Carmignani, Teoria delle leggi della sicurezza sociale. T. 1 — 4. Pisa 1831.

Strafgesetzbuch für das preußische Heer. Berl. 1845.

Ph. Jos. v. Rehfues, Proconsulate der neueren Zeit. Stuttg. 1845.

G. von Struve, Briefwechsel zwischen einem ehemaligen und einem jetzigen Diplomaten. Mannheim 1845.

J. C. J. Buddeus, Deutsches Anwaltbuch. Leipzig 1845.

N. C. Kist en H. J. Royaards, Archief voor kerkelijke geschiedenis, inzonderheit van Nederland. Deel 3. 4. Leiden 1844.

H. Ewald, Geschichte des Volkes Israel bis Christus. Bd. 2. Göttingen 1845.

Dr. J. A. Dorner, Die Lehre von der Person Christi geschichtlich und biblisch-dogmatisch dargestellt. Th. 1. Entwicklungsgeschichte der Lehre von der Person Christi in den ersten vier Jahrhunderten. Abth. 1. 2. Stuttg. 1845.

Aug. Nicolas, Etudes philosophiques sur le Christianisme. Vol. 1 — 4. Bordeaux 1845.

Dr. G. Thomasius, Beyträge zur kirchlichen Christologie. Erlangen 1845.

Zwey Bedenken über die deutsch-katholische Bewegung. Von C. Ullmann und A. Hauber. Hamburg 1845.

Ones. Leroy, Corneille et Gerson, dans l'imitation de Jésus-Christ. Paris 1842.

Fried. Böhringer, Die Kirche Christi und ihre Zeugen. Bd. 1. Abth. 2. 3. Zürich 1845.

Henrion, Histoire génerale des missions catholiques depuis le XIII. siècle jusqu'à nos jours. Livr. 8 — 25. Paris 1845.

M. E. Quinet, L'Ultramontanisme ou l'église romaine et la société moderne. Paris 1845.

Dizionario di erudizione storico-ecclesiastica da S. Pietro Sino ai nostri giorni compilato da Gaetano Moroni Romano. Vol. 26 — 29. Fo - Ge. Venezia 1844.

Geographisch-historische Kirchenstatistik der katholischen Schweiz. Heft. 2. Schluß. Schaffhausen 1844.

Dr. Fr. W. Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands. Bd. 1. Lief. 1. Die Römerzeit enthaltend. Götting. 1845.

A. F. Ozanam, Die Begründung des Christenthums in Deutschland und die sittliche und geistige Erziehung der Germanen. München 1845.

Dr. L. A. Warnkönig, Die Kirche Frankreichs und die Unterrichtsfreyheit. Freyburg 1845.

P. J. M. Prat, Essai historique sur la destruction des ordres religieux en France au dix-huitième siècle. Paris 1845.

Will. Ellis, The history of the London Missionary society. Vol. I. Lond. 1844.

Amorie van der Hoeven, Het tweede Eeuw feest van het Seminarium der Remonstranten te Amsterdam. Leeuwarden 1840.

A. Borrel, Histoire de l'église chrétienne reformée de Nismes. Paris 1844.

Acta ecclesiae Mediolanensis. T. I. Distributio 2 — 11. Mediolani 1844.

J. Et. Mar. Portalis, Discours, rapports et travaux inédits sur le concordat de 1801. Paris 1845.

J. Kaim, Das Kirchenpatronatrecht nach seiner Entstehung, Entwickelung und heutigen Stellung im Staate. Th. 1. Die Rechtsgeschichte. Leipzig 1845.

Dr. Ph. Goebel, Ueber die Verbindlichkeit der Civilgemeinden zur Unterhaltung der Kirchengebäude. Bonn 1845.

Chr. H. Ebhardt, Gesetze, Verordnungen und Ausschreiben für den Bezirk des K. Consistorii zu Hannover, welche in Kirchen- und Schulsachen ergangen sind. Bd. 1. Hannover 1845.

Bibliotheca mechanico-technologica. Leipz. 1844.

The Calcutta Review. Calcutta 1844.

Dr. J. C. Fr. Bach r, Die Entführung der Heidelberger Bibliothek nach Rom im Jahre 1623. Leipz. 1845.

Nieuwe Verhandelingen der eerste Klasse van het kon. Nederlandsche Instituut van Wetenschappen, Letterkunde en schoone Kunsten te Amsterdam. Vol. 8 — 10. Amsterd. 1839 — 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Februar.

Nro. 43. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Viertes Quartal. October — December 1845.

(Fortsetzung.)

Vente des anciennes bibliothèques des Jésuites en Belgique. — Bulletin du Bibliophile 1845. Oct. p. 379.

Payen, Sur une édition de Montaigne de 1625 etc. — Ebendas. p. 401.

Viollet-Leduc, La littérature et l'architecture au moyen âge. — Annal. arch. T. III. p. 201.

Daniel De Foe, Novels and miscellaneous works, 20 vols. Oxf. 1812. Works, ed. by W. Hazlitt. 3 vols. Lond. 1843. — Edinb. Rev. 1845. Oct. p. 480.

Kavanagh, The discovery of the science of languages. Lond. 1844. — Blackw. Mag. 1845. Oct. p. 467.

Norris, On the Kapur-di-Giri rock inscriptions. — Journ. of the r. As. Soc. Vol. VIII. No. XVI. p. 303.

Burnouf, Traité élém. de l'accentuation grecque. Par. 1845. — Rev. de bibliogr. analyt. 1845. Sept. p. 802.

Pape, Wörterbuch der griechischen Eigennamen. Braunschw. 1842. — Journ. des Sav. 1845. Nov. p. 672. Dec. p. 728.

Quicherat et Daveluy, Dictionaire latin-français. Par. 1844. — Corresp. T. 12. p. 631.

Betant, Lexicon Thucydideum. Vol. I. Genev. 1843. — Rev. de bibliogr. anal. 1845. Sept. p. 800.

Schaub, Les glaces des deux Belt et du Sund en Mars 1845. — Bibl. univ. 1845. Oct. p. 320.

Raoul-Rochette, Considération archéologiques et architect. sur le temple de Diane Leucophryne, récemment decouvert à Magnésie du Meandre. — Journ. des Sav. 1845. Oct. p. 577. Nov. p. 611.

Franz, Fünf Inschriften und fünf Städte in Kleinasien. Berlin 1840. 3 art. — Ebendas. Oct. p. 604.

Hennebert, Hist. de la lutte entre les patriciens et les plébéiens à Rome etc. Gand 1845. — Rev. de bibliogr. anal. 1845. Sept. p. 821.

Duruy, Histoire des Romains et des peuples soumis à leur domination. 2 vols. Par. 1844. — Corresp. T. XII. p. 777.

Thierry, Hist. de la Gaule sous l'administration romaine. 2 vols. Par. 1840 — 42. — Corresp. T. XII. p. 775.

— —, Hist. de Gaulois. Par. 1845. — Bibl. univ. 1845. Nov. p. 30.

Mignet, Ant. Perez et Philippe II. Par. 1845. — Univ. cath. 1845. Oct. p. 300.

Explorations archéologiques en Savoie. — Ann. arch. T. III. p. 308.

Dumont, Cours d'histoire de France. Leç. 37. — Univ. cath. 1845. Oct. p. 258.

Wordsworth, Diary in France. Lond. 1845. — Christ. Rem. 1845. Oct. p. 356.

Cuvelier, Chron. de Bertrand du Guesclin publ. par Charrière. Par. 1839. — Journ. des Sav. 1845. Oct. p. 613.

Rathery, Hist. des Etats-généraux de France.

Paris 1845. — Rev. de bibliogr. anal 1845. Sept. p. 824. Bibl. univ. 1845. Oct. p. 257.

Boullée, Histoire complète des Etats-généraux et autres assemblées représentatives de France, depuis 1302 jusqu'en 1626. Par. 1845. 2 vols. — Bibl. univ. 1845. Oct. p. 257.

Michel (Em.), Hist. du parlement de Metz. — Bulletin du Bibliophile 1845. Nov. p. 465.

Guilbert, Hist. des villes de France. Par. 1845. — Rev. de libliogr. anal. 1845. Sept. p. 831.

Clément, Surintendants, controleurs généraux et ministres des finances célèbres. III. J. B. Colbert. — Corresp. T. XII. p. 712.

Rion, Découverte du col de Severen. — Bibl. univ. 1845. Oct. p. 356.

Gerlache, Histoire du royaume des Pays-bas. Brux. Corresp. T. XII. p. 513.

Borgnet, Hist. des Belges à la fin du 18. siècle. T. II. Brux. 1844. — Rev. de Libliogr. anal. 1845 Sept. p. 851.

Recent travels in the east. (Volney, Chateaubriand, Lamartine, Schubert, Lindsay, Formby, Fisk, Warburton, Borrer, Stephens „Eothen," Irby and Mangles, letters of a german countess, Measor, Herschell, Milnes, Olin, Williams, Robinson, Waddington, manners and customs of the mod. Egyptians, Lane, Lady Hester Stanhope, Wolff, Hill.) — Christ. Rem. 1845. Oct. p. 498.

Haines, Memoir of the South and East coasts of Arabia. — Journ. of the r. geogr. Soc. Vol. XV. P. I. p. 104.

Malcolmson, Account of Aden. — Journ. of the r. As. Soc. Vol. VIII. No. XVI. p. 279.

Masson, Narrative of an excursion from Peshawer to Shab-Baz Ghari. — Ebendaſ. p. 293.

Newbold, Summary of the geology of Southern India. (Contin.) — Ebendaſ. p. 213.

— —, The Chenchwars, a wild tribe inhabiting the forests of the eastern Ghauts. — Ebendaſ. p. 271.

Moeurs et religions des Birmans. — Bibl. un. 1845. Nov. p. 91.

Hodgkin, On the ancient inhabitants of the Canary Islands. — Edinb. n. phil. Journ. 1845. Oct. p. 372.

Schomburgk, Journal of an expedition from Pirara to the Upper Corentyne and from thence to Demerara. — Journ. of the r. geogr. Soc. Vol. XV. P. I. p. 1.

Burr, Account of Governor Grey's exploratory Journey along the South-Eastern sea-board of South Australia. — Ebendaſ. p. 160.

Libri, Sur la vie et les manuscrits de Fermat. (3 art.) — Journ. des Sav, 1845. Nov. p. 682.

Montesquieu. — Blackwood's Edinb. Mag. 1845. Oct. p. 389.

Holmes, The life of Mozart. Lond. 1845. — Blackwood's Edinb. Mag. 1845. Nov. p. 572.

Grossi, Marco Visconti. From the Italian. Lond. 1845. — Christ. Rem. 1845. Oct. p. 461.

Ponton, On the registry of the hourly variations of the thermometer by means of photographic papers. — Edinb. n. phil. Journ. 1845. Oct. p. 270.

Young, On the evaluation of the sums of neutral series. — Phil. Mag. 1845. Nov. p. 362.

Melloni, Considérations sur certains phénoménes de direction qui s'observent dans les volcans à double enceinte. — Bibl. univ. 1845. Oct. p. 343.

Forry, Researches in elucidation of the distribution of heat over the globe. — Edinb. n. phil. Journ. 1845. Oct. p. 213.

Adir, An account of electrical experiments. — Ebendaſ. p. 327.

On the diluvial epoch. (From Pictet's traité élém. de paléontologie. Vol. I. p. 359.) — Ebendaſ. p. 368.

Edmonds, On lunar periodicities in earth quakes etc. — Ebendaſ. p. 386.

Beaumont, Leçons de géologie pratique. 3 et 4 art. Journ. des Sav. 1845. Oct. p. 586. Dec. p. 721.

Challis, A theoretical explanation of the aberration of light. — Phil. Mag. 1845. Nov. p. 321

Grove, On Grotthus's theory of molecular decomposition and recomposition. — Ebendaſ. p. 348.

Hennessy, Some researches upon the connection between the rotation of the earth and the geological changes of its surface. — Ebendaſ. p. 376.

Faraday, Sur la liquéfaction et la solidification des corps dont l'état est l'état gazeux. (Trad. p. Saint-Evre.) — Ann. de chim. 1845. Nov. p. 257.

Pierre (Isid.), Recherches sur la dilatation des liquides. — Ebendaſ. p. 325.

Connell, Chemical examination of the Elie Pyrope or Garnet. — Edinb. n. phil. Journ. 1845. Oct. p. 209.

Source of fluorine in fossil bones. — Ebendaſ. p. 235.

On the occurrence of phosphoric acid in simple minerals and rocks. — Ebendaſ. p. 357.

Connell, On the analogies observed in chemical unions. — Ebendaſ. p. 359.

Draper, On the allotropism of chlorine as connected with the theory of substitutions. — Phil. Mag. 1845. Nov. p. 327.

Thomson (Th. Starkie), On the diffusion of gases. — Ebendaſ. p. 345.

Schlossberger and Kemp, On the proportion of nitroyen contained in alimentary substances. — Ebendaſ. p. 350.

Stenhouse, On the oil produced by the action of chlorine on cinnamic acid. Graham, On phosphoric acid in water. De la Rue, On a crystallized alloy of zinc. Williamson, Some experiments on ozone. — Ebendaſ. p. 366.

Schönbein, On a peculiar method of obtaining the sesqui-ferrocyanide of potassium. — On the nature of ozone. — Ebendaſ. p. 384.

Thury-Boisot, Des unités dans les sciences naturelles et spécialement dans la botanique. — Bibl. univ. 1845. Oct. p. 205.

Doubleday, Description of new or imperfectly described Diurnal Lepidoptera. Contin. — Ann. of nat. hist. 1845. Nov. p. 304.

Alder and A. Hancock, Notice of a new genus of Nudibranchiate Mollusca. — Ebendaſ. p. 311.

Waterhouse, Description of some new genera and species of Heteromeros Coleoptera. — Ebendaſ. p. 317.

Goodsir, On several new species of Crustaceans allied to Saphirina. — Ebendaſ. p. 325.

Guerin, On the Rock-nose of the Whaler, a variety of the Balaena Mysticetus. — Ebendaſ. p. 266.

Malherbe, Description de trois espèces nouvelles du genre Picus. — Rev. zool. 1845. Oct. p. 373.

Recluz, Monographie du genre Ligule. P. 1. — Ebendaſ. p. 377. Nov. p. 407.

Malherbe, Description de sept espèces nouvelles du genre Picus. — Ebendaſ. Nov. p. 399.

Hartlaub, Description de trois nouvelles espèces d'oiseaux. — Ebendaſ. p. 406.

Moretti, (G.) Difesa e illustrazione delle opere botaniche di Pier Andrea Mattioli, botanico del XVI. secolo. — Giornale Lomb. T. XI. p. 257.

Ralfs, On the genera Spirulina and Coleochaete. — Ann. of nat. hist. 1845. Nov. p. 308.

Maclagan, On Gutta Percha, a peculiar variety of Chaoutchouc. — Edinb. n. phil. Mag. 1845. Oct. p. 238.

Hitchcock, Description of a singular case of the dispersion of blocks of stone connected with drift, in Berkshire county, Massachusetts. — Am. Journ. 1845. Oct. p. 258.

Troost, Description of mass of meteoric iron etc. Ebendaſ. p. 336.

Sauvage, Recherches sur la composition des roches du terrain de transition. — Annales des Mines T. VII. Livr. III. p. 411.

Dana, Observations on pseudomorphism. — Edinb. n. phil. Journ. 1845. Oct. p. 251.

Dana, On the composition of corals etc. — Ebendaſ. p. 293.

On fossil fishes, particularly those of the London clay. — Ebendaſ. p. 321.

Geddes Bain, On the discovery of the fossil remains, of Bidental and other reptiles in South-Africa. — Ebendaſ. p. 333.

Owen, Description of certain fossil Crania discovered by Bain in sandstone rocks at the south-eastern extremity of Africa. — Ebendaſ. p. 334.

Binney and Harkness, An account of the fossil trees found at St. Helen's. — Phil. Mag. 1845. Oct. p. 241.

Prichard, The natural history of man. Lond. 1843. Researches into the physical hist. of mankind. Lond. 1844. — Dubl. Rev. 1845. Sept. p. 67.

Vedantism; — what is it? 1) The Vedanta Chandrika. Calc. 1817. 2) Rajah Rammohun Roy, Translations of several principal books etc. of the Veds etc. Lond. 1832. (Partly reprinted in Calcutta 1845.) 3) Colebrooke, The philosophy of the Hindus. Lond. 1837. — Calc. Rev. 1845. Sept. p. 43.

Burnouf, Introduction à l'histoire du bouddhisme indien. — Corresp. T. XII. p. 567.

Gaume, Hist. de la société domestique, ou influence du Christianisme sur la famille. 2 vols. Par. 1844. — Ebendaſ. p. 159.

Noget, Institutiones philosophicae. Ed. V. T. 1 — 3. Mequignon 1845. — Ebendaſ. p. 697.

Simon, Hist. de l'école d'Alexandrie. Par. 1845. — Bibl. univ. de Genève 1845. Sept. p. 5.

Fichte's sämmtliche Werke. Berlin 1845. — For. quart. Rev. 1845. Oct. p. 108.

Valroger, Du faux éclectisme ou du syncrétisme. — Corresp. T. XII. p. 161.

Mill, A system of Logic. Lond. 1843. II. Vols. — N. Am. Rev. 1845. Oct. p. 349.

Rapport du droit et de la religion par E. S. (Second art.) — Bibl. univ. 1845. Nov. p. 5.

Whewell, The elements of morality, including polity. Lond. — Christ. Rem. 1845. Oct. p. 332.

Comic and satirical Literature in the Middle Ages: 1) Le cymbalum mundi et autres oeuvres de Bonaventure des Periers. Par P. L. Jacob. Par. 1841. 12. 2) Les cent nouvelles. Par Le Roux de Lincy. Par. 1841. 2 Vols. 12. 3) Le moyen de parvenir, par Beroalde de Verville. Par P. L. Jacob. Par. 1841. 12. 4) Les contes ou les nouvelles récréations et joyeux devis, de Bonaventura des Periers. Par L. Jacob. Par. 1842. 12. 5) Oeuvres de F. Rabelais. Par L. Jacob. Par. 1842. 12. 6) Propos rustiques, baliverneries, contes et discours d'Eutrapel, par Noel Du Fail. Par J. Marie Guichard. Par. 1842. 12. 7) Joyeusetez, facéties et folâtres imaginacions de Caresme-Prenant, Gauthier Garguille, Guillot Gouju etc. Par. 1829 — 1845. Vol. 1 — 22. 16. — For. quart. Rev. 1845. Oct. p. 142.

Hrotsvitha, Theatre pour la prémière fois en français avec le texte latin, revu sur le ms. de Munich par Magnin. Paris 1845. — Corresp. T. XII. p. 151.

Vida, poetique, trad. en vers français texte en regard, par P. Bernay etc. Par. 1845. — Rev. de bibliogr. anal. 1845. Sept. p. 804.

Bertolotti, Il Salvatore. Tor. 1844. — Giorn. Lomb. T. XI. p. 336.

Amador de los Rios. Don Juan de Padilla (poeta españ. del S. XV.) Art. I. — Revista lit. 1845. No. 21.

Dinaux, Sur le roman de Baudin de Sebourg — (poème du XIV. siècle. Valenc. 1841.) — Bull. du Biblioph. 1845. Oct. p. 396.

Snellaert, Het vlaemsch tooneel in de XVII. eeuw. — Belgisch Museum 1845. Aflev. III. p. 286.

De Burtin, On pictures, transl by White. — Blackw. Mag. 1845. Oct. p. 413.

Bardi, Imperiale e reale galleria Pitti. Fir. 1836 — 1844. Fasc. 100. — Giorn. Lomb. T. XI. p. 347.

Lenormant, François Gérard, peintre d'histoire. — Corresp. T. XII. p. 598.

Dussieux et Didron, Recherches archéologiques sur l'histoire de l'orfévrerie au moyen âge. — Ann. arch. T. III. p. 206. 257.

Didron, Dalle funeraire du XIV. siècle à Chalons-sur-Marne. — Ebendaſ. p. 283.

Guilhermy, Mahomet à la Sainte-Chapelle de Paris. — Ebendaſ. p. 307.

Peintures murales à Tiverny, à Saint-Bonnet-le Château, en Belgique. — Ebendaſ. p. 309 — 314.

Didron, Le crucifix. — Ebendaſ. p. 357.

Coussemaker, Essai sur les instruments de musique au moyen âge. Instruments à vent. L'orgue avant le XII. siècle. — Ebendaſ. p. 269.

M'Culloch, A treatise on the principles of taxation and the funding system. Lond. 1845. — Edinb. Rev. 1845. Oct. p. 367.

Morin, Essai sur l'organisation du travail etc. Valence. 1845. — Bibl. univ. 1845. Sept. p. 43.

Giraud, Essai sur l'hist. du droit franç. au moyen âge. Par. 1845. 2 vols. — Rev. de bibliogr. anal. 1845. Sept. p. 785.

Jager, Cours d'histoire ecclésiastique. Leç. 18. Action de Grégoire VII. dans la Haute-Italie. — Univ. cath. 1845. Oct. p. 245.

Mouravieff, History of the church in Russia. Transl. by Blackmore. Oxf. 1842. — Christ. Rem. 1845. Oct. p. 245.

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 13.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. März.
Nro. 44. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 17. Januar d. J. las Hr. Prof. Dr. Phillips über eine Stelle in dem dreyzehnten Kapitel der Germania des Tacitus.

(Schluß.)

In diesem Falle redet also Tacitus überhaupt nur von den adolescentuli von edler Abkunft. Indessen da bieten sich neue Schwierigkeiten in der Interpretation, welche nöthigen, nicht länger mit dem Versuche zu zögern, das Wort princeps zu erläutern; ohne darüber im Reinen zu seyn, hat das aggregatur und nec rubor inter comites aspici noch seine Bedenken.

Tacitus spricht an mehreren Stellen von den principes; die Thätigkeit, welche er ihnen zuschreibt, ist auch nicht immer die gleiche, so daß man fast glauben sollte, es habe verschiedene Arten von principes gegeben. Dennoch sind wir dieser Meinung nicht, indem sich damals das Gefolgschaftswesen noch nicht so vollständig entwickelt hatte, daß die Geleite ohne Absicht der Rückkehr von dem übrigen Staatsverbande sich abgelöst hätten, um in weiter Ferne auf Eroberungen auszuziehen. — Zuerst führt Tacitus die principes am Schlusse des vorausgehenden Capitels als erwählte Richter ein, qui jura per pagos vicosque reddunt. Die caeteri comites, welche jedem von ihnen an die Seite gestellt sind, lassen ziemlich deutlich die Vorstände der kleineren Gaue, die centenarii, erkennen, welche in der späteren Gerichtsverfassung auftreten. Demnach würden dann jene den Ealdormen der Angelsachsen zu vergleichen seyn. Wenn von ihnen gesagt wird, sie seyen gewählt worden, so glaube ich an einem andern Orte bereits dargethan zu haben, was es überhaupt bey den Germanen mit der Wahl für eine Bewandtniß gehabt habe [37]). Auch diese war in der Regel durch Geburt, durch Abstammung bedingt. Daß aber eben diese principes auch zu gleicher Zeit Heerführer im Kriege waren, läßt sich um so weniger bezweifeln, als Heerbann und Gerichtsbann bey den Germanen immer Hand in Hand gingen. Einer von ihnen, der durch Tapferkeit Ausgezeichnetste, war dann der Anführer (duces ex virtute sumunt) und nach Beendigung des Kampfes standen diese principes wiederum einander gleich, wie Beda [38]) dieß bey der Schilderung der altsächsischen Verfassung deutlich angiebt. So geht auch Tacitus, nachdem er von der Gerichtsverfassung geredet, zu der Kriegsverfassung über und erzählt zuerst von der Schwertleite, worauf er ebenfalls der Würde eines princeps in der obenerwähnten Weise gedenkt. Hier aber kann man es sich wohl kaum verhehlen, daß es sehr wun-

37) Abhandlung über das Erb- und Wahlrecht, mit besonderer Rücksicht auf das germanische Königthum. München 1836.

38) Beda Venerab. Hist. eccles. Anglor. V. 11.

derbar gewesen wäre, wenn ein adolescentulus den Rang und die Würde eines princeps eingenommen hätte, wenn nicht sein Vater auch princeps gewesen wäre. Der ausgezeichnete Adel des Vaters und die großen Verdienste, welche er sich als princeps erworben hat, diese sind es, welche dem aus solch edlem Blute entsprossenen Sohne die Würde, den Rang eines princeps gaben. Es ist daher keineswegs ein zu gewagter Schritt, wenn wir auch hieraus wiederum die Erblichkeit des Principates folgern.

Aber was hat an unsrer Stelle der Principat für eine Bedeutung? offenbar eine kriegerische. Diese haben wir ihr freylich bereits oben im Allgemeinen beygelegt, aber für Tacitus bahnt sich hier der Uebergang dazu, um von der Kriegsführung durch die Gefolgschaften zu sprechen, und er bezeichnet mit dem Worte princeps offenbar einen Gefolgsherrn; wann aber zuerst? ist die Frage; ob bereits in den Worten principis dignatio oder erst da, wo er von dem primus locus apud principem suum redet. Wäre das Erstere der Fall, so hätte man principis dignatio für die Gefolgsherrnwürde oder den durch das Gefolgschaftswesen begründeten fürstlichen Rang zu halten, allein hier erregt das nachfolgende aggregantur einiges Bedenken. Aggregare heißt nach Festus ad gregem ducere und es könnte Jemand einer Schaar als Führer zugeführt und somit an ihre Spitze gestellt werden. Wäre diese etwas gezwungene Deutung zuläßig, so würden also jene edeln von Gefolgsherren abstammenden Jünglinge nach dem Tode ihrer Väter auch als Gefolgsherrn ausgerufen worden seyn, doch hätte es ihnen auch nicht zur Schande gereicht, selbst Gefährten zu seyn, da die Gefolge nach der Bestimmung dessen, der sie führt, Abstufungen hatten. —

Dieser Deutung möchte aber die andere weit vorzuziehen seyn, daß Tacitus bey dem Ausdrucke principis dignatio die Gefolgsherrnwürde noch nicht im Auge hat, oder doch dieselbe nur, als möglicherweise aus der Stellung eines princeps hervorgehend, in weiterer Entfernung sieht. Alsdann müssen wir der Erklärung in dem Aufsatze über caeteris ganz beystimmen, wornach es heißt: solche Jünglinge wurden den ältereren principes beygesellt. Das sind dann dieselben, welche im Frieden jura per pagos vicosque reddunt, im Kriege aber die Anführung des Volksheeres haben und die principis dignatio besteht also darin, daß ein Jüngling wegen seiner Abstammung zu diesen gehört. Daß aber jene Richter selbst wieder eine priesterliche Bedeutung hatten, geht aus der durch alle späteren Rechtsquellen hindurchblickenden und durch die Sprache bestätigten Identität des Priesterthums und Richteramtes hervor und somit einigt sich auch dieß mit der vorhin ausgesprochenen kriegerisch-priesterlichen Bedeutung des Adels.

Unter diesen Voraussetzungen beginnt Tacitus von den Gefolgschaften selbst erst mit den Worten Nec rubor inter comites aspici, die ihm zum Uebergange dienen, zu reden, indem er sagt: für Jünglinge aus edeln Geschlechtern, die den Rang eines princeps einnehmen, ist es dennoch keine Schande, auch unter den comites gesehen zu werden d. h. unter der Anführung eines Gefolgsherrn in den Kampf zu ziehen. Damit hat sich nun Tacitus auf ein anderes Gebiet versetzt, nämlich auf das der Kriegführung durch die Gefolgschaften, die er nunmehr ausführlicher beschreibt. Von diesen hier zu handeln, lag nicht in dem Zwecke dieses Aufsatzes. —

Reise nach Java und Ausflüge nach den Inseln Madura und St. Helena, von Dr. Eduard Selberg. Oldenburg und Amsterdam 1846.

Man kann nicht leicht an Batavia denken, ohne daß dabey zugleich die Vorstellung von Fieber, von Kopfweh und vielen andren Arten des leiblichen Uebelbefindens in der Seele erwachen sollten. Die leibliche wie geistige Stimmung eines jungen, im Binnenlande geborenen und erwachsenen Deutschen auf einer solchen Seefahrt wie die des H. Selberg war, läßt sich ebenfalls mit einem fieberhaften Zustand vergleichen. Er reiste als Schiffsarzt auf einer Fregatte, deren zum Kriegsdienst in den holländisch-ostindischen Besitzungen bestimmte Mannschaft, mit Ausnahme des eigentlichen Schiffsvolkes, großentheils aus Verbrechern bestund, die man einige Jahre früher aus den Gefängnissen entlassen hatte, um sie die Strafzeit in Java ausstehen zu lassen; zu diesem Gesindel hatte sich eine Schaar solcher loser Leute, namentlich aus verschiedenen Gegenden von Deutschland gesellt, welche als Feinde aller Zucht und Ordnung nirgends gut gethan hatten, überall ausgestoßen worden waren, und welche jetzt, aus Verzweiflung, freywillig den Kampf mit den wohlbekannten Gefahren des holländisch-ostindischen Kriegsdienstes aufnahmen. Die nahe Zusammengesellung mit einer solchen, leiblich wie geistig verpesteten Menschenmasse, muß auch auf den Gesündesten einen widerwärtig zerstörenden Einfluß haben, um so mehr, wenn er sich zugleich von dem besseren Theile der Schiffsmannschaft mit einer argwöhnischen, abgemessenen Kälte, als Fremdling, dem man nicht trauen darf, behandelt sieht; wenn, wie dieß unsrem Reisenden geschah, der einzige zutrauliche Mensch, den er unter den vielen ihm Fremdbleibenden fand, bald nach dem Beginn der Reise durch Selbstmord, in Schwermuth vollbracht, sich ihm entreißt; wenn dazu er selber, außer der Seekrankheit von Ruhr und anhaltender Schwäche befallen wird. Deßhalb glich das Gefühl, welches nach einem mehr als hundertägigen, ununterbrochenem Verweilen auf dem Gewässer, am 29. December 1837 der Anblick des Landes zuerst an Sumatra, dann an den Prinzeneilanden und den ihnen nahe gelegenen Inseln aufregte, den Stunden des Nachlasses eines Fiebers, in denen der Kranke auf einmal von allen seinen Leiden befreyt erscheint. Es mußte unsrem Reisenden wie ein ganz besonders werthvolles Festgeschenk erscheinen, daß er gerade am 1. Januar (1838) des Mittags an dem längst ersehnten Ziele seiner Reise, auf der Rhede von Batavia ankam und schon am andren Morgen das Land besteigen durfte.

Das äußere Ziel, das jetzt gefunden war: ein längeres Verweilen, hier, in einer tropischen Natur, an einem Sammelpunkte aller Völker des südöstlichen Asiens und der angränzenden Inselwelt, sollte nur der Fußboden seyn für ein Werk der innren Anschauungen und Erkenntnisse, das dem Reisenden seit Jahren als ein Ziel seiner geistigen Bestrebungen vor Augen lag. Dr. Selberg hat sich die Forschungen im Gebiet der Anthropologie nach seinem weitesten Umfange, zur Aufgabe seines Lebens gemacht; eine tiefere Erkenntniß des Verhältnisses der gesunden wie der kranken Menschennatur zu den klimatischen so wie zu andren physischen Einflüssen des Geburtslandes und Wohnortes wollte er sich gerade auf dieser Reise nach Java und dessen Nachbarschaft erwerben und der lehrreiche Inhalt seines Werkes bezeugt es, daß ihm die Erreichung dieser Absicht in reichem Maaße gelungen sey. Wir werden es uns deßhalb auch zur Aufgabe machen, hier in unsrer Anzeige nur das hervorzuheben, was dem Selberg'schen Reiseberichte seinen eigenthümlichen Werth giebt: Züge aus dem Gebiet der Klimatologie und Anthropologie.

Die Anlage und Bauart der Stadt Batavia, der vormaligen Perle unter den europäischen Handelsstädten des Orients, ist eines jener Beyspiele, deren es leider nur zu viele giebt, woran es sich gezeigt hat, daß die Einrichtungen und äußeren Zustände, welche sich für die Heimath ganz gut und zweckmäßig erwiesen, nicht auch für alle andre fremde Landesverhältnisse geeignet und passend seyen. Wie, nach jener Bemerkung im Tagebuch eines Landarztes, der zärtlicher gebaute Schneidermeister an einem Gericht Sauerkraut starb, durch dessen Genuß

der Schmid des Ortes von seinem Fieberanfall sich befreyt hatte, so kann für das eine Land oder Volk eine Anordnung schädlich und verderblich seyn, die sich an einem andren heilsam oder doch leicht erträglich erwies. Batavia sollte, nach dem Plan seiner Erbauer, ein treues Abbild der Hauptstadt ihres Vaterlandes, ein zweytes Amsterdam werden. Gleich wie in Amsterdam wurden die hohen Häuser geradlinig und eng an einander gebaut, die einzelnen Straßen durch breite, tiefe Kanäle (Grachten) durchschnitten, auf denen sich die aus- und einlaufenden Waaren nach allen Theilen und Niederlagen der Stadt hinschaffen ließen. Wem sollte nicht nach der lang anhaltenden, glühenden Hitze der kühlende Hauch des Nordwestwindes wohlthun, welcher während der Regenzeit (von November bis Mai) fast anhaltend wehet, und welcher Europäer, von der Gluth des Himmelsstriches tief ermattet und halb gelähmt, möchte nicht gern dem wohlthätigen, wie aus dem Heimathlande kommenden Besuche Thür und Fenster öffnen? Die Lage von Batavia bot zu beyderley Arten der Bequemlichkeit und leiblichen Erquickung die beste Gelegenheit dar; die Angränzung an die Mündung eines größeren Flusses, die Leichtigkeit, mit der sich drey kleinere Flüßchen nach der Stadt und durch dieselbe hindurch leiten ließen, verschaffte die Gelegenheit zur Anlage vieler Kanäle oder Grachten; gegen Nordwesten und Norden hin hindern weder Berge noch Hügel den Zutritt des Windes, denn Batavia liegt an der nördlichen Küste der Insel, fast an der Ebene des Meeresspiegels. Was aber in Holland, und, in Beziehung auf den Nordwestwind, selbst noch in Aegypten zuläßig wäre, das ist dieses nicht hier, unter 6 Graden der südlichen Breite. Obgleich der Abfluß des Wassers aus den Grachten wenigstens eben so schnell seyn könnte als in Amsterdam, wenn dort, in der Nähe des Aequators, der Unterschied des Meeresstandes bey Ebbe und Fluth eben so groß wäre als an der holländischen Küste, ist er dennoch bey weitem nicht schnell genug, um bey solcher Sonnenhitze das Faulen des Wassers, das Entstehen der Sumpfluft zu verhindern, und der Wind aus Nordwest streicht über Sümpfe und Moräste, welche den Zwischenraum zwischen der Stadt und dem Meeresstrand

erfüllen. Man hat deßhalb, seitdem man den Grund der furchtbaren epidemischen Constitution, welche fast ohne Aufhören, am meisten aber während der Regenzeit in Batavia herrscht, besser einsehen lernte, gerade das Gegentheil von alle dem durchzuführen gesucht, was von den älteren Erbauern erstrebt wurde. Ein Theil der Kanäle, die mit so unverdrossenem Fleiß und großem Aufwand hergestellt waren, ist verschüttet und wasserdicht vermauert worden, um dem Wasser in den andren, noch offen gelassenen Grachten, einen etwas schnelleren Abfluß zu geben; an den Häusern, namentlich denen, welche an der Nordseite der Stadt liegen, sieht man jetzt nach Norden und Westen hin statt der Fenster und Thüren nur glatte, dicht geschlossene Wände, damit ja der anscheinend so wohlthuende, dabey aber verpestend giftige Nordwestwind nicht in das Innere des Gebäudes eindringen könne, das seine Fenster und Thüren nur nach Süden und Osten hat.

Einiges hat allerdings diese Vorsicht, in Verbindung mit noch andren zweckmäßigen Maaßregeln zur Linderung der lebensgefährlichen Uebel beygetragen, mit denen noch vor wenig Jahrzehenden vor Allem die europäische Bevölkerung von Batavia heimgesucht war; gehoben aber sind die feindseligen Einflüsse des Bodens so wie seines Klimas noch keineswegs. Die Sterblichkeit in Batavia ist freylich nicht in allen Jahren gleich groß; namentlich weiß man nur wenig Jahre seit Menschengedenken, wo sie so furchtbar gewesen als im Jahre 1824. Auch hat dieselbe dadurch unter den europäischen Ankömmlingen eine kleine Verminderung erlitten, daß jetzt nicht mehr so häufig als in früherer Zeit solche Subjecte aus Europa herüber zum Militärdienst in Java geführt werden, welche den Keim des Erkrankens, seinem Ausbruch nahe, schon bey der Ankunft mit sich bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. März.

Nro. 45. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Reise nach Java und Ausflüge nach den Inseln Madura und St. Helena.

(Fortsetzung.)

Die frühern Rekruten für den hiesigen See- und Landdienst kamen aus finstern Kerkern oder dumpfigen Strafarbeitshäusern, in denen sie zum Theil schon viele Jahre geschmachtet hatten, oder es waren solche, welche durch die Seelenverkäufer durch List und Gewalt auf die Schiffe gebracht, von Kummer und Heimweh schon fast verzehrt waren, als sie das Ziel der Seereise erreichten. Dazu kam noch die schlechte Einrichtung der damaligen Schiffe, in deren unteren Zwischendecken der armselige Haufe, Kranke, Sterbende und Gesunde, Alle bey einander zusammengepfercht lagen; in einer Luft, welche bey hochgehender See wegen der nothwendigen Verschließung der Lucken gar nicht gewechselt werden konnte, und auch bey windstillem Wetter zwischen und in der Nähe der heißen Tropengegenden nur wenig Verbesserung erhielt. Anjetzt ist die Einrichtung, die Kost, die Behandlung in den Gefängnissen und in den Zuchthäusern, eben so wie auf den Kriegsschiffen, eine ungleich menschlichere und bessere geworden; die Seereise selber dauert nur halb so lang als vormals; die Schiffe sind weniger mit Menschen überladen; sie gleichen viel seltner und weniger als sonst schwimmenden Zucht- und Krankenhäusern. Dennoch betrachten sich die Meisten, welche zur Strafe oder durch äußere Umstände gezwungen nach Batavia gehen, als Opfer, welche dem wahrscheinlich baldigen Tode geweiht sind; ein Gedanke, der, wie unser Reisender bemerkte, sie für das Gebot der Subordination taub und unempfindlich und für den krank machenden Einfluß des Klimas empfänglicher machet.

Für alle Diejenigen, welche ihr Dienst nöthiget gleich nach der Ankunft, gewöhnlich während der Regenzeit, im unteren, nördlichen und westlichen Theile der Stadt zu wohnen und zu verweilen, ist die Furcht auch keine ungegründete. Die wahrhaft meisterlichen Züge, in denen uns Hr. Selberg die plötzliche Wirksamkeit und die Beschaffenheit des Miasma's schildert, welches das berüchtigte Fieber von Batavia hervorruft, gewinnen dadurch nicht wenig an Lebendigkeit und Treue, daß er sich selber mit einer Kühnheit, zu welcher nur die Liebe zu dem innren Beruf Kräfte geben kann, dem verderblichen Einfluß aussetzte, und die Erscheinungen des schnell eintretenden Uebelbefindens in ihrer Aufeinanderfolge wie in ihrem Verlaufe, eben so wie die Wirkung der zweckmäßigsten Heilmittel, die er sich schon im Voraus, bey noch gesunden Sinnen, gegen die einzelnen Zufälle angeordnet hatte, mit philosophischer Ruhe an sich selber beobachtete.

In den Noten zu Darwins botanic Garden ist die Schilderung eines Arztes von der furchtbaren Wirkung des Upasbaum-Giftes mitgetheilt; es ist dabey, freylich in mährchenhaft übertreibender Weise, der Bericht eines Verbrechers gegeben, der, wie manche Andre seines Gleichen, von seinem Landesfürsten zu dem lebensgefährlichen Unternehmen verurtheilt war, zu dem Baume hinzugehen, um das Gift seines geronnenen Saftes zu sammeln, und Mancher von uns hat in seiner Jugend dieses Er-

zeugniß einer warmen orientalischen Phantasie mit lebhaftem Interesse gelesen. Von einem gewiß nicht geringerem Interesse kann es seyn, dem nicht erdichteten, sondern wahren Bericht eines für seine Wissenschaft begeisterten Arztes zu folgen, der sich mit der Kühnheit eines Kundschafters, welcher das Lager eines immer wachsamen, grausamen Feindes beschleicht, gerade in der gefährlichsten Zeit und Stunde mitten in den Qualm und Schwaden des vom Pestgift des Miasma's durchdrungenen Nebels hineinbegiebt, und sich — was die Gefahr aufs Höchste steigert, — unter diesen Einflüssen dem nächtlichen Schlummer überläßt. Wir entwerfen hier die Schilderung eines solchen Unternehmens nur in einigen wenigen Zügen.

Wenn mit dem Eintritt des herrschenden Nordwestwindes, vom November an, die Fluthen der Sturzregen, von heftigen Gewittern begleitet, über die Insel sich entladen, dann genießen die wohlthuend kühlende Wirkung derselben, ohne nachtheilige Folgen, nur jene im Süden und Osten von Batavia gelegenen Höhen, von denen das Wasser schnell nach der Tiefe abfließen kann. Wo sich dagegen, wie am nordwestlichen Saume des Stadtgebietes, öfters die ungeheuer große Wassermasse staut und sich zu seenartigen Pfützen anhäuft, wo hierdurch der Boden in einen gährenden Schlamm verwandelt wird, da steigen bey jedem heißen Sonnenblick verderbliche Dämpfe auf, welche einen für unsern Reisenden fast immer bemerkbaren widerlichen Moschusgeruch an sich haben. Zwar auch zu andern Zeiten des Jahres, ganz besonders aber in dieser haben sich alle bemittelte und durch keinen Dienstzwang gehaltene europäische Bewohner der Stadt auf jene gesünderen, höher gelegenen Punkte der nächsten Umgebung zurückgezogen, die sich in Süden und Osten von derselben finden. Hier haben sie ihre Wohnung, in der sie immer wenigstens die Nacht zubringen, wenn sie auch am Tage durch ihre Geschäfte genöthigt die untere Stadt, die Gegend des lebhaftesten Handelsverkehrs, besuchen mußten. Was jene höher und gesünder gelegenen Häuser für die in Batavia ansäßigen Europäer, das sind die Schiffe für die hier nur vorübergehend weilenden Ankömmlinge. Von diesen begiebt sich Jeder, der dieses kann, beym Herannahen des Abends auf die Schiffe, welche meist in einer mehr als stundenweiten Entfernung von der Stadt vor Anker liegen, und nur dann von den Gefahren der Sumpfluft zu leiden haben, wenn der Wind aus Südosten wehet, der ihnen von der in dieser Richtung gelegenen Stadtgegend die Dämpfe zuführt. Während deßhalb am Tage von früh 9 Uhr an bis des Nachmittags nach 4 Uhr Batavia den Anblick eines großen Welten- und Völkerjahrmarktes darbietet, auf welchem der Chinese, der Araber, der Armenier in seinen Läden die Erzeugnisse und Luxusartikel dreyer Welttheile zum Verkaufe ausstellt, der Europäer seine weitausgehenden Geschäfte besorgt, und hunderte von leichten Fuhrwerken (in Java dem Fremden eben so unentbehrlich als bey uns die Stiefel und Schuhe) auf den Gassen und Vorplätzen, zahlreiche Flöße und Boote auf den Grachten sich bewegen; gleicht die Stadt, namentlich in der Regenzeit, während der spätern Stunden der Nacht an Stille einem Todtenacker. Denn selbst die zurückbleibenden Bewohner haben sich nach Sonnenuntergang in ihre Häuser oder Hütten begeben, um dem schädlichen Einfluß des Sturzregens und des dichten Nebels zu entgehen, der dann die niedere Stadt dicht wie ein Rauchqualm verhüllt. Und gerade jetzt schien es dem muthigen Arzte die rechte Zeit zu seyn, um dem Feinde der Menschennatur, dem Fiebermiasma nahe, unter vier Augen zu treten.

Das Gefühl mag sich schwer nachempfinden lassen, mit welchem unser Reisender in der Mitte der regnigen Jahreszeit, des Abends um 11 Uhr von seiner Wohnung, welche er in dem gesund, auf der Anhöhe gelegenen Weltevrede gefunden, abfuhr, um sich hinab in den Qualm der Sumpfluft des orientalischen Amsterdams zu senken. Der Himmel erschien oben auf der Anhöhe ungetrübt und klar; die Luft nach den glühend heißen Stunden des Nachmittags durch einen leichten Nordwestwind abgekühlt; erfüllt von dem lieblichen Dufte der blühenden Orangen und Pompelmusen, der Ananassträuche und mannichfachsten aromatischen Gewächse. Plötzlich aber, so wie das Fuhrwerk in die niedere Ebene kam, verschwand der Duft; die umgebende Atmosphäre war eine ganz andre geworden; ihre

Kühle empfindlich; ein graublauer Nebel umhüllte den Reisenden, dessen Geruchsorgane so wie die Lungen sich widerlich afficirt fühlten, und welcher ein ähnliches Unbehagen wie etwa bey einer schnellen, starken Erkältung empfand. Es war als wäre dem Athmen seine gewöhnliche Kraft genommen, einer minder entschlossenen Seele würde sich Bangigkeit bemächtigt haben, und eine solche Stimmung würde hier als sehr natürlich erschienen seyn, wo der Weg an zusammengestürzten Gräben, verlassenen Häusern, von denen nur noch die Mauern ohne Dach übrig sind, vorüberführt, wo der Anblick des riesig großen, schön gebauten Stadthauses, das wegen der Ungesundheit seiner Lage seit langer Zeit seine eigentliche Bestimmung verloren hat, wo die Trümmer des zerstörten Kastelles nur Gedanken der Trauer wecken, welche durch keinen Laut, keinen menschlichen Fußtritt auf den verödeten Gassen gestört werden. Hr. Selberg hatte sich bey einem Manne, welcher in der allerungesundesten Gegend der Stadt, nahe am Boom d. h. an der Stange mit der holländischen Flagge wohnt, welche die Lage des Zollhauses andeutet, ein Nachtlager bestellen lassen, wo er abstieg und bey offnen Fenstern sich zum Schlafen niederlegte. Es fror ihn, er wurde ganz steif vor Kälte, die Mosquitos zerstachen ihn furchtbar, dennoch ergriff ihn ein betäubender Schlummer mit bangen schweren Träumen, aus denen er am Morgen mit drückendem Kopfweh und Schwere der Glieder erwachte. Der Anfang des Bataviafiebers war jetzt da, doch wurde derselbe in ziemlicher Schnelle durch ein Brechmittel gehoben. Beym weiteren Verlauf der Krankheit würde der Frostschauder in Hitze, das Gefühl der Schwere in den Gliedern in jenes heftig schmerzende übergegangen seyn, wobey es dem Kranken ist als wären Arme und Beine ihm zerschlagen. Das Kopfweh pflegt sich, wenn dem Fortgange kein Einhalt geschieht, mit Schwindel und Betäubung zu paaren, einer schmerzhaften Aufgetriebenheit in der Gegend der Herzgrube sucht sich die Natur, wenn man ihr nicht zu Hülfe kommt, öfters mit vergeblicher Anstrengung durch gelbliches Erbrechen zu entledigen; der Durst, der den Kranken peinigt, erscheint unstillbar. Auch bey stärkeren Constitutionen erfolgt dieser erste, eigentliche Ausbruch am Abend nach der vorausgegangenen Krankheitsveranlassung, diese möge nun durch die gewöhnliche nächtliche Einwirkung des Sumpfmiasmas oder durch ein Uebernehmen im Genuß geistiger Getränke, ungewöhnliche Anstrengung, Kummer und Aerger, oder auch dadurch, daß den Kranken ein Sturzregen bis auf die Haut durchnäßte, herbeygeführt seyn. Der zweyte Anfall, wenn er nicht verhindert werden konnte, versetzt den Kranken schon in jenen Zustand der höchst gesteigerten Fieberraserey, aus welcher er auf Erden nur selten wieder erwacht.

(Fortsetzung folgt.)

Achter Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg in Oberfranken von Bayern.

(Fortsetzung.)

Das bekannte Capitulare vom December 805 (Pertz III, 133. §. 7) untersagt den Kaufleuten den Verkauf von Waffen, nicht aber so, wie es in der ersten Abtheilung der Neuesten S. 51 mitgetheilt ist, daß die durchziehenden Kaufleute keine Waffen zur Jagd hätten bey sich tragen dürfen. „Et ut arma . . sagt das Capitulare I. cit., et hominus non [illegible] (negotiatores) ad vendendum . . . . . " mit Beyfügung der Strafe für Zuwiderhandelnde. Die Ratio legis war, die Kaufleute sollten auf der so ziemlich an der Linie der slawischen Stämme hinziehenden großen Handelsstraße an diese Slawen, mit denen noch fortwährend Kriege geführt wurden, keine Waffen absetzen dürfen. Von Scheffel im Lüneburgischen, von Erfurt bis Halazstat herauf hatte der Markgraf Madalgaud, von Forcheim bis nach Regensburg und weiter Donau abwärts gleichfalls der Markgraf Audulf für Aufrechthaltung dieser gesetzlichen Bestimmung, aber auch für den Schutz der reisenden Kaufleute im Allgemeinen zu sorgen.

Zu die zweyte Abtheilung p. 3 hat sich zum J. 1002 ein Fehler eingeschlichen. Es heißt nämlich dort: „1002 reist der Markgraf Luithar (Liuthar), Vaters Bruder des Chronisten Thietmar, Gegner des K. Heinrich II., heimlich nach Bamberg. Er kommt daselbst mit dem Grafen Richert im Harthego, Mutter Bruder Thietmars, welcher seiner Grafschaft durch den Kaiser entsetzt war, zusammen." Mit Berufung auf Thiet-

mar chron. V. 2 u. Pertz V. 791. 1) war Heinrich damals noch nicht König, denn seine Wahl- Krönung geschah erst, nach Thietmars (p. 793) ausführlicher Erzählung, am 6. Junius 1002 zu Mainz.

2) Liuthar war, als Bruder Sigifrids, des Vaters Thietmars, allerdings des Chronisten patruus. Ricbert jedoch ist nicht Thietmars, sondern Liuthars avunculus gewesen. „Interim patruus meus (Liutharius) profectus occulte ad Bavanberg cum avunculo suo Ricberto, quem a comitatu suo imperator (Otto III.) deposuit, Liudgeroque Arnulfi presulis (Halberstadensis) militi dedit, gratiam ducis (Heinrich, der König werden wollte) ac spem retinendi et augendi beneficii, quamvis servato adhuc sacramento manus eidem non applicuit, tamen cum sui nepotis Heinrici auxilio adeptus.“ (Dieß ist der Schweinfurter, welcher Liuthars Schwester, die bekannte Eila, zur Mutter hatte, und der zur Erhöhung des Bayer. Herzogs Heinrich auf den deutschen Thron so wesentlich beygetragen, daß er sogar, gestützt auf seine geleisteten Dienste, es wagen konnte, um das erledigte Herzogthum Bayern beym neuen Könige anhalten zu lassen). Liuthar reiste deßhalb heimlich nach Bavenberg, um des Herzogs Gnade und damit die Aussicht auf Beybehaltung nicht nur, sondern auch auf Vermehrung seines Lehens sich zu erwerben, im Falle der Herzog zum König gewählt würde. Diese Gnade und Hoffnung erhielt Liuthar durch Vorschub seines Neffen, des Schweinfurters Heinrich. Weit entfernt also, der Gegner Heinrichs zu seyn, war Liuthar sammt seinem Neffen Heinrich gerade der eifrigste Beförderer und Freund des Herzogs Heinrich in dessen Planen auf die deutsche Krone. Huius consilio, fährt der Chronist fort, quendam militem ad civitatem, que Werlu dicitur, ad neptes suas . . . et ad omnes, qui tunc convenerant, regni primates misit etc. Auf den Rath Liuthars und Heinrichs also beschickte der Bayerherzog die in Sachsen einflußreichen Töchter des Kaisers Otto II., Sophia und Adelheid, und die auf dem Tage zu Werla zur Berathung der Wahl eines neuen Königs versammelten sächsischen Großen, die sich fast alle für seine Erhöhung aussprachen.

1003. der zweyten Abtheilung p. 4 wird nach Erzählung des siegreichen Zuges Heinrichs II. gegen Heeilo von Schweinfurt gesagt: „Nach Zerstörung aller Burgen begiebt sich Heinrich in das innigst geliebte Bamberg, entläßt sein Kriegsheer und feyert am 8. September das Fest der Geburt Mariä daselbst, ehe er zur Jagd in den Spessart reist. Adelboldi vita bey Pertz V. (soll heißen VI. Bd.), 690. Thietmar L. V. §. 23. bey Pertz V. 801/2.“ —

Adelbolds Stelle: „Inde (rex Heinric.) in silvam Speicheshart (Thietmar nennt den Wald Spehteshart), quae Bavariam a Francia dividit, post laborem expeditionis delectationem exercuit venationis“ hat bekanntlich den Akademiker Pfeffel *) zur Folgerung verleitet, daß ganz Franken bis an den Speßhart, der ja hier als Gränze zwischen Bayern und Ostfranken ausdrücklich genannt wird, zum bajoarischen Nordgau gehört habe; wogegen der Jesuit Schütz von Pfeilstadt, nach andern richtiger Mederer, auch ein Jesuit, die bekannte scharfe Streitschrift: „Franken niemal im bayerischen Nordgau“ s. l. 1761. 4. erscheinen ließ; darin hat er aufs klareste bewiesen, der hier die Gränze beyder Länder bildende Wald sey nicht der Speßhart, sondern der Speinsharter Forst. Die Freuden des edlen Waidwerks wird also der h. Heinrich nach Entlassung seines Heeres und nach würdiger Begehung des Geburtsfestes Mariä in diesem Forste, nicht aber im Speßhart genossen haben.

In der dritten Abtheilung ist uns die Fassung des folgenden Auszuges aus Goldast constit. imper. I. 227 aufgefallen. „1014, 15. Febr. Rom, ertheilt K. Heinrich II. nach der Krönung dem P. Benedict VIII. die Regalien, in welcher Urkunde auch dreyer Tausche des Bisth. Bamberg erwähnt und Bischof Eberhard, als dem röm. Stuhl untergeordnet, unterzeichnet ist.“

Das mir Befremdliche liegt im Ausdrucke: „Kaiser Heinrich ertheilt dem Papste die Regalien.“ Es ist zwar wahr, daß die Urkunde bey Goldast am Rande das J. 1014 und die Ueberschrift: „De Regalibus beato Petro concessis“ hat; und diese Ueberschrift scheint Hrn. J. zu seiner obigen Fassung bewogen zu haben. Allein der Inhalt der Urkunde zeigt ein ganz anderes Verhältniß zwischen den beyden Häuptern der abendländischen Christenheit, nämlich das des Schirmvogts der Kirche zu deren Oberhaupt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Abhandl. der kurfürstl. Akad. 1763. 4. p. 151 — 170 mit Charte.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. März.

Nro. 46. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Reise nach Java und Ausflüge nach den Inseln Madura und St. Helena.

(Fortsetzung.)

Was die Mittel zur Abwehr der Krankheit und des schädlichen Einflusses des Sumpfmiasmas betrifft, so hat hierin, wie dieß so oft der Fall gewesen, der hochgebildete Europäer schon Manches von den unwissenschaftlichen Eingebornen erlernen können. Diese pflegen vor ihren Hütten an jener Seite, von welcher ihnen der Wind die Sumpfluft zuführt, am Abend ein schnell auflackerndes Feuer zu entzünden, dessen Unterhaltung durch die Menge des überall wachsenden Rohres und Gestrüppes sehr leicht ist. Mit den Musquitoschwärmen, die sich in die lustig emporsteigende Flamme stürzen, werden dann zugleich, wie es scheint, jene verpestenden Stoffe verzehrt, die sich als Miasmen der Luft beygemischt finden.

Bey dieser Gelegenheit erwähnt Selberg einer von Reisenden in heißen, feuchten Küstengegenden nur selten beachteten Erfahrung, welche der Holländer de Wind nach dem Bericht eines Arztes mittheilt, der auf einem Schiffe diente, das mit Guinea Handel trieb. Das Schiff war, seiner Geschäfte wegen, in einen Strom eingelaufen und die Art wie die Zeiten des Verkehres machten es durchaus nöthig, daß ein Theil der Mannschaft am Land übernachtete. Diese Schlafstätte bekam alsbald den Europäern sehr übel. Der Kapitän zuerst, kurz nachher der Steuermann, dann auch zwey Matrosen fühlten sich unwohl; mit Bangen traten die, welche das nächste Nachtlager am Lande halten sollten, auf ihren Posten, und freywillig gesellte sich zu ihnen der Chirurg des Schiffes. Als dieser am nächsten Morgen mit Betäubung und Kopfweh erwachte, begab er sich in die Hütte eines Negers, wo er sich dem Rauche eines hier angezündeten Feuers aussetzte; ein Mittel, das, so widerlich es der Natur war, dennoch schnell Erleichterung des Uebelbefindens bewirkte, welches durch den Genuß einer kleinen Portion von Chinabitter vollends ganz gehoben wurde. Man folgte jetzt ohne weitres Bedenken dem Beyspiel, mit welchem die Eingebornen aus langer Erfahrung vorausgiengen; man zündete in eilig aufgeschlagenen Hütten, worin man übernachten wollte, vorher ein austrocknendes Feuer an, und am Abend ein noch stärkeres außen vor der Hütte, das während der Nacht unterhalten wurde, und die Mannschaft schlief von jetzt an, so lange der dortige Aufenthalt dauerte, noch mehrere Nächte ohne allen Nachtheil am Lande. Wird doch von den Holländern selbst schon das Tabakrauchen als ein Vorbauungsmittel des Erkrankens betrachtet, von Selberg so wie von manchen Andren das Athmen durch einen mit aromatischem Essig getränkten Schwamm. In Batavia weiß es jeder wohlunterrichtete Europäer, daß man sich niemals ganz nüchtern der Stadtluft aussetzen solle.

Es ist übrigens nicht die niedere, morastige Umgebung der Hauptstadt der Insel allein, welche die Erzeugung des eben beschriebenen, nur unter andrem Namen auch in andren feuchtheißen Tropengegenden vorkommenden Fiebers begünstigt, sondern jede feuchte, von Dickicht, welches den Durchzug

des Windes verhindert, umgebene Stelle der Insel äußert einen gleich nachtheiligen Einfluß auf die menschliche Gesundheit. Bey dieser Gelegenheit erwähnt unser Reisender noch einmal, im Vorübergehen, des Upasbaumes, von welchem er nur 2 Exemplare auf der ganzen Insel aus Beschreibung kannte. Diese beyde, weil, wie es scheint, der Baum nur in sehr feuchtem Boden gedeiht, befinden sich an Stellen der Insel, welche wegen der daselbst herrschenden Sumpfluft unter die ungesundesten gezählt sind: in Cheribon und Bangowangle. Was man deßhalb in früherer Zeit der in weitem Umkreis wirksamen, vergiftenden Eigenschaft des Baumes zuschrieb, das mag zunächst nur auf Rechnung des Bodens und seiner Ausdünstungen kommen.

Nachdem unser Reisender eine seinem ärztlichen Berufe zunächst liegende Aufgabe, die Beschreibung des außergewöhnlichen, krankmachenden Einflußes des Klimas von Java auf den dort wohnenden Menschen in genügender Weise gelöst hat, beschäftigt ihn zunächst die Betrachtung der gesunden Stellung der Menschennatur zu dem Klima eines solchen Tropenlandes, dergleichen Java dieß ist. Der Europäer am meisten, sey er in seinem ursprünglichen Welttheile selber oder in Amerika geboren, erscheint in Java wie ein Gewächs auf ungünstigem Boden und in nachtheilig klimatischen Verhältnissen. Jene Leberleiden, welche als Folgen auch des glücklich überstandenen einheimischen Fiebers in den meisten Fällen zurückbleiben, kommen überaus häufig auch dann unter unsren Landsleuten vor, wenn dieselben niemals an einem Anfall jener Krankheit zu leiden hatten. Sie theilen der ganzen Stimmung der Lebenskräfte eine trübende Umwölkung mit und zehren beständig an der Wurzel derselben. Man findet deßhalb unter jenen Europäern, welche eine lange Reihe von Jahren auf Java gelebt haben oder daselbst von europäischen Aeltern geboren sind, nur selten Leute von geistiger wie leiblicher Tüchtigkeit; das Beyspiel mag hierbey auch seinen nachtheiligen Einfluß äußern: es ist Sitte wie Bedürfniß des javanischen Europäers, jede bedeutende Anstrengung im Denken wie im Handeln zu vermeiden, sich der Ruhe und öfters auch einer Selbstvergessenheit im Taumel der Sinnesgenüsse hinzugeben. Der Vorstand einer Unterrichtsanstalt in Holland, dem die Kinder reicher Europäer aus Java zugesendet und zur Erziehung übergeben waren, klagte gegen Selberg über die fast unüberwindliche Scheu dieser jungen Leute vor Allem, wozu tieferes Nachsinnen und anhaltende Aufmerksamkeit erfordert wurde. Während sie im Zeichnen, in der Musik, in Allem, wozu mechanische Geschicklichkeit und Feinheit der Sinnorgane erforderlich ist, schnelle Fortschritte machten, blieben sie in allen den Unterrichtsgegenständen, auf welche man bey unsrer Schulbildung den höchsten Werth legt, auffallend zurück. Für den einzelnen Javaner sind diese in seiner Mitte lebenden Ansiedler mit ihren meist matten, erloschenen Augen, ihrem frühe welkenden, gelbfarbigen Angesicht und schlaffen, für jede rechte Arbeit zu kraftlosen Gliedern ein Gegenstand des Mitleides und bey vielen Gelegenheiten auch der Verachtung, obgleich er nach seiner ihm anerzogenen Höflichkeit diesen fremden Herren große Ehrerbietigkeit erweiset. Selbst der nur für kürzere Zeit hier verweilende Europäer bildet mit jenen entarteten Landsleuten gar häufig einen auffallenden Contrast; er bringt noch die vaterländische Betriebsamkeit und Wißbegier mit hieher, thut, so lange er gesund bleibt, so drückend auch die Hitze des Klimas auf ihn einwirkt, in einem Tage mehr als ein javanischer Europäer in der Regel während einer ganzen Woche thut, und wohl ihm, wenn er sich standhaft hält gegen den Einfluß des Beyspieles und gegen die Theilnahme an der gewöhnlichen Lebensweise der „orientalischen Leute“ (so nennt man die eingewohnten Europäer im Vergleich mit den besuchenden Gästen).

Von den eigentlichen Eingebornen der Insel, den Javanern, hat man erst in neuerer Zeit ein treues Bild erhalten, seitdem die hieher kommenden und hier wohnenden Europäer ihre Bekanntschaft mit dem Volke des Landes nicht mehr nur an der Küste und in den europäischen Niederlassungen gemacht haben, sondern mit ihren Forschungen in das Innere des Landes eingedrungen sind. Obgleich die Stadt Batavia schon im Jahre 1618 an der Stelle einer vormaligen indischen Stadt (Jaccatra) begründet worden war, hatte sich dennoch bis vor wenigen Menschenaltern die feste, europäische Besitznahme des

Landes nur wenige Meilen von der Küste landeinwärts ausgedehnt. Eine Linie von kleinen Kastellen zog sich anfangs im Abstand kaum einer Stunde Weges im Süden um die Stadt und ihre prachtvollen Landhäuser, so wie Gartenanlagen herum; viel später legte man, einige wenige Meilen tiefer landeinwärts, eine zweyte Reihe solcher kleiner Forts an, und die Gegend diesseits dieser gesicherten Gränze wurde abermals mit Landhäusern bebaut. Ueber diesen so eng umgürteten Raum hinaus wagte sich nur selten ein Europäer, und wenn noch vor kaum 30 Jahren der Generalgouverneur sich auf sein vielleicht 5 bis 6 Stunden von der Stadt entferntes Landgut begab, da bestund die Sitte, daß in den Kirchen ein besondres Gebet für seine Bewahrung vor der Lebensgefahr gesprochen wurde, so wie nach seiner Rückkehr von der kleinen Landreise ein Dankgebet für die Rettung desselben aus Gefahren. Anjetzt kann man mit Anwendung jener Vorsicht, welche hin und wieder das Vorkommen einzelner kampflustiger oder leicht reizbarer Thiere, namentlich des Tigers und des Rhinozeros noch nothwendig macht, die ganze Insel mit der nämlichen Sicherheit durchreisen, wie irgend ein Land von Europa. Man hat nun alle Gelegenheit, den eingebornen Javaner nicht nur in jenem Zustand der Entartung und Versunkenheit, in welchen er in den Städten durch den Verkehr mit den Fremden, namentlich den hinterlistigen, betrügerischen Chinesen, leider aber auch mit den Europäern verfallen ist, sondern in dem ursprünglichen Charakter seiner Nationalität kennen zu lernen, wozu namentlich der Umgang mit den fern von den Küstenstädten lebenden Gebirgsbewohnern dienen konnte.

Die Zahl der ganzen Bewohner der Insel, aus eigentlich javanischem Volksstamme, mag sich auf 6 bis 7 Millionen belaufen. Nur noch zwey gewissermassen unabhängige Reiche unter der Herrschaft einheimischer Fürsten bestehen auf Java, und auch diese Fürsten, davon der eine den Titel eines Sultans führt, haben es sich in neuerer Zeit müssen gefallen lassen, daß die holländische Regierung nach ihrer eigenen Wahl ihnen ihren Minister oder Vezier, in dessen Händen eigentlich die ganze Verwaltung der Staatsangelegenheiten — die Geschäfte des Krieges wie des Friedens — stehet, bestimmt nnd bestätigt. Ihrem Aeußeren nach gehören die Javaner zu dem Malayischen Menschenschlage, welcher neben dem schwarzen, äthiopischen, dem Papustamme, weithin über die Inseln des indischen Archipelagus und auf den Eilanden des stillen Meeres ausgebreitet ist. In vieler Beziehung darf man, mit der Ansicht unseres Reisenden übereinstimmend, die Javaner als eine der vollkommensten Entwicklungsstufen des Malayischen Menschenschlages betrachten; sie sind unter allen andern Stammverwandten am meisten in fruchtbarem, geistigem Verkehr mit den hochgebildeten Völkern von Asien, namentlich den Hindus und Arabern geblieben. Selbst die leibliche Gestaltung, vor allem des Schädels und des Angesichtes, bildet bey den Javanern häufig einen Uebergang von dem Typus des malayischen Menschenschlages zu der Normal- und Idealform des kaukasischen Schlages, welche, als die ursprüngliche, keine jener 4 Richtungen des Bildungstriebes, auf deren einseitiges Vorherrschen sich der Unterschied der sogenannten Menschenrassen gründet, in überwiegendem Maaße hervortreten läßt, sondern sie alle in harmonischem Gleichgewicht zusammenfasset. Wenn man den malayischen Schlag, dessen höchste Gipfelform sich vollkommen zu der Gestalt des Hindu erhebt, als den betrachtet, welcher durch vorherrschende Entwicklung der Sinne bezeichnet ist, (ebenso wie der mongolische durch vorwiegende Entwicklung der Region der Brust und des Systemes der Muskeln, der amerikanische durch die des Systemes der verdauenden Eingeweide, der äthiopische durch die des Systemes der Generationswerkzeuge und der Peripherie des Leibes,) dann findet man, daß der Javaner an sensueller Entfaltung dem Hindu nicht nachstehe, dessen schönere, veredeltere Gesichtsform und Gestalt man auch sehr häufig an den Bewohnern, vorzüglich der inneren Theile der Insel, vorkommen sieht.

(Fortsetzung folgt.)

Achter Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg in Oberfranken.

(Fortsetzung.)

Als advocatus ecclesiae war er den Eid zu leisten verpflichtet, dafür zu sorgen, daß alle zum Patrimonium Sancti Petri gehörigen Landemien, — und dieß nannte man die Regalien des heil. Petrus, — diesem Heiligen und seinem Vicarius, d. i. dem Papste verbleiben, und die entrissenen ihm restituirt werden sollen: Ego Henricus etc. spondeo atque promitto per hoc pactum confirmationis nostrae, tibi beato Petro Principi Apostulorum etc. — et per te Vicario tuo Donno (Domino) Benedicto summo pontifici et universali Papae, sicut a praedecessoribus vestris usque nunc in potestate vestra ac dictione tenuistis et disposuistis, civitatem Romanam cum Ducatu suo etc. — (Aufzählung) cum urbibus . . et castellis, qnae piae recordationis Dominus Pipinus et Dom. Carolus et D. Ludovicus et Otto et itidem Otto filius ejus, praedecessores videlicet nostri beato Petro Apostolo et praedecessoribus vestris jam dudum per donationis paginam contulerunt, hoc est civitatem Ravennam etc. (Aufzählung) . . Ceterum . . omnia suprascripta nomina ita ad vestram partem . . corroboravimus, ut in vestro permaneant jure, principatu atque ditione, et neque a nobis, neque a successoribus nostris, per quodlibet argumentum sive machinationem in quacunque parte vestra potestas imminuatur, aut a vobis inde alquid subtrahatur. De supradictis vero provinciis, urbibus etc. nos inquantum possumus defensores esse teneamur etc.“ — Der Kaiser sichert also, wie seine Vorgänger von Pippin an, dem Papste die von diesem Könige (Pertz I, 140. ad an. 756.) zum Geschenk erhaltenen Länder und Städte und trägt Fürsorge, daß sie in dessen Recht und Herrschaft ohne Schmälerung durch den Kaiser verbleiben. Er erklärt sich für gehalten, aller aufgezählten Provinzen, Städte ꝛc. Beschützer zu seyn, so weit ihm dieß möglich sey. Das ist gewiß keine Regalien-Ertheilung, sondern das feyerliche Versprechen, als Schirmvogt der Kirche dieß Amt treu zu verwalten. Daß das Verhältniß unter den nachfolgenden Kaisern dem Wesen nach dasselbe bis in das 13. Jahrhundert herein geblieben, davon kann man sich aus Pertz IV, 93. Friedr. I. 1153. 23. März. 232. 233. Sept. 1219 u. 224. 12. Juni 1213, p. 205 ꝛc. mehrfach überzeugen.

Was die 3 Tauschhandlungen betrifft, so sind diese allerdings damals bey der Kaiserkrönung beredet und beschlossen worden; der wirkliche Vollzug aber geschah erst 1018, 8. Febr. (Mon. boic. 28, 1. p. 468 seqq. u. p. 470). Der Kaiser sagt p. 470: „qualiter nos apostolici patris ordinatorisque nostri Benedicti petitione in ipsa ordinationis die — dieß ist bekanntlich der 14. Febr. 1014, nicht aber der 15. — quoddam concambium apud suam sanctam romanam ecclesiam pari consilio utrobique collaudavimus.“ — Die Schenkung der Orte Coioleu, Hiuzellici, Liubrodici fällt dagegen nach Henberger Ichnogr. p. 102 u. M. B. 28. I. p. 446, 447 allerdings XV. Kalend. Martii = 15. Februar.

Für die Ernennung des Bamberger Domprobst Poppo zum Erzbischof von Trier, nach Megingauds 24. December 1015 erfolgtem Tode ist Thietmar L. VII. c. 19. p. 844 bey Pertz V. die eigentliche Quelle, aber weder der Annalist Saxo, noch Eckhards Wirzburg. Chronik.

Wenn der Tausch der Güter Rodeheim, Wallibehusan, Weritha, Busordi mit dem Abte Arnold von Hersfeld erst am 5. Februar 1018 vor sich gegangen, wie die Editoren der M. B. 28. 1. 467. not. 6. auf den Grund der chronolog. Noten behaupten; so kann, da der Kaiser vor dem Tausche jene Orte nicht zu verschenken Macht hatte, diese Schenkung an Michelsberg begreiflich nicht ein Jahr vorher, 1017, statt gefunden haben. Gleiche Bewandniß wird es mit Ezzelin-Kirchen und Rudolfestorf haben, welche 2 Orte der Kaiser nach geschehenem Tausche mit Abt Boppo von Fulda dem von ihm erbauten Michelsberger Kloster vergabt 1018. Mai Wormatiae.

Nach Andeutung der Herausgeber der M. B. in der Note b. wäre der Tausch mit Fulda der Schenkung an Michelsberg um einige Jahre vorher gegangen, etwa 1015 Mai?, in welchem Jahre nach dem gut unterrichteten Ekkehard VIII. 194. der Grund zum Bau des Klosters gelegt worden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. März.

Nro. 47. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Reise nach Java und Ausflüge nach den Inseln Madura und St. Helena.

(Fortsetzung.)

Wie der Hindu ist der Javaner vermöge seiner feinen Sinne zur treu copirenden Nachahmung aller europäischen Kunstarbeiten und selbst Kunstwerke geschickt; wenn er, was ihm sehr leicht wird, einige Fertigkeit der Finger auf unsern musikalischen Instrumenten erlangt hat, dann spielt er ohne Anstoß alle Stücke, die er vernahm, nach dem Gehör; sein Geruch, sein Geschmack, sein Gefühl sind von außerordentlicher Feinheit. Der Hautfarbe nach sind übrigens die Javaner von dem Hindu des Festlandes bedeutend unterschieden; sie sind unter allen Stämmen des malayischen Schlages die dunkelsten. Sie sind im Durchschnitt von etwas kleinerer Statur als die Europäer, ihre Glieder sind wohl proportionirt und fleischig, die Stirne hoch, die Augenlider bey der Mehrzahl weniger geöffnet als bey dem Kaukasier, so daß die feurig dunklen Augen kleiner scheinen als bey diesem, die Wangenbeine stehen hervor und liegen höher als bey der kaukasischen Gesichtsform, die Nase klein, kurz, an der Wurzel etwas eingedrückt, übrigens fleischig, der Mund ziemlich groß, die Lippen etwas aufgeworfen, das Kinn hervortretend, ohne daß hierdurch das Gesicht seine Rundung verliert. Oefters aber, wie schon erwähnt, trifft man auf Java von beyden Geschlechtern Solche, deren weitgeöffnete schöne Augen, proportionirte Backenknochen, erhobene Nase, kleiner Mund, bey einem symetrischen Zurücktreten des Untertheiles des Gesichtes, alle Züge der menschlichen Idealform an sich tragen. Fast niemals sieht man einen Javaner laufen oder springen, er bewegt sich, hierin dem natürlichen Gebot folgend, das ihm sein heißes Klima auferlegt, in ruhig abgemessenen Schritten. Bey den Mannern sind übrigens diese Bewegungen nicht ohne Grazie, wahrend die Frauen eine Manier des Gehens angenommen haben, welche wahrscheinlich ursprünglich eine Nachahmung des Elephantenganges seyn sollte, indem sie beym Gehen den Körper von einer Seite zur andern drehen, den Leib vor, die Brust zurückbeugen und dabey mit den herabhängenden Armen, regelmäßig abwechselnd, rudernde Bewegungen machen. Beyde Geschlechter feilen sich die Schneide der Zähne ab und färben sich dieselben schwarz, ein Gebrauch, der bey dem andern Geschlecht erst im Alter der Mannbarkeit, zugleich mit dem Durchbohren der Ohrenläppchen für den Schmuck der Ohrringe angewendet wird.

Zu den National-Tugenden der Javaner gehört wie bey dem Hindu namentlich die Maßigkeit. Selbst bey der anstrengendsten Arbeit reicht ihnen ein Viertelpfund Reis und etwa ein kleines Stücklein Fisch zum Unterhalt für den ganzen Tag hin; in Zeiten der Ruhe bedürfen sie noch viel weniger. Sie lieben nicht den Genuß geistiger Getränke, und diese Enthaltsamkeit scheint nicht allein die Folge ihrer religiösen Einrichtungen, sondern eine natürliche Geringschätzung jenes Genußes zu seyn. Trunksucht gilt bey ihnen als ein ehrloser, die Betrunkenheit als ein viehischer Zustand. Sie vergleichen den trunkenen Europäer mit dem Thiere, das bey ihnen, als Mohamedanen, für das verächtlichste und unreinste gilt: mit dem Schweine.

Dieser Abscheu mag nicht wenig durch eine Erfahrung gesteigert worden seyn, welche sie je zuweilen an ihren Landsleuten zu machen Gelegenheit hatten. Bey dem Javaner geht nämlich die Aufregung des Rausches ganz überaus leicht in den Zustand jenes Nationalübels über, das unter dem Namen der javanischen Tollwuth, oder des Amok bekannt und ähnlich der Berserkerwuth der alten, skandinavischen Völker ist. Der Betrunkene wird zu einem Tobsüchtigen, der dem Leben Aller, die er mit seinem Dolch erreichen kann, selbst derer, die ihm die Liebsten sind, Gefahr drohet. Auch unsere Arzneymittel darf man bey diesem Volk nur in solchen Gaben anwenden, die man sonst für Kinder geeignet hält. Doch kommt neben der Abneigung vor geistigen Getränken bey den Javanern nicht selten ein Gelüste nach Opium vor, das sie in fester Gestalt oder in einer höchst verderblichen Mischung mit Citronensäure zu sich nehmen, zuweilen auch mit dem Taback vermengt rauchen. Gar leicht wird auch hierdurch der furchtbare Zustand des Amok erregt.

Daß es den Javanern keineswegs an Fleiß und Betriebsamkeit fehle, dieß hat sich sattsam erwiesen, seitdem sie, unter einer rechtlichen europäischen Ordnung stehend, ihres Eigenthums sicher sind, während bey der früheren, unbegränzt despotischen Verfassung des Landes der Erwerb des Fleißes wie der Ersparnisse des Einzelnen den willkührlichsten Beraubungen ausgesetzt waren. Bey all der Unsicherheit des Eigenthumes und selbst des Lebens, woran das Volk unter seinen einheimischen Fürsten zu leiden hatte, genossen und genießen noch fortwährend die Herrscher aus dem geheiligten Stamme der Landesherrn eine Achtung ihrer Unterthanen, welche diese zu jedem Opfer, zu jeder Selbstverläugnung, zu allen Beweisen einer unverbrüchlichen Treue bereit macht. Dieser Zug ist dem Volkscharakter der Javaner eben so eigenthümlich als die hohe Achtung und zarte Berücksichtigung, welche die Kinder ihren Eltern und überhaupt junge Leute den ältern erweisen, so wie umgekehrt das Benehmen der Eltern gegen ihre Kinder ein sehr liebevolles ist. Diese gegenseitige Liebe pflegt auch die Geschwister zu verbinden und selbst die Eifersucht der Thronerben vermochte nur selten die geschwisterliche Zuneigung zu erschüttern, obgleich in Java nicht die Erstgeburt, sondern in der Regel nur die Wahl des Vaters oder Vorgängers im Regieren den Nachfolger auf dem Herrscherthron bestimmte. Für Freundschaft, in unserm Sinne, hat dagegen der Javane kein Wort in seiner Sprache, er bezeichnet den Begriff als Unterwürfigkeit oder als Blutsverwandtschaft.

Man hatte diesen Insulanern unrecht gethan, wenn man aus den Fällen, die man unter den entarteten Mitbewohnern der europäisirten Städte beobachtete, auf die eheliche Treue derselben einen herabwürdigenden Schluß machte. Unter dem Gebirgs- und Landvolk, im Innern der Insel, hat der Mann gewöhnlich nur eine oder höchstens zwey Ehegenossinnen, die er mit Milde und mit einer Beachtung behandelt, wie dieß unter den Völkern des Morgenlandes nur selten gefunden wird. Freylich ist die Scheidung der Ehen hier sehr leicht, und die Braut wird von den Eltern um eine bestimmte Summe verkauft; eine Sitte, welche selbst da in Anwendung bleibt, wo ein Europäer eine junge noch unvermählte Javanerin in seine Hausdienste nehmen will. Er muß dieselbe in der Regel mit 50 fl. von den Eltern erkaufen, so bald sie aber schon bey einem Andern in Diensten, oder vermählt war, fällt diese Bezahlung weg. Die Frauen des unverdorbenen Landvolkes halten das Ehebündniß treu und erscheinen, bey all der Freyheit deren sie genießen, verschämt und züchtig. Nur bey den Fürsten und bey Männern von höherem Stand und Vermögen herrscht die Vielweiberey.

Wie in Beziehung auf den sittlichen und geselligen Zustand, hat man früher vor Allem auch in Beziehung auf die geistige Befähigung der Javaner mancherley Urtheile der Reisenden vernommen, welche durch die neueren Beobachtungen des Volkes eine bedeutende Modification erlitten haben. Allerdings mag der Einfluß des Klimas wie die unbegränzt despotische Verfassung in die nationale Stimmung dieser Insulaner einen Zug der Indolenz und Unempfänglichkeit für geistige Anregung hineingepflanzt haben, welcher zu dem üblen Gerüchte, in das die Javaner in Hinsicht ihrer in-

tellectuellen Befähigung gerathen waren, sehr viel beytrug, auch ist es unverkennbar, daß selbst in den psychischen Entfaltungen und Fertigkeiten der Menschen eine erbliche Fortpflanzung sich kräftig erweise, so daß die Kinder eines geistig thätigen und befähigten Geschlechts die Anlage zu gleicher Entwicklung schon mit sich auf die Welt zu bringen scheinen. Dennoch waren, zur Widerlegung des Vorurtheiles von einer natürlichen, geistigen Impotenz mancher Völker als Folge der Einflüsse des Klimas und der äußeren Naturverhältnisse, solche Thatsachen wohlthätig und nothwendig, dergleichen Crawfort mehrere zusammengestellt hat. Dahin gehört das Beyspiel des javanischen Fürsten von Samarang, des Ali Monggolo, in welchem der Durst nach Erkennen und Wissen sich durch alle Vorurtheile seiner Nation und seines bis dahin wie es schien zum Nichtsthun verdammten Standes, so glücklich hindurchrang, daß er und bald nachher mit ihm seine Gemahlin und Kinder sich eine nicht gewöhnliche europäische Weltanschauung und geistige Bildung erwarben. Einen ähnlichen, thatsächlichen Beweis für die hohe Bildungsfähigkeit und geistige Empfänglichkeit der Menschennatur auch in der äußeren Form der javanisch-malayischen Rasse gab Radin Solch, welcher mitten in einem der geachtetsten und gebildetsten Kreise von Europa sich als ebenbürtiger Mitgenosse seiner Umgebung erwies. Das was uns der Verfasser der Reise nach Java in der Uebersetzung einzelner Proben aus javanischen Gedichten über diesen Zweig der Literatur der Insulaner mittheilt, läßt sich freylich an Gehalt und Form nicht mit indischen oder persischen und arabischen Poesieen aus der Blüthezeit der genannten orientalischen Völker vergleichen; indeß gehört es auch nicht einer älteren, wahrscheinlich selbst für diesen Landstrich höher gestimmten Zeit, sondern nur den letztvergangenen Jahrzehnten an; es sind, wie es scheint, Gesänge der Improvisatoren, dergleichen das südliche Europa wie das westliche Asien noch immer so viele zu seinen alltäglichen Erscheinungen zählt.

(Fortsetzung folgt.)

Achter Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg in Oberfranken von Bayern u. s. w.

(Fortsetzung.)

Unter den 13 an Michelsberg vergabten Orten findet sich bey Hrn. J. seltsamer Weise ein Gau als Ortschaft aufgeführt: Es heißt nämlich bey der Aufzählung Leiterbach, Eisendorf, Wederbam, Scherstein ꝛc. — Bey Ussermann Ep. B. C. Prol. steht aber ganz deutlich nach Eisendorf, et circa Wederebam, Scherstein, Husen ꝛc.

Die Bestätigung der an Michelsberg geschenkten Güter wird nach den Bemerkungen der Editoren der M. B. 28, 1. p. 471, not. l. gleichfalls in d. J. 1018, Mai zu setzen seyn. Landswinden, Hausen hätten im Auszuge als ein Ort angeführt werden sollen, nicht wie bey Ussermann p. 211. als 2 gesonderte. Beym häufigen Vorkommen des Orts-Namens Husen setzte man oft zur besseren Unterscheidung den Namen des Besitzers oder der Besitzerin vor. Z. B. Lutfrideshusen (M. B. 28. p. 167.) und so auch hier: Lantswintenhusen.

Damit man nicht auf den Gedanken verfalle, der zum J. 1017, 25. Dec. aufgeführte Verbrecher Gunzelin sey ein gemeiner Mann, etwa aus der Hefe des Volks gewesen, hätte wohl dessen Amt — er war marchio — besessen werden dürfen. (M. sehe Thiermar bey Pertz V. 821 und 857 ꝛc., der hier wieder die Quelle ist, aus der der sächs. Annalis geschöpft hat.)

Die Stiftung eines Jahrtages in der Pfarrkirche zur H. Agnes zu Neunkirchen am Brand im Jahre 1028 mit Beziehung auf Goldwitzers Geschichte p. 4. halten wir für einen Paralogismus. Goldwitzer sagt wohl, daß der Name und Ort Neunkirchen in einer Urkunde vom besagten Jahre 1028 vorkomme, aber weder in der angeführten Stelle, noch auch p. 53, not. a, überhaupt im ganzen Buche läßt sich Etwas von derselben finden. Wir glauben, daß man statt 1028 eher 1128 oder noch besser 1228 zu lesen habe. Das älteste Vorkommen Neunkirchens wäre demnach in den miraculis S. Cunegundis bey Pertz VI, 826, woselbst eine „Clauda de Nuwenkirchen“ (Bamberger Codex aus dem 13. Jahrhundert, oder nach dem Leipziger Codex nuvvenkirchen) aufgeführt ist. Die nächste Erwähnung Neunkirchens nach dieser zu Anfang des 13. Jahrhunderts ist dann zum J. 1296, während der Stiftungs-

brief des Klosters vom 8. Jänner 1314 datirt ist. Schwerlich reicht daher das Alter der Pfarrkirche von Neunkirchen bis in das 3. Decennium des 11. Jahrhunderts.

Das Todesjahr der heil. Kunigund hat zuerst der Fortsetzer der Hildesheimer Jahrbücher (bis 1040), und zwar ein Zeitgenosse, also bestimmt: Pertz. V. 99. 1033. „Piae memoriae Cunigund imperatrix 5. Nov. Martii (3. März) obiit," ebenso Lamberti Schaffn. Annales, die den Hildesheimer Annalen zur Seite stehen. Pertz hat im Vorworte gezeigt, daß Lambert die Hildesheimer Jahrbücher vor sich hatte. Der Codex Monacensis inter Ranshofenses aus dem 13. Jahrhundert (Pertz VI., 791. Kunigund hatte das praedium Ranshofen besessen Meichlb. H. Fr. I. 219) bediente sich beynahe derselben Worte, wie die Hildesheimer Jahrbücher. „Anno dominicae incarnationis 1033 indictione tertia (? das Jahr 1033 hat aber die erste Indiction) 5. Non. Martii domina Chunigunda imperatrix augusta dignae memoriae obiit." Die Entfernung von Kaufungen, woselbst Kunigund gestorben, bis Hildesheim, wo der Zeitgenosse sich befand, mag immer einige 30 Stunden betragen, so daß die Nachricht von der Kaiserin Tod gewiß zeitig dahin gelangte und verzeichnet wurde. Aber auch in Bamberg wurde vom Klerus der dortigen Kirchen, die ja ihre Gründung zunächst dem Gemahle der Kaiserin und ihr selbst verdankten, die Todespost mit ganz besonderem Interesse aus dem eben angegebenen Grunde vernommen und dem Gedächtniß überliefert. Und so enthält das Michelsberger Kalendar bey Hrn. Schweitzer, welches vor dem Jahre 1120 angefertigt wurde*), S. 128: „Chunigunt imperatrix 1039. Hec est imperatrix que construxit locum bbb. Daß aber dieß Calendar nach einem ältern, uns verlornen Originale gefertigt worden sey, scheint ungezweifelt.

Der treffliche Historiker Ekkehard, Mönch des Klosters Michelsberg, welcher am 20. Februar**), nach dem Jahre 1129 gestorben, ein Name, von welchem sein Herausgeber bemerkt, „daß er, wo er auf jene Zeiten kommt, die ihm näher sind, Vieles nach den Aussagen von gleichzeitigen seinem Werke beygefügt habe," Ekkehard, der etwa 60 Jahre nach dem Tode der Kaiserin sein Chronicon zu schreiben angefangen, sagt über dieß Ereigniß (Pertz VIII., 195.) A. D. 1039. „Chunigunt imperatrix mater pauperum, dives ipsa, divitem migravit ad Christum 5. Non. Martii." Er stimmt mit dem Michelsberger Kalendar vollkommen im Todesjahr und Tag überein. Und diesen beyden einheimischen Auctoritäten dürfte wohl der Vorrang vor den Hildesheimer Jahrbüchern und dem Ranshofer Coder (13. Jahrhundert) einzuräumen seyn, wonach also weder das Jahr 1033, noch das Jahr 1037, noch 1040, sondern 1039 der Kaiserin Sterbejahr ist. Zum selben Jahr berichtet Ekkehard den Tod Conrad II. (1. Juni 1039), des Bischofs Reginbold von Speyer (22. Aug. 1039), und eine Sonnenfinsterniß am 22. August desselben Jahres.

(Fortsetzung folgt.)

*) Siehe Schweitzers Necrologien p. 79.

**) So das Michelsberger Kalendar bey Hrn. Schweitzer 121. Pertz VIII. p. 3, not. 23. giebt irrig dem Schannat vind. lit. II. 29. folgend, 10. Kalend. Febr. d. i. 23. Jänner als Ekkehards Todestag an, und weist den Usserm. Ep. Wirzb. 418. zurecht, minus recte Ussermann diem 20. Febr. i. e. 10. Kal. Martii indicare videtur. Allein Ussermann hat hier gegen Schannat u. Pertz Recht. Das Michelsberger Calendar sagt: X. Kl. Martii (20. Febr.) Gaij epi. — Eggehardus abb. S. Laur(entii) vrang e pl(enus) fr(ater). Damit steht der Todestag Ekkehardi auf den 20. Febr. fest. Diese vom Hrn. Curatus Schweitzer mit der größten Mühe unternommene, höchstverdienstvolle Zusammenstellung der Bamberger Necrologien ist als eine wahre Fundgrube nicht nur für die Bambergische, sondern für die Fränkische Geschichte überhaupt zu betrachten. So hat Hr. Schw. in denselben einen zweyten Bruder des Hrz. Otto entdeckt. Die Namen und Todestage der 2 ersten Aebte von Banz (Wilcherus abbas de Banzo fr. n. c. 12. Sept. und Adalbero pr. n. c. et abb. banzo 3. July), welche auf immer das Dunkel der Vergessenheit zu decken schien, sind durch Hrn. Schweitzers Beweisführung aus diesen Necrologien derselben glücklich entrissen!

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. März

Nro. 48. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Reise nach Java und Ausflüge nach den Inseln Madura und St. Helena.

(Fortsetzung.)

Vielleicht läßt sich auch jene auffallende Vergeßlichkeit des im Taumel einer trägen Ruhe und des Sinnengenusses einer größeren Zahl noch dahin lebenden Volkes von Java nicht als ein wesentlicher, sondern nur als ein zufälliger, auflösbarer Zug seines Charakters betrachten. Allerdings wissens Alle, die mit diesen Insulanern vor Gericht zu thun haben, daß nach wenig Tagen und noch mehr nach wenig Wochen die vorher scheinbar deutlichere Erinnerung an die Handlung, welche das gerichtliche Verfahren nöthig machte, verschwunden ist. Doch darf hierbey nicht übersehen werden, welche Veranlassung das sey, wodurch die meisten jener Fälle herbeygeführt wurden, aus denen man auf eine solche in der That seltsame und fast in ihrer Art einzige Gedanken- und Gedächtnißlosigkeit der Javaner geschlossen hat.

Wir sprachen schon vorhin von einem Zustand der Seelenstörung, welchem die Javaner so überaus leicht und häufig unterworfen sind, daß er an ihnen wie zum Sprichwort geworden ist: von dem Amock oder der javanischen Tobsucht. Wie die Bewohner unserer feuchtkalten Polarzone, namentlich die Lappländer bey geringem Anlaß eine leichte Anwandlung von einer Art von Starrsucht erleiden, darinnen sie zuweilen allerhand Gesichte sehen, so steht dem malayischen Volksstamme, dem Bewohner der feuchtheißen Aequatorialgegend des indischen Archipels, die Anwandlung der Tobsucht nahe, und zwar in einem Grade, in welchem wir dieses Seelenleiden bey uns in Europa nur äußerst selten auftreten sehen. Ein französischer Schriftsteller über die Geisteskrankheiten: Marc, beschreibt einen Fall dieser Art, der allerdings in seinem ganzen Verlauf und an Heftigkeit dem malayischen Amok ganz nahe kam. Florent Meunier, ein Taglöhner zu Mondrepin im Canton Hirson, der für gewöhnlich außer seinem Wohnort in Diensten war, kommt auf etliche Tage heim, um die Geschäfte seines kleinen Hauswesens und Feldbaues zu besorgen. Bey dieser Verrichtung wird er von einer wahrhaft tollen Lustigkeit überfallen; während er mit seiner Kuh den Dünger auf's Feld fährt, springt und tanzt er jubelnd neben dem Wagen her. Die Stimmung der übertriebenen Lustigkeit geht schon gegen den Abend hin in tiefe Schwermuth über. Er spricht in der Nacht von der Nothwendigkeit zur Ader zu lassen; wie im Vorgefühl seines schweren, nahen Unglückes, macht er am nächsten Morgen, nachdem der Aderlaß vorüber ist, in Gesellschaft seiner Frau eine Wallfahrt nach einer benachbarten Kapelle. Er kommt wieder nach Hause; seine Sinne verwirren sich; mit einem Beil in der Hand tritt er in das Haus eines Nachbars hinein; man solle mit ihm kommen, sagt er, und sehen wie er Jemand aus seinem Hause werfen werde, kehrt dann zu seiner Hütte zurück, öffnet den Stall und tödtet mit Beilhieben seine Kuh, in welcher ein Hauptreichthum des armen Mannes bestund. Mit gesteigerter Wuth tritt er auf die Gasse hinaus, eine alte Bettelfrau begegnet ihm, diese wirft er zu Boden und haut ihr den Fuß über dem Knöchel ab.

Noch einmal scheint in dem Unglücklichen ein Funke von Selbstbewußtseyn aufzuglimmen. Er geht in das Haus des Wundarztes, der ihm heute früh die Ader öffnete, wahrscheinlich um Hülfe zu suchen; der Mann ist nicht zu Hause, die Frau, durch den Tobsüchtigen in Lebensgefahr gesetzt, ruft um Hülfe; ein Nachbar, der Zolleinnehmer tritt mit einer Flinte bewaffnet in Gesellschaft seiner Frau herein, läßt sich jedoch, von Furcht befallen, die Flinte entreissen; die Frau desselben wird von dem jetzt mit mehreren Waffen versehenen Kranken durch Messerstiche schwer, aber nicht tödtlich verwundet; der Rasende mit seinen Mordwerkzeugen springt von Neuem hinaus auf die Gasse, in einer Bierbrauerey jedoch, wohin ihn seine Wuth treibt, begegnet er einem so entschlossenen kräftigen Widerstand, daß er entwaffnet wird und man seiner Person sich bemächtigen kann.

Plötzlicher noch und furchtbarer als bey diesem Kranken bricht der Amok bey dem Javaner aus. Der Contrast zwischen dem gewöhnlichen, gesunden Zustand desselben, und der mit einem Male ausbrechenden Krankheitsform kann nicht größer gedacht werden, als er wirklich ist. Im ruhigen Zustand erscheint der Javaner zwar vorherrschend ernst, dabey aber freundlich, leitsam und höflich. Namentlich gegen Leute von höherem Stande, wozu nach seiner Ansicht im Ganzen alle Europäer oder Weiße gehören, geht seine Höflichkeit so weit, daß er sich in seiner Sprache einen ganz eigenen Kreis von Redensarten und Ausdrücken gebildet hat, welcher nur im Umgang mit Höheren gebraucht wird, wo man die Ausdrucksweise des gemeinen Lebens fast wie ein Verbrechen betrachten würde. Mitten in diesem scharf abgemessenem Benehmen, wobey er jedes seiner Worte, jede seiner Handlungen auf's Genaueste in Acht nimmt und bewacht, wird er, vielleicht gerade von einem solchen Vornehmeren durch eine eingebildete oder wahrhafte Beleidigung gereizt, durch welche er sich oder eines der Seinigen an der Ehre empfindlich beleidigt, oder in seinem religiösen wie politischen Fanatismus für verletzt hält; er wird stumm und tief in sich gekehrt; auf einmal stößt er einen furchtbaren Schrey aus, die Tobsucht ist da; mit Blitzesschnelle zieht er den Dolch, und nicht nur der Beleidiger, der sich sogar oft der blinden Wuth entzieht, sondern jeder Unschuldige, ja die eignen, liebsten Verwandten erliegen der Mordwuth des Kranken, bis dieser entwaffnet oder selbst zu Boden gestreckt wird. Zuweilen kehrt einem solchen Unglücklichen nach vollbrachter Mordthat die Besinnung eben so plötzlich zurück, als sie ihn verlassen hatte, und derselbe, von tiefer Reue ergriffen, überliefert sich dann insgemein selber den Händen der Gerechtigkeit. Zwey befreundete Javaner, beyde verheirathet, giengen vor nicht langer Zeit am frühen Morgen mit einander nach Tjandjur um die Arbeit ihrer Hände: Körbchen aus Bambusrohr geflochten, daselbst zu verkaufen. Dem Einen gelingt dieses; voll Freude über seinen Gewinn geht er in einen chinesischen Laden, kauft daselbst für seine Frau einen Sonnenschirm und ein Tuch. Die beyden Freunde treten miteinander den Rückweg an, der Eine in dem Gedanken an das Vergnügen, das er seiner Frau bereiten werde, in ungewöhnlich munterer beredter Stimmung, der Andere ernster und weniger gesprächig. Nach einiger Zeit wird auch der fröhliche Weggenosse still und in sich gekehrt. Der Argwohn, daß der Andere ihn beneide, ja zuletzt der Wahn, derselbe wolle ihn ermorden, bemächtigte sich seiner, mit einem wilden Schrey zieht er den Dolch und trifft den Gefährten mit einem so wüthenden Stich in die Brust, daß dieser sogleich niedersinkt. Alsbald kommt der Rasende wieder zur Besinnung, er stürzt sich hin auf den Sterbenden mit vergeblichen Bemühen, dem Todtverwundeten noch Hülfe zu leisten. Einige vorübergehende Javaner finden den Mörder halb bewußtlos auf dem Leichnam liegend. Er erzählt Alles was er gethan, bittet man solle ihn tödten oder ihn den Gerichten zur verdienten Todesstrafe übergeben. Aehnliche Ereignisse mögen wohl Veranlassung gegeben haben zu jener ängstlichen Vorsicht der Malayen, welche, nach Theodor Hänsels Bemerkung sich darinnen kund giebt, daß niemals einer vor dem andern hergehen mag, oder daß der nothgedrungen Vorausgehende hierbey immer in einem Zustand der Furcht und Angst ist, als ob er einen plötzlichen Angriff von hinten zu erwarten habe.

Daß der Zustand der malayischen Tobsucht

durchaus jenem eines wüthenden Thieres gleiche, welches seinen zerstörenden Angriff ohne Unterschied auf Alles, das Nahe wie das Ferne richtet, zeigt sich in jenen häufig vorkommenden Fällen, wo der Mörder nicht den Gegenstand, der seine Wuth erregte, sondern zunächst ganz andere Personen der Vernichtung Preis giebt. In ähnlicher Weise wie jener Buginese, der während der englischen Herrschaft in Java einen fünffachen Mord in seiner Familie beging. Seine Frau war von ihrer Herrin, einer Kreolin in Surabaya gemißhandelt worden. Sie klagt ihr Leid dem Manne, dieser, von lebhafter Theilnahme bewegt, wird nachdenkend und still. Plötzlich bricht der Amok aus; statt aber Rache an der Beleidigerin zu suchen, ermordet er in der Wuth sein geliebtes Weib, drey der Kinder, mit dem vierten, als wollte er es retten, stürzt er sich hinaus auf die Gasse, dort gewinnt die Wuth durch das Schreyen des Kindes von neuem die Oberhand, er schlachtet auch dieses, und jetzt, als wäre ihm selber das Herzblut entflossen, ergiebt er sich wie ohnmächtig zwey Europäern, mit der Bitte sie möchten ihn tödten.

Wenn der Amok in Folge einer lang und mit Wissen gehegten Leidenschaft, wie etwa der Rachsucht ausbricht, dann zeigt es sich allerdings noch immer zuweilen, daß er von dem Mörder absichtlich durch den vorhin erwähnten Genuß des Opiums mit Citronensäure oder durch das Rauchen von Opium herbeygeführt worden sey, und durch solche Mittel pflegt man auch vor Schlachten die kriegerische Wuth zu entflammen.

Ein Javaner, der wegen der Handlungen die er während des Amoks begieng, zur Verantwortung gezogen wird, pflegt, denn dies ist ein anerkennenswerther Zug des Volkscharakters, mit der größesten Offenheit Alles zu bekennen und auszusagen, was er von dem traurigen Ereignisse zu sagen weiß. Denn Lügen, Betrug und Meineid sind dem noch unverdorbenen Javanesen fern und selbst an Anderen hält er diese Laster nicht für möglich. Wenn aber in jenen Fällen in seiner Aussage bey verschiedenen Verhören Abweichungen und selbst Widersprüche hervortreten, dann muß man dieses nicht auf Rechnung seines Willens oder einer Gedächtnißschwäche, sondern der Natur der Seelenstörung zuschreiben, welche mit dem Selbstbewußtseyn zugleich auch die deutliche Erinnerung aufhebt.

So viel man bisher weiß, ist vorzugsweise nur das männliche Geschlecht der Malayen den Anwandlungen des Amoks ausgesetzt, doch kommen bey dem weiblichen hin und wieder Mordthaten durch Gift aus Eifersucht gegen eine Nebenbuhlerin vor.

Es ist nicht selten daß Javanerinnen mit Europäern Verbindungen eingehen, denn zu einem Eheverhältniß mit einer Weißen finden nur wenige hier verweilende Europäer Gelegenheit, so wie die nöthigen Mittel zur Bestreitung eines dem angemessenen Haushaltes. Die Mischlinge aus jenen Ehen eines Weißen mit einer eingebornen Braunen, die bräunlichen Kreolen, zeichnen sich großentheils durch ihre geistigen wie leiblichen Gaben aus; man findet, namentlich unter den Kreolinnen so reizend schöne Gestalten mit so regelmäßig geformtem Angesicht und feurigstrahlenden weitgeöffneten Augen, daß der Schönheitssinn der Europäer wie der Malayen einstimmig ihnen den Preis vor den aus unvermischtem Stamme entsprossenen Frauen zuerkennt. Nicht minder sind die geistigen wie leiblichen Vorzüge der männlichen Kreolen anerkannt. Wie häßlich erscheinen dagegen meist die Mulatten, wie häßlich die Mischlinge aus Verbindungen der Mongolen, z. B. der hier lebenden Chinesen mit Javanerinnen, oder der Europäer mit Mongolinnen! Zu bedauern ist es nur, daß die Erziehung der Kreolen, zum Theil wegen Mangel an Gelegenheit, so sehr vernachläßigt wird. Sie wachsen meist unter dem rohen Troß der Dienerschaft auf; wenn dann, vielleicht nach einer Reihe von Jahren der europäische Vater zu einigem Vermögen gekommen ist und nun die Kinder aus gemischter Ehe legitim macht, werden diese auf einmal in europäisch vornehme Kleider gesteckt und der anerzogenen orientalischen Rohheit die europäische Vornehmthuerey hinzugefügt.

(Schluß folgt.)

Achter Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg in Oberfranken von Bayern.

(Fortsetzung.)

Zum Jahre 1075 9. Junius, hätten wir in den Bamberger Regesten aus Lambert von Aschaffenburg (Pertz VII., 227) jene Waffenthat der Bamberger Krieger in der Schlacht bey Hohenburg an der Unstrut (Homburg, früher ein Kloster an der Unstrut zwischen Langensalz und Thomasbruch. S. Pertz VII. 202. not. 24.) aufgeführt gewünscht, welche wesentlich zum Siege Heinrichs IV. über die Sachsen unter Otto von Nordheim beygetragen. Schon hatten sich die Bayern und Schwaben des Heeres zur Flucht gewandt und dem Könige hinterbrachten häufige Boten die verzweifelte Lage der Seinigen; da brachen plötzlich von der einen Seite Graf Hermann von Glitzberg, von der andern die Babenberger Ritter (babenbergenses milites) mit ihren Bannern in den Feind, der zurückwich und in die Flucht geschlagen wurde.

1076, 15. März. Forchheim. Wahl Rudolfs von Alemannien. Weder Jahr noch Tag passen hier. Das Jahr ist, wie schon aus Lambert VII., Bernold VII., 433, Bruno VII., 365 ꝛc. zu ersehen, ungezweifelt 1077. Ja, Lambert, der in diesem Jahre 1077 sein Geschichtswerk schließt, und es Andern überläßt, die übrige Geschichte zu beschreiben, giebt den Rath, diese Beschreibung passend mit Rudolfs Wahl zu beginnen. Der Tag kann auch nicht in Zweifel gezogen werden. dreymal sagt es Lambert VII, 262, 263, daß der Tag zu Forecheim auf 3. Idus Martii d. i. 13. März 1077 anberaumt worden sey; ebenso Bernold VII, 133. Nur Berthold VII 291, 292 giebt den 15. März. Die entschieden kaiserlich gesinnten Verfasser der Annales Augustani. Pertz V 129, bezeugen uns zum J. 1077 auf eine überraschende Weise das hohe Alter der im Bamberger Lande bis auf diese Stunde beym Volke noch geltenden Sage: Pilatus sey in Forchheim gewesen, ja selbst dort geboren (Forchemii natus est Pontius ille Pilatus etc.), mit den Worten: Rege (Heinr. IV.) in Italia morante, Roudulfus rex constituitur in Phorcheim in loco infausto in Pontii Pilati praedio etc. Vergeblich hat Dumbeck dieß Forcheim in den pagus Auciacensis am rechten Ufer des Oberrheins verlegen wollen. Eben diese Sage hier und Bertholds Annales VII, 292 widerlegen Dumbeck vollständig; denn letztere berichten des neu gewählten Königs schnelle Reise von Forchheim nach Mainz über Bamberg und Wirzburg (Hac electione — — peracta confestim inde per Babinberch et Wurciburch peragratis etc.)

Zum J. 1100 ist eingetragen: „Der Michelsberger Abt Gumbert oder Gumbold läßt die auf einem klösterlichen Gute befindliche Quelle fassen, um sie seinen Mitbrüdern — — leichter genießen zu lassen (da man auf fremdem Boden keine Eigenthumsrechte ausüben darf, und der Name Gumbertsbrunn bis auf unsre Zeit sich erhielt, so ist der jetzige Fischerhof als die Wiege und erste bekannte Besitzung des Dorfes Gaustatt anzunehmen)." — Den logischen Zusammenhang dieser Stelle vermag ich nicht einzusehen; eben so wenig begreife ich, wie der eine halbe Viertelstunde von Gaustatt liegende Gumbertsbrunn, heut zu Tage Fischerhof, die Wiege von Gaustatt seyn kann. Angenommen auch, der Fischerhof wäre wirklich diese Wiege, — was nach der treflichen, spater zu besprechenden Darstellung des Hrn. Prof. Martinet ganz und gar nicht der Fall ist; — so müßte Gaustatt da liegen, wo der Fischerhof, d. i. zu beyden Seiten dieses Hofes oder um diesen herum. Denn der Ausdruck: „die Wiege eines Ortes" soll doch nichts Anderes besagen, als den Anfang, die erste Anlage desselben. Der Augenschein lehrt jedoch, daß die Häuser von Gaustatt von ihrer angeblich ersten Anlage oder Wiege beträchtlich entfernt liegen, anstatt sich um dieselbe zu gruppiren. Wir kennen überdieß die Besitzestitel des Klosters Michelsberg über Gaustatt aus Martinet urkundlich gewiß. Vor dem Jahre 1136 hatte auf der Stelle des heutigen Dorfes Gaustatt dieß Kloster auch nicht einen Fleck Landes; wohl aber ist seit dem angegebenen Jahr freyeigenes Gut an Michelsberg vergabt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. März.

Nro. 49. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Reise nach Java und Ausflüge nach den Inseln Madura und St. Helena.

(Schluß.)

Einen sehr bedeutenden Antheil der Bevölkerung von Java, nebst dem eingebornen Volksstamme den bedeutendsten ihrer Zahl nach, bilden die Chinesen, von denen gegen 85000 auf der Insel leben sollen. Sie finden sich überall da, wo Geld für sie zu verdienen ist und wo sie geduldet werden, denn wenn man allen Ankömmlingen aus dem übervölkerten China unbeschränkt freye Ansiedelung gestatten wollte, dann würden sich, wegen des hier sicherern und einträglicheren Handelsverkehres, solche Schwärme des gewinnsüchtigen Volkes nach Java ziehen, daß sie wie ein wucherndes Unkraut das Mark des Landes an sich saugen würden. Darum kommt von den vielen Tausenden der Chinesen, die alljährlich aus ihrem Vaterland nach den ostindischen Inseln auswandern, neuerdings nur eine verhältnißmäßig geringe Zahl nach Java. Da so leicht kein einigermassen bemittelter Chinese die Heimath verläßt, sind die Ankömmlinge meist so arm, daß kaum die Kleidung, welche sie auf dem Leibe tragen, ihr Eigenthum ist. Sie gehen dann bey ihren hiesigen Landsleuten in Arbeit, bis sie die Auslagen, welche öfters für Abtragung der Ueberfahrtskosten nöthig waren, abverdient und sich eine kleine Summe zur Begründung eines eigenen Gewerbes erspart haben, das sie durch List und raffinirten Wucher bald zu einem einträglichen zu machen wissen. Eine kriechende Höflichkeit und Geschmeidigkeit, eine stets auf den eigenen Vortheil lauernde Habsucht, Lügenhaftigkeit und Trug gehören zu den Charakterzügen der hiesigen Chinesen, welche sich auch durch Gesichtsbildung, Gestalt und Kopftracht sehr unvortheilhaft neben den andern Bewohnern der Insel ausnehmen. Denn an ihrem plumpen, langgezogenen mißfarbig ledergelben Gesicht tritt der untere Theil unverhältnißmäßig weit hervor, der Mund ist übermäßig groß, die schiefgeschlitzten, halbgeöffneten Augen haben mehr den Blick eines Fuchses als eines Menschen; der Kopf ist, selbst schon bey ganz kleinen Kindern, vollkommen kahl geschoren bis auf den kleinen Theil des Scheitels, von welchem der sorgfältig geflochtene Zopf weit über den Rücken hinabhängt. Zu dem nicht angenehmen Eindruck, den der Anblick eines solchen Menschenkopfes macht, kommt noch der, welchen der aufgedunsene fette, zu ihm gehörige Körper hervorbringt; in der That der häßlichste Neger erscheint wohlgebildeter als ein solcher Mongole.

Obgleich bey weitem der größeste Theil der in Java und zwar zunächst nur in den Küstenstädten wohnhaften Chinesen hier geboren und aufgewachsen ist, wo vielleicht schon seine Vorfahren seit mehreren Menschenaltern sich niederließen, und obgleich fast immer nur männliche Auswanderer aus der Heimath hier ankamen, die sich mit den Töchtern des ungleich schöneren, malayischen Menschenstammes vermählten, hat sich die urelterliche Form dennoch an ihnen nicht veredelt und verschönert, sondern sie scheint, vielleicht durch den Einfluß des Klimas, sich eher noch verschlechtert zu haben. Hiezu mag auch der Umstand viel beygetragen haben, daß die Kinder aus den gemischten Ehen mit Malayinnen, die so-

genannten Pernakans, immer nur wieder an Chinesen verheirathet, und schon ihre schöneren Mütter in den beengenden Kreis der chinesischen Gesittung eingezwängt wurden. In sonderbarer Weise pflegt auch der chinesische Hausvater seine Töchter an die noch unverehelichten Landsleute auszubieten. Auf dem platten Dache seines Hauses stehen so viele Töpfe als er ledige Töchter hat. Die Töpfe, deren Boden nach vorn, nach der Straße zu gekehrt ist, deuten die noch nicht zur Vermählung reifen, jene, die mit der Mündung nach der Straße schauen, die schon erwachsenen, heirathsfähigen Mädchen an, und wenn eine von diesen an den Mann gebracht ist, wird der Topf, der sie bedeutete, ganz hinweggenommen.

In Batavia bewohnen die Chinesen, wahrscheinlich des wohlfeilen Häuserankaufes wegen, einen der ungesundesten Theile der Stadt; der Weg zum chinesischen Kamp führt durch todte Strassen, vorüber an verfallenen oder verschlossenen, vormals holländischen Häusern. Desto überraschender ist der Contrast, denn die große Lebendigkeit bildet, welche das im höchsten Grade betriebsame Volk, das diesen Stadttheil bewohnt, der Einöde mitgetheilt hat. Man sieht da chinesische Handwerker aller Art, welche mit den einfachsten Geräthschaften zierlich und schnell ihre Arbeiten vollenden; Läden, darinnen Kleider, Confituren und Galanteriesachen aufgehauft sind, dazwischen Fleischbuden, Garküchen, Fruchtläden, selbst Apotheken und noch sonst Niederlagen der verschiedensten Art, aus denen die vor Batavia landenden europäischen Schiffe wie die malayischen Fahrzeuge sich, wegen der bequemen (freylich zugleich mitten im Schwaden der Sumpfluft befindlichen) Lage an den befahrbarsten Kanälen, mit allen Lebensbedürfnissen versorgen können. Der Chinese achtet neben dem kleinen Gewinn den ihm das Heute bringt, keine Besorgniß für die Gesundheit, ja für das Leben des morgenden Tages.

Einen, seiner Zahl nach zwar nicht sehr bedeutenden, zugleich aber den von den Javanern am höchsten geachteten Theil der fremden Ansiedler auf ihrer Insel bilden die hin und wieder in den Küstenstädten wohnenden Araber und Mauren. Ein Volk, großentheils von edler Gestalt, welches alle

Züge des schönsten kaukasischen Menschenschlages an sich trägt. Sie bewohnen in dem Stadttheile von Batavia, den sie einnehmen, einfache Häuser aus Bambusrohr, in deren Innern dennoch häufig ein bedeutender Reichthum verborgen ist, denn sie handeln vorzugsweise mit Gold, Silber, Diamanten, Perlen und andern kostbaren Stoffen. Namentlich die Araber sind wegen ihres sittlich strengen, eingezogenen Lebenswandels rühmlich anerkannt; man sagt, daß niemals einer von diesem Stamme eines Verbrechens wegen vor Gericht gestanden sey. Ihre Strenge in Befolgung der Vorschriften des Islams hat sie bey der ganzen, vorherrschend mohamedanischen Bevölkerung von Java, so wie der umliegenden Inseln, in einen solchen Ruf der Heiligkeit gesetzt, daß selbst die Seeräuber die Schiffe der Araber nicht anzutasten wagen. Ein eigner Chef oder Scheikh führt eine Art von Obergewalt über diese arabische Bevölkerung, und er ist der Regierung in gewissem Maaße für das Betragen seiner Untergebenen verantwortlich. Er führt den ihm von Gouvernement verliehenen Rang und Titel eines Majors. Zu gewissen Zeiten sieht man manche der arabischen Häuschen an ihrer Thüre mit Ehrenpforten aus grünen Zweigen und bunten Papieren verziert; ein Anzeichen, daß der fromme Bewohner des Hauses erst seit Kurzem von einer Wallfahrt nach Mecca zurückgekehrt war.

In minder gutem Credit als die Araber stehen auf Java die Perser, so wie auch die Hindu und Banianen, als Heiden, den strenggläubigen mohamedanischen Eingebornen der Insel, eben so wie die Chinesen noch ferner stehen als die Christen und Juden.

Außer den Völkerschaften aus drey verschiedenen Menschenschlägen, deren wir bisher als Bewohner oder als Gäste auf Java erwähnten, (darunter auch die Armenier noch genannt werden sollten) kann der Freund und Forscher der Menschenkunde hier auch noch eine nähere Bekanntschaft machen mit einem Völkerstamme, der vielleicht zu dem edelsten und kräftigsten des äthiopischen Menschenschlages gehört. Dieses sind die Aschantesen, von der Küste von Guinea. Die holländische Regierung hat mit dem Herrscher dieses Volkes einen Vertrag geschlossen,

vermöge welchem alljährlich eine bald größere bald geringere Zahl seiner jungen Mannschaft als Freywillige in holländischen Kriegsdienst eintreten dürfen. Die Verhältnisse dieser Afrikaner unter der Herrschaft einer so anerkennungswürdig milden europäischen Regierung sind ungleich weniger drückend, als die unter dem Regiment ihres vaterländischen Fürsten, weßhalb sie auch gern zu jenem fremden Dienste sich hingeben. Die Aschantesen sind von hoher, schlanker Gestalt, glänzend schwarzer Farbe, kraftigem Gliederbau und schöner Haltung. Sie haben ein kurzes, wolliges Haar, eine hohe dabey aber schmale Stirne, zusammengedrückte Schläfe, starke Jochbeine, tief markirte Gesichtszüge, dunkelschwarze Augen. Der Untertheil des Gesichtes, mit seinen elfenbeinweißen Zähnen, tritt nur ein wenig weiter hervor als bey dem kaukasischen Schlage. Sie haben keinen Bart, dagegen tragen Alle eine 3 bis 4 Zoll lange Narbe an der rechten Wange, welche sie künstlich, als Kennzeichen des Kriegerstandes, sich einschneiden. In ihrem Benehmen zeigen sich die Aschantesen, nach der Versicherung der Offiziere, welche sie aus Guinea herüberführten und unter denen sie dienten, dankbar treu ergeben, edelmüthig, ehrgeizig und tapfer. Man hatte gemeint, daß ein Volk, aus so verwandtem Klima, in Java nicht anders als heimathlich wohl sich befinden könne. Dennoch starben viele dieser Leute in der Gegend der Küste an der Ruhr dahin, bis man sie in höher gelegene Stationen brachte, um sie allmälig an das hiesige Klima zu gewöhnen. Statt des Amok der Eingebornen, haben die Aschantesen auf Java an einer Neigung zur Melancholie zu leiden. Von den gemischten Ehen, welche Männer von äthiopischem Schlage mit Javanerinnen schlossen, weiß man, aus anderen Berichten, daß die Kinder eben so begabt und dabey leiblich viel schöner sind, als die Mulatten. Die äthiopische Form scheint sich auf dem im höchsten Grade bildungskräftigem Stamme des malayischen Schlages leichter veredeln zu können, als auf jedem andern fremden Stamme.

Es mögen diese Mittheilungen genügen, um die Verdienste welche Selbergs Werk um die Anthropologie, im weitesten Sinne des Wortes hat, in ein Beachtung erweckendes Licht zu stellen. Seine Reise nach Java enthält übrigens außer den hier im Auszuge mitgetheilten Zügen noch so viele interessante und werthvolle Berichte über die Naturbeschaffenheit von Java und des indischen Archipels, und dabey so manche Erzählung aus der Geschichte seines dortigen Aufenthaltes, daß sie gewiß viele theilnehmende und dankbare Leser finden wird.

Achter Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg in Oberfranken.

(Fortsetzung.)

Die zum J. 1101 erzählten Ereignisse hätten, nach unserem Dafürhalten, gar nicht aufgenommen werden sollen, da sie Bamberg nichts angehen. Ekkehard hat das Factum: Wie der „Abt Gerhard in Europa nie so viele Regentropfen oder Schneeflocken gesehen, als Pfeile in der Schlacht vom 7 September fruchtlos gegen den König Balduin geschleudert worden seyen," gar nicht selbst erlebt, sondern von diesem sich nur erzählen lassen. Eben so gut hätte Hr. J. den ganzen Kreuzzug nach Ekkehard's Erzählung hier einflechten können. Das Ereigniß ist aber auch noch in Etwas entstellt worden. Abt Gerhard war nicht in der Eigenschaft eines einfachen „Kreuzfahrers" um des Königs Person, sondern „crucem dominicam semper latori regis contiguus preferebat," und daher das Wunderbare! nunquam se tam nivis vel pluviae, quantam tunc telorum contra regem volare densitatem vidisse; at post ligni preciosi intuitum, nullum ex hostibus telis se vel armis, sed universos fugae presidio se commisisse." –

Daß der h. Otto, wie zum 2. Februar 1103 vorgetragen ist, erst am „Eingang der Stadt Schuhe und Strümpfe ausgezogen" und so die Wanderung nach seiner Kathedrale angetreten, ist gegen die Quelle. Bey Ludewig script. rer. Blg. p. 639 heißt es: Itaque propinquante illo ad locum, ubi primitus conspicere potuit monasterium cathedrale etc. Dieser Ort läßt sich ziemlich genau bestimmen, wenn man weiß, daß der Heilige von Ampferbach und Stegaurach, — nicht über Debring, — herzieben mußte. Man erblickt aber von Stegaurach gegen Bamberg ziehend die Kathedrale nicht eher, als bis man die letzte Höhe zwischen Altenburg (rechts) und Rothhof (links) erstiegen hat. Von da aus stellt sie sich den Blicken des aus

dieſer Richtung Herkommenden zuerſt dar. Der gerade Weg zum Dom durch das Jacobsthor beträgt vom angegebenen Punkte aus noch eine gute Viertelſtunde. S. 44 der zweyten Abtheilung der Regeſten wird der heil. Otto Otto von Albach genannt. Wir möchten wiſſen, woher Hr. J. die Notiz erhalten, der Heilige ſey aus Albach gebürtig, welcher Ort in Schwaben am Bodenſee gelegen. Unſres Wiſſens giebt es gar keinen Ort dieſes Namens im obigen Lande; auch ſchreiben alle Codices Albuch.

Liberales disciplinae mit „ſchöne Wiſſenſchaften" zu überſetzen, das hätten wir nicht gewagt. Wir dürfen über die Bedeutung dieſes Ausdrucks auf Einhardi vita Karoli c. 25, Pertz II. 456, 457, verweiſen.

„Biſchof Otto unterzeichnet im Januar 1106 zu Mainz mit andern Erz- und Biſchöfen Heinrichs IV. Abſetzung durch Pascal II. ꝛc." Das geſchah aber 1105, 31. December zu Ingilenheim. Ekkehard, ſo ſcheint es, fängt das Jahr mit dem natalis dominicus an. Siehe Böhmer Regest. p. 100.

Doch, hier ſey für dießmal unſern Bemerkungen über dieſe Regeſten ein Ziel geſetzt!

Die Beylage II. giebt uns das Verzeichniß von bambergiſchen Portraits in Holzſchnitt, Kupferſtich, Lithographie ꝛc., mit hiſtoriſch-artiſtiſch-literariſchen Notizen vom Hrn. Joſeph Heller. Dieß Verzeichniß beginnt

A) mit den höchſten Perſonen des Bamberger Fürſtbisthums, d. i. mit den Biſchöfen und Fürſtbiſchöfen als Landesregenten.

Gleich vom erſten Biſchof Eberhard I. iſt kein Porträt da, auch iſt die Mehrzahl der Porträts der folgenden Biſchöfe, nach Hrn. H.'s Geſtändniß, fingirt. Die jedem Biſchofe beygegebenen Notizen würden mancher Berichtigung bedürfen. Z. B. der Sterbetag Gottfrid's von Aſchhauſen, der wahrſcheinlich durch einen Druckfehler zum 29. September angeſetzt iſt, während es der 29. December ſeyn muß; ferner ſagt Hr. H.: Otto's Aeltern ſeyen arm und bürgerlich geweſen; das Erſtere iſt richtig, das Letztere irrig; denn die Vita S. Ottonis ſagt: Parentes (Ottonis) ingenuae conditionis nobilitate clari et honorabiles etc. Ebbo ſagt ausdrücklich: Igitur ex provincia Alamannorum beatus Otto generosa stirpe et parentibus secundum carnem liberis oriundus fuit. Indeſſen iſt der Hauptgegenſtand dieſer Darſtellung die Aufzählung und kurze Beſchreibung der verſchiedenen Porträte der Fürſtbiſchöfe ſammt der Angabe, wo dieſe Abbildungen, von denen Hr. H. 153 (154) fürſtbiſchöfliche aufgezählt hat, anzutreffen ſind, und dieß iſt mit vielem Fleiße geſchehen. Das Gleiche gilt auch von den

B) Bildniſſen derjenigen Perſonen, welche in den zum Bisthum Bamberg gehörigen Beſitzungen — einen Theil Kärnthens mit hinzugerechnet — geboren oder geſtorben ſind, oder längere Zeit darin verweilten, oder Lehengüter beſaſſen. Sämmtlich alphabetiſch geordnet. Dieſe Abtheilung beginnt mit Nro. 144 und bricht Nro. 160 mitten im Texte ab. Als

III. Beylage wäre die eigens paginirte Geſchichte Gauſtatts zu betrachten, deren voller Titel lautet: Das öffentliche Leben der Landgemeinden des ehemal. Fürſtenthums Bamberg oder: Innere Geſchichte des Dorfes Gauſtatt. Ein Beytrag zur deutſchen Rechts- und Sittengeſchichte. Von Hrn. Dr. Adam Martinet, kgl. Profeſſor.

Dieſe gediegene, ſtattlich documentirte Geſchichte des Kirchdorfes Gauſtatt iſt ein jedem Freunde der vaterländiſchen Geſchichte, insbeſondere der Hiſtorie des Bisthums Bamberg ſehr willkommener und überaus ſchätzbarer Beytrag, ein ſchönes Muſter für alle Jene, welche die Beſchreibung der geſchichtlichen Zuſtände irgend eines Ortes zu unternehmen geſonnen ſind. Nach einem kurzen Vorworte, in welchem Hr. M. darlegt, weßhalb er für ſein Werk gerade den Titel: „Innere Geſchichte" gewählt, und welche Quellen, — ſie ſind durchaus handſchriftlicher Art — ihm zu Gebote geſtanden, folgt auf die Inhaltsanzeige Cap. I. eine kurze, treffende Beſchreibung der Oertlichkeit. Nach dieſer beginnt ſofort das Cap. II. die urkundliche Chronik des Dorfes Gauſtatt in Regeſtenform und zwar in drey Rubriken, von denen die erſte die Namen und Regierungszeit der Michelsberger Aebte, die zweyte die Jahre post Chr. und die dritte die aus Urkunden erhobenen Begebenheiten in Gauſtatt angiebt. Dieſe äußere Geſchichte hebt mit dem Jahre 1136 an und endigt mit dem Jahre 1805, 23. December, in welchem Jahre das Dorf Gauſtatt aus ſeinem früheren Pfarrverbande (Ober-Pfarrkirche) getrennt und der Pfarrey Biſchberg (biscoffesberge, 1013, 21. Juni das erſtemal und zwar mit einer capella vorkommend. M. B. 28, 1. p. 442.) einverleibt wurde, nachdem 3 Jahre früher ſchon durch die Säculariſation des Kloſters Michelsberg, 1802, Oct., die Gemeinde des Dorfes aller ihrer Verpflichtungen gegen ihre früheren Herrſchaften entbunden worden war.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. März.

Nro. 50. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Euripides restitutus sive scriptorum Euripidis ingenii que censura, quam faciens fabulas quae exstant explanavit examinavitque, earum quae interierunt reliquias composuit atque interpretatus est, omnes quo quaeque ordine natae esse videntur disposuit et vitam scriptoris enarravit J. A. Hartungus. Hamburgi, sumptibus Friderici Perthes. Volumen prius. 1843. X. u. 552 S. Vol. alterum. 1844. IV. u. 582 S.

Zweyter Artikel.

In dem ersten Artikel unserer Anzeige (Jahrg. 1845. Nro. 145 f.) wurde bereits angedeutet, daß eine wesentliche und für den eigenthümlichen Standpunkt des Verf. charakteristische Seite des vorliegenden Werkes in der Vergleichung des Euripides mit seinen beyden großen Kunstgenossen, die vor und neben demselben die griechische Bühne verherrlichten, bestehe. In Bezug auf den Werth solcher Vergleichungen beruft sich der Verf. in der Vorrede zum ersten Theile auf eine von Eckermann erhaltene Aeußerung Göthes, worin derselbe die beliebte Streitfrage, ob Er oder Schiller der größere Dichter sey, mißbilligend abfertigt. Obwohl die besondere Beziehung dieses Ausspruches unseres großen Dichters keine direkte Anwendung auf den hier gegebenen Fall gestattet, und am allerwenigsten die Berechtigung und den Nutzen der Vergleichung in wissenschaftlichen Untersuchungen überhaupt in Abrede stellen soll, so enthält derselbe doch auch eine treffliche und für den vorliegenden Zweck durchaus gültige allgemeinere Wahrheit, die der Verf. wohl erkannt aber leider um so weniger durch die That anerkannt hat. Sonach mußte Ref. gar bald die Hoffnung aufgeben, mit der er das Buch anfänglich zur Hand genommen hatte, daß nämlich des Verf. Bemühen darauf gerichtet seyn würde, dem oft einseitig beurtheilten und unbillig verkannten Dichter zu seinem Rechte zu verhelfen, wogegen der Verf. offen Parthey ergreift und seinem Helden durch Recht und Unrecht den Sieg zu verschaffen sucht. Dieser Umstand führte denn auch für unsere Aufgabe eine ganz unerwartete und unbeabsichtigte Veränderung herbey, indem Ref. sich vielfach genöthigt sah, auf die Seite der von Hrn. H. bekämpften Ansicht zu treten und einer dem Dichter ungünstigen Kritik das Wort zu reden, da wir lieber solche Punkte hervorgehoben hätten, wo es den Bemühungen des Verf. gelungen, manchen gegen Euripides ausgesprochenen Tadel zu beseitigen oder zu beschränken.

Die Ueberschrift des achten Abschnittes, welche so lautet: Duce Aristophane Euripides cum Aeschylo comparatur, bezeichnet zugleich das vom Verf. eingeschlagene Verfahren, welches einfach darin besteht, daß Alles, was Euripides in der aristophanischen Komödie dem Vater der Tragödie vorzuwerfen und an sich rühmend hervorzuheben hat, als baare Wahrheit und lauteres Lob genommen und der schalkhafte Spott des Komikers in den wohl gemeintesten Ernst übersetzt wird. Man sieht, dem Verf. gilt hier Aristophanes als ein feiner Beurtheiler, obwohl zugleich boshafter Schalk, oder, wie

er unter andern einmal (S. 380) bezeichnet wird, — als ein homo omnibus sui saeculi vitiis inquinatissimus. Ohne uns weiter auf diesen Streitpunkt einzulassen, der bis zu einem unversöhnlichen Zwiespalt der Meinungen hinsichtlich der richtigen Schatzung des Aristophanes gediehen zu seyn scheint, beschranken wir uns darauf, das Resultat mitzutheilen, zu welchem der Verf. auf einem so leichten Wege gelangt. Wir führen es mit den eigenen Worten des Verf. an, da Ref. aus eingewurzeltem Respekte Scheu trägt, es auf gut deutsch auszudrücken. Unde fit, sagt der Verf., nachdem er darauf hingewiesen hat, daß die Personen des Euripides denen des Aeschylus an ungebändigter Ruchlosigkeit, die sich vor den schnödesten Verbrechen nicht scheut, keineswegs nachstehen, dieselben aber an durchtriebener Schlauheit weit übertreffen, ut rusticorum alter poëta sit, alter eruditorum. Eine solche, alles Ernstes und aller Wahrheit entbehrende Form der Beurtheilung würde eine ernste Widerlegung offenbar zu einem lächerlichen Geschäft machen, und appellirt selbst an die Geltung des posuisse et explosisse. Ohnedieß ist die richtige Auffassung des Verhältnisses sowohl der Zeit als der Eigenthümlichkeit beyder Dichter im Großen und Allgemeinen so verbreitet und anerkannt, daß man sich nur auf die gewöhnlichen Handbücher der griechischen Literaturgeschichte zu berufen braucht, um die von dem Verf. ausgesprochene Ansicht zu berichtigen, womit freylich nicht geläugnet werden soll, daß im Einzelnen und Besonderen noch viel übrig war, was dem Verf. Gelegenheit bot, sich wesentliche Verdienste um das Verständniß und die Würdigung euripideischer Dichtungen zu erwerben. Allein der Leser darf sich nirgends eines vorsichtigen Mißtrauens entäußern, um sich nicht von Beweisführungen imponiren zu lassen, die mehr scheinbaren als wirklichen Gehalt besitzen. So ist es z. B. ein offenbarer Mißbrauch, den Hr. H., um den Vorzug der euripideischen Diction vor der des Ae. in ein recht glänzendes Licht zu setzen, mit einer Stelle aus der Rhetorik des Aristoteles (III. 1. u. 2.) treibt. Denn liest man sie in der Uebersetzung oder Paraphrase des Verf., so macht sie den Eindruck, als sey das dem E. gespendete Lob mit dem entschiedensten Tadel gegen Aeschylus verbunden. Allein Aristoteles spricht ja hier zunächst nur von der rhetorischen Diction, von der er die poetische ausdrücklich unterscheidet mit Verweisung auf seine Poetik. Die Worte: καὶ νῦν ἔτι οἱ πολλοὶ τῶν ἀπαιδεύτων τοὺς τοιούτους οἴονται διαλέγεσθαι κάλλιστα beziehen sich also auf die Bewunderer des gorgianischen Stils in der Redekunst und haben mit der poetischen Diction des Aeschylus durchaus nichts zu schaffen. Auch kann Ae. eben so wenig unter dem Ausdrucke: οἱ ποιηταὶ λέγοντες εὐήθη gemeint seyn, als er zu den älteren Dichtern gerechnet werden darf, welche sich in den dialogischen Parthien des trochäischen Tetrameters bedienten, da ja höchst wahrscheinlich ihm gerade das Verdienst gebührt, durch Einführung des jambischen Trimeters in die Tragödie der Begründer einer dem Dialoge angemessenen Diction geworden zu seyn. Ueberhaupt, wenn auch anzunehmen ist, daß Aristoteles die selbst von Aristophanes anerkannte Redegewandtheit des E. vollkommen zu würdigen wußte und ihr sogar den Vorzug vor der kraftvolleren, aber von Uebermaaß und Härte nicht freyen Sprache des Ae. zuerkannte (s. Rhet. III. 2.), so berechtigt doch auch nichts zu dem Schlusse, daß Aristoteles die großen Verdienste des Ae. um die Bildung der attischen Sprachform übersehend, denselben einem ähnlich ungerechten Tadel wie Hr. H. unterworfen habe. Wenigstens läßt sich dafür nicht der Abschnitt in der Poetik, welcher von der Diction handelt, anführen. Denn daß hier A. einem von E. aus einer Tragödie des Aeschylus mit Veränderung eines einzigen Wortes herübergenommenen Verse den Vorzug gibt vor dem Originale, dieß kann schon deßwegen nicht in Anschlag gebracht werden, weil der hier gegen den Vers des Ae. ausgesprochene Tadel der εὐτέλεια gerade in der entgegengesetzten Richtung liegt mit dem seiner Diction sonst gemachten Vorwurfe; abgesehen davon, daß ein einzelner Vers nie für die ganze Ausdrucksweise maaßgebend seyn kann; sonst würde ja auch aus der Bemerkung des A. über einen Vers in dem Telephus des E. der Vorwurf des ἀπρεπές für die ganze Diction desselben folgen.

Noch augenfälliger ist gleich darauf eine andere Entstellung, die sich Lessing gefallen lassen muß,

um dem Zwecke des Verf. zu dienen. Hr. H. ertheilt nämlich dem Tadel, welchen E. in der aristophanischen Komödie gegen die Prologe des Ae. ausspricht, seine volle Zustimmung und charakterisirt die fehlerhafte Manier desselben weiter damit, daß er ihm Schuld gibt, die Zuhörer mit Staunen und Erwartung zu erfüllen. Muß es nun schon offenbar befremden, dem Aeschylus hier als Fehler angerechnet zu sehen, woraus gleich darauf (S. 334) in den Bemerkungen über den Eingang der Medea, und zwar hier mit vollem Rechte, dem Euripides ein besonderes Lob gemacht wird: so kann es nicht anders als Unwillen erregen, wenn man sieht, in welcher Absicht an ersterer Stelle dem stupor die expectatio beygefügt wird. Es geschieht nämlich, um noch Lessing's Autorität zum Nachtheile des Aeschylus mißbrauchen zu können. Lessing soll nämlich die Erwartung als das schlechteste Kunststück eines tragischen Dichters erklärt haben. Wo thut dieß Lessing? Hr. H. verweist uns auf eine Stelle der hamburgischen Dramaturgie, wo L. die Ansicht gewisser moderner Dichter und Aesthetiker bekämpft, welche der Ueberraschung eine vorzügliche Stelle unter den Kunstmitteln der Tragödie einräumen, wogegen Lessing sie mit Recht als ein sehr armseliges Vergnügen bezeichnet, das in der Tragödie leicht größeren Wirkungen Eintrag thun könne. Erwartung und Ueberraschung sind aber nicht nur zweyerley, sondern wesentlich verschiedene, ja beynahe entgegengesetzte Dinge. Denn wo wir erwarten, werden wir nicht überrascht, und wo wir überrascht werden, haben wir nicht erwartet. Wohl gibt es auch einen Zustand dumpfer Ungewißheit, den man bisweilen Erwartung nennt, und Lessing bedient sich an jener Stelle neben dem bestimmteren und richtiger bezeichnenden wirklich auch einmal des Ausdrucks: ungewisse Erwartung. Allein der ganze Zusammenhang und die unmittelbare Verbindung dieser Worte zeigt unverkennbar, was man darunter zu denken hat, nämlich nichts anderes, als die Ungewißheit, welche der Ueberraschung nothwendig vorausgeht. Wo aber legt es Aeschylus irgend darauf an, den Zuschauer in diesen Zustand der Ungewißheit zu versetzen, diese Wirkung der Ueberraschung zu erreichen? oder ist nicht vielmehr bey ihm die Handlung meist so einfach, dem allbekannten Mythus sich anschließend, daß der Zuschauer auch ohne jene besondere Art von Prologen, deren Euripides zu bedürfen glaubte, über das, was er zu erwarten hat, vollkommen orientirt ist. Und wenn Aeschylus dennoch die Erwartung zu erregen weiß, so geschieht es durch die Art, wie er die Katastrophe unter den Augen der Zuschauer vorbereitet, und es ist jene Erwartung, jene bange Spannung, welche, als der Furcht verwandt, nach den Ansichten der bewährtesten Kunstrichter alter und neuer Zeit, namentlich auch Lessing's und Hrn. Hartungs selbst, dem Zwecke der Tragödie ganz besonders und vorzugsweise angemessen ist, und demnach eben das Lob verdient, welches Lessing an der angeführten Stelle den Alten, gegenüber gewissen modernen Dichtern und Aesthetikern, namentlich der Franzosen, die sich so gerne als die Verbesserer der Alten ausgeben möchten, mit vollstem Rechte spendet. Uebrigens so großen Werth wir auch nach unserer Ueberzeugung den Bemerkungen Lessings über die Prologe des Euripides beylegen, so können wir uns doch nicht mit der Ansicht einverstanden erklären, daß Lessing den Gegenstand bereits erschöpft habe, wozu jene gelegentlichen Erörterungen ohnedieß nicht bestimmt waren; vielmehr bedauern wir, daß Hr. H. dem Gegenstande nicht eine gründlichere Untersuchung gewidmet hat, wozu der Zweck und die Einrichtung seines Werkes volle Veranlassung bot.

Einen besonderen Abschnitt, De canticis Euripidis überschrieben, widmet der Verf. der Rechtfertigung des Dichters gegen den ihm gemachten Vorwurf der Musikverschlechterung. Wer bedenkt, welch' großen Werth die Alten im Gegensatz mit der neueren Zeit, der Musik für die Erziehung und das ganze Staatsleben beymaßen, wird die Bedeutung dieser Anklage in dem Munde eines so heftigen Vertheidigers alter Sitte, wie Aristophanes war, einigermaßen zu würdigen verstehen.

(Fortsetzung folgt.)

Achter Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg in Oberfranken von Bayern u. s. w.

(Fortsetzung.)

Cap. III. schildert sodann die innere Geschichte Gaustatt's nach den Ueberschriften A. Personen, B. Sachen, C. Gemischtes; woran sich die Beylagen von 1—10 schließen. Hrn. M's. deutlich ausgesprochene Absicht war: „das öffentliche Leben in den Landgemeinden des ehemal. Fürstenthums Bamberg darzustellen, wie solches in der Gemeinde Gaustatt sich nur individualisirt hat."

Offenbar wäre diejenige Ansicht eine irrthümliche zu nennen, welche das historisch Werthvolle nur mit dem Maaßstab materieller Größe und Bedeutenheit messen wollte; denn leicht könnte es sich fügen, daß ein an sich historisch wenig wichtiger und in der äußern Geschichte kaum erwähnter Ort in seiner innern Geschichte Inzitate aufzuweisen hätte, die sich hier bey ihm länger und in ungetrübterer Reinheit mitten durch die Stürme der Zeit hindurch erhalten haben, als in räumlich größeren Orten, die zwar in einer früheren Zeit dem Forscher urkundlich erscheinen, von welchen aber gleichwohl außer diesem früheren Vorkommen nichts Denkwürdiges weiter verzeichnet ist und daher auch nichts erwähnt werden kann. Dies scheint uns nun der Fall mit vorliegender Ortsgeschichte von Gaustatt zu seyn. Ein paar gedruckte Zeilen aus Schannat's Vindem. litt. I. p. 49. Nr. 23. bildeten bisher das ganze historische Material für dieses Dörfchen; über seine weiteren Schicksale, über seine politischen, kirchlichen ꝛc. Einrichtungen wußten wir vor dem Erscheinen von M's Werke Nichts, oder höchstens nur, daß Gaustatt Kloster Michelsbergisch war, und daß die Seelsorge von den Priestern der Ober-Pfarrkirche ꝛc. geübt wurde. Es ist aber eine Hauptaufgabe der vaterländischen historischen Vereine, die Geschichte der einzelnen Orte, welche innerhalb des Kreises eines jeden historischen Vereines liegen, durch Aufsuchen, Gewinnen und Benutzen bisher unbekannter Documente aufzuklären. Dieses mit rastlosem Eifer und ungemeiner Sachkenntniß für Gaustatt vollführt zu haben, ist das Verdienst des Hrn. M's. Er zuerst hat eine allen vernünftigen Anforderungen entsprechende Geschichte aus seinem urkundlichen Materiale völlig neu geschaffen.

Nicht so wohl die äußere Geschichte Gaustatt's, als vielmehr dessen innere Geschichte interessirt den Kundigen, auf welche letztere mit Recht Hr. M. große Sorgfalt gewendet, ohne jedoch die erstere zu vernachläßigen, die, wie gesagt, durchgehends den Urkunden entnommen ist. Doch treten auch dem Beobachter aus dieser äußeren Geschichte für die Bodenkultur nicht unerhebliche Momente entgegen. Frühzeitig, wir muthmaßen gleichzeitig mit dem ersten Vorkommen des Ortes, mögen schon Weingärten und Baumfelder bestanden haben. Noch in späterer Zeit wird der einen, wie der andern als etwas Gewöhnlichen gedacht, z. B. 1480, 1495, 1497, 1503, 1515, 1516, 1519. Alle Spuren dieses Weinbaues sind nun verschwunden; dagegen hat sich der Hopfenbau, der noch jetzt in der Gaustatter Flur schwunghaft betrieben wird, aus alter Zeit (1495, 1515, 1588, 1591, 1593) nicht nur erhalten, sondern auch, wie gesagt, bedeutend in neuerer Zeit zugenommen. Auffallend war dem Unterzeichneten das in unserer Gegend so späte Vorkommen einzelner Zigeuner-Individuen in den Jahren $16\frac{22}{23}$ und noch 1671, 27. April.

Die innere Geschichte angehend, so hat Hr. M. alle dahin gehörigen Beziehungen und Verhältnisse höchst gründlich erörtert. Z. B. die Landesherrschaft, die Dorfs- und Flurherrschaft, die Lehenherrschaft, die Vogteiherrschaft, d. Gemeindeherrschaft des Michelsbergischen Schultheißen und der Dorfsmeister für Gaustatt. — Vorzüglich unterrichtend war für den Unterzeichneten Dasjenige, was Hr. M. über das Pfortengericht, auch Ortsgericht geheißen, vorgetragen und was er in den Beylagen sub. nr. 3. p. 111—115 aus den leider nicht vollständig vorhandenen Verhandlungen dieses Gerichtes von 1560, September bis 1561, Februar, mitgetheilt hat. Damit vergleiche man die Stelle in Schubert's Versuch ꝛc. p. 46, woselbst irrig behauptet wird, dieß Gericht habe „die strittigen Lehenfälle gemeiner Leute entschieden." — Sollten nicht die schwachen Anfänge dieses Gerichtes schon in den Urkunden Heinrichs II. vom 5. Februar 1017 (Ussermann Ep. B. Cod. Prob. p. 23, in fine) zu suchen seyn? Es heißt da: Si vero casus perplex fuerit et difficilis, ad caput claustrum videlicet — das fragliche Gericht hatte seinen Siz im Kloster — ad abbatis presenciam recurratur (von den colonis ecclesiae monast. S. Michaelis ist die Rede), sicque abbas majoribus et melioribus suę familie convocatis ipsorum consilio, quod justum est, ordinet ac disponat.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. März.

Nro. 51. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Euripides restitutus sive scriptorum Euripidis ingeniique censura, quam faciens fabulas quae exstant explanavit examinavitque, earum quae interierunt reliquias composuit atque interpretatus est, omnes quo quaeque ordine natae esse videntur disposuit et vitam scriptoris enarravit J. A. Hartungus.

(Fortsetzung.)

Ein entscheidendes Wort dagegen in dieser Angelegenheit mitzusprechen, dürfen wir Neueren uns schwerlich herausnehmen, da es bisher noch allzuwenig gelungen ist, in den Sinn und die Eigenthümlichkeit der alten griechischen Musik einzudringen. Am wenigsten aber mag es uns zustehen, auf die Seite der griechischen Rigoristen zu treten, da uns die Idee von dem sittlichen Einflusse der Musik beynahe bis auf die Erinnerung abhanden gekommen ist. Denn daß wir auch jetzt noch in der Erziehung die Kenntniß und Uebung der Musik als ein unentbehrliches Erforderniß der Bildung anzusehen gewohnt sind, dieß ist so himmelweit entfernt von dem Sinne der antiken Staatspädagogik, daß man nur die vier letzten Capitel der aristotelischen Politik zu lesen braucht, um sich zu orientiren, wie die Alten die dahin einschlagenden Bestrebungen der modernen Erziehungskunst beurtheilt haben würden, welchen Werth sie solchen Studien würden beygemessen haben, die außer allem Zusammenhange mit der Bildung des Gemüths und Charakters und unbekümmert um die zerstreuende Wirkung ungezügelter Kunstfertigkeit, lediglich die Interessen des gesellschaftlichen Vergnügens im Auge haben. Aber auch abgesehen von der pädagogischen Rücksicht, die bey dramatischen Compositionen nicht vorangestellt werden darf, und lediglich die Wirkung auf die Gemüther der Zuhörer in's Auge gefaßt, so würden wahrscheinlich solche Melodien, welche den Neuerern in der griechischen Musik wegen spielender Nachahmung und rauschenden Tonschwalles den Spott und Tadel der Komiker zuzogen, den Ohren eines an moderne Theatermusik gewöhnten Publikums einförmig und beschränkt erscheinen. Aus diesem Grunde würden wir ganz auf die Seite des Hrn. H. treten, wenn er unserem modernen Geschmacke das Recht absprächе, dem Euripides daraus einen Vorwurf zu machen, daß er sich diesen Neuerungen hingegeben und namentlich den Compositionen des Timotheus in seinen Tragödien Eingang verstattet, um den Effect seiner Monodien zu erhöhen. Allein eben so sehr müssen wir die Befugniß des Verf. in Zweifel ziehen, über die Ansichten solcher Männer, wie Platon, welcher der damals um sich greifenden Richtung in der Musik ebenfalls abhold war, so geringschätzig abzusprechen und ihr Urtheil dem Geschmacke der Menge so ohne weiteres unterzuordnen. Denn daß Platon nicht allein ein blinder Reactionär oder alterthümelnder Fanatiker war, und hinlänglich gründliche Kenntniß der Musik besaß, um über dieselbe ein Wort mitsprechen zu dürfen, ist bekannt und durch seine Schriften genugsam dokumentirt.

Ist es demnach gerathen, über den musikalischen Werth oder Unwerth der lyrischen Parthien in den Dramen des Euripides, namentlich der kommatischen

Gesänge, auf die sich jener Tadel vorzugsweise bezieht, unser Urtheil zurückzuhalten, so haben wir dagegen viel mehr Veranlassung und Berechtigung, den Inhalt und etwa auch noch die rhythmische Form der eigentlichen Chorgesänge zum Gegenstande unserer Betrachtung und Beurtheilung zu machen. Auch hier ist Euripides dem Tadel nicht entgangen, der dahin lautet, daß seine Chorgesänge nicht selten des Zusammenhangs mit der Handlung entbehrten und sich in weit hergeholten, oft gehaltlosen Reflexionen ergingen. Man hält sich dabey am liebsten an die Vergleichung mit Sophokles, dessen Chorgesänge als das unvergängliche Muster gepriesen werden, und glaubt sich hiefür auf das Ansehen des Aristoteles berufen zu können, in dessen Poetik (Cap. XVIII.), wo die Regel für die richtige Behandlung dieses Theils der Tragödie aufgestellt wird, folgende Worte gelesen werden: καὶ τὸν χορὸν δὲ ἑνα δεῖ ὑπολαβεῖν τῶν ὑποκριτῶν, καὶ μόριον εἶναι τοῦ ὅλου, καὶ συναγωνίζεσθαι μὴ ὥσπερ παρ' Εὐριπίδῃ ἀλλ' ὥσπερ παρὰ Σοφοκλεῖ. Allein Hr. H., der natürlich auch in diesem Punkte die Vertheidigung des Euripides unternimmt, ficht die Richtigkeit der Lesart an und zwar auf Grund des Zusammenhangs der Stelle selbst und im Interesse des Aristoteles, um nämlich diesen nicht etwas Unangemessenes sagen und mit sich selbst in Widerspruch erscheinen zu lassen. Denn da Aristoteles in den unmittelbar darauf folgenden Worten ausdrücklich den Agathon als den Urheber der Sitte bezeichnet, den Chor eingelegte Gesänge vortragen zu lassen, die, als außer allem Zusammenhange mit der besonderen Handlung, von einer Tragödie in die andere übertragen werden könnten: so lasse sich doch unmöglich annehmen, daß E. desselben Fehlers bezüchtigt werde, weßhalb denn vorgeschlagen wird zu lesen: ὡς παρ' Εὐριπίδῃ ἢ ὡς παρὰ Ε. κτέ. Von diplomatischer Seite empfiehlt sich die Aenderung nicht sonderlich und die Form der Rede bekömmt etwas Gezwungenes, wofür die Wahrscheinlichkeit auch nicht spricht. Die aus dem Zusammenhange gefolgerte Nothwendigkeit aber bekennen wir ganz und gar nicht einzusehen. Denn warum sollte Aristoteles, wenn er die von Agathon sich herschreibende Sitte eingelegter Gesänge tadelt, den Dichtern seiner Zeit nicht das Beyspiel des Sophokles als mustergültig vorhalten und dabey zugleich die Manier des Euripides als bereits zur fehlerhaften Weise sich hinneigend bezeichnen können, so daß der Gedankenzusammenhang einfach eine Steigerung enthält, wornach die Weise des Sophokles als die beste erklärt und der des Euripides vorgezogen wird, dahingegen die von den folgenden Dichtern unter Vorgang des Agathon befolgte Sitte als absolut verwerflich dargestellt wird.

Sollte man sich aber dennoch wegen anderweitiger Bedenken, die an der angeführten Stelle gegen die Richtigkeit der Lesart obwalten, auch in dieser Beziehung, wo sie nach unserer Ueberzeugung keinen Anstoß bietet, des Mißtrauens nicht entschlagen können, so mag man immerhin von der Autorität des Aristoteles absehen und sich an die wichtigste Instanz halten, die Hr. H. gegen das traditionell fortgepflanzte Vorurtheil geltend macht, nämlich an das Factum, das in den Tragödien des E. selbst vorliegt. Nun macht es sich Hr. H. offenbar leicht, indem er vorzugsweise das widerlegt, was gar nicht den eigentlichen Gegenstand des Tadels ausmacht, da, so viel uns bekannt ist, nur Hermann einmal in der Vorrede zur Helena die Vermuthung ausspricht, das vorletzte Stasimon dieser Tragödie, welches allerdings an großen, auch von Hrn. H. nicht genügend aufgehellten Schwierigkeiten leidet, könnte vielleicht ein solches eingelegtes Gedicht seyn und dadurch seinen besonderen Charakter erhalten haben. Was man hingegen im Allgemeinen an den Chorgesängen des E. auszusetzen findet, ist vielmehr dieses, daß dieselben häufig nicht mehr in dem innigen Zusammenhange mit der Handlung stehen, wie es z. B. bey Sophokles der Fall ist. Wenn nun Hr. H. vier Tragödien namhaft macht als die einzigen, welche der Kurzsichtigkeit wenigstens ein scheinbares Recht zu solchem Tadel böten, während bey den übrigen selbst der Mißgunst jeder Verwand benommen sey; so wird derjenige, den des Verf. Gründe nicht zu überzeugen vermochten, seiner Pflicht genug thun, wenn er aus einer oder der anderen der nicht genannten Tragödien ein Beyspiel beybringt. Nun hat schon Hermann in der Vorrede zur Hecuba über das erste Stasimon dieser Tragödie den mehrerwähnten Tadel ausgesprochen. Ist er begründet oder

nicht? Man vergegenwärtige sich die Situation, wo jener Chorgesang eintritt. Der unglücklichen Mutter ist die Tochter, die mit edlem Heldenmuthe freywilligen Tod erwählt, trotz aller Vorstellungen und Bitten wirklich entrissen; vom Schmerze niedergedrückt sinkt sie zu Boden, die Helena, die Anstifterin alles Leides, verwünschend. Wie sie lautlos in ihr Gewand gehüllt daliegt und ehe der Herold erscheint, der in rührender Beschreibung die Vorgänge bey dem Opfer schildert, stellen die trojanischen Frauen, welche den Chor bilden, in dem Zwischengesange Betrachtungen an über den Ort, der ihnen als künftiger Aufenthalt in der Knechtschaft zu Theil werden wird. Offenbar steht der Inhalt dieses Gedichtes nur in sehr äußerlichem Zusammenhang mit der dargestellten Handlung; der Chor spielt eine wenig theilnehmende Rolle, indem er sein eigenes Schicksal bedenkt, wo das Bild der bejammernswerthen Königin, der heldenmüthigen Jungfrau seine ganze Seele erfüllen sollte. Wäre es nur das unglückliche Schicksal Troja's oder das traurige Loos der Knechtschaft oder die verderbliche Ursache all' des Jammers, Gegenstände, mit denen sich so oft Chorgesänge des Euripides beschäftigen, so wäre die Beziehung zur Handlung immer noch näher und inniger als jetzt. Fast möchte man vermuthen, daß Hr. H. selbst nicht sehr verschiedener Ansicht sey, da seine Worte (Vol. I. p. 516) etwas unbestimmt gehalten sind und sich zu keiner so nachdrücklichen Rechtfertigung oder Belobung des Dichters, wie sonst, herbeylassen; und auch Firnhabers Bemerkung (in Jahns Jahrbb. Bd. XXXI. S. 131), der den Zusammenhang an zwey einzelne Verse des vorausgehenden Aktes anknüpft, führt zu keinem weiteren Ergebniß, als, was sich schon von selbst versteht, daß der Inhalt des Gesanges nicht ganz außer dem Bereiche der Handlung liegt. Dabey könnte nur die Frage entstehen, ob der Dichter in einen unwillkührlichen Fehler verfallen sey, was nicht wahrscheinlich ist, oder in irgend einer besonderen Absicht einen beziehungsweise gehaltlosen Gesang eingeflochten habe. Für letztere Möglichkeit ließe sich entweder ein außer dem Zweck der Tragödie liegender Grund denken, z. B. eine Anspielung auf Zeitereignisse, wofür eine Bemerkung Matthia's den Anhaltspunkt böte, oder ein innerer, ästhetischer. Als einen solchen ließe sich etwa folgender annehmen, daß die Situation am Schlusse des Aktes so ergreifend schien, daß in ähnlicher Absicht, wie Timanthes das Haupt seines Agamemnon verhüllte, um der Phantasie des Betrachters es zu überlassen, sich den Ausdruck des Schmerzes in dem Gesichte des Vaters zu malen, so auch der Dichter, wenn er frey seinem Genius folgen durfte, lieber eine völlige Pause hätte eintreten lassen, da aber die Sitte einen Gesang des Chores verlangte, diesen so einrichtete, daß er dem Zuhörer seine eigenen Empfindungen nicht vorwegnahm, und so auf dem Wege des Contrastes dasselbe erstrebte, was die Natur durch schweigendes Verstummen zu erreichen pflegte.

Ein anderes Beyspiel führen wir aus der Elektra an. Ebenfalls das erste Stasimon. Orestes ist mit Pylades vor der Hütte des Landmannes angekommen, dem Elektra von Aegisthos vermählt worden; er hat Gelegenheit, unbemerkt seine Schwester zu belauschen nnd zu erkennen, worauf er sich ihr als einen Freund des Orestes ausgibt und von dem Leben des Bruders Kunde ertheilt. Der indeß herbeygekommene Landmann tadelt erst die Elektra, daß sie mit Männern spreche, dann aber, als er vernimmt, daß es Freunde des Orestes, lädt er sie hocherfreut in sein Haus ein, worüber ihn Elektra schilt, da ihre Armuth den Fremdlingen nichts zu bieten vermöge, und ihn dann zu dem alten Pfleger des Agamemnon, der den Orestes gerettet und jetzt verbannt an den Gränzen des Landes lebt, entsendet, um diesen herbeyzuholen und für Lebensmittel sorgen zu lassen. Hierauf beginnt der Chor seinen Gesang, anhebend von dem Heereszuge nach Troja und in so weit allerdings an die Erinnerungen anknüpfend, die in dem Gespräche der Geschwister erweckt worden; aber der größere Theil des Gedichtes verweilt in der Beschreibung der von Vulkan geschmiedeten Waffen des Achilleus, von wo aus ein sehr gezwungener Uebergang am Schlusse des Gesanges wieder auf Agamemnon führt. Es zeigt sich hier zugleich die Vorliebe des E. für malende Schilderung, welche ihn z. B. in der Parodos des Hippolytos zu dem sonderbaren Eingange verleitet, wor-

über Matthiä's Bemerkung keineswegs so albern ist als es der Verf. (Vol. I. p. 403) ausgeben will. Vielleicht, daß diese Neigung des Dichters auch bey dem oben besprochenen Chorgesange in der Hecuba mitgewirkt hat.

Einen außerordentlich störenden, den ergreifenden Eindruck der vorausgehenden Scene ganz verwässernden Eindruck macht der Chorgesang in der Medea V. 1081 — 1115. Medea, im Anblicke ihrer Kinder kämpfend mit der Liebe zu diesen in ihrem Herzen und der Rachbegier gegen den Vater derselben, und beynahe wankend in ihrem Vorhaben, ermannt sich in Erinnerung des Erlittenen und Bevorstehenden, und harrt in ängstlicher Spannung des Erfolges ihrer Sendung. Unterdessen ergeht sich der Chor in Betrachtungen über die Vortheile der Kinderlosigkeit, die er mit dem unerträglichsten Gerede weiblicher Eitelkeit und Selbstbewunderung seiner Weisheit einleitet.

Durch diese Beyspiele, im Zusammenhalt mit andern, denen wir hier nicht weiter nachgehen können, wird, glauben wir, allerdings die Ansicht gerechtfertigt, daß bey Euripides jene lebendige Verbindung der Chorgesänge mit der Handlung bereits zu erlöschen anfieng und der Gebrauch derselben mehr nur als eine durch die Verhältnisse der griechischen Bühne geforderte Einrichtung beybehalten wurde; obgleich wir damit nicht behaupten wollen, daß diese Laxität der Verbindung in allen Dramen gleichermaßen herrsche, da vielmehr in einigen anderen, wie z. B. im Hippolytos, Jon, den Heraklíden, über welches letztere Stück Hr. H. ebenso wie über die Schutzflehenden, sein früheres Verdammungsurtheil zurückgenommen hat, die Chorgesänge durchaus eine angemessene Haltung beobachten. Wer hingegen eine durchgreifende Rechtfertigung des Dichters unternehmen wollte, dem bliebe nach unserer Meinung nur der Weg, in Anerkennung der Thatsache, diese Erscheinung im Zusammenhange einer Entwicklungsgeschichte der griechischen Tragödie zu würdigen, und dabey den Gedanken zu Grunde zu legen, welchen Wellauer in einer lesenswerthen Abhandlung: „Ueber den Chor des griechischen Dramas" im zehnten Supplementbande von Jahns Jahrbb. ausgeführt hat; womit zu vergleichen Droysens Abhandlung: „Phrynichos, Aischylos und die Trilogie" in den Kieler philologischen Studien. Dabey entsteht die Frage nach der eigentlichen Bedeutung und Stellung des Chors in der griechischen Tragödie, namentlich des Sophokles, der ihm nach übereinstimmendem Urtheile der bewährtesten Alterthumsforscher die vollendetste Handlung hat zu Theil werden lassen. Denn daß der Verf. kein richtiges Urtheil fällt, sondern sich nur von dem Vertheidigungseifer für Euripides hinreißen läßt, wenn er behauptet, daß auch sophokleische Chorgesänge, z. B. der in der Antigone: *Πολυώνυμε, Καδμείας Νύμφας ἄγαλμα κτέ.* nicht in besserem Zusammenhange mit der Handlung stünden als die bey Euripides getadelten, ist zu offenbar, als daß es noch eines umständlichen Beweises bedürfte. Denn was sollte besser in den Zusammenhang passen, wo Kreon von der drohenden Vorausverkündigung des Sehers erschüttert nach einem Wege der Rettung sucht und die Greise von banger Besorgniß erfüllt sind, als daß sie den Heimathsgott anrufen im Sinne und Tone ächter Cultusgesänge. Wahrlich, Hr. H. hätte kein besseres Beyspiel anführen können als dieses, um die Verschiedenheit beyder Dichter in Behandlung der Chöre anschaulich zu machen. Was nun die Würdigung des Chores überhaupt in dem Sinne und Zwecke der griechischen Tragödie betrifft, worüber sehr verschiedene Urtheile laut geworden sind, so nehmen wir Gelegenheit auf eine schätzbare Abhandlung hinzuweisen, deren Titel folgender:

C. A. Klanderi disputatio, quo loco Sophocles chorum ejusque cantus habuerit. Kiliae 1840.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. März.

Nro. 52. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Euripides restitutus sive scriptorum Euripidis ingenii que censura, quam faciens fabulas quae exstant explanavit examinavitque, earum quae interierunt reliquias composuit atque interpretatus est, omnes quo quaeque ordine natae esse videntur disposuit et vitam scriptoris enarravit J. A. Hartungus.

(Fortsetzung.)

Bekanntlich wurde in Deutschland, seit man sich über den beschränkten Gesichtskreis französischer Bühnengesetze erhoben und neben dem englischen Theater auch in das Verständniß des griechischen Dramas tiefer einzudringen angefangen hatte, vorzüglich dem Chore, als einer besonderen Eigenthümlichkeit desselben, worin man zugleich einen gewichtigen Vorzug erkennen wollte, die größte Aufmerksamkeit geschenkt. Man glaubte in ihm den Repräsentanten des Dichters selbst wahrzunehmen, dem dieser sein sittliches Urtheil über die Handlung in den Mund lege; oder den idealisirten Zuschauer, der bestimmt sey, die Empfindung und Betrachtung des wirklichen Zuschauers zu leiten und zu läutern; man faßte ihn als außer und über der Handlung stehend, als den personificirten Gedanken derselben; wogegen Andere, und zwar in besserer Uebereinstimmung mit dem Vorgange antiker Kunsttheorie, demselben, als dem Repräsentanten der Gemeinde, eine gewisse Mittelmäßigkeit der Ansicht, ja zum Theil eine besondere Kurzsichtigkeit des Urtheils, wodurch er sogar unter der Höhe des Stückes stehe, beymessen wollten. Wir bekennen uns zu der Ansicht, welche zugleich mit dem Ursprunge und der geschichtlichen Entwicklung der griechischen Tragödie am besten übereinstimmt, deren Ausdruck am treffendsten darin gefunden zu seyn scheint, das man sein Verhältniß zu den handelnden Personen mit dem des λαός zu den ἄνακτες im Homer vergleicht. In dieser Uebereinstimmung der epischen und dramatischen Poesie, welche letztere für die in ihr ausgebildete entwickeltere Gestalt des Chors einen bescheidenen Vorläufer in dem homerischen: ὧδε δέ τις εἶπεσκεν, ἰδὼν ἐς πλησίον ἄλλον hat, zeigt sich der nationale Werth dieser Einrichtung, der in dem Drama des Euripides eben wegen seiner weiter gehenden Tendenzen allerdings bereits zu sinken anfängt. Was für unsere Zeit von dem Versuche einer Wiederbelebung des Chores zu erwarten sey, läßt sich auch ohne Prüfung der von Schiller in der Einleitung zur Braut von Messina ausgesprochenen Ansicht, nach welcher derselbe für die moderne Bühne sogar von größerem Werthe als für die antike seyn würde, schon aus dem Umstande abnehmen, daß dazu nicht bloß eine gänzliche Umgestaltung der Bühnenverhältnisse, sondern zugleich der Begriffe und Gewohnheiten unseres Lebens erforderlich wäre, um ihn nur einigermaßen für die Darstellung brauchbar zu machen, wozu aber schwerlich selbst der entflammteste Feuereifer für die Einführung desselben begeisterter Dichter stark genug seyn möchte. Bleibt man also lieber bey der Würdigung desselben im griechischen Drama stehen, so glauben wir, daß in jener Auffassung zugleich die mögliche Vereinbarung so auffallend contrastirender Aeußerungen der neueren Aesthetiker, namentlich aber die richtige Ermäßigung überschwänglicher Hochstel-

lung gewonnen ist. Allerdings steht der Chor an geistiger Höhe und sittlicher Kraft im Allgemeinen unter den handelnden Personen, deren Zuge er meistens folgt in schrittweiser Begleitung ihres Thuns und dabey ebenfalls von der Verwickelung befangen, deren Knüpfung und Lösung sich an jenen vollzieht; allein, da er weniger von der Leidenschaft eigener Interessen und Bestrebungen ergriffen ist, so vermag er auch bisweilen besser als jene die Stimme der Mäßigung, der σωφροσύνη, welche dem Griechen ja vorzügliche Weisheit war, in sich zu vernehmen und auch auszusprechen, und im Kampfe widerstrebender Parteyen jene versöhnende und beschwichtigende Stellung einzunehmen, welche ihn würdig macht, das berühmte Sprichwort zu vertreten: Vox populi, vox Dei.

Durch diese Bemerkungen über den lyrischen Bestandtheil der euripideischen Tragödien, zu welchen außer dem oben erwähnten Abschnitte die Erörterung am Schlusse des XVIII.: De mirabilibus et minus probabilibus, quae insunt carminibus (Vol. II. p. 369) Veranlassung bot, sind wir bereits auf die Vergleichung des Euripides mit Sophokles geleitet worden. Der Verf. legt dafür in dem IX. Abschnitte (Vol. I. p. 375), welcher die Ueberschrift führt: Duce Aristotele atque Dionysio Euripides cum Sophocle comparatur, die berühmte Stelle in der Poetik des Aristoteles zu Grunde, in welcher eine Aeußerung des Sophokles über sein Verhältniß zu Euripides aufbewahrt ist. Dieselbe steht im 25. Cap., wo Aristoteles die Lösung für gewisse gegen die Poesie vorgebrachte Anschuldigungen gibt. Dazu gehört vor Allem die, daß die Poesie Unwahres erdichte, ein Vorwurf, dem A. den Ausspruch des Sophokles entgegenstellt: αὐτὸς μὲν οἵους δεῖ ποιεῖν, Εὐριπίδην δὲ οἷοι εἰσί Mit Recht macht der Verf. darauf aufmerksam, daß die in diesem Cap. vorangestellte Eintheilung: ἢ γὰρ οἷα ἦν ἢ ἔστιν, ἢ οἷα φασὶ καὶ δοκεῖ, ἢ οἷα εἶναι δεῖ — nicht zu identificiren sey mit der im 2. Cap. gegebenen Unterscheidung*). Aus letzterer, deren Theilungsprincip in der sittlichen Höhe der Charaktere liegt, wird der Unterschied der Tragödie und Komödie hergeleitet, dahingegen an unserer Stelle die Eintheilung in der Wahrheit ihren Grund hat und für alle Gattungen der Poesie gleiche Geltung besitzt. So gut dieß der Verf. eingesehen und nachgewiesen hat, so auffallend ist es, daß im weiteren Verlaufe, sey es unbewußt unter Einwirkung der beygezogenen Stelle des Dionysius, oder absichtlich im Interesse sonstiger Tendenzen, eine völlige Vermischung und Verwirrung beyder Gesichtspunkte eintritt. Denn erstens kann unmöglich der Sinn des sophokleischen Ausspruchs darin liegen, daß Sophokles dem Euripides eine sorgfältigere Beobachtung des wirklichen Lebens, sich aber ein genaueres Anschließen an die mythische Ueberlieferung beymißt, da ja diese letztere nicht durch οἵους oder οἷα δεῖ, sondern durch οἷα φασί zu bezeichnen wäre. Jener Ausdruck kann offenbar nichts anderes bedeuten als die innere Nothwendigkeit und ideale Wahrheit der Charaktere, der selbst die Wahrheit des wirklichen Lebens wegen der vielfachen Zufälligkeiten, die ihm in der gewöhnlichen Auffassung beygemischt erscheinen, nachsteht und untergeordnet ist. Zweytens aber kann auch das tenue, humile und illiberale, wovon Hr. H. S. 378 spricht, für diese Verschiedenheit unmittelbar und zunächst nicht geltend gemacht werden, da dieß augenscheinlich in jene andere Eintheilung nach der honestas eingreift. Endlich aber ist es auch falsch, wenn der Verf. behauptet, daß Aristoteles diese von Euripides befolgte Weise lobe. Offenbar ist es die Absicht des Verf., dem Euripides eine größere Wahrheit der Charakteristik beyzumessen. Dazu läßt sich aber die angeführte Stelle durchaus nicht benützen, da Aristoteles sich auf den Ausspruch des Sophokles, der ganz darnach aussieht, als sey er die Antwort auf einen dem Dichter wirklich gemachten Vorwurf, zu dem Zwecke beruft, um das Recht der poetischen Wahrheit gegenüber der wirklichen zu vertheidigen, wodurch sich Aristoteles offenbar auf die Seite des Sophokles stellt, ganz in Uebereinstimmung mit dem, was er im neunten Capitel von dem Unterschiede der poetischen und historischen Wahrheit sagt. Man könnte sonach den Ausspruch des Sophokles mit der Aeußerung Göthe's vergleichen, welche Eckermann (I. S. 254)

*) Wir bemerken gelegentlich, daß es abermals eine unnöthige Verbesserung ist, mit der Hr. H. den urkundlichen Text heimsucht; das ἢ nach βελτίονας bedeutet nämlich nicht oder, sondern als.

mittheilt: Lord Byron habe zu viel Empirie, was in moderner Ausdrucksweise wohl dasselbe sagt, wie die Behauptung des Sophokles, daß Euripides die Menschen darstelle wie sie sind. Die von Eckermann versuchte Erklärung des Göthe'schen Apophthegma's, welche manches Treffende enthält, verdient ebenfalls berücksichtigt zu werden. Zu dem gleichen Ergebnisse gelangt man, wenn man die erwähnte Stelle des 2. Cap., die zwar in ihrer Absicht verschieden ist, aber doch einen Vergleichungspunkt darbietet, zu Grunde legt. Denn wenn Euripides wirklich, wie Hr. H. (p. 379) selbst behauptet, seine Herren bisweilen niedrig und furchtsam handelnd eingeführt hat, so unterliegt dieß nach der Theorie des Aristoteles einem doppelten Tadel. Erstens nämlich trifft eine solche Auffassung und Darstellung der Vorwurf des μὴ ἀναγκαῖον, was eben der Gegensatz des οἷα δεῖ ist, wie dieß A. ausdrücklich von der Person des Menelaos im Orestes bemerkt; zweytens aber verstößt dieselbe gegen die Forderung, daß die Charaktere in der Tragödie würdige seyen, wie Hr. H. den Ausdruck σπουδαῖα übersetzt; dadurch aber kommen die euripideischen Charaktere bisweilen in den Fall, sich der Komödie zu nähern, wie dieß Hr. H. selbst in dem lesenswerthen Abschnitte, XIX. De dramatum generibus (Vol. II. p. 386 sqq.) freylich nicht ohne Rechtfertigung des Dichters zugibt. Namentlich aber sucht der Verf. denselben gegen den oben erwähnten Tadel des Aristoteles in Bezug auf den Charakter des Menelaos zu vertheidigen. Wenn aber Hr. H. darin den großen Kunstrichter gar nicht wieder erkennen will, so liegt die Schuld lediglich an ihm, da diese einzelne Aeußerung wirklich im consequentesten Zusammenhange mit den sonst dargelegten Grundsätzen steht, denen Hr. H. selbst seine Beystimmung nicht versagte. Wir verweisen abermals auf das neunte Cap., wo Aristoteles den Unterschied und die Unabhängigkeit der poetischen von der historischen Wahrheit nachweist. Nachdem er nämlich gezeigt hat, daß es der Poesie nicht so wohl auf die Thaten und Erlebnisse der Einzelnen ankomme, als vielmehr auf das Allgemeine, τῷ ποίῳ τὰ ποῖ ἄττα συμβαίνει λέγειν ἢ πράττειν κατὰ τὸ εἰκὸς ἢ τὸ ἀναγκαῖον — erklärt er den Grund, warum sich die Tragödie dennoch an geschichtliche und mythische Namen hält, weil die Handlung dadurch an Wahrscheinlichkeit gewinnt. Der Dichter wählt also diesen Namen, um diese Thaten, diese Schicksale, diesen Charakter darzustellen; und ebenso wie Aristoteles, der eine gewisse Mäßigkeit liebt und jedes Recht ehrt, trotz dem, daß er die Unabhängigkeit der Poesie von der Geschichte verficht, doch nicht verstatten will, daß man in den Thaten und Erlebnissen geschichtlicher oder mythischer Personen willkührliche Aenderungen vornehme, ebenso muß auch das: τοὺς μὲν παρειλημμένους μύθους λύειν οὐκ ἔστιν von den Charakteren mythischer Personen gelten. Will der Dichter andere Handlungen, andere Charaktere darstellen, nun so bediene er sich des Rechtes eigener Erfindung und gebe seinen Personen andere Namen, mit denen sich nicht bey den Zuhörern ein seiner Absicht widersprechendes Bewußtseyn verbindet. — Für die Hinneigung zur Weise der Komödie hat man in neuester Zeit allerdings eine Entschuldigung gefunden, insofern es nämlich durch erhaltene Zeugnisse wahrscheinlich gemacht wird, daß Euripides sich solcher Tragödien anstatt der Satyrspiele bediente; obwohl auch zugegeben werden muß, daß damit die Zerstörung der antiken Tragödie ihren Anfang genommen hat. In dieser Beziehung würde die Aufgabe einer gerechten und wohlgesinnten Würdigung des Dichters darin bestehen, nachzuweisen, in wie ferne diese Auflösung Keime einer weiteren Entwickelung in sich trage. Wenigstens wird eine Geschichte der dramatischen Poesie, welche die Entwickelung der antiken und modernen zu umfassen sich die Aufgabe stellt, über die Vermischung des Tragischen und Komischen, und noch manches Andere, was sich in Euripides als Abweichung von dem Gesetze des antiken Dramas ankündigt, schon deßwegen nicht so unbedingt den Stab brechen, weil sich Aehnliches bey Shakespeare, dem ausgezeichnetsten Genius der neueren Poesie, findet und als der größten Wirkung fähig erwiesen hat. Der Verf. hat in seinem Werke nicht verfehlt, mannigfache Andeutungen darüber zu geben, denen ein noch größerer Werth beyzumessen wäre, wenn nicht immer die unglückselige Widerwärtigkeit gegen Sophokles und Aeschylus störend dazwischen träte.

Haben wir eben den Vorwurf der Inconse-

quenz von Aristoteles abzuwenden gesucht, so können wir einen anderen Tadel nicht unerwähnt lassen, welcher gegen eine mit der vorliegenden Frage nahe verwandte Behauptung des Aristoteles von einem neueren Kritiker mit großer Entschiedenheit und Strenge ausgesprochen wird. Es ist dieß C. Fortlage, der in einer inhaltsreichen Recension von Rötschers dramaturgischen Schriften den Satz bestreitet, dem man die Gültigkeit einer Regel hatte beymessen wollen, daß der Tragödie schlechte Charaktere unangemessen seyen. Nun ist zuvörderst zuzugeben, daß eine Regel überhaupt keine Kategorie für das Genie ist; dieses bewährt vielmehr seine gottbegabte Natur darin, daß es in sich selbst das Maaß der Schönheit, welche allen wahren Kunstwerken inwohnt, urbildlich besitzt, und die Gesetze offenbart, welche dann für Geister zweyten Ranges immerhin die Form von Regeln annehmen mögen. Die Theorie aber geht darauf aus, Einsicht in diese Gesetze zu gewinnen, die, nach Platons Urtheil, der Künstler oft unbewußt und ohne davon Rechenschaft geben zu können, ausübt, und auf solche Weise tiefer in das Verständniß eines Kunstwerks einzudringen.

(Fortsetzung folgt.)

Achter Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg in Oberfranken von Bayern u. s. w.

(Schluß.)

Der Abt hatte also das Gericht unter seiner Aufsicht; es ist begreiflich, daß derselbe später bey anderweitigen Geschäften einen Andern an seine Stelle verordnet, der für ihn als Richter der Verhandlung präsidirte. Die Meliores et majores sue familie darf man schon des letzteren Beysatzes wegen nicht zu hoch greifen. Es waren sämmtlich Leute aus des Abtes Unterthanen; und da nach altdeutschem Recht Jeder nur per judicium parium gerichtet wurde, so werden diejenigen Manner, die hier zum urtheilen einberufen wurden, gleichfalls aus dem Stande der Coloni gewesen seyn. Daß die Bewohner Gaustatt's erst alsdann in den betreffenden Fällen vor dies Abts- oder Pforten-Gericht gegangen sind, sobald sie Unterthanen des Klosters Michelsberg geworden waren, versteht sich ohnehin. — Der vom Abte bestimmte Index konnte, wie man aus den Verhandlungen ersieht, ebenfalls einen Stellvertreter senden. Z. B. Hanns Blümblein loco judicis, Mauritius Bues von Pappenheim loco judicis etc.

Die Herausgabe des wichtigen Gerichtsbuches des hiesigen Katherina-Spitals (es beginnet 1472 und geht bis 1501 in 4to.) halten wir für eine dem hist. Vereine dahier allerdings zustehende, höchst zweckmäßige Aufgabe. — Eine gleichfalls sehr anziehende Erscheinung ist das Gaustatter Gemeindegericht oder der Zwölfertisch, welches Gericht das Recht hatte, durch eigene Richter aus der Mitte der Gemeinde alle in derselben streitigen Sachen bis zum Betrage von 5 fl. selbst zu richten und zu schlichten. „Dazu wurden 12 Männer in der Gemeinde auserlesen, welche an einem Tische im Rathhause für alle ihrem Tische gehörigen Fälle zum Gericht auf ihren eigenen Stühlen saßen und die Streitigkeiten mündlich richteten und schlichteten.“ Ueble Aufführung schloß vom Tische aus. Pfortengericht und Zwölfertisch haben bis zum Anfang dieses Jahrhunderts ihre Geltung gehabt. — Beachtung verdient für Freunde des deutschen Rechts die Dorfs- und Gemeinde-Ordnung von Gaustatt vom Jahre 1583, in der Beylage 1. — Wir müssen der Kürze halber so Manches übergehen, was des Anführens werth ist, z. B. §. 29. „Sitten und Gebräuche in Gaustatt,“ die Trunkliebe der Gaustatter. Ein recht abschreckendes Beyspiel von Trunkenheit und den in derselben verübten groben Excessen liefert in der Beylage 4. die „Vrphedt Hansen Krausen, Fischer zu Gaustatt“ von 1609. — Aussetzen der Kinder kommt in einzelnen Fällen vor, z. B. 1700, und 1704, in welch' letzterem Jahre dem Wirthe Andreas Förner Nachts ein Kind vor das Haus gelegt wurde, welches einen Zettel folgenden Inhalts anhängen hatte:

„Hier lieg ich armes Kindelein!
Mein' Mutter will noch ein Jahr Jungfer seyn!
Ich bitt' um die heil. Taufe.“

Am Schlusse unserer Anzeige können wir nicht umhin, gegen Hrn. M. den Wunsch auszusprechen, er möge auch fernerhin, ungeachtet seiner vielen Geschäfte der vaterländischen Geschichte mit gleichem Eifer sich zuwenden, wie er im vorliegenden Werke gethan! —

Dr. G. Th. Rudhart.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. März.

Nro. 53. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Euripides restitutus sive scriptorum Euripidis ingeniique censura, quam faciens fabulas quae exstant explanavit examinavitque, earum quae interierunt reliquias composuit atque interpretatus est, omnes quo quaeque ordine natae esse videntur disposuit et vitam scriptoris enarravit J. A. Hartungus.

(Fortsetzung.)

Was nun das uns erhaltene Fragment einer aristotelischen Theorie der Poesie betrifft, so würden wir, wenn Hr. F. gegen die oben erwähnte Lehre der tragischen Charaktere nur sich auf Macbeth und Richard III. berufen hätte, gerne einräumen, daß auch der Tiefsinn eines Aristoteles nicht berufen gewesen sey, dem Genie eines Shakespeare vorzugreifen. Allein schwerer entschließen wir uns, dem scharfsinnigen Denker und Beobachter eine so falsche Beurtheilung des ihm bereits Vorliegenden zuzutrauen, als es nach Hrn. Fortlage's Behauptung scheinen möchte, indem dieser auch aus der antiken Tragödie Beyspiele, und zwar nicht wenige, als Gegenbeweise anführt, weßwegen wir uns auf eine nahere Prüfung seiner Gründe einlassen zu müssen glauben. Wir nehmen an, daß Hr. F. nicht die Stelle im II. Cap. der Poetik im Sinne hatte, wie es nach dem gebrauchten Ausdrucke den Anschein haben könnte; denn das Wort φαῦλος bezeichnet nicht eine positive, energische Schlechtigkeit, sondern vielmehr jene mit Schwäche verbundene unedle Gemeinheit und Niedrigkeit, hier in specie in dem Sinne des Aristoteles eine solche Schlechtigkeit, die zugleich der Lächerlichkeit preisgegeben ist und in so ferne der Komödie anheimfallt. Diese wird gewiß Hr. F. so gut wie Aristoteles von der Tragödie ausgeschlossen wissen wollen. Wir beziehen daher den Widerspruch des Hrn. F. vielmehr auf die Aeußerung im XIII. Cap. Dort wird nun freylich nicht von der Tragödie im Allgemeinen, sondern nur von der Art der Composition gehandelt, welche eine Katastrophe, eine Umwandlung des Schicksals einer Person enthält. Von den verschiedenen möglichen Arten derselben verwirft A. als ganz untragisch die, wo ein Bösewicht vom Unglück zum Glück übergeht, aber auch die, wo ein σφόδρα πονηρός die entgegengesetzte Umwandlung vom Glück zum Unglück erfährt, weil auch dieser wesentliche Stücke der in der Tragödie beabsichtigten Wirkung fehlen. Halten wir nun gegen diese Ansicht des Aristoteles die von Hrn. F. aus der alten Tragödie namhaft gemachten Beyspiele, der Medea, Klytämnestra, des Odysseus (im Philoktet), des Kreon, der Elektra, welcher letzteren H. F. namentlich eine solche moralische Garstigkeit zuschreibt, daß sie wohl schwerlich auf unserer Bühne wurde ertragen werden: so gestehen wir, daß Hr. F. uns diese Charaktere nicht richtig, wenigstens nicht im Sinne der Dichter aufgefaßt zu haben scheint. Abgesehen davon, in wie fern die Art der στάσεως, auf welche sich die Bemerkung des Aristoteles beschränkt, auch für die genannten Beyspiele Anwendung findet, wodurch Odysseus in der erwähnten Tragödie von selbst ausgeschlossen wird, so zweifeln wir nicht, daß A. dieselben unbedingt unter den Begriff einer ἁμαρτία μεγάλη stellen würde, welcher er als tragischem Motive gerade den

Vorzug gibt; insonderheit aber die Elektra betreffend, so glauben wir, daß die von Hrn. F. angeführte Aeußerung, nach welcher die Tochter lieber einen doppelten Schlag auf die Mutter geführt wünscht, mehr auf Rechnung des aufs höchste gesteigerten Affektes, als des eigentlichen Ethos, zu setzen sey, obwohl die durch langes Erdulden geschärfte Herbigkeit ihres Charakters sich wohl damit verträgt. Eher also könnten wir uns mit Rötschers Ansicht vertragen, der in den Charakteren des Macbeth und Richard ein Hinausgehen der modernen Tragödie über die Schranken der antiken erblickt, was um so eher zugegeben werden darf, als er mit der consequenten Entwicklung des Dramas, wie sich dieselbe bereits aus dem Verhältniß der drey griechischen Tragiker wahrnehmen laßt, so wie mit den wesentlich veränderten Bühnengesetzen, welche dem modernen Dichter eine viel freiere Verfügung über Raum und Zeit, und darum auch viel reichere Verwickelung der Handlung verstatten, im besten Einklange steht. Doch auch so bedarf diese Behauptung immer noch eine wohl zu erwägende Limitation. Denn genau besehen nähert sich Macbeth, wie dieß Hr. F. selbst hervorhebt, doch jenen Charakteren der antiken Tragödie, auf welche der Begriff einer ἁμαρτία μεγάλη, eines großens Vergehens bey ursprünglich nicht unedler Natur, anwenden laßt; es ist nicht die Bosheit seines Herzens, sondern eine ungeheure Leidenschaft, welche Macbeth von Verbrechen zu Verbrechen reißt. Und Richard III., dieser Ausbund von Bosheit, der schon von der Natur gezeichnet, vor keinem Frevel zurückschreckende Bösewicht! Doch auch diesem hat der Dichter in einer gewissen Genialität und Virtuosität, die so meisterhaft ausgedrückt ist in der Wirkung, die dieser Unhold auf zwey weibliche Wesen ausübt, nicht vergessen Züge zu leihen, die den Weg zu unserem Herzen finden, so daß wir bey dem Untergange des maaßlosen Verbrechers nicht bloß eine Befriedigung unseres sittlichen Gefühles, sondern in der That auch die Regungen des Mitleidens und der Furcht, die von einem gewissen Grad liebevoller Theilnahme unzertrennlich sind, empfinden; wozu noch kommt, was nicht übersehen werden darf, daß die Tragödie in jenem großartigen historischen Zusammenhange steht, der mit dem an Freveln und Unthaten reichen Geschlechte der Pelopiden eine Vergleichung zuläßt. Unter diesen Voraussetzungen scheint uns sogar die kühne Eigenthümlichkeit der Shakespeare'schen Tragödie die Richtigkeit der Beobachtung und Auffassung des Aristoteles eher zu bestätigen als zu widerlegen; keinenfalls aber können wir es zugeben, daß die Behauptung desselben nur auf eine Trivialität hinauslaufe; denn selbst wenn A. nur das im Sinne hatte, was Hr. F. im höchsten Falle darin finden will, so darf man ihm zutrauen, daß er in den ihm vor Augen liegenden Thatsachen, von denen uns nur ein so geringer Theil erhalten ist, eben so gut Grund fand zu einer solchen Bemerkung, als noch in unseren Tagen Lessing und Schiller ähnliche Untersuchungen nicht für überflüssig erkannten.

Allein Aristoteles will auch gute Charaktere nicht zum Gegenstande einer Schicksalsumwandlung von Glück in Unglück gemacht wissen! Dagegen erhebt Hr. H. (Vol. I. p. 495) Einsprache und ruft das Urtheil aller Dichter und des ganzen Alterthums zu Zeugen auf. Ehe wir uns aber anschicken, diese Zeugen abzuhören, müssen wir die in Anspruch genommene Behauptung selbst näher prüfen, da die Verschiedenheit der von A. gebrauchten Ausdrücke, die unter die Begriffe gut und schlecht subsumirt werden, möglicher Weise jene unter einem falschen Lichte erscheinen lassen könnte. Aristoteles sagt: οὔτε τοὺς ἐπιεικεῖς ἄνδρας δεῖ μεταβάλλοντας φαίνεσθαι ἐξ εὐτυχίας εἰς δυστυχίαν. Daß die ἐπιεικεῖς ἄνδρες von den σπουδαῖοι zu unterscheiden, leuchtet von selbst ein; denn während erstere unter besonderen Verhältnissen von der Tragodie ausgeschlossen werden, so sind nach des A. Theorie überhaupt keine anderen als σπουδαῖοι in der Tragödie zuläßig. Es können also darunter nicht gute Charaktere, die sich in guten Handlungen manifestiren, sondern nur solche, die überhaupt ernste Zwecke verfolgen, die etwas Tüchtiges wollen im Guten oder Bösen, verstanden werden, im Gegensatze gegen solche Naturen, deren Thun sich innerhalb der Interessen des gewöhnlichen Lebens bewegt, deren Leidenschaften, auf zufällige Gegenstände gerichtet, in zwecklose Nichtigkeit sich auflösen. Daher drückt A. dieselbe Forderung auch mit der Bezeichnung σπουδαία πρᾶξις aus, d. h. eine

Handlung von substantiellem Gehalte. Die ἐπιεικεία dagegen drückt eine der Gerechtigkeit verwandte Tugend aus; der ἐπιεικὴς ist nicht bloß ein schuldloser, sondern ein gutgesinnter und in all seinem Thun rechtschaffener Mann. Die Schicksalsumwandlung einer solchen Person hält A. für nicht angemessen der Tragödie, da sie statt Furcht und Mitleiden Schauder erwecke.

Wir gestehen, daß uns dieser Satz schwerer in theoria zu beweisen, als in praxi zu rechtfertigen scheint, woraus wir in A. wieder den feinen und sorgfaltigen Beobachter erkennen. Wenigstens halten wir die von Hrn. A. angeführten Beyspiele nicht für geeignet, den Gegenbeweis zu liefern. Oder sollte Hr. H. wirklich, wie es nach seinen Worten scheint, das Leiden und Sterben Christi für einen der Tragödie angemessenen Stoff anerkennen: sollte seine Ueberzeugung nicht mit unserer Ansicht übereinstimmen, wornach dieser Gegenstand über alle poetische, namentlich aber dramatische Darstellung erhaben ist, und zu einer solchen mißbraucht nicht nur der in ihm liegenden höheren, sondern auch der der Tragödie eigenthümlichen Wirkung verfehlen würde? Doch wollen wir zugeben, daß der Vers. zu diesem Beyspiele nur durch eine Art rhetorischer amplificatio verleitet worden sey; wollen uns auch nicht an den Oedipus halten, bey dessen Schicksal das Bestreben des Dichters, das wirklich Schauder und Grauen Erregende der Handlung durch kunstreiche Motivirung und Charakteristik zu mildern, so deutlich ist, daß A. sogar in den Verdacht gekommen ist, von diesem Beyspiele vorzugsweise seine Regel abstrahirt zu haben. Aber Sokrates? Huß? Auch diese halten wir mehr für eine Bestatigung als für eine Widerlegung des aristotelischen Satzes: wenigstens glauben wir, daß sie noch nicht mit Glück von einem dramatischen Dichter behandelt worden sind. So bleibt denn hauptsächlich noch Palamedes übrig, dessen Schicksal allerdings am besten zu dem vorliegenden Falle paßt. Schade, daß diese Tragödie in der Bearbeitung der drey großen Tragiker verloren gegangen ist und wir von der Behandlung namentlich des Sophokles zu wenig unterrichtet sind. Was sich über den von Euripides befolgten Plan erkennen läßt, wofür die erhaltenen Ueberreste noch am ehesten Anhaltspunkte bieten, scheint jedoch darauf zu führen, daß der Dichter in diesem Drama mehr vielleicht als in irgend einem anderen die Poesie in den Dienst persönlicher Zeitinteressen gestellt habe, und so mächtig Einzelnes durch nahe liegende Beziehungen an die Gemüther der Athener geschlagen haben mag, doch in der ganzen Wirkung der Tragödie unter dem Zweck und Vermögen der Kunst zurückgeblieben sey. Belehrend wäre es, dürften wir einer Vermuthung des Verf. (Vol. II. p. 261) folgen, wornach sich annehmen ließe, daß Aeschylus und Sophokles den Helden nicht so schuldlos dargestellt haben wie Euripides. Doch beruht die Conjectur auf zu unsicherem Boden, als daß wir einen weiteren Schluß darauf begründen möchten, gestehen auch, daß Habsucht und Bestechlichkeit als mitwirkendes Motiv uns am wenigsten gefiele und nur von geringer Wirkung für die ästhetische Befriedigung zu seyn schiene. Charaktere wie Polyxena, Iphigenia, Desdemona wurden absichtlich nicht erwähnt; denn da sie der Dichter nicht zum Mittelpunkte der Handlung gemacht hat, deren Träger vielmehr andere Personen sind, so können sie auch nicht gegen Aristoteles aufgeführt werden, der offenbar die Hauptperson im Sinne hatte. Außerdem ist für die beyden erstgenannten das Moment noch wohl zu beachten, daß nach der Absicht des Dichters das sie betreffende Schicksal gar nicht als eine an ihnen sich vollziehende unglückliche Katastrophe erscheinen sollte, sondern sich zur Verklarung ihres edlen Heroismus erhebt. Denke man sich die Freywilligkeit der Aufopferung hinweg, lasse man die Jungfrauen mit Gewalt zum Tode geschleppt werden, bringe man namentlich den Vater der Iphigenia in die Lage, den entsetzlichen Entschluß auch noch mit grausamer Härte zu vollziehen, und man wird eine Handlung vor sich haben, von der sich das sittliche und ästhetische Gefühl empört abwendet, weil sie statt tragischer Furcht und Mitleidens, die nicht ohne innere Erhebung an uns vorübergehen, Grauen und Entsetzen erweckt, worin sich nie die Absicht eines Kunstwerkes erfüllen kann.

Unabhängig von der Theorie des Aristoteles unternimmt der Verf. im XVI. Abschnitte, dessen

Ueberschrift lautet: Veritatem qua ratione Euripides imitatus sit, (Vol. II. p. 224) die Art der Charakterzeichnung, welche dem Euripides im Unterschiede von Sophokles zugeschrieben wird, zu rechtfertigen. Indem Hr. H. nämlich, die Richtigkeit des sophokleischen Ausspruches anerkennend, zugibt, daß E. die Charaktere der Heroen nach den Sitten seiner Zeit umzugestalten pflegte, beruft er sich auf das Beyspiel des größten Dichters aller Zeiten, Homers, der das gleiche Verfahren beobachtet habe. Der Beweis für diese letztere Behauptung dürfte übrigens doch etwas schwerer zu führen seyn, als es der Verf. genommen zu haben scheint, da nicht wohl einzusehen ist, aus welchen anderen Quellen man sich über den Zustand der Menschen zur Zeit Homers in moralischer, intellectueller und bürgerlicher Beziehung belehren soll, um damit die Auffassung und Darstellung des Dichters zu vergleichen. Auch leuchtet von selbst ein, daß die vorgegebene Aehnlichkeit wenigstens in so fern nicht zutrifft, als bey Homer, dem ja nach Herodots bekannter Versicherung die Hellenen überhaupt erst die Gestaltung ihrer Mythologie verdanken, eine solche Inconsequenz der poetischen Charakterisirung der Personen mit traditionell hergebrachten Vorstellungen, wovon eben bey Euripides die Rede ist, nicht angenommen werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

The letters of Philip Dormer Stanhope, Earl of Chesterfield, including numerous letters now first published from the original manuscripts. Edited with notes by **Lord Mahon**. London, Bentley, 1845. 4 Bde. in gr. 8. mit schönen Bildnissen Lord Chesterfield's, Bolingbroke's, Montesquieu's und Chatham's.

Die Zahl der in dieser Sammlung enthaltenen Briefe, die zuvor gar nicht oder noch nicht so vollständig gedruckt waren, ist nicht klein; historischen Werth hat jedoch dieser Zuwachs nicht. Keine Mehrung findet sich bey den berühmten oder, wenn man mehr auf das Tadelhafte daran sieht, berüchtigten, auch bey uns durch eine Uebersetzung sehr bekannt gewordenen Briefen an Philipp Stanhope, Chesterfield's einzigen und zwar unehelichen Sohn. Was der lockeren Sittenlehre in diesen Briefen zwar nicht zur Entschuldigung doch zur Erklärung dient, war aus ihnen selbst schon abzunehmen, zeigt sich aber noch deutlicher in andern Stellen vorliegender Sammlung. Um jeden Preis wollte Ch. seinen Sohn zu einem feinen Weltmanne bilden; durch ehrbare Grazie am liebsten, nöthigenfalls aber auch durch schlüpfrige. Es gelang ihm damit übel; der Sohn blieb steif und schwerfällig; bald nachdem er eine Gesandtenstelle erlangt hatte, starb er an der Wassersucht, fünf Jahre vor dem Vater.

Zu den früher gedruckten Charakteren, aus denen Manches in viele Bücher übergegangen und Einiges sprüchwörtlich geworden ist, (wie die bittere Bemerkung über das Haus der Lords [hospital of incurables, II. 453.] die seitdem oft und glänzend widerlegt wurde), kommen hier drey neue: Lady Suffolk, Dr. Arbuthnot und Lord Bute. Letzteres Stück ist das ausführlichste, bestätigt aber nur was anderswoher schon bekannt war. — Lady Suffolk stand bey Georg II. in großer Gunst; doch konnte sie für ihren armen Freund, den Dichter Gray, keine Anstellung erlangen, weil der König, der seine Bildung in Hannover erhalten hatte, „sich unter einem Dichter etwas wie einen Handwerksmann vorstellte." — Von Dr. Arbuthnot wird bemerkt, Pope und Swift, die viel mit ihm verkehrten, haben ihm viel mehr, als sie gestanden, zu danken gehabt. Noch ansprechender dürfte Folgendes, zumal aus dieser Feder, seyn: „Er lebte und starb als ein aufrichtiger, frommer Christ. Ich war bey ihm mit Pope am Abend vor seinem Tode; sein Geist war hell, obgleich der Körper von einer Gedärmentzündung grausam litt. Er nahm zärtlich Abschied von uns und sagte uns, er sterbe nicht nur mit dem Troste, sondern auch der glaubigen Zuversicht eines Christen."

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. März.

Nro. 54. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Euripides restitutus sive scriptorum Euripidis ingeniique censura, quam faciens fabulas quae exstant explanavit examinavitque, earum quae interierunt reliquias composuit atque interpretatus est, omnes quo quaeque ordine natae esse videntur disposuit et vitam scriptoris enarravit J. A. Hartungus.

(Fortsetzung.)

Sollte aber dieß gemeint seyn, daß die homerische Dichtung aus dem Boden des Lebens emporgesprossen sey, so kann dieß als das Gemeinsame aller wahren Poesie gelten, und die Frage stellt sich dann so, in wie weit es dem Dichter gelungen, die Wahrheit der Wirklichkeit zur poetischen Wahrheit zu erheben. Darin eben scheint es zu liegen, warum Homer der Dichter κατ' ἐξοχήν genannt zu werden verdient. Bey ihm lebt Alles in der Atmosphäre der Poesie, und die gemeine Wirklichkeit geht in seinen Gedichten so ganz in der poetischen Wahrheit auf, daß trotz aller Versuche und Meinungen wohl keiner Scheidekunst es je gelingen wird, die historische Wahrheit aus derselben herauszulösen. In gleichem Grade kann dieß wohl von keinem anderen Dichter gesagt werden, unter den drey großen Tragikern aber gewiß am wenigsten von Euripides, in dessen Gedichten oft genug die Wahrheit der Wirklichkeit störend in die poetische Wahrheit eingreift. Dieser Vorwurf trifft in vielen Fällen die besondere Weise, wie Euripides die mythischen Personen nach den Begriffen seiner Zeit umgestaltet. Das Charakteristische dieser Umbildung findet der Verf. darin, daß E. an die Stelle der Heroen Philosophen setzte. Im Allgemeinen kann einer solchen Auffassung der euripideischen Charaktere eine gewisse Wahrheit nicht abgesprochen werden, vorausgesetzt, daß man den weitesten Begriff der Philosophie zu Grunde legt, wie derselbe auch solche Bestrebungen, welche die Philosophie selbst als ihrem Wesen widerstreitende Auswüchse von sich ausgeschieden hat, in sich aufzunehmen geeignet ist. Eine solche weite Fassung des Begriffes scheint um so mehr gerechtfertigt, als sie in dem vorliegenden Falle eine geschichtliche Wahrheit für sich in Anspruch nehmen kann, da ja zu jener Zeit, wo Euripides die poetische Laufbahn betrat, die Philosophie diesen Läuterungsproceß noch nicht überstanden, ja kaum begonnen und am wenigsten also zu der Anerkennung gebracht hatte, welche sie als die Frucht der Lebensthätigkeit des Sokrates den unsterblichen Bemühungen seines großen Schulers verdankt. In die vorhergehende Periode dagegen fällt das rasche Aufblühen und mit reißendem Erfolge wachsende Umsichgreifen der Rhetorik, welche mehr und mehr alle Bildungselemente des hellenischen Volkes an sich zu ziehen anfing. So hatte sie sich auch der Principien der damals zur Entwickelung gelangten philosophischen Systeme zu bemächtigen gewußt, und durch die ungezügelte Entfesselung der subjectiven Willkühr, welche auf eine Untergrabung aller objectiven Wahrheit hinauslief, die Philosophie selbst in ihren Grundfesten erschüttert, so daß sie in Wahrheit eines Sospitators bedurfte, den sie denn auch in der Person des Sokrates fand. Dieser Macht der noch ungeläuterten, bloß beliebensmäßigen Subjectivität vermochte sich

Euripides eben so wenig zu entziehen als das philosophische System, aus welchem er vorzugsweise schöpfte, das anaxagoräische, das ja gerade am meisten dem Principe der Sophistik vorgearbeitet hatte. Dem also erkannten geschichtlichen Verhältnisse entspricht vollkommen die in den Tragödien des Euripides vorliegende Thatsache. Wohl finden sich außer jenen dem Systeme des Klazomeniers entnommenen physikalischen Lehren auch Aussprüche ethischen Gehaltes, die der Philosophie im höchsten Grade würdig sind; allein die bey weitem überwiegende Mehrzahl der Stellen, welche philosophische Räsonnements enthalten, stehen durchaus auf dem Standpunkte der Sophistik und verlieren sich bisweilen in gehaltlose Gedankenspielereyen einer nüchternen Reflexion, die mit der Philosophie nicht mehr als höchstens einen Rest formaler Aehnlichkeit gemein hat. Noch augenscheinlicher tritt dieser Unterschied in den dargestellten Charakteren hervor, denen zwar fast durchgangig die größte Neigung zu reflectirenden Erörterungen und allgemeinen Betrachtungen über die verschiedensten Verhältnisse des menschlichen Lebens, ganz besonders auch über die Frage einer göttlichen Vorsehung inwohnt, aber darum nichts weniger als die Eigenthümlichkeit wahrhaft philosophischer Charaktere. Dieß gilt vollkommen von all den Personen, welche der Verf. ausdrücklich als Repräsentanten gewisser philosophischer Systeme namhaft macht. Allein selbst die weiteste Ausdehnung des Begriffs der Philosophie, welche wir dem Verf. gerne einräumen, scheint noch nicht hinreichend für alle die Fälle, welche derselbe darunter subsumirt. Wir wollen nur zwey Beyspiele erwähnen, in welchen die Excessivitat des Verf. unverkennbar ist. Ein Scholiast belobt den Charakter der Polyxena in der Hecuba als wahrhaft heroisch und der Würde der Person angemessen. Diese Bemerkung glaubt Hr. H. dahin berichtigen zu müssen, daß er die vom Scholiasten anerkannte heroische Gesinnung in eine philosophische verwandelt. Warum aber soll eine Königstochter, die, erfüllt von dem Bewußtseyn vergangener Hoheit, das jetzige Loos der Sklaverey mit dem ganzen Gefolge entwürdigender Zustände für so unerträglich erachtet, daß sie dieses Leben gerne hingibt, um durch einen Akt freyen Entschlusses der schreckenden Aussicht für immer sich zu entziehen: warum soll ein solcher Charakter richtiger ein philosophischer als ein heroischer heißen? und zwar in einem Falle, wo nicht einmal eine Einmischung philosophischer Reflexionen irgend wahrzunehmen ist und der Dichter selbst in den unmittelbar auf die hieher gehörige Rede der Polyxena folgenden Worten des Chors:

δεινὸς χαρακτὴρ κἀπίσημος ἐνβροτοῖς,
ἐσθλῶν γενέσθαι, κἀπὶ μεῖζον ἐρχεται
τῆς εὐγενείας ὄνομα τοῖσιν ἀξίοις —

deutlich genug den Gesichtspunkt angibt, von dem aus der Charakter der Polyxena gefaßt werden muß, und sich damit ausdrücklich für des Scholiasten und gegen Hrn. Hartungs Ansicht erklärt.

Hat der Verf. hier offenbar der Philosophie eine zu große Ehre erwiesen, dadurch daß er eine hochgesinnte Tugend außerhalb derselben überhaupt nicht anzuerkennen scheint — es müßte denn der richtige Aufschluß in dem Satze gegeben seyn, der sich auch irgendwo, wenn wir nicht irren in dem Argumentum der Medea, ausgesprochen findet: Omnes enim miseri philosophantur — so weiß er dieses Uebermaaß exclusiver Hochstellung reichlich zu compensiren, indem er bey anderer Gelegenheit der Philosophie einen Spiegel vorhält, in welchem sie sich nicht ohne Schrecken erblicken kann. Es geschieht dieß in der Inhaltsangabe des verloren gegangenen Philoktetes, über dessen Plan und Inhalt uns Dio Chrysostomus einigermassen belehrt. Hr. H. tadelt den Rhetor, daß er die ausgezeichnete Beredtsamkeit des euripideischen Odysseus allein hervorgehoben, von der Philosophie dagegen gar keine Erwähnung gethan, und knüpft — man traut seinen Augen kaum — folgende Charakteristik des Sisyphiden daran, die wir der Authenticität der Ausdrücke wegen mit den eigenen Worten des Verf. anführen: Nam Ulysses quidem — sagt er (Vol. I. p. 363), illi (sc. philosophiae) studet adeo sapientemque haberi (also wohl den Schein der Weisheit?) ita primum ducit, ut ad philosophiae lucem omnia revocet, ad illius praecepta vitam plane dirigat!! Wo davon nur eine Spur in den erhaltenen Bruchstücken, wenn nicht der Verf. mit Isokrates die Philosophie in die baare Rhetorik oder richtiger — da

dieſer Begriff immer noch zu unſchuldig wäre — in die craſſeſte πανουργία ſetzt? Daß darin der eigentliche Charakter des Odyſſeus beſteht, namentlich wie ihn Euripides, nicht widerſprechend dem bey Homer gegebenen Prototyp, ſondern nur mit einiger conſequenter Verbitterung der naiven Geſtaltung in der epiſchen Dichtung als das Urbild demagogiſcher Redegewandtheit und eigennütziger Perfidie geſchildert hat, dieß zeigen unwiderſprechlich alle jene Tragödien, in denen der Dichter dem Odyſſeus eine Rolle zugewieſen hat, ganz beſonders die trojiſche Tetralogie, in welcher die oben genannte πανουργία wohl ihren Gipfel erreicht hat. Auch berechtigt nichts zu der Annahme, daß Euripides in vorliegender Tragödie eine abweichende Charakteriſtik befolgt und ſo im Voraus gleichſam all' die Ungunſt compenſirt habe, die er in ſeinen ſpäteren Tragödien, vielleicht unter Mitwirkung der politiſchen Verhältniſſe ſeiner Vaterſtadt über denſelben ergehen ließ; vielmehr führen außer der ganzen Structur der Fabel, ſo weit ſich ſolche aus dem Berichte des Dio erkennen läßt, ausdrückliche Andeutungen, wie z. B. die Hinweiſung auf das Verfahren gegen Palamedes, zu dem Reſultate, daß Dio, der gewiß nicht eingenommen iſt gegen Euripides, das ihm von Hrn. H. im Allgemeinen geſpendete Lob eines richtigen Blickes und geſunden Urtheils auch in dieſer Beziehung, in der Auffaſſung und Würdigung des Charakters des Odyſſeus, rechtfertige, und anderſeits die vom Verf. für nöthig befundene Ergänzung theils unbegreiflich erſcheint, theils in der weiteren Ausführung (S. 362) nahezu ans Komiſche ſtreift, mit Gewalt an die frommen Redensarten erinnernd, welche in der deutſchen Fabel der analoge Held bisweilen im Munde führt. Es ſcheint in der That, als habe ſich in vorliegendem Falle des Verf. übermäßige Parteylichkeit für Euripides, die ſich ſogar auf die Perſonen ſeiner Tragödien und deren moraliſchen Charakter erſtreckt, empfindlich gerächt, indem der Verf. hier ſichtlich dem Dichter Unrecht thut, der gewiß einen viel würdigeren Begriff von Philoſophie hatte, als ihm in der erwähnten Darſtellung untergelegt wird. Alles dagegen ſpricht dafür, daß E. in der wiederholten Anwendung der Perſon des Odyſſeus die verwegenſte Rhetorik und durchtriebenſte Demagogie, welche in jener Zeit verderbenbringend um ſich zu greifen und alle Begriffe der Sittlichkeit und des Rechtes umzukehren begonnen hatte, darſtellen wollte und damit die furchtbare Wahrheit erreichte, wie ſich in den damaligen Verhältniſſen der griechiſchen Staaten und namentlich des atheniſchen Gemeinweſens jener Zug politiſcher Verſchlagenheit und Ränkeſucht ausgebildet hatte, der in der homeriſchen Dichtung noch ein viel unſchuldigeres Ausſehen hat und in der Geſtalt raſtloſer Thatkraft und Alles beſiegender Gewandtheit öfter die ſchöne Seite herauskehrt. Wenn dieſe letztere je ein tragiſcher Dichter in dem Charakter des Odyſſeus aufzufaſſen und verklärend darzuſtellen verſuchte, ſo war es offenbar Sophokles, nicht im Philoktetes, ſondern im Aias, wo er den Helden auf einen höheren Standpunkt der Sittlichkeit geſtellt hat als ſelbſt die weisheitsvolle Göttin Athene, ſeine Beſchützerin.

Den beyden Abhandlungen, in welchen der Verf. die Vergleichung des Euripides mit Aeſchylus und Sophokles ausführt, ſind die Didaskalien der Medea und des Hippolytos beygeordnet, welche nach chronologiſchen Ueberlieferungen in das erſte und vierte Jahr der 87. Ol., alſo um den Anfang des peloponneſiſchen Krieges fallen. Dieſe Anordnung iſt eine ſehr glückliche und dem Zwecke angemeſſene. Beyde Stücke gehören zu den vorzüglichſten des Dichters und bieten deſſen eigenthümlicher Virtuoſität in Darſtellung weiblicher Leidenſchaften den günſtigſten Stoff, der zugleich durch die beſondere Weiſe ſeiner Entfaltung in der einen und anderen Tragödie diejenige Verſchiedenheit bewährt, welche eine Vergleichung mit dem Charakteriſtiſchen der beyden anderen Dichter begünſtigt. Außerdem dient der getroffenen Wahl noch dieß zur Empfehlung, daß die Tetralogie der Medea auch den Philoktetes enthält, welchen noch Dio Chryſoſtomus in der Bearbeitung der drey großen Tragiker leſen konnte und uns durch die lebendige Schilderung des großen Genuſſes, welchen er bey der zuſammenhängenden Lectüre empfunden, den erlittenen Verluſt doppelt fühlen läßt, zugleich aber auch unſeren Dank verdient wegen der, wenn auch gerade für die verlorenen Stücke weniger zureichenden aber doch auch nicht ganz uner-

giebigen Nachrichten. In die Didaskalia des Hippolytos aber ſetzt der Verf. nach eigener Vermuthung auch die Antigone, deren freylich nicht zahlreiche Bruchſtücke doch einigermaßen ergänzt werden durch willkommene Notizen über die beſondere Behandlungsart des Dichters, die eine Vergleichung mit der ſophokleiſchen Tragödie nicht ganz unmöglich machen. Uebrigens wäre es eine beſchränkte Anſicht, wollte man gerade auf die Identität des Sujets das größte Gewicht legen, da vielmehr ſolche Stoffe, welche der Individualität des Dichters den freyeſten Spielraum gewähren, auch den richtigſten Maaßſtab zu ihrer Beurtheilung an die Hand geben. Ref. würde darum vorziehen, ſeine ſchlüßlichen Bemerkungen über dieſen Gegenſtand und deſſen Auffaſſung von Seiten des Verf. lieber an die beyden genannten Tetralogien anzuknüpfen, als auf die vielfach unternommene Vergleichung der drey Elektren zurückzukommen, wenn er es nicht für ſeine Pflicht hielte, auf die neue und eigenthümliche Seite, welche der Verf. in der Abhandlung über die Elektra (Vol. II. p. 305) dieſem Gegenſtande abgewonnen hat, aufmerkſam zu machen, um ſo mehr, als auch Ref. nicht in allen Stücken ſich mit der herrſchenden Anſicht einverſtanden erklären kann, namentlich in Bezug auf die Würdigung der ſophokleiſchen Tragödie, die man nach unſerer Ueberzeugung nicht nur unter den übrigen Compoſitionen des Dichters, ſondern auch und beſonders gegen die äſchyleiſche zu hoch zu ſtellen pflegt. Es iſt dabey keineswegs unſere Meinung, die Fortſchritte und höhere Ausbildung, welche die tragiſche Kunſt durch den Nachfolger des Aeſchylus erhalten, in Abrede zu ſtellen oder auch nur für dieſe Tragödie nicht anerkennen zu wollen; vielmehr zeigt dieſelbe wie irgend eine die deutlichſten Spuren tiefſter Kunſteinſicht und einer bewunderungswürdigen Virtuoſität der Behandlung; allein die Intention des Dichters, auf welche dieſer durch die Eigenthümlichkeit ſeiner Kunſtrichtung geleitet wurde, ſcheint uns in einem gewiſſen Conflicte zu ſtehen mit dem zu Grunde liegenden Stoffe, wodurch zwar ein ſo reich begabtes Talent, wie das des Sophokles, Gelegenheit fand, alle ſeine Vorzüge zu entfalten, dagegen der urſprüngliche Fehler in der Anlage doch nicht ausgeglichen werden konnte. Dieſen Fehler erkennen wir darin, daß Sophokles das Hauptgewicht der dramatiſchen Entwickelung in die Enthüllung des Seelenzuſtandes der Elektra gelegt und die That, deren ſittliche Bedeutung offenbar den Mittelpunkt des mythiſchen Stoffes ausmacht, zu einem untergeordneten Momente herabſetzt. Das iſt aber gerade der Hauptpunkt, wodurch ſich die ſophokleiſche Compoſition von der äſchyleiſchen unterſcheidet. Aeſchylus erfaßte die Handlung in ihrem Mittelpunkte und bringt die darin wahrgenommene ſittliche Idee zur großartigſten Darſtellung, wozu er in der trilogiſchen Compoſition das Mittel fand. Es liegt aber in der Natur dieſes tragiſchen Stoffes, daß er einer ſolchen Loslöſung aus dem trilogiſchen Zuſammenhange, wie ſie Sophokles unternommen, ſich nicht günſtig erwies. Bey Sophokles fällt die περιπέτεια des Stückes mit der Erkenntniß beyder Geſchwiſter zuſammen. So ſchön nun ein ſolches Motiv an ſich iſt, ſo verräth doch die beſondere Art in dem vorliegenden Falle gegenüber der weiteren, aber mit ſichtbarer Unterordnung ausgeführten Handlung, welche nichts weniger als einen Muttermord einſchließt, einen unverkennbaren Mangel an wirklich tragiſchem Gehalte und nöthigt den Dichter, ein damit verknüpftes Moment zu einer Höhe zu ſteigern, wodurch es theilweiſe an innerer Wahrheit einbüßt. Wir meinen den durch die falſche Vorſtellung von dem Tode des Oreſtes herbeygeführten Entſchluß der Elektra, ſelbſt den Aegyſthos zu tödten, und die Zumuthung an die Schweſter, ihr bey Ausführung der That behülflich zu ſeyn. Uns hat dieſe Situation, welche den Gipfel der Tragödie ausmacht, immer kalt und unbefriedigt gelaſſen und ein Gefühl erweckt, als wendete ſich die Zuſtimmung der ſchwächeren und oberflächlichen Chryſothemis zu, auf deren Seite ſich in dieſem Falle die ſittliche Wahrheit geſtellt hat.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. März.

Nro. 55. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Euripides restitutus sive scriptorum Euripidis ingenii que censura, quam faciens fabulas quae exstant explanavit examinavitque, earum quae interierunt reliquias composuit atque interpretatus est, omnes quo quaeque ordine natae esse videntur disposuit et vitam scriptoris enarravit J. A. Hartungus.

(Fortsetzung.)

Stunde einer solchen Conjectur nicht die allgemein geltende Annahme von der früheren Abfassung der Antigone entgegen, so möchte man vermuthen, der Dichter habe sich in der Anwendung des Motivs von der Charakterverschiedenheit zweyer Schwestern, das beynahe mit zu großer Aehnlichkeit in zwey Tragödien wiederkehrt und nach unserem Urtheile in der Antigone den Vorzug verdient, in der Elektra selbst nicht genug gethan. Wir glauben daher, daß die Handlung an Wahrheit und Schönheit gewinnen würde, wenn die herrliche Scene, welche die Erkennung der Geschwister einleitet, wo Elektra den vermeintlichen Aschenkrug des Bruders in Händen hält und ihre rührende Klage erschallen läßt, jener Scene des höchsten Pathos, nachdem Elektra zuerst die Schreckensnachricht vernommen und die Mutter mit dem Fremdling hineingegangen, um den Ueberbringer einer so erwünschten Botschaft würdig zu ehren, unmittelbar folgte.

Betrachten wir nun die einzelnen Punkte, welche Hr. H. in seiner Vergleichung, meistens mit strengem Tadel des Aeschylus und Sophokles und eben so entschiedenem Lobe des Euripides hervorhebt, so gestehen wir, in den meisten Fallen durch seine Kritik nicht überzeugt worden zu seyn. Der Verf. stellt den Prolog bey Euripides und Sophokles einander gegenüber und rühmt besonders die größere Wahrscheinlichkeit in der Erfindung des Euripides, da es ganz unglaublich sey, daß die widerspenstige und feindlich gesinnte Jungfrau so lange in dem Königspalaste geduldet werden, und es auch höchst unnatürlich erscheine, daß dieselbe in einer so langen Reihe von Jahren täglich den Morgen mit solchem Wehegeschrey begonnen habe. Allein Hr. H. scheint hier ganz vergessen zu haben, was er an anderen Stellen so oft und nachdrücklich zur Entschuldigung gewisser Unwahrscheinlichkeiten im Euripides anzuwenden weiß, daß es nämlich Dinge gibt, über die sich die Poesie ein für allemal hinaussetzen darf, die man ihr zugeben muß, ohne sie der Kritik eines bürgerlich trockenen Verstandes zu unterwerfen. Dahin gehört aber offenbar auch dieses Zeitverhältniß, an dem Hr. H. solchen Anstoß nimmt. Elektra, die ganz im Andenken an ihren großen Vater lebt, und in der Hoffnung auf ihren Bruder, der den frevelhaften Mord rächen soll, durchdrungen von dem Gefühle der Schmach, die sie täglich erleidet in der ehebrecherischen Umgebung ihrer Mutter, wird, je länger sich diese Hoffnung verzögert, um so bitterer und heftiger in ihrem Schmerze, dem sie in lauter Klage Luft macht, wie wir sie im ersten Theile des Stückes vernehmen. Die Art, wie sie dem Zuschauer zuerst vorgeführt wird, gibt ihm die volle Anschauung ihres Seelenzustandes; er wird sich von dem Ausdrucke des tiefsten Jammers ergreifen lassen und sich

nicht durch unnöthige Zweifel stören in dem Mitgefühle der herrlichen Stelle, wo Elektra ihres Herzens Vorsatz ausspricht in den Worten:

— οὐδ' ἐθέλω προλιπεῖν τόδε,
μὴ οὐ τὸν ἐμὸν στοναχεῖν πατέρ' ἄθλιον —

er wird ohne Bedenken einräumen, daß das, was überhaupt und einmal geschehen konnte, gerade an dem Tage geschehen sey, den der Dichter für seine Darstellung gewählt hat, wenn er anders fähig und geneigt ist, sich einer poetischen Stimmung hinzugeben, die in vielen Dingen Glauben fordert. Und was den anderen von dem Verf. gerügten Punkt, den fortdauernden Aufenthalt der Elektra in dem Königspalaste betrifft, so scheint uns derselbe mindestens eben so wahrscheinlich als die von E. angenommene Scheinehe, wegen deren Anzweifelung Victorius so streng und mit einiger Uebertreibung zurecht gewiesen wird. Uebrigens sprechen wir dieser Erfindung des Euripides, welche Hr. H. mit dem Motiv in der natürlichen Tochter unseres deutschen Dichters vergleicht, ihren Werth nicht ab, da sie vielmehr der ganzen Haltung des Stückes angemessen ist und das schönste Motiv desselben ausmacht; obwohl zugegeben werden muß, daß die übermäßige Naivetät, mit welcher die Enthaltsamkeit des Landmannes wiederholt hervorgehoben wird, so wie die außer der edlen Gesinnung des Gatten noch weiter geltend gemachten Bewegungsgründe, dem eigenthümlichen Verhältnisse viel weniger entsprechen, als die Zartheit, welche sich in der Behandlung des modernen Dichters zu erkennen gibt. —

Mit besonderem Lobe zeichnet der Verf. den kommatischen Gesang bey Euripides aus, mit welchem die πάροδος des Chores verbunden ist, und erklärt denselben für viel schöner als den in der sophokleischen Tragödie. Der hauptsächliche Vorzug besteht wohl in der Erfindung, durch welche Euripides das Auftreten des Chors motivirt. Es ist ein Fest der Hera, zu dessen Mitbegehung Elektra von ihren Nachbarinnen aufgefordert wird, es aber ablehnt, da ihr jetziger Zustand nicht zu Putz und Chortänzen passe und ihr selbst die nöthige Kleidung fehle, wogegen die Frauen sich erbieten, ihr Kleider zu leihen und sie ermahnen, den Dienst der Götter nicht zu vernachläßigen, da sie eher durch Gebet, als durch Thränen und Klagen ihrer Wünsche theilhaftig werden würde. — Es ist ein schönes Bild weiblicher Zustände, in der Weise eines theokritischen Idyllions, und paßt auch vortrefflich zu der ganzen Scene häuslichen Lebens, die Euripides mit sichtlicher Liebe ausgeführt hat; allein an Erhabenheit und tragischer Würde steht dieser Gesang dem sophokleischen durchaus nach, der zu den schönsten kommatischen Gesängen gehört, die uns in griechischen Tragödien erhalten sind, und an rhythmisch-musikalischer Wirkung vielleicht einzig dasteht. Wie ungerecht gegen Sophokles der Verf. ist, zeigt sich auch in den Bemerkungen über den Charakter der Elektra, die er bey E. viel liebenswürdiger und bemitleidenswerther findet als bey S. Denn trifft nicht die Frage: mit welcher er die sophokleische Elektra kritisirt: „An tanto cum tumultu per duo lustra quotidie Electram de lectulo surrexisse ille nobis persuasurus est?“ auch die euripideische, welche ja ebenfalls am frühen Morgen, noch ehe ihr durch die oben erwähnte Einladung ihrer Nachbarinnen eine Veranlassung geboten wird, ihren Klaggesang anstimmt: ὦ ἔμβα, ἔμβα κατακλαίουσα, und ausdrücklich erklärt, stets unter solchen Klagen ihre täglichen Geschäfte zu verrichten und dabey Haupt und Nacken mit den Nägeln zu zerfleischen? Vgl. auch V. 909 ff. Auch das stellt der Verf. nicht ganz richtig dar, daß er in dem Eifer, womit Elektra die mühevollen häuslichen Geschäfte verrichtet, nur edelmüthige Pflichttreue erkennt; denn wenn sich Elektra in jener anmuthigen Scene ehelicher Zärtlichkeit (V. 64 — 81) allerdings zu dieser Gesinnung bekennt, so gibt sie doch kurz vorher, wo sie allein ist und ihre innerste Gesinnung ausspricht, noch einen anderen Grund an, nämlich, damit ihr Thun ein lauter Vorwurf gegen Aegisthos und ihre Mutter sey. Auf die weitere Bemerkung des Verf., daß E. allein unter den drey Tragikern es verstanden habe, weibliche Charaktere wahrheitsgemäß zu schildern, einzugehen, können wir um so eher verzichten, da dieser Gegenstand schon vielfache Erörterungen gefunden hat und es genügt, auf Bartsch's Rec. von Capellmanns Schrift: „die weiblichen Charaktere bey Sophokles“ im 43. Bande von Jahns Jahrbb. zu verweisen. So viel muß zugestanden werden, daß E. durch die von ihm mit

Vorliebe gebrauchten Motive und Situationen einen bedeutenden Schritt hat gemacht zu der subjectiv-individuellen Charakterisirung, welche das moderne Drama von dem antiken unterscheidet, wie denn die Behauptung des Verf. vollkommen begründet ist, daß Euripides in vieler Beziehung über die Schranke und das Gesetz der antiken Kunst hinausgestrebt habe.

Dem Wechselgesang der Elektra und des Chors folgt bey E. jene Scene, wo Elektra die zwey Fremdlinge gewahr wird, die in einem Versteck ihre Klage angehört, und in der Voraussetzung, es seyen Räuber, um Schonung ihres Lebens anfleht. Euripides, von dem Hr. H. an mehreren Stellen rühmt, daß er eine besondere Virtuosität in Erfindung listiger Anschläge bewähre, findet nicht für gut, dadurch sofort die gegenseitige Erkennung beyder Geschwister herbeyzuführen, vielleicht um die Aehnlichkeit mit Aeschylus zu vermeiden; er läßt den Orestes sich als einen Boten des Orestes ausgeben, der der Schwester Nachricht von dem Bruder bringt, und dieser wird erst später durch den aus der Ferne herbengeholten alten Diener des Königshauses erkannt. Schlegel tadelt diese Erfindung des Dichters als eine zwecklose, wird aber von dem Verf. hart darüber angelassen, da er in ungerechter Tadelsucht und oberflächlicher Kenntnißnahme der von ihm kritisirten Stücke nicht einmal bemerkt habe, daß derselbe Vorwurf ja auch den Aeschylus und Sophokles treffen würde. Wir unser Seits gestehen, nicht zu begreifen, wie Hr. H. diese letzte Behauptung aussprechen konnte, da bey Aeschylus die Erkennung mit größter Einfachheit dadurch herbengeführt wird, daß Orestes, nachdem er über die Person seiner Schwester Gewißheit erlangt hat, aus seinem Verstecke hervortretend sich Elektra als ihren Bruder zu erkennen gibt; und auch in der sophokleischen Tragödie, deren Plan allerdings darauf begründet ist, daß Elektra so lange als möglich in der Täuschung erhalten wird, in welche sie durch die zum Behufe der Ausführung der That ersonnene und mit Willen eigentlich nur gegenüber den Feinden in Anwendung gebrachte List versetzt worden ist, kann Orestes, sobald Er seine Schwester erkannt, nicht länger die Maske ertragen und gibt sich ihr zu erkennen, nachdem er sich von der Wohlgesinntheit der anwesenden Frauen versichert hat. Wo ist also hier in beyden Fällen die geringste Aehnlichkeit mit der wissentlich und absichtlich von Orestes unternommenen Täuschung seiner Schwester bey Euripides, für die der Verf. mit Recht den Ruhm einer originellen Erfindung in Anspruch nehmen konnte? Denn dieß wird doch Hr. H. selbst nicht damit vermengen wollen, daß Orestes nicht gleich bey erster Gelegenheit der Schwester an die Brust fliegt, eine Situation, die allerdings nicht im Geschmacke der griechischen Dichter gewesen zu seyn scheint, denen es darum zu thun war, für die Exposition des Gemüthszustandes der Elektra Raum zu gewinnen. Namentlich ist auch von einem ganz anderen Gesichtspunkte die stufenweise Allmählichkeit zu beurtheilen, mit der Sophokles die Erkennung vorbereitet und die Spannung des Zuschauers erhöht, indem er ihn alle Momente der beabsichtigten Wirkung durchfühlen läßt und in schrittweiser Steigerung zu dem höchsten Punkte führt, was ihm hier auf eine eben so kunstreiche als naturgemäße Weise gelungen ist. Einer directen Rechtfertigung der besonderen Erfindung des Euripides war der Verf. auf solche Weise überhoben. Uns scheint sie Schlegels Tadel vollkommen zu verdienen, da sie nach der ganzen Anlage des Stückes aller inneren Zweckmäßigkeit entbehrt. Auch das Pathos, welches durch die Befürchtung der Elektra, in die Hände von Räubern gefallen zu seyn und von diesen getödtet zu werden, herbeygeführt wird, ist mehr gesucht, als wahr und gehaltreich.

Während Elektra mit den vermeintlichen Boten ihres Bruders spricht, kommt der Landmann von der Arbeit zurück, der Elektra die Unschicklichkeit, mit jungen Männern Gespräch zu pflegen, verweisend; aber hocherfreut, als er vernimmt, daß es Boten von Orestes, lädt er die lieben Männer gleich in sein Haus und wird nun hinwiederum von Elektra gescholten, daß er, uneingedenk ihrer Armuth, Gäste einlade, denen sie nichts zu reichen vermöchten; er möge daher sofort zu dem alten Pfleger des Vaters gehen, der verbannt an der Gränze des Landes

als Hirte lebe, und diesen veranlassen, mit Nahrungsmitteln herbeyzukommen, da er sich auch freuen werde, von seinem lieben Orestes, den er gerettet, etwas zu vernehmen. Euripides nimmt hier wie noch in zwey anderen Tragödien Veranlassung, eine direkte Kritik und Polemik gegen Aeschylus einzuflechten, indem er den Greis zuerst zu dem Grabmahle des Agamemnon geben und eben jene Spuren, welche Aeschylus als Erkennungszeichen angewendet hat, wahrnehmen läßt, allein, als er dieselbe Probe, welche dort Elektra vornimmt, anstellen will, von Elektra zurechtgewiesen und belehrt wird, daß Männer- und Frauenhaar und Männer- und Frauenfuß nicht übereinstimmen. Kaum kann ein Beyspiel belehrender zeigen, wie durchaus nachtheilig sich die Herrschaft rhetorischer Tendenzen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft erweist. Wie der Dichter zur Unpoesie, so verleitet sie im vorliegenden Falle den Kritiker zur Unkritik. Mit einem anderen Namen wüßten wir es nicht zu bezeichnen, wenn Hr. H. diese Erfindung des Dichters nicht bloß entschuldigt sondern nahezu belobt und sein Wohlgefallen daran findet, daß Aschylus unter der Maske eines stumpfsalterigen Greises persiflirt wird. S. die der Elektradidaskale vorausgeschickte Abhandlung; De aemulis Euripidis (Vol. II. p. 295). Sollte es denn in der That Hr. H. nicht das natürliche Gefühl an die Hand gegeben haben, worüber noch zum Ueberflusse die aristotelische Poetik eben so einfache als genügende Belehrung bietet, daß, wenn Aschylus in Anwendung der genannten Erkennungszeichen einen Fehler begangen hat, dieser nur ein unwesentlicher, das eigentliche Geschäft des Dichters nicht berührender ist, was Aristoteles ein ἁμάρτημα κατὰ συμβεβηκός nennt, nicht größer, als wenn ein Dichter der Hirschkuh ein Geweihe leiht; dagegen Euripides mit seiner Polemik gegen ein wesentliches Gesetz der Poesie verstößt, indem er durch Einmischung ungehöriger Tendenzen die tragische Illusion stört und den Zuschauer gewaltsam aus der Tragödie in die Komödie versetzt, ja beynahe die der Poesie ganz unwürdige Rolle des Schusters übernimmt, der dem plastischen Künstler die unrichtige Stellung der Naht am Schuhe vorrückt, bekanntlich ohne daß das Kunstwerk dadurch in seinem Werthe verloren hätte, ebensowenig als die der poetischen Wirkung nach vortreffliche Scene in der Tragödie des Aeschylus durch die Kritik des Euripides. Seiner Kritik aber setzt der Verfasser die Krone auf durch die Bemerkung über Sophokles, der, sich als ächten Künstler bewährend, die Erfindung seines Vorgängers nicht kritisirt sondern zu einem vortrefflich angelegten Motive seiner eigenen Erfindung benützt und die herrlichste Wirkung erreicht durch die in der Stelle liegende Ironie, welche sich aber nicht als eine unpoetische auf einen äußeren Gegenstand richtet, wie bey Euripides, sondern als die der dramatischen Poesie eigenthümliche auf die Hauptperson des Stückes, nämlich Elektra sich bezieht, deren fassungslose Ungeduld in Erwartung der Rache sich gleichsam selbst rächt, dadurch, daß sie in einer bitteren Täuschung befangen, die Kunde von der Ankunft des Bruders als des ersehnten Rächers streng zurückweist, während es der schwächeren und nachgiebigeren Schwester beschieden ist, die ersten sicheren Spuren der Hoffnung wahrzunehmen und, von einer inneren Ahnung geleitet, mit freudigem Vertrauen in ihr Herz zu schließen. Wie äußert sich dagegen Hr. H. über diese Erfindung des Sophokles? Er sieht ebenfalls darin eine Verbesserung der entsprechenden Scene bey Aeschylus, aber in der schonendsten Form, für welche er keinen anderen Grund weiß, als daß Sophokles zu derselben politischen Partey gehört habe wie Aeschylus und nicht wie Euripides von deren Mißgunst zu leiden gehabt habe. Solche Motive dem Wirken des Genies in seinen herrlichsten Schöpfungen unterzulegen, trägt seine Strafe in sich selbst; denn es zerstört den reinen Genuß des Schönen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. März.

Nro. 56. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Euripides restitutus sive scriptorum Euripidis ingenii que censura, quam faciens fabulas quae exstant explanavit examinavitque, earum quae interierunt reliquias composuit atque interpretatus est, omnes quo quaeque ordine natae esse videntur disposuit et vitam scriptoris enarravit J. A. Hartungus.

(Fortsetzung.)

Eine wesentliche Abweichung des Euripides von seinen Vorgängern besteht darin, daß er die Ermordung des Aegisthos und der Klytämnestra nach Zeit und Ort bestimmter auseinanderhält als dieß Aeschylus und Sophokles gethan. Mag auch diese Anordnung nur eine nothwendige Folge seyn der mit der Anlage des ganzen Stückes vorgenommenen Veränderung, besonders in Bezug auf die für die Handlung gewählte Scene, so ist sie doch auch für sich bedeutungsvoll genug, um näher in's Auge gefaßt zu werden. Hr. H. sieht in der Trennung beyder Handlungen einen entschiedenen Vorzug des Euripides, da das, was für das Gefühl und die moralische Schätzung der Zuschauer von verschiedenem Gehalte sey, auch für die Wahrnehmung auseinander gehalten werden müßte. Es dringt sich die Frage auf, ob Aeschylus und Sophokles für das entgegengesetzte Verfahren nicht ihre wohlerwogenen Gründe hatten. Wenigstens darf dieß bey Sophokles angenommen werden, wenn es sich auch bey Aeschylus mehr als eine natürliche Folge der einfachen Anlage des Stückes ergeben haben mag. Doch war es offenbar seine Absicht, die tragische Wirkung ganz auf den einen Punkt des Muttermordes zu concentriren, dessen sittliche Bedeutung nach Recht und Unrecht den Grundgedanken des Stückes ausmacht. Sophokles aber, der den Schwerpunkt der Handlung überhaupt anders gestellt hat, geht sichtlich darauf aus, die grauenvolle That, die dem Orestes nach dem Willen der Götter auferlegt ist, möglichst in den Hintergrund zu drängen und nur gleichsam im Bilde des Rachedurstes der Elektra zu zeigen, weßwegen die Ausführung, sowie dieß überhaupt das ästhetische Gefühl der Griechen verstattete, nur bey Aegisthos dem Zuschauer vorgeführt wird. Euripides wollte augenscheinlich die verschiedene sittliche Bedeutung beyder Handlungen dem Zuschauer in nachdrücklichster Weise zur Anschauung bringen. Darum empfindet Orestes nach der Ermordung des Aegisthos so wenig den geringsten Zweifel an der Berechtigung seiner That, daß er die Schwester auffordert, den todten Feind nach Herzenslust zu schmähen, dahingegen ihm, als die Nothwendigkeit der weiteren That heranrückt, sogleich sittliche Zweifel aufsteigen und sogar die Besorgniß entsteht, daß ein Rachegeist ihn unter der Gestalt eines Gottes getäuscht mit dem Gebote des Muttermordes, eine sittliche Regung, deren Wahrheit der Dichter nicht nur durch die nach der That erfolgte Reue und Gewissensangst, sondern auch durch die von den Dioskuren ausgesprochene Bestätigung ausdrücklich anerkennt. Es ist dieß ein tiefer Gedanke des Dichters und verdiente das vollste Lob, wenn die Ausführung dem Gehalte entsprechend und im letzten Theile nicht zuvielerley zusammengehäuft wäre, was der Hauptwirkung einigen

Abbruch thut. Darin hingegen müssen wir dem Verf. durchaus Recht geben, daß er Schlegels Ansicht, als schließe das Stück lustig mit einer Heirath, zurückweist, da die Vorausverkündigung derselben, sosehr sie als ein Mißlaut betrachtet werden mag, doch nicht in dem Grade als Hauptsache hervortritt, wobey nicht zu vergessen, daß der griechische Dichter nicht zu sehr nach einem gewissen conventionellen Maaßstab des modernen Drama's beurtheilt werden darf. Daher können wir auch nicht der Vermuthung beytreten, welche, wie wir aus der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft (Jahrg. 1845. Nr. 64.) ersehen, der neueste Bearbeiter dieses Gegenstandes, Queck, in der Schrift: De Euripidis Electra disputavit G. A. Qu. Jenae 1844. ausspricht, daß nämlich die Elektra ebenso, wie nach einer bestimmten Nachricht die Alcestis, das vierte Stück einer Tetralogie gewesen und also die Stelle des Satyrspieles eingenommen. Vielmehr scheint uns Herrn Hartungs Combination auf viel wahrscheinlicheren Gründen zu beruhen, wonach Elektra als das erste Stück der Didaskalie anzusehen, welcher die Helena als das zweyte Stück angehört.

In sehr nachdrücklicher Weise wird Sophokles von Hr. H. getadelt und ihm als sittliche Rohheit angerechnet, daß er nirgends eine Reue der Geschwister über ihre That zum Vorschein kommen läßt. Wir erinnern uns nicht, wie Schlegel, der unseres Wissens diese Anordnung des Dichters mit ausdrücklichem Lobe hervorhebt, seine Ansicht begründet und wissen sie unser Seits nicht anders als von dem Standpunkte der Composition als einen Akt künstlerischer Mäßigung und Selbstbeschränkung, gegen welche sich Euripides häufig und auch in der Elektra verfehlt, zu rechtfertigen, da an eine Sinnesrohheit des Sophokles nicht leicht Jemand, kaum Hr. H. selbst glauben wird. Auch hat der Dichter nicht verfehlt, in anderer Weise zu erkennen zu geben, welchen Maaßstab er für die sittliche Beurtheilung der That angewendet wissen will, in jenen Worten, die er der Elektra selbst in den Mund legt (v. 579—83), wodurch er dem Vorwurfe, als billige er die Blutrache und den Mord von Blutsverwandten, wie der Verf. (S. 315) ihm schuld zu geben nicht Anstand nimmt, hinlänglich vorgebeugt zu haben scheint.

Die Elektra des E. bietet, wie fast jede Tragödie dieses Dichters, reichliche Gelegenheit, über den Werth der rhetorischen Technik für die Poesie nachzudenken und sich ein Urtheil zu bilden. Euripides, welcher derselben in seinen Dichtungen eine sehr ausgedehnte Anwendung verstattet, fand deßhalb vielfachen Tadel, wogegen ihn schon Göthe in Schutz nimmt und dem rhetorischen Element in der dramatischen Poesie überhaupt das Wort redet. Es versteht sich, daß das Urtheil eines solchen Meisters nicht nur überhaupt Beachtung verdient, sondern schon als eine Art Autorität gelten darf. Dabey scheint uns jedoch jener Gesichtspunkt nicht zu übersehen, auf den wir bereits oben aufmerksam gemacht haben, daß nämlich alle jene Aeußerungen Göthe's mit Rücksicht auf moderne Verhältnisse verstanden werden müssen, deren Abwendung von einer natürlich kräftigen Oeffentlichkeit des Lebens, wie sie bey den Alten herrschte, den Dichter zu einer überwiegend subjectiven Ausbildung der Redeform nöthigt, welche allerdings leicht im Nachtheile erscheint gegenüber einer aus dem Leben selbst herausgebildeten und zu technischer Festigkeit gediehenen Redekunst. Nicht also Euripides im Verhältniß zu seinen Kunstgenossen, sondern die Griechen sind es gegenüber den Modernen, welchen der Ausspruch Göthe's gilt. Und allerdings hat die griechische Poesie von Homer an das Element einer kräftigen Beredtsamkeit in hohem Maaße aufzuweisen, welche in dem Grade Anerkennung und Nachahmung verdient, als sie sich den Charakter einer der Poesie zusagenden Natürlichkeit zu bewahren weiß, dahingegen die zusichtliche Nachbildung des Forums und der dort geltenden Redetechnik den Anforderungen der Poesie weniger entspricht. Hr. H. läugnet nicht, daß E. dieser forensischen Sitte gehuldigt habe, findet dieselbe aber so kunstreich verhüllt, daß man sie nur mit absichtlicher Bemühung entdecken könne. Dieser letzteren Bemerkung wird der unbefangene Beobachter seine Beystimmung nicht leicht zu geben vermögen, da vielmehr das Bestreben, die kunstgerechte Form der damals herrschenden Rhetorik auf die Bühne zu bringen, überall in den Dramen des Euripides hervortritt, weit mehr als bey Sophokles, obwohl wir zugeben, daß auch dieser bisweilen der eigenthümlichen Neigung des atheniſchen Volkes größe-

ren Einfluß verstattet haben, wofür uns der Oedipus auf Kolonos Beyspiele zu bieten scheint. Was nun die Schmährede der Elektra an den todten Aegisthos betrifft, so mag dieselbe in rhetorischer Hinsicht alles Lob verdienen, allein, auch jene satyrische Bemerkung des Verf's. (S. 311) in Ehren gehalten, so läßt sich weder in poetischer noch ethischer Beziehung ein gleich günstiges Urtheil aussprechen. Es ist nämlich eben die rhetorische προαίρεσις, welche zu unverhüllt sich darstellt, und der ganzen Situation eine unnatürliche, ethisch widerwartige Form verleiht, indem Elektra, anfangs zögernd und Scheu tragend, einen Todten zu höhnen, durch die ermunternde Aufforderung des Bruders bestärkt, sich ordentlich in Positur setzt, um alle jene Vorwürfe der Reihe nach vorzutragen, die sie zwar täglich an jedem Morgen wiederholt, aber aus Furcht dem Feinde doch nicht in's Angesicht zu sagen gewagt hatte. Ließe sich Elektra bey dem Anblicke des verhaßten Feindes zu einem unmittelbaren Ausbruch des langverhaltenen Grolles hinreissen, so daß derselbe der moralischen Besinnung zuvorkäme, so würde der Eindruck sittlich weniger anstößig und poetisch befriedigender seyn.

Ueber andere Reden, welche nach der Gleichheit des Sujets und der dain liegenden Motive beyden Dichtern gemeinsam sind, spricht sich der Verf. in ähnlicher den E. bevorzugender Weise aus, wogegen wir bekennen, mit dem Urtheile derer übereinzustimmen, welche dem bekannten Ausspruche des Aristoteles im 6. Cap. der Poetik: οἱ μὲν γὰρ ἀρχαῖοι πολιτικῶς ἐποίουν λέγοντας, οἱ δὲ νῦν ῥητορικῶς, obwohl er dem Wortlaute nach in dem Sinne seines Urhebers nicht direkt auf den Unterschied der drey großen Tragiker unter einander bezogen werden kann, weil er das Verhältniß trefflich bezeichnet, eine relative Anwendbarkeit zugestehen und der Weise der beyden älteren, vor der ihres jüngeren Mitbewerbers den Vorzug ertheilen. Offenbar nämlich kann das πολιτικῶς im Gegensatze von ῥητορικῶς λέγειν nur jene aus natürlicher Begabung hervorgehende und auf dem Boden praktischer Erfahrung wurzelnde Beredtsamkeit bezeichnen, welche wir den atheniſchen Staatsmännern bis auf Perikles herab zutrauen. Diese Weise der Beredtsamkeit aber, deren kunstreiches Ebenbild wir vielleicht in den Staatsreden des Demosthenes besitzen, ist wegen ihrer größeren Natürlichkeit der Posie durchaus angemessener als die in dem Kreise einer sophistischen Theorie sich bewegende, deren Nachbildung in den Dichtungenen des Euripides öfters zum Vorscheine kommt.

Die Schlußbemerkungen des Verf's., deren Werth in Rücksicht auf ihre Wahrheit und formelle Begründung wir nicht höher als einer auch in rhetorischer Hinsicht mißlungenen peroratio anschlagen können, glauben wir ganz übergehen zu dürfen und sprechen unser zusammenfassendes Urtheil dahin aus, daß wir zwar nicht, wie unser Verf. thut, die Tragödie des E. unter den drey Bearbeitungen unbedingt am höchsten stellen, da wir vielmehr in Bezug auf den tragischen Gehalt und die Angemessenheit der Composition der Tragödie des Aeschylus, und in Bezug auf die formelle Schönheit und Virtuosität, der des Sophokles den Vorzug einräumen, daß wir aber doch soweit mit dessen Ansicht einverstanden sind, als wir die Geringschätzung nicht theilen, welche einige Neuere, unter ihnen auch der obengenannte jüngste Beurtheiler zu erkennen gibt in folgendem Ausspruche: nam Sophoclis Electra inter pulcherrima ejus opera referenda est, E'is vero El. est fabula nisi omnium pessima, at certe una ex minoris pretii tragödiis; vielmehr scheint uns dieselbe neben ihren Fehlern auch Beweise der dem Euripides eigenthümlichen Vorzüge zu enthalten, welche nur in einer den Stoffen des antiken Drama's weniger homogenen Richtung liegen, aber für das moderne Drama um so mehr Anhaltspunkte bieten. Auch kann es keineswegs als ein ausschließlicher Tadel betrachtet werden, wenn man, und zwar mit vollem Rechte, Spuren einer Hinneigung zu dem Charakter des bürgerlichen Schau- oder Trauerspiels zu erkennen meinte.

Von dem Gesichtspunkte einer Präoccupation der Richtung und Kunstform des modernen Dramas betrachtet der Verf. auch die Streitfrage, ob Euripides sich eine Verletzung der Einheit der Handlung habe zu Schulden kommen lassen, wie ihm dieß von neueren Kritikern in Rücksicht auf mehrere Tragödien

zur Laſt gelegt wird. Die ausführlichſten Erörterungen hat die Hecuba, eines der vielgeleſenſten Stücke, hervorgerufen, beſonders nachdem Hermann in der Vorrede zur zweyten Ausgabe den Vorwurf der mangelnden Einheit mit dem entſchiedenſten Nachdrucke erneuert hatte. Unſer Verf. findet die Einheit der Handlung dadurch gewahrt, daß er annimmt, es ſey das Loos der drey Kinder der Hecuba ein untrennbares, indem die exceſſive Rache, welche Hecuba an dem treuloſen Gaſtfreunde wegen der Ermordung des ſeiner Pflege anvertrauten Sohnes nimmt, darin ihre Erklärung und Rechtfertigung findet, daß der durch das allgemeine Unglück und eigenes Schickſal tief betroffenen Königin eben erſt durch den Ausſpruch des griechiſchen Heeres die eine Tochter zur Opferung am Grabe des Achilles weggenommen worden, ohne daß ſich Agamemnon, wie er es ſollte, bewogen gefühlt hätte, der unglücklichen Mutter die andere Tochter, die er als Kriegsbeute beſaß, zurückzugeben. Allein dieſer letztere Gedanke entbehrt jedes Anhaltspunktes in der Dichtung ſelbſt, ſo wie der Charakter des Agamemnon von einer unrichtigen Seite aufgefaßt wird, da derſelbe nirgends einen Anklang an das erſte Buch der Ilias, wohl aber die vollkommenſte Uebereinſtimmung mit der Zeichnung der Iphigenia in A. bewährt. Nicht aus Beſorgniß um den Beſitz der Kaſſandra — denn an ein Preisgeben desſelben wurde von keiner Seite gedacht — ſondern aus natürlichem Wohlwollen für die Mutter ſeiner Zeitgenoſſin ſpricht Agamemnon zu Gunſten der Hecuba, allein er iſt zu ſchwach, der gegentheiligen Anſicht anderer Führer und der allgemeinen Stimme des Heeres zu widerſtehen. — Richtiger wird der Punkt, worin ſich die beyden Handlungen verknüpfen, weiter unten (S. 533) hervorgehoben und das Verhältniß nachgewieſen, in welchem die Opferung der Polyxena zur Rachehandlung der Hecuba, als dem Hauptthema der Tragödie, ſteht. Eine tiefer eingehende Unterſuchung beſitzen wir in der höchſt beachtenswerthen Abhandlung Hutters, die unſer Verf. nicht vor Augen gehabt zu haben ſcheint, eben ſo wie wir unſer Seits bedauern, die Commentatio von Sommer nur aus Firnhabers Rec. in Jahns Jahrbb. (Bd. XXXI.) zu kennen. Hutter hat unſeres Erachtens vortrefflich die Idee der Tragödie entwickelt und die Einheit des Gedankens der Handlung nachgewieſen, obwohl der Gegenſtand damit noch nicht erſchöpft iſt, da die eigentliche Compoſition des Dichters und die ſceniſche Ausführung eine beſondere Unterſuchung erheiſcht. Dieſe letztere Seite kann jedoch nicht ohne die ſorgfältigſte Beachtung der eigenthümlichen Verhältniſſe des griechiſchen Theaters und ſeiner Bühnenconvenienz richtig gewürdigt werden, worüber Hrn. Hartungs Bemerkung in der Abhandlung über die Andromache (Vol. II. p. 121 f.) nicht zu überſehen iſt. So viel iſt gewiß, daß man an die Einheit der Handlung bisweilen übermäßig rigoroſe Anforderungen zu machen pflegt, wie z. B. aus dem Urtheile Prellers über die Antigone des Sophokles (Jen. Lit. Ztg. Nr. 54 ff.) hervorgeht. Wollte man freylich die künſtleriſche Einheit der πράξις, auf deren Unterſcheidung von der natürlichen Einheit des πράγμα Hutter in der angeführten Schrift mit Recht aufmerkſam macht, einen ſo engen Begriff anlegen, ſo würden allerdings mehrere Tragödien des Euripides und auch Hecuba vor dieſem Gerichte nicht beſtehen können, da in der genannten Tragödie des Sophokles das tragiſche Schickſal, welches ſich in dem Thun und Leiden des Kreon vollzieht, ja ganz und allein aus ſeinem Verfahren gegen Antigone, die ihres Bruders Leiche vor entweihender Mißhandlung ſchützt, hervorgeht, wobey man ſich freylich entſchließen muß, was jedoch nach unſerem Dafürhalten unzweifelhaft richtig iſt und auch durch eine Bemerkung Klanders in der oben genannten Abhandlung, die Perſonen des Chors betreffend, geſtützt wird, Kreon als die Hauptperſon des Stückes, als den Träger der Handlung nach der Intention des Dichters zu betrachten; ſo daß wir in dieſem Falle nicht einmal ein Ablaſſen von der ſtrengſten Forderung der Einheit wahrnehmen können, wie dieß allerdings bisweilen für Euripides zugeſtanden werden muß.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. März.

Nro. 57. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Aristophanis Comoediae cum scholiis. Ex recensione Roberti Enger. Tomus I. Pars I. Lysistrata. Bonnae, H. B. Koenig. MDCCCXLIV. Tomus I. Pars II. Thesmophoriazusae. ib. eod. ann.

Seit Wilhelm Dindorfs Recognition des Aristophanes 1830 war es vorzüglich das Ausland, welches uns, jedoch mit Beziehung deutscher Kräfte, neue Gesammtausgaben des großen Komikers geboten hat; leider erscheint hierbey nicht nur deutsche Gelehrsamkeit fremder Speculation unterthänig oder man gebraucht einen großen Namen als Aushängeschild für flüchtige und ordnungslos zusammengetragene Arbeit, wie die Londoner Ausgabe es wagte, sich an Immanuel Bekker zu versündigen, sondern es wird dem heutzutage meist mittellosen Freunde des Schriftstellers auch unmöglich, die Producte seiner Landsleute kennen zu lernen; denn so unglaublich billig englische Waaren über die Straße von Calais setzen, so empfindliche Eingriffe machen annoch die Soster Londons und Oxfords in die seichten Börsen vaterländischer Schulmänner. In Deutschland selbst waren es, Fr. Bothes jüngst erneuerte, immer noch brauchbare Handausgabe abgerechnet, Bearbeitungen einzelner Stücke, der Fragmente, oder noch häufiger Monographien und Specialuntersuchungen über die attische Komödie und ihre Theile, welche zum Verständniß des Aristophanes selbst mehr oder minder beygetragen haben; ein dauerndes Verdienst hat sich namentlich A. Meineke durch Sammlung der Fragmente der Komiker und seine trefflichen Bemerkungen dazu erworben. Daß eine Ausgabe des Aristophanes, wie sie Fr. Volkmar Fritzsche im Jahre 1838 mit den Thesmophoriazusen (Leipzig bey Köhler) begann, der Niemand das Lob ausgesuchter Gelehrsamkeit wird versagen können, nicht ganz den Zeitverhältnissen entsprechen würde, war unschwer vorauszusehen; wenigstens ist eine derartige Bearbeitung der sämmtlichen Stücke kaum denkbar oder nur nothwendig und nach der Vorrede des beobachtbaren Gelehrten zu den jüngst erschienenen 'Fröschen' zu schließen von ihm selbst reducirt. Leichter mag sich dem Umfang nach die obige Recension des Hrn. Robert Enger Bahn brechen, der uns in einem Jahre zwey Stücke des Dichters geliefert hat. Er beginnt seine Ausgabe mit der Lysistrate, einer Komödie, welche nicht bloß im Verhältniß zu den andern weniger die Gunst oder Ungunst der Commentatoren und Interpreten erfahren hat, sondern auch von geringeren diplomatischen Stützen und Hülfsmitteln umgeben ist. Unter den Manuscripten ersten Ranges gibt sie bloß der Ravennas und Augustanus, jetzt Münchner Cod. Gr. 492; ferner die Juntina, an Werth einem Codex gleich. Die Lesarten des ersteren sind zuletzt von Immanuel Bekker zwar sorgfältig bemerkt, aber in der Londoner Ausgabe fehler- und mangelhaft veröffentlicht worden; die Collationen desselben sind jetzt in Händen Carl Beers, der uns den wahren Gehalt des Ravennas wohl bald erkennen lassen wird; der Augustanus ist nach Brunck von Bernhard Thiersch abermals und mit großer Genauigkeit verglichen worden; Referent nahm sich jedoch die Mühe, jenen Codex gleichfalls, zumal in schwierigen Stellen zu revidiren und fand hiebey noch manches zu berichtigen

oder zu ergänzen, was bey der Beschaffenheit der Schrift den Vorgängern nicht zum Vorwurf gereicht; denn wenn B. Thiersch gegen Brunck sich ausspricht, welcher zu V. 93. der Lysistrate bemerkt hatte: minutissimis calami ductibus exaratum esse codicem Augustanum, so muß ich das Urtheil Brunck's unterschreiben, wenigstens sind es minuti ductus und verlangen, obschon der Codex gut erhalten ist, ein scharfes Auge. Ich werde der Uebersicht halber meine Anmerkungen am Schluß der Anzeige zusammenstellen, und zugleich einiges über die Juntina berichtigend beyfügen. Während die Thesmophoriazusen allein aus diesen drey Quellen bekannt sind, geben zur Lysistrata noch fünf andere Manuscripte ihren Beytrag, verschiedenen Ursprungs und Werthes: die Parisii Regii (A) und (B), der Vossianus Leidensis (V), der Florentinus (Δ) und der Vaticanus Palatinus, worüber, so wie von den Scholien nach Dindorfs Refer. ungesehener Ausgabe (Oxford 1838) in der Vorrede das Nöthige beygebracht ist. Die von Fr. Dübner in der schönen Pariser Ausgabe (Scholia Graeca in Aristophanem. Parisiis editore Ambrosio Firmin Didot. MDCCCXLII.) zuerst bekannt gemachten Apographa des Claudius Puteanus hat Hr. Rob. Enger in den Addendis, so weit sie differiren, vollständig ausgezogen.

In der Benützung des gegebenen Materials und Aufzählung des von den Interpreten oder Kritikern Geleisteten ist Hr. R. Enger so gewissenhaft, daß man sich eher über ein Zuviel als Zuwenig beklagen könnte. Wozu könnte einer fragen, um nur einige Beyspiele zu geben, Lysistr. V. 28. die Angabe *ποὔ τι*: *ποντι* Aug.? V. 87. *ποσ'*: *πόσ'* Junt.? V. 139. *χὰρ ἐσμεν*: *χὰρ ἐσμὲν* Aug.? V. 201. *ἡσθείη*: *ἡσθείη* Aug. Junt.? V. 223. 4. *τοὐμῷ*: *τῷ 'μῷ* Aug. *τῷ μῷ* Junt.? wo genau genommen *τῷ 'μῷ* Aug. *τῷ μῷ* Junt. angegeben seyn müßte. V. 390. *οὐ 'γώ*: *οὐ 'γώ* Aug. *οὐ γώ* Junt. *οὐ 'γώ* V. apogr.? V. 400. *τἄλλα δ'*: *τ' ἄλλαδ* Aug. *τἄλλαδ'* Junt., wo beyde ganz klar, jener *τ' ἄλλα δ'*, diese *τἄλλα δ'* bieten? V. 490. *χοἱ*: *χ'οἱ* Aug. *χ'οἱ* Junt.? V. 544. *ἔτιχ'*: *ἔτιχ'* Junt.? V. 726. *πάσας τε*: *πάσας τὲ* Aug., der hier wieder, was im Text steht, ganz deutlich gibt? V. 782. *τιν'*: *τίν'* Junt.? (ebenso hat Aug.) V. 785. *τις*: *τίς* Aug. Junt. — Vulgo etiam *ὅς* huic versui additur; allein der Aug. hat genau betrachtet *τὶς ὅς | φεύγων*. die Junt. *τίς ὅς | φεύγων*. oder gar wie V. 909. *παιδίον*: *ταιδίον* typothetae errore apud Bekkerum?! ebenda *'κποδὼν*: *'κποδὼν* B. Junt. was man, wenn will, auch dem Aug. ablesen kann. V. 1062. apud Brunckium typothetae errore *τέτυχ'* scriptum, non *τέσυχ'* (ebenfalls ein error typothetae statt *τέθυχ'*) ut est apud Dindorfium, quam mendam securus (!) describi jussit Bekkerus in Commentariis? Wer wird solche Kleinigkeit einem solchen Mann in die Tasche schieben? Dieß wenige wird zeigen, wie schwer es ist, im Kleinen accurat zu seyn, wie leicht, dabey Aergerniß zu geben. Doch diese Kleinigkeiten sollen dem Werthe der Arbeit keinen Abbruch thun. Daß Hr. R. Enger vieles mit Klarheit und richtigem Gefühl erörtert und verbessert hat, möge aus der Betrachtung einzelner Stellen, zunächst der Lysistrate, erkannt werden.

Mit Recht ist V. 20. Hermanns Emendation *τἄρ' ἦν* aufgenommen; V. 118. nach Bergk *ἰδῆν*. V. 130. nach Reisig und Dobrée *ἔγωγ' ἄν*. V. 141. *τὸ πρᾶγμα σωσόμεσθ' ἔτι*. V. 156. *γυμνάς*. V. 183. *ὁμιούμεθα* nach Elmsley. Treffend ist die Bemerkung zu Vers 328. über den Gebrauch von *μόλις* und *μόγις* bey den Attikern und wohl richtig hier *μόλις* nach Dindorf aufgenommen, der jedoch in der Ausgabe von 1830 noch *μόγις* hat. V. 364. ist die Lesart der Codd. *σοι 'κκικῶ τὸ γῆρας* restituirt mit Hinweisung auf den Scholiasten des Rav. V. 398. *ἀκολαστάσματα* mit Dindorf nach Dobrée, gestützt auf Lex. Sang. in Bekk. Anecd. Graec. I. p. 367. 20, wo die Lesart *ἀκολαστάματα* auf dem nämlichen Irrthum beruhe, wie in Aristoph. Thesmoph. V. 198. der August. *τεχνάμασιν* statt *τεχνάσμασιν* biete. V. 436. wird Berglers Fassung der Worte *δημόσιος ὢν*: quamvis publicus sit minister gegen Brunck vertheidigt, der sie mit dem vorhergehenden *προσοίσει* statt mit dem folgenden *κλαύσεται* verband, nur sey genauer quum sit publicus minister zu setzen. V. 459. ist die leichte Aenderung Wakefields und Dobrées *ἀράξετε* statt

ἀρήξετε mit Zuversicht aufgenommen. V. 465. die Lesart des Rav. Aug. und der Junt. μὰ τὸν Ἀπόλλω, welche die Herausgeber seit Küster mit Ausnahme Berglers verstoßen hatten, zurückgerufen und sichergestellt. Schön ist die Entdeckung von dem Ausfall zweyer anapästischer Tetrameter bey V. 517. und die zu V. 532. gegebene Rechtfertigung und Darlegung der metrischen Verhältnisse von V. 531 — 607. vollständig überzeugend. V. 565. bedurfte die Aufnahme von δυναταὶ nur der Autoritätsangabe, wie es Hr. Enger auch thut. Mit Recht weist derselbe die V. 606. 607. dem Koryphäen zu und theilt den V. 609. also ab:

ποιεῖ μ' ἄθυμον, περιπατεῖν τ' ἄνω κάτω.

Das winzige τ' hat nämlich manchem Schwierigkeit gemacht, indem τἄνω gelesen wurde; selbst ein Porson und Dobrée machten Conjecturen, und unser Herausgeber bemerkt noch: περιπατεῖν τἄνω libri et editiones praeter Dindorf. et Both. — τἄνω ineptum esse intellexit Brunckius in adnotatione, τ' ἄνω scribendum et cum Regio B. comma post ἄθυμον ponendum esse ratus. — Welche Mühe hätte erspart werden können, wenn man früher gewußt hätte, daß der Aug. und die Junt. ganz leserlich τ' ἄνω bieten! V. 720. hatte die Bedeutung des διαλέγουσαν gegen Brunck kaum so heftig vertheidigt zu werden verdient; passender ist, was hier gegen Dindorf bemerkt ist, doch keineswegs nothwendig. Gut ist die Note zu V. 735. über ἄμοργις und ἀμοργίς; ingleichen die Erklärung des τὰ δ' ὑπέρτερα νέρτερα θήσει. V. 772. und V. 784. die Verbindung des οὕτως mit dem Folgenden: ἦν νεανίσκος. V. 852. ist nach Bentley's sicherer Verbesserung Πεονίδης geschrieben, was außer dem Schol. Rav. auch der Putean. bestätigt: nach eben diesem V. 888. ταῦτ' αὐτὰ δή 'σθ' ἃ κἄμ' ἐπιτρίβει. V. 883. ist mit dem Aug. ἐστὶν zu schreiben. V. 919. ist καλῶς richtig mit δύλη 'σὶν verbunden. Klar und bestimmt ist, was Hr. E. bey V. 943. über die Partikeln εἰ μή — γε beybringt. Allerdings haben diese die Eigenschaft, vorher Negirtes noch stärker hervorzuheben; jedoch liegt in ihnen zugleich der Schein, als brachte man einen Ausnahmsfall des Vorherigen dazwischen; daher die restringirende Kraft dieser Partikeln. So hier: οὐχ ἡδὺ τὸ μύρον — τουτογὶ, εἰ μὴ διαπριπτικόν γε κοὐκ ὄζον γάμον. Vielleicht wäre es daher noch geeigneter, den also verbundenen Wörtchen eine vis restringendi statt affirmandi beyzulegen. Nicht zu übersehen scheint das Schol. Put. mit dem Zusatz: δηλοῖ δὲ τὸ κακέμφατον. V. 982. steht Bentleys Emendation σὺ δ' εἶ τί; πότερ' ἄνθρωπος ἢ Κονίσαλος mit Recht im Text; mit Recht wird Dindorf getadelt, der jene nicht einmal erwähne, mit Unrecht Bekker statt des Setzers oder Compilators. V. 1053. hat die Conjectur Burges' mit Bergks Berichtigung: ὡς πλέω 'στὶν ἄχομεν βαλάντια die verdiente Aufnahme gefunden; V. 1088. die Reisig's: χαὔτη ξυνάδει χἀτέρα ταύτῃ νόσος, mit der richtigen Erklärung: et hic Atheniensium et altera Lacedaemoniorum morbus consentiunt isto modo. — V. 1105. ist der Name „Lysistratos" richtig nur als Scherz, ohne Anspielung auf eine bestimmte Person genommen. Sehr passend ist zur Erklärung des V. 1133. ἐχθρῶν παρόντων βαρβάρων στρατεύμασιν | Ἕλληνας ἄνδρας καὶ πόλεις ἀπόλλυτε die Stelle des Horaz Od. I, 2, 21: Audiet cives acuisse ferrum, quo graves Persae melius perirent — angeführt. Das Drastische, was im V. 1148. liegt, hat Hr. E. gegen die Einfälle älterer und neuerer Interpreten bündig geschützt. V. 1159. ist ὑπηργμένων γε πολλῶν κἀγαθῶν ebenso passend, wie V. 1174. ἐγὼ δὲ κοπραγωγὴν γὰ λῶ ναὶ τὼ σιὼ aufgenommen.

Wie Hr. E. in den bisher angeführten Stellen unsrer Meinung nach das Wahre getroffen hat, so glauben wir, ihm in den folgenden die Aufnahme oder Auffindung und Begründung des der Wahrheit zunächst Liegenden unbedenklich zugestehen zu dürfen. So billigen wir V. 149. καθοίμεθ'; V. 155. τὰ μᾶλά πα; V. 173. οὐχ ἃς πόδας γ' ἔχωντι noch Valckenaer; V. 235. ἐμπλεῖθ' ἡ κύλιξ mit Buttmann; V. 281. ὠμῶς; V. 377. λουτρόν γ' ἐγὼ παρέξω, nach Bentley; V. 384. ἀμβλαστάνης nach Reisig; V. 509. καίτοὐκ mit Reiske und Dobrée; V. 560. Bothes Vorschlag: ὅταν ἀσπίδα τις καὶ Γοργόν' ἔχων εἶτ' ὠνῆται

κορακίνους; V. 600. χοιρίον ἔσται nach Elmsley; V. 634. αὐτό sammt der gegebenen Interpretation zu diesem und dem vorhergehenden Vers; V. 740. τουτουΐ nach Dindorf's Vorausgang mit Bentley. V. 843. σινηπεροπεύσω σοι παραμένουσ' ἐνθαδί nach Porson. V. 906. Hrn. E. eigenen Vorschlag: ὦ μύρτιον statt μυρρίνιον oder μύρριον der Codd.; V. 915. τρέποιτο nach Dindorf; nach eben diesem V. 958. τὴν τιτθήν; V. 1017. σοὶ βέβαιον ἐμ' ἔχειν φίλην nach Hermann; V. 1162. ἁμὲς γα λῶμες nach Koen. ad. Gregor. p. 252. Daß in τοὔγκυκλον eine feine Zweydeutigkeit enthalten ist, läßt die ganze Stelle ihres obscönen Charakters wegen vermuthen, wenn auch gerade nicht das, was Bothe anführt; V. 1164. ἄσπερ. Probabel scheint ferner das, was bey V. 321. über den Chor und seine Gliederung aufgestellt ist; V. 615. die Erklarung von ἐπαποδυώμεσθ' exuendo nos praeparemus; sowie V. 637. die der Worte ἀλλὰ θώμεσθ', ὦ φίλαι γρᾶες, ταδὶ πρῶτον χαναί. V. 798. scheint auch uns die Lesart κρόμμυόν τἄρ' οὐκ ἔδει tadellos und die Explication des einen Scholiasten: οἷον κλαίσει καὶ χωρὶς κρομμύων · ἢ ὅτι δακρύεις (δακρύσεις hat richtiger der Putean. bey Dübner) καὶ χωρὶς τοῦ κρόμμυον ἰσθίειν dazu stimmend, so daß Bentleys obwohl leichte Aenderung κρομμύων ἄρ' οὐ δεῖ: non opus est tibi cepis ut fleas überflüssig ist.

(Fortsetzung folgt.)

Euripides restitutus sive scriptorum Euripidis ingeniique censura, quam faciens fabulas quae exstant explanavit examinavitque, earum quae interierunt reliquias composuit atque interpretatus est, omnes quo quaeque ordine natae esse videntur disposuit et vitam scriptoris enarravit J. A. Hartungus.

(Schluß.)

Eine solche Laxheit der Composition zeigt sich z. B. unverkennbar in den Phönissen, deren letzter Theil uns beynahe unter den Gesichtspunkt einer ἐπεισοδιώδης πρᾶξις, worüber Aristoteles im 9. Cap. der Poetik spricht, zu fallen scheint. Daß aber ein solcher Vorwurf die Hecuba nicht trifft, dieß ist durch die Bemühungen unseres Verf. und der anderen genannten Kritiker hinlänglich dargethan, und es muß zugestanden werden, daß rücksichtlich der Idee und des philosophischen Gehaltes das Stück zu den tiefsten des Dichters gehört und bereits den Grundgedanken enthält, den der Dichter, welcher der sittlichen Bedeutung des trojanischen Krieges ein besonderes Studium zugewendet zu haben scheint, in der troischen Tetralogie noch ausführlicher dargestellt hat, worüber Schöll's Untersuchung in den Beyträgen zur Kenntniß der tragischen Poesie der Griechen nachzulesen ist.

Viele Punkte, zu deren Besprechung das inhaltsreiche Werk Anregung bietet, müssen wir unberührt lassen, um die Ausdehnung unserer Anzeige, die ohnedieß zu etwas größerem Umfange angewachsen ist, nicht noch zu erweitern. Hat es Ref. nicht vermieden, den Widerspruch, zu welchem er sich durch die polemischen und rhetorischen Tendenzen der Schrift vorzugsweise gedrungen fühlte, rückhaltslos darzulegen, so geschah es in der Ueberzeugung, daß der Verf., der für sich das Princip unumwundener Offenheit so entschieden in Anspruch nimmt und durchführt, dieselbe auch anderen nicht verübeln und am allerwenigsten eine Verletzung persönlicher Verhältnisse, deren Wahrung uns durchaus am Herzen liegt, darin wird erblicken wollen. —

Cron.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. März.

Nro. 58. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Aristophanis Comoediae cum scholiis.

(Fortsetzung.)

V. 814. wird wegen der Antistrophe eine Lücke statuirt, und allerdings kann nach ᾤχεθ' ὑπὸ μίσους am ersten eine Erweiterung des Gedankens angenommen werden. V. 838. verweist Hr. E. wohl richtig auf den Schol. des Rav. zu 839., es ist das nämliche derbe Wortspiel wie V. 852. Man vergleiche auch V. 1105. V. 1001. wird ἀπηλαα ν gelesen, was der ⌟ und der Scholiast stützen dürfte.

Um dem verdienten Herausgeber zu zeigen, daß Ref. seine Ausgabe mit Sorgfalt gebraucht, betrachtet derselbe noch einige Stellen, in denen er mit ihm nicht gleicher Meinung seyn kann. Wenn Hr. E. V. 31. nach Dobrées allerdings gefälliger Conjectur; ἐπ' ὀλίγου γ' ὠχεῖτ' ἄρα also ändert: ἐπ' ὀλίγου γ' ὀχεῖτ' ἄρα, so scheint Ref. diese Emendation erstens unnöthig und dann nicht mehr gerechtfertigt, als der Ausdruck der Vulgata: ἐπ' ὀλίγου γὰρ εἴχετο, wo nur γὰρ ungewöhnlich gesetzt ist, wie Hr. E. richtig bemerkt. Denn wie die Redensart ἔχεσθαι ἐπ' ὀλίγου, so ermangelt auch ὀχεῖσθαι ἐπ' ὀλίγου eines analogen Beyspieles, wofür man Aristoph. Eqq. 1244: λεπτή τις ἐλπίς ἐστ' ἐφ' ἧς ὀχούμεθα nicht gelten lassen kann. Was aber in jener Redeweise tadelnswerth wäre, sehe ich nicht ein, und der Unterschied von ἔχεσθαι ἐπί τινος und ἔχεσθαί τινος, was Bothe dafür erwartet, fühlt Jeder. Wenn ferner Hr. E. am Imperfectum Anstoß nimmt — „quod explicari vix potest" — so erklärt sich dieß leicht aus dem Zusammenhang. Auf die großsprecherische Aeußerung der Lysistrata — ὅλης τῆς Ἑλλάδος | ἐν ταῖς γυναιξίν ἐστιν ἡ σωτηρία, paßt es ganz gut, wenn Kalonike, bedenklich und ironisch zugleich, einfällt: ἐν ταῖς γυναιξίν; ἐπ' ὀλίγου τἄρ' (denn so ist zu lesen) εἴχετο· etwa unser: die Rettung von Hellas ruht auf den Weibern? Traun, dann stand's freylich schlecht. V. 43. behalte ich die Lesart der Codd. ἐξηνθισμέναι gegen Clem. Alex. bey, der ἐξανθισμέναι hat. V. 50. hätte vielleicht auf die laxe Zweydeutigkeit des Ausdrucks hingewiesen werden können, in der Kalonike Meisterin ist, wie z. B. V. 60. — V. 66. ist wohl mit Anschluß an die Codd. αἱ δ' αὖ χ' ἕτεραι χωροῦσί τινες zu lesen, vgl. V. 65. u. 78. Zu V. 67. genügt kaum der bloße Scholiast. Wenigstens sollte eine nähere Erklärung, etwa aus den Parömiographen, beygegeben seyn, zumal da Zenob. II, 55. (ed. Gaisford) unsre Stelle erwähnt, wo Schott das ähnliche Camarinam movere anzieht.

V. 102. sq. Die Personenvertheilung dieser und der folgenden Verse, wonach V. 102. 103. Kalonike, 104. Lysistrate spricht, halte ich nicht für richtig; auf die Worte der Lysistrate (V. 100. 101.): εὖ γὰρ οἶδ' ὅτι πάσαισιν ὑμῖν ἐστιν ἀποδημῶν ἀνήρ, bestätigen die drey Frauen ihre Behauptung, gerade, wie ebendieselben gleich nachher auf die Frage Lysistratens (V. 111. 112.)

ἐθέλοιτ' ἂν οὖν εἰ μηχανὴν εὕροιμ' ἐγὼ
μετ' ἐμοῦ καταλῦσαι τὸν πόλεμον;

alle drey ihre Beyhülfe zusagen. Der V. 124.

ist rhythmisch fehlerlos und nach der Vulg. zu seinem Inhalt viel harmonischer, als nach der Aenderung des Herausg. V. 136. gab Dindorf nach Bentley's Vorgang die Worte: κἀγὼ βούλομαι διὰ τοῦ πυρὸς der Myrrhine. Hr. E. bemerkt dazu: Atticae mulieris sunt sane haec verba, tantum non Myrrhinae, quae jam dixerat οὐκ ἂν ποιήσαιμ', ut insulsum (!) sit Lysistratae interrogationem τί δαὶ σύ; velle ad eam referre. Allein nach dieser Argumentation wäre auch wenigstens überflüssig, was Lysistrate zu Kalonike sagt, die ja auch schon ihr „Nein" gesprochen: μὰ Δί' οὐδ' ἔγωγ' ἄν — ἀλλ' ὁ πόλεμος ἐρπέτω-; wie dort Kalonike der Myrrhine, so betet hier Myrrhine der Kalonike nach: Κ. διὰ τοῦ πυρὸς ἰξίλω βαδίζειν. Μ. κἀγὼ βούλομαι διὰ τοῦ πυρός. Wozu wegen dieser drey Worte eine neue Person einführen? V. 151. ist δίλτα παρατετιλμέναι wohl nicht gleich τὸ δ. π. Siehe jetzt Hermann. Zeitschr. f. d. Alterthumsw. 1845. 7. 78. p. 621.*) V. 166. möchte ἀνὴρ zu lesen seyn. — V. 171. πᾶ κά τις ἀμπείσειεν αὖ μὴ πλαδδιῆν; haben die Schol. die Erklärungen: μὴ παραφρονεῖν — μὴ πολεμεῖν . μὴ πλησιάζειν. Herr E. verweist auf Koen. ad Gregor. Corinth. p. 229., welcher dieß Wort mit nugari, delicias facere übersetzt. Sollte hier Aristophanes durch den Mund der Lacedämonerin dem Athenervolk nur seine Zungen-Zügellosigkeit und seinen Leichtsinn vorhalten wollen? Woher die so verschiedenen Scholien? Liegt etwa in πλαδδιῆν ein dialektisches Wortspiel, was an πλάτη dem Begriff nach erinnerte? Denn die Schiffe und das Geld sind vorzüglich der Schrecken der Spartanerin. (V. 173. 174). Nicht geringe Schwierigkeiten bieten die V. 262. ff.

κατὰ μὲν ἄγιον ἔχειν βρέτας,
κατὰ δ' ἀκρόπολιν ἐμὰν λαβεῖν
κλῄθροις δὲ καὶ μοχλοῖσι
τὰ προπύλαια πακτοῦν; —

denen in der Antistrophe correspondiren V. 277. ff.

φέρετο θώπλα παραδοὺς ἐμοὶ
σμικρὸν ἔχων πάνυ τριβώνιον,
πινῶν, ῥυπῶν, ἀπαράτιλτος,
ἔξ ἐτῶν ἄλουτος.

Denn erstlich entsprächen sich nach der gewöhnlichen Lesart zwey Verse von ungleichem Rhythmus (262. 263. u. 277. 276.):

⏑ ⏑ ⏑ | ⏑ ⏑ ⏑ | ⏑ | ⏑ — und
— ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | ⏑ | ⏑ ;

zweytens zeigen die folgenden Verse offenbar eine Corruptel. Jene erste Erscheinung wollte zwar Dindorf ad Aristoph Avv. 333. rechtfertigen, indem jene Tribrachys als Ausdruck heftiger Bewegung des Gemüths den vollen Dactylen der Antistrophe entsprächen; so wie bey den Tragikern zwölf kurze Sylben in den spondeischen Anapästen nur vier Anapäste von unvollständiger Messung wären; allein das Fehlerhafte, ja Unstatthafte dieser Annahme hat Hermann ad Euripid. Iphig. Taur. 192. nachgewiesen: so könne jede Unebenheit und Ungleichheit des Metrums entschuldigt werden. Ebenda hatte Hermann vorgeschlagen, den Ausgang der Antistrophe also zu ordnen:

πινῶν ῥυπῶν
ἀπαράτιλτος ἔξ ἐτῶν ἄλουτος,

in der Strophe aber zu schreiben:

κλῄθροισι δὲ
τὰ προπύλαια καὶ μοχλοῖσι πακτοῦν.

Den Numerus der beyden vorhergehenden Verspaare glaubte er so herzustellen, indem er schrieb:

φέρετο δ' ὅπλα παραδοὺς ἐμοί,
σμικρόν τ' ἔχων τριβώνιον — .

Hr. E. meint der antistrophische V. 279 könne leicht hergestellt werden, wenn man statt ἀπαράτιλτος, was nur aus einem Glossem entstanden, ἄκαρτος einsetze. Dieß ist unglaublich. Richtig dagegen, wenn er den V. 277. 278. folgenden Rhythmus anweist: ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑. Allein damit ist es noch nicht abgethan und fest steht, was Hermann jüngst wieder Zeitschr. f. d. Alterthumsw. 1845. 7. S. 622. bey Behandlung dieser Stelle erinnert hat: „Auch bey den Komikern respondiren sich in antistrophischen Stücken meistens die Verse Silbe für Silbe und, wo das nicht seyn kann, muß doch stets der Rhythmus rein gehalten werden." Daß die Kataleris der Strophe hinke, sah Hermann gewiß richtig; er ergänzt sie einstweilen also:

*) Wir erhielten dieses Heft nach der Prüfung des angezeigten Buches.

κλῄθροις δὲ καὶ μοχλοῖσι αὐ-
τὰ τὰ προπύλαια πακτοῦν .

Die Antiſtrophe aber reſtaurirt er mit theilweiſe näherem Anſchluß an die Codd., von denen der Aug. φ̓χεθ' ὅπλα bietet:

φ̓χεθ' ὅπλα τε παραδοὺς ἐμοί
ἔχων τε πάνυ τριβώνιον
σμικρὸν, πινῶν, ἀφ' ἑξ ἑτῶν
ἄλουτος, ἀπαράτιλτος.

Auf dieſe Weiſe fiele ῥυπῶν als Erklärung von πινῶν weg; in ähnlicher Geſellſchaft ſteht es aber Avv. 1282, eine Stelle, die Herr E. citirt. Daher möchte ich faſt den zweyten und dritten Vers alſo leſen:

σμικρόν τε πάνυ τριβώνιον,
πινῶν, ῥυπῶν, ἀφ' ἑξ ἑτῶν —

ſo daß Kleomenes in noch lächerlicher Weiſe ſeinen Abzug hält.

V. 299. tadelt Hr. E. Dindorf, welcher Berglers Note zu dem Ausdruck Δήμιον τὸ πῦρ, wonach eine dreyfache Deutung in dieſen Worten läge, aufgenommen hatte. Dabey ſtellt er den Satz auf: tenendum enim in interpretatione non licere poetae ad plures res uno vocabulo alludere: quo omnis sententiae vis tollitur. Ref. ſieht weder die Negation jener Licenz als allgemein geſetzmäßig ein, noch den Schluß als folgerichtig. V. 337. nahm Hr. E. Reiſig's Vorſchlag in den Text: δεῦρο, τριτάλαντόν τι βάρος, dem in der Strophe: ὑπό τε νόμων ἀργαλέων entſpräche. Allein erſtlich iſt jene Conjectur ziemlich kühn und ferner noch die Frage, ob die metriſche Verſchiedenheit nicht auf eine weitere Corruptel hinweiſt; denn wenn man VV. 324. 325. als dimetriſche Choriamben, in denen nur der erſte aufgelöſt iſt, annimmt, ſo iſt wohl zu vermuthen, daß der Dichter in der Antiſtrophe das nämliche gethan hat. Verſchiedenes hat Hermann Epit. Doctr. metr. II. ed. p. 157. und Zeitſchr. f. d. A. 1845. VII. p. 623. vorgeſchlagen. V. 416. ſchreibt Hr. E. ganz richtig: ὦ σκυτοτόμε, τοῦ τῆς γυναικός μου ποδός. V. 417. nach Reiſig: τὸ δακτυλίδιον ἐμπιέζει τὸ ζυγόν — die Codd. haben πιέζει, die fehlende Sylbe iſt verſchieden ergänzt worden, Bothe δακτυλίδιον ἐν, Dobrée συμπιέζει, Hermann γὰρ πιέζει. Ich hielte σοὶ πιέζει für draſtiſcher; vgl. V. 408. V. 439. ff. hätte man nach Hrn. E. Vertheilung der Verſe den Probulos, die Lyſiſtrate und drey Frauen in Activität; von letzteren wird wohl eine weichen müſſen; wie Hr. E. ſelbſt die V. 439. 440. der γυνὴ ἁ zuweiſt, ſo werden V. 447. 448. wieder die Lyſiſtrate, nicht die γυνὴ γ' treffen, wie C. Beer über die Zahl der Schauſpieler S. 88. gezeigt hat, der auch über die dunklen Worte V. 452. ff. eine plauſible Deutung giebt, wenn überhaupt in τέτταρες λόχοι etwas zu urgiren iſt.

Letzterem ſtimme ich auch bey in der Perſonenvertheilung V. 502. ff. Den V. 524. lieſt Hr. E. nach einem der Vorſchläge Dobrées:

οὐκ ἔστιν ἀνὴρ ἐν τῇ χώρᾳ. Μὰ Δί',
οὐ δῆτ' εἴφ' ἕτερός τις.

doch mit der behutſamen Clauſel: recepimus etsi revera illud ab Aristophane esse profectum non contenderimus. Den Sinn des Verſes haben die Scholiaſten zweifelsohne getroffen, von denen der eine: οὐκ ἔστιν ἀνὴρ ἐν τῇ χώρᾳ: λείπει ἔφη. οὐκ ἔστι πολέμιος ἐν τῇ χώρᾳ μὰ Δί' οὐ δῆθ' ἕτερός τις ἔφη. — ἢ οὐκ ἔστιν ἀνὴρ ἐν τῇ Ἀττικῇ λόχοι ἄξιοι ἡμῶν. — ein andrer: οὐ μὰ τὸν Δία οὐκ ἔστιν ἀνὴρ ἐν τῇ πόλει-; der dritte, beyde zuſammenfaſſend: ἐν Ἀττικῇ οὐκ ἔστιν ἀνὴρ λόγου ἄξιος ἡμῶν, δηλονότι οὐκ ἔστι πολέμιος ἐν τῇ χώρᾳ. ἢ ἄλλος τις ἔφη οὐκ ἔστιν ἀνὴρ ἐν τῇ πόλει. Die Pointe liegt in der doppelten Geltung von ἀνήρ, ἕτερός τις laßt ſich leicht als Gloſſem erkennen, ſo daß etwa folgendes zu leſen ſeyn wird:

οὐκ ἔστιν ἀνὴρ ἐν τῇ χώρᾳ — Μὰ Δί'
οὐ δῆτ' ἐνθα γ' ἀνὴρ εἷς.

Die Perſonenvertheilung von V. 758—761. hat C. Beer l. c. einfacher und paſſend beſtimmt. Den V. 768. hält Ref. für fehlerfrey. So verdienſtvoll die von Elmsley gemachten metriſchen Unterſuchungen ſind, ſo muß doch auf die durch den Sinn eintretenden Pauſen innerhalb eines und desſelben Verſes ein Gewicht gelegt werden, welche eine gewiſſe Freyheit bedingen, ohne jene Geſetze

aufzuheben. Deshalb kann Ref. auch die sorgfältigen Erörterungen des Hrn. Herausgebers in der Praefatio nicht unbedingt unterschreiben. V. 804. bey Erwähnung des Phormion möchte man den Frauen gegenüber zugleich an das denken, was der Scholiast zu den Ran. 97. anführt. — V. 832. τοῖς τῆς Ἀφροδίτης ὀργίοις εἰλημμένον. Rav. Junt. bieten εἰλυμμένον. Aug. εἰλυγμένον aber ead. m. corr. εἰλυμμένον. Daher scheint εἰλιγμένον das ächte. Kinesias nennt sich nachher V. 846. selbst ὥσπερ ἐπὶ τροχοῦ στρεβλούμενον. Auffallend ist Schol. Putean. κεκαλυμμένον, wo vielleicht κεκαμμένον zu lesen wäre?

V. 928. ist mit bloßer Hinweisung auf den Scholiasten kaum hinreichend erklärt; dieselbe Autorität bekräftigt nicht V. 944. τάλαιν' ἐγὼ τὸ ῥόδιον ἤνεγκον μύρον, statt Ῥόδιον, denn beyde Salben, von Rosenöl oder aus Rhodos, können nicht als schlechte Waare gelten, wie es der Zusammenhang mit sich brächte. Ganz treffend ist Hermanns leichte Aenderung: ἐγὼ οὐ κ. τ. λ. V. 949. ff. Da statt ὑπολύομαι V. 950. A. Δ. ἀποδύομαι geben, möchte ich die ganze Stelle so lesen und fassen. Auf die dringende Bitte des Kinesias:

μή μοι φέρε | μηδέν

erwiedert Myrrhine:

ποιήσω ταῦτα νὴ τὴν Ἄρτεμιν.
ἀπολύομαι γοῦν. ἀλλ' ὅπως, ὦ φίλτατε,
σπονδὰς ποιεῖσθαι ψηφιεῖ.

i. e. faciam haec: nihil afferam nec videlicet me ipsam. ergo absolvor. at tu, sodes, ages de pactis. So wird der für Kinesias so schmerzliche Abgang Myrrhines schon durch ihre Worte motivirt. V. 963. glaubt Hr. E. ποία ψυχὴ halten zu können, da nur νεφρὸς vorausgehe und vergleicht Nubb. 711. Allein hier hat ψυχὴ sein eigenes Verbum, wie die übrigen verschiedenen Nomina gleichfalls ihren entsprechenden Verbalbegriff; dann paßt die angezogene Stelle überhaupt nicht als Analogon, und wozu hier Parallelstellen? fragt man sich, ob ποία ψυχὴ zu den vorausgehenden und folgenden Substantiven seiner Natur nach harmonirt, so ist das Gefühl dagegen und Brunck's ποία ψωλὴ gewiß am rechten Ort. V. 1035. ist die allgemeine Schreibart:

ἀλλ' ἀποψήσω σ' ἐγὼ καίτοι γε πάνυ
πονηρὸς εἶ

unangetastet zu lassen.

Wie V. 1079. zu verstehen sey, hat Hr. E. dem Einzelnen überlassen; die höchst abweichende Notiz des Scholiasten hält er für der Untersuchung unwerth und dennoch läßt uns diese allein einen Sinn der Textesworte errathen; ihre Herstellung hat Hermann l. c. gezeigt. V. 1109. war Bentley's Vorschlag δεινήν, δειλήν vorderhand unbedingt aufzunehmen. Mit welchen Gesticulationen Lysistrate V. 1167 gesprochen und was sich nebenbey der Athener unter χωρίον gedacht, wo χοιρίον so nahe liegt, läßt theils seine folgende Aeußerung vermuthen, theils überhaupt die in diesen diplomatischen Verhandlungen herrschende, man möchte sagen geniale Zweydeutigkeit der eigentlichen Schlagwörter. Ueber die Scene, welche mit V. 1216. beginnt und die theils wegen der Austheilung der Personen theils wegen Erklärung einzelner Verse nicht geringe Schwierigkeiten gemacht hat, habe ich bey einer andern Gelegenheit mich ausgesprochen. Vgl. Gel. Anz. 1845. Nr. 53.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. März.

Nro. 59. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Aristophanis Comoediae cum scholiis.

(Schluß.)

So viel über die Lysistrate. Schade, daß die sonst gefällig ausgestattete Ausgabe durch eine Ueberzahl von Uncorrectheiten, kleinen und großen Druckfehlern übel entstellt ist. Sie aufzuzählen, ware eine leidige Anstrengung: nur sollten nicht Versehen, wie V. 264. das Ausfallen eines ganzen Verses, V. 365. ΧΟΡΟΣ ΓΕΡΟΝΤΩΝ st. Χ. ΓΥΝΑΙΚΩΝ. V. 357. περιπαταξαι st. περικαταξαι. V. 362. καταξάτω st. παταξάτω, V. 386. Schol. συγχλιαντὶς st. σὶ χλιαντὶς, V. 568. ἀτράπτοις st. ἀτράκτοις, V. 641. χγνσ' st. γγνσ', pag. 102. in 6 aufeinander folgenden Versen vier σσ st. σ, 836. in der Note ωι st. ὦ. V. 843. παραπίσοις' st. παραπίοις', V. 1038. ὄρσω st. ὀρσῶ, V. 1150. οὐκ ἐπ' st. οὐκ ἐπ' den Sinn stören oder das Auge beleidigen. Nicht größer war die Sorgfalt des Correctors bei den Thesmophoria zusen, wofür das erste Wort der Vorrede Zeugniß gibt: Tesmophoriazusarum fabulae etc. Doch von diesem Stücke nach Hrn. E. Ausgabe hierorts uns weiter zu verbreiten, hindert der uns gebührende Raum; vielleicht thun wir der gelehrten Welt ohnehin einen bessern Dienst, wenn wir jetzt die Berichtigungen der Lesarten des Augustanus zu den obigen Stücken folgen lassen, da unser physisches Auge für das Gefundene getrost einstehen kann.

Berichtigte Varianten des Augustanus und der Juntina. (Exemplar Victorii). Lysistrata.

V. 22. ὅ, τι.
Ξυγκαλεῖς adnotavit Victor. in Junt.
V. 28. τὸ ῥῆμα τασυλλογον. in corr.
„ 36. πάντας Victor.
„ 38. δηλονότι apud Victor. deest.
„ 45. κωμῳδικοῦ ᾠδάδια. vet. est lin. not.
„ 46. in marg. asteriscus, corruptelae indicium.
„ 81. γὰρ οἰῶ ναὶ σιῶ.
γαρ οἰῶ ναὶ σιῶ Junt.
„ 83. ab hoc versu personae lineola rubra indicatae sunt usque ad v. 240. soli v. 129 Myrrhine praef.
„ 96. ὅ, τι.
„ 223. τῶ 'μῶ. τῷ μῷ Junt.
„ 237. in marg. asteriscus a prim. m. alt. man. corr. σιτεπ. — πᾶσαι; posito signo interrog.
„ 267. Σιτι.
„ 269. ἐμπρήσομι. dub. nam littera o fusa.
„ 326. ἡμιχ. praef. etiam Aug.
„ 350. praef. Aug. στρατύλλα.
α δ
„ 352. praef. Aug. χ ἀν ἀλ i. e. χορος ἀνδρῶν ἁλίπορος. cf. 371. V. 382.
„ 353. Σύρασιν. in loco Thesm. 69. perspicue σύρασι.
„ 356. ὦ add. alt. man.
„ 383. παΐει.
„ 395. ὑποπεπτωκὼς. sed cad. m. corr.
„ 398. ἄσματα. Aug. Junt.
„ 421. Οὐέγ' ὢν Junt.
„ 423. ἀποκέκλεισμαι.
„ 425. σχεδῶ.
„ 427. ποῶν ἄλλ' ἢ ut recte Bruneck.
„ 433. ἀληθές.

V. 491. rubra lineola supra ἐκύκων est novae personae indicium, ead. m. addita, quae per omnem cod. illa signa posuit; haec ipsa post ἐκύκων adiecit:.
„ 504. εἵνεκα ut recte Thiersch.
„ 516. κἂν ὦμωζες γ' εἰ μὴ σίγᾶς. (del. ead. m. circumfl.)
„ 562. πισ γραὸς talis fere lacuna. in marg. *
„ 574. βαλαϛ. compendium, non ζ. in marg. * ss
„ 575. ἐπὶ κλίν (sic).
„ 587. προβ. om. etiam Aug.
„ 592. στρατειάς.
„ 626. τὰς δέ.
„ 633. ἐξῆς.
„ 648. ἆρα corr. ead. m. ἄρα.
„ 683. ποήσω.
„ 709. τ' ἄνω. etiam Junt.
„ 722. κατειλισπωμένην.
„ 726. πάσας τε.
„ 742. ἐπίεσχες.
„ 762. hic v. in marg. adscriptus.
„ 769. ὅ, τι.
„ 782. τίν'.
„ 785. τὶς ὅς. Aug. τίς. ὅς Junt.
„ 806. Μειλανίωνι.
„ 832. εἰλυγμένον. sed del. et ead. m. corr. εἰλυμμένον.
„ 836. δῆτά τις.
„ 837. τίς Aug. Junt.
„ 842. ποήσω.
„ 858. ἀνδρῶν γ' in corr.
„ 911. τοῦ το.
„ 919. δήλη 'στὶ Aug. Junt.
„ 920. κἀγὼκδύομαι. in corr. utrum κ an γ prius natum vix discernas.
„ 930. ἅπαντα δ' ἔχω. sed del. hoc et ead. m. corr. δῆτα.
„ 939. prim. κήν τε βούλει γ' ἤν τε μοι. sed corr. ead. m. ἤν — μή.
„ 951. ποεῖσθαι.
„ 975. ξυνστρέψας. Aug. Junt.
„ 980. πᾷ. ἔστιν Junt. ἐστὶν Aug.
„ 992. λακωνικὰ. corr. ead. λακωνικὴ.
„ 996. ἑστυκαντι.
„ 997. τοῦδε ut Junt.
V. 998. οὐχ. corr. ead. m. οὐκ.
„ 1005. λόγῳ.
„ 1017. πόνηρε.
„ 1026. τὸὐπὶ τῷ 'φθαλμῷ.
„ 1039. πανωλέθροισιν. πανωλέθρων. sed utrobique corr. πανολ.
„ 1084. θ' αἱμάτι' ἀποστέλλοντες.
„ 1112. τοὖργον.
„ 1139. οἰκέτης prim. sed corr. ἱκέτης.
„ 1151. ἐλθόντας.
„ 1180. ἅπασι.
„ 1183. εἴχομεν in corr. fuit ἔχομεν.
o δρ τ'.
„ 1189. praef. Aug. χ ἀν λυ .
„ 1222. in marg. *
„ 1242. praef. λάκων. — Πολυχαρίδα.
„ 1244. ἀναναίους.
„ 1289. περί.
o κεδ
„ 1297. praef. χ Λα . (χόρος Λακεδαιμονίων.)
„ 1302. σιάδδοντι prim. sed ead. m. corr. ψιάδδοντι.
„ 1316. παρ' ἀμπυκίδδετε.

Thesmophoriazusae.

V. 1. Post inscriptionem fabulae sequitur: προλογίζει Μνησίλοχος ὁ κηδεστὴς Εὐριπίδου. id. in Junt. omiss. ὁ.
„ 2. ἐξεωθινοῦ. Junt. sed corr. rubr. col. *) ἐξ ἑωθ.
„ 7. ἆγ' Junt. eod. mod. corr. ἄ γ'.
„ 15. ζῷ ἐν Junt. corr. ζῶ' ἐν. illud etiam Aug. qui ut Junt. αὐτῷ.
„ 27. σίγα νῦν. Aug. Junt.
„ 29. ἐνταῦθ'.
„ 33. in marg. *.
„ 34. οὐ τοί γ'.

*) haec manus corr. per omnem fabulam uti signa interpunctionis ita plura alia apposuit e codice ut videtur.

B. 42. *μελωποιῶν.*
„ 66. *ἱκέτευ'*: Junt. in corr.
„ 69. *ἥλιον.* Junt. in corr.
„ 72. *τουτί; τί.*
„ 88. *τραγωδοδιδάσκαλον* (δοδι lineol. not.)
„ 89. *ἐν θεσμοφόροιν* ut Brunck. adnot.
„ 91. *λέξον θ'* corr. Junt. *λέξονθ'*. *ἤ* corr. in Junt.
„ 96. *ὀυκκυκλούμενος.*
„ 134. *νεανίσκ' εἴ τις εἶ* (corr. fuit *εἰ*).
„ 149. *ποητὴν* Aug. Junt.
„ 150. *ποεῖν* Aug. Junt.
„ 154. *ποῇ.* Aug. Junt.
„ 155. *ἃ δ' οὐ* Aug. *ἀδ' οὐ* Junt.
„ 159. *ἄλλ' ὡς τ' ἄμουσον ἐστιν* (*ὡστ'* in corr. in marg. *).
„ 168. *ποιεῖ* corr. *ποεῖ.* et Junt.
„ 169. 170. *ποεῖ* et Junt.
„ 169. *ὁ . . Ξενοκλῆς.* in m. add. *δ' αὖ.*
„ 171. *ἅπας* delet.
„ 174. *ποεῖν.* et Junt.
„ 185. *δοκῶν.*
„ 196. *καὶ γὰρ . . μενοίμεθ' ἄν.*
„ 200. *καταπύγον.* etiam Junt.
„ 208. *ποήσεις.*
„ 210. *σαυτῷ* prim. sed del. et corr. *σαυτόν.*
„ 211. *ποήσω* et Junt.
„ 212. *δ' ὡτι* pr. sed del. et corr. *δ' ὅτι.*
„ 214. *θοίματιον* pr. sed del. et corr. *θοιμάτιον.*
„ 218. *σὺ μὲν δή.*
„ 222. *ὤμοι.* Aug. Junt. (haec aperte).
„ 228. *μέλει* Junt. in corr.
„ 238. *δᾷδ'* corr. in Junt.
„ 239. *φυλάττου* Junt. in corr.
„ 244. *πρᾶγμα σοι τὰ.* (spat. vac.)
„ 246. *γεγέννημαι,* altero *ν.* inserto. *τὰ* om.
„ 248. *οἰμώζετ' ἄρ' εἰς.* in marg. *.
„ 261. *λάμβανε.*
„ 267. *τό δ'.*
„ 280. *θρᾶττα. καμένων τ. λ.*
„ 281. *ἀνέρχεται* pr. sed corr. *ἀνέρχεθ.*
„ 284. *θράττα.*
„ 290. *καβελτέρου.*
„ 293. *ὦ θρᾶττα γ' ἐκποδών.*
„ 303. *ποῆσαι.* et Junt.
„ 312. *δεχόμεσθα.*
B. 330. *τελέως* vers. finitur in Aug. et Junt.
„ 337. *ἐπιλά* pr. corr. *ἐπὶ βλάβῃ.*
„ 370. *παραστατεῖν* in corr.
„ 373. *Τιμόκλει'* Junt. in corr. ' defuit.
„ 375. *ποεῖν* et Junt.
„ 380. *νῦν* Aug. Junt. *τὸν δὲ.*
„ 410. *πρὸ τοῦ.* corr. *προτοῦ.*
„ 412. *διὰ τοῦ ποσοδί* sed del. et corr. *τ' οὔπος τὸ δί.*
„ 418. *ἔύγγνωσθ'* Aug. *ἔύγνωσθ'* Junt.
„ 443. *ἕνεκ'αὐτῆ.*
„ 450. *ποῶν.* et Junt.
„ 459. *αὖ τί* Junt.
„ 477. *πολλά* pr. corr. *πολλ' ἐκεῖνο.* in marg. *.
„ 492. in marg. *.
„ 498. *εἴρηκέ τω.*
„ 502. *δ' ἐγὼ δ' ἠφασκεν.*
„ 514. *αὐτ' ἐκμάγμασον.*
„ 522. *χ' ἥτις* Aug. Junt. *ἐξέτρεψε* Aug. *χώρᾳ* Junt. ut recte Thiersch.
„ 535. *περὶ ὑβρίζειν.*
„ 544. *τέληκας. η* in corr.
„ 545. *ὡς ἡμᾶς* ut R. Junt.
„ 547. *Μελανίππας* Iunt. in corr.
„ 570. *ποήσω.* Aug. Junt.
„ 585. post *γέροντα* lacuna.
„ 586. *πρὸς* Junt. in corr. (fuit *προς*).
„ 594. *οἴομ' ἔγωγ'* in corr. (fuisse videtur pr. *οἴομαι*).
„ 605. *ἐμεί τις ἤρου.*
„ 606. hic. v. marg. adscr.
„ 609. *τίτθη νὴ δί'.* non 'νὴ,' est interpunctio post *ἐστὶν* super. vers.
„ 612. *πόει* Aug. Junt.
„ 625. *ἔμοιγε.*
„ 631. *τί δὲ μετοῦτο.*
„ 634. *δεῦρο κλεισόσθεινες.*
„ 605. *ὁ δ'. ποῶ* Aug. Junt.
„ 644. *τὸ δὲ ἔκυψε.*
„ 647. *ἄνω καὶ κάτω.* om. *τε.*
„ 663. *πᾶν- ‖ τ' εἴτις.* sed corr. *πάν —.*
„ 664. *λέληθ' ὤν.*
„ 677. *ποεῖν ὅ, τι καλῶς ἔχει* unum versum efficiunt.
„ 724. *ἀντα — μείψομεσθ' ἃ σ' ὥσπερ.*

V. 726. huic. v. praescr. schol. πρὸς τὰς γυναῖκας.
„ 740. σὺ δ'ἐ ἀπόκριναι.
„ 741. αὖτ' ἐγὼ pr. corr. αὔτ'. ante αὔτ' lacuna quidem sed non solemne personae indicium.
„ 746. post γέγονεν personae signum.
„ 751. πόει Aug. Junt.
„ 760. ἐξεκόρησεν σε (ν puncto subscr. not.)
„ 764. πεπόηχ' Aug. Junt.
„ 789. γαμεῖσθ'.
„ 813. αὐτ'ἀπέδωκεν pr. sed corr. ἀντ' ἀπέδωκεν. (quod voluit Bentl.)
„ 842. χρήματα pr. sed del. et corr. χρήματ'.
„ 844. ἀφαιρεῖσθαι Junt. in corr.
„ 847. ἂν εἴη Junt. in corr. οὐκ ἔσθ' ead. in corr. (fuit οὐκέσθ'). τοὐμποδῶν Aug. ut Junt.
„ 881. ἔνδον ἐστ' ἡ 'ξώπιος in corr. fuisse videtur 'ξωπίου, certe fuit paroxytonon.
„ 909. μάλισθ' ἰδον. Aug. Junt.
„ 912. ἐς χάρας in Junt. a corr. marg. adscr. ἐχέρας.
„ 921. οὐκετός.
„ 923. χ'ώ.
„ 942. παρέχω τοῖς γε τοῖς κόραξιν. sed prius τοῖς del.
„ 959. 960. uno quidem v. Aug. sed alt. m. lineola rubra post καὶ vers. divisit.
„ 968. 969. est unus versus.
„ 985. ἀλλεὶ ἀπ' ἀλλ' ἀνάστρεφ'.
„ 1001. praef. τοξότης.
„ 1007. περ ἐγώ - - ἵνα.
„ 1055. νέκυσιν ἐπιπορείαν. in marg. —.
„ 1062. ποεῖν Aug. Junt.
„ 1065. huic v. praef. μνησίλοχος ἀνδρομέδα.
„ 1069. praef. εὐριπίδης ἠχώ.
„ 1083. 4. 5. ineuntibus his vers. σκύθης mediis ἠχὼ praef. alias nonnisi lineola solemnis.
„ 1089. prius κακκάσκιμοι in corr. fuit κακκακισμοι.

V. 1092. ante καὶ vacuum spatium.
„ 1107. praef. κηδεστὴς ἀνδρομέδα.
„ 1108. med. praef. σκύθης. — οὐκ ἰ μὶ λαλῆς σύ.
(obiter inspectum μὴ legas.)
„ 1118. οὐ ζηλῶσι σε.
„ 1126. καὶ μὲν ποήσω. hocce et Junt.
„ 1133. 5. praef. σκύθης.
„ 1149. ἡμέτερον pr. sed. corr.
„ 1155. ἀντώμεθ' ὦ.
„ 1166. post κομίσωμαι spatium vacuum.
„ 1171. πεῖσαι σοι pr. corr. σύ.
„ 1173. ποεῖν Aug. Junt.
„ 1174. κἂν ἀκόλπασον.
„ 1176. praef. σκύθης.
„ 1179. ὄρκησι.
„ 1180. ὡς ἔλλαπρος ὥσπερ ψύλλο κατα τοκώδιο. (λ alt. puncto not.)
„ 1186. κλαυσεῖ γ.
„ 1187. εἰ ἐν καλῇ.
„ 1189. θοιμάτιον. Aug. Junt. ὡρᾶ 'σι νῷν.
„ 1191. ο ο ο πα πα πα πα παῖ.
„ 1195. κάρισο σου τοῦτο.
„ 1197. ἀλλ' οὐκ 'κ' ὠδέν.
„ 1199. τή.
„ 1202. ποεῖς Aug. Junt.
„ 1209. ἐγὼ δή.
„ 1210. praef. σκύθης.
„ 1211. που τὸ γράδιο.
„ 1212. που το γερόντ'.
„ 1215. ὀρτῶς δὲ σὺ βηνῆστι καταβηνῆσι γάρ.
„ 1218. praef. σκύθης.
„ 1219. γέρον τίς Junt. γέρων τίς Aug.
„ 1220. φῆμ' ἐγώ.

Thomas.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. März.

Nro. 60. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

I. Bericht über die Expedition in das nordöstliche Sibirien während der Sommerhälfte des Jahres 1843, von Dr. A. Th. v. Middendorff (Bulletin de la classe physico-mathématique de l'Académie impériale des sciences de Saint Pétersbourg. III. 1845. p. 150, 241 u. 289.)

Ueber das Klima des Taimyr-Landes. Nach den Beobachtungen der Middendorff'schen Expedition von dem Akademiker Baer (a. a. O. IV. S. 315.).

II. Expédition de Sibérie. Voyage de M. Middendorff à Oudskoi; lettre à M. Fuss (a. a. O. IV. S. 18).

Bericht über die Beendigung der Expedition nach Udskoy Ostrog, auf die Schantaren und durch das östliche Gränzgebirge, von Dr. A. Th. v. Middendorff (a. a. O. IV. S. 251).

Unter den in neuerer Zeit unternommenen arktischen Reisen gehören die von Middendorff im nördlichen Sibirien ausgeführten zu denjenigen, welche die bedeutendsten wissenschaftlichen Resultate geliefert haben. An Muth und Ausdauer ist gedachter Reisender hinter keinem andern zurückgestanden, an wissenschaftlichen Kenntnissen möchte er wohl allen vorangegangen seyn. Von seinen sibirischen Reisen gieng die eine in das Taimyrland, der nördlichsten Continentalgegend der alten Welt und also ganz in der arktischen Zone liegend: die andere erstreckte sich von Jakutz nach Udskoy und von da längs der chinesischen Gränze nach Nertschinsk, führte also durch Gegenden, die zwar der Karte nach völlig außerhalb der Polarregion liegen, ihrer klimatischen Beschaffenheit nach jedoch von derselben nicht erheblich abweichen.

I. Der geschichtliche Theil von Middendorff's Reise ins Taimyrland ist schon durch viele öffentliche Blatter bekannt geworden und kann daher übergangen werden; es sollen hier lediglich die wissenschaftlichen Ergebnisse in ihren Hauptresultaten zur Sprache kommen.

Mit dem Namen des Taimyr-Landes bezeichnet Middendorff die Ländermasse, welche nach Norden von dem Flußgebiete der niedern Tunguska getragen, östlich von der Chatanga, westlich von der Pjäsina bewässert wird, in der Mitte aber den Taimyr Fluß und See enthält: an Ausdehnung mag sie der ganzen skandinavischen Halbinsel gleichkommen. Ihr nördlichster Punkt, also Asiens überhaupt, ist das östliche Vorgebirge, das zu $77\frac{30}{4}$ nördl. Breite hinauf reicht. Die wissenschaftlichen Resultate, welche Middendorff aus seiner Bereisung des Taimyrlandes einstweilen vorlegt, sind im Wesentlichen folgende.

Geognosie. Vom Kirchdorfe Dudina (etwa unter $69\frac{10}{4}$) bis an das rechte Ufer des Taimyrflusses ist die ganze Oberfläche ein bald mehr hochebenes, bald und meistens ein mäßig gewelltes Terrain, dessen Wellenberge nur ausnahmsweise sich zu einem fortlaufenden Höhenzuge aneinander fügen, allein nirgends anstehender Fels; eine der ausgedehntesten Diluvialflächen unseres Erdballs, um so

mehr, als sie höchst wahrscheinlich drey Viertel der gesammten Nordküste Asiens bedeckt. Ein bräunlicher Lehm, bald minder bald mehr thon- oder kieselhaltig, ja an manchen Oertlichkeiten Diluvialsand, mit fast gleichen Theilen von bohnen- bis faustgroßen Geschieben durchsetzt, ist der Boden dieses Landstrichs. Auffallend ist das Fehlen größerer Geschiebe; erst an den Ufern des Taimyrflusses beginnt das Revier wahrer erratischer Blöcke und sie bezeugen dort, daß der Stand des Wassers einst um einige 50 Fuß höher gewesen als jetzt. Daß jener Boden wirklich der Diluvialperiode angehört, erweisen die darin vorkommenden Schalen von Mollusken, welche noch jetzt das Eismeer bewohnen, nämlich Fusus antiquus, Buccinum glaciale, Mya aretica, Venus fragilis und Venus minuta Fabr.

Die Steinkohlen, welche der Akademie eingeschickt worden, nicht minder die als kleine Gerölle überall auf der Tundra verbreiteten Steinkohlen, veranlaßten den Reisenden, dem Ursprunge derselben nachzuspüren. Wirklich fand er auch in einem mächtigen, 60 Fuß hohen Absturze des rechten Taimyrufers große Massen von Pechkohle. Der ganze Absturz bestand aus Diluvialsande mit eingestreuten Geröllblocken. In ihm lagerte in großen Nestern Pechkohle, meist mit noch erkennbarer Holzstruktur, theils in äußerer Form noch deutlich ganze Stämme mit ihren Hauptwurzelverästelungen darstellend.

Die Kohle des Taimyrlandes gehört daher nicht der wirklichen Kohlenformation an, sondern ist neuerer Bildung, worüber Middendorff noch weitere Belege beybringt. Er fand nämlich an andern Stellen desselben Absturzes, in dem die Kohlennester stecken, einzelne Baum- und Wurzelknollen, welche je nach der Umgebung vollständig in Brauneisenstein oder in Sandstein verwandelt waren. Einige waren es durch und durch, andere zeigten in der Mitte nur erst halb verwestes Holz u. s. w., alle aber scheinen nach Middendorff's Meinung deutlich zu beweisen, daß das Holz, welches oft Spuren starken Geroltseyns an sich trug, in natura an den Fundort gelangt war und erst hier, schon als gerolltes Treibholz, je nach den verschiedenen Umständen, die verschiedenen Umwandlungen in Holzstein, Brauneisenstein und Pechkohle eingehen mußte.

Selten jedoch findet man das fossile Holz hier unter den eben erwähnten Formen, meist sind es noch wohl erhaltene, nur leichter gewordene oder bituminöse Holzstämme, welche das Innere des ausgedehnten Tundrabodens füllen. Dieses fossile Holz ist es, das unter dem Namen Noahholz seit unbekannten Zeiten den Samojeden, Jakuten, Dolganen und Tungusen während ihres Sommeraufenthaltes auf der Tundra jenseits der Waldgränze als Feuerungsmaterial dient. Da dieses fossile Holz größtentheils stark abgerieben und gerollt ist, vollständig den verstümmelten Gestalten gleichend, welche noch gegenwärtig an den Ufern des Eismeers als Treibholz abgesetzt sind, auch immer nur liegend angetroffen wird, so widerlegt sich dadurch die Meinung, als ob dieses Holz ehemals an Ort und Stelle gewachsen und durch Aenderung des Klimas abgestorben sey.

In dem beschriebenen Diluvialgeröllsande fand M. das einzige vollständige Skelet eines (wenig mehr als halbwüchsigen) Mammuths, horizontal ausgestreckt, und die Knochen ringsum durch einen mit Sand vermengten, zwey Finger dicken dunkelbraunen Mulm von dem übrigen Sande getrennt. Nach Analogie der knochenführenden Höhlen dürfte derselbe, wie M. meint, nichts anders als die Reste des verwesten Fleisches seyn. Er zweifelt nicht, daß vom Ob bis zur Kolyma die Mammuthszähne ganz unter denselben Verhältnissen gefunden werden wie im Taimyrlande.

Erst am Taimyrflusse erhebt sich ein Gebirgszug, der jedoch kaum 1000 Fuß Höhe über der Meeresfläche erreichen mag. Ueber den brennenden Berg, den schon Georgi anführt, konnte M. von Tungusen und Kosaken nur so viel in Erfahrung bringen, daß am Flusse Tamura allerdings ein Berg dampfe und sehr heiß sey, daher auch mitunter zum Trocknen ihrer Kleider benützt werde. Vielleicht ist hier ein Steinkohlenflötz in Brand gerathen.

Meteorologie. Dem hohen Norden können bloß zwey Jahreszeiten, Winter und Sommer, zugeschrieben werden. Die hiesigen Bewohner der Polarzone unterscheiden freylich Frühling und Herbst gleich uns, doch bezieht sich diese Eintheilung vorzüglich auf den Haushalt. Der Frühling beginnt

nach ihnen mit der Zeit, wo die Sonne schon nahe so lange über als unter dem Horizont verweilt, wo die Kälte erträglich wird und man wieder dem winterlichen Thierfange obliegen kann. Er wird gerechnet bis zum Aufgang der Flüsse und begreift einen Zeitraum von $3\frac{1}{2}$ bis 4 Monaten. Das offene Wasser bezeichnet den Sommer, der $2\frac{1}{2}$ bis 3 Monate anhält. Nun folgt der Herbst bis zum Ende Oktobers d. h. bis zu der Zeit, wo anhaltende Dunkelheit, Stürme mit Schneegestöber und grimmige Kälte die asiatischen Bewohner in ihre Behausungen treibt. Der Rest ist Winter, die Zeit des Pfotensaugens am herbstlichen Fette, die Zeit der Feste, Hochzeitgelage, Tänze und des Schamanismus.

Schon Hansteen bestätigte das, worauf Saussure aufmerksam gemacht hatte, daß nämlich der Temperaturunterschied zwischen Licht und Schatten dann und dort am größten, wann und wo der Stand der Sonne am niedrigsten, also im Winter und im Hochnorden. Bey 30° Frost im Schatten tropfelt es, sagt Hansteen, im Norden von den Dächern.

Nur eine Decke von zwey Zoll moosigen Rasens und der zu unerreichbaren Tiefen frosterstarrte Boden bleibt im Schatten selbst von der sommerlichsten Wirkung der nie versinkenden Sonne unberührt. Und nun die unglaublichen Wechsel! Am 24. März noch nicht fern vom Polarkreise thaute es um Mittagszeit; Abends hatte es fast 20° Frost. Am 18. Oktober zeigte unter dem 71° das Thermometer + 0°,4, in derselben Nacht über 30° Frost. Als Kern des Sommers sind die beyden letzten Wochen des Juli und die ersten Tage des Augusts anzusehen. Die höchste Temperatur im Schatten betrug + 9°,2. Am 22. Juli lief M. unter $74\frac{1}{4}$° barfuß und in Unterkleidern den Schmetterlingen nach, das Thermometer stieg in der Sonne bis auf + 16° und dicht am Boden bis auf 24°; als aber der Reisende sich im Pelzhemd in das Gebiet des Nordosts wagte, fröstelte es ihn. Die Feuchtigkeit der Luft war sehr groß. Für wahrscheinlich hält er es übrigens, daß je weiter von der Waldgränze, eine desto geringere Schneemenge zu Boden fällt.

Von einer bis zum Meeresniveau herabsteigenden Schneegränze kann wohl selbst auf der äußersten Spitze des Taimyrlandes, wie M. bemerklich macht, nicht die Rede seyn. Es mag übrigens die Wärmeabnahme nach der Höhe andern Gesetzen als im gemäßigten Klima folgen. Auf eine Höhe gestiegen, die in der Schweiz das Thermometer bald um 1° zum Sinken gebracht hätte, sah M. es etwas steigen; die große Strahlung von den dunkeln Felsen vereitelte seinen Versuch, den zu wiederholen er keine Gelegenheit fand. Doch erinnert er daran, daß Parry auf der Melville Insel auf 400′ Höhe noch dieselbe Temperatur beobachtete als unten. Jedenfalls bestätigt sich hier, daß die Schneegränze vorzugsweise durch die mittlere Temperatur des Sommers, nicht aber des ganzen Jahres bestimmt wird.

Die Dicke des Eises fand M. nirgends, selbst nicht unter dem 74°, größer als 8′, zuweilen bloß $4\frac{1}{2}$′, so daß also Seen, die unter 8 Schuh tief sind, nie ausfrieren können.

Botanik. Zu seiner großen Ueberraschung durchwanderte M. in der Taimyr Tundra statt der erwarteten unendlichen Morastflächen nur trockene Höhenzüge und Hochebenen. Moos und Gras bildeten darüber einen abgetragenen Teppich; ein ertödtend öder Anblick. Ganz anders ist dagegen die Vegetation an den Abhängen und Abstürzen, besonders an denen, die gegen das Wasser des Taimyrflusses oder Sees schauen; hier sind ganze Flächen mit lebhaftem Grün, mit Farben aller Art bedeckt.

Aus den zahlreichen botanischen Beobachtungen hebt Ref. nur Einiges von dem hervor, was M. über die nordischen Baumarten mittheilt, namentlich über ihre Nordgranze.

Pinus sylvestris dehnt die Zone seines Wohlbefindens bis zum 60° aus; nördlich vom 66° schneidet dieser Baum ab.

Pinus Cembra ist meist nur untergeordnet und reine Bestände derselben sehr selten. Untermischt, mit Picea obovata und Abies sibirica größtentheils den Standort theilend, ist, abgesehen von der großen

direkten Nutzung seiner Zapfen so wie von den durch letztere bedingten Eichhornjahren, dieser Baum einer der gesuchtesten als Bau- und Nutzholz, nur taugt er für den Wasser- und Erdbau nicht. Bey $68\frac{1}{2}^{o}$ hört er auf.

Abies sibirica ist einer der zahlreichsten und am meisten verbreiteten Bäume Sibiriens, das treue Gefolge von Pinus sylvestris. Sein Wachsthum in die Dicke scheint am beengtesten zu seyn, da M. keinen Stamm von mehr als 2′ Dicke zu Gesicht bekam. Seine Verbreitungsgränze ist unter $67\frac{1}{2}^{o}$.

Picea obovata ist, wie es scheint, der vollständige Repräsentant von Picea vulgaris. Noch zwischen 66 und 67° n. Br. bildet sie dichte Waldungen, aber die Bäume sind schon nicht viel über 30′ hoch, nicht mehr als schenkeldick und überhaupt verkümmert. Dennoch ließen sich die letzten selbst bey $69\frac{1}{2}^{o}$ betreffen.

Larix sibirica und europaea hält M. nur für Varietaten einer und derselben Art. Die Lärche übertrifft in Sibirien alle andern Nadelhölzer an Ausdauer. Unabhangig von subalpiner Erhebung des Bodens über der Meeresfläche scheint ihre Verbreitungszone in der Nahe des 60° zu beginnen und nun gegen Norden sich auszudehnen. Noch weit jenseits Jenisseisk maß M. Stämme von 50″ im Schafte; unter 67° segar noch einzelne Stamme von 22″. Gleich den andern Nadelhölzern aber verkleinert sie sich allmählig gegen Norden hin; bey Turuchansk (66°), wo dieses an dem übrigen Holze schon stark in die Augen fällt, erhält sie sich noch ziemlich gesund und geht so allmählig, in allen Dimensionen abnehmend, hinauf bis fast $71\frac{1}{2}^{o}$; hier schneidet der Wald von immer noch 7 – 10′ Höhe plötzlich und völlig ab. Nordwärts folgte nun eine Fläche, die unbewaldet erschien; M. fand jedoch später noch bis über den 72° hinaus völlig strauchartige Lärchen.

Betula alba gewinnt in den ihr entsprechenden Klimaten dort die Vorhand, ja Alleinherrschaft, wo Ackerbau den Waldbau zurückgedrängt hat, was in Sibirien außer andern Ursachen auch noch durch die Aschendüngung der Waldbrände begünstigt werden mag. Das Umsichgreifen der Birke ist eine Thatsache, die nach Jahrhunderten den Einfluß des Menschen auf den Charakter der Physiognomie unserer Erdoberfläche in dem großartigsten Maaßstabe darlegen wird. Unter dem 69° soll sie, obgleich verjüngt, noch ziemlich gesund vegetiren. Bey $69\frac{1}{2}^{o}$ traf M. noch Birken von Mannshöhe und 4″ Durchmesser, jedoch so morsch, daß der leichteste Anstoß solch einen Stamm durchbricht.

Die Physiognomie der nordisch-sibirischen Waldungen ist eine völlig andere als die der unserigen. Der größte Theil jener Waldungen erscheint dem Reisenden jung; fast überall möchte man ihnen kaum mehr als ein halbes Jahrhundert geben, nie über ein ganzes. Diese scheinbar jugendliche Physiognomie nimmt zu, je mehr man dem Norden entgegen reist, bis plötzlich der Bart die vorzeitigen Greise verräth. Einzelnen stärkeren Stämmen begegnet man freylich auch hier in der Südhälfte der borealen Zone, doch sie verschwinden als Einzelnheiten gänzlich im Totalhabitus, und was sind sie endlich, wenn man dieselben Baumarten (Pinus sylvestris und Picea obovata) der Urwälder Sitcha's von 160′ Höhe und 7 – 10′ Durchmesser vor Augen hat. Sucht man nach einer Erläuterung, so ist die Kürze der Sommer allein schon hinreichend. Durch ihre jahe Hitze genügt sie der Triebkraft der jungen Schüsse wohl noch, schon fehlt aber die zur Holzbildung nöthige Dauer.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. März.

Nro. 61. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

I. Bericht über die Expedition in das nordöstliche Sibirien während der Sommerhälfte des Jahres 1843.

II. Expédition de Sibérie.

(Schluß.)

Diese Art, in der sich die Temperaturverhältnisse kund geben, reicht im Allgemeinen selbst bis über den Polarkreis hinaus. Bis hieher sind die Waldungen nicht nur gut bestandet, sondern sie zeichnen sich sogar durch diesen dichten Bestand aus; man hat in den Niederungen Mühe sich durch die Dickichte durchzuwinden. Rücken wir nun aber noch weiter gegen Norden vor, so scheinen Luft und Bodentemperatur mit einander in Streit zu gerathen: die Zopftrockniß wird zu einer endemischen Krankheit, man möchte sagen, sie gehöre zur Constitution; überall Erscheinungen verfehlter Knospen und Schüsse, und je mehr man sich der letzten Waldgränze nahert, desto sichtlicher springen zweyerley Ausgangsformen (der Lärchen) in die Augen. Die eine bilden fast astlose, gipfelspindelige und gipfeldürre, oft selbst 2—3 Faden hohe Stämme, die statt der Aeste ein Gewirre vertrockneter Stammsprossen umgiebt; die andere hat ein besseres Klima zu finden gewußt, der Stamm selbst ist weit kürzer als bey jener, aber auf 2—5 Fuß Höhe treibt er einen oder mehrere horizontal laufende Aeste, die der ganzen Länge des Baumes gleichkommen. Eine Menge verfehlter Knospen, die Widersinnigkeit der Aestchen beweisen auch hier, wie oft der Baum fruchtlos gekämpft. Mit diesen verkümmerten Zweigen schneidet der Wald ab, und zwar sichtlich plötzlich. Die Kälte der Luft hat entschieden gesiegt; nur kümmerlich im Schooße der Erde vom Moose bedeckt fristet der Stamm eines greisen Strauches sein Leben, kaum über einen Zoll dick, nur wenige lang; er gabelt sich nun, der längste Ast kriecht an der Erde unter dem Moose versteckt, höchstens zwey Spannen, und nur kleine einjährige Nebenästchen gucken mit ihren Spitzen verstohlen aus dem Moose hervor, den Strauch verrathend, der gleichwohl zu derselben Species als der Baum gehört.

Nächst der Verkümmerung ist ein fortwährend gegen Norden zunehmendes Lichterwerden des Waldes das auffallendste. Am Polarkreise noch konnte der Mensch kaum sich durchwinden; hier fährt der Tunguse bequem mit einem Dreygespanne. Selbst die verkümmerten Bäumchen, ja jene unterirdischen Sträucher, tragen vollständige Zapfen mit völlig ausgebildeten Samen; sie waren mit Zapfen übermäßig behängt.

Zoologie. An Säugthieren war nicht viel zu finden, nur die gewöhnlichen Polarthiere; reicher allerdings, aber auch nicht bedeutend, war die ornithologische Ausbeute. Unter den Süßwasserfischen zeigte sich besonders die Gattung der Lachse reich an Arten; Insekten wurden nicht viele aufgefunden, darunter dreyerley Schmetterlinge. Amphibien sind nicht erwähnt.

Im Ganzen wurden gesammelt:

3 Kisten geognostischer Belegstücke.
8500 Exemplare Pflanzen.

495 Exemplare Säugethiere, theils in Bälgen, theils in Spiritus.
562 „ Vögel in Bälgen.
234 „ Fische.
183 Stück Eyer.

Eine Sammlung an Fischbrut, Entozoen, Epizoen, Larven, Raupen u. dgl. m. in Spiritus, etwa 500 Stück.

Die Beobachtungen der Middendorff'schen Expedition hat E. v. Baer benützt, um Bemerkungen über das Klima des Taimyrlandes beyzufügen, wovon Ref. nur auf eine aufmerksam machen will. Es geht nämlich aus allen Beobachtungen hervor, daß zum Baumwuchs außer einer gewissen Quantität Wärme auch noch ein Schutz gegen den unmittelbaren Einfluß der Seeluft erfordert wird, so daß, je weiter man nach Norden kommt, um desto breiter der Küstensaum ist, der unbewaldet bleibt. Baer hält sich für überzeugt, daß, wenn das Land bedeutend weiter vorgienge, der Wald auch noch über 72° n. Br. sich erstrecken würde, und da mit dem weitern Vortreten des Landes der Sommer in derselben Breite wärmer ausfiele, so zweifelt er kaum, daß der Wald bis an den Pol reichen würde, wenn das Land in weiter Ausdehnung sich über denselben hinaus verlängerte.

II. Die zweyte Expedition, welche Middendorff im Jahre 1844 unternahm, galt der Erforschung der Umgebungen von Udskoi-Ostrog am ochotskischen Meer und dem chinesischen Gränzgebirge. Von Jakutsk aus nahm er seinen Weg über Amginskaja-sloboda und den Aldanfluß, auf dessen jenseitigem Ufer das der Ansiedelung unzugängliche Gebirgsgebiet der Pelzthiere beginnt. Unter großen Strapatzen wurde das Stanowoigebirge überstiegen und endlich am 9. Juni Udskoi Ostrog erreicht. Hier ließ M. ein Lederboot erbauen, um auf dem Fluß hinab ins Meer zu fahren. Allein hier hatte er mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, da es sich ergab, daß selbst noch unter dem 55. Breitengrade es ihm beschieden war, mit dem Eise zu kämpfen; von der Höhe betrachtet begränzte, so weit das Fernrohr reichte, Eis den Meereshorizont. Gleichwohl gelang es dem kühnen Reisenden, die Bäreninsel und die Schantarinsel zu besuchen, welche fast ganz aus Quarzfels, durch den Granitgesteine brechen, besteht.

Der größte Theil der Küsten des Festlandes erhebt sich in schroffen, viele hundert Fuß hohen, senkrechten Abstürzen aus dem Meere hervor. Die Gegend ist unendlich reich an pittoresken Ansichten. Sehr unerwartet sind die ungeheuern Eismengen, welche sich in so südlicher Breite den Sommer über halten. Das Meer ist weit unter die Temperatur des lappländischen Eismeeres erkaltet. Fast der ganze Sommer vergeht mit lauter Regen, den die dichtesten Nebel ablösen. Vom 28. Juni bis 1. August hatte M. bloß 8 regenfreye Tage, und wenn auch an diesen in geschützter Bucht und hinter mächtigen Felswänden die Sonnenwärme sich dergestalt häuft, daß das Thermometer im Schatten bis zu 18° sich erhebt, so verschwinden doch diese lichten Momente gegen das tagtägliche Resultat von + 3 bis 5° im Juli. Sehr erklärlich ist es daher, daß bisher der Kornbau in Udskoi nicht hat aufkommen wollen.

Am Meere läßt sich bey solchem Klima wenig erwarten und wider Hoffnung und Wunsch begegneten unserm Reisenden unter den Pflanzen eine Menge nordischer Bekannte. Scheinbar unverändert ist der Wald dennoch ein ganz anderer geworden, denn Picea obovata, Abies sibirica und Pinus Cembra werden hier durch andere Arten vertreten und nur Larix sibirica ist der einzige früher gesehene Baum.

An Strahlthieren ist das Meer arm, reichhaltiger an Mollusken. Unter den Fischen gab es vielerley von Bedeutung; Amphibien fehlen fast gänzlich, denn nur Lacerta crocea, Vipera berus, Rana temporaria und cruenta wurden wahrgenommen. Das Meer ist unerklärlich leer an Brutvögeln, dagegen voll Robben. Delphinus leucas sah M. täglich schaarenweise; am 13. Juli zogen deren bey seinem Standorte über tausend vorbey. An selbem Tage unternahmen die Wallfische auch eine Wallfahrt, deren Ursache in der Ferne sichtbare Orca-Delphine zu seyn schienen; diese hielten die

Höhe und die Wallfische drängten sich dergestalt dicht an das Ufer, daß einige derselben sich schon in den Riffen verirrten. Ueber 4½ Stunden dauerte ununterbrochen ihr Zug, so daß die Gesammtzahl auf 800 geschätzt wurde. In der Kopfform ähneln sie vollkommen der Balaena mysticetus, doch spricht die Geringfügigkeit der gefundenen Barten für eine andere Species; daß kein Wasser ausgespritzt wird, war evident. Von Landsäugthieren wurden bloß Rennthiere und Bären gesehen.

Von Udskoi Ostrog aus unternahm es M., die chinesische Gränze in ihrem Verlaufe gegen Nertschinsk zu bereisen; eine Gebirgsstrecke, die bisher noch nicht in genauere Untersuchung genommen worden war. Als merkwürdiges Resultat dieser Expedition ergab es sich, daß den chinesischen Gränzmarken zufolge, die russische Granze nicht über die Gipfel des Stanowoigebirges zu führen sey, wie es bisher die officielle Karte angab, sondern viel südlicher an den Südabhang des Gebirgs herab zu versetzen sey, so daß mindestens 50,000 Quadratwerste noch mit russischen Farben umzeichnet werden dürfen.

Da die Reise vom September bis December ausgeführt wurde, wo bald tiefer Schneefall und große Kälte eintrat, so konnte wenig gesammelt werden, was um so mehr zu bedauern ist, als hier jener höchst interessante Landstrich ist, „in welchem das sibirische und das bengalische Wappen, der Zobel und der Tiger sich von Angesicht zu Angesicht begrüßen; in welcher diese Katze des Südens dem Luchse das nordische Rennthier abjagt; der Vielfraß als Nebenbuhler im selben Reviere Schwein, Rennthier, Elenn, Hirsch und Reh würgt; der Bär sich jetzt an der europäischen Schellbeere (Rubus chamaemorus), jetzt an Cembernüssen mästet; wo der Zobel gestern die bis in den Westen Europas reichenden Waldhühner (Tetrao urogallus, tetrix und bonasia), heute das Waldhuhn Ostamerikas, morgen das bloß sibirische Moschusthier beschleicht."

Delle società letterarie del Piemonte libri due di Tommaso Vallauri. Torino, tipografia dei fratelli Favale. 1844. 322 S. 8.

So reich auch Italien an Werken über allgemeine und specielle Literargeschichte ist und gerade in diesem Wissenschaftszweige wahre Muster-Arbeiten aufzuweisen hat, — wir dürfen bloß an die Namen Argelati, Mazzuchelli, Tiraboschi, Fantuzzi, ꝛc. erinnern, — so war dennoch Piemont in dieser Beziehung nicht genügend vertreten, und insbesondere die Geschichte der wissenschaftlichen Vereine, an welchen dasselbe zu keiner Zeit Mangel hatte, bisher beinahe gänzlich unbearbeitet geblieben. Der Verfasser des vorliegenden Buches, Professor der lateinischen Beredsamkeit an der Universität zu Turin und Mitglied der k. sardinischen Deputation für die Studien der Vaterlandsgeschichte, widmete daher seinen Fleiß einem würdigen und verdienstlichen Gegenstande. Es ist das vorliegende Werk gewissermaßen der dritte Band von des Verfassers Forschungen auf dem Gebiete der piemontesischen Literaturgeschichte, indem er nämlich bereits im J. 1841 eine Geschichte der poetischen Literatur Piemonts in zwei Bänden *) herausgegeben hat. Eine weitere Fortsetzung wird die von ihm bereits angekündigte Geschichte der piemontesischen Universitäten sein.

Daß wir hier in der Geschichte der literarischen Gesellschaften Piemonts eine bis ins kleinste Detail gehende Aufzeichnung der Entstehung und successiven Thätigkeitsmomente aller dieser gelehrten Municipalitäten erhalten, daß von dem Verfasser Vieles als wichtiger und preiswürdiger dargestellt ist, als dieß einem Nichtpiemontesen scheinen dürfte, kann weder befremden noch Tadel verdienen. Des Verfassers redliches Bestreben, seine Vorliebe für den Gegenstand und für seine Heimat einer einfachen und unpartheiischen Darstellung unterzuordnen, sein auf gründlicher Forschung beruhender Sammlerfleiß, mit dem er nicht nur das Geschichtliche der fraglichen Gesellschaften, sondern auch die biographischen Verhältnisse und literarischen Leistungen der ausgezeichneteren Männer Piemonts, welche diesen Gesellschaften als Grün-

*) Storia della Poesia in Piemonte di Tommaso Vallauri. Torino, tipogr. Chirio e Mina 1841. 2 Bde. 8.

der oder Mitglieder angehörten, so wie auch die Zeitereignisse schildert, welche fördernd, hemmend oder zerstörend auf das Wirken und den Bestand der fraglichen corporativen Institute einwirkten, verdient volle Anerkennung.

Die Eintheilung des Werks ist chronologisch; das erste Buch (p. 13 — 127) behandelt die piemontesischen (sogenannten) Academien ꝛc. des XV., XVI. und XVII. Jahrhunderts; das zweyte Buch jene des XVIII. und XIX. Jahrhunderts. Es sind deren zusammen 58 literate Vereine und Gesellschaften, welche wir nach ihren Sitzen geordnet, mit ihren (fast durchweg höchst abentheuerlich klingenden) Namen und mit Angabe der Zeit ihrer Constituirung in Kürze hier aufzählen wollen:

Alba. Accademia filarmonico — poetico — letteraria 1720.

Alessandria. Accad. degli Immobili S. XVI. Accad. degli Indefessi 1800.

Asti. Accad. istituita dal Padre Alloati 1788; degli Animosi S. XVI. dei Gladiatori S. XVII. degli Impietriti S. XVII. dei Palatini S. XVII.

Bra. Accad. degli Innominati 1702.

Carmagnola. Accad. degli Hombresi 1788.

Casale. Accad. degli Argonauti S. XVI dei Deboli S. XVIII. degli Illustrati, S. XVI. dei Pellegrini S. XVII.

Chieri. Accad. degli Irrequieti S. XVII.

Cuneo. Società di agricoltura, scienze, arti e commercio 1805.

Fossano. Accad. di Filosofia e Belle lettere 1777.

Mondovi. Accad. dei Filomachi 1598.

Novara. Accad. dei Maluniti S. XVII. dei Pastori dell' Agogna S. XVI.

Pinerolo. Colonia de Chisone. 1830.

Saluzzo. Accad. italiana S. XV.

Sospello. Accad. degli Intrecciati S. XVII. degli Occupati S. XVII.

Turin. Accad. di Agricoltura 1785. dei Candidati S. XVII. Ac Carolina 1776. Conversazione letteraria presso il Canonico Pino 1831. Accad. dei Crescenti 1776. Desiosi S. XVII. Eletti S. XVII. Fioriti S. XVII. Soc. Filologica 1789. Soc. Filopatria 1781. Accad. dei Fulminati S. XVII. dei Generosi S. XVIII. Impietriti S. XVII. Incogniti S. XVI. Incolti S. XVII. Société libre d'instruction 1802. Accad. di lettere instituita da Maria Giovanna Battista di Savoia – Nemours 1678. Soc. Medico-chirurgica. 1812. Accad. Papinianea 1573. Pastori della Dora 1800. Società Sanpaolina 1776. Accad. delle Scienze 1757. Accad. dei Socievoli 1820. dei Solinghi S. XVII. Accad. Subalpina di Storia e Belle Arti 1801. degli Unanimi 1790. degli Uniti 1710.

Tortona. Accad. dei Politici S. XVI. dei Rifioriti S. XVIII. dei Rinnovati S. XVII.

Vercelli. Accad. degli Insipidi S. XVII. dei Pastori Morzanesi 1789. dei Suscitati S. XVII.

Daß die Mehrzahl dieser Vereine keinen strengwissenschaftlichen Charakter trug, sohin auch ihre der Oeffentlichkeit übergebenen Schriften (meist poetischen Inhalts) lediglich nur ein locales und ephemeres Interesse haben konnten, braucht hier nicht erst bemerkt zu werden; doch fanden sich auch in jedem Zeitraume ehrenwerthe Ausnahmen und rühmliche Beweise ernsteren Strebens, namentlich in Bezug auf Forschungen im Gebiete der Naturwissenschaften und Geschichte. Volle und allgemeine Anerkennung hat sich aber insbesonderr die Academie der Wissenschaften zu Turin erworben, die wie die Königin aus der großen Zahl der übrigen noch bestehenden und vorübergegangenen ähnlichen Institute des Landes hervorragt. Der Geschichte ihrer Entstehung, ihrer Leistungen und der Darlegung ihres gegenwärtigen Bestandes hat denn auch der Verfasser des vorliegenden Werkes eine ausführlichere Behandlung gewidmet. Die befreundeten Verhältnisse in welchen die Turiner Academie mit der hiesigen steht, und in Folge deren wir fortwährend im Stande sind, uns von der Trefflichkeit und Reichhaltigkeit der von ihr publicirten Schriften zu überzeugen, machen es überflüßig, die Verdienste dieses Gelehrtenvereines um jeden Zweig der Wissenschaft in einer ausführlichen Erörterung hervorzuheben.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. März.

Nro. 62. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

1. Zusätze zu den grammatischen Bemerkungen über das Puschtu, von Dr. Bernhard Dorn, kais. russ. Staatsrathe, Akademiker u. s. w. Aus den Mém. VI Série. Sc. pol. etc. Tom. V besonders abgedruckt. St. Petersburg 1845. 4.
2. Auszüge aus Afghanischen Schriftstellern. Eine erläuternde Zugabe zu den Bemerkungen über das Puschtu, von Dr. Bernh. Dorn. St. Petersburg. 1845. 4.

Die weitgestreckten Gegenden von der Windhyakette im Osten bis zu dem Höhenzuge, der im Westen die große Salzwüste Chorasans umsaumt, wurden von der Natur in jeder Beziehung zu Ländern des Uebergangs und Durchzugs bestimmt. Nirgendwo eine fortlaufende Reihe scharfkantiger Grate, welche den Eingang hemmen; nirgendwo große fruchtbare Flächen oder entwickelte Stufenländer eines Flußgebietes, die sich selbst genug seyn, fremde Erzeugnisse und den Waarenumtausch leicht entbehren würden. Es konnte deßhalb auch in diesen Ländern keine selbstständige Cultur entstehen; es haben sich hier keine großen unabhängigen Reiche gebildet, und selbst die kleinen, welche im Laufe der Zeiten über einzelne Gaue herrschten, waren, zwischen zwey oder drey Culturſystemen und großen Staaten eingeengt, nicht lange im Stande sich ihrer Unabhängigkeit zu erfreuen. Die gewaltigen Nachbarn bedurften des Landes zum Durchzuge, und der schwache Gränzbewohner ward, sobald er es verschmähte als gehorsamer Freund und Bundesgenosse sich einreihen zu lassen, schnell über den Haufen geworfen. Die Bewohner dieses Uebergangslandes erfreuten sich jedoch anderseits, eben dieser Erdstellung wegen, großer Vortheile; sie waren niemals vollkommen der religiösen und politischen Sklaverey unterworfen, welche brahmanische Selbstsucht über alle Stämme Indiens verhängen wollte. Deßhalb werden sie auch Unreine gescholten, Verächter des heiligen Gesetzes, und wird ihnen alles Böse nachgesagt. Diese Leute, sprechen die erzürnten Dichter priesterlichen Sinnes, haben keine heiligen Schriften; sie bringen weder selbst den Göttern Opfer dar noch lassen sie durch Andere deren darbringen. Schwelger sind die Einwohner dieser Länder, allen Lastern ergeben, Räuber und Mörder. Sie beobachten keinen Unterschied zwischen reinen und unreinen Speisen, noch achten sie der Kasteneintheilung. Der Priester wird bald ein Krieger oder Gewerbsmann, ein Sklave oder Bartscheerer, und darf dann wieder Priester werden. Sie berauschen sich, sind der Blutschande ergeben, morden ihre eigenen Kinder und rauben fremdes Gut. Wehe euch, ihr Bewohner des Fünfflußgebietes *)!

Ist auch dieß Land in vielen seiner Gauen mit mannichfachen Producten zum eigenen Bedarf gesegnet; so bietet es doch wenige natürliche oder künstliche Erzeugnisse dar, zum Austausche für fremde Waaren. Dagegen zogen sich theils über Peschawer und Kabul, theils über Kandahar und Ghasnah

---

*) Mahabharata, in Lassens Pentapotamia indica 73. 75. Man sieht, wie der erzürnte Priester übertreibt und lügt.

nach Herat, theils auch in andern Richtungen, Jahrtausende lang die Königsstrassen des Handelsverkehrs zwischen dem Morgen- und Abendlande, und gossen eine Fülle des Reichthums aus über seine vorzüglichsten Stapelplätze. Kabal namentlich war der Sammelplatz, wo die geselligen Züge der Kaufleute aus den verschiedensten Gegenden Asiens sich vereinigten. Alle Karawanen aus Ferghana, Turkestan, Samarkand, Bochara, Hissar und Badakschan, so erzählt uns Baber, treffen in Kabal zusammen; jene aus Chorasan gehen nach Kandahar, welches ein sehr vortheilhafter Platz ist für Luxusartikel. Selbst wenn die Kaufleute ihre Waaren bis nach Chatai oder Rum führen, würden sie schwerlich mehr dabey gewinnen. In Kabal kommen jährlich sieben, acht bis zehn tausend Pferde an; allein aus Hindostan werden jährlich fünfzehn bis zwanzig tausend Stücke Zeug dahin gebracht. Andere Handelsartikel aus diesem Lande sind Sklaven, weiße Zeuge, Kandelzucker, gereinigter und gewöhnlicher Zucker, Gewürze und Spezereyen. Man findet überdieß alle Erzeugnisse aus ganz Chorasan, Rum, Irak und China in den Basars zu Kabal, welches der Hauptstapelplatz Hindostans ist, ausgestellt. (Baber Memoirs 137).

An die Kaufherrn schlossen sich die Sendboten der verschiedensten Culturen und Glaubenssysteme Asiens und Europas, welche bey diesen rohen Stämmen leicht Eingang fanden. In diesen Gegenden blühten, im Verlaufe der wechselnden Zeiten der Weltgeschichte, Brahmanismus und Buddhaismus, Griechenthum und Feuercultus neben und nach einander. Nicht in friedlicher Weise, sondern mit Feuer und Schwert ward auch hier, wie beynahe allenthalben auf Erden, wo er verbreitet wurde, der Islam gepredigt und aufgezwungen. Die Bewohner dieser Gränz- und Durchzugsgebiete wurden aber zu keiner Zeit sämmtlich einem Culturſysteme unterthan; es behauptete sich ein Theil der Bevölkerung bey der angebornen Weise natürlicher Gottesverehrung, und auch diejenigen, welche dem äußern Drange sich fügten, bewahrten viele aus frühern Jahrhunderten stammende Sitten. Sie müssen es sich deßhalb gefallen lassen, von den Bekennern der verschiedenen Religionen der Lauheit und Gleichgültigkeit in Glaubenssachen beschuldigt zu werden. Nur in diesem Mischlingslande konnte auch eine aus der Lehre der Brahmanen und des Koran zusammengesetzte Norm, die Religion des Nanak, leicht Eingang finden und, aller Verfolgungen ungeachtet, bis auf den heutigen Tag sich behaupten.

Selbst die Sprechweisen der Völker und Stämme des Fünfflußgebiets, der Länder Sindh, Afghanistan und Balutschistan tragen diesen Charakter des Uebergangs zwischen Ost und West, zwischen Sanskrit und Zend. Sogar die Schriftzeichen des auf Münzen und Inschriften gefundenen Alphabets dieser Gegenden bewahren diese aus der Natur der Dinge hervorgegangene Mischlings- und Verbindungsweise. Unter solchen Umständen konnte sich natürlich auch keine selbstständige Litteratur heranbilden; die Männer, welche hier dichteten und schrieben, waren dem Geiste nach bald Hindu, bald Perser und Araber. Diese Stellung zwischen Ost und West gibt diesen Ländern hingegen eine große politische Bedeutung. Alle Eroberer, welche zu Land nach Indien zogen: Alexander, Muhammed, Rahim und die Araber; Mahmud von Ghasnah und Mahmud der Ghorier; Tschinggis Chakan und seine Nachfolger; Timur und Baber; Nadir Schah und Ahmed Abdalli; sie mußten sämmtlich zuvor des Schlüssellandes Hindostans Meister werden, ehe sie an den Ufern des Indus erscheinen und ihre Macht zwischen der Dschamna und dem Ganges ausbreiten konnten.

Die Afghanen machten sich diese günstige Lage ihres Landes vielfach zu nutze; sie beraubten und plünderten die durchreisenden Karawanen und warfen sich beutegierig auf den Nachtrab und den Troß der ausziehenden und heimkehrenden Heere. Bald gingen sie nach Indien, bald nach Iran und zwangen die Culturvölker des Ostens wie des Westens, freylich nur auf kurze Zeit, unter ihre barbarische Herrschaft. Afghanistan und die Länder des Pendschab wurden zwar im Laufe der Weltgeschichte einigemal zu einem Reiche vereinigt und der Oberhoheit eines größern Staates untergeordnet; sie zerfielen aber wieder, sobald die Macht der Sieger erschlaffte, in die ursprünglichen, von der Natur geschiedenen Bestandtheile. Baber und seine Nach-

kommen verstanden es Jahrhunderte lang die Ländermassen von jenseits des Ganges bis einige dreyßig Meilen nach Herat, von dem Hindokuh bis zum indischen Meere mit kräftiger Hand zusammenzuhalten. Doch auch sie verfielen endlich dem gewöhnlichen Geschicke der Despotien, welchen Patriotismus ein Verbrechen und das Heranbilden eines selbstständigen, aus eigener Einsicht handelnden Geschlechts unräthlich dünkt und selbst unmöglich ist. Die schwachen Nachkommen der Gewaltherrn sind deßhalb nicht im Stande, den Erwerb der Väter zusammenzuhalten; die gedrückten Länder reißen sich los und die geraubten Schätze zerrinnen unter ihren Händen.

Das Heimathland der Afghanen, ihre Verfassung, Sitten und Gebräuche haben wir durch eine Anzahl ausgezeichneter englischer Werke kennen gelernt. Die genauere Kenntniß der Sprache des Volkes hingegen und einer Anzahl seiner Litteraturwerke verdanken wir den einsichtsvollen Bemühungen unseres Landsmannes, des Herrn Akademikers Dorn in St. Petersburg. Seine grammatischen Bemerkungen über das Puschtu oder die Sprache der Afghanen erschienen bereits im Jahre 1839. Die Nachträge zur Grammatik der afghanischen Sprache folgten im Jahre 1842. Seit der Zeit vermehrten sich aber die Materialien bedeutend. Hr. D. erhielt Auszüge aus der afghanischen Uebersetzung der Caila und Dimna, eine Abschrift des Amednameh, das Puschtu Magazin von Achun Derwisch, Bruchstücke aus der Puschtu Uebersetzung des Pentateuchs u. s. w., und benutzt nun diesen mannichfachen reichen Stoff, um seine Forschungen zu ergänzen und zu erweitern. Die erste der an der Spitze unseres Artikels stehenden Abhandlungen enthält eine Anzahl Nachträge zu den frühern grammatischen Bemerkungen, namentlich Zeitwörter, deren höchst unregelmäßige Conjugation das Lesen und Verständniß der afghanischen Schriftwerke sehr erschwert. Die zweyte liefert den Stoff, woran der Freund des Puschtu seine Kenntniß zu prüfen vermag. Sie enthält Auszüge aus dem Puschtu Magazin, aus einem Werke über muhamedanische Glaubenslehre, Gebräuche und Recht, dann aus den Diwan Rehman's und Mirsa's. Diese Bruchstücke sind bloß der Vorläufer einer größern Sammlung aus der Puschtu Litteratur, welche jetzt in St. Petersburg unter dem Titel: A Chrestomathy of the Puschtu or Afghan Language. To which is subjoined a Glossary in Afghan and English, in 4. gedruckt wird und die höchst wahrscheinlich in diesem Augenblicke schon vollendet ist.

Die afghanische Litteratur ist eine sehr junge Pflanze; sie stammt, so viel wir wissen, aus dem sechzehnten Jahrhundert. Ihre beiden Väter sind Bajasid Ansari und Achun Derwisch, der Verfasser des afghanischen Magazins. Auch hier in Afghanistan ward, wie beynahe allenthalben im Morgenlande, die einheimische Litteratur durch die Religion hervorgerufen. Man wird hoffentlich die nachfolgende Zusammenstellung aller Thatsachen, welche dieses für die Geschichte Afghanistans wichtige Ereigniß aufklären, nicht ohne Interesse lesen.

Im Laufe des neunten und zehnten Jahrhunderts wurden die Araber, bald durch häufige Reisen bald durch die Schriften der Griechen und Hindu, mit den Glaubensmeinungen und philosophischen Ansichten dieser Völker bekannt und zum Theil selbst vertraut. Eine Folge hievon war, daß sich unter ihnen mehrere Sekten der Freidenker erhoben, welche über die Mittel der äußern Religionsgebräuche hinwegsahen und zu dem allen Religionen zu Grunde liegenden Wesen sich wendeten. Es sind dieß die Ravendiah, die Susi, die Ismaelier und eine große Anzahl anderer Sekten, unter verschiedenen Namen. Verfolgt von den herrschenden Mullah und den Fürsten der Gläubigen, bildeten sie, wie gewöhnlich, geheime Bünde oder zogen sich in Wüsteneyen und in schwer zugängliche Bergschluchten zurück, wo sie ausarteten und, von Rache erfüllt, als Banditen und Räuber sich über ihre Gegner herwarfen. Obgleich sie nun, hatte man eine ihrer Festen gebrochen, bis zum letzten Mann ausgerottet wurden, so spottete doch das lebendige Wort, in ihren zahlreichen Schriften aufbewahrt, aller Wuth, aller Verfolgungssucht der Gegner. In den verschiedensten Ländern des Islam zeigen sich häufig Sekten, Nach-

sprößlinge aus dieser hell fließenden Quelle der Ismaelier, welche sich deßhalb so nennen mochten, weil sie sich als die ächten Nachkommen Abrahams, als die alleinigen Vertreter der Wahrheit betrachteten. Sie führten in den verschiedenen Ländern des Islam verschiedene Namen. Bateniten oder die Innerlichen wurden sie gemeinhin genannt, weil sie behaupteten, jedes Aeußerliche müsse ein Innerliches haben, jede Offenbarung also ihre Deutung oder allegorische Auslegung. In Irak hießen sie Karmatiden und Masdekiden; in Chorasan aber Talimiden und Molhiditen, das ist Lehrlinge und Abtrünnige (W. Cureton, Book of religious and philosophical sects by Muhammed al Sharastani. London 1842. 147).

Auch die Ruschenier oder Erleuchteten Afghanistans sind ein Zweig der Ismaelier. Diese Sekte war aber, wie dieß bey allen folgenreichen geistigen Bestrebungen der Fall ist, nicht bloß beschaulicher, religiöser Natur; es knüpften sich hieran im Gegentheile patriotische nationale Zwecke, die im Leben verwirklicht werden sollten. Es gab eine Zeit, wo Bajesid, der Stifter dieser Glaubensform, so glücklich war zu sehen, daß seine Lehren bei den meisten Stämmen des zerrissenen Afghanenvolkes Wurzel schlugen; eine Zeit, wo er hoffen konnte, das heillose Fehdewesen zu vernichten und eine große, in sich einige Nation zu schaffen, zusammengehalten durch die festesten Bande auf Erden, durch eine selbstständige Religion.

Bajesid ward, während des letzten Jahrzehents der Herrschaft der Afghanen in Hindostan, zu Dschalinder im Fünfflußgebiete geboren. Sein Vater wird Abdallah Ansari genannt; er war ein Mann von großer islamitischer Gelehrsamkeit und ungewöhnlicher äußerlicher Frömmigkeit, die sich mit Habsucht und Hochmuth gar wohl verträgt. Zum Verdrusse des allem Ceremonienwesen eifrig ergebenen Abdallah zeigte der Sohn schon in frühen Jahren einen zur Quelle alles Seyn's emporstrebenden Sinn, so daß man ihn damals bereits ausrufen hörte: Hier ist der Himmel, hier ist die Erde; wo ist aber Gott? Diese Reden und Bestrebungen brachten natürlich Bajesid bald in den Geruch der Ketzerey, was den frommen Vater dermassen erzürnte, daß er mit einem bloßen Schwerte auf den Sohn losfuhr und ihn gefährlich verwundete. Um wiederholten Bekehrungsversuchen solcher Art zu entgehen, flüchtete Bajesid in einen gebirgigen Distrikt, von den neun Bergwassern, die ihn von Zeit zu Zeit durchströmen, Ningarhar genannt, in der Nähe von Dschelalabad gelegen, wo er von den wilden Bewohnern dieser Gegenden freundlich aufgenommen wurde. Doch auch hier war seines Bleibens nicht lange. Die Tadschik, die Ackerbau treibende Bevölkerung des Landes, war den neuen kriegerischen Lehren vorzüglich abgeneigt. Einer dieses Volkes, Achun Derwisch *), weil er neben Bajesid der Vater der Puschtu-Litteratur ist, gemeinhin Baba, Vater zubenannt, ließ selbst eine Anzahl Gedichte gegen ihn unter den Bergbewohnern verbreiten, nach der Weise der Afghanen in regellosen Versen abgefaßt.

(Schluß folgt.)

*) Achun im Puschtu entspricht dem arabischen Worte Mullah. Achun Derwisch ist überdieß der Verfasser mehrerer anderer Schriften, namentlich des erwähnten, unter den Afghanen heutigen Tags noch sehr verbreiteten Magazins, ebenfalls in der Puschtusprache. Der Sohn des Achun, Kerimdad, vermehrte dieß Werk seines Vaters mit einigen Abhandlungen. In einer derselben, über die besondern Laute der Afghanen, findet sich folgende Stelle, die den Styl des Werkes gut charakterisirt. „Die afghanischen Dichter", sagt Kerimdad, „verwenden weder auf die Gleichheit und Genauigkeit des Reimes, noch auf das Verhältniß der Verse zu einander eine besondere Sorgfalt; selbst die Schreibung der Wörter bleibt sich nicht immer gleich." Leyden, On the Rosheniah sect. in den Asiatic Researches XI. 415. — The Dabistan, Paris 1843. III. 1, 38.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. März.

Nro. 63. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

Pandolfo Collenuccio Pesarese, memorie storiche de' suoi tempi, ora per la prima volta pubblicate. T. III. Napoli 1844.

Proceedings of the royal Irish academy for the year 1842 — 43. Part VII. Dublin 1844.

Memoires et documens, publiés par la société d'histoire de la Suisse Romande. T. V. Lausanne 1845.

Marg. de Sévigné, Mon Port-Feuille en papiers mouillés sur des sujets politiques et literaires. Paris 1831.

J. J. v. Görres, verstreute Schriften, herausg. von M. v. Görres. Bd. 1. Trutz. 1845.

Fr. Creuzer, Deutsche Schriften, neue und verbesserte. III. Abtheilung. Die historische Kunst der Griechen in ihrer Entstehung und Fortbildung. 2 verb. Aufl. von J. Kayser. Darmst. 1845.

Dr. G. B. Mendelssohn, Moses Mendelssohn's sämmtliche Schriften. Th. 1 — 7. Leipzig 1844 — 1845.

G. Chr. Lichtenberg, Vermischte Schriften. Neue mit ungedruckten Aufsätzen, Briefen ꝛc. vermehrte Ausgabe. Bd. 3. 4. Göttingen 1845.

Chrestomathia persica, edidit e glossario explanavit Fr. Spiegel. Leipz. 1846.

Dr. C. Meier, Hebräisches Wurzelwörterbuch. Mannheim 1845.

B. Mosblech, Vocabulaire Océanien-Français et Français-Océanien. Paris 1843.

J. N. Nowicow, Cechisch-slawische Sprachlehre. Th. 2. Chrestomathie. Wien 1846.

Fr. A. Wolf's Encyklopädie der Philologie. Herausg. von Stockmann. Leipzig 1845.

Dr. J. Rauch, Die Elegie der Alexandriner. Heft 1. Beytrag zur griechischen Literaturgeschichte. Heidelb. 1845.

F. G. Welcker, Kleine Schriften. Th. 2. Zur griechischen Literaturgeschichte. Bonn 1845.

Verhandlungen der 7. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Dresden 1844. Leipzig 1845.

Bibliotheca orientalis. Manuel de bibliographie orientale par J. Th. Zenker. I. Lips. 1846.

Verhandlungen der ersten Versammlung deutscher und ausländischer Orientalisten in Dresden 1844. Leipz. 1844.

Voyage en Barbarie par le Cheykh Mohammed ibn-Omar El-Tounsy, trad. de l'Arabe par Dr. Perron. Paris 1845.

Mélanges de littérature orientale extraits des manuscrits de la bibliothèque royale de Dresde et publiés accompagnés par G. Schier. Cah. I. Dresde 1846.

Karl Ritters Erdkunde. Zweyte Monographie, das ist: Die Sinai-Halbinsel geographisch beschrieben. Heft 1. Göttingen 1845.

Le Père, Essai sur l'histoire de l'instruction publique en France et de la corporation de l'Univ. P. 1. Paris 1845.

Tabl. Général-Abou-el-Makarim, Histoire des Sultans Mamlouks de l'Egypte, écrite en Arabe. Trad. en français par M. Quatremère. Vol. II. p. 2. Paris 1845.

M. J. G. Masselin, Dictionnaire universel des

Géographies physique, commerciale, historique et politique. Paris 1827.

J. J. v. Tſchudi, Peru. Reiſeſkizzen aus den Jahren 1838 — 1842. Bd. 1. St. Gallen 1846.

Conſt. Tiſchendorf, Reiſe in den Orient. Th. 1. Leipzig 1845.

G. Tamé, Die portugieſiſchen Beſitzungen in Süd-Weſt-Afrika, von Ritter. Hamburg 1845.

B. Clement, Reiſen in Irland oder Irland in hiſtoriſcher, ſtatiſtiſcher, politiſcher und ſocialer Beziehung. Kiel 1845.

Dr. L. G. Carus, England und Schottland im Jahre 1844. Th. 1. Berlin 1845.

Joſ. Ruſſegger, Reiſen in Europa, Aſien und Afrika. Bd. 8 — 10. Atlas. Lief. 1 — 4. Stuttg. 1845.

Dr. Joſ. Salzbacher, Meine Reiſe nach Nordamerika im Jahre 1842. Abth. 2. Wien 1845.

Notizie degli Aldobrandeschi. Siena 1842.

A. R. Rangabé, Antiquités Helléniques ou répertoire d'inscriptions et d'autres antiquités découvertes depuis l'affranchissement de la Grèce. Livr. 1. Athènes 1842.

C. W. Goettling, Fünfzehn römiſche Urkunden auf Erz und Stein. Halle 1845.

A. Gervasio, Osservazioni intorno alcune antiche iscrizioni che sono o furono già in Napoli. Napoli 1842.

Ch. Texier, Description de l'Asie Mineure. Livr. 20 — 38. Paris 1841 — 45.

W. Ternite, Wandgemälde aus Herculanum und Pompeji. Heft 1. Berlin 1845.

J. Rosellini, I monumenti dell' Egitto e della Nubia. P. III. Monumenti del Culto. Atlas. Dispensa 39. 40. Pisa 1844.

Real Museo Borbonico. Fasc. 50 — 54. Napoli 1843 — 1844.

Dr. C. Leemans, Monumens Egyptiens du Musée d'antiquités des Pays-Bas à Leide. Livr. 3 — 7. Leide 1843 — 44.

Dr. J. G. Stickel, Handbuch zur morgenländiſchen Münzkunde. Heft 1. Omajjaden- und Abbaſſiden-Münzen. Leipzig 1845.

Ch. M. von Fraehn, Die Münzen der Chane vom Ulus Dſchutſchi's oder von der goldenen Horde. St. Petersb. 1832.

L. Ranke, Fürſten und Völker von Süd-Europa im 16. und 17. Jahrhundert. 3. Aufl. Bd. 1 — 4. Berlin 1845.

von Moltke, Der ruſſiſch-türkiſche Feldzug in der europäiſchen Türkei 1828 und 1829. Berlin 1845.

Bülow Cummerow, Die europäiſchen Staaten nach ihren innern und äußern politiſchen Verhältniſſen. Altona 1845.

Visc. de Santarem, Quadro elementar das relaçoēs politicas e diplomaticas de Portugal com as diversas potencias do mundo. T. IV. p. 2. Paris 1844.

Nic. Corcia, Storia delle due Sicilie dall' antichità più remota al 1789. Fasc. 1 — 17. Neapel 1844.

Dr. G. Vivoli, Annali di Livorno dalla sua origine sino all' anno di Gesu' Cristo 1840. T. II. Fasc. 16 — 28. Livorno 1844.

V. Solitro, Documenti storici sull' Istria e la Dalmazia. Vol. I. Venedig 1845.

Gius. Romegialli, Storia della Valtellina e delle già contee di Bormio e Chiavenna. Vol. 4. Sondrio 1844.

Memorie e documenti per servire all' istoria del ducato di Lucca. T. V. p. 3. Lucca 1841.

G. von Martens, Italien. Lief. 4 — 11. Stuttgart 1845.

Alf. Nettement, Henri de France ou histoire des Bourbons de la branche ainée pendant quinze ans d'éxil 1830—1845. Vol. 1. 2. Paris 1845.

J. Morin, Histoire de Lyon depuis la révolution de 1789. Vol. I. Paris 1845.

Bibliographie historique et topographique de la France ou catalogue de tous les ouvrages imprimés en français depuis le 15. siècle jusqu'au mois d'Avril 1845, par A. Girault St. Fargeau. Paris 1845.

Th. de Bussierre. Histoire de la ligue formée contre Charles le Téméraire. Par. 1845.

M. Thiers, Histoire du Consulat et de l'empire. Vol. 5. Paris 1845.

Ad. W. Strobel, Vaterländiſche Geſchichte des Elſaſſes. Lief. 12 — 23. Straßburg 1845.

Richer. Histoire de son temps, texte reproduit d'après l'édition originale donnée par G. Pertz, avec traduction française, notice et commentaire par J. Guadet. T. I. Paris 1845.

Histoire générale du Languedoc, composée . . . par Claude de Vic et Dom Vaissete, commentée et continuée jusqu'en 1830 par Al. Du Mège. T. VI — IX. Toulouse 1845.

Ad. Michel, L'ancienne Auvergne et le Velay. Livr. 7 — 18. Moulins 1844 — 45.

F. C. Louandre, Histoire d'Abbeville et du comté de Ponthieu jusqu'en 1789. T. I. Paris 1844.

Diplômes et chartes de l'époque mérovingienne, sur papyrus et vélin, publiés par M. Letronne. Livr. II. Paris 1845.

S. Sugenheim, Frankreichs Einfluß auf, und Beziehungen zu Deutschland seit der Reformation bis zur ersten französischen Staatsumwälzung 1517 1789. Bd. 1. Bis zum Tode König Heinrichs IV. Stuttg. 1845.

H. Köbler, Beyträge zur Kenntniß der Militärverhältnisse Deutschlands. Heft. 1. 2. Leipzig 1845.

Dr. F. W. Tittmann, Geschichte Heinrichs des Erlauchten, Markgrafen zu Meißen und im Osterlande und Darstellung der Zustände in seinen Landen. Th. 2. Dresden 1845.

Dr. K. A. Schaab, Geschichte des großen rheinischen Städtebundes, gestiftet zu Mainz im Jahre 1254 durch Arnold Walpod. Bd. 2. Mainz. 1845.

Beda Weber, Meran und seine Umgebungen, oder das Burggrafenamt von Tirol. Innsbruck 1845.

Aut. Boczeck, Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae. T. IV. ab annis 1268 — 1293. Olomucii 1845.

K. A. Schimmer, Die französischen Invasionen in Oesterreich und die Franzosen in Wien in den Jahren 1805 und 1809. Wien 1845.

Dr. H. Mennert, Geschichte Oesterreichs, seiner Länder und Völker. Lief. 9 — 21. Pesth 1845.

Preußen in den Jahren 1806 und 1807. Mainz 1845

F. W. Hoffmann, Geschichte der Stadt Magdeburg. Magedeburg 1845.

M. Luttringshausen, Handbuch der Verfassung, Gerichtsordnung und gesammten Verwaltung der Pfalz. Buch 1 — 3. Speyer 1845.

Fr. Stettler, Staats- und Rechtsgeschichte des Kantons Bern. Bern 1845.

J. M. Rudolf, Geschichte der Feldzüge und des Kriegsdienstes der Schweizer im Auslande. Bd. 1. Lief. 1. 2. Schaffhausen 1845.

Dr. G. A. Matile, Monuments de l'histoire de Neuchatel. Livr. 1. Neuchatel 1844.

Will. J. O'neill-Daunt, Ireland and her agitators. Dublin 1845.

P. Fraser Tytler, History of Scotland. Vol. 9. Edinb. 1845.

G. A. Poole, History of England from the first invasion by the Romans to the accession of Queen Victoria. Vol. 2. Lond. 1845.

Sir N. Harris Nicolas, The Dispatches and letters of Vice-Admiral Lord Viscount Nelson. Vol. 4. 1799 to 1801. London 1845.

James Logan, The clans of Scotland. Part 10 — 12. London 1845.

Balth. Rüssow's livländische Chronik. Aus dem Plattdeutschen übertr. von E. Pabst. Reval 1845.

Ed. Rudolphi, Dreyßig Jahre in Rußland. Bd. 1. 2. Zürich 1845.

Dr. P. A. F. Possart, Die russischen Ostsee-Provinzen Kurland, Livland und Esthland. Th. 2.

Report of the commissioner of patents for the year 1844. Washington 1844.

W. Johnson, A report of the navy department of the united states on American coals applicable to steam navigation and to other purposes. Washington 1844.

Communication from the auditor general transmitting the quarterly statements of the several banks and savings institutions of Pennsylvania. Harrisburg 1845.

Vinc. Calza, Algeria. Rom 1845.

Dr. J. G. Büttner, Briefe aus und über Nordamerika. Bd. 1. 2. Dresden 1845.

Ch. Texier, Description de l'Arménie, la Perse et la Mésopotamie. Livr. 6 — 11. Paris 1844 — 1845.

Ed. Thornton, The history of the British empire in India. Vol. VI. Schluß. London 1845.

A. Matthiä, August Matthiä in seinem Leben und Wirken. Quedlinburg 1845.

Dr. A. F. Pott, Die Zigeuner und ihre Sprache. Th. 2. Halle 1846.

Fr. G. v. Busse, Darstellung des wahrhaften Infinitesimal-Calculs. Th. 1. 2. 3. Dresden 1825 — 27.

M. Corabœuf, Mémoire sur les operations géodésiques des Pyrénées et la comparaison du niveau des eaux mers. Paris 1831.

Dr. E. H. Dirksen, Organon der gesammten transcendenten Analysis. Th. 1. Berlin 1845.

H. Moseley, Die mechanischen Principien der Ingenieurkunst und Architektur. A. d. Engl. übers. von H. Scheffler. Lief. 2 — 7. Braunschw. 1845.

Dr. E. Gubl, Versuch über das Jonische Kapitäl. Berlin 1845.

C. L. von Littrow, Annalen der k. k. Sternwarte in Wien. Th. 23. Neue Folge. Bd. 3. Wien 1844.

Alex. Petzholdt, Geologie. 2. umgearb. Aufl. Leipz. 1845.

Lud. Lalanne, Recherches sur le feu grégeois et sur l'introduction de la poudre à canon en Europe. Paris 1845.

Gräße, Bibliotheca magica et pneumatica. Leips. 1843.

G. J. Mulder, Versuch einer allgemeinen physiologischen Chemie. A. d. Holländ. übers. von J. Moleschott. Lief. 2 — 5. Heidelberg 1845.

A. Morelet, Description des mollusques terrestres et fluviatiles du Portugal. Paris 1845.

Jo. R. Forster, Descriptiones animalium, quae in itinere ad maris australis terras per annos 1772 1773 et 1774 suscepto collegit, observ. et delineav. Nunc demum edidit cur. Henr. Lichtenstein. Berolini 1844.

Dr. R. Wagner, Lehrbuch der Zootomie. Lief. 2. Leipzig 1844.

The zoology of the voyage of H. M. S. Sulphur under the command of Captain Sir Edward Belcher, during the years 1836 — 1840. No. 6 — 8. Mollusca. P. 1 — 3. No. 9. 10. Ichthyology by Richardson. P. 2. 3. London 1845.

Dr. J. J. v. Tschudi, Untersuchungen über die Fauna Peruana auf einer Reise in Peru während der Jahre 1838 — 1842. Lief. 2 — 5. St. Gallen 1845.

A. W. L. Thienemann, Fortpflanzungsgeschichte der Vögel nach dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft. Heft 1. Leipzig 1845.

J. B. A. de Lamarck, Histoire naturelle des animaux sans vertèbres. 2e édition revue . . par Deshayes et Milne Edwards. T. 10. 11. Schluß des Werkes. Paris 1845.

J. C. Zuccarini, Die Vögel Europas. Lief. 12 — 26. Stuttg. 1845.

Andr. Smith, Illustrations of the Zoology of South Africa. No. 18 — 22. London 1844 — 45.

Ph. Fr. de Siebold, Fauna Japonica. Pisces elaborantibus C. J. Temminck et H. Schlegel. Decas 6 — 8. Mammalia. Decas 3. Animalia vertebrata elaborantibus C. J. Temminck. Aves. Fasc. 1. Lugd. Bat. 1845.

J. Richardson and J. Ed. Gray, Zoology of the voyage of H. M. SS. Erebus and Terror, under the command of Capt. J. Clark Ross during the years 1839 to 1843. Part 3 — 10. London 1845.

M. A. Römer, Die Alpen Deutschlands. Hannover 1845.

Dr. Ph. Fr. de Siebold, Flora Japonica. Vol. II. fasc. 4. 5. Lugd. Bat. 1844.

Dr. C. F. Ledebour, Flora Rossica. Fasc. VI. Stuttg. 1845.

Fr. A. Quenstedt, Petrefaktenkunde Deutschlands mit besonderer Rücksicht auf Würtemberg. Heft. 1. Tübingen 1845.

F. J. Pictet, Traite élementaire de Paléontologie. T. 2. 3. Genève 1844.

F. Th. Wolff, Quellen-Literatur der theoretisch-organischen Chemie. Halle 1845.

Liebich, Die Reformation des Waldbaues im Interesse des Ackerbaues, der Industrie und des Handels. Th. 2. Prag 1845.

Dr. F. H. Ungewitter, Geschichte des Handels. Heft 2 — 12. Meißen 1845.

Gust. v. Gülich, Die gesammten gewerblichen Zustände in den bedeutendsten Ländern der Erde. 3. u. letzter Bd. Jena 1845.

Dr. E. Beneke, Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft. 2. verm. Aufl. Berlin 1845.

K. Fr. Burdach, Die Zeitrechnung des menschlichen Lebens. Leipzig 1829.

H. Lichen, Die Einheit des Menschengeschlechts und dessen Ausbreitung über die ganze Erde. Hannover 1845.

Dr. H. Ulrici, Das Grundprincip der Philosophie, kritisch und speculativ entwickelt. Th. 1. Leipzig 1845.

Matter, Schelling ou la philosophie de la nature et la philosophie de la révélation. Paris 1845.

C. de Rémusat, De la philosophie allemande. Paris 1845.

Dr. E. Zeller, Die Philosophie der Griechen. Th. 2. Tübingen 1846.

Dr. Fr. Hermes, Der Anthropologismus in der Entwickelung der Philosophie seit Kant und L. Feuerbach's Anthroposophie. Leipzig 1845.

Dr. C. L. Michelet, Die Epiphanie der ewigen Persönlichkeit des Geistes. Nürnberg 1844.

Dr. W. Strohbeck, Ueber das Verhältniß des Naturrechts zur Ethik und zum positiven Rechte. Göttingen 1845.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. März.

Nro. 64. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Viertes Quartal. October — December 1845.

(Schluß.)

Malden, De la publication de l'histoire de Jacques de Thou, éditée par Samuel Buckley. — Bulletin du Bibliophile 1845. Dec. p. 527.

Saint-Génois, Liber floridus Lamberti canonici, manuscrit du XII siècle (dans la bibliothèque de la ville et de l'Université de Gand). — Messag. des scienc. hist. de Belg. 1845. p. 261. (cf 1841 p. 475).

Nisard, examen de l'histoire de la littérature française. T. 1. 2. Par. 1844. — Univ. cath. 1845. Dec. p. 462.

French Literary Journals: La Revue nouvell. Par. 1845. — For. quart. Rev. 1845. Oct. p. 70.

Jacob, Réforme de la bibliotheque du Roi. Par. 1845. — Rev. de bibliogr. analyt. 1845. Oct. p. 892.

Rammelman-Elsevier Uitkomsten van een onderzoek omtrent de Elsevirs etc. Utrecht 1845. — Messag. des scienc. hist. 1845. p. 292.

Dietrich, Abhandl. für semitische Wortforschung. Lpz. 1844. — Journ. as. 1845. Nov. p. 401.

Jones, Grammaire persane, angm. par Garcin de Tassy. Par. 1845. — Ebendaſ. p. 414.

Grey, On the langnages of Australia. — Journ. of the r. geogr. Soc. Vol. XV. P. II. p. 365.

Kayser, Historia critica Tragicorum graecorum. Gött. 1845. — Rev. de bibliogr. anal. 1845. Sept. p. 799.

Gore Ouseley, Note sur le véritable auteur du Dabistan. — Journ. as. 1845. Nov. p. 406.

Garcin de Tassy, La rhétorique des nations Musulmanes, d'après le traité Persan intitulé: Hadâyik ul-balâgat. (2. extrait.) — Journ. as. 1845. Dec. p. 425.

Taki-eddin Ahmed Makrizi, Histoire des sultans Mamlouks de l'Egypte, trad. p. Quatremère. Vol. 3. 4. — Journ. as. 1845. Dec. p. 464. Rev. de bibliogr. anal. 1845. Oct. p. 944.

Mohammed ebn-Djobair, Voyage en Orient, texte arabe, suivi d'une trad. franç. p. Amari. — Journ. as. 1845. Dec. p. 507.

Nève, Les historiens de l'Arménie au cinquième siècle. Elisée, traduit par Greg. Garabed. — Univ. cath. 1845. Nov. p. 389. Dec. p. 479.

British Museum — Mss. from the Egyptian monasteries: 1) Euselius, on the theophania. A syriac version ed. by S. Lee. 2) The same. Translated by S. Lee. 3) The ancient syriac version of the epistles of St. Ignatius to St. Polycarp etc. Ed. by W. Cureton. 4) Journal of a tour through Egypt. etc. — Quart. Rev. 1845. Dec. p. 39.

Sainte-Croix Pajot et D'Aleiati de Grilhem, Résumé d'un voyage en Arabie et en Egypte, exécuté en 1841 et 1845. — Bulletin de la soc. de geogr. 1845. Oct. p. 185.

Rochet d'Héricourt, Communication sur son voyage en Choa. — Ebendaſ. p. 208.

Wrede, Voyage dans la vallée de Doan et autres lieux de l'Arabie meridionale. — Journ. as. 1845. Nov. p. 386.

Schayes, Baudouin de Gand, grand-maître des Templiers dans l'Occident. — Messag. des scienc. hist. de Belg. 1845. Livr. III. p. 454.

Delécluze, Roland, ou la chevalerie. T. 1. 2. Par. 1845. — Rev. de bibliogr. analyt. 1845. Oct. p. 901.

Notice of a roman villa recently discovered at Wheatley, near Oxford. — Arch. Journ. 1845. Dec. p. 350.

Birch, On the torc of the Celts. — Ebendaſ. p. 368.

Braun, (Em.) Antike Marmorwerke. Lpz. 1843. — Journ. des Sav. 1845. Dec. p. 743.

Colletta, Storia del reame di Napoli dal 1731 sino al 1825. Par. 1843. — Engl. Rev. 1845. Dec. p. 354.

Capefigue, Louis XVI. Par. 1844. — Rev. nation. de Belg. T. XIII. p. 90.

Lebeau, Bavai. Archives hist. et litt. du Nord de la France et du Midi de la Belgique. T. V. p. 113. 249.

Bruyelle, Recherches sur les monuments religieux qui existaient à Cambrai avant la revolution de 1789. — Ebendaſ. p. 286.

Beugnot, Anciennes coutûmes d'Alais. — Bibl. de l'éc. des chartes. 1845. Nov. — Dec. (T. II.) p. 93.

Thiers, Hist. du consulat. — Rev. d. deux mond. 1845. Oct. T. IV. p. 121.

Ozanam, Etudes sur les peuples germaniques avant le christianisme. I. Etat de la question. Origine des Germains. — Corresp. T. XII. p. 930.

— — , II. La religion. — Ebendaſ. T. XIII. p. 314.

Saint-Génois, Lettres adressées par Maximilien I., archiduc d'Autriche à l'abbé de St.-Pierre à Gand etc, 1477 — 1487. — Messager des scienc. hist. et archives des arts de Belgique. 1845. Livr. II. p. 193. Livr. III. p. 368.

Le gouverneur-général des Pays-Bas espagnols Maximilien Emmanuel. — Revue nationale de Belgique. T. XIII. p. 129.

Van de Walle, De la richesse artistique et scientifique de la ville de Gand. — Messag. des scienc. hist. de Belgique. 1845. p. 268.

Tombeaux de l'ancienne abbaye de St.-Bavon à Gand. — Ebendaſ. p. 289.

Joly, Antiquités celto-germaniques et gallo-romaines, trouvées sur le territoire de Renaix. — Ebendaſ. p. 399.

Gerlache, Critique de l'histoire de Liège. Brux. 1843. — Nouv. Revue de Brux. T. III. p. 597.

Hartshorne, On the ancient parliament and castle of Acton Burnell. — Arch. Journ. Vol. II. 1845. Dec. p. 325.

Turner, The will of H. de Bohun, Earl of Hereford and Essex, with extracts from the inventory of his effects. 1319 — 1322. — Ebendaſ. p. 339.

Thornton abbey, Lincolnshire. — Ebendaſ. p. 357.

Proceedings of the central committee of the Archaeological Institute of Great Britain and Ireland etc. July 7, 1845. — Ebendaſ. p. 383.

Wellbeloved, Eburacum, or York under the Romans. York 1842. — Ebendaſ. p. 412.

Richardson, Monumental effigies of the Temple Church, London. 1845. — Ebendaſ. p. 416.

O'Conor (M.) The military history of the Irish nation. Dublin, 1845. — Dubl. Rev. 1845. Dec. p. 281.

Labanoff, Lettres, instructions et mémoires de Marie Stuart. 7 vols. Lond. 1844. — Quart. Rev. 1845. Dec. p. 139.

Townsend, History of the House of Commons. Lond. 1843. — Ebendaſ. p. 192.

Malden, On the lower course of the Dnieper. — Journ. of the r. geogr. Soc. Vol. XV. P. II. p. 358.

White, Three years in Constantinople or domestic manners of the Turcs. — Blackw. Mag. 1845. Dec. p. 688.

Robert, Des peuples de la péninsule Greco-slave, les Bulgares, Moldo-Valaques, Serbes, Monténégrins, et leur avenir. — Univ. cath. 1845. Dec. p. 470.

Munk, Palestine. Description géograph., hist. et archéolog. Par. 1845. — Rev. de bibliogr. anal. 1845. Oct. p. 932.

Basevi, Esposizione di alcuni dubbi sull' epoca assiria attribuita alle iscrizioni cuneiformi e ai bassi rilievi scoperti presso Khorsabad dal signor Botta. — Giorn. dell' Istit. Lomb. T. XII. p. 224.

Defrémery, Sur un personnage appelé Ahmed, fils d'Abd-Allah. — Journ. asiat. 1845. Nov. p. 345.

Biot, Recherches sur la civilisation chinoise au IVe siècle avant notre ère, d'après le livre de Meng-tseu. — Ebendaſ. p. 362.

Reinaud, Relation des voyages faits par les Arabes et les Persans dans l'Inde et à la Chine dans le IX. siècle. Texte arabe imprimé en

1811 par Langlès. 2 Vols. Paris, 1845. — Rev. de bibliogr. anal. 1845. Oct. p. 916.

Guarracino, Notes of an excursion from Batum to Artvin. — Journ. of the r. geogr. Soc. Vol. XV. P. II. p. 296.

Macqueen, Notes on African geography. — Ebendaſelbſt p. 371.

Daussy, Détermination de la position de Saka, en Abyssinie. — Bullet. de la soc. de géogr. 1845. Oct. p. 230.

Nève, Relation d'un voyageur chretien sur la ville de Fez et ses écoles, dans la première moitié du XVI siècle. — Messag. des scienc. hist. de Belg. 1845. Livr. III. p. 352.

Duncan, Journal in Ashantee. — Journal of the r. geogr. Soc. Vol. XV. P. II. p. 346.

Cooley, (W. Desborough), The geography of Nyassi, or the great lake of Southern Africa investigated. — Ebendaſ. p. 185.

Hunt (Carew), A description of the islands of St. Mary and St. Michael. (Azores). — Ebendaſ. p. 258.

Bradford, American antiquities etc. New York. 1845. — Engl. Rev. 1845. Dec. p. 489.

Isbister, Account of Peel river, (N. America). — Journ. of the r. geogr. Soc. Vol. XV. P. II. p. 332.

Masters, Remarks on the gulf of Mexico and the Tabasco. — Ebendaſ. p. 236.

Berthelot, Exploration du Pilcomayo. — Bull. de la soc. de géogr. 1845. Oct. p. 218.

Russel (H. Stuart), Exploring excursions in Australia. — Journ. of the r. geogr. Soc. Vol. XV. P. II. p. 305.

Eyre, Notice of the lower course of the river Darling. — Ebendaſ. p. 327.

Campbell, The lives of the Lord Chancellors and keepers of the Great Seal of England. Lond. 1845. — Quart. Rev. 1845. Dec. p. 1.

Arago and Brougham on Black, Cavendish, Priestley and Watt. — Ebendaſ. p. 105.

Louise de Medicis (resp. Michel Angelo Buonarotti). — Bibl. univ. 1845. Dec. p. 232.

Quicherat, Histoire de Jeanne d'Arc, d'aprés une chronique du XV. siècle. — Bibl. de l'éc. des chart. T. II. p. 143.

Pichon, Notices biographiques et littéraires sur la vie et les ouvrages de Jean Vauquelin de la Fresnaye et Nicolas Vauquelin des Yveteaux, gentilshommes et poëtes normands, 1536 — 1649. — Bulletin du Bibliophile. 1845. Dec. p. 509.

Le critique A. W. Schlegel. — Rev. nat. de Belg. T. XIII. p. 149.

Burke, Correspondence. Lond. 1844. Prior's life of Burke. Lond. 1840. — Rev. d. deux. mond. T. IV. p. 287.

Marlborough. — Blackw. Mag. 1845. Dec. p. 619.

Maxims and opinions of the Duke of Wellington, collected from his despatches and speaches. Lond. 1845. — Engl. Rev. 1845. Dec. p. 280.

Hubert et Jean Van Eyck. — Revue nationale de Belgique. T. XIII. p. 73.

Roux de Rochelle, Discours prononcé aux obsèques de M. Warden (ancien consul des Etats-Unis à Paris). — Bullet. de la soc. de géogr. 1845. Oct. p. 226.

Cayley, On the transformation of elliptic functions. — Phil. Mag. 1845. Dec. p. 421.

Booth, On a new class of properties of lines and surfaces of the second order. — Phil. Mag. 1845. Suppl. p. 538.

Viollet-Leduc. De la construction des édifices religieux en France depuis le commencement du christianisme jusqu' au XVIe Siècle. Suite. — Ann. arch. T. III. 1845. Dec. p. 321.

Bernan, The history of the art of warming and ventilating rooms and buildings. 2 Vols. Lond. 1845. — Arch. Journ. 1845. Dec. p. 419.

Hind, On the comets which have been discovered since July 1841. — On the elements of several comets not previously computed. — Phil. Mag. 1845. Dec. p. 109. 116.

Humboldt. Kosmos. Bd. I. Stuttg. 1845. — Quart. Rev. 1845. Dec. p. 154.

Playfair and Joule, On atomic volume and specific gravity. — Phil. Mag. 1845. Dec. p. 453.

Anderson, Some remarks upon the freezing of streams in North America. — Journ. of the r. geogr. Soc. Vol. XV. P. II. p. 367.

Hopkins, On the diurnal changes of the aqueous portion of the atmosphere etc. — Phil. Mag. 1845. Dec. p. 427.

Laming, Observations on electric conduction and the nature of matter. — Ebendaſ. p. 120.

Draper, Account of a remarkable difference between the rays of incandescent lime and those emitted by an electric spark. — Ebendaſ. p. 435.

Wartmann, Second memoir on electric induction. — Phil. Mag. 1845. Suppl. p. 547.

Moon, On Fresnel's theory of double refraction. — Ebendaſ. p. 553.

Stenhouse, Analyses of the ashes of sugarcanes from the West-Indies. — Ebendaſ. p. 533.

Cantor, Notice of the foetus of Zyaena laticeps. — Ann. of nat. hist. 1845. Dec. p. 372.

Reid, Anatomical and physiolog. observations on some zoophytes. — Ebendaſ. p. 385.

Bowerbank, Observations on the Spongiadae. — Ebendaſ. p. 400.

Quatrefages, Mémoire sur le système nerveux et sur l'histologie du Branchiostome ou Amphioxus. — Ann. des scienc. nat. 1845. Oct. p. 197.

Filippi, Sunto di alcune osservazioni sulla embriologia dei pesci. — Giorn. dell' Istit. Lomb. T. XII. p. 153.

Des Murs, Notice sur l'espèce de Passereau nomée Poëphila mirabilis. — Rev. zool. 1845. Dec. p. 447.

Lafresnaye, Mélanges ornithologiques. — Ebendaſ. p. 449.

Tarragon, Description d'une nouv. espèce du genre Macronyx. — Ebendaſ. p. 452.

Bell Salter, Remarks on some forms of Rubus. — Ann. of nat. hist. 1845. Dec. p. 361.

Coste, Researches on the primary modifications of organic matter and on the formation of cells. — Ebendaſ. p. 377.

Hassal, A history of the British freshwater Algae. 2 vols. Lond. 1845. Ebendaſ. p. 410. 429.

Harting, Recherches micrométriques sur le développement des parties élémentaires de la tige annuelle des plantes dicotylédones. — Ann. des scienc. nat. 1845. Oct. p. 210.

Reeve, On the dissolution and recalcification of the shell in Cypraea. — Ann. of nat. hist. 1845. Dec. p. 374.

Boisse, Sur les depôts gypseux des environs de Saint-Affrique, (departement de l'Aveyron). — Ann. des mines 1845. T. VIII. p. 3.

Marcel de Serres, Sur les fossiles du bassin d'Aix. — Ann. des scienc. nat. 1845. Oct. p. 249.

Zigno, Sopra due fossili rinvenuti nella calcarea dei monti Padovani. — Giorn. dell' Istit. Lomb. T. XII. p. 283.

Odart, Ampélographie. Par. 1845. — Journ. des Sav. 1845. Dec. p. 705.

Bourgeat, Cours sur l'histoire de la philosophie. Philosophie de l'Inde. — Univ. cath. 1845. Dec. p. 420.

Cimorelli, Origine, progresso e stato attuale delle belle lettere italiane. Milano 1845. — Giorn. dell' Istit. Lomb. T. XII. p. 182.

Duffy, The ballad poetry of Ireland. Dubl. 1845. — Dubl. Rev. 1845. Dec. p. 373. cf. Engl. Rev. 1845. Oct. p. 173.

Dyke, Decorations in distemper in Stanton Harcourt church, Oxfordshire. — Arch. Journ. 1845. Dec. p. 365.

Schellink (Th.) De la peinture historique en Belgique. — Messag. des scienc. hist. 1845. p. 244.

Broglio, Gargano e Valerio, Memorie in risposta al quesito: Qual è l'influenza delle associazioni industriali e commerciali sulla prosperità pubblica? — Giorn. dell' Istit. Lomb. T. XII. p. 35.

Estienne, Une ladresse en 1548. — Arch. du Nord de France. 1845. T. V. p. 312.

Greppo, Trois mémoires relatifs à l'histoire eccléſ. des premiers siècles. Par. 1845. — Giorn. dell' Istit. Lomb. T. XII. p. 187.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. April.

Nro. 65. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

The Life and Travels of Thomas Simpson, the arctic Discoverer. By his brother Alexander Simpson. London 1845.

Die Reisen des eben genannten Mannes so wie die ganze Persönlichkeit desselben, gehören zu den bedeutendsten Erscheinungen, welche die Geschichte der Länderkunde in neuester Zeit aufzuweisen hat. Seine Verdienste, nicht nur um die Wiederbelebung der fast erloschenen Hoffnung auf die Entdeckung einer brauchbaren nördlichen Durchfahrt aus dem atlantischen in das stille Meer, sondern um die sichere Nachweisung einer bis dahin unbekannten, südlicher als 70° N. Br. gelegenen Verbindungsstraße zwischen den beyden Meeren, sind von allen Freunden der Länderkunde, am meisten in England, anerkannt, und viele von uns, denen vielleicht bisher eine nähere Bekanntschaft mit Simpsons kühnen Reiseunternehmungen abgieng, hatten wenigstens mit Theilnahme die Berichte über das noch immer etwas räthselhafte, unglückliche Ende desselben vernommen. Denn ob, wie dieß eine ziemlich verbreitete Meinung ist, der kräftige Körper und der gleichmüthige Sinn unsres Reisenden, aufregbarer gerade damals als gewöhnlich, dem mächtigen Eindrucke erlagen, den bald nach der Zurückkehr von einer ungemein anstrengenden Reise die Nachricht hervorrief, daß die königliche Regierung, seine Verdienste anerkennend, ihm eine ansehnliche jährliche Leibrente gewährt, die geographische Gesellschaft in London ihn durch Uebersendung ihrer goldenen Medaille ehrenvoll ausgezeichnet habe, und ob die über das gesunde Maaß gehende Freude, wie man sagt, einen plötzlichen Ausbruch von Tobsucht zur Folge hatte, in welchem er mehrere seiner Reisebegleiter erschoß, und zuletzt selber von einer fremden Kugel getroffen fiel, oder ob, wie dieß sein Bruder und Lebensbeschreiber zu vermuthen scheint, ein strafbarer Raubmord an ihm begangen wurde, welchem er erst nach tapferer, blutiger Gegenwehr erlag, das mag dahin gestellt seyn; doch bleibt die erstere Annahme noch immerhin die wahrscheinlichere. Was kann aus der Menschennatur werden, wenn von dem blendend grellen Scheine und von der Gluth ihrer auflodernden Leidenschaften oder Affecte das von oben kommende Tageslicht der Vernunft überstrahlt und verdunkelt wird. Die Seele des Thieres wird in instinktartiger Weise durch eine außer ihr liegende Naturkraft auf der gesunden Bahn des Lebens erhalten; das Wirken der Menschenseele stehet unter dem Walten des inwohnenden, selbstbewußten Geistes, und wenn dieser seine Herrschaft über sie verliert, sinkt sie aus ihrer Höhe noch tief unter die Verlassenheit des wildesten Thieres herab. Doch nicht das Ende, sondern die Blüthenzeit des Lebens und der Wirksamkeit des Mannes, den die Ueberschrift unserer Anzeige nennt, soll uns hier beschäftigen.

Eine kurze Uebersicht über das Resultat der wichtigsten Entdeckungsreisen in die Polarzone der westlichen Halbkugel bis zum Jahr 1837, in welchem Simpson den Faden dieser Forschungen aufnahm und weiter entspann, mag hier als Einlei-

tung zu dem Auszug seiner Reiseberichte am rechten Orte seyn.

(Fortsetzung folgt.)

1. Zusätze zu den grammatischen Bemerkungen über das Puschtu.
2. Auszüge aus Afghanischen Schriftstellern.

(Schluß.)

Ein gewisser Mensch, sagt Achun unter andern, der sich Vater des Lichtes *) nennt, dem ich aber den Namen Vater der Finsterniß beylege, ließ eine große Anzahl Dichtwerke in der Nation ausgeben, voll der verderblichsten ketzerischsten Lehren; sie fanden unter den Stämmen, namentlich bey den Jusofsi, vielen Beyfall. Da trat ich ihm mit ähnlichen Gedichten entgegen und brachte eine Menge seiner Anhänger zum wahren Glauben zurück (Leyden a. a. O. 367). Von Ningarhar vertrieben, mußte sich Bajesid zu noch ungebildetern Stämmen am Rande der Berge, dem Glauben oder dem Truge leichter zugänglich, flüchten. Hier trat er nun förmlich als Apostel des Afghanenvolkes auf; er verkündete seine Lehren in den öffentlichen Versammlungen der Gaugenossen und legte sie in Schriften nieder, welche in vier verschiedenen Sprachen, Arabisch, Persisch, Hindi und Puschtu abgefaßt und in allen diesen Zungen vortrefflich dargestellt waren. Das Volk der Afghanen hatte, so viel wir wissen, vor Bajesid keine schriftlichen Erzeugnisse in seiner Sprache aufzuweisen; dieser denkwürdige Mann ist nicht bloß der Prophet, sondern auch der erste Schriftsteller der Nation. In einem seiner Werke gibt er Nachricht von seiner Person und seinen Schicksalen; in einem andern sind die Lehren des neuen Glaubens enthalten. Nach der Weise der frühern Propheten läßt auch er, wie der Verfasser des Dabistan berichtet, *) Gott den Allmächtigen und Allgerechten seinem treuen Diener Bajesid die Lehren des Heils verkünden; es sollte dieses Buch, Cheir al bien, die freudige Botschaft genannt, so befahl die Gottheit des neuen Sehers, an die Stelle des Korans treten. Es war in vier Sprachen abgefaßt, im Arabischen und Persischen, im Hindi und Puschtu (The Dabistan III. 40).

Bajesids Lehren sind nur wenig von denen der Ismaelier oder Batanier verschieden. Sein philosophisch-religiöses System besteht in einem Pantheismus, welcher die Natur idealisirt oder vergöttert. Was da ist, lehrt der Prophet, ist leerer Schein, eine Form der Gottheit. Was man hört, was man sieht, ist Gott, der allein ist; die Materie ist bloß äußerliche Erscheinung, ein leerer Gedanke. Gott ist im All, oder er ist selbst das All; die Wesen sind bloß besondere Formen seiner Erscheinung **). „In der That, spricht Gott der Herr, ich bin euch näher als eure Hälse; es gibt keine Trennung zwischen mir und der Menschheit, ich bin eins mit der Menschheit, aber sie weiß es nicht. Niemand kann hievon Kenntniß erlangen, außer durch fleißiges Lesen der heiligen Schrift; durch Gehorsam und eifriges Nachdenken mag er dann ein vollkommener Mensch werden ***)." Am vollkommensten zeigt sich aber immer die Gottheit in dem Pir (das Wort bedeutet ursprünglich Vater, Vorgesetzter) oder heiligen Lehrer. Dieselben Leh-

*) Piri Roschan. Hievon erhielten seine Anhänger den Namen Roschenier oder die Erleuchteten.

*) I. c. 116. Der Verfasser des Dabistan erzählt, daß Bajesid zu Kabul durch seinen Geist und seine Kenntnisse alle Ulemah beschämt habe. Dabistan III. 41.

**) Der Kundige wird von selbst die überraschende Aehnlichkeit mit modernen Philosophemen herausfinden. Der Gott des Bajesid ist der des Spinoza, von dem es in der Ethik I. prop. 11 heißt: Deus, sive substantia constans infinitis attributis, woraus natürlich die propos. 33 folgt: Res nullo alio modo, neque alio ordine a Deo produci potuerunt, quam productae sunt.

***) Diese Stelle aus dem Werke des Bajesid findet sich im Dabistan III. 38.

ren, beynahe mit denselben Worten, finden sich auch in den heiligen Schriften der Gnostiker, welche, wenn sie nicht ganz aus östlichen Quellen hervorgegangen sind, doch ohne Zweifel, innerlich wie äußerlich, mit den Philosophemen und Religionen des Morgenlandes zusammenhängen *). In diesem Sinne konnte Bajesid sagen: Ich bin euer Pir, ich bin euer Gott; diesem Gott unbedingten Gehorsam zu leisten, ist die erste Pflicht; was er befiehlt, ist das Rechte; wer sich ihm widersetzt, ist ein Thier und soll vertilgt werden; sein Besitzthum gehört dem Pir und den gehorsamen Genossen. Paradies und Hölle, Auferstehung und jüngstes Gericht sind bloß bildliche Ausdrücke; es gibt keine andere Unsterblichkeit, als den Wandel der Seele in andere Körper, ein Wechsel der Formen: der Koran ist ein menschliches, trügerisches Erzeugniß; Gott, der allenthalben im Raume und in der Form Seyende, bedürfe keiner Anbetung, bedürfe keiner Kasteyung; nur unbedingten Gehorsam wolle er für seinen Propheten Bajesid. Die Vorschriften des Gesetzes sind bloß Mittel der Erleuchtung, Stufen, um zur Einsicht emporzusteigen, wer diese erreicht, für den sind jene unnütz: er braucht, er darf sich nicht mehr daran halten. Wer eine Last auf dem Kopfe trägt und kennt den Eigenthümer nicht, muß sie sein Lebtag tragen: sobald er diesen gefunden, wirft er sie weg und ist frey. O kommt deßhalb herbey, so ruft der Pir begeistert aus, kommt herbei und lernt den Herrn der Welt kennen, ihr Bekommenen im Gesetze: werfet die Last von eurem Haupte, lernet die Freyheit kennen und handelt darnach! Bajesid war aber einsichtsvoll genug, seinen Glauben nicht ohne äußerliches Ceremonienwerk hinzustellen; es sind achterley Weihen nothwendig, bevor der todte oder gewöhnliche Mensch zu einem vollkommenen Leben als Jünger der neuen Religion erwacht. Waren aber diese Stufen einmal überschritten, dann ist dem Lebenden gegen den Todten

*) Epiphanii adver. Haer. Opera I. 84. Ἐγώ εἰμι καὶ οὐκ ἔστιν ἄλλος πλὴν ἐμοῦ ὁ θεός. καὶ ἐγὼ ἐποίησα τὰ σύμπαντα, καὶ ὅσα ἐν αὐτοῖς ἐστιν. Ἐγώ εἰμι ὁ θεός, καὶ οὐκ ἔστιν ἄλλος θεὸς πλὴν ἐμοῦ.

Alles erlaubt, er kann plündern, rauben und morden; nur dem Ruschenier, nur dem Erleuchteten gebührt die Herrschaft der Erde.

Diese dem Räuberhandwerk und der sinnlichen Genußsucht des Volkes schmeichelnde Lehre erfreute sich bald eines solchen großen Zulaufes, daß Bajesid in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts sich nicht bloß als Herrn des ganzen Afghanenlandes betrachtete, sondern auch einen Zug nach Indien unternehmen wollte, um dort die ehemalige Afghanenherrschaft wieder aufzurichten. Die Padischah zu Delhi sandten zahlreiche Heere jenseits des Indus, um dieser neuen, von Westen her drohenden Gefahr kräftig zu begegnen. So lange Bajesid klug genug war, sich innerhalb der Bergschluchten zu halten und einen Guerillaskrieg gegen die indischen Truppen zu führen, vermochten diese, wenn auch an Anzahl sehr überlegen, nichts gegen die wilde Tapferkeit seiner Jünger auszurichten. Kleine Vortheile, die er errang, machten aber den beschränkten Seher sicherer und kühner; es wagte Bajesid eine offene Feldschlacht in der Ebene, ward geschlagen und bald hernach senkten unzählige Drangsale, worunter Scham und Verzweiflung nicht die geringsten seyn mochten, den Propheten in das Grab **).

Die religiösen, literarischen und politischen Bestrebungen dieses denkwürdigen Mannes hatten jedoch in einem Theile der Nation bereits so tiefe Wurzel geschlagen, daß sie durch den Tod des Urhebers kaum erschüttert wurden. Der älteste seiner fünf Söhne, Scheich Omar, rief jetzt die Gläubigen der neuen Lehre zu einer allgemeinen Versammlung und verkündete ihnen: der Pir sey todt; er habe seinen Platz dem Sohne übertragen, ihm und seinen Nachfolgern die Herrschaft über die Welt verliehen. Nach dem Tode Omar's nannte sich Dschelaleddin, der dritte Sohn Bajesid's, Padischah der Afghanen und ließ ein Aufgebot unter dem Volke ergehen, ihm nach Indien zu folgen, um die Voll-

**) In dem Hal nameh, daselbst angeführt im Dabistan, hat der Prophet sein eigenes Leben beschrieben.

werke Lahors und Agra's niederzureißen. Es wurden die Gebeine Bajesids ausgegraben und in einem kostbaren Sarg als Talisman den Räuberbanden vorgetragen. Obgleich er einigemal geschlagen wurde, so wußte sich Dschelaleddin doch gegen die Truppen des Statthalters von Kabal zu behaupten. Er floh bald zu den Stämmen in den nordöstlichen Gebirgen, welche eines allgemeinen Namens entbehren und von den Muselman, Kafir, Ungläubige genannt werden *), bald auch zu den usbegischen Beherrschern Badakschans. Dschelaleddin kehrte aber immer, nach kurzem Aufenthalte in der Fremde, wieder zurück und war zu einer Zeit (1600) selbst so mächtig, daß er Ghasnah einnehmen konnte; doch hatte er am Ende nicht Mannschaft genug, um sich zu gleicher Zeit gegen die mongolischen Hasarah, welche der neuen Lehre feindlich entgegentraten, und die indischen Truppen zu behaupten; er fiel im Kampfe und mit ihm die Macht der Roschenier. Sie zogen zwar unter den Nachkommen ihres Stifters noch einige Zeit als Räuberbanden im Afghanenlande herum und unterwarfen sich den Mongolen erst während der Regierung des Dschehan Schah. Allahdad Chan, der letzte Sprosse des Bajesid, ward zum Hauptmann von vier Tausend ernannt und nach dem Dekkan beordert, wo er gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gestorben ist. Die Sekte ist aber keineswegs ganz erloschen; heutigen Tags noch erfreut sie sich einer Anzahl Anhänger in Peschawer und Kabal, wie unter den wilden Klanen der Jusoffi (Elphinstone, Cabool I. 333). In einem alten verfallenen Gebäude zu Peschawer, wo der Sage nach Bajesid lange gehaust hat, halten die Illuminaten Afghanistans ihre geheimen Zusammenkünfte und trauern über das unglückliche Loos ihrer Religion und ihres Landes.

Gegen diese Erleuchteten, großentheils aus dem Stamme der Jusoffi, mußte auch Akber seine Waffen wenden. Sie hatten den Truppen des Padischah einige Niederlagen beigebracht. Bir Bal, der Anführer des Heeres, ein Freund des Padischah, dessen geistreiche witzige Reden in ganz Indien berühmt waren, blieb selbst in einem der Treffen. Das indisch-mongolische Heer fürchtete so sehr die wilde Tapferkeit dieses allen Verführungen der indischen Civilisation widerstrebenden Volkes *), daß ein zufälliges Geschrey: „die Afghanen, die Afghanen," sie alle in Unordnung brachte und die Reihen in eilige Flucht jagte. Akber mußte sich damit begnügen, Castelle anzulegen und die tapfern Männer innerhalb ihrer Berge einzuschließen. Dessen ungeachtet hörten aber die anlockenden religiösen Raubzüge nicht auf; sie dauerten fort unter der Regierung des Dschehangir und Schahdschehan, und flossen wohl am Ende mit dem allgemeinen Aufstande der Afghanen, in den folgenden Zeiten, zusammen (Elphinstone, History of India II. 294, nach einheimischen handschriftlichen Quellen. Dabistan III. 42).

Neumann.

*) Daß die Kafir sich selbst Kamodsche oder gar Kambodscha nennen, wie Lassen Elphinstone sagen läßt (Zeitschr. für die Kunde des Morgenlandes II. 57) ist ungegründet. Elphinstone sagt ausdrücklich (Account of the Kingdom of Cabul II. 429), es gibt keinen allgemeinen einheimischen Namen für die Kafir; bloß einer der vielen Stämme heißt Komodschi, welcher einer Sage nach — und sollte die einen Werth haben? — von den Arabern, also in ziemlich später Zeit, aus Kandahar vertrieben, erst nach langem Herumirren sich innerhalb seiner jetzigen Heimath niedergelassen hätte. Wie könnten nun diese Komodschi die nördlichen Kambodschas des Mahabharata seyn? Die Kafir nennen sich selbst, wie uns Burnes sagt (Cabool 207), Kafir, ohne aber eine schimpfliche Bedeutung mit dem Namen zu verbinden.

*) Eine in dieser Beziehung lehrreiche Geschichte erzählt der Verfasser des Dabistan. III. 46.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. April.

Nro. 66. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

The Life and Travels of Thomas Simpson, the arctic Discoverer.

(Fortsetzung.)

Bereits unter der für die eingebornen Indianer sehr freundlich besorgten, milden französischen Herrschaft in Canada waren einzelne kühne Handelsleute [illegible] von Montreal weit nach Norden und Westen in das Land der Indianer eingedrungen, hatten sie leider zum ersten Male mit dem Gifte des Branntweines bekannt, statt mit besseren Gerätschaften, nur Gegenstände einer sinnlichen Lust gebracht hatten. [illegible] gleichzeitig mit den [illegible] Sendboten des Christenthums, namentlich die frommen Väter aus dem Orden des hl. Sulpitius so wie Jesuiten, sich mit rastloser Beharrung aller Gefahren, im tiefsten Norden mit allen Entbehrungen tief in das Innere des Landes gewagt, und Berichte über die Naturerscheinungen [illegible] über die Bewohner derselben erstattet. So interessant aber auch in vielfacher Hinsicht diese Berichte waren, bleiben sie dennoch für die Erweiterung der genaueren geographischen Kenntnisse, namentlich der nördlichen Gebiete von Amerika, von allem bedeutenden Werth. Da geschah es, daß der natürliche Zug des Menschen zu den Metallen eine Anregung von außen bekam, die kräftig genug war, ihn, wie früher bei der Entdeckung von Amerika der Durst nach Gold, zu einem neuen, kühnen Unternehmen zu bewegen. Gold war es zwar nicht, wohl aber ein anderes werthvolles, nützliches Metall: das Kupfer, welches die Indianer der nördlichen Districte, alljährlich mit den Fellen und andern Tauschartikeln mit sich nach Gourchill an der Hudsonsbay brachten, was die Aufmerksamkeit und Gewinnsucht der dort etablirten Handels-Compagnie erregt hatte. Nach der Aussage der Indianer sollte dieses Metall in reinem, ostensiblem Zustand und in so großer Menge an einem Fluß [illegible] im Norden gefunden werden, daß ganze Haufen aus seinen aufgehäuften Klumpen bestünden. Bis dahin hatte die Hudsons-Compagnie nur noch sehr wenige Kräfte gewandt, [illegible] Entdeckungen in die [illegible] Indianergebiete [illegible] Vortheil zu [illegible], sie verwandte sie vielmehr aus weiter Ferne her, ohne dabei die Lage des Meeres in Anschlag zu bringen, sie [illegible], [illegible] baarer in ihre Hände zu bekommen, [illegible] der Aufmerksamkeit für weit ausgedehntere Entdeckungen [illegible] bei der Menge und Vielseitigkeit der [illegible] Waaren als unmöglich. Anders aber mußte [illegible] die [illegible] Quelle, als es galt eine Quelle der Einkünfte zu eröffnen, welche nur [illegible] die Hand der [illegible] Cultur [illegible] gemacht werden konnte. Es [illegible] daher im Jahr 1769 ein rüstiger Officier der Compagnie, Thomas Hearne zu dem Unternehmen bestimmt, den nach der Aussage der Indianer nicht so gar zu großer Ferne abgelegenen, aufsuchen und deßhalb selbst für Schiffe befahrbaren Fluß aufzufinden, an dessen Ufern [illegible] die Hügel, aus Kupfer des gediegenen Kupfers bestehend, und dabei ein Fülle von Nahrungsmitteln an Wildpret aller Art finden sollte und der seinen Lauf in eine Gegend des Nordens nehme, in welcher die Sonne in der Mitte des Sommers nicht untergehe.

Man reist in diesen Gegenden am leichtesten

im Winter, weil dann, bey einer Kälte, die nicht selten der Temperatur des gefrierenden Queckſilbers nahe kommt, ja noch unter dieſen metalliſchen Gefrierpunkt herabſinkt, die weit ausgedehnten Sümpfe ſtark gefroren ſind und zugleich der Schnee jene Feſtigkeit hat, wobey er Menſchen ſo wie größere Laſten trägt. Daher trat auch Hearne ſeine Reiſe am 6. Nov. an. In ſeiner Begleitung waren 2 Orkney Inſulaner, und 2 Indianer aus dem Dienſtperſonal der Compagnie. Da aber dieſe alle des Landes, ſo wie der Richtung des Weges nach dem Kupferminenfluß unkundig waren, gab man die ganze kleine Expedition in den Schutz und die Leitung eines Häuptlings der nördlichen Indianer mit Namen Tſchautſchintſchau, der mit einer abgetragenen Soldatenmontur zugleich den Titel eines Capitäns von der Compagnie erhielt, und dafür, mit noch 9 Indianern des nördlichen Diſtriktes, davon einer zum Lieutenant creirt wurde, das ſichere Geleite der Reiſenden bis zur Gränze der Athapulco-Indianer übernahm, wo im Frühling 1770 ein andrer, dort einheimiſcher Indianer-Capitän die Weiterleitung überkommen ſollte. Aber der Capitän Tſchautſchintſchau erwies ſich des in ihn geſetzten Vertrauens ſehr unwürdig; er hatte überhaupt keine beſondere Freude an dem ihm übertragenen Geſchäft, deßhalb ſuchte er den ihm läſtigen Fremdling zuerſt durch das Entziehen aller ihm verſprochenen Dienſtleiſtungen, dann dadurch zur Rückkehr zu bewegen, daß er ihm durch ſeine Leute einen Theil der Ammunition und des nöthigſten Reiſebedarfs entwenden ließ; endlich verließ er ihn, mitten in dem Dickicht des Waldes, in einer Entfernung von 30 Meilen vom Prinz Wales Fort. Mitleidigere Indianer, die ihm begegneten, nahmen ſich der Noth des Fremden an, und Hearne kam ſchon am 12. Dec. unverrichteter Sache wieder in Churchill an. Als ihm jedoch hier ein Indianer aus dem Norden, der gerade in Handelsgeſchäften anweſend war, verſicherte, daß er gar nicht weit mehr von dem Ziel ſeiner Reiſe, dem kupferreichen Fluße entfernt geweſen ſey, ergriff ihn die Luſt das Unternehmen noch einmal zu beginnen in unwiderſtehlicher Weiſe, und die Compagnie zeigte ſich gern bereit die Mittel zu der verhältnißmäßig nur ſehr wenig Aufwand erfodernden Landreiſe zu gewähren. Dießmal trat Hearne ganz allein, ohne einen einzigen Europäer zum Begleiter zu haben, bloß im Geleite von Indianern die Reiſe an, den 23. Febr. 1770. Die Expedition bewegte ſich langſam am Sealfluß hinauf, denn es gab einen Ueberfluß an jagdbarem Wildpret und die Indianer ſind ſo leidenſchaftliche Freunde der Jagd, daß ſie nur ſchwer ſich entſchließen können einen Ort zu verlaſſen, der ihnen eine beſondere Befriedigung ihrer Luſt verſpricht. Aber auch unſer Reiſender gewann allmälig dem Leben wie dem unterhaltenden Geſchäft dieſer Jäger einen Geſchmack ab, der ihm das langſame Vorrücken ſo wie alle Mühſeligkeiten vergeſſen ließ. Endlich am 23. May ließen ſich die Indianer bewegen die Reiſe nordwärts in das wildpretärmere Land anzutreten. Der hochliegende, dabey allmälig weich werdende Schnee, der das Fortkommen ſehr erſchwerte; die jetzt häufigen Regengüſſe, denen Hearne bey Tag wie bey Nacht ausgeſetzt blieb, weil der Indianer-Capitän, ſo dienſtwillig er in andern Dingen war, ihm nicht erlaubte auch nur den Kopf unter ſein armſeliges, kleines Indianerzelt zu ſtecken; die Unmöglichkeit Feuer anzuzünden und brennend zu erhalten, wodurch es nothwendig wurde das Fleiſch der erbeuteten Fiſche und des Wildpretes meiſt roh zu genießen, alle dieſe und noch andere Mühſeligkeiten hätten den kräftigen Reiſenden nicht von ſeinem Unternehmen abſchrecken können. Sogar die Erklärung ſeiner Indianergefährten, als dieſelben ſich wieder in einem für die Jagd überaus reichen Gebiet befanden, daß ſie hier für dieſes Jahr Halt machen und erſt im nächſten weiter ziehen wollten, würde den ſelber von der Jagdluſt beherrſchten Mann nicht entmuthiget haben, wäre ihm nicht durch einen Windſtoß ſein Hadley'ſcher Quadrant zerbrochen worden, das einzige Werkzeug deſſen er ſich zu ſeinen allerdings nicht ſehr genauen Meſſungen der Sonnenhöhen bedient hatte. Da er wußte, welchen Werth gerade ſolche geographiſche Beſtimmungen für eine Reiſe, wie die ſeinige war, haben müßten, hielt er es für unumgänglich nothwendig noch einmal unverrichteter Sache nach Churchill zurückzukehren, um ſich mit einem neuen Inſtrument zu verſorgen. Es war aber daſelbſt kein anderes zu haben als ein alter Quadrant, der ſeit 30 Jahren im Compagnie-Gebäude hieng und

welcher noch viel unzureichender zur Erfüllung seines Zweckes war, als das, in Vergleich mit unsern jetzigen Apparaten ebenfalls ziemlich unvollkommene, verunglückte Werkzeug. Hearne war, nach 8 monatlicher Abwesenheit, am 25. November wieder nach Churchill gekommen und schon am 27. Dez. begab er sich von neuem auf den Weg; dießmal in Begleitung von Indianern, welche, wie sich später ergab, um einen Streifzug in das Land der Esquimaux zu machen, denselben Weg zu gehen gedachten. Er hatte es bey dieser Reise glücklicher getroffen als bey seinen beyden ersten Expeditionen; seine Begleiter brachten ihn, freylich nach manchen langen Stillständen und Querzügen in den wildpretreichen Gegenden, wirklich am 13. July 1771 zu dem sehnlich erwünschten Ziele — zum Kupferminenfluße. Die Stelle, an welcher Hearne an den Fluß kam, liegt noch ohngefähr 9 geographische Meilen von der Mündung desselben ab. Es war gegen die Erwartung unsers Reisenden, welcher hierin zu viel auf die Aussage der Indianer vertraut hatte, als er, statt eines angeblich für Schiffe hinlänglich wasserreichen Stromes einen Fluß vor sich sahe, der selbst für die kleinen Fahrzeuge der Indianer kaum zureichendes Wasser hat. Auch in Beziehung auf die aus reinem Kupfer aufgethürmten Hügel, sah er seine Hoffnung getauscht, doch fand er am Ufer des Flußes ein Stück gediegenes Kupfer auf, das ein Gewicht von 4 Pfd. hatte und bereits seine Angaben setzen es außer Zweifel, daß eine bergmännische genaue Untersuchung jenes Landstriches zur Entdeckung vielleicht sehr mächtiger, reichhaltiger Erzlagerstätten führen könne. Ueberdieß und vor Allem bleibt doch dem Thomas Hearne der Ruhm, daß er der erste Europäer war, welcher von Amerika's Festlande aus das große nordische Polarmeer vor sich sah. Allerdings sind seine Angaben über die Lage der von ihm besuchten Gegenden, schon wegen der Unvollkommenheit der gebrauchten Instrumente im hohen Grade mangelhaft und haben deßhalb lange Zeit zu fehlerhaften Verzeichnungen der Nordküste von Amerika auf unsern Landkarten Veranlassung gegeben, auch würde es bey der Beschreibung einer solchen Entdeckungsreise zweckmäßiger und ziemlicher gewesen seyn, statt des raubmörderischen Ueberfalles und der blutigen Gräuelthaten, welche sich seine Indianer, die hiebey auf seine abrathenden Vorstellungen nicht achteten, an den harmlosen, friedlichen Esquimaux zu schulden kommen ließen, lieber die Gegenden genauer zu schildern, durch die seine Rückreise nach Churchill ihn führte; dennoch hatte diese erste größere Landreise durch das nördlichste Amerika der Compagnie so wie den Freunden der Länderkunde es gezeigt, daß das Vordringen in jene sumpfigen, theils von unübersehbaren Wäldern bedeckten, theils völlig kahlen Gegenden weder so außerordentlich schwer noch auch mit solchem Aufwand verbunden sey, als man bis dahin gemeint hatte. Ueberdieß kann uns auch die Beschreibung von Hearnes Reise, bey welcher wir uns eben aus dieser Absicht etwas länger verweilten, lehren, wie viel besser man seitdem es gelernt habe, solche nordamerikanische Landreisen, bey ungleich weiterer Ausdehnung der Räume in verhältnißmäßig wenig Zeit zurückzulegen. Namentlich mag der kurze Abriß von Hearnes Expedition dazu dienen, durch ihren auffallenden Contrast die nachher näher zu beschreibenden Unternehmungen des Thomas Simpson desto augenfälliger hervorzuheben.

Von einem freylich viel glücklicheren, großartigeren Erfolg und zweckmäßigerer Anlage ihres Planes erscheint, im Vergleich mit der des Thomas Hearne, die Entdeckungsreise des Alexander Mackenzie, dessen Andenken in Folge der Uebertragung seines Namens an den durch ihn zuerst genauer bekannt gewordenen und von seinem Ausfluß aus dem Sklavensee bis zur Mündung im Eismeer befahrnen Strom, vielleicht für immer in der Länder- und Völkerkunde ein gesichertes Feststehen erlangt hat. Schon im Jahr 1778 war Pond mit seinen genaueren Erforschungen des Landes bis zum Athabaska-See (58° n. Br.) am Sklavenfluße vorgedrungen und seit dem Jahr 1781 bestund an dieser für das Erbeuten von Pelzwerk höchst ergiebigen, an Fischen und Wildpret sehr reichen Stelle ein bleibendes Etablissement der Compagnie (das Fort Chipewyan). Von nun an wurde dieses der Ausgangspunkt für alle nach Norden gehenden Landreisen und von hier aus trat bereits Mackenzie am 3. Juny 1789 seine Reise, zunächst auf dem Sklavenfluß hinabwärts nach dem Sklavensee an.

Berichte der Indianer, welche in Handelsgeſchäften nach dem Fort Chipewyan kamen, von einem großen Strom, der aus dem zuletzt genannten See ſeinen Abfluß nehmen ſollte, hatten in ihm die Hoffnung erregt einen Verbindungsweg aus dem nordweſtlichen Amerika nach dem ſtillen Meere zu entdecken; denn nach dieſem Meere, nicht nach dem nördlichen Eismeere, ſo hoffte er, ſollte der Strom ſeinen Ausfluß nehmen. Als Mackenzie am 9. Juny den Sklavenſee (63° n. Br.) erreicht hatte, fand er denſelben noch zum Theil mit Eis bedeckt. Wo der Abfluß desſelben ſeine Lage habe, das war damals noch unbekannt; es mußte mit Mühe erforſcht werden und erſt am 29. Juny gelangte man zu dem geſuchten Punkte. Ein waſſerreicher, großer Strom nahm von hier ſeinen Lauf zunächſt nach Weſten, und der Reiſende nahm keinen Anſtand ſich auf demſelben einzuſchiffen, obgleich die Anwohner der Ufer, nach jenem Gabe einer mährchenhaften Uebertreibung, an welcher die Amerikaner vor Andern reich zu ſein ſcheinen, ihm von gefahrdrohenden Strudeln und Waſſerfällen ſo wie von rieſenhaften Ungeheuern erzählten, die ihm im Verlauf ſeiner Waſſerfahrt den unvermeidlichen Tod bringen würden. Er fand von all dieſen Abentheuern und Gefahren keine Spur; der Strom, ohne ſich von Bergen herabzuſtürzen, geht ruhig ſeinen Weg; kein Ungeheuer ſperrt gegen das Fahrzeug und deſſen Mannſchaft ſeinen hausgroßen Rachen auf; ſchon am 10. July entdeckte man verlaßne Lagerſtätten der Esquimaux, dieſer Bewohner der eisigen Seeküſte; am 12. genießt Mackenzie, zu ſeiner großen Befriedigung den Anblick des Meeres, in welches der Mackenzieſluß ſeinen Ausgang nimmt; es iſt aber freylich nicht das ſtille Meer, wie er dieß anfangs erwartet hatte, ſondern das nordiſche Eismeer und ein Theil der nördlichſten Küſte von Amerika, deſſen Erkenntniß nun abermals ein feſtgeſtecktes Eigenthum der Landerkunde wurde.

(Fortſetzung folgt.)

Tableau de la littérature espagnole depuis le 12. siècle jusqu'à nos jours, précédé d'une introduction sur l'origine de la langue espagnole par M. F. Piferrer, Bachelier ès-lettres, Professeur-suppléant de langue espagnole au collége royal de Toulouse. Paris, chez Baudry. Toulouse, chez l'auteur. 1845. 455 S. 8.

Die Firma der europäiſchen Romanen-Maſchinen-Schmiede dient dem vorliegenden Werke zum wenig empfehlenden Muſterbilde: wenn man es bloß ſehen desſelben mit einigem Mißtrauen zur Hand nimmt, ſo irrt man ſich nicht. Es iſt nämlich dieſes [illegible] des ſtattlich klingenden Titels nichts weiter als eine ganz gewöhnliche Chreſtomathie aus den Dichtern und Proſaikern Spaniens mit einigen wenigen [illegible] Anmerkungen und Lexen [illegible] Notizen über die excerpirten Autoren.

[illegible] der Vorrede [illegible] Urſprung der ſpaniſchen Sprache aus der Zeit, wo Römer und Mauren eine Zeitlang auch die Herrſcher in Spanien geweſen ſind. — Die Entſtehung oder der Urſprung der ſpaniſchen Sprache beginnt ja mit dem Jahre 1500 vor Chriſti Geburt, wo [illegible] das Spanien damals von einfachen Menſchen bewohnt geweſen ſey, welche die Erde bebauten und mit den von ihr im Ueberfluß hervorgebrachten Früchten zufrieden waren, und endet p. 15 ebne von den Arabern eines Ramirez, Lewis, Diez auch nur die Ahnung zu haben mit dem Verſtand reimte, daß die ſpaniſche Sprache eben ein neuer germaniſcher Dialect ſey.

„Il est sans dessus dessous, et par la plus grande partie, et par les plus importants de ses éléments, germanique, et par le plus grand nombre de mots qui, rigoureusement parlant, la langue espagnol n'est point dérivée de la latine (!) — mais que c'est une langue primitive, qui passant à travers les siècles a perdu une grande quantité de ses mots et s'est enrichie d'un nombre immense de mots étrangers pris des idiomes de divers peuples et particulièrement de la langue latine."

Es iſt wohl nicht nöthig, zur weitern Charakteriſirung dieſes Buches und ſeines Herausgebers noch etwas beizufügen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. April.

Nro. 67. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1816.

The Life and Travels of Thomas Simpson, the arctic Discoverer.

(Fortsetzung.)

Nach einem kurzen Verweilen in der Nähe der Ausmündung des Stromes nahm der Reisende seinen Rückweg abermals im Mackenziestrom aufwärts und schon am 12. Sept. hatte er den Ausruhepunkt im Fort Copperman am Athabaskasee wieder erreicht. Vergleichen wir den Weg, welchen Hearne, freylich als halbwilder Jäger und Indianerschmarotzer in einer dreymal längeren Zeit zurückgelegt hatte, mit dem mehrfach weiteren, den Mackenzie machte und zugleich den Ertrag der wissenschaftlichen Ausbeute, den beyde Reisen brachten, dann neigt sich freylich die Wagschale sehr bedeutend zu Gunsten von Mackenzies Reise herab.

Obgleich die Erwartung, daß der ansehnliche schiffbare Strom, welcher den Abfluß aus dem großen Sklavensee bildet, seinen Lauf nach dem stillen Meer nehme, sich nicht bestättigt hatte, indem seine Richtung, welche anfangs allerdings vorherrschend eine westliche ist, sich beym weitern Verlauf in die vorherrschend nördliche umsetzt; obgleich daher die Hoffnung, daß sich der Hudsons-Compagnie am Athabaskasee ein Mittelpunkt des Verkehres zwischen dem atlantischen und dem stillen Meere darbieten werde, nicht in Erfüllung gegangen war, und Mackenzie auch auf einer spätern Landreise, auf welcher er die Küste des stillen Meeres unter dem 52° n. Br. erreichte, keinen schicklichen Verbindungsweg dieser Art auffinden konnte, war dennoch der Gedanke an eine Möglichkeit solcher Verbindung nicht aufgegeben. Mehrere Seefahrer an den Küsten des nördlichsten Amerikas hatten diesen Zweck vor Augen; der Wunsch, eine nördliche Durchfahrt aus dem atlantischen Meere durch das Eismeer nach dem großen westlichen Ozean zu finden, durch welche der Verkehr mit dem östlichen Asien im höchsten Grade erleichtert werden könnte, war allmälig zu einem Anliegen aller Schifffahrt treibenden Nationen von Europa und Nordamerika geworden. England durfte sich hierbey, an der Spitze von allen, den Rang nicht ablaufen lassen; das britische Gouvernement rüstete im J. 1819 mehrere Expeditionen auf einmal aus, davon die eine, unter (damals Lieutenant) John Franklin zu Lande die Nordküste des westlichen Continents nach ihrem Verlauf gegen Westen hin erforschen, die andere aber zur See, unter Edward Parry denselben Zweck verfolgen sollte. Die Leistungen dieser beyden Männer sind noch bey allen Lesern selbst nur der öffentlichen Blätter in zu frischem Andenken, als daß sie einer ausführlicheren Erwähnung bedürften; wir begnügen uns deßhalb hier nur mit einer kurzen Hindeutung auf die gewonnenen Resultate.

Franklins erste Entdeckungsreise in den Jahren 1820 und 21 erreichte den beabsichtigten Zweck nur in unvollkommenem Maaße; sämmtlichen Offizieren, welche an der damaligen Expedition Theil nahmen, so begabt an Kenntnissen, so kraftig an Eifer und gutem Willen, so tüchtig zur Ausführung schwieriger Unternehmungen sie auch sonst waren, gieng dennoch ein wesentliches Erforderniß ab: die Kenntniß des Landes und der zweckmäßigsten Weise in

ihm zu reisen; die Mannschaft mußte unter vielfachen Bedrangnissen, namentlich durch Mangel an Lebensmitteln in der Nähe der Quellen des Kupferminenflußes (unter 65° n. Br.) in einer zu diesem Zweck begründeten Station, Fort Entreprise genannt, überwintern, und als dieselbe endlich in ihren aus Birkenrinde gefertigten Booten am 18. July des darauf folgenden Sommers durch die Mündung des Flußes in's Eismeer kam, konnte sie hier nur bis zur Ostseite des Bathurstkanales (110° w. Br.) mit ihren schlechten Fahrzeugen vordringen; man hatte bis dahin einen Küstenstrich befahren, dessen Ausdehnung gegen Westen vom Kupferminenfluß noch nicht 40 geogr. Meilen betrug, während das eigentliche Ziel der Erforschungsreise, der westlichste Theil der Nordküste, bis zur Repulsebay noch über 130 g. M. weit von dem Punkt der dießmaligen Umkehr ablag. Ueberdieß hatte dieses Unternehmen fast der Hälfte der Mannschaft das Leben gekostet.

Von ungleich glücklicherem Erfolg war die zweyte Erforschungsreise, welche Sir Franklin in den Jahren 1825 und 1826 im Auftrag des brittischen Gouvernements unternahm. Ihm selber war die Weisung in Folge des Planes, den er für die Reise entworfen hatte, ertheilt worden, den Mackenzieflus hinabzuschiffen und von dessen Mündung aus sich nach Westen zu wenden um auf diesem Wege wo möglich Cook's Eisvorgebirge am Eingang der Behringsstraße zu erreichen: Dr. Richardson, sein muthiger Begleiter auf der ersten Reise sollte sich dagegen von der Mündung des Mackenziestromes aus nach Westen wenden und die Küste bis zur Mündung des Kupferminenflußes untersuchen. Zu gleicher Zeit hatte aber ein königliches Schiff: der Blossom, unter Capitän Beechey den Auftrag erhalten seinen Lauf um Cap Horn herum nach dem stillen Meer und in diesem nordwarts zur Behringsstraße zu nehmen um von dort gegen Osten gewendet dem Cap. Franklin zu begegnen. Auch von der Seite des atlantischen Meeres her sollte ein Zusammentreffen von Dr. Richardsons Expedition mit königlichen Schiffen dadurch eingeleitet werden, daß Parry von Prinz Regent Inlet her bis zur Gegend des Kupferminenflußes vorzudringen suchte. Franklin kam bis zum 16. Aug. 1826 an einen Punkt der Nordküste von Amerika, dessen Lage nach ihm zu 149° 37′ w. Länge bestimmt wurde, und welchen er Return Reef nannte, weil er seiner Instruction gemäß nicht länger als bis zum 20. Aug. die Seereise fortsetzen sollte und deßhalb von dort die Anstalten zur Rückkehr treffen mußte. Es war dieses Abbrechen des Unternehmens, gerade an einem Punkte, wo damals das Meer von Eis frey war und der Weiterfahrt nichts Wesentliches im Wege stund, um so mehr zu bedauern, da wenig Tage nachher (am 22. Aug.) eine Barke des Blossom aus der Behringsstraße her bis zu Point Barrow vorgedrungen war, eine Stelle die nur 34 g. Meilen von Return Reef ablag, so daß Franklins Boote sie vom 16. Aug. an leicht zu erreichen vermocht hätten. Indeß war doch jetzt, bis auf die geringe Strecke von 34 g. M. der ganze Verlauf der nordamerikanischen Küste, zwischen der Mündung des Mackenzie und der Behringsstraße mit Genauigkeit erforscht worden, wahrend zu gleicher Zeit auch Dr. Richardson seine Aufgabe: die Untersuchung der Küstengegend zwischen der Mündung des Mackenzie und des Kupferminenflußes glücklich gelöst hatte. Zu diesen beyden wichtigen Schritten in der Aufklärung des Dunkels, das bis dahin über diesen Theil der Länderkunde geherrscht hatte, kam noch ein dritter: die Reise, welche ein andrer der Theilnehmer an Franklins zweyter Expedition, Lieut. Back im J. 1833 auf dem großen Fischfluß hinab nach einem westlichen Theile der Nordküste gemacht hatte, welcher der Insel Boothia gegenüber liegt. Daß dieses Boothia nicht, wie Parry es meinte, mit dem Festland, als Halbinsel verbunden, sondern auch an seiner Südseite vom Meere umflossen, mithin Insel sey, dieß gieng schon aus Backs damaligen Beobachtungen in augenscheinlicher Weise hervor, und auf seine Entdeckung, zu deren Sicherstellen, wie wir so eben weiter sehen wollen, Simpson das Meiste beytrug, gründet sich vornämlich die Hoffnung jener leichter möglichen nördlichen Durchfahrt aus dem atlantischen in das stille Meer, welche durch den zuletzt genannten Reisenden von neuem belebt worden ist. Er war es, der die noch unbekannte Strecke der Küste von Return Reef, an welchem Franklins Forschun-

gen ihr Ziel fanden und Point Barrow, an welches die Barke des Blossom herankam, bereiste und genau beschrieb; ihm gelang es nicht minder wohl, auch den östlich gelegenen Theil der Küste von jenen Punkten an, welche Franklin und die andern Theilnehmer an seiner Expedition bereist hatten, bis zu den bekannten vom atlantischen Meere her befahrenen Regionen zu erreichen und das Geschäft ihrer geographischen Aufnahme zu vollenden. Darum wenden wir uns jetzt ausschließend zu dem Bericht von Simpsons erfolgreicher Wirksamkeit.

Thomas Simpson gehörte durch seine leiblichen wie geistigen Anlagen zu jenen Männern aus der ersten Zeit dieses Jahrhunderts, welche bestimmt scheinen, dem jetzigen Treiben und Streben der Völker gegenüber nicht bloß ruhige Zuschauer, sondern selbstthätige Mithandelnde zu seyn. Er rühmte sich seiner Verwandtschaft und zum Theil seiner Abstammung von Schottlands Hochländern, von diesem ehrenfesten und dabey doch leicht beweglichen Geschlecht, aus welchem hochberühmte Reisende in alle Gegenden der Erde hervorgegangen sind. Sein Urgroßvater mütterlicher Seite war ein Laird von Gruinard, welcher, zweymal vermählt, der Vater von 32 kräftigen Kindern war, davon nur 2 jung starben, die andren alle zum Theil ein so reifes Alter erreichten, daß der Verfasser dieses Reisewerks, Alexander Simpson, noch einer Schwester seiner Urgroßmutter, der Mrs. Mackenzie, als sie in ihrem 96. Jahre verstorben war, als Begleiter ihrer Leiche die letzte Ehre erweisen konnte. Vermöge dieser Abstammung war unser Reisender auch mit seinem berühmten Vorgänger auf dem gleichen Wege der Unternehmungen, mit Mackenzie verwandt. Thomas war im J. 1808 geboren, empfieng seine erste wissenschaftliche Bildung im Kings College zu Aberdeen, welches außer seinen wesentlicheren innren Vorzügen für Söhne der minder bemittelten Aeltern auch jene äußerlichen hatte, daß es unter allen ähnlichen Erziehungsanstalten des Landes die wohlfeilste war. Vor Allen zeichnete sich hier der Jüngling durch seine Fortschritte in den mathematischen und physikalischen Gebieten der Wissenschaft aus und erwarb sich dabey so frühe jene Reife des Verstandes, die zum Geschäftsleben tauglich macht, daß schon in seinem 17. Jahre ein Verwandter von ihm, Sir Georg Simpson, welcher in der Mutter des Thomas die Pflegerin seiner Kinderjahre verehrte und welcher seit mehreren Jahren Local-Gouverneur der Ländereyen der Hudsonsbay-Compagnie war, ihm die Stelle eines Secretärs in seinem Dienste antrug. Für jenes Mal fühlte sich Thomas noch nicht geneigt, dem Rufe in die neue Welt zu folgen; dagegen ließ er sich 3 Jahre später, im Jahre 1828 bereit finden, dem Wunsche des wohlwollenden Vetters nachzugeben.

Es war gegen Ende des April 1829, als unser Reisender den Grund und Boden betrat, dessen Ausbeutung für die Wissenschaft, zu welcher er den nächsten innren Beruf fühlte, das Tagwerk seines kurzen Lebens werden sollte. Das Schiff, das ihn nach Amerika brachte, war zunächst für Canada bestimmt; von Montreal aus schloß er sich an die Gesellschaft der Reisenden an, welche in jedem Frühjahr von Canada nordwarts nach den Niederlassungen der Hudsonsbay-Compagnie ziehen und kam am 18. Juny nach Norway House, der damaligen Station seines Vetters und nunmehrigen Prinzipals, des Gouverneurs Sir George. Mit diesem hatte er als sein Begleiter und Secretär, sogleich Gelegenheit eine Reise zu machen, welche abermals in die südlichen Granzgebiete der Besitzungen der Compagnie nach Canada führte. Das Reisen auf den Strömen und Seen dieses Landes hat allerdings viel an seinen vormaligen Reizen verloren, seitdem unter dem englischen Gouvernement jene französisch sprechenden Eingebornen: die oft beschriebenen „Voyageurs“ außer Brod und Dienst gekommen sind, welche noch im vorigen Jahrhundert als dienstfertige, bewundernswurdig fleißige Bootsleute die Fremden nach dem Innren des Landes und aus diesem zurück nach der Küste führten. Das lebhaft leichte französische Blut war bey diesen Menschen in eine höchst vortheilhafte Mischung mit dem Naturell der zu jeder Anstrengung fähigen Ureingebornen getreten; sie ließen es sich, wann es so seyn sollte, gefallen, etliche zwanzig Stunden des Tages am Ruder zu sitzen und zu arbeiten und dabey halleten die Ufer wieder von den Tönen ihrer französischen Gesange, deren Inhalt meist von fröhlich leichtsinniger Art war.

Eines der Lieder dieser Voyageurs, la belle rose genannt, hört man noch jetzt so häufig als in England das God save the Queen aus dem Munde der Nachkömmlinge der französischen Colonisten und ihrer Mischlinge ertönen; die fröhlich gestimmten und stimmenden Voyageurs aber haben sich in ihre Ortschaften und vom Geschäft der Fremdenbegleitung zurückgezogen, weil die streng berechnenden Engländer ihnen ihre allerdings schweitzerisch-übermäßigen Forderungen für die geleisteten Dienste und ihr beständig wiederkehrendes Begehren von Vorschüssen für künftige Leistungen nicht mehr bewilligen wollten. Man bedient sich jetzt der Hülfe andrer Leute aus dem Volk, bedarf einer größeren Zahl derselben, wird langsamer und schlechter bedient und erspart am Ende wenig oder Nichts.

Der Gouverneur, Sir George Simpson, war auf einige Zeit nach England gereist, um sich von da eine Gemahlin zu holen; unter dem Stellvertreter desselben, in der Zwischenzeit, hatte Thomas alle Bitterkeiten der abhängigen Lage seines Geschäftes erfahren. Desto fröhlicher genoß er die guten Tage, die er bis zum 10. Febr. 1831 im Hause seines Verwandten, in der Hudsons York Factorey genießen durfte. Von da an begann er sein Noviziat als Reisender im nördlichen Amerika: eine Winterreise von fast 100 geographischen Meilen nach dem Red River. Obgleich er diesen Weg im Schlitten von Hunden gezogen hätte machen können, zog er es dennoch im Kraftgefühl der Jugend vor, sich der eignen mit Schneeschuhen versehenen Füße zu bedienen und die Hunde vor den leeren oder bloß mit Mundvorräthen und Bestandtheilen des Nachtlagers beschwerten Schlitten herlaufen zu lassen. Es glitt sich so leicht auf den Schneeschuhen dahin, daß die Reisenden täglich einen Weg von 12 bis 13, zuweilen von mehr denn 20 Stunden zurücklegten. Thomas bestund diese Winterreise bey vollkommen guter Gesundheit, in einer sich immer gleich bleibenden heiteren Stimmung, und mit Wohlgefallen beschreibt er in seinen Briefen das Nachtlager unter freyem Himmel, auf einer Streu von Tannenzweigen, die man über den hart gefrorenen Schnee hingebreitet hatte, unter der leichten Decke einiger Felle, in der Nähe eines hell flammenden Feuers; den guten Appetit, mit welchem er die Beute der Jagd oder die mitgenommenen Vorräthe verzehrte.

Die Faktorey von Red River, an welcher von jetzt an Thomas mehrere Jahre lang das Geschäft eines Oberaufsehers und Rechnungsführers bekleidete, liegt unter dem 97° der westl. Länge, unter 50° nördlicher Breite in einer Höhe über dem Meere, welche zwischen 800 bis 900 Fuß beträgt. Ihrem Breitengrade nach würde eine solche Lage in unsrer Heimath als eine sehr begünstigte erscheinen, denn das Klima ist gesund, der Boden überaus fruchtbar; aber die weit ausgedehnten Sümpfe und Waldungen stimmen die mittlere Temperatur, namentlich der Sommermonate, so tief herab, daß öfters ein starker Frost die schon hoch geschoßte Saat und die meisten Früchte des Landes vernichtet. Auf das Gedeihen unsrer Hausthiere hat dieses übrigens keinen nachtheiligen Einfluß, man sieht überall zahlreiche Heerden der schönsten Pferde, des besten Hornviehes; Schweine und Geflügel werden im Ueberfluß gezogen. Und auch der Anbau des Weizens, der Gerste, des Hafers, der Kartoffeln und Rüben gibt in günstigen Jahren einen so überreichen Ertrag, daß die Vorräthe auf lange Zeit bey jedem dazwischen eintretenden Mißwachs ausreichen könnten; ja selbst Gurken und Melonen gedeihen in warmen Sommern in den Gärten. Nur ein kleiner Theil des Landes in der Nähe der Flußufer ist angebaut; ringsumher ist der Boden noch in seinem alten Naturzustand, von Wald und üppig grünenden Wiesen bedeckt. Aehnliche, für einen künftigen Anbau, namentlich nach dem allmählichen Austrocknen der Sümpfe und dem Lichten der Waldungen höchst günstige Gegenden kennt man in Amerika viele, wir halten uns daher mit Beschreibung der Red River Colonie und der einfachen Geschäftsführung unsres Reisenden an derselben nicht auf, sondern wenden uns sogleich zu jenem Moment seines Verweilens in Amerika, in welchem er als Forscher und Entdecker im Gebiet der Länderkunde hervortritt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. April.

Nro. 68. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

The Life and Travels of Thomas Simpson, the arctic Discoverer.

(Fortsetzung.)

Jene Zweifel, welche Parry gegen die Möglichkeit der schon mehrmalen erwähnten Durchfahrt durch das Eismeer von Ost nach West erhoben hatte, waren weder in England noch in Amerika in voller Allgemeinheit als gültig erkannt worden; Backs Entdeckung, daß an der Nordküste des Continents gerade an der Stelle ein bedeutender Strom: der große Fischfluß ins offene Meer münde, wo nach Parrys Vermuthung das Festland sich in eine Halbinsel (Boothia) fortsetzen sollte, so wie die Beobachtungen, welche Cap. Franklin auf seiner ersten Reise an die Nordküste gemacht hatte, zeugten noch immer für das Vorhandenseyn eines südlicher verlaufenden Meeresarmes. Die Hudsons-Compagnie beschloß jetzt auch ihrerseits Hand an das Werk zu legen und Reisende aus ihrer Mitte zu Wasser wie zu Lande auszusenden, um über diesen Gegenstand sichere Aufklärung zu erhalten. Keiner von denen Allen, welche damals im Dienst der Gesellschaft standen, umfaßte den Plan zu einer neuen Entdeckungsreise, welchen King in einigen allgemeinen Zügen entworfen hatte, mit solcher jugendlicher Wärme als unser Thomas Simpson. Er vereinfachte den Plan, indem er vor allem die Hauptpunkte, auf deren Untersuchung es ankam, ins Auge faßte, und nicht allein das nahe Verhältniß, in welchem er zu dem Gouverneur als Verwandter desselben stand, sondern vor Allem die allgemeine Achtung, die er sich durch seine bisherigen Leistungen als Geschäftsführer in der Red River Colonie, so wie durch andere Beweise von Muth und Tüchtigkeit bey den Häuptern der Compagnie erworben hatte, leitete die Wahl zur Führung der Reiseexpedition auf ihn. Er wurde beordert, zunächst nach dem hoch im Norden gelegenen Fort Chipewyan am Athabaska, dem Nebenfluß des Sklavenstromes, sich zu begeben, um von dort aus seine eigentlichen Entdeckungsreisen zu beginnen.

Es war am 1. Dec. 1836, als er den ihm sehr werth gewordenen Ruhesitz von Red River verließ; die milde Herbstwitterung hatte damals für jene Gegend ungewöhnlich lang gedauert; das Land war noch frey von Schnee. Drey Schlitten, bestimmt um von Hunden gezogen zu werden, von denen einige Kuppeln sammt ihren Treibern ihn begleiteten, mußten in den ersten Tagen der Reise auf Karren, die Baggage auf Pferden fortgeschafft werden, denn der Weg gieng über die weiten Ebenen der Prairie, deren schwarzer Boden, weil die Indianer sein Gras niedergebrannt hatten, einen widrigen Anblick gewährte; nur im Schatten der Bäume lag etwas Schnee, welcher in dieser sonst wasserlosen Landschaft den Hunden so wie den Lastthieren zur Stillung des Durstes diente. Eis und Schnee fanden sich erst an den Ufern des Manitobah-Sees, in dessen Nachbarschaft, nach den früher bestandenen Sagen der Indianer, der Aufenthaltsort des bösen Geistes war, welcher durch furchtbare Stimmen und Schreckgestalten sich kund gab, bis die hieher kommenden Weißen (französische Einwanderer) durch ihr Singen und lautes Lärmen ihn verscheuchten. Die Schlitten mit ihrem Hundege-

spann konnten jetzt gebraucht werden, unser Reisender aber zog es vor mit seinen Gefährten, versehen mit einer sehr beschwerlichen Art von Schneeschuhen, zu Fuße zu gehen. Der Weg nahm jetzt 3 Tage lang seine Richtung an dem Winnipeg-See hin und führte dann durch einen waldigen District nach dem Schwanensee. Hier war es, wo Simpson zuerst Gelegenheit fand, sich von der Zweckmäßigkeit der Anwendung der Hundeschlitten auf Reisen in diesem Lande zu überzeugen. Man kam an ein weit auslaufendes Quertbal, das von einem stehenden Wasser erfüllt war, über welches nur eine dünne Eisrinde sich hinzog. Der Fuß der Menschen und noch mehr der der Lastthiere ware da durchgebrochen, die Reisenden mußten sich, um ihre Last an vielen Punkten des Aufruhens zu vertheilen, der Länge nach ausgestreckt auf die Schlitten legen, welche von den leise auftretenden Hunden glücklich über den gefährlichen Querpaß hinübergebracht wurden.

Von nun an war kein solches Wagstück mehr nöthig, denn mit der zweyten Hälfte des Decembers trat der nordamerikanische Winterfrost ein, welcher allen ruhiger fließenden oder stehenden Landgewässern bis in bedeutende Tiefe hinab die Festigkeit der Gesteine gab. Am 16. des Abends war der Reisende in das gut gebaute, bequem eingerichtete Fort Pelly gekommen, wo er am 17. und 18. (einem Sonntag) Rasttage machte und erst am Montag, nicht abgeschreckt von der Kälte, welche — 44° Fahrenheit (76° unter dem Eispunkt) oder nach Reaumurs Scala — 34° betrug, setzte er seine Reise fort. Das Uebernachten im Freyen bey einer solchen Kälte, welche von jetzt die ganzen 11 Tage anhielt, die man von Fort Pelly bis zur nächsten Station im Fort Carlton unterwegs zubringen mußte, konnte nur von einem so blühend kräftigen Manne, wie Thomas war, ohne Nachtheil ertragen werden. Er schlief vortrefflich auf der Streu der Baumzweige oder des Buschwerkes, rings umdrängt von den Hunden, welche während der ganzen Reise eine ganz besondere Anhänglichkeit an ihn bezeugten und deßhalb auch bey Nacht sich eng zu ihm gesellten; fühlte sich beym Erwachen zu jeder Anstrengung neu gestärkt, aß mit ganz ungewöhnlichem Appetit, athmete mit Lust die reine Winterluft, die über die

freye, einförmige Ebene der Prairie ungehemmt aus Norden wehete.

Das Fort Carlton, eine Factorey der Hudsons-Compagnie, liegt am Saskatchewanflusse, an der Gränze des Gebietes der freyen, vormals den europäischen Ankömmlingen nicht wenig furchtbaren Prairie-Indianer. Wegen dieser gefährlichen Nachbarschaft sind die Gebäude der Factorey von einer hohen Pallisadenwandung umgeben, an deren Ecken sich Bastionen mit Feldstücken finden, welche die Eingänge zum Fort beherrschen, während innerhalb der Pallisaden ein auf allen vier Seiten herumlaufender Wall sich erhebt, auf welchem scharf geladene Kanonen aufgepflanzt sind. So wenig diese Vorkehrungen zur Abwehr eines auf europäische Weise bewaffneten Feindes hinreichen würden, so vollkommen genügend sind sie, um die Indianer von ihren plötzlichen, wüthenden Angriffen abzuschrecken, von deren Erfolglosigkeit gegen europäische Befestigungswerke und größere Geschütze sie die Erfahrung nur zu oft überzeugt hat. Als eine unumgänglich nöthige Vorsicht erscheint jedoch noch fortwährend die festungsartige Einrichtung dieses Vorpostens und die Wachsamkeit der kleinen in Carlton befindlichen Besatzung. Denn auf die friedliche Stimmung der Prairie-Indianer ist sich niemals zu verlassen; sie betrachten die Weißen, und zwar nicht ganz mit Unrecht, als natürliche Feinde ihres Volkes, welche diesem, immer weiter vordringend, das Besitzthum des Landes und die Mittel zum Lebensunterhalt entziehen; sie lassen deßhalb ohne Rückhalt ihr Verlangen merken, sich, wenn es möglich wäre, dieser Feinde zu entledigen, und suchen denselben bey jeder Gelegenheit ihren noch ungebeugten kriegerischen Muth zu bezeugen, wie sie denn in dem Sommer vor Simpsons Ankunft in Carlton einige Male mit ihren von den Europäern erhandelten Jagdgewehren in das Fort gefeuert hatten. Bey diesem allen besteht dennoch der Tausch- und Handelsverkehr der im Fort wohnenden Europäer mit den kräftigen rothen Männern des Landes ungestört fort; den Indianern sind bereits manche Gegenstände, die sie hier erwerben, so zum Bedürfniß geworden, daß sie viele Tagereisen weit herbeykommen, um sich die Waaren der Weißen zu verschaffen, welche ihnen, im Ver-

gleich mit ihren Lieferungen, schmal genug zugemessen werden, indem man annehmen darf, daß z. B. für Pelzwerk nur der zwanzigste Theil jenes Werthes, den dieselben in Europa haben, in den Factoreyen verausgabt wird.

Nicht ohne eine Art von Bewunderung kann man das lesen, was unser Reisender von der ungeheuren Willenskraft und von dem, wenn auch nur in roher Art sich äußernden Heldenmuthe der Prairie Indianer berichtet. Sie sind noch der letzte Rest des energischen Kernvolkes des nördlichen Amerikas, das die ankommenden Europäer bis an die Küsten des Welttheiles und bis über die angränzenden Inseln verbreitet fanden. Anjetzt sind ihnen nur noch die gras- und zum Theil waldreichen Hochebenen: die Prairien als Wohnsitz geblieben, welche sich durch die Mitte des nördlichen Amerikas in einer Ausdehnung von fast 200 geographischen Meilen von Süd gegen Nord hinanziehen, und welche von großen Heerden der Büffel, der canadischen Hirsche und andrer jagdbarer Thiere durchschwärmt werden. Hierin bestehet auch fast ausschließend der Lebensunterhalt der Prairie-Indianer: sie sind von Jugend an Jäger und, was hiermit nahe verbunden ist, Krieger. Bey dem zweyfachen Geschäft des Aufsuchens und Verfolgens der Büffel wie des Feindes, welcher einen vermeintlichen oder wirklichen Eingriff in das Jagdgehege einer Horde machte oder einen aus ihrer Mitte tödtete, kommen ihnen nicht wenig die Heerden der Pferde zu statten, die man als halb verwilderte Nachkömmlinge ihres aus Europa herübergebrachten Geschlechtes jetzt allenthalben im Lande findet, und auf deren Zucht und Benutzung jene Indianer sich wohl verstehen. Der Mann ist hier eben so kühner Reiter und Kämpfer zu Roß als Streiter zu Fuß; wie aus Eisen gegossen hält er mitten unter den mühseligsten Anstrengungen den Hunger wie den Durst, die Entbehrung des Schlafes und selbst einer kurzen Ausruhezeit zum Verschnaufen viele Tage und Nächte aus.

An solche wahrhaft über- oder unmenschliche Anspannung der leiblichen Kräfte wird der künftige Krieger schon als Knabe und Jüngling durch mannichfache Proben gewöhnt. Als die schwerste von allen erscheint jenes Rigorosum, jene letzte Prüfung, die er vor dem eigentlichen Eintritt in den Stand des Kriegers zu bestehen hat. Ein weites Zelt wird aufgeschlagen, in dessen Mitte der Jüngling stehet und um welches rings umher die Kriegsmänner des Stammes, so wie die nächsten Verwandten als Zuschauer sitzen. Die Probe beginnt; der Noviz muß jetzt drey Tage und drey Nächte ohne nur einen Augenblick zu ruhen und zu rasten, ohne einen Bissen Speise oder einen Trunk Wassers zu genießen, die wilden Waffentänze der Krieger tanzen, muß bey seinen Sprüngen und gewaltsamen Verdrehungen der Glieder abwechselnd bald das Jauchzen und Geschrey der Angreifenden hören lassen, bald die dumpf klingenden eintönigen Gesänge der Schlachten und der Waffentaten. Das einzige Linderungsmittel der dreytägigen Qual, das den Verwandten zugelassen ist, bestehet darin, daß sie dem Tänzer, wenn er es nicht sträubend von sich weist, einigemale die Lippen mit Wasser oder Fett bestreichen dürfen. Oefters erliegt der jugendliche Körper dieser unmenschlichen Probe, wenn er sie aber durch die ungeheure Macht des Ehrgeitzes auch wirklich besteht, dann gleicht sein Zustand jenem des Fieberdeliriums; die Augen sind mit Blut unterlaufen und stier, die Lippen zerborsten und mit Schaum bedeckt, die Mienen sind wie die eines Besessenen. Von nun an ruft jeder kriegerische Waffentanz einen Anfall der Wuth hervor, bey welchem der Krieger unempfindlich gegen Schmerz und Todesgefahren wird.

Mit solchen Mannern hat es die kleine europäische Besatzung von Carlton zu thun; die Stämme der Prairie-Indianer würden, wenn sie vereint und einig unter sich wären und wenn ihr Wohnsitz keine fast nach allen Seiten offene Ebene, sondern ein Alpenland mit engen Pässen wäre, ganzen Heeren der Europäer Trotz bieten. Aber auch hier stehet den Weißen eine furchtbare, alles verheerende Macht zur Seite, welche ohne ihr Zuthun sie allenthalben dahin begleitet, wo sie mit den rothhäutigen Bewohnern des westlichen Continents in Berührung treten: dieß ist die Macht der ansteckenden Seuchen, welche von Osten, von Europa herüber eingeschleppt, ganze Völkerschaften von Amerika hinwegraffen. So war es vor dem Jahre 1834 etwas nicht Ungewöhnliches, daß man wohl tausend Familien der

Indianer um das Fort Carlton versammelt und gelagert sahe; als aber in dem genannten Jahre eine Epidemie der Kinderblattern unter ihnen ausbrach, da wurden die Haufen der Besuchenden so gelichtet, daß man jetzt kaum ein Viertel der früheren Zahl wahrnimmt, und auch an diesem Reste scheint die frühere leibliche Kraft in etwas gebeugt und gebrochen. Bald wird die Eingebornen der Prairien bey der immer weiter vordringenden europäischen Besitznahme und Cultur des Landes dasselbe Loos treffen, das über die Ureinwohner nicht nur in den vereinigten Staaten, sondern selbst in Canada ergangen ist, wo dieselben mit ungleich größerer Schonung und Menschlichkeit behandelt wurden als in den Freystaaten, und wo sie dennoch auch von einer Volkszahl, welche Hunderttausende betrug und welche in einer Menge von Dörfern und Ortschaften sich angebaut hatte, zu vereinzelten Haufen von Hunderten zusammengeschmolzen sind, deren wenige Hütten noch zum Theil an der Stelle der vormaligen weit ausgedehnten Dörfer stehen. Außer den Seuchen, außer dem entnervenden Genuß des von den Europäern eingeführten Branntweins haben allerdings auch die Vertilgungskriege, welche die verschiedenen Stämme noch jetzt unter einander führen, und hin und wieder in Zeiten der Noth das Morden und Aufzehren selbst der eigenen Kinder und Verwandten das Land entvölkert. Denn daß noch jetzt, namentlich unter den Bewohnern des nördlichen Gränzlandes von Canada, wo die Natur den von der Jagd lebenden Stämmen weniger als in andern Gegenden darbietet, der Genuß des Menschenfleisches nicht ungewöhnlich sey, dieß bezeugen mehrere von Simpson angeführte Thatsachen. Unter anderen kannte derselbe einen alten Mann, der sich noch als Knabe aus seiner Aeltern Hause zu den hundsrippigen Indianern, welche übrigens auch in dem Verdacht kannibalischer Sitten stehen, geflüchtet hatte, weil er unversehens dazu gekommen war, als seine Mutter den Körper ihres eigenen Kindes, seines jüngeren Bruders, den sie geschlachtet hatte, über dem Feuer röstete, um ihn zu verzehren. Ein andrer Indianer hatte im Einverständniß mit seinem Weibe zur Zeit der Noth seine Kinder getödtet und gemeinschaftlich mit jener sie verzehrt. Es trat jetzt wieder ein Ueberfluß an Lebensmitteln ein, aber der bestialische Appetit nach Menschenfleisch war bey dem Mörder der eignen Kinder so übermächtig geworden, daß sein Weib ihn vor sich hinmurmeln hörte: sie ist fett, sie muß gut zu essen seyn, und in aller Eile dem sichern Tode entfloh. Ein anderer alter Indianer, der mit einer reichen Beute an Biberfellen von der Winterjagd zurückkehrte, sagte im Zustand des Halbrausches: Allerdings bin ich ein guter Jäger, wäre ich aber dießmal nicht so glücklich und geschäftig gewesen, dann würde mein Weib mich getödtet und geschlachtet haben. Wie man außer diesem noch erfuhr, hatte dieß unmenschliche Paar auch noch einen Knaben, der dasselbe im vorhergehenden Herbst zur Jagd begleitete, umgebracht und aufgegessen.

Nach solchen Erzählungen möchte wohl jedem Leser des Simpson'schen Reisewerkes der Appetit zu allen Arten der amerikanischen Fleischgerichte vergehen. Und dennoch ist es ein sehr berühmtes und auf Reisen im hohen Norden hoch geschätztes Fleischgericht: der Pemikan, mit dessen Bereitung im Großen man sich in Carlton, neben dem dort minder einträglichen Pelzhandel, fast ausschließend beschäftigt. Das Fleisch, vornämlich der Büffel so wie zum Theil der in der Prairie vorkommenden Hirsche, giebt hiezu das Hauptmaterial. Es wird, wenn das Wildpret erlegt ist, von den Jägern in dünne Riemen geschnitten, dann an der Sonne getrocknet und so in die Factorey gebracht, wo man dasselbe in Mörsern zerstößt und dann unter Zusatz von Salz und etwas Pfeffer mit dem geschmolzenen, sorgfältig gereinigten Fett der Thiere, zu gleichen Theilen gemischt, noch ganz heiß in lederne Säcke bringt, wo die Mischung nach wenig Stunden zu einer festen Masse gesteht, welche nach mehreren Jahren noch ein gut genießbares, überaus nahrhaftes Gericht giebt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. April.

Nro. 69. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

The Life and Travels of Thomas Simpson, the arctic Discoverer.

(Fortsetzung.)

Statt des Fettes wird zu einer besseren Sorte des Pemikans das Mark der Knochen genommen und dieser Mischung noch eine gewisse Quantität der nordamerikanischen Schwarzbeeren zugesetzt, was ein Gericht ähnlich dem Plumpudding giebt.

In Carlton fand unser Reisender eine so freundliche Aufnahme, daß er sich gern entschloß, dort das alte Jahr zu beschließen und das Neujahrsfest zu feyern; erst am 4. Januar verließ er in Begleitung mehrerer hiesiger Dienstleute und einiger frischer Hunde das Fort. Von hier bis Isle a la Crosse, wo ein munterer 80jähriger Hochlander aus Schottland, der Eigenthümer der Station, den freundlichen Wirth machte, waren es wieder 7 Tagreisen, und nach einigen dort gehaltenen Rasttagen beendigte unser Reisender in 12 guten Tagreisen auch noch die letzte Strecke des Weges bis zum Ziel der Reise im Fort Chipewyan, wo er am 1. Febr. sehr wohlbehalten ankam. Die Entfernung von der Red River-Station bis Chipewyan beträgt 1277 englische oder 256 geographische Meilen, diese hatte Simpson, die Rasttage abgerechnet, in 46 Tagen mitten in der Zeit des stärksten Winterfrostes zurückgelegt, was im Mittel für jeden Tag eine Wegstrecke von reichlichen 12 Gehestunden ergiebt. Selbst ein Theil der von Red River mitgenommenen Hunde hatte mit ihm die ganze Reise ausgehalten.

Der niedere Wasserstand, der sich im Beginn des Frühjahres 1837 an allen Flüssen der nordamerikanischen Polarzone kund gab und die jetzt erst einleuchtend gewordene Nothwendigkeit, das Zimmerholz zum Bau einiger für die schwierige Expedition tauglicher Boote aus abgelegenen Gegenden herbey zu schaffen, hatte unsern Reisenden veranlaßt, für diesen Sommer, um die Zeit nicht ungenützt vergeben zu lassen, den anfanglichen Reiseplan zu ändern und sich zuerst nach der Westseite der nördlichen Küste, jenseits der Mündung des Mackenzie zu wenden. Er verließ in 2 Booten das Fort Chipewyan am 1. Juny und fand am 10. auf dem großen Sklavensee noch so viel Eis, daß er erst nach 11 Tagen mit seinen Fahrzeugen hinübersetzen konnte. Am 1. July hatte er Fort Norman, unter 65° n. Br. am Mackenzie gelegen, erreicht. Von hier aus wurde ein Schiffszimmermann in Begleitung eines Fischers und zweyer Jager nach dem großen Bärensee abgesendet, dessen Ausfluß nicht fern vom Fort Normann in den Mackenzie mündet, mit dem Auftrag, an jenem See das Winterquartier im Fort Entrepríse zu errichten und dasselbe mit allen nöthigen Vorräthen für den mehrmonatlichen Aufenthalt zu versorgen. Am 4. July kam man an das Fort Good Hope unter 68° n. Br., am 9. hatte man das offne Meer erreicht durch jenen westlichsten Arm des Mackenzie-Ausflusses, den Cap. Franklin vergeblich aufgesucht. Während die Fahrt den Strom hinab von dem schönsten Wetter begünstigt war, trat jetzt am 11. July im offenen Meere bey Shingle Point unter 69° n. Br. ein kalter Nebel ein, der die Reisenden auf einem großen Theil ihrer Weiterfahrt begleitete. Bey Camden Bay unter 70° n. Br. und 145° w. L. kamen die Reisenden am 17.

July zu einer sehr ansehnlichen Niederlassung der Esquimaur, unter denen drey Männer von einer unter diesem Volke seltenen, wohlgewachsenen, gegen 6 engl. Fuß hohen Statur sich besonders auszeichneten. Man fand hier eiserne Werkzeuge und andere Geräthschaften, welche offenbar von russischer Arbeit waren; die Küstenbewohner tauschen dieselben, ihrer Aussage nach, von den Indianern eines südlicher gelegenen Bergdistrictes ein, welche sie ihrerseits aus den noch fernab liegenden russischen Niederlassungen am stillen Meere beziehen. Die Gegend der Küste scheint übrigens arm zu seyn, Pelzwerk, nur von geringem Werthe (von Polarfüchsen und Wolverenen) wird hier gewonnen, doch bezeugten es die häufig am Strande liegenden Wallfischknochen, daß für unsre Wallfischfanger das Meer sehr ergiebig seyn müsse.

Die Massen des Treibeises und widrige Winde setzten der Weiterfahrt manche Schwierigkeiten entgegen, welche übrigens den Muth unsres Reisenden nicht beugen konnten. Am 23. July gab es endlich wieder einmal heiteren Himmel und dieser gewährte bey Point Anxiety eine Aussicht hineinwärts in das Land, bey welcher man eine Nebenkette des nordamerikanischen Felsengebirges vor Augen hatte, welche westwärts von dem Romanzoff-Gebirgsrücken ihren Verlauf nimmt. Am 23. July war man bey Return Reef an jene Stelle der Küste gekommen, wo Cap. Franklins Forschungen ihr Endziel erreichten; von hier an bis Point Barrow, der Gränze des Vordringens der Barke des Blossom im J. 1826, begann nun eigentlich erst jene noch ganz unbekannte Strecke, welche Simpson für den Erkenntnißkreis der Länderkunde aufschließen sollte. Return Reef selber bestehet aus einer Reihe von Klippen und kleineren Inseln, welche in dem Abstand von einer halben Seemeile die Küste, mit der sie in gleicher Richtung laufen, umgürten. Die Fahrzeuge fanden mit glücklichem Erfolg den gefahrlosen Durchgang, kamen jenseits der etwa 5 Wegstunden betragenden Ausdehnung der Klippenreihe zu einer ansehnlichen Bucht, dann, im Angesicht einer Gebirgskette, die von den Rocky Mountains ausgehet, zur Mündung eines nicht unbedeutenden Flusses, welchem Simpson den Namen Colville gab. Die Landschaft in der Nähe des Colvilleflußes (70° 48′ n. Br., 152° 14′ w. L.) war mit niederem Gras und mit jenen Flechten bedeckt, welche vorzugsweise zur Nahrung der Rennthiere dienen, von denen man dort ganze Heerden auf der Weide gehen sah. Nicht fern von jener des Colville passirte man die Mündung eines andren Flußes, der von unserem Reisenden den Namen des Garry erhielt; an seinen Ufern lag eine Menge von Baumstämmen als Treibholz, welche den Ursprung des Flußes aus einer waldreichen Gegend kund gaben.

Von hier an, weiter westwärts, erscheint die Küste, die sich nach W.N.W. umbeugt, großentheils sehr unwirthbar und öde. Man landete an einer Stelle, welche Point Pitt genannt wurde. Nur die Jagd der ziemlich häufig vorkommenden Rennthiere mag zu gewissen Zeiten des Jahres einzelne Horden der Esquimaur hieher ziehen, von deren Lagerplätzen sich vielfache Spüren zeigten. Der Boden des Meeres, der flachen Küste entlang, war dicht mit festem Grundeis bedeckt, am Lande selber fand sich nur eine wenige Zoll hohe Lage von lockerem Erdreich; unter ihr war der Boden so hart gefroren, daß man es vergeblich versuchte, die Grundpfähle der Zelte in ihn hineinzutreiben. Ein Hauptgrund der Unwirthbarkeit dieser Küstengegend ist der gänzliche Mangel an Bäumen und Strauchwerk. Die Schiffsleute hatten große Mühe und bedurften eines langen Umhersuchens, um nur einen Arm voll Holzwerk zum Anmachen eines Feuers zu finden. Sinnreich genug hatten die Esquimaur in dieser Gegend einen weiten Raum zu beyden Seiten hin mit hohen Rasenwänden umschlossen, welche in weiter Entfernung immer enger zusammenlaufend an einem See endigen. Wenn die Rennthiere im Sommer diesen guten Weideplatz besuchen und von der Gegend der Küste her in die weit geöffnete Mündung hineingehen, werden sie von den Jägern vorwärts nach dem sich verengenden Passe in den See getrieben, wo man mit Speeren sie tödtet.

Die Eismassen, welche hier die Weiterfahrt gehemmt hatten, öffneten sich am 27. July, man setzte die Reise fort mit einem Wind aus NO., welcher so kalt blies, daß das Seewasser an den Rudern und am Tauwerk gefror. Nur in einer Ent-

fernung von $1\frac{1}{2}$ geogr. Meilen von Point Pitt kam man bey Point Drew zu einer weiten, dabey aber sehr seichten Bucht, in welcher lose Eismassen sich herumtrieben, während man seewärts (gegen Norden) in unübersehlicher Ausdehnung die noch ungebrochene, feste Eisdecke des Polarmeeres erblickte, als sey man hier noch mitten im Winter. Diese immer näher zur flachen Küste heranrückende Eisdecke machte denn auch jetzt bald der Wasserfahrt ein Ende; vom 1. August an sah sich Simpson genöthigt, in Begleitung von 5 Mann, welche ein leichtes, aus Theertuch gebildetes Boot, etwas Pemikan, die astronomischen Instrumente und einige Geschenke für die Esquimaux, so wie Feuergewehre trugen, die Weiterreise zu Fuße anzutreten. Ein kalter Nebel verhüllte alle Aussicht, die tiefe Stille des winterlichen Dunkels wurde nur durch das Geschrey der Seevögel unterbrochen, die in großen Schaaren hoch in der Luft nach Westen zogen. An einer Stelle der Küste sahe man viele ziemlich kunstreich gefertigte Schlitten der Esquimaux, doch keine Menschen dabey: Rennthiere scheinen hier häufig zu seyn. Als am andern Tag gegen Mittag die Sonne durch den Nebel brach, fand man die n. Br. 70° 10′. Aber die jetzt sich eröffnende Aussicht ließ auch die Reisenden zu ihrem nicht geringen Schrecken eine sehr weit und tief in das Land hineintretende Bucht gewahr werden, welche vielleicht auf einmal dem weiteren Fortkommen ein Ende machen oder wenigstens demselben außerordentlich große Schwierigkeiten in den Weg legen konnte. Wo indeß der Verstand nicht weiter konnte, da half unversehens das Glück aus. Man fand in dieser Gegend ein Lager der Esquimaux. Die Männer waren auf der Jagd, nur die Frauen und Kinder daheim, welche zwar anfangs mit Zurücklassung eines alten abgelebten Mannes in ihren Canoes entflohen, bald aber, nachdem man den Alten durch freundliche Worte in der Esquimaux-Sprache und ein kleines Geschenk von Tabak gewonnen hatte, wieder zurückkehrten. Die Gaben des Tabaks, den diese Leute alle, ohne Unterschied des Geschlechts und Alters, leidenschaftlich lieben, so wie andre kleine Geschenke begründeten ein so zutrauliches Freundschaftsverhältniß zwischen den Fremden und den Esquimaux, daß diese alsbald das Beste, was ihre Küche vermochte: Rennthierfleisch und Seehundsthran zur Bewirthung auftrugen. Unter den Frauen, welche bey der alljährlichen Fahrt von West nach Ost das Geschäft des Ruderns und Steuerns der großen Familienboote zu versehen haben, fand sich besonders eine, welche im Stande war, eine Art von Charte von der Küstengegend zwischen hier und Point Barrow zu entwerfen; es war ein glücklicher Gedanke unsres Reisenden, vier von diesen geschickten Ruderinnen dafür zu gewinnen, daß sie ihn und seine Begleiter in einem ihrer größeren, aus Seehundsfellen gebauten Booten nach Point Barrow führten. Die Frauen, welche in ihrer Weise den freygebigen und freundlichen Fremden keine geringe Schmeicheley zu sagen meinten, indem sie dieselben als „ächte Esquimaux" anerkannten, waren gerne zu der Mitreise bereit und auch die Männer, welche noch vor der Abfahrt nach Hause kamen und durch Geschenke an Tabak, Pfriemen, Knöpfen und andern Kleinigkeiten sehr erfreut wurden, hatten gegen die Sache nichts einzuwenden. Die Bucht, welche an der Stelle der Ueberfahrt, die man noch am Nachmittag unternahm, eine Breite von etlichen Stunden hat, erhielt den Namen Drafes Inlet; die Fahrt bey hochgehendem Meer und häufigem Treibeis gab Gelegenheit, die Geschicklichkeit der Ruderinnen und die zweckmäßige Bauart ihres Bootes zu bewundern. Das Ufer an der Westseite der Bucht, wo man übernachtete, bestund aus gefrorenem Schlamm: auf der flachen Ebene zeigten sich viele kleine Seen und Sümpfe; nur die Wurzeln der nordischen Zwergweide gaben das Material zu einem kleinen Feuer, das man, dem Beyspiel der Esquimaux-Frauen folgend, in einem schnell aus Rasen erbauten Kamin anmachte. Die Weiterfahrt ward durch Nebel erschwert, doch konnte man am 3. selbst die Zeit der Nacht dazu benutzen, und als am 4. Aug. die Sonne aufgieng, da sahe man zur unbeschreiblichen Freude das Ziel der dießmaligen Reise: Point Barrow vor Augen liegen, das sich als eine aus Sand und Steingerölle gebildete Spitze weit ins Meer hinaus erstreckt. Als man jetzt von einer kleinen Erhöhung der Landzunge herab die Aussicht nach der andren westlichen Seite gewonnen hatte und hier es sich zeigte, wie nun die Küste

sich auf einmal nach Süden umbeugt, wie das Polarmeer hier seinem Ende durch die Behringsstrasse im stillen Meere entgegentritt; da wurde unter lautem Jubel die englische Flagge aufgesteckt.

Das Erste, was man von dort aus beym Weitergehen erblickte, war von abschreckender Art: es war ein Todtenacker der Esquimaux, auf welchem, nach der Sitte dieses Volkes, die Leichname in großer Zahl, mit dem Gesicht gegen Norden gewendet, unbeerdigt am Boden lagen. Nicht weit davon fand man jedoch zwey große Feldlager der Lebenden, welche mit den Fremdlingen sehr bald in freundliches Verhältniß traten, und mit den Weißen so wie mit deren Sitten durch ihren häufigen Verkehr mit den Russen sehr gut bekannt schienen. Einige Alte, die unter ihrem Volk in großer Achtung zu stehen schienen, hatten sich sogar die französische Phrase: c'est assez zu eigen gemacht, womit sie den jüngeren Leuten, wenn diese gegen die Gäste mit ihren Bitten um „Tabaccah" lästig wurden, ihre Zudringlichkeit zu verweisen suchten. Die Weiber führten indeß unter Gesängen, deren einige ziemlich wohllautende Melodien hatten, Tänze auf und man that Alles, was man konnte, um die Fremden aufs Beste zu unterhalten und zu vergnügen.

Gegen Westen und Süden hin erschien hier das Meer offen, während sich im Norden ungeheure Eisberge aus dem Meere erhuben. Man konnte hier deutlich wahrnehmen, daß die Fluth, welche an eine 12stündige Periode gebunden ist, von Westen her komme, weßhalb sie, je näher nach dem stillen Meere hin, desto stärker an der Nordküste des Welttheiles zu bemerken ist, je weiter nach Osten bis zum Mackenziestrom, desto schwächer wird. Im Mittel fand Simpson ihr Ansteigen 15 Zoll hoch. Was die Eismassen betrifft, so bemerkte er namentlich auf der Rückreise, welche zuerst wieder im Familienboot der Esquimaux-Station, dann in Begleitung einiger ihrer Männer zum Theil zu Fuße bis zu den eigenen Booten gemacht wurde, und welche oft von heiterem Wetter begünstigt war, daß in weiterer, nördlicher Entfernung von der Küste das Meer frey sey. Im July und zum Theil noch im August wehet vorherrschend der rauhe N.Ostwind, der die Hinfahrt nach Point Barrow begünstigte, später wird der (mildere) Westwind herrschend. Von der Naturgeschichte des öden Küstensaumes, den unser Reisender auf seiner Fahrt kennen lernte, läßt sich nur wenig sagen, weil nur wenig des Erwähnens Würdiges vorhanden ist. Das Rennthier, der Polarfuchs, etwa 2 Arten von Lemmingen, Robben, Schneehühnern und Schneeeulen, so wie etliche auch anderwärts vorkommende nordische Seevögel waren die einzigen Thiere, welche man zu sehen bekam; kein Felsengestein, kein herumgestreut liegender Block war an der flachen, moosigen Küste zu finden. Schon am 17. Aug. waren die Reisenden, alle gesund und wohlbehalten, wieder zur Mündung des westlichen Armes des Mackenzieflußes gekommen. Als sie am 1. Sept. wieder unter das Obdach im Fort Norman eintraten, brachten sie noch die Hälfte der Vorräthe, die sie mit sich auf die Reise genommen, unangerührt zurück.

Das Winterquartier am großen Bärensee, das Fort Confidence war indeß zur Aufnahme der Reisegesellschaft in Bereitschaft gesetzt und mit den nöthigen Vorräthen versorgt. Simpsons Berichte über die Temperaturverhältnisse dieser unter 66° 54′ n. Br. gelegenen Station sind von besonderem Interesse. Die mittlere Temperatur des Januars ist dort $27\frac{1}{2}$ Grad R. unter dem Gefrierpunkt, das Maximum der Kälte war — 37° R. Im Februar war die mittlere Temperatur — 24, die größte Kälte betrug aber 39° R. unter dem Gefrierpunkt. Auch im März betrug zwar die mittlere Temperatur — 23°, die höchste Kälte aber — 41°. Ueberhaupt stieg das Thermometer 6 ganze Monate lang (vom 17. Oktober bis 24. April) niemals bis zum Thaupunkt empor, sondern blieb immer tief unter demselben.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. April.

Nro. 70. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

1. Die Idee Gottes. Erster historisch-kritischer Theil. Von Dr. J. Sengler, ord. öffentlichem Professor der Philosophie an der Universität zu Freiburg. Heidelberg 1845.
2. Die speculative Idee Gottes und die damit zusammenhängenden Probleme der Philosophie. Eine kritisch-dogmatische Untersuchung von Dr. Wirth. Stuttg. und Tübing. 1845.

Die Philosophie der gegenwärtigen Zeit, so beginnt der Verfasser der ersten dieser beyden Schriften, stehe an einem entscheidenden Wendepunkt. Schon in seiner früheren Schrift „über das Wesen und die Bedeutung der speculativen Philosophie und Theologie" habe er nachgewiesen, daß die bisherige Philosophie bloß regressive, den letzten Grund der Wirklichkeit durch Selbst- und Welterkenntniß erst noch suchende Wissenschaft gewesen sey. Der Uebergang aus der bloß regressiven, subjectiven oder negativen zu der objectiven, positiven Philosophie sey die große Krisis der Philosophie in der gegenwärtigen Zeit: und das höchste, Alles setzende und daher wahrhaft positive und Alles erklärende Princip der Wirklichkeit sey das absolute Wesen, die Idee Gottes. (S. III u. IV.) Noch mehr aber, als durch diese allgemeinen Sätze über die Bestimmung der Philosophie in gegenwärtiger Zeit, weiß der Verf. im Verfolg der Vorrede und der allgemeinen Einleitung durch bestimmte Verheißungen unsere Aufmerksamkeit zu spannen, große Erwartungen zu erregen, vorläufige Zustimmung zu gewinnen. Die Formen und Formeln, in welchen man bisher dieß Problem ausgedrückt, hatten nicht „bis zum inneren Kern der Sache gereicht," namentlich seyen die bisherigen Begriffe des Unendlichen und Endlichen, der Außer-, Ueber- und Inner-weltlichkeit u. s. f. in ihrer jetzigen Fassung und ehe sie durch tiefere Begründung einen klareren und tieferen Sinn erhalten, „abgenutzte Formen." (S. V.) Und mit Recht sagt der Verf. vom Verhältnisse dieser Kategorien zur Idee Gottes, daß dieselben durch die Idee Gottes erst zu begründen seyen. (S. XXIV.)

Welches ist aber nun des Problem des Verfassers? Er will den Geist in seinem qualitativen Wesen erkennen, in seinem qualitativen Unterschied von der Natur. In dieser Allgemeinheit gefaßt ist dieses Princip das Problem der Philosophie Jacobi's, dem es von seiner zartesten Jugend und schon in seiner Kindheit ein Anliegen war, „daß seine Seele nicht in seinem Blute, oder ein bloßer Athem sein möchte, der dahin fährt." (Allwills Briefsammlung.) Auf einem so edlen Geistesbedürfniß beruht auch des Verf. Welt- und Gottesanschauung, auf so edler Liebe seine wissenschaftliche Erkenntniß. Indessen hat er, was als Ziel ihm vorschwebt, nicht erreicht. Denn wenn wir auch durch seine Postulate zu der Erwartung berechtigt werden, daß er dazu beytragen werde, von der Herrschaft abstracter Formen und Kategorien uns zu befreyen, so sehen wir doch durch die Art, wie er seine Probleme näher bestimmt, diese Hoffnung vereitelt; was er sucht, ist eine, wenn auch tiefer begründete, doch nur dialektisch von andern verschiedene Formel über das

Verhältniß des Wesens und der Natur im Wesen, der Transcendenz und Immanenz Gottes, — was er sucht, ist also ein noch abstracter und formeller Geistesbegriff, nicht die sittlich und geistig gehaltvolle Idee des Geistes.

„(S. XV.) „Man gelangt so lange nicht zu einer selbstständigen, absolut von der Welt freyen Gottheit, als man nicht das Wesen des Geistes unabhängig und frey von der Natur an und für sich selbst anerkennt. — (S. XVI.) Der wahre Gottesbegriff wird erst mit dem wahren Begriff des Geistes erreicht. So lange der Geist bloßer Naturgeist ist, ist Gott auch bloßer unpersönlicher Weltgeist. Wir sehen daher beyde Begriffe in der Geschichte der Philosophie in dem angegebenen Verhältniß überall hervortreten und sich entwickeln. (S. XVII.) Die neuere Zeit hat, wie die Philosophie des griechischen Alterthums, den Naturalismus in allen seinen Consequenzen außerhalb Deutschland hervorgebracht. Im Gegensatz hiervon hat die deutsche Philosophie zuerst in Leibnitz, dann in Kant und dessen Nachfolgern den Idealismus ausgebildet, und zwar zuerst den subjectiven in Kant und Fichte, dann den objectiven in Schelling und Hegel. Aber beyde Formen sind nur idealistischer Naturalismus. Der Geist ist hier nirgends in seinem selbstständigen Wesen, seinem Selbstwesen, in seiner Selbstständigkeit, in seinem qualitativen Unterschied von der Natur und seiner Unabhängigkeit und Freyheit, als wirkliches, von der Natur wesentlich verschiedenes, an und für sich seyendes Wesen, sondern nur als Naturgeist erfaßt. — (S. XXIII.) Die Philosophie steht im Begriff, vom subjectiven und objectiven Idealismus in den absoluten überzugehen. Der Begriff Gottes ist der Begriff der absoluten Natur- und Weltfreyheit. Damit ist nun freylich noch nicht entschieden, ob Gott und Welt, d. h. das Wesen Gottes und der Welt wesentlich verschieden sind. Dieses ist dann die weitere Untersuchung, die aber nur durch eine bestimmte Entwicklung des Begriffs der absoluten Natur- und Weltfreyheit bestimmt ist."

Als die Aufgabe des concreten Monotheismus, die Bedingungen der richtigen Erkenntniß Gottes und der Welt bezeichnet der Verfasser (S. 310)

a) die Unterscheidung des Wesens und der Principien desselben und die Vereinigung beyder;

b) die Unterscheidung des göttlichen Wesens und der Principien desselben von der Natur des Wesens Gottes und die Vereinigung beyder;

c) die Unterscheidung des Wesens und der Natur Gottes von dem Wesen und der Natur der Welt und die Vereinigung und Vermittelung mit einander.

(Fortsetzung folgt.)

The Life and Travels of Thomas Simpson, the arctic Discoverer.

(Schluß

Selbst im Juny und July stieg zwar die Wärme zuweilen, an einzelnen Tagen, bis zu 19° über, sank aber auch zuweilen bis zu 4° unter dem Gefrierpunkt. Außer diesen in das Gebiet der Meteorologie fallenden Beobachtungen theilt uns Simpson noch manche andere dahin gehörige mit. Unter andren eine, eigentlich schon früher, auf der Reise von Red River nach Fort Chipewyan gemachte, aus welcher hervorgeht, daß die seltsamen Augentäuschungen der Luftspiegelung (mirage) im hohen Norden eben so gut statt finden als in heißen Ländern. Einst, bey einem Nebel, als er nach seiner Gewohnheit den Reisegefährten vorausgegangen war, bemerkte er, so oft er hinter sich sah, daß dieselben auf ihren Fersen sitzend, ganz gemächlich rasteten. Dennoch kamen ihm, als er Halt machte, seine Indianer eben so schnell nach als gewöhnlich. Auf Befragen sagten sie aus, daß sie, ohne einen Augenblick zu ruhen immer hinter ihm drein gegangen seyen, ihn aber hätten sie erblickt in liegender Stellung, und dennoch vorwärts rückend, als würde er auf einem unsichtbaren Ruhebett davon getragen.

Nach dem wohlgelungenen Unternehmen der Erforschung eines bis dahin noch ganz unbekannten Theiles der nordamerikanischen Küste gegen Westen, blieb nur noch eine Hauptaufgabe für Simpson zu lösen: die Untersuchung der unbekannten Strecke jener Küste, an der Ostseite. Obgleich der räumlichen Entfernung nach Point Barrow von Fort Confidence abgelegner ist als der Zielpunkt, welcher der östlichen Erforschungsreise bey Prinz Regents Inlet gesteckt war, sind dennoch die Schwierigkeiten, wel-

che einem Vordringen nach dieser Richtung entgegenstehen, unvergleichbar viel größer, als die, womit eine westliche Fahrt zu kämpfen hat. Die Zunahme der Kälte, je weiter man hier nach Osten kommt, wird zum Theil in sehr schroffen, schnellen Uebergängen merklich. Die waldige Region des Binnenlandes, die sich am Mackenziestrom weit nach Norden ausdehnt, hat ganz nahe am großen Bärensee ihre Gränze, von dort an beginnt die winterliche kahle Wüste, die sich über die ganze nordöstliche Ecke des Continents ausdehnt, und welche durch ihre Verlassenheit fast von allem Pflanzenwuchs jenen nackten Felsenklippen gleicht, die sich am Gipfel unserer Hochalpen bis über die Schneeregion erheben und von denen der Sturmwind den etwa darauffallenden Schnee immer wieder hinwegführt. Es herrscht hier fast das ganze Jahr hindurch ein schneidend kalter, trockner Ostwind; nur der verhältnißmäßig mildere Nordwestwind bringt Schnee; der Südwind und selbst der reine Nordwind wehen nur selten über das todte Land und seine etwa noch für Rennthiere Nahrung darbietenden, mit graulich grünen Flechten bedeckten Felsenschluchten. Bis zum 21. Juny fand man den Kupferminenfluß unter 67° n. Br. fest zugefroren; bis dahin dauert dort der Winterfrost, während der Mackenziefluß unter derselben Breite schon mit Ende May vom Eise frey, sein Ufer, an günstigen Lagen grünlich wird. Und durch jenes kahle Land des Winters nahm die östliche Landreise ihre Richtung.

Diese Naturverhältnisse waren es, welche den ersten Versuch die noch unbekannte Küstenstrecke zu erforschen, im J. 1838 fast ganz mißrathen ließen. Die Reisegesellschaft verließ das Winterquartier am 6. Juny; die 2 sehr zweckmäßig und fest gebauten Boote mußten über das Eis auf großen, mit Eisen beschlagenen Schlitten geschleppt werden bis zum Kupferminenfluß; es dauerte die Reise an's Meer bis zum 1. July. Noch lag das Eis vor der Mündung des Flußes so fest, daß man erst am 17. July weiter fahren konnte; auch Bathhursts Inlet war noch so mit Eis belegt, daß man diese Stelle durch eine Ausbeugung nach Norden, welche gegen 30 geogr. M. betrug, umgehen mußte. Bey dieser Gelegenheit berührte man die Gruppe der Barry-Inseln, auf deren östlichster so bedeutende Stücke und Spuren von gediegenem Kupfer sich fanden, daß sie der nähern Untersuchung sehr würdig erscheint. Bis Cap Flinders mußten die Boote zum Theil über das Eis gezogen werden; am 9. Aug. ward Capitän Franklins letzter Landungsplatz erreicht. Hier sahen sich die Seefahrer 22 Tage lang durch das Eis zurückgehalten, während Franklin an derselben Stelle im J. 1821 ein offenes Meer gefunden hatte. Es mußte für dießmal die Hoffnung zum weitern Vordringen zur See aufgegeben werden. Da beschloß alsbald Simpson eine Fußreise an der eisigen Küste hin. Noch zeigten sich die Hügel mit einem matten, moosigen Grün bedeckt; eine Menge Bäche rann von den landeinwärts gelegenen Höhen nach dem Meere. Ein einziger kleiner Berg, von Simpson George genannt, erhebt sich, nicht fern von der Küste, zu einer Höhe von 600 Fuß. Von Cap Alexander aus erblickte der Reisende gegen Osten hin ein offenes Meer; die Fluth stieg hier 3 Fuß hoch; die anstehende Gebirgsart war Urtrapp. Dort in der Nähe wurde denn auch unter 68° 44′ n. Br. und 107° w. L. eine Denksäule von der kleinen Reisegesellschaft errichtet, als sie am 25. August den dießmaligen Rückweg antrat.

Nach einem schweren Winter, dessen natürliche Schreckniſse noch durch eine Hungersnoth, welche unter den Esquimaux ausgebrochen, vermehrt worden waren, brach Simpson im Juny 1839 von neuem zu einer Entdeckungsreise in derselben Richtung und nach demselben Zielpunkte auf, von dessen Erreichung die vorjährige Reise so weit hatte abstehen müssen. Auch dießmal brach die Eisdecke am Kupferminenfluß erst am 21. Juny; bey der Hinabfahrt hielt sich Simpson einige Tage mit der Untersuchung des von Richardson entdeckten, nach ihm benannten Nebenflußes auf. Das Küsteneis gestattete erst am 3. July die Abfahrt in's Meer, doch kam man in der ersten Woche nur wenige Seemeilen weit vorwärts. Jetzt stellte sich, fast mit Sturmesgewalt, günstiger Wind ein, der die Boote schon

am 20. July bis zum Cap Franklin förderte, wohin die Reisenden im vorhergehenden Jahre genau um einen ganzen Monat später gekommen waren. Der gute Wind dauerte indeß nur sehr kurze Zeit, dann trat ein fast eben so starker Ostwind ein, der das Schiff 4 Tage lang am Cap Franklin fest hielt. Unter großen Gefahren, welche das Treibeis verursachte, fuhr man am 27. und 28. July in der Gegend des Alexander-Vorgebirges (107° w. Br.) vorüber, wo im vorigen Jahre am 25. Aug. Simpson auch seine Fußreise hatte abbrechen müssen. Von hier bildet das Meer landeinwärts eine tiefe Bucht, in welcher viele kleine Felseninseln liegen. Ein Fluß, 2mal größer als der Kupferminenfluß mündet in dieselbe, dessen Ufer vielen Rennthieren und Bisamstieren zum Aufenthalt dienen. In einer, von unsern Reisenden unerwarteten Weise wendete sich auf einmal bey 104° w. Br. die Küste nach Südost und gestattete eine Durchfahrt um das Cap. Felix des Capitän Roß. Es war am 10. Aug. als Simpson den noch unbekannten, in seiner Mitte kaum eine, an dem Ein- und Ausgang mehrere Seemeilen breiten Canal entdeckte. Am 12. überraschte die Reisenden ein so heftiges Donnerwetter, als sie in dieser Erdgegend noch nie erlebt hatten. Man war jetzt in die Gegend gekommen, welche Cap. Back von der Mündung des großen Fischflußes aus näher erforscht hatte, und es mußte einen eigenen Eindruck machen, als man am 16. Aug. an der Nordseite der Insel Montreal, wo Back vor 5 Jahren an demselben Tage gelandet war, einen von seinen Leuten, vielleicht ohne ihren Willen zurückgelassenen kleinen Mundvorrath von Cacao, Chocolade und Pemikan, nebst einem zinnernen Geschirr in einer Eintiefung des Felsens fand. Eigentlich war schon bey diesem Punkte die Aufgabe, welche die Compagnie für das vorige und jetzige Jahr dem Reisenden gestellt hatte, gelöst. Auch gab es viele Gründe, welche die Umkehr wünschenswerth machten und Simpson wie seine europäischen Gefährten hatten durch den Mangel an Feuerungsmaterial, wodurch sie während der ganzen Seereise nur auf kalte Küche beschränkt waren, nicht wenig gelitten. Dennoch ward beschloßen die Fahrt noch etwas weiter gegen Osten fortzusetzen. Dieses konnte wegen des mangelnden Windes nur durch Rudern geschehen; am 17. Aug. war man bis zum Rocky Cap unter 94° 35′ w. L. gekommen. Doch setzte nun auch ein anhaltend widriger Wind bey verhältnißmäßig schon so weit vorgerückter Jahreszeit der Reise ein Ziel. Den Ort der Umkehr, an welchem die Reisenden eine 14 Fuß hohe kegelförmige Säule aus über einander gehäuften großen Steinen errichteten, nannte Simpson Cap Britannia. Die Aussicht von dort, wie die, welche man schon vom letzten Theile der Fahrt aus von den Fahrzeugen hatte, gab einen Ueberblick über die Südküste von Boothia, bis dahin wo sich dieselbe nach Ost und Norden umbeugt, und gewährte in unbezweifelbarer Weise die Gewißheit, daß zwischen der Nordküste des Continents und jener Insel, was auch die Aussage der Esquimaux bekräftigt, ein offener Durchgang nach dem weiten Meerbusen von Boothia sey, der sich durch den Prinz Regenten Canal mit der Barrows-Straße so wie durch Parry's Fury- und Hekla-Paß mit dem Fors Kanal verbindet.

Am 24. Sept. kehrten die Reisenden zuerst nach ihrem trübseligen Winteraufenthalt im Fort Confidence zurück, sie entschloßen sich jedoch gerne noch weiter nach dem ungleich heimathlicheren Fort Norman am Mackenziestrom zu ziehen, wo sie am 14. Oct. 1839 ankamen und unter Freunden und Bekannten von den Mühseligkeiten der langen Reise ausruhten.

Andere, neue Plane zu einer weitern Forschungsreise nach der gleichen Richtung waren schon entworfen, da ereilte am 14. July 1840, mitten auf seiner an sich nicht gefährlichen, wenn auch beschwerlichen Landreise, den kräftigen, erst 32jährigen Thomas Simpson jener gewaltsame Tod, von welchem wir am Eingange dieser Anzeige sprachen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. April.

Nro. 71. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

1. Die Idee Gottes.
2. Die speculative Idee Gottes und die damit zusammenhängenden Probleme der Philosophie.

(Fortsetzung.)

Wir bedürfen aber sowohl auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Erkenntniß für die Einheit unseres geistigen Bewußtseyns, als auf dem Gebiete des praktischen Lebens, eines anderen minder abstracten, minder formellen, eines geistig und sittlich gehaltvollen Principes: wir bedürfen für die Wissenschaft und für die sittliche Thatkraft der Völker eines neuen Bewußtseyns, das die theoretischen Zweifel besiegt, den praktischen Widerspruch überwindet, die religiosen Bedürfnisse befriedigt: — wir bedurfen eines lebendigen, gehaltvollen, fruchtbaren Gottesbegriffes. Wahrhaftige Lebendigkeit und Fruchtbarkeit, die Kraft wohlzuthun und zu beseligen, hat nur das, was selbst innerlichen, wahrhaften, persönlichen d. i. was sittlichen Werth und Gehalt hat. Des Geistes wahres Wesen erkennen wir nicht durch die vom Verfasser geübte Methode, nicht durch Erkenntniß seines Unterschiedes von der Natur, sondern durch die Anschauung und Erkenntniß seiner lebendigen sittlichen Kräfte, der Freyheit und der Liebe, der Wahrheit und des Friedens.

Güte, im persönlichen Sinne des Wortes, sittliche Vollkommenheit des persönlichen Geistes ist aller natürlichen und geistigen Kräfte lebendiger Inbegriff, und alle göttlichen Eigenschaften sind wahrhaft göttliche, soferne sie in der Heiligkeit Gottes angeschaut, als Thathandlungen der göttlichen Heiligkeit begriffen werden. So ist der Heiligkeit Selbstbewußtseyn die göttliche Vernunft, die Liebe der Heiligkeit Selbstgefühl.

Heiligkeit ist die Fülle der Gottheit, der Inbegriff der Göttlichkeit. Sie ist also das wahrhaft lebendige und fruchtbare Princip alles Denkens und Seyns, und wenn der Verf. für die Wissenschaft unserer Zeit ein „Alles erklarendes, Alles aus dem absoluten Grunde in der wahren Ordnung der Dinge ableitendes," ein wahrhaft „positives" Princip fordert, so kann nur die Idee der göttlichen Heiligkeit im Stande seyn, das, was er fordert, zu leisten. Die wahre Religionswissenschaft und die wahre Philosophie sind Explicationen des Begriffes der göttlichen Heiligkeit.

Nur die Anerkennung des Postulats der Vollkommenheit kann uns auf dem Gebiete der Wissenschaft von der Herrschaft todter Kategorien, im sittlichen Leben der Volker von der Herrschaft der Sünde befreyen: dieß neue Princip wird die Gesinnung der Menschheit nicht nur sittlich erneuern und stärken, sondern auch eine Restauration der Wissenschaften bewirken, zu neuen Problemen führen, zu freyeren Methoden, zu würdevolleren Darstellungsformen. Solche Wirkungen aber hervorzubringen, dazu genügt nicht der formelle metaphysische Begriff der Persönlichkeit, nicht der formelle logische Vollkommenheitsbegriff, sondern dazu bedürfen wir der Idee sittlich geistiger, göttlich heiliger Vollkommenheit. Nur eine solche Philosophie, die den Gehalt der göttlichen Vollkommenheit explicirt, führt zur wahrhaften und lebendigen Anbetung Gottes zurück.

Daß auch der Verfasser einen formellen Geistesbegriff zum Princip seiner Gotteslehre macht, erhellt nicht nur aus jenen allgemeinen Postulaten, sondern auch aus der Art, wie er die historische Kritik in diesem ersten Theile seines Werkes geübt hat. Der Gesichtspunkt, aus dem er die Systeme darstellt, der Maaßstab, nach dem er sie beurtheilt, ist nur ein formeller und dialektischer Begriff. Die Zweckmäßigkeit dieser Methode überhaupt, die Darstellung philosophischer Wahrheiten und Ueberzeugungen durch ein historisch kritisches Resumé zu begründen ist nicht unbedingt zuzugeben. Musterhaft hatte Aristoteles diese Methode geübt; seit Hegel geschieht in dieser Beziehung zu viel. Auch der Verfasser scheint uns von dieser Methode einen falschen Gebrauch gemacht zu haben.

Zuerst, weil er nicht Maaß zu halten, nicht Enthaltsamkeit zu üben wußte. Der Autor muß bey solchen historischen Nachweisungen sowohl im Interesse der Kunstform als der wissenschaftlichen Einheit der Darstellung das Gesetz weiser Sparsamkeit beobachten; es ist genug, wenn der Leser fühlt und einsieht, daß der Autor von der Geschichte der von ihm vorgetragenen Lehre durchdrungen sey.

Nachdem der Verfasser die Beweise vom Daseyn Gottes als ungenügend dargestellt hat, verheißt er den wahren Aufschluß, die rechte Erkenntniß des Monotheismus in der Lehre vom Wesen Gottes. Hat die Darstellung der Beweise ihren Zweck erreicht, so ist der Leser fähig, die Lehre vom Monotheismus zu fassen, begierig mit dem Verfasser über das wahre Wesen Gottes zu philosophiren. Anstatt nun dieses Verlangen zu befriedigen und den Leser in mediam rem zu führen, kritisirt der Verfasser alle Formen des Pantheismus, alle Formen des Polytheismus, ja den Fetischismus sogar.

Zweytens zieht der Verfasser in den Proceß der geschichtlichen Entwickelung auch solche Erkenntnisse hinein, die durch ihre innere Evidenz und Selbstständigkeit einer geschichtlichen Entwickelung weder fähig noch bedürftig sind. So bezeichnet er die neutestamentliche Trinitätslehre als eine untergeordnete Form des concreten Monotheismus, weil sie die immanente, die ontologische, die Wesens-trinität von der ökonomischen, der historischen, der Offenbarungstrinität nicht bestimmt unterscheide (S. 317). Er ist dabey ganz unbekümmert, es entsteht ihm nicht die Frage, ob nicht vielmehr das neue Testament, indem es diesen Unterschied nicht macht, die Auffassung des Dreyeinigkeitsbegriffes in dem vom Verfasser geforderten Sinne nicht gestatten und verhüten will; und eben so wenig vermag der Mangel dieser Unterscheidung der Wesens- und Offenbarungstrinität in Augustins Dreyeinigkeitslehre (S. 341) und Augustins zurückhaltende und ehrfurchtsvolle Scheu in der Behandlung dieses Gegenstandes den Verfasser aufmerksam zu machen, daß eine Formel über das Verhältniß der drey Personen in der Gottheit, wie sehr sie auch dialektisch begründet seyn mag, einen wahrhaft gehaltvollen Gottesbegriff uns nicht gewähren kann.

Indem er endlich auf den Begriff des Monotheismus die Lehre vom Wesen Gottes zurückführt, anstatt den wahren Begriff des Monotheismus durch die Erkenntniß des göttlichen Wesens zu begründen, hat er auch die Geschichte der Religion und Philosophie diesem formellen Gesichtspunkt unterworfen und den sittlich religiösen Gehalt der Systeme oft verkannt. Der Verfasser von Nro. 2 (S. 121 seines Buches) bezeichnet mit Recht Hegels Darstellung der Theologie der geschichtlichen Systeme als unhistorisch, weil Hegel beynahe alle diese Systeme in Pantheismen verwandele, die in einem entgegengesetzten Sinn lautenden Stellen entweder ganz übergehend oder in seinem Sinne deutend; und Hegel selbst hat zunächst in Beziehung auf Thales (Geschichte der Philosophie. I. S. 209) gesagt, daß es bey einem Philosophen nicht darauf ankomme, ob er außer dem, was er als Princip ausgesprochen, auch an Gott glaube. Ganz so wie Hegel hat auch der Verfasser von Nro. 1. oft nur Pantheismus gesehen, wo das Wirken sittlicher Kräfte thatsächlich bezeugt, daß monotheistischer Geist die Systeme erfüllt und durchdringt. Fichte's System nennt er Pantheismus. Welche einseitige, nicht erschöpfende Bezeichnung! Fichte's Sittenlehre, seine Lehre vom Wesen des Gelehrten, von dem Beruf eines Volkes, von dem Endzweck der Geschichte, seine Lehre vom seligen Leben ruht auf sittlichem Monotheismus. Kant und Fichte haben durch ihre hochherzige Sit-

tenlehre nach dem Zeugnisse ihrer geistvollsten Schüler und Zeitgenossen Tausende zur Erkenntniß Gottes zurückgeführt. Von seinem Standpunkte aus konnte der Verfasser auch die Kraft und Bedeutung des moralischen Beweises für das Daseyn Gottes nicht erkennen und Kant's Versuch, alle göttlichen Eigenschaften aus dem Begriff des absoluten Sittengesetzes abzuleiten, nicht wahrhaft würdigen. (Vergl. S. 57.)

Aus diesem Gesichtspunkte, daß die wahre Gotteslehre auf der richtigen Erkenntnißformel über das Verhältniß der drey Personen in Gott beruhe, unternimmt der Verfasser, nachdem er die Beweise vom Daseyn Gottes mit Berücksichtigung der neueren Literatur, namentlich der Kant'schen Kritik und der Hegel'schen Darstellung dieser Beweise geprüft, in dem Abschnitte vom Wesen Gottes die historische Entwickelung des Dreyeinigkeitsbegriffes, dessen Geschichte in neuester Zeit auch von Meino („die Lehre der Trinität in ihrer historischen Entwickelung") und von Bauer („die christliche Lehre von der Dreyeinigkeit") dargestellt worden ist.

Er handelt zuerst vom Fetischismus, vom orientalischen und griechischen Polytheismus, dann von dem abstrakten Pantheismus griechischer Philosophen, von dem substantiellen Pantheismus Spinoza's und vom idealistischen Pantheismus Fichte's, Schelling's und Hegels.

Den Monotheismus charakterisirt er im Unterschied gegen den Pantheismus mit Innigkeit und Eifer.

„S. 237 u. 238.) Dem Pantheismus ist die Einheit oder das Urwesen nichts weiter als unmittelbar das All- oder Alleinheit. Das Eine hat keine Beziehung auf sich selbst im Unterschiede von der Welt, ist daher nur die Einheit dieser, nicht aber ihrer selbst im Unterschiede von der Welt. Sie ist nur von den besonderen und einzelnen Bestimmungen als sie befassende Einheit unterschieden und verschieden und in diesem Sinne einzig in ihrer Art. — Gott besitzt sein Wesen nicht ausschließend, sondern theilt es mit Anderen, und ist nicht als Gott einzig in seiner Art. Diese wesentliche Verschiedenheit Gottes und den ausschließlichen Besitz seines Wesens drückt das Wort Monotheismus aus d. h. die schlechthinnige Einzigkeit Gottes in seiner Art als Gott oder seiner Gottheit nach, oder den Begriff Gottes als eines besonderen, Alles außer sich von dem Mitbesitz der Gottheit als solchen ausschließenden Wesens. Es ist eine besondere von allem weltlichen Inhalt, dem ewigen Wesen nach abgesonderte und unabhängige Einheit, worauf auch der Begriff der unendlichen absoluten Erhabenheit Gottes über alles Weltliche und die Heiligkeit, überhaupt alle sittlichen Bestimmungen Gottes, ferner die Verschlossenheit, Abgeschlossenheit in sich und die Verborgenheit des göttlichen Wesens beruhen, die daher nur durch freiwillige Offenbarung oder Mittheilung Gottes enthüllt werden kann."

Auch hier unterscheidet der Verfasser den abstracten vom concreten Monotheismus. Abstract nennt er den Monotheismus Platon's und der Neuplatoniker, den Monotheismus des alten Testamentes und Philons, den Monotheismus bey Leibniz und der Schleiermacherschen Schule. Alle diese Systeme hätten, sagt der Verfasser, das Wesen der Persönlichkeit nicht in ihrem wesentlichen Unterschiede von der Natur gedacht.

Diese Unterscheidung und Vereinigung, die allen früheren Formen der Gotteserkenntniß fehle, sey nun die Aufgabe der folgenden Entwickelung, des concreten Monotheismus. Im ersten Kapitel dieses Abschnittes stellt der Verfasser dar den concreten Monotheismus der christlichen Religion und Theologie und zwar den concreten Monotheismus 1. des neuen Testamentes, 2. der christlichen Religion und Theologie im Morgenlande, 3. der christlichen Theologie im Abendlande, bey Augustinus, Joh. Scotus Erigena, Anselmus von Canterbury, Richard von St. Victor, Thomas von Aquin, Duns Scotus; im zweyten Kapitel den concreten Monotheismus der Theosophie und Philosophie, die Kabbalah, Jakob Böhme, Franz v. Baader, Schellings neueste Philosophie.

Der Monotheismus der bisherigen Religion und Theologie hat nach dem Verfasser das Problem nicht gelöst, weil das Christenthum keine freye selbstständige auf sich selbst beruhende Philosophie erzeugt, sondern die heidnische Philosophie als die Form für den Gottesinhalt adoptirt hat. So habe die patristische und mittelalterliche Philosophie nicht zu der absoluten Idee, mithin nicht zu wissenschaft-

licher Erkenntniß des Wesens der Persönlichkeit und des natur- und weltfreyen Geistes gelangen können, sondern dieselben nur in der Vorstellung besessen und in der Kirchenlehre vorausgesetzt: Wissen und Glauben sey ein unaufgelöster Widerspruch geblieben (S. XVII. u. S. 446).

Die Resultate des theosophischen und philosophischen Monotheismus gewähren dem Verfasser so wenig Befriedigung, daß er auch in dem Abschlusse dieser geschichtlichen Entwickelung Schellings neueste Philosophie „als die höchste Steigerung jenes idealisirten Naturalismus" bezeichnet, den wir in der alten und neuen Zeit in allen möglichen Formen hätten auftreten sehen. In diesem Monotheismus sey Gott nirgends als Gott Einer, oder seiner Gottheit nach, existire er nirgends als Gott für sich oder an und für sich, sey er nicht die Einheit seiner selbst und durch diese oder in derem ausschließlichen Besitze einzig in seiner Art. (S. 560). In dieser Ansicht vom Wesen der neuesten Philosophie Schellings stimmt der Verfasser mit andern überein, namentlich mit Alexis Schmidt, der in seiner „Beleuchtung der neuen Schelling'schen Lehre" zu zeigen versucht, daß dieses System seinem innersten Wesen nach Naturphilosophie und also unfähig sey, die Probleme der Ethik und der Religionsphilosophie zu lösen. Eigenthümlich aber ist dem Verfasser die Folgerung, daß dieses System wie alle früheren Formen der Gotteserkenntniß unwiderbringlich der Vergangenheit angehöre. (S. 564.) Dieß sey „der entscheidende Schluß," daß mit diesem System alle Illusionen aufgehört hatten, denen sich die Theologie und Philosophie hingeben konnten.

Unter dem Eindruck dieses überraschenden Urtheils verläßt der Verfasser den Leser.

Möge der zweyte Theil dieses Werkes das Problem der Lehre von Gott in einer Weise erfüllen, die dem universellen religiösen und wissenschaftlichen Bedürfniß unserer Zeit genug thut und den eigenen Forderungen und Verheißungen des Verfassers entspricht.

Auch der Verfasser von Nr. 2 befindet sich durch die Resultate seiner Forschung im Widerspruch gegen seine eigenen Postulate, im Widerspruch gegen die gehaltvollen Principien der Wissenschaft, im Widerspruch gegen das religiöse Bedürfniß der Zeit.

Der Verfasser erkennt, daß die Philosophie Wissenschaft nicht der Begriffe, sondern der Ideen ist, daß die Idee der Wissenschaft so nothwendig ist, als der Kunst das Ideal und daß die Religionsphilosophie nicht minder als die Ethik „der Lehre von annoch unwirklichen aber nichts desto weniger die Wirklichkeit umbildenden Begriffen" bedarf (S. III, XI u. XII); er erkennt die wesentliche Einheit von Wissenschaft, Religion, Kunst und Sittlichkeit (S. 81—82); er giebt zu, daß die Religion im uranfänglichen Gefühl des Geistes wurzle (S. 1), und behauptet, es sey das Wesen des religiösen Gefühls, sich selbst im Absoluten als in einem Selbst finden zu wollen. (S. 4).

Indem er also überzeugt ist; daß der Mensch nicht ein Moment, sondern eine Potenz, eine relative selbstständige Henade im Allgeiste ist (S. 2), fodert er den Glauben an persönliche Unsterblichkeit (S. 113, 114), fühlt er das Bedürfniß und die sittliche Verpflichtung zu individueller Selbstbildung und geschichtlicher That. (S. 3, 84 bis 101, 449 bis 457). Er sagt:

„Wäre unser Zeitalter, insbesondere unsere Philosophie, nicht bis zu dem Philisterthum herabgesunken, den individuellen Genius zu einem selbstlosen Schema des Allgemeinen zu entwürdigen und dieses in seiner verfeinerten Wirklichkeit wie den höchsten Gott zu verehren und vor ihm als einem Absoluten, über welches hinaus es kein Sollen geben könne, das Haupt zu beugen, wäre der sittliche Beruf sich individuell zu bilden, nicht bis auf den letzten Rest aus der Philosophie verbannt worden, so hätte nie das subjective Bewußtseyn von der Ewigkeit der individuellen Henade ganz verschwinden können."

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. April.

Nro. 72. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Aurelii Prudentii Clementis Carmina. Recensuit et explicavit Theodorus Obbarius. Tubingae, 1845. In bibliopolio Henrici Laupp. Londini ap. D. Nutt. XLVIII. u. 324 S. in 8.

Ungeachtet in neuester Zeit in den verschiedenen Zweigen der alten Litteratur so vieles Treffliche geleistet wurde, so blieb doch seit mehr als einem halben Jahrhundert das Fach der christlichen Römischen Poesie ganz unberücksichtigt; denn Gebsers schwacher Versuch, die christlichen Lateinischen Dichter zu bearbeiten, kann hier nicht in Betracht kommen. Um so erfreulicher ist es, daß ein in den philologischen Disciplinen gründlich gebildeter junger Mann, Theodor Obbarius, der Sohn des um Horatius Briefe hochverdienten Obbarius in Rudolstadt, seinen gelehrten Fleiß dem Dichter Prudentius zuwandte und die Aufmerksamkeit des litterarischen Publikums wieder auf diesen Schriftsteller lenkte, welcher so lange in unverdienter Vergessenheit ruhte.

In den mit umfassender Gelehrsamkeit und musterhaftem Fleiße geschriebenen Prolegomenen, welche in zwey Kapitel getheilt sind, handelt der Herausgeber zuvörderst über Prudentius Leben und Schriften, und würdigt ihn sodann als Dichter, sich sehr ausführlich über die sprachlichen und metrischen Eigenheiten desselben verbreitend. Höchst dankenswerth ist das sehr sorgfältig gearbeitete Verzeichniß der von dem Dichter geschaffenen Formen und Wörter, oder von ihm nicht selten in ganz anderer Bedeutung, als von den frühern, ächt klassischen Dichtern der Römer gebrauchten Ausdrücke. S. XVI — XIX.

In dem zweyten Kapitel, in welchem die von den frühern Herausgebern benutzten Handschriften und die verschiedenen Ausgaben einer genauen Prüfung unterworfen werden, wird S. XXVII. die von Nicol. Heinsius ausgesprochene Vermuthung, daß der Dichter zwey Textrecensionen veranstaltet habe, mit Recht bestritten. S. XLII. werden die Codd. aufgezählt, welche Hr. Obbarius selbst verglich: nämlich zwey Wolfenbüttler, von welchen der erste, MS. August. 56. 16., in Quartform, und auf Pergament geschrieben, dem IX. oder dem Anfang des X. Jahrhunderts angehört und, nach den in den ersten Blättern vorkommenden altdeutschen Glossen zu schließen, deutschen Ursprungs ist; der zweyte, einst Eigenthum des Bernhart Rottendorph (God. 292.), in Octavformat, ebenfalls auf Pergament geschrieben und in das XI. oder XII. Jahrhundert zu setzen ist. Dieser wurde schon von Heinsius, aber schlecht verglichen. Beyde enthalten des Prudentius sämmtliche Gedichte. Die erstere ist an manchen Stellen verstümmelt. Manche Verse sind ausgeschabt und von anderer Hand ergänzt. Die Praefatio zur Psychomachia ist zweymal, von alter Hand und von neuerer des dreyzehnten Jahrhunderts, geschrieben. In der zweyten fehlen die vier ersten Hymnen der Cathemerinen und die ersten dreyundneunzig Verse des fünften Hymnus derselben.

Zur Apotheosis und Hamartigenia theilte ihm

Hr. Schoenemann Varianten aus einem Weissenburger Codex des IX. Jahrhunderts Nr. 77. mit.

Der Gothaer Pergamentcodex aus dem XIII. Jahrhundert in Folio enthält nur den vierten und fünften Hymnus der Siegeskronen. Unbedeutend ist der Kreußlerische Papiercodex aus dem XV. oder XVI. Jahrhundert, wie es scheint, in welchem bloß der andere Theil des Diptychons vorkommt.

Unter allen diesen fünf Handschriften behauptet die erste Wolfenbüttler, welche stets mit der Egmondischen, Pfälzischen und Puteanischen stimmt, den Vorzug.

Auf diese gestützt, ging Hr. Obbarius von der Weitzischen, Arevalischen und Anderer Textkritik ab, sich der des Heinsius anschließend, obgleich seine Recension bisweilen auch von der dieses Gelehrten abweicht; denn da Heinsius seine Handschriften nachlässig verglichen und Hr. Obbarius einige weder von Heinsius, noch von Andern angeführte Lesarten in seinen Handschriften gefunden hatte, so räumte er ihnen unbedenklich eine Stelle im Texte ein. Selten folgte er blosser Vermuthung, weil er so sicher als möglich in der Textverbesserung zu Werke gehen wollte.

Dem ersten Wolfenbüttler Cod. stehen zunächst der Rottendorpher und der Weissenburger, obgleich letzterer bisweilen mit dem Bongarsischen und Widmannischen, welche zu den interpolirten gehören, übereinstimmt. Das nämliche gilt von dem Gothaer; der Kreußlerische aber ist ganz den interpolirten beyzuzählen.

Die Lesarten aller von ihm verglichenen Handschriften, ferner der Egmondischen, Pfälzischen, Heinsiusschen und der fünf besten Vaticanischen giebt Hr. Obbarius ganz, die der interpolirten mit Auswahl.

Referent hatte selbst Gelegenheit, einige Codd. des Prudentius einzusehen: 1) einen Tegernseer Nr. 922. auf Pergament in Quart, aus dem X. Jahrhundert, welcher 195 Blätter zählt und alle Gedichte des Prudentius enthält. 2) Den Emmeramer

E

Nr. 395. (XVIII.) aus dem XI. Jahrh. auf Pergament in Großquart, aus 208 Blättern bestehend, welchen einst Marietti für den Römischen Herausgeber, Faustin. Arevalus, verglichen hatte, und Hr. Obbarius S. XXIX. der Prolegg., ihn als Ratisbonensis aufführend, mit Marietti's Worten bey Arevalus, dessen Ausgabe dem Ref. leider nicht zu Gebote stand, charakterisirt. Unrichtig rechnet ihn Marietti in das X. Jahrhundert. In dieses setzt ihn zwar auch Coloman Sanftl, der Verfasser des vortrefflichen, in der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München aufbewahrten, handschriftlichen Catalogs der Emmeramer Codd.; auf dem Rücken des Cod. selbst aber gab Sanftl richtig „Saec. XI." an. Irrig bemerkt ferner Marietti, daß Peristeph. XIII. und XIV., nämlich die Passio Cypriani Mart. und die Passio Agnetis Virginis, fehlen. Die erste steht fol. 41, 1 — 43, 1., die andere fol. 47, 2 — 50, 2.

Beyde Handschriften gehören zu Einer Familie. Schade, daß die erste nicht so vollständig, als die zweyte ist. In dem Gedichte gegen Symmachus fehlt von I. 425. bis II. 440. Alles. Am Ende werden V. 1103 — 1132. vermißt. In der Apotheosis ist Bl. 109. (V. 415 — 458. enthaltend) von einer Hand des XII. Jahrh. ergänzt; ebenso Bl. 116. (V. 722 — 765.). Ueberdieß sind in den Cathemerinen mehrere Blätter verbunden. Sehr zu beklagen ist, daß diese Handschrift durch Nässe hie und da bedeutend Schaden gelitten hat.

Vorausgeht in beyden Codd. das 13. Kap. aus dem Buche des Gennadius de viris illustribus. Die Ordnung der Gedichte des Prudentius ist in beyden gleich.

Jede dieser Handschriften ist mit lateinischen und deutschen Glossen versehen, die erste jedoch mit sehr wenigen und nur vornherein; die zweyte aber ist, was ihr einen besonderen Werth giebt, mit altdeutschen ungemein reich ausgestattet, vorzüglich zu dem Liber Cathemerinon und zu dem Liber Peristephanon. Weniger zahlreich sind die zur Apotheosis, Hamartigenia, Psychomachia und die zu den Büchern gegen Symmachus. Sanftl wußte nicht, daß dieser Codex einst von Marietti verglichen worden, ein Beweis, daß die St. Emmeramer Bibliothek sich der Liberalität des römischen Herausgebers nicht rühmen konnte.

Außerdem benutzte Ref. zur Psychomachia noch vier Pergamenthandschriften in Octav, eine Benedictbeurer Nr. 122. und eine Salzburger aus St. Peter Nr. 12., beyde aus dem XII. Jahrh., ferner eine St. Emmeramer mit der Bezeichnung e. 3., welche nicht aus der oben genannten geflossen ist, und eine Aldersbacher Nro. 92. Diese zwey gehören dem XIII. Jahrh. an.

Wenn auch die Münchner Codd. nicht zu den vorzüglichsten des Prudentius zu zählen sind, so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß sie viele der besten Lesarten bestätigen, manche neue bieten, hie und da eine bessere Wortstellung befolgen, öfter edlere dichterische Formen geben und besonders in Absicht auf antike Orthographie aller Berücksichtigung werth sind.

Ehe wir nun an die Kritik des Obbarischen Textes gehen, wollen wir vorläufig noch bemerken, daß wir in unserer Beurtheilung die Tegernseer Handschrift mit T., die älteste Emmeramer mit E.; in der Psychomachia aber mit E. 1.; die Benedictbeurer mit B., die Salzburger mit S., die zweyte Emmeramer mit E. 2. und die Aldersbacher mit A. bezeichnen werden.

Cathem. I. 5.: Auferte, clamat, lectulos, Aegros, soporos, desides; Castique recti ac sobrii Vigilate] TE. geben sopore desides. Diese Lesart glaubten wir deßhalb erwähnen zu müssen, weil sie der Besorger der Bodonischen Ausgabe, Teleolus, aus zwey Vaticanischen Handschriften anführt, und der Recensent in den Göttinger Anzeigen vom Jahre 1788. Bd. II. S. 1482, (vermuthlich Heyne) ihr Beyfall schenkte, beysetzend: Nur muß sopore desides nicht zu lectulos gezogen werden, sondern es ist: O sopore desides, auferte lectulos aegros (sic). Hierauf T. (so durch Aenderung aber von erster Hand) Anfangs casteque recte ac sobrie E., doch wurde die andere Lesart von der nämlichen Hand in T. übergeschrieben.

(Fortsetzung folgt.)

---

1. Die Idee Gottes.
2. Die speculative Idee Gottes und die damit zusammenhängenden Probleme der Philosophie.

(Schluß.)

Und in den Schlußbemerkungen:

„Die Liebe zur Natur welche sich in allen Erscheinungen der Zeit verkündet, ist zugleich der Quell der reellen Thatenlust. Die Ascese führt nothwendig zum Quietismus; denn als die höchste Bestimmung des Einzelnen erscheint in ihr, in der absoluten Einheit zu seyn und in ihr alle Individualität abzustreifen. — Der Germanismus in seinem ursprünglichen Wesen durchaus heroisch, mußte jenen Durchgangspunkt (?) durch den religiösen Quietismus nehmen, um sein ursprüngliches Wesen, welches nie völlig zum Schweigen gebracht werden kann, in einem verjüngten religiösen Heroismus zur Actualität zu bringen."

Wenn der Verfasser aber (S. 452) fortfährt, ein solches den Heroismus erweckendes religiöses Bewußtseyn wurzele nur im Principe der Evolution, und wenn er (S. 85) die Geschichte als das reichste Drama bezeichnet, welches die Vernunft auf der Erde hervorgebracht habe, so fühlen wir uns in der Hoffnung, eine lebendige sittliche Anschauung der Geschichte und des Reiches der Wahrheit und Liebe zu finden, schmerzlich getäuscht und auch hier auf abstrakte Principien zurückgewiesen.

Daß der Verfasser die Geschichte die Successionen dessen nennt, was der Begriff des Menschen zumal ist, und jedes begeisterte Individuum den Mikrokosmus der Geschichte, daß er in den Entwickelungen und Epochen der Geschichte zugleich Selbstoffenbarungen des göttlichen Geistes, in dem wir leben, weben und sind, nachzuweisen sucht, kann man von jedem Standpunkt aus gelten lassen; auch darin stimmen wir ihm vollkommen bey, daß das einzig wahre Eintheilungsprincip für die geschichtlichen Epochen in dem Begriff der die Idee Gottes constituirenden Principien enthalten sey.

Aber eben dieſer Begriff Gottes iſt in des Verfaſſers Darſtellung unlebendig, abſtrakt, — ohne ſittliche Kraft, ohne geiſtige Klarheit. Dieſer ganze entſcheidende Abſchnitt vom Weſen Gottes und des Abſoluten (S. 7 — 115) iſt unter dem Einfluß einer formellen Philoſophie geſchrieben: ſtatt einer lebendigen fruchtbaren Darſtellung ein leerer Aufwand von Terminologien. Dieſe Art philoſophiſcher Darſtellung ſteht durchaus im Mißverhältniß mit des Verfaſſers lebendigerer Geſinnung und von Vorurtheilen freyerem Urtheil.

Vier Principien unterſcheidet er in Gott, die Weſenheit Gottes, Gott als Leben, Gott als Weltſeele und Gott als Centralgeiſt (S. 7 u. folgende). Das Abſolute iſt nach dem Verfaſſer (S. 107 folgende) Gott nicht als an ſich, ſondern Gott als die Einheit des ewigen, zeitlichen und zeitlich-ewigen Univerſums. Indeſſen ſo abſtract und formell iſt ſein Geiſtes- und Gottesbegriff, daß er das Weſen dieſes Abſoluten in ſeine dialektiſche Form ſetzt, entelechiſch zu ſeyn (S. 114), ſo abſtract und formell, daß er (S. 34) zwar den Geiſt die höchſte und letzte Form des Seyns, die Einheit ſchlechthin nennt, den Begriff der Einheit aber auf die Vorſtellung der Einheit in der Selbſtunterſcheidung reducirt. Der Geiſt aber iſt in Wahrheit nicht durch dieſe dialektiſche Form der Selbſtbejahung wahrhaftiger, über Weſenheit, Leben und Seele erhabener Geiſt, ſondern als die Einigkeit ſittlicher Kräfte, als Ebenbild der göttlichen Fülle und Herrlichkeit.

Auf dem Gebiete der Geſchichtsbetrachtung, welches der Verfaſſer mit Recht von der Idee Gottes aus beleuchtet hat — dieß iſt ein wahres und großes Verdienſt des Buches — rächt ſich dieſe abſtracte Denkart zunächſt. Er macht dieſe vier Principien, der Weſenheit, des Lebens, der Seele und des Geiſtes zu charakteriſtiſchen Principien der hiſtoriſchen Weltalter; ſo zwar daß das weſentliche Princip in den Völkern Afrika's und Auſtraliens, das vitale Princip in den Völkern des Orients, Chineſen, Perſern und Indiern, das ſeeliſche Princip in den Aegyptern, Griechen und Römern, das Princip des Geiſtes endlich im Judenthum, Muhamedanismus und Chriſtenthum herrſchend ſey. Gewiß! nur die Beſtimmungen des göttlichen Weſens ſind die wahren Principien für die Erkenntniß und Erklärung, für die Eintheilung und Beurtheilung der hiſtoriſchen Weltepochen aber es ſind die ſittlichen Beſtimmungen Gottes, in denen wir dieſe Principien erkennen, die Formen ſittlicher Wahrheit und Vollkommenheit.

Der „Theorie des Abſoluten“ im erſten Theil folgt im zweyten Theil eine „geſchichtliche Entwickelung der ſpeculativen Idee Gottes.“ Der Verfaſſer ſagt (S. 116), unwiderſtehlich ſey die Kraft der Wahrheit, mit welcher die Geſchichte ſpricht, und es müſſe bey uns die Syſtembildung mit der Geſchichtsbetrachtung Hand in Hand gehen. (S. 118). Als die Aufgabe der Geſchichtſchreibung betrachtet daher der Verfaſſer, daß der Geſchichtſchreiber „theils rein objektiv zu Werke gehe, nichts fremdartiges den geſchichtlichen Syſtemen unterlege, oder weſentliche Elemente derſelben ignorire, theils den Entwicklungsgang der Einen Philoſophie in allen dieſen Syſtemen verfolge, womit er die univerſelle Wahrheit, zu welcher als ihrem Ziele jene Entwicklung hinſtrebt, hindurchleuchten laſſe.“ Indeſſen dieſe Foderungen ſind ſchwer zu erfüllen, denn nicht nur die ſpeculative Betrachtung, ſondern auch die gründliche unbefangene Geſchichtsforſchung ſetzt ſeltene Eigenſchaften des Geiſtes und Charakters voraus, und nur das Auge des Allwiſſenden vermag ganz das Reich des Geiſtes und der Wahrheit zu überſchauen und zu durchdringen.

Eine nähere Prüfung dieſes hiſtoriſch kritiſchen Abſchnittes müſſen wir uns verſagen nicht nur weil der Raum dieſer Blätter eine ſolche nicht geſtattet, ſondern auch aus eigener Wahl, weil, eine Kritik zu kritiſiren, nach unſerer Ueberzeugung ein zweckloſes, unfruchtbares Geſchäft iſt.

Bayer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. April.

Nro. 73. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Aurelii Prudentii Clementis Carmina.

(Fortsetzung.)

Cathem. I. 97.: Tu Christe sompnum dissice] So T. und von der ersten Hand E.; der letztere Cod. von der zweyten Hand durch Rasur disice, darüber vel disiice i. e. abige, discute.

— II. 11 — 12.: Ruptis retectum nubibus Regnante pallescit Deo] Pallescit, welches Hr. Obbarius unter andern durch die Auctorität des Cod. F. zu begründen sucht, bewährt auch T. Darüber steht in beyden die Glosse fulgescit.

— II. 58. Vitamque totam dispice] So TE. Anfangs beyde despice. Marietti unterschied nicht genau, da er den Emmeramer Cod. despice unterschiebt. In T. ist die Glosse diligenter inspice; in E. deorsum aspice, diligenter aspice darübergeschrieben.

— II. 69 — 70. — qui taetram picem Candore tingis lacteo] Richtig unsere Handschriften tinguis. S. Wagner z. Virgil. Bd. V. S. 478. So unser Herausgeber selbst Hamart. Praef. 17. Psych. 402. Contra Symmach. I. 8. II. Praef. 34. II. 979. u. 1134. mit Zustimmung unserer Handschriften. Auf gleiche Weise schreiben TE. Cath. X. 100. tinguet. Perist. V. 479. tingueret, VII. 18. tinguat u. 62. tingueret, IX. 40. Tinguant, X. 500. tinguit, XI. 44. Tinguere (wie schon Ald., Weitz, Heinsius und Cellarius) und XII. 39. tinguit mit Heinsius. Hingegen liest in der Psych. 253. bloß E. 2. urguet st. urget. Perist. I. 43. mit Heinsius T. urguebat. Perist. XI. 113. haben T. und E., wie Obbarius, urget, während Heinsius und Cellarius urguet geben.

— III. 1. lucisator] lucis sator Anfangs E. Verbigena wird in T. richtig durch verbo genito erklärt. E. hat diese Erklärung am Rande; zwischen den Linien de verbo genitus.

— III. 63. Nos oleris coma (paverit)] TE. holeris. Ebenso II. contra Symmach. v. 866. holuscula (s. Wagner z. Virgil. B. II. S. 442.); hingegen Perist. X. 262. bloß E.

— IV. 13.: Omnes quod sumus ac vigemus, inde est) Omnes auch T. Ebenso Anfangs E., wo s ausgeschabt worden. Hr. Obbarius aber erwähnt unter den omne lesenden Handschriften der Emmeramer gar nicht. Ac bestatigen TE.

— IV. 49. cominus] So Hr. Obbarius auch Cath. IX. 9. Apoth. 34. und anderwärts st. des kraftigeren comminus, ohne Grund von den früheren Herausgebern, mit welchen unsere Handschriften stimmen, abgehend.

— IV. 50. Mansuescit rabies faneque blanda Praedam rictibus ambit incruentis] Lambit T. und Anfangs E. Hr. Obbarius aber führt die letztere Handschrift unter jenen auf, welche lambit lesen. Hieraus und aus mehreren andern Stellen geht deutlich hervor, daß Marietti's Vergleichung nichts weniger, als zuverlässig ist.

— IV. 86.: Nam languente truci leonis ira] Hr. Obbarius fragt: wie die Handschriften? Die unserigen bieten trucis, was wir vorziehen.

— V. 45. litoris und 50. litoribus st. lit-

toris und littoribus (ſ. Wagner z. Virgil. Bd. V. S. 453.) TE. Ebenſo Apoth. 669. u. Ham. 880. T. Psych. 652. Contr. Symm. Prf. 13. und 15. TE. II. Praef. v. 20. II. 55. E. Perist. IV. 99. VI. 155. u. XI. 47. TE. — Sodann V. 52. TE., wie Obbarius, Gnosiis.

Cathem. VI. 56. Species videt tremendas] In der dreyzehnten Anmerkung zum zweyten Kapitel der Prolegomena S. XXIX. läßt ſich unſer Herausgeber über die Emmeramer Handſchrift ſo vernehmen: Librarius ea, quae vulgari artis grammaticae ac metricae rationi repugnabant, aliter mutavit, quam in ceteris codd. interpolatis inveni. Harum lectionum, quas in adnot. crit., quia earum adiumento poeta emendari nequit, non omnes dedimus, aliquot hic adscribemus: C. VI. 56. vidit, quod perfect. antecessit, pro videt; XII. 133. profuit, al. proficit; Ps. 794. sese ostendant u. ſ. w. Dagegen müſſen wir jedoch bemerken, daß der Ausdruck librarius durch den Beyſatz recentior genauer hätte bezeichnet werden ſollen, da Hr. Obbarius oben im Texte ſeiner Prolegg. ganz richtig in (cod.) antiquo quidem, at a librario sec. XV. vel XVI. corrupto, Ratisbonensi gegeben hatte. Mit Unrecht aber werden die erwähnten drey Lesarten dieſem Textverderber zugeſchrieben; denn ſie ſtammen von der erſten Hand, ohne daß daran die geringſte Aenderung vorgenommen worden. Uebrigens hat der Cod. ostentant, nicht ostendant.

— VI. 109. Haec nempe TE.

— VI. 139. f. pervicaci Praestigiator astu] So auch TE.

— VII. 26. Elia] Helia TE. Dieſer Variante erwähnt unſer Herausgeber gar nicht, ungeachtet ihr Weitz, Heinſius und Cellarius eine Stelle in dem Texte eingeräumt hatten. V. 32. leſen beyde Codd. curruque — praepeti (ſt. praepete). Aehnlich Cath. IX. 42. cruore perpeti u. V. 73. praecipiti turbine. Vergl. die Anmerk. z. Cath. X. 169.

— VII. 63 ff. Setisve tectus hispida et lanugine Secessit, horrens inquinari et pollui etc.] ac pollui TE., und Ald. Weitz und Heinſius. Dieſer Lesart hätte offenbar der Vorzug gebührt, da et lanugine kurz vorhergeht. V. 69. beſtätigen TE. parvum.

Cathem. VII. 124. Ventris recessus circumibat tortiles] So zwar die Aldiniſche Ausgabe; unſere Handſchriften hingegen, wie Weitz, Heinſius, Cellarius und Teleolus richtig circuibat.

— VII. 143. cursant per ampla congregatim moenia Plebs et senatus] TE. congregati, wie der Widmanniſche Cod. bey Weitz. Dieſe Variante hätte unſeres Bedünkens eine Erwähnung verdient. V. 220. würden wir fenerantem (ſo TE.) ſt. faenerantem (frühere Ausgg. foen.) geſchrieben haben.

— VIII. 35. f. per huius Devia silvae] So Hr. Obbarius ohne Variante. Richtig TE. und alle früheren Ausgaben, welche Ref. eingeſehen, hirtae ſt. huius.

— IX. In der Aufſchrift gibt auch T. omni hora.

— IX. 8. Testis orbis est] Unſere Handſchriften: Testis est orbis, was wir vorziehen. T. ſodann videt ſt. vidit. V. 57. beyde Codd. seque nigris, mergit undis, fit (ſt. et) pecus lymphaticum, und V. 90. colla fractus sibila, worüber Heinſius und Cellarius nachzuſehen ſind.

— X. 169. f.: Nos tecta fovebimus ossa Violis et fronde frequente] Unſere Handſchriften und frühere Herausgeber kräftiger und wohlklingender frequenti. So Apoth. 918. lege latenti. Psych. 100. rore rubenti ſ. lege latente und rore rubente. Contra Symmach. II. 977. vere tepenti (TE. in vere tepenti) ſt. v. tepente. Perist. V. 218. Dente infrequenti. Psych. 39. ardenti ostro. 43. ardenti sulphure. 113. spumanti rictu. Contr. Symm. II. 836. redolenti in fornice. Vergl. oben die Anmerkung zu VII. 32. Daher iſt es unbegreiflich, wie Hr. Obbarius die bisherige beſſere Lesart gegen eine ſchlechtere, welche aller Beglaubigung ermangelt, ſtillſchweigend vertauſchen konnte.

Apoth. Praef. 4.: et nescientes labimur] TE. nescienter, was von mittelalterlichem Roſte zeugt.

Apoth. V. 91. Imo] TE. richtig immo (ſ. Wagner z. Virgil. Bd. V. S. 443.). Ebenſo Hamart. 124. beyde Handſchriften, Psych. 799. fünf und Perist. V. 105. der einzige Cod. T. Hingegen V. 200 u. 241. u. X. 525. TE., wie Obbarius, imo.

V. 145. Ipse per Assyrias vetitus vapor ire tiaras] Vetitus beſcheinigen auch TE. Letztere Handſchrift hat darüber die Gloſſe metuit.

— V. 231. Omnia percurrit naturae munia pronae] Fließender TE. naturae percurrit.

— V. 247. soboles] E. Anfangs, wie Weitz und Heinſius, suboles; dann durch Aenderung einer neueren Hand, nicht jener corrumpirenden aus ſpäterer Zeit, soboles, was ſich auch in T. findet. Unten V. 916. E. subolem, T. sobolem. Hamart. 593. u. 617. beyde trefflich suboles. Ebenſo I. 551. contra Symmach. E. S. Cellar. Orthograph. Lat. s. v. u. Wagner z. Virgil. Bd. V. S. 473. Bey unſerem Herausgeber aber berrſcht hierüber, wie immer in ſolchen Fallen, altum silentium.

— V. 293. Devotus cippo, ficulni stipitis unctor] TE. fügen, wie die meiſten Handſchriften, et ein, deſſen wir wohl entbehren können.

— V. 338. hat T., wie der Weitziſche Text, ſt. arbor die edlere und feverlichere Form arbos, welche in E. der andern weichen mußte. S. Wagner z. Virgilius Ekl. III. 56. und Landbau II. 150.

— V. 370. — nec enim lex caelo carnea fluxit] So Hr. Obbarius mit Ald. und Cellarius. Beſſer Weitz, Heinſius und Teleolus mit Zuſtimmung unſerer Handſchriften caelo lex. Die kritiſchen Anmerkungen unſeres Herausgebers ſchweigen hierüber.

— V. 443. Ammon] Unſere Handſchriften treffend Hammon, wie Weitz, Heinſius und Cellarius; ebenſo E. contra Symmach. II. 355. Hammonis ſt. Ammonis. S. Wagner zu Virgil. Bd. V. S. 416.

— V. 546. ſchreibt der Herausgeber haeres mit Zuſtimmung des Cod. E. Die nämliche Schreibung befolgt er Psych. Praef. 49. u. 68., in der Apoth. 805. u. Perist. II. 79., während die Handſchriften richtig heres geben, was ebendaſ. V. 1000. auch Obbarius und die Codd. TE. anerkennen. S. Cellar. Orthogr. Lat. s. v.

— V. 560. wird excellet u. V. 613. lactantibus von beyden Handſchriften beſtätigt. V. 704. leſen wir in T. retexens. V. 722. pastumque in TE. V. 795. bieten TE.: Ille coaeternus Patri (ſt. Patris) est. V. 808. befremdet die Schreibart caetera, welche Hr. Obbarius auch contra Symmach. II. 1116. Perist. II. 40. und 435. X. 415. 775. u. 830. u. anderw. befolgt, ungeachtet er in den Verſen de Trinitat. V. 7. cetera und in den Prolegg. P. XXIX. in ceteris hat. Nach V. 937. lieſt man auch in unſeren beyden Codd. folgenden Vers: Quid peccatorum prosapia corpore in illo. V. 1011. geben TE. Simeona ſt. Simeonem.

In d. Hamart. fügen beyde Codd. nach V. 68.: Imperitare vagis mundi per inania formis ein. V. 89. ſchreiben ſie velet. Nach V. 190. reihen ſie dieſen Hexameter ein: Qui cunctum regeret proprio moderamine mundum. V. 196. leſen wir corde ſt. sorde. Bemerkenswerth iſt V. 355. die Schreibung harenas in T. Ebenſo Psych. 458. T. E. 1. B., 657. T. E. 1. B. S. A.; contra Symm. I. 380. T. E. II. 355. 1044. T. 1112. u. 1128. E. Vergl. Wagner z. Virgil. Bd. V. S. 441. V. 458. giebt T. petulantia pectora, E. petulanti pectore, woraus Obbarius petulanti a pectore bildete.

Psych. Praef. 24. f.: Quem gaza dives ac triumphus nobilis Captis tenebant impeditum copiis] So E. 2.; die übrigen fünf Handſchriften tenebat.

V. 32. ruptis expeditus nexibus] St. nexibus ſchreibt S. vinculis.

Psych. 62. Gemmantemque torum moechi ducis aspera Judith sprevit] Alle ſechs Handſchriften gemmatumque.

V. 297. clipeo] Richtig. S. Wagner zu Virgil. Bd. V. S. 486. Hingegen V. 503. hat Hr. Obbarius clypeum und contra Symmach. II. 535. clypeata. V. 323. ſchreiben T. E. 1. B. A. harundo; ebenſo V. 826. T. E. 1. B. S. A. S. Wagner z. Virgil. Bd. V. S. 441.

— 384. ad usque Dei genitricem] TB. und Heinsius genetricem. Dieser Schreibung folgte der Herausgeber selbst contra Symmach. II. 736., wo sie auch T. anerkennt und schon Heinsius aufnahm. Hingegen Hamart., Perist. IV. 22. und Dipt. 107. liest er wieder genitrix. Die andere Form aber hat an den zwey ersten Stellen T., an der letzten E., an allen dreyen Heinsius, welcher sich consequent blieb.

— 413. f.: — — comamque madentem Pulvere foedatur] Alle sechs Münchner Handschriften foedat humi, welches Weitz und Teleolus mit Recht in den Text aufgenommen hatten und unser Herausgeber selbst in den kritischen Anmerkungen für das Richtigere hält, auf Ovid. Metam. VIII. 529. verweisend.

— V. 455.: Quidquid edax Luxus pretiosum liquerat] So vor Obbarius bloß die Aldinische Ausgabe. Richtig Weitz, Heinsius, Cellarius und Teleolus Luxus edax, was alle unsere Handschriften bestätigen.

— Psych. 529. ff.: — — nonne triumphum egimus ex Scarioth? magnus qui discipulorum Et conviva Dei etc.] T. S. E. 2. ex Scarioth, E. 1. ex Scarioth von der ersten Hand; von jener fälschenden des 15. oder 16. Jahrh. aber wurde a angeflickt und summus (so auch T. B. S. A. st. magnus) in unus verwandelt. Sonach wird magnus nur von der zweyten Emmeramer Handschrift bescheinigt.

— V. 564. f.: Talibus inludens, male credula corda virorum Fallit imaginibus: monstrum ferale sequuntur] B. E. 2. A. monstrumque. Man vergl. jedoch V. 719.

— V. 646. und 781. gibt Hr. Obbarius numquam, was die Münchner Handschriften sowohl hier, als auch anderwärts befolgen, während unser Herausgeber fast immer nunquam und unquam schreibt. Auch der Cod. Puteanus hat Cath. VI. 2. dem Facsimile (bey Mabill. de re diplom. Lib. V. p. 354. Tab. VI. Nr. 2.) zufolge umquam.

— V. 687. f.: Ipsa redimitos olea frondente capillos Ostentans etc.] St. redimitos conjicirte Arevalus, nach der Bemerkung des Hrn. Obbarius, coronatos. So aber schrieb schon im Emmeramer Cod. 1. jene spätere Hand, welche so manche ungereimte Aenderungen im Texte vornahm.

— V. 704.: Et deprensa tremunt languens vel unt manus et color albens]. So T. S., tremit E. 1., tremit B. E. 2. A.

— V. 816. f.: Nam quid terrigenas ferro pepulisse phalanges Culparum prodest?] „Phalangas Heinsius“ bemerkt Hr. Obbarius. Allein so gab schon Weitz und in neuerer Zeit Teleolus; so schreiben auch T. E. 1. B. — V. 827. hätten wir quattuor (so T. E. 1.) erwartet, da der Herausgeber auch anderwärts (z. B. Prolegg. S. XXIX. Z. 17. v. u.) diese Schreibart der gewöhnlichen mit Einem t vorzieht.

— V. 885.: — sicco quod germen cortice trudens] Alle Münchner Handschriften germina.

— V. 888. f.: Reddimus aeternas indulgentissime doctor Grates Christe tibi] St. doctor liest B. ductor. So Prudentius oben V. 11. bone ductor.

— V. 901. tetro] So schreibt unser Herausgeber auch Perist. II. 285. und XIV. 110.; taetro hingegen, welches sich als das Richtige bewährt (s. Cellar. Orthograph. Lat. s. v. und Wagner z. Virgil. Bd. V. S. 475), oben Cath. II. 69. Psych. 45. und Perist. X. 861., ohne sich consequent zu bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. April.

Nro. 74. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Aurelii Prudentii Clementis Carmina.

(Fortsetzung.)

Contra Symmach. I. 350. f.: — — — et oscula figit Cruribus aeripedum, si fas est credere, equorum] Ungenügend ist die Anmerkung des Herausgebers: „aenip. B. W. Weitz. Ar.“ Denn aenip. haben auch Heinsius und Teleolus. Warum wurden für aeripedum keine Zeugen aufgeführt? So nämlich liest die Aldiner Ausgabe. Gern hätten wir noch erfahren mögen, wie die von Hrn. Obbarius verglichenen Wolfenbüttler Codd. schreiben. Die Tegernf. und Emmeram. stimmen für aenip. Daß diese Lesart, welche Heinsius aus alten Handschriften aufnahm, nicht in den Text gesetzt wurde, befremdet um so mehr, als Hr. Obbarius in den Prolegg. P. XIX. aenipes, sich auf Ovid. Heroid. VII. 32. berufend, gegen Giselin u. A. vertheidigt.

— V. 367. Plutonia coniux] T., Weib und Heinsius coniunx, was Beachtung verdient hätte. Sodann fügen T. E. folgenden Vers ein: Cum rapitur. Furia est et torvi Plutonis uxor, welchen auch Heinsius in den besten Handschriften fand.

— II. 6.: Quo magc sancta ducum corda illice flecteret arte] Hier hatte st. illice, da Hr. Obbarius in der Regel die Assimilation nicht zulaßt, nach Heinsius Vergang, inlice geschrieben werden sollen, wie Perist. XIV. 16. Vergl. die Anmerkung z. Psych. 328.

— V. 346. — paucas posuisse in collibus aras] St. collibus bietet E. montibus,

— V. 347. ff.: Innumeros post deinde deos virtute subactis Urbibus et claris peperit sibi Roma triumphis] In den Varr. Lectt. wird bemerkt „ex (st. et) edd. ante Heins., non edd.“ Ex aber hat die Emmeramer Handschrift ganz deutlich, und zwar von der ersten Hand.

Contra Symmach. II. 405. würden wir respublica getrennt geschrieben haben.

— V. 445.: Quamquam cur genium Romae mihi fingitis unum?] Unsere Codd. lesen Romae genium.

— V. 503. findet sich alumnos, während V. 769 u. 972. Apoth. 154 u. 492. Perist. IX. 31. und anderwärts alumpnos steht. V. 544. gibt Hr. Obbarius temptoria. Ebenso Dipt. 41. ohne Rechtfertigung; Psych. 645. u. 743. hingegen tentoria.

— V. 694. hatten wir Hister, wie schon Heinsius gab und T. E. schreiben, st. Ister, und V. 697. ab Histro (so Heinsius u. E.) f. ab Istro, was T. anerkannt, erwartet, da Hr. Obbarius V. 695. Apoth. 424. Perist. I. 4. u. 117. ganz richtig Iberus hat. S. Wagner z. Virgil. Bd. V. S. 442.

— V. 814. Sordida sus nostro amne natat] Spurca suis T. E.; Letzterer mit der Glosse sordida sus. Demnach erklären wir spurca suis, was schon Weitz in den Text aufnahm, unbedenklich für die ächte Lesart. Man vergl. Heinsius Anmerk. S. 136. V. 813.

Perist. I. 52.: Hic duorum cara fratrum concalescunt pectora] St. pectora bieten T. E. corpora.

Perist. I. 65.: Aureas auferte torques sauciorum praemia] Unſere Handſchriften aureos, wie Heinſius, Cellarius und Teleolus.

— I. 87.: Quae superno rapta flatu lucis intrat intimum] T. E. mit der Ald., Weitz. Heinſ., Cellar. und der Bodon. Ausgabe leſen richtig intrant.

— II. 323. beſtätigen T. E. egon'.

— III. 16. f.: Iam dederat prius indicium, Tendere se Patris ad solium, Nec sua vel re membra dicata toro] E. dicare, T. dicata. Unterhalb V. 21. beſtätigen beyde Codd. die Lesart flere rosas. V. 176. u. 203 ſchreiben ſie hiemps f. hiems, wie die älteſten Codd. des Virgil. S. Wagner z. Bd. V. S. 442.

— IV. 19.: Corduba Acisclum dabit] E. clum eigentlich Acisdum (am Rande von dem Gloſſenſchreiber Acisclum); nicht Acisdum ſchlechthin, wie Hr. Obbarius angibt. V. 133. suppremum u. X. 23. suppremo T. Ebenſo oben IV. 133. VI. 69. Vergl. Wagner z. Virgil. Bd. V. S. 475.

— IV. 123.: Pectus abscissa patuit papilla] So ohne Variante Obbarius; abcisa T., abscisa E. u. Ald. Weitz, Heinſius, Cellarius u. Teleolus. Vergl. unten d. Anmerk z. Dipt. XXXIV. 134.

— IV. 181. St. Caio bieten T. E. trefflich Gaio.

— VIII. 11.: Spiritus aeterno solitus descendere lapsu] aetherio ſt. aeterno paſſender T. E., wie Weitz, Heinſius, Cellarius und Teleolus.

— X. 22. — — sed potens facundiae Mea lingua Christus luculente disseret] luculenter T. E. V. 92. beſtätigen beyde Handſchriften ut, V. 143. praetextae togae; im folgenden V. et trecenta insignia u. V. 180. et tot.

— X. 258. Crocodilus, Ibis et Canes cur displicent?] Canis T. E.; ſo auch Teleolus.

— X. 301. ff.: Ignosco fatuis haec tamen vulgaribus, Quos lana terret discolora in stipite, Quos saepe falsos circulator decipit] Beyde Codd. mit Recht falsus, welches ſchon die Symmetrie fordert, da falsus circulator dem lana discolora entſpricht. Unten V. 310. ſchreiben ſie quae creavit omnia und V. 351.: Illic sacerdos stat sacrato in limine.

— X. 545. Agnosce qui sis] So auch T. vel d E.; Apoth. 419. T. ebenfalls qui sis, E. qui sis.

— X. 556.: Inplet iubentis dicta lictor inpius] lictor improbus T. E. V. 626. ſtimmen auch ſie für iudicesque et principes und V. 628. für pingere formam.

— X. 664.: Quid vis roga] T. E.: Quod vis roga. Ebenſo unten V. 924.: Effare quod vis (ſt. quidvis).

— X. 864. Prunas maniplis confovere stupeis] T. E., wie Weitz und Heinſius, mit Recht stuppeis. Man vergl. Cath. V. 20.: Seu ceram teretem stuppa calent bibit. V. 907. ſchreiben unſere beyden Codd., wie der Egmondiſche und Widmanniſche, scaturriens, was Weitz und Heinſius in den Text aufgenommen.

— X. 975.: Nervos nec omnes usque quaque occideret] Wir ziehen die Lesart abscideret, welche auch unſere Handſchriften bieten, mit Weitz, Heinſius, Arevalus und Teleolus vor.

— X. 980.: Echo sed exstat inde, non oratio] „exit bm Gis. Weitz.“ bemerkt Hr. Obbarius. Vor ihm Heinſius: „Echo sed exstat, non exit, (codd.) nostri omnes cum Aldo.“ Wir hingegen tragen durchaus kein Bedenken, exstat für ein pures Gloſſem zu erklären, da es im Emmeram. Cod. über exit ſteht. Letzteres aber wird nicht nur durch das Anſehen unſerer beyden Handſchriften, ſondern auch durch den Sprachgebrauch gerechtfertigt. S. Cicero pro Rosc. Amer. c. 1. u. im Brut. c. 76. u. Cornel. Nep. Timol. c. 4. §. 2. Vergl. Bos. Indic. in Cornel. Nep. v. exire.

— X. 988.: Titubante plectro factus esset debilis] Hier ſoll offenbar fatus ſtehen, wie

Aldus, Heinsius und Cellarius lesen. So auch E.; darüber ist in diesem vel factus geschrieben, was sich in T. findet. Im folgenden Verse giebt E.: Nam cum ministra (st. magistra) vocis in vitium cadit.

— X. 1013. ff.: Mire infulatus, secta vittis tempora Nectens, corona tum repexus aurea, Cinctu Gabino sericam fultus togam] Mire erkennen auch unsere Handschriften an. Statt secta lese man festa. Nectens würden wir auf die Münchner Handschriften gestützt, nach Weitzens Vorgang, in nexus verwandeln. Repexus bestätigen auch T. E.; ebenso unten V. 1075. lenibus novaculis.

— X. 1084.: Insignis auri lamina obducit cutem] Warum nicht lammina, welches hier die Tegernseer Handschrift bietet, da oben V. 62. lammina, was T. E. bestätigen, in Schutz genommen worden?

— XI. 13. ff.: Sexaginta illic defossas mole sub una Reliquias memini me didicisse hominum] Hier hätten wir relliquias, welches Aldus, Heinsius und Cellarius aufgenommen und T. E. anerkennen, erwartet, da Hr. Obbarius auch Perist. III. 194. und VI. 136. relliquias schrieb.

— XII. 59.: Nos ad utrunque tamen gressu properemus incitato] Warum nicht utrumque, wie Apoth. 561. Psych. 766. und Dipt. 165., da alle Ausgaben, welche wir eingesehen, und auch T. E. utrumque bescheinigen. Zu Perist. XIII. V. 68. bemerkt Hr. Obbarius, daß Arevalus titubet ne quis conjicirte. Allein so liest schon die Emmeramer Handschrift.

— XIII. 96.: Flevit abire virum maesta Africa] T. E. bieten obire. Diese Lesart glaubten wir deßhalb nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen, weil unser Herausgeber keine handschriftliche Auctorität dafür aufzubringen wußte.

— XIV. 19. f.: Corpusque duris excruciatibus Ultro referebat, non renuens mori] T. E., wie Aldus, Weitz, Heinsius, Cellarius und Teleolus, offerebat, so daß sich referebat durch ein Schreib- oder Druckversehen eingeschlichen haben dürfte, da in den Varr. Lectt. keine Abweichung bemerkt ist. Während unser Herausgeber in der Regel tempnere schreibt, finden wir V. 28. temnere. V. 30. bestätigen unsere Codd. petit.

— XIV. 79. f.: Sic nupta Christi transiliam poli Omnes tenebras aethere celsior] T. E. und alle obengenannten Ausgaben mit Recht Christo.

— XIV. 112.: Haec calcat Agnes ac pede vel ac proterit] T. haec pede. So auch E., nicht haec schlechthin, wie man bey unserem Herausgeber liest.

Dipt. XXXIV. 134. abscissum quod (d. i. Ioannis caput) lance reportet]. So stillschweigend Obbarius. Unsere Handschriften und die oben angeführten Ausgaben abscisum. Vergl. d. Anmerk. z. Perist. IV. 123.

Auffallend ist es, daß sich Hr. Obbarius, da er in seiner Ausgabe sich an die alte Orthographie hielt, in der Vorrede nicht über die Grundsätze ausgesprochen, nach welchen er verfuhr, nämlich in wie fern er in Bezug auf die mit Präpositionen zusammengesetzten Wörter die Assimilation zugelassen oder nicht.

So viel wir gesehen, ist ad ungeändert vor f (adfatim, adfero, adfixus, adfirmare, adflare), vor g (adgredi), vor l (adlectus, adlegare, adloquium), vor m (administrare), vor n (adnotare, adnuere), vor p (adpetere, adplicare), vor q (adquirere), vor r (adridere), vor s (adspergo. Abweichend Ham. 947. aspergine. Ferner adspicere, adstringere). Vor c assimilirt es sich (accire, accingere, accola, accumulare); ebenso vor p (appetere, apponere. Dagegen adparere, adparitor, adplicare, adprobare), und vor t (atterere, attingere, attollere, attonitus).

Con ist ungeändert vor b (conbibo), vor l (conlatus, conluctari), vor m (conmercium, conmovere), vor p (conpages, conpaginare, conpendium, conpescere, conpetere, conplex, conponere, conprendere, conprimere), vor r (conrigere, conrumpere).

Ebenso in vor b (inbecillus, inbibere, in-

buere), vor l (inlitus, inlaqueare, inluminare, inlustrare, inlutus), vor m (inmemor, inmergere, inmotus), vor p (inpastus, inpavidus, inperium, inpiger, inpius, inpotens, inprobus, inpunis), vor r (inrepere, inrigare, inrisus, inritare, inrogare, inruere).

Ob geändert vor c (occallescere, occiduus, occupare, occurrere), vor f (offendere, offensaculum, offerre, officere), vor p (oppallescere, oppandere, oppetere, opponere, opprimere, opprobrium, oppugnare).

Sub geändert vor c (succedere, succinctus succumbere), vor f (suffigere, suffire, sufflare, suffodere, suffragari, suffundere), vor g (suggerere), vor p (suppeditare, supplicare, supponere).

Die größte Uebereinstimmung der Handschriften mit der Ausgabe des Hrn. Obbarius herrscht in Bezug auf die mit ad, ob und sub zusammengesetzten Wörter. Doch fehlt es nicht an mancherlei Abweichungen. So z. B. liest man adtemptare Psych. 207. in S. u. E. 2., adtonitus Psych. 568. in S., adtrectare Psych. 389. in B. S., adtritus Ps. Praef. 33. u. 443. in S., obcalluit Perist. X. 582. in T. E., obpalluit ebendas. I. 92. in T. E., obpansus Psych. 410. in S., obpressus Ps. 579. in T. S. A., obprobrium Cath. VII. 133. in T., obpugnare Ps. 17. in A., subcubuit ebendas. 289. in B. u. 539. in E. 2., subfixus Apoth. 382. u. Perist. X. 585. in T. E., subfundere Ps. 45 u. 114. in A., subpeditare Cath. III. 57. in T. u. Ps. 628. in 5 Codd., subpositus Perist. XI. 220. in T. E. Bemerkenswerth ist auch die Schreibart optuit des Cod. T. in der p. 185. col. 2. l. 5. der ereget. Anmerkungen aus Symmachus angeführten Stelle; ferner optinet des nämlichen Cod. Perist. XI. 146. u. optulisti, welche er Perist. X. 298. bietet. Oft tritt die Assimilation der Präpositionen sub ein, wenn sie einem mit m anfangenden Worte vorgesetzt ist. So liest man Cath. XII. 50. in T. summissum. Ferner Apoth. 598. Contr. Symm. II. 598. in T. E. Contr. Symm. I. 430. summissa in E. Ebendas. 556. summittere in E. u. Per. XIII. 47. in T. Apoth. 666. geben T. E. summersus. Auf gleiche Weise verwandelt sich ad z. B. Perist. X. 574., wo T. amministrat schreibt.

Am meisten schwanken die Handschriften in den Präpositionen con und in, welche bald assimilirt werden, bald nicht.

Ferner geben sie meistens ascendere, aspergere, aspicere, astare oder asstarè, asscribere, assistere, astringere, assit und assunt.

Haut, haut minus, haut quaquam finden sich einige Male im Tegernseer Cod.

Größten Theils übereinstimmend mit den Handschriften, schreibt Hr. Obbarius exanguis, exerere, exculpere, exors, expatiari, expectare, extimulare, extinguere, extirpare, exuperare (abweichend Perist. V. 170. inexsuperabilis und 176. exsibilat), exurgere. Ferner transcendere und transilire.

In den erklärenden Anmerkungen, welche von gründlicher Gelehrsamkeit zeugen, beschränkte sich der Hr. Herausgeber sehr zweckmäßig nur auf die Erläuterung des Geschichtlichen und des Sinnes, das Dogmatische und Grammatische in die Prolegomenen verweisend. Zu dem zweyten Buche des Gedichtes gegen Symmachus V. 246. f., wo von den verschiedenen im Alterthume beliebten Marmorarten die Rede ist, hätte Petri Erasmi Mulleri Commentatio historica de genio, moribus et luxu aevi Theodosiani. Partic. I. p. 118. sq. angeführt werden können. Daß die Porphyrischen Marmorstückchen zu Mosaikarbeiten gebraucht wurden, ersehen wir aus Ausonius Mosella V. 48. f.:

I nunc et Phrygiis sola levia consere crustis,
Tendens marmoreum laqueata per atria campum!

wo Böcking's Anmerkung S. 50. zu vergleichen ist.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. April.

Nro. 75. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Sancti Bonaventurae eximii ecclesiae Doctoris Breviloquium. Textum recognovit Carol. Jos. Hefele. Tubingae, in bibliopolio Henrici Laupp. MDCCCXLV. XII. u. 272 S. in 8.

Diese Schrift des geistreichen Bonaventura, des Zeitgenossen Alberts des Großen und des Freundes und Nebenbuhlers des Thomas von Aquino, hatte, so ausgezeichnet sie auch durch ihren inneren Werth ist, in neuerer Zeit keinen Herausgeber gefunden.

„Wenn genanntes Werk,"

sagt Joseph Widmer, der Herausgeber der Werke des verewigten Bischofs Sailer, in der Vorrede zu seiner, in Sarmenstorf bey den Gebrüdern Keller 1839 erschienenen, deutschen Uebersetzung derselben S. IV.,

„bloß als Abriß oder als Miniaturgemälde der Theologie des Mittelalters für den unbefangenen Freund theologischer Wissenschaften einen nicht unbedeutenden Werth hat, (so) wird derselbe doch noch um Vieles erhöhet durch den Geist, welcher durchgängig den Verfasser belebt und geleitet hatte, durch die Schärfe, Klarheit und Gründlichkeit, mit welcher die einzelnen Gegenstände behandelt werden, und vorzüglich durch den tiefen Sinn, in welchem alles aufgefaßt und mit welchem in scheinbar weniger wichtigen Dingen das Eine höchste Princip hervorgehoben und hiedurch die Einheit in der Mannigfaltigkeit und die Mannigfaltigkeit in der Einheit nachgewiesen wird. Der Geist wahrer Frömmigkeit spricht aus allen Theilen des Werkes den Leser wohlthuend an, und das Ganze faßt in sich jene Salbung, welche zur Erkenntniß göttlicher Wahrheiten vorzüglich befähiget."

Trefflich charakterisirt ein anderer schweizerischer Schriftsteller, Troxler in seiner Logik Th. III. S. 68., unseren Bonaventura als philosophischen Denker mit folgenden Worten:

„Religiöse Richtung und Bildung des Gemüths erhob ihn über die Dogmatik ohne Grund, wie über die Scholastik ohne Stoff, in denen sein Zeitalter sich zerarbeitete. Es war ein tiefer und in sich zu hoher Einigkeit gelangter Geist, der auch schon die Nichtigkeit der Trennung des Willens vom Verstande, der praktischen Seite der Philosophie von der theoretischen, einsah und mit speculativer Forschung ascetische Uebung verband. Er ging darauf aus, die Demonstration und Auctorität, die Wissenschaft des Verstandes und die Erkenntniß durch Offenbarung mit einander zu vereinigen. Alles führt er auf Offenbarung und Erleuchtung von Gott zurück, ohne den natürlichen und freyen Gebrauch der Vernunft- und Denkkraft zu verwerfen oder zu beschränken. Er strebt, alle Erkenntniß in Einklang zu setzen, indem er eine stufenweise Erhebung und Annäherung zur Anschauung und Willensvereinigung mit ihm annimmt."

Während Bonaventura in seinem Itinerarium mentis in Deum, von dem Irdischen oder Sinnlichen durch sechs Stufen sich zu dem Göttlichen erhebend, sein philosophisches System entwickelt, stellt er uns in seinem Breviloquium, von dem ersten Principe, nämlich von Gott, ausgehend und über Wahrheiten, welche zunächst als göttliche betrachtet werden, sich verbreitend, seine theologische Ansicht dar. Beyde Schriften ergänzen sich demnach gegenseitig und sind im engsten Verbande zu einander stehend, so daß man ihren Gesammtinhalt erfassen muß, wenn man den Werth Bonaventura's als philosophischen Denkers des Mittelalters, in wel-

chem Philosophie und Theologie noch auf das Innigste mit einander vereint waren, gehörig würdigen will.

Daher müssen wir Hrn. Hefele zu großem Danke dafür verpflichtet seyn, daß er uns dieses von Gerson so hoch gerühmte Erzeugniß des seraphischen Lehrers in einem neuen Gewande vorführte.

Nach Voraussendung einer kurzen, in schönem und leicht fließendem Latein abgefaßten biographischen Skizze geht der Herausgeber in der Vorrede auf die verschiedenen Ausgaben über, welche ihm zu Gebote standen. Unter diesen war auch die von Joh. Sensenschmidt zu Nürnberg 1472. in Fol. gedruckte, welche sich, wie er S. XI. bemerkt, vor allen übrigen dadurch unterscheidet, quod editor styli et sermonis excolendi causa proprio Marte saepius verba mutaverit, ordinemque eorum non raro inverterit. Dieser Ansicht kann aber Ref. nicht beystimmen; er ist vielmehr der Ueberzeugung, daß der Druck derselben nach einer Handschrift veranstaltet wurde; denn Wortänderungen und Umstellungen finden sich in allen Handschriften Bonaventura's und auch in andern Incunabeldrucken dieses Werkes, z. B. in der zu Straßburg durch Heinrich Eggestevn ohne Ort und Jahr und in der zu Augsburg durch Anton Sorg, ebenfalls ohne Ort und Jahr gedruckten Ausgabe, welche Ref. genau einsah. Bey Schriftstellern, welche so häufig abgeschrieben, gelesen und oft glossirt wurden, können solche Abweichungen durchaus nicht befremden. Uebrigens bietet die Nürnberger Incunabelausgabe manches Treffliche, welches nicht nur von besseren Handschriften, sondern auch von der Eggesteinischen und Sorgischen Ausgabe bestätigt wird.

Als Beleg des Gesagten mögen folgende Bemerkungen dienen, wozu Ref. mehrere Münchner Handschriften benutzte: 1) die Windberger Nr. 73. (W.) aus dem XIII. Jahrh. in 4., 2) die St. Nicolaer Nr. 67. (SN.) aus dem XIV. Jahrh. in 4., 3) die Oberaltaicher Nr. 159. (O.) aus dem näml. Jahrh. in 4., 4) die Aldersbacher Nr. 103. (A. 1.) aus dem näml. Jahrh. in 8., 5) die Aldersbacher Nr. 119. (A. 2.) aus dem XV. Jahrh. in 8., 6) die Aldersbacher Nr. 164. (A. 3.) aus dem XIV. Jahrh. in 4., 7) die Emmeramer 1. 6. (E.) aus dem näml. Jahrh. in 8., 8) die Weihenstephaner Nro. 32. vom Jahr 1466. in Fol. Bd. I. Diese acht sind sämmtlich auf Pergament geschrieben. 9) Die Tegernseer Papierhandschrift Nr. 652. (T.) aus dem XV. Jahrh. in 4.

Sogleich der Anfang des Prooemiums erregt uns kritisches Bedenken. Wir sind der Meinung, der Verfasser habe die Pauliniſche Stelle (Ephes. 3, 14. ff.), sie seinem Zwecke anpassend, so gegeben:

Flecto genua mea ad Patrem Domini nostri Jesu Christi — —, ut det nobis — virtutem, — — — habitare Christum per fidem in cordibus nostris, — — ut possimus comprehendere — — —, ut impleamur in omnem plenitudinem Dei.

Nobis st. vobis lesen SN. A. 2. 3. u. E. nebst der Sorg. Ausgabe. Ebenso mit Ausnahme des Cod. E. nostris f. vestris. Possimus st. possitis SN. Impleamur hat weder eine Handschrift, noch eine alte Ausgabe. Da nos und vos und nostri und vestri in den Handschriften häufig verwechselt und die Bibelstellen oft nicht ganz ausgeschrieben, sondern manche Worte nur mit den Anfangsbuchstaben oder Anfangssylben angedeutet sind, wie auch hier in A. 3. pos. und imp. abgekürzt ist, so läßt sich eine solche Vermischung leicht erklären. In diesem Sinne faßte die fragliche Stelle auch der deutsche Uebersetzer. Der ersten Person im Plural bedient sich übrigens Bonaventura auf gleiche Weise in dem Prologe des Itinerarium mentis in Deum und anderwärts. Vergl. hier unten S. 4. f.

S. 2. Z. 20.:

Haec est notitia Jesu Christi, ex qua originaliter manat firmitas et intelligentia totius scripturae sacrae. Unde et impossibile est, quod aliquis in ipsam ingrediatur agnoscendam, nisi prius Christi fidem habeat sibi infusam, tanquam ipsius totius scripturae lucernam, ianuam et etiam fundamentum]

Alle Handschriften und die drey Ausgaben lesen fidem Christi. Ipsius lassen sie mit Recht weg. Vor ianuam fügen die drey Ausgaben und acht Codd. et ein. Ebenso Bonaventura S. 4. Z. 9. v. u.: Hoc igitur fine, hac etiam intentione

sacra scriptura perscrutanda est et docenda et etiam audienda, wo jedoch einige Handſchriften und die drey Ausgaben vor docenda die Partikel et weglaſſen. S. 12. Z. 3.: quae spectant ad gratiam et gloriam et etiam ad sapientiam aeternam.

S. 3. Z. 3.:

ne quis sapiat plus quam oportet sapere, sed sapiat ad sobrietatem, et unicuique sicut Deus divisit mensuram fidei]

Sapiat an der zweyten Stelle erkennen weder unſere neun Handſchriften, noch die drey Ausgaben an.

S. 3. Z. 8. v. u.:

describit (nämſ. sacra scriptura) excellentiam finaliter salvandorum, in quo attenditur sublimitas; describit et miseriam damnatorum, in quo profunditas consistit, non solum ipsius universi, verum etiam divini iudicii]

Fünf Handſchriften und die drey Ausgaben laſſen et weg. Damnatorum fanden wir bloß in A. 2.; die übrigen leſen, wie die drey Ausgaben, dampnandorum, welches dem salvandorum entſpricht.

— Z. 4. v. u.:

Et sic describit totum universum, quantum expedit de ipso habere notitiam ad salutem, secundum ipsius latitudinem etc. Ipsa etiam habet in suo progressu haec quatuor etc.]

Nachdrücklicher A. 3. u. O. habet etiam ipsa. So unten S. 8. Z. 6.: Habet etiam haec sacra scriptura longitudinem. S. 63. Z. 15.: Habet etiam in mente imaginem Trinitatis etc. Habet etiam voluntatis libertatem, ut assimiletur Deo. Der obigen Leſart ſtimmt auch die Nürnberger Ausgabe bey, mit dem Unterſchiede jedoch, daß ſie nach etiam noch et einfügt. Habens etiam ipsa bieten ſechs Handſchriften und die Sorgiſche Ausgabe; habens etiam et ipsa hat die Eggeſtenniſche Ausgabe. Habet ipsa etiam W. Eine beſſere Wortſtellung befolgen auch S. 4. Z. 13. alle Codd. und die 3 Edd., indem ſie: Nam haec est scriptura, in qua sunt verba (ſt. verba sunt) vitae aeternae geben.

S. 4. Z. 5. v. u.:

inchoandum est ab exordio, hoc est, ut cum mera fide ad Patrem luminum accedamus, flectendo genua cordis nostri, ut ipse per filium suum in Spiritu sancto det nobis veram notitiam Jesu Christi, et cum notitia amorem ipsius, ut sic ipsum cognoscentes et amantes — — possimus ipsius scripturae sacrae nosse latitudinem]

Acht Handſchriften und die drey Ausgaben amorem eius und noscere ſt. nosse. Im Folgenden: et per hanc notitiam pervenire ad plenissimam notitiam et excellentissimum et excessivum amorem beatissimae Trinitatis, quo Sanctorum tendunt desideria, würden wir, auf das Anſehen von acht Handſchriften und der drey Ausgaben geſtützt, et excellentissimum ſtreichen, da es einem Gloſſeme der Worte et excessivum nur zu ſehr ähnelt und außerdem den Satz ſchwerfällig macht. Aehnlich Bonaventura unten S. 219. f.: — per quam (d. i. gratiam) — — — in ipsum Christum per excessivum amorem ardentissime transferantur. Statt tendunt desideria leſen alle unſere Handſchriften mit Zuſtimmung der genannten Ausgaben beſſer desideria tendunt. S. 6. Z. 1. ziehen wir die Leſart correspondent, welche acht Handſchriften und die drey Ausgaben bieten, dem einfachen respondent vor.

S. 7. Z. 11.: Nam libri sapientiales (movent) per documenta veritatis sapientissimae] Acht Handſchriften und die drey Ausgaben veritatis providentissimae; die Windberger Handſchrift v. prudentissimae. Providentissima sapientia gebraucht Bonaventura unten S. 130. Z. 4. v. u.

S. 9. Z. 4.: Nam prima aetas mundi — recte respondet primae dici, in qua facta est lux et divisa a tenebris] Alle unſere Codd. ſchreiben distincta a tenebris, welches auch die älteſten Drucke beſtätigen. Die St. Nicolaer Handſchrift ſetzt nach distincta noch est bey.

S. 17. Z. 11.: — providit Deus huic scripturae certitudinem auctoritatis, quae adeo magna est, quod omnem perspicuitatem humani ingenii superexcellit] Unſere Handſchriften, mit Ausnahme der Weihenſtephaner, welche ſchon mit dem vorhergehenden Abſchnitte ſchließt, und die drey alten Drucke geben ganz richtig perspicacitatem. S. 63. Z. 2. gebraucht Bonaventura perspicacitas

in cognoscendo u. S. 64. Z. 4. perspicacitas in discernendo.

Ebendaſ. Z. 14: Et quia non est certa auctoritas eius, qui potest fallere et falli, nullus autem sit, qui falli non possit et fallere nesciat, nisi Deus et Spiritus sanctus] Treffend die Nürnberger Ausgabe, mit welcher auch die zwey andern und alle unſere Handſchriften ſtimmen, vel falli ſt. et falli. Statt sit, was wir nicht ändern möchten, geben W. A. 3. u. T. nebſt der Eggeſt. Ausgabe est, welches in W. vor nisi eingeſchoben iſt. Die übrigen Handſchriften haben weder sit, noch est. A. 1. E. u. T. mit Zuſtimmung der Eggeſt. und Sorgiſchen Ausgabe leſen solus Deus. Demnach möchten wir vermuthen, daß Widmer, welcher ſo überſetzte: „Keiner aber, welcher betrügen oder betrogen werden kann, vermag eine zuverläßige Gewißheit zu gewähren; Gott aber und der heilige Geiſt ſind (es) einzig und allein, welche weder betrogen werden, noch betrügen können," die Eggeſt. oder die Sorg. Ausgabe vor Augen gehabt habe.

(Schluß folgt.)

Aurelii Prudentii Clementis Carmina.

(Schluß.)

Ueber den Lakoniſchen Marmor leſe man Tafels gelehrte Abhandlung de marmore viridi Veterum in den Abhandlungen der philoſophiſch-philolog. Klaſſe der k. Bayer. Akademie d. Wiſſenſchaften. Bd. II. S. 133. ff.

Druck und Papier ſind gefällig. Doch müſſen wir es ſehr beklagen, daß ſo viele arge Druckverſehen ſich eingeſchlichen haben. Wir wollen in der unten ſtehenden Note nur auf die bedeutendſten derſelben aufmerkſam machen.*)

Möge der gelehrte Herausgeber dieſe freymüthige Beurtheilung einer freundlichen Aufnahme würdigen und als ein Zeichen verdienter Anerkennung ſeiner gründlichen und ausgebreiteten Kenntniſſe und des großen Verdienſtes, welches er ſich um Prudentius erworben, betrachten! Ref. ſcheidet von ihm mit wahrer Hochachtung, zugleich den Wunſch ausſprechend, daß es ihm gefallen möchte, ſich der Bearbeitung einer Geſammtausgabe der chriſtlichen Römiſchen Dichter zu unterziehen, wodurch eine nicht unbedeutende Lücke im Fache der alten Litteratur ausgefüllt würde.

*) Cath. III. 149. lies cornua (viperei ſitis cornua. VII. 151. l. pullati ſt. bullati. VII. 174. l. supplicum ſt. supplicem. IX. 91. l. profane ſt. prophane. — Apoth. 222. l. scrutati ſt. scrutari. 817. l. trahens ſt. trahens. 1055. l. crede ſt. credo. — Ham. 364. l. palaestras ſt. palaestra. 500. l. te ſt. de. — Psych. Praef. 3. l. syllaba ſt. sillaba. 73. l. sevit ſt. saevit. 87. l. lutulenta ſt. luculenta. 328. l. inlex ſt. ilex. 348. l. gancarum ſt. ganeorum. 395. l. tam ſt. iam. 401. l. nec sors lacrimabilis ſt. nec lacrimabilis. 432. l. Caede ſt. Cede. 477. l. Cognatam ſt. Cognatum. 566. l. capit ſt. caput. 599. l. frusta ſt. frustra. 640. l. super ſt. simul. 886. l. decorem ſt. decorum. — Contra Symmach. I. 369. l. sub nomine ſt. suo nomine. 491. l. squalens st. squalans. 613. l. confidere ſt. considere. II. 56. l. versicolorus st. versiculorus. 239. l. sum ſt. dum. 618. l. ex ſt. et. 745. l. mera ſt. mea. 893. l. fit ſt. sit. 792. l. Phryx ſt. Pryx. — Perist. II. 12. l. Caelestis ſt. Caelistis. 44. l. Votasque ſt. Notasque. 485. l. Hic ſt. Hinc. III. 23. l. severa ſt. serena. 134. l. Pulsat ſt. Pulsam. 183. l. cedat ſt. cedit. V. 421. l. audienti ſt. audiendi. 571. l. Carnem ſt. Carmen. VI. 162. l. hendecasyllabos ſt. hendecasillabos. VIII. 18. l. Evectus ſt. Devectus. X. 54. l. paventum ſt. paventem. 221. l. Cycnus ſt. Cygnus. 725. l. cedere ſt. credere. 878. l. morte ſt. more. 940. l. pare ſt. parte. XI. 72. l. caesa ſt. celsa. 161. l. immissa ſt. immensa. 213. l. Augustum ſt. Augustum. XII. 8. l. tropaeis ſt. trophaeis.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. April.

Nro. 76. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Sancti Bonaventurae eximii ecclesiae Doctoris Breviloquium.

(Schluß.)

S. 18. Z. 2. v. u.:

Unde sicut qui dedignatur prima ediscere elementa, ex quibus dictio integratur, nunquam potest agnoscere nec dictionum significatum, nec rectam legem constructionum; sic qui litteram sacrae scripturae spernit, ad spirituales eius intelligentias nunquam assurget]

Alle unsere Handschriften und die drey Ausgaben lesen addiscere elementa, und sechs Handschriften nebst den drey Incunabeldrucken noscere st. agnoscere, wofür W. addiscere, O. hingegen discere hat. Letzteres bot Anfangs auch A. 3. Assurget erkennen bloß W. und O. an; die übrigen geben, wie die drey Ausgaben, assurgit. Doch möchten wir assurget nicht ändern.

S. 19. Z. 2. ff.:

Debet autem expositor dirigi in expositione sacrae scripturae secundum triplicem regulam, quae trahi potest de verbis beati Augustini]

Die Bezeichnung beati erkennt außer der St. Nicolaer keine Handschrift an; eben so wenig die ältesten Ausgaben. Daß das Beywort beatus oder sanctus von dem Verf. nur selten gebraucht wird, davon zeugen in dieser Schrift die wenigen Stellen S. 53, 94, 247. und 268. Nach Augustini fügen, so wie die drey Ausgaben, auch unsere sämmtlichen Codd. die Worte: in libro de doctrina Christiana bey, welchen Zusatz wir nicht mißbilligen möchten, da er sich auf so viele Auctoritäten stützt.

S. 20. Z. 11. ff.:

Tertia regula est ista: quando aliqua scriptura habet aliquem intellectum litteralem et spiritualem, debet discutere expositor, utrum illa attributio conveniat historico an spirituali significato, si forte utrique non poterit convenire. Si autem utrique competit, tunc litteraliter et spiritualiter debet affirmari]

Alle Handschriften mit Ausnahme der O. E. und A. 1., in welchen hier Einiges fehlt, geben, wie die ältesten Drucke, non potest convenire; et si utrique competit.

S. 21. Z. 19. ff.: — —

novi theologi frequenter ipsam scripturam sacram exhorrent tanquam incertam et inordinatam et tanquam silvam opacam]

Hier möchten wir mit W. SN. A. 1. 2. 3. E. u. T. tamquam quandam silvam schreiben, wofür auch Sorgs Ausgabe stimmt. Tanquam silvam quandam bietet die Nürnberger. So Bonaventura S. 4, Z. 5. tanquam speculum quoddam nobilissimum und S. 57. Z. 13. ff.: Haec autem sensibilis corporalium machina est tanquam quaedam domus a summo opifice homini fabricata.

Ebendas. Z. 22. ff.: rogatus a sociis, ut paupere portiuncula scientiolae nostrae aliquid breve in summa dicerem de veritate theologiae] Vollständig und der mittelalterlichen Latinität ganz angemessen hat die Nürnberger Ausgabe de paupertaticula scientiolae nostrae, was von unserm Herausgeber nicht hätte übersehen werden sollen. Diese Lesart bestätigen nebst der Sorgischen Ausgabe auch SN. E. O. T. Ebenso las Anfangs A. 3.; durch Aenderung aber erhielt sodann diese Handschrift paupertatula, was bekanntlich Hieronymus gebrauchte. De pauperticula schreibt W., paupertacula A. 2. u. 3. Ueber diese im Mittelalter gebräuchlichen Ausdrucksweisen handelt Dufresne in seinem Glossarium med. et infim. Latinit. ed. Henschel T. V. p. 154. Fehlerhaft hat die Eggestein. Ausgabe de paupercula scientiolae. Unten S. 22. sagt Bonaventura: venia - pauperculae scientiae concedatur. O. schreibt hier pau-

pertaticulae, A. 3. paupertaculae. Doch verdient pauperculae, welches von den meiſten Handſchriften und von den älteſten Ausgaben beſcheinigt wird, den Vorzug. Pauculae gibt SN.

S. 22. z. E.:

Ut autem sequentia clarius elucescant, titulos particulares capitulorum praemittere curavi, ad faciliorem memoriam et lucidiorem contuitum dicendorum, quae septem partitionibus et septuaginta duobus capitulis distinguuntur]

Die Lesart titulos particulares capitulorum erkennen bloß die Handſchriften E. u. A. 1. an. Letztere hatte vor capitulorum die Partikel et, welche man auch in W. SN. A. 2. T. und in Sorgs Ausgabe findet. O. und A. 3. geben, wie die Eggeſtein. und die Senſenſchmid. Ausgabe, et capitula. Widmer überſetzte: „Dem Werke mehr Deutlichkeit zu geben, habe ich beſondere Aufſchriften — — — gegeben.“ Wir halten tituli particulares et capitulorum für das Richtige und nehmen particulares in der Bedeutung von partium oder partitionum, d. i. Theil- oder Kapitelüberſchriften; denn es handelt ſich hier, nach den Schlußworten: quae septem partitionibus et septuaginta duobus capitulis distinguuntur, zu urtheilen, eben ſo wohl um die Aufſchriften der Theile, als der einzelnen Abſchnitte.

S. 54. Z. 11. f.: quodlibet habet duas qualitates, unam activam et aliam passivam] So die Nürnberger Ausgabe; die zwey andern hingegen mit Zuſtimmung aller unſerer Handſchriften alteram. Das voranſtehende et erkennen E. A. 3. O. nicht an. Den im Folgenden von unſerm Herausgeber aus der Venetianer Ausgabe der ſämmtlichen Werke Bonaventura's aufgenommenen Zuſatz alteram accidentalem vel acquisitam fanden wir weder in dem Eggeſt., noch in dem Sorgiſchen Incunabeldrucke. Unter den Handſchriften hat ihn bloß T., aber nur zum Theile, indem ſie aliam accidentalem bietet; in O. iſt er in der nämlichen Weiſe am Rande, doch von alter Hand, bemerkt.

S. 76. Z. 9. ff.:

Iuxta quae datum est sibi quadruplex adiutorium, scilicet scientiae, conscientiae, synderesis et gratiae, ex quibus sufficienter habuit, ut posset stare in bono et proficere, et a malo cavere et declinare]

W. und O. nebſt der Eggeſt. und Sorg. Ausgabe leſen iuxta quod. Statt sibi hat W. richtig ei; ebenſo durch Aenderung A. 3. — O. A. 3. und T. mit Zuſtimmung der Sorg. Ausgabe fügen nach scientiae die Bindepartikelt et ein. Anſtatt der falſchen Schreibung synderesis, wenn ſie auch alle Handſchriften und Ausgaben anerkennen, würden wir unbedenklich synteresis (*συντήρησις*) gegeben haben. S. Hieronym. Comment. in Ezech. L. I. c. 1. Tom. V. pag. 10. col. 2. D. ed. Vallars., Tennemanns Geſchichte der Philoſophie. Bd. VIII. Th. II. S. 532. und Liebners Monographie: Hugo von St. Victor und die theologiſchen Richtungen ſeiner Zeit. S. 340. Da dieſer Ausdruck den Wenigſten verſtändlich ſeyn dürfte, ſo wollen wir Einiges zur Erklärung desſelben beyfügen.

Synteresis vis est,

ſagt unſer Verfaſſer in Compend. theolog. veritat. L. II. c. 51. Tom. VII. p. 763. col. 1. F.,

animae motiva, quae semper nata est figi in superioribus, naturaliter movens et stimulans ad bonum et abhorrens malum; et in istis numquam errat, neque secundum synteresim est peccare.

Der geiſtreiche Gerſon de myst. theolog. specul. L. II. Consid. XIV. p. 373. col. 1. A — B. Tom. III. Operum omn. definirt die synteresis ſo:

Synteresis est vis animae appetitiva suscipiens immediate a Deo naturalem quandam inclinationem ad bonum, per quam trahitur insequi monitionem boni, ex apprehensione simplicis intelligentiae praesentati.

Weiter unten bemerkt der nämliche Schriftſteller:

Synteresim autem aliis nominibus appellamus vel habitum practicum principiorum, vel scintillam intelligentiae, ratione cuiusdam suae evolationis et ardoris ad bonum, vel portionem virginalem animae, vel stimulum naturalem ad bonum, vel apicem mentis, vel instinctum indelebilem aut aliquo tali nomine, ut quod est caelum supremum in affectivis potentiis.

Dieſe Stelle enthält offenbar eine Anſpielung auf Bonaventura's Itinerarium mentis in Deum c. 1., wo es heißt:

Iuxta sex gradus ascensionis in Deum sex sunt gradus potentiarum animae, per quos ascendimus ab imis ad summa, ab exterioribus ad intima, a temporalibus ad aeterna, scilicet sensus, imaginatio, ratio, intellectus, intelligentia, apex mentis seu synderesis scintilla.

Vergl. unſern Verf. hier unten S. 78. Ausführlich handelt über die synteresis Albert der Große de homine Tract. I. Quaest. LXIX. Tom. XIX. p. 320. sqq. ed. Lugd. 1651. II. Part. summae theolog. Tract. V. Quaest. XXV. Tom. XVIII.

pag. 156. sq. und Tract. XVI. Quaest. XCIX. Tom. cit. p. 465. u. 468. sq.

S. 86. Z. 5. v. u.: — per omne, per quod poterat in tentationem induci] Das erste per fehlt in A. 3. Das zweyte, welches der Hr. Herausgeber aus einer Incunabelausgabe, welche weder mit Ort, noch mit Jahr bezeichnet ist, aufnahm, bestätigen Alle Handschriften und die Eggest. Ausgabe.

S. 105. Z. 21.: magnum exercitum vitiorum secum trahunt] So alle Codd. mit Ausnahme des jüngsten Aldersbachers, welcher, wie die Eggestein. Ausgabe, fehlerhaft exercitum hat.

S. 119. Z. 12.: incipere esse, creari] Auch diese von Herrn Hefele hergestellte Lesart wird von allen Handschriften und den drey Ausgaben bestätigt. Bloß A. 1. hatte Anfangs creare.

S. 203. Z. 25. f.: Verum, quia extra unitatem fidei et charitatis, quae facit nos filios Ecclesiae et membra, nullus potest salvari etc.] Statt charitatis hätten wir caritatis erwartet, da der Herausgeber in der Vorrede S. V. richtig caritate schrieb. W. u. SN. lassen nos, welches leicht in Gedanken ergänzt werden kann, mit Recht weg.

Da der Herr Herausgeber die Stellen der h. Schrift und der Kirchenväter, auf welche Bonaventura anspielt, sehr sorgfältig nachgewiesen, so hat es uns befremdet, daß S. 80. die merkwürdige Stelle des platonisirenden Hugo von St. Victor über das dreyfache Auge des Menschen unberücksichtigt blieb. Sie findet sich im zweyten Bande der sämmtlichen Werke Hugo's S. 521. Col. 1. C.

Schließlich können wir nicht umhin zu bemerken, daß von Seite der Orthographie auf größere Genauigkeit hätte gesehen werden mögen. S. 1. Z. 6., S. 2. Z. 1. und anderwärts findet man charitas st. caritas; ferner S. 20. Z. 9. u. 10. foetus st. fetus. Während S. 30. Z. 5. assumtionem, S. 30. Z. 16. transumtive und S. 30. Z. 21. transumtivo vorkommt, steht. S. 34. Z. 5. assumptum. S. 22. Z. 10. verbessere man obscurum st. obscursum.

Das Aeußere des Werkchens ist gefällig und verdient alle Anerkennung.

J. G. K.

Deutsche Mystiker des vierzehnten Jahrhunderts, herausgegeben von Franz Pfeiffer. Erster Band. Leipzig. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1845. 8. XLVIII, 612 S.

Die Geschichte unserer hochdeutschen Sprache und Litteratur zerfällt bekanntlich in drey große Perioden, in die althochdeutsche, mittelhochdeutsche und neuhochdeutsche. Die Blüthezeit der mittelhochdeutschen Litteratur während des 12. und 13. Jahrhunderts ist uns durch die Arbeiten ausgezeichneter Forscher in solchem Umfang aufgeschlossen worden, daß wir kaum irgend einen Theil der europäischen Litteratur besser und nur wenige gleich gut kennen. Es lag in der Natur der Sache, daß man sich zuerst an die Hochpunkte der geistigen Entwicklung hielt und erst später an die genauere Durchforschung der weiten Niederungen gieng, die sich zwischen den Gipfeln der mittelhochdeutschen Poesie und dem Hervortreten des Neuhochdeutschen ausbreiten. Je mehr uns aber die Litteratur des 14. und 15. Jahrhunderts zugänglich gemacht wird, um so mehr tritt uns ihre große Bedeutung sowohl für die Geschichte der deutschen Sitte und Denkweise als für die Geschichte unsrer Sprache entgegen. An die Blüthezeit der deutschen Dichtung unter Kaiser Friedrich dem Zweyten schließt sich nämlich unmittelbar eine hohe Ausbildung der deutschen Prosa an. Im Anfang unterscheidet sich die Sprache dieser zum Theil vortrefflichen Prosaiker nur sehr wenig von der unsrer großen mittelhochdeutschen Dichter. Nach und nach aber verläßt sie mehr und mehr das alte Geleise und lenkt merklich den neuhochdeutschen Formen zu, so daß uns in den Denkmalern jener Zeit die deutlichen Anfänge der Sprache vorliegen, die seit dem 16. Jahrhundert die Schriftsprache von ganz Deutschland geworden ist. Wenn demnach die deutschen Prosaiker des 13., 14. und 15. Jahrhunderts auch nicht durch ihren Inhalt das hohe Interesse darböten, das ihnen keiner absprechen wird, der die Predigten des Bruder Berchtold oder die Spekulationen des Meister Eckhart kennt, so würden sie schon um ihrer Sprache willen zu den wichtigsten Quellen unsrer geistigen Geschichte gehören. Noch immer nämlich liegt über der Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache ein gewisses Dunkel. Ganz und gar wird sich dieß Dunkel zwar niemals lichten lassen. Daß wir aber auch über das Erforschbare der Sache so Manches noch nicht wissen, daß wir das Verhältniß des Mittelhochdeutschen zum Althochdeutschen besser kennen als das des Neuhochdeutschen zum Mittelhochdeutschen, hat seinen hauptsächlichsten Grund darin, daß ein großer Theil der Sprachquellen, in denen wir die Anfänge des Neuhochdeutschen zu suchen haben, bis jetzt noch nicht durch den Druck zugänglich gemacht worden ist. Die Herausgabe der deutschen Mystiker des 14. Jahrhunderts, die Hr. Franz Pfeiffer mit vorliegendem Bande beginnt, wird deßhalb eine

wesentliche Lücke in unsrer Kenntniß der deutschen Litteratur füllen. Die Sammlung wird in den nächsten Bänden unter Anderem auch die Werke des Meister Eckhart, Taulers und Seuses liefern. Die Schriften dieser Männer sind bisher theils noch gar nicht gedruckt, theils sind sie zwar veröffentlicht, aber in einer Form, die von ihrer ursprünglichen Gestalt sehr weit entfernt ist. Nur einen sehr kleinen Theil besitzen wir in wirklich brauchbaren Ausgaben des Grundtextes. Durch eine kritische Ausgabe dieser höchst merkwürdigen Anfänge einer deutschen theologischen Speculation leistet demnach Hr. Pfeiffer keineswegs bloß dem Sprachforscher, sondern eben so sehr dem Kirchenhistoriker und jedem, der sich für diese Seite der deutschen Geistesentwicklung interessirt, einen wesentlichen Dienst. Um auch solchen Lesern, die nicht Sprachforscher von Profession sind, seine Ausgabe zugänglich zu machen, hat Hr. Pfeiffer folgenden Weg eingeschlagen. Wie billig, setzt er bey jedem Leser einige Kenntniß der mittelhochdeutschen Sprache voraus. Was aber über die ersten Elemente hinausgeht, alle eigenthümlicheren Formen oder selteneren Wörter, erklärt Hr. Pfeiffer in fortlaufenden Anmerkungen, die er hinter jedem Bande in die adnotatio critica einfügt. Zuletzt giebt er dann noch ein alphabetisches Register aller in den Anmerkungen erklärten Wörter, das den Leser auf die Stelle verweist, wo er das Wort erklärt findet.

Der vorliegende erste Band enthält die Schriften dreyer Männer, des Hermann von Fritslar, des Nicolaus von Straßburg und des David von Augsburg. Die Schriften des Letzten unter den drey Genannten verweist der Herausgeber in einen Anhang (S. 307 ff.), wohl aus zu ängstlicher Berücksichtigung des Titels, den er seiner Sammlung gegeben hat. Denn nicht nur der Zeit, sondern auch dem Werthe nach nimmt Bruder David von Augsburg die erste Stelle ein unter Allem, was dieser erste Band bietet. David von Augsburg war nämlich der Lehrer und späterhin der Begleiter Bruder Berchtolds, des berühmten Predigers. Wie Hr. Pfeiffer (S. XXVIII) nachweist, war er erst im Barfüßerkloster zu Regensburg, dann zu Augsburg Novizenmeister und Professor der Theologie. Sein Geburtsjahr fällt etwa in die Zeit, als Kaiser Friedrich II. zur Regierung kam, gestorben ist er am 15. Nov. 1271 zu Augsburg. Von den vielen schönen Stellen, die diese kleinen Schriften enthalten, hebe ich einige zur Probe aus. Von der Liebe der Christen untereinander sagt er (S. 310, 36): Sleht (schlägt) etewenne von geschiht (von ungefähr) ein hant die andern (alteram), si richet (rächt) sich niht mit widerslahen (dagegen schlagen), si si denne töbic (sie sey denn unsinnig). Alsô suln sich mit einander halten diu gotes gelider (Glieder) hie mit den tugenden, sô wirt ouch in himele ir aller wünne in allen gemeine, als sie hie gemeine sint gewesen in der minne an liebe und an leide. Ein andermal (S. 323) spricht Bruder David davon, daß wir uns Gottes Einwirkung nicht verschließen sollen. Sô daz venster verschoben ist, sô mac der sunne schîn dar in niht vrîlichen (frey, ungehindert) geliuhten, sô ist den hûs halt [illegible] ster. Alsô geschiht uns: sô wir daz venster der gehügede (des Denkens) verrünen (verrammeln) mit irdischen schübelen (Strohbündeln) ûzers (äußere) gescheftes übervlüzlîchen, sô enmac (kann nicht) der wâre sunne schîn in unser herze niht milteclîchen gevliezen unde troestlîchen, wan (den) im der vluzganc verleit (verlegt, versperrt) ist, daz er weder daz lieht der lûtern erkantnüsse noch die hitze der gotlîchen liebe dâ in gegiezen mac. Dâ von belîbet ez vinster von unverstandenheit unde kalt von kleiner liebe. En ipse stat post parietem nostrum respiciens per fenestras etc. Diu sunne ist ir schînes milte (freygebig mit ihrem Schein), swâ (wo nur immer) si niht irresals (Hinderniß) hât von andern dingen unde dâ man ir den wec nit versetzet. Diese beyden Beyspiele werden genügen, um die klare und eindringende Darstellungsweise des Bruders David anschaulich zu machen.

Den größten Theil dieses ersten Bandes füllt das Heiligenleben des Hermann von Fritslar, eine kurze Geschichte der Heiligen, welche die abendländische Kirche in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts verehrte, geordnet nach den Heiligentagen und überall durchflochten mit geistlichen Betrachtungen. Die Heidelberger Handschrift, in der sich das Werk erhalten hat, ist unter den Augen des Verfassers in den Jahren 1343 — 1349 geschrieben.

Der dritte Autor endlich, dessen Schriften Hr. Pfeiffer in diesem Bande veröffentlicht, Nicolaus von Straßburg, war ein angesehener und für seine Zeit gelehrter Dominikaner, den im Jahre 1326 Papst Johann XXII. zum Nuncius ernannte. Seine Schriften tragen unter den in diesem Bande mitgetheilten am meisten mystisches Gepräge. In welchem Verhältniß er zu dem tiefsinnigen Meister Eckhart steht, werden wir erst dann recht deutlich überblicken, wenn uns Hr. Pfeiffer im folgenden Band die Werke dieses Mystikers zugänglich gemacht hat.

Was die kritische und exegetische Behandlung betrifft, ist diese Ausgabe der deutschen Mystiker mit demselben Fleiß und derselben Sachkunde ausgeführt, die dem Publikum schon aus den früheren Leistungen des Hrn. Pfeiffer bekannt sind. Einzelne kleine Versehen werden bey jeder so umfangreichen Arbeit nicht zu vermeiden seyn. S. 332, 24 lies: die in got erzeiget hête. Zu S. 338, 24 sollte eigniu dienaerinne erklärt seyn. Im Inder ist bey eigene lûte auf 103, 40 verwiesen; dort steht aber nichts. Heißt lewin S. 263, 5 wirklich lau? Bey solchen für den ungeübten Leser verführerischen Wörtern wie bezennen S. 266, 1 sollte auf die Erklärung (hier 213, 17) aufmerksam gemacht werden, wenigstens scheint mir dieß der ganze Charakter des hier gegebenen Commentars zu fordern. Dergleichen kleine Ausstellungen ließen sich natürlich noch mehr machen, ohne daß dadurch das Verdienst dieser Ausgabe geschmälert würde. Möge uns Hr. Pfeiffer nicht zu lang auf den zweyten Band warten lassen. Denn was den Inhalt dieses ersten im Ganzen betrifft, so hat sich der Herausgeber an die Regel gehalten, das Beste nicht gleich vorwegzunehmen.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 14.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. April.

Nro. 77. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 28. März.

Zur Feyer des 81. Jahrestages der k. Akademie hielt, nach einem einleitenden Vortrage des Hrn. Vorstandes, Staatsraths Freyherrn von Freyberg-Eisenberg, Hr. Professor von Lasaulx eine Rede über das Studium der römischen und griechischen Alterthümer. Hierauf las Herr Hofrath von Schubert folgendes

Ehrengedächtniß des Henrich Steffens.

Die Aufgabe, welche ich mir heute gestellt, das Andenken an Henrich Steffens im Kreise unsrer Akademie, deren Mitglied er war, zu erneuern, muß gerade für mich in mehrfacher Hinsicht als eine schwierige erscheinen. Denn abgesehen davon daß ich lebhaft fühle, wie sehr es zu wünschen wäre, daß ein ebenbürtigerer Geist als der meinige ist, das Lob eines solchen Mannes spräche, habe ich auch nie in meinem Leben das Glück gehabt, Steffens von Angesicht zu sehen, obgleich ich seit fast dreyßig Jahren durch Briefe mit ihm in Verkehr gestanden und seit länger als vierzig Jahren in seinen Schriften Belehrung, so wie geistigen Genuß gefunden. Wenn indeß in jenem Sprüchwort einige Wahrheit ist, daß die Liebe beredt mache, dann darf ich es wohl wagen von einem Manne zu reden, dem sich kaum ein Andrer unter uns in dankbarer Anerkennung näher befreundet fühlen kann, als ich.

Steffens nächster, eigentlichster Beruf war der zum Lehrer. Es ist bekannt, wie sehr derselbe geeignet war durch seine ganze Persönlichkeit, am meisten aber durch die Macht seines Wortes, in Schriften wie beym mündlichen Vortrag in jugendlichen Seelen die lebendigste Theilnahme zu wecken, und geistig anregend so wie erhebend auf dieselben zu wirken. Ihm selber war die hohe Gabe eines „freudigen Geistes“ verliehen, der ihn erhielt in jugendlicher Frische bis an sein Ende; das Greisenalter ist ihm gekommen, er hatte es kaum gefühlt und bemerkt; die Lust an einem Leben, welches niemals altert, noch von sterblicher Art ist, ergoß ihre Kräfte in gleichem Maaße in sein ganzes Wesen, als er noch jung und als er hoch betagt war. Für den Einfluß einer solcher Menschennatur, in welcher neben der Fülle der andren Gaben ein freudiger Muth und die ächte Lust am Leben walten, ist das Gemüth der Jünglinge in vorzüglicherem Maaße empfänglich; dieses ist seiner natürlichen Beschaffenheit nach für das Gefühl der Freude, für den Genuß des Lebens gestimmt und es liegt in der Macht eines Lehrers, dergleichen Steffens gewesen, jenen Bewegungen der jugendlichen Seele die rechte, gesunde Richtung aus dem bloß Sinnlichen heraus nach einem Ziele anzuweisen, welches tiefer gründet und höher raget, als der Lebensgenuß des Leibes. In dieser Hinsicht hat der Fremdling aus dem scandinavischen Norden, welcher schon frühe

unter uns das geistige wie leibliche Bürgerrecht empfangen, sich selber ein Denkmal gesetzt, nicht von Stein oder Erz, sondern ein solches, welches lebt und lange fortleben wird. Nur wenig Schriftstellern und Lehrern der neueren Zeit ist das gegeben gewesen, so wie Steffens, von ihrem frühesten öffentlichen Auftreten an bis zu ihrem späten Ende die Jünglinge in immer gleicher Kraft an sich zu ziehen und gleich ihm für das sie zu begeistern, was er in unveränderlicher Frische ihnen darbot.

Es sey mir erlaubt, hier aus eigner Erfahrung zu reden. Ich war Student in Jena, als im Jahr 1801 die „Beyträge zur inneren Naturgeschichte der Erde" erschienen. Dem eigenen Triebe folgend hatte ich mich bis dahin nicht ohne Fleiß und Eifer auf der ebenen Bahn der empirischen Naturwissenschaft fortbewegt; beym Lesen jenes Buches ergriff mich ein Gefühl, ähnlich vielleicht dem eines Mannes, der aus der Ebene, in welcher er geboren worden und aufgewachsen, in die Nähe der Alpen tritt. Ich weiß nicht soll ich sagen ich nahm das Buch oder das Buch nahm, zog mich mit sich dahin auf eine einsame Fußreise durch das Fichtelgebirge, den Thüringer Wald, zu den Höhen des fränkischen Jura, durch den Spessart und Odenwald bis zu den Thälern des Schwarzwaldes. Ich hatte früher auch schon Felsarten und Gesteine von gleicher Art gesehen und gekannt; was Physik, Chemie und Naturgeschichte uns lehren, das war mir nicht fremd geblieben, das aber, was mein stummer und dennoch der Gedankensprache so mächtiger Reisegefährte, jenes Buch mir kund that, das war eine andre Erkenntniß der Natur als die, deren ich damals mich rühmte. Was ich hier beschreiben will, das ist nicht meine Erfahrung allein; es ist die gleichzeitige, so wie spätere, vieler für einen solchen geistigen Einfluß empfänglicher Jünglinge und auch Männer gewesen, welche die Schriften von Steffens lasen oder ihn hörten.

In zweyfacher Weise wird die Welt des äußerlich Erkennbaren ein Eigenthum unsrer wahrnehmenden Seele, unsres erkennenden Geistes. Einmal dann, wenn die Sprache den einzelnen Gegenständen ihren Namen, ihre für die sinnliche Untersuchung ausreichende Beschreibung giebt. Selbst das räumlich Getrennte wie das längst Vergangene müssen alsbald vor dem Gesichtskreis unsres inneren Sinnes als Gedankenbilder sich darstellen, wenn wir es verstehen, dieselben bey ihrem Namen zu nennen, bey ihren Eigenschaften sie anzusprechen. Die äußere Welt der Dinge wird durch die Sprache, vor allem durch die Sprache der Wissenschaft zu einer inneren, unsrer Vorstellung angehörigen. Aber diesem Bild im Spiegel, so treu, so feststehend, gleich wie in Erz gegraben es erscheinen mag, fehlt dennoch der belebende, unser innerstes Erkennen ansprechende Geist, so lange uns an ihm das noch nicht offenkundig ward, was selber von der Natur unsres Geistes, was dem Wesen desselben verwandt ist.

Ein Geschlecht der längst vergangenen Zeiten hat hin und wieder am nordischen Meeresstrand in das Felsengestein die räthselhaften Züge der Runen eingegraben. Ein solcher beschriebener Felsen gewinnt selbst für den Fischer und Jäger, der an ihm vorübergeht, eine Bedeutung, welche die andren Felsen nicht haben; der Beduine der sinaitischen Halbinsel wandert niemals bey den Bergwänden vorüber, an denen jene Inschriften stehen, deren Verständniß uns noch fehlt, ohne durch stumme Geberde seine Ehrfurcht zu bezeugen; er ahnet es, daß diese Schriftzüge von einem Etwas reden, das jeder Menschenbrust heilig ist. So ergehet es dem Freund und Forscher der Natur, wenn ihm der innere wahrnehmende Sinn geöffnet wird für die uralte Sprache der Schöpfung, für jenes dem Werden gebietende Wort, dessen Schriftzüge in alle Dinge der Sichtbarkeit unvergänglich fest eingegraben sind. Denn wie die Magnetnadeln, wenn die Menschenhand sie vom Boden erhebt und ihnen freyschwebende Stellung giebt, nach den Polen der Erde; so deuten alle endliche Dinge auf die Angelpunkte eines uranfänglichen ewigen Daseyns hin, sobald der erkennende Geist sie frey über die Schranken des zunächst nur sinnlichen Erkennens zu erheben vermag. Damit ihm aber dieses Werk des Befreyens, der Erhebung des sinnlich Wahrnehmbaren zur höheren geistigen Bedeutung gelingen könne, muß der forschende Menschengeist selber von der Befangenheit im Niedreren frey geworden seyn; es muß, wie Steffens sich hierüber ausdrückt, „sein Daseyn von

einem Höheren getragen werden, welches des Lebens ewig frischer, gesunder, erzeugender Urgrund ist *)." Und diese Weihe eines wahrhaft religiösen Sinnes, diese Kraft der Begeisterung, welche ihm beständig aus des Lebens frischem Urgrunde kam, war es, was seiner Rede ihre unwiderstehliche Gewalt, ihren anziehenden Reiz, vor allem für die Seelen der Jünglinge gab. So manche seiner vormaligen treuen Schüler sind seitdem Männer mit ergrauendem Haar und von vielfach verschiedener Geschäftigkeit geworden; die Zeit aber hat den tiefen Eindruck nicht verlöschen können, den Steffens auf sie machte, in welchem sie fortwährend den Lehrer verehren, der ihnen, mitten in der Fülle des äußeren Wissens, die Kräfte eines inneren, höheren Wissens nahe brachte; eines solchen, das nicht aufblähet, sondern den Geist demüthig erhält, weil es ihn sein eigenes Wesen einem göttlichen gegenüber erkennen lehrt und ihm zeigt, wie das Leben in uns seine Macht nur aus des Lebens ewigem Urgrund empfange.

Nicht aber nur seinen gewesenen Zuhörern, sondern uns Allen, auch denen, welche niemals in seine persönliche Nähe traten, muß Steffens in seinen Schriften wie durch sein bedeutungsvolles Leben, davon er uns in seinen Denkwürdigkeiten **) das treue Bild hinterlassen, einer liebenden, ehrenden Anerkennung werth erscheinen. Zum großen Theil ist die Geschichte seiner Denkwürdigkeiten zugleich die Geschichte seines Lebens, darum fassen wir von beyden einige Hauptzüge zusammen.

Man schreibt mit Recht der leiblichen Natur, wie der Gemüthsstimmung der Amme, an deren Brust das Kind seine erste Nahrung empfängt, auf das nachmalige leibliche wie geistige Gedeihen von diesem einen entschiedenen Einfluß zu. Nicht minder groß und folgenreich ist der Einfluß, den die Gestalt des Landes, den der Himmelsstrich, dessen Luft der Mensch bey seiner Geburt und in den ersten Jahren seines Lebens athmet, auf die Kräfte und die Richtung seines späteren Lebens haben. Steffens ist in einem Reiche der alten Heldensagen, in dem Lande starker, lebensmuthiger Männer, zu Stavenager in Norwegen am 2. Mai 1773 geboren. Von den nackten Felsen, in deren Mitte der anjetzt nur durch den Häringsfang wohlhabende Ort mit seiner uralten Kirche liegt, war ihm aus frühester Kindheit eine dunkle Erinnerung wie an ein Bild der Träume geblieben. Snorro Sturleson nennt uns jene von kleinen Inseln und Felsenklippen umgürtete Gegend der Küste als einen Schauplatz alter Heldenthaten seines Volkes. Den noch nicht dreyjährigen Henrich führte die Versetzung seines Vaters, welcher Regimentsarzt war, von Stavenager nach dem rauher gelegenen Tronthiem, und auf der Reise dahin zum erstenmale auf das Meer, nach dessen Nähe und Anblick ihm später, als er Jahre lang in der Mitte des Landes wohnte, stets ein Zug des Sehnens blieb. Dort an Tronthiems Klippen wie an der nahe gegenüber gelegenen Insel Munkholmen verstummet niemals, selbst bey stillem Wetter, der Wogenschlag; den Fuß der Felseninsel umschäumt die anbrandende Fluth, auf ihrem Gipfel, den eine alte wohlbefestigte Burg krönt, sammeln sich die Nebel. Da, wo sich an Tronthiem vorüber der breite Meeresarm gegen Ost und Nord weit in das ebene Land hineinzieht, ist ein Heerweg der Ungewitter und Stürme, die vom Meere nach dem Gebirge streichen. Hier auf dem Kampfplatze, wo Hakon Jarl und mit ihm zugleich die Macht des Heidenthums dem Oluf Tryggveson erlag, verweilte Henrich bis zu seinem siebenten Jahre. Er sollte frühe an das Loos des Pilgrims und Fremdlinges auf Erden gewöhnt werden, denn zur Freude der hier, im Lande des langen Winters und der Stürme beständig kränkelnden Mutter, hatte sein Vater eine Berufung nach dem milder gelegenen Helsingör erhalten.

*) Was ich erlebte, Bd. I. S. 61. „Ich bedaure die Menschen, deren Daseyn von keinem höheren getragen wird. Dieses ist des Lebens ewig frischer, gesunder, erzeugender Urgrund und wer ihn verloren hat, von dem muß man sagen, daß er umgeht wie ein hohles Gespenst, seine Welt ist todt, sie ist sein Grab geworden; es schlägt kein Herz in seiner Brust."

**) Der eigentliche Titel heißt: „Was ich erlebte" B. 1. bis 10.

Steffens gehörte zu den geistig frühe reifenden Kindern. Schon in seinem vierten Jahre konnte er lesen; jene Keime der höchsten geistigen Art, welche seine fromme hochgebildete Mutter, die aus einer der angesehensten Familien des Landes stammte, in sein Herz legte, hatten hier zeitig Wurzel geschlagen. Das, was alle späteren Schulen, was die Wissenschaft, was der Verkehr mit der Welt ihm nicht geben konnte, das Beste, was der Mensch auf Erden gewinnen mag, hatte der Knabe von dieser Mutter empfangen, welche ihre Kinder in der rauhen, vom Wasser gefährdeten Umgegend von Trondhiem fast nie aus der Haft ihrer häuslichen Pflege oder der geleitenden Obhut entließ. Er war mit ihr und sie mit ihm in jene Wüste des nordischen Meeresstrandes geführt worden, damit hier in tiefer Stille ein Werk des Geistes beginnen könne, das an ihm im Verlauf des Lebens so kräftig hinausgeführt worden ist.

In Helsingör trat Henrich zum ersten Mal, wenn auch nur in vorbildlicher Weise, in den öffentlichen Verkehr mit Menschen, — in die Welt ein. Wenn die Zeit des täglichen Besuches der deutschen und ein Jahr später der lateinischen Schule vorbey war, da nahm der rüstige Vater die Knaben mit sich, hielt sie zur leiblichen Bewegung, vor allem zum Schwimmen im Meere an, mit dessen Element er, der seine früheste Jugend in einer der amerikanischen Insel-Colonien zugebracht, befreundet war. Die Lage des Ortes, an der Gränzscheide zweyer Meere, macht die Rhede von Helsingör zu einem Sammelpunkt des Verkehres der Völker so wie der Thierwelt der Ostsee und Nordsee. Henrich, dem der Vater es nicht verwehrte, mit den Fischern in ihren Booten selbst bey stürmischem Wetter weit hinaus zu fahren in das Meer, gieng hier bey der Natur, deren beredter Ausleger er zu werden bestimmt war, selber in die Schule; bald machte er sich mit allen Fischen, Crustaceen und Mollusken seines Nachbarmeeres bekannt und lernte dieselben wenigstens in der Sprache der dortigen Seeleute unterscheiden; der öftere Anblick von Schiffen aus den verschiedensten Ländern der Erde ward für ihn ein ganz eigenthümlicher, lebendiger Elementarunterricht in der Völker- und Länderkunde. Aber diese Uebungen und Beschäftigungen, welche einen Theil seiner freyen Stunden dahinnahmen, hemmten keineswegs den Fleiß und Eifer, welchen er dem Unterricht der Schule zuwendete, deren Rector damals Treskow, ein trefflicher Gelehrter war. In dem Gebiet der Erkenntnisse, welches jener Unterricht ihm aufthat, ahnete er schon frühe das Mittel, welches uns zur näheren Genossenschaft an dem gemeinsamen Werk der Weisheit alt vergangener so wie der fortlebenden Zeiten geschickt macht. Folgenreich für sein späteres Leben und Wirken war es auch, daß die kleine Büchersammlung seines Vaters mehrere, zum Theil klassische Werke deutscher Schriftsteller enthielt, deren Sprache, zunächst wohl unter der väterlichen Anleitung, er bald verstehen lernte und lieb gewann.

Nach sechs Jahren kam der Vater abermals an einen andren Ort; er wurde als Arzt zu einem Regimente in Roeskilde versetzt. Von der einst so gepriesenen Herrlichkeit dieser vormaligen Residenzstadt der Könige des Landes hat sich kaum noch etwas andres erhalten als die mittelalterlich prachtvolle Domkirche mit den Grabstätten eines längst ausgestorbenen Herrscherstammes. Im Vergleich mit Helsingör herrscht da eine Stille, gleich wie der Gräber. Der Meeresarm, welcher in früheren Jahrhunderten vom Kattegat herein bis an die Stadt führte, hat sich weithin dem Verkehr der Schifffahrt verschlossen; Sand und Moorgrund breiten sich über einen Theil seines ehemaligen Bettes aus; der Erwerb der Bewohner von Roeskilde bestehet vorzugsweise im Feldbau und in der Viehzucht.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 15.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. April.
Nro. 78. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 28. März.

Hr. Hofrath von Schubert las folgendes Ehrengedächtniß des Henrich Steffens.

(Fortsezung.)

Aber gerade diese ländliche Stille, diese Abgeschiedenheit des von waldigen Hügeln umgebenen Ortes mit seinen Erinnerungszeichen an eine mächtige, hochstrebende Vorzeit hatte für das Gemüth des Knaben einen ganz eigenthümlichen Reiz; Steffens zählte die beyden Jahre, die er in Roeskilde verlebte, zu den genußreichesten, glücklichsten seines Lebens. Wohl schien es hier, als könne der Erfüllung des sehnlichen Wunsches seiner Mutter und der Hoffnung mehrerer der ansehnlichsten Verwandten nichts entgegenstehen, daß Henrich ganz dem geistlichen Stande sich widmen möge, da seine Entwicklung eine Richtung nahm, von welcher man dafür hielt, daß sie ganz den künftigen Theologen bezeichne. Denn außer den eifrigen, erfolgreichen Beschäftigungen mit jenen Arbeiten der Schule, auf welche die wissenschaftliche Bildung des Theologen sich gründet, zog ihn die Kirchengeschichte und alles das, was in das Gebiet der religiösen Forschung und Belehrung gehört, so mächtig an, daß er der ersten Regung des künftigen inneren Berufes zum Schriftsteller nachgebend, Aufsätze von verwandtem Inhalt niederschrieb, welche in Verbindung mit kleinen Gedichten und Erzählungen den Stoff zu einem Wochenblatt bildeten, das, freylich nur in zierlichen Abschriften, unter den Bewohnern von Roeskilde einen Kreis von Lesern fand. Dennoch blieb, nur wenig bemerkt von den Verwandten und Bekannten, Henrichs innigste Neigung dem stillen Umgang und der Anschauung der Natur zugewandt. Die Umgegend von Roeskilde theilet mit den fruchtbaren waldigen Länderstrichen der norddeutschen Ostseeküste einen Reichthum und einen Reiz der Natur, durch die sich öfters der aus Süden kommende Reisende überrascht und seine Erwartungen weit übertroffen siehet. Solche Waldungen der Buchen, einen solchen hohen kraftigen Wuchs der Eichen sucht man in südlicheren Gegenden vergebens; auch die Pflanzenwelt von kleineren Formen ist hier so reich an Arten, so kräftig strotzend in der Fülle ihrer Blätter und Blüthen, wie man sie nirgends in den Ebenen des mittleren Deutschlands und noch weniger in den unter gleicher Breite liegenden östlicheren Binnenländern findet. Reich, wie diese Pflanzenwelt, ist die dort einheimische so wie vorüber wandernde Thierwelt. Die Züge der Kraniche wie der Störche, die Heerschaaren der Drosseln und der kleineren Singvögel nehmen im Frühjahr und Herbste, nur zum Theil ungesehen, ihren Weg über diese Küstengegenden hin; im Winter, wenn das Eis die Seen, wenn der Schnee die beerentragenden Gebüsche bedeckt, dann kommen dorthin in Menge die geflügelten Bewohner des höchsten Nordens, welche bey uns zu den seltneren Erscheinungen gehören. Wenn diese Wintergäste scheiden, dann stellt sich mit dem Eintritt der wärmeren Jahreszeit der dort einheimische Kranich ein, welcher, tanzend am Boden, mit aus-

gebreiteten Flügeln leichte Gegenstände mit dem Schnabel emporwerfend, die Luft des Lebens und das Gefühl der Freude ausdrückt über die Heimkehr zu der Nähe des Nestes, das er listig zu verbergen weiß, während die Schaar der Störche fast auf jedem Hüttendach der Dörfer das ihrige zur Schau ausstellet. Wenige Wochen nachher wird jedes Gebüsch, jeder Theil des Waldes zu einem Concertsaale der Natur, in welchem die Nachtigall ihre Lieder, der goldgelbe Pirol seine flötende Stimme vernehmen lässet, während aus der Tiefe des Forstes der Gesang der Musikdrossel weithin vernehmbar hervorhallet. Mitten unter den kräftigen Gestaltungen und Stimmen der lebenden Wesen wird die theilnehmende Aufmerksamkeit des Freundes der Natur in diesen Küstengegenden durch jene mächtigen Felsenblöcke angezogen, welche in unbekannter Zeit und durch unbekannte Ereignisse der Natur aus dem weit abgelegenen Norden der skandinavischen Urgebirge hieher geführt und auf dem fremden Boden zerstreut wurden. Wechselnd wie die Gestalten des Gewölkes, das an dem unverändert festen Gipfel des Gebirges hängt, gehen an diesen steinernen Denkmalen einer Urgeschichte der Erdveste die Erscheinungen des Lebens vorüber; abgeschlossen und vorläufig zu ihrer Ruhe gekommen stehet jene Urgeschichte in ihren Werken da, während das Werk des organischen Lebens, in Hoffnung einer Vollendung, im Geiste des Menschen immer von neuem vergehet und wieder entstehet. Allerdings glich jener Zustand, in welchem sich damals Henrich der Anschauung und dem Genuß der ihn umgebenden herrlichen Natur hingab, mehr einem Traum, als einem klaren selbstbewußten Forschen; dennoch bildete sich vornämlich dort in dem ihm unvergeßlich gebliebenen Roeskilde jene Stimmung seines Gemüthes, welche später in seinen Lehrvorträgen wie in seinen Schriften eine herrschende geworden ist: jene Stimmung, die sich nicht nur als eine poetische in gewöhnlichem Sinne, sondern als eine andächtige bezeichnen lässet, weil sie auf dem Gefühl des Naheseyns eines göttlichen alldurchdringenden Waltens in der Natur beruhete.

Neben jener sinnig poetischen Auffassung der Natur machte sich jetzt in Steffens auch die mathematische geltend. Krügers Naturlehre zog ihn durch ihren Inhalt in unwiderstehlicher Weise an; das, was darin von Neutons Gravitationslehre erwähnt ist, führte ihn in das Studium der Geometrie ein, wozu ihm, da der Unterricht in der lateinischen Schule keine Gelegenheit darbot, einige Lehrbücher die Anleitung geben mußten. Auch bey den Lehren über Magnetismus und Electricität gieng ihm zwar großentheils die Anschauung ab, desto mehr regten ihn aber jene Lehren zu einem tiefen Nachsinnen über die zuletzt nur von einem allgemeinen Grunde des Bewegens ausgehenden Naturkräfte an. Weder die Verwandten noch die Jugendgenossen hatten für diese stillen meist innerlichen Beschäftigungen des künftigen Naturforschers einen Sinn; dieser trug wie ein Geheimniß die Keime seiner nachmaligen wissenschaftlichen Entfaltung in sich, welche durch die Abgeschlossenheit nach außen nur desto lebenskräftiger und selbständiger wurden.

Der Vater war, seinem eigenen Wunsche gemäß, von Roeskilde nach Copenhagen versetzt worden. Hier beschäftigte sich Steffens zunächst mit jenen Studien der Schule, durch welche der jugendliche Geist am tüchtigsten für die Leistungen der Universität und des Lebens überhaupt vorbereitet wird. Daß er dieses mit Fleiß und glücklichem Erfolg gethan, bewies das höchst ehrenvolle Zeugniß, mit welchem er drey Jahre später nach bestandener Prüfung an die Universität entlassen wurde. Noch immer und zwar in gesteigertem Maaße blieb ihm jedoch in freyen Stunden die Beschäftigung mit der Natur eine Hauptaufgabe seines Lebens, und während das Lesen des ersten Bandes von Büffons Naturgeschichte ihn auf ein Meer der unsicheren, obwohl für die jugendliche Phantasie mächtig anreizenden Hypothesen führte, gewährte Linné's System der Natur seinem Triebe zum Erkennen einen festeren Boden. Als er mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit den reichen Stoff, den das Linne'sche Werk darbietet, sich anzueignen suchte, bemerkte er freylich bald, daß ihm zum Bewältigen jenes Stoffes noch etwas Wesentliches abgehe. Für den Anfänger und Autodidacten in der Naturgeschichte gleicht ein Werk jener Art in seiner meisterhaften Kürze und in seiner gleichsam hieroglyphischen Darstellungs-

weise dem Handwerksgeräthe eines Kunstverständigen, das für den Lehrling erst dann die rechte Bedeutung und Geltung empfängt, wenn der Meister ihm die Handgriffe der Benutzung zeigt. Erst dann, als die mündlichen Vorträge, welche Wahl, dieser ausgezeichnete Schüler Linne's, über Botanik und Zoologie hielt, Farbe und Leben in die Umrisse der systematischen Beschreibungen brachten, ward es dem Jünglinge klar, daß, wie er hierüber sich ausdrückt*), „neben den wissenschaftlichen Schriften eine lebendige Tradition hergehe; daß die Geistesschätze nur durch diese sich dem Forscher fruchtbringend ergeben." Vor allen andren Gebieten der Naturgeschichte fühlte sich übrigens Steffens schon damals von dem der Geologie und Mineralogie angezogen. Die Felsengesteine und ihre buntfarbigen Geschiebe waren ihm als Kind an Norwegens nordischem Meeresstrand eine Ergötzung der Augen, ein Spielwerk der Hände gewesen; sie wurden später dem Jüngling ein Stoff des wißbegierigen Forschens und blieben noch dem gereiften Manne wie dem Greise ein Lieblingsgegenstand der tiefer gründenden Betrachtung.

Das erste Halbjahr an der Universität gewährte dem Jüngling eine ungesuchte Gelegenheit, sich selber neben dem aufmerksamen Hören der öffentlichen Vorträge im Lehren zu üben. Eine Anzahl dürftiger Studenten, denen die Mittel fehlten einen Repetenten zu bezahlen, der nach dortiger Sitte sie für die halbjährige Prüfung vorbereiten konnte, versammelten sich um ihn, und diesen wiederholte er täglich den Inhalt jener sieben Vorlesungen, welche im ersten Semester gehört werden mußten. Er selber hatte hierbey am meisten gewonnen, dieß bewies die Prüfung, die er am Ende des Halbjahres mit so glänzendem Erfolge bestund, daß sein Name, mit rühmlicher Anerkennung seines Fleißes, in öffentlichen Blättern genannt zur Kunde des ganzen Landes kam. Uebrigens hatte er sich nicht wenig Gewalt anthun müssen, um diesen Preis zu erringen, denn die damalige Lehrart in dem Gebiet der sogenannten philosophischen Studien pflegte den jugendlichen Geist großentheils durch dürre Stätten zu führen, in denen er nirgends Nahrung und Erquickung fand. Für diesen Zwang hielt er schon im zweyten Halbjahr sich schadlos, indem er jetzt ungehemmt jenen Studien sich hingab, für welche er den dringendsten innern Beruf fühlte. Der Physiker Kratzenstein, ursprünglich ein Deutscher, dessen mündliche Vorträge ein komisches Gemisch von Deutsch und Dänisch, dabey nach der Weise der damaligen deutschen Universitätsprofessoren mit Späßen für die Mehrzahl der Zuhörer gewürzt waren, fand an ihm nicht bloß den lehrbegierigsten Zuhörer, sondern einen thätigen Gehülfen bey seinen Experimenten, und mit nicht geringerem Eifer gab sich der Jüngling der ernsten Beschäftigung mit andren Gebieten der Naturlehre und Naturgeschichte hin. Die ökonomischen Verhältnisse des keineswegs ökonomisch gesinnten Vaters, der nach dem Tode seiner treuen einsichtsvollen Lebensgefährtin auf sein eigenes Nachsuchen nach Rendsburg versetzt war, hatten indeß in Henrichs Universitätsleben eine Unterbrechung hervorgebracht, welche jedoch nur von kurzer Dauer war, da der Bruder seiner Mutter, der treffliche Arzt Bang, sich der Unterstützung des vielversprechenden Neffen aufs Kräftigste annahm. Obgleich jener väterliche Freund nicht wenig beunruhigt ward, als Steffens sich gegen ihn erklärte, daß er sich nicht der Theologie, sondern ganz der Naturwissenschaft widmen wollte, wobey nach der Ansicht des Oheims so wenig Aussicht zu einer künftigen Versorgung war, blieb dennoch das freundliche Verhältniß der beyden ungestört. Henrich war indeß als Repetent und Privatlehrer thätig, erwarb sich durch seine Arbeiten in Zeitschriften eine vielseitige Anerkennung und was vor allem für seine weitere wissenschaftliche Ausbildung von bedeutenden Folgen war, das Vertrauen einer Privatgesellschaft, die sich die Erweiterung einer naturgeschichtlichen Erkenntniß des heimathlichen Landes und seiner Küstengegenden zu ihrer Aufgabe gemacht hatte. Diese Gesellschaft ertheilte dem 21jährigen Jünglinge den Auftrag, Norwegen zu bereisen, um das dortige Gebirge in geologischer und mineralogischer Hinsicht zu durchforschen, so wie zugleich am Land und im Meere naturgeschichtliche Gegenstände zu sammeln. Nach der mühsamen Arbeit eines ganzen Sommerhalbjahres fand Steffens seine Aufgabe, vor allem

*) Was ich erlebte I. S. 302.

den geologiſchen Theil derſelben ſo wenig gelöst, daß er den Entſchluß faßte, vor der Hand nicht nach Copenhagen zurückzukehren, ſondern nach Deutſchland zu gehen. Er hatte erſt jetzt recht gefühlt und erkannt, wie viel ihm noch fehle, um ſich als Geognoſt von Profeſſion brauchen zu laſſen; die Sammlungen jedoch, die er namentlich an Seethieren gemacht hatte, waren ſo gut ausgefallen, daß ihre Sendung nach Copenhagen eine hinreichende Entſchädigung gewähren konnte für den ſehr geringen Aufwand, den ſeine Freunde für ihn zu dieſer Reiſe gemacht hatten. Freylich gab es mancherley Gründe, die ihn von dem Gedanken einer Auswanderung in das fremde Land abſchrecken konnten. Er war zwar des Verſtändniſſes der deutſchen Sprache ſo weit mächtig, daß er nicht nur die Schriften ihrer Klaſſiker leſen, ſondern ſelbſt kleine Gedichte in derſelben zu ſchreiben vermochte, aber mündlich in ihr ſich auszudrücken, das wollte ihm nur mit Mühe gelingen. Ueberdieß fand er ſich zu Bergen, von wo er die Rückreiſe antreten wollte, faſt ganz ohne Geld, und überhaupt beſtund ſein ganzes eigenes Vermögen nur in jener nicht unanſehnlichen Bibliothek und Naturalienſammlung, auf deren Anſchaffung er ſeit mehreren Jahren alle ſeine Einnahmen als Repetent, als Privatlehrer und als Mitarbeiter an Zeitſchriften verwendet hatte. Jene Sorge, welche am ſchwerſten laſten mochte, die wegen der äußeren Mittel zur Reiſe, wurde dadurch gehoben, daß ein reicher wohlmeinender Freund in Bergen ihm eine Summe Geldes und eine Anweiſung an ein Handelshaus in Hamburg aufdrang, wohin Steffens ſpät im October mit einem Kauffahrteyfahrer abzugeben ſich entſchloß. Seine norwegiſche Sammlung nahm er mit ſich; dieſe ſollte ſeiner Abſicht gemäß von Hamburg nach Copenhagen geſendet werden. Er hatte bis dahin aus eigner Erfahrung das Meer nur als ein Schatzhaus für ſeinen Trieb zu ſammeln und zu forſchen, als einen friedlichen Nachbar kennen gelernt, der ihm manche Erquickung der Sinne, manche Uebung der jugendlich kühnen Kräfte gewährte; dem Naturforſcher geziemte es, daß er auch mit den Schreckniſſen dieſes gewaltigen Elementes bekannt werde. Die Seefahrt von Norwegen nach der Elbmündung in der letzten Hälfte des Octobers und in der erſten Hälfte des Novembers bey anhaltend ſtürmiſchem Wetter, mit einem unwiſſenden Capitän von brutaler Geſinnung, war eine der peinlichſten, welche man in jenen Meeresgegenden machen kann. Steffens, obgleich kein geborener und für dieſes Gewerbe gebildeter Seemann, erkannte allein die Irrgänge des Schiffes nach Weſten zu den Klippen der ſchottiſchen Küſte hin und das Vorrücken desſelben nach der deutſchen Nordſeeküſte; aber auch dieſe Einſicht ſo wie die Warnungen, die aus ihnen der Capitän hätte entnehmen können, vermochten es nicht, das Scheitern des Schiffes an der Elbmündung zu verhindern. Henrich hatte zuletzt als Matroſe mitgearbeitet; nur auf die Rettung des Lebens all ſeiner Gefährten ſinnend hatte er nicht auf die ſeines kleinen Eigenthumes gedacht; mit dem Schiff zugleich war ſeine Sammlung, waren ihm Kleider, Wäſche und Anweiſung zu Grunde gegangen; er ſelber nebſt den Unglücksgefährten, die mit ihm im kleinen Boot aus dem Schiff ſich retteten, durch eine vorbeyſegelnde Fregatte ans Land gebracht kam in einem fremden Ueberrock, der die ſchlanken Glieder des Jünglinges weit ſchlotternd wie ein Bademantel umhüllte und mit einer Baarſchaft, die nur für wenige Tage zum Unterhalt ausreichend ſchien, in Hamburg an. Die Beweiſe von zuvorkommender Menſchenfreundlichkeit und von Vertrauen, welche er hier als armer Fremdling und dann als Kranker von ganz Unbekannten empfieng, ſind ihm für ſein ganzes ſpäteres Leben ein Mittel zur Bekräftigung des Lebensmuthes und jener feſten Hoffnung geworden, welche niemals zu ſchanden werden läßet.

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 16.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. April.
Nro. 79. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 20. März.

Hr. Hofrath von Schubert las folgendes Ehrengedächtniß des Henrich Steffens.

(Fortsetzung.)

Der Kaufmann, an welchen die mit dem Schiffe zu Grunde gegangene Anweisung gestellt war, hatte zwar die Summe, auf welche dieselbe lautete, ohne sich zu bedenken, ausgezahlt, aber diese Gabe aus Freundes Hand war nur hinreichend, die Bedürfnisse des mehrmonatlichen Aufenthaltes in Hamburg zu decken. Nach Copenhagen umzukehren, das widerstrebte jetzt, nachdem auch die dorthin bestimmte Sammlung verloren gegangen, Steffens innerstem Gefühl; er meldete den Freunden sein Unglück und bat sie, bald möglichst durch Verkauf seiner Bibliothek und seiner Sammlungen ihm die Mittel zu verschaffen, in Deutschland sich einen Weg der weiteren Ausbildung und zugleich des äußeren Unterhaltes zu eröffnen. Was jedoch ihm das Wasser nicht genommen, das sollte das Feuer verzehren. Die Freunde in Copenhagen hatten mit der Vollziehung des Auftrages gezögert; ein Brand, der in der Nachbarschaft ausgebrochen, ergriff auch das Haus, darin Steffens kleines, doch nicht werthloses Eigenthum sich befand, Niemand beeilte sich mit der Rettung; es gieng ihm Alles verloren. Er sollte, dieß lernte er nachmals verstehen, durch einen Umweg nur desto sicherer und fruchtbringender zu dem Ziele geführt werden, nach welchem sein Sehnen und die Richtung des inneren Berufes ihn hinwiesen. Ihm war in der jenesmaligen Noth kein andrer Ausweg geblieben, als statt nach Süden wieder gen Norden nach Rendsburg zu gehen, zu dem selber unter der Last der Schulden und der Entbehrungen gebeugten Vater, dem es eine Lust und Freude war, mit dem geliebten Sohne das zu theilen, was sein armes Hauswesen vermochte. Das, was dort dem äußeren Leben abgieng, das ersetzte in vollem Maaße das innere, welches, von der treuen aufopfernden Liebe des Vaters so wie der Geschwister gepflegt, in der stillen Zurückgezogenheit sich ungewöhnliche Kräfte sammelte. Ein Jahr lang hatte dieses verborgene Leben gedauert; durch eine Uebersetzung von Willdenows Kräuterkunde ins Dänische, welcher ein Abriß von Dänemarks Flora beygefügt war, hatte sich Steffens die belobende Theilnahme mehrerer ausländischer Litteraturzeitungen erworben und hierdurch von neuem die Aufmerksamkeit und Beachtung seiner Landsleute auf sich gezogen; sein väterlich freundlicher Lehrer Wahl ermahnte ihn, sich an der Universität Kiel als Privatdocent zu habilitiren und begleitete den wohlmeinenden Rath mit der That, indem er ihn durch kräftig empfehlende Briefe bey einigen der vielvermögendsten Häupter der Universität einführte. Unter diesen vor allen war der berühmte Entomolog Fabricius bereit, dem jugendlichen Talent des Empfohlenen, der gleich nach dem ersten persönlichen Zusammentreffen sein volles Zutrauen gewann, den Eintritt in die neue

Laufbahn zu erleichtern. Steffens wurde zum Privatdocenten der Naturgeſchichte ernannt; er verſah als ſolcher, während Fabricius ein Jahr lang in Paris abweſend war, deſſen Stelle. Eines ähnlichen Zulaufes und Beyfalles der Zuhörer mögen ſich die Vorträge nur weniger Privatdocenten zu erfreuen gehabt haben, als die, welche jetzt der fremde des Deutſchen noch nicht einmal vollkommen mächtige Jüngling begann. Die Geſammtzahl der Studirenden an der Univerſität Kiel betrug kaum dreyhundert, von dieſen nahmen ſiebenzig bis achtzig an einer Vorleſung Antheil, deren Gegenſtand für die meiſten von ihnen ganz außerhalb dem Kreiſe des ſogenannten Brodſtudiums lag. So wie als Lehrer im mündlichen Vortrage, verſuchte Steffens auch als Schriftſteller in deutſcher Sprache aufzutreten; er gab im Jahr 1797 ſeine erſte deutſche Schrift „über die Mineralogie und das mineralogiſche Studium“ heraus. Für die damalige Zeit war mitten unter dem Altbekannten in jenem kleinen Buche ſo mancher eigenthümliche Gedanke, ſo manche geologiſche Andeutung enthalten, daß dieſelbe auch bey Männern vom Fach in Deutſchland nicht unbeachtet blieb, und namentlich den berühmten Charpentier ſehr günſtig für ihren Verfaſſer ſtimmte, deſſen Name zwar nicht auf dem Titel genannt, bald aber durch Zeitſchriften, vor deren Forum das Buch Gnade und Gunſt fand, bekannt wurde. Im Allgemeinen legte man damals in Dänemark einen großen Werth darein, daß ein Gelehrter des Landes durch ein deutſches Werk mit den Gelehrten Deutſchlands, namentlich in einem Gebiet, darin ſich dieſe beſonderen Ruhm erworben, ſich zu meſſen verſuche. Dieſes und vor Allem der gute Ruf, den ſich Steffens als Univerſitätslehrer, ſo wie durch ſeinen wohlthätigen ſittlichen Einfluß auf die Studirenden in Kiel erworben, bewirkte in Copenhagen eine ſolche Stimmung zu ſeinen Gunſten, daß ihm ohne ſein beſonderes Bemühen ein nicht unbedeutendes Reiſeſtipendium für das Ausland zugeſichert wurde. Erſt jetzt war die rechte Stunde gekommen zum Auslauf nach dem Ziele, das ihn ſeit Jahren gleich einer Regung des Inſtinktes nach ſich hingezogen. Hätte Steffens, wie ſein Wunſch war, ſchon im Spätherbſt 1794 ſtatt jetzt im Frühling 1798 die Mittel gewonnen nach Deutſchland zu reiſen, dann würde er die Quelle noch nicht eröffnet gefunden haben, deren nährendes Gewäſſer den Keimen, die in ihm lagen, ſo zuträglich, ſo unentbehrlich war; die ganze Geſtaltung ſeines wiſſenſchaftlichen Strebens wie ſeines äußeren Familienlebens hätte eine andere Richtung genommen.

Jene Mitte von Deutſchland, in welcher ſich damals ein neu erwachendes geiſtiges Leben am kräftigſten regte: Weimar mit dem benachbarten Jena, war der erſte und nächſte Zielpunkt ſeiner Reiſe. Göthe, nach der ihm eigenthümlich verliehenen Gabe, verwandte Kräfte zu erkennen und dieſelben an ſich zu ziehen, trat nach kurzer Zeit in ein wahrhaft väterlich ſorgendes, anregendes Verhältniß zu ihm; Fichte, A. W. Schlegel und mit dieſen die andren jenesmaligen Notabilitäten der Hochſchule von Jena nahmen den jungen Nordländer freundlich als einen geiſtig Angehörigen in ihre Mitte auf; am wichtigſten jedoch, am einflußreichſten wurde für Steffens die nähere Verbindung mit Schelling, der gerade in dieſem Jahre zuerſt als Univerſitätslehrer in Jena auftrat. Galilei und Kepler, die in verſchiedenen Ländern, entſproſſen aus verſchiedenen Stämmen der Völker, zu der Arbeit an einem und demſelben Bauwerk des Erkennens berufen waren, fanden ſich, weil der unmittelbarſte Vereinigungspunkt ihrer Werkthätigkeit noch im fern Verborgenen lag, nur durch den vermittelnden Weg des Briefwechſels zuſammen; Steffens aber hatte das Glück mit dem Manne, deſſen gewaltiger Umfang des Erkennens der ergänzende, vermittelnde, freundſchaftlich verwandte Pol ſeines eigenen Erkennens werden ſollte, ſchon in ſeiner Jugend wie noch einmal gegen Ende ſeines Lebens in perſönlich nahe Gemeinſchaft zu treten. So wie dieſe beyden ſich gegenſeitig verſtunden, begriff kein Anderer das, was ſie eigentlich erſtrebten und wollten; es war ein Bund der Geiſter geſchloſſen, welcher in der Geſchichte der tiefer gründenden Erkenntniß der Natur den Beginn eines neuen, bedeutungsvollen Zeitraumes bildet.

Das Reiſeſtipendium, welches Steffens von ſeinem vaterländiſchen Miniſterium empfangen hatte,

war ihm zunächst für seine weitere Ausbildung im Gebiet der Mineralogie und Geognosie bestimmt worden. Nicht dieses allein, sondern zunächst die eigene innere Neigung führte ihn jetzt nach Freyberg in die Schule des größesten Meisters in jenem Reiche der Wissenschaft: zu Werner. Die vorhin genannte Schrift von Steffens über Mineralogie, so wie ein eben damals erschienener Aufsatz desselben in Schellings Journal für speculative Physik, „über den Oxydations- und Desoxydationsproceß der Erde," waren dem jungen Nordländer als kräftige Empfehlung in den Kreis der Männer, in welchen er jetzt eintrat, vorausgegangen. Vor allem fühlte sich Steffens durch Werners Persönlichkeit so wie durch die geistige Kraft und Klarheit angezogen, mit welcher dieser seltene Mann den Kreis seines Erkennens bis ins Kleinste hin durchdrang und beherrschte. Hier in Freyberg war es auch, wo Steffens seine Beyträge zur inneren Naturgeschichte der Erde ausarbeitete. Er selber sagt: „Was ich in dieser Schrift zu entwickeln suchte, das bildete das Grundthema meines ganzen Lebens *)." Dieses Thema aber war nach einer andren Aeußerung von ihm kein andres als „die Spuren einer göttlichen Absichtlichkeit" (nicht aufgedrungenen Naturnothwendigkeit) „in der großartigen Entwicklung des Alls zu verfolgen. **)" Daß auf einige Theile des Inhaltes jener Schrift, namentlich auf die Idee von der polarischen Scheidung des Steinreiches in eine Kiesel- und Kalkreihe, Werners geniale Entwicklung der Formationssuiten von anregendem Einfluß gewesen, erscheint unverkennbar.

Eine Fußreise durch Böhmen und Franken an den Rhein, im Geleite eines Freundes, der nach Paris zu gehen im Begriff war, machte auf Steffens einen zwar sehr erheiternden, dabey aber schnell vorüber gehenden Eindruck. Desto tiefer griff in die ganze Geschichte seines Lebens die Bekanntschaft mit der Familie des Kapellmeisters Reichard ein, dessen Tochter bald nachher seine Gemahlin wurde, welche in seltener Einigkeit des Geistes und Gemüthes Freud und Leid bis zu seinem Ende mit ihm getheilt hat.

Zunächst war es jetzt ein Gefühl der dankbaren Verpflichtung, was ihn nach seinem Vaterland zurückführte. Vor Andren erkannte dort der geistreiche für des Landes Wohl treulich besorgte Minister, Graf Schimmelmann, Steffens außerordentliche Gaben und seinen Beruf zur geistigen Anregung der Jugend an; er wollte ihn vorläufig durch eine Pension für Dänemark erhalten. Aber Steffens galt neben Schelling als der Mitbegründer einer Philosophie, welche in dem damaligen Schlummerzustand, darin die Weltweisheit der Schulen befangen lag, noch viel beschwerlicher eingriff als die Speculation von Fichte. Die Anhänglichkeit an das Sinnliche liegt nach allen Richtungen hin tiefer in der menschlichen Natur, als wir dieß anzuerkennen pflegen; nur das erwachte geistige Leben macht uns von jenen Banden frey, indem es uns mit seiner verklärenden, neu gebärenden Kraft mitten in der Welt des sinnlichen Scheines das Erkennen und die Kräfte eines Seyns nahe bringt, das nur in unsrem Innern seine rechte Gestalt gewinnen kann. Es ist nicht die Lust, die feinere oder gröbere, nicht die Liebe des Sinnlichen allein, darinnen die Menschennatur einen scheinbaren Frieden findet, dessen Störung durch die Stimme eines Predigers in der Wüste sie mit Unwillen empfindet, sondern auch jener Kreis des Erkennens, den der Mensch durch seine natürliche Kraft aus dem Boden des Sinnlichen sich erzeuget, erscheint ihm so ausreichend und befriedigend, daß er nur mit Widerstreben die Anforderung vernimmt, sich über denselben zu erheben. Mit einer solchen ganz bestimmten Anforderung trat aber die deutsche sogenannte Naturphilosophie in Schelling und Steffens *) hervor. Es ist diesen beyden Männern in der weiteren Entwicklung ihrer Philosophie wie ihres Lebens gelungen, das Ziel klar der Welt vor Augen zu legen, das ihnen gleich anfangs bey ihren tieferen Forschungen vor der Seele schwebte;

*) Was ich erlebte B. IV. S. 286.

**) Ebendaselbst S. 289.

*) Freylich nicht so allgemein in den Andren, welche später Naturphilosophen genannt wurden.

sie haben eine Sicherheit des Erkennens gesucht und gefunden, welche nicht aus der Anschauung des Sinnlichen, nicht durch eigene natürliche Kraft gegeben werden kann, sondern welche ihre Klarheit so wie Bekräftigung durch ein Licht empfängt, das aus der Tiefe eines höheren, göttlichen Daseyns als ein geoffenbartes hervorbricht. Nur in diesem Kreise des Erkennens wird die eigentliche Befriedigung jenes Sehnens in uns, das nach Gewißheit ringet, gefunden; nur hier bestehet der wahre, ewige Frieden des äußeren und inneren Menschen; des sinnlichen wie des geistigen Erkennens, denn in ihm findet sich das vergängliche von dem unvergänglichen Seyn vollkommen durchdrungen, ja in diesem aufgelöst; es gehet von dort ein Licht und lebendiges Bewegen in alle Regionen des Wissens und Wahrnehmens aus.

Obgleich die Sprache der gleichsam algebraischen Figuren, in denen die Naturphilosophie bey ihrem Auftreten sich aussprach, den in dem logischen Einmaleins befangenen Zeitgenossen großentheils unverständlich war, ahneten diese dennoch hinter jenem Geheimniß verborgen eine Richtung der Speculation, welche mit der herrschenden Denkweise in offenbarem Widerspruche stand; ein ganzes Heer der Gegner trat auf, unter ihnen Viele, welche damals in der deutschen Literatur als bedeutende Namen galten. Man schrie über wahnwitzigen Unsinn oder, wann dieß nicht ausreichen wollte, über atheistische und pantheistische Lehren, durch welche jene neue Philosophie ein Gift und Verderben für die Jugend werden könnte. Namentlich suchte der bekannte Nicolai in Berlin gleich von vorn herein Steffens ganze Wirksamkeit in Dänemark zu vernichten durch eine Recension in der allgemeinen deutschen Bibliothek, darinnen falsche, entehrende Gerüchte selbst über die Persönlichkeit des jungen dänischen Naturphilosophen mit den unverständigsten Schmähungen seiner Schriften vermischt waren *). Dieser Angriff war in seinen Folgen nur zu gut berechnet; das Heft, das die Recension enthielt, war dem Herzog von Augustenburg, dem dirigirenden Minister des Unterrichtswesens und Schwager des Königes von Dänemark gewidmet; einem Manne, dessen natürlich wohlwollender Sinn bey all seiner sonstigen großen Erkenntniß dennoch in dem damals herrschenden Urtheil über die neue deutsche Philosophie sehr befangen war. Obgleich daher die Vorlesungen von Steffens in Copenhagen einen Zudrang und Beyfall der Hörer fanden, der die ganze Stadt, ja das Land in Aufregung setzte und in kurzer Zeit mehrere der edelsten Keime in empfänglichen Geistern weckte, blieb dennoch seine Stellung im Vaterlande so wie die Aussicht auf eine Anstellung als Universitätslehrer eine höchst unsichere und gefährdete. Auch seine Vorschläge und Ansichten, die er in Folge einer ihm aufgetragenen geognostischen Reise über die bessere Benutzung der Salzlager bey Segeberg der Regierung vorlegte, wurden kalt und geringschätzend aufgenommen. Da kam ein Ruf für ihn an einen Lehrstuhl der Universität Halle und er folgte demselben freudig.

(Schluß folgt.)

*) Steffens habe, so behauptete unter Andren N., die Summen, die eine wohlwollende Regierung ihm auszahlen lassen, um ihn zu einem gründlichen und soliden Mineralogen auszubilden, nutzlos verschwendet, indem er sich den phantastischen Schwärmereyen einer unverständlichen Philosophie hingegeben.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 17.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. April.

Nro. 80. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 28. März.

Hr. Hofrath von Schubert las folgendes Ehrengedächtniß des Henrich Steffens.

(Schluß

Steffens war ein und dreyßig Jahre alt, als er im Herbst 1804 seine Vorlesungen an der deutschen Hochschule begann. Die bedeutendsten unter den damaligen dortigen Lehrern, der berühmte Philolog Wolf, der große Arzt Reil*), der noch jugendliche Schleiermacher**) schlossen sich alsbald geistig befreundet ihm an, auch Curt Sprengel nahm an der Naturphilosophie wie an ihrem Lehrer wohlwollenden Antheil. Wie die ausgezeichnetsten unter den Lehrern seine Freunde, so wurden auch die geistig begabtesten unter den Studirenden der Universität seine eifrigsten, hingebendsten Zuhörer. Freylich fehlte es zu gleicher Zeit nicht an erbitterten Gegnern, namentlich unter den älteren Lehrern der Philosophie, davon mancher es sich zur Aufgabe machte, die Jugend vor der neuen Lehre zu warnen; eine Fluth von Lästerungen über Steffens Persönlichkeit, den man als einen beständig trunkenen Opiophagen darstellte, ergoß sich heimlich und öffentlich unter der verdorbenen so wie leichtgläubigen Masse. Dennoch ward durch diese aufsteigenden Nebel die Heiterkeit nicht gestört, welche über Steffens damalige Lebensverhältnisse sich verbreitete; sein Wirken auf die Jugend war ein tief eingreifendes, durchaus gesundes.

Aber diese glücklichen Verhältnisse sollten nur kurze Zeit dauern. Als im Jahre 1806 Napoleon nach der Schlacht bey Jena gleich wie ein Herrscher in dem besiegten Lande schaltete, da ward von ihm alsbald die Universität Halle, deren Geist ihm als ein aufrührerischer erschien, aufgelöst, die Studenten wurden aus der Stadt verwiesen, die Professoren ihres Amtes und seiner Besoldung beraubt. Nach einer kurzen Zeit des genügsamen, äußerlich höchst beschränkten Zusammenlebens mit Schleiermacher begann für Steffens, der jetzt Familienvater war, eine Wanderschaft an verschiedene Orte, dahin zum Theil Aussichten ihn lockten, welche eben so schnell verschwanden als sie sich gezeigt hatten. Diese heimathlose Lage, welche auf einen minder starken Geist als der seinige war, völlig lähmend würde gewirkt haben, dauerte anderthalb Jahre und als endlich im Frühjahre 1808 Steffens sich entschloß, an die unter westphälischer Regierung wenigstens dem Namen nach wieder fortbestehende Universität

*) Ein würdiges Denkmal hat Steffens diesem trefflichen Manne in seiner Denkschrift auf Joh. Chr. Reil, Halle 1815 gesetzt.

**) Unter andrem vergleiche man Steffens Aeußerung über sein Verhältniß zu Schleiermacher in „was ich erlebte" B. X. S. 60.

Halle zurückzukehren, da war ihm mit der zum Theil neu gewonnenen äußeren Ruhe nicht zugleich die innere geworden, welche durch die lebhafte Theilnahme an dem Schicksal seines neuen Vaterlandes tief gestört war.

Während dieses zweyten Aufenthaltes in Halle machte Steffens seine „geognostisch-geologischen Aufsätze *)“ bekannt, die an die Beyträge sich anschliessen und großentheils jene Beobachtungen und Ansichten enthalten, die ein Ergebniß der vorhin erwähnten Reise in die salzhaltigen Landstriche von Holstein und Lüneburg waren. Hierauf erschienen von ihm die ersten Bände seines „Lehrbuches der Oryktognosie **)“ und die „Grundzüge der Naturphilosophie in Aphorismen ***),“ darinnen ein großer Reichthum eigenthümlicher Gedanken und fruchtbarer Gedankenkeime gefunden wird, während sich in der kleinen Schrift „über die Idee der Universitäten“ eine Ansicht von dem letzten, höchsten Zweck der Wissenschaften ausspricht, welche auf dem Grunde fester Ueberzeugung von der göttlichen Wahrheit des Christenthums beruhet †).

Von jener Stimmung, welche damals fast allgemein in Deutschland gegen ein fremdes Gewaltregiment herrschte, das unsere Nationalität zu untergraben und zu vernichten drohte, konnte kaum ein Anderer tiefer durchdrungen seyn als Steffens. Es galt hier nicht allein eine Befreyung von politischer Art; es galt die Rettung eines neu aufkeimenden geistigen Strebens in Deutschland, an welches er mit all seinen Hoffnungen sich hingegeben hatte.

*) Hamburg 1810.

**) Halle 1811.

***) Bestimmt „zum Gebrauch bey Vorlesungen“ Berlin 1806. M. s. besonders den Schluß der Einleitung, mit den Bemerkungen des Verfassers in seinem: „was ich erlebte“ B. X. S. 58 — 60.

†) Berlin 1809. M. vergl. Steffens Aeußerungen über die Tendenz dieser kleinen Schrift in seinem: „was ich erlebte“ B. VI. S. 44.

Seine Dienstverhältnisse unter der französisch-westphälischen Regierung in Halle hatten für ihn, wie für mehrere der gleichgesinnten Männer etwas durchaus Unheimliches; er folgte deßhalb willig einem an ihn ergehenden Rufe zu der preußischen Universität Breslau, der man so eben bedacht war eine bedeutende Erweiterung ihres Wirkungskreises zu geben.

Zunächst war Steffens für die Professur der Experimentalphysik bestimmt worden; seine innere Beweglichkeit und vielseitige geistige Bildung gab ihm jedoch Veranlassung in ungleich weiterem Umfang, als Lehrer und als Freund auf die studierende Jugend zu wirken. Wie groß sein Einfluß auf diese sey, das zeigte sich, als er der damaligen Erhebung von Deutschlands Männern zur Befreyung des Vaterlandes sich anschließend, durch seine begeisterte Rede wie durch sein Beyspiel ganze Schaaren der edelsten Jünglinge mit sich zu der gleichen Bewegung fortriß. Die Geschichte des folgenreichen Kampfes der nur scheinbar gebrochenen deutschen Kraft mit einer fremden Uebermacht in den Jahren 1813 und 1814 ist allerdings in jedem ihrer einzelnen Züge bekannt genug; dennoch gewährt es ein ganz eigenthümliches Interesse, die Reihenfolge der damaligen Ereignisse und die geistige Gestalt der hierbey einflußreichsten Männer in einem solchen Spiegel abgebildet zu sehen, dergleichen uns Steffens in seinem biographischen Werke „was ich erlebte“ darbietet.

Auch nach Beendigung des Krieges und nach der Zurückkehr zu seinem Lehramt in Breslau, war für Steffens noch nicht das Ende der damaligen Kämpfe gekommen. Der äußere Feind war besiegt, da traten innere Feinde, Aeußerungen der verschiedensten Art und Form hervor, deren Folgen Zwiespalt und betrübende Mißverständnisse waren *). Daß jedoch durch

*) Wir erwähnen bey dieser Gelegenheit etlicher Schriften von Steffens aus dieser Zeit, deren Inhalt zum großen Theil mit den damaligen Kämpfen und Mißverhältnissen in Beziehung steht:

Turnziel. Sendschreiben an den Prof. Kayßler und die Turnfreunde.

alle diese Verhältnisse mit der äußern Ruhe zugleich sein innerer Frieden nicht gestört worden, das bewies sein sich immer gleichbleibendes Wirken als Lehrer und als Schriftsteller. Namentlich verdient es erwähnt zu werden, daß der erste Studierende, der sich an Steffens, da dieser aus dem Kriege zurückgekommen war, mit der vollen jugendlichen Empfänglichkeit anschloß, Ottfried Müller war, welcher bis zu seinem Ende in Steffens den Lehrer und Freund verehrte und liebte, dem er für die Entwicklung und Bekräftigung seines geistigen Strebens ein sehr wesentliches Element verdanke. Denn Steffens pflegte den Jünglingen, die sich ihm naheten, nicht nur Lehrer, sondern ein väterlicher Erzieher zu werden und es mag schwer zu sagen seyn, ob dieselben mehr in seinen geistig belebenden Vorträgen oder in seinem persönlichen Umgange gewannen, dessen anziehender Genuß Jedem frey stand, der ihn benutzen wollte. Selbst die Schriften, welche Steffens während seines Aufenthaltes in Breslau ausarbeitete, geben ein Zeugniß von dieser zweyfachen Art seiner Einwirkung auf die Studirenden und der Form seines vertrauten Umganges mit ihnen.

Ueber Kotzebues Ermordung. Breslau 1819.

Carricaturen des Heiligsten 1819 — 1821.

Die gute Sache, eine Aufforderung, zu sagen, was sie sey, an alle, die es zu wissen meinen 1819.

Widerlegung der gegen ihn von dem Herrn Consistorialrath Schulz erhobenen öffentlichen Anklage 1823.

Ueber Deutschlands protestantische Universitäten.

Ueber geheime Verbindungen auf Universitäten. Ein Fragment aus den Vorträgen über Hodegetik.

Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben; eine Stimme aus der Gemeinde 1823.

Polemische Blätter zur Beförderung der speculativen Physik 1829 (das zweyte Heft erschien mit der neuen Ausgabe des ersten zugleich, 1835).

Denn während die streng wissenschaftlichen Werke, wie die „Anthropologie“, wie die letzten Bände der „Oryktognosie“ und selbst sein vielgelesenes, allgemeine Theilnahme erregendes Buch über „die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden“, so wie die christliche Religionsphilosophie einen theilweisen Inbegriff des Gegenstandes seiner Vorlesungen darbieten, weckt der anmuthig belehrende Inhalt seiner Novellen, in Denen, die sich ihrem Verfasser persönlich naheten, Erinnerungen an die Erzählungen und Gespräche auf, die sie von ihm während der unvergeßlichen Abendstunden im Kreise seiner edlen Familie vernahmen.

Mit seiner Versetzung an die Universität Berlin im Jahre 1832, wurde ihm endlich ein langgehegter Wunsch gewährt. Es war vornämlich das Verlangen nach dem persönlichen Verkehr mit einer nicht geringen Zahl geistig verwandter Männer und ein Gefühl der innig liebenden Ehrfurcht gegen Den, auf welchen die Hoffnungen des ganzen Landes ruheten, was ihn so mächtig dahin zog. Er war jetzt in sein sechszigstes Lebensjahr getreten; das jugendliche Streben und Hoffen seines Gemüthes war jedoch nicht gealtert; wie ein Jüngling, voll Zutrauen und Liebe, mit warmer Begeisterung, wirkte er unter den Jünglingen, als Mann und erfahrener Greis schloß er sich dem Lebenswerk der edelsten Männer an.

Wenn auch aus diesem letzten Jahrzehend seines reichen Lebens nichts anderes zurückgeblieben wäre als sein viel umfassendes Werk „was ich erlebte“, dann würde dieß als ein Gewinn erscheinen, der durch die Mühen und Beschwerden eines Menschenlebens nicht allzu theuer erkauft wäre, denn in diesem Buche wird auch noch ein späteres Geschlecht nicht nur mannichfaltige Züge aus der Geschichte zweyer bedeutungsvoller Menschenalter, sondern vor Allem das treue Bild eines Mannes finden, welcher das Gute erkannte, redlich wollte und nach Kräften that. In einer jugendlichen Frische, welcher der Verlauf der Zeiten ihren Reitz nicht rauben kann, wird jenes Buch noch manchem seiner künftigen Leser, wie den jetzigen, ein Bach am Wege seyn, daraus das Herz eine Freudigkeit schöpfet,

deren Boden die Hoffnung ist, welche Steffens bis an sein Ende sich erhalten hat. „Die endliche bessere Zeit, welcher die Entwicklung unseres Geschlechtes nach manchem stürmischen wie heißen Tage entgegenreifet, ist dem Menschen seit seiner Erschaffung und in dieser selber zugesagt, und das Wort stehet fest.“ Wenn wir auch in der eben genannten letzten, wie in mancher andern schriftstellerischen Arbeit von Steffens das Mangelhafte, zuletzt wohl jedes Menschenwerkes fühlen, so muß, um hier mit den Worten eines Meisters in der Würdigung fremder Verdienste zu reden*), „die Bewunderung des Mannes, wenn sie durch den Anblick des Unvollendeten in seinen Werken sinken möchte, an der Erinnerung des mannichfachen Hindernisses, mit welchem er sein Leben lang zu kämpfen hatte, sich wieder hoch aufrichten.“ Denn nicht in würdevoller Muße oder in vergnügter Unabhängigkeit, wie manche der gepriesenen Schriftsteller der alten und neuern Zeit, „sondern viel umgetrieben, viel geplagt, sehr lang an fremdartige Beschäftigungen angekettet, hat er Zeit und Kraft dennoch gewonnen“ Werke eines tüchtigen Gehaltes hervorzubringen.

Zu der Erheiterung des Sonnenunterganges eines solchen äußerlich oft getrübten Lebens wie das von Steffens war, trug das nicht wenig bey, daß in seinen letzten Lebensjahren der Mann persönlich nahe zu ihm gesellt wurde, mit welchem er als Jüngling den Weg der Forschungen Hand in Hand betreten hatte. Schelling kam nach Berlin, und ein Zusammenleben der beyden Freunde begann, so innig durch Liebe, damit sie gegenseitig sich trugen und ergänzten, als vormals das in Jena gewesen.

Was einer der jüngsten seiner Schüler, Bolhuis, in der Rede an Steffens Grabe aussprach, das galt von diesem nicht nur in seinem spätern Alter, sondern während des ganzen Lebens: „er war eigenthümlich in allem; eine tiefe, klare, Ehrfurcht gebietende Natur, schlicht und einfach, voll Milde und voll Treue. So erschien er denen, die

*) Fr. Roth Lobschrift auf Johann v. Müller, den Geschichtsforscher. S. 43 u. f.

in seinem Umgang aufwuchsen; — und wiederum als der starke entschlossene Mann, der Mann der raschen That, dem das jüngere Geschlecht sich beugte und gerne anschmiegte.“

Eine Ahnung seines nahen Dahinscheidens wandelte in den letzten Tagen seines Lebens ihn öfters an. Es erscheint als ein bedeutungsvoller Zug in der Geschichte dieser letzten Tage, daß die Vorboten des Todes ihn im Kreise theurer Freunde, nach dem Anhören des Vorlesens von Dantes Paradies ereilten*). Der Gedanke der Ewigkeit, der ihm ein Licht auf dem Wege des Lebens gewesen, blieb ihm dieß am Eingang in das Thal des Todes. Das Schlußwort seines letzten Werkes sprach von einer Hoffnung, welche niemals altert noch vergeht, weil sie im Glauben wurzelt, in der Liebe lebt. Diese Hoffnung ist das Erbtheil, welches Steffens in seiner Nachwirkung uns allen, seinen Freunden, hinterließ.

*) Am 8. Febr. 1815, im Hause des geistig nahe befreundeten Hrn. Geheimenraths Goschel. „Im Begriff die Gesellschaft zu verlassen, sinkt er zusammen und es erfolgt ein Blutbrechen; schon nach einer Stunde hatte er sich wieder in so weit erholt, um in Begleitung der Seinigen nach Hause zu gehen.“ Mit tröstlich beruhigenden Worten war er von den Freunden geschieden. Fünf Tage verlebte er noch in stiller, heiterer Fassung des Gemüthes, obwohl bey immer zunehmender leiblicher Schwäche. Sein Tod am Abend des 13. Februars glich einem sanften Einschlummern. M. s. D. Heinrich Gelzer: Zur Erinnerung an Henrich Steffens. Vier Gedächtnißreden (von Hofprediger Strauß, Superintendent Kober, von dem Stud. theol. Bolhuis und von Gelzer selber) gehalten am Tage der Bestattung, 18. Februar 1815.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846. Nr. 18.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. April.
Nro. 81. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 21. Februar 1846.

In der Sitzung wurden nachstehende Vorträge gehalten:

1) Beyträge zur Kenntniß der bayerischen Fauna von Herrn Akademiker Dr. A. Wagner.

Von Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen von Bayern mit dem Auftrage beehrt, auf einer größeren Karte eine Darstellung der geographischen Verbreitung der wichtigsten Thiere aus der bayerischen Fauna zu versuchen, konnte ich es nicht verhehlen, wie viel noch, selbst bey einer solchen Beschränkung der Aufgabe, zu einer befriedigenden Lösung dermalen fehle. Eine Darstellung der Art würde nur alsdann mit gewünschter Vollständigkeit ausfallen, wenn von hinreichend vielen Lokalitäten unsers Landes die Fauna gekannt und verzeichnet wäre. Allein dieß ist bisher nur von sehr wenigen Bezirken geschehen und die hier in Rede kommende Aufgabe muß daher ihre vollständige definitive Lösung erst von der Zukunft erwarten. Um indeß dem höchsten Auftrage so weit als möglich zu entsprechen, habe ich mir von verschiedenen Seiten her Beyträge zu ihrer Ausführung erbeten, und insbesondere habe ich mir durch die sämmtlichen k. Forstämter des Reiches Notizen über das Vorkommen der wichtigsten Thiere in ihren Bezirken verschafft. Hierdurch habe ich bereits schätzbare Anhaltspunkte gewonnen und indem ich mir erlaube, auf Grundlage derselben und meiner eigenen Erfahrungen von einigen der wichtigeren und bekannteren Thiere aus der Abtheilung der Wirbelthiere ihre Verbreitungsverhältnisse in den sieben Kreisen diesseits des Rheins anzugeben, hoffe ich damit Vielen einen Dienst zu erweisen, während andrerseits ich wünsche, daß die Publikation dieses Vortrages eine Anregung geben möchte, mir immer mehr Beyträge zur Kenntniß unserer bayerischen Fauna oder Berichtigungen mangelhafter und irrthümlicher Angaben zu verschaffen.

Es läßt sich schon im Voraus, auch ohne Vornahme näherer specieller Untersuchungen, erwarten, daß die bayerische Wirbelthier Fauna in ihrer horizontalen Verbreitung durch Bayern der Hauptsache nach dieselben Formen wie das übrige Deutschland und das mittlere Europa überhaupt darbieten werde, und es giebt in dieser Beziehung fast das Wasser eine größere Differenz als das Land zu erkennen. Etwas Anderes ist es da, wo die Fauna Gelegenheit findet, in vertikaler Verbreitung zu einer beträchtlichen Höhe emporzusteigen, wie dieß in unsern Alpen der Fall ist. Hier stellen sich nun eine Menge Thiere ein, welche dem übrigen Lande und überhaupt ganz Deutschland nordwärts der Alpenkette vollständig abgehen, und gerade diese Alpenthiere sind es, welche die interessantesten Vorkommnisse in der bayerischen Fauna ausmachen.

Die Thierarten, über deren Verbreitungsverhältnisse in Bayern ich mir Erörterungen vorzulegen erlaube, obschon sie allerdings gegenwärtig bey mei-

nem noch nicht vollständigen Materiale nicht erschöpfend seyn können, sind die nachstehend verzeichneten.

I. Säugthiere.

1. Der Bär (Ursus arctos) ist in ganz Bayern als Standwild vollständig ausgerottet; ja seit einem Decennium ist selbst nicht einmal der Fall mehr vorgekommen, daß er über die Gränze hereingebrochen wäre. Im Fichtelgebirge ist seine Vertilgung schon vor mehr als hundert Jahren erfolgt. Dort hatten sich vor dieser Zeit die Bären so vermehrt, daß große Treibjagden auf sie angestellt und eigne Bärenfänge angelegt wurden. Ein solcher hat sich in seinem Mauerwerke auf der Platte des Waldsteins bis auf unsere Tage erhalten und im Jahre 1710 ist daselbst der letzte Bär gefangen worden. Seitdem hat sich im Fichtelgebirge keiner mehr spüren lassen.

Länger haben sich die Bären im bayerischen Walde und zwar als Standwild gehalten, denn Poschinger sah noch, wie Schrank berichtet, zu Ende des vorigen Jahrhunderts im Landgerichte Zwiesel diese Thiere als ständige Bewohner, auch giebt derselbe Beobachter an, daß er einmal im Oktober drey Junge mit ihrer Mutter beysammen gesehen hätte. Wann der Bär daselbst ausgerottet wurde, kann ich nicht angeben, da sich die k. Forstämter Schönberg, Wolfstein und Zwiesel mit der einfachen Bemerkung, daß derselbe bey ihnen nicht vorkomme, begnügen. Indeß hat unsere Sammlung, wie Wagler *) berichtet, noch im Jahre 1826 einen Bären von Zwiesel erhalten, doch während des Winters, daher er wahrscheinlich nur aus Böhmen herübergestreift war.

Das bayerische Hochgebirge (Alpengebirge) hat aus den großen Salinenwaldungen von Ruhpolding zwey Bären unserer Sammlung geliefert, die daselbst in den Jahren 1822 und 1835 geschossen wurden; seitdem wurden daselbst keine mehr wahrgenommen. Wagler giebt noch an, daß im Jahre 1828 ein Bauer bey Traunstein ebenfalls einen Bären erlegte. Alle wurden nur in den Wintermonaten beobachtet und sind als versprengte Flüchtlinge anzusehen. Der übrige Theil des Hochgebirges hat keine Bären geliefert; nur um Tegernsee und dem angränzenden Tyroler Gebirge wurde von 1826 — 28 ein solches Thier verspürt, das im letzteren erlegt wurde. Um Hohenschwangau wurde der letzte Bär im Jahre 1629 geschossen.

2. Der Wolf (Canis Lupus) ist ebenfalls längst ausgerottet. Im Fichtelgebirge hatte er in älteren Zeiten so überhand genommen, daß in den Jahren 1601 und 1602 in den sechs Aemtern große Wolfsjagden angestellt und viele Wolfsgruben angelegt wurden. Dadurch gelang es, daß dieses Raubthier seit mehr als hundert Jahren daselbst vollständig vertilgt ist und nur sehr selten stellt sich ein Flüchtling ein, wie z. B. im Jahre 1803, wo ein solcher in der Weißenstädter Revier geschossen wurde, und während des vorigen strengen Winters, wo man zwey im Forstamte Selb verspürte, die aber wieder verschwanden. Auch in allen übrigen Theilen Bayerns ist der Wolf nicht mehr vorhanden und höchst selten wird ein versprengter gesehen. Im bayerischen Hochgebirge ist seit langer Zeit nur ein einziger Fall der Art bekannt geworden, indem bey Tegernsee im Jahre 1837 ein alter Wolf, nachdem er drey Jahre im dortigen Bezirke sich aufgehalten und große Verheerungen unter dem Wilde angerichtet hatte, geschossen wurde; er ist jetzt in unserer Sammlung aufgestellt. Bey Vohenstrauß wurde vor zwanzig Jahren ein anderes Exemplar erlegt. Im Würzburgischen wurde ein herumstreifender Wolf 1810 bey Burgwallbach geschossen und in der zoologischen Sammlung der Universität Würzburg aufgestellt.

3. Der Luchs (Felix Lynx) wird noch von Wagler im Jahre 1828 als gemein im bayerischen Hochgebirge angegeben, mit dem Zusatze, daß alle Winter 10 — 14 Stück im Tellereisen gefangen würden. Binnen den achtzehn Jahren, vor welchen Wagler seine Bemerkungen über die bayerische Fauna niederschrieb, hat sich dieß Verhältniß dermassen geändert, daß seitdem der Luchs aus der Reihe der im Hochgebirge ansässigen Thiere wohl ganz verschwunden ist, und in demselben nur noch zuweilen

*) Einzelne Beyträge zur bayerischen Fauna in der Isis 1828. S. 1140.

als größte Seltenheit auf seinen Streifereien aus Tyrol her verspürt wird. Ein solches Resultat ergiebt sich aus den Berichten der k. Forstämter, die ich hiermit darlege. Im Forstamte Berchtesgaden ist seit Jahren keiner mehr vorgekommen; ebenso in dem von Ruhpolding und Marquartstein, obgleich die Luchse hier sonst häufig waren; im letztgenannten Bezirke wurde der letzte 1830 erlegt. Im Forstamte Tegernsee, wo sie früher zahlreich waren, jedoch immer nur periodisch, sind sie seit dem Jahre 1826, wo ein ganzes, aus den alten Thieren und zwey jungen Luchsinnen bestehendes Gehecke am Hirschberge erlegt wurde, ausgerottet, so daß seitdem nur noch einzelne dieser Raubthiere erschienen sind. Auch im Forstamte Benediktbeuern, wo sie vor ein Paar Decennien nicht besonders selten waren, zeigt sich jetzt nur noch in einzelnen und strengen Wintern ein oder das andere Stück auf seinen Raubzügen von Tyrol her. Dasselbe gilt vom Forstamte Partenkirchen, wo jetzt nur manchmal der Winter einzelne durchwechselnde Luchse bringt, während sie daselbst noch vor 10 — 12 Jahren einheimisch waren. Auch im Hohenschwangauer Gebirg, von wo Schrank sie anführt, sind sie nunmehr seit etlichen und zwanzig Jahren verschwunden. Nur im schwäbischen Antheil des bayerischen Hochgebirgs westwärts des Lechs (Forstamt Immenstadt) wäre es möglich, daß der Luchs sich noch in einem oder dem anderen Schlupfwinkel als ständiger Bewohner gehalten hätte, da er hier wenigstens noch vor zwanzig Jahren ziemlich häufig war und Alte und Junge damals gefangen wurden.

Die schnelle Vertilgung der Luchse im bayerischen Hochgebirge ist hauptsächlich der von der k. Regierung früher ausgesetzten hohen Prämie zuzuschreiben, indem für jedes eingelieferte Stück 75 Gulden bezahlt wurde. Mit der Verminderung dieser Raubthiere hat die Vermehrung des übrigen Wildstandes gleichen Schritt gehalten.

In den andern Theilen des Landes sind die Luchse seit undenklichen Zeiten verschwunden. Vor zweyhundert Jahren schoß man im Fichtelgebirge noch manchmal einen Luchs, seitdem weiß man daselbst nichts mehr von ihnen. Vom bayerischen Walde giebt Schrank nach den Mittheilungen Poschinger's an, daß der Luchs alle Winter aus Böhmen in die Waldungen des Landgerichts Zwiesel herüberstreife; die Berichte der k. Forstämter Schönberg, Wolfstein und Zwiesel geben einfach an, daß er im bayerischen Wald nicht vorkomme.

4. Die Wildkatze (Felis Catus ferus), welche keineswegs mit unserer Hauskatze zu einer und derselben Art zu zählen ist, hat sich besser als die drey vorhin genannten Raubthiere der Ausrottung zu entziehen gewußt, so daß sie noch immer weit verbreitet, wenn gleich sehr vereinzelt und daher spärlich vorkommt, auch großen Landstrichen ganz fehlt. Dem bayerischen Hochgebirge geht sie gänzlich ab; ja sie wird in dem großen Flächenraume, der westwärts vom Lech, nordwärts von der Donau, ost- und südwärts von den österreichischen Provinzen begränzt wird, also ganz Oberbayern und den größten Theil von Niederbayern umfaßt, fast vollständig vermißt. Es ist mir von daher nur ein einziger Fall bekannt, wo eine ächte Wildkatze erlegt wurde, nämlich bey Alt-Hegnenberg (gegen Augsburg hin liegend). In den Waldungen um den Starnberger See soll sie zwar auch als höchste Seltenheit vorkommen, doch fehlt darüber eine sichere Auskunft. Jenseits des Lechs stellt sie sich hie und da ein; im Forstamte Ottobeuern war sie sogar früher nicht besonders selten, jetzt aber kommt sie nur mehr vereinzelt vor, wie letzteres auch der Fall ist in den Forstämtern Biburg und Weissingen.

Nordwärts der Donau fehlt die Wildkatze im ganzen bayerischen Waldgebirge, so wie im Fichtelgebirge; sie kommt erst westwärts in den tiefer liegenden Waldungen um Bamberg, Vilseck, Burglengenfeld, im Hienheimer Forste bey Kelheim, bey Bach im fürstl. Thurn- und Taris'schen Herrschaftsgericht Wörth, bey Pyrbaum, Kastell und Beilngrieß (Holnstein), aber überall nur als Seltenheit vor. Sie breitet sich dann weiter westwärts durch Franken aus, indem sie sich einzeln in den Waldungen um Forchheim, Nürnberg, Altdorf, im Steigerwalde, etwas häufiger im Eichstädtischen, Pappenheimischen und Ansbachischen, namentlich bey Gunzenhausen, Hohenek unfern Windsheim, Flachslanden, Mitteldachstetten ꝛc. aufhält. Von hieher (Egenhausen) hat erst vor zwey Jahren unsere Samm-

lung ein großes altes Individuum erhalten, das ein Gewicht von 16 Pfund hatte. Nicht selten ist die Wildkatze im Guttenberger Walde bey Würzburg, wo jährlich 4 — 6 Stück erlegt werden; auch im Gramschatzer Walde ist sie noch öfter zu finden. Durch den ganzen Spessart, so wie durch einen Theil der Rhön ist die Wildkatze ebenfalls verbreitet, aber nirgends in größerer Frequenz. Da dieses Thier sehr versteckt lebt und mit großer Vorsicht zu Werke geht, so wird es sich in den größeren Waldungen auch für die Zukunft forthalten.

5. Nicht so ist es mit dem Wildschweine (Sus Scrofa ferus), dessen gänzliche Vertilgung im freyen Zustande in unserm Lande schon fast allenthalben durchgeführt ist, so daß seine Existenz nur noch durch die Parke gesichert wird. Schrank erzählt, daß unter Kurfürst Maximilian I. die Schweinsjagd der Kammer jährlich 200,000 Gulden eingetragen habe. Diese Zeiten sind längst vorüber, denn im ganzen damaligen Umfang des bayerischen Kurfürstenthums sind keine Wildschweine mehr im freyen Stande vorfindlich. Mit Ausnahme des Spessarts sind sie nunmehr in allen andern Theilen des Landes ausgerottet oder kommen nur höchst selten als vereinzelte Flüchtlinge aus den Parken vor und werden dann gleich weggeschossen. In Oberbayern werden sie in den Parken von Grünwald, von Egelsparting bey Ebersberg und von Forstenried gehalten.

In der Oberpfalz werden sie im fürstlich Taxischen Parke bey Donaustaauf gehegt, sonst sind sie seit dem Anfang dieses Jahrhunderts allenthalben verschwunden; vor 70 Jahren sind sie im Passauischen ausgerottet worden. Im Bayreuthischen, wo diese Thiere unter der markgräflichen Regierung häufig vorhanden waren, sind sie bereits unter der preußischen ganz weggeschossen worden. Dasselbe war im Ansbachischen der Fall, wo sie nunmehr spurlos verschwunden sind. In dem großen Reichswalde um Nürnberg kamen noch vor zwanzig Jahren einzelne Wildschweine vor, wie ich denn damals ein auf einer großen Treibjagd in der Sebaldi-Waldung erlegtes Individuum für die zoologische Sammlung der Universität Erlangen ankaufte. Jetzt sind sie daselbst so wie im Laurenzi-Walde ganz ausgerottet; im Forstamte Altdorf seit 18 Jahren. Ein Gleiches

gilt von den Pappenheimischen und Eichstädtischen Waldungen; nur in dem herzoglich Leuchtenberg'schen Parke, Forstreviers Breitenfurth, werden sie gehalten. Aus dem Steigerwalde sind sie seit 30 Jahren verschwunden; auch im Guttenberger- und Gramschatzer-Walde sind sie nicht mehr ständig, sondern nur mitunter auf dem Durchwechsel zu spüren. Die Rhön hat gar keine Wildschweine aufzuweisen, und so ist es denn nur noch der Spessart, der abgesehen von den Wildparken, worin sie gezogen werden, in seinen geschlossenen Waldungen ihnen hie und da einen Aufenthalt gewährt, doch werden sie auch hier immer seltener, da die Hege dieses Wildes außer dem Parke verboten ist. Es ist daher vorauszusehen, daß auch hier nach einer nicht sehr langen Frist die letzten Reste dieser Thierart im freyen Zustande vertilgt seyn werden.

6. Zu den interessantesten Vorkommnissen in Bayern gehört der Biber Castor Fiber, der sich trotz aller Nachstellungen noch erhalten hat, wenn gleich nur in sehr beschränkter Anzahl und in sehr vereinzeltem Auftreten. Ueber sein Vorkommen in Bayern, so wie über seine Lebens- und Benützungsweise hat vor 15 Jahren ein geehrtes Mitglied unserer Klasse, Herr Hofrath Dr. Medicus *) recht dankenswerthe Nachrichten mitgetheilt, so daß ich mich hier lediglich auf die gegenwärtige Verbreitung dieses Thieres zu beschränken brauche, wie ich sie nach den mir vorliegenden Berichten in Erfahrung gebracht habe. Ich habe hiebey zu bemerken, daß, da die Biber durch häufige Verfolgungen öfters zum Auswandern veranlaßt werden, also ein und dasselbe Individuum mitunter an verschiedenen Orten gesehen wird, ihre Anzahl größer erscheinen dürfte als sie in der That ist.

(Fortsetzung folgt.)

*) Bayerische Annalen Jahrg. 1833. S. 267 u. f.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 19.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. April.
Nro. 82 der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 21. Februar 1846.

In der Sitzung wurden nachstehende Vorträge gehalten:

1) Beyträge zur Kenntniß der bayerischen Fauna von Herrn Akademiker Dr. A. Wagner.

(Fortsetzung.)

Der Biber findet sich in Bayern gegenwärtig nur an der Donau und deren südlichen Zuflüssen; nordwärts jenes Stromes ist er in unserm Lande nirgends vorhanden. Zwar sagt Schrank, daß er auch in der Waldrevier an der böhmischen Gränze vorkommt; allein alle amtlichen Berichte von dorther geben ihn als nicht vorhanden an. Er mag also seitdem hier ausgerottet worden seyn, wie dieß auch an einem andern nördlichen Seitenfluß der Donau, nämlich an der Altmühl, sich ereignet hat, wo der letzte Biber vor 20 Jahren bey der Krahmühle (Landgerichts Kipfenberg) geschossen wurde.

Längs der Donau sind mir folgende Punkte als Aufenthaltsörter des Bibers bezeichnet worden. Im Forstamte Günzburg hat er nur noch Bauten in den Gemeinds-Waldungen von Oberelchingen unterhalb der Elchinger Brücke am linken Donauufer und ist daher sein Vorkommen sehr selten; seit zwey Jahren wurde keiner mehr gespürt. Ich mache hierbey bemerklich, daß etwas unterhalb Elchingen auf der rechten Seite der Donau ein Flüßchen Biber und eine Ortschaft Biberberg vorkommt, was auf ein häufigeres Vorkommen dieser Thiere daselbst in älteren Zeiten hinweist. Vom k. Forstamte Dillingen wird der Biber als äußerst selten an der Donau bezeichnet; vom Forstamte Donauwörth als an der Donau und dem Lechе vorkommend, jedoch nicht in großer Anzahl. Nach der Angabe des k. Forstamtes Neuburg dürften längs der Donaustrecke vom Einflusse des Lechs bey Lechsend bis Ingolstadt höchstens 4 – 5 Biber vorhanden seyn. Vom k. Forstamte Neuburg a. d. D. wird bemerkt, daß die Biber sonst häufig an den Donauufern waren, in neuerer Zeit aber sich gänzlich verloren haben. Forstrath Koch *) giebt an, daß der Biber, obwohl eigentlich auf den Donauinseln bey Ingolstadt hausend, doch bisweilen auf seinen Wanderungen gegen Regensburg zu streife. Von der k. Forstverwaltung Deggendorf wird er von der Donau, Isar und Vils, aber noch seltner als der Fischotter aufgeführt. Ebenso zählt ihn das k. Forstamt Passau unter die Seltenheiten der Donau und des Inns, so daß er vielleicht an der untern Donau keinen ständigen Aufenthalt hat.

Der Lech wird an verschiedenen Punkten von Bibern bewohnt. Erst vor 5 Jahren wurde ein solcher an diesem Flusse bey Füssen gefangen. Nach dem Berichte des k. Forstamtes Landsberg hält sich seit 4 Jahren am Lechе unfern Landsberg ein Biber als Einsiedler auf, und zwischen Kaufring und Pritriching schneiden zwey Biber in den Lechauen.

*) Fürnrohr's Topograph. v. Regensb. III. S. 7.

Eben so dürften noch 2 Paare an der Ammer domiziliren. Am untern Lech halten sich einzelne Biber auf.

Die Ammer (Amper) ist seit alten Zeiten als Aufenthaltsort der Biber bekannt und hat noch jetzt verhältnißmäßig die meisten aufzuweisen. Schon in einer Urkunde von 1229 wird hier dieser Thiere gedacht. Am häufigsten kommen sie hier bey Fürstenfeldbruck und Olching vor, woselbst ihre einfachen Bauten öfters gefunden werden.

Von der Ammer mögen mitunter Biber in die Isar übergehen, woher es dann kommt, daß bisweilen als große Seltenheit einer oder der andere selbst oberhalb Freysing an den Isarufern erscheint, ohne jedoch dort einen ständigen Aufenthalt zu haben. Herr Hofrath Medicus gibt an, daß schon Biber in der Gegend von Ismaning erlegt wurden. Daß jedoch solche Thiere selbst an der obern Isar bey Lenggries und Hohenburg von Zeit zu Zeit vorgekommen seyn sollen, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Schon seit älteren Zeiten scheinen die Biber nur an der untern Isar von Landshut abwärts gewohnt zu haben, indem ein churfürstlicher Befehl von 1685 lediglich auf dieser Strecke des Flusses den Biberfang verpönte. Bey Landshut haben sich noch vor zwanzig Jahren mehrere auf den dortigen Isarinseln aufgehalten. An der untern Isar, wo er sonst ziemlich häufig war, ist der Biber jetzt sehr selten geworden, und wohnt nur noch in Erdlöchern, während bei Pöring noch Ueberreste von künstlichen Bauten früherer Zeit vorhanden sind.

Der Traun (um Stein bey Troßberg) und der Salzach weist schon Schrank den Biber zu. Wie es sich mit dem ersteren Vorkommen verhalte, weiß ich nicht; dagegen geben die mir vorliegenden forstamtlichen Berichte von Reichenhall und Burghausen an, daß noch einzelne Biber an der Salzach vorkommen.

Aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, daß zwar Biber noch an mehreren Punkten der Donau und deren südlichen Zuflüssen gesehen werden, daß sie aber allenthalben zu den vereinzelten Vorkommnissen gehören. Da unter allen unsern einheimischen Thieren der Biber dasjenige ist, welches weit am höchsten im Preise steht, folglich zum Wildfrevel am meisten anreizt, so ist zu befürchten, daß trotz aller Verbote seine Ausrottung in einer nicht sehr fernen Zeit erfolgen dürfte.

7. Das Murmelthier (Arctomys Marmota) ist lediglich ein Bewohner der Hochalpen, ohne jedoch auf allen heimisch zu seyn, indem es sich nur an den beyden Gränzen des bayerischen Hochgebirges einstellt. Es bewohnt nämlich auf der Ostgränze das Gebirge von Berchtesgaden, wo es z. B. am Untersberg ziemlich verbreitet und häufig ist, und findet sich dann erst wieder jenseits des Leches an der Westgränze im Gebirge von Immenstadt, wo es in ziemlicher Menge in den Revieren Fischen und Burgberg (z. B. auf dem Grinden) domizilirt. Vor vier Jahren wurden Murmelthiere im Hohenschwangauer Gebirge, wo sie sonst nicht zu Hause waren, eingesetzt.

8. Der Hamster (Cricetus frumentarius) gehört gleich dem Murmelthiere zu den partikulären Vorkommnissen in Bayern, ist aber kein Bewohner der Berge, sondern des getreidereichen Flachlandes. Er findet sich lediglich in einem Streifen des nördlichen Frankens, der sich in der Richtung von Ost nach West ausdehnt und im größten Theile seiner Länge vom Main durchflossen wird. Daß der Hamster um Würzburg, Schweinfurt und Gerolzhofen vorkommt, war mir schon früher bekannt, daß er sich aber noch weiter ausbreitet, ersehe ich aus den forstamtlichen Berichten, die mir jedoch noch nicht vollständig vorliegen, da mir die der mediatisirten Herrschaften fehlen. So weit meine Materialien reichen, kann ich über die Verbreitung des Hamsters einstweilen folgende nähere Angaben liefern. Im Forstamte Aschaffenburg kommt er allenthalben, jedoch nicht häufig vor. In der Gegend von Würzburg, zumal um Rimpar, ist er einzeln allenthalben verbreitet; im Ochsenfurter- und Schweinfurter-Gau und um Werneck ist er hier und da häufig, von wo er bis ins Revier Buchold gegen Hammelburg und bis gegen Neustadt an der Sale, jedoch nur vereinzelt, vorschreitet und hier seine Nordgränze findet, da er weder in die Rhön, noch in den Spessart eindringt, höchstens im Vorspessart ausnahmsweise angetroffen wird. Um Gerolzhofen ist er all-

gemein verbreitet, ohne jedoch häufig zu seyn. Seine südlichste Gränze in Mittelfranken wird wohl Suggenheim und Baudenbach seyn, wo er indeß nur selten ist. Um Ebrach und Bamberg wird er nicht gefunden, dagegen wird er im Forstamte Lichtenfels als Seltenheit angeführt, im Forstamte Kronach ist er allenthalben zu treffen, ebenso in dem von Horlach, wo er an manchen Orten sogar in beträchtlicher Menge vorkommt.

9. Der Alpenhase (Lepus variabilis), von dessen Daseyn Schrank nicht ganz gewiß überzeugt war, indem er selbst keinen zu sehen bekam, ist durch das ganze bayerische Hochgebirge von Berchtesgaden an bis nach Immenstadt verbreitet. Da sein Fleisch nicht geachtet wird, so wird er nicht häufig erlegt.

10. Die Gemse (Antilope Rupicapra) ist noch immer in ziemlicher Anzahl durch das ganze Hochgebirge zu finden und der ausgezeichnetste unter dessen Bewohnern.

11. Das Rothwild, nämlich der Edelhirsch (Cervus Elaphus) und das Reh (Cervus Capreolus), ist trotz aller Verminderung doch noch fast in allen Waldungen Bayerns zu finden, und wenn auch der erstere in verschiedenen Bezirken ganz ausgerottet ist oder doch nur auf dem Durchwechsel erscheint, so stellt sich dagegen noch allenthalben das Reh ein, und übertrifft an Frequenz die andere Art, doch hat es im vorigen Winter sehr gelitten. Flüchtlinge aus den zahlreichen Wildparken tragen übrigens bey, den Abgang an Hirschen einigermassen wieder zu ersetzen.

Edelhirsch und Reh sind durch das ganze bayerische Hochgebirge in ziemlicher Menge verbreitet, und es geht insbesonders ersterer in demselben zu einer Höhe von 3 — 4000 Fuß über der Meeresfläche hinauf, und hält gut aus. Auch die Waldungen des oberbayerischen Flachlandes haben noch einen ziemlich guten Wildstand, und nicht nur hier, sondern ebenfalls in den Isarauen von München bis Landshut und im Schleißheimer Moose halten sich Edelhirsche, Damhirsche und Rehe auf. In den großen Eichstädter und Pappenheimer Waldungen ist auch noch ein ziemlicher Wildstand vorhanden. Im bayerischen Walde erscheint der Edelhirsch nur noch als Wechselwild, während das Reh noch überall vorhanden ist; in der Oberpfalz haben ersteren insbesondere die Forstämter Weiden, Tirschenreuth und Waldsassen aufzuweisen. In den ehemaligen Fürstenthümern Bayreuth und Ansbach, wo sonst die Hirsche in übermäßiger Anzahl gehegt wurden, sind nur noch wenige Reste vorhanden, während die Rehe sich fortgehalten haben. Dasselbe gilt von den großen Waldungen um Nürnberg, wo der Edelhirsch nur zufällig als Wechselwild gesehen wird. Im Gramschatzer und Guttenberger Wald ist er sehr selten geworden, in letzterem wenigstens nur im Durchwechsel; der Rehstand dagegen ist sehr gut bestellt. Im Spessart sind beyde Arten in ziemlicher Menge vorhanden, auch in der Rhon hat der Edelhirsch sein Daseyn gefristet, doch nur in beschränkter Anzahl.

Der Damhirsch (Cervus Dama), der nicht zu den ursprünglichen Bewohnern der deutschen Waldungen gehört, sondern aus dem südlichen Europa eingeführt ist, tritt außer den Parken nur an einzelnen Punkten in geringer Anzahl auf, hält sich übrigens im freyen Stande gut fort. Dieß beweisen z. B. die Damhirsche in den Isarauen unterhalb München, oder die im Forstreviere Wies bey Steingaden vor etlichen Jahren eingesetzten, die sich so ziemlich vermehren, oder die von Lindenbühl bey Gunzenhausen, welche aus alter Zeit her sich fortpflanzen, im Sommer häufig in die Umgegend auswechseln, im Winter aber immer wieder in ihre alte Heimath zurückkehren. So finden sich die Damhirsche noch an mehreren andern Punkten unsers Landes; dem Hochgebirge jedoch gehen sie längs seiner ganzen Ausdehnung vollständig ab.

12. Die Alpen-Spitzmaus (Sorex alpinus), bisher nur aus den Schweizeralpen bekannt, ist neuerdings von Dr. Held bey Partenkirchen und Berchtesgaden aufgefunden, und in zwey Exemplaren unserer Sammlung übergeben worden. Sie darf also als ein Bewohner des ganzen Alpengebirgs angesehen werden.

II. Vögel.

1. Der Lämmergeier (Gypaetos barba-

tus) gehört zu den seltensten Erscheinungen im bayerischen Hochgebirg; ich wenigstens habe von daher noch kein Exemplar erhalten können. Gleichwohl ist er vorhanden, wie schon Wagler anführt, daß 1827 ein altes Männchen bey Berchtesgaden geschossen worden sey, wo er auch jetzt noch vereinzelt vorkommt. Vom k. Forstamte Ruhpolding wird angegeben, daß er öfters in einzelnen Paaren bemerkt worden sey. Im Hochgebirge von Marquartstein soll er brüten; in dem von Tegernsee wurden zwar einzelne gesehen, aber ein Horst nie gefunden. In den Alpen des Forstamts Benediktbeuern soll er in sehr einzelnen Exemplaren die höchste Felsenregion bewohnen, dagegen ist er in den Aemtern Partenkirchen und Immenstadt nicht beobachtet worden, jedenfalls ist er also bey uns ein höchst seltener Vogel.

2. Der Steinadler (Falco fulvus) ist etwas häufiger in unserm Hochgebirge. Um Berchtesgaden kömmt er vereinzelt vor; ebenfalls im Hochgebirge von Reichenhall, doch nicht daselbst brütend, wohl aber in dem von Marquartstein und Rosenheim, wo sich im letztern 2 — 3 Paar ständig aufhalten. Im Forstamte Tegernsee ist er nicht selten, horstet auch daselbst in dazu passenden Höhlungen und Felsenwänden, z. B. am Peisenberg, Kamp, Leonhardstein. Im Amte Partenkirchen kommt er ebenfalls in einzelnen Paaren vor; so z. B. horstet alljährlich im hintern Reinthale ein solches. Auf der Westgränze des bayerischen Hochgebirgs hat der Steinadler seinen Sitz in den Revieren Immenstadt, Burgberg und Fischen. Außerhalb der Alpen habe ich nur von einem einzigen Orte gehört, wo noch der Steinadler horsten soll, nämlich im Köschinger Forste (zwischen Ingolstadt und Beilngries), wo zu Folge der mir gewordenen Mittheilungen nicht blos ein Paar Fischaare, sondern auch ein Paar Steinadler beynahe jährlich brüten, von welch letzteren im Jahr 1843 ein Stück geschossen wurde.

3. Der Seeadler (Falco albicilla) ist im Winter häufig in den Auwaldungen an der Isar unterhalb München in den Revieren Ismaning und Hirschau, doch wie schon Wagler bemerkt, ist es fast immer nur der junge Vogel, der bey uns sich einstellt. Am obern Starnberger See soll er gleich dem Fischaar (Falco haliaëtos) zuweilen horsten, welch letzterer übrigens in der Nähe verschiedener Gewässer brütet.

4. Der Uhu (Strix Bubo) ist zwar in den gebirgigen und waldigen Theilen Bayerns weit verbreitet, fehlt aber doch ganzen Bezirken, wo man ihn als Standvogel erwarten sollte, und zeigt sich ohnedieß allenthalben nur sehr vereinzelt. Verhältnißmäßig am häufigsten kommt er im Hochgebirge vor, wo er in den meisten Bezirken getroffen wird, so z. B. im Forstamte Berchtesgaden, Marquartstein, Rosenheim, wo jedoch höchstens zwey Paar horsten, ferner Ruhpolding an den Felsengehangen des Stauffen, Falkenstein, Hausgraben; auch um Tegernsee, im Hochgebirge von Benediktbeuern und um Partenkirchen ist er sehr selten, wo im letzteren dermalen nur sein Aufenthalt am Framersbach bekannt ist; endlich in dem Gebirge von Immenstadt. Im Flachlande Oberbayerns wird der Uhu auch zuweilen auf dem Striche gesehen. Dagegen horsten alle Jahre einige in den größern Waldungen um Kempten, namentlich dem Kempter-Walde, ebenso an den Felsengehängen bey Obergünzburg und an den steilen Illerhalden im Revier Grünenbach. An der Donau horstet er selten, so z. B. in den Felsengehängen derselben und der Altmühl bey Kelheim; bey Günzburg wurden seit drey Jahren zwey geschossen. In den Gebirgsgegenden des bayerischen Waldes nistet der Uhu nicht, dagegen an vielen Punkten der Oberpfalz, z. B. bey Sulzbach, Breitenbrunn und Unterbürg im Bezirke von Beilngries, an den Ufergehängen des Regens und der Naab im Amte Burglengenfeld, im Revier Kastel.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846. Nr. 20.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. April.
Nro. 83. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 21. Februar 1846.

In der Sitzung wurden nachstehende Vorträge gehalten:

1) Beyträge zur Kenntniß der bayerischen Fauna von Herrn Akademiker Dr. A. Wagner.

(Fortsetzung.)

Im Innern des Fichtelgebirgs hat er keinen ständigen Sitz; außerhalb desselben findet er sich z. B. bey Berneck in der Oelschnitz, im Forstamte Horlach, bey Lauenstein (Falkenstein); das fränkische Juragebirge bietet ihm insbesondere in seinen zerklüfteten Dolomitfelsen einen bequemen Bergungs- und Brütort dar, und man findet ihn deßhalb an verschiedenen Punkten desselben, wie z. B. bey Lichtenfels, Muggendorf, den Felsengehängen der Altmühl. Im Innern des Spessarts und der Rhön wird er dagegen nicht angetroffen, sonst aber horstet er an einzelnen Punkten Unterfrankens, namentlich an den felsigen Uferwänden des Mainthales bey Karlstadt, Retzbach und selbst in der nächsten Umgebung von Würzburg, an der Festung Marienberg, wo jährlich Junge ausgebrütet werden.

5. Die Alpendohle (Corvus Pyrrhocorax) ist als ächter Alpenbewohner blos auf das Hochgebirge beschränkt, in dessen ganzer Ausdehnung von Berchtesgaden bis Immenstadt sie auf nackten Felsenkuppen, die sie in Schaaren unter einem eigenthümlichen hell klingenden Pfeifen umschwärmt, gesehen wird. – Die Steinkrähe (Corvus Graculus) will man zwar hier und da in unserem Hochgebirge einzeln wahrgenommen haben, doch ist mir kein sicher verbürgter Fall bekannt.

6. Die Ringdrossel (Turdus torquatus) ist häufig im Hochgebirge. Der Steinröthel (Turdus saxatilis) und die Blauamsel (Turdus cyanus) kommen zwar in demselben auch vor, doch sind sie häufiger im Tyroler Gebirge. Der Steinröthel beschränkt sich übrigens nicht blos auf die Alpen, sondern brütet auch in andern gebirgigen Gegenden. So z. B. gibt schon Schrank als Wohnort von ihm die Umgegend von Regensburg an, und Forstrath Koch*) hat dieß neuerlich bestätigt, indem er anführt, daß dieser Vogel in den Mauern der Schloßruine zu Kalmünz und bey Hohenfels nistet. In neuerer Zeit hat er sich auch, wie Gloger**) erwähnt, in den Dolomit- und Jurakalkfelsen des Muggendorfer Gebirges zu mehreren Paaren eingefunden und soll überhaupt noch an mehreren anderen Punkten des Juragebirgs nisten.

7. Die Nachtigall (Sylvia Luscinia) fehlt allen gebirgigen oder mit dichten Waldungen bedeck-

*) An a. O. S. 16.

**) Vollst. Handb. der Naturgesch. der Vögel Europa's I. S. 190.

ten Gegenden und sucht sich überhaupt wärmere Lagen auf. Um München, überhaupt in Oberbayern und dem größten Theile von Niederbayern, fehlt sie oder kommt nur auf dem Zuge durch. In den obern Donauauen ist sie einheimisch, doch durch den Fang an vielen Orten sehr vermindert. Auch Forstrath Koch klagt, daß um Regensburg die Nachtigall jedes Jahr von den Vogelstellern ausgerottet werde; an der untern Donau, wenigstens um Passau, kommt sie gar nicht vor. In Franken hört man ebenfalls an vielen Orten die Klage, daß die fortwährenden Nachstellungen diese lieblichsten aller Sänger immer mehr vermindern. Um Nürnberg sind sie bereits fast ganz, um Erlangen und Forchheim vollständig verschwunden, um Bamberg wenigstens selten geworden. Sonst waren sie in den quellenreichen Laubwaldungen des Hahnenkamms sehr häufig, aber durch den Wegfang werden sie auch daselbst immer seltner. Am zahlreichsten finden sie sich in den Maingegenden, und zwar weit mehr in den untern als in den obern. Um Kulmbach, Lichtenfels, Eltmann noch spärlich, stellen sie sich um Mainburg und Schweinfurt und hinüber nach Gerolzhofen überall in den Gärten und an den Waldsäumen der Niederungen ein. Zahlreich ist die Nachtigall um Würzburg, wo allenthalben im Hofgarten und in den buschigen Anlagen um die Stadt herum ihr Gesang gehört wird. So findet man sie am Maine fort bis nach Aschaffenburg, wo sie ebenfalls in den Gärten und Feldhölzern zahlreich nistet. Hier am Maine, wo durch den größern Schutz die jungen Nachtigallen Gelegenheit haben nach dem Muster der Alten ihren Gesang vollständig auszubilden, trifft man daher auch weit ausgezeichnetere Sänger, als dieß in der Regel in München mit den im Käfig gehaltenen der Fall ist, da letztere gewöhnlich jung eingefangen sind und daher kein Muster zur Ausbildung ihres Gesanges oder nur das ihnen fremdartige anderer Singvögel vor sich hatten.

8. Die Waldhühner, nämlich das Auerhuhn (Tetrao Urogallus), das Birkhuhn (Tetrao Tetrix) und das Haselhuhn (Tetrao Bonasia) gehören zu denjenigen Thieren, welche ursprünglich durch alle Waldungen, des Gebirgs- wie des

Flachlandes, verbreitet sind, entweder zusammen, wie es gewöhnlich der Fall ist, oder doch in der einen und andern Art. Auch jetzt noch sind es nur wenige Waldungen, die sie nicht beherbergen, wenn gleich ihre Anzahl in den meisten sich sehr vermindert hat. Unter den drey genannten Arten kommt dem Birkhuhn die größte Verbreitung zu, da es aus den Hochwaldungen auch in die Möser übergeht; das Haselhuhn zeigt durchgängig die geringste Frequenz.

Am häufigsten sind die drey Arten in dem bayerischen Hochgebirge verbreitet, da sie dasselbe nach seiner ganzen Ausdehnung bewohnen und in manchen Gegenden noch in ziemlicher Menge zu finden sind. Auch im bewaldeten Flachlande am Fuße desselben stellen sie sich ein, so z. B. in der Nähe des Ammersees die drey Arten zusammen in den Jagdrevieren Gimmenhausen und Dießen, Auer- und Birkhuhn auch noch in denen von Reisting und Wessobrunn, letzteres überdieß in der Revier Esting und im Großelfinger Moos. In den Waldungen am obern Starnbergersee zeigen sich alle drey Arten, Auer- und Haselhühner zwar selten, das Birkhuhn aber in ziemlicher Menge und überdieß noch bey Königsdorf. In den großen Mösern um den Chiemsee und den Moorgründen von Rosenheim, die sich abwärts weit ausbreiten, kommt das Birkhuhn ziemlich häufig vor, während die beyden andern Arten zurückbleiben. Um München, wo weder Auer- noch Haselhühner sich aufhalten, ist es wieder das Birkhuhn, das die Gattung vertritt, indem es sich sowohl auf den Filzen und Mösern der Leibgehegrevier Allach, als auch in den Auwaldungen und Mösern von Ismaning, Hirschau und bey Birkeneck findet. Weiter abwärts in Oberbayern im Geisenfelder-Forste (gegen Neustadt an der Donau) stellt sich ebenfalls das Birkhuhn allein ein und besucht namentlich die Mooswiesen.

Im Kreise Schwaben und Neuburg zeigt sich dasselbe Verhalten wie in Oberbayern, daß das Birkhuhn vom Hochgebirge an nordwärts weiter sich ausbreitet und aus den Waldungen heraustritt. In mehreren Waldungen des Forstamts Kempten sind noch die drey Arten beysammen oder hausen doch in der Nähe, und das Birkhuhn erscheint auch auf

den ausgedehnteren Mösern des Kempter-Waldes. Im Forstamt Ottobeuern kommt südwärts (zwischen Bayersried und Lauchdorf) noch das Haselhuhn vor, nordwärts auf dem Ried bey Boos und Winterrieden nur noch das Birkhuhn. Bey Kaufbeuern ist es lediglich dieses, das sich in einigen Mösern in der Nähe des Auerbergs, wenn gleich selten einstellt. Auch bey Neuburg an der Donau findet sich allein das Birkhuhn ein, in lichten Schlägen und nur in geringer Anzahl.

Im bayerischen Walde (Forstamt Wolfstein, Schönberg und Zwiesel) kommen Auerhühner und Haselhühner zum Theil ziemlich häufig vor; das Birkhuhn dagegen ist in den beyden ersten Bezirken gar nicht und im letztern nur sehr selten vorhanden. Die Oberpfalz hat die drey Arten Waldhühner an vielen Punkten aufzuweisen, doch ist das Haselhuhn dasjenige, das an Verbreitung und Menge den beyden andern, welche mitunter häufig sind, nachsteht. Ein ähnliches Verhältniß ergibt sich für Oberfranken, und bey Bamberg, Forchheim und Ebrach zeigen sich noch Birkhühner, während die Verwandten fehlen.

Im Nürnbergischen und Ansbachischen sind Auer- und Birkhühner nur an sehr wenigen Orten vorhanden, Haselhühner aber gar nicht. Im Sebalder-Wald ist nur das Birkhuhn und zwar in mäßiger Anzahl vorfindlich, im Laurenzi- und Altdorfer-Walde (Feucht, Prunn, Ungelstetten und Rothenbach) gesellt sich noch das Auerhuhn bey. Beyde Arten zeigen sich auch, doch selten, bey Schwand (Schwabach) und Hilpoltstein; bey Neustadt an der Aisch, Ullstadt und Markt Einersheim kommt das Birkhuhn allein und als Seltenheit vor. Im Eichstädtischen gibt es weder Auer- noch Haselhühner, obschon erstere sonst im Distrikte Hellerberg vorhanden waren; von Birkhühnern halten sich einige Familien im h. Forstrevier Schernfeld auf. Auch im Pappenheimischen sind es nur die Birkhühner, die daselbst, obgleich ebenfalls sehr spärlich, zu finden sind. Im Spessart und auf der Rhön stellen sich wieder die drey Arten mit einander ein, aber auch hier ist das Haselhuhn dasjenige, welches die mindeste Frequenz hat.

9. Das Schneehuhn (Tetrao Lagopus) ist durch das ganze Alpengebirge, aber allenthalben nur spärlich, verbreitet. Noch seltener ist das Steinhuhn (Perdix saxatilis).

10. Der Storch (Ciconia alba) ist zwar in vielen Theilen Bayerns ganz gemein, dagegen in andern sehr selten oder völlig fehlend. Dem Hochgebirge, dem bayerischen Walde, dem Fichtelgebirge, dem innern Spessart und der hohen Rhön geht er ganz ab, wie sich dieß aus seiner Lebensweise leicht erklären läßt. Dagegen fehlt er auch vielen Lokalitäten, wo man ihn wohl noch erwarten sollte. So wird er zwischen der Donau und dem Alpengebirge in den meisten Gegenden gänzlich vermißt oder höchstens auf dem Zuge wahrgenommen: in Kempten, Kaufbeuern, München, Freysing, Landshut, Passau ist er ganz unbekannt. Erst weiter abwärts bey Dachau und Pfaffenhofen, dann um Aichach (in Friedberg, Schrobenhausen, Hörzhausen und Weichenried), so wie westwärts des Lechs im untern Theile des Kreises Schwaben, und namentlich in den dortigen Donaugegenden stellen sich die Störche nistend ein; in Landsberg und Althegnenberg sind sie wieder verschwunden, wahrscheinlich weil sie weggeschossen wurden. Von der Donau an nordwärts ist in Bayern die eigentliche Heimath der Störche. Schon in der Oberpfalz werden sie zahlreicher; dem ganzen Fichtelgebirge, selbst noch Bayreuth und Kulmbach, gehn sie ganz ab, desto häufiger sind sie im Bambergischen, um Gerolzhofen und in ganz Mittelfranken, wo sie allenthalben in Städten und Dörfern, (z. B. in Nürnberg, Erlangen, Bayersdorf, Forchheim, Bamberg, Gunzenhausen, Ansbach u. s. w.) als willkommene Sommergäste sich einstellen. In Unterfranken wird der Storch wieder seltener und nistet z. B. nicht in der ganzen Umgegend von Würzburg, während er im Forstamte Aschaffenburg häufig vorkommt.

11. Der Kranich (Grus cinereus) wird zwar auf dem Zuge häufig wahrgenommen, dagegen brütend trifft man ihn nur auf etlichen Mösern Oberbayerns und auch da nur in sehr beschränkter Anzahl an. Diese Möser sind bey Murnau, dann bey Rosenheim zwischen Aibling und Brannenburg, wo

ein oder zwey Paar sich aufhalten und das Ismaninger Moos, wo wenigstens vor etlichen Jahren ein junger Kranich gefangen wurde.

III. Amphibien.

1. Wie mir Herr Dr. Waltl in Passau mitgetheilt hat, wurde seit seiner Zeit die gemeine Flußschildkröte (Emys europaea) zweymal in der Donau gefangen, wovon er das eine Exemplar erhielt.

2. Die Kupferotter (Vipera Berus) ist viel weiter in Bayern verbreitet, als man gewöhnlich glaubt, und gehört den Gebirgen so gut an wie dem Flachlande, wenn sie nur Waldungen oder Möser findet; bey ihrer einsiedlerischen Lebensweise wird sie nicht so häufig gesehen, als sie es in der That ist.

In Oberbayern kömmt sie sowohl in den meisten Bezirken des Hochgebirges als auch in den vor demselben liegenden Filzen und Mösern, z. B. in denen von Marquartstein, Rosenheim, Benediktbeuern ꝛc. vor. Sie ist hier, zumal in der schwarzen Varietät (Vipera Prester), unter dem Namen Beißwurm gekannt und von den Landleuten sehr gefürchtet. In der Gegend von Wolfratshausen, in den Mösern am Starnbergersee, denen von Freysing, Dachau und Erding, um München*) (in den Isarauen unterhalb Harlaching und Groß Hessellohe), in der Hirschau bey Garching, im Rotterfilz und in den Filzen bey Söchtenau, Halfing und Eckstädt, so wie in den anliegenden nassen Waldungen im Forstamte Haag ist die Kupferotter bekannt. Auch von ihrem Vorkommen in den untern Lechauen, in den sumpfigen Gegenden des Forstamtes Burghausen und den Moorwiesen der Reviere Geisenfeld, habe ich sichere Nachricht. — In Niederbayern kommt der dortigen Lokalität nach die Kupferotter spärlicher vor, doch wird sie von der Umgegend von Regensburg, Deggendorf und Passau angegeben; im bayerischen Walde scheint sie sehr selten zu seyn. — Im Kreise Schwaben wird sie von Kempten, Mindelheim (in den Mösern), Ottobeuern und Günzburg angeführt.

Aus der Oberpfalz sind mir für das Vorkommen der Kupferotter die Forstämter Kelheim, Neumarkt (Gnadenberg, Heimburg), Wernberg, Vilseck, Weiden, Vohenstrauß, Kulmain bezeichnet worden. Aus Oberfranken: die Forstämter Wunsiedel, Selb (Rehau, Selb und Seußen), Goldkronach, Bayreuth, Kronach, Lichtenfels, Ebrach; ich selbst habe sie in diesem Kreise bey Schwarzenbach an der Sale und an der Wiesent zwischen Muggendorf und Gößweinstein gesehen; bey Hof, wenn ich nicht irre, erlag ein Kind an den Folgen eines Vipernbißes.

In Mittelfranken ist es hauptsächlich der große Laurenziwald bey Nürnberg, der diese Giftschlange (in den Revieren Laufenholz, Forsthof, Fischbach, Altenfurt, Feucht und Prunn) und zwar ziemlich häufig beherbergt. Dort kommt es öfters vor, daß Leute von ihr gebissen werden; in einem Falle (am 28. April 1815) mit tödtlichem Ausgange, der schon anderthalb Stunden nach dem Bisse herbeygeführt war. Auch im Sebalderwalde hält sich diese Schlange auf, doch weit seltener; um Erlangen ist sie mir nie vorgekommen. Am Hahnenkamm, im Eichstädtischen und Pappenheimischen läßt sie sich auch hier und da sehen.

In Unterfranken hat Herr Dr. Held schon vor vielen Jahren die Kupferotter um Gerolzhofen gefunden; sie kommt in diesem Forstamte, das einen Theil des Steigerwaldes umfaßt, noch immer sehr verbreitet, jedoch nur vereinzelt vor. Im Forstamt Goßmannsdorf findet sie sich im Haßberge beym Sambachshofe in geringer Anzahl; von eben diesem Bezirke (Königshofen im Grabfelde) hat die Universitätssammlung zu Würzburg ein Exemplar erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vergl. die Münchner gel. Anz. II. S. 1047.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846. Nr. 21.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. April.
Nro. 84. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 21. Februar 1846.

In der Sitzung wurden nachstehende Vorträge gehalten:

1) Beyträge zur Kenntniß der bayerischen Fauna von Herrn Akademiker Dr. A. Wagner.

(Fortsetzung.)

Im Forstamte Mainberg bewohnt sie hie und da die Waldungen. Um Würzburg, auch in dem Guttenberger- und Gramschatzer Walde fehlt sie: aus dem Spessart und um Aschaffenburg ist sie ebenfalls nicht bekannt, wohl aber aus der Rhön, wo sie einzeln im Revier Oberbach (Forstamts Kothen) sich aufhält.

Durch die vorstehenden Angaben, die lange noch nicht vollständig sind, wird meine vorhin ausgesprochene Behauptung, daß die Kupferotter in Bayern weit häufiger, als man es gewöhnlich meint, verbreitet ist, vollständig gerechtfertigt. Es ereignet sich daher öfters, daß Menschen von ihr gebissen werden, und wenn dieß nicht so oft geschieht als man von ihrer weiten Verbreitung erwarten sollte, so hat dieß darin seinen Grund, daß sie doch allenthalben sehr vereinzelt vorkommt, auch zum Theil in Lokalitäten, wie Möser und Filze, sich aufhält, die von Menschen seltner besucht werden, ferner daß sie immer den Sonnenschein aufsucht, und daher leicht gesehen und gemieden werden kann, und daß sie überhaupt ungereizt den Menschen nicht beschädigt, und dieser zum Theil durch seine Bekleidung geschützt ist. Daß ihr Biß nicht immer einen lebensgefährlichen oder tödtlichen Erfolg hat, sondern einen bessern Ausgang zuläßt, rührt davon her, daß theils nicht beyde Zähne eindringen, theils die Schlange kurz vorher durch Erbeutung einer Beute den größten Theil des Giftes verbraucht haben kann, also nur wenig Gift in die Wunde gelangt. Im schlimmsten Falle kann übrigens der Tod schon nach 50 Minuten eintreten.

IV. Fische.

Zwey große Stromgebiete sind es, denen in Bayern fast alles Gewässer zufließt: das der Donau und des Maines. Zur Vergleichung ihrer Bevölkerung an Fischen stelle ich drey Verzeichnisse zusammen, wovon das erste, von Dr. Pertv*) gefertigt und von Dr. Agassiz und mir revidirt, die Fische, welche auf den Münchner Fischmarkt aus den oberbayerischen Flüssen und Seen gebracht werden, aufzählt. Das zweyte Verzeichniß hat Forstrath Koch**) verfaßt, und darin die Fische der Donau um Regensburg und ihrer drey nördlichen Zuflüsse: der Laber, Naab und des Regens aufgeführt. Das dritte Verzeichniß, die Fische der Gewässer um Würzburg benennend, verdanke ich der Gefälligkeit des

*) Isis 1832 S. 716.
**) A. a. O. S. 38.

Dr. Leiblein. Das vierte iſt von Dr. Küſter*) verfaßt, und zählt die Fiſche der Gegend von Erlangen und Nürnberg auf*).

*) Syſtem. Verz. der in der Umgegend Erlangens beobachteten Thiere. I. S. 8. — Ferner ein Verzeichniß der Fiſche um Nürnberg in Lochner's Nürnbergs Vorzeit und Gegenwart. S. 361.

*) Die mit Sternchen bezeichneten Arten ſind als Fremdlinge anzuſehen.

Gattung	Donau-Gebiet		Main-Gebiet	
	München	Regensburg	Würzburg	Erlangen und Nürnberg
CYPRINUS				
Cyprinus	carpio	carpio	carpio	carpio
	carassius	carassius	carassius	carassius
	gibelio	gibelio		
	amarus	amarus	amarus	amarus
Barbus	barbus	barbus	barbus	barbus
Gobio	gobio	gobio	gobio	gobio
	uranoscopus			
Tinca	tinca	tinca	tinca	tinca
			tinca aurata	tinca aurata
Abramis	brama	brama	brama	brama
	blicca	blicca		
	vimba	vimba		
Leuciscus	erythrophthalmus	erythrophthalmus		erythrophthalmus
	rutilus	rutilus	rutilus	rutilus
	orfus	orfus		orfus
	idus	idus		
	jeses	jeses	jeses	
	grislagine			
	dobula	dobula	dobula	dobula
	leuciscus		leuciscus	leuciscus
	aphya			
Chondrostoma	nasus	nasus	nasus	nasus
Aspius	aspius	aspius		
	bipunctatus			
	alburnus	alburnus	alburnus	alburnus
	mento			
Phoxinus	phoxinus	phoxinus	phoxinus	phoxinus
Pelecus	cultratus			
COBITIS	fossilis	fossilis	fossilis	fossilis
	barbatula	barbatula	barbatula	barbatula
	taenia	taenia		taenia

Gattung	Donau-Gebiet		Main-Gebiet	
	München	Regensburg	Würzburg	Erlangen und Nürnberg
SALMO				
Salmo	trutta		trutta	
	fario	fario	fario	fario
	hucho	hucho		
	salvelinus			
	lacustris			
Thymallus	thymallus	thymallus	thymallus	
Coregonus	Wartmanni			
CLUPEA			alosa	
SILURUS	glanis	glanis		
ESOX	lucius	lucius	lucius	lucius
GADUS	lota	lota	lota	lota
ANGUILLA			fluviatilis	fluviatilis
COTTUS	gobio	gobio	gobio	gobio
GASTEROSTEUS			aculeatus	
PERCA				
Perca	fluviatilis	fluviatilis	fluviatilis	fluviatilis
Lucioperca	lucioperca	lucioperca		
Aspro	zingel	zingel		
	asper	asper		
Acerina	cernua	cernua	cernua	cernua
	schraetser	schraetser		
ACCIPENSER		glaber *		
	ruthenus *	ruthenus *		
		Guldenstaedtii *		
		huso *	sturio *	
PETROMYZON			marinus	marinus *
	fluviatilis	fluviatilis	fluviatilis	fluviatilis
	Planeri	Planeri		Planeri
AMMOCOETES	branchialis	branchialis	branchialis	branchialis.

Vergleicht man die beyden vorstehenden Verzeichnisse der Fische des Donau- und des Maingebietes miteinander, so ersieht man allerdings, daß zwar der größte Theil ihrer Arten gemeinschaftlich ist, daß jedoch auch jedes Gebiet ihm eigenthümliche hat, die dem andern abgehen. Die hauptsächlichsten Verschiedenheiten in dieser Hinsicht sind folgende.

Das Maingebiet hat überall den Aal aufzuweisen, während er dem Donaugebiet abgeht. Dieß Resultat habe ich nicht bloß aus obigem Verzeichniß gefolgert, sondern auch aus den mir vorliegenden forstamtlichen Berichten und meinen eignen Erfahrungen entnommen. Der Aal kommt im Maine von seinem Ursprunge bis nach Aschaffenburg vor, so wie

in den meiſten ſeiner Seitenflüſſe z. B. der fränkiſchen Sale, Werra, Regnitz (Rednitz), Pegnitz, Wieſent, Aiſch u. ſ. w. vor *). Dagegen in den Verzeichniſſen der merkwürdigſten Fiſche, die ich von Günzburg, Dillingen, Donauwörth, Neuburg, Neuſtadt a. D., Kelheim, Regensburg, Deggendorf und Paſſau beſitze, und in welchen der Aal, als weit der theuerſte unter all unſern Fiſchen den erſten Platz einnehmen würde, iſt desſelben nirgends gedacht. Eben ſo wenig iſt der Aal in einem Verzeichniſſe der Fiſche von den ſüdlichen Zuflüſſen der Donau in den Kreiſen Schwaben und Oberbayern aufgeführt **); desgleichen finde ich ihn nicht aus den nördlichen Seitenfluſſen derſelben, wie der Wörnitz, Altmühl, Laber, Vils, Naab ***), dem Regen, der Cham und Ilz angegeben. Nur aus dem Zottbach, einem der obern Nebenflüßchen der Naab bey Vohenſtrauß, iſt er als ſelten verzeichnet, ſo wie aus dem Wendenabfluße und aus Teichen und Bächen der wieſenreichen Gegend zwiſchen Mitterteich, Wieſau und Tirſchenreuth (Forſtamts Waldſaſſen). Da der Aal allen andern Theilen des großen Donaugebietes fehlt, ſo liegt die Vermuthung nahe, daß er an den eben genannten Orten nur eingeſetzt worden iſt.

Gleich dem Aale wird auch die Lamprete (Petromyzon marinus) im ganzen Donaugebiete vermißt, während ſie dagegen zur Laichzeit im Frühjahre im Maine hie und da angetroffen und ſelbſt ſchon mitunter in der Rednitz bey Erlangen gefangen wird. — Auch der gemeine Stichling und die Alſe (Clupea alosa) ſcheinen dem erſteren zu mangeln.

Dagegen hat das Donaugebiet nicht wenig andere Arten aufzuweiſen, die dem Maingebiete ganz abgehen; darunter ſind die werthvollſten der Wels oder Waller (Silurus glanis) und aus der Salmgattung der Huche (Salmo hucho), der Salbling (Salmo salvelinus), der Silberlachs (Salmo lacustris) und der Renke (Salmo s. Coregonus Wartmanni). Unter den genannten hat der Huche (in Schwaben Rothfiſch genannt) die größte Verbreitung und nächſt ihm der Wels: erſterer kommt in der ganzen Donau von Günzburg bis Paſſau und in allen ihren ſüdlichen Zuflüſſen vor, und iſt unter ihnen, meines Wiſſens, der einzige der eben verzeichneten, der auch noch in den nördlichen Zuflüſſen, aber nur in denen des bayeriſchen Waldes (Forſtämter Wolfſtein, Schönberg und Zwieſel) aufſteigt. Alle übrigen ſind unter den Fiſchen der Naab, Vils, Altmühl und den andern nördlichen Seitenflüſſen der Donau nicht mit aufgezählt, daher auf den Hauptſtrom und ſeine ſüdlichen Gewäſſer beſchränkt. Von dieſen Donaufiſchen kommt nur der Wels nordwärts noch in andern deutſchen Flüſſen vor, während der Salbling nicht eher als in den Seen von Cumberland und Weſtmoreland wieder gefunden wird.

(Schluß folgt.)

*) Vom obern Main giebt das k. Forſtamt Kulmbach folgende Fiſche an: Cyprinus carpio, rex cyprinorum, barbus, tinca, brama, rutilus, orfus, dobula, nasus, alburnus u. phoxinus. — Cobitis barbatula. — Salmo trutta u. fario. — Esox lucius. — Gadus lota. Anguilla fluviatilis. — Perca fluviatilis u. cernua.

**) Nach Zahrant ſollen zwar Aale in der Traun bey Traunſtein und nach Dr. Perty auch in der Iſar vorkommen, allein auf Nachfrage in der k. Forſtmeiſterey ſind mir dieſe Angaben nicht beſtätigt worden.

***) Nach der Angabe des k. Herrn Forſtmeiſters Drexel in Wernberg (Oberpfalz) ſind die hauptſächlichſten Fiſche der Naab, Pfreimdt, dem Ebenbache, Leonau und Lubbache folgende: Cyprinus carpio, macrolepidotus, carassius, barbus, tinca, brama, erythrophthalmus, rutilus, orfus, jeses, leuciscus, aphya, nasus, risela, aspius, alburnus. — Cobitis barbatula u. taenia. — Salmo fario. — Esox lucius. — Gadus lota. — Cottus gobio. — Perca fluviatilis, zingel u. cernua. — Petromyzon Planeri.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. April.

Nro. 85. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Viertes Quartal. October — December.

(Schluß.)

Dav. Bertolotti, Il salvatore. Torino 1844.

Ch. N. Simonon, Poesies en Patois de Liège précédées d'une dissertation grammaticale sur ce patois et suivie d'une glossaire. Lüttich 1845.

K. Simrock, Die deutschen Volksbücher, gesammelt und in ihrer ursprünglichen Aechtheit wieder hergestellt. Bd. 1. Frankfurt 1845.

Kudrun. Die ächten Theile des Gedichtes. Mit einer kritischen Einleitung herausgegeben von K. Müllenhoff. Kiel 1845.

G. Scholl, Deutsche Literaturgeschichte. Bd. 2. Stuttgart 1845.

Gedichte aus Böhmens Vorzeit, verdeutscht von J. M. Grafen von Thun. Mit einer Einleitung von P. J. Safarik und Anmerkungen von Palacky. Prag 1845.

Sophiowka, poeme polonais par St. Trembecki. Vienne 1815.

Th. Percy. Reliques of ancient english poetry. Lond. 1845.

Fr. Bodenstedt, Die poetische Ukraine. Stuttgart 1845.

Lord Mahon, The letters of Phil. Dormer Stanhope, Earl of Chesterfield, including numerous letters now first published from the original Mss. Vol. 1 — 4. Lond. 1845.

L. Batissier, Histoire de l'art monumental dans l'antiquité et au moyen age, suivie d'un traité de la peinture sur verre. Livr. 1 — 21. Paris 1845.

Fr. Zanotto, Il Palazzo ducali di Venezia. Fasc. 9 — 17. Venezia 1843 — 44.

Wilh. Zahn, Die schönsten Ornamente und merkwürdigsten Gemälde aus Pompeji, Herculanum und Stabiä. Heft 9. 10. Berlin 1844.

Dr. G. F. Waagen, Kunstwerke und Künstler in Deutschland. Th. 2. Leipzig 1845.

Giov. Rosini, Storia della pittura Italiana. Atlas Dispensa 23 — 18. Schluß. Pisa 1844.

Memorie originali italiane risguardanti le belle arti. Serie V. 1844. Bologna.

G. Vasari, Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister von Cimabue bis zum Jahre 1567. Bd. 3. Abth. 2. Stuttg. 1845.

Vic. Marchese, Memorie dei più insigni pittori, scultori e architetti Domenicani. Vol. I. Roma 1845.

F. de Lasteyrie, Histoire de la peinture sur verre d'après ses monuments en France. Livr. 19. 20. Par. 1845.

Encyklopädisches Wörterbuch der medizinischen Wissenschaften. Bd. 31 — 33. Berl. 1841 — 45.

The medical times. 1845. London.

Th. v. Sömmerring, vom Bau des menschlichen Körpers. Bd. 8. Abth. 1. J. Vogel, Pathologische Anatomie des menschlichen Körpers. Leipzig 1845.

G. v. Kuczuran, Deskrierea czelor mai însemnate spitaluri din Germania Englitera schi Franzia etc. Jassy 1842.

C. G. Wächter, Erörterungen aus dem römischen,

deutſchen und württembergiſchen Privatrechte. Heft. 1. Stuttgart 1845.

Dr. W. Th. Kraut, Grundriß zu Vorleſungen über das deutſche Privatrecht mit Einſchluß des Lehen- und Handelsrechtes nebſt beygefügten Quellen. 3. Aufl. Göttingen 1845.

Dr. J. Joſ. Nowotny, Oeſterreichs Jurisdictionen. Bd. 2. Wien 1845.

Wilh. Schäffner, Geſchichte der Rechtsverfaſſung Frankreichs. Bd. 1. bis auf Hugo Capet. Frankf. 1845.

Ordenanzas generales de la armada naval. T. 1. 2. Madrid 1793.

Swod sakonow rossiiskoi imperii, isdanie 1842 goda. Vol. 1 — 16. Prodolschenie Vol. 1 — 4. St. Petersb. 1842 — 44.

Polnoje sobranie sakonow rossiiskoi imperii. Sobranie I. T. 1 — 48. II. T. 1 — 19. 1830 — St. Petersb. 1845.

Dr. C. G. v. Wächter, Beyträge zur deutſchen Geſchichte insbeſondere zur Geſchichte des Strafrechts. Tübingen 1845.

F. Hélie, Traité de l'instruction criminelle ou théorie du code de l'instruction criminelle. Paris 1845.

M. G. Massé, Le droit commercial dans ses rapports avec le droit des gens et le droit civil. T. IV. Paris 1845.

Dr. A. Neander, Das Leben Jeſu Chriſti in ſeinem geſchichtlichen Zuſammenhange und ſeiner geſchichtlichen Entwickelung. 4. verb. Aufl. Hamburg 1845.

Dr. J. P. Lange, Das Leben Jeſu nach den Evangelien dargeſtellt. Buch. 2. Th. 2. Heidelberg 1845.

Jacobi a Voragine, Legenda aurea, vulgo historia Lombardica dicta. Fasc. 3 — 5. Lips. 1846.

Mich. Angel. Lanci, Paralipomeni alla illustrazione della sagra scrittura per monumenti Fenico-Assirii et Egiziani. T. I. Parigi 1845.

Dr. E. Sartorius, Ueber die Nothwendigkeit und Verbindlichkeit der kirchlichen Glaubensbekenntniſſe. Stuttg. 1845.

Dr. Alex. Schweizer, Die Glaubenslehre der evangeliſch-reformirten Kirche dargeſtellt und aus den Quellen belegt. Bd. 2. Zürich 1845.

H. D. Lacordaire, Conférences de Notre-Dame de Paris. T. II. Années 1844 — 45 — 46. Paris 1845.

H. Reuter, Geſchichte Alexanders III. und der Kirche ſeiner Zeit. Bd. 1. Berlin 1845.

E. Quinet, Le christianisme et la révolution française. Paris 1845.

Dr. Giov. Prezziner, Storia della chiesa dalla promulgazione del Vangelo fino all' anno 1818 dell' era volgare. Vol. 1 — 9. Firenze 1818 — 1822.

Dr. A. Neander, Denkwürdigkeiten aus der Geſchichte des chriſtlichen Lebens. 3. verb. Aufl. Th. 1. Hamburg 1845.

Dr. Chr. U. Hahn, Geſchichte der Ketzeren im Mittelalter. Bd. 1. Geſchichte der neu manichäiſchen Ketzer. Stuttg. 1845.

Les Dogmes, le clergé et l'état; études religieuses par E. Pellaton, Colin etc. Paris 1844.

Jos. Cappelleti, Le chiese d'Italia dalla loro origine sino ai nostri giorni. Fasc. 1 — 32 Florenz 1844.

O. Cabouchet, Istoria de' primi tempi della chiesa e dell' impero sino al primo concilio di Nicea. Milano 1844.

Jul. Simon, Histoire de l'école d'Alexandrie. Vol. II. Paris 1845.

J. Doellinger, Die Reformation, ihre innere Entwickelung und ihre Wirkungen im Umfange des Lutheriſchen Bekenntniſſes. Bd. 1. Regensb. 1846.

J. Ferd. Fenger, Geſchichte der Trankebarſchen Miſſion nach den Quellen bearbeitet. Aus dem Däniſchen überſ. von Dr. E. Francke. Grimma 1845.

K. H. Sack, Die Kirche von Schottland. Th. 2. Heidelb. 1845.

G. J. Th. Lau, Gregor I. der Große nach ſeinem Leben und ſeiner Lehre geſchildert. Leipzig 1845.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1846.

Erſtes Quartal. Januar — März.

Conticini, Appunti sulla organizzazione del commercio librario in Germania. Siena 1842.

J. Petzholdt, Urkundliche Nachrichten zur Geſchichte der ſächſiſchen Bibliotheken. Dresden 1845.

Dr. Zunz, Zur Geſchichte der Literatur. Bd. 1. Berlin 1845.

Statuta universitatis Pragensis. Opera Dr. A. Dittrich et D. A. Spirk. Pragae 1845.

Ph. A. F. Walther, Systemat. Repertorium über die Schriften der sämmtl. histor. Gesellschaften Deutschlands. Darmstadt 1845.

Ant. Schmid, Ottaviano dei Petrucci da Fossombrone, der erste Erfinder des Musiknotendruckes mit beweglichen Metalltypen und seine Nachfolger im 16. Jahrhundert. Wien 1846.

Dr. K. A. Espe, Bericht vom Jahre 1845 an die Mitglieder der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer. Leipzig 1845.

J. P. Jordan, Jahrbücher für slawische Literatur, Kunst und Wissenschaft. 1846. Leipzig.

G. H. Berenhorst, Aus dem Nachlasse von —, herausg. von Ed. v. Bülow. Abth. 1. Dessau 1845.

Brosset, Elements de la langue Géorgienne. Paris 1837.

O. Böhtlingk, Sanskrit-Chrestomathie. Petersburg 1845.

Hul. Vandenhoven, La langue Flamande, son passé et son avénir. Bruxelles 1841.

A. J. Marko, Deutsch-Slowenisches und slowenisch-deutsches Wörterbuch. Grätz 1833.

J. Ch. E. Buschmann, Textes Marquésanes et Taïtiens. Berol. 1843.

— —, Aperçu de la langue des îles Marquises et de la langue Taïtienne, précédé d'une introduction sur l'histoire et la géographie de l'Archipel des Marquises. Berol. 1843.

V. P. Ziack, Böhmische Sprachlehre. Brünn 1846.

Ch. Lassen und N. L. Westergaard, Ueber die Keilinschriften der ersten und zweyten Gattung. Bonn 1845.

N. Klotz, Handbuch der lateinischen Literaturgeschichte. Th. 1. Leipzig 1846.

M. Letronne, Inscription grecque de Rosette. Paris 1841.

Hesiodi Theogonia. Librorum Mss. et veterum editionum lectionibus commentarioque instruxit David Jacob. van Lennep. Amstelod. 1843.

H. Düntzer, Kritik und Erklärung der horazischen Gedichte. Th. 5. Braunschweig 1846.

M. Steinschneider, Die fremdsprachlichen Elemente im Neuhebräischen und ihre Benützung für die Linguistik. Prag 1845.

Kalonymus, Apologia Mosis Maimonidis, ed. Goldenthal. Lips. 1845.

Leop. Dukes, Zur Kenntniß der neuhebräischen religiösen Poesie. Frankf. 1842.

Tarikh-I Asham, Récit de l'éxpedition de Mir-Djiumlah au pays D'Assam traduit sur la version Hindustani de Mir-Huçaini par Theod. Pavie. Paris 1845.

Abu Dolef Misaris Ben Mohalhal de itinere asiatico commentarium nunc primum edidit K. de Schloezer. Berol. 1845.

Macrizi, Geschichte der Kopten mit Uebers. und Anmerk. von Wüstenfeld. Götting. 1845.

Ch. M. Frähn, Miscellen aus dem Gebiete der orientalischen Literatur. Petersburg 1840.

Beidhawii commentarius in Coranum instruxit H. O. Fleischer. Fasc. III. Lips. 1845.

E. Desor, Nouvelles excursions et séjours dans les glaciers et les hautes régions des Alpes de M. Agassiz et de ses compagnons de voyage. Neuchatel 1845.

W. D. Bernard, Narrative of the voyages and services of the Nemesis from 1840 to 1843, and of the combined naval and military operations in China. London 1845.

Ch. Wordsworth, Diary in France, concerning education and the church. London 1845.

Dr. Wolffs Sendung nach Bothara. Aus d. Engl. übers. von Dr. E. Amthor. Bd. 1. Leipz. 1846.

Dr. Ed. Selberg, Reise nach Java und Ausflüge nach den Inseln Madura und St. Helena. Oldenburg 1846.

Dr. C. G. Carus, England und Schottland im Jahre 1844. Th. 2. Berlin 1845.

A. Schilling, Beyträge zur Geschichte des souveränen Johanniter-Ordens. Wien 1845.

Ch. Petersen, Zur Geschichte der Religion und Kunst bey den Griechen. Hamburg 1845.

Dr. K. Eckermann, Lehrbuch der Religionsgeschichte und Mythologie der vorzüglichsten Völker des Alterthums. Bd. 1. 2. Halle 1845.

Dr. Sichel, Cinq cachets inédits de medecins-oculistes romains. Paris 1845.

W. A. Becker, Zur römischen Topographie. Leipzig 1845.

O. Siefert, Akragas und sein Gebiet. Hamb. 1845.

Portfolio. Eine Sammlung politischer Documente der Gegenwart. Lief. 1 — 3. Braunschw. 1845.

Capefigue, L'Europe depuis l'avénement du Roi Louis Philippe. Vol. 5. 6. Paris 1845.

M. A. Bazin, Etudes d'histoire et de Biographie. Paris 1844.

E. Arnd, Geſchichte des Urſprungs und der Entwickelung des franz. Volkes. Bd. 3. Leipzig 1846.

Diplômes et chartes de l'époque mérovingienne, sur papyrus et velin, conservés aux archives du royaume, publiés sous la direction de M. Letronne. Livr. 3. Paris 1845.

Bar. de Girardot, Essai sur les assemblées provinciales, et en particulier sur celle du Berry, 1778 — 1790. Bourges 1845.

D'Allonville, Mémoires secrets de 1770 à 1830. Vol. 6. Schluß des Werkes. Paris 1845.

K. Limmer, Urkundlich pragmatiſch-allgemeine Geſchichte der neu ſächſiſchen Lande. Bd. 1. Grimma 1845.

W. Jung, der Gewerbsmann und die gewerblichen Verhältniſſe Würtembergs. Ulm 1845.

A. Heiſing, Magdeburg nicht durch Tilly zerſtört. Guſtav Adolph in Deutſchland. Zwey hiſtoriſche Abhandlungen. Berlin 1846.

C. F. Haug, Chronici Sindelfingensis quae supersunt etc. Tubing. 1836.

Chronik des Landes Hadeln. Otterndorf 1843.

J. Steininger, Geſchichte der Trevirer unter der Herrſchaft der Römer. Trier 1845.

R. Melzer, Geſchichte der Findlinge in Oeſterreich, mit beſonderer Rückſicht auf ihre Verhältniſſe in Illyrien. Leipzig 1846.

J. v. Hammer-Purgſtall, Ueber die Verhandlungen mit Herrn von Roſenberg während des Einfalles des Paſſau'ſchen Kriegsvolkes in Böhmen im Jahre 1611. Prag 1845.

L. F. v. Lützow, Die Schlacht zu Hohenfriedberg oder Striegau am 4. Juni 1745. Potsdam 1845.

E. Heinrich, Schleſiens landwirthſchaftliche Zuſtände im Jahre 1845. Breslau 1845.

W. Dieterici, Die ſtatiſtiſchen Tabellen des preußiſchen Staates nach der amtlichen Aufnahme des Jahres 1843. Berlin. 1845.

Fr. Wimmer, Die religiöſen Zuſtände in Bayern um die Mitte des 16. Jahrhunderts. München 1845.

Dr. Buchinger, Geſchichtliche Nachrichten über die ehemalige Grafſchaft und das Landgericht Dachau (bis 1800). München 1844.

W. Viſcher, Antiquariſche Mittheilungen aus Baſel. Die Grabhügel in der Hardt. Zürich 1842.

J. Fr. Denner, Die Oberfläche der Schweiz, topiſch und phyſikaliſch dargeſtellt. Bern 1845.

Fr. Vogel, Die alten Chroniken oder Denkwürdigkeiten der Stadt und Landſchaft Zürich von den älteſten Zeiten bis 1820. Lief. 1 — 5. Zürich 1845.

Dr. N. H. Julius, Englands Muſtergefängniſſe in Pentonville. Berlin 1845.

J. Venedey, England. Th. 1. 2. Leipzig 1845.

C. Forſell, Statiſtik von Schweden, überſetzt von A. G. F. Freeſe. 4. Aufl. Lübeck 1845.

M. J. Golovine, La Russie sous Nicolas I. Paris 1845.

Ch. J. Beke, Abyssinia. Lond. 1845.

Chr. W. Spieker, Darſtellungen aus dem Leben des General-Superintendenten C. F. Brescius. Frankfurt 1845.

K. Roſenkranz, Aus Hegels Leben. Leipzig 1845.

Biographie universelle. T. 8 — 11. Brux. 1845.

La vita di Petrarca, memorie di C. Leoni. Padua 1843.

K. F. Heyd, Melanchthon und Tübingen 1512 — 18. Tübingen 1839.

G. H. Francis, Maxims and opinions of the Duke of Wellington. London 1845.

Luig. Pangeni, Estratto di due Memorie sulle funzione generatrici. Pavia 1826.

H. Erb, Die Probleme der geraden Linie, des Winkels und der ebenen Erde. Heidelb. 1846.

Ant. Araldi, La Genesi delle quantità col mezzo di due meccanici strumenti dimostrata memoria. Modena 1829.

J. W. Lahmeyer, Erfahrungsreſultate über die Bewegung des Waſſers in Flußbetten und Kanälen. Braunſchweig 1845.

M. Bouniceau, Etude sur la navigation des rivières à marées etc. Paris. 1845.

J. S. Gehler, Phyſikaliſches Wörterbuch. Bd. 11. Sach- und Namenregiſter. Nebſt Nachträgen zur Vergleichniß geographiſcher Ortsbeſtimmungen von C. L. v. Littrow. Leipzig 1845.

W. v. Bruchhauſen, Die periodiſch wiederkehrenden Eiszeiten und Sündfluthen. Trier 1845.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. April.

Nro. 86. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Erstes Quartal. Januar – März 1846.

Leroy (Aimè) Manuscrits de la bibliothèque de Valencienne. (Suite.) — Archives hist. et litt. du Nord de la France etc. T. V. p. 361.

Foster (John), Biographical, literary and philosophical essays. New York 1844. — North Am. Rev. 1846. Jan. p. 141.

Arnold (Thom.) Miscellaneous works. New York 1845. — Ebendaſ. p. 165.

Cayley, Inquiries in the elements of phonetics. — Phil. Mag. 1846. Jan. p. 47.

Burnouf, Sur la langue et sur les textes zends. (Suite.) — Journ. as. 1846. Jan. p. 5.

Garcin de Tassy, Lettre à I. Mohl au sujet d'un article sur la nouvelle édition de la grammaire persane de W. Jones. (Cf. Journ. as. 1845. Nov. p. 414.) Ebendaſ. p. 93.

Newman, On the pronunciation of Greek. — Classical Museum Vol. III. N. X. 1846. Jan. p. 382.

De l'état actuel de la langue française: 1) Genin, Des variations du language français depuis le douzième siècle Par. 1845. 2) Francis Wey, Remarques sur la langue française, sur le style et la composition littéraire. 2. Vols. Par. 1845. Bibl. un. 1846. T. I. p. 85.

Amari, Du voyage en Orient de Mohammed ebn-Djobaïr, texte arabe, suivi d'une traduction française et de notes. — Journ. as. 1846. Jan. p. 73.

Vivien de St. Martin, Notice sur le progrès des découvertes géographiques et les travaux de la société de géographie pendant l'année 1845. — Bull. de la soc. de géogr. 1845. Nov. et Dec. T. IV. p. 246.

La collection géographique de la bibliothèque royale (à Paris) en 1845. — Ebendaſ. p. 301.

Lyell, Travels in North America etc. 2 Vols. Lond. 1845. — Edinb. Rev. 1846. Jan. p. 129.

Quatrefages, Souvenirs d'un naturaliste. Les cotes de Sicile. I. La Grotte de San-Ciro, la Torre dell' Isola. — Rev. d. deux mondes. 1845. T. IV. p. 493.

D'Estourmel, Un voyage en Orient. 2 vols. Par. 1845. (Rec. Al. de Lamartine.) — Ebendaſ. p. 528.

Mohamed-el-Tounsy, Le Darfour et les Arabes du centre de l'Afrique. Par. 1845. — Ebendaſ. p. 537.

Wex, On the leges annales of the Romans, translated by Watson. — Class. Mus. Vol. III. Nr. X. p. 405.

Birch, The youth of Jason renewed by Medeia. (A Canino vase.) — Ebendaſ. p. 117.

Bunbury, On the topography of Rome. With an appendix on the Regionarii. — Ebendaſ. p. 319.

Capefigue, L'Europe depuis l'avènement du Roi Louis Philippe. Par. 1845. — For. quart. Rev. 1846. Jan. p. 437.

Clement, Surintendants controleurs généraux et ministres des finances célèbres. III. Colbert. (Contin. VIII.) — Corresp. 1846. T. XIII. p. 10.

Boré, (L.), Un prétendant à la couronne de France au XIV. siècle (Gianni Guccio di Mino di Gieri Baglioni). — Ebendaſ. Livr. III. p. 543.

Guilhermy, Travaux à Notre-Dame de Mantes. — Ann. archéol. T. IV. p. 65.

Notice sur différentes communes de l'arrondissement d'Avesnes. — Arch. du Nord de la France T. V. p. 426.

Brittany: 1) Cambry, voyage dans le Finistère. Brest. 1836. 2) Trollope, a summer in Brittany. Lond. 1840. 3) Souvestre, Les derniers Bretons. Par. 1843. 4) Pitre-Chevalier, La Bretagne ancienne et moderne. Par. 1845. — Christ. Remembrancer 1846. Jan. p. 130.

Lacretelle, Histoire du consulat; Brougham, Voltaire et Rousseau; Barante, Lettres et instructions de Louis XVIII. au comte de Saint-Priest. — Corresp. T. XIII. p. 146.

Dahlmann, Geschichte der französischen Revolution. Lpz. 1845. Niebuhr, Geschichte des Zeitalters der Revolution. — For. quart. Rev. 1846. Jan. p. 371.

Eylert, Charakterzüge aus dem Leben des Königs von Preussen, Friedr. Wilh. III. Potsd. 1844. — Ebendaſ. (Vol. 56. Nr. 72.) Jan. p. 351.

Parliament and the Courts. — Edinb. Rev. 1846. Jan. p. 1.

The age of Pitt and Fox. By the author of „Ireland and its rulers." Lond. 1845. (Earls Grey and Spencer.) — Ebendaſ. p. 240.

Orijen de la elevacion del gran poder britanico en la India. — Revista lit. 1846. Nr. 39. p. 1. Nr. 40. p. 4.

Finlay, Greece under the Romans. Edinb. 1844. — North Am. Rev. 1846. Jan. p. 1.

Vivien de St. Martin, Voyage en Asie-Mineure de Hamilton. Fragment inédit d'une histoire géographique de l'Asie-Mineure. — Bull. de la soc. de géogr. T. XIII. p. 336.

Raumer, America and the American people. Translated by W. Turner. New York 1846. — North Am. Rev. 1846. Jan. p. 253.

Bancroft, History of the United States. T. I. — III. Boston 1838 — 1840. — Bibl. un. 1846. T. I. p. 56.

Greenhow, The history of Oregon and California. Boston 1845. Falconer, The Oregon question. Lond. 1845. — North. Am. Rev. 1846. Jan. p. 214.

Latham, On the ethnography of Russian America. — Edinb. n. philos. Journ. 1846. Jan. p. 35.

Amador de los Rios (José) De los Judíos de España. (Art. X. y ult.) — Revista lit. de el Español 1846. Nr. 38. p. 5.

Sainte-Beuve, Mademoiselle Aïssé. — Rev. des deux Mondes. 1845. T. IV. p. 659.

Le Glay, Mémoriaux de Robert D'Esclaibes, seigneur de Clermont en Cambrésis. — Arch. du Nord de la France. 1846. T. V. p. 385.

Rosny, Eloge de M. le Baron d'Ordre et notice sur ses ouvrages. — Ebendaſ. p. 411.

La Gournerie, (Ed. de) Le cardinal d'Amboise à Rouen (1494 — 1510). — Corresp. T. XIII. p. 91.

Macaire, On the life and writings of Theodore de Saussure. — Edinb. n. phil. Journ. 1846. Jan. p. 1.

Holmes, The life of Mozart. Lond. 1845. — For. quart. Rev. 1846. Jan. p. 389.

Chasles (Ph.) Le comte de Chesterfield. — Rev. des deux mondes 1845. T. IV. p. 471.

Documents nouveaux sur Olivier Cromwell. La jeunesse de Cromwell. (Lettres and speeches of Ol. Cromwell, with elucidations by Thom. Carlyle. 2 Vols. Lond. 1846.) — Ebendaſelbſt p. 603.

Sir William Follet. — Blackw. Mag. 1846. Jan. p. 1.

Malmesbury (James Harris first Earl of) Diaries and Correspondence. Lond. 1844. — Rev. d. deux Mondes 1845. T. IV. p. 642.

Palfrey, A discourse on the life and character of the Rev. Henry Ware. Cambridge, 1845. The life of Henry Ware, jr. By his brother John Ware. Boston. 1845. — North Am. Rev. 1846. Jan. p. 189.

Lagènevais, Un homoriste en Orient. Eothen. (Lond. 1845.) — Rev. d. deux Mondes 1846. T. 1. p. 59.

Fuss, Correspondance mathematique et physique de quelques célèbres géomètres du XVIII. siècle. St. Petersb. 1843. — Journ. des Sav. 1846. Jan. p. 50.

Young, On the general expr ssion for the sum of an infinite geometrical series. — Phil. Mag. 1846. Jan. p. 10.

Twining, Attempt to demonstrate the assumed point in the doctrine of parallels. — Am. Journ. of sc. and arts. 1846. Jan. p. 89.

Anderson, On some new and curious curves generated by the images reflected from plane mirrors, in a state of rapid rotation around a fixed

axis. — Edinb. n. philos. Journ. 1846. Jan. p. 59.

Bronwin, Equations for the determination of the motion of a disturbed planet by means of Hansen's altered time. — Phil. Mag. 1846. Jan. p. 20.

Gautier, Sur les comètes observées en 1845. — Nouvelle petite planète. — Bibl. un. Suppl. 1846. T. I. p. 87.

Neef, de la polarité électrique dans ses rapports avec la lumière et la chaleur. — Bibl. un. Suppl. 1846. T. I. p. 30.

Faraday, Recherches relatives à l'influence du magnétisme sur la lumière etc., suivies de l'examen qu'en a fait M. Pouillet. — Ebendaſelbſt p. 70.

De La Rive, Des mouvements vibratoires. — Ann. de Chim. 1846. Janv. p. 93.

Redfield, On three several hurricanes of the American seas and their relations to the Northers, so called, of the gulf of Mexico and the bay of Honduras, with charts illustrating the same. — Am. Journ. of science and arts. 1846. Jan. p. 1.

Leedom, Experiments and observations on the solar rays. — Ebendaſ. p. 28.

Allen (John H.) Some facts respecting the geology of Tampa Bay, Florida. — Ebendaſ. p. 38.

Herrick, Account of observations on shooting stars at the meteoric periods of August 10 and Nov. 13. 1845. — Ebendaſ. p. 86.

Hunt, The influence of magnetism on molecular arrangement. — Phil. Mag. 1846. Jan. p. 1.

Stokes, Remarks on Challis's theor. explan. of the aberration of light. — Ebendaſ. p. 15.

Sabine, On some points in meteorology of Bombay. — Ebendaſ. p. 24.

Davy (John), Miscell. observation made during a voyage from England to Barbadoes (Temperature of the sea etc.). — Edinb. n. phil. Journ. 1846. Jan. p. 45.

Newbold, On the temperature of the springs, wells and rivers of India and Egypt. — Ebendaſelbſt p. 99.

Fyfe, Experiments on electro-culture. — Ebendaſ. p. 143.

Treffery, Account of a torrent of mud in the plain of the Lagunilla, New Granada. — Ebendaſelbſt p. 198.

Malaguti, Recherches sur les éthers chlorés. — Am. de Chim. 1846. Janv. p. 5.

Marignac, Sur les relations qui existent entre les propriétés physiques et la composition chimique des corps composés. — Bibl. un. Suppl. 1846. (Arch. des scienc. phys. et nat.) T. I. p. 5.

Marignac, Remarques sur le mémoire de Ch. Gerhardt, sur le poids atomique du chlore. — Ebendaſ. p. 53.

Hare (R.) An attempt to refute the reasoning of Liebig in favor of the salt radical theory. — Am. Journ. of sc. and arts. 1846. Jan. p. 82.

Tilley and Maclagan, On the conversion of cane-sugar etc. — Phil. Mag. 1846. Jan. p. 12.

Yorke, On the solubility of oxide of lead in pure water. — Ebendaſ. p. 17.

Taylor (Th.) On some new species of animal concretions. — Ebendaſ. p. 36.

Humboldt. De l'étude et de la contemplation de la nature. — Rev. des deux mondes. 1845. T. IV. p. 374.

Dujardin, Mémoire sur le développement des méduses et des polypes hydraires. — Ann. des scienc. nat. 1845. Nov. Zool. T. IV. p. 257.

Rusconi, Observations sur le système veineux de la grenouille. — Ebendaſ. p. 282.

Brullé et Hugueny, Expériences sur le développement des os dans les mammifères et les oiseaux, faites au moyen de l'alimentation par la garance. — Ebendaſ. p. 283.

Hartlaub, Notices et rectifications synonymiques. — Rev. zool. 1846. Janv. p. 1.

Robin, Note sur quelques portions du système veineux des raies. — Ebendaſ. p. 5.

Récluz, Déscription de plusieurs animaux mollusques bivalves. — Ebendaſ. p. 8.

Fairmaire. Espèces nouvelles de Membracides. — Ebendaſ. p. 12.

Guérin Méneville, Note sur les migrations des larves de la Sciarae Thomae. — Ebendaſelbſt p. 14.

Johnston, An index to the British Annelides. — Ann. and. Mag. of nat. hist. 1845. Vol. XVI. Suppl. p. 433.

Allman, Note on a new genus of nudibranchiate Mollusca. — Ebendaſ. Vol. XVII. 1846. Jan. p. 1.

Walton, Notes on the genera of insects Phyllo-

bius, Polydrosus and Metallites. — Ann. of nat. hist. 1846. Jan. p. 12.

Brightwell, Observations on a specimen of the bottle-nosed Dolphin. — Ebendaſ. p. 21.

Doubleday, Descriptions of new Diurnal Lepidoptera. (Contin.) — Ebendaſ. p. 22.

Eyton, Notes on birds. (Contin.) — Ebendaſ. p. 26.

Blackwall, Notice of spiders captured by Pr. Potter in Canada. — Ebendaſ. Jan. p. 30. Febr. p. 76.

Pearce, Notice of what appears to be the embryo of an Ichthyosaurus. — Ebendaſ. Jan. p. 41.

Morris, Contributions toward a history of entomology in the United States. — Am. Journ. of sc. and arts. 1846. Jan. p. 17.

Wydler, Recherches entreprises dans le but de déterminer l'ordre qui préside au mouvement des étamines de la Rue (Ruta L.). — Ann. des sciens. nat. 1845. Nov. Bot. T. IV. p. 280.

Trecul, Recherches sur la structure et le développement du Nuphar lutea. — Ebendaſ. p. 286.

Dickie, Contributions to the physiology of fecundation in plants. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1846. Jan. p. 5.

Review of the New York geological reports (Onondaga falt group, water lime group, Catskill shaly limestone, Oriskany sandstone, Onondaga limestone). — Am. Journ. of sc. and arts 1846. Jan. p. 43.

Sullivant and Asa Gray, Musci Alleghanienses, sive spicilegia muscorum atque hepaticarum etc. Fasc. 1. 2. Ohio 1845. — Ebendaſ. p. 70.

Clarke, On dykes of marble and quartz in connection with plutonic rocks in Argyle county, New South Wales. — Edinb. n. phil. Journ. 1846. Jan. p. 201.

Fox (Rob. Were) On certain pseudomorphous crystals of quartz. — (Ebendaſ. p. 115.) Phil. Mag. 1846. Jan. p. 5.

Dana, On the minerals of trap and the allied rocks. — Ebendaſ. p. 49.

Forbes, Notes on te topography and geology of the Cuchullin hills in Skye. — Edinb. n. philos. Journ. 1846. Jan p. 76.

Maclaren, On the existence of glaciers and icebergs in Scotland at an ancient epoch. — Ebendaſelbſt p. 125.

Forbes, Tenth letter on glaciers. — Ebendaſ. p. 154.

Low, On the classes and breeds of british horses. Ebendaſ. p. 179.

Rochet d'Héricourt, Les moeurs religieuses dans le royaume de Choa. — Bull. de la soc. de géogr. T. XIII. p. 317.

Maine de Biran, Fragmens inédits publiés par Naville. Cinquième fragment. Des progrès qui ont été faits jusqu' à ce jour dans la psychologie. — Bibl. univ. 1846. T. I. p. 40.

The greek and romantic drama. — Blackw. Mag. 1846. Jan. p. 54.

Lombia (Don Juan) El teatro. Origen, indole e importancia de esta institucion en las sociedades cultas. Titulos de gloria con que cuenta la nacion española para cultivarla con empeño etc. (Art. II.) — Revista lit. 1846. Nro. 38. p. 1.

Carlo Goldoni, et sa réforme de la comédie italienne. (Extrait du New Quarterly Review Nro. 12.). — Bibl. un. 1846. T. I. p. 116.

Saint-Victor, Le Dittamondo par Fazio degli Uberti. — Corresp. T. XIII. p. 65.

Mazade (Ch. de) Poètes modernes de l'Espagne. Le Duc de Rivas. — Rev. des deux mondes. 1845. T. IV. p. 679.

Monmerqué et Francisque Michel, Théâtre français au moyen âge. — Journ. des Sav. 1846. Jan. p. 5. Fevr. p. 76.

Jullien, Hist. de la poésie française à l'époque impériale. Par. 1844. — Ebendaſ. Jan. p. 17.

Shakspeare in Paris: 1) Othello, trad. par le comte Alfred de Vigny (Oeuvres complètes, Vol. VI. Par.). 2) Hamlet, trad. par Léon de Wailly. (Ms. Paris.) 3) Jules César, trad. par Auguste Barbier. (Ms. Paris.) — Edinb. Rev. 1846 Jan. p. 47.

Fernandez-Guera Orbe, Reseña historica de las nobles artes en España. — Revista literaria 1846. Nro. 40. p. 1.

Didron, Ameublement et décoration des églises. — Annales archéolog. T. IV. p. 1.

Guilhermy, Iconographie historique — Ebendaſ. p. 12.

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846. Nr. 22.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. May.
Nro. 87. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 21. Februar 1846.

In der Sitzung wurden nachstehende Vorträge gehalten:

1) Beyträge zur Kenntniß der bayerischen Fauna von Herrn Akademiker Dr. A. Wagner.

(Schluß.)

Der Lachs (Salmo salar) kommt in Bayern weder dem Donau-, noch dem Maingebiete zu, sondern findet sich bey uns nur in dem zum Rheingebiete gehörigen Bodensee. Die Lachsforelle (Salmo trutta) bewohnt zwar die Gewesser des Main- und Donaugebietes gemeinschaftlich, sie ist jedoch in den Seen des letztern nicht bloß häufiger, sondern wird hier zugleich größer und wohlschmeckender.

Unter den Fischen, die dem Donau-, aber nicht dem Maingebiete eigen sind, sind noch mehrere Arten Barsche anzuführen, nämlich der Schrätzer (Acerina Schraetser), der Streber (Perca aspera) und der Zingel (Perca zingel); selbst der Amaul oder der Schill (Perca lucioperca), obschon in vielen andern deutschen Flüssen vorkommend, scheint doch im Maingebiete allenthalben vermißt zu werden. Unter den Karpfen, die das Stromsystem der Donau bewohnen, dürfte zwar bey weiteren Nachforschungen in dem des Maines noch die eine oder die andere Art gefunden werden, indessen scheint es doch, als ob Cyprinus uranoscopus, grislagine, aphya und mento dem Maingebiete völlig fremd waren.

Noch ist einiger Fremdlinge zu gedenken, die nur je zuweilen in dem einen oder dem andern Stromsysteme zu Besuch kommen und also nicht unter deren ständige Bewohner gehören. Dieß sind mehrere Arten von Stören, die aus der Nordsee durch den Rhein in den Main, oder aus dem schwarzen Meere in der Donau aufsteigen. Von jenen ist es nur der gemeine Stör (Accipenser sturio), der zur Laichzeit schon manchmal im Main bey Würzburg gefangen wurde. Von diesen kennt man mehrere Arten, die in seltenen Fällen ihre Wanderung bis nach Bayern ausdehnten. Der Sterlet (Accipenser ruthenus) geht nicht selten über Passau herauf und im Jahre 1673 wurde, wie Schrank erzählt, einer sogar bey Steppberg gefangen; selbst in der Isar ist er schon bis gegen Landshut aufgestiegen. Von Accipenser Gueldenstaedtii wurde 1679 ein 36 Pfund schweres Exemplar bey Regensburg gefangen. Ein anderes, eben daselbst erlegtes, mochte, wie Heckel *) meint, dem Accipenser glaber angehört haben. Von einem Hausen, der 1692 bis Straubing herauf kam und mehr als Mannslänge hatte, berichtet Schrank; bey Passau wird diese Art öfters gefangen. Selbst der Acci-

*) Annalen des Wiener Museums I. S. 271.

penser stellatus, der unter den Stören des schwarzen Meeres die mindeste Reiselust zu haben scheint, soll nach Dr. Perty's Angabe in der Donau und selbst in der Isar erschienen seyn.

Schließlich füge ich ein Verzeichniß der in den oberbayerischen Seen sich aufhaltenden Edelfische bey, nach ihren dort gewöhnlichen Benennungen, denen ich die systematischen Namen zugesetzt habe.

1. Würm- (Starnberger-) See.

Boden-Renken. } Bisher unter Salmo
Kleine, sog. gemeine Renken. } Wartmanni zusammengefaßt.
Lachse (Salmo trutta).
Karpfen.
Hechte.
Waller (Silurus glanis).
Rutten (Gadus lotta).

2. Ammer-See.

Boden-Renken.
Karpfen.
Hechte.
Waller.
Rutten.
Huchen.
Amaul (Perca lucioperca).

3. Waller-See.

Renken.
Grundforellen.
Hechte.
Salblinge (sog. Wildfang-Salblinge).

4. Kochel-See.

Renken.
Hechte.
Rutten.
Huchen.
Aeschen.

5. Schlier-See.

Salbling.
Karpfen.

6. Spitzing-See.

Hechte.

7. Tegern-See.

Salbling.
Seeförchen (Salmo trutta).
Karpfen.
Hechte.

8. Bartholomä- (Königs-) See.

Salbling.
Kleinere Sorte Salblinge werden geräuchert als sog. Schwarzreuter verkauft.

9. Chiem-See.

Lachse (Salmo trutta und lacustris).
Renken.
Hechte.
Rutten.

2) Ueber die Wirkung des Zuckers auf die Zähne von Hrn. Akademiker Dr. A. Buchner.

Es ist eine bekannte Annahme, daß bey dem häufigen Zuckergenuß die Zähne leiden, und man las vor einiger Zeit in öffentlichen Blättern eine Bestätigung dieser Thatsache mit der Erklärung derselben, daß nämlich der Zucker durch seine Neigung, sich mit Kalk zu verbinden, die Zähne corrodire.

Einer meiner wissenschaftlichen Correspondenten, Hr. Apoth. Heumann in Bayreuth, schrieb mir vor einigen Tagen, daß er hierüber Versuche angestellt und folgendes gefunden habe.

Legt man einen gesunden Zahn von einem Säugethiere in eine klare Auflösung von Rohrzucker, so findet man nach einigen Wochen, daß die Flüssigkeit trübe und sauer geworden ist, indem sich durch die Einwirkung der thierischen Materie des Zahnes auf den Zucker Milchsäure gebildet und aus dem Zahne phosphorsauren Kalk aufgelöst hat. Es ist also nicht der Zucker als solcher, sondern die Milchsäure, welche durch Einwirkung thierischer Substanzen bey gelinder Wärme aus dem Zucker entsteht, die den phosphorsauren Kalk auflöst und so die

Zähne allmählig corrodirt; wahrscheinlich weil durch die Vermischung des Speichels mit dem Zucker bey täglichem Genuße desselben und bey der Mundwärme ebenfalls Milchsäure nach und nach entsteht.

---

3) Beytrag zur Kenntniß der Bierbestandtheile von demselben.

Es ist zuweilen vorgekommen, daß ein Bierbrauer oder Wirth sein sauer gewordenes Bier mit Pottasche zu entsäuern versucht hat, wodurch allerdings die entstandene Essigsäure abgestumpft wurde aber das Bier immer verdorben und schaal blieb, wenn man es nicht unter eine größere Menge noch trinkbaren Bieres mischte. Es ist auch möglich, aber nicht recht wahrscheinlich, daß manchmal ein Brauer seinem noch trinkbaren Lagerbiere kohlensaures Kali gleichsam als prophylaktisches Mittel in geringer Menge zusetzt, um den Gehalt an Kohlensäure zu vermehren, denn außer dieser ist stets eine andere freye Säure, nämlich Milchsäure im Biere vorhanden, welche eine saure Reaction des eingekochten Bieres verursacht, und, indem sie sich mit dem Kali der zugesetzten Pottasche verbindet, die Kohlensäure derselben frey macht. Uebrigens scheint auch die Essigsäure nie ganz zu fehlen, denn als ich sehr gutes Lagerbier bey gelinder Warme bis zur Syrup-Consistenz abdampfte und hierauf mit Schwefelsäure aus einer Retorte der Destillation unterwarf, erhielt ich ein saures Wasser als Destillat, welches durch Kali neutralisirt und zur Trockne abgedampft ein an der Luft zerfließliches und in Weingeist lösliches Salz lieferte, das sich bey näherer Prüfung als ein Gemisch von essigsaurem und salzsaurem Kali erwies.

Es kann auch vorkommen, daß ein Brauer für den erwähnten Zweck Soda, d. h. kohlensaures Natron statt Pottasche wählt; jedenfalls kann die bestimmte Beantwortung der Frage, ob eine solche Fälschung statt gefunden habe oder nicht, in gewerbs- und gesundheitspolizeilicher Beziehung von Wichtigkeit seyn.

Es mögen bereits 35 oder 36 Jahre seyn, als ich das erstemal ein Bier zu untersuchen hatte, welches im Verdacht einer Fälschung mit Pottasche stand; ich hatte mir anfangs die Lösung der Aufgabe leichter vorgestellt, als sie wirklich war; ich ging nämlich von der Ueberzeugung aus, daß ein sauer gewordenes, dann mit kohlensaurem Kali entsäuertes Bier essigsaures Kali enthalten müsse, welches keinen Bestandtheil des Malzes und Hopfens ausmacht, mithin im unverfälschten Biere nicht vorkommen kann. Da nun dieses Salz, ebenso wie das essigsaure Natron, im Weingeist löslich ist, so dampfte ich das verdächtige Bier bis zur Syrup-Consistenz ab und schüttelte es mit höchstrectificirtem Weingeist, wobey sich eine große Menge sogenanntes Malzgummi ausschied. Die davon abfiltrirte weingeistige Auflösung gab mit Weinsäure einen ziemlich reichlichen Niederschlag von Weinstein, wodurch der Verdacht einer stattgefundenen Fälschung des Bieres mit Kali allerdings sehr bestärkt wurde; als ich aber denselben Versuch mit einem erwiesen guten und unverfälschten Lagerbier wiederholte, erhielt ich daraus beynahe dieselbe Menge Weinstein.

Im Herbste 1844 wurde ich veranlaßt einen ähnlichen Versuch anzustellen und ich erhielt ein gleiches Ergebniß; ich überzeugte mich durch fortgesetzte vergleichende Versuche, daß jedes, auch das beste braune Bier, bis zur Syrup-Consistenz abgedampt, ein sauer reagirendes Extract liefert, welches mit dem sechs- bis achtfachen Quantum Weingeist von 80 bis 85 Proc. Alkohol-Gehalt geschüttelt, in diesem ein das Lakmus röthendes Kalisalz abgiebt, welche mit einer concentrirten wässerigen Auflösung der Weinsäure vermischt, so viel Weinstein liefert, daß sich derselbe von 1000 Gewichtstheilen Bier nahe auf 1 Theil berechnet.

Dieses Ergebniß berechtigt zum Schluß, daß das braune Bier ein in Weingeist auflösliches Kali-Salz enthalte, etwa milchsaures oder essigsaures, weil das phosphorsaure Kali, welches aus der Gerste in das Malz und Bier übergeht, in Alkohol unauflöslich ist.

Die Asche der Gerste enthält nach den Analysen von Bichon, Köchlin und Erdmann dreybasisches phosphorsaures Kali, oder je nach der Beschaffenheit des Bodens, worauf sie gewachsen war, auch Natron aber nie kohlensaures Kali*), was zu beweisen scheint, daß die Gerste kein pflanzensaures Kali enthält. Was aus dem Hopfen an pflanzensauren Salzen in das Bier übergeht, ist zu unbedeutend, als daß es hier in Betracht gezogen werden dürfte, weil sich auf jede Maß Bier kaum ein Quentchen Hopfen berechnet. Es wäre also in der That merkwürdig, wenn sich bey der Bier-Erzeugung aus dem phosphorsauren ein pflanzensaures Salz bilden sollte. In diesem Falle sollte man meinen, daß die Bierasche auch kohlensaures Kali enthalten müsse; ich habe mich aber überzeugt, daß dieß nicht der Fall ist, denn diese Bierasche, welche allerdings stark alkalisch schmeckt und reagirt, entwickelt keine Spur von Kohlensäure, wenn man sie mit Essigsäure übergießt und erwärmt; ich habe den Versuch sowohl mit Lagerbier als auch mit Winterbier angestellt, und erhielt von 1000 Gewichtstheilen trockenen Bier-Extractes 34 bis 39 Thle. schmelzbare Asche, welche großentheils basisches phosphorsaures Kali mit phosphorsaurem Kalke war. Da man nun weiß, daß das normalmäßig gebraute braune Lagerbier in 1000 Theilen ungefähr 60 Theile extractive Bestandtheile enthält, so berechnen sich auf 1000 Gewichtstheile Bier 2 Gewichtstheile und wenig darüber Aschen-Bestandtheile.

Gelegenheitlich muß ich bemerken, daß die Einäscherung des Bier-Extracts etwas schwierig ist, weil sich das Extrakt vor dem Verkohlen stark aufbläht, und weil die Asche leicht zusammenschmilzt und eine vollkommene Verbrennung der Kohle erschwert. Am besten gelingt die Verbrennung, wenn man das möglichst stark ausgetrocknete und zu Pulver zerriebene Extract in einen glühenden Silbertiegel einträgt und, wenn die noch kohlige Asche zusammenzuschmelzen beginnt, den Tiegel aus dem Feuer nimmt und nach dem Erkalten die Asche zerreibt, um sie dann bey sehr mäßigem Glühfeuer völlig grau zu brennen.

Ich habe auch den in Weingeist auflöslichen Antheil des Bier-Extractes, welcher stets das Lakmus stark röthet und freye Milchsäure zu enthalten scheint, zur Trockene abgedampft und zu Asche verbrannt. Auch diese Asche zeigte sich sehr schmelzbar; sie schmeckte und reagirte stark alkalisch, ohne daß sie freyes Kali-Hydrat oder kohlensaures Kali enthielt, denn kochender Weingeist löste davon nichts auf und nahm keine Reaction an, und mit Wasser befeuchtet und erwärmt entwickelte sich auf Zusatz von Essigsäure keine Spur von Kohlensäure. Ich fand in dieser Asche nur basisches phosphorsaures Kali, Chlorkalium und phosphorsauren Kalk.

Es unterliegt also keinem Zweifel, daß das Bier kein einfaches pflanzensaures Kali oder Natron enthält; daß, was der Weingeist aus dem Bier-Extracte an Salzen aufnimmt, um so weniger beträgt, je weniger Wasser dabey ins Spiel kömmt, daß dieses Auflösliche nur eine saure Verbindung der phosphorsauren und salzsauren Salze mit der Milchsäure des Bieres ist, und daß die Phosphorsäure dieser Verbindung in der Glühhitze die Milchsäure so zersetzt, daß sie kein kohlensaures Salz zurücklassen kann.

(Schluß folgt.)

*) Ann. d. Chem. u. Pharm. B. L. S. 404 und 419. B. LIV. S. 347 u. 355.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 23.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. May.
Nro. 88. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 21. Februar 1846.

In der Sitzung wurden nachstehende Vorträge gehalten:

3) Beytrag zur Kenntniß der Bierbestandtheile von Herrn Akademiker Dr. A. Buchner.

(Schluß.)

Ich habe mich bey fortgesetzten Versuchen überzeugt, daß es nicht so schwierig ist über die Frage, ob ein Bier mit Pottasche oder Soda verfälscht worden sey, mit Zuverläßigkeit zu entscheiden, als es mir früher geschienen hatte, wenn man nur das Bier-Extract bis zum zerreiblichen Zustande austrocknet und dann mit Weingeist kochend auszieht, welcher nicht über 15 Procent Wasser enthält; findet man in dieser alkoholischen Auflösung ein essigsaures Salz, so kann es nur von irgend einer unerlaubten Künsteley herrühren, weil das unverfälschte Bier wohl etwas freye Essigsäure aber kein essigsaures Salz enthält. Der alkoholische Auszug enthält allerdings eine freye Säure, welche Milchsäure zu seyn scheint und darin etwas von den phosphorsauren Salzen des Bieres aufgelöst; aber dieses beträgt so wenig, daß ich von 1000 Gran Bier-Extract kaum 1 Gran Asche aus dem in Alkohol auflöslichen Antheil erhielt.

Es hat sich gezeigt, daß das Princip, welches mich schon vor 35 oder 36 Jahren bey meinen Bier-Untersuchungen geleitet hatte, richtig war, daß ich es aber fehlerhaft angewendet habe, theils weil ich sowohl das Bier-Extract als auch den Weingeist in einem zu wässerigen Zustande genommen habe, und theils weil ich von der irrigen Meynung befangen war, auch das normalmäßige Bier enthalte ein essigsaures Salz, was nicht der Fall ist, wenigstens beträgt die Essigsäure, welche man durch Destillation des alkoholischen Auszuges mit Schwefelsäure erhält, so wenig, daß sie wohl nur durch Oxydation des angewendeten Weingeistes beym Abdampfen des Auszuges erst entstanden seye dürfte. Uebrigens kann ich schließlich nicht unterlassen auf eine sehr gründliche und lehrreiche Abhandlung des Hrn. Prof. Dr. Kaiser „über Bier-Untersuchungen und Fehler, welche dabey gemacht werden können“ aufmerksam zu machen; diese Abhandlung steht im Kunst und Gewerbe-Blatt des polytechn. Vereins 1845. S. 763 — 792.

4) Auszug aus einer Abhandlung über die Nummulinen des bayerischen östlichen Gebirges. Von Hrn. Akademiker Dr. Schafhäutl.

Bey keinem fossilen Thiergeschlechte ist die charakteristische Bestimmung der Arten schwieriger, als gerade bey den Nummuliten, deren indifferente schei-

benförmige Form dem Naturhistoriker so wenig feste charakteristische Anhaltspunkte darbietet, daß selbst d'Orbigny eine Charakteristik der verschiedenen Arten seiner Nummulina nicht zu geben vermochte und Bronn in seiner Lethaea p. 1135 erklärt: „die Wahrheit zu sagen, so kenne ich noch nicht ein verläßiges Artkennzeichen."

Selbst über die Stellung dieser Petrefacten im Systeme ist man noch nicht im Reinen. D'Orbigny hält sie für Foraminiferen und Ehrenberg für Rückenplatten quallenartiger Thiere.

Der innere Bau dieser Thierüberreste würde auch hier, wie so ziemlich bey allen Thieren die sichersten Aufschlüsse über ihre Stellung im Systeme geben; allein der innere Bau der Nummulitenversteinerungen konnte bisher nur studirt werden aus Individuen, die durch Verwitterung in zwey Hälften getheilt waren, oder aus solchen, die auf einer Seite angeschliffen wurden. Die Versteinerungsmasse ist jedoch oft vollständig mit der bey den meisten sehr zarten zellenartigen inneren Structur zusammengeflossen, wodurch häufig nach dem Schleifen ein so verworrenes undeutliches Bild der inneren Organisation entsteht, daß z. B. Montfort, Blainville und Defrance mehrere solcher Nummuliten den Polypen anzureihen bemüht waren.

Ich schlug deßhalb, die innere Structur der Nummuliten bloß zu legen, einen Weg ein, der mir schon in manchen dem Anscheine nach ganz homogenen Gesteinen die deutlichsten Thierüberreste entwickelte.

Da die Nummuliten in der Regel von kohlensaurem Kalk durchdrungen sind, ihr Skelet aber aus kieselhaltigem und noch überdieß verschieden gefarbten kohlensaurem Kalke besteht, so wird der infiltrirte kohlensaure Kalk von Säuren viel rascher aufgelöst, als der Kieselkalk des Skelets, und es gelang mir auf diese Art mittelst einiger höchst einfacher Handgriffe, die innere Structur eines jeden Nummuliten, der mir bisher unter die Hände kam, bis zum Anfange der Spirale bloß zu legen.

Da ergab sich denn, daß jede früher als zufällig angesehene Veränderung in der äußern Form auch einer abweichenden jedoch stets bestimmten inneren Structur entspreche. So heißt es in der Lethaea von Nummulina Faujasii p. 711: „die kleineren Individuen sind auf beyden Flächen leicht gewölbt, die größeren sind oft unregelmäßig auf einer Seite flach, auf der andern conver oder in der Mitte zitzenförmig. Beginnt man jedoch die innere Structur dieser Nummuliten vermittelst Salzsäure bloß zu legen, so ergibt sich sogleich, daß die kleineren leicht gewölbten, die größeren flach converen und die zitzenförmigen bestimmt drey verschiedene Arten bilden.

Aus meinen Untersuchungen ergab sich als Resultat: Jede Nummulina beginnt mit einer Blase, aus welcher eine zweyte kleinere halbkugelförmige Blase u. s. f. entspringt. Die Mutterblase ist entweder zusammengedrückt, elliptisch und steht in einem sehr kleinen Verhältniß zu den immer wachsenden Zellen oder Kammern; oder sie ist im Verhältniß zu den übrigen Zellen groß und rund. Im letztern Falle liegen die Spiralmündungen nicht mehr in einer Ebene.

Die sogenannten Kammern selbst zerfallen in zwey wesentlich von einander verschiedene Hauptgestalten. Sie haben entweder gleich laufende etwas convere Seitewände, wobey sich die hintere oben nach der Vorderwand in einem sanften Bogen hinüber und dann wieder etwas herabbiegt, so daß jede solche Zelle mit einer zeltartigen Figur verglichen werden kann. Oder die hintere Wand biegt sich sogleich nach ihrem Ursprunge in einem flachen Bogen nach der vordern und läuft dann mit derselben in einer Spitze zusammen, so daß eine Art krummer Sägezähne entsteht. Ich habe diese Art Kellerhalszellen genannt, und nach diesen Hauptverschiedenheiten der Zellen die Nummuliten in zwey Klassen abgetheilt.

Keine dieser Zellen hat mit der andern eine auch unter der stärksten Vergrößerung zu beobachtende Verbindung.

Dagegen stehen die Schichten, aus denen jeder Nummulit zusammengesetzt ist, durch Radien, die vom Mittelpunkt aus sich strahlenförmig nach der Peripherie hin erstrecken, mit einander in Verbindung, wie man auf dem Querbruch eines Nummuliten deutlich bemerken kann. Die einzelnen Schichten sind entweder

a) überall von gleicher Dicke und schließen dicht aneinander an, oder

b) sie berühren einander an der Peripherie (dem Rücken) nicht, und lassen einen hohlen, kegelförmigen Raum zwischen sich, d. i. sie bilden eine eigentliche Kammer, wodurch zugleich eine starke Entwicklung des Thieres am Rande angedeutet wird.

Nach diesen zwey Verschiedenheiten und der Form des Querschnittes der Kammerwände habe ich jede dieser zwey Klassen wieder in zwey Unterabtheilungen eingetheilt, und diese Eintheilung ist hinreichend, alle mir bekannt gewordenen Nummuliten mittelst sicherer und leicht aufzufindender Merkmale in ein naturgemäßes System zu bringen.

Bey keinem der wirklichen Nummulinen, von denen ich die möglich vollständigsten Exemplare untersuchte, war irgend eine Oeffnung der sogenannten Wohnkammer zu entdecken. Wird ein Theil der letztern Windung eines hochrandigen Nummuliten weggebrochen, so entsteht wohl ein Absatz, der einer Wohnkammer ähnlich sieht, aber bey wohl erhaltenen Formen ist nichts der Art oder auch nur eine Obliteration der sogenannten Wohnkammer zu entdecken, wodurch man den Mangel einer solchen Oeffnung zu deuten versuchte. D'Orbignys Nummulina planulata ist übrigens keine Nummulina und Sowerby stellt unter seiner Num. elegans Tab. 538 Fig. 6, die Bronn citirt, in ihrem Wesen ganz verschiedenartige Formen zusammen.

Man wird übrigens die Idee, daß ein Cephalopode gleich unsern Nautilen, Ammoniten ꝛc. eine solche Kammer bewohnt haben könnte, sogleich fallen lassen, wenn man bedenkt, daß es Nummulinen von 11 Pariser Linien Durchmesser gibt, deren einzelne Zelle oder Kammer noch nicht den zehnten Theil einer Linie Höhe und Tiefe hat. Welch eine ungeheure Schale zu so einem so kleinen Thiere! — Auf dem Querbruche sieht man so viele solcher sogenannten Kammern übereinander liegen, als sich Schichten im Petrefakte vorfinden, und man erkennt unter dem Mikroskope gar bald, daß diese sogenannten Kammern nichts anders als die zelligen Zwischenräume zwischen den Verbindungs-Radien sind, welche durch alle Schichten hindurch nach der Mitte führen. Montfort, Blainville und Defrance hatten deßhalb ganz richtig beobachtet und gute Gründe, ihren Nummuliten lieber zu den Polypen als zu den Cephalopoden zu stellen. Es war wahrscheinlich die Verwitterung, welche ihnen zufällig das Innere ihres Nummuliten bloß legte, und es fehlte nur an einer leichteren Methode, das Innere jedes Nummuliten dem Auge des Beobachters zu enthullen, um die gleiche vorwaltende Textur bey allen Nummuliten dieser Abtheilung zu erkennen.

Eben die eigenthümliche Struktur dieser Nummuliten leitet zu der Vermuthung, die alle Wahrscheinlichkeit für sich hat, daß das Thier, welchem unser Petrefact sein Daseyn zu verdanken hat, sich über die ganze Oberfläche des Nummuliten verbreitet, und mit seinem Innern durch die seitlichen Radien in Verbindung stand, gleich den eigentlichen Korallen oder Rindenpolypen. Gemäß dieser Untersuchung habe ich folgende Nummulinen, von welchen die meisten dem Kressen und Enzenauerberge und der Gegend von Adelholzen angehören, bestimmt, die ich jedoch hier der Kürze halber bloß mit ihrem Namen anführen will. Ich war genöthigt, selbst Namen zu schaffen, da, wie schon gesagt, in unseren Systemen wesentlich verschiedene Exemplare unter einem Namen vereinigt sind, und es bey vielen Species kaum möglich ist, der Beschreibung nach zu urtheilen, welche der Autor eigentlich gemeint hat *).

I. Klasse. I. Ordnung.

Nummulina umbo reticulata. Sie ist wahrscheinlich die Nummulina Faujasii und zwar jene größere von 11‴ Diam., die nach der Lethaea auf der einen Seite etwas flacher ist, als auf der andern. Vom Kressenberge mit Eisenoxydhydrat durch-

*) In der neuesten Ausgabe des Lamarckschen Werkes (1815) befinden sich nur vier Species von Nummulina: laevigata, globularia, scabra u. complanata.

zogen. Eine abgeschliffene dieser Art hat Defrance als Num. laevigata bestimmt.

I. Kl. II. Ord.

Num. modiolata striata. Ist wahrscheinlich wieder die Num. Faujasii, die kleinere nämlich, in der Mitte zitzenförmige der Lethaea, findet sich häufig im grünen und rothen Sandstein Neubeuerns (Haberkörnl) und eben so häufig im Thoneisensteine bey Sonthofen, so wie bey Dornbirn am Bodensee.

Kleine Exemplare von etwa 5‴ Durchmesser haben auf ihrer Oberfläche viel Aehnlichkeit mit Sowerbys Num. elegans. Tab. 538. Nro. 7.

Num. umbilicata ist wahrscheinlich wieder die obige Num. Faujasii mit der fein punktirten Oberfläche. Diese Punkte sind indessen die Mündungen oder Zwischenräume der Verbindungs-Radien. Diese Species bildet einen Theil der sogenannten Maria-Eckerpfenninge (bey Adelholzen).

Num. rotula. Klein $3\frac{1}{2}$‴ mit scharfem Rande (Rücken), glatt, vollkommen flach, linsenförmig, durchscheinend.

Maria-Eckerpfenninge, in einer Sammlung von Defrance bestimmt ist sie wieder unter Num. laevigata aufgeführt.

II. Kl. I. Ord.

Num. lenticularis, vielleicht Münsters scabra, aus dem grünen Sandsteine Neubeuerns und des Kressenberges.

Num. lenticularis crassa ist die Num. laevigata d'Orbignys Grobkalk von Paris.

Num. rhombodes aus dem Roncathale. Auch im Nummuliten-Kalke von Pisino. Ist Num. nummiformis von Defrance, nach den Exemplaren des Heidelberger Mineralien-Comptoirs.

Num. nummiformis aus dem Kalk der großen Pyramide von Ghizeh.

II. Kl. II. Ord.

α.

Num. orbicularis maxima, vielleicht Num. complanata (Lamarck), der größte Nummulit von nahe 2 Zoll Durchmesser, von Adelholzen.

β.

Windungen nicht in einer Ebene liegend.

Num. elliptica, vielleicht Nummulites globularia (Lamarck), der kleinste Nummulit, aus dem Kalke der großen Pyramide von Ghizeh, so wie von Maria Eck bey Bergen.

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 17. Januar l. J. vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von dem Hrn. Dr. Reef in Frankfurt a. M.:

Ueber das Verhältniß der elektrischen Polarität zu Licht und Wärme. Frankf. a. M. 1815. 8.

Von dem Hrn. Dr. A. Rabusson in Paris:

Développements historiques sur l'origine de la race française. Paris 1815. 8.

Von dem Hrn. V. Streffleur, k. k. Hauptmann und Professor in Wien:

Die primitive physikalische Beschaffenheit der Nordpolarländer. Wien. 1815. 8.

Von der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur in Breslau:

Uebersicht der Arbeiten und Veränderungen im Jahre 1814. Breslau 1815. 4.

Von der Royal Society of London:

Philosophical Transactions. For the year 1813. Part I. London 1815. 4.

Fellows of the Society. London 1844. 4.

Von der Geological Society of London:

Proceedings. Vol. IV. No. 99. 100. 101. 1813 — 1814. London. 8.

Transactions. Second Series. Vol. VII. Part the First. Part the Second. London 1845. 4.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 24.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. May.

Nro. 89. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 21. Februar 1846.

In der Sitzung wurden nachstehende Vorträge gehalten:

5) Beyträge zur näheren Kenntniß der bayerischen Voralpen. Von Hrn. Akademiker Dr. Schafhäutl.

Die Stellung unserer Voralpen im geognostischen Systeme ist bisher noch nicht mit solcher Sicherheit ermittelt, wie dieß bey den meisten ähnlichen Gebirgs-Systemen der Fall zu seyn pfleat.

Die Ursache dieser Unsicherheit ist einerseits der Mangel an Petrefakten, welche in der Klassifikation der geognostischen Schichten als Leitstern dienen, andererseits die Schwierigkeit der geognostischen Untersuchung solch schroffer und hoher Gebirge auf irgend eine bedeutende Erstreckung. Den eigentlich schwierigen Theil unserer bayerischen Voralpen bildet jene Zone, welche den entschiedenen Alpenkalk, d. i. reine, dem Körnigen sich nahernde kohlensaure Kalkerde, mit dem Molassengebilde verbindet.

Diese Zone ist nur an einigen wenigen Orten eigentlich geognostisch untersucht, und auch da nur in gewissen Beziehungen, welche auf die Bedeutung dieser Zone selbst und ihre Relation zum Alpengebirge sehr wenig Licht geworfen haben.

Ich habe den Anfang der geognostischen Untersuchung meines Vaterlandes mit dieser Zone begonnen, und zwar im Westen, von Füßen anfangend bis nach Osten zu, in die Gegend von Hallein.

Die südliche Gränze dieses Gürtels bilden von Westen her: der Saibling, der hohe Straußberg, das Hochblatt, der Kuchelberg, Herrntisch, der hohe Fricken, der Walchensee, der Falkenberg, Rodiberg, Hohlenstein, Schinderberg, Auerberg, Hausberg, Wendelstein, Gränzhorn, Hochplatten bey Aschau, Hochgern, Eisenberg, Rauschenberg, der Hohenstaufen, der Stadberg, Stuhlwand. Als nördliche Gränze haben wir Helfenwang am Lech, Fronreiten, die Insel Wörth im Staffelsee, Sindelsdorf, Pensberg, Oberbuchen, Warkirchen, Parsberg, Altenmarkt, Höhenmoos, Weisham, Bernhaupten und Teisendorf. Geben wir von dieser Gränze gegen Süden zu, so finden wir auf eine Breite von nahe $\frac{3}{4}$ bayerischen Meilen ältere Braunkohlen führende Molasse. Die Braunkohlenlager lassen sich vom Lech angefangen den südlichen Theil des Chiemsees durchziehend bis hinter Traunstein verfolgen, und stehen in der Nähe des Lechs bey Zwinger am sogenannten Rabennest, der Nesselgraben-Hütte, zu beyden Seiten von Murnau, am Pensberg, Buchberg, vor Gmünd an der Mangfall, am Parsberg, zwischen Niklasreuth und Au, Höhenmoos, dann Bernau sogar zu Tage an*).

*) Es haben sich erst neuerdings in München wieder Sagen verbreitet von neu aufgefundenen Steinkohlen bey Gmünd. Steinkohlen sind in dem jüngern Gebirge, von dem wir eben sprechen, nicht zu Hause, und wenn sie im südlichen Bayern je gefunden werden, so kann dieses nur in der Nähe

Der Molassensandstein besteht aus milchigen Quarzkörnern, die sich zum Theil sehr leicht in Kalilauge lösen, also aus amorpher Kieselsäure bestehen. Körner von Hornsteinmasse sind den milchigen Quarzkörnern beygemengt, wodurch der Stein ein graues Aussehen erhält. Das Bindemittel ist kohlensaure Kalkerde und eine Thonmasse aus verwittertem Feldspath bestehend. Auf mancher Stelle, wie z. B. bey Fraßdorf tritt der Kalk ganz zurück, und man erhält dann einen sehr feuerfesten Stein. — Nur sparsame Glimmerblättchen sind diesem Steine beygemengt, doch häufig kohlige Theile.

An diesen Molassen-Streifen lehnt sich eine höchst eigenthümliche Kalkformation, die zwar nur an einigen Stellen wirklich aufgeschlossen ist, deren Spuren jedoch durch den ganzen Zug verfolgt werden können. Eigentlich bekannt wurde diese Formation erst durch Aufsuchung von Steinen zum Wiederaufbau der abgebrannten Saline Rosenheim, und seit dieser Zeit sind mehrere Steinbrüche in diesem Lager bey Sinning hinter Rohrdorf betrieben.

Der Stein hat bey flüchtigem Anblick das Ansehen von Granit und deßhalb hat er auch den Namen Granitmarmor erhalten, und wird bey uns zu Piedestalen, Grabmonumenten, selbst zu Säulen (in der Basilika, dem Königsbau ꝛc.) verwendet. Er ist aus braunen, gelblichen, weißen und schwarzen Punkten zusammengesetzt, die eine Linie an Länge und Ausdehnung selten überschreiten, in der Regel darunter bleiben.

Der Gebrauch des Mikroskopes und meine Methode den natürlichen Verwitterungs-Prozeß durch Zeit und die chemische Action der Atmosphärilien eingeleitet, auf kurzem chemischen Wege nachzuahmen, belehrte mich sehr bald, daß diese Flecken nichts anders seyen, als die Kalkstämme von ehemaligen Korallenthieren, und zwar nicht blos Bruchstücke, sondern beynahe ganz erhaltene Strünke, und es findet hier die Eigenthümlichkeit statt, daß alle die Thiere in beynahe mikroskopischer Kleinheit und zwar so dicht gedrängt beysammen lebten, wie wir wohl kein ähnliches Beyspiel in der versteinerten Thierwelt besitzen. Die kleinsten Korallenversteinerungen, die wir kennen, sind wenigstens zehnmal größer, und es ist, als ob die Lebenskraft bey Bildung dieser Korallen sehr im Abnehmen gewesen, oder als ob sich die dicht auf einen Haufen zusammengedrängten Thiere einander wechselweise in ihrer Entwicklung gehindert hätten.

Es liegt hier Koralle an Koralle gedrängt mit einigen gleichfalls mikroskopischen Nummulinen, und ist nirgends auch nur eine Spur von Bindemittel zu sehen. Die Koralle, welche den Hauptbestandtheil unsers Granitmarmors ausmacht, ist eine Cerioporа und zwar höchst wahrscheinlich die Cerioporа radiciformis, die dem Jurakalke angehört, so wie Scyphia cylindrica und radiciformis. Zugleich findet sich in sehr wohl erhaltener Form eine Röhrenkoralle, welche mit der Halmpore, Calamopora, nach Goldfuß in allen Merkmalen übereinstimmt. Nun gehört diese Koralle dem ältesten Gebirge an, in welchem Versteinerungen erscheinen, und es ist eigentlich gegen die Regel, eine solche eines der ältesten Gebilde bezeichnende Versteinerung in den jüngsten Formationen anzuführen. Allein es mag nun unser mikroskopisches Thier eine wirkliche Calamopora oder ein dieser verwandter Polyp seyn, unsere eben beschriebene Formation ist an sich sonderbar genug, und wir haben auch außerdem viele vollkommnere ältere Thiere wieder in der jüngern Formation erscheinen sehen. So findet sich das alte Geschlecht Orthoceratites aus dem Uebergangsgebirge in der neuern Kreide wieder.

Manche unserer Cerioporen fließen auch rasenartig so in einander, daß sie eine breite, flach schwammartige Masse ähnlich der Stromatopora bilden; alle aber scheiden Kieselsäurekörner innerhalb ihres Gewebes ab, nur nicht so häufig, als die eigentlichen Schwämme.

Dasselbe Lager findet sich gegen Osten hinter Traunstein im Berge zu Adelholzen wieder.

Auf diesen Korallenkalk folgt bey Neubeuern

---

des Grundgebirges d. h. nur an der Donau hinter Regensburg geschehen. Unsere Braunkohlen-Flötze indessen sind längst bekannt. Der polytechnische Verein hat durch Schurf-Versuche den früher ziemlich unbekannten Zug zwischen der Mangfall und dem Inn hinreichend aufgeschlossen, und ist sogar auf mehrere bauwürdige Flötze dort belehnt.

ein verhältnißmäßig starkes Auftreten der Nummulina modialata striata — aus einer Sandsteinbildung, die zum Theile durch kieselsaures Eisenoxydul graulichgrün, durch Uebergang des Eisenoxyduls in Oxyd roth gefärbt ist. Wegen der Form des Querschnittes dieser, in ihrem Innern gewöhnlich weißen Numuliten hat dieser Sandstein in der Volkssprache den Namen Haberkörnl erhalten.

An ihn schließen sich die Sand- und Eisenstein-Lager vom sogenannten Kressenberg bey Neukirchen hinter Teisendorf an, durch die Menge ihrer Versteinerungen bekannt, die dem tertiären Gebilde und der Kreide vorzüglich angehören.

In dem grünen Sandstein dieser Formation tritt zuerst eine für unsern Gürtel höchst charakteristische Form von grünen Quarzkernern auf, welche der Sandsteinbildung ihre grüne Farbe geben, und wesentlich verschieden sind von dem färbenden Chlorit des eigentlichen Grünsandes.

Diese Quarzkörner sind nämlich von Eisen-Oxydul grün gefärbt; aber diese grüne Farbe rührt von Infusorien her, die dem Geschlechte Xanthidium angehören. Der grüne, versteinerungsreiche Sandstein des Kressenberges ist jüngeren Ursprungs, als die auf ihn folgenden Flötze des Thoneisensteines, welcher letztere gleichfalls wieder das Werk von Infusorien, nämlich der Gaillonella ferruginea ist.

Mit ihm korrespondiren die Nummuliten Lager in Adelholzen, welche die Gipfel ganzer Hügel zusammensetzen. Die größten Nummuliten von 2 Zoll Durchmesser und die kleinsten finden sich hier neben einander, so daß man vorzüglich durch die kleinern oft den Weg überstet findet, der nach dem Wallfahrtsorte Maria-Eck führt. Die Landleute geben diesen Nummuliten deßhalb den Namen Maria-Ecker Pfennige.

Nun folgt als Ueberrest dieses Gliedes auf dem Wege von Tolz nach Benediktbeuern gerade bey Enzenau in der Nähe von Heilbronn ein rothbrauner Nummuliten-Marmor, in welchem so eben ein Steinbruch eröffnet wird. Der Marmor ist sehr hart, und enthält Quarzkörner eingemengt gleich dem Granitmarmor von Neubeuern.

Schreiten wir weiter nach Süden, so fängt unser grüner Molassensandstein bald seine Natur zu verändern an. Das graue Ansehen des Steins, das Mehlige auf dem Bruche verschwindet, und das Bindemittel wird immer weniger erkennbar. Die Quarztheilchen schimmern auf dem Bruche oft glimmerartig, und lösen sich nicht mehr in Kalilauge. Die grauen Hornsteinkörner jedoch bleiben, die oben erwähnten smaragdgrünen Quarzkörner treten immer häufiger auf, so daß zuletzt ein harter Kalksandstein entsteht, der am Stahl Feuer gibt und zum Theil der Quadersandstein, Flysch und Macigno der Geognosten zu seyn scheint. Er ist es, der das Material zum Münchner-Strassen-Pflaster liefert. Mit einem ähnlichen ist Florenz gepflastert z. B. am Lungo l'Arno bei der Brücke della Sta Trinità.

Das Bitumen fängt hier gleichfalls an stark aufzutreten und farbt den lichten Mergel oft dunkelschwarz. Unser Sandstein wechselt mit Mergellagern, in welchen der Thon bald bedeutend zurücktritt, so daß sie zu hydraulischem Kalke sehr brauchbar sind, und schwarze und graulichte schieferige, etwas kalkhaltige Thone, die sich zu dünnen Blättern spalten lassen, wechseln mit diesem Sandsteine. In diesen Mergeln erscheinen als Pflanzen-Versteinerungen Chondrites Targionii und Chondrites intricatus, aber auch Ammonites costatus, Ammonites Reineckii und in den thonreichern Ammon. heeticus und insignis. Zieten.

Diese schwarzen Sandsteinschichten gewinnen noch ein hohes technisches Interesse dadurch, daß ein Theil kohlensauren Kalkes durch kohlensaures Eisen- und Mangan-Oxydul vertreten wird, ja in einigen Schichten ist der kohlensaure Kalk beynahe ganz durch obige Metallsalze vertreten, so daß ein reiner Gehalt an metallischem Eisen manchmal bis zu 36 Prozenten hervortritt, und die Schicht zu einem schmelzwürdigen vortrefflichen Eisensteine wird. Die gewöhnlich mattgraue oder weißliche Farbe dieser Steine ließ ihren Metall-Gehalt bisher ganz übersehen, und nur das spezifische Gewicht und die dunkelbraune Oxydhaut auf der Luft und dem Wasser ausgesetzt gewesenen Stücken veranlaßte mich, sie chemisch zu untersuchen. Die Kieselerde und der

Thon treten weiter gegen Süden in abwechſelnden Schichten ſehr zurück, der Kalk gewinnt an Dichte und wird oft zu einem, obwohl nicht ſehr beſtändigen Trümmermarmor, wie z. B. bey Benediktbeuern und bey Schlehdorf am Kochelſee, wo er die Fortſetzung der Schichten von Benediktbeuern bildet.

(Fortſetzung folgt.)

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematiſch-phyſikaliſchen Claſſe am 17. Januar l. J. vorgelegten Einſendungen an Druckſchriften.

(Schluß.)

Von der Entomological Society of London:

Transactions. Vol. I. Part 1—3. 1834—36. V. II. P. 1—4. 1837—1840. V. III. P. 1—4. 1841—1843. V. IV. P. 1. 1845. London. 8.

Journal of Proceedings. Commencing January 6. 1840. London 1841. 8.

Von der kaiſ. Akademie der Wiſſenſchaften in St. Petersburg:

Recueil des actes de la séance publique tenue le 29. Decbr. 1841. St. Pétersbourg 1845. gr. 4.

Mémoires des étrangers. Tom. IV. St. Pétersbourg 1845. gr. 4.

Mémoires. VI. Série. Sciences mathématiques, physiques et naturelles. Tom. sixième. Seconde Partie: Sciences naturelles. Tom. quatrième. 6. livraison. St. Pétersbourg 1845. gr. 4.

Bulletin de la classe physico-mathématique. T. III. IV. St. Pétersbourg 1845. gr. 4.

Vom Hrn. Dr. Georg Friedr. Pohl, Profeſſor der Phyſik an der Univerſität zu Breslau:

Der Elektromagnetismus und die Bewegung der Himmelskörper in ihrer gegenſeitigen Beziehung. Breslau 1846. 8.

Von der pfälziſchen Geſellſchaft für Pharmacie und Technik in Kaiſerslautern:

Jahrbuch für praktiſche Pharmacie und verwandte Fächer unter Redation von Dr. Herberger. Bd. XI. Heft. IV. V. October, November. Landau 1845. 8.

Von der Académie des Sciences à Paris:

Tables des comptes rendus des séances. Premier semestre 1845. Tom. XX. Paris 1845. 4.

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XXI. No. 14 — 19. inclus. Octobre — Novbr. 1845. Paris 1845. 4.

Von dem Muséum d'histoire naturelle à Paris:

Archives. Tom. IV. 1. 2. livraison. Paris 1845. 4.

Von der Société impériale des naturalistes de Moscou:

Bulletin. Année 1845. No. II. III. Moscou 1845. 8.

Von der k. Akademie der Wiſſenſchaften in Stockholm:

Handlingar för år 1843. Stockholm 1844. 8.

Årsberättelser om botaniska arbeten och upptäkter, afgifna den 31. Mars åren 1839. 1840. 1841 och 1842. af Joh. Em. Wikstrom. Stockholm 1844. 8.

Årsberättelse om zoologiens framsteg under åren 1840 — 1842. Af C. J. Sundevall. Första delen. — 1843 och 1844 af Boheman. Andra delen. Stockholm. 1844. 1845. 8.

Årsberättelse om framstegen i Kemi och Mineralogi af Jac. Berzelius. Stockholm 1845. 8.

Ofversigt af Kongl. Vetenskaps-Akademiens Förhandlingar. No. 8 — 10. 1844. No. 1 — 7. 1845. Stockholm 1845. 8.

Von dem landwirtſchaftlichen Verein in Bayern in München:

Centralblatt. Septbr. Octbr. 1845. München 1845. 8.

Von dem Hrn. Dir. Prechtl in Wien:

Ueber den Flug der Vögel. Wien 1846. 8.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 25.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. May.
Nro. 90. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 21. Februar 1846.

In der Sitzung wurden nachstehende Vorträge gehalten:

5) Beyträge zur näheren Kenntniß der bayerischen Voralpen. Von Hrn. Akademiker Dr. Schafhäutl.

(Fortsetzung.)

Die Kieselerde gewinnt immer mehr an Dichte, je näher wir gegen das Gebirge hinschreiten, und sie bildet bald einen grobkörnigen Quarzsandstein aus fettglänzenden Quarz-Fragmenten ohne alles Bindemittel bestehend, den von Buch wahrscheinlich auch als Flysch betrachtet. Manche Gesteine dieser Art haben eine große Aehnlichkeit mit der alten Grauwacke, und ich fand wirklich mehrere solche Stücke in unserm Cabinete als Grauwacke bezeichnet. Die chemische Reaction läßt sie jedoch bald von Grauwacke unterscheiden. In einer solchen Formation entspringt das Steinöl von Tegernsee, dessen eigenthümlicher Ursprung jedoch weiter zurück gesucht werden muß.

Nach einem Wechsel von schwarzen Sandsteinen und verwitterten Mergel-Flötzen treffen wir endlich auf jene merkwürdige Kieselkalk-Formation, welche das Materiale zu unsern Ammergauer-Wetzsteinen liefert. Wir haben in der ausgedehnteren Abhandlung gezeigt, daß die Eigenschaften dieser Kieselkalk-Thonschichten nicht allein von ihrem Sandgehalte, sondern von der eigenthümlichen Beschaffenheit und der Gestalt des Sandes selbst herrühren. Es ist nämlich nicht amorpher, körniger Quarz, sondern harter feuersteinartiger und zwar splitteriger Quarz, der als Sand diesen Schichten beygemengt ihre eigenthümliche Rauhigkeit bewirkt.

Die Sohle dieser Wetzsteinschichten ist es, welche ich überall, wo sie entblößt war, mit Tausenden von jenem räthselhaften Aptychus lamellosus übersaet fand, die Quenstedt für Deckel von Ammoniten hielt. Mir scheinen sie eher die Funktion von Rückenstützen einer Art Cephalopoden versehen zu haben.

In den Zwischenlagern finden sich jedoch auch vielfach gewundene, langsam an Dicke zunehmende gerippte Ammoniten, die der Form ihrer Rippen wegen zu Buchs Amalthеen zu zählen wären, wenn nicht ihre 7 Windungen, ihr Habitus, die langsame Zunahme ihrer Windungen, und auch ihre Loben sie wieder den Arieten näher rückten, obwohl ihnen die beyden Rückenfurchen, d. i. der freye Sipho fehlen. Der Rippen sind nur 25, und diese sind dick und an den Seiten am höchsten, so daß sie eher verlängerten Knoten gleichen. Dieser Charakteristik gemäß kömmt er wohl mit dem von D'Orbigny Pl. 54 abgebildeten und pag. 213 beschriebenen Amm. raricostatus überein, der dem untern Lias angehört und zwar jener Schichte, die Gryphaea arcuata enthält, und demnach älter ist, als alle jurassischen Bildungen. D'Orbigny hält diesen Ammoniten identisch mit dem von Zieten Tab. 13 fig. 4 abgebideten Amm. raricostatus aus der Fa-

milie der Capricornen. Allein der Zieten'sche Ammonit hat mit dem D'Orbigny'schen kaum etwas anders gemein, als die geringe Anzahl von Rippen. Diese charakterisirt jedoch auch die Zieten'sche Abbildung Tab. 2 fig. 4, welche v. Buch dem Ammonites Bucklandi angehörend beschreibt; Quenstedt wirft jedoch den A. raricostatus Tab. 2 fig. 4 mit dem multicostatus fig. 3 zusammen und bildet eine jetzt nicht benannte Species daraus.

Vom Amm. raricostatus des Zieten und Quenstedt unterscheidet sich unser eben besprochener Ammonit durch die viel langsamer an Dicke zunehmenden Windungen, durch die auf dem Rücken immer etwas nach vorwärts geneigten sich nie rhombenförmig verflachenden Rippen, durch den auch in den ersten Anlagen nie flachen, sondern immer gewölbten Rücken mit über das Gewölbe hervorragendem Sipho. Unser Ammonit nebst dem unbenannten von Zieten Tab. II. fig. 4, der sich auch am Kochelsee, im Rottachthale hinter Tegernsee, in dem Belemnitenschiefer im Thale der Weißachen hinter Bergen findet, und den wahrscheinlich auch v. Buch gemeint hat, läßt sich in dieser und der folgenden zu beschreibenden Schichte durch den ganzen Schichtenzug bis Reichenhall verfolgen.

Die Wetzstein-Schichten, in denen bey Buching, Trauchgau, Unterammergau, Ohlstadt und Besenbach am Kochelsee Brüche eröffnet sind, liegen beynahe direkt auf einem rothbraunen Marmor mit eigenthümlichen Flecken, welcher das Material zu dem Portale unserer Michaels Hof-Kirche, der Dreyfaltigkeitskirche, der Johanniskirche, ja selbst zur Vorhalle der Stiftskirche von Tegernsee geliefert hat. Auch die Trottoir-Einfassungen der Kaufingergasse in München sind an vielen Stellen mit diesem Marmor bekleidet, von dessen Fundort kaum ein Steinhauer hier in München mehr Nachricht zu geben vermag. Auch Flurl hat ihn in keiner seiner Beschreibungen erwähnt.

Wenn man diese braunrothen Trottoir-Einfassungen nach einem Regen betrachtet, so fallen beym ersten Anblicke die vielen spiralförmigen Windungen von Ammoniten auf, deren viele 7 volle Windungen zeigen, die meistens jedoch ihrem Habitus nach den Amaltheen und den Planulaten angehören, und man gewahrt sehr bald, daß die daneben liegenden Flecken nichts als Trümmer oder eigentlich Kammern solcher Ammoniten sind, welche sich an ihren Suturen getrennt haben. Der Bruch, welcher das Materiale zu unsern Portalen lieferte, befindet sich eine halbe Stunde rechts hinter Ruppolding am südlichen Gehänge des sogenannten Haselberges. Bey der Untersuchung desselben fand ich am Wege schon verwitterte Stücke, aus denen sich ganze Ammoniten nebst ihren Trümmern sehr leicht herausschlagen ließen, und ich fand so wirklich bestätigt, daß dieß Marmorlager aus ganzen und in Trümmern zertheilten Ammoniten bestehe.

Die am häufigsten in diesem Lager vorkommenden Ammoniten sind: Ammonites triplex Ziet. (polyplocus), Ammonites annulatus anguinus Ziet., Ammonites jurensis, und ein Ammonit, der seinem Habitus und den Loben nach den Amaltheen angehört. Zwischen diesen erscheint gewöhnlich unzerstückt unser oben beschriebener Ammonites raricostatus D'Orb. Alle diese Ammoniten gehören unbezweifelt wenigstens den Jurabildungen an. Ich habe diese Marmore an verschiedenen Stellen des Zuges von Reichenhall bis Füssen wieder gefunden, ganz mit denselben Petrefakten. Er wechselt oft mit schwarzgrau gefärbtem Marmor, und enthält dann gewöhnlich, wie z. B. am Laberberg bey Ettal Stücke von sogenannten Madreporen, so daß er an solchen Stellen zum Madreporenkalke wird. Aus diesem Zuge stammen auch die häufigen Geschiebe von sogenanntem Madreporenkalke, die man in unseren Gebirgsthälern und auch Gebirgsströmen ziemlich häufig findet.

Die Marmorbrüche bey Füssen an der rothen Wand, bey Hohenschwangau, an der Klammspitz, am Sonnenberg, bey Ettal, Hohenburg ꝛc. gehören alle diesem Zuge an.

Wir kommen nun zu Kalkschichten, in deren Mischung auf eine sehr hervorragende Weise kohlensaure Bittererde tritt, so daß die Kalksteine häufig zum wahren Dolomite werden, zugleich ist er dann in den hintern Lagen von Bitumen schwarz gefärbt und so durchdrungen, daß er einen wahren Stinkdolomit im

ganzen Schichtenzuge bildet*). In seiner Begleitung findet sich stets der dichte Flötzgyps mit Schichten von Bitumen durchzogen, und ebenso das nie fehlende Kochsalz. Ich habe in meiner größern Abhandlung die wechselseitige Beziehung dieser drey chemischen Verbindungen zu einander entwickelt, so daß man bey Gegenwart zweyer der obigen chemischen Verbindungen auch auf das Vorhandenseyn der dritten schließen kann, und Oberbergrath Fuchs hat es schon lange als seine innige Ueberzeugung ausgesprochen, daß sich in der Nähe dieses Stinkdolomits im ganzen Zuge auch Kochsalz finden müsse.

Die Bohrung eines artesischen Brunnens und der Gypsbruch selbst am Kochelsee haben diese Vermuthung aufs schönste bestätigt.

Man findet in diesem Zuge von Fussen her am Fuße des Säuling, bey Au, am Jochberge bey Kochel, wie im Schwarzenbach-Thale bey Länggries, bey Kreuth, im Max-Josephs-Thale (ehemals Hachel-Hachau), dann an der Rothenwand in der Weißachen, Brüche auf Gyps eröffnet, und an der Kaumalpe auch vortrefflichen Alabaster.

Hier finden sich die Schichten bereits von einer Kreide überlagert, die einen bedeutenden Handelsartikel ausmacht, ebenso abfärbend wie gewöhnliche Kreide ist, derselben jedoch an Weiße nachsteht. In ihr finden sich keine Ueberreste von Bryozoen, sie ist vielmehr ein Aggregat aus Krystallkörnern von reinem Bitterkalke, wie ich an einem andern Orte darthun und ihre Entstehung beleuchten werde. Eben so findet sich unter denselben Verhältnissen eine Art von Tuff, der häufig als Baustein benützt wird. Seine Höhlungen sind aber nicht irregulär, sondern von ebenen Flächen begränzt, deren Verbindung mit einander beweiset, daß diese Höhlungen von Kalkspath- oder Bitterspath-Krystallen herrühren, die während des Erhärtungsprozesses der Tuffmasse aufgelöst worden sind. Diese Tuffmasse selbst ist minder stark dolomitisch, und mit Thon und Bitumen gemengt.

*) Ueber Bitumen- und Braunkohlenbildung in Bezug auf meine neuesten Experimente habe ich in der größeren Abhandlung gesprochen.

Die Bittererde tritt, wenn wir gegen Süden fortschreiten nun wieder bedeutend zurück; dagegen fängt der Kalkstein oolithisch zu werden an, wechselnd mit Mergel, in welchen der Ammonites costatus Reinekii oder nudus Quenst. sehr häufig auftritt. Man findet die oolithische Bildung am Kochselsee und beym sogenannten Weber an der Wand hinter Brannenburg sehr schön entwickelt. Die Körner sind schalig, rund, manche aber auch elliptisch, so daß man sich beym ersten Anblick unter dem Mikroskope kaum erwehren kann, an eine Art von Nummuliten zu denken. Es war übrigens schon lange meine Ueberzeugung, daß die Körner der meisten oolithischen Gesteine ihren Ursprung gleichfalls Thieren zu verdanken haben.

Auch einzelne Schichten sehr dichter, fester Braunkohlen finden sich zwischen diesen Mergelzügen, wie z. B. zwischen dem Kochel- und Walchensee, und dann im Auwinkel bey Ruppolding. Die Kieselerde in splittriger Form tritt nun wieder mit dem kohlensauren Kalke hervor, leicht verwitterbare Kalksteine zusammensetzend, welche die Kieselerde nach der Verwitterung als scharfen gelben Sand zurücklassen.

Die Ursache der auffallenden Verwitterung gerade dieser Steine habe ich endlich aufgefunden, in meiner größern Abhandlung entwickelt, und durch Experimente erläutert. In den darauffolgenden Schichten tritt die Kieselerde bereits mäßig aus dem Kalkmergel hervor, uad zwar als ächter Hornstein, von Eisenoxyd roth gefarbt. Wir haben die Kieselerde jedoch ziemlich selbstständig schon früher als sogenannten Hornstein getroffen, zuerst in den eisenhaltigen Sandsteinzügen, dann in den Wetzsteinschichten; aber dieser fälschlich sogenannte Hornstein war immer in dem Verhältnisse, in welchem er in jüngeren Schichten gefunden wurde, mit kohlensaurem Kalk und kohlensaurem Eisenoxydul in Verbindung und eben deßhalb an der Luft verwitternd, wie wir an einem andern Orte entwickelt. Bey Bergen kommen auch Hornsteine vor, die beym ersten Anblicke das Ansehen von Hornsteinporphyr haben, und von Flurl in seiner Sammlung sogar als Phonolith auf gestellt worden sind; allein das Mikroskop gibt sehr bald über die vermeintlichen Por-

phyrflecken Aufschluß. Diese sind durchscheinende, von Xanthidien grün gefärbte fett glänzende Hornsteinmassen und haben auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit den von Krystallen herrührenden Flecken unserer eigentlichen Porphyre. Man findet jedoch in Sammlungen viele sogenannte Hornsteinporphyre, welche mit den eben beschriebenen von gleichem Ursprunge sind. Ohne Mikroskop läßt sich dieser Irrthum schwerlich vermeiden.

Unsere rothen Hornsteinmassen, die als Geschiebe eben so häufig in unsern Gebirgs-Strömen vorkommen, findet man z. B. an den sogenannten Kesselwänden an dem Scheinberg in der Nähe von Buching, im Teufelsgraben hinter Graffau und im Weißachenthale, am linken Ufer hinter Bergen u. s. f.

An diese Formation schließt sich wieder vorzüglich an manchen Stellen stark entwickelt ein eisenhaltiger Dolomit an, der z. B. im sogenanten Bainlandchen dicht an der Hochplatte zum wahren Bitterspathe wird.

Nun beginnt der eigentliche Alpenkalk, der charakteristisch unsere Zugspitze*) bildet, immer mehr und mehr aufzutreten, obwohl er auch am Anfange noch immer von Bitumen durchzogen ist, so daß sich selbst beym anscheinend weißen Kalk während seiner Auflösung in Säuren braunes Bitumen abscheidet. Aber er enthält demungeachtet keinen oder nur Spuren von Thon, keine Bittererde und nur Spuren von Eisensalzen.

Er wird an manchen Stellen zum Madreporenkalke, und Eschers gelblicher krystallinischer Kalkstein im Süden von Oberammergau mit angeblichen Hippuriten, so wie v. Buchs Kalk mit ästigen Madreporen gehört in diesen Zug. Die sogenannten Madreporen sind in mehreren hellen und grauen Kalken Lithodendron plicatum; dann kommt in den ältern bituminösen schwarzbraunen Kalken ein Cyathophyllum vor, dem ich den Beynamen cylindricum geben will, da es immer einzeln, höchst selten ramificirend gefunden wird. Die Sternlamellen reichen nie bis zum Mittelpunkte. Es bildet sich immer ein bedeutender Kern aus horizontalen Lamellen bestehend, um welche sich selten mehr als zwey concentrische Anwachs-Schichten angelegt haben, die von den Sternlamellen durchzogen sind. Oft ist der Kern ganz mit dem schwarzen Kalke des einhüllenden Gesteines angefüllt, so daß dadurch leicht eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Hippuriten entstehen kann. Es bedarf übriges noch einer genaueren mikroskopischen Untersuchung der innern Struktur der „jedenfalls einander sehr nahe stehenden (wie sich Bronn ausdrückt) Geschlechter von Lithodendron und Cyathophyllum," um durchgreifend charakteristische Merkmale der beyden festzustellen. Auch Hr. Professor Zuccarini fand bey seinen botanischen Excursionen die Höhen in diesem Zuge des Alpenkalkes überall aus Madreporenkalk bestehend, z. B. den Gipfel des Roßsteins hinter Länggries, selbst die Höhen bey Oberaudorf u. dgl.

Diese beginnende Alpenkalkbildung ist z. B. im Säuling bey Füssen, im Straußberg, im Hochblatt bey Buching, kurz durch die Gränzberge unserer Zone repräsentirt.

Der höchste Berg Bayerns, die Zugspitze, ist, wie schon gesagt, ganz reiner kohlensaurer Kalk, und nicht Dolomit, wie v. Buch angibt.

Die Hochplatte ist aus zwey, beynahe parallelen über einander gelagerten und nach Süden einfallenden Kalkplatten zusammengesetzt, und zwischen diesen liegt das letzte Braunkohlen-Flötz in einer Höhe von 6130 Fuß über dem Meeresspiegel ausbeißend. An seinem steilen südlichen Fuße beginnen wieder neue jüngere Ablagerungen wechselnd mit Conglomeraten und noch weiter zurück tritt wieder eine mächtige Dolomitbildung auf.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Zugspitze besteht eben so wenig aus Dolomit als der Wendelstein, wie v. Buch angibt.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 26.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. May.
Nro. 91. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 21. Februar 1846.

In der Sitzung wurden nachstehende Vorträge gehalten:

5) Beyträge zur näheren Kenntniß der bayerischen Voralpen. Von Hrn. Akademiker Dr. Schafhäutl.

(Fortsetzung.)

Im ganzen Zuge des eigentlich beginnenden Alpenkalkes finden sich Nester und Butzenwerke von Schwefelkies, die zum Theil in Brauneisenstein, und auch Eisenocker zum Theil von dem feurigsten Gelb umgewandelt sind. Der kohlensaure Kalk ist da in Gyps verwandelt und gediegener Schwefel findet sich zwischen den Gypsablagerungen, die, so wie sie zu Tage gefördert werden, oft noch ganz weich und breyartig sind.

Diese Brauneisenerze sind seit den ältesten Zeiten auf Eisen benutzt worden. Man findet alte Schlackenhalden beynahe in allen Höhen des Gebirges, so wie in dem Thale bey Niederschwangau.

Das Hauptstreichen aller Flötze dieser Zone, über welche wir so eben sprachen, ist nicht ganz von Osten nach Westen. Die einzelnen Schichten fallen unter einen Winkel zwischen 70 bis 90 Grade und zwar im Allgemeinen widersinnig, d. i. gegen das Gebirge zu, ein.

Erst etwa $4\frac{3}{4}$ Wegstunden in gerader Linie vom Hochblatt fallen die Schichten wieder recht ein. Nehmen wir diese Schichten alle horizontal abgesetzt an, so müßten sie eine Höhe von $4\frac{3}{4}$ Wegstunden, also beynahe $1\frac{1}{2}$mal so hoch als der Dhawalagiri gehoben worden seyn, ehe sie auf diese Weise umgestürzt werden konnten, sie müßten aus einer Tiefe hervorgekommen seyn, wo nach der plutonischen Hypothese das Innere der Erde sich bereits im feurigen Flusse befunden haben müßte; die unteren Gesteinschichten, also auch der Hochblattkalk mußten bereits geschmolzen gewesen seyn. Nun verräth aber der Hochblattkalk nicht nur keine Spuren von Schmelzung, sondern er enthält noch überdieß unversehrte Braunkohlen zwischen seinen Schichten. Mehrerer anderer Umstände nicht zu gedenken, die deutlich gegen die plutonische Hypothese von einem feuerflüssigen Erdkerne sprechen und klar darthun, daß auch die Hebungstheorie nicht mehr zureiche, sobald man sie eigentlich wissenschaftlich auf specielle Fälle anzuwenden versucht.

Wir konnten natürlich hier nicht die Karte wiedergeben, auf welche in Bezug auf die Lagerung der oben beschriebenen Zone noch gar manches in die Augen fällt.

Da, wo die Hauptflüsse, der Lech, die Loisach und der Inn dem Gebirge entströmen, finden sich merkwürdige Verschiebungen und Verrückungen der Schichten. Man hat die klaffenden Spalten selbst, durch welche sich diese Ströme ergießen, als Wege angenommen, welche sich die Gewässer, als sie im Gebirge aufgestaut waren, in die Tiefen herab gebahnt hatten.

Die Verschiebungen der Schichten an diesen Stellen könnte man vielleicht gleichfalls diesen Gewässern zuschreiben. Allein unglücklicher Weise finden sich diese Schichten hier zurück anstatt vorwärts geschoben, und es müßten hier Ströme in der entgegengesetzten Richtung, das heißt von der Ebene nach dem Gebirge zu, gewirkt haben, was, wenn auch nicht unmöglich, doch in Bezug auf die vorliegenden Thatsachen höchst unwahrscheinlich ist.

Was endlich die Stellung dieser Schichten in Systeme anbelangt, so findet sich im ganzen Hauptzuge ausdauernd keine einzige Versteinerung, die der Kreide angehörte. In unserem Marmorzuge und dem an ihn sich lehnenden Wetzsteingebilde finden sich vorwaltend Ammoniten und zwar:

Ammonites annulatus, annulatus anguinus. Am. annulatus colubrinus. Am. triplex Ziet. (polyplocus). Am. jurensis. Am. raricostatus D'Orbign.

nicht bloß einzeln, sondern mit ihren Gehäusen und deren Trümmern Berge zusammensetzend, dann in den diesen Zug begleitenden Mergeln findet man wieder vorherrschend:

Ammonites costatus. Am. costatus nudus Quenstedt. Am. Turneri. Am. Conybeari. Am. Strangwaysii. Am. hecticus.

und noch ein Ammonit aus der Familie der Arieten, welcher mit Zietens Abbildung Taf. II. Fig. 4. übereinkömmt, aus den mergligen Kalkschiefern vom Kochelsee, aus denen des Rottachthales, aus den bituminösen Schiefern im Weißachthale u. dgl., welche letztere Belemniten enthalten, dem Lias angehörig z. B. Bel. pyramidalis (giganteus), dessen auch v. Buch erwähnt. Auch Quenstedt hat diesem Am. keinen Namen gegeben; ich schlage deßhalb vor, ihn Am. Quenstedtii zu benennen, so wie den gleich daneben stehenden (Fig. 3.) ebenfalls unbenannten Am. Charpentierii. Gefallen diese Namen den Geologen nicht, so mögen sie ihnen andere geben.

Alle diese unzweydeutigen Exemplare gehören ganz gewiß dem Lias und dem Jura an, und deßhalb können auch diese Schichten, in welchen sie vorkommen, mit ziemlicher Sicherheit wenigstens der jurassischen Formation angereiht werden, wenn überhaupt Petrefakten ein sicherer Leitstern sind, Formationen und ihre Aequivalente darnach zu identisiren*). Es waren bekanntlich Petrefakten allein, welche Veranlassung gaben, den langen Zug von den Pyrenäen her durch die Alpen und die Karpathen der Kreideformation anzureihen, obwohl ihre Physiognomie und ihre chemische Constitution an alles eher erinnert, als an die Kreideformation Englands. Die oolithischen Kalke hinter Brannenburg, ganz vom Ansehen des Korallenkalkes von Beford aus Frankreich, ferner die am Kochelsee, die bituminösen, schwarzen Kalkmergel mit Ammoniten und Belemniten dem Lias angehörend, würden gewiß weit eher an den Lias und eigentlichen Jura als an ein Aequivalent der Kreide denken lassen.

Sicher ist deßhalb der ganze von uns untersuchte Streifen einerseits bis zum Auftreten von jenem dem krystallinischen sich nähernden Alpenkalke im Säuling, Hochplatt ꝛc. — und anderseits bis zum Granitmarmor von Neubeuern und bis zum Nummulitenmarmor von Enzenau auch von chemischer Seite her einer und derselben Formation anzurechnen, welche sich, wenn wir die Schichten umgestürzt betrachten, unten am Hochplatt nämlich, durch ein bestimmtes Hervortreten von gallertartig chemisch ausgeschiedener Kieselsäure (Hornstein) charakterisirt, welche in den successiv aufeinander gelagerten Schichten immer mehr und mehr kohlensauern Kalk aufnimmt und zuletzt an ihrer nördlichen Linie von der Molasse begränzt wird. Aber auch diese Gränzlinie ist nichts weniger als scharf, und unser Flysch verläuft sich so successiv und unmerklich in den sogenannten Molassensandstein, daß nur das Erscheinen von Petrefakten offenbar jüngeren Formationen angehörend auf das Eintreten einer neuen geologischen Epoche aufmerksam macht. In dieser chemisch sowohl als mechanisch so sanft fortschreiten-

*) Auch v. Buch ist derselben Meinung, und er führt noch in den Abhandlungen der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften 1828 pag. 82 sqq. eine Menge anderer Petrefakten an, die unbestreitbar dem Jura angehören, wie Nucula ovum, avicula und modiola, Gervillia pernoides (aviculoides), Terebratula digona und ovata, die sich in unserem Schichtenzuge zwischen dem rothen Marmor und dem Alpenkalke vorfinden.

den Entwickelung ist nichts aufzufinden, was vernünftigerweise als Grund eines so plötzlich eintretenden schroffen Formenwechsels in der organischen Welt angesehen werden könnte. Ob Boué unsere Zone zwischen Traunstein und Füssen selbst gesehen und überschritten, weiß ich nicht; in seinem geognostischen Gemälde von Deutschland beruft er sich bloß auf Flurls Angaben. Von Buch hat eine Linie von Tegernsee angefangen nach der Tyroler Gränze hin beschrieben, die vor Tegernsee liegenden Schichten weniger berücksichtigt und sich mehr mit den Dolomiten des Hochgebirges beschäftigt. Aber auch er kann sich nicht erwehren, bey den Schichten von Tegernsee angefangen an den Lias und Jura zu denken. Auch der ausgezeichnete Beobachter Escher von der Linth hat diesen Zug, der Strasse von Partenkirchen nach Unterammergau folgend, in einer diagonalen Richtung durchzogen, die zu manchen Beobachtungen indessen eben keine günstigen Stellen darbietet. Er nennt den Kalkstein auf seinem Wege „hellgrauen juraähnlichen Kalkstein, krystallinischen, marmorartigen Kalkstein mit undeutlichen Petrefakten, die er für die Hippuriten des Untersberges zu halten geneigt ist, dann hellgrauen aus Echinodermen-Bruchstücken bestehenden, dann flachmuschligen Kalkstein mit Belemniten," und bleibt im Unklaren, ob er alle diese Gesteine zur Jura- oder Kreideformation rechnen soll. Den Hügel zwischen Ober- und Unterammergau, in welchem sich Brüche auf Schleifsteine zur Herrichtung der Wetzsteine (übrigens nicht auf Mühlsteine, wie Escher berichtet) befinden, hält er mit der schweizerischen Molasse für identisch. Unser Sandstein hat jedoch das mikroskopische Ansehen und chemische Verhalten des mittlern Keupersandsteines um Stuttgart. Bey den Wetzschieferschichten fragt er: Gehört nun dieser Wetzschiefer dem obern Jura an, und ist der gelbweiße krystallinische Kalk südlich von Oberammergau der Kreide beyzuzählen. Nun sieht er im hohen Rücken des Trauch- und Geisberges in unserm schwarzgrünen Kalksandstein, der als Pflasterstein in München und wahrscheinlich auch in Florenz dient, den Macigno der Italiener oder den Flysch der Deutschen. Die Schichten des hohen Trauchberges finden sich übrigens schon im Thale von Trauchgau, und diese sind es, welche die merkwürdigen Schichten unserer oben erwähnten Art von Spatheisenstein in sich verschließen, wie wir auf der Karte angezeigt. Diese Schichten des Macigno? gehen in jene grobkörnig quarzigen mit fettglänzendem Bruche über, die oft täuschend der Grauwacke ähnlich sehen und lehnen sich an die Wetzsteinschichten, oder sind vielmehr von ihnen überlagert.

Alle diese Schichten von der Molasse bis zum Hochblatt folgen übrigens so regelmäßig aufeinander und gehen in chemischer Beziehung so regelmäßig in einander über, daß wohl Niemand dem Gedanken Platz geben würde, die einzelnen Theile der so eben beschriebenen Schichtenzüge verschiedenen geologischen Epochen, der Kreide und dem Jura unterzuordnen.

Die Mergel des sogenannten Macigno enthalten zwar den Fucus intricatus und Targionii und jene schlangenartig gewundenen bandförmigen Figuren, von welchen aller Wahrscheinlichkeit nach auch Haidinger bey seinen Muthmannsdorfer Mergeln spricht (Leonh. Jahrb. 1846 pag. 45). Aber man findet auch da den Ammonites hecticus, costatus nudus etc. nebst Arieten, und die Marmorschichten zeichnen sich durch eine Menge so offenbar jurassischer Versteinerungen aus, daß man nicht wohl geneigt seyn wird, sie der Kreide beyzuordnen, wenn sie auch im Allgemeinen eine Aehnlichkeit mit der z. B. von Fr. Hoffmann (Leonh. Jahrb. 1834 p. 568) beschriebenen Macigno-Formation haben dürfte. Man sieht mit v. Buch mit jedem Tage mehr ein, wie viel hier in den Alpen noch zu thun übrig bleibt, und nur ein ruhiges ausdauerndes Forschen kann zum Ziele führen.

Escher von der Linth scheint den Kalvarienberg bey Fussen nicht bestiegen zu haben. Er führt nur einen weißlichen marmorartigen Kalkstein an, der nach Studers Versicherung dem vom Untersberge gleichen soll. Dieser Kalkstein bildet indessen nur gleichsam die Umhüllung einer sehr schön entwickelten weißen Dolomitmasse, gleich den Dolomiten des fränkischen Jura, aus welcher der ganze obere Theil des Kalvarienberges besteht. Es bildet dieser Dolomit eine Fortsetzung desjenigen, in welchem sich im Haiducken-Thälchen hinter Füssen der Gyps ab-

gelagert findet, und er ist identisch mit dem in unserm oben angegebenen Zuge, der z. B. bey Eschenlohe wieder zu Tage ansteht.

Selbst in dem beschriebenen Granitmarmor von Neubeuern befindet sich keine einzige vorherrschende Koralle, die streng genommen der Kreide angehörte, denn Ceriopora radiciformis ist ganz sicher eine jurassische Versteinerung, und so möchte auch diese Formation aus der Reihe der tertiären Schichten und der Kreide hinweggenommen und der jurassischen Formation näher gerückt werden können.

Ich finde übrigens mit jedem Tage neue und so eigenthümliche Formen in diesem Granitmarmor, daß ich wenigstens keine Bildung ausfindig machen kann, die mit diesem Marmor in Vergleich gebracht werden könnte. Am allerwenigsten Aehnlichkeit ist zwischen ihr und dem Petersberge.

Die Frage möchte sich hier wieder aufdringen: In wie weit ist dem alten Satze, den Schmidt in seinem Petrefaktenbuche neuerdings aufstellt:

„wo diese Versteinerung sich fand, steht das entsprechende Gestein an, sey es durch fremde Beymischung so oder anders gefärbt"

zu trauen? Man kann hier wieder sagen: im Allgemeinen möchte der Satz wahr seyn, wenn man unter dem entsprechenden Gesteine bloß auf sein Alter in Beziehung nämlich zu den der darin gefundenen Petrefakten und nicht auf seine chemische Constitution und sein chemisches Alter Rücksicht nimmt; allein in speciellen Fällen finden sich immer mehr und mehr Ausnahmen von obiger Regel, je gründlicher und ausgebreiteter unsere Studien in Bezug auf die einzelnen Lager werden. So sehr man sich anfangs dagegen sträubte, man hat Petrefakten, die beynahe mit dem Anfange des Auftretens von organischem Leben in den Schichten der Erdkruste erscheinen, nach einem ungeheuern Zwischenraume, in welchem Tausend und Tausend neue Gestalten auftraten und verschwanden, wieder finden und erkennen müssen.

Es bleiben hier nur drey Alternativen. Entweder ist das Gestein, in welchem wir jene Petrefakten finden, wirklich viel älter, als wir glauben, nämlich jenem Alter angehörend, das nach unserm gegenwärtigen Systeme durch das Auftreten jener Petrefakten charakterisirt wird, oder das Thier hat sich durch alle Revolutionen bis zur neuesten Zeit in Gattung und Art erhalten, oder endlich: es sind dieselben Gattungen und Arten nach dem Erscheinen und Verschwinden der mannigfaltigsten in ihrer Entwickelung successiv fortgeschrittenen Organisationen wieder im Leben einer entfernteren jüngeren Zeit erschienen. Dieser letzteren Ansicht hat im Allgemeinen auch Bronn, natürlich unter vielfachen Widersprüchen von allen Seiten her, gehuldigt, und sie hat auch in so fern die meiste Wahrscheinlichkeit für sich, als sie durch Thatsachen unterstützt ist, welche lehren, daß die Lebensverhältnisse und Bedingungen des Lebens von den ältesten Tagen angefangen bis auf unsere Zeit wenigstens auf dem Meeresgrunde so gewaltig verschieden nicht seyn konnten, als man sich, der durchgreifenden Idee von gewaltigen Revolutionen zufolge, wohl einbilden möchte; denn z. B. die äußerst zart organisirte Terebratula hat sich, wenn auch nicht in ihrer Species, doch als Gattung durch alle gewaltigen Revolutionen der Erdoberfläche hindurch bis auf unsere Zeit herab erhalten. Bronn sagt: „die Petrefaktenkunde ist ein Erfahrungswissen (kaum kann man noch sagen Wissenschaft) und nichts kann darin voraus als unmöglich bezeichnet werden." Derselbe Ausspruch läßt sich auch auf die Geognosie anwenden. Der Geologie, die sich mit der Lehre von der Entstehung der Erde abgibt, ist es kaum der Mühe werth hier zu gedenken. Sie steht auf der Gränze der schönen Wissenschaften und ist die eigentliche Wissenschaft der Dilettanten. Fleißiges, unermüdliches, verständiges Forschen und Sammeln von Thatsachen kann allein die Aufgabe des Geognosten der gegenwärtigen Zeit seyn. Nirgends sind Hypothesen gefährlicher und in das Fortschreiten der Wissenschaft störender einwirkend, als hier, wo sie der Phantasie so unermeßlichen Spielraum gestatten.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846. Nr. 27.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. May.
Nro. 92. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 21. Februar 1846.

In der Sitzung wurden nachstehende Vorträge gehalten:

5) Beyträge zur näheren Kenntniß der bayerischen Voralpen. Von Hrn. Akademiker Dr. Schafhäutl.

(Schluß.)

Man hat mir den Vorwurf gemacht, ich verwerfe die gegenwärtig herrschenden Hypothesen, ohne befriedigendere an ihre Stelle zu setzen. Der geologischen Hypothesen überhaupt bedürfen wir gegenwärtig nicht; es ist jedoch zehnmal leichter, die brillanteste Hypothese zu erdenken, als eine einzige Thatsache verständig zu constatiren. Wie leicht es sey, Theorien und Hypothesen zu bilden, beweisen die beynahe täglich erscheinenden und bey näherer Beleuchtung wieder nacheinander verschwindenden Versuche dieser Art *). Die der Erfahrung und der Vernunft gemäßeste Theorie übrigens ist höchst selten die herrschende. Es bedarf nur eines großen Namens, um selbst den Widerspruch plausibel zu machen; denn die Masse zieht es immer vor, auf betretenem Pfade gemächlich einem Andern nachzugehen, als mit offenen Augen sich selbst den rechten Weg zu suchen. Je weniger Positives eine solche Theorie enthält, je weniger eigentliche Kenntnisse man bedarf, um sich mit ihr vertraut zu machen, je größerer Spielraum der Phantasie gelassen ist, mit desto größerem Enthusiasmus wird sie empfangen und gepflegt. Was nur halben Weges Hoffnung gibt, sich unter ihren Fittigen vereinigen zu lassen, wird so lange gequält und gedreht, bis es sich so ziemlich

*) So hatte z. B. Boussingault aus seinen Beobachtungen zwischen 10° nördlicher und 5° südlicher Breite geschlossen, daß unter den Tropen die jährliche Temperatur im Schatten nur einen Fuß tief in den Boden eindringe. Auf diese einfache Behauptung hin wurde gläubig sogleich eine neue Theorie von Chthonisothermen gebildet, und eine Menge der schönsten Hypothesen daran geknüpft, die sich durch alle Zweige der Geologie verbreiteten. Schon in meiner Rede „die Geologie in ihrem Verhältnisse zu den übrigen Naturwissenschaften" (p. 94) hatte ich mich gegen die Bildung solcher Hypothesen erklärt, die sich auf Experimente stützten, während einer solch kurzen Zeit und unter solch beschränkten Verhältnissen angestellt, und die also nichts beweisen könnten. Nun wurden uns in der neuesten Zeit wirklich durch Caldecott auf dem Hügel der Sternwarte zu Trevandrum in Indien über ein Jahr lang mit der größten Sorgfalt ausgeführte Experimente bekannt (Poggendorffs Annalen der Physik Ergänzungsband 1845. p. 192), die gerade das Gegentheil dessen darthaten, was aus den Boussingault'schen Experimenten hervorgieng, und beweisen, daß unter dem Aequator und den Tropen wenigstens der östlichen Halbkugel die Sonnenwärme ebenso tief in den Boden eindringe, wie in unserer Zone, was auch vernünftiger Weise nicht anders zu erwarten war.

lich an's Ganze angeschlossen hat; was sich indessen durchaus nicht fügen will, wird mit solcher Klugheit umgangen und unberührt gelassen, daß der Halbunterrichtete selbst von der Existenz desselben nicht einmal eine Ahnung bekömmt.

---

6) Ueber das Gebirge von Cintra. (Auszug aus einem Briefe des Generals Baron v. Eschwege an den Hrn. Classensecretär.)

Höchst auffallend ist das Profil der Serra de Cintra, eines isolirten Gebirges plutonischer Bildung, das sich in zahlreichen Kuppen, Zacken und Kegelbergen bis zu einer Höhe von 2000 Fuß über das Meer erhebt, bey einer Ausdehnung von 3 Legoas von O. nach W. und einer Breite von 1 Legoa von N. nach S. ganz und gar eine baumlose Oberfläche darbietend mit Ausnahme der unteren Hälfte des nördlichen Abhanges, an welchem die beyden Städtchen Cintra und Colares liegen, deren Umgebungen mit der schönsten und üppigsten Vegetation prangen, riesigen Ulmen und Korkeichen, Kastanienwäldern und Pinien in den höheren Regionen; in den tiefer gelegenen bis ins Thal hinab mit einem Walde von Obstbäumen, unter denen die Früchte der Citronen bey Cintra und der Orangen bey dem tiefer gelegenen Colares so wie der Wein bey Caplerem besondere Fama erlangt. Außer diesen Südfrüchten gedeihen aber auch aufs beste alle unsere deutschen Obstarten, jedoch meistens auf verkrüppelten Bäumen in Vergleich mit den deutschen, z. B. Aepfel, Birnen, Kirschen, Zwetschgen, Pflaumen, Nüsse u. s. w., womit der Markt von Lissabon versorgt wird, so daß diese Gegend eigentlich der Obstgarten Lissabons genannt werden kann, denn man rechnet, daß beyde Oerter jährlich für 60,000 Thaler Obst dahin versenden.

Diese üppige schattige Baumvegetation an den tieferen Berggehängen mit hervorragenden Felsenpartien, sprudelnden Wasserquellen und Rinnsalen zwischen den Granitblöcken, über welche sich der Epheu rankt und von da bis in die Spitzen der mächtigen Ulmen hinanklettert, üben einen großen Einfluß auf die Temperatur, besonders des höher gelegenen Cintras und machen dieses zu einem der angenehmsten Sommeraufenthalte für die königliche Familie und die vornehme Welt, da in dieser Jahreszeit gewöhnlich ein Temperatur-Unterschied von 10° F. zwischen Lissabon und Cintra Statt findet, der auf der Burg Pena aber bis zu 16° F. steigt, wenn in Lissabon die Temperatur 98° F. zeigt.

Bey Betrachtung der unteren Waldregion muß man sich aber nicht einbilden, daß auf den scheinbar kahlen Höhen gar keine Vegetation existire, sie präsentirt sich freylich aus der Ferne als Null, im Sommer sogar, wenn durch die Hitze und Trockenheit alle Gräser und weichen Pflanzen abgestorben, als Bild der traurigsten Oede, wie alle portugiesischen Berge in dieser Jahreszeit, grauer Boden und graue Felsenmassen in dämonischer Zerrissenheit; jedoch in der Nähe betrachtet gewährt sie dem Botaniker nach Aussage von Sachverständigen eine ungemeine Mannigfaltigkeit von Pflanzen, wovon ich Ihnen leider keine Liste einsenden kann, da ich in diesem Stücke ein Ignorant bin. So lange aber dieser Hochboden Feuchtigkeit in sich hat, besonders nach den ersten Regen im Herbste bis zum Frühjahr hinaus, zeigt sich auch in der Ferne schon eine Farbenpracht der Blumen auf grünem Teppiche, wie sie auch der ausgedehnteste Blumengarten in dieser Fülle nicht wieder geben kann. Ericas, Geniſten, Ciſten so wie die blauen, rothen, gelben und weißen Blüthen der verschiedenartigsten Zwiebel- und Knollengewächse spielen dabey die Hauptrollen, und die hervortretenden wild übereinander geworfenen Felsenmassen machen dann den angenehmsten Contrast.

Ob diese Berge je mit Wäldern bedeckt waren, wage ich nicht mit Gewißheit zu behaupten. Durch Traditionen hat es sich zwar fortgepflanzt, daß dieselben das beste Jagdrevier der alten portugiesischen Könige gewesen, worin Hoch- und Schwarzwild, so wie Wölfe in Menge sich aufgehalten. Man fabelt sogar, daß der König Don Manoel auf der Stelle, wo ich jetzt die Burg erbaue, eine weiße Hirschkuh geschossen und bey dieser Gelegenheit, als seine Blicke über das nahe Meer in die weite Ferne des Hori-

zonts ſtreiften, zuerſt die aus Indien zurückkehrende Flotte Vasco de Gama's erblickte, daher aus Freude und dem Schöpfer dankend das Gelübde ausſprach, an dieſer Stelle ein Kloſter zu gründen und dieſes war das Kloſter da nossa Senhora da Pena (Penha), welches im Jahre 1834 gleiches Schickſal mit allen übrigen Klöſtern theilte, aufgehoben und der Verwüſtung Preis gegeben wurde, bis ſich endlich der König ſeiner erbarmte, dasſelbe mit ſeinem weitläufigen Bezirke käuflich an ſich brachte und auf meinen Antrieb ſich entſchloß, an ſeine Stelle eine großartige Burg zu ſetzen mit ausgedehnten Parkanlagen und dadurch dieſes alte Monument der portugieſiſchen Geſchichte in Ehren zu halten.

Aus Obigem ſollte man wohl den Schluß ziehen, daß da, wo ſich ſo viel Wild aufgehalten, auch wohl Wälder geſtanden haben müſſen, und wahrſcheinlich müßten es Eichenwaldungen geweſen ſeyn, deren Wurzeln nie haben ganz ausgerottet werden können, da man noch jetzt allenthalben an den Abhängen der Berge junge Sprößlinge derſelben aus der Erde hervortreiben ſieht, die aber zu keinem Strauch noch Baum gedeihen können, da ſie alsbald von Schafen, Ziegen und Rindvieh abgenagt oder auch durch Feuer zerſtört werden, welches die Hirten im Hochſommer auf der vertrockneten Oberfläche anzünden und um ſich greifen laſſen, um junge Gräſer hervorzulocken. Der größte Theil des Gebirgs iſt aber auch mit ſo weniger Dammerde bedeckt, daß darauf kein Baumwuchs Wurzeln faſſen konnte und ſomit kann wohl angenommen werden, daß nur die muldenförmigen Thalflachen und vertieften Thalabhänge, wo mehr Dammerde ſich geſammelt, mit Wald überdeckt war, das übrige Terrain aber wie jetzt nur niederes Strauchwerk hervorbrachte.

Was ferner der Baumvegetation hier ungemein hinderlich iſt, wenn man dieſelbe auch gegen andere Gefahren ſchützt, ſind die verheerenden kalten trocknen ſo wie auch die von ſalzigen feuchten Nebeln begleiteten Winde, die aus dem Quadranten von NO. bis NW. zu wehen pflegen, und ihre ſchädlichſte Wirkung auf das junge Laub äußern von dem Monat März an bis Ende Mai und oft in Zeit von 24 Stunden alle Blätter der weicheren Laubarten wie am Feuer verſengen, ſo daß das Wachsthum für das ganze Jahr geſtört iſt. Nur Bäume, welche Schutz vor dieſen Winden haben, können gedeihen, weßhalb man darauf Rückſicht nehmen muß, allen jungen Bäumen einen künſtlichen Schutz zu verſchaffen, wozu hier die Canna indica das beſte Mittel an die Hand giebt, da dieſelbe 15 Fuß Höhe erreicht und damit lebendige Hecken aufgeführt werden. Den beſten Schutz für ſpätere Zeiten geben aber die hieſigen beyden Pinien-Arten, ſowohl die Pinus sylvestris als auch die maritima, welche allen Winden trotzen und auf dem ſchlechteſten Boden gedeihen, da ihre Wurzeln ſogar in die lockeren Beſtandtheile des Granits eindringen und dennoch eine Vegetationskraft entwickeln, die zum Erſtaunen iſt, indem die Meiſten vom dritten Jahre an in zwey Trieben jährlich 3 bis 5 Fuß hoch emporſchießen, ſo daß ich jetzt ſchon 7jährige Waldpartien habe, die gegen 20 Fuß Höhe erreichen.

Was den Humus betrifft, welcher den graniſchen Grund bedeckt, ſo ſollte man ihn dem äußeren Anſchein nach für ungemein fruchtbar halten, beſonders wenn derſelbe durch Regen angefeuchtet und ſich alsdann ganz ſchwarz darſtellt, daher doppelt den Unerfahrnen täuſcht, der darin eine Fülle von Kraft erblicken will, fähig alles hervorzubringen ohne weiteres Hinzuthun, als die jungen Pflanzen oder den Saamen dieſer Erde anzuvertrauen, ſo wie man es in dem Boden der Urwälder Braſiliens zu machen pflegt, um hundertfältige Früchte zu tragen. Allein zwey Lehrjahre, während welchen mir alle gemachten Anpflanzungen und Anſaaten zu Grunde giengen, waren hinreichend mich eines Beſſeren zu belehren. Ich ſah ein, daß ohne Verbeſſerung des Bodens nichts zu erzielen war, denn die feuchte ſchwarze Erde verwandelte ſich im Sommer in Aſchgrau und trocknete dermaſſen bis auf den Grund aus, daß ſie nur eine Staubmaſſe ohne Halt blieb, in der nothwendigerweiſe alle Wurzeln der Pflänzlinge abſterben mußten. Durch Beymengung von Thonerde und Dünger konnte es mir alſo nur gelingen, nicht nur die üppigſten Pflanzungen von Bäumen und Sträuchern zu bekommen, ſondern auch die ſchönſten Kartoffel-, Rüben- und Getreidefelder zu erhalten.

Mechaniſch aufgelöſter oder zerfallener Granit mit verfaulten vegetabiliſchen Subſtanzen, welche letztere der angefeuchteten Erde die ſchwarze Färbung geben, ſind die Hauptbeſtandtheile dieſer Dammerde, die ſich um ſo leichter bilden kann, da die Hauptmaſſe des Gebirgs aus einem loſen nicht durch Kryſtalliſation feſt zuſammen gekitteten Granit beſteht und ein höchſt intereſſanter Gegenſtand für den Geologen iſt.

Ob der Granit ſein Entſtehen dem Feuer oder dem Waſſer verdankt, ſoll hier nicht die Frage ſeyn, und ebenſo überlaſſe ich es dem Forſcher, ob er alle Gebirge ohne Ausnahme der ſogenannten Urformation durch plutoniſche Kräfte aus dem Schooße der Erde oder des Meeres emporgehoben denkt, oder ob ihm auch Ausnahmen vorgekommen. Ich gebe hier nur, was ich ſelbſt beobachtete und da ergiebt ſich dann, daß die Serra de Cintra zu den ganz unbezweifelt emporgehobenen Gebirgen gehört und ſogar, daß die Erhebung in zwey verſchiedenen Perioden wahrſcheinlicherweiſe Statt gefunden hat. Die erſte Periode trat ein, nachdem ſich der rund um das ganze Gebirge gelagerte Kalkſtein, der ſich theils als ſchwarzer dichter, theils als weißer kryſtalliniſcher und als Stinkſpath zu erkennen giebt, gebildet hatte und wovon ganze iſolirte Stückgebirge, einzelne Lager und Neſter bey dem Durchbruche des Granits losgeriſſen und auf die Höhe des Gebirgs verſetzt wurden, ohne daß man dabey auf eine Spur der jüngeren ſecundären Gebirgsarten trifft, die ſich ſpäterhin auf oben genannten Kalkſtein lagerten, die in der Niederung nach Liſſabon hin vorkommen, wie z. B. der Alpenkalkſtein, der bunte Sandſtein und auf dieſem der Jurakalk. Da dieſe aber auch eine Neigung der Schichten zeigen, die ſie urſprünglich nicht haben konnten und die ſich immer mehr verflacht, je weiter entfernt vom Gebirge, ſo mußte eine zweyte Erhebungsperiode eingetreten ſeyn, welche auch dieſe neueren Bildungen aus ihrer Horizontale verrückte, die Schichtungen des erſt genannten Kalkſteins beynahe auf den Kopf ſtellte, die folgenden aber mit geringerer Neigung geſtaltete. Die Serra de Cintra zeigt ſich alſo als ein iſolirtes Gebirge plutoniſcher Bildungen (Granit mit vielen Lagern von Grünſtein, Uebergänge von einem zum andern bildend, mit Lagern von Sienit und Braunſtein, und ein großer Theil beſonders der Weſtbrüche beſteht aus Feldſpath-Porphyr), deſſen Weſtende in das Meer hineinreicht beym Cap Roc, während ſeine drey anderen Seiten von hüglichten Niederungen umgeben ſind. Die Oſt- und Südſeite präſentirt ſich durchaus ſteil mit felſigter Oberfläche, mit granitiſchen abgerundeten wie mit übereinander gerollten und geſtürzten loſen gigantiſchen Blöcken beſäet, und mit ſpärlicher Vegetation dazwiſchen. Die Abhänge der Nordſeite ſind ſanfter und wie ſchon geſagt mit üppiger Vegetation bedeckt, allein das ganze Gebirge bis zu ſeinem Rücken iſt voll kegelförmiger emporſtrebender größerer und kleinerer Kuppen und mit Felſenriffen bedeckt, die theils feſtſtehen und dann eine gewiſſe auf dem Kopf ſtehende aber dennoch verworrene Lagerung zeigen, oder auch in großen abgeſonderten Blöcken übereinander gethürmt ſind in den ſonderbarſten Geſtaltungen: manche ungeheure Maſſen auf kleineren balancirend, als wenn ſie durch Menſchenhände darauf gelegt und befeſtigt wären; andere wieder emporſtrebend aufeinander geſtellt wie Obelisken und Pyramiden; da giebt es Spitzen, Zacken, Hörner, Gewölbe mit Durchſichten, überhangende, den Umſturz drohende Maſſen u. ſ. w., welche die intereſſanteſten Bilder geben und ein Profil von den ſonderbarſten Umriſſen, welches ſchon von manchem Gebirgskundigen bewundert, deſſen Entſtehen ihm aber räthſelhaft blieb, und ich hörte nur immer die Ausrufung: „welche furchtbare Revolutionen und Kataſtrophen müſſen hier vorgegangen ſeyn, um ſolche Gebilde hervorzubringen.“ — Unter Revolutionen und Kataſtrophen verſteht man gewöhnlich etwas ſchnell Wechſelndes, etwas gewaltſam ſich Umänderndes, und wer dieſes nur vor Augen hat, wird ſich umſonſt den Kopf zerbrechen, die Wahrheit zu ergründen.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 28.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. May.

Nro. 93. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 21. Februar 1846.

In der Sitzung wurden nachstehende Vorträge gehalten:

6) Ueber das Gebirge von Cintra. Auszug aus einem Briefe des Generals Baron von Eschwege an den Herrn Classensecretär.

(Schluß

Allein die Sache mit Ruhe und offenen Augen betrachtet erklärt sich, ohne Revolutionen zu Hülfe zu rufen, auf die ganz einfachste Art, und wenn ich sie zerlegte, so war man verwundert, nicht von selbst darauf gekommen zu seyn; es gab ein Gegenstück zum Ey des Columbus. Ein Spaziergang über das Gebirge ist hinreichend, um sich zu überzeugen, daß die Hauptbestandtheile desselben aus einem ganz lockeren oft mit dem Finger zerreiblichen Granit bestehen, in welchem mehr oder weniger feste Granitmassen, wie der feste Kern in einem Pfirsich, woran die fleischigen Theile festsitzen, eingeschlossen sind, stets einen gewissen Uebergang vom Lockeren zum Festen bildend, daher denn auch die Kerne, wenn sie von der lockeren Umgebung befreyet sind, nie scharfkantige Ecken und Kanten bilden, sondern stets abgerundet erscheinen. Da nun diese Kerne in ihrer primitiven Umgebung über und unter einander, so wie nebeneinander in den unregelmäßigsten Gestalten und verschiedenartigsten Formen und Größen erscheinen, so ist es wohl ganz natürlich, daß, wenn man ihnen ihre weiche Umhüllung wegnimmt, was während Jahrhunderten oder Jahrtausenden durch die Wirkungen der Atmosphäre geschehen konnte, die Kerne allein zurückblieben und sich nun abgesondert auf die verworrenste Art übereinander lagerten, viele auch sich überstürzten und auf diese Art das sonderbarste Felsenprofil des Gebirgs entstehen mußte, durch einen sehr ruhigen Gang der Natur und unbemerkt von den lebenden Generationen.

Hieraus geht nothwendigerweise auch hervor, daß dieses Gebirge nicht so, wie es jetzt sich zeigt, aus dem Schooße der Erde emporstieg, sondern erst nach Jahrtausenden das geworden ist, was es jetzt ist, und nach abermaligen Jahrtausenden abermals ein anderes Profil zeigen wird. Zu seinen abgerundeten Brüdern würde es sagen können —: was ihr seyd, das war ich; was ich bin, das werdet ihr noch werden.

In mehreren Gegenden Portugals, in der Provinz Minho so wie Tras os Montes, auch in Brasilien nach S. Paulo zu und Ilha Grande und selbst in Deutschland, namentlich auf dem Brocken, die Teufelskanzel und der Herenaltar, finden sich dergleichen an Ecken und Kanten abgerundete freye Granitblöcke, die wahrscheinlich alle auf diese Art entstanden sind, ohne daß man sie auf künstliche Art weit her zu rollen braucht, und manche erratische Blöcke möchten auf diese Art wohl auch in der Nähe zu Hause seyn.

Dieses ist ungefähr das Bemerkenswertheste, was ich Ihnen über das Lokal meines Wirkens und über

die darauf Einfluß ausübenden klimatischen und geognostischen Verhältnisse mitzutheilen habe. Schließlich kann ich aber nicht die Gelegenheit vorübergehen lassen, mich noch gegen Sie etwas näher über die Erhebungstheorien plutonischer Gebilde auszusprechen. Vielleicht würde ich mich eben so unbedingt und nachbetend wie viele Andere für das System Elie de Beaumonts erklären, wenn ich nicht in Brasilien, in diesem Mutterlande der Urgebirge, gewesen wäre, und die weit verbreitete Erstreckung derselben nach der Längenrichtung, die auch Sie beurkundet haben, mit der größten Sorgfalt und Aufmerksamkeit beobachtet hätte. Was ist die Ausdehnung europäischer Urgebirge gegen diese? — Es sind kleine Inseln gegen einen großen Continent. —

Betrachten wir den brasilischen Continent mit seinen Hauptgebirgszügen sowohl in Hinsicht des Parallelismus dieser unter sich als auch in Hinsicht des Parallelismus der Schichtenrichtung und Schichtenneigung, die ich mit aller Genauigkeit auf mehreren Querdurchschnitten von der Meeresküste an durch die Provinz Minas bis in die von Goyaz hinein verfolgt habe, welches eine Erstreckung von mehr denn hundert geographischen Meilen beträgt, auf der man mit Ausnahme kleiner Unterbrechungen (in dem Flußgebiete des Rio de S. Francisco und des Rio Grande) keine andern als Ur- oder plutonische Gebirgsarten antrifft, und zwar in den verschiedenartigsten Abwechselungen und Wiederholungen, ein gemeinsames Hochland von mehr als zwey Tausend Fuß über dem Meere bildend, aus dem sich die drey großen Cordilleren, a Serra do Mar, a Serra do Espinhaço und die Serra da Matta do Corda erheben und das Hochland zwey bis gegen vier Tausend Fuß überragen, mit einem gemeinsamen Parallelismus ihrer Längenrichtung von N. nach S., so muß es ungemein überraschen, wenn man sowohl auf diesen hohen Gebirgszügen als auch in denen sie umgebenden Niederungen des bergigten oft zerrissenen Hochlandes ganz dieselben Gebirgsglieder der Hochgebirge mit demselben allgemeinen Parallelismus der Schichtenrichtung von N. nach S. so wie der Schichtenneigung nach O. wieder findet, ein Gegenstand, den ich in meinen geognostischen Beyträgen zur Kenntniß Brasiliens durch eine petrographische Karte nebst Durchschnittsprofil näher bezeichnet und gesucht habe klarer vor die Augen zu bringen. Die Anwendung der jetzt so gang und gäbe gewordenen Erhebungstheorie (die viele Unbequemlichkeiten beseitigt, indem man nur so die Berge wie Pilze aus der Erde aufschießen lassen kann) möchte aus angeführten Gründen wohl auf die brasilianischen Gebirgszüge nicht die richtige seyn. — Wohl läßt sichs denken, wie sich ein ganzer Continent aus dem Meere erheben kann, es läßt sich sogar beweisen, wie einzelne oder ganze Gebirgszüge sich erhoben, wenn sie jüngere Gebirgsarten durchbrachen und ihre Lagerungen und Schichtungen verrückt haben, aber schwer ist die Erhebung eines Landes zu begreifen, das an sich schon ein Hochland bildet, aus dem noch höhere Gebirgszüge emporsteigen, und wo beyde, Berg- und Thalland aus denselben Stoffen der Urbildung zusammengesetzt, einen allgemeinen Parallelismus der Schichtungen zeigen, ohne die Schichten in der Nachbarschaft der Gebirge verrückt zu haben. — Wie schon gesagt, gegen 100 Meilen habe ich im Querdurchschnitt die Gebirge und Lagerungen beobachtet und in ihren Längenrichtungen ebenfalls über 100 Meilen, von der Gabelung des Rio de S. Francisco mit dem Rio das Velhas an bis hinab nach Santos, S. Paulo und den merkwürdigen isolirten Granitberg von Araſoyaba, und soll ich den mündlich mir mitgetheilten Nachrichten meines verstorbenen Freundes, des österreichischen Naturforschers Dr. Pohl vertrauen, wie man wohl nicht zweifeln kann, so hat derselbe den nämlichen Parallelismus der Schichten der Urgebirgsarten durch die Provinz Goyaz bis zur Gränze von Matto grosso verfolgt, also wenigstens noch 100 Meilen weiter und dasselbe Resultat, wie ich in Minas erhalten. Hiernach könnte man wohl annehmen, daß derselbe auch noch tiefer ins Land hinein fortbesteht bis zu den letzten Cordilleren am Rio Paraguay und Madeira, welche alsdann durch die große 100 Meilen breite Ebene, die sich durch den ganzen südlichen Continent hinabzieht, von den Anden getrennt sind. — Nimmt man nur die Erstreckung des Querdurchschnitts von O. nach W. an bis dahin, wo ihn Dr. Pohl beobachtet hat, also auf eine Länge von 200 Meilen, mit einer allgemeinen Schichtenneigung nach O., die mehr als 45° beträgt, so

ergiebt sich, wenn man diese Schichtenneigung aus der Erhebungstheorie erklärt oder Erhebung von einer Seite und Senkung nach der andern, daß die zuletzt sich darstellenden Schichten in Goyaz, die von den ersten an der Meeresküste 200 Meilen entfernt sind, sich 200 Meilen tief aus der Erde erhoben haben müßten, um an der Oberfläche sichtbar zu werden mit allen ihren abwechselnden Lagerungen. — Eine so große Stück-Umkäupelung der Erde kann aber nur dann denkbar seyn, wenn wir sie weiter in das Land hinein bis an die großen Ebenen versetzen und besonders wenn es sich ausweisen sollte, daß die Andenkette eine allgemeine Schichtenneigung nach W. hätte. Man könnte sich dann die große Ebene zwischen den Cordilleren als einen großen Spalt denken, der durch die Erhebung und die Einsenkungen nach entgegengesetzten Richtungen den ganzen Continent getheilt, der dann später durch ruhigere Absetzungen sich ausgefüllt und diese unübersehbaren Ebenen bildet, die im vollkommensten Niveau liegen. Gehen wir von dieser ungeheueren Katastrophe aus, für die wir jetzt gar keinen Maaßstab mehr haben, denn das große Stück Land von wenigstens 400 Meilen Durchmesser mußte sich dermassen um seine Axe drehen, daß seine Schichten um eben so viele Meilen mitten aus dem Lande an die östliche Meeresküste versetzt wurden und da läßt sichs auch wohl denken, daß bey einer so gewaltsamen Losreißung fast eines halben Welttheils auch verhältnißmäßig die rauheste Oberfläche erscheinen mußte, so wie sie sich uns jetzt darstellt, Berge, Thäler und ganze Gebirgszüge bildend, ohne daß wir ein späteres Erheben dieser Züge anzunehmen brauchen und welches sich mit der durchgängigen Struktur der Gebirgslagen gar nicht vereinbaren läßt. — So weit ich Brasilien kenne innerhalb eines Flächenraumes von ungefähr 20,000 Quadratmeilen, die ich in die Kreuz und die Quere durchzogen und in welchen gerade die höchsten Gebirge des Landes sind, ist auch keine Spur vorhanden, daß seit jener großen Katastrophe sich auch noch andere ereignet, um darauf hinzudeuten, daß dieses oder jenes Gebirge sich später aus seiner Umgebung erhoben, denn alle jüngeren Gebirgsformationen vom Uebergangsthonschiefer an bis zu den secundären, dem Kalksteine, dem älteren Conglomerate und jüngeren Sandsteinen, welche zuerst in dem Flußgebiete des Rio de S. Francisco und des Rio Grande, also mehr als 100 Meilen von der Küste zum Vorschein kommen, liegen mit ihren Schichten vollkommen horizontal wie nach der Wasserwage und stossen vertical ohne Verrückung an den Fuß der sich erhebenden Berge der Urbildung. Ein besonderes belehrendes Bild davon ist in der Provinz S. Paulo an der Granit-Serra de Arasoyaba, die sich mitten aus dem ganz horizontal geschichteten Thonschiefer mehrere tausend Fuß hoch erhebt. Die Entstehung der plutonischen Gebirge Brasiliens kann man also nicht anders als gleichzeitig mit der Erhebung dieses ganzen Continents annehmen, und zwar zu einer Zeit, wo noch alle späteren Formationen fehlten, oder man müßte denn annehmen, daß alle diese parallelen Bergreihen so wie ihre aus Granit, Gneiß, Thonschiefer, Glimmerschiefer, Itacolumit, Talkschiefer, Eisenglimmerschiefer ꝛc. zusammengesetzten Bestandtheile der parallelen Ablagerungen sich aus ihrem Hauptstocke, dem Hochlande, wie die Schubladen aus einem Raritätenkasten hätten herausziehen, oder da die Kraft von Unten wirken mußte, herausstossen lassen. — Dieses mein werther Freund sind meine Ansichten und jetzigen Begriffe über die Gebirgsbildungen Brasiliens, die ich zum Theil früher auf eine andere Art mir zu erklären suchte. Jene Ansicht war ein künstlicher Bau, während diese ein ganz einfacher ist und sich auf Facta gründet, die ihn wahrscheinlich machen. Doch; vielleicht ist dieses etwas längst Bekanntes. Nur die wissenschaftliche Absonderung, in der man hier in Portugal und besonders in Hinsicht geologischer Schriften lebt, kann mich entschuldigen, diesen Gegenstand berührt zu haben.

Anmerk. Aus Obigem ließe es sich wohl erklären, wie der östliche Continent Südamerikas sich von dem Heerde aller Vulkane und Erdbeben trennte, die nur westlich vorkommen.

7) Herr Conservator Dr. Zuccarini giebt Bemerkungen über einige wenig gekannte Pflanzengattungen:

a) Ueber Dion Lindl. und Platyzamia Zuccar.

Im Jahre 1843 hatte ich die Ehre, der Classe die Beschreibung und Abbildung einer neuen Pflanzengattung aus der Familie der Cycadeen vorzulegen, deren Samen nebst Blättern und weiblichen Blüthenzapfen der hiesige botanische Garten aus Merico erhalten hatte, und im 5. Fascikel meiner Plantae novae horti herbariique Monacensis (Abhandl. der mathem. physik. Classe der k. Akad. d. W. Bd. IV. Abth. 2.) nahm ich Gelegenheit, die weiteren Details über dieses interessante von mir Platyzamia genannte genus zu veröffentlichen. Leider erfuhr ich aber zu spät, daß fast gleichzeitig auch Hr. Prof. Lindley in den Miscellaneen zum 29. Bande des Botanical Register eine nahe verwandte Pflanze mit wenigen Worten beschrieben und derselben den Namen Dion edule gegeben habe. Ich erlaube mir deßhalb heute nachzutragen, was mir über Identität oder Verschiedenheit zwischen meiner Platyzamia und dem Lindleyschen Dion zu ermitteln möglich gewesen ist. Ich bin außer Zweifel, daß beyde einer und derselben Gattung angehören. Ob diese in Zukunft Dion oder Platyzamia heißen solle, überlasse ich Andern zur Entscheidung. Nur muß ich bemerken, daß der Name Dion (aus δὶς und ὠὸν) nicht richtig abgeleitet scheint, weil er Disoon oder vielleicht noch besser von διπλοῦς duplex und ὠὸν Dissoon heißen müßte und zugleich deßhalb nicht glücklich gewählt seyn dürfte, weil er mit Ausnahme von Cycas auch auf die übrigen Cycadeen-Gattungen, Zamia, Encephalartus und Macrozamia mit gleichem Rechte angewendet werden kann.

Was dagegen die Species betrifft, so ist die Lindleysche Pflanze von der des hiesigen Gartens gewiß verschieden. Die Münchner Pflanze hat graugrüne, an den Rändern flache, gegen die Spitze mit einigen stechenden Sägezähnen besetzte Fiederblättchen, die Samen, aus welchen sie erwuchsen, haben nur die Größe einer kleinen Welschnuß und die Schuppen des weiblichen Blüthenzapfens sind auf beyden Seiten mit dichter Wolle bekleidet. Bey der Lindleyschen Art dagegen sind die Fiederblättchen vollkommen ganzrandig, in eine scharfe stechende Spitze auslaufend und von dunkelgrüner Farbe, die Fruchtschuppen auf der Oberseite kahl und die Samen so groß als Kastanien. Zu dieser zweyten Lindley'schen Species dürfte auch der Wedel gehören, welchen ich in meiner oben erwähnten Abhandlung auf Tab. IV. Fig. II. a. und b. abbildete, und damals irrig nur als Altersverschiedenheit von unserer lebenden Pflanze ansah. Dagegen scheinen die auf oben angeführter Tafel Fig. 16. von mir abgebildeten und von denen der Platyzamia rigida sehr verschiedenen Blüthenschuppen vielleicht noch einer dritten Art anzugehören. Jedenfalls befinden sich aber jetzt bereits zwey Arten dieser schönen Cycadeengattung lebend in den europäischen Gärten, mögen sie nun in Zukunft als Dion oder Platyzamia edulis und rigida in den Systemen aufgezählt werden.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 29.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. May.

Nro. 94. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 21. Februar 1846.

In der Sitzung wurden nachstehende Vorträge gehalten:

7) Herr Conservator Dr. Zuccarini giebt Bemerkungen über einige wenig gekannte Pflanzengattungen:

(Schluß.)

b) Erläuterung der Gattung Lindera Thunb.

Die Gattung Lindera, wie solche von Thunberg in seiner Flora von Japan (S. 9 und 145) aufgestellt und Tab. 21. abgebildet wurde, schien in ihrem Charakter eine so sonderbare Combination von Merkmalen darzustellen, daß alle neueren Systematiker, zweifelhaft über die ihr im natürlichen Systeme anzuweisende Stellung sie unter den generibus incertae sedis aufführten. Zwar hatte mein geehrter Freund v. Siebold bereits im Jahre 1830 in seiner Synopsis der japanischen Nutzgewächse (Verhandl. van het Batav. Genootschap Vol. XII. p. 23) bemerkt, daß dieselbe zu den Laurineen gehöre und mit seinem Sassafras Thunbergii identisch sey, aber diese Berichtigung blieb selbst in Nees von Esenbeck sonst in der Benützung der Literatur so sorgfältigem Systema Laurinearum unberücksichtiget. In der That dürften aber auch selbst Zweifel an der Richtigkeit dieser Bestimmung gerechtfertiget erscheinen, wenn man in Thunbergs Charakter von Lindera liest: Filamenta sex, germini inserta corolla multoties breviora, antheris minutis und capsula bilocularis! Als ich indessen diesen Winter die japanischen Laurineen genauer untersuchte, überzeugte ich mich aus der Vergleichung der Thunbergischen Abbildung auf das bestimmteste, daß Lindera umbellata und Sassafras Thunbergii eine und dieselbe Pflanze sey, daß dieselbe aber wegen der zweyfächrigen Antheren nicht zu Sassafras, sondern zu der in Japan verhältnißmäßig an Arten reichen Gattung Benzoin gerechnet werden müsse. Bey aller Uebereinstimmung zwischen der Abbildung und der getrockneten Pflanze blieb indessen der Widerspruch der Thunberg'schen Beschreibung mit dem Charakter der Gattung Benzoin räthselhaft. Wenn man aber annimmt, daß der Verfasser der Flora von Japan nur weibliche Blüthen untersuchte, in welchen die kleinen fadenförmigen Rudimente der neun Staubgefässe leicht übersehen und die sechs gestielten Drüsen des innersten Staubgefäßkreises für stamina corolla multoties breviora antheris minutis betrachtet werden konnten, so löst sich dieser Widerspruch bereits bis auf die capsula bilocularis, und in dieser Beziehung hat Thunberg entweder nur aus der Zahl der Narben auf die künftige Beschaffenheit der Frucht geschlossen (weil er in der Beschreibung S. 145 gar nichts Näheres darüber angiebt), oder er hat die Frucht einer andern Pflanze mit der seiner Lindera verwechselt. Jedenfalls muß aber diese Gattung für die Zukunft in den Systemen gestrichen werden.

8) Herr Professor Dr. Mädler in Dorpat übersendet der Classe die nachstehende

Uebersicht der neuesten Erweiterungen und des gegenwärtigen Standes unsrer Kenntniß des Sonnensystems.

Fünf Menschenalter sind entschwunden, seit das Sonnensystem durch Newtons unsterbliche Entdeckung zu einem festen und gesicherten Bestande gelangte. In diesem langen Zeitraum sehen wir die Kunde desselben in ununterbrochenem Fortschritt begriffen; allein die Art und Weise dieses Fortschrittes ist nach den einzelnen Zeiträumen verschieden, in so weit wenigstens, daß in den Bestrebungen der Astronomen eine gewisse specielle Richtung die vorherrschende ist. So können die 26 Jahre von 1781 bis 1807 vorzugsweise als das Zeitalter der neuen Entdeckungen in der Planetenwelt bezeichnet werden. Fünf neue Hauptkörper und eine mindestens eben so große Zahl von Nebenkörpern wurden in ihr ans Licht gezogen und die älteren nach ihrer physischen Beschaffenheit aufs eifrigste untersucht; weder vornoch nachher ist Aehnliches aufzuweisen und seit Olbers Entdeckung der Vesta verflossen 38 Jahre, bis ein glücklicher Zufall uns den zwölften Planeten finden ließ.

Die neuere und neueste Zeit beschäftigte sich vielmehr vorzugsweise mit denjenigen Fragen, welche die Gesammtconstitution des Sonnensystems und die Bewegungen der zu ihm gehörenden Körper betreffen. Wir beginnen unsere Ueberschau mit dem Erscheinen der Tabulae Regiomontanae am Schlusse des dritten Decenniums unsers Jahrhunderts; einem Werke, das vollkommen würdig ist, eine neue Epoche in der Astronomie von ihm aus zu datiren.

Die Hauptbestrebungen des größten Astronomen der Neuzeit, den man mit Recht den Königsberger Hipparch genannt hat, waren vom Anbeginn seiner Wirksamkeit darauf gerichtet gewesen, die allgemeinen Grundelemente jeder weiteren astronomischen Berechnung und Untersuchung aufs Genaueste zu ermitteln, und numerisch wie analytisch festzustellen. Das Meiste von dem, was früher auf diesem Felde geleistet war, entsprach den bedeutend gesteigerten Anforderungen, die die Gegenwart sich stellen mußte, viel zu wenig als daß ein Bessel sich damit begnügen konnte. Außer seinen eignen Beobachtungen benutzte er vorzugsweise das reiche Bradleysche Material, und sein Scharfblick ließ ihn in diesem brittischen Astronomen den einzigen erkennen, der es in jener Zeit verstanden, seinen Beobachtungen einen für alle Zeiten bleibenden Werth zu ertheilen. Mit Recht bemerkt Encke in seinen Recensionen dieses Werkes (im Journal für wissenschaftliche Kritik 1829 und dem Berliner Jahrbuch für 1832), daß die noch immer nicht als unbedeutend zu betrachtenden Abweichungen der Planetentafeln vom Himmel weit weniger einer Mangelhaftigkeit der Beobachtungen, als vielmehr dem Umstande zuzuschreiben sey, daß Jeder nach seiner eignen Weise mit Formeln und Constanten, wie sie ihm die besten dünkten, reducirt habe. Nur dadurch sey es erklärlich, daß Tafeln, die doch wesentlich auf dieselben Beobachtungen sich gründeten, gleichwohl erheblich verschieden ausfallen konnten, was unmöglich gewesen wäre, wenn die Berechner consequent den gleichen Gang inne gehalten und dieselben Reductionselemente in Anwendung gebracht hätten. Eine Uebereinstimmung hierin sey unabweisliches Bedürfniß, wenn anders eine frühere Bearbeitung dem späteren Berechner von Nutzen seyn und als Anknüpfungspunkt dienen solle. Nur so werde die Astronomie auch künftig sich rühmen können, daß sie keinen Rückschritt kenne, sondern stets eine Annäherung zu dem Ziele Statt finde, dem wir allein nachstreben sollen, — der Erforschung der Wahrheit.

In gleich würdiger Weise, wie der Anfang, ist auch der Schluß des von uns zu betrachtenden Zeitraums durch ein Werk ersten Ranges bezeichnet. Die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts von Bradley, Bliß, Mackelyne, Pond und ihren Gehülfen über sämmtliche alte und neue Planeten gemachten Beobachtungen entbehrten noch einer umfassenden und gleichmäßig durchgeführten Bearbeitung, während das Material, was sie für die Fixsterne darboten, bereits in den Bessel'schen und

Pond'schen Catalogen der allgemeinen Benutzung übergeben war. Allerdings hatte man schon mehrfache Anwendung von diesen Planetenbeobachtungen gemacht, ja im Grunde beruhen alle unsre Planetentafeln, was die früheren Epochen betrifft, ausschließlich auf ihnen. Aber gerade die Inconguenzen der von verschiedenen Bearbeitern erhaltenen Endresultate waren ein deutlicher Beweis, wie höchst nöthig eine streng und gleichförmig durchgeführte Reduction dieser Beobachtungen sey. Im J. 1833 faßte die in Cambridge versammelte British Association den Beschluß, an den Lord Schatzkanzler den Antrag zu richten, zur Reduction der von 1750 bis 1800 in Greenwich angestellten Planetenbeobachtungen die erforderlichen Summen anzuweisen. 8 Jahre später ward die Veröffentlichung durch den Druck beschlossen und dieser 1845 beendet. Die Arbeit ward unter Airy's Oberleitung von Glaisher, Hartnup, Thomas und Breen, nebst mehreren Gehülfen, nnd ganz unabhängig von den regelmäßig fortlaufenden Arbeiten der Sternwarte ausgeführt. Ein Band von 726 Seiten Folio (ungerechnet 19 Schemata) enthält diese Reductionen und ihre Vergleichung mit den gegenwärtig adoptirten Planetentafeln, so daß Der, welcher eine Verbesserung der Bahnelemente irgend eines zum Planetensystem gehörenden Körpers beabsichtigt, alles, was er wünschen kann, in größter Vollständigkeit und Ausführlichkeit findet.

Aus dem Gesagten erklärt es sich hinreichend, daß die Bemühungen der rechnenden Astronomen, namentlich was die Bahnen der ältern Planeten betrifft, mehr auf allgemein theoretische Untersuchungen, auf Entwickelung der Störungsformeln und genauere Bestimmung der Massen, als auf directe Verbesserung der Bahnelemente gerichtet waren. Mit Ausnahme einer höchst dankenswerthen Arbeit von Glaisher, dem eben genannten Gehülfen Airy's, welche die Verbesserung der Venuselemente zum Zweck hat, können wir nichts Erhebliches in dieser Beziehung anführen, und so werden die Ephemeriden für diese Körper noch immer nach denselben Tafeln berechnet, welche bereits vor 1830 in Gebrauch waren.

Auch kann man dieß gewiß nur billigen und es ist keineswegs zu wünschen, daß ein Berechner Verbesserungen, die er — aus eignen oder fremden Untersuchungen — an sich für begründet erachten muß, sofort einen Einfluß auf die von ihm veröffentlichten Ephemriden gestatte. Diese Ephemeriden haben keineswegs ausschließlich das bequemere Aufsuchen der Gestirne oder die vorläufige Kenntniß der Momente einer Himmelsbegebenheit zum Zweck: sie sollen vielmehr — wenigstens hat der Herausgeber der anerkannt besten Ephemeriden, der Berliner, sich in diesem Sinne ausgesprochen — dem künftigen Berechner das so zeitraubende Eingehen auf die zum Grunde liegenden Tafeln oder Formeln ersparen, er soll die Unterschiede der Beobachtung und der Ephemeriden unmittelbar benutzen können. Damit er dieß aber könne, muß nicht allein die Berechnung mit möglichster Schärfe und Genauigkeit durchgeführt, sondern sie muß auch ausschließlich das reine Ergebniß der zum Grunde gelegten Tafeln seyn.

Die theoretischen Voruntersuchungen, welche eben so sehr als genaue und sorgfältige Beobachtungen eine nothwendige Bedingung jeder wahren und die Wissenschaft fördernden Verbesserung bilden, sind dagegen mit einem Eifer verfolgt worden, der in keiner früheren Periode übertroffen, in wenigen erreicht worden ist. Auch beziehen sich, wie es die Natur der Sache mit sich bringt, die meisten dieser Untersuchungen keineswegs ausschließlich auf diese ältern Planeten, noch auf die Planeten überhaupt. Den großartigen Arbeiten von Laplace und Gauß, die hauptsächlich einer früheren Epoche angehören und an deren Spitze die Mécanique céleste und die Theoria motus stehen, schließen sich würdige Fortsetzungen und weitere Ausführungen, so wie ganz selbstständige Untersuchungen in nicht geringer Zahl an. Frankreich, England und Deutschland haben auch hierin mit einander gewetteifert und es dürfte schwer seyn zu entscheiden, welcher Nation die Palme gebühre. Wenn jedoch gefragt wird, zu welchen dieser Arbeiten derjenige, welcher eine praktische Anwendung der vorstehend angedeuteten Art beabsichtigt, vorzugsweise greifen, in welchen er die für seine Zwecke brauchbarsten Vorarbeiten

finden werde, so dürfen wir unbedenklich unsrer Nation den Vorzug vindiciren.

Ich nenne vor Allem Hansen, Director der Sternwarte Seeberg. Wie wenig auch die Arbeiten dieses tiefen Forschers der Naturgesetze bis jetzt im Auslande eine entsprechende Würdigung gefunden haben mögen; wir stehen nicht an, ihn mit Gauss und Bessel auf gleiche Linie zu stellen. Ja während die beyden ersten zwar noch unter den Lebenden weilen, doch aber die Zeit ihrer rüstigsten und erfolgreichsten Wirksamkeit hinter sich haben, steht Hansen auf dem Höhepunkt seines Strebens, und wir dürfen uns der Hoffnung getrösten, noch mit einer reichen Fülle seiner gewichtigen Untersuchungen beschenkt zu werden. Seinen Disquisitiones circa theoriam perturbationum, quae motum corporum coelestium afficiunt (im VII. und XI. Bde. der astronomischen Nachrichten) folgten Untersuchungen über den Einfluß des widerstehenden Mittels auf die Bahnen und Durchmesser der Kometen; ferner eine neue Untersuchung der Mondsbahn und ihrer Störungen (er hat versprochen, dieser Arbeit darauf gegründete Tafeln folgen zu lassen), eine ähnliche Arbeit über die gegenseitigen Störungen Jupiters und Saturns, eine Auflösung des Problems der 4 Körper, aus einem ganz neuen Gesichtspunkte und in bedeutend größerer Allgemeinheit, als man es früher gelöst, wo überdieß stets nur das Problem für 3 Körper untersucht worden war, und andre Arbeiten geringeren Umfangs, aber keineswegs geringerer Wichtigkeit. Sein neuestes Hauptwerk eröffnet uns die Aussicht, den bisher festgehaltenen Unterschied zwischen allgemeinen und speciellen Störungen für den Berechner wenigstens schwinden zu sehen. Die letzteren führen namentlich bey periodischen Kometen zu unabsehbar weitläuftigen Rechnungen, die schon mehr als einen der gewandtesten und tüchtigsten Rechner ermüdet haben, bevor das Ziel erreicht war. Hansen dagegen zeigt, daß große Excentricitäten und Neigungen kein absolutes Hinderniß für die allgemeine analytische Entwickelung der Störungen seyen und entwickelt die Reihen, in denen sie enthalten sind. So dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, daß die kommenden Jahrzehende Tafeln für die Berechnung der Oerter des Halley'schen, Enke'schen, Biela'schen und andrer periodischen Kometen, so wie nicht minder der 5 kleinern Planeten besitzen werden, während bisher nur allein die wenig excentrischen älteren dieses Vorzuges genossen.

Daß Hansen mitten in seinen tiefen Forschungen durch ungerechte Angriffe unterbrochen und genöthigt gewesen ist, sich gegen verdiente Gelehrte, wie Pontécoulant und Lubbock, zu vertheidigen, würden wir bedauern müssen, wenn nicht diese Vertheidigungen selbst neue Belehrungen für uns enthielten. Auch ihren nächsten Zweck haben sie, wie der Erfolg zeigt, nicht verfehlt. Die Additions der Connaissance des temps, dieser ältesten der astronomischen Ephemeriden, geben seit einigen Jahren häufiger Auszüge und vollständige Uebersetzungen der Arbeiten deutscher Analysten, und unter ihnen nehmen die unsers Hansen eine vorzügliche Stelle ein.

Er hat es versucht, den Störungen der Planetenbahnen und der Bahnen überhaupt eine von der früheren überhaupt gänzlich verschiedene Form zu geben. Statt nämlich die Zeit, wie es gewöhnlich geschieht, zum Argument zu machen, und für ein bestimmtes Moment die Störungen der Länge, Breite und des Radius Vectors abzuleiten, geht Hansen von der Länge aus und corrigirt die Zeit. Die Verbesserungen der Länge erscheinen so als Verbesserungen des Moments und er weist nach, daß bey diesem Verfahren die beyden andern Coordinaten (Breite und Radius Vector) nur sehr unbedeutende und leicht zu entwickelnde Correctionen bedürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 30.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. May.
Nro. 95. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 21. Februar 1846.

In der Sitzung wurden nachstehende Vorträge gehalten:

8) Herr Professor Dr. Mädler in Dorpat übersendet der Classe die nachstehende Uebersicht der neuesten Erweiterungen und des gegenwärtigen Standes unsrer Kenntniß des Sonnensystems.

(Fortsetzung.)

Hoffen wir, daß diese wichtigen Arbeiten noch nicht geschlossen seyen. Hat gleich Hansen, wie bereits erwähnt, künftigen Benutzern seiner Werke trefflich vorgearbeitet, so kann doch sicher Niemand so gut als er selbst sie zum Ziele führen. Und bey dem außerordentlichen Umfange der praktischen Rechnungen, zu denen die Zukunft in noch weit höherem Grade als die Gegenwart genöthigt seyn wird, muß man dringend wünschen, die Grundlagen dieser Rechnungen in möglichst ausführlicher, unmittelbar anwendbarer Form gegeben zu sehen.

Als zunächst verwandte schließen sich Enke's theoretische Arbeiten ihnen an. Wir werden seiner wichtigen Untersuchungen über die Bahn des nach ihm genannten Kometen später gedenken, da sie zunächst nur einen einzelnen Weltkörper betreffen. Von allgemeinerem Inhalt ist dagegen seine neue Ableitung der Olbers'schen Methode, Kometenbahnen zu berechnen, wobey er es nicht umgehen konnte, Pontécoulant's gänzliches Ignoriren dieser Methode zu rügen und durch Vergleichung mit andern ihre mannichfachen Vorzüge hervorzuheben. Wir erwähnen ferner seiner Untersuchungen über die speciellen Störungen, für deren Berechnung er sehr übersichtliche und bequeme Formeln aufstellt; seiner Abhandlung über mechanische Quadratur und über die Methode der kleinsten Quadrate. Die beyden letzten Arbeiten sind freylich nicht ausschließlich astronomische; sie werden vielmehr überall, wo man gründlich rechnen will, ihre Anwendung finden; den ausgedehntesten und unmittelbarsten Gebrauch wird aber stets die Astronomie und vor allem die Planeten- und Kometentheorie von ihnen machen.

Das Letztere gilt nun ebenfalls von nicht wenigen der zahlreichen Arbeiten, mit denen uns Bessel beschenkt hat. Daß es hauptsächlich die von ihm entwickelten und mit so glänzendem Erfolge angewandten Methoden sind, welche dem gesammten astronomischen Rechnen eine neue und consequente Gestalt gegeben haben, ist allgemein bekannt und anerkannt; doch gehören diese Arbeiten meist einer früheren Zeit an. Die wichtigsten der neuern hier zu erwähnenden Untersuchungen Bessels betreffen die Form der Störungsrechnungen für Kometenbahnen, wodurch er, wie früher Argelanders, so in neueren Zeiten Rosenbergers und Lehmanns ungeheuer weitläuftige Berechnungen (über den Halley'schen Kometen) wesentlich gefördert und erleichtert

hat. Meist knüpfen sich Bessels Abhandlungen an einen speciellen Gegenstand, und geben für diesen Theorie und Anwendung gleichzeitig. Aber dieß ist kein Hinderniß ihrer allgemeineren Brauchbarkeit und Anwendbarkeit; sein nächster Zweck ist ein einzelner Satürnsmond oder Komet, allein er unterläßt nicht der Entwickelung eine solche Form zu geben, daß sie als allgemeine Theoreme angewendet werden können.

Gauss's hauptsächlichste Thätigkeit in diesem Zeitraume war den Beobachtungen der erdmagnetischen Kraft gewidmet, für welche er bekanntlich eine neue Epoche begründet hat. Sie finden jetzt nur noch Anwendung auf unseren eignen Planeten; ob sie — wie Kreyl's etwas anticipirte Resultate anzudeuten scheinen — einst eine allgemeine kosmische Bedeutung erhalten, ob der Magnetismus neben der Gravitation als wirksame Kraft im Sonnensystem wird anerkannt werden müssen — dieß wagen wir noch nicht zu entscheiden.

Die im Vorstehenden angeführten astronomischen Theoretiker sind ohne Ausnahme zugleich praktische Beobachter und überhaupt hat Deutschland in diesem Fache kaum einen und den andern namhaften astronomischen Schriftsteller aufzuweisen, der nicht auch in unmittelbar praktischer Richtung seine Thätigkeit entfaltet hätte. Bey weitem weniger ist dieß in Frankreich der Fall. Dort sind vielmehr die wenigsten Beobachter zugleich Theoretiker und umgekehrt. In diesem Verhältniß spricht sich eine durchgehende Verschiedenheit der beyderseitigen Leistungen aus. Die theoretischen Untersuchungen der deutschen Gelehrten haben stets einen bestimmten praktischen Zweck im Auge. Mögen ihre Abstractionen auch noch so allgemein gehalten seyn, stets ist es das Bedürfniß, was sie veranlaßt hat und worauf sie gerichtet sind. Anders die französischen Analysten. Ihnen sind die astronomischen Relationen zunächst nur der Gegenstand scharfsinniger analytischer Combinationen. Wir haben Lagrange und andere Gelehrte sich mit Aufgaben ernstlich und anhaltend beschäftigen sehen, bey denen nicht die wirklich statt findende Schwerkraft, sondern ein nach ganz andern Gesetzen wirksames hypothetisches Agens die Bewegungen veranlaßt, und sie leiten die Formeln und Gesetze für solche Bewegungen ab. Wir sehen sie Anleitungen zur Berechnung der Bahnen geben unter der Voraussetzung, daß das Kepler'sche Gesetz nicht bestehe oder nicht bekannt sey. In Deutschland hat man zu solchen Uebungen des Scharfsinnes niemals Zeit gefunden; auch bey unsern westlichen Nachbarn begegnen wir ihnen in neuerer Zeit seltener. Wir sind zwar weit entfernt, irgend einen Tadel über diese Geisteserzeugnisse auszusprechen, erkennen vielmehr gern ihren Werth an und vergessen nicht, daß die französischen Analysten der Astronomie auch unmittelbar die wesentlichsten Dienste geleistet, und daß die Deutschen im 18. und dem Anfange des 19. Jahrhunderts sich nicht mit ihnen messen konnten. Jene eben erwähnte Trennung aber besteht im Wesentlichen noch immer. Die Lalande's und Arago's, als Beobachter wie als populär-astronomische Schriftsteller hoch berühmt, überlassen die analytischen Aufgaben den Laplace's und Poisson's, deren keiner als Beobachter bekannt ist. Eine solche Scheidung der Theorie und Praxis hat sicher auch ihre gute Seite, nur glauben wir, daß dennoch die Vortheile von den Nachtheilen überwogen werden und müssen wünschen, daß sie in Zukunft mindestens weniger schroff hervortreten möge. Differenzen, wie sie sich vor einigen Jahren zwischen Arago und Pontécoulant erhoben, würden dann nicht leicht wieder vorkommen.

Damoiseau, rühmlichst bekannt durch seine Mondtafeln, hat uns in diesem Zeitraume mit mehreren wichtigen Arbeiten beschenkt, unter denen wir seine Untersuchungen über die periodischen Kometen so wie seine neuesten Forschungen über die Berechnung der Störungen, welche Juno und Ceres von den größeren Planeten erleiden, besonders hervorheben.

Die große und schöne Aufgabe, welche Laplace als mécanique céleste bezeichnete, hat in Poisson einen seines Vorgängers würdigen Bearbeiter gefunden; wir verdanken ihm die Aufhellung und Berichtigung manches Dunkeln und Zweifelhaften, so wie die Fortentwickelung und Durchführung manches unerledigt gebliebenen Punktes in jenem Werke. An allgemeiner Berühmtheit steht er Laplace vielleicht nur um deßwillen nach, weil ihm nicht, wie jenem

Analysten, die Gabe der populären Darstellung in so ausgezeichnetem Grade zu Gebote steht. Auf Einen, der die mécanique céleste gründlich versteht, kann man dreist Tausend rechnen, die desselben Verfassers Exposition du systéme du monde gelesen und verstanden haben.

Le Verrier hat sich an ein Problem der Zukunft gewagt und den kühnen Versuch unternommen, es mit den Mitteln der Gegenwart aufzulösen. Die sogenannten seculären Störungen, die in unermeßlich langen Perioden die Bahnelemente ändern, involviren bekanntlich eine Lebensfrage für unsere wie für die andern Planeten, denn so paradox es klingen mag, daß ihr Fortbestehen oder ihre einstige Vernichtung von einer Reihenentwickelung gewisser analytischer Formeln abhängen solle, so ist es dennoch nichts desto weniger wahr, daß für uns die Sache nur auf diesem Wege zur Entscheidung kommen könne. Aber auch die Vorzeit ist in gleichem Maße dabey betheiligt. Die Art und Weise, ja vielleicht selbst der Zeitpunkt der Entstehung unsers Planetensystems kann, wenn überhaupt jemals, nur dadurch gefunden werden, daß man die erwähnten Veränderungen rückwärts verfolgt. Den früheren Analysten und namentlich Laplace war diese Ansicht keineswegs fremd, aber sie sprachen sich dahin aus, daß es noch nicht an der Zeit sey, die Entwickelung vollständig durchzuführen und zwar, weil die Massen der sich gegenwärtig störenden Planeten noch nicht mit hinreichender Sicherheit bekannt seyen. Nun ist allerdings die Jupitersmasse, die wichtigste von allen, während sie zu Laplace's Zeit noch um ihren achtzigsten Theil fehlerhaft war, jetzt kaum mehr um $\frac{1}{1000}$ zweifelhaft, und auch für die übrigen Planeten haben wir jetzt besser verbürgte Werthe. Aber noch immer fehlen sie uns gar sehr für unsre nächsten Nachbarn im Sonnensystem; erst vor 7 Jahren ist Mercur auf die Hälfte herabgesetzt worden. Wichtiger aber noch sind Venus und Mars, und wären diese beyde Planeten gleich der Erde von einem Trabanten begleitet, so wäre Le Verriers Arbeit eines unvergleichbar höhern Grades der Zuverläßigkeit fähig gewesen. Doch verkennen wir deßhalb nicht den hohen Werth des wirklich Geleisteten und freuen uns, daß ein so würdiger Anfang in unsern Tagen gemacht worden ist. Der Erfolg ist für die obern Planeten, Jupiter, Saturn und Uranus ein sehr befriedigender gewesen; mindestens auf eine Million Jahre hinaus kann die Stabilität ihrer Elemente innerhalb sehr mäßiger Gränzen verbürgt werden. Eine gleich hohe Sicherheit für die untern Planeten war dagegen aus den oben bemerkten Gründen nicht erreichbar. Für einen Zeitraum von 100,000 Jahren hat Le Verrier die Veränderungen der Excentricität für unsre Erde und einige andre Planeten graphisch dargestellt.

Pontécoulant, der Verfasser der Théorie analytique du systéme du monde, hat seine gehaltreichen Untersuchungen in der ihm eigenthümlichen Weise fortgesetzt. Der Beobachtung so wenig als irgend möglich zu verdanken, dagegen Alles aus rein theoretischen Entwickelungen hervorgehen zu lassen, dieß ist die Aufgabe, die er sich gestellt hat. Kein Wunder deßhalb, daß er die Arbeiten deutscher Astronomen auf diesem Felde, da sie stets von einem mehr praktischen Gesichtspunkte ausgehen, theils unterschätzt, theils offen anfeindet. Doch gedenken wir lieber seiner Verdienste. Seine Untersuchung über die Wiederkehr des Halley'schen Kometen ist ein Meisterwerk, und er hat den Tag der Rückkehr zum Perihel genauer als irgend ein andrer Berechner getroffen, genauer selbst als Rosenberger, der in Beziehung auf die übrigen Bahnelemente die Palme errang. Auch hat er nach erfolgter Wiedererscheinung diese Arbeiten keineswegs ruhen lassen. Dagegen beschäftigte ihn vorzugsweise die Mondstheorie und die Untersuchung derjenigen Ungleichheiten, welche sehr lange Perioden haben und bis dahin unbeachtet geblieben waren, wozu außer dem Monde noch Erde und Venus ein Beyspiel geben.

Der sichere praktische Takt, der dem brittischen Volke in allen Beziehungen zugestanden werden muß, hat sich auch von jeher in seinen astronomischen Leistungen ausgesprochen. Kein einziges der gebildeten Völker unsrer Zeit hat so früh und so richtig erkannt, was der Himmelskunde Noth thue, als die Britten. Aus dem Anblick ihrer Sternwarten wie aus dem Studium ihrer Werke gewinnen wir diese Ueberzeugung. Auch haben glänzende Erfolge diese Bestrebungen nicht erst im 19. Jahrhundert, sondern

schon in den beyden vorhergehenden gekrönt. Wie in Holland das materielle, so ward in Brittanien das geistige Fernrohr entdeckt, das tiefer noch als jenes in die Geheimnisse des Universums eindringt. Aber England hat nicht, wie leider Holland, sich selbstgenügsam an seinem alten Ruhme gelabt, es hat das volle Maß der Verpflichtung gefühlt, solcher Vorgänger sich würdig zu zeigen. Es muß ferner anerkannt werden, daß in diesem Lande mehr als in irgend einem andern die reichen Mittel, welche von Seiten des Staates der Wissenschaft geboten sind, durch wo möglich noch reichere unterstützt werden, welche Privaten aus freyer und uneigennütziger Liebe zur Wissenschaft darbringen. So hat es keinen Nachtheil gebracht, daß auf den k. Sternwarten vielleicht zu ausschließlich nur Meridianbeobachtungen gemacht wurden, denn die übrigen von diesen unabhängigen Institute ersetzten reichlich den Ausfall. Wo die Nation selbst eine so lebendige und unmittelbare Theilnahme an den Bestrebungen der Gelehrten nimmt, können bedeutende Erfolge nicht ausbleiben. Nur in England sehen wir eine astronomische Gesellschaft in Thätigkeit und fortwährender Wirksamkeit, während auf dem Continent höchstens nur zeitweilige Vereinigungen ausschließlich zu einem speciellen Zweck sich gebildet, und meistens auch nur wenig zu Tage gefördert haben.

Auch in den letzten fünfzehn Jahren sind in England und seinen Dependenzien zahlreiche und wichtige Arbeiten ans Licht getreten, die indeß weniger allgemeine theoretische Untersuchungen betreffen. Lubbock trat im Anfange dieses Zeitraums mit mehreren die Planeten- und Kometentheorie betreffenden Abhandlungen auf. Airy gab Berichtigungen und Zusätze zur mécanique céleste bey Gelegenheit seiner später zu erwähnenden Untersuchungen über die Jupitersmasse, und untersuchte aufs neue die Schiefe der Ekliptik. Wallace gab zwey neue durch Einfachheit und rasche Näherung sich auszeichnende rein trigonometrische Lösungen des Kepler'schen Problems.

Den vorstehend erwähnten, die allgemeinen theoretischen Grundlagen betreffenden Arbeiten schließen sich zunächst diejenigen an, welche die genauere Bestimmung der Planeten-, Kometen- und Mondbahnen, so wie der Massen dieser Körper zum Zwecke haben. Wir werden hier die ethnographische Classification nicht weiter festhalten, um das, was die einzelnen Hauptkörper betrifft, ungetrennt überschauen zu können.

Die Elemente der Sonnenbahn haben seit Bessels scharfer Bestimmung und darauf gegründeten Verbesserung der Carlinischen Tafeln eine weitere Bearbeitung nicht erfahren; fortwährend aber wird in Königsberg und an andern Orten die Culmination der Sonne beobachtet und mit den Tafeln verglichen. Nur die Entfernung der Sonne hat eine kleine Modification dadurch erlitten, daß es Littrow gelang, die Hell'schen Originalbeobachtungen wieder aufzufinden. Dadurch ist eine genauere Kritik dieser viel bestrittenen Beobachtungen möglich geworden und Enke hat die berichtigten Wardhuuser Data benutzt, um seine Berechnung der Sonnenparallare der Wahrheit näher zu führen. So ist jetzt 8″57116 an die Stelle von 8″57760 getreten.

Den Zeitpunkt, wo eine Wiederholung der 1761 und 1769 zu diesem Behuf angestellten Beobachtungen möglich seyn wird, dürfen die wenigsten der jetzt wirkenden Astronomen zu erleben hoffen, und wir wissen überdieß, daß die Durchgänge von 1874 und 1882 nicht zu den vortheilhaften für die Bestimmung der Sonnenparallare gezählt werden können. Aus diesem Gesichtspunkte muß der Vorschlag Hendersons betrachtet werden, der die alte Methode der Marsdistanzen wieder anwenden will und mit dieser Anwendung bereits begonnen hat. Eine einzelne Marsopposition ist allerdings von geringerem Gewicht als ein Venusdurchgang, aber die ungleich größere Häufigkeit derselben dürfte doch bey consequenter Anwendung dieser Methode eine nicht zu verwerfende Controlle für das aus den Venusdurchgängen gefolgerte Resultat geben.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 31.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. May.

Nro. 96. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 21. Februar 1846.

In der Sitzung wurden nachstehende Vorträge gehalten:

8) Herr Professor Dr. Mädler in Dorpat übersendet der Classe die nachstehende

Uebersicht der neuesten Erweiterungen und des gegenwärtigen Standes unsrer Kenntniß des Sonnensystems.

(Fortsetzung.)

Merkur ist zwar in den beyden Durchgängen 1832 und 1845, namentlich dem ersten für Europa günstigen, an vielen Orten sorgfältig beobachtet worden, eine Anwendung für Verbesserung der Lindenau'schen Tafeln ist jedoch noch nicht von ihnen gemacht. Dagegen ist die Merkursmasse nicht sowohl verbessert als zum erstenmale bestimmt worden; denn die frühere conventionell gewordene Zahl für sie beruhte auf einer ziemlich vagen Analogie. Sie ist nunmehr $\frac{1}{4873-31}$ und wir verdanken dieß Resultat den Rechnungen Enke's und seiner Mitarbeiter, welche die Störungen berechneten, die der Enke'sche Komet 1835 in seiner Merkursnähe erfahren hat. Mit der Erde verglichen ist diese Masse $\frac{1}{3}$.

Venus ist in mehrfacher Beziehung, auch in speciell physischer (wovon nachher) ein Gegenstand astronomischer Untersuchungen gewesen. Glaisher und Main haben aus den in Cambridge und Greenwich 1833 - 1836 angestellten Beobachtungen die Bahn verbessert und wir stellen die frühere, welche Lindenau's Tafeln zum Grunde liegt, mit der neuen zusammen, um eine Vorstellung von dem Betrage der Verbesserungen zu geben, welcher die Bahnen der ältern Planeten jetzt noch bedürftig sind. Die Bestimmungen beziehen sich auf das Aequinoctium von 1836:

	Frühere Elemente	Jetzige Elemente
Halbe große Axe der Venus	0,7233317	0,7233240
Excentricität	0,00682265	0,00684568
Epoche der mittlern Länge	332°1′33,″10	332°1′35,″23
Ort der Sonnennähe	309 11 18	309 15 3
Neigung der Bahn	3 23 31,11	3 23 34,34
Aufsteigender Knoten	75 12 25,00	75 12 3,60

Da über den vermeintlichen Venusmond nun schon seit einem Jahrhundert alles still ist, so wird er den Astronomen wohl schwerlich mehr Sorge machen. — Die Masse der Venus ist der fortgesetzte Gegenstand scharfer Untersuchungen; noch immer aber schwankt sie beträchtlich.

Daß unsre Erde auch in astronomischer Beziehung, und ganz abgesehen von den geographischen

Längen- und Breitenbestimmungen, nicht leer ausgehen werde, durfte man erwarten. Ihre Bahn ist mit dem, was wir oben als Sonnenbahn bezeichneten, identisch; ihre Masse hat eine schärfere Bestimmung durch Bessel's Pendelversuche erhalten, so wie ihre Dichtigkeit durch Baily. Wir werden später auf sie zurückkommen.

Der Lauf des Erdmondes war seit den ältesten Zeiten ein Hauptproblem der Himmelskunde, er ist dieß noch heut und wird es noch lange Jahrhunderte hindurch bleiben. Dreyßigtausend Umläufe hat unser Trabant seit den ältesten auf uns gekommenen Beobachtungen vollführt, doch eine noch längere Reihe wird ablaufen müssen, bevor wir alle auch selbst die minutiösesten Bestimmungsstücke dieser Bahn numerisch kennen werden. Kaum dürfte in irgend einem Zeitalter ein namhafter Astronom gefunden werden, der nicht den Mond in dieser oder jener Beziehung zum Gegenstande seiner Forschungen gemacht hätte. Der eigentlichen Mondstheorie, da sie vielfach in andre Fragen eingreift und so eine allgemeinere Bedeutung gewinnt, haben wir bereits oben gedacht. Sehr umfassende Arbeiten, deren einzelne Aufzählung uns hier zu weit führen würde, betreffen die durch den Mond veranlaßten Himmelsbegebenheiten: Sonnen- und Mondfinsternisse, Stern- und Planetenbedeckungen. — Es genüge hier eine allgemeine Bemerkung. Die Alten beobachteten diese Momente, um die Theorie des Mond- und Sonnenlaufes dadurch schärfer zu begründen. In der neuern Astronomie trat diese Art der Benutzung bald in den Hintergrund; man beobachtete die erwähnten Himmelsbegebenheiten vorherrschend zu geographischen Zwecken und namentlich Längenbestimmungen, wozu sich indeß die Mondfinsternisse bald genug als untauglich zeigten und häufig ganz unbeobachtet blieben. Gegenwärtig steht theilweise wenigstens ein neuer Umschwung in Aussicht. Die zuerst an den Nord- und Ostseeküsten erprobte und bewährt gefundene chronometrische Methode der Längenbestimmungen liefert schon jetzt genauere Resultate als die Sternbedeckungen, und ihr Erfolg, wenig durch Witterungs-Störungen beeinträchtigt, ist weit sicherer verbürgt. In der That ist es ein unangenehmes Gefühl für den beobachtenden Astronomen, daß von drey Beobachtungen, zu denen er sich durch Rechnung vorbereitet, nur etwa eine gelingt, und von fünf wirklich angestellten kaum eine zur Anwendung kommt. Eine zweckmäßig angeordnete Chronometer-Expedition wird dagegen nie gänzlich fehlschlagen. Noch weit entschiedener wird das Uebergewicht der letztern hervortreten, wenn erst Eisenbahnen den europäischen Continent und die für höhere Cultur gewonnenen Theile der übrigen bedecken. Dann werden Sternbedeckungen und Sonnenfinsternisse nur noch für solche Orte in Anwendung kommen, welche oceanisch oder sonst durch sehr große Fernen von einander getrennt sind und wozu verhältnißmäßig nur wenige dieser Bedeckungen sich eignen.

Wir sind indeß nicht gemeint, diese Phänomene als einen der künftigen Himmelsforschung nicht weiter würdigen Gegenstand aus der Reihe der zu beobachtenden Objecte zu streichen, glauben vielmehr, daß sie der Astronomie einen Dienst leisten können, der seiner Wichtigkeit ungeachtet bis jetzt noch wenig in Frage gekommen ist. Jede vollständig beobachtete Bedeckung oder Sonnenfinsterniß giebt uns eine Bestimmung des Durchmessers dieser Körper und ist überdieß in mehrfacher Beziehung geeignet, uns Aufschlüsse über ihre physische Natur, ihre etwanigen atmosphärischen oder photosphärischen Umhüllungen u. dgl. zu geben; und es steht zu hoffen, daß man auch die mit Unrecht zurückgesetzten Mondfinsternisse wieder mehr beachten wird. Dazu ist freylich erforderlich, daß man nicht die Zeitmomente allein, sondern auch besonders das Specifische des Vorganges selbst beobachte. Bereits hat die große totale Sonnenfinsterniß an allen den Orten, wo man nicht, wie früher fast allgemein geschehen, der möglichst scharfen Bestimmung des Moments alles Andre aufopferte, vielmehr sein Hauptaugenmerk auf das richtete, was während der Finsterniß vorging, zu sehr unerwarteten Thatsachen und Aufschlüssen geführt. Soll in der That ein so höchst seltenes Phänomen, wie es eine große Sonnenfinsterniß für einen einzelnen Ort ist, nur zu Längenbestimmungen benutzt werden, wozu anderweitig eine hundertfach häufigere Gelegenheit geboten ist, und das nach dem Urtheile competenter Berechner an Genauigkeit sogar den Sternbedeckungen nachsteht? Es ist hier der Ort nicht, den

Gegenstand weiter auszuführen, und ich empfehle ihn den astronomischen Congressen zur Berücksichtigung.

Die Mondparallaxe hat gleichfalls durch Henderson eine neue, wiewohl numerisch sehr unbedeutende Correction erhalten und dürfte jetzt mindestens auf ihren 4000sten Theil (also die mittlere Entfernung des Mondes bis auf 13 Meilen) genau seyn.

Mars ist in Beziehung auf seine Bahn und seine Masse unter allen Planeten in dieser Zeit am wenigsten bedacht, obwohl eben so anhaltend und sorgfältig als die übrigen beobachtet worden. Er ist den südlich gelegenen Sternwarten insbesondere zu empfehlen, da er gerade in den wichtigsten Oppositionen für Nordeuropa kaum noch beobachtet werden kann.

Die kleinen Planeten, deren Geschichte mit dem ersten Tage des neuen Jahrhunderts beginnt, sind ein Gegenstand sorgfaltiger Untersuchungen gewesen. Die letzte Verbesserung der Cereselemente verdanken wir dem um rechnende Astronomie vielfach verdienten, zu früh verstorbenen Heiligenstein. Die Juno hat Nicolai in Mannheim auf umfassende Weise untersucht und ihre Bahn verbessert. Pallas bildete geraume Zeit hindurch einen Gegenstand der Untersuchung für die Berliner Astronomen, namentlich Encke und Galle; Vesta endlich ist neuerdings von Galle und Wolfers in einer Weise bearbeitet worden, die zu bedeutenden Erwartungen berechtigt. Daussy hatte bereits früher den Versuch gemacht, einen Theil der Störungen, welche die kleinen Planeten erleiden, in Reihen zu entwickeln und sie auf feste Perioden zu bringen; die genannten Astronomen haben ihn weit umfassender durchgeführt und geben uns die Vestastörungen in derselben Form, wie wir sie für die ältern Planeten besitzen.

Bey diesen Arbeiten waren es nicht allein die Elemente des betreffenden Planeten, auf welche das Augenmerk gerichtet war; auch die Jupitersmasse kam dabey in Betracht. Dieser zweyte Hauptkörper des Sonnensystems übt in der Region der Planetoiden noch eine bedeutende Herrschaft aus und so konnten die Störungen ein Mittel werden, seine Masse schärfer zu bestimmen. Daß Laplace genöthigt war, sich mit einer so fehlerhaften Jupitersmasse zu begnügen, war für seine Forschungen von erheblichem Nachtheil. Allerdings konnte man voraussehen — und der Erfolg hat es in den letzten Jahren bestätigt, daß ein genauer Mikrometer- oder Heliometerapparat Entfernungen der Jupiterstrabanten werde liefern können, aus denen mit Hülfe einer vollständigen Trabantentheorie diese Masse mit noch größerer Genauigkeit folgen müsse. Aber abgesehen davon, daß man auf eine solche Bestimmung nicht wohl warten konnte, hatte es auch ein Interesse zu untersuchen, ob auch für ganz verschiedene Körper die Anziehung der Masse proportional sey. Die jetzt bejahend entschiedene Frage gestattet nunmehr, die genau erforschte Jupitersmasse als bekannte Größe in diese Untersuchungen aufzunehmen.

Ganz unerwartet hat in dieser Region das Planetensystem eine Bereicherung erhalten durch den glücklichen Fund Hencke's in Driesen. Astraea, scheinbar der kleinste der Hauptplaneten und der sechste in der von der Sonne aus gezählten Ordnung, setzt seit dem 8. Dezember die Sternwarten in Thätigkeit, und die von Berlin aus nur wenige Wochen nach der Entdeckung veröffentlichten Elemente bewahren sich bis jetzt (Ende Februar 1846) auf eine kaum gehoffte Weise. Seit Olbers nach der Entdeckung der Vesta zehn Jahre lang diese Gegend durchforscht und keinen Insassen weiter gefunden hatte, war die Mehrzahl der Astronomen der Meinung, es sey hier nichts mehr zu finden; auch hatte man einen so lichtschwachen Körper nicht vermuthet.

Jupiter ist, wie bereits erwähnt, hauptsächlich rücksichtlich seiner Masse untersucht worden, und nächstdem bildeten seine und des Saturns gegenseitige Störungen, namentlich die sogenannte große Gleichung, ein fortgesetztes Thema. — Airy war es, der zuerst die Methode, die Masse Jupiters aus den Elongationen seiner Trabanten zu bestimmen, wieder aufnahm. Dabey untersuchte er die von Laplace gegebene Theorie dieser Trabanten, fand mehrere Fehler darin und führte sie weiter aus. Seine mehrere Jahre hindurch fortgesetzten Untersuchungen gaben ihm $\frac{1}{1048}$ als Verhältniß der Jupitersmasse zur Sonnenmasse. Santini verfolgte

die gleiche Methode und fand $\frac{1}{1050}$. Bessel verfolgte diesen Gegenstand ebenfalls. Er beschränkte sich nicht wie die beyden genannten Astronomen auf die Elongationen des vierten Trabanten, sondern er beobachtete sie sämmtlich und lieferte uns bey dieser Gelegenheit eine weit vollständigere Theorie ihres Laufes, als wir bis dahin besessen hatten. Sein Resultat ist $\frac{1}{1047,7}$ und es muß als das genaueste von allen angesehen werden. Uebrigens spricht die so nahe Uebereinstimmung aller drey Beobachter für die angewandte Sorgfalt und für die Zuverläßigkeit des Endresultats.

Wiewohl die Verfinsterungen der Jupiterstrabanten noch immer in den Ephemeriden genau beobachtet wurden, so ist doch ihre Beobachtung, wenigstens von den Astronomen des Festlandes, fast aufgegeben. In ihrer Anwendung zu Langenbestimmungen sind sie von den Sternbedeckungen in gleicher Weise und aus gleichem Grunde verdrängt worden, wie diese von den chronometrischen Expeditionen verdrangt zu werden im Begriff stehen. Wir können den Wunsch nicht unterdrücken, daß man ihnen in andrer Beziehung wieder mehr Aufmerksamkeit zuwenden möge. Bey ihrer jetzt so scharfen Theorie wird es möglich seyn, durch ihre Verfinsterungen die Aberrationsconstante mit größerer Genauigkeit zu finden, als sie früher gewahren konnten und die Vergleichung mit der durch die Fixsterne bestimmten Constante wird vielleicht ein Mittel gewähren, zwischen der Undulations- und Emissionstheorie zu entscheiden.

Nicht minder verdienen die Schatten, welche die Trabanten auf Jupiter werfen, so wie die Verdeckungen derselben durch Jupiters Scheibe eine größere Aufmerksamkeit. Durch letztere kann es sich ausweisen, ob die Phase des Hauptplaneten ein für unsre directe Beobachtung noch wahrnehmbarer Gegenstand ist oder nicht.

Saturn bietet den beobachtenden wie den rechnenden Astronomen ein reiches Feld und die in den letzten fünfzehn Jahren auf ihm gewonnenen Ernten gewähren ein höchst erfreuliches Resultat. Sein Ringsystem, über welches wir von Beima (de annulo Saturni) eine sehr ausführliche und gründliche Monographie erhalten haben, ist von Bessel aufs Neue untersucht worden. Er findet, daß die verschiedenen Ringe nicht in ganz gleicher Ebene liegen können und daß wahrscheinlich jeder einzelne Ring noch seine besondern Verbiegungen hat. Die schon früher behauptete Excentricität des Ringes (so nämlich, daß das Centrum der Kugel nicht mit dem Centrum des Ringes zusammenfällt) scheint sich gleichfalls zu bestätigen, wenigstens gewährt diese Excentricität die ungezwungenste Erklärung vieler Erscheinungen, die bey der letzten Verschwindung des Ringes wahrgenommen worden sind.

Ueber die Erscheinungen, welche Saturn seinem Ringsystem und umgekehrt gewährt, insbesondere auch über die gegenseitigen Beleuchtungs- und Verfinsterungs-Verhältnisse, gab der Verfasser dieses Ueberblicks eine Abhandlung, und eben so machte er in Gemeinschaft mit W. Beer den Versuch, die Herschel'schen Beobachtungen der beyden innersten Satelliten von neuem zu reduciren und die Bahnen abzuleiten. Durch die Wiederentdeckung dieser beyden Satelliten von de Vico in Rom und Lamont in Munchen sind die Umlaufszeiten, die der Verf. gegeben, noch etwas scharfer bestimmt worden. Lamont hat auch für den dritten Satelliten durch Verbindung seiner eignen Beobachtungen mit denen Herschel's eine verbesserte Bahn gegeben. Die gründlichste und umfassendste Arbeit aber besitzen wir von Bessel über den sechsten (altesten) Trabanten, den er vier Jahre hindurch an seinem großen Heliometer mit den Rändern Saturns verglich und aus diesen Distanzen seine Elemente, außerdem aber noch die Masse Saturns ($\frac{1}{3500}$) und die seines Ringes ($\frac{1}{118}$ der Saturnsmasse) ableitete. Wir kennen die Bahn dieses Trabanten, trotz seiner 4000mal größeren Entfernung, jetzt fast so genau als die unsres eignen. Für den vierten, fünften und siebenten ist in diesem Zeitraume nichts geschehen, ungeachtet sie sämmtlich einer Verbesserung ihrer Bahnen dringend bedürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 32.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. May.

Nro. 97. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 21. Februar 1846.

In der Sitzung wurden nachstehende Vorträge gehalten:

8) Herr Professor Dr. Mädler in Dorpat übersendet der Classe die nachstehende

Uebersicht der neuesten Erweiterungen und des gegenwärtigen Standes unsrer Kenntniß des Sonnensystems.

(Fortsetzung.)

Uranus ist zwar nicht leer ausgegangen, doch wird hier die Zukunft noch das Meiste thun müssen. Die Berichtigung seiner Bahn ist eine — noch ungelöste — Preisaufgabe der Göttinger Universität geworden. Bey dieser zu hoffenden Untersuchung muß es sich zeigen, ob wirklich der nun durch 150 Jahre zu verfolgende Lauf des Uranus Ungleichheiten zeige, die sich durch die Wirkung der bekannten Planetenmassen (hier ausschließlich Saturn und Jupiter) nicht erklären, und die man also genöthigt ist, einem dreyzehnten Planeten zuzuschreiben.

Zwey Uranusmonde sind von Herschel, dem Sohne, wieder aufgefunden, beobachtet und ihre Bahn schärfer bestimmt worden, als dieß von seinem Vater geschehen war. Eben dieselben hat auch Lamont gesehen, ihre Elongation gemessen und dadurch die Masse des Uranus, die man früher $\frac{1}{17800}$ annahm, auf $\frac{1}{24600}$ herabgesetzt.

Ueberblicken wir nun noch diejenigen Beobachtungen, welche sich auf die eigenthümliche Naturbeschaffenheit, Gestalt und Größe der einzelnen Himmelskörper beziehen, so müssen wir, was zunächst die Sonne betrifft, Schwabe in Dessau als den beharrlichsten Beobachter der Sonnenflecken betrachten. Aus seinen nunmehr zwanzigjährigen Observationen (täglich, so oft die Sonne sich blicken läßt) geht unverkennbar eine Periode der größern und geringern Häufigkeit und Intensität der Sonnenflecken hervor. Sie scheint 10 Jahre zu umfassen. Zur Zeit des Minimums ist die Sonne so gut als ganz fleckenfrey; im Maximum ist sie nie ohne Flecken. Die vollständige Veröffentlichung dieser Beobachtungen, wenn sie je ermöglicht werden kann, wäre eine sehr wichtige Bereicherung der Wissenschaft. Außerdem haben Davis, Petersen und Andere Sonnenflecken beobachtet und gezeichnet; letzterer auch einen Versuch gemacht, die Rotationselemente der Sonne aus ihnen abzuleiten. Ueber die Photosphäre der Sonne und die Art, wie diese Flecke sich in ihr bilden, sind wir noch immer auf des alten Herschel Erklärungen verwiesen. Schwabe's Beobachtungen entsprechen ihnen zwar im Allgemeinen; doch kommen Abweichungen vor, die schwer damit zu vereinigen sind. Eine erweiterte Photosphäre der Sonne geht aus den Beobachtungen Bessel's bey der nahe ringförmigen Finsterniß vom 15. Mai 1836 und mit noch größerer Evidenz aus den Beobachtungen der totalen vom 8. Juli 1842 hervor. Der merkwürdige Ring, der bereits bey früheren Gelegen-

heiten um die total verfinsterte Sonne herum wahrgenommen worden, ist silberweiß und hellglänzend. Ueber eine etwaige Abweichung des Sonnenkörpers von der Kugelform ist nichts Sicheres bekannt geworden.

Merkur ist bey dem Durchgange vom 5. Mai 1832 von mehreren Astronomen, am genauesten von Bessel, gemessen und 670 geographische Meilen im Durchmesser gefunden worden. Es ergab sich keine Abweichung von der Kugelgestalt. Die im November 1845 bey dem nur zum Theil in Europa sichtbaren Durchgange von dem Verf. gemachten Bemerkungen geben nahezu das Besselsche Resultat.

Ueber Venus ist eine seit länger als 150 Jahren schwebende Streitfrage in dieser Periode zur Entscheidung gekommen — ihre Rotationsperiode. Mit Cassini und allen andern Beobachtern, Bianchini ausgenommen, übereinstimmend, finden de Vico und seine Gehülfen in Rom die Rotation $23^h\,21'\,21,''93$, also fast dieselbe wie bey Merkur, Erde und Mars. Eine Andeutung gebirgiger Ungleichheiten, nur freylich nicht 3 — 5 Meilen hoher, wie Schröter folgerte, ergaben die Beobachtungen des Verf. in Berlin und Dorpat. Sie zeigten zugleich, daß Venus Erleuchtung stets etwas geringer war als die aus der Stellung gegen Sonne und Erde geführte Rechnung ergab, was auf eine Atmosphäre eben sowohl als auf Gebirgsschatten bezogen werden kann. Auch der Durchmesser der Venus ward bey dieser Gelegenheit gemessen und 1715 geogr. Meilen (fast ganz wie der der Erde) gefunden.

Die Form und Größe der Erde bestimmte Bessel aus dem Ergebniß derjenigen zehn Gradmessungen, welche den Forderungen der heutigen Wissenschaft genügend entsprachen; ihre mittlere Dichtigkeit, wofür Cavendish 5,49, Reich in Freiberg im Jahre 1836 . . 5,44 gefunden hatte, ist von Baily durch eine überaus große Anzahl der sorgfältigsten und mit den mannigfaltigsten Abänderungen vorgenommenen Versuche zu 5,67 bestimmt worden (im 14. Bde. der Verhandlungen der Londoner astronomischen Gesellschaft).

Die Kraft, womit die Erde Körper anzieht, bestimmte Bessel sehr genau und untersuchte gleichzeitig, ob nicht-irdische Körper (wie höchst wahrscheinlich die Meteorsteine sind), wenn man sie als Pendel schwingen läßt, das gleiche Verhalten wie irdische in Rücksicht der Schwerkraft zeigen; eine Frage, welche die Versuche aufs entschiedenste bejaheten.

Den Mond der Erde hat der Verf. auf der Privatsternwarte des Hrn. W. Beer in Berlin und in Gemeinschaft mit demselben gezeichnet und ein für mittlere Libration bestimmtes Mondbild 1836 herausgegeben, dem bald darauf eine ausführliche Mondbeschreibung folgte. Beyde, Karte und Buch, sind auch im Auszuge erschienen. Lohrmanns 1822 begonnene Arbeit war nicht beendet worden. In Hannover hat eine kunstfertige und in der Astronomie wohl bewanderte Dame, W. Witte, Mondkugeln en Relief zu Stande gebracht. Der Verf. hat ferner die Größe des Erdschattens bey Mondfinsternissen bestimmt und Formeln für die Vorausberechnung des Ein- und Austritts einzelner Mondflecken bey Finsternissen gegeben. In England hat Nasmyth gleichfalls eine plastische Darstellung einer Mondgegend (Maurolycus) der astr. Gesellschaft vorgezeigt. — Hansen gab Formeln, um den selenographischen Ort auf der Mondkugel zu bestimmen, wo der Ein- oder Austritt eines Gestirnes erfolgt. Bessel maß den Durchmesser des Mondes während zweyer Finsternisse, ohne irgend eine Abweichung von der Kugelgestalt (außer den durch die physischen Unebenheiten veranlaßten) zu finden. Derselbe gab Formeln, um aus heliometrischen Messungen des Abstandes eines Mondflecks von verschiedenen Punkten des Mondrandes die physische Libration zu berechnen. — Krevl folgerte aus seinen magnetischen Beobachtungen eine derartige Wirkung des Mondes auf die Nadel, so daß diese etwas (7 Sekunden) nach derjenigen Seite hin abweiche, wo der Mond nicht steht, und dieser wie ein magnetischer Nordpol sich verhalte. Die Bestätigung muß von der Zukunft erwartet werden.

Für Mars ist die Rotationsperiode, für welche Herschel 1. $24^h\,39'\,22''$ gefunden hatte, durch die Beobachtungen des Verf. um 2′ verkürzt wor-

den, und gleichzeitig sind die Flecke des Mars, namentlich aber die merkwürdigen glänzend weißen an den Polen, genauer untersucht und ihre mit den Jahreszeiten des Planeten zusammenhängenden Veränderungen beobachtet worden.

Die kleinern Planeten bieten uns zu wenig Gelegenheit, sie in physischer Beziehung kennen zu lernen. Lamonts Bestimmung des Pallasdurchmessers umfaßt Alles, was wir über die Größen dieser Körper mit einiger Bestimmtheit wissen; denn über die gänzliche Werthlosigkeit der früheren Angaben (die sich übrigens wohl noch lange durch die Kalender und selbst gewisse Lehrbücher hindurchziehen werden) sind wohl alle beobachtenden Astronomen einverstanden, und die alten Nebelhüllen der Ceres und Pallas gehören in dieselbe Kategorie.

Jupiters Rotationsperiode haben Airy, Bessel und der Verf. aufs Neue untersucht, als sich im Nov. 1834 zwey gut markirte Flecke in einem der beyden Hauptstreifen zeigten. Die Rotation fand sich, nach allen drey Beobachtern, kleiner als die von Cassini und Schröter bestimmte, von letzterer jedoch nur um einige Sekunden verschieden (9^h 55′ 26,″ 56 nach dem Verf.). Die Abplattung ist von Hussey gemessen worden; sein Resultat ($\frac{1}{24}$) verdient aber wenig Vertrauen, da die Anzahl der Bestimmungen zu gering ist.

Saturn ist dagegen von Bessel bey Gelegenheit der letzten Verschwindung des Ringes sorgfältig und genau bestimmt worden und hat eine rein elliptische Gestalt gezeigt; die früher von Herschel 1. wahrgenommenen besondern Ungleichheiten, die er als eine Doppelabplattung darstellte, müssen daher ihren Grund in Unvollkommenheiten des Sehens oder Messens gehabt haben. Außer dem genannten Astronomen haben noch Struve, Encke und Lamont die Dimensionen des Planeten und der Ringe bestimmt, Kater und Encke dessen Triplicität erkannt (in Rom hat man noch mehrere Theilungen des äußern Ringes wahrgenommen). Für eine genauere Kenntniß dieses merkwürdigsten aller Partialsysteme werden die großen Fernröhre und Teleskope der Neuzeit noch sehr Vieles leisten können.

Ueber den entferntesten der bekannten Planeten ist hier wenig zu sagen. Seinen Durchmesser und seine Abplattung hat der Verf. zu bestimmen unternommen; eine Arbeit, die noch eine Reihe von Jahren wird fortgesetzt werden müssen, da wir bey unsrer Unkenntniß über die Lage der Rotationsaxe nicht wissen können, welchen der elliptischen Durchschnitte des Planeten wir vor Augen haben. Nur eine (der großen Umlaufszeit wegen) lange Jahre hindurch fortgesetzte Bestimmung der Axen dieses Durchschnitts kann zu einem definitiven Resultat führen.

Große Anstrengungen der theoretischen wie der praktischen Astronomen sind den Kometen gewidmet worden. Von den periodischen Kometen kehrte der Halley'sche einmal, der Biela'sche dreymal (einmal unsichtbar), der Encke'sche fünfmal in dieser Periode zurück; außerdem erschien ein großer am hellen Tage sichtbarer (1843) und mehrere andre, fast ausschließlich teleskopische. Doch beschränkte sich die Thätigkeit der Berechner nicht auf diese allein; auch mehrere frühere wurden neu berechnet oder die frühere Berechnung verbessert. Die neuen Entdeckungen gingen fast alle von Berlin, Paris und Rom aus. Eine Aufzählung aller einzelnen Entdeckungen und Berechnungen würde uns hier zu weit führen oder nur als trockne Tabelle gegeben werden können; wir ziehen es vor, einige der wichtigeren herauszuheben.

Der Halley'sche Komet hat bey seiner dießmaligen Erscheinung das große Publikum wenig befriedigt, den Astronomen aber ist er desto wichtiger geworden. Die so nahe zutreffende Wiederkehr beweist die Sicherheit der zu Grunde liegenden Bestimmungen, die Geringfügigkeit derjenigen Einwirkungen, die uns etwa noch unbekannt sind, endlich die sehr nahe Richtigkeit der angewandten Formeln. Allein auch in speciell physischer Beziehung sollte dieser Komet wichtig werden. Eine eigenthümliche sehr unerwartete Erscheinung, die am genauesten von Bessel beobachtet worden, das Ausströmen von leuchtender (mindestens stark reflectirender) Materie aus dem Kerne des Kometen in einer dem Schweife entgegengesetzten, folglich zur Sonne gewendeten Richtung und in Fächerform, so daß es den Anschein

gewann, als bildeten diese beyden Lichtströme, um den Kern rechts und links herumbiegend und sich mehr und mehr verdünnernd, den Schweif des Kometen. Bessel hat diese Ausströmung als die Wirkung einer Repulsivkraft betrachtet und in dieser Hypothese die Dauer der Schweifbildung berechnet. Auch hat er in der Richtung dieser fächerartigen Flamme Veränderungen wahrgenommen, die ihn auf das Vorhandenseyn einer pendulirenden Bewegung führten, deren Periode $4\frac{2}{3}$ Tage ist. Außer Bessel haben auch Struve und Schwabe den Kometen in Zeichnungen dargestellt. Arago hat die Frage untersucht, ob der Komet mit eignem oder erborgtem Lichte leuchte, indem er das Licht desselben polarisirte, was mit manchen Schwierigkeiten verbunden war. Es zeigte sich als ein erborgtes, also von der Sonne herrührendes. Bessel hat ferner den nahen Vorübergang des Kometenkernes vor einem Fixsterne beobachtet und findet, daß das Licht desselben weder eine Brechung, noch eine merkliche Verminderung beym Durchgange durch den dichtesten Theil des Kometennebels erfahren habe. Endlich ward dieser Komet, der vor dem Perihel einen ziemlich langen, von einigen sogar auf 20 Grad geschätzten Schweif zeigte, nachher fast schweiflos und überhaupt in ganz veränderter Gestalt wieder gesehen, was am ausführlichsten Boguslawsky beschrieben hat.

Sehr zu bedauern ist es, daß es noch immer an einer Monographie dieses Kometen durchaus fehlt. Eine Fluth von pseudo-astronomischen, populär seyn wollenden Schriften hat sich über ihn und andre Kometen ergossen, aber vergebens sieht man sich nach einer wissenschaftlichen Zusammenstellung der gewonnenen Thatsachen um. Vielleicht daß Rosenberger oder Lehmann, nach Vollendung ihrer (die letzte Erscheinung mit umfassenden) Rechnungen uns mit einer solchen beschenken.

Der Encke'sche Komet ist in allen fünf Erscheinungen, die seit 1830 Statt fanden, gesehen und sein Ort bestimmt worden, wiewohl dieß in einigen derselben sehr schwierig war. Dem Eifer und scharfen Blick Boguslawsky's und Galle's ist dieß Resultat hauptsächlich zu verdanken. Da nun auch Encke ihm unausgesetzt den größten Theil seiner Zeit widmet (in der letztern Zeit von Mitarbeitern unterstützt), so ist uns die Bahn dieses Kometen unvergleichbar genauer als die irgend eines andern bekannt und seine Wiederkehr trifft jetzt schon auf Theile der Stunde mit der Vorausberechnung überein. Es ist dieß um so wichtiger und folgenreicher, als der Encke'sche Komet noch immer der einzige Weltkörper ist, der uns vom Daseyn eines widerstehenden Mittels Kunde gegeben hat und auch wohl in Zukunft derjenige bleiben wird, durch den wir am vollständigsten über dieses früher ganz unbekannte Agens uns werden belehren können. Struve hat ihn auch in physischer Beziehung genau beobachtet und Zeichnungen über ihn geliefert.

Der Biela'sche Komet, der uns in neuester Zeit ein so unerwartetes Phänomen dargeboten, ward 1832 später entdeckt als man gehofft hatte, da die vorausberechnete Ephemeride vom Himmel bedeutend abwich. Die genauesten Beobachtungen lieferte Struve in Dorpat, und Baranowsky berechnete aus ihnen die für diese Erscheinung geltenden Elemente. Struve hatte zugleich Gelegenheit, den nahe centralen Vorübergang des Kometen vor einem Fixsterne zu beobachten. Das Resultat war mit dem, was Bessel beym Halley'schen Kometen gefunden, übereinstimmend. Beyde Astronomen haben kurz vor und nach der Conjunction genaue Messungen angestellt und sich so von dem bestimmten Nichtvorhandenseyn einer selbst sehr kleinen Strahlenbrechung überzeugt. Die Bestandtheile dieser Kometen sind also nicht gasförmig. Da es wichtig war entschieden auszumitteln, ob bey dem Biela'schen Kometen sich in ähnlicher Art wie beym Encke'schen die Wirkung eines widerstrebenden Mittels nachweisen lasse, so setzte die Berliner Akademie einen Preis auf eine consequent durchgeführte Untersuchung seiner Bahn aus allen Beobachtungen seit 1772. — Im Jahre 1839 war im Voraus keine Hoffnung ihn zu sehen, da die Erde ihm, von der Sonne aus gesehen, fast gerade gegenüberstand und beyde Körper sich so bewegten, daß diese Stellung sich fortwährend erhielt. Auch ist in der That nichts von einer Auffindung bekannt geworden.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 33.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. May.
Nro. 98. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 21. Februar 1846.

In der Sitzung wurden nachstehende Vorträge gehalten:

8) Herr Professor Dr. Mädler in Dorpat übersendet der Classe die nachstehende

Uebersicht der neuesten Erweiterungen und des gegenwärtigen Standes unsrer Kenntniß des Sonnensystems.

(Schluß.)

Glücklicher war man im Herbst 1845, wo er besser als 13 Jahre vorher mit Santini's Vorausberechnung stimmte und auch im weitern Verlauf nur wenig abwich, bis im Januar 1846 die überaus merkwürdige Theilung des Kometen in zwey getrennte vor sich ging, von welcher Zeit an die Abweichung, wie es nicht anders erwartet werden konnte bedeutender ausfiel. Zum ersten und vielleicht einzigen Male wird durch diesen Vorgang es möglich werden, die Masse und Dichtigkeit eines Kometen zu bestimmen.

Zu den merkwürdigern Erscheinungen gehören ferner die des großen Kometen von 1843, der am 28. Februar in Italien, Nordamerika und an mehreren Orten am Mittage nahe bey der Sonne mit bloßem Auge gesehen worden ist. Seine Helligkeit war so bedeutend, daß es möglich gewesen ist, ihn in einem reflectirenden Instrument mit den Sonnenrändern in Berührung zu bringen und so seine Abstände zu messen. Bald darauf erschien er in den Abendstunden tief am Westhimmel, doch fast nur als gewaltiger Schweif, da der Kopf höchst unscheinbar war. Nicht lange darauf entzog er sich den Blicken. — Ein Kometenkopf, der zuerst einen sonnenähnlichen Glanz entfaltet und 14 Tage später in der Nacht selbst mit Fernröhren nur mühsam wahrgenommen werden kann, muß in der Zwischenzeit ungeheuere Veränderungen erlitten haben. Er wartet noch seines Berechners, denn alles, was wir bis jetzt über seine merkwürdige Bahn wissen, ist nur als vorläufiges Resultat anzusehen.

Von den drey Kometen, die Galle innerhalb drey Monaten entdeckte, hat der zweyte nach O. Struve's und Peters Berechnung eine hyperbolische Bahn gezeigt. Doch muß man wünschen, daß die Berechnung wiederholt und dabey nicht allein die Pulkowaer, sondern auch andre gute Beobachtungen, zu deren Erkennung die angeführte Arbeit trefflich dienen kann, ihrem respectiven Gewichte nach benutzt werden möchten.

Mehrere dieser neuern Kometen gaben eine elliptische Bahn, zum Theil von mäßiger, fast planetarischer Excentricität, wie besonders der von Faye entdeckte; und in einigen andern hat man früher erschienene wieder zu erkennen geglaubt. Die Zahl der rechtläufigen, nur mäßig geneigten, 5 — 10 Jahre Umlaufszeit ergebenden Kometenbahnen ist seit 80 Jahren nicht gering; auffallen aber muß es, daß mit Ausnahme der mehrfach wiedergekehrten Kometen Biela's und Encke's alle übrigen vergebens wieder erwartet wurden.

Bey einem derselben, dem von 1770, hatten bereits Lexell und Burckhardt die veranlassende Ursache in den Jupitersstörungen nachgewiesen, die bey der großen Nähe, in welcher der erwähnte Komet zweymal dem Jupiter vorüberging, seine Bahn gänzlich umformten. Es war indeß zu bedauern, daß bey diesen Rechnungen gerade die wichtigsten Beobachtungen (die während der Erdnähe angestellten) unbenutzt hatten bleiben müssen, da die Störungsformeln für eine solche Nähe (6 Mondhalbmesser) sich ungenügend erwiesen. Diesem Mangel hat Clausen abgeholfen, der durch geschickte analytische Combinationen den erwähnten Formeln eine so geschmeidige Form gab, daß ihrer Anwendung auch auf die Erdnähe nichts mehr im Wege stand. Seine Arbeit hat allgemein die verdiente Anerkennung gefunden, und verspricht bey weiterer Fortsetzung noch zu sehr wichtigen Resultaten zu führen. — Grunert gab 1842 eine neue Methode, Kometenbahnen zu berechnen: eine weitere Ausführung der Lagrange'schen. Ueber ihre praktische Brauchbarkeit wird man aber erst urtheilen können, wenn wirkliche Bahnen darnach berechnet sind, was weder von dem Urheber noch von andern Berechnern bis jetzt geschehen ist.

So viel nun auch in letzterer Zeit für Beobachtung und Berechnung der Kometen geleistet seyn mag, und so bedeutend unsre Kenntniß dieser räthselhaften Körper im Vergleich mit früheren Zeiten wirklich vorgeschritten ist, so kann dennoch nicht verkannt werden, daß wir auch nur mit den gegenwärtigen Hülfsmitteln der Beobachtung und Rechnung noch viel weiter seyn könnten. Namentlich müssen die neuern in einer Erscheinung als periodisch erkannten, jedoch nicht wiedergekehrten und auch in der Vorzeit nicht schon aufgefundenen Kometen, dann aber auch fast sämmtliche ältere einer strengen Berechnung unterworfen werden. Die neuerdigs bekannt gewordenen Arbeiten von Russel Hind über den Kometen von 1264 und 1556, so wie über einige noch ältere, mögen als ein Beweis dienen, wie viel hier noch zu thun sey. Vor allem scheint eine kritische Sammlung sämmtlicher alter chinesischer wie europäischer Beobachtungen bis ins 18. Jahrhundert hinab, die außer den Ortsbestimmungen alles enthält, was den Glanz und das Ansehen des Kometen betrifft, dagegen allen und jeden kometomantischen Wust und was damit zusammenhängt, unerbittlich ausscheidet, uns Noth zu thun. Vorarbeiten sind dazu schon mehrere vorhanden. Ferner müßte die Olbers'sche Kometentafel vervollständigt, berichtigt und fortgeführt werden. Endlich eine geordnete Zusammenstellung der als die besten erprobten Berechnungsmethoden, mit Inbegriff der Störungsrechnungen. Alsdann kann man an die eigentliche Arbeit gehen und es scheint am richtigsten, wenn diese in ähnlicher Weise, wie die Berliner Akademie den Fixsternhimmel unter die beobachtenden Astronomen vertheilte, nach einem bestimmten Plane unter die rechnenden vertheilt wird. Gegenwärtig tappt man meistens im Dunkeln, wenn man für die Elemente eines neuen Kometen analoge unter den früheren aufsuchen will. Weder sind die alten Elemente selbst die der Wahrheit möglichst genäherten, noch kennt man den Grad ihrer Zuverläßigkeit, und da es überdieß an jedem Maaßstabe fehlt, wodurch man einen Ueberblick über die durch Störungen bewirkten Veränderungen gewinnen kann, so bleibt alles ungewiß. Möge die Zukunft nicht zu fern seyn, wo unser Wunsch in Erfüllung geht.

Das Jahr 1831 ist auf erfreuliche Weise durch Stiftung einer Medaille zur Belohnung für den Entdecker teleskopischer Kometen bezeichnet. Eine derartige Stiftung zur Beförderung eines ganz speciellen Zweiges der Astronomie und zugleich ohne irgend eine nationale Beschränkung steht vielleicht einzig in der Geschichte da. Frederik VII. von Dänemark war es, der sich dieß große Verdienst erwarb und sein Nachfolger hat nicht ermangelt, die Stiftung zu bestätigen. Die Inschrift dieser Medaille

„Non frustra signorum obitus speculamur et ortus"

aus Virgil entlehnt kontrastirt auf eigenthümliche Weise mit einer vor 200 Jahren, gleichfalls in den dänischen Staaten geprägten Kometenmedaille, auf der man eine zur Erde niedergeworfene und die Hände empor hebende Menschenmenge und über ihnen einen großen Kometen erblickt mit der Inschrift:

„Gott gieb das uns dieser Komet-Stern
Besserung unsers Lebens lern! 1618."

Die Herrschaft des Centralkörpers unsers Systems ist in der Periode, die wir hier besprochen, auf einem ganz neuen und bis dahin unbekannten Gebiete zur Anerkennung gelangt; einem Gebiete, das wir hier noch mit dem hergebrachten Namen „Sternschnuppen“ zu bezeichnen kein Bedenken tragen, da jetzt wohl Niemand mehr besorgen darf, daß man ihm aus diesem Namen weitere Consequenzen ziehen werde. Humboldt ist es, der zuerst die Periodicität dieser Phänomene, wenigstens eines beträchtlichen Theiles derselben, erkannte und darauf aufmerksam machte, und der November 1832 kann als derjenige Zeitpunkt bezeichnet werden, wo die Astronomen in überwiegender Mehrzahl der neuen Ansicht beytraten:

daß die Meteore keineswegs, wie man früher allgemein geglaubt hatte, brennbare in unserm Luftraum erzeugte Dünste, noch auch sonst der Erde eigenthümlich angehörend, sondern vielmehr in den weiten Räumen des Sonnensystems sich bewegende Körper seyen.

Es gründete sich diese Ansicht vorzugsweise auf drey von der Beobachtung gegebene Momente:

1) daß diese Erscheinungen alljährlich zu einer bestimmten Periode (die zwischen dem 11. und 13. November ward zuerst erkannt) wiederkehrten;

2) daß ihre scheinbaren Bahnen, rückwärts an der Himmelskugel verlängert, auf eine und dieselbe Gegend des Fixsternhimmels führten, von wo sie dennoch scheinbar ausgegangen seyn mußten;

3) daß ihre Geschwindigkeit viel zu groß sey, um selbst mit den schnellsten im Luftraume vorkommenden Bewegungen eine Vergleichung zu gestatten, sondern daß eine solche nur mit den im Sonnensystem vorkommenden kosmischen Bewegungen (von mehreren Meilen in der Sekunde) in Uebereinstimmung sey.

Ihre beträchtliche Entfernung und Geschwindigkeit war schon früheren Beobachtern, namentlich Brandes und Benzenberg, nicht verborgen geblieben und letzterer sprach sich selbst noch 1834 für den lunarischen Ursprung dieser Körper aus. Nach ihm waren sie Steine aus den Mondvulkanen von 1 — 5 Fuß Durchmesser. So lange die oben bemerkten Thatsachen noch nicht erhärtet und die sehr allgemein verbreitete Meinung von noch gegenwärtig thätigen Mondsvulkanen nicht beseitigt war, hatte eine solche Ansicht Manches für sich; gegenwärtig dürfte sich kaum noch ein Vertheidiger für sie finden. — Die alljährlich sich wiederholende Bestätigung der Periodicität des November-Phänomens führte bald darauf, noch andere Sternschnuppentage zu beobachten und Quetelet ist der erste, der die nicht minder frequenten August-Phänomene gleichfalls als periodisch erkannte. Auch der April, October und December scheinen solche meteorische Tage zu enthalten; doch fehlt es darüber noch an hinreichend sichern Daten zur Vergleichung. Die November- und August-Meteore sind dagegen auf mehreren Sternwarten Europas und Amerikas anhaltend beobachtet worden und Breslau war darin vorzüglich thätig und glücklich. Erman machte den Versuch, aus seinen in Berlin über die Augustmeteore 1839 angestellten Beobachtungen, unter gewissen Voraussetzungen über die Geschwindigkeit der Bewegung — die sehr schwer durch die Beobachtung zu ermitteln ist — die Bahn herzuleiten, in welcher sich diese Körper um die Sonne bewegen, wobey er annimmt, daß diese Sternschnuppen ihre ganze Bahn fortwährend erfüllen und sie einen continuirlichen elliptischen Stern um die Sonne beschreiben. So erklärt es sich, daß die Erde jedesmal, wenn sie den Knotenpunkt ihrer eignen und der Sternschnuppenbahn wieder erreicht, auch stets an diesem Punkte Meteore antrifft, die dem gleichen Strome angehören. Boguslawsky dagegen geht von einer andern Voraussetzung aus: er nimmt an, daß die Umlaufszeit eines Sternschnuppenhaufens (nicht -ringes) um die Sonne ganz oder sehr nahe dem Erdjahre gleich sey. — Uns erscheint Erman's Ansicht als die wahrscheinlichere und den Kepler'schen Gesetzen angemessenere. Ein Schwarm von mehreren hunderttausend Meilen Mächtigkeit (die aus der Dauer des Phänomens, 2 bis 3 Nächte, geschlossen werden muß) und bestehend aus isolirten einzelnen Körpern

von so höchst geringem Volum, kann nicht wohl in allen seinen Gliedern die ganz gleiche Umlaufszeit um die Sonne haben; alsdann aber muß aus dem Haufen, gesetzt daß es anfangs ein solcher gewesen wäre, nach einer Reihe von Umläufen sich ein in allen Theilen mit Meteoren erfüllter Ring bilden.

Höchst dankenswerth sind Boguslawsky's Untersuchungen über die Sternschnuppenschwärme früherer Jahrhunderte, wo sie unter sehr verschiedenen Namen als Feuerregen und dgl. vorkommen. Sie können uns mit der Zeit über die periodischen Veränderungen des Knotenpunkts dieser Bahnen mit der Bahn unsrer Erde belehren.

Erman hat im Jahre 1840 den Versuch gemacht, die in der Mitte des Februar und Mai Statt findende Depression der Temperatur dadurch zu erklären, daß die August- und November-Meteore alsdann durch ihren zweyten Knotenpunkt mit der Erdbahn gehen, aber nicht am Orte der Erde, sondern zwischen Erde und Sonne hindurch. Diese Hypothese hat zwar die Uebereinstimmung der Periode — falls jene Temperaturdifferenz sich nachweisen läßt — für sich, unterliegt aber sonst manchem Bedenken. Die Sternschnuppen scheinen trotz ihrer bedeutenden Anzahl doch der Gesammtmasse nach zu unbedeutend, ein solches Resultat zu bewirken, was sich übrigens zunächst in einer Verminderung des Sonnenlichts, die noch Niemand um diese Zeit wahrgenommen, aussprechen müßte. Uebrigens steht noch keineswegs fest, daß jene Temperaturdepression im Februar und Mai, die für einzelne Erdgegenden (z. B. einen großen Theil Mitteleuropas) unläugbar vorhanden ist, die ganze Erde treffe, was doch nothwendig angenommen werden müßte, wenn ein kosmischer Vorgang die Veranlassung eines meteorologischen Phänomens seyn sollte.

Sind die Sternschnuppen und Meteorsteine identisch? Die innere Wahrscheinlichkeit spricht dafür; die Thatsachen der Beobachtung lassen noch einigen Zweifeln Raum. Der Wunsch Bessels, daß es gelingen möchte, eine Sternschnuppe oder Feuerkugel auf unzweifelhafte Weise als Meteorstein zu finden, ist noch nicht in Erfüllung gegangen, was freylich keine Verwunderung erregen darf. Am Tage sieht man keine Sternschnuppen, und in der Nacht wird Niemand in Feld und Wald nach Meteorsteinen herumsuchen wollen. Nur anhaltende und möglichst genaue Beobachtung beyder Phänomene kann hier einmal zum Ziele führen.

So hat das Sonnensystem durch die Bemühungen der gegenwärtigen Generation an Zahl wie an Mannichfaltigkeit der Individuen beträchtlich gewonnen und wir sind mit ihrer Physiognomie im Einzelnen näher bekannt geworden. Aber der wichtigste Fortschritt liegt in der so bedeutend vorgeschrittenen Entwickelung der analytischen Ausdrücke, durch welche wir die innere Constitution des bewundernswürdigen Systems täglich tiefer erforschen und die Theorie ihrem Ziele, der Beobachtung vollständig zu entsprechen, immer näher rücken, so wie darin, daß jetzt der Anfang damit gemacht ist, das Sonnensystem als ein Glied der Fixsternwelt auf diese beziehen zu können. Wir meinen hiermit vorzugsweise Argelanders glücklichen Nachweis, daß das Sonnensystem eine an den Fixsternen wahrnehmbare gemeinschaftliche Eigenbewegung habe, so wie die Bemühungen mehrerer Astronomen um Erforschung der Fixsternparallaxen, die gleichfalls in dieser Periode zu einem ersten Gelingen geführt haben, so daß wir jetzt die Dimensionen und Bewegungen im Sonnensystem mit denen der Fixsternwelt einigermaßen vergleichen können, ein Ziel, wonach Jahrtausende strebten, ohne es zu erreichen. Mögen die nächsten Decennien eine noch reichere Ernte halten!

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846. Nr. 34.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. May.

Nro. 99. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 21. Februar las der functionirende Secretär mit Beziehung auf Niebuhrs Vorlesungen Bd. 1. S. 358, folgende Bemerkungen

Ueber die Anschuldigungen des Aemilius Scaurus bey Sallustius.

1.

Aus dem römischen Alterthume ist mancher Name mit zweydeutigem Rufe auf uns gekommen; mit so widersprechenden Zeugnissen vielleicht kein anderer wie Marcus Aemilius Scaurus. Glauben wir dem Geschichtschreiber Sallustius, so war Scaurus ein Mann, der zu Macht und Reichthum auf jedem Wege zu gelangen strebte, der aber seine Leidenschaften schlau zu verbergen wußte. Anfangs hatte vornehmlich er darauf gedrungen, daß Jugurtha für seine Unthaten bestraft würde; nachher ließ er mit Anderen von diesem sich bestechen und half ihm dafür eine Zeit lang durch; endlich, da eine Untersuchung gegen die der Bestechung Verdächtigen nicht abzuwenden war, entzog er sich der Verantwortung damit, daß er sich selbst mit zwey Anderen die Leitung dieser Untersuchung übertragen ließ. (Iug. 21. 31. 44.)

2.

Cicero, der des Scaurus oft gedenkt, erwähnt nicht nur diese Anschuldigungen nicht, sondern es findet sich bey ihm nicht Ein Zug, der ihnen einige Wahrscheinlichkeit geben könnte. Ueberall spricht er von dem Manne mit einer Hochachtung, ja Verehrung, die er ihm zuverläßig versagt hätte, wenn er nicht von der Reinheit seines Betragens überzeugt gewesen wäre. An einem Orte (de Orat. II. 70) giebt er zwar zu verstehen, Scaurus sey in dem Rufe gestanden, auf Vermehrung seines Vermögens durch Erbschaften etwas begehrlich auszugehen; wozu ihn das Andenken der bittern Armuth, in welcher er aufgewachsen war, getrieben haben mag. Aber von einer solchen Begehrlichkeit ist es unendlich weit bis zu einer Habsucht, die sich zu ihrer Befriedigung nicht scheut, die heiligsten Pflichten zu verletzen. Wer das verschuldet gehabt hätte, der wäre von dem Verfasser des Buches: de officiis, gewiß nicht ein Ehrenmann genannt worden. Man könnte dagegen einwenden, Cicero's Zeugniß sey nicht als vollgültig anzunehmen, da er in Urtheilen über hervorragende Männer seiner Zeit so unstet gewesen sey. Das war er aber in der That nicht; nur bequemte er sich oft, was er tadelnswerth in der Gegenwart fand, zu loben, nicht aus niedrigen Beweggründen, sondern um löbliche Zwecke zu erreichen; wie er, um Cäsar und Pompejus zu gewinnen, diesem zu lieb den Gabinius, jenem den Vatinius, die er selbst zuvor angeklagt hatte, mit schwerem Herzen vertheidigte. Ueber Verstorbene, wie Scaurus, hat sein Urtheil nicht gewankt und sind seine Aussprüche gleichstimmig, wie z. B. an denen über Marius und Sulla zu sehen ist.

3.

Ein anderer Zeuge für des Scaurus unbefleck-

ten Ruf iſt ein Dichter, der aber, wo er von der Vergangenheit ſpricht, das Anſehen des Geſchichtſchreibers verdient. Kein Zweifel, daß unter Scauros in der horaziſchen Ode I. 12 dieſer Scaurus allein gemeint ſey. Weder ſein ihm unähnlicher Sohn, noch der Aurelius Scaurus, der in dem cimbriſchen Kriege vorkommt, war ein ausgezeichneter Mann. Die Mehrzahl iſt hier von dem Dichter gebraucht wie von Virgil, Georg. 11. 169, Marios und Camillos für Marius und Camillus, die einzigen dieſes Namens, die großen Ruhm erlangten. Horaz ſtellt am gedachten Orte den Scaurus in Eine Reihe mit Cato, Regulus, Paulus, Fabricius, Curius und Camillus; Leuten, die ſich mehr noch durch die reinſte Vaterlandsliebe und die ſtrengſte Pflichterfüllung als durch Großthaten vor Anderen hervorgethan hatten; unter deren verehrte Namen einen nicht gleich berechtigten zu ſetzen ein ſo beſonnener Dichter nicht wagen konnte.

4.

Das ſpäteſte Zeugniß und vielleicht das ſtärkſte, weil ſein Gehalt durch die Zeit bewährt war, legt Tacitus ab, da er im Eingange des Agricola die eigene Lebensbeſchreibung des Scaurus ein Werk des Selbſtvertrauens nennt und beyfügt, ihre Glaubwürdigkeit ſey nicht angefochten worden. Mag nun Tacitus dieſe Lebensbeſchreibung, die ſchon in Cicero's ſpäterer Zeit (Brut. 29. 35) keine Leſer fand, gekannt haben oder nicht; bey der tiefen Kenntniß der römiſchen Litteratur, die er überall an den Tag legt, wären ihm erhebliche Einwürfe gegen ihre Glaubwürdigkeit gewiß nicht entgangen; und wären ſolche ihm bekannt geweſen, ſo würden ſie ihn abgehalten haben, jenes Zeugniß abzulegen. In der Lebensgeſchichte, die hiernach für glaubwürdig erkannt wurde, konnte die Erzählung von Scaurus' Verrichtungen in Africa nicht fehlen, mußte vielmehr einen bedeutenden Platz darin einnehmen. Ohne Zweifel war ſie nicht ohne Rückſicht auf ungünſtige Meynungen abgefaßt und ging auf Widerlegung derſelben ein.

5.

Auf die Erzählung des Salluſtius fällt ſchon darum eine große Unwahrſcheinlichkeit, daß nach ſeiner Angabe Scaurus einer der drey war, denen die Unterſuchung des Vergehens aufgetragen wurde, deſſen Mitſchuldiger er ſelbſt geweſen wäre. So groß auch damals ſchon ſein Anſehen und ſein Einfluß war, iſt doch nicht anzunehmen, daß ihm hätte gelingen können, ſich dieſes Auftrages zu bemächtigen, wenn ihn der Verdacht, Theilhaber des Vergehens zu ſeyn, getroffen hätte; zumal da die Volksgemeinde gegen die Vornehmen höchſt mißtrauiſch und erbittert war, er aber ſo feſthaltend an der Würde ſeines Standes, daß er ſich um Volksgunſt nicht bemühte.

6.

Die ganze Nachricht von der Beſtechung der nach Afrika abgeordneten Senatoren wird zweifelhaft durch das Urtheil, welches Cicero nicht bloß in einigen Reden, ſondern in ſeinem Buche von berühmten Rednern (c. 34) über den Ausgang der Unterſuchung fällt. Nach dieſem waren die Richter, von welchen jene Senatoren ſchuldig befunden wurden, keineswegs durch die Ueberzeugung von dem Vergehen derſelben, ſondern einzig durch den Haß geleitet, den die Angeklagten ſich durch ihr Verfahren gegen Cajus Gracchus und deſſen Anhang zugezogen hatten. Läßt man dieß gelten, ſo darf man auch die Vermuthung nicht abweiſen, die Anſchuldigung ſelbſt habe in eben dieſem Haſſe ihren Urſprung. Daß ſie bey der Volksgemeinde ſo leicht Eingang fand, erklärte ſich aus der Unbekanntſchaft mit den großen Schwierigkeiten eines Heerzuges in Afrika, in deren Folge der Unmuth über Jugurtha's glücklichen Widerſtand den Verdacht geheimer Verſtändniſſe mit dem Feinde begierig aufnahm.

7.

Als Salluſtius den jugurthiniſchen Krieg ſchrieb, waren ſchon mehr als ſechzig Jahre ſeit der Verurtheilung der angeklagten Senatoren verfloſſen. Gleichwohl dauerte ohne Zweifel die zwiefache Meynung, ſie ſeyen ſchuldig oder ſie ſeyen unſchuldig geweſen, fort, wie z. B. in England jetzt noch die Meynungen getheilt ſind, wer die Schuld trage, daß die Colonien in Nordamerika dem Mutterlande abgeſagt haben. Die herrſchende Anſicht war vermuth-

lich diejenige, für welche Salluſtius ſich entſchied, wogegen die den Angeklagten günſtige nur in engeren Kreiſen, wie Cicero's und ſeiner Freunde, das Uebergewicht gehabt haben mag. Woher aber die Anſchuldigungen des Scaurus, den Anklage und Verurtheilung nicht getroffen hatte? Ich vermuthe, aus den giftigen Reden eines Brutus, dem ſeine Zankſucht den Namen: accusator erworben hatte. Cic. pro Fontejo 13. „M. Aemilium Scaurum, summum nostrae civitatis virum, scimus accusatum a M. Bruto. Extant orationes, ex quibus intelligi potest, multa in illum ipsum Scaurum esse dicta: falso, quis negat? verum tamen ab inimico dicta et objecta.“

8.

Dem Anſehen des Geſchichtſchreibers wird durch dieſe Vermuthung nicht zu nahe getreten. Volle Unpartheylichkeit hat weder er noch je ein anderer behaupten können. Salluſtius hatte von der Geſchichte ſeiner und der zunächſt vorhergegangenen Zeit einen Eindruck empfangen, der ihn ungünſtig gegen die Großen ſtimmte. Ohne Vorſatz und Abſicht neigt ſich eine ſolche Stimmung dem als dem Wahrſcheinlicheren zu, was ſie am meiſten anſpricht. Politiſche und religiöſe Abneigungen ſind ungleich mächtiger als andere, den Wahrheitſinn, auch bey den Begabteſten und Aufrichtigſten, zu ſchwächen und ſie für Vorſtellungen empfänglich zu machen, die bey ganz unbefangener Betrachtung keinen Eingang finden könnten. Daraus, nicht aus Wirkungen der Vorliebe, ſind die größten Entſtellungen der Geſchichte hervorgegangen; weil die Ungunſt an dem Verborgenen und Zweifelhaften arbeitet, weßhalb ſie nicht ſo leicht, wie die mehr mit Offenbarem beſchäftigte Vorliebe, zurückzuweiſen iſt.

Hierauf wurde von Hrn. Profeſſor Dr. Höfler Ueber den Römerzug K. Heinrichs V. folgende Fortſetzung der in den Gel. Anzeigen Jahrg. 1845 Nr. 208 — 211 abgedruckten Abhandlung vorgelegt.

Die Hoffnung P. Paſchalis II. auf gütliche Beylegung der Zerwürfniſſe mit Heinrich V. ſchien aller ſeiner Bemühungen ungeachtet noch immer nicht der Erfüllung nahe kommen zu wollen. Die erſten Unterhandlungen mit den kaiſerlichen Geſandten hatten zu gar keinem Reſultate geführt*). Eine zweyte Geſandtſchaft, welche Heinrich im J. 1009 nach Rom zur Vermittlung des Friedens ſchickte, brachte eine bereitwillige Antwort von Seite des Papſtes mit, wolle Heinrich geloben, ein katholiſcher König, ein treuer Sohn und Vertheidiger der Kirche, ein Freund der Gerechtigkeit ſeyn. Deutlich geht aus allem dieſem hervor, daß der Papſt mit Abſicht es bey allgemeinen Erklärungen bewenden ließ, indem, um was es ſich eigentlich handelte, ja nicht erſt entſchieden werden mußte, ſondern durch eine Reihe von Concilienbeſchlüſſen und die Entſcheidungen ſeiner Vorgänger auf dem römiſchen Stuhle längſt aus einandergeſetzt war. Paſchal wartete bis ſich die Wildheit der Deutſchen gelegt haben würde. Statt dieſes von der Natur der Sache vorgeſchriebenen Benehmens wird aber beynahe ohne Unterſchied von den meiſten Geſchichtſchreibern ihm ein Plan zugeſchrieben, deſſen Ausführung eine allgemeine Umwälzung nach ſich gezogen hätte. Die nähere Auseinanderſetzung der Umſtände dürfte jedoch einen andern Zuſammenhang als denjenigen beweiſen, der gewöhnlich dargeſtellt wird. Wohl war der König, der an der Spitze von 30000 Rittern den Zug zur Kaiſerkrönung unternahm, nach den Verfügungen, welche er zur Sicherung ſeines Thrones in Deutſchland getroffen, im Stande ſolche Bedingungen vorzuſchreiben, wie ſie ihm beliebten. Den deutſchen Fürſten war jedoch, als er ſie zum

*) Infecto pro quo venerant negotio discesserunt. Ann. Saxo.

Römerzuge aufbot, gesagt worden, wie bereit er sey, alle kirchlichen Angelegenheiten nach dem Wunsche des Papstes zu ordnen*). Aber seinen Kanzler Adalbert ausgenommen, welcher die Unterhandlungen zu Chalons geleitet hatte, wußten nur die Wenigsten, was zwischen ihm und Paschal vorgefallen war. Da bey der thatsächlichen Weigerung Heinrichs, in das Investiturverbot einzugehen, keine Wahrscheinlichkeit vorhanden war, daß der Papst einen in offener Widersetzlichkeit verharrenden Fürsten zum Kaiser krönen werde, mußte Heinrich auf Mittel denken, entweder den Papst geradezu mit glatten Worten und Versprechungen zu bethören oder ihm eine Falle zu legen und indem er die Investitur Preis gab, noch Bedeutenderes zu gewinnen. Von ihm**), nicht von dem Papste, wie man gewöhnlich mit gänzlicher Verkennung der Verhältnisse darstellt, ist der berühmte Vorschlag ausgegangen, würde der Papst seine Zustimmung zur Rückgabe der Herzogthümer, Markgrafschaften, Herrschaften sammt Lehen, Münzen, Zöllen und Festungen von der Kirche an das Reich ertheilen, so wäre er selbst, der König, bereit, auf die Wahlen der Bischöfe, die Investitur und die Zehnten Verzicht zu leisten. Paschal II. konnte es zwar nicht gleichgültig seyn, wenn mit einem Male die Kirche in Deutschland ihre große politische Stellung verlieren und damit das Reich aus seiner eigenthümlichen Gestaltung einer halb geistlichen, halb weltlichen Republik herausgerissen, in eine geschlossene Monarchie verwandelt werden würde. Denn daß diese Absicht zuletzt das Geheimniß, der Endzweck der ganzen Politik Heinrichs sey, wird wohl so wenig in Zweifel gezogen werden können, als daß, selbst wenn er die heimgefallenen Lehen an andere vergeben mußte*), dadurch die ganze Zukunft Deutschlands eine andere — ob bessere ist die Frage — geworden wäre. Der große Zwiespalt des Jahrhunderts war noch immer ungesühnt, die Aufgabe, die Paschal sich gestellt, ihm seine Vorgänger überlassen hatten, unerfüllt. Heinrich konnte mit Sicherheit annehmen, der Papst werde, wenn nur die Kirchengesetze gerettet würden, auch das Aeußerste thun, und wenn sich der Knoten nicht lösen lasse, selbst die Hand dazu bieten, ihn zu durchhauen. Nichts müsse ihm ja so sehr am Herzen liegen, als die Schlichtung der kirchlichen Frage, die Beendigung des Investitur-Streites, die Herstellung des Friedens auf feste Grundlagen hin. Dann stand ja auch einer größeren Theilnahme der Deutschen an den allgemeinen Angelegenheiten der Christenheit im Oriente nichts mehr im Wege, wenn der Grund 50jähriger Fehden der Deutschen beseitigt worden war. Ob der König nach den Verhältnissen seines Reiches dieses oder jenes Mittel dazu am geeignetsten fand, konnte er mit seinen Fürsten bestimmen, deren Einwilligung er hiezu nöthig hatte. Daß die deutsche Nation das Investiturverbot nicht annehmen werde, lag bereits im J. 1107 klar da**); aber auch nicht minder, daß der Papst um der Deutschen willen eine allgemeine Bestimmung nicht zurücknehmen oder ändern könne. Wollte nun Heinrich die Kaiserkrone, so mußte er einen Ausweg treffen, der unbeschadet des Investiturrechtes den Papst in den Stand setzte, ihm die Krönung zu ertheilen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ann. Saxo.

**) Die schlagende Stelle, welche beweist, daß die Initiative von Heinrich ausgegangen sey, ist in dem Syntagma des wohlunterrichteten Gerochus, dessen Worte wahrlich nicht anders zu deuten sind, enthalten; Gretf. IV. p. 256, A. Dixit namque et scripsit (Imperator) ad electionis episcopalis concedendam libertatem, ad investituras etiam resignandas, ad decimas quoque remittendas ecclesiis paratum se esse, si quidem dominus Apostolicus omnia regalia, videlicet ducatus, marchias, comitatus, dominia cum beneficiis, monetas, teloneas, munitiones per universum regnum suum imperio reddere voluisset.

*) Ob er es gethan hätte, wäre immer noch die Frage gewesen.

**) Vrglch. Chr. Ursperg. ad 1107.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 35.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. May.

Nro. 100. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 21. Februar wurde von Hrn. Professor Dr. Höfler

Ueber den Römerzug K. Heinrichs V.

folgende Fortsetzung der in den Gel. Anzeigen Jahrg. 1845 Nr. 208 — 211 abgedruckten Abhandlung vorgelegt.

(Fortsetzung.)

Dem Papste lag nur daran, daß er canonisch sey. Allein gerade in dieser Beziehung täuschte Heinrich V. den Papst und die deutschen Fürsten. Von den einen konnte er hoffen durch Ueberraschung und mit Hülfe des päpstlichen Ansehens ihre Zustimmung zu gewinnen. Wurde aber die Opposition der Ueberraschten und dann Enttäuschten zu groß, so stand ihm dem Papste gegenüber dann erst die Ausrede offen, die Fürsten gestatteten ihm nicht sein Wort zu halten. Bis aber Paschal sich enttäuschte, hatte Heinrich V. jedenfalls festen Fuß in Rom gewonnen, und die Kaiserkrönung erlangt. Dann aber war ihm die Belehnung der Bischöfe mit Ring und Stab und damit die Simonie faktisch zugegeben, da er den Preis, um welchen er hierauf verzichtet hatte, seinerseits wohl entrichten wollte, und nur durch äußere Umstände, welche von seiner Absicht unabhängig zu seyn schienen, abgehalten wurde. Er erlangte also jedenfalls eine Stellung, wie er sie sich nur wünschen konnte. Zugleich hatte er es dem Papste unmöglich gemacht, eine Partey unter den Deutschen wider ihn zu gewinnen. Unter den geistlichen Fürsten nicht, weil Paschal als im Einverständnisse mit Heinrich wider sie erschien, unter den weltlichen aber ohnehin nicht, da es ihnen dünken mußte, Paschal habe von Heinrich das Unmögliche gefordert. Man kann nicht anders sagen, als der Plan war vortrefflich angelegt; menschlicher Berechnung nach mußte er gelingen und alles, was in 40 Jahrn die Kirche gewonnen, was Heinrich IV. vergeblich durch Gegensynoden, Gegenpäpste und offenen Kampf zu erreichen gestrebt hatte, was ihm Thron und Leben gekostet, erlangte jetzt sein listenreicher Sohn, der schlaueste Fürst, den die deutsche Geschichte kennt, den Sicilianer Friedrich II. ausgenommen, ohne diese Mittel, mit Zustimmung des Papstes, durch eine bloße Intrigue.

Während die Deutschen sich rüsteten, hielt Paschal ein Concilium im Lateran, welches die Investiturverbote der Synode von Troyes erneuerte, die Sorge für alle geistlichen Angelegenheiten den Bischöfen zuwies, die Geistlichen, welche sich der kirchlichen Anordnung der Weltlichen unterwürfen, der Excommunication, die Weltlichen, welche sich solche Anordnungen erlaubten, dem Sacrilegium verfallen erklärte. Auch dieses beweist, wie der Papst sich nur auf dem kirchlichen Standpunkte hielt und durch Aussprechung allgemeiner Grundsätze die Linie zu ziehen suchte, welche ihm Pflicht und Gewissen vorschrieben und die er selbst nicht zu überschreiten wagen durfte. Diesem gemäß verlangten dann auch seine Gesandten, als Heinrich mit dem Heere nach

Sutri gekommen war, die Freyheit der Kirche durch Aufhebung der Investitur, wogegen sich Paschal für einverstanden erklärte, in den Vorschlag des Königs in Betreff der Rückgabe der Regalien einzugehen. Der König ertheilte zu dieser Bedingung für die Kaiserkrone seine Zustimmung; stellte aber dagegen das Verlangen, es solle dieser Tausch zu größerer Befestigung durch Uebereinstimmung der ganzen Kirche und der Reichsfürsten erhärtet werden. Die päpstlichen Gesandten gingen ihrer Seits auf diese Forderung ein, obwohl es deutscher Seits für unmöglich gehalten wurde*), sie zu erfüllen. Für die Aufrechthaltung des Friedens wurden Geiseln genommen und empfangen, von dem Könige der Frieden auf übliche Weise beschworen und dann ging der Zug nach Rom und der St. Peterskirche zu.

Sechs und sechzig Jahre waren es, seit Heinrichs Großvater in Sutri eingetroffen, seit Gregor VI. seine Abdankung freywillig gegeben, und der designirte Kaiser zum allgemeinen Jubel des nach Reform sehnsüchtigen Theiles der Christenheit mit der Erhebung Clemens II. den Anfang einer neuen Epoche begründet hatte. 38 Jahre später war Heinrichs III. unwürdiger Sohn mit einem andern Clemens III. nach Rom gedrungen, hatte von diesem die Krönung empfangen, diesen als Pseudopapst eingesetzt und damit selbst das Andenken jenes trefflichen Mannes befleckt, den sein Vater mit Antorisation der Römer eingesetzt hatte und der von nun an in so vielen Chronisten des Mittelalters selbst als Eindringling erscheint. Während jetzt Heinrichs IV. gleichartiger Sohn mit dem deutschen Heere nach Rom eilte, und der Papst mit dem Clerus ihm den glänzendsten Empfang bereitete, wurde unter den Deutschen das Geheimniß der Unterhandlungen des Kaisers mit dem Papste ruchbar. Schrecken über den Verlust so bedeutender Macht und Einkünfte, dann Zorn über die Beraubung der Kirchen bemächtigte sich der Einen, der Geistlichen; der weltlichen Fürsten nicht minder die Furcht alles zu verlieren, was sie von den Kirchen zu Lehen empfangen und vielfach ein Hauptgrund ihrer Macht, die Ursache ihrer weltlichen Größe war. Ehe sie noch zu einem Entschluße kamen, waren sie aber vor der Apostelkirche angekommen und verdrängte der feyerliche Empfang für den Augenblick jedwede Mißstimmung und Besorgniß. Als aber der Papst mit dem Könige, die Cardinäle, Bischöfe und Fürsten auf den im Kreise herumgestellten Stühlen der Sitte gemäß Platz genommen und während ein Kreis von Bewaffneten die Versammlung umgab, die Bedingungen des Friedens und der Eintracht zwischen den beyden obersten Gewalten der Christenheit besprochen wurden, änderte sich bald die friedliche Scene. Zuerst wurde ein Schreiben des Königs an Paschal vorgelegt und nachdem es der Papst für das rechte erkannt, vorgelesen: es enthielt die Versprechungen des Kaisers über den Frieden mit der Kirche*). Er gelobte, am Tage seiner Krönung alle Investitur aller Kirchen vor dem Clerus und Volke in die Hände des Papstes niederzulegen, und, wenn der Papst gethan haben würde, wie in einem andern Diplome enthalten sey, werde er schwören, sich nie mehr weiter in Investituren einzulassen und alle Kirchen mit allen Opfern und Besitzungen, die nicht zum Reiche gehörten, frey zu lassen, ebenso auch die Völker des Eides zu entbinden, den sie gegen die Bischöfe geleistet hatten. Das übrige enthielt den üblichen Schwur zur Bekräftigung des päpstlichen Besitzes des Kirchenstaats, der Unverletzlichkeit der Person des Papstes, die Entlassung der Geiseln am Krönungstage, wenn er der Engelsbrücke überschritten hätte. War durch den Eingang des Schreibens Furcht und Staunen der Anwesenden schon gewaltig rege geworden, so stieg dieses auf den höchsten Grad, als, nachdem die Eidesleistung der in die Unterhandlung eingeweihten Deutschen vorgelesen, der

*) Quod tamen vix aut nullo fieri posse credebatur. Ekkechard S. 244. Schon dieses dürfte beweisen, daß Heinrich sehr wohl wußte, daß sein Anerbieten eine Unmöglichkeit in sich schließe, er also kühn seine Forderung zu stellen vermöge, indem was er dann darnach erlangte, reiner Gewinn ohne allen Verlust sey.

*) Auch dieses beweist, daß die Initiative von Seiten des Reiches und nicht von Seiten des Papstes ausgegangen war.

Brief des Papstes entfaltet wurde. Als ihn Heinrich als den ächten anerkannte, wurde er vorgelesen. In ihm gelobte Paschal, wenn der König seine Versprechungen halten würde, den bey der Krönung anwesenden Bischöfen zu befehlen, alle Regalien dem Könige und dem Reiche zurückzugeben, welche in den Tagen Karls, Ludwigs, Heinrichs und der übrigen Vorgänger Heinrichs zu dem Reiche gehörten. Es solle mit dem Anatheme belegt werden, wenn irgend einer der Anwesenden, Abwesenden oder ihrer Nachfolger diese Regalien wieder zu erlangen strebe oder seine eigenen Nachfolger den König deßhalb behelligen würden. Die weiteren Verpflichtungen bezogen sich auf die Kaiserkrönung, zu welchen sich auch der König nachträglich verstanden.

Dadurch sollte der Kampf, der in den Tagen P. Gregors wüthete, für alle Zeiten zu Ende kommen. Offenbar hatte der Papst hiebey von 2 Uebeln das kleinere gewählt und einen ärmeren aber freyen und nicht mehr dem Reiche, sondern der Kirche allein unterworfenen, nur für sie und durch sie lebenden Clerus, einem mächtigen, einflußreichen, mit dem Königthume und allen Einrichtungen des Reiches auf das Innigste verschwisterten und verwebten, aber auch der Verweltlichung und dem Hasse und der Befehdung der Layen ausgesetzten, vorgezogen.

Niemand konnte sich verhehlen, daß die Krise für die gesammte Zukunft des Kaiserreichs eingetreten sey. Nicht blos Habsucht oder Herrschsucht, oder die Furcht irdischen Besitz zu verlieren, waren die Motive, welche sich bey der Berathung geltend machen konnten. Es handelte sich um Beybehaltung oder Verwerfung des ganzen Charakters, den das Reich bisher behauptet, um eine neue Geschichte, welche nothwendig ganz anders als bisher sich gestalten mußte, um Aufrechthaltung der von Karl dem G. gegründeten Ehe des Kaiserthums mit der Kirche, der von den Ottonen bewerkstelligten Verfassung des Reiches, in welcher die Wagschale durch die mit den Regalien ausgerüsteten Bischöfe festgehalten, der Entwicklung fürstlicher Gewalt auf Kosten des Königthums durch jene ein Gegengewicht gehalten wurde. Der höhere Clerus von dem Könige gänzlich unabhängig ja geradezu von der weltlichen Macht getrennt, hätte auch im deutschen Reiche bey dem trotzigen Charakter des Volkes (protervia Teutonicorum) den heilsamen Einfluß nicht mehr auszuüben vermocht, der für die religiöse und politische Bildung des Reiches nothwendig war. Er wäre der Gewaltthätigkeit der Weltlichen schutzlos preis gegeben worden und Zustände, welche in unsern Tagen nichts weniger als günstig wirken, wären dann durch die Omnipotenz des weltlichen Standes schon damals eingetreten, wo zu der Roheit der öffentlichen Zustände, welche die der neuen Zeit jedenfalls vielfach übertraf, unter Heinrich V. auch jene arglistigen Winkelzüge hinzukamen, die das politische Leben moderner Staaten bey allem äußeren Glanze oft so verächtlich machen.

Andererseits aber handelte der Papst im vollen Gefülle seiner Pflichten, wie den strengen Grundsätzen gemäß, die er zu Clugny eingesogen, wenn er dem deutschen Clerus die Gebote der apostolischen Canonen vorhielt, sich nicht mit weltlichen Sorgen zu befassen, und noch vor Gericht (ad comitatum) aus anderem Grunde als zur Verhütung des Unrechts zu erscheinen. „Im deutschen Reiche waren die Diener des Altars Diener des Hofes geworden, welche beständig den Gerichten beywohnen, ja selbst in den Krieg ziehen mußten. Dadurch war die unerträgliche Sitte entstanden, daß die erwählten Bischöfe nicht früher die Consecration empfingen, als bis sie aus der Hand des Königs die Investitur erhalten. Hieraus aber war die Verkehrtheit der simonistischen Häresie und die Ehrsucht manchmal bis zu dem Grade gediehen, daß die bischöflichen Sitze selbst ohne vorausgegangene Wahl eingenommen wurden. Bischöfe aber müssen frey von weltlichen Sorgen nur für ihre Untergebenen Sorge tragen, und dürfen nicht längere Zeit von ihren Kirchen entfernt seyn*)."

*) Paschalis II. privilegium primae conventionis. Pertz IV. S. 60. §. 29. 30. Es war jedoch dieses nur der motivirte Vorschlag des Papstes, der jetzt die Zustimmung der Betheiligten erhalten sollte.

Die Motive, welche der Papst anführte, den deutschen Bischöfen die wenigstens von seiner Seite stattgehabte Convention genehm zu machen, sind wenn auch bey andern Anlässen später wiederholt und endlich nach 700 Jahren mit Gewalt in Ausführung gebracht worden. Damals aber wurde auch noch von anderer Seite der Versuch gemacht, ähnlichen Grundsätzen eine praktische Geltung zu verschaffen und die Geistlichen auf das rein geistliche Gebiet zurückzuführen. Schon war durch den hl. Stephan das Hauptkloster der Cistercienser, Citeaux, zu jener Nüchternheit und Weltverachtung gebracht worden, die anfänglich Schrecken, dann Bewunderung, endlich eine fast unglaubliche Nacheiferung fand. Nur 2 Jahre noch und Bernhard, Sohn des edlen Herrn von Trentin trat mit seinen Brüdern und einer ganzen Schaar gleich gesinnter junger Männer von Adel 1113 in diesen Orden ein. Als aber 32 Jahre später dessen Schüler Eugenius Papst geworden waren, wußte der hohe Mann, welcher sein Zeitalter leitete und durch seine Rathschläge die Geistlichkeit beherrschte, dem Papste keine anderen Ermahnungen zu geben, als welche dem Wesen nach die Grundsätze enthielten, die jetzt Paschalis II. aussprach. Der Mann, welcher von den Seinigen verlangte, sie sollten bey dem Eintritte in das Kloster den weltlichen Körper außen lassen, indem an solchem Orte nur die Seelen aufgenommen würden, wies den Papst und die Bischöfe an, sich den weltlichen Geschäften zu entziehen und dem Seelenheile zu leben. Es sey unwürdig sich mit Gütern dieser Erde zu beschäftigen, das gehöre den Königen und Fürsten dieser Erde zu *). Alle die großen Kämpfe des zwölften Jahrhunderts, der Haß, den Arnold von Brescia der Kirchengüter wegen gegen den Clerus erregte, die systematischen Kämpfe Heinrichs II. von England und der Hohenstaufen wären weggefallen, hätte sich der deutsche Clerus entschließen können, sich auf die frommen Stiftungen zurückzuziehen und die Regalien dem Könige zurückzustellen. Eine Welt von Veränderungen knüpfte sich an diese Vorschläge an; wer vermag aber zu sagen, ob bey der großen Vermehrung der königlichen Macht, die hieraus erfolgt wäre, nicht noch wildere Scenen die deutsche Geschichte befleckt haben würde.

So viel war sicher, der Wendepunkt für die deutsche Geschichte war angebrochen. Ging der deutsche Clerus in die Stipulationen P. Paschalis ein oder verwarf er sie, das eine oder andere mußte die Zukunft Deutschlands entscheiden.

Diese erwähnten Gründe des Papstes fanden aber ungeachtet der von ihm wiederholt vorgebrachten Aussprüche der Apostel und Concilien bey den Betheiligten so wenig Anklang, daß die deutschen Bischöfe und Aebte geradezu erklärten, um diesen Preis wollten sie ihrem Könige die Kaiserkrone nicht erkaufen *). Deutsche wie italienische Prälaten widersprachen dem Papste geradezu, nannten den von dem Papste schriftlich vorgebrachten Vorschlag, dem dieser die friedliche Zustimmung zu verschaffen gehofft hatte **), eine offene Häresie und als der Kreis der Bewaffneten und der Geistlichen sich immer enger und enger um den Papst schloß, steigerten jetzt die Vertrauten des Königs die Verwirrung ***), indem sie erklärten, man sehe bereits, das Document könne nicht auf die gehörige Weise (auctoritate et justitia) †) bekräftigt werden; andere aber bedrohten die Widersprechenden mit dem Tode, wenn sie nicht zustimmen wollten, so daß Furcht und Haß, Zorn und Bestürzung die Anwesenden erfüllte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Bernardus de consideratione.

*) Syntagma. c. 22.

**) Heinrici encyclica. S. 70.

***) familiares regis dolos suos paulatim aperire coeperunt.

†) Pertz. S. 69.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 36.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. May.

Nro. 101. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 21. Februar wurde von Hrn. Professor Dr. Höfler

Ueber den Römerzug K. Heinrichs V. folgende Fortsetzung der in den Gel. Anzeigen Jahrg. 1845 Nr. 203 — 211 abgedruckten Abhandlung vorgelegt.

(Fortsetzung.)

Dem leidenschaftlichen Drängen und Toben gab endlich der Primas von Deutschland, Conrad, Erzbischof von Salzburg, Sprache, indem er geradezu erklärte, er wolle sich lieber niederhauen lassen, als in die Beraubung der deutschen Kirchen einwilligen. Und als auf dieses ein deutscher Ritter das Schwert über seinem Haupte schwang, ließ sich Conrad auch durch den Anblick des Todes nicht einschüchtern; der König hielt jedoch den zum Streite erhobenen Arm des Ritters auf, die bedeutsamen Worte hinzufügend: noch sey nicht Zeit dazu. Auch ohne Blutvergießen konnte der listenreiche König zu dem vorgesteckten Ziele gelangen. Mit jener Gewandtheit, welche in allen seinen Maßnahmen sichtbar ist, so lange Adalbert sein Kanzler war, hatte der König einerseits alle die üblichen Eide geleistet *), welche die Kaiser vor ihrer Krönung zu leisten pflegten, auch seine Fürsten schwören lassen, nicht an der Gefangennehmung, Entsetzung oder persönlichen Verfolgung des Papstes Antheil nehmen zu wollen. Anderseits hatte er auch gerade, während der Brief des Papstes den den Anwesenden so sehr gehässigen Vorschlag enthielt und er selbst nur um die Bekräftigung von dessen Inhalt auf die Investitur Verzicht leisten, damit den Frieden schließen wollte, allen Bischöfen, Aebten und allen Kirchen vor Gott und dem h. Petrus die vor der Kaiserkrönung übliche Zusicherung ertheilt, er wolle, was seine Vorgänger ertheilt oder auf irgend eine Weise Gott gegeben, auf keine Weise demselben wieder entziehen.

Als so Verantwortung und alles Gehässige der Sache auf den Papst allein gewälzt war, verlangte der König von diesem Erfüllung seines Versprechens. Bereits aber hatte die von den Anhängern des Königs künstlich genährte Verwirrung so arg überhand genommen, daß von der Krönung keine Rede mehr seyn konnte. Bereits waren er, all die Seinigen und selbst auch Petrus Leonis, der Präfect von Rom, der im Namen Paschals mit dem Könige unterhandelt hatte, gleich Gefangenen von Bewaffneten umgeben. Mit Mühe konnte der Papst das Amt halten. Nach Beendigung desselben blieb ihm nichts anderes übrig als von seinem Throne herabzusteigen und sich von Bewaffneten umgeben vor das Grab des h. Petrus zu setzen. Endlich als es darüber Nacht geworden war und somit der Schleyer der Dunkelheit den Römern verhüllte, was Heinrichs geheime Absicht war, wurde P. Paschal auf Befehl

*) Pertz S. 68. Z. 41.

des Königs mit den Kardinälen und einer großen Anzahl von Diakonen, Notaren und Layen gefangen hinweggeführt und somit aber auch schon am Abende der Eid gebrochen, den der König am Morgen für die Sicherheit des Papstes geschworen hatte. Streitigkeiten, welche zwischen den Römern und dem deutschen Heere bey dem Einzuge ausgebrochen waren, scheinen den Vorwand dazu gegeben zu haben. Die Gefangennehmung selbst fand aber auf den Rath des Kanzlers Adalbert, der bereits zum Erzbischofe von Mainz bestimmt war, und des Bischofs von Münster statt. Die Römer griffen zu den Waffen, um die Gefangenen zu befreyen, bewirkten aber nur den schnellen Abzug der Deutschen gegen den Soracte zu, wobey sie die Gefangenen zum Theil mit Stricken gebunden fortschleppten. Der Papst wurde mit zwey Kardinalbischöfen nach der Burg Trevico, die übrigen Kardinäle nach dem Krokodilschlosse gebracht und an zwey Monate im gefänglichen Gewahrsame gehalten. Von da aus ward auch der Krieg gegen die Römer geführt, zugleich aber auch ein Manifest erlassen, welches den Streit mit dem Papste von seinem Ursprunge an darlegen sollte und den Anlaß dazu dem Papste zuschrieb, welcher arglistig die Kirche und das Reich trennen und die Bischöfe auf die Zehnten und Opfer habe herabsetzen wollen.

Mit der Gefangennehmung des Papstes begann in dem großen Drama des ersten großen Streites des regnum und sacerdotium der letzte Akt, ein zehnjähriger neuer Kampf, der aus Italien sich nach Deutschland und Frankreich zog, nach einem scheinbar für Heinrich V. glänzenden Anfang mit der Niederlage des Kaisers im J. 1122 endigte.

Die wohlfeile Weisheit, daß das Schwert, welches den Knoten durchschnitten, ihn auch am besten löse, schien jetzt ihren Triumph zu feyern, bis an ihre Stelle die großartige Erfahrung trat, daß die Berufung an brutale Gewalt zur Schlichtung geistiger Kämpfe nur den selbst verwunde, der sich dieser unehrlichen Waffen bediene. Nach zweymonatlicher Gefangenschaft entschloß sich Paschal durch die Klagen der Gefangenen, die Gefahr eines Schisma und die Noth der Römer, wie die kniefälligen Bitten des Königs bewogen *), als Heinrich erklärt hatte, er verstehe unter Ertheilung der Investitur nur Belehnung mit den Regalien, zu einem Schritte, den er, hätte es sich um ihn allein gehandelt, nie gethan haben würde. Er gestattete dem Könige die Investitur mit Ring und Stab für die frey, ohne Simonie, aber mit seiner Zustimmung gewählten Bischöfe und Aebte, so daß die Gewählten nicht consecrirt werden durften, es habe sie denn der König investirt. Um aber Heinrich zu vermögen, das zu halten, was er versprochen, ließ der Papst in seinem Namen am Ponte Mamolo beschwören, den König wegen des Geschehenen nicht verfolgen, noch mit dem Anathema belegen zu wollen, ja selbst ihn zu krönen und zur Ausübung des König- und des Kaiserthums zu verhelfen. In der Nacht des 12. Aprils 1111 wurde hierüber im deutschen Lager die berühmte Urkunde ausgefertigt, die unter dem Namen des Privilegiums P. Paschalis II. Anlaß zu so großen Streitigkeiten gab, bald aber mit dem Namen pravilegium belegt wurde, und ihrem Urheber Ursache des größten Kummers, ja selbst des frühen Todes wurde. Er hatte in vollster Ueberzeugung der unabweisbaren Nothwendigkeit seines Verfahrens gehandelt; selbst Otto von Bamberg fühlte sich bewogen, Paschals Schuldlosigkeit zu erklären. Die Ausdrücke freyer Wahl ohne Simonie und Gewalt, unter deren Voraussetzung und Bedingung die Investitur dem Kaiser zugestanden wurde, gewährten nicht bloß eine gewisse Sicherheit, sondern boten auch jeden Augenblick Anlaß dar, die Bewilligung zurückzunehmen, wenn sie die Freyheit der Kirche gefährdete und der Simonie Vorschub leistete, zu deren Unterdrückung ja das Investiturrecht erlassen worden war. Andererseits aber blieb wahr, daß der Papst eine Concession gemacht habe, welche nicht nur wider den Buchstaben der früheren Concilienbeschlüsse war, sondern auch die Kirche selbst der Gefahr Preis gab,

*) Rex ipse pedibus ejus humiliter profusus veniam postulat, obedientiam spondet, dummodo ei regia potestate jure antecessorum suorum catholicorum regum uti concedat. ann. Saxo. p. 627.

es möchte die bischöfliche Macht, weil die Consecration erst nach erlangter Investitur ertheilt wurde, als eine bloße Ceremonie angesehen, und damit die Würde und Freyheit des bischöflichen Amtes selbst aufs Aeußerste gefährdet werden.

Als nun Heinrich am 13. April zum Kaiser gekrönt *) und der Papst in Freyheit gesetzt worden war, trat eine Wendung der Dinge ein, welche sich gegen Papst und Kaiser zugleich kehrte, wie sie denn auch die natürliche Folge des langen Streites zwischen beyden und der Aufbietung dritter Gewalten war, die erst für sie gewesen, jetzt gegen sie eine unabhängige Stellung zu behaupten suchten.

Während Heinrich nach Deutschland zurückgekehrt mit päpstlicher Bewilligung seinen Vater kirchlich bestatten ließ, von dessen reumüthigem Ende in Rom Zeugniß abgelegt worden war, sein Kanzler Adalbert zur Belohnung von Verdiensten, die der Kaiser eben so hoch schätzen mochte, als sie zur Empfehlung für Nachfolge in der Würde des heil. Bonifacius zweydeutig erscheinen mußten, wurde der Inhalt des von P. Paschal errungenen Privilegiums auch in der übrigen christlichen Welt bekannt und kam die darüber entstandene Gährung zum schnellen und furchtbaren Ausbruch.

Die Cardinalbischöfe von Tusculum und Velletri, welche der Gefangenschaft entgangen waren, versammelten die Cardinäle und traten, obwohl selbst dadurch den Bestimmungen der Canonen entgegentretend, mit Schärfe wider den Papst auf. Der Legat Kuno, Erzbischof von Präneste, ein geborner Graf von Urach und Neffe (pronepos) des Bischof Otto von Bamberg, damals auf einer Mission nach Jerusalem begriffen, hatte kaum von den Vorgängen zu Rom Kunde erhalten, so versammelte er ein Concil zu Jerusalem und belegte daselbst Heinrich als des Sacrilegiums und der Impietät schuldig mit dem Anathem. Der Bischof Bruno von Signi, Abt von Monte Cassino, der das Leben Leo's IX. geschrieben und die Kämpfe Heinrichs IV. bestanden, stellte sich voll Eifer gegen Simonie und Investitur nicht nur denen entgegen, die mit dem Papste die Gefangenschaft erduldet hatten, und auf deren Rath Paschal das sogenannte Privilegium erlassen, sondern fühlte sich auch berechtigt, dem Papste nicht unzweydeutig selbst den Vorwurf der Häresie zu machen. Anderseits fand sich in Deutschland der Erzbischof Conrad von Salzburg, der schon auf dem Reichstage zu Mainz von dem Kaiser gleich einem Gefangenen gehalten worden war, bewogen, sich aus seinem Erzbisthume hinweg zur Großgräfin Mathilde nach Italien zu flüchten. Heinrich mußte schon sehr bald bedauern, durch sein Benehmen eine neue Opposition der Reichsfürsten hervorgerufen zu haben. Da die Gährung immer höher stieg und durch Paschal's Erklärung an die beyden Häupter der kirchlichen Opposition, er wolle, was er selbst nur aus Sorge für andere gethan habe, gut machen, kaum vermindert werden konnte, so kam endlich Ende März des Jahres 1112 die lateranensische Synode zu Stande, der mehr als hundert Bischöfe, zum Theile aus Deutschland, Spanien und Frankreich bewohnten. In der letzten Sitzung widerrief Paschal das dem Könige ertheilte Privilegium, ohne jedoch sich selbst von dem Eide zu entbinden, den König nicht mit dem Anatheme belegen zu wollen. Das ganze Concil verwarf einstimmig den Grundsatz, daß kein vom Clerus und Volke Erwählter vor Empfang der Investitur consecrirt werden sollte.

Schon hiebey war der Cardinal Cuno besonders thätig, das Concil zum Banne des Kaisers zu bewegen, den er selbst im Oriente bereits wiederholt verhängt hatte und zu dessen Verkündigung er selbst jetzt die Reise durch den Occident begann. Es war von besonderer Wichtigkeit, daß gerade ein Deutscher sich berufen fühlte, den Kaiser wegen des Unrechts an dem römischen Stuhle zur Rechenschaft zu ziehen und damit die deutsche Nation selbst von dem Flecken zu befreyen, den ihr in den Augen der übrigen Völker Heinrich zugefügt. Bald sollte es ihm nicht an Nacheiferern und Genossen fehlen. Auf Aufforderung des Papstes hatte, um die Investitur, die Gefangennahme Paschals und die Angelegenheiten des Privilegiums zu besprechen, auch der päpstliche

*) portis omnibus Romanae urbis ne quis civium ad eum accederet observatis. Pertz p. 73.

Legat Guido, Erzbischof von Vienne, an diesem Orte ein Concil versammelt (16. Sept. 1112). Von allen Prälaten jener Zeit kam wohl keiner an Ansehen diesem gleich, war keiner durch Geburt und Familienverbindung mehr im Stande, die Sache der Kirche zu fördern und ihr größeren Nachdruck zu verleihen als dieser. Sohn des Grafen Wilhelm des Großen von Oberburgund stammte er von mütterlicher Seite von Gerberga, Tochter des K. Heinrichs I., des Finklers, ab. Seine Großmutter war aus dem normännischen Herzogshause, eine seiner Schwestern, Gisela, mit dem Grafen Humbert von Maurienne verheirathet, war Mutter der Gemahlin K. Ludwigs VI. von Frankreich. Die andere, Clementia, heirathete den Grafen Robert von Flandern, der nach dem Zuge nach Jerusalem mit Hinterlassung eines Sohnes Balduin erst unlängst (1111) gestorben war. Durch Heinrichs V. Großmutter, Agnes, die Gemahlin Heinrichs III., war er auch mit dem Kaiser verwandt, der ihn wie den Grafen Reginold von Niederburgund seinen Blutsverwandten nannte; sein Bruder Stephan war Graf von Burgund. Er selbst 1088 Erzbischof von Vienne, durch Paschalis II. Cardinal, war bey weitem der angesehenste Mann unter dem nicht italischen Clerus. Der Beschluß, den er faßte, konnte einen entscheidenden Ausschlag geben.

Die Blüthe des französischen Clerus mit den hochgefeyerten Bischöfen Hugo von Grenoble, Godfried von Amiens und was von kaum minderer Bedeutung war, Guido, Abt des in unbefleckter Blüthe befindlichen Ordens der Karthäuser, verwarfen jetzt „die Haresie des Privilegiums P. Paschalis," belegten den deutschen Kaiser, obgleich Blutsverwandten des Erzbischofs von Vienne, mit dem Anathem. Ein anderes zu Ansé von dem Erzbischof von Lyon veranstaltet, schien diesem Beyspiele folgen zu wollen. Guido schrieb selbst an Paschal, benachrichtigte ihn von den Beschlüssen des Concils zu Vienne, forderte ihn auf, dieselben zu bestätigen und von jeder Gemeinschaft mit dem gebannten Kaiser abzulassen. Wenn nicht, so sey er es, der die versammelten Bischöfe von Unterwerfung und Gehorsam entferne *).

Das Benehmen Paschals bey diesem gegen ihn gerichteten Eifer, der doch selbst bereit gewesen, sein Leben für die Aufrechthaltung der Kirche zum Opfer zu bringen, war ein höchst würdiges. Von den Cardinälen der Preisgebung der Kirche, ja beynahe der Häresie beschuldigt, von dem Kaiser hintergangen, persönlich gebeugt durch Zugeständnisse, welche seiner Ueberzeugung fremd waren, und von Schmerz zerrissen, daß ein so löblich begonnenes Pontificat eine so klägliche Wendung nahm, beschloß der Papst, entweder den Nachtheil wieder gut zu machen, welchen die Kirche durch das Privilegium erlitten, oder seine Tage als Einsiedler auf der Insel Ponza zu beschließen. Der Bischof Gerard von Angouleme, welcher zu dem lateranensischen Concil gekommen war und daselbst den Ausweg vorgeschlagen hatte, den Kaiser nicht zu excommuniciren, wohl aber die Investiturbewilligung zurückzunehmen, war, als das Concil beygestimmt, beauftragt worden, die Verwerfung des Privilegiums öffentlich zu verkündigen. Ihn sandte jetzt der Papst mit dem Cardinal Diniacus **) an den Kaiser ab, bey welchem er bereits in mehreren Briefen ***) über die gewaltsame Zurückhaltung der Geiseln, die Unterdrückung der Kirche und die Belästigungen geklagt hatte, die er wegen seines Vertrages mit ihm in seiner nächsten Nähe zu dulden habe.

(Fortsetzung folgt.)

*) quia nos a vestra subjectione et obedientia repellitis. Ben Mansi XXI. p. 16.

**) Hist. Pontificum et comitum engolismensium.

***) Cod. Udalricin. 266 — 272.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 37.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. May.

Nro. 102. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 21. Februar wurde von Hrn. Professor Dr. Höfler

Ueber den Römerzug K. Heinrichs V. folgende Fortsetzung der in den Gel. Anzeigen Jahrg. 1845 Nr. 208 — 211 abgedruckten Abhandlung vorgelegt.

(Fortsetzung.)

Weit entfernt aber, daß der Bischof die Zurückgabe der Investitur erlangt hätte, brachte vielmehr die Erklärung der Absicht des Concils, gegen den Kaiser im Weigerungsfalle einzuschreiten, einen solchen Unmuth hervor, daß Gerard selbst mit dem Tode bedroht wurde. Dennoch blieb aber Paschal mit dem Kaiser noch in Briefwechsel, ja verwendete sich später (Anfang 1113) selbst für Adalbert von Mainz, als dieser in des Kaisers Ungnade gefallen war, immer zum Frieden redend und sich bemühend, den Kaiser zur Gerechtigkeit zu stimmen. Allein in Mitte allgemeiner Bewegung Ruhe zu erhalten war schon schwierig, wenn das Recht gänzlich auf seiner Seite gewesen wäre; geradezu unmöglich wurde es, als, wie zu erwarten war, alle die strengeren Genossenschaften, die in der Entwicklung des Kirchenstreites entstanden waren, die Karthäuser in Frankreich, die von Leo IX. wieder ins Leben gerufenen Mönche von Hirsau sich wider die Investitur erklärten, Heinrich V. von den ihm ertheilten Ausnahmsrechten den übelsten Gebrauch machte *), und befürchtet werden mußte, es möchten nach dem Vorbilde des Abtes Bruno von Monte Cassino auch die Benediktiner wider Paschalis auftreten. Der Papst zwang ihn jedoch, auf seine Abtey Verzicht zu leisten **), da deren Regierung unverträglich mit seiner bischöflichen Würde war, und obwohl sein Nachfolger Gerardus aus dem Stamme der Marsischen Grafen Schüler des Abtes Desiderius (Victor's III.) war, so fand er sich doch nicht berufen, aus der Sphäre klösterlicher Thätigkeit herauszutreten. Dasselbe war damals auch von den Cluniacensern zu vermuthen, deren Vorstand Poncius erst im J. 1109 von dem Erzbischofe Guido von Vienne zum Abte und Nachfolger des heil. Hugo consecrirt worden war. Paschal war übrigens selbst Cluniacenser gewesen, was Stenzel 1. B. S. 647. Nr. 53. bey Beurtheilung der Stellung der Forscher zu den Hirsaupern übersehen zu haben scheint. 50 Jahre hatte dieser Hugo der einflußreichen Abtey, 1049 — 1119, vorgestanden und dem fränkischen Kaiserhause von Heinrich III. her so nahe befreundet seinem Kloster eine vermittelnde Stellung zwischen Kaiser und Papst verschafft, deren sich Heinrich V. zu bedienen gedachte, um mit Paschal ein Einverständniß herbeyzuführen ***). Von welcher

*) Siehe Epistola Friderici Colon. archiep. ad Ottonem B. Ep. im Cod. Udalr. n. 277.

**) Chronic. Monast. Casin. IV. c. 42. 43.

***) Siehe den Brief Heinrichs an Paschal. Cod. Udalr. a. 293, wo es übrigens offenbar Abbatem Clu-

Wichtigkeit es war, daß Abt Poncius, ein unruhiger Kopf, der sein Leben in einem Thurme eingesperrt endigte, noch durch die Ueberlieferungen seines besonnenen und großartigen Vorgängers gebunden und festgehalten war, so wie daß Paschal bey Monte Cassino entscheidend durchgriff, zeigte sich noch im J. 1112, als Alexius Comnenus, Kaiser von Ostrom, auf die Nachricht von der Gefangenschaft und Mißhandlung des Papstes eine Gesandtschaft nach Rom schickte und die Gesinnung der von Heinrich so schwer gekränkten Römer ausforschen ließ, ob sie geneigt waren, ihn oder seinen Sohn Johannes als Kaiser aufzunehmen, wenn sie sich um aus den Händen des Papstes die Kaiserkrone zu erlangen nach Rom begeben würden. Immer war Monte Cassino eines der reichhaltigsten Anknüpfungspunkte mit dem Oriente gewesen, und der oströmische Kaiser hatte deßhalb auch schon den Abt nach Durazzo beschieden, um ihn von da aus nach Rom zu geleiten. Paschal aber befand sich, als die Römer die Gesandtschaft mit einer andern und glänzenden erwiederten, in der Lage, wenn er wollte, gegen den abendländischen Kaiser eine Sprache zu führen, vor der sich Heinrich hätte beugen müssen; ja wenn er wollte, das Kaiserthum den Deutschen wieder zu entziehen, da sie vergessen zu haben schienen, daß es der römische Stuhl an sie gebracht hatte. Paschal seinem Eide treu und noch immer von Heinrich das Beste hoffend, widerstand einer so lockenden Versuchung, und als kurze Zeit später Erzbischof Guido ihn auf das eindringlichste aufforderte, die Beschlüsse des Concils von Vienne zu bekräftigen, hatte er die Mäßigung, dieß in Ausdrücken zu thun, welche von allen Leidenschaften ferne nur das Beste der Kirche bezweckten und das Vorgefallene nicht weiter berührten.

Als leisen, seine eigene Lage, wie die Stellung Guido's bezeichnenden Wink, fügte er aber noch die Worte hinzu, wenn das Haupt von einem Siechthume befallen sey, sey es an den Gliedern, gemeinschaftlich und mit äußerster Anstrengung zu arbeiten, daß die Krankheit wieder entfernt werde.

Diese freymüthige Demüthigung und der besonnene Ernst, welcher den Papst nie verließ, mußte ihm zuletzt die Achtung aller derjenigen unwiderstehlich verschaffen, welche das Talent besassen, sich in fremde Lagen zu finden und erst nach so sorgfältiger Prüfung zu entscheiden. So fühlte sich denn auch der Bischof Hildebert von Mans, ein Freund Beringers, der auch dessen Grabschrift verfaßt, gedrungen, dem Papste Lob zu spenden, weil er sich selbst Preis gegeben, seine eigene Seele eingesetzt, um die anderer zu retten. Er entschuldigte *), was andere anklagten, die Zögerung des Papstes mit Heinrich V. gänzlich zu brechen. Sein Wille, sich dem Urtheile des Clerus zu unterwerfen und dessen Beschlüsse anzunehmen, verdienten eher alles, als Verfolgung oder Tadel. Dieser müsse aufhören, wenn die Einheit mit Auflösung, die Liebe mit Verletzung, der Friede mit Störung bedroht seyen. Den Gehorsam, die Liebe und die Demuth, die der Papst gelehrt, habe er auch zuerst geübt; da gezieme sich schweigend seine Gewissenhaftigkeit zu verehren, nicht aber sie, ohne sie zu kennen, anzuklagen. Es war jene Gefahr vorhanden, daß die Verwirrung, die am Ende des vierzehnten Jahrhunderts die Kirche so gräulich heimsuchte, schon jetzt ausbreche. Allein es lag noch keine avignonesische Zeit vor, sondern es verlangte vielmehr das große Beyspiel der vorhergegangenen drangsalvollen Zeiten die strenge Zusammenhaltung aller Regierungsgewalten in der Kirche, wie dieses unter den letzten Päpsten geschehen war, und jene Nachfolge in Zucht und Ehrbarkeit, Strenge und Erhebung, mit der die deutschen Päpste vorausgegangen waren. Daher kam es, daß Ivo, Bischof von Chartres, die größte canonistische Autorität jener Tage, jetzt entschieden für das Oberhaupt der Kirche Parthey nahm. Paschal hatte ihm das Vorgefallene mitgetheilt. Ivo aber nahm keinen Anstand, es für Schisma zu erklären, wenn man die Investitur durch Laien vertheidigen wolle. Solches solle sich aber nicht auf den Papst beziehen, dessen Schwächen **) eher zu bedecken, als zu enthüllen seyen. Durch

niacensem — tuae paternitati direxerimus st. dixerimus heißen muß.

*) Siehe Mansi XXI. p. 44. Er befand sich damals in Italien.

**) verenda.

freundliche und liebreiche Briefe müsse er aufgefordert werden, sich selbst zu richten oder seine That zurückzunehmen. Geschehe dieses, dann habe man Gott zu danken und die ganze Kirche sich zu freuen; wenn nicht, so stehe es Niemanden zu, über den Papst zu Gericht zu sitzen. Wo menschliche Urtheile nicht ausreichten, müsse man die Barmherzigkeit Gottes walten lassen *). Würde dieser Standpunkt in allen den Fällen vorgeherrscht haben, wo die Glieder sich vom Haupte zu trennen begannen, großes Unheil wäre verhütet worden und die Verantwortung der Einzelnen über das Elend der Zeiten wäre ungleich geringer. Jetzt entschied er und heilte die sonst tödtliche Wunde, die durch Heinrich V. der Kirche geschlagen worden wäre. Als der Erzbischof Johannes von Lyon zu gleichem Grunde, aus welchem die Synode von Vienne gehalten worden war, den Erzbischof von Sens, die Bischofe von Chartres, Paris, Orleans u. a. m. aufbot, so machten diese ihn aufmerksam, wie ein solches Benehmen uncanonisch sey und die Ordnung der Dinge in der Kirche zerstore. Was den Papst betreffe, so habe Petrus dreymal den Herrn verläugnet und sey doch Apostel geblieben. P. Marcellinus habe getäuscht den Göttern geopfert und sey, als er nach freyer Ueberzeugung handeln konnte, als Martyrer gestorben. Wenn Paschal noch immer nicht mit gebührender Strenge gegen Heinrich auftrete, so thue er dieses absichtlich nicht, um größere Uebel zu verhindern. Damit sey aber auch ihnen der Weg vorgezeichnet, den sie einzuschlagen hätten, so lange nicht eine offene Abweichung von der evangelischen Wahrheit stattfinde. Nicht der überschreite das Gesetz, welcher sich durch eine gewisse Nothwendigkeit dagegen verfehle, sondern der es mit Absicht angreife und sein Vergehen nicht erkennen wolle. Wie der Heiland selbst evangelische Gebote ermäßigt habe, sey es auch mit demjenigen geschehen, welches Häretiker bey ihrer Rückkehr zur Kirche von dem Priesterstande ausschlösse. Nun sey aber die Investitur noch keine Häresie. Wenn aber von allem demjenigen, was nicht durch das ewige Gesetz bestimmt ist, sondern nur für den Nutzen und nach der Schicklichkeit der Kirche bestimmt oder verboten sey, aus demselben Anlasse, durch den es entstanden sey, auch nachgegeben würde, so sey dieses nicht eine schädliche Uebertretung, sondern eine lobenswerthe und heilsame Dispensation. Diejenigen, welche dieses nicht gehörig auffaßten, urtheilten vorschnell ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Geister. Sollten Layen wirklich den Glauben haben, daß sie mit der Investitur ein Sacrament ertheilten, so müßte dieses als teuflische Anmaßung geradezu als häretisch angesehen werden. Dieses müsse so viel als möglich (salvo pacis vinculo) mit der Wurzel ausgerottet werden. Könne dieses ohne Schisma geschehen, solle es ohne Zögerung statt finden; wenn nicht, solle es mit gehöriger Protestation*) aufgeschoben und damit gezögert werden. Denn durch eine solche Anmassung von Seite der Layen geschehe ja dem Wesen des Sacraments doch kein Eintrag, da es immer bleibe, was es sey **).

Während so der Papst unerwartet Feinde wie Bundesgenossen fand, war die mit so vieler Gewalt und so großer Ueberschreitung des Rechtes errungene Kaiserkrönung nicht geeignet, Heinrichs hochfahrenden Sinn herabzustimmen; sondern nachdem sich selbst der Papst seiner Willkühr hatte fügen müssen, war das Schicksal der übrigen, welche auf ihren Rechten bestanden, vorauszusehen. Während die Sachsen zum Theile wegen des Orlamünder-Erbes gegen Heinrich unter Waffen traten, ward die immer drohender sich gestaltende Opposition gegen den Kaiser Anlaß, daß Erzbischof Adalbert eine Haltung annahm, die dem Kaiser so gefährlich schien, daß er ihn gefangen nach dem Schlosse Trifels abführen ließ. Nachdem Adalbert das Schicksal betroffen, das er selbst dem Papste bereitet, gelang es dem Kaiser, auch die Opposition der sächsischen und thüringischen Fürsten zu zersprengen, und Heinrich Sieger auf dem geistlichen wie auf dem weltlichen Gebiet feyerte nun seine Vermählung mit der 10jährigen Mathilde von England, zu der in blossen Füßen, in dürftigem Gewande, wie einst des Kaisers Vater zu Canossa,

*) Ivonis epistolae. Paris 1610. n. 233.

*) cum discreta reclamatione.

**) Ivonis epistolae. n. 236.

Herzog Lothar von Sachsen kam, Verzeihung von Heinrich zu erflehen. Jetzt war seiner Willkühr alles unterthan, er schaltete mit der Freyheit der Fürsten wie mit den Gütern der Kirche und deren Würden nach Interesse und Laune. Der königliche Hof verfügte über Bisthümer und Abteyen, wie in den Tagen Heinrichs IV. Alle Versprechungen, alle Eide waren vergessen, mit Füßen getreten. Die Häupter des Reiches, geistliche wie weltliche waren flüchtig oder im Kerker und was die eiserne Hand eines Wilhelm I. in England begründete, die ausgedehnteste Lehensverfassung, die alle Freyheit in Dienstbarkeit verkehrte, schien unter dem jungen, thätigen, gleich schlauen wie gewaltsamen Kaiser die unausbleibliche Zukunft Deutschlands zu seyn. — Da zog sich das Netz, das er selbst in Rom gewonnen, über seinem Haupte fest zusammen.

Aus der gewaffneten Opposition in Niederdeutschland war allmälig ein Bund geistlicher und weltlicher Stände zur Behauptung der Reichsfreyheiten geworden, der durch des Kaisers Stellung zur Kirche sich immer mehr in einen Kampf der kirchlich Gesinnten gegen den Verfolger der Kirche umgestaltete. Ehe noch die Schlacht vom Welfesholze (13. Febr. 1115) den künstlichen Bau des Despoten im Innern wankend gemacht hatte, sprach der Cardinallegat Cuno auch auf dem Concil zu Beauvais den Bann über den Kaiser aus. Offenbar war es der Plan des eifrigen Mannes, den wohl zugleich das Interesse der Kirche wie seines Vaterlandes zu so außerordentlicher Thätigkeit anspornte, den Kaiser von allen Seiten zu isoliren, dann in der eigenen Heimath ihn aufzusuchen und dort zur Aufgebung seiner destructiven Pläne zu zwingen. Was zu Beauvais geschehen, wiederholte Cuno am 28. März zu Rheims, am 19. April zu Cöln, welches, damals die bedeutendste Stadt des Reiches, bereits die Fahne des Aufstandes erhoben und auch zuerst die kaiserlichen Schaaren zurückgeschlagen hatte. Als Cuno dann in Chalons am 12. Juli dasselbe wiederholte, kam der Cardinal Dietrich von Ungarn nach Deutschland und es waren bereits noch weitere energische Schritte zu erwarten, als dieser auf der Reise nach Cöln starb. Unterdessen war aber Erzb. Adalbert nach 3jähriger Gefangenschaft durch einen Aufstand der Mainzer befreyt worden, und stellte sich nun an die Spitze der Opposition. In Cöln wo seine Consecration zum Erzbischofe von Mainz statt fand, wurde ungeachtet des schnellen Todes des Card. Dietrich der Bann über Heinrich ausgesprochen und als dieser den Bischof von Würzburg an die Versammlung von Bischöfen und Fürsten absandte, wurde derselbe nicht früher zugelassen, als bis er gelobt hatte, den Umgang mit dem gebannten Kaiser zu meiden. Als so der Boden unter seinen Füßen zu wanken begann, entschloß sich der Kaiser, einen neuen Zug nach Italien zu unternehmen, theils um die Erbschaft der am 24. Juli 1114 gestorbenen Großgräfin Mathilde zu ordnen, theils durch eine neue Vereinbarung mit dem Papste den Streit da zu seinen Gunsten zu ordnen, wo er angefangen hatte. Die Römer immer schwankend in ihren Entschlüssen hatten ihn eingeladen wieder nach Rom, zu ziehen und ihre Willfährigkeit mußte geschickten Unterhandlungen einen sichern Erfolg bereiten; bald sah sich Heinrich in dem Besitze von Rom und machte jetzt auf dem Capitole selbst das Recht der Investitur geltend. Allein der Papst hatte sich vor seiner Ankunft aus der Stadt entfernt und der Kaiser fand sich dadurch nicht nur in allen Unternehmungen gelähmt, sondern der Endzweck seines Zuges war dadurch gescheitert. Im May begab er sich nach Oberitalien, wo er bis zum J. 1115 verweilte; die Besatzung, welche er in Rom zurückgelassen hatte, wie die Verbindung, die er mit dem Grafen von Tusculum eingegangen, konnte nicht hindern, daß Paschal II. die Leostadt mit der St. Peterskirche wieder einnahm. —

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1846 Nr. 38.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. May.

Nro. 103. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Nachträglich wird hier noch die Rede mitgetheilt, mit welcher der z. Vorstand der Akademie, Herr Staatsrath Max Frhr. v. Freyberg die öffentliche Sitzung zur 87. Feyer des Stiftungstags eröffnete.

Wenn es die Aufgabe des einzelnen Mannes von Fache ist, in dem wissenschaftlichen Gebiete dessen Bearbeitung er sich zur Lebenspflicht gemacht, sich ehrenhaft hervorzuthun, so nimmt er durch sein Eintreten in einen Verein von der Natur des unsrigen die weitere Verpflichtung auf sich, zur Erfüllung des Berufes mitzuwirken, der einem solchen Vereine, seiner Stellung und Zusammensetzung nach, zu Theil geworden ist. Er gewinnt aber hiebey auch jene Hilfe und Erkräftigung für seine Thätigkeit, die bey der innigen Verwandtschaft aller geistigen Gebiete, das Zusammenwirken zu einem gemeinsamen höheren Zwecke zu gewähren nicht entstehen kann. Und nicht so fast in der erleichterten Uebersichtlichkeit der Forschungsergebnisse wird der Gewinn bestehen, der ihm zugeht, sondern wesentlicher, in der Erhöhung des Bewußtseyns von der Einheit der Gesammtaufgabe aller Wissenschaft überhaupt. Denn nicht blos in einer Erweiterung der Theorie, in einem Zusammentragen und Bekanntmachen der im Einzelnen gewonnenen Summen von Kenntnissen besteht die Aufgabe einer Akademie, sondern vielmehr in der Belebung jenes Geistes, der alles menschliche Wissen als ein seinem Ursprunge und Zwecke nach einheitliches durchdringen soll, und in der Signalisirung der Richtung, die die Forschung zu verfolgen hat. Und daher wird der Nutzen eines solchen Institutes weit über die nächste Aufgabe hinausgehend, sich in der Haltung, die es in die Forschung zu bringen hat, in der Ueberwachung ihres Fortschrittes, so wie in der Aufrechthaltung der wissenschaftlichen Klarheit, Ruhe und Würde überhaupt zu begründen haben. Indem eine Akademie über die gelösten Probleme, die einen wahren Zuwachs an Wissen enthalten, getreulich Buch führt — hat sie unter den weiter zu lösenden diejenigen zu bezeichnen, die sie für einen stetigen Fortschritt als die bedeutendsten erachtet. Nimmt sie in dieser Beziehung einen maaßgebenden Einfluß in Anspruch, so fürchtet sie um so weniger der Freyheit der geistigen Bewegung hiedurch hemmend in den Weg zu treten, als die Ausübung dieses Einflußes ja nur in der Anerkennung wahrer Fortschritte sich begründet, die stets nur Ergebnisse einer mit Weisheit gepaarten Freyheit des Geistes sind. Und wenn sie zugleich vorgreifend auf die Richtpunkte hinzuweisen sich berufen findet — welche sie für den weiteren Gang der Forschung als die vorzugsweise bestimmenden erachtet, so möchte sich dieser Beruf schon in ihrer Stellung, die einen so großen Horizont gewährt, und in dem einheitlichen Zusammenwirken ihrer Mitglieder, in welchen die mannigfaltigen Gebiete des Wissens sich in ihr repräsentirt zeigen, seine Rechtfertigung finden.

Einer solchen Aufgabe nachzukommen ist auch unser Institut in dem heute ablaufenden 87. Jahre

seines Wirkens fortwährend getreulich bemüht gewesen. Wenn auch das Maaß der Anfoderungen, bey der Fülle des Stoffes, der von so vielen Seiten zuströmt, sich immer höher stellt, so findet sich auch der Eifer durch den Anreitz, des anwachsenden Stoffes Meister zu bleiben, in gleichem Maaße gesteigert, und wenn einem solchen Eifer nun ein reicheres Maaß von Mitteln zugefördert wird, so kann schon Etwas gewagt werden. Es vermehrt sich die Summe der Arbeitskräfte, es vervielfacht sich der Verkehr, es beschleunigt sich der Austausch von Ansichten und Forschungsergebnissen, und die einzelnen zur Vertretung der Interessen der Wissenschaft reichlicher ausgestatteten Vereine treten aus ihrer Isolirung immer mehr heraus, um sich gegenseitig zur Förderung einheitlicher Gesammtzwecke zu erkräftigen. Daher sind wir denn auch in diesem letztverfloßenen Jahre und zwar mit dem besten Erfolge bestrebt gewesen, den eben bezeichneten schon länger eingeleiteten Verkehr mit den uns verwandten Instituten kräftigst zu beleben, neue Verbindungen einzugehen, uns bey allgemeinen wissenschaftlichen Unternehmungen zu betheiligen. Ich bezeichne von solchen Unternehmungen hier nur ein paar der bedeutendsten, welchen fortwährend unsere Thätigkeit zugewendet blieb. In der Absicht den Gang der Magnetnadel zu beobachten, um die Beziehung des Magnetismus zu einem innern Leben der Erde aufzufinden — um, wie es mein berühmter Vorgeher vor 6 Jahren an dieser Stelle bezeichnet hat, der stummen Sprache dieser Nadel zu lauschen, ob sie Räthsel der Vergangenheit und Zukunft andeute, ist bekanntlich durch Vereinigung mehrerer Staaten die Errichtung von Observatorien, die sich über einen großen Theil des Erdballes erstrecken, zu Stande gekommen. Diese, sich unausgesetzt von je 2 zu 2 Stunden wiederholenden Beobachtungen wurden auch auf unserer Sternwarte durch Herrn Conservator Lamont auf das Genaueste fortgesetzt. Eine andere Unternehmung von allgemeinem Interesse betrifft die wissenschaftliche Fixirung und Darstellung von Maaß- und Gewichts-Einheiten. Es ist den fortgesetzten Bemühungen unsers Conservators Steinheil gelungen, eine solche, mit der erreichbarsten mathematischen Schärfe bestimmte Einheit, und zwar in Bergkrystall darzustellen, wodurch das, was in Frankreich zu diesem Zwecke in Platina versucht wurde, sich überboten findet. Von den Früchten, die auf andern Gebieten der unserer Pflege anvertrauten Wissenschaften gewonnen worden sind, ist so Manches im Verlaufe des Jahres durch unsere akademischen Druckschriften dem Publicum bereits dargeboten, Anderes vorbereitet. Auf Einzelnes einzugehen, kann nicht in dem Umfange dieses Vortrages liegen; aber schon die Pflicht des Dankes gebietet es, der herrlichen Bereicherung zu erwähnen, welche dem Schatze unserer Attribute durch die Fürsorge eines Königes zugegangen ist, dessen Kennerblick die Momente, in welchen eine großartige Hülfe zu gewähren ist, so sehr zu würdigen weiß. Es besteht diese Bereicherung in der Erwerbung von zwey, um ihrer vergleichweisen Vollständigkeit und inneren Werthes willen längst berühmten Sammlungen. In der einen derselben, nämlich der Petrefakten-Sammlung des verstorbenen Grafen von Münster, dem Ergebniß eines 40jährigen, mit der tiefsten Sachkenntniß gepaarten und durch das Glück begünstigten Sammlerfleißes, welchem es gelang mehr denn 50000, zum Theil durch Seltenheit und Pracht ausgezeichnete Exemplare von Ueberresten der frühesten Naturgeschichte unserer Erde aufzubringen, ist unserm Studium eines Zweiges der Naturkunde, dessen Wichtigkeit eine immer steigende Anerkennung findet, eine Hülfe zugegangen, ganz beschaffen, auch die kühnsten Wünsche zu überbieten. Von ähnlicher Bedeutung für ein anderes Fach ist die Erwerbung einer zweyten, nämlich der numismatischen Sammlung des Hrn. Longo in Messina, welche besonders durch ihren Reichthum an antiken sicilianischen Münzen so ganz geeignet ist, eine in unserer, wenn gleich durch Fürsorge des Königs aus Münzen der Könige und Städte Griechenlands schon so schön ausgestatteten Sammlung, noch so fühlbare Lücke zu ergänzen.

Ist nun der Blick auf das, was allerwärts an Stoff für die Forschung sich anhäuft, so wie auf die in allen Sphären des Wissens gesteigerte Thätigkeit ganz geeignet, große Erwartungen aufzuregen, so möchte er anderseits nicht minder geeignet seyn, uns zu einer ernsten Betrachtung über das Stadium Anlaß zu geben, in welchem wir uns in

wissenschaftlicher Beziehung etwa befinden. Und es dürfte derselbe uns allerdings zu der Frage auffordern, die wir von einem Redner nach mir an uns werden gerichtet hören — zu der Frage nämlich: Ob dieses Stadium nicht vielleicht ein solches sey, in welchem sich einem Volke bereits mehr Vergangenheit als Zukunft darbietet, in welchem die productiven, plastischen Lebenskräfte schon in der Abnahme begriffen, und von dem Bedürfnisse eines Zurückgreifens in die verlebte Vergangenheit überholt sind. Ob es nicht etwa schon an der Zeit sey zu einem wissenschaftlichen Wirken im Geiste eines Aristoteles, der für die Griechen, eines Varro der für die Römer sich zu dem Versuche berufen fühlte, über das Gesammtwissen seiner Gegenwart Heerschau — und aus der Vorwelt für die Nachwelt gleichsam Gericht zu halten?

Ein unbefangenes Urtheil möchte sich fast für die Bezeichnung einer solchen Frage bestimmt finden. Ich fürchte nicht den sich hiebey zwar zunächst aufdringenden Einwurf, der in der Hinweisung auf die Fülle von Entdeckungen und Kenntnissen liegt, welche auf allen wissenschaftlichen Gebieten so sehr im Anwachsen begriffen ist. Ich halte dabey das Eine und Letzte fest im Auge, auf das es gerade um so mehr ankommt, je großer und schneller die geistige Bewegung, je mannigfaltiger und üppiger sie in ihren Ergebnissen ist. Dieses Eine und Letzte aber, es liegt in dem Geiste, der diese Bewegung beherrscht, in den Zwecken, die sie verfolgt, es liegt in der philosophischen Bedeutung, die das wissenschaftliche Streben überhaupt gewonnen hat. Nur in dem Maaße, in dem sich die Gegenwart das Zeugniß geben kann, daß es in diesen Beziehungen gut und fest um sie stehe, wird sie der Zukunft mit Beruhigung entgegensehen. Bey der Unzertrennlichkeit des Wissens von dem Leben wird aber dieses Zeugniß sich in den gesellschaftlichen Zuständen, in welchen man sich befindet, bestätigt finden müssen — und so wird denn die Frage lauten: wie es denn mit dem Verhältnisse der Philosophie zu dem Leben heutzutage beschaffen sey? Oder — um bey der Anziehungskraft, die die Wissenschaft weit über ihre nähere Gränze hinaus auf das Praktische behauptet, dieser Frage eine bestimmtere Wendung zu geben: welches ist das Ergebniß, das der Einfluß der wissenschaftlichen Spekulation auf das Volksleben und die Gestaltung der Staatenverhältnisse uns gebracht hat? Ist ein rechter Verlaß auf das Bestehende, eine rechte Bürgschaft für das zu Erhoffende in demselben zu finden? Oder haben die Systeme der Staatswissenschaft sich etwa ausgelebt, so daß sie einen solchen Verlaß, eine solche Bürgschaft nicht mehr zu gewähren im Stande wären? Und wenn dieses zugegeben werden müßte, liegt der Grund davon in der Unhaltbarkeit der philosophischen Axiome, auf welche diese Systeme gebaut wurden, liegt er in einem Erschöpftseyn der bildenden Lebenskräfte, oder in einem Verkommenseyn der Richtung ihrer Thätigkeit?

Es ist das Verhältniß des Wissens zu dem Glauben, der menschlichen Weisheit zur göttlichen Offenbarung, aus welchem allein die Beantwortung dieser Fragen geschöpft werden muß. Denn die bildende Kraft des Geistes, wenn sie Früchte des wahren Lebens bringen und nicht versiegen soll, muß in dem Göttlichen wurzeln und auf das Göttliche hinstreben. Das Göttliche aber, es kann nur mit dem Glauben erfaßt, festgehalten und verfolgt werden. Ein dem Grunde und Lichte eines solchen Glaubens sich entfremdendes Wissen wird daher nur Scheinfrüchte bringen, welchen eine fortbildende Zeugungskraft nicht einwohnt. Daher hat auch der genannte Varro die Wiederbelebung der väterlichen Religion in den Gemüthern seiner Zeitgenossen als die erste Bedingung der Fortdauer des Staates bezeichnet. Daß eine solche Wiederbelebung, ein Zurückkommen auf die positiven Grundfesten der ewigen Wahrheit auch unserer Zeit zum Bedürfnisse geworden, daß in ihr die Bürgschaft für unsere Zukunft zu suchen sey, das wird wohl keiner, der die geistige Bewegung der Gegenwart ernst und scharf in das Auge faßt, zu vernemen vermögen.

Wenn wir aber in diesem Bedürfnisse die große Aufgabe der Gegenwart bezeichnet finden, zu deren Lösung auch wir unseres Ortes mitzuwirken berufen sind, und wenn die Anforderungen, die Pflichten,

die sich dabey herausstellen, noch so ernster Natur sind — so dürfen wir uns doch zugleich dem erhebenden Bewußtseyn hingeben, daß schon so viele Zeichen der Zeit ein beruhigendes Einlenken zu einer bessern Richtung verkünden. Wie könnte ich aber die Feyer unseres heutigen Festes würdiger einleiten, als damit, daß ich dieses freudige Bewußtseyn hier öffentlich aussprechen darf.

Historische Classe.

In der Sitzung am 21. Februar wurde von Hrn. Professor Dr. Höfler

Ueber den Römerzug K. Heinrichs V. folgende Fortsetzung der in den Gel. Anzeigen Jahrg. 1845 Nr. 203 — 211 abgedruckten Abhandlung vorgelegt.

(Schluß.)

Dürfte man den Darstellungen des Kaisers in seinen Briefen an den Bischof Hardwik von Regensburg Glauben schenken, so war durch seine Gesandtschaft *) an den Papst bereits alles in Ordnung gebracht, was der Kaiser wünschte, und was die päpstlichen Legaten Guido, Cuno und Thiederich gegen den Kaiser unternommen, hätte sich als reine Anmassung, der Paschal seine Zustimmung verweigerte, erwiesen. Ganz anders aber stellt sich das Verhältniß der Parteyen heraus, wenn man, was in Rom selbst geschah, untersucht. Während der Kaiser lombardische Bischöfe und Aebte berief, um durch ihre Vermittlung mit dem Papste zu unterhandeln, versammelte (März 1116) Paschal auf's Neue ein Concil im Lateran, und als hiebey von ihm verlangt wurde, er möge sich über das erklären, was für alle von der größten Wichtigkeit war, so erhob sich der Papst, um offen einzugestehen, er

*) qui veram pacis concordiam inter nos et papam omni dubietate remota retulerunt.

habe als Mensch fehlerhaft gehandelt, *) belege aber jetzt das sogenannte Privilegium mit eigenem Anathem und fordere die Anwesenden auf, dasselbe zu thun. Mitten unter dem Zustimmen der Anwesenden erhob sich jetzt Bruno von Signi und dankte laut Gott, daß der Papst das Privilegium verdamme, welches nach Verkehrtheit und Häresie geschmeckt habe. Es hatte damit die Meinung der Eifrigen ihren Ausdruck gefunden; denn was Bruno von Signi gesagt, hatten unstreitig jene Männer sammt und sonders gedacht, über deren einstimmiges Drängen und Urtheil sich der Papst in manchem Briefe beklagt hatte. Allein er setzte noch die scheinbar richtige Folgerung bey: wenn das Privilegium eine Häresie in sich schloß, ist der, welcher es gab, ein Häretiker. **)

Gerade dieser Ausspruch veranlaßte aber zuletzt den Anschluß der strengen Partey an den Papst, der durch sein Bekenntniß den gethanenen Fehler wieder gut gemacht hatte und nun auch den Triumph erlebte, daß das Concil selbst dem blinden Eifer seiner Gegner entgegentrat und die bisherige Spaltung in dem Schooße der Kirche nun mit einem Male verschwand. — —

*) Fateor me mala egisse.

Der Charakter Paschals ist von Gervais vielfach mißkannt worden. Paschal blieb sich immer gleich, allein indem er einerseits die Investitur verdammte, den investirenden Kaiser jedoch nicht bannte, wohl aber in Folge des ersten Schrittes gut hieß, was seine Legaten thaten, ohne jedoch den Kaiser je namentlich unter dem Anathem zu begreifen, so mußte dieß zu Mißverständnissen führen.

**) Mansi's Lesart quidam für quidem widerspricht Chr. Ursperg. S. 130, die richtig ist. —

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. May.

Nro. 104. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Repertorium des chemischen Theils der Mineralogie von C. F. Rammelsberg. Zweytes Supplement 1843 — 1845. Berlin bey Lüderitz 1845. (Zugleich als Bericht über die Fortschritte der chemischen Mineralogie bis 1846 von Fr. v. Kobell.)

Wir haben im Jahre 1844 Nro. 7 dieser Blätter das erste Supplementheft zu dem 1841 erschienenen Repertorium angezeigt. Das vorliegende zweyte Heft giebt den Zuwachs von Mineralanalysen und die Veränderungen, welche in der theoretischen Ansicht darüber nothwendig geworden, bis zum Jahre 1845. Das Unternehmen verdient den Dank der Mineralogen und Chemiker, denn abgesehen davon, daß die Analysen aus den verschiedensten in- und ausländischen Werken und Journalen fleißig gesammelt wurden, so sind sie auch kritisch verglichen, besprochen und berechnet. Wie werthvoll aber mehrfach wiederholte Analysen seyen, zeigt sich fortwährend, denn nicht nur Irrthümer älterer Zeit werden mit unsern vervollkommneten Scheidungsmethoden berichtigt, sondern auch in gar vielen Arbeiten unserer Tage Fehler entdeckt und manche von chemischer Seite creirte Mineralspecies dauert nur so lange, als die Analyse ihres Vaters die einzige darüber bekannte ist und verschwindet wieder in Folge der nächsten Untersuchung. Wenn es durch noch nicht überwundene Schwierigkeiten der Analyse und chemischen Kenntniß geschehen konnte, daß im Pyrochlor z. B. über 63 Proc. Tantalsäure für Titansäure genommen wurden und zwar von einem unserer ersten mit Recht berühmten Chemiker, so erinnert dieses daran, wie von Klaproth und Davy die Phosphorsäure im Wavellit übersehen worden, welche Fuchs dann gefunden, oder wie Berzelius die phosphorsaure Yttererde zu seiner ersten Thorerde machte, wenn aber ein Greenovit von Cacarrié als titansaures Manganoxyd aufgeführt wird und sich nur als einen durch Mangan gefärbten Sphen erweist, so zeigt solches eine Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit der Untersuchung, welche man gegenwärtig nicht mehr erwarten sollte und ist eben so wenig zu entschuldigen, als die Ankündigung des Eisenarragonits, des Junkerits von Dufrénoy, welcher nach Breithaupt weiter nichts ist als ein Eisenspath, an dem der Winkel des Rhomboeders für den eines rhombischen Prisma's genommen wurde. — Wenn daher nicht zu verkennen ist, daß der Verfasser des vorliegenden Werkes, indem er die neuen Analysen berechnet und sich bemüht, ihre gesetzliche Formel zu finden, gewiß manche vergebliche Arbeit unternommen hat, so ist das Verdienst darum nicht geringer und früher oder später stellt sich das Wahre und Bleibende dennoch heraus. —

Der Verf. giebt in der Einleitung die Formeln mehrerer Silicate mit Rücksicht auf die Annahme L. Gmelin's, die Kieselerde als $\ddot{S}i$ zu schreiben. Die Formeln sind theilweise sehr einfach, z. B. Wollastonit $= \dot{C}a\,\ddot{S}i$, Okenit $= \dot{C}a\,\ddot{S}i^2 + 2\,\dot{H}$, Datolith $\dot{C}a\,\ddot{B} + \dot{C}a\,\ddot{S}i^2 + \dot{H}$, Olivin $(\dot{M}g, \dot{F}e)^2\,\ddot{S}i$, Augit $\dot{R}\,\ddot{S}i$; theilweise ist der Unterschied gegen die alte Schreibart nicht erheblich z. B.

Hornblende $= 3\ \dot{R}\ \ddot{S}i + \dot{R}^2\ \ddot{S}i^3$; ſonſt $\dot{r}\ \ddot{S}i + \dot{R}^3\ \ddot{S}i^2$

Granat, Veſuvian $= \dot{R}^3\ \ddot{S}i^2 + \ddot{\dot{R}}\ \ddot{S}i$; ſonſt $\dot{R}^3\ \ddot{S}i + \ddot{\dot{R}}\ \ddot{S}i$

Nephelin $= (\dot{K}a\ \ddot{S}i^2 + 4\ \dot{N}a\ \ddot{S}i) + 5\ \ddot{A}l\ \ddot{S}i$; ſonſt $\left.\begin{matrix}\dot{N}a^2\\ \dot{K}a^2\end{matrix}\right\}\ \ddot{S}i + 2\ \ddot{A}l\ \ddot{S}i$

Stilbit (Heulandit) $= 3\ \dot{C}a^2\ \ddot{S}i^3 + 4\ \ddot{A}l\ \ddot{S}i^3 + 20\ \dot{H}$; ſonſt $3\ \dot{C}a\ \ddot{S}i + 4\ \ddot{A}l\ \ddot{S}i^3 + 21\ \dot{H}$

Sehr einfach ſind noch Dioptas $= \dot{C}u\ \ddot{S}i + \dot{H}$ und Kieſelkupfer $\dot{C}u\ \ddot{S}i + 2\ \dot{H}$. Dieſer Gegenſtand iſt ſchon im Jahre 1834 von Berzelius beſprochen worden und Gaudin hat damals die Zuſammenſetzung der Kieſelerde aus 1 Atom Radikal und 2 Atomen Sauerſtoff geltend zu machen geſucht. Berzelius führt mit Hinweiſung auf die einfache Schreibart die Formel des Wollaſtonits, des Leucits $= \dot{K}a\ \ddot{S}i + \ddot{A}l\ \ddot{S}i^3$ und des Analcim's $= \dot{N}a\ \ddot{S}i + \ddot{A}l\ \ddot{S}i^3 + 2\ \dot{H}$ an, bemerkt aber, daß dieſe Schreibart gerade auf die Miſchung eines ſehr verbreiteten und wohl gekannten Minerals, des Feldſpaths, nicht paſſe. Nun hat Berzelius freylich die Formel $\dot{R}\ \ddot{S}i + \ddot{\dot{R}}\ \ddot{S}i^3$ in dem Sauerſtoffverhältniß ihrer Glieder beym Umſchreiben nicht geändert und dadurch iſt die allerdings nicht ſehr anſprechende Formel $\dot{K}a^2\ \ddot{S}i^3 + \ddot{A}l^2\ \ddot{S}i^9$ zum Vorſchein gekommen. Gmelin hat aber keinen Anſtand genommen, die Formel des Feldſpaths anders zu ſchreiben nämlich $\dot{R}\ \ddot{S}i^3 + \ddot{A}l\ \ddot{S}i^3$ und dieſe Form hat nichts ungewöhnliches, obwohl dabey die Aehnlichkeit, welche Berzelius an der Miſchung des Feldſpaths und des Alauns hervorhebt, verloren geht. Dieſe Aehnlichkeit hat aber, genau betrachtet, keine beſondere Bedeutung und ſo muß es andern Rückſichten überlaſſen bleiben und kommenden Erfahrungen, welche Schreibart die richtigere ſey. — Die Artikel der betreffenden Mineralien ſind wie früher alphabetiſch geordnet. Eine kleine Ueberſchau mag ein Bild derſelben und der Art ihres Inhaltes geben. — Der Verf. hat den Achmit neuerdings unterſucht, durch meine Angabe veranlaßt, daß dieſes Mineral die nicht unbedeutende Menge von 3,25 Proc. Titanoxyd enthalte. Er hat gegen 3,1 Proc. gefunden, hält es aber für wahrſcheinlich, daß dieſer Gehalt beygemengtem Titaneiſen zuzuſchreiben ſey. Die Unterſuchung beſtätigt übrigens die Formel $\dot{N}a\ \ddot{S}i + \ddot{\dot{F}}e\ \ddot{S}i^2$.

Der Aeſchynit von Miask iſt von Hermann unterſucht worden und es hat ſeine Analyſe ganz andere Reſultate gegeben als die bisher bekannte von Hartwall. Nach Letzterem beſtünde das Mineral weſentlich aus titanſaurer Zirkonerde und titanſauerm Ceroxyd, nach Hermann enthält es außerdem noch Tantalſäure, Eiſenoxydul, Yttererde und Lanthanoxyd. Hermann hat auch eine Formel aufgeſtellt, welche natürlich auf keine beſondere Sicherheit Anſpruch machen kann. —

Forchhammer hat den Hverfalt von Island unterſucht und folgende Miſchung gefunden:

Schwefelſäure	35,16
Thonerde	11,22
Eiſenoxyd	1,23
Eiſenoxydul	4,57
Talkerde	2,19
Waſſer	45,63
	100.

Es iſt alſo das Mineral weſentlich $= \left.\begin{matrix}\dot{F}e\\ \dot{M}g\end{matrix}\right\}\ \ddot{S} + \ddot{A}l\ \ddot{S}^3 + 24\ \dot{H}$,

d. i. ein Eiſenoxydul-Talkerde-Alaun.

Scheerer hat früher gezeigt, daß Allanit, Cerin und Orthit dieſelbe allgemeine chem. Formel haben und giebt nun auch an, daß ihre Kry-

ſtalliſation dieſelbe ſey. Die Gleichheit der Kryſtalliſation von Cerin und Allanit iſt auch von G. Roſe nachgewieſen.

Der Aluminit aus dem Garten des Pädagogiums in Halle iſt neuerdings von Schmid und Marchand unterſucht worden. Außer der bekannten Miſchung $\dddot{Al}\ \dddot{S} + 9\ \dot{H}$ fanden ſich noch drey andere Verbindungen, welche aber der Verf. als Gemenge mit Thonerdehydraten anſieht, worin wir ihm des Amorphismus dieſer Subſtanzen wegen gerne beyſtimmen.

Der Verf. hat uns eine neue Unterſuchung des Amblygonits von Penig geliefert, wonach ſich ergiebt, daß das Mineral außer 6 — 7 Proc. Lithion noch 5 — 3 Proc. Natrum enthält und daß der Fluorgehalt 8 Proc. beträgt. Die Formel iſt

$$\left\{\begin{array}{l} \dot{R}^3\ \dddot{P}^3 + \dddot{Al}^3\ \dddot{P}^3 \\ R\ Fl + Al\ Fl^3 \end{array}\right\}$$

H. Roſe hat dargethan, daß Anatas, Brookit und Rutil ein entſchiedenes Beyſpiel von Trimorphie geben, daß ſie ſämmtlich aus Titanſäure beſtehen und, in ſo weit ſich ſolches durch das ſpec. Gewicht nachweiſen läßt, durch Glühen in einander übergehen, indem der Anatas, bey gewöhnlicher Temperatur von 3,92 G. durch Glühen 4,16 (das ſp. G. des Brookits) annimmt und dieſes bey heftigem Glühen bis auf 4,25 (das ſpec. Gew. des Rutils) ſteigt.

Der Verf. hat einige Apophyllite auf Fluor unterſucht und einen geringen doch wechſelnden Gehalt 1 — 1,5 Proc. gefunden. Er macht auf eine Hypotheſe aufmerkſam, daß vielleicht das Fluor einen Theil des gleich elektro-negativen Sauerſtoffs vertrete und alſo das Silicat mit wechſelndem (K Fl + Si Fl^3) + 6 (Ca Fl + Si Fl^3) vertreten werde. —

Nach den Unterſuchungen von Domeyko beſteht das Arſenikkupfer von Calabazo in der Provinz Coquimbo aus Cu^3 As.

Baulit iſt ein auf Island häufig vorkommendes Geſtein von Forchhammer genannt worden, weil es unter andern den Baulaberg bildet. Forchhammer giebt folgende Analyſe an:

Kieſelerde	74,38
Thonerde	13,78
Eiſenoxyd	1,94
Manganoxyd	1,19
Kalkerde	0,85
Talkerde	0,58
Kali	2,63
Natrum	3,57
Chlor	0,12
Waſſer	2,08
	101,12

Wir ſind mit dem Verf. einverſtanden, daß dieſes Mineral wohl als ein Gemeng von Quarz und einem feldſpathigen Geſtein anzuſehen ſey. Es ſoll zum Theil dem Perlſtein gleichen.

Von Deleſſe iſt ein Beaumontit genanntes Mineral unterſucht worden. Es ſtammt von Baltimore und enthält:

Kieſelerde	64,2
Thonerde	14,1
Kalkerde	4,8
Talkerde	1,7
Eiſenoxydul	1,2
Waſſer	13,4.

Man kann die Formel $\dot{R}\ \dddot{Si}^2 + \dddot{Al}\ \dddot{Si}^3 + 5\ \dot{H}$ dafür ſchreiben. Es wird von Salzſäure vollſtändig ohne Gallertbildung zerſetzt. Von Jackſon iſt ein Kupferſilicat von Cheſſy ebenfalls Beaumontit genannt worden. —

Der Verf. hat den Vivianit neuerdings unterſucht und giebt folgende Reſultate an. a. von New-Jerſey, b. von Bodenmais:

	a.		b.
Phosphorſäure	28,40	„	28,60
Eiſenoxydul	33,91	„	34,52
Eiſenoxyd	12,06	„	11,91
Waſſer	27,49	„	27,49
	101,86		102,52

Da der Vivianit iſomorph mit der Kobalt-

blüthe $= \dot{Co}^3 \dddot{As} + 8\dot{H}$ ist, so setzt dieses voraus, daß er ursprünglich nur Eisenoxydul enthalten habe und dann wahrscheinlich farblos gewesen sey. Mit der blauen Farbe, wie er sich findet, hat sich eine Verbindung von $\dot{\dot{F}}e^3 \dddot{P}^2 + 8\dot{H}$ gebildet, welche nun der ursprünglichen beygemischt ist. —

Als eine Zwischenstufe zwischen den Eisenoxydhydraten des Göthits $\dddot{F}e\,\dot{H}$ und des gewöhnlichen Brauneisensteins $\dddot{F}e^2\,\dot{H}^3$ erscheint der von Herrmann so genannte Turgit vom Fluße Turga bey Bogoslowsk im Ural. Er besteht aus $\dddot{F}e^2\dot{H}$ und zeichnet sich durch seine rothe Farbe aus. — Es wäre auch möglich, daß der Wassergehalt, der nur $5\frac{1}{2}$ Proc. beträgt, zufällig und bygroskopisch und das Mineral nur Rotheisenerz wäre. —

Einer genauern Berechnung zufolge ist für den Brochantit die Formel $\dot{Cu}^4 \dddot{S} + 3\dot{H}$ oder vielleicht $\dot{Cu}\,\dddot{S} + 3\,\dot{Cu}\,\dot{H}$ zu schreiben. Die letztere Formel würde aber nicht unwahrscheinlich voraussetzen, daß das Mineral im heißen Wasser zum Theil aufgelöst werde, was angeblich nicht der Fall ist. —

Was den Chlorit und Ripidolith betrifft, welche in mehreren Varietäten untersucht worden sind, so bleibt der Verf. bey der von G. Rose etwas unüberlegt gegebenen Verwechslung meiner ursprünglichen Bezeichnungen und es ist dadurch eine unangenehme Confusion über diese Mineralien entstanden.

(Fortsetzung folgt.)

Untersuchungen über den Flug der Vögel von J. J. Prechtl, mit 3 Kupfert. Wien 1846. 8.

Unter diesem Titel liefert der rühmlichst bekannte Mathematiker einen Auszug aus seinen seit vielen Jahren über den Flug der Vögel gesammelten sehr umfassenden Beobachtungen, welche zum Zwecke haben, das Fliegen der Vögel nach physischen und mechanischen Bedingungen zu erklären.

Das Buch ist in zwey Abtheilungen gebracht, wovon die erste die Naturlehre des Fluges, die zweyte die Mechanik desselben darstellt.

Im ersten Theile liefert der Verf eine genaue anatomische Darstellung der bey dem Fliegen thätigen Theile: erst der Knochen nebst Angabe ihrer Beziehung zum Fliegen, dann der Muskeln, welche in der That vollständiger und sorgfältiger hier abgehandelt werden, als man sie bisher in vergleichend anatomischen Werken zu sehen gewohnt war; zuletzt des Respirationsapparates, wo besonders fleißig und klar die Wirkung des Zwerchfelles behufs der Vertheilung der Luft aus den Luftsäcken in die Luftkanäle geschildert ist.

Hierauf folgen sorgfältige Untersuchungen über die Vertheilung der Federn, über Bedeutung ihrer Größe und Zahl für langsames und schnelles Fliegen, oder für das Tragen einer größeren oder geringeren Körperschwere des Vogels; mathematische Beweise für die Vorgänge beym Fliegen, für die Stellung der Flügel und das sich gegenseitig ergänzende Längenverhältniß des Oberarmknochens zu den Federn des Flügels nebst Schilderung der Flugbewegungen.

Zur Bearbeitung des zweyten Theiles nahm der Verf. Wägungen und Messungen an sehr vielen Vögeln vor, um durch einen Vergleich derselben mit dem Luftwiderstande und der Zahl der Flügelschläge die Kraft zu berechnen, welche bey den verschiedenen Arten und Richtungen des Fluges aufgewendet werden muß, wobey die wechselseitige Beziehung des ziemlich in der Mitte des Rumpfes gelegenen Schwerpunktes zu der Flügelbreite, so wie der Flügellänge zur Flügelbreite gründlichst verfolgt wird.

Der Verf. beweist in dieser Arbeit die größte Kenntniß des Gegenstandes, welchen er mit unübertrefflicher Genauigkeit und zugleich mit solcher Präcision darstellt, daß eigentlich in dem ganzen Buche ein Satz den andern unentbehrlich macht.

Erdl.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. May.

Nro. 105. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Repertorium des chemischen Theils der Mineralogie von C. F. Rammelsberg.

(Fortsetzung.)

Es ist von Delesse ein Ripidolith von Maulèon in den Pyrenäen und von Marignac ein solcher vom Alathale in Piemont analysirt worden. Die Analysen stimmen sehr gut mit den von mir erhaltenen der Var. von Achmatowsk und Zillerthal, welche Varrentrapp und Brüel bestätigt haben. Es gehört ferner zu dieser Species der sogenannte Pennin von Zermatt in Wallis, welchen Schweizer und Marignac analysirt haben. Auch der Leuchtenbergit scheint nur ein zersetzter Ripidolith zu seyn.

Zum Chrysotil gehört ein von Thomson analysirtes und Baltimorit genanntes Mineral und der von Delesse analysirte Metarit. Delesse schlägt dafür folgende Formel vor:

$$3\,(\dot{M}g^2\,\ddot{S}i + \dot{H}) + \dot{M}g\,\dot{H}^2.$$

Auch einige von Schweizer analysirte Talksilicate, namentlich ein strahlig fasriges Mineral von Zemm im Zillerthal gehört zum Chrysotil.

Der sog. Cuban Breithaupts von Bacaranao auf Cuba hat die Elemente von Kupferkies und Magnetkies und kann eine chemische Verbindung, vielleicht auch nur ein Gemenge seyn.

Ein neues Mineral ist der Cuproplumbit Breithaupts aus Chili. Nach Plattner besteht er aus:

Bley	64,9
Kupfer	19,5
Silber	0,5
(Als Verlust) Schwefel	15,1
	100.

Es ergiebt sich daraus die Formel $\dot{C}u\,\dot{P}b^2$.

Ein anderes Kupfererz aus Chili (auch bey Sangerhausen vorkommend), der Digenit scheint eine Verbindung der beyden im Mineralreich bekannten Sulphurete des Kupfers, nämlich des Kupferindigs und des Kupferglanzes zu seyn und giebt die Formel $\dot{C}u\,\dot{C}u^3$, wonach es aus 29 Schwefel und 71 Kupfer besteht.

Der Chlorophäit von den Faroern ist von Forchhammer untersucht worden. Er ist ein neutrales Eisenoxydulsilicat mit 5 Mischg. Wasser. Die grüne Farbe geht an der Luft durch Oxydation schnell ins Schwarze über. —

Der Verf. hat einen Eisensinter vom Radhausberg bey Gastein analysirt. Er zeigt sich deutlich als nicht homogen, wie auch Ref. sich überzeugte, und enthält:

Eisenoxyd	54,66
Arsenikſäure	24,67
Schwefelsäure	5,20
Wasser	15,47
	100.

Ein von Herrmann analysirter Eisensinter von Nertschinsk entspricht ziemlich gut der Formel $\ddot{F}e\,\ddot{A}s + 4\,\dot{H}$.

Für den Eisenvitriol führt der Verf. die Formel an: $\dot{Fe}\,\ddot{S} + 7\,\dot{H}$. Das daraus berechnete Resultat stimmt auch sehr gut mit den Analysen überein. Die klinorhombische Krystallisation wird aber dabey ein neues Räthsel, wenn man die Mischung mit der des Zinkvitriols und Bittersalzes vergleicht, welche denselben allgemeinen Ausdruck haben und einen ausgezeichneten Isomorphismus im rhombischen System wahrnehmen lassen. —

Der Verf. hat den Eudialyt neuerdings untersucht und etwas weniger Kieselerde als Stromeyer, dagegen etwas mehr Zirkonerde gefunden. Er schreibt dafür die Formel $2\,\dot{R}^3\,\ddot{Si}^2 + \ddot{Zr}\,\ddot{Si}^2$. Mit Säuern wird er unter Gallertbildung zerlegt, das Ausgeschiedene ist aber nicht reine Kieselerde, sondern ein Silicat, welches der Formel $\dot{R}\,\ddot{Si}^3 + \ddot{Zr}\,\ddot{Si}^3$ entspricht. —

Der Humboldtilith von Monte Somma und der Melilith von Capo di bove sind von Damour analysirt worden. Die Analyse, mit derjenigen des Humboldtiliths übereinstimmend, welche ich schon im Jahre 1832 bekannt gemacht habe, zeigt, daß diese Mineralien nicht wesentlich verschieden seyen und Descloizeaux hat auch dargethan, daß der Sommervillit Brooke's ebenfalls dahin gehöre. —

Hermann hat den himmelblauen orientalischen Türkis analysirt. Die Mischung stimmt ziemlich mit der Analyse John's überein, welcher den schlesischen Kalait untersucht hat. Ein grünes Thonerdephosphat von Nischne-Tagilsk hat Hermann Fischerit genannt. Es nähert sich der Mischung des Wavellits, enthält aber keine Flußsäure. —

Der sog. Kobaltbeschlag, zum Theil als arsenichtsaures Kobaltoxyd-Hydrat geltend, ist nach neuern Untersuchungen von Kersten ein Gemenge von Kobaltblüthe und arseniger Säure, welche letztere durch heißes Wasser extrahirt werden kann. —

Den Kupferglimmer aus Cornwallis hat Hermann untersucht. Nach Abzug von 4 Proc. unwesentlichen Thonphosphats stimmt die Mischung ziemlich mit der Formel $\dot{Cu}^8\,\ddot{As} + 23\,\dot{H}$, wonach der Gehalt:

Arsenikſäure	18,02
Kupferoxyd	49,61
Wasser	32,37
	100.

Er hat ferner das Linsenerz untersucht. Die Analyse stimmt in der Hauptsache mit der von Trolle-Wachtmeister überein. —

Das Strahlerz von Cornwallis hat der Verf. analysirt. Es stimmt mit der Formel $\dot{Cu}^6\,\ddot{As} + 3\,\dot{H}$, wonach der Gehalt:

Arsenikſäure	30,30
Kupferoxyd	62,59
Wasser	7,11
	100.

Nach einer Untersuchung von Kühn hat der Phosphorochalcit von Rheinbreitenbach dieselbe Formel, wenn man die Arsenikſäure mit Phosphorsäure vertauscht. Sie stehen also in demselben Verhältniß, wie Olivenit und Libethenit, von welchen die Analysen von Hermann und Kühn die frühern bestätigt haben. —

Der Verf. hat den Lazulith von der Fischbacher Alpe und von Krieglach in Steyermark untersucht. Die Analysen stimmen nahezu mit der des Lazuliths von Werfen, von Fuchs überein und der Verf. schlägt für diese Mineralien die Formel vor:

$$2\,\dot{R}^3\,\ddot{P} + \ddot{Al}^4\,\ddot{P}^3 + 6\,\dot{H}.$$

Der Leonhardit ist ein dem Laumontit sehr nahe stehendes Mineral und es ist fast wahrscheinlich, daß beyde zusammengehören.

Der Manganocalcit Breithaupts ist nach der Analyse von Missoudakis vorwaltend aus kohlensauerm Manganoxydul und kohlensauerm Kalk bestehend und soll ein Arragonit seyn.

In Betreff meiner Ansicht über die Zusammensetzung des Meerschaums führt der Verf. die von Berzelius darüber gemachte Bemerkung an, daß das Mineral als poröser Körper viel Wasser aus der

Luft condenſiren könne, ſo daß es erſt nach dem Trocknen ſeinen normalen Waſſergehalt zeige. Der Verf. hätte noch hinzufügen können, daß Berzelius wahrſcheinlich meinen Aufſatz nicht ganz geleſen habe, ſonſt hätte ihm wohl auffallen müſſen, daß ich wegen des Austrocknens im luftleeren Raum über Schwefelſäure, wie es von Lychnell geſchehen, aufmerkſam gemacht habe, wie ſich dabey auch der blaue Kupfervitriol entfärbe und alſo Waſſer verloren gehen könne, welches gewiß nicht zufällig iſt. —

Die Analyſe einiger Meteorſteine hat gezeigt, daß ſie ein Gemeng ſeyen, deſſen Hauptmaſſe aus Olivin, Labrador und Augit beſtehe und Nickeleiſen, Schwefeleiſen Fe und Chromeiſen enthalte. —

Hermann hat Kerſtens Analyſe des Monazits von Slatouſt wiederholt und giebt folgende ſeltne Miſchung an:

Phosphorſäure	28,05
Ceroxyd	40,12
Lanthanoxyd	27,41
Kalkerde	1,46
Talkerde	0,80
Zinnoxyd	1,75
	99,59

Kerſten hat in einer frühern Analyſe 17,95 Thorerde angegeben, welche Hermann nicht finden konnte. —

Ein dem Pikroſmin ſich näherndes Mineral iſt der Monradit aus Norwegen. Er enthält aber nur 4 Proc. Waſſer.

Nach mehreren Analyſen von Kerſten hat der Nickelocker die Formel der Kobaltblüthe mit Vertauſchung des Kobaltoxyds gegen Nickeloxyd. —

Scacchi hat in den Blöcken des Monte Somma eine neue Species des Chryſoliths oder Olivins entdeckt. Sie iſt hellgelb, wird von Säuern leicht zerſetzt und hat die Miſchung $\dot{Ca}^3 \ddot{Si} + \dot{Mg}^3 \ddot{Si}$. Dieſes Mineral iſt dem von Rammelsberg analyſirten Batrachit in der Miſchung gleich, der Batrachit ſoll aber durch Säuern nicht beſonders angegriffen werden.

Pariſit iſt von Bunſen ein Mineral aus den Smaragdgruben des Muſſothales in Neu-Granada genannt worden, welches aus kohlenſauerm Ceroxydul, Ceroxydulhydrat und Fluorcalcium mit Lanthan- und Didymoxyd beſtehen ſoll. Der Beſchreibung nach kann die Analyſe kaum als annähernd gelten, daher das Entwerfen einer Formel vorläufig überflüßig. —

Ein ſehr intereſſantes Mineral, der Perowskit, iſt unter H. Roſe's Leitung analyſirt worden. Er beſteht aus titanſaurer Kalkerde und enthält der Formel $\dot{Ca}\,\ddot{Ti}$ entſprechend: Titanſäure 58,87, Kalkerde 41,13. Das Mineral kommt zu Achmatoſsk im Ural vor. —

Von C. Schmidt iſt ein dem Pimelith ähnliches apfelgrünes Mineral (aus Schleſien?) unterſucht und als ein Nickelſilicat erkannt worden. Die Formel gibt nahezu:

$$\left.\begin{matrix} 2\,\dot{Ni} \\ \dot{Mg}. \end{matrix}\right\} \ddot{Si} + H.$$

Eine Unterſuchung des Polianit's hat ergeben, daß er reines Manganſuperoxyd ſey. Breithaupt hält dieſes Mineral, welches Quarzhärte beſitzt, für das urſprüngliche Manganſuperoxyd, während die ſogenannten Pyroluſite Zerſetzungs- oder Oxydationsprodukte anderer Manganerze ſeyen. Der Polianit kommt auf der Maria-Thereſiazeche bey Platten in Böhmen vor. —

Nach einer Unterſuchung von Wolff beſteht die Grundmaſſe des rothen Porphyrs aus der Umgebung von Halle aus einem Gemenge von Kalifeldſpath, Natrumfeldſpath und Quarz mit etwas Thon, Eiſenoxyd ꝛc.

(Schluß folgt.)

Årsberättelse om Zoologiens framsteg under åren 1840 — 1842. Till Kongl. Vetenskaps-Akademien afgiven af Zoologiae Intendenterna vid Rikets Naturhistorika Museum. Första delen (Anim. vertebrata) af C. J. Sundevall. Stockh. 1844. XIV u. 322 S. 8. — Andra delen (Insecta Linn.) af C. H. Boheman. Stockh. 1845. IX u. 224 S. 8.

Es ist eine wahrhaft akademische Aufgabe, von Zeit zu Zeit einen kritischen Ueberblick über die Leistungen auf den verschiedenen Gebieten des Wissens zu liefern, um hierdurch zu zeigen, was auf ihnen als wahrhafter Fortschritt oder auch als theilweiser Rückschritt zu betrachten ist. So bedeutsam eine solche Aufgabe ist, so hat sich doch bisher unter allen Akademien nur eine einzige, die schwedische, dieser Aufgabe unterzogen, sich aber auf den Kreis der naturhistorischen Wissenschaften beschränkt. In Deutschland hat bloß das Archiv für Naturgeschichte die Lösung einer solchen Aufgabe sich vorgehalten, sie jedoch nur für die Zoologie in ihrer ganzen Ausdehnung durchgeführt, wobei Referent die warmblütigen Wirbelthiere, Troschel die kaltblütigen Wirbelthiere nebst den Mollusken, Erichson die Insekten und Krustenthiere, Th. v. Siebold die übrigen Thierklassen übernommen hat. Unsere Aufgabe unterscheidet sich von der der schwedischen Akademie dadurch, daß wir im laufenden Jahre bereits die Berichte über die literärischen Leistungen des unmittelbar vorangegangenen publiciren, während letztere zwei bis drei Jahre zusammen nimmt und dann mitunter noch einige Zeit zur Verbreitung ihrer Berichte nöthig hat. Die schwedischen Zoologen gewinnen dadurch allerdings den Vortheil, unsere Jahresberichte für die ihrigen benützen zu können, dagegen haben wir zwar mehr Mühe, aber auch für das Publikum den Vortheil voraus, den zoologischen Leistungen auf dem Fuße nachzufolgen.

Mit der Anfertigung des neuen zoologischen Jahresberichtes, den die schwedische Akademie ausgiebt, haben sich zur Zeit Sundevall und Boheman befaßt, und zwar so, daß ersterer die Wirbelthiere, letzterer die Insekten übernommen hat, so daß noch der Rest der Wirbelthiere fehlt. Beide sind ihres Gegenstandes ganz mächtig und es ist daher zu bedauern, daß der allgemeinen Verbreitung dieser Berichte durch die Sprache, in der sie verfaßt sind, ein großes Hinderniß in den Weg gelegt ist, so daß sie außerhalb Schweden wenig gekannt und noch weniger gelesen sind. Sie werden nämlich in schwedischer Sprache ausgegeben, mit der selbst in Deutschland nur wenige Naturforscher vertraut sind und die in England und Frankreich wohl von keinem einzigen der Fachgenossen verstanden wird. Wenn ein nicht geringer Theil der Engländer und Franzosen ihre vielgerühmte politische entente cordiale selbst bis auf das Gebiet der Wissenschaft überträgt und nur die beiderseitigen Leistungen berücksichtigt, die deutschen dagegen gar nicht aufsucht und sie so ignorirt, als ob sie gar nicht vorhanden wären, so können Schweden, Dänen und Holländer noch weniger darauf zählen, in ihrer Sprache gehört zu werden. Die letzteren würden am besten thun, wenn sie für solche literarische Leistungen, denen sie eine größere Verbreitung wünschen, der deutschen Sprache sich bedienen würden, damit wenigstens innerhalb des großen germanischen Kreises ihre Arbeiten die verdiente Berücksichtigung erlangen könnten.

Die neue Reihe der zoologischen Jahresberichte der schwedischen Akademie hat Sundevall mit der Abtheilung der Wirbelthiere begonnen und die hierüber in den Jahren 1840 — 1842 erschienenen Arbeiten einer kritischen Revision unterworfen. Sie sind mit großer Vollständigkeit aufgezählt und der Verfasser hat sie mit zahlreichen werthvollen Bemerkungen begleitet. Auch die fossilen Thierüberreste aus dieser Abtheilung, so wie die Menschenrassen sind in diesem Berichte berücksichtigt worden. Man sieht, daß dem Verf. zu seiner Ausarbeitung eine reiche Bibliothek und eine ansehnliche zoologische Sammlung zu Gebote gestanden ist. Ein gleiches Lob muß der Arbeit von Boheman, die sich auf die Jahre 1843 und 1844 erstreckt, zuerkannt werden.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. May.

Nro. 106. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Voyage dans l'Inde par Victor Jacquemont, pendant les années 1828 à 1832. Publié sous les auspices de M. Guizot, Ministre de l'Instruction publique. Paris, Firmin Didot. 1841 — 1844. Tome I — III. Journal, avec un Atlas. Tome IV. Description des collections, avec un Atlas.

Die ersten Lieferungen dieses Werkes erschienen schon im Jahre 1835, und wurden damals im ersten Bande dieser gelehrten Anzeigen (Nro. 63.) besprochen. Man rügte die Nachläßigkeit der Redaktion, oder vielmehr den gänzlichen Mangel einer solchen, in dem unveränderten Abdrucke der Tagebücher eines Mannes, dem seine Freunde durch indiskrete Veröffentlichung seiner vertrauten Briefe ein nicht beneidenswerthes Denkmal gesetzt, vielmehr ein Brandmal aufgedrückt hatten, und sprach die Hoffnung aus, daß die Herausgeber eine genaue Sichtung und Ausmerzung des Aergerlichen und Gemeinen, das man von dem Verfasser solcher Briefe erwarten mußte und das auch schon die ersten Lieferungen verunzierte, vornehmen würden. Diese Hoffnung ist nicht erfüllt worden. Nach der Vorrede haben die Herausgeber es sich zur Pflicht gemacht, an der Erzählung des Reisenden Nichts zu ändern und Nichts zuzufügen, ja selbst an dem Style keine Verbesserung zu versuchen: denn dieß wäre nur eine Einbusse der reizenden Einfachheit desselben gewesen; wenn Jacquemont selbst die gesammelten Materialien im Studirzimmer und in der Hauptstadt der gelehrten Welt hätte bearbeiten können, würde zwar sein Werk einen Grad der Vollendung erreicht haben, auf welchen ein einfaches Tagebuch, geschrieben in der Unruhe der Reise oder in der Einsamkeit der Wüste keinen Anspruch machen kann; aber von der andern Seite wäre zu fürchten gewesen, daß er in seiner großen Bescheidenheit und in seinem vielleicht übertriebenen kritischen Geschmacke uns vieler anziehender Beschreibungen beraubt hätte, welche seinem Journale ein ganz besonderes Interesse verleihen. Diese Vermuthung wollen wir zur Ehre des früh Verstorbenen theilen, indem wir voraussetzen, daß sein richtiges Gefühl das vorliegende drey Quartbände von je 500 Seiten umfassende Tagebuch auf ein Drittheil reducirt haben würde. In der gegenwärtigen Gestalt ist es fast unlesbar; unter müssigen politischen Betrachtungen und frivolen Ausfällen auf Religion und Moral verschwinden oft die eigentlichen Erfahrungen und Beobachtungen; besonders ist dieß im ersten Theile der Fall; im Verfolge seiner Reise scheint der Umgang mit ernsten Leuten vortheilhaft auf Jacquemont gewirkt zu haben.

Außer einigen bedeutenden Lücken, welche nur aus der Correspondance *) ergänzt werden können, ist das Tagebuch ziemlich regelmäßig geführt. Ehe wir daraus Proben des Styles und werthvollere Beobachtungen mittheilen, ist es nöthig, in Kurzem die Route des Reisenden zu verfolgen. Der Na-

*) Correspondance de V. Jacquemont, avec sa famille et plusieurs de ses amis. 2 Vol. Paris, Fournier, 1833.

turforſcher Jacquemont verließ Breſt an Bord der Gabarre Zélée am 26. Aug. 1828, landete nach einander in Teneriffa, Rio de Janeiro, Capſtadt, Bourbon und Pondichery, an welchen Orten er ſich nur wenig umzuſehen Gelegenheit hatte; am 6. Mai 1829 langte er in Calcutta an und verweilte daſelbſt bis in den November desſelben Jahres, mit Vorbereitungen zu ſeinen Reiſen in Hindoſtan beſchäftigt. Den Weg nach Delhi legte er ganz zu Lande zurück, über Burdwan, Hazaribag, Schirgotti, Saſſeram, Benares, Rewah, Panna, Banda, Kalpi und Agra, in neun und achtzig Tagemärſchen, vom 20. Nov. 1829 bis 5. März 1830. Ueber eine Jagderpedition, welche er von da in den Sikh-Diſtrikt Khytul begleitete, ſind ſeine Aufzeichnungen verloren gegangen. Von Saharunpur begab er ſich in das Himalaya-Gebirge bis an die Gränze von Thibet, nämlich über Dehra in das Quellgebiet der Dſchumna, dann nordweſtlich über Perali nach Simla, endlich wieder nordöſtlich nach Biſſahir und Kanawer, von wo er auf verſchiedenen Routen in Thibet einzudringen ſuchte. Ueber Simla und Subhatu kehrte er von dieſen Gebirgsreiſen nach Delhi zurück im December 1830. In der Mitte Januars 1831 trat er ſeine Reiſe in den Pendſchab an, über Ludhiana und Umritſir nach Lahore; von da an die Salzgruben von Pindaden-Khan, und endlich in das Thal von Kaſchmir, wo er fünf Monate verweilte.

(Fortſetzung folgt.)

Repertorium des chemiſchen Theils der Mineralogie von C. F. Rammelsberg.

(Schluß.)

Der Pyrochlor von Miaſk ſoll nach einer Analyſe von Hermann keine Thorerde, wie Wöhler angiebt (mit Ceroxyd 13 Proc.), dagegen $5\frac{1}{2}$ Proc. Zirkonerde und etwas Lithion enthalten, welche Wöhler nicht angiebt. Der Pyrochlor von Friedrichswärn ſoll nach Hayes auf 53 Tantalſäure 20 Titanſäure enthalten, ſo daß wir bis jetzt nur eine annähernde Kenntniß dieſes Minerals beſitzen. Die Differenzen haben theilweiſe gewiß ihren Grund in der Schwierigkeit der Analyſe. —

Der Kämmererit von Katſchkanar im Ural kommt nach Hartwalls Analyſe ganz mit meinem Pyrosklerit überein. Er ſoll glimmerartig in ſechsſeitigen Prismen vorkommen und im polariſirten Lichte das Kreuz einaxiger Mineralien zeigen.

Der Sacharit Glokers nähert ſich in der Miſchung dem Andeſin, wird aber als ein Hydrat angeſehen. Es iſt indeſſen wohl noch zweifelhaft, ob die 2,2 Proc. Waſſer als weſentlich zur Miſchung gehören.

Wolff hat eine größere Arbeit über den Skapolith geliefert. Das Hauptreſultat davon iſt, daß ein großer Theil dieſes Minerals die Formel enthält, welche ſchon Hartwall dafür aufgeſtellt hat, nämlich

$$\left.\begin{matrix}\dot{Ca}^3\\ \dot{Na}^3\end{matrix}\right\} \dddot{Si}^2 + 2\,\ddot{Al}\,\dddot{Si},$$

daß ferner der Mejonit ebenfalls die bekannte Formel behält, daß aber einige Skapolithe ſich mehr der Formel $\dot{Ca}^3\,\dddot{Si} + \ddot{Al}\,\dddot{Si}$ nähern und im Falle dieſes weſentlich wäre, könnte man dieſe Wernerit nennen. Auch dieſe Formel iſt bereits bekannt und aus den ältern Analyſen berechnet worden. Uebrigens beweiſen einige der neuern Analyſen deutlich, daß dieſes Mineral zur Zerſetzung geneigt ſey. Es wäre daher von Intereſſe, auf den friſchen Zuſtand beſondere Rückſicht zu nehmen und die in der Miſchung abweichenden Mineralien von Pargas und Tunaberg auch phyſikaliſch und kryſtallographiſch genau zu unterſuchen, denn es wäre wohl möglich, daß ſie einer eigenen Species angehörten. — Der Ekebergit hat ſich als zum Skapolith gehörig erwieſen. —

Damour hat vom Skorodit gezeigt, daß er nur Eiſenoxyd und kein Eiſenoxydul enthalte und den Analyſen zufolge erhält er die Formel $\ddot{Fe}\,\ddot{As} + 4\,\dot{H}$, wonach in 100 Theilen:

Arſenikſäure	49,84
Eiſenoxyd	34,59
Waſſer	15,57
	100.

Nach den Analyſen von Jacobſon kommt dem Staurolith vom St. Gotthard die allgemeine Formel $\dddot{R}^2\,\dddot{S}i$ zu.

Ein neues Mineral, der Stroganowit von Slüdänka in Daurien, iſt von Hermann analyſirt worden. Es wird von Salzſäure mit Brauſen unter Ausſcheidung pulveriger Kieſelerde zerſetzt. Die Miſchung nähert ſich der des Cancrinits mit vorwaltender Kalkerde. Vielleicht iſt Kalkſpath eingemengt.

Nach einer Analyſe von Marignac nähert ſich der blättrige Talk aus dem Chamounythal der Formel $\dot{M}g^4\,\dddot{S}i^3$, die man einfacher $\dot{M}g\,\dddot{S}i + \dot{M}g^3\,\dddot{S}i^2$ ſchreiben kann.

Eine genauere Unterſuchung der Tantalite von H. Roſe hat zur Entdeckung eines neuen Elements, des Niobium's, geführt, welches in dem bayeriſchen Tantalit als Niobſäure enthalten iſt. Die Unterſuchung iſt noch nicht geſchloſſen. — Wir bemerken bey dieſer Gelegenheit, daß noch 3 neue Elemente von Svanberg angekündigt ſind. Das eine findet ſich als Norerde (das Radikal Nor, Norium, von Nore, dem Genius von Norwegen) in den norwegiſchen Zirkonen, die andern kommen in der Zirkonerde des Eudialyts, deſſen Unterſuchung mithin von neuem angeht, vor. Die letztern ſind noch nicht getauft. —

Das Tellurwismuth von S. Joſe in Braſilien iſt von Damour analyſirt worden. Er giebt an:

Tellur	15,68
Wismuth	78,40
Schwefel und Selen	4,58
	98,66.

Die Formel wäre demnach $\dddot{B}i + 3\,\dddot{B}i\,Te$. Die Analyſen ähnlicher Verbindungen von Schemnitz und Deutſch-Pilſen von Wehrle geben weit mehr Tellur, 30 — 35 Proc. —

Nach Semmola kommt am Veſuv reines kryſtalliſirtes Kupferoxyd vor und bildet lange ſtahlgraue und ſchwarze Blätter. Er hat es Tenorit genannt, zu Ehren des Hrn. Tenore, Präſ. der neapolit. Akad. d. W. —

Ueber das Titaneiſen iſt eine neue Theorie von H. Roſe gegeben worden, die darin beſteht, das Titaneiſen als eine Verbindung von Eiſenoxyd und Titanſesquioxyd $\dddot{T}i$ anzuſehen. Beym Auflöſen in Säuern wird das Eiſenoxyd bis zur Bildung von Titanſäure $\ddot{T}i$ desoxydirt. Ich habe durch Verſuche erwieſen, daß ſolches wirklich geſchehe und durch Behandlung von Titaneiſen mit Schwefelſäure hat Scheerer gefunden, daß ein blaues Pulver entſtehe, welches eine Verbindung von Schwefelſäure, Eiſenoxyd und Titanſesquioxyd ſey. Bey Zuſatz von Waſſer löſt es ſich auf und nun findet man in der Auflöſung Eiſenoxydul und Titanſäure. Aus Allem dieſen geht hervor, daß die verſchiedenen Arten von Titaneiſen aus wechſelnden Mengen von $\dddot{F}e$ und $\dddot{T}i$ beſtehen und die Kryſtalliſation zeigt, daß dieſe Miſchungstheile iſomorph ſeyen. — Im Zuſammenhang damit iſt der Sphen von H. Roſe und Fuchs analyſirt worden. Fuchs bediente ſich dabey der von ihm erfundenen Methode, die Titanſäure durch Kochen mit einer gewogenen Menge metalliſchen Kupfers zu $\dddot{T}i$ zu reduciren und aus dem Gewichtsverluſt des Kupfers zu berechnen. Die Analyſen führen nach H. Roſe zu der Formel $\dot{C}a^3\,\dddot{S}i + \ddot{T}i^3\,\dddot{S}i$, wobey ſich übrigens der Kalkgehalt etwas zu hoch berechnet. Fuchs giebt die beſſer ſtimmende, aber etwas ungewöhnliche Formel $3\,\dot{C}a^2\,\ddot{T}i^3 + 2\,\dot{C}a^3\,\dddot{S}i^3$. Der Verf. hat dieſe Formel nicht angeführt, welches der Vollſtändigkeit wegen jedenfalls hätte geſchehen ſollen. —

Die Analyſen des Topas und Pyknit erhalten nach dem Verf. die von der Anſicht Forchhammer's etwas abweichenden Formeln:

$$\text{Topas} = (\ddot{A}l\,\dddot{F}l^3 + Si\,\dddot{F}l^3) + 2\,\dddot{A}l^3\,\dddot{S}i^2$$

$$\text{Pyknit} = (\ddot{A}l\,\dddot{F}l^3 + Si\,\dddot{F}l^3) + \dddot{A}l^5\,\dddot{S}i^4.$$

Der Tschewkinit vom Ilmengebirge ist von H. Rose analysirt worden. Die Art der Mischung zeigt die Schwierigkeiten der Analyse. Das Mittel von 6 Analysen war:

Kieselerde	21,04
Titansäure	20,17
Kalkerde	3,50
Talkerde	0,22
Manganoxydul	0,83
Eisenoxydul	11,21
Ceroxyd, Lanthanoxyd, Didymoxyd	47,28
Kali u. Natrum	0,12
	104,38

Das Mineral gelatinirt mit Salzsäure.

Hermann hat eine Arbeit über den Turmalin geliefert, welchen er in drey Species theilt: Schörl, Achroit, Rubellit. Achroit ist der farblose Turmalin von Elba. Hermann giebt an, in allen Var. etwas Kohlensäure gefunden zu haben (bis 2,5 Proc.), welche er als wesentlich für die Mischung und als vicarirend für die Borsäure ansieht, die er als $\dot{B}o$ annimmt. Auch die Kieselerde betrachtet er als $\dot{S}i$. Wir sehen diese Arbeit vorläufig nur als einen Beytrag zu den Untersuchungen über dieses eigenthümliche Mineral an. Als interessant ist die Methode hervorzuheben, wie der Verf. den Oxydationszustand des Eisens in diesem, von Säuern unmittelbar nicht zersetzbaren Mineral bestimmt hat. Dazu wird die Probe in einem verschlossenen Tiegel mit Boraxglas geschmolzen, die Masse durch Salzsäure zerlegt nnd dann nach Fuchs's Methode mit Kupfer gekocht. —

Der Wagnerit ist von dem Verf. neu untersucht worden. Die Analyse bestätigt die von Fuchs erhaltenen Resultate so wie die chemische Formel, welche ich aus denselben abgeleitet habe.

Eine Analyse des ächten Wernerischen Weißgiltigerzes von der Grube „Hoffnung Gottes“ bey Freiberg von dem Verf. zeigte folgenden Gehalt:

Schwefel	22,53
Antimon	22,39
Bley	38,36
Silber	5,78
Eisen	3,83
Zink	6,79
Kupfer	0,32
	100.

Der Verf. berechnet daraus die allgemeine dem Fahlerz zukommende Formel $\dot{R}^4\,\dddot{S}b$ und hält das Mineral für kein Gemenge. Man könnte demnach drey, zu einer chemischen Formation gehörende Fahlerze unterscheiden, ein Kupfer-, ein Silber- und ein Bley-Fahlerz. —

Nach Untersuchungen von Ebelmen und dem Verf. scheint die ältere Ansicht über das Wolfram, welche durch Schaffgotsch dahin geändert worden war, das Wolfram nicht als Säure, sondern als Oxyd in der Verbindung anzunehmen, wieder die wahrscheinlichere zu werden. Demnach ist das Mineral $\dot{R}\,\ddot{W}$.

Der Xanthokon ist von Plattner untersucht und zusammengesetzt gefunden worden aus:

Schwefel	21,798
Arsenik	14,322
Silber	63,880
	100.

Plattner giebt dafür eine Formel, welche ein der Arsenikfäure entsprechendes Arsenikfulphuret enthält, nämlich $\dot{A}g^3\,\dddot{A}s + 2\,\dot{A}g^3\,\dddot{A}s$.

Der Verf. hat einen Zinnkies von Zinnwald im Erzgebirg untersucht und damit die Analyse der Var. von Cornwallis von Kudernatsch bestätigt.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. May.

Nro. 107. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1846.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

Munin, Chimie experimentale et theorique appliquée aux arts industriels et agricoles. T. 1. 2. Par. 1845.

Dr. H. G. Geubel, Grundriß der zoophysiologischen Chemie. Frankfurt 1845.

Dr. L. F. Strumpf, Die neuesten Entdeckungen der angewandten Chemie. Berlin 1845.

C. W. Bock, Die ältesten Bewohner Aegyptens, deren Sprache und Hauptgottheiten ꝛc. Berlin 1845.

C. B. Reichert, Bemerkungen zur vergleichenden Naturforschung im Allgemeinen und vergleichende Beobachtungen über das Bindegewebe und die verwandten Gebilde. Dorpat 1845.

Dr. A. Ed. Grube, Untersuchungen über die Entwickelung der Anneliden. Heft 1. Untersuchungen über die Entwickelung der Clepsinen. Königsb. 1844.

Dr. W. J. Erichson, Naturgeschichte der Insekten Deutschlands. Abth. 1. Coleoptera. Bd. 3. Lief. 1. 2. Berlin 1845.

L. von Buch, Ueber Cyrtideen, eingeleitet durch die Entwicklung der Eigenthümlichkeiten von Carvocrinus ornatus Say. Berlin 1845.

Dr. C. Fr. Naumann, Der Quincunx als Grundgesetz der Blattstellung vieler Pflanzen. Dresden 1845.

H. v. Mohl, Vermischte Schriften botanischen Inhalts. Tübingen 1846.

Dr. C. Fr. Naumann, Geognostische Beschreibung des Königreichs Sachsen und der angränzenden Länderabtheilungen. Heft 1 — 5. Leipz. 1845.

H. v. Meyer, Zur Fauna der Vorwelt. Fossile Säugethiere, Vögel und Reptilien aus dem Molasse Mergel von Oeningen. Frankf. 1845.

F. Unger, Chloris protogaea. Beyträge zur Flora der Vorwelt. Heft 1 — 7. Leipzig 1841 — 45.

J. A. Fallou, Die Gebirgsformationen zwischen Mittweida und Rochlitz u. s. w. Leipzig 1845.

A. J. Corda, Beyträge zur Flora der Vorwelt. Prag 1845.

Dr. E. Beyrich, Ueber einige böhmische Trilobiten. Berlin 1845.

L. Agassiz, Monographie des poissons fossiles etc. Livr. 2. 3. Neuchatel 1845.

Dr. F. X. Hlubek, Die Landwirthschaftslehre. Bd. 1. Wien 1846.

W. Albert, Die Ablösung der Weideservituten und die Entbehrlichkeit der Waldstreu. Preisschrift. Leipzig 1845.

Dr. C. Zeller, Landwirthschaftliche Verhältnisse. Darmstadt 1845.

J. G. Braun, Reisebericht über pädagogisch didaktische und landwirthschaftliche Zustände in Süd- und Westdeutschland, der Schweiz und andern Orten. Dresden 1845.

Dr. F. E. A. Kramer, Gesammelte Schriften Hamb. 1845.

F. M. Oettinger, Bibliotheca Shahiludii. Lips 1844.

H. C. Oerstedt, Naturlehre des Schönen. Aus dem Dänischen von H. Zeise. Hamb. 1845.

Pet. Alfonsi disciplina clericalis. Zum erstenmale herausgegeben von F. W. V. Schmidt. Berlin 1827.

Fr. Lobon de Salazar, Historia del famoso predicador fray Gerundio de Campazas. Paris 1824.

A. W. von Schlegel, Spanisches Theater. Fünf Schauspiele von Calderon. Besorgt von Boecking. Bd. 1. 2. Leipzig 1845.

A. Holtzmann, Indische Sagen. Carlsruhe 1845.

J. Grimm, Gedichte des Mittelalters auf König Friedrich I. den Staufer. Berlin 1844.

G. G. Gervinus, Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen. Th. 1. von den ersten Spuren der deutschen Dichtung bis gegen das Ende des 13. Jahrhunderts. 3te umgearb. Ausg. Leipzig 1846.

Dr. O. v. B. Wolff, Handbuch deutscher Beredsamkeit. Th. 1. 2. Leipzig 1846.

Lettres de Armand-Jean le Bouthillier de Rancé, recueillies et publiées par B. Gonod. Paris 1846.

Lettres inédites de Feuquières publiées par Et. Gallois. Vol. 1. 2. Paris 1845.

W. Füßli, Zürich und die wichtigsten Städte am Rhein mit Bezug auf alte und neue Werke der Architektur, Sculptur und Malerey. Bd. 1. 2. Leipzig 1846.

Ad. Siret, Dictionnaire historique des peintres de toutes les écoles. Livr. 1. Bruxelles 1845.

R. von Rettberg, Uebersichtstafel zur Geschichte der Kunst von Nürnberg. Hannover 1845.

— —, Nürnberger Briefe (zur Geschichte der Kunst) Hannover 1846.

L. Batissier, Histoire de l'art monumentale dans l'antiquité et au moyen-âge, suivie d'un traité de la peinture sur verre. Livr. 22 — 72. Par. 1845.

H. F. Mannstein, Geschichte u. s. w. des Gesanges von Gregor dem Großen bis auf unsere Zeit. Leipzig 1845.

Oeuvres de Henri Fonfrède, recueillies et mises en ordre par Ch. Al. Campan. Tom. I. Bordeaux 1844.

Bülow-Cummerow, Politische und finanzielle Abhandlungen. Heft 2. Berlin 1845.

E. A. Masius, Lehre der Versicherung und statistische Nachweisung aller Versicherungsanstalten Deutschlands. Leipzig 1846.

Andral und Gavarret, Untersuchungen über die durch die Lunge ausgeathmete Kohlensäure-Menge beym Menschen. Deutsch von Dr. L. Spengler. Wiesbaden 1845.

Dr. C. W. A. Schriever, Diagnostische Tabelle der Hautkrankheiten u. s. w. Berlin 1845.

Dr. C. W. Mehliß, Die Krankheiten des Zwerchfells des Menschen. Eisleben 1845.

G. Lefevre, An apology for the nerves. London 1844.

J. G. A. Lugol, Untersuchungen und Beobachtungen über die Ursachen der scrophulösen Krankheiten. Deutsch von Krupp. Leipzig 1845.

P. Hood, Practical observations on the diseases most fatal to children. London 1845.

M. Hager, Die fremden Körper im Menschen. Wien 1844.

J. J. Furnivall, The diagnosis, prevention and treatment of diseases of the heart and of Aneurism. London 1845.

Dr. C. H. Fuchs, Abhandlung über das Emphysem der Lunge. Leipzig 1845.

Dr. E. v. Feuchtersleben, Lehrbuch der ärztlichen Seelenkunde. Wien 1845.

Dr. J. N. Sauter, Die Behandlung der Hundswuth. Konstanz 1845.

Rilliet und Barthez, Handbuch der Kinderkrankheiten. Deutsch von Krupp. Th. 1 — 3. Leipzig 1844.

Dr. R. Remak, Diagnostische und pathogenetische Untersuchungen in der Klinik des Dr. Schoenlein. Berlin 1845.

Dr. Leroy-D'Etiolles, Urologie. Des angusties ou rétrécissements de l'urètre et de leur traitement rationnel. Paris 1845.

Dr. G. F. B. Adelmann, Untersuchungen über die krankhaften Zustände der Oberkieferhöhle. Dorpat 1844.

Dr. G. Negrier, Weitere Erfahrungen über den Nutzen der Wallnußblätter gegen die Scrofeln. Uebers. von Dr. M. J. Kreutzwald. Bonn 1844.

Dr. H. Plitt, Die Wahrheit in der Hydropathie und ihr Verhältniß zur rationellen Heilkunde. Bd. 1. Dresden 1845.

Dr. F. Rumpelt, Das Blei und seine Wirkungen auf den thierischen Körper. Leipzig 1845.

Dr. J. H. Dierbach, Die neuesten Entdeckungen in der materia medica. Bd. 3. Abth. 1. Heidelberg 1845.

Dr. L. v. Riecke, Der geburtshilfliche Operationskursus. Tübingen 1845.

C. F. Schellhase, Veterinär-literarische Excursionen. Heft 1. Schriften des Herrn Prof. Dieterichs. Berlin 1845.

Fr. D. Sanio, Rechtshistorische Abhandlungen und Studien. Bd. I. 1. Königsberg 1845.

C. Bulling, Das Precarium. Leipzig 1846.

G. A. Davoud-Oghlou, Histoire de la législation des anciens Germains. T. 1. 2. Berl. 1845.

G. Phillips, Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts mit Einschluß des Lehenrechts. 3. Aufl. Bd. 1.

F. W. A. Kosmann, Das Statutar Recht der Stadt Alt Stettin. Stettin 1845.

Th. Brand, Handbuch der Preußischen Gesetzsammlung von 1806 bis einschließlich 1845. Heft 1. Breslau 1845.

Dr. J. Weiske, Praktische Untersuchungen auf dem Gebiete des einheimischen Rechtes. Heft 1. Leipzig 1846.

J. Miller, An inquiry into the present state of the statute and criminal law of England. London 1822.

F. G. Bunge und C. O. v. Madai, Sammlung der Rechtsquellen Liv-, Esth- und Curlands. Abth. I. Lief. 3. &c. Dorpat 1845.

Dr. Fr. X. Güntner, Kindesmord und Fruchtabtreibung. Prag 1845.

W. Thilo, Strafprozeßordnung für das Großherzogthum Baden. Heft 1. Karlsruhe 1845.

C. A. Kampß, Die Handels- und Schifffahrts Verträge des Zollvereins. Braunschweig 1845.

Fr. v. Wyß, Geschichte des Concursprozesses der Stadt und Landschaft Zürich bis 1715. Zürich 1845.

L. Knorr, Das Executionsverfahren nach gemeinem Rechte. Gießen 1845.

Dr. Ph. L. Kriß, Sammlung von Rechtsfällen und Entscheidungen derselben. Bd. 1—4. Leipz. 1843.

Will. Cureton, The ancient Syriac Version of the epistles of S. Ignatius to St. Polycarp, the Ephesians and the Romans. Lond. 1845.

S. Johannis Chrysostomi Homilia in ramos palmarum. Slovenice, latine et graece cum notis criticis et glossario ed. Fr. Miklosich. Vindob. 1845.

L. Fr. O. Baumgarten-Crusius, Nachgelassene exegetische Schriften zum neuen Testament. Bd. 1 — 3. Jena 1845.

L. Fr. O. Baumgarten-Crusius, Theologische Auslegung der Johanneischen Schriften. Bd. 1. 2. Jena 1845.

Dr. G. Seyffarth, Chronologia sacra. Untersuchungen über das Gebartsjahr des Herrn und die Zeitrechnung des alten und neuen Testamentes. Leipzig 1846.

Fr. A. Staudenmaier, Der Protestantismus in seinem Wesen und seiner Entwickelung. Th. 1. 2. Freyburg 1846.

Dr. J. B. v. Hirscher, Christliche Moral. 1. umgearb. Aufl. Th. 1 — 3. Freiburg 1845.

Dr. R. Rothe, Theologische Ethik. Bd. 1. 2. Wittenberg 1845.

Dr. R. Haas, Der geistliche Beruf in allen seinen Verhältnissen und nach den Bedürfnissen der neuesten Zeit. 2. Aufl. Gießen 1846.

P. F. Kanngiesser, Geschichte von Pommern bis auf das Jahr 1129. Greifswald 1821.

J. M. Koblmann, Beytrage zur Bremischen Kirchengeschichte. Heft 1. Bremen 1844.

Dr. J. J. Ritter, Geschichte der Diözese Breslau. Th. 1. Breslau 1845.

C. Riffel, Die Aufhebung des Jesuiten-Ordens. Mainz 1845.

H. Lutteroth, La Russie et les Jésuites de 1772 à 1820 d'après des documents la plupart inédits. Paris 1845.

Geschichte des Jesuitenkampfes in der Schweiz. Zürich 1845.

Junius, Der Jesuitismus in Belgien. Leipzig 1846.

Fr. Ulbricht, Die merkwürdigsten Verfassungen evangelischer Landeskirchen Europa's nach ihren Grundzügen zusammengestellt. Leipzig 1845.

Dr. C. Ullmann, Für die Zukunft der evangelischen Kirche Deutschlands. Stuttg. 1845.

C. G. H. Lenz, Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation. Bd. 1. Leipzig 1845.

J. K. Seidemann, Beytrage zur Reformationsgeschichte. Heft 1. Die Reformationszeit in Sachsen von 1517 — 1539. Mit Urkunden. Dresden 1846.

J. H. Koosen, Ueber akademische Lehrmethode mit Bezugnahme auf conversatorischen Unterricht. Königsberg 1845.

Th. Mundt, Allgemeine Literaturgeschichte. Th. 1. 2. 3. Berlin 1846.

Vieusseux, Delle condizioni del commercio librario in Italia etc. Firenze 1844.

F. G. W. Struve, Librorum in bibliotheca sepu-

lae Pulcovensis contentorum catalogus systematicus. Lips. 1845.

Dr. J. M. A. Scholz, Die Harmonie der göttlichen Offenbarung mit den Fortschritten der Wissenschaften. Bonn 1845.

Dr. Fr. Leizmann, Ueber Art und Kunst der deutschen Literatur. Lemgo 1845.

A. G. Heydemann, Ueber das französische Secundär-Unterrichtsgesetz vom Jahre 1841. Berlin 1845.

G. Giesebrecht, De litterarum studiis apud Italos primis medii aevi saeculis. Berl. 1845.

W. Whewell, Ueber die Grundsätze der englischen Universitätsbildung. Braunschweig 1845.

Jo José da Costa de Macedo, Discurso lido em 22 de Janeiro de 1843 na sessão publica da academica real das sciencias de Lisboa. Lisboa 1843.

F. Palacky, Jahrbücher des Böhmischen Museums für Natur und Landerkunde, Kunst und Literatur. Bd. 1. 2. Prag 1830 — 31.

Studier Kritiker och Notiser. Literär-Tidning. 1845. Lund.

A. W. Schlegel, sämmtliche Werke, herausg. v. Ed. Böcking. Bd. 1. Leipzig 1845.

Delle prose et poesie liriche di Dante Allighieri, prima edizione per cura del Dottore Aless. Torri. Vol. 3. La Monarchia. Livorno 1844.

H. C. Swyghuisen Groenewoud, Institutio ad grammaticam Aramaeam ducens. Traj. ad Rh. 1845.

Vocabolario dei dialetti della città e diocesi di Como con esempi e riscontri di lingue antiche e moderne di Pietro Monti. Disp. II. Milano 1845.

P. Monti, Saggio di Dizionario del dialetto della Diocesi Comasca. Milano 1844.

Ch. Grandgagnage, Dictionaire etymologique de la langue Wallonne. Cah. 1. Liege 1845.

P. Lebrocquy, Analogies linguistiques du flamand dans ses rapports avec les autres idiomes d'origine teutonique. Bruxelles 1845.

Th. Smith, Das Fundament der englischen Grammatik. Kiel 1845.

Dr. K. Fr. Elze, Ueber Philologie als System. Dessau 1845.

H. Sengelmann, Das Buch von den 7 weisen Meistern aus dem Hebräischen und Griechischen. Halle 1842.

Dr. S. B. Schever, Das psychologische System des Maimonides. Frankf. 1845.

Leon Modenese, Ari Nohem. Streitschrift über die Echtheit des Sohar und den Werth der Kabbala. Nach einer Handschrift herausgegeben von Dr. J. Fürst. Leipzig 1840.

Mibchar-Ha-Peninim, aus dem Arabischen übersetzt. Mit hebr. Texte und mit erläut. hebr. Commentar von A. Adam. Hamburg 1845.

Dr. R. Roth, Zur Literatur und Geschichte des Weda. Stuttgart 1846.

Definitiones viri merit. Sejjid Scherif Ali Ben Mohammed Dschordschâni. Accedunt definitiones Theosophi Mohji-Ed-Dín Mohammed Ben Ali vulgo Ibn Arabi dicti. Ed. Dr. Gust. Flugel. Lips. 1845.

Statistisches Jahrbuch für 1845. Herausg. von K. A. Müller. Leipzig 1845.

J. Stephens, Incidents of travel in Yucatan. Vol. 1. 2. London 1843.

A. Ruge, Zwey Jahre in Paris. Studien und Erinnerungen. Bd. 1. 2. Leipzig 1846.

J. P. and W. P. Robertson, Letters on South America. Vol. 1 — 3. Lond. 1843.

E. Quinet, Mes vacances en Espagne. Livr. 1—3. Paris 1846.

J. Johnson, A tour in Ireland with meditations and reflections. Lond. 1844.

J. J. Jarves, Scenes and scenery in the Sandwich islands. Lond. 1841.

Houstoun, Texas and the Gulf of Mexico. Vol. 1. 2. Lond. 1844.

V. Fontanier, Narrative of a mission to India and the countries bordering on the Persian Gulf. Vol. 1. Lond. 1844.

Featherstonhaugh, Excursion through the slave states. Vol. 1. 2. Lond. 1844.

Eothen or traces of travel brought home from the East. Lond. 1844.

L. St. Costello, Béarn and the Pyrénées. Vol. 1. 2. Lond. 1844.

Dr. C. Fr. Strang, Geschichte des deutschen Adels. Th. 2. 3. Breslau 1845.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. May.

Nro. 108. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1846.

Ueberſicht

der ausländiſchen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Erſtes Quartal. Januar — März 1846.

(Fortſetzung.)

Burnouf, Etudes sur la langue et sur les textes zends. (Suite.) — Journ. asiat. 1846. Févr. p. 105.

Pape, Wörterbuch der griech. Eigennamen. Braunschweig 1842. (3 et 4 art.) — Journ. des Sav. 1846. Févr. p. 109. Mars p. 161.

Génin, Variations du language français depuis le douzième siècle. Par. 1845. — Bibliothèque de l'école des chartes. T. II. Livr. 3. Janv. — Févr. 1846. p. 189.

Egger, Etudes sur l'antiquité. Aristarque. — Rev. des deux Mondes. 1846. T. I. p. 205.

Lucilius, Satires, fragments revus etc. par Corpet. Par. 1845. — Journ. des Sav. 1846. Févr. p. 65.

Adivirarameim, Histoire du roi Nallane, traduite du tamoul par Prieur. — Journ. asiat. 1846. Févr. p. 189.

Quatrefages, Souvenirs d'un naturaliste. Les côtes de Sicilie. II. Le golfe de Castellamare. Santo-Vito. — Revue des deux Mondes 1846. T. I. Livr. 3. p. 377.

Hommaire de Hell (Xav.), Les steppes de la mer caspienne, le Caucase, la Crimée et la Russie méridionale. Voyage pittoresque, historique et scientifique. Par. 1843 — 46. — Foreign. Quart. Rev. 1846. April p. 185.

Keppel, The expedition to Borneo of Her Majesty's ship Dido, for the suppression of piracy, with extracts from the journal of James Brooke. Lond. 1846. — Ebendaſelbſt p. 63. Blackw. Mag. 1846. March. p. 356.

Etudes historiques et critiques sur la philosophie de l'histoire. — Rev. de Bruxelles T. IV. 1846. Livr. III. p. 125. Liv. IV. p. 185.

Lenormant, Cours d'histoire moderne. — Ebendaſ. Livr. I. p. 35. Livr. II. p. 99. Livr. III. p. 163.

Guiraud, Rome paienne et Rome chrétienne depuis Auguste jusqu'à Augustule. — Univ. cathol. 1846. Févr. p. 141.

D'Alaux (Gust.), L'Aragon pendant la guerre civile. — Revue des deux mondes. 1846. T. I. Livr. 3. p. 281.

Mignet, Antonio Perez et Philippe II. Bruxelles 1845. — Rev. nat. de Belgique. T. XIII. Livr. IV. p. 198.

Mignet, Nouveaux documents inédits sur Antonio Perez et Philippe II. (1 Art.) — Journ. des Sav. 1846. Mars p. 174.

Carné, Louis XI. — Correspondant T. XIII. Livr. 4. p. 597.

Courson, Histoire des peuples Bretons dans la Gaule et dans l'Ile de Bretagne. 2 Vols. Paris 1846. — Ebendaſ. Livr. 5. p. 758.

Lefebvre, Histoire des cabinets de l'Europe pendant le consulat et l'empire. T. 1. 2. Par. 1845. Thiers, Hist. du consulat et de l'empire. T. 1 — 5. Paris 1845. — Bibl. univ. 1846. No. 2. p. 176.

Juste, Histoire de la révolution belge de 1790, précédée d'un tableau historique du règne de l'empereur Joseph II., suivie d'un coup-d'oeil sur la révolution de 1830. Bruxelles 1846. —

Revue nat. de Belgique. T. XIII. Livr. IV. p. 219.

Gerlache, Histoire du royaume des Pays - Bas depuis 1811 jusqu'en 1830. — Rev. de Brux. T. IV. 1846. Livr. II. p. 71. Livr. III. p. 140. Livr. IV. p. 195.

Ranelagh, Observations on the present state of our national defences. Lond. 1845. — Quart. Rev. 1846. March. p. 526.

Biot, Etudes sur les anciens temps de l'histoire chinoise. Temps anterieurs à la dynastie des Hia. — Journ. asiat. 1846. Févr. p. 161.

Bunsen, Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte. Hamb. 1845. — Journ. des Sav. 1846. Mars. p. 129.

Algeria, past and present: 1) The French in Algiers etc. Lond. 1845. 2) France, Abd-el-Kader's prisoners. Translat. by Porter. Lond. 1846. — Foreign Quart. Rev. 1846. April. p. 159.

Bancroft, History of the united states. Vol. 1 — 3. Boston 1838 — 1840. — Bibl. univ. 1846. No. 2. p. 199.

Portal, Mémoires. Pelet, Précis de l'histoire des Etats-unis d'Amérique. — Correspondant T. XIII. Livr. 4. p. 675.

The Oregon Question: Greenhow, Memoir historical and political, on the northwest coast of America; The history of Oregon and California; The geography of Oregon and California; Nicolay, The Oregon territory; a geographical and physical account of that country and its inhabitants, with outlines of its history and discovery. Lond. 1846. — Quart. Rev. 1846. March. p. 563.

Hookham Carpenter, Mémoires et documents inédits sur A. Van Dyck, P. P. Rubens et autres artistes contemporains, traduits de l'Anglais par L. Hymans. Anvers 1845. — Revue nat. de Belgique. T. XIII. Livr. IV. p. 185.

Galusky, Critiques et historiens modernes de l'Allemagne I. Guillaume de Schlegel. — Rev. des deux Mondes 1846. T. I. p. 159.

Harcourt, Letter to Henry Lord Brougham, containing remarks on certain statements in his lives of Black, Watt and Cavendish. — Phil. Mag. 1846. Febr. p. 106.

Lindsay, Lives of the Lindsays; or a memoir of the Houses of Crawford and Balcarres. 4 vols. 8vo. Wigan, 1840. Case of James Earl of Balcarres. Lond. 1845. — Quart. Rev. 1846. March. p. 465.

Chasles, Documents nouveaux sur Olivier Cromwell. Cromwell homme de guerre et chef de parti. — Revue des deux mondes 1846. T. I. Livr. 3. p. 342.

Moon, Reply to Young's recent paper on the evaluation of the sums of neutral series. — Phil. Mag. 1846. Febr. p. 136.

Cockle, On the existence of finite algebraic solutions of the general equations of the fifth, sixth and higher degrees. — Ebendaſ. March p. 190.

Young, On differentiation as applied to periodic series: with a few remarks in reply to Mr. Moon. — Ebendaſ. p. 213.

Saint - Laurent, Aperçu sur la renaissance de l'architecture ogivale en Angleterre. — Rev. de Bruxelles T. IV. 1846. Livr. II. p. 111. Livr. IV. p. 242.

Spanish architecture: 1) Cean-Bermudez, Noticias de los arquitectos de España. Madr. 1829. 2) Widdrington, Spain and Spaniards. Lond. 1844. 3) Jones, Plans etc. of the Alhambra. Lond. 1842. 4) Ford, Handbook for Spain. Lond. 1845. 5) Wells, The picturesque antiquities of Spain. Lond. 1846. 6) Perez de Villa amil. España artistica y monumental. Par. 1846. 3 vols. fol. — Quart. Rev. 1846. March p. 486.

Plantamour, Observations de la comète de Biéla, faites à Genève. — Bibl. univ. 1846. No. 2. Arch. des scienc. phys. et nat. p. 175.

Payen, D'un phenomène observé dans les fabriques de carbonate de plomb. Annal. de Chim. et de Phys. 1846. Févr. p. 231.

Matteucci, Sur le développement de l'électricité par action chimique. — Ebendaſ. Mars p. 257.

Fuster, Résultats des recherches sur les changements du climat de la France. — Ebendaſ. p. 327.

Provostaye et Desains, Mémoire sur le rayonnement de la chaleur. — Ebendaſ. p. 337.

Marignac, Sur les relations qui existent entre les propriétés physiques et la composition chimique des corps composés. (Résumé de divers travaux.) Second article. — Bibl. univ. 1846. No. 2. Archives des scienc. phys. et nat. p. 137.

De la Rive, Observations sur une note de Wertheim relative aux vibrations qu'un courant

galvanique fait naître dans le fer doux. — Ebendaſ. p. 170.

Biot, Sur les modifications qui s'opèrent dans le sens de la polarisation des rayons lumineux, lorqu'ils sont transmis à travers des milieux solides ou liquides, soumis à des influences magnétiques très-puissantes. — Journ. des Sav. 1846. Févr. p. 93. Mars p. 145.

Collen, On the application of the photographic camera to meteorological registration. — Phil. Mag. 1846. Febr. p. 73.

Stokes, On Fresnel's theory of the aberration of light. Challis, on the aberration of light, in reply to Mr. Stokes. — Ebendaſ. p. 76. 90.

Waller, Observations on certain molecular actions of crystalline particles, and on the cause of the fixation of mercurial vapors in the Daguerreotype process. — Ebendaſ. p. 94.

Hopkins, On the causes of the semi-diurnal fluctuations of the barometer. — Ebendaſ. March p. 166.

Challis, On the principles to be applied in explaining the aberration of light. — Ebendaſ. p. 176.

Sabine, On the winter storms of the United States. — Ebendaſelbſt p. 200.

Reid - Ventilation: 1) Reid (Dav. Boswell), Illustrations of the theory and practice of ventilation, with remarks on warming, exclusive lighting and the communication of sound. Lond. 1844. 2) Reid, Ventilation; a reply to misstatements by The Times and by The Athenaeum. Lond. 1845. — Quart. Rev. 1846. March. p. 381.

Ebelmen, Recherches sur les combinaisons des acides borique et silicique avec les éthers. — Ann. de Chim. et de Phys. 1846. Févr. pag. 129.

Donny, Mémoire sur la cohésion des liquides etc. — Ebendaſelbſt p. 167.

Wurtz, Recherches sur la constitution des acides du phosphore. — Ebendaſ. p. 190.

Pierre, Sur quelques sels doubles formés par les oxydes du groupe magnésien. — Ebendaſ. p. 239.

Hofmann (G.), Recherches sur le chloranile. — Ebendaſ. Mars. p. 283.

Peligot, Sur les chlorures de chrome. — Ebendaſ. p. 294.

Lewy, Sur quelques combinaisons nouvelles du perchlorure d'étain. — Ebendaſelbſt p. 303.

Leblanc, Note sur l'essence d'absinthe. — Ebendaſ. p. 333.

De l'action qu'exerce dans la production de l'électricité voltaique l'oxigène dissous dans l'eau. — Bull. univ. 1846. No. 2. Arch. des scienc. phys. et nat. p. 163.

Gobley, Recherches chimiques sur le jaune d'oeuf, — Journ. de Pharm. et de Chim. 1846. Jan. p. 5. Févr. p. 81. Mars. p. 161.

Cloez, Action du chlore sur l'éther oxalique de l'alcool et sur l'acétate de méthylène. — Ebendaſ. Janv. p. 15.

Frémy et Clémandot, Note sur la production de l'aventurine artificielle. — Ebendaſ. Mars. p. 174.

Berthemot, Examen chimique du produit blanchâtre qui recouvre les fruits (fleur des fruits). — Ebendaſ. p. 177.

Schönbein, On the decomposition of the yellow and red ferrocyanides of potassium by solar light. — Philos. Mag. 1846. March. p. 211.

Braconnot, Analyse des limaces. — Ann. de Chim. et Phys. 1846. Mars. p. 313.

Brullé et Hugueny, Expériences sur le développement des os dans les Mammifères et les Oiseaux, faites au moyen de l'alimentation par la garance. (Suite.) — Ann. des scienc. nat. 1845. Decemb. Zool. p. 321.

Flourens, Expériences sur la résorption et la reproduction successives des têtes des os. — Ebendaſ. p. 358.

Blanchard, Mémoire sur l'organisation d'un animal appartenant au sous-embranchement des Annelés. (Le genre Malacobdelle de Blainville.) — Ebendaſ. p. 364.

Robin, Note sur une espèce de glandes de la peau de l'homme. — Ebendaſ. p. 380.

Gray, On the British Cetacea. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1846. Febr. p. 82.

Jardine (W.), Horae zoologicae. — Ebendaſ. p. 85.

Thompson (W.), Notice of an American Bittern (Botaurus lentiginosus) obtained in Ireland. — Ebendaſ. p. 91.

Walker, Characters of some undescribed species of Chalcidites. — Ebendaſ. p. 108.

Warren, On the osteology and dentition of some North Americain Mastodons. — Ebendaſ. March p. 145.

Thompson, Notice of a bottle-nosed whale, Hy-

perodon Butzkopf, Lacep., obtained in Belfast Bay in October 1845. — Ebendaſ. p. 150.

Blyth, Description of Caprolagus, a new genus of Leporine Mammalia. — Ebendaſ. p. 163.

Scouler, Notes on some rare species of animals found on the coasts of Ireland. — Ebendaſ. p. 176.

Lafresnaye, Mélanges ornithologiques. (Suite.) Sur la Vidua axillaris du docteur Smith et sur le genre Vidua en général. — Revue zool. 1846. Févr. p. 34.

Malherbe, Description de quelques espèces nouvelles d'oiseaux de l'Algérie; Hartlaub, Note sur le genre Dicée; Recluz, Description de plusieurs Animaux Mollusques bivalves (Suite); Gaubil, Description d'une nouv. espèce de Coléoptère carnassier; Michelin, Note sur diff. esp. du genre Vioa, et sur le nouveau genre Metaporinus. — Ebendaſ. p. 41 — 62.

Trécul, Recherches sur la structure et le développement du Nuphar lutea. (Suite.) — Ann. des scienc. nat. 1845. Decemb. Botan. p. 321.

Montagne, Cinquième centurie de plantes cellulaires exotiques nouvelles. Decades VII à X. — Ebendaſ. p. 346.

Merat, Notice sur le genre Thrincia. — Ebendaſ. p. 367.

Ord, Notes on the natural habitat of the common potato and on its introduction into Europe. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1846. March. p. 154.

Babington, A synopsis of the british Rubi. — Ebendaſ. p. 165.

Brunner (C., fils.), Observations sur l'inflorescence du tilleul. — Bibl. univ. 1846. No. 2. Arch. des scienc. phys. et nat. p. 181.

Virey, Etudes nouvelles sur la glaucité du feuillage et de la glaucescence dans plusieurs familles de plantes et sur leur chlorose. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1846. Févr. p. 101.

Damour, Nouveaux essais sur le diaspore de Sibérie. — Ann. de Chim. et de Phys. 1846. Mars. p. 321.

Taylor (Thom.), On some new species of animal concretions. — Philos. Mag. 1846. March. p. 192.

Taylor (Rich. Cowling), On the anthracite and bituminous coal-fields in China. — Ebendaſ. p. 204.

Impey Murchison (Rod.), Verneuil and Keyserling, The geology of Russia in Europe and the Ural mountains. Lond. 1845. 2 vols. 4. — Quart. Rev. 1846. March. p. 348.

Rigaud, Mémoire sur la situation des forges de France et de Belgique. — Ann. des Mines. T. VIII. 1845. Livr. 5. p. 371.

Beaufort, De l'éducation. — Rev. de Bruxelles T. IV. 1846. Livr. I. p. 5.

Saisset, La philosophie allemande. Des derniers travaux sur Kant, Fichte, Schelling et Hegel. (I. Raport sur le concours ouvert par l'Académie des Sciences morales et politiques pour l'éxamen critique de la philosophie allemande par M. de Rémusat. II. Kant, Critique du Jugement, trad. p. Barni. III. Fichte, Méthode pour arriver à la vie bienheureuse, trad. p. Bouillier. IV. Schelling, Bruno trad. p. Husson. V. Ott, Hegel et la philosophie allemande. Brux. 1845.) — Revue des deux Mondes 1846. T. I. Livr. 3. p. 311.

Bordas-Demoulin, Mélanges philosophiques et religieux. — Ebendaſ. p. 145.

Maine de Biran, Fragments inédits, publiés par Naville. Sixième fragment. Des utilités pratiques de la psychologie. — Bibl. univ. 1846. No. 2. p. 161.

Beaufort, De la parole. — Rev. de Brux. 1846. T. IV. Livr. IV. p. 205. Livr. V. p. 253.

Gerbet, Dernières conférences d'Albéric d'Assise. Univ. cathol. 1846. Jan. p. 7. Févr. p. 101.

Girardin (Saint-Marc), Cours de littérature dramatique, ou de l'usage des passions dans le drame. Par. 1843. — Bibl. univ. 1846. No. 2. p. 246.

The satirical literature of the Reformation: 1) Oeuvres de Rabelais. Ed. by Jacob. Par. 1842. 2) Le cymbalum mundi de B. des Periers. Ed. by Jacob. Par. 1841. 3) Les contes de B. des Periers. Edit. by Nodier. Par. 1841. 4) La satyre Ménipée. Ed. by Labitte. Par. 1845. 5) Le moyen de parvenir. Par Beroalde de Verville. Ed. by Jacob. Par. 1841. — Foreign Quart. Rev. 1846. April. p. 129.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Juny.

Nro. 109. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Voyage dans l'Inde par Victor Jacquemont, pendant les années 1828 à 1832.

(Fortsetzung.)

Die Beschreibung seiner Rückreise aus Kaschmir durch andere Theile des Pendschab nach Subhatu und Delhi fehlt. Letztere Stadt verließ er wieder im Februar 1832, um durch Radschputana, Malwa und Kandesch nach Bombay zu gehen, wo ihn ein frühzeitiger Tod ereilte, am 7. Dez. 1832. Der erste Band reicht bis zu seiner ersten Ankunft in Delhi, der zweyte enthält die Alpenreisen, und der dritte den Zug durch den Pendschab, Kaschmir und das westliche Indien. Außer der eigentlichen Erzählung und den unglücklichen Episoden enthalten die Tagebücher ausführliche geognostische Studien mit Beschreibung der gesammelten und in Paris aufbewahrten Handstücke; ferner gute Beobachtungen über Pflanzenverbreitung und Ackerbau; endlich zoologische Notizen, deren Dürftigkeit mehr dem Mangel an Interesse für die Sache von Seite des Reisenden, als beschränkenden Aufträgen zuzuschreiben ist.

Der Verf. sah sich in Calcutta, welches den hochtrabenden Namen „Stadt der Palläste" führt, in seinen Erwartungen von Pracht und Größe gänzlich getäuscht. Es gilt aber dieß Beywort auch nur von dem englischen Stadttheile, welcher die größten und dauerhaftesten Gebäude europäischer Bauart in ganz Indien aufzuweisen hat. Die Stadt der Eingebornen besteht mit Ausnahme einiger weitläufiger Häuser von sogenannten Radschas oder Babus, aus niederen, schlechten Hütten. Calcutta ist noch zu jung und besitzt nicht den Ruf von Heiligkeit und Gelehrsamkeit, wie Benares und Puna, oder Umritsir im Pendschab, welcher die Fürsten und Reichen des ganzen Landes bewegt, die kostbarsten Palläste daselbst aufführen zu lassen und zu unterhalten, damit ihr Name an der heiligen Stätte genannt werden möge. Uebrigens ist folgende Beschreibung eines Babu-Pallastes in Calcutta unter der Wirklichkeit.

> Nichts ist so elend wie die Häuser dieser Leute. Lange Zimmer, eng und nieder, gegen den inneren Hofraum geöffnet, in welchen vor diesen Gemächern eine enge von Holzpfeilern getragene Gallerie läuft. Hier und dort findet man einiges kostbare, aber geschmacklose Zimmergeräthe neben altem Gerümpel, das man in dem bescheidensten europäischen Hause nicht dulden würde. Das Täfelwerk ist zwar von Schnitzarbeit: es giebt aber daselbst keine Thüre, die sich schließt, kein Fenster, das paßt; was zu wirklicher Bequemlichkeit dient, ist ganz vernachläßiget; statt des Nothwendigen, das überall fehlt, zeigt sich hie und da ein bizarrer Ueberfluß; der Sinn für Unterhaltung und Bewahrung ist den Orientalen fremd. Sie würden eher ein neues Haus bauen, als eine zerbrochene Glasscheibe in einem ihrer Fenster ersetzen lassen. (I. 211.)

Eine dem Nordländer sehr auffallende Erscheinung ist der schnelle, durch keine Vorboten angekündigte Wechsel der Tages- und Jahreszeiten in den Tropenländern. Wie es eigentlich daselbst keine Morgen- und Abenddämmerung giebt, so fehlt auch Frühling und Herbst. Der Verf. bemerkt über den schnellen Eintritt des Winters in Bengalen:

> Ehe die Blätter fallen, färben sie sich nicht so mannigfaltig wie in kalten Klimaten. Hier tritt der Tod der Pflanze so schnell ein, wie ihr Entstehen rasch war;

die Entwicklung ist rasch, ebenso die Auflösung. Wenn die kühle Jahreszeit naht, zieht sich das Leben nicht langsam aus den Gewächsen oder den Theilen derselben, die nur einen Sommer sehen, zurück; es verläßt sie plötzlich. Vertrocknet fallen sie sogleich, und bald von der Sonnenhitze, welche der Winter nicht dämpft, aufgelöst, geben sie der Luft die Bestandtheile zurück, welche sie aus derselben aufgenommen hatten. Jedoch ist die Zahl der Bäume, welche die Blätter abwerfen, in den Tropenländern nur gering. Die ersten Winterlüfte, welche einige der Blätter berauben, rufen in vielen anderen dieselben hervor. Das Land ist im Winter nicht weniger grün als im Sommer. (I, 228.)

Die Jahreszeiten in Bengalen, ihren Einfluß auf europäische Constitution und die durch sie bedingte Lebensweise der Herrn des Landes schildert der Verf. in Folgendem:

Die Indier unterscheiden drey Jahreszeiten: die heiße, die regnerische und die kühle. Erstere beginnt mit der Wendung des S.W. Passatwindes um die Frühlings-Nachtgleiche, und endigt im Laufe des Monates Juni. Die Häuser der Europäer sind dann nur während der Nacht geöffnet; mit Sonnenaufgang werden sie so sorgfältig als möglich geschlossen. Jeder läßt sich in seinem Gemache über seinem Haupte den ganzen Tag Luft zufächeln, welche während der Nacht abgekühlt worden; ein Diener setzt nämlich einen großen an der Decke aufgehangenen Schirm, Punka genannt, in Bewegung. Regen ist selten und die Luft sehr trocken in dieser Jahreszeit, und obgleich die Luft, womit man sich anfächeln läßt, 28 — 30 Grade Wärme besitzt, verhindert sie doch den Schweiß oder nimmt ihn weg, wie er sich bildet. Diese Zugluft sinkt oft zu einem unbemerkbaren Lüftchen, und sogleich bedeckt sich die Stirne mit Schweiß; man fähret einige Zeit in seinem Geschäfte des Lesens oder Schreibens fort, aber mit Unaufmerksamkeit und von einem Gefühle der Unbequemlichkeit geplagt. Wenn man umsieht, hängt der Schirm unbeweglich und der Diener, welcher ihn ziehen soll, schläft ruhig, während sein Herr brennt. Ein kräftiger Ausruf schreckt ihn aus dem Schlafe, er erhebt sich und zieht mit aller Macht den Schirm, von welchem man alsbald Behaglichkeit und Frische empfindet. Doch um den Mann für seine Faulheit zu bestrafen, müßte man aufstehen, die vier Schritte zu ihm und wieder zurück machen; aber man scheut sich vor der Länge des Weges, denn die geringste Bewegung und Kraftanstrengung hebt die erfrischende Wirkung der Punka auf, und man verliert in einem Augenblicke den Nutzen einer viertelstündigen Anfächelung. Diese weise Berechnung erspart jedes Jahr der Kaste der Schirm-Zieher in Bengalen eine große Anzahl von Fußtritten. Mit Sonnenuntergang öffnet man, was sich öffnen läßt; dieß ist auch die Zeit der Spazierfahrt; bis man um 8 Uhr zur Tafel heimkehrt, hat sich die Luft in dem Gebäude um 3 bis 4 Grade abgekühlt. Man schläft beynahe entblößt auf den Decken, nicht unter ihnen, bey offenen Fenstern; der um das Bett gespannte Moskito-Vorhang hält den Luftzug ab, der durch die Kammer streicht. Dennoch erwachte ich mehrmals des Morgens mit einem Rheumatismus. In Indien entstehen mehr Krankheiten in Folge von Verkältung als durch große Hitze; diese ist nur unbequem, nicht ungesund. Alle Aerzte stimmen darin überein, daß sie die Jahreszeit der heißen Winde für die gesundeste halten, vorausgesetzt, daß man sich niemals der Sonne Preis giebt. —

Das Ende des Mai bringt einige Gewitter von kurzer Dauer aber schrecklicher Heftigkeit; während einer halben Stunde stürzt Regen in Strömen herab, begleitet von entsetzlichen Donnerschlägen. Allmählig verringert sich die Heftigkeit dieser Meteore, aber sie werden häufiger. Wenn es auch nicht regnet, bedeckt sich doch jeden Abend der Himmel mit drohenden Wolken, und Blitze unter rollendem Donner erleuchten ihre schwarzen Massen. Jedes Gewitter erfrischt die Luft für einige Stunden. Es giebt dann Tage, an welchen sich die Sonne nur durch einige lichtere Stellen im Gewölke zeigt; der Wind ist veränderlich in Richtung und Stärke während dieser kritischen Zeit. Die heißen Winde wehen nur in Zwischenräumen und werden von vollkommenen Regentagen unterbrochen.

In der Mitte Juni herrschen die Regen: eine neue Jahreszeit beginnt. In dieser ist die Luft gewöhnlich ruhig, der Himmel immer bedeckt. Die Sonne erscheint nur selten zwischen den Wolken: doch soll es dann am gefährlichsten seyn, sich ihr auszusetzen. Der Thermometer zeigt zwar einige Grade weniger, aber die Hitze ist viel drückender. Die schwachen Winde, welche dann von S.W wehen und welche man in die beständig geöffneten Wohnungen einläßt, bringen nur feuchte Luft, welche den Schweiß, womit man bey geringer Bewegung bedeckt wird, nur abkühlt, nicht wegnimmt. In der Nacht läßt sich kein Lüftchen spüren; der Thermometer sinkt kaum um einen Grad, weil die dicken Wolken jede Ausdünstung des Bodens hemmen und die Hoffnung, daß die Nacht kühler seyn werde als der Tag, wird getäuscht. — Im Juli sind die meisten Regentage; es fällt dann auch die größte Menge. Oefter giebt es im August schon einige trockene Tage. Einmal sah ich heftigen Regen

zehn Stunden andauern, was eine Seltenheit ist. Nach heftigen Regengüssen klärte sich manchmal die Nacht auf.

Im September werden Regen seltener, schöne Tage häufiger und andauernder, und die Temperatur steigt wieder. Am 22. dieses Monates sah ich zum erstenmale das Land mit jenen schwebenden Morgendünsten bedeckt, welche auch bey uns in den ersten kühlen Herbstnächten sich bilden; aber die Sonne gieng herrlich auf und in einem Augenblicke waren sie zerstreut. Diese kühle Jahreszeit ist für die Eingebornen die schlimmste. — Wenn in der Mitte der Regenzeit die durch viele Gewitter abgekühlte Luft sich plötzlich wieder erhitzt, bedeckt sich alles mit Feuchtigkeit, wie bey uns im Thauwetter. Uebrigens ist sie während dieser ganzen Zeit so groß, daß Eisen und Stahl nur durch beständigen Gebrauch vor Rost bewahrt werden können. Schattige Plätze, Steine, Mauern überziehen sich mit Schimmel; Holz wird moderig, auch geöltes und lackirtes. Das schlechte Baumaterial macht nöthig, daß man alle drey Jahre die Häuser vollständig reparirt; ein leeres Haus wird in weniger als sechs Jahren ganz unbewohnbar. (I. 229 et seq.)

Das älteste Gebäude, das der Verf. in Unterbengalen antraf, ist eine von den Jesuiten im J. 1599 erbaute Kirche in der Stadt Hugly.

Einen ungünstigen Eindruck macht der erste Anblick der bengalischen Niederungen zu jeder Jahreszeit, besonders aber in jener vorgerückten, in welcher der Verf. seinen Weg durch dieselben nehmen mußte.

Weite Ebenen öffneten sich vor mir von kahlem Aussehen in Vergleich mit den herrlich grünen Umgebungen von Calcutta während der Regenzeit. Es waren theils Reispflanzungen, deren trockene Halme, getroffen von den letzten Regen im Oktober (oder, nach einer späteren Beobachtung, von den Bauern selbst mit Bambusstöcken niedergeschlagen) ihre auf den Boden niedergebeugten Aehren reiften; theils große Strecken unabgegränzten Landes, mit den magersten Rasen bedeckt, im Besitze von armen Leuten, die als einziges Kleidungsstück nur eine Leibbinde trugen, während ich über zwey Flanellhemden noch eine Jacke leiden konnte. Hungriges Vieh sollte auf diesem unfruchtbaren Boden weiden, aber es schien verzagt darauf zu warten, daß das Gras erst aufschieße. Einige krüppelhafte Bäume waren über diese einförmige Landschaft verbreitet, hier eine Mimose, dort ein armseliger Dattelbaum. Am Horizonte bemerkte man höheres Gebüsch, aber von ernstem Aussehen, obgleich bey näherer Besichtigung nur tropische Formen zu finden waren. — Dieß heißt Dschungel, welches Wort nicht, wie man gewöhnlich annimmt, eine bestimmte Art von Gehölz bezeichnet, sondern eine sehr allgemeine Bedeutung hat: Gehölz, Wald, Wildniß. Ein Dschungel-Elephant ist ein in Freyheit lebender; eine Dschungel-Pflanze eine wild wachsende. (I, 249.)

Bey Burdwan, welches an der Spitze des Ganges-Delta liegt, fand der Verf. herrlichen Ackerbau. Die Haupt-Culturgewächse sind Zuckerrohr, Reis, Indigo, eine Bohne (Cajanus edulis) und Senf (zur Oelbereitung). Im Februar zeitigt das Zuckerrohr; man bringt dann die einfache Presse, aus zwey Walzen bestehend, welche von Menschenhänden gedreht werden, auf das Feld. Der ausgepreßte Saft wird an Ort und Stelle in irdenen Gefäßen abgedampft; der gewonnene, noch alle Melasse enthaltende Zucker kostet dann 4 — 5 Rupieen (à 1 fl. 12 kr.) die Maund von 60 Pfunden. Wenn er mit Eyweiß und Milch (statt des anderwärts angewendeten Blutes) fast so gut raffinirt ist, wie es in Europa geschieht, kostet er 8 Rupieen die Maund, also weit weniger als der durch Sklavenarbeit gewonnene von Bourbon, der Havannah oder Brasilien. Auch der Reis ist erstaunlich wohlfeil; der Mittelpreis in guten Jahren ist zwey Rupieen für das Maaß von 80 Pfunden.

An vielen Punkten von Bengalen findet sich wenige Fuße unter dem Sande oder Thone eine Schichte Rasenerz, Kankar genannt; öfter ist dasselbe auch an der Oberfläche sichtbar. Eisenocker und Quarzstücke sind eingebettet. Weit wichtiger noch sind die Kohlengruben von Ranniganschi auf dem linken Ufer der Dummoda, sieben Tagereisen von Burdwan gegen W.N.W. Die Formation bietet nichts Merkwürdiges dar; der Verf. unterschied folgende Lager und Schichten von oben nach unten: 1) Sandstein, aufbrausend, tafelförmig, zerreiblich; 2) Sandstein, kaum aufbrausend, sehr hart, einen Meter mächtig, mit kugelförmiger Absonderung; 3) Thonschiefer mit Pflanzenabdrücken; 4) Steinkohle, 3 Meter mächtig, ohne Beymischung von Schiefer; dieser in einer Tiefe von 25 Metern befindliche Gang wird ausgebeutet; 5) glimmerreicher Schiefer mit Abdrücken, sehr hart, einen Decimeter mächtig

und das Liegende des oberen Kohlenganges bildend; 6) zweyter Kohlengang, zwey Decimeter mächtig, nicht gebaut; 7) Schiefer mit Abdrücken, einen Decimeter mächtig; 8) dritter und letzter Kohlengang, drey Decimeter mächtig, viel Schwefelkies enthaltend, nicht gebaut. Darauf folgen wieder Schiefer mit Abdrücken und Sandsteinlager ohne Kohlen. Diese ganze Kohlenformation ruht auf Gneiß, abwechselnd mit Glimmerschiefer, von O. nach W. streichend, und unter einem Winkel von 35° nach N. einfallend. In neuerer Zeit hat man aber weit mächtigere Kohlenlager daselbst aufgeschlossen, welche sich bis jenseits des Ganges, zu dem Burramputer, erstrecken sollen.

Die Diamantengruben von Bundhelkund wurden ebenfalls von dem Verf. untersucht. Die secundäre Lagerstätte der meist gefärbten und kleinen Diamanten ist eine Breccie aus buntem Thone, rothem Jaspis, lvdischem und milchweißem Quarze, und grünem Sandsteine mit einem kieselerdigen, eisenhaltigen oder thonigen Bindemittel. Je mehr Sandsteinbrocken in diesem Conglomerate, desto reicher wird es an Diamanten gefunden. Abwechselnde Lager von buntem Thone und compactem Sandsteine bilden das Hangende. Der Gries und Sand der Oberfläche wird auch mit Erfolg ausgewaschen.

An dem Kastengeiste und der angebornen Trägheit des gemeinen Volkes, an der gänzlichen Verwahrlosung und Versunkenheit der Reichen scheitern alle Versuche der wohlmeinenden Regierung, Künste und Ackerbau unter den Eingebornen zu heben; sie genießen aus eigener Schuld die Vortheile eines gesicherten Besitzstandes nur halb. Die tüchtigsten und gewandtesten Leute, welche früher in regellosen Zeiten vom Diebs- und Räuberhandwerke sich nährten, lassen sich jetzt unter das Militär anwerben und sind als Soldaten die festeste Stütze der Regierung. Benachbarte, unter unmächtigen Fürsten stehende Königreiche, Oude und Gwalior, geben gegenwärtig noch ein Bild von dem Zustande Bengalens vor der Besitzergreifung durch die Engländer. Angelockt durch die Aussicht auf reichere Beute als in ihrer verarmten Heimat, fallen große Banden von Räubern in das Gebiet der Compagnie ein, und führen mit List oder Gewalt nicht selten beträchtliche Habe über die Gränze. Der Verf. theilt einen solchen Vorfall mit.

Vor einigen Jahren kam ein Trupp von etwa 500 Leuten aus dem Königreiche Oude nach Benares, welche, unter der Anführung eines Radscha, eine Pilgerfahrt zu Dschaggernaut vorgaben. Sie zeigten sich in Benares den Behörden, welche keinen Grund fanden, ihre anscheinend friedliche Reise zu hindern. Als sie in Calcutta angekommen waren, erklärten sie erst auf Schiffe zur Ueberfahrt warten zu müssen, und verlängerten unter allerlei unverdächtigen Vorwänden ihren Aufenthalt daselbst. Um dieselbe Zeit schrieb die Regierung einen Transport von 700,000 Rupieen nach Benares aus. Darauf gaben die Pilgrime vor, sie könnten ihre Reise nicht weiter fortsetzen, und schickten sich zur Rückkehr an; als das Geld eingeschifft war, um stromaufwärts gebracht zu werden, fuhren sie auch ab, gewannen einen Vorsprung, und legten an einer Stelle des Flusses an, wo seine Ufer unbewohnt sind, unter dem Vorgeben einer Ausbesserung ihrer Fahrzeuge. Während der Nacht aber enterten sie die Geldschiffe, mordeten die ganze Mannschaft, raubten den Schatz und versenkten die Fahrzeuge. Am folgenden Tage setzten sie ruhig ihre Reise fort; man sah sie wieder durch Benares ziehen in bester Ordnung, und von da kehrten sie wieder in kleinen Trupps nach Oude zurück, ohne den geringsten Verdacht zu erregen. Man glaubte allgemein, die Geldschiffe wären in einem Sturme untergegangen; da sie versichert waren, mußte nach langen vergeblichen Nachforschungen die ganze Summe von der Versicherungs-Gesellschaft ersetzt werden. Seitdem hat ein Zufall den wahren Hergang der Sache aufgedeckt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Juny.

Nro. 110. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Voyage dans l'Inde par Victor Jacquemont, pendant les années 1828 à 1832.

(Fortsetzung.)

In Delhi wurde der Verf. von dem Schattenkaiser mit dem Ehrenkleide angethan und mit dem Titel: „Sieger in der Schlacht" begnadigt. Für einige Goldstücke mehr hätte er sich die Titel: „Licht der Welt, Stütze des Staates, Zierde des Landes" u. s. w. erwerben können. Von der gänzlichen Unfähigkeit der Nachkommen Timurs wird uns ein Beyspiel erzählt. Als Lord Lake die Mahratten aus Delhi vertrieben hatte, von welchen der Vater des jetzigen Kaisers geblendet und in Gefangenschaft gehalten worden war, besuchte er diesen, und sprach sein Bedauern aus, daß er mit der Freyheit ihm nicht auch das Gesicht wieder geben könnte. „Es ist wahrlich ein Unglück, blind zu seyn," antwortete der Greis, „ich kann nicht mehr die Habichte über der Stadt schweben sehen." Dieß war seine Hauptbeschäftigung gewesen, wie er sich noch des Augenlichtes erfreute.

Obgleich alle die Thaler und Pässe des indischen Theiles des Himalaya, welche Jacquemont betrat, schon von englischen Offizieren vermessen und beschrieben waren, fand er doch noch in geographischer Hinsicht genug des Neuen zuzufügen, auch frühere Angaben zu berichtigen. Seine wichtigste Entdeckung scheint uns die zu seyn, daß der Sutledsch nicht die Kette der Schneegebirge in einer ungeheuren Schlucht durchbricht, sondern daß diese sich allmählig um 4 — 5000 Fuß erniedriget, um den Strom durchzulassen. Nach einer Stelle in der Correspondance neigte sich der Verf. zu der Ansicht Elie de Beaumont's hin, welche der Centralkette des Himalaya kein sehr hohes Alter ihrer vulkanischen Erhebung zuschreibt; in den Tagebüchern liegt darüber kein direkter Ausspruch vor als etwa der, daß er von dem Pik Kedar Kanta herab den erwarteten Anblick einer ungeheueren Verwirrung und Regellosigkeit genossen habe. (II, 38 und 128.) Hätte er sie nicht erwartet, so würde er sie auch nicht gefunden haben; dort wie überall wird dem unbefangenen Forscher eine wunderbare Einheit in dem Bauplane der Erdveste sich offenbaren, welche erhebt und befriedigt, während der Anblick von Verwirrung nur verwirren muß.

Die Größe und Erhabenheit des Himalaya besteht weniger in der sichtbaren Höhe der Berge, als in dem Raume, den sie einnehmen. Davon geben uns die europäischen Alpen keinen Begriff; denn der Durchmesser des Striches, welchen ihre Kette mit Kuppen bedeckt, ist verhältnißmäßig nur schmal; und da, wo sie sich theilend zwischen den beyderseitigen Begränzungslinien einen großeren Raum einnimmt, sind die Thäler dazwischen so offen, daß das Auge daselbst schweifen kann wie in der Ebene. Im Himalaya dagegen stößt sich der Blick immer wieder an Höhen; wenn man noch höher steigt, entdeckt man nur neue, noch entferntere Firsten. Nur selten laufen die Ketten der Gipfel parallel hinter einander; sie krümmen und kreuzen sich auf tausenderley Weise. Die Regellosigkeit der Gebirgszüge in der Ferne kann man schon abnehmen aus der Gruppirung der nächsten Berge, welche man von Kedar Kanta aus überblickt. Bald sind es isolirte gerad ansteigende Stöcke, von keiner Schlucht durchschnitten; man könnte sie für riesenmäßige Stücke dreyseitiger Prismen, auf einer ihrer Flächen ruhend,

ansehen; bald ähnliche isolirte Gruppen, aber gewunden und gebogen; endlich sieht man noch Pyramiden, eine über die andere ansteigend, mit Ausläufern in jeglicher Richtung, die sich mit anderen Ausläufern von ähnlichen Bergmassen vereinigen; wo sie auf einander stoßen, erheben sie sich entweder gemeinschaftlich, oder fallen schroff ab, um einen engen Paß zu bilden. Auffallend und vielleicht diesem Gebirge eigenthümlich ist die gänzliche Abwesenheit sowohl von Bergebenen als auch von flachen Thälern (Jacquemont bezweifelt selbst die Existenz eines Hochplateaus von Thibet); die längsten Thäler sind nur enge Schluchten. Die horizontalen Linien, welche das Auge hie und da an dem Profile der Berge entdeckt, sind nur schmale oder ausgeführte Gräten, die oft auf weite Strecken dasselbe Niveau behaupten. Vertikale Klippen von bedeutender Höhe fehlen auch gänzlich. — Die Vegetation ist wie die Berge einförmig. Gehölze, deren Mannigfaltigkeit an Arten trotz der südlichen Lage durch die absolute Höhe beträchtlich reducirt ist, beschatten die Ufer der Sturzbäche in den tief eingeschnittenen Thälern. An den Abhängen sieht man ebenfalls eine schmale Linie von dunklem Grün die Rinnsale der spärlichen Bäche bezeichnen, welche da herabstürzen. Die Bergseiten zeigen ein einförmiges mattes Grün. Es giebt weder Wiesen noch Weiden, sondern überall außer auf den höchsten Gipfeln ungleiches grobes Gras, zu kurz für eine Wiese, zu lang für eine Weide. Zahlreiche Felsblöcke liegen auf diesem schlechten Rasen herumgestreut, und Bergstürze bedecken ihn oft mit kleinerem Gerölle. Es giebt hohe Berge, die vom Fuße bis zum Gipfel nur diese unerfreuliche Mischung von Graswuchs und Felsstücken zeigen. Häufiger sind auf diesem einförmigen Boden einzelne Bäume. Bis zu einer Höhe von 2000 bis 2500 Meter sind es auf der Südseite fast immer Nadelhölzer, auf den anderen, eigentlich kälteren Seiten gewöhnlich Eichen und Rhododendren. Keine dieser Baumgattungen bildet Wälder daselbst; solche findet man nur am Fuße sehr hoher Berge oder nicht weit davon; und in ihnen trifft man viele europäische Bäume der Ebenen und Gebirge an. (II, 129 et seqq.)

Anziehender ist die Beschreibung, welche der Verf. von den südwestlichen Vorbergen giebt.

Trotz seiner einsamen und hohen Lage (669 Meter über Calcutta) erinnert mich Dehra mehr als irgend ein anderer bis jetzt von mir besuchter Theil von Indien an die tropischen Schönheiten, welche ich in Amerika bewunderte. Die kühnen Formen der Gebirge, die mannigfachen Farben ihrer Wälder ließen mich mehr an die Alpen denken; aber die Menge der Pisangbäume im Thale brachte meine Gedanken immer wieder auf Hayti zurück. Eine große Zahl tropischer Pflanzenformen der Ebenen Hindostans steigen bis in diese Gegend herauf, deren Klima sich von dem der Ebene durch seine beständig größere Feuchtigkeit, etwas kühlere Winterwitterung und theilweises Ausbleiben der heißen Winde unterscheidet, aber mit ihm die Sonnenwend-Regen gemein hat. Diese herrschen noch auf der ganzen südlichen Abdachung des Himalaya bis zu seinen erhabensten Punkten, und sind ohne Zweifel die Ursache des Vorkommens tropischer Pflanzen in der Alpen-Flora. — Das weiche und feuchte Klima, so günstig für die Vegetation, ist am Ende der Regenzeit höchst ungesund; es treten dann Wechselfieber auf. In andern Thälern des Himalaya herrschen dann bösartige Fieber. Um Almora, eine der größten englischen Militärstationen im Gebirge, und Katmandu zu erreichen, muß man einen Gürtel niedriger bewaldeter Berge überschreiten, die im Herbste wegen der fast unvermeidlichen Gefahr eines Fieberanfalles unzugänglich sind. (II, 14.)

Die ganze Landschaft von Dehra, Dehra Dhoun genannt, ist ein breites Thal, dessen Enden gegen die Flüsse Dschumna und Ganges gerichtet sind; Dehra selbst liegt gleich weit von beyden auf der Wasserscheide. Es sind daselbst Verbrechen viel seltener als in der Ebene. In Dörfern, die einige tausend Fuß höher liegen, ist Diebstahl fast unbekannt; ebenso sind Rechtsstreitigkeiten sehr selten; in Frankreich dagegen hat man die Bemerkung gemacht, daß die Gebirgsbewohner viel proceßsüchtiger sind, als andere. Heilige Stellen für Brahmanen und Buddhisten finden sich allenthalben im Himalaya; besonders sind es die Quellen des Ganges und der Dschumna. Zu der letzteren wandte sich der Verf., konnte sie aber nicht ganz erreichen wegen der Weigerung seiner Begleiter, ihm jenseits der Stelle, welche von ihnen als Quelle betrachtet wird, zu folgen.

Der Morgen, sonst immer so schön, war trüb, als ich den Lagerplatz von Cursali verließ, um die Quellen der Dschumna zu besuchen. Zehn Bergbewohner trugen das leichte Gepäcke, das mir nöthig schien; die anderen Diener folgten leer ohne gerade ein lebhaftes Verlangen zu zeigen, den für die Hindu so heiligen Ort zu sehen. Statt eines Führers, den ich begehrt hatte, sah ich die ganze Bevölkerung des Dorfes Cursali und die von zwey benachbarten Weilern mir voranschreiten. — Compacter Quarz bildet die Seiten des hohen bewaldeten Berges, der sich im N. von Cursali erhebt, und an dessen Fuße sein Ackerland sich hinzieht. Ich folgte

dieſen Wänden bis zum Ufer der Dſchumna, über welche ich bald auf einem umgeſtürzten Baumſtamme ſetzte, nachdem ich eine halbe Stunde lang durch ein Gehölze von Rhododendrum arboreum, Quercus diversifolia und Taxus nepalensis gewandelt war. An den Ufern wachſen Hippophaë nepalensis, Acer pubescens, Elaeagnus nepalensis, Daphne frigida. Nach kurzer Strecke überſchreitet man den Fluß wieder, und wiederholt dieß gegen zwölfmal, ehe man nach Dſchumnotri gelangt. Eine Stunde hinter Curſali traf ich die erſten Schneehaufen, die von einer beynahe ſenkrechten Wand an die Ufer der Dſchumna herabgeſtürzt waren; der Fluß lief mitten durch ſie, ohne ſie zu ſchmelzen. Nach meiner Schätzung iſt dieſe Stelle 2761 M. über dem Meere. Höher hinauf ſah ich bald noch mehr Schnee, und endlich alle ſchattigen Schluchten damit erfüllt. Das Thal iſt nur eine große Spalte; die Abhänge beynahe ſenkrecht; die Gipfel der Berge, bis in eine Höhe von etwa 3000 M. bewachſen, wären faſt ganz in Schnee gehüllt. Die ungeheuren Wände der Schlucht ſind hie und da tiefer abgetragen, beſonders auf dem linken Ufer, das im Durchſchnitte weniger ſteil iſt.

Um 9 Uhr, nachdem ich ein wenig oberhalb der erſten Schneehaufen über einen bedeutenden Nebenſtrom auf dem rechten Ufer, den Bundſchiali, geſetzt hatte, erreichte ich eine dieſer kleinen ſeitlichen Frewungen; ſie iſt nicht eben, ſondern ſehr abſchüſſig und bewaldet; eine mauerähnliche Gräte durchſchneidet ſie, und reicht hinab bis in den Waſſerſpiegel. Ich fand die Höhe dieſes Platzes 2940 M. In der Nähe iſt ein Tempel aus wenigen über einander gelegten Steinen, wo die Hindu-Wallfahrer ihre erſten Gebete verrichten und Blumen auf den Altar werfen. Es iſt hier kein Mangel an den ſchönſten; die Blüthen des Rhododendrum arboreum zeigen alle Farben von Scharlach bis zu Weiß; ſein Laub paßt auch gut dazu. Eine andere Art, Rhodod. pulverulentum, wächſt ebenfalls hier, ein mächtiger Strauch mit knotigem und gewundenem Stamme und rother faſt glatter Rinde, deſſen große eiförmige Blätter oben glänzend grün, unten mit einem gelblichen Staubüberzuge verſehen ſind; ſeine in runde Dolden geſtellten Blüthen von derſelben Größe, wie die des Rhodod. arboreum, ſind nicht weniger veränderlich in ihrer blaulichen Färbung; ſie ſind fleiſchiger und doch zarter, ihr Geruch fein und ſüß.

Man ſteigt wieder hinab längs ſteiler Halden auf loſen Schieferſtücken zu dem Strombette, welches man dießmal auf einer Schneebrücke überſchreitet. Hier, wo die Neigung der Halden den Schnee in ſolchen Maſſen während des Winters anhäuft, hält er ſich lange gegen die Sonnenwärme. Oberhalb dieſes Punktes iſt der Lauf der Dſchumna nur eine Aufeinanderfolge von Cascaden geringer Höhe. Der Pfad wird immer ſteiler, führt bald am vorſpringenden Fuße der Steilwände, bald in dem Strombette ſelbſt oder an ſeinen Ufern hin mit Umgehung großer abgelöſter Felsſtücke. Der Schnee nimmt an Mächtigkeit zu, und bald ſieht man nur da, wo der Strom eine höhere Cascade bildet, ſein Waſſer; ſonſt läuft er unter dem Schnee, welcher den Grund des Thales erfüllend einen breiten bequemen Weg darbietet. Dieſe Schneedecke iſt an manchen Stellen über 12 M. tief. Ich weiß nicht, ob ſie im Sommer ganz ſchmilzt; in den europäiſchen Alpen würde eine ſolche ſchon in weit geringerer Höhe einen Gletſcher bilden.

Ein Gehölz, aus Daphne nervosa beſtehend, das ſich aus dem Schnee erhob, war ſchon in Blüthe. Der Geruch ihrer Blumen iſt ſehr gewürzreich; wenn man ſie aber berührt, verbreiten ſie ſo wie alle übrigen Theile der Staude einen unangenehmen Geruch. Hier ließen alle meine Leute ihre Fußbekleidung zurück; ich machte mich auf eine ſchwierige Paſſage gefaßt, aber der Weg auf dem Schnee blieb fortwährend gut. Es war nur die Ehrfurcht vor der heiligen Stätte, der ſie ſich nahten, welche die Hindu bewog, ihre Schuhe auszuziehen. Dadurch von der Nähe Dſchumnotris benachrichtigt ſuchte ich einen großen Gletſcher, dem der Strom entſtürzen könnte, als ich meine Leute ſich niederwerfen und nur unter unzähligen Verbeugungen wieder aufſtehen ſah. Ich näherte mich der Seite, nach welcher ſie ſahen, und erblickte ſogleich einen leichten Dampf an einer Felſenpartie, über welche heiße Waſſer herabfielen, neben den Ufern des Stromes ſelbſt, hier frey von Schnee, ohne Zweifel wegen der Nähe des unterirdiſchen Heerdes. Hier iſt Dſchumnotri, der Punkt, den die Hindu Quelle der Dſchumna nennen. Der ganze Schwarm entkleidete ſich ſogleich und brühte ſich in dieſem leichten Douche-Bade unter tauſend Verzerrungen der Geſichtszüge, nicht weniger wegen der großen Hitze des Waſſers, als aus Andacht. Diejenigen, welche einige Gebete auswendig wußten, ſagten ſolche her, und nach der Abwaſchung lief mein Gorka-Havildar und einige andere halb nackt auf dem nahen Schneefelde mehrere Male im Kreiſe herum.

Annähernd fand ich die abſolute Höhe dieſer Quellen 3181 M. Jedoch iſt die eigentliche Therme am Fuße der Felſenwand immer noch 6 — 8 M. höher. Das Geſtein iſt weißer derber Quarz in ſtarken Bänken, 30 — 40° nach N. einſchießend in der Richtung des Thales. Hie und da bildet aufgehäuftes Gerölle am Fuße der Wände zwiſchen dieſen und den Stromufern eine Art von Abdachung. Aus einer ſolchen

sprudeln die heißen Wasser auf dem linken Stromufer hervor. Sie setzen daselbst eine kalkige Inkrustation mit etwas Eisenoxyd und Kieselerde ab. Ich habe auch salzige Efflorescenzen gesehen, deren bitterer Geschmack die Anwesenheit von Soda oder Magnesia anzeigt. Das Wasser selbst schmeckt sehr unangenehm, wie sehr eisenhaltige Thermen.

Am Fuße der Wände quillt das Wasser auf verschiedene Weise hervor. Es steigt kochend aus dem Grunde kleiner Becken, welche es sich durch beständiges Erheben und Beseitigen der darüber liegenden Erde gebildet hat. Nahe dem regelmäßigsten derselben, das kaum mehr als einen Meter Umfang und ein bis zwey Decimeter Tiefe hat, ist ein Kegel durch Inkrustation (Kesselstein) gebildet. Er hat die nämlichen Dimensionen, wie das benachbarte Becken, und schickt eine kleine intermittirende Quelle aus; das Wasser in seiner Höhlung kocht und steigt in geringen Wallungen auf, welche immer am Rande zurückfallen; es trachtet beständig, ihn durch das angelegte Sediment zu erhöhen. Endlich fließt auch Wasser aus einer Seite unförmlicher Concretionen von der Größe der eben erwähnten Aufwürfe; es schießt in einem beständigen Strahle hervor mit Gezisch oder vielmehr unter beständigem Aufkochen. Diese Stelle wird vorzüglich von den Hindus verehrt.

Auf diese Weise entspringen die heißen Wasser an den Quarzwänden auf einer Strecke von 10 — 15. M. Sie verlieren sich bald in dem Boden und kommen unten wieder zum Vorscheine; ihre Gesammtmasse ist nur sehr gering.

Es giebt keine Therme, wie auch immer ihre Temperatur seyn mag, die nicht einige Algen nährte. Eine grüne Materie, ohne Zweifel eine Pflanze dieser Familie, schwimmt auf den kleinen ruhigen Tümpeln, in denen sich Dschumnotris Wasser hie und da sammelt mit Beybehaltung seiner ursprünglichen Temperatur. Die stärkste Loupe ließ mich keine Struktur in dieser weichen durchscheinenden Masse erkennen. Ebenso war es mir unmöglich bey einer gallertartigen, fast festen Masse, die wie dicker Speck die kalkigen Inkrustationen überzieht. Dieser eigenthümliche Stoff ist augenscheinlich pflanzlicher Natur; seine inneren Theile sind weiß oder mißfärbig, darüber gelblich, und die Außenfläche ist schwärzlich grün.

Ich war zu guter Zeit am Dschumnotri eingetroffen; das Wetter war günstig und der Schnee, womit ich das Hauptthal und alle Seitenthäler angefüllt sah, bot einen bequemen Weg dar, um eine bedeutende Höhe zu erreichen. Ich wollte untersuchen, aus welchen Felsarten die Gräten bestehen, welche hie und da die Schneedecke durchbrechen, und welche Pflanzen dort wachsen. Als meine Leute gebadet und ausgeruht hatten, hieß ich sie aufbrechen; es schien mir, daß sie noch langsamer als gewöhnlich gehorchten. Doch folgten mir diejenigen, welche ich am nöthigsten brauchte, und ich stieg auf gegen die Höhe des Thales. Als ich mich umwandte, sah ich mich allein; meine kleine Truppe, zu der sich keiner der Nachzügler gesellt hatte, war auf einem Felsen in der Sonne zurückgeblieben und erklärte nicht höher steigen zu können. Sie sprachen von Dschumnotri, was mir wie ein abergläubischer Einwurf vorkam; doch beharrte ich nicht gebieterisch bey meinen Worten. Drey Bergbewohner von Cursali allein begleiteten mich, die vollkommen gewöhnt schienen, baarfuß auf dem Schnee zu gehen; mit ihnen befand ich mich bald am Fuße einer herrlichen Cascade der Dschumna, wenigstens 100 M. über Dschumnotri. Auf meinen Wunsch, die höchste Cascade zu sehen, führten sie mich bergan auf entsetzlich steilen Abhängen, die bald ganz unzugänglich wurden. Der Himmel hatte sich mittlerweile überzogen; herabzusteigen um einen andern Weg aufzusuchen in so geringer Begleitung, wäre unvernünftig gewesen, auch war es schon spät am Tage; ich kehrte also nach Cursali zurück, nachdem ich eine Höhe von 170 M. über Dschumnotri erreicht hatte. Doch war ich dort noch bedeutend unterhalb der Quelle der Dschumna. Weit gegen N. sah ich einen neuen Sturz bilden, und ich weiß nicht, ob dieß ihr erster ist.

Um mich sah ich eine kleine Art von Rhododendrum, die mir zuerst in einer Höhe von 3000 M. vorgekommen war. Das höher liegende Gehölz, ziemlich dick trotz des steilen Abfalles der Halden, bestand fast ausschließlich aus Quercus diversifolia; das Rhododendrum arboreum hatte schon tiefer unten aufgehört. Obgleich die Mannigfaltigkeit der Bäume nicht groß war, fanden sich doch noch einige andere Arten, aber da sie noch keine Blätter und Blüthen hatten, konnte ich davon nur Alnus obscura unterscheiden. Auf den benachbarten Höhen erhob sich die Waldzone noch gegen 500 M. über meinen höchsten Standpunkt (3351 M.). Ein beträchtlicher Theil dieser Zone war noch unter dem Schnee begraben, aus welchem man die schwarzen Stämme entlaubter Bäume aufsteigen sah. (II, 84 et seqq.)

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Juny.

Nro. 111. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Voyage dans l'Inde par Victor Jacquemont, pendant les années 1828 à 1832.

(Schluß.)

Merkwürdig ist die Erfahrung des Verf. an sich selbst und an seinen Leuten, daß die Luft in dieser bedeutenden Höhe (10994′) keine Beklemmung, Keuchen, Schläfrigkeit oder Uebligkeit verursachte. Daß die Luft daselbst noch nicht so dünn seyn muß, wie in gleichen europäischen Höhen, zeigt schon die Bemerkung des Verf., der das Blau des Himmels licht fand. Eine sonderbare Lustspiegelung wurde in einer geringeren Höhe beobachtet. Um 9 Uhr Morgens war die Luft ruhig und voll von Dünsten, welche man sich sammeln und wieder zerstreuen sah ohne Ortsveränderung. An dem Rande einer gegen West abfallenden Wand stehend sah der Verf. seinen Schatten, umgeben von einem irisirenden Kreise, sich auf einer weißen sehr dicken Wolke abspiegeln, die unbeweglich unten über dem Thale schwebte.

Einzelne Züge aus dem Charakter der Nepalesen, welche uns mitgetheilt werden, sind höchst interessant. Jede Art von Eifersucht ist ihnen gänzlich fremd; schon die Möglichkeit der allgemein eingeführten Polyandrie ist davon ein mehr als hinreichender Beweis. Oefters fragte Jacquemont nach dem vornehmsten Bewohner eines Dorfes und erhielt immer zur Antwort, es gebe hier keinen vornehmsten und keinen geringsten; und dennoch haben sie Kasteneintheilung. Während seines langen Aufenthaltes unter ihnen war er nie Zeuge eines einzigen Streites; es ist schwierig zu sagen, wer einen solchen schlichten sollte. Sie treiben die Verehrung der Kuh noch weiter als die Bengalesen; ihre große Scheu, ein solches Thier leiden zu sehen oder es zu verwünschen, hat den englischen Richtern ein gutes Mittel an die Hand gegeben, sich der Wahrheit von Aussagen zu versichern. Meineide bey dem Wasser des Ganges sind sehr häufig; in Simla läßt man nun den befragten Zeugen oder Angeklagten eine Kuh bey dem Schwanze nehmen und schwören; eine falsche Aussage bey diesem heiligen Thiere ist unerhört. Einst wurde dem Richter in Simla gemeldet, daß das Grab eines schon vor einem Jahre beerdigten Kindes aufgewühlt und der Leichnam entfernt worden sey. Die Polizey hielt umsonst Späh nach den Urhebern dieses Frevels. Die Drohung des Richters, eine Kuh auf dem Marktplatze aufhängen zu lassen, wenn der Leichnam nicht binnen wenigen Stunden herbeygeschafft würde, hatte den gewünschten Erfolg. Die Verehrung erstreckt sich auf alles Rindvieh, welches auch dem Gebirgsbewohner ganz unentbehrlich ist. Der zottige Yak wird wie die Schafe geschoren und sein Haar zu gröberen Stoffen verarbeitet; außerdem dient er wie der gemeine Ochse (Zebu) als Packthier. Im höchsten Theile des Sutledschthales giebt es Mischlinge von Rind und Yak; sie sind kraftiger als die gewöhnlichen Rinder und ganz schwarz. Bey der Besitznahme des Gebirgslandes gaben die Engländer den Vorurtheilen der Bevölkerung in dieser Hinsicht nach;

vermöge der Verträge darf daſelbſt kein Rindvieh geſchlachtet werden.

Der Staat Kanawer, der nördlichſte von denen, welche die Oberhoheit der Kompagnie anerkennen, wird zum Theile ſchon von Buddhiſten bewohnt. In der Hauptſtadt Kanum traf Jacquemont den bekannten Ungar Csoma de Körös, welcher drey Jahre daſelbſt lebte, um die heiligen Bücher der Thibetaner, beſtehend unter andern in einer Art von Encyklopädie in 225 Bänden, mit Holzlettern gedruckt, zu unterſuchen, und ein Wörterbuch mit Grammatik der thibetaniſchen Sprache zu verfaſſen. Die große Demuth des gelehrten Mannes war dem Verf. ein Räthſel, welches er ſich durch Imputation von Heucheley zu erklären ſuchte. Es iſt nicht zu fürchten, daß ſich Jemand durch die leichtſinnigen, liebloſen Urtheile, welche in dieſen Tagebüchern und in der Correspondance über Männer ausgeſprochen ſind, die dem Verf. mit einem gewiſſen Ernſte entgegengetreten, werde irren laſſen.

Trotz der Gegenvorſtellungen der chineſiſchen Gränzbefehlshaber drang Jacquemont einige Tagereiſen weit in die thibetaniſche Provinz Ladak ein, mußte aber bald wieder umkehren wegen der Schwierigkeit Lebensmittel aufzutreiben. Er giebt in Folgendem die Beſchreibung eines Buddhiſten Tempels.

Das Dorf oder vielmehr Kloſter von Tabbo kündigt ſich aus einer Entfernung von einer halben Meile durch ein eigenthümliches Bauwerk von derſelben Länge an; es beſteht aus einer Mauer einen Meter dick und ebenſo hoch, auf welcher ſich eintauſend kleine Kegel von Lehm erheben, an ihrer Baſis ſo breit wie die Mauer. Aehnliche Conſtructionen, aber viel geringer, ſieht man in einiger Entfernung. Das ganze Thal iſt außerdem noch wie beſäet mit großen, oben abgeſtumpften Pyramiden, welche auf einer viereckigen Baſis ruhen und einen kleinen Würfel tragen; beynahe alle erheben ſich an dem Weſtende einer ſolchen Mauer. Mit Inſchriften bedeckte Steine liegen auf den Stufen des pyramidenförmigen Theiles.

Das Kloſter, ſeine Ringmauer und die darin befindlichen Wohnungen der Lamas und Tempel ſind aus großen an der Sonne getrockneten Ziegeln aufgeführt. Alles iſt in Verfall. Einige arme Lamas kamen gemächlich nach einander und führten mich ohne Weiteres in den Tempel. Ein großes Gemach, 10 M. im Gevierte, mit einer Niſche der Thüre gegenüber, wird durch eine viereckige Oeffnung im Dache erhellt, welches letztere auf Holzpfeilern ruht. Mehrere Götzenbilder ſind an den Wänden des Saales in Bruſthöhe befeſtigt, je ſechs zur Rechten und Linken, acht an der Wand des Einganges und vier gegenüber. Alle mit Ausnahme der zwey erſten zu beyden Seiten des Thores ſind ſitzende weibliche Figuren, einander ziemlich ähnlich in Haltung, Verzierung und Bemalung; der Kopfſchmuck gleicht ſehr dem der ägyptiſchen Statuen; faſt allen ſind die Haare hellblau angeſtrichen, einigen auch weiß. Die neben dem Thore ſtehenden Figuren haben Kronen von künſtlichen Todtenköpfen. Im Grunde der Niſche iſt eine koloſſale ſitzende Figur ähnlich den übrigen, aber richtiger proportionirt; die Fleiſchtheile ſind ziegelroth angeſtrichen. Zu beyden Seiten hat ſie je zwey aufrecht ſtehende, überaus glänzend polirte Figuren. Ihre Hauptverehrung widmen die Lamas einer Gruppe von vier ebenfalls ſitzenden Figuren, in größeren Proportionen ausgeführt, welche ſich die Hände reichen, einander die Rücken zukehren und an ihrer Baſis zuſammenſtoſſen. Ueber dem Haupte jeder dieſer Bilder iſt an einem Balken, der in dem leeren Raume zwiſchen ihnen aufgerichtet iſt, ein monſtröſer Kopf aufgehangen, dem ein Gehänge aus dem Munde fällt. Dieſem Götzenbilde laſſen die Lamas nicht nur beſtändig eine Lampe brennen, ſondern bringen ihm auch Opfer von Weizenkörnern und Waſſer in ſehr kleinen kupfernen Gefäſſen dar; die Kleinheit der letzteren läßt mich jedoch vermuthen, daß mehrere kleine kupferne Figuren, am Fußgeſtelle der vier großen Statuen angelehnt, es ſind, denen dieſe Gaben geſtellt werden.

Thibetaniſche Bücher, theils gedruckt, theils geſchrieben, liegen ohne Ordnung am Fuße der vierfachen

Bildsäule aufgehäuft. Gehänge von Rosenblättern und Stücken weiß seidenen Stoffes sind an einem zwischen zwey Pfeilern aufgespannten Stricke aufgehangen. Die Lamas gaben einem meiner Leute, einem Kanaori, ein solches Stück, das er mit Wohlgefallen an seine Kappe befestigte.

Die Mauern sind mit Fresko-Malereien bedeckt, deren Figuren nur wenige Zoll groß sind. Einige Gruppen scheinen chinesisch, andere indisch; endlich erinnern auch einige Figuren und Trachten an die christlich-religiöse Malerei des 13. und 14. Jahrhunderts. Sie sind ohne Perspektive, aber oft von reiner Zeichnung und glänzenden Farben, und vollkommen gut erhalten.

Ehe man in den Tempel kommt, muß man einen Vorhof durchschreiten, dessen Mauern mit eben solchen Malereien versehen sind. Daselbst befindet sich auch ein anderer kleiner, dunkler Tempel, welchen nur die Lamas betreten dürfen; ich erblickte durch die halb geöffnete Thüre ein scheußliches Götzenbild. Ich fragte die Lamas, wo alle diese Statuen verfertigt würden, und ob sie von Ladak oder Teschu Lumbu kämen; sie sagten einstimmig aus, daß der Tempel mit allem, was er enthalte, in einer Nacht aus der Erde aufgestiegen sey. Er wird von dem Groß-Lama von Teschu Lumbu unterhalten, und die bedienenden Priester behaupteten, sie seyen den Lamas von Ladak ganz fremd. Ihr Haupt sagte mir, daß das Kloster dreyßig Bewohner enthalte, ich habe aber nur zehn gesehen; sie sind alle in rothe und gelbe Lumpen gehüllt und entsetzlich unsauber. Alles Ackerland um Tabbo gehört dem Kloster und wird von fünf oder sechs armen Pächterfamilien bearbeitet. (II, 345.)

Zu Lari, einem chinesischen Gränzorte, 10845 über dem Meere, fand der Verf. noch Weizen, Gerste, Hirse und Buchweizen angebaut. Wo man nicht bewässern kann, ist durchaus keine Cultur möglich wegen der großen Trockenheit der Luft; es fällt weder Thau noch Regen, und im Winter nur sehr wenig Schnee. Zu Winterfutter reißt man ohne Unterschied alles Unkraut in der Nähe der Felder aus und dreht es, ohne es vorher zu trocknen, zu Bündeln zusammen, welche in den Hütten aufgespeichert werden; so gepreßt welkt es langsam ab ohne zu faulen. Dieses grobe Heu besteht hauptsächlich aus abgeblühten Clematisranken und Blättern einer Iris.

Reis wird im Himalaya noch in einer Höhe von 7000′, Wein in 10000′ gebaut. Der Weinstock liefert gute Trauben, welche meistens zu Rosinen getrocknet werden. Das Klima ist der Weingährung nicht günstig; schon 14 Tage nach der Kelterung ist der Most ein unangenehmer fauliger Essig, welcher destillirt werden muß, um einige Monate trinkbar zu bleiben.

Neuere, weit genauere Werke über den Pendschab und Kaschmir machen es unnöthig, dem Verf. auf seiner mehr politischen Reise dahin zu folgen. Es genüge zu erwähnen, daß Jacquemont die Gunst des Maharadscha Rundschit Sing zu erwerben wußte, der überhaupt für Franzosen eine Vorliebe hegte. Gewissermassen in seinem Auftrage und auf seine Kosten untersuchte der Verf. das Thal von Kaschmir, dessen Verwaltung ihm bey seiner Rückkehr nach Umritsir wohl nur im Scherze angetragen wurde. Ueber die Fabrikation der Shawle und des Papieres, der beyden wichtigsten Manufakturgegenstände der reichen Provinz, werden ausführliche Notizen mitgetheilt, ebenso über die Salzgruben von Pindaden Khan in der Nähe von Peschawer. Die Reise von Delhi nach Bombay, auf welcher ihn die Krankheit ereilte, welche seinem Leben ein Ziel setzte, bietet weniger Interesse dar; die große Hitze lähmte die Thätigkeit des todtmüden Wanderers.

Um mit dem Journale abzuschließen, müssen wir noch den beygegebenen reichhaltigen Atlas er-

wähnen. Außer einer Ueberſichtskarte der Reiſen Jacquemonts und Specialkarten des Thales von Kaſchmir und des Himalaya enthält derſelbe zahlreiche Bergdurchſchnitte und Frontanſichten, Skizzen von Gebirgslandſchaften und Ruinen, und Abbildungen von Götzenbildern. Den größten Werth aber haben die offenbar ſehr getreuen Porträte von Leuten der verſchiedenen kaukaſiſchen Stämme, mit welchen der Reiſende in Berührung kam.

Die zweyte Abtheilung des Werkes oder der vierte Band, die Beſchreibung der von Jacquemont an den Jardin des plantes geſchickten botaniſchen und zoologiſchen Sammlungen enthaltend, hat zu Verfaſſern die Herren J. Geoffroy, Milne-Edwards, Blanchard, Cambeſſedes und Descaine. Der botaniſche Theil, von den beyden letzteren bearbeitet, iſt bey weitem der reichſte; es werden darin unter dem Titel Plantae rariores Indiae orientalis hundert und acht und ſechzig neue Pflanzenſpecies, meiſtens zu der Alpenflora des Himalaya gehörig, ſorgfältig beſchrieben und abgebildet, auch einige weniger genau bekannte Arten ſchärfer analyſirt. Beſonders die Familie der Leguminoſen empfängt anſehnliche Bereicherungen. Wie ſchon oben erwähnt, war die zoologiſche Ausbeute außerordentlich gering. Geoffroy Saint-Hilaire giebt eine Beſchreibung einiger neuer Säugethiere und eines Vogels. 1) Felis Jacquemontii aus dem Himalaya, kommt der Felis caligata am nächſten in Färbung und Größe, der Felis chaus im Schädelbaue; 2) Pteromys inornatus, eine ſchöne neue Art von Flughörnchen aus dem Induſthale im N. von Kaſchmir; 3) Arctomys caudatus, ein Murmelthier von der Größe des unſrigen, aber mit langem Schwanze; aus derſelben Gegend; 4) Antilope Hazenna, am nächſten verwandt mit A. Bennetii, aus Malwa; 5) Ardea Brag, ein Reiher aus Kaſchmir, wenig verſchieden von Ardea cinerea.

Im Texte folgt nun ſogleich eine Arbeit von Milne-Edwards über die Cruſtaceen; im Atlas jedoch finden ſich einige Tafeln mit ſeltenen Amphibien und neuen Fiſchen, welche benannt und mit Nobis bezeichnet ſind; es fehlt aber alle Beſchreibung und es erſcheint nirgends, wer darauf Anſpruch mache kann. Die Cruſtaceen ſind um zwey Arten vermehrt worden: Gecarcinucus Jacquemontii und Palaemon Malcolmsonii, beyde aus der Nähe von Puna. Blanchard beſchreibt zehn neue Schmetterlinge, fünf Coleopteren und zwey Hymenopteren aus dem Himalaya. Exemplare der europäiſchen Arten Papilio Machaon, Pieris Daplidice, Colias Hyale, Danais Chrysippus, Vanessa cardui wurden von Jacquemont in Kaſchmir gefunden, welches ein neuer Beweis iſt, daß die Arten der Lepidopteren eine weit größere Verbreitungsſphäre haben, als die anderer Inſektenordnungen.

Unter den vielen größeren Reiſewerken, deren Erſcheinen in den letzten Jahren die Freygebigkeit der franzöſiſchen Regierung möglich gemacht hat, iſt das vorliegende Werk ohne Zweifel das unbedeutendſte. Wenn der Verf. ſelbſt die Herausgabe hätte beſorgen können, wäre wenigſtens die erſte Abtheilung brauchbarer geworden. Die Scheu ſeiner Freunde vor Aenderungen am Originale geht ſo weit, daß ſie keine beſtimmte Orthographie für oft wiederkehrende Eigennamen und Begriffsbezeichnungen durchführen; wir leſen Syke, Sike, Sikh nacheinander; ebenſo in den erſten Berichten aus Indien Cypaies für das ſpäter gebrauchte Sipahis.

J. Roth.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Juny.

Nro. 112. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

M. Tullii Ciceronis opera quae supersunt omnia ex recensione Jo. Casp. Orellii. Editio altera emendatior. Curaverunt Jo. Casp. Orellius et Jo. Georg. Baiterus Professores Turicenses. Turici sumptibus ac typis Orellii, Fusslini et sociorum. MDCCCXLV. Volumen primum libros rhetoricos continens. VIII. 506. Volumen tertium epistolas continens. XLIV. 785.

Es sind ein und zwanzig Jahre, seit die Ankündigung einer neuen Bearbeitung der Ciceronischen Schriften durch Herrn v. Orelli ein allgemein gefühltes Bedürfniß zu befriedigen versprach. Damals hatte Ernesti's Recension noch vorzügliche Geltung, wenigstens unter den Deutschen, Schütz's geistreiches aber flüchtiges Verfahren kennte, obschon er an vielen Stellen das Richtige getroffen, an andern nicht ohne Grund Anstoß genommen hatte, keineswegs genügen, manchen galt Goerenz's Arbeit als das Höchste in der Ciceronischen Kritik. Was Ang. Mai und Peyron aus den Palimpsesten bekannt gemacht haben, mußte schon des hohen Alters wegen näher geprüft werden und damit eine Vergleichung mit dem Zustande der spätern uns gegebenen Hilfsmittel herbeyführen; Wunders Collation des Erfurter Codex gibt wenigstens für einen großen Theil einen wichtigen Beytrag; leider ist die noch bessere Tegernseer Handschrift, die übrigens nie in die Münchner Bibliothek gewandert ist, bis jetzt verschollen, vielleicht daß auch sie noch wie anderes von dort unerwartet entdeckt wird. Was im XVI. Jahrhundert, um andere nicht zu erwähnen, ein Victorius und Lambinus geleistet haben, ist, namentlich seit Gruterus letzteren ungründlich genug überall zu bekämpfen suchte und wieder zur sogenannten Vulgata zurückkehrte, von den spätern wenig gewürdigt, oft gar nicht beachtet worden. Dem Herausgeber gebührt das Verdienst, darauf zuerst hingewiesen zu haben. Daß er, der durch die Bearbeitung der Rede des Isokrates vom Vermögenstausche und die Beylagen zu derselben sich als einen unabhängigen gründlichen Forscher bewährt hatte, die endlose Mühe der Vergleichung und Zusammenstellung nicht scheute, ließ Vorzügliches erwarten, und wenn wir anders dem Ziele etwas näher gerückt sind, Cicero, der in früher Zeit zu hoch, später viel zu niedrig gestellt worden ist, die verdiente Anerkennung zu gewähren, die seine Größe bewundert und nicht blind gegen seine Schwächen ist, so darf auch unser Herausgeber dazu das Seinige möglichst beygetragen zu haben, mit allem Rechte ansprechen.

So deutlich die Einleitung zum ersten Bande den Standpunkt dessen bezeichnet, was die Ausgabe leisten soll, so mochte damals doch der Herausgeber noch wenig geahnt haben, wie dieses Ziel, so nothwendig es auch war, nicht genüge; im Verlaufe der Arbeit wurde die Ueberzeugung immer größer, daß nur auf die gedruckten Hilfsmittel zu bauen, höchst unsicher sey, und ohne zu wissen, was die ältesten und besten Handschriften geben, die Kritik in Cicero keinen sichern Boden gewinnen könne; die Schriften sind uns in höchst ungleichem Zustande überliefert, zu der einen oft vorzügliche, zu einer andern

äußerst fehlerhafte Mittel vorhanden, jede einzelne fordert ihre eigene Geschichte des Textes; die ersten Herausgeber haben oft kühn das ihnen Unverständliche nach ihrer Art sich zu verdeutlichen gesucht, ja das Mittelalter selbst hatte seine zahlreichen Recensenten und Correctoren, und deren Erfindungen uns in den Handschriften überliefert, die zu erkennen und auszuscheiden unumganglich ist, wenn einiger Fortschritt in diesen Dingen zum Vorschein kommen soll.

Während daher die 1826 erschienenen ersten zwey Bande der ursprünglichen Absicht gemäß das von andern Geleistete ohne neue Hilfsmittel mit altem Fleiße zusammenstellen, (nur zur Rhetorik an den Herennius und den Büchern de inventione sind theilweise Angaben aus einer Zürcher Handschrift beygegeben,) enthält der zwey Jahre später ausgegebene Band der philosophischen Schriften eine neue Vergleichung des ältesten Pariser Codex aus dem IX. Jahrhundert zu den Tusculanen, Cato maior, ferner sechs neue bedeutende zu den Büchern de officiis, ähnlich zum Lälius. Dadurch konnte sich der Herausgeber von seinen Vorgängern emancipiren und weiter als jene gehen, in den Stand gesetzt eine eigene Recension zu liefern. Die Briefe erhielten (ad Famil. 1829. ad Atticum 1831) eine neue Gestalt, und der Herausgeber trifft hier mit der zweyten Ausgabe des Pet. Victorius überein. Schon dieser erkannte nämlich, daß alle vorhandenen Codices der Briefe ad Familiares, von welchen das von Petrarca aufgefundene Exemplar selbst noch in Florenz erhalten ist, aus diesem geflossen, daß demnach das höchst mögliche Anschließen an den Mediceus die Grundlage aller Bearbeitung bilden müsse; H. v. Orelli hat in seiner historia epistolarum Tulli ad Familiares gezeigt, daß das Mittelalter erst mit dem Auffinden der Handschrift durch Petrarca (vielleicht nach Orellis Meinung in Verona) die Briefe kennen lernt, früher von diesen keine Erwähnung geschieht, etwa wie Italien nichts von den zwölf späteren Comödien des Plautus weiß, und dieser Satz wird so lange gelten, bis Jemand durch zuverläßige Angaben das Gegentheil zu beweisen im Stande ist. Eine neue Vergleichung des Mediceus durch del Furia bildet den Anhang p. 436 — 504. So hatte H. v. Orelli noch während der Herausgabe den ursprünglichen Gesichtspunkt zwar nicht aus dem Auge gelassen, aber allmählig die Anforderungen selbst gesteigert, und auch nach Vollendung der Ausgabe die Ausbeute, welche ihm die Bibliotheken Berns, St. Gallens, Einsidelns u. a. geboten hatten, theils in besondern Bearbeitungen einzelner Schriften nachgetragen, theils für eine neue Ausgabe zurückgelegt. Der allgemeine Beyfall, dessen sich das Unternehmen des Herausgebers zu erfreuen hatte, machte eine neue Besorgung des Textes nothwendig, wovon der erste und dritte Band bereits vorliegen.

Der Unterschied dieser neuen Bearbeitung von der ältern ergibt sich aus dem Angeführten von selbst; diese war von vorneherein auf die Zusammenstellung dessen, was andere bis dahin geleistet hatten, berechnet, die jüngere ist zumeist auf neue handschriftliche Mittel gebaut, und bildet, wie nun auch der Titel ankündet, eine eigene Recension; natürlich wird der erste Band dem frühern besonders unähnlich seyn, der dritte aber, die Briefe, wozu außer dem Mediceus, welcher schon vorher gehörig benützt war, nichts von Bedeutung vorhanden ist, am wenigsten abweichen.

Die vier Bücher ad Herennium und die beyden de inventione finden sich in den Handschriften gewöhnlich verbunden, daher haben sie auch das Schicksal des Textes so ziemlich gemeinsam und unterscheiden sich dadurch namentlich von den nachfolgenden Büchern de oratore. Es gibt sehr alte Codices, und während die erste Ausgabe nur die Abweichungen von Lambinus, Ernesti, Schütz, Burmann, mit einer theilweisen Vergleichung eines Zürcher Codex enthält, ist die neue Recension auf eine Pariser Handschrift (P) aus dem IX. Jahrhundert, eine Bamberger (A) des X., eine zweyte (B) des XIII., eine Freisinger (F) des XI., und zwey andere (R. T) des XII. Jahrhunderts gegründet. Daraus mag man die Vorzüge der neuen Bearbeitung am deutlichsten ersehen; bey solch werthvollem Apparate verschwindet das Material, das aus gedruckten Büchern zu holen ist, und nur kritische Untersuchungen verdienen Berücksichtigung.

Die beyden Herausgeber (H. Baiter hatte schon

an der Verfertigung des Onomasticon mitgearbeitet) haben diese vorzüglichen Hilfsmittel nicht in ihrem ganzen Umfange gegeben, sondern nur das, was besonders wichtig schien, mitgetheilt, die vollständige varietas lectionis hat H. Baiter in zwey besondern Programmen bekannt gemacht 1844. So sehr wir es dankbar anerkennen, daß dadurch dem kritischen Gebrauche nichts vorenthalten ist, eben so sehr müssen wir es bedauern, zumal die Vergleichung sich ohne Angabe der Paragraphe auf die ältere Ausgabe bezieht, daß durch den Mangel der vollständigen Varietas die so nothwendige Uebersicht des Ganzen aufgehoben ist; denn so verständlich diese Bücher im Allgemeinen sind, so vielen Schwierigkeiten sind sie unterworfen, wenn man das Einzelne genauer betrachten will, und was man früher kaum ahnen konnte, das liegt jetzt gerade durch diesen neuen Apparat deutlich vor Augen. Diese Bücher waren dem Mittelalter eine Quelle, aus welcher man die Theorie der Rhetorik entnahm, und ich kenne weder von den Alten noch von den Neuern eine Schrift, aus welcher man gründlicher den Charakter und das ganze Wesen der Beredtsamkeit der Alten sich aneignen könnte, als die Bücher ad Herennium, über deren Verfasser und Zeit so manches geschrieben worden ist *). Die Vorzüglichkeit dieses Werkes, aus welchem das ganze Treiben alter Rhetorik besonders klar wird, weit mehr als aus Quintilianus u. a. (obschon es im Grunde nichts besseres ist, als womit Plato es bezeichnet, eine ἄλογος τριβή) hatte Referenten vor vielen Jahren angezogen, und wenn auch seine Absicht die Theorie selbst und die Anwendung dieser Lehren im praktischen Gebrauche war, so konnte doch die Kritik des Textes nicht ausgeschlossen werden, und so wurde, was die nächste Umgebung, die Münchner Bibliothek, zu diesem Zwecke darbot, gesammelt. Dadurch wurde die große Abweichung, welche in den Handschriften ist, bald entdeckt, und was vordem so leicht und faßlich schien, wurde jetzt gar oft schwer und unverständlich. Einige Verse am Ende der Schrift in Cod. Salisb. aulic. 35. erheben die Macht der Beredtsamkeit:

> Mollit compositas linguas, componit inceptas
> divitias, et regna parat, lucratur amicos,
> mitigat iratos, tenero blanditur amori,
> deprimit adversos, placidos ad sidera tollit,
> accusat sontes, insontes iure tuetur,
> difficilemque tenet lento iudice causam,
> reges et proceres audaci fronte perorat,
> armat et exarmat populos industria fandi.

Es schien rathsam, auch Neueres nicht zu verschmähen, unter welchem besonders eine Italische (ich will sie mit f bezeichnen), obschon vielfach interpolirt, deßwegen zu merken ist, weil sie ein Vorbild des Lambinus gewesen; die Wortstellung bey diesem ist großentheils schon hier zu finden, aber auch Manches, was Verbesserung des Lambinus scheint, wie z. B. IV, §. 47. quare L. Cassi in causis si. Die älteren, wie Emeran. E LIX saec. XI., und Emer. F CIV saec. XI. oder richtiger XII. (ich nenne sie im Folgenden M und N) stimmen im ganzen mit dem, was uns jetzt die Herausgeber mitgetheilt, haben aber doch viele einzelne Abweichungen, und eine besondere Bearbeitung dieser Bücher dürfte weder diese noch andere Handschriften

*) Büchner zu Cicero pro Roscio Amerino (1835) pag. 296 libri ad Herennium scripti non ab Cicerone, sed ab rhetore potius aevi serioris profecti, id quod alio tempore perspicue docebitur. Der Beweis ist bis jetzt nicht geliefert worden, und wird es schwerlich werden, da diese Rhetorik durchaus das Gepräge der Zeit trägt, in welcher man sich frey bewegte, weit entfernt von dem rhetorischen Schematisiren der Kaiserzeit. Wenn es I, 14 von der deprecatio heißt: ergo in iudicium non venit, at in senatum aut ante imperatorem et in concilium talis causa potest venire, so könnte man den Feldherrn der Republik verstehen, aber der Verfasser läßt II, 16, wo er sich wiederholt, jene Worte aus: haec causa iudicialis fieri non potest, ut in libro primo ostendimus, sed quod potest vel ad senatum vel ad consilium venire, non visa est supersedenda.

vernachläßigen. I, 23 testamentum ipso praesente conscribunt, testes recte affuerunt, in einer alten Mailänder Ausgabe ſtehen vor testes die Worte: haeredes quos iubet scribunt, und Oudendorp ſagt: bene si e MSS. Die Worte konnten durch Gleichklang leicht ausfallen und ſtehen bey Cicero de invent. II, 50, wo aus unſerem Buche derſelbe Fall vorgetragen wird. Von Orelli's Handſchriften hat keine dieſen Zuſatz, und die neue Ausgabe übergeht mit vollkommenem Rechte das Ganze ſtillſchweigend, ſo daß man glauben möchte, erſt im XV. Jahrhundert habe Jemand dieſe Worte aus Cicero herübergenommen. Dagegen hat die oben zuletzt genannte Emeraner Handſchrift, die, wenn auch nicht, wie die Angabe lautet, in das XI., doch ſicher in das XII. Jahrhundert fällt, deutlich heredes quos ille iubet, und doch ſind dieſe nur aus Cicero genommen, deren Inhalt durch testamentum ipso praesente conscribunt genügend ausgedrückt iſt, und verrathen ſich auch äußerlich als anderswoher übertragen dadurch, daß ſie in demſelben Coder ſchon oben nach gentiliumque esto zu leſen ſind. Die Bücher de inventione bilden für die Kritik dieſes Autors ein nicht unbedeutendes Moment, aber man hat auch, wie das angegebene Beyſpiel lehrt, ſchon frühe angefangen daraus zu ergänzen und zu erklären. Scheinbarer iſt der Zuſatz, welchen II, 13 f bey den Worten bietet: deinde quaeretur, quid ei obfuerit, si id voluisset adscribere, dort ſteht: obfuerit, aut quid periculi fuerit, si.

Die neue Recenſion iſt mit der Sorgfalt und Vorſicht bearbeitet, welche wir von den Kenntniſſen der Herausgeber zu erwarten berechtigt ſind; ſchlagende Verbeſſerungen, wie ſie Niebuhr zur Rede pro Murena, Madvig zu pro Caecina gegeben haben, werden hier überhaupt nicht leicht vorzubringen ſeyn, doch darf auch ein Nachfolger nicht feyern, wie denn der mögliche Abſchluß nur von einer ſpeciellen Bearbeitung der einzelnen Schriften zu erreichen iſt; immer aber wird dieſe jetzige Recenſion die Grundlage alle weiteren Unterſuchungen bilden.

I, 1 Nunc . . de re dicere incipiemus, si te unum illud monuerimus artem sine assiduitate dicendi non multum valere. Hier haben die Handſchriften Orelli's sed si, auch die meinigen außer N, in welcher über si die Variante vel sed geſchrieben ſteht. Die Herausgeber ließen ſich durch Stürenburg, der in jenem sed si eine beſondere Feinheit der lat. Sprache finden wollte, nicht irre machen. Derſelbe Gedanke kehrt bey unſerm Autor öfter wieder I, 16. 25. III, 25, und nie findet ſich sed si; wäre sed richtig, ſo müßte ein Satz ausgefallen ſeyn, vergl. IV, 1. — Dagegen würden wir kurz vorher autem, welches in beſſeren Handſchriften fehlt, eingeſchloſſen haben, da die Gegenſätze öfter bloß neben einander geſtellt werden, und man dieſe durch Partikeln, autem, sed, vero zu erklären ſuchte; ſo hat z. B. f. II, 15 id vero quod, wo der Contraſt durch dieſen Zuſatz deutlicher zu werden ſchien.

§. 2. Nunc quas res oratorem habere oporteat, docebimus, deinde quo modo has causas tractari conveniat, ostendemus. Hier iſt nur has causas, das ſich auf die tria genera causarum beziehen müßte, höchſt auffallend; es kann, da anderes dazwiſchen getreten iſt, nicht has heißen; ferner iſt die Ausführung dieſer ganzen Rhetorik nicht auf die genera causarum gebaut, ſondern auf die res quas orator habere debet, d. h. inventio, dispositio, elocutio, memoria, pronuntiatio. Daher könnte man das has auf res beziehen, und causas als eine falſche Erklärung annehmen, aber der Ausdruck tractari wäre von jenen Arten eben ſo auffallend, als er von causas gewöhnlich iſt *); ich vermuthe daher: quomodo his causas tractari conveniat, wie man darnach die controverſen Gegenſtände behandeln müſſe.

(Fortſetzung folgt.)

*) Dieſer Gedanke iſt auch dem Corrector meines f gekommen, in welchem einfach ſteht: oporteat et quo modo eas tractari, doch iſt am Rande von derſelben Hand docebimus deinde has causas quo modo tractari. Auch M N haben et für deinde. — II, 1 cum de quinque oratoris officiis tractaremus iſt anderer Art.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Juni.

Nro. 113. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1816.

M. Tullii Ciceronis opera quae supersunt omnia ex recensione Jo. Casp. Orellii.

(Fortsetzung.)

In den Worten: elocutio est idoneorum verborum et sententiarum ad inventionem accommodatio ist et sententiarum sicher ein unächter Zusatz, wie die Theorie lehrt; allerdings treten in der elocutio die verba und sententiae besonders als lumina orationis zum Vorschein, doch nur als species der dignitas, und außer dieser gibt es noch elegantia und latinitas, darum erzeugt der Ausdruck verba et sententiae eine falsche Beziehung, es genügt das Wort verba, die elocutio, wie res, die inventio zu bezeichnen. Auch fehlen die Worte ursprünglich in A und F bey Orelli, ebenso in M, ac sententiarum hat N. Man wird dagegen die Autorität Cicero's de inventione I, 9, der jenen Satz wörtlich aus unserm Buche übertragen hat, anführen, aber abgesehen davon, daß ein dogmatisches Werk wie unseres ist, strenge Concinnität als Gesetz beobachtet und alles schiefe und falsche ausscheidet, finden wir auch dort zwar nicht in der Ausgabe, aber in der varia lectio die interessante Bemerkung: et sententiarum om. pr. P, also gerade die älteste Handschrift; und Jul. Victor, der in diesen Definitionen ganz von Cicero abhängt, hat p. 251 eben so wenig jene Worte in seinem ciceronischen Texte gelesen; auch Alcuinus p. 391 und Cassiodorus p. 370 nicht. — Wenn ich hier zu viel gefunden habe, so sehe ich im Vorausgehenden zu wenig: inventio est excogitatio rerum verarum aut veri similium, quae causam probabilem reddant *). Dispositio est ordo et distributio rerum quae demonstrat, quid quibus locis sit collocandum. Hier ist keine Beziehung der dispositio auf die inventio, von welcher sie abhängig ist, ausgedrückt und doch kann diese nicht fehlen; vergl. III, 16 quoniam dispositio est per quam illa quae invenimus in ordinem redigimus, ut certo quidque loco pronuntietur. In I hat eine spätere Hand rerum inventarum quae, gewiß aus Cicero; so etwas erwartet man, ich vermuthe excogitatarum. Die Redeform quid quibus locis nach dem griechischen τί τίσι τόποις ist selten, wie gar manches eigene und archaistische sich hier findet, nullo adiumento im Dativ. II, 16 (Cic. pro Quinctio 5 nullo praesidio) IV, 61 tota totae und daselbst Orelli; so ist nach den besten II, 19 aliud alio indici herzustellen, wie auch unser M hat.) Aber die Abweichungen sind zu groß, um dieses für hinreichend anzunehmen. Der nächste Satz: memoria est firma animi rerum et verborum et dispositionis perceptio umfaßt die drey vorausgegangenen Theile, res bezeichnet die inventio, verba jenem entgegengesetzt die elocutio, wozu noch die dispositio tritt; so klar mir dieses ist, so unverständlich ist mir Ciceros Stelle, wo statt der Worte et dispositionis sonderbar genug ad inventionem steht; ich kann sie nur für eine Wiederholung

*) Den Conjunctiv reddant haben, wie es scheint, in unserm Werke alle Codices, bey Cicero steht in einigen reddunt, den Indicativ hat dort auch Jul. Victor p. 156, Cassiodorus p. 370; reddant steht bey Alcuinus p. 391.

aus der vorhergehenden Zeile halten, freylich eine sehr alte, weil sie schon bey Victor p. 251, Cassiodorus p. 370, Alcuinus p. 391 stehen; denn Victorinus, Periphrase p. 28 circa inventiones retinendas fördert die Sache nicht. Ganz einfach hat Isidorus: memoria firma rerum verborumque custodia est.

Die nächsten Worte: quoniam igitur demonstratum est, quas causas oratorem recipere quasque res habere conveniret, nunc quemadmodum ad orationem possint oratoris officia accommodari, dicendum videtur hat die neue Ausgabe mit einem Obelos bezeichnet; die Handschriften weichen vielfach ab, doch mehr in der Stellung der Worte, als in diesen selbst, nur eine, Pal. 1 hat ad inventionem statt ad orationem, was Schütz, Lindemann, Orelli billigen, wie auch Lambinus ad inventionis rationem vermuthete. Jenes ist offenbar nicht alte Ueberlieferung, sondern eine plausible Correction aus §. 4. entnommen, ut de partibus orationis loqueremur et eas ad inventionis rationem accommodaremus, aber diese Stelle gehört nicht hieher, und näher betrachtet bürdet jene vermeintliche Verbesserung dem Autor etwas Verkehrtes auf; denn die officia oratoris sind eben jene fünf Eigenschaften, inventio, dispositio u. s. w., und so kann es nicht heißen oratoris officia ad inventionem accommodare, das wäre inventionem ad inventionem accommodare, und es müßten die andern vier Theile der Rhetorik noch überdieß in einer nähern Beziehung und Verbindung mit der inventio stehen, was nicht der Fall ist. Ganz richtig ist der Ausdruck unten gebraucht, wo die Redetheile partes orationis als species dem genus der inventio folgten. Man wird demnach jene Verbesserung, die so manche Gelehrte getäuscht hat, weil sie beym ersten Anblicke sich von selbst anzubieten scheint, für immer aufgeben müssen. Ich halte den bestehenden Text für untadelhaft, die Stellung der Worte läßt sich bey der Unsicherheit der Ueberlieferung allerdings nicht verbürgen; der Verfasser will und kann nichts anders sagen, als was schon oben angedeutet ist: deinde quo modo has causas tractari conveniat ostendemus. Dasselbe spricht der Anfang des zweyten Buches aus: in primo libro breviter exposuimus, quas causas recipere oratorem oporteret et in quibus officiis elaborare conveniret, et ea officia qua ratione facillime consequi posset. Nach Angabe der fünf officia oratoris muß die einzelne Ausführung dieser folgen, und natürlich zuerst, was das erste ist, die Lehre der Inventio; die Anwendung aber geschieht auf das, was der Redner in dicendo producirt, die Rede als Ganzes; ad orationem ist daher dem Gedanken und Zusammenhange ganz angemessen.

Bald darauf §. 4. exordium est principium orationis per quod animus auditoris constituitur ad audiendum haben die Handschriften auditoris aut iudicis (in der Ausgabe fehlt das Wort iudicis, was einen irre machen könnte) constituitur vel (oder et) apparatur. Unser Verfasser gebraucht nicht viele Worte, und so genügt der allgemein bezeichnende Name auditor, während iudex nur für das genus iudiciale paßt; eben so wird er nur ein Verbum gebraucht haben, Cicero sagt animum auditoris idonee comparans ad reliquam dictionem. Dergleichen Dittographien, wie wir hier an einer Stelle zwey lesen, finden sich in diesen Büchern in großer Anzahl und beweisen, wie sehr sie in frühern Jahrhunderten überarbeitet worden sind. So ist daselbst: inventio in sex partes orationis consumitur, in exordium, narrationem etc. das zweyte in, was auch in M N fehlt, gegen die Art und Weise unsers Autors zugesetzt, vergl. I, 19. II, 3, 6, 8. III, 23.

§. 7. quoniam igitur docilem benevolum attentum auditorem habere volumus, unser M läßt benevolum aus, vielleicht durch Zufall, weil in älteren Handschriften sich das Wort befindet, aber immer ist die Stellung unrichtig, und es muß attentum, benevolum heißen, wie B gibt; auch §. 6. ut attentos, ut dociles, ut benevolos ist die richtige Ordnung ut dociles, ut attentos. Der Autor hält sich so strenge an die einmal angenommene Sitte, daß man nicht glauben kann, er habe sie selbst vernachläßigt.

§. 8. in invidiam trahemus, si vim, si potentiam, factionem, divitias, incontinentiam, nobilitatem, clientelas, hospitium, sodalitatem proferemus. Einmal durch Hrn. Baiter auf-

merkſam gemacht, wird man incontinentiam nicht halten können, es iſt dieſe keine der Eigenſchaften, welche, wie die andern, mit neidiſchem und ſchelem Auge an einem andern betrachtet wird; auch hat man das ſchon frühe bemerkt, unſere Handſchriften zwar geben keine Abweichung, aber in R ſoll eloquentiam wohl nur die Stelle jenes ungeeigneten Wortes vertreten; dieſe Vermuthung iſt ſehr geiſtreich, man denke z. B. an Cicero und Hortenſius. Die Bücher de inventione reichen hier nicht aus und haben gegen ihre Sitte weniger: si vis eorum, potentia, divitiae, cognatio, pecuniae proferentur *), doch ſieht man, daß die Wiederholung von si nicht beſtätigt wird, und die Partikel fehlt in f. Mir iſt auch confidenter in der vorausgehenden Zeile nicht klar, verſtehen würde ich, wenn dafür incontinenter ſtünde.

Der Verfaſſer dieſer Rhetorik macht die Beyſpiele ſelbſt, wie ſie die Regeln der Theorie erfordern; nur wenn er zeigen will, wie man es nicht machen ſoll, müſſen die Dichter ihm aushelfen (nam nihil prohibet in vitiis alienis exemplis uti. IV, 18). Dieſem Verfahren verdanken wir eine längere Stelle des Pacuvius, in welcher er die Beweisführung ungenügend findet. II, 36 infirma ratio est quae non necessariam causam affert expositionis, velut Pacuvius

Fortunam insanam esse et caecam et brutam perhibent philosophi,
Saxoque illam instare globoso praedicant volubilem,
Quia quo saxum impulerit fors, eo cadere fortunam autumant.
Caecam ob eam rem esse iterant, quia nihil cernat, quo sese applicet;
Insanam autem aiunt, quia atrox incerta instabilisque sit,
Brutam, quia dignum atque indignum nequeat internoscere.

Sunt autem alii philosophi, qui contra Fortunam negent
Miseriam esse ullam, sed temeritate omnia regi. Id magis
Veri simile aiunt, quod usus reapse experiundo edocet;
Velut Orestes modo fuit rex, modo mendicus factus est;
Naufragio res contigit. Nempe ergo haud Fortuna obtigit.

nam his Pacuvius infirma ratione utitur, cum ait verius esse temeritate quam fortuna res regi; nam utraque opinione philosophorum fieri potuit, ut is qui rex fuisset, mendicus factus esset. Die große Abweichung, mit der dieſe Verſe in den Handſchriften erſcheinen, erſchwert die endliche Herſtellung, doch laßt ſich manches mit Sicherheit beſtimmen. Die Fortuna iſt beweglich wie eine Kugel, saxique instar globosi iſt ſo natürlich, daß man es, wenn es in den alten Büchern (auch in M f) auch nur durch Conjectur auftreten ſollte, nicht wegweiſen darf, nur wird Niemand die metriſche Ordnung von Lindemann: saxique instar globosi befolgen, das heißt globus als lange Sylbe meſſen. Der dritte Vers iſt durch Orelli jetzt nach guten Quellen (obſchon P anderes hat) metriſch richtig geordnet; quia fordert ſchon die Concinnität, nicht ſo leicht iſt der Gedanke, ich finde nur in fortunâ autumant, wie M hat, Aushilfe; wie die Kugel zufällig fällt, ſo wird geſagt fortunâ cecidit, alſo durch die fortuna. Der achte Vers gibt jetzt, zumal die Handſchriften esse aiunt haben, nur die Meinung der Philoſophen, es war aber dieſes, wie der Autor lehrt, das Urtheil des Pacuvius, der letzteren beyſtimmt; ferner kann das Metrum leicht lehren, daß der ganze Satz einen Vers bildete, alſo id magis herüberzuziehen ſey, und da quod in P urſprünglich fehlt, ſo zweifle ich nicht, daß die Form, in welcher der Dichter ſeinen Gedanken ausgedrückt hat, folgende geweſen,

Id magis veri simile esse usus reapse experiundo edocet.

Jetzt erſcheint dieſes als das Urtheil des Pacuvius über die letzt genannten Philoſophen. Der vorhergehende Vers wird dadurch allerdings um einen

*) Die Verbindung der Worte divitiae und pecuniae iſt nur wenig einleuchtend, Alcuin p. 397 kennt ſie ſchon und ſtellt ſie näher zuſammen potentia pecuniae divitiae cognatio, auch im Folgenden iſt eine Abweichung von Ciceros Texte.

Creticus verkürzt, aber dieses ist nur in unsern Ausgaben, nicht in den Handschriften, welche omnia regi autumant geben und damit die scheinbare Lücke ausfüllen. Wenn zum vorausgehenden Verse Orelli die Frage aufwirft: nonne Fortunâ? so wird dieses eben so durch den Gedanken des Dichters als durch die Erläuterung des Autors: verius esse temeritate quam fortuna res regi bestätigt, und auch Referent hatte sich dieses angemerkt: doch kommen wir beyde zu spat, da Schütz fortunâ bereits in den Text seiner Gesammtausgabe aufgenommen hat. Den Indicativ negant hat auch M, das folgende ist sehr confus; ullam esse miseritatem sed temeritate, wo es wenigstens et, statt sed heißen müßte, wenn das Metrum einigermassen erträglich lauten sollte; miseritatem wäre ein für Pacuvius nicht zu fremd klingender Ausdruck, den Andere in das bekanntere Wort miserationem umgeformt haben; aber die Variante aut humanitatem (in M von zweyter Hand) macht alles unsicher.

Bey der großen Ueberarbeitung dieses Werkes in frühern Jahrhunderten läßt sich erwarten, daß in der neuen Recension gar manches Wort und mancher Satz als verdächtig eingeschlossen erscheinen wird; hier muß man den Herausgebern großentheils beystimmen, doch fehlt es nicht an Stellen, welche in den ältesten Büchern lückenhaft überliefert waren, und von spätern aus bessern Exemplaren oder aus eigener Kenntniß ergänzt worden sind, wo die Theorie unzweifelhaft das Richtige lehrt, die neue Ausgabe aber solche nothwendige Ergänzungen zurückgewiesen hat. Ich wähle ein anschauliches Beyspiel dieser Art. IV, 53 in der Erklärung der Frequentatio gibt der Verfasser nach seiner Art in aller Leichtigkeit eine Probe von jener Figur, in welche er die gesammte Lehre von der Constitutio coniecturalis, wie er sie im zweyten Buche vorgetragen hat, unterzubringen weiß, so daß er von dem probabile ex causa et vita und der collatio beginnt, dann zu den signa, argumenta und der consecutio übergeht und mit den loci communes schließt. Die signa werden so erwähnt: neque praeteritum est ab isto quidquam quod opus fuerit ad maleficium, neque factum quod opus non fuerit, et cum locus idoneus maxime quaesitus, tum occasio aggrediendi commoda, tempus adeundi opportunissimum, spatium conficiendi longissimum sumptum est, non sine maxima occultandi [et perficiendi] maleficii spe. Die Anmerkung sagt uns: et perficiendi om. P F T et pr. A, del. Sch. Nos seclusimus, und doch ist dieser Zusatz unentbehrlich, mag er aus Handschriften oder was wahrscheinlicher ist, von einem der Sache kundigen Leser stammen, denn da alle oben erklärten signa hier ihren Platz finden, so kann die spes perficiendi hier nicht allein fehlen, aber an unrechtem Ort ist sie gestellt, es muß, wie schon Lambinus gesehen hat, perficiendi et occultandi heißen. Von der Approbatio wird sodann gesagt: haec partim testimoniis, partim quaestionibus [et argumentis] omnia comprobantur et rumore populi, quem ex argumentis natum necesse est esse verum. Die Note dazu gibt folgende Auskunft: et ante v. argumentis om. F T et pr. P (pro et R partim) — argumentatis Erf. et pr. P om. T. Nos seclusimus. (Videtur gloss. ortum ex altero tormentis. OR.) Vielmehr müßte man, wenn argumenta auch in allen Handschriften fehlen sollte, ohne Bedenken es ex coniectura aufnehmen; denn da die loci communes nach der Theorie II, 9 aus testes, quaestiones, argumenta und rumores bestehen, so können die argumenta an unserer Stelle nicht entbehrt werden, um so weniger, da die rumores als von ihnen ausgehend betrachtet werden.

So glücklich, wie in den beyden ersten Schriften, dem Autor ad Herennium und den Büchern de inventione, waren die Herausgeber in den folgenden Werken des ersten Bandes allerdings nicht, daß sie wie dort eine neue Grundlage des Textes zu geben vermochten, doch fehlt es auch hier nicht an achtungswerthen Beyträgen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Juni.

Nro. 114. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

M. Tullii Ciceronis opera quae supersunt omnia ex recensione Jo Casp. Orelli.

(Fortsetzung.)

Die herrlichen drey Bücher de oratore waren im Mittelalter in einem traurigen Zustande, nur zerstückelt und unter einander geworfen hatten sie sich fortgepflanzt, bis ein alter vollständiger Codex Laudensis die Lücken füllte; aus ihm, glaube ich, sind alle spätern Handschriften geflossen, welche das Werk ganz enthalten. Ueber jenen Codex wußte schon Victorius keine Auskunft, der in seiner ersten Anmerkung zu den Rhetorica (weil sie nicht zu den Büchern de oratore steht, blieb sie unbeachtet) meines Wissens die älteste Nachricht gibt und den frühern trostlosen Zustand wohl gekannt zu haben scheint, vergl. Blume Iter Ital. I, 119. Lagomarsini, der durch seine Collationen zumeist darauf geführt werden mußte, hat bey Bandini darüber sich erklärt, aus diesem Henrichsen in seiner Vorrede die Sache nachgewiesen. Welche Mühe man sich gleichwohl das Erhaltene zu verstehen gegeben hat, lehrt eine Handschrift in der Bibl. in München; hier ist kaum ein Satz verständlich, wir müßten auf den Genuß dieses Hauptwerkes völlig Verzicht leisten, wenn es uns nur in dieser Form zugänglich wäre, und doch ist eine vollständige Varietas aus einem andern aber nicht viel bessern Codex beygeschrieben; man ergänzte die Lücken von selbst, besonders war Gasparinus sehr thätig, wovon Referent aus II, 10, 39 ein Beyspiel zu Varro de L. L. p. LIII gegeben hat. Wie erwünscht würde die Kunde dieses Zustandes dem Engländer J. Markland gewesen seyn! vergl. Wolf's Analecten. Die neue Ausgabe schließt sich zunächst an Ellendt an, theilt aber zugleich die sorgfältige Vergleichung einer Handschrift in Avranche aus dem X. oder Anfange des XI. Jahrhunderts mit. So alt diese ist, auch sie gehört in dieselbe Classe, welche nur fragmentarisch diese Bücher geben; sie beginnt erst mit II, 19, alles frühere fehlt, und dieses schon ist charakteristisch, denn alle diese haben die Lücke von I, 193 bis II, 19, aber auch in der Mitte fehlt in ihr vieles so gut wie in andern, III, 17 — 110, wozu in unserer, der schlechtesten aller schlechten, bemerkt ist: nota quod hic deficit textus in aliquibus verbis. Diese große Parthie von fast hundert Paragraphen, und nicht von einigen Worten, verdankt man nur dem Codex Laudensis, aus welchem Lagom. 32 mittelbar oder unmittelbar geflossen ist. Merkwürdig ist dieser liber Abrincensis II, 49, wo nach der Angabe zwey Blätter herausgeschnitten sind §. 49 — 61. Sollten diese ursprünglich in dem Codex gewesen und den fehlenden Text enthalten haben, wie der Palatinus des Lysias? dann sind aus diesem die vielen andern abgeschrieben, denn in dem Münchner ist dieselbe Lücke. So lange nicht die Entdeckung jenes Codex Laudensis oder eines diesem ähnlichen aus alter Zeit aushilft, welcher die Bücher vollständig und in ihrer Ordnung gibt, ist die Kritik noch weit entfernt, in diesem Werke die Stufe zu erklimmen, die sie wenigstens im autor ad Herennium und der Schrift de inventione durch die Thätigkeit der Herausgeber jetzt errungen hat. Eine Erlanger aus dem Jahre 1451 ist, obschon ungenügend verglichen, doch, wie es jetzt steht, nicht ohne Bedeutung, weil sie das Ganze enthält und die oben angegebenen Lücken er-

gänzt. Zu den folgenden Schriften, Brutus, Orator, Topica u. a. finden wir nur die Hilfsmittel, die Orelli in der Separatausgabe von 1830 zuerst gebraucht hat, aber wiederholtes Studium wird man auch hier nicht verkennen, und eine Vergleichung zeigt, wie vortheilhaft sich diese Bearbeitung vor den andern auszeichnet; daß manches, was in neuerer Zeit zerstreut zu diesen Schriften bemerkt worden, unbeachtet geblieben, findet seine Erklärung darin, daß der dritte Band bereits 1842 schon völlig vollendet war, vid. p. LXIII. Wir würden daher mit einer Anzahl Verbesserungen, die sich nachweisen lassen, den Herausgebern nichts neues sagen, über anderes haben sie gerade dadurch geurtheilt, daß sie es stillschweigend übergangen haben.

Statt des zweyten Bandes, der die Reden enthalten wird, ist der dritte, die Briefe ausgegeben. Der Grund liegt wohl darin, daß, da die Aufmerksamkeit sich in unsern Tagen aus leicht begreiflichen Ursachen besonders auf die Reden gewendet hatte, und stets neuer bedeutender Stoff bearbeitet und unbearbeitet zu Tage befördert wird, auch die kritische Behandlung erschwert wird, während die Briefe unbeachtet geblieben sind und das Material dazu vor der Hand als abgeschlossen gelten kann, deren Revision also viel ruhiger und ungestörter vorgenommen werden konnte. In den Reden ist außerordentliche Ungleichheit, und darum deren Behandlung so manchen Bedenken unterworfen, der Erfolg so ungleich. Auch hier muß man überall den ersten Anfängen nachgehen, um wenigstens einmal den geschriebenen Cicero von dem gedruckten unterscheiden zu lernen; gar vieles haben die gelehrten Itali geändert, was jetzt als nicht ciceronisch anerkannt wird; nur eine vollständige Varietas kann hierüber Aufschluß geben. Die Vergleichungen, welche L. Keller in seinem Semestrium liber zur Rede pro Quinctio bekannt gemacht hat, sind alle aus neuern Handschriften — nicht weniger als fünfzehn — fast möchte man vermuthen, es sey eine von den acht gewesen, welche Poggio aufgefunden, und die aus jenem verlornen Exemplare nicht ohne manigfache Aenderung der Abschreiber und Correctoren vervielfacht worden ist. Aber so ungenügend sie sind, man lernt doch den Unterschied, und sieht, was spätere keineswegs gelungene Aenderung ist, wie z. B. daselbst §. 73. velitabaris für das sinnlose equitabas, was alle Handschriften geben. Zu den Reden erwarten wir von den beyden Herausgebern Vorzügliches, und wir wünschen, daß sie diesen so wie den letzten Band, die philosophischen Schriften, in aller nöthigen Ruhe und Muße fördern mögen; an Aufforderung dazu wird es nicht fehlen.

Da von den Briefen ad Familiares das alte Exemplar, welches Petrarca aufgefunden und abgeschrieben hat, noch vorhanden ist, so ist seine Abschrift dieses Bandes nicht weiter beachtet worden, würde auch nicht nothwendig seyn, hätten wir noch den zweyten Band, die Briefe ad Atticum, im Originale; da aber dieser verschollen ist und wir jetzt nur auf die Copie Petrarca's hingewiesen sind — Pet. Victorius hatte zuerst des Dichters Hand erkannt —, so wäre es nicht uninteressant, aus dem ersten Bande auf die größere oder geringere Zuverläßigkeit der Abschrift des zweyten schließen zu können. Zu den Briefen ad Atticum hatten die Franzosen, Lambinus und Sim. Bosius, alte jetzt unbekannte Handschriften, deren Lesarten mitunter bedeutend von Petrarca's Abschrift abgehen; sind diese aus dem Originale geflossen, welches Petrarca vor sich hatte, oder stammen sie aus anderer Quelle, und waren also diese Briefe, wenn auch nicht die ad Familiares, im Mittelalter in Frankreich verbreitet? Gegen die von Hänel angeführten Angaben, daß in Bourges ein Exemplar der Briefe (beau ms. incomplet) saec. XII., in Tours die Epistolae ad Famil. saec. XII. (provient de St. Gratien) liegen ist Orelli, wie ich glaube, nicht ohne Grund mißtrauisch und fordert genauere Ansicht. Bin ich auch nicht im Stande, die Sache, die für die Kritik der Ciceronischen Briefe von äußerster Wichtigkeit ist, zu entscheiden, so kann ich doch einen nicht unwichtigen Beytrag liefern, der vielleicht zu weiterem führt. Durch eine neuere Erwerbung besitzt die k. Bibliothek in München zwey Pergamentblätter, mittel Folio, Stücke eines Codex der Briefe ad Atticum, die Seite mit 31 Zeilen in sehr schöner Schrift, welche nach sichern Zeichen in das Ende des eilften, oder den Anfang des zwölften Jahrhunderts fällt. Ist dieses ein Fragment jenes Codex, welchen Pe-

trarca vor ſich hatte? Nur eigene Anſicht und die Vergleichung dieſer Blätter mit dem Volumen ad Familiares in Florenz (beyde von Petrarca aufgefundenen Bände ſtammten wohl von demſelben Schreiber) wird entſcheiden; auch der innere Zuſtand kann den Glauben erregen, daß wir hier einen traurigen Reſt von jenem werthvollen Monumente vor uns haben. Ich gebe die Collation *) der Briefe XI, 7 — 12 nach der neuen Ausgabe Orelli's. Das Blatt beginnt mit pag. 616 lin. 4. tamen et periculo.

5. *dolore extremum est. eorum qui in Achaia*, unleſerlich, ſteht im Riß des Cod.
6. *in* om.
7. *in* om.
8. *plurimis quod te excusas. ego*
9. *isti cesse*
10 *cum his.* *quaerunt*
11. *multo*
14. *ita esse perspexerint*
17. *scribis te flagitare*
20. tibi] *te*
23. *esse opus*
24. *Quintum — vidisset* Riß im Cod. *patre sichone*
25. *illum vider.me*
30. *XIII kl iun.*
u
37. *volent*

pag. 617

2. *et litteras his ita est occurrendum*
3. *magnitudo po* im Riß des Cod. *furnius est illuc mihi inimicissimusque misit*
7. *incredibili*
8. *tama acerbum* *sichone*
10. in] *id*
12. *cur aut huius*
13. *XVI kl. ian.*

*) Die Vergleichung der beyden Blätter, des älteſten, was zu den Briefen ad Atticum exiſtirt, verdanke ich der Güte des Hrn. Dr. Prantl.

19. sedulitate] *sed utilitate* *benivolentiae qua liceret*
21. *tribunatumve nisi ipsum*
22. ab eo] *habeo* *mihi* — *fuit* Riß im Cod.
23. quotidie] *die*
24. *multae quae*
25. casus] *causas* *culpa* om.
27. quieveram] *sit veram*
28. *cessim his vel*
32. *litterarum esset*
37. favisse] *fuisse* *sed et tam tantam*

pag. 618.

1. *ipsi — pernicio* Riß im Cod.
2. *percrepuisset*
3. quas si] *quasi*
5. *navigationi*
9. *parte matrimonio*
10. *reliquam* *ut* om.
12. quoniam] *quō*
19. Ad] *A* *aegritudo* iis] *his*
20. *deque Q.*
21. magistro] *magno* is] *his*
25. *multas edicta*
26. *patris eius simili scelera*
27. patrem] *p.* iis] *his*
35. ne] *ut ne*
37. *potest* *ut — tibi* Riß im Cod.

pag. 619.

1. *esse* om.
6. *cruciatum*
7. *possem*
9. iam] *etiam*
11. cui des] *quo id es*
12. *longe* immutata] *mutata*
14. pendere, P.] *pende reip.* *Salustio*
19. *scire*
21. quo] *quod*
24. Ueberſchrift fehlt.
27. *esse ea re maxime*
29. *cum* om.
30. *oratione* *mandavi me non*
31. cum] *quem*
33. *postea que quam mihi*

35. *lituum — profectionis* unleserlich, darübergeklebt.
36. *me Quintus* unleserlich, darübergeklebt
37. *dixerat* ist das letzte Wort des zweyten Blattes.

Die Uebereinstimmung mit Petrarcas Abschrift (pr. M) springt in die Augen, ist aber noch nicht überzeugend, vielmehr wird man überrascht, Lesarten zu finden, welche nur die Cratander'sche Ausgabe kennt, wie consiciar statt afficiar, percontaretur, Italia u. a.; sollte das alles ungenaue Copie des Petrarca, — die Risse mögen aus späterer Zeit stammen — und der Codex nach Deutschland gewandert seyn? haben wir hier aber eine eigene deutsche Handschrift der Briefe an Atticus, die an Alter der von Petrarca gefundenen nicht nachsteht — vielleicht die, welche Jo. Sichardus (oder Beatus Rhenanus) gebraucht hat — dann verliert Orelli's Ausspruch seine Allgemeinheit, er wird nur von Italien gelten; die weitere Untersuchung überlassen wir diesem Gelehrten selbst, zufrieden, bey dieser Gelegenheit zugleich einen neuen Beweis der Wichtigkeit der Cratander'schen Ausgabe geliefert zu haben.

Die Briefe Cicero's werden noch lange, so ausgezeichnet auch P. Manutius Commentar zu denselben ist, Stoff zu neuen Ergebnissen von Seite der Kritik wie der Exegese liefern, wie z. B. Th. Mommsen eine Blätterversetzung nachgewiesen, und C. Fr. Hermann eine ähnliche in den Briefen an Brutus versucht hat *). Mir hat Orelli's Einleitung und seine Achtung, die er dem Victorius zollt, in Erinnerung gebracht, daß ich im Besitze einiger Adversarien dieses Gelehrten bin, und ich will diese Gelegenheit einer Anzeige des Cicero benutzen, um einiges auf diesen römischen Autor Bezügliche aus jenem auszuheben. Manchen, der sich des Nachlasses eines Todten angenommen, hat die Strafe erreicht, daß auch von ihm herausgegeben wurde, was, hätte er dieses ahnen können, er längst vertilgt hätte, und ich möchte nicht, daß man an mir einst dieses Vergeltungsrecht ausübe. Hier jedoch handelt es sich um einen für Cicero viel verdienten Namen, auch sind es nicht jugendliche Versuche, sondern aus seiner letzten Periode nach dem Erscheinen des zweyten Bandes seiner variae Lectiones; wären diese zwanzig Jahre später ausgegeben worden, so wären wir der Mühe der Mittheilung dieser enthoben. Da es fast dreyhundert Jahre sind, so ist es vielleicht nicht unangenehm zu sehen, wie schon Victorius manchen Gedanken hatte, den erst ein späterer wieder aufgefunden, oder wie er zuerst angezweifelt, was auch bis jetzt unbeanstandet geblieben ist, so daß, wenn man ihm auch nicht überall beystimmen kann, es sich doch der Mühe lohnt zu wissen, was ein Victorius urtheilte. Der größte Theil besteht in Erklärung und Zusammenstellung ähnlicher Stellen, ich wähle hier nur Textveränderungen zu Cicero.

De inventione (II, 32, 98): vi et necessario sumus in portum coacti. an coniecti legi debet, praesertim cum infra dicat: cumque haec navis invitis nautis vi tempestatis in portum coniecta sit. Idem erratum videtur paulo supra insedisse: vis ventorum invitis nautis Rhodiorum in portum navim coegit, ut illic quoque arbitrer legi debere coniecit.

De inventione (II, 57, 170) necessitudinis cui nulla vi etc. cum repetat eadem verba, non solum sententias quibus usus fuerat in definienda necessitudine, vide an posterior hic locus sit declaratio scholionque, neque enim videtur debuisse quod in vicino positum est, totum sine causa repetere.

In secundo de oratore (55, 225) cum casu in eadem causa cum funere efferretur anus. Manutius sustulit illud cum funere, ut opinor, improbe; arbitror enim alterum hoc cum valere σύν. magnam autem vim habet cum funere, quia efferri mortui corpus possit etiam sine funere.

(Schluß folgt.)

*) Das Bedeutendste hat in neuerer Zeit Wesenberg, ein Schüler Madvigs geliefert, von welchem wir eine besondere Bearbeitung, mit der er seit Jahren beschäftigt ist, zu erwarten haben.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Juny.

Nro. 115. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Parergon Plautinorum Terentianorumque volumen I. Scripsit Fridericus Ritschelius. Lipsiae apud Weidmannos A. MDCCCXLV. 8. XXXII und 638 Seiten.

Wenn Herr Ritschl das Programm des Bonner-Lektions-Katalogs vom Sommer-Semester 1841 mit dem Ausspruche des Kallimachus *Μέγα βιβλίον μέγα κακόν* beginnt, so liegt darin die gewiß unbestrittene Ansicht, daß mit der bloßen Masse der Litteratur sehr wenig der Wissenschaft selbst gedient ist. Zugleich aber läßt sich auch erwarten, daß, wenn ein Gelehrter, der obigen Wahlspruch in richtiger Weise angenommen, die Litteratur durch ein neues Buch bereichert, dasselbe sowohl durch die Nothwendigkeit einer wirklich neuen Aufklärung geboten war, als auch mit der größten Sorgfalt verfaßt wurde. Daß beydes bey einem Werke Hrn. Rs. der Fall seyn werde, wußten Alle im Voraus, und vorliegende Untersuchungen begrüßte bey ihrem Erscheinen gewiß Jeder mit voller Freude, selbst wenn er nur das Titelblatt gelesen; denn schon lange ja sehen Alle, welchen die römische Litteratur und besonders der trefflichste römische Komiker am Herzen liegt, auf Hrn. Ritschl als den wahren Sospitator Plauti, und Gegenwärtiges, das der Hr. Verfasser mit fast sokratischer Bescheidenheit Parerga nannte, giebt uns Hoffnung, daß wir nunmehr auch bald das *ἔργον* selbst, die kritische Bearbeitung der Plautinischen und Terentianischen Stücke, erwarten dürfen.

Die Parerga, deren Inhalt wir im Folgenden zu betrachten haben, sind auch der Form nach ein wahres Kunstwerk. Mit aristotelischer Schärfe und Präcision wird der Sachbestand dargelegt, das Material gesichtet und aufgeräumt, die Schwierigkeiten erläutert, Einwürfe selbst beygebracht und Schritt vor Schritt widerlegt, bis das Resultat mit der aus den Daten nur erreichbaren Gewißheit am Ende sich gleichsam selbst entwickelt hat, so daß eine Controverse nur bey den oft selbst wieder durch Kritik gewonnenen Voraussetzungen möglich seyn dürfte; wobey jedoch dem Widerlegenden dasselbe handschriftliche Material, dieselben Collationen zu Gebote stehen müßten, in Betreff deren es aber überhaupt als ein Glück zu betrachten ist, daß sie gerade in diese Hände fielen. Besonders gilt diese Schwierigkeit in Betreff des handschriftlichen Materials von dem Florentiner-Texte des hier so oft zu benützenden Varro, von welchem aber nunmehr doch (nach der Zeitschr. f. d. Alterthumswissensch. 1844 N. 124 pag. 991 f.) ein durchgezeichnetes Facsimile in Deutschland, und zwar in den Händen des Hrn. Prof. W. Ad. Becker in Leipzig, zu seyn scheint, wenn anders dieß nicht bloß von den topographischen Stellen Varro's zu verstehen ist, was aus H. Prof. Beckers Notiz nicht klar hervorgeht.

Den Inhalt machen zehn zum Theil schon früher entweder in den Bonner-Universitäts-Programmen oder im Rheinischen Museum gedruckte Abhandlungen aus, welche sämmtlich Plautus oder Terentius betreffen. Die Vorrede benutzte Hr. R., um zu Cic. Brut. §§. 71 — 73 und Tuscul. Quaest. I, 1 (im Hinblick auf die zweyte Ausgabe des Brutus von Ellendt) die vollständigen Varian-

ten der Lagomarſiniſchen Codices mitzutheilen; auch ſind daſelbſt Nachträge und einzelne Berichtigungen zu den Abhandlungen ſelbſt gegeben. — Die erſte Abhandlung de Plauti poetae nominibus enthält den zur Evidenz geführten Beweis, daß der Dichter nicht M. Accius Plautus, ſondern T. Maccius Plautus hieß und deſſen gewöhnlicher Beyname Asinius Nichts ſey, als das durch verſchiedene Verwandlungen durchgegangene Sarsinas. Obgleich dieſes Reſultat einer gründlichen Unterſuchung bereits im Bonner-Lektions-Katalog von 1841 und 1842 gedruckt iſt, wußte es doch Bähr, als er die neueſte Ausgabe ſeiner Römiſchen Litteraturgeſchichte im Jahre 1844 ſchrieb, noch nicht. (Daß die Sache in den Nachträgen im zweyten Bande noch gegeben wird, entſchuldigt den Verfaſſer nicht nur nicht, ſondern zeigt gerade, wie derſelbe ſein Buch fabricirte, an welchem wir überhaupt gerade das vermiſſen, was eine Litteraturgeſchichte zu einer ſolchen macht.)

(Fortſetzung folgt.)

M. Tullii Ciceronis opera quae supersunt omnia ex recensione Jo. Casp. Orellii.

(Schluß.)

In primo de oratore (59, 251): quid est oratori tam necessarium quam vox? tamen me auctore nemo dicendi studiosus graecorum more et tragoedorum voci serviet. Locus ni fallor corruptus, fortasse more tragoedorum.

In Bruto (26, 100): cum et Fannius de Menelao Maratheno et ceteris obiecisset, praesertim cum Fannius nunquam sit habitus elinguis. Videntur verba haec et Fannius abundare et potius omnem sententiam perturbare; Gracchus enim fuerat qui debuit obiicere.

In Bruto (7, 29): grandes erant verbis, crebri sententiis, compressione rerum breves. Fortasse comprehensione.

In Bruto (75, 261): hanc cum habeat praecipuam laudem in communibus, non video, cui debeat cedere. puto omnibus.

Partit. orat. (9, 31): quid in narratione quae tandem conservanda sunt? Vide, metuo enim ne vitium sit in hac extrema voce legique debeat observanda.

Pro Roscio (Amer. §. 34.): illud quia in Scaevola factum est, magis indignum videtur, hoc quia fit a Chrysogono, non est ferendum. Arbitror vacare negationem legique debere: a Chrysogono, est ferendum.

Pro Balbo (§. 55.): et graeca omnia nominata. corrige graeca nomina, et paulo post graecia deligerent pro diligerent.

Pro Cluentio (41, 116): si qua in eum lis capitis illata est non admittunt. vereor ne hic sit mendum, videtur enim longe alia sententia quaeri et profecto contraria; fortasse legi debet non amittunt, i. e. non se lasciono uscir di mano poichè.

In epistola prima ad Marium (VII, 1, 4) cum legantur haec verba: his ego tamen diebus ludis scenicis ne forte, arbitror dua illa verba ludis scenicis esse scholion. Vide diligenter an illud in epistola ad Paetum (IX, 24) id est compotationes aut concenationes sit ut puto scholion.

In prooemio quarti libri Tuscul.: sive quod erat cognitu perfacilis, sive quod invitabatur illecebris blandis voluptatis, vide quomodo dictum sit disciplina invitabatur illecebris. an invitabat legi debet?

In Lucullo (11, 33): nec potest is cui est visio veri falsique communis ullum habere iudicium. puto legi debere indicium, ut apud Virgilium: indicio est tractu surgens oleaster eodem. vide infra: in eo autem si erit communitas cum falso, nullum erit indicium, quia proprium in communi signo notari non potest.

Περὶ τελῶν (de Finibus I, 23): ut nihil homine videatur indignius. corrige: homini.

Puto mendosum esse locum hunc Ciceronis e libello de amicitia (§. 49.) quid enim tam absurdum quam delectari multis inanibus rebus, ut honore ut gloria ut aedificio ut vestitu cul-

tuque corporis, et pro inanibus legi debere inanimis, quomodo enim vocaret honorem et gloriam res inanes? quod si quis existimaret vocasse illum haec bona res inanes quia sunt sine corpore, aedificium, vestimentum non sunt ἀσώματα quae adiungit; hoc autem verum esse perspicitur quoque ex eo quod opponit; inquit enim infra: animo autem virtute praedito. Cicero infra (§. 68) usurpat hoc verbum: nec vero in hoc quod est animal, sed in iis etiam quae sunt inanima, cousuetudo valet.

Nachschrift.

Da ich vernommen hatte, daß jene Blätter durch die Güte des Herrn Professor Dr. Reuß in Würzburg an die k. Bibliothek in München abgegeben wurden, so wandte ich mich an ihn mit der Bitte, wo möglich über Herkunft dieses Coder Aufschluß zu erlangen. Ich erhielt durch seine Gefälligkeit zwey neue Folia jener Handschrift, welche er 1845 entdeckt und der Bibliothek in Würzburg zum Geschenke gemacht hatte, zur Einsicht mitgetheilt mit folgender Erklärung: „Dieses Fragment ist von derselben Hand und gehörte zu demselben Coder, aus welchem jenes erste von mir nach München geschenkte Bruchstück stammt. Beyde löste ich von den Einbänden zweyer Jahresrechnungen des hiesigen Bürgerspitals zum heiligen Geiste ab. Ohne Zweifel werden sich später noch andere weitere Fragmente finden. Ueber die Herkunft des Coder läßt sich nichts sagen, ohne Zweifel ward er in hiesiger Domschule geschrieben. Es ist auffallend, welch zahlreiche philologische Manuscripte im 16 — 17 Jahrhunderte hier von Buchbindern verschnitten und zu Rechnungstecturen verwendet wurden. Kürzlich fand ich ein Stück vom Curtius mit angelsächsischen Lettern. Ich hatte auch ein Papierquartblatt von Ciceros Epist. ad Atticum saec. XVI. gefunden; die hiesige Bibliothek besitzt mehrere interessante Codices des Cicero, als: de officiis in Pergam. u. Pap., de rhetorica zwey Perg. Codd., alle noch unbenützt.“ Das eine Blatt enthält VI. 1, 17 — 2, 1 pag. 494, 5 ipsa declarat .. causa venisset, 496, 15; das sich daran schließende Ep. 3 — 4 p. 500, 26 doleo non .. erat ex 502, 19, man sieht, daß das fehlende den innersten Bogen der Lage bildete. Die zweyte Seite des ersten Blattes hat gegen die Mitte ein großes Quadrat ausgekratzt, um den langen Titel einer Rechnung des Klosters St. Afra zu Würzburg von 1578 (das also wohl die Zeit der Zerstörung der Handschrift) aufzunehmen; das andere ist außer den Kanten auch am Rande beschnitten, so daß von jeder Zeile einige Buchstaben fehlen. Die genaue Angabe der Abweichung des Textes ist folgende: pag. 494, 5 ipsa declarat. at mercule .. 6 Metellus .. Sarapionis .. 8 o] ω .. 9 eratum .. 10 grecos .. 11 τῆς] IHC .. 12 frastostenes .. 13 iccirco .. 15 lege si ocris .. 16 repraehensum .. 17 post] potest .. 19 kl. ianuar̄ .. 20 acmi .. 21 camilis scribis .. et heveo scire sed verum .. 22 epistulae .. 25 quo audisti .. 28 dem octavio .. 29 liber tum .. 30 scriptas et de panderis et a civitatibus .. 32 nisi] fehlt. 35 existimationem ea cibyratas. .. pag. 495, 1 epistula .. 3 asscriberes .. 4 etiam . P . sed .. 5 videt .. asscribito litteram daturum . dies . prid. kl. ian. 8 *XPTECEΔΧΑΚΕΙΩΝ* sed pari aparibus 9 ecce alia autem .. epistula .. mercule .. 12 qui sit eius status .. 13 prae re] praeter .. 14 adde siscelium in quibus..*) 17 diligentissime] fehlt 18 cura .. 19 laodicee .. maias .. 26 haec ego .. 27 vedius mihi obviam venit .. 28 et praede . quisiuncta .. 29 centenos .. est] fehlt. 30 esse donec aderant onagri .. 31 sed xetremum] fehlen .. laodicee . 32 vidi illum . ibi .. 33 vindillus quod res .. 34 vendilli .. pag. 496, 1 quinque iam gunculae, 4 curio si unum (nach o eine Rasur) .. 5 *PPOΠΑΟΝ* (scheint mehr *A*

*) In dem oben angedeuteten Quadrate, welches die Aufschrift einer Rechnung enthält im Umfange von zehn halben Zeilen haben die Worte gestanden, von welchen jetzt keine Spur mehr sichtbar ist. v. 15 δεσθεν — δ' ὑ. 16 ut — egnatii. 17 na — mihi. 18 aegrum — dum. 19 saepissime — cum. 21 bus — men . 22 larios — caesare. 23 in quo — sus. 25 edisse — dili . 26 nebulone — familiari.

als *A* zu ſeyn) .. inepti] in epi .. 6 acamie .. 7 volo esse ali] ausradirt .. 9 romanum cadant .. 10 lectricam. 11 sexagesimo. V. CICERO ATTICO SAL. .. 14 laodiceam salutandi ad me causa venisset, womit dieſes Blatt endet; das zweyte*) beginnt mit pag. 500, 26 doleo non .. 27 paulo .. 35 cypri .. 36 pompium .. 38 perpauper] pauper .. 39 nisi] ni .. 40 pecunia libeius .. bruto] bri o ſcheint urſprünglich zu ſeyn, man ſieht keine Spur einer Raſur. .. pag. 501, 1 talenta] tanti .. Matinium] manium .. 4 a me] fehlen .. 5 vexaret ut] exaret .. 7 lenio .. 8 in quo .. qui auferri .. 9 noluit. aut Scaptius (vom Eigennamen nur noch ius lesbar, aut aber recht deutlich.) 11 litteris ei detulissem bruti rogatu (das dazwiſchen liegende iſt ausgefallen.) .. 18 ad secule .. 19 aliquid beneficii .. 20 menu pervidisset .. 21 culleonum .. inquid .. 24 nebulonis] fehlt . obiratione] operati (das folgende bis potest iſt abgeſchnitten) .. 25 me aemulum] me multum .. 28 nullas unquam] nulla sunt quam .. 29 ακοινο τον (die mittleren Buchſtaben weggeſchnitten) .. 30 solet valde .. 31 granius] ſo ſteht in der Handſchrift ganz deutlich. .. 32 contempnere .. 35 epistulam .. solet] soleo .. 37 epistula erat idem illud .. pag. 502, 1 queris .. laodicee .. 8 mercule, .. 12 nihil, nihil] nil .. 13 valeas. CICERO ATTICO SAL. .. 17 latrocinia] latra (das übrige weggeſchnitten) . .. 19 .. erat ex] Schluß dieſes Blattes.

Was aus dieſer Vergleichung für die Berichtigung des Textes zu gewinnen iſt, wollen wir hier nicht näher darſtellen, weil es zu weit führen würde, man ſieht z. B. daß 495, 6 dies bey Lambinus und Voſius auf handſchriftliche Autorität gegründet iſt, aber das muß erwähnt werden, daß dadurch die oben aufgeworfene Frage entſchieden wird. Dieſe Blätter ſind nicht Bruchſtücke jenes Codex, welchen Petrarca gefunden und abgeſchrieben hat, ſie ſind der Reſt einer eigenen jener an Zeit nicht nachſtehenden Handſchrift, deren Schriftzüge auch auf Deutſchland hinweiſen*). p. 501, 10. is a me tribunatum cum accepisset quem ego ex Bruti litteris ei detulissem, postea scripsit ad me se uti nolle eo tribunatu. Gavius est quidam; cui cum praefecturam detulissem Bruti rogatu, multa et dixit et fecit. In dieſer Stelle iſt durch die Widerholung des Verbums detulissem der Schreiber unſers Codex von dem erſteren zum letzteren abgeirrt, und hat alle dazwiſchen liegende Worte ausgelaſſen; da nun dieſe in der Abſchrift des Petrarca ſich vollſtändig erhalten haben, ſo kann unſer Blatt nicht identiſch mit jenem ſeyn, aus welchem der Dichter ſeine Copie verfertigt hat, wir haben vielmehr eine eigene, von jener unabhängige, ihr gleichzeitige — und da dieſe verloren gegangen iſt, bey weitem die älteſte Quelle für die Briefe an Atticus, und es iſt nur zu wünſchen, daß es dem Hrn. Profeſſor Dr. Reuß, dem man die Entdeckung dieſer Blätter verdankt und welchem wir unſern innigen Dank abſtatten, gelingen möge, noch recht vieles davon aufzufinden und vom gänzlichen Untergange zu retten.

L. Spengel.

*) Abgeſchnitten ſind die Worte v. 27 huc — afferebantur. 28 videam stante Pompeio 29 si et Paulli me, und auf der Kehrſeite p. 501, 22 respondi — putabant. 23 iis — quorum o. 24 one si brutus moveri. 25 habebis sed illum. 26 causam not. 27 omnino.

*) Hier mag noch der Gedanke berührt werden, da wir die Autorität der Cratanderſchen Ausgabe in den Briefen nachgewieſen haben, die ſich offenbar auf dieſe oder eine ähnliche Handſchrift ſtützt, daß auch die Briefe an Brutus, welche dort zum erſtenmal auftreten, vielleicht aus derſelben Quelle genommen ſind. Ein direktes Zeugniß, daß Ciceros Briefe lange vor Petrarcas Entdeckung in Deutſchland bekannt und vorhanden waren, hat aus dem Schreiben eines Probſtes zu Hildesheim an Abt Wilibald in Corvey vom Jahre 1150 Profeſſor Havemann nachgewieſen, in K. Fr. Hermanns Schrift: Zur Rechtfertigung der Aechtheit des erhaltenen Briefwechſels zwiſchen Cicero und M. Brutus, erſte Abtheilung pag. 18.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Juny.

Nro. 116. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Parergon Plautinorum Terentianorumque volumen I. Scripsit Fridericus Ritschelius.

(Fortsetzung.)

Den ersten Anstoß gab bekanntlich der Mailänder Palimpsest, in welchem am Schluße der Casina zu lesen ist T MACCI PLAUTI CASINA EXPLICIT; nun schien aber die gesammte Ueberlieferung des Alterthums einer solchen Form des Namens zu widersprechen; ein Widerspruch, der sich nunmehr durch Hrn. R.'s Untersuchung gerade in eine Bestätigung verwandelte. Zunächst war es eine Stelle bey Gellius L. III. c. 3, welche Hrn. R. weiter leitete; dort werden Worte aus der Didaskalia des L. Attius angeführt, welche Gotlfr. Hermann in folgender Weise als katalektische trochäische Tetrameter herstellte:

Namque nec Gemini lenones nec Condalium non Anus
Plauti nec Bis compressa aut Boeotia eius unquam fuit
Neque adeo Agroecus neque Commorientes sed Marci Titi.

Vor G. Hermann war nach des Gyraldus Conjectur aus einer in demselben Capitel kurz vorhergehenden Stelle des Gellius (sicuti istam, quam nuperrime legebamus, cui est nomen Boeotia; nam cum in illis una et viginti non sit et esse Aquilii dicatur, nihil tamen Varro dubitavit quin Plauti foret) für das handschriftliche M. accutici, welches aber Hermann in Marci Titi geändert, der Namen M. Aquilii gelesen worden. Hr. R. aber fand, daß jenes sed nach Commorientes in den besten Handschriften fehle, und im Hinblick auf jenes T. Maccius Plautus schlagt er daher eine doppelte Verbesserung des letzten jener drey Verse des Attius vor, entweder

Neque Agroecus neque adeo Commorientes fuit Marci Titi

oder

Neque adeo fuit Commorientes neque Agroecus Marci Titi.

Durch beydes wird der Sinn gleich vortrefflich hergestellt; wir würden aber doch entschieden dem ersteren den Vorzug geben nicht bloß wegen Beybehaltung der ursprunglichen Wortstellung, sondern besonders wegen des adeo, welches am besten bey Commorientes steht, da dieses Stück wegen des Prologes der Andria doch am meisten als plautinisch gelten mußte. Wenn aber Hr. R. jenen obenerwähnten M. Aquilius auch aus einer Stelle des Varro (d. ling. lat. VI. p. 266 Speng.), in welche er allerdings durch Turnebus Conjectur erst gekommen, wieder ausweisen will, so können wir hiemit weniger übereinstimmen. Die Worte lauten dort in den Handschriften: Accensum solitum ciere Boeotia ostendit, quam comoediam alii esse dicunt. Spengel gab M. Accii für alii, was nicht nur nunmehr wegen des Namens des Plautus sondern auch wegen des dicunt nicht senn kann, welches, wie Hr. R. bemerkt, in Uebereinstimmung mit obiger Stelle des Gellius dico heißen müßte. Hr. R. selbst nimmt im Texte eine Lücke in den

Worten Varro's an, die er entweder so: quam comoediam [alii Plauti, **] alii esse dicunt, oder so: quam comoediam alii [Plauti, alii **] esse dicunt ausfüllen will; in der Note aber gibt er zu, das einfachste sey doch, daß in alii der Namen des Dichters stecke, und zwar Atilius (Weichert Poet. lat. rel. p. 141), dessen Genitivform Atilii dem handschriftlichen alii näher komme, als Aquilii. Jedoch scheint uns sicher bey Gellius und in der Stelle des Varro ein und derselbe Dichter gemeint, und daher, so lange keine Variante von Gellius sich findet, der Name des allerdings weiter unbekannten Aquilius aufzunehmen. — Wenn ferner im Prolog des Mercator v. 10 bisher in den Ausgaben überliefert war

Eadem latine Mercator Marci Accii,

so wird nach den Handschriften, welche für Marci Accii theils mactici theils mattici haben, auch hier das richtige hergestellt:

Eadem latine Mercator Macci Titi.

Der Anfang des Prologes erhält übrigens erst durch Hrn. R.'s Umstellung passenden Sinn und Zusammenhang (die Ordnung ist: v. 1, 2, 16, 17, 9 — 15, 3 — 8, 18 der früheren Numerirung); nur wenn Hr. R. v. 40 desselben Prologes in folgender Weise schreiben will:

Principio ut ex ephebis aetas exiit,

so scheint uns dieß weniger gelungen. Daß in der Vulgata:

Principio atque animus ephebis aetate exiit
Atque animus studio amotus puerili est meus,
Amare valde coepi hunc meretricem eloco

die Worte atque animus aus dem zweyten Verse durch Versehen in den ersten kamen, ist klar, aber sowohl der Vetus als der decurtatus stimmen zu sehr in dem Ablativ aetate überein, als daß dieß unseres Bedünkens geändert werden dürfte; auch würden wir an der Redeweise aetas ex ephebis exit etwas Anstoß nehmen, so daß vielleicht mit geringerer Aenderung zu lesen wäre:

Principio ut ex ephebis aetate exii.

Ebenso wie im Mercator wird im Prologe der Asinaria v. 11 der Name Marcus nach den Handschriften, die entweder macrus oder maccus (Palat. Parei) haben, in Maccius verwandelt und gelesen: Demophilus scripsit, Maccius vortit barbare. Die Stelle des Varro hingegen (d. l. lat. VIII. p. 419 Speng.), wo derselbe von gleichlautenden Endungen verschiedener Wörter spricht und als Beyspiel anführt: dissimile Plautus et Plautius et communia ut huius Plauti et Marci Plauti, sucht Hr. R. in folgender Weise herzustellen: Dissimilia Plautus et Plautius, et commune huius Plauti ut et Marci, d. h. „verschieden lautet Plautus und Plautius, und gleich (von beyden) der Genitiv (huius) Plauti, wie auch bey Marcus und Marcius." Hingegen werden in der Note aus brieflichen Mittheilungen Hrn. Prof. Spengel's Bedenken desselben wegen huius als bloßes Genitiv-Zeichen und wegen ut et angeführt, zu dessen eigenem Vorschlage aber: dissimile Plautus et Plautius, commune et huius Plauti et Macci („übereinstimmend ist der Genitiv Plauti sowohl von diesem dem letztgenannten Plautius als von Plautus dem Maccius") hinzugefügt: subtiliter hoc excogitatum et fortasse vere, sed tamen ut dubius obscurusque genus loquendi Varroni tribui fatendum sit. Allerdings scheint auch so noch das grammatische Subjekt vor commune zu fehlen, und man würde eher erwarten: commune Plauti, et huius et Macci, was sich jedoch wieder zu weit von den Handschriften entfernen dürfte; vielleicht liegt der Fehler in huius, doch wir wagen keine bestimmte Vermuthung auszusprechen. Auch eine andere höchst schwierige Stelle bey Varro (d. l. lat. VII. p. 381 Sp.), in welcher bisher Plautus als M. Accius vorkam, ist sicher keineswegs zur Genüge hergestellt, wenn auch die Wegräumung des M. Accius vollkommen zugegeben wird. Sie lautet (nachdem im Vorhergehenden Beyspiele von Verbis, die einen Thierlaut bedeuten und auf Menschen übertragen sind, gegeben wurden, und zwar sowohl perspicua als minus aperta): Sueta frendice frunde et fritinni suaviter M. Accius in Casina a fringulla: quid fringutis, quid istuc tam cupide cupis? Da hier die leichte Aenderung in Maccius durch den konstanten Gebrauch Varro's, der den Dichter immer Plautus nennt, abgeschnitten ist, so schlägt Hr. R. vor: Insueta (im Gegensatze von perspicua und minus aperta), ut ab hirundine: frende et fritinni, suavitate mactus es. In Casina a fring. e. q. s., wo die Worte

suavitate mactus es ironisch auf denjenigen gesprochen seyn sollen, welcher zähneknirschend im Zorne hinausgegangen war; aber dadurch scheint gerade der ganze Herstellungsversuch zu fallen oder wenigstens das ab hirundine unmöglich zu werden, denn selbst zugegeben, fritinnire würde von der Schwalbe gesagt, so kann es dann doch nicht als Bild des aus Zorn Knirschenden gebraucht werden, selbst insueto modo nicht. — Schlagend richtig werden noch die Stellen aus Festus, Fronto und Plinius, welche für einen M. Accius Plautus zu sprechen schienen, beseitigt.

In der zweyten Abhandlung de aetate Plauti zeigt Hr. R., daß Plautus kurz vor oder nach dem Jahre 500 a. U. c. geboren ungefähr im dreyßigsten Lebensjahre zuerst Stücke zur Aufführung brachte, mithin alter als Ennius war, in welchem Bezuge wir nur hervorheben, daß auch Hr. R. in der oft besprochenen Stelle des Cicero Tusc. Quaest. I, 1 die Worte qui fuit maior natu quam Plautus et Naevius für späteren Zusatz erklärt.

Die dritte deutsch geschriebene Dissertation, überschrieben „die Fabulae Varronianae des Plautus" ist die reichhaltigste, und, in wie weit unter solch Treffachem noch eine Abstufung möglich wäre, wohl die vorzüglichste. Sowie hier eine Menge von früher oft aufgeworfenen Fragen ihre Beantwortung findet, so erscheinen auch völlig neue nie angeregte, weil nicht geahnte, Untersuchungen und deren Resultate; und wir glauben, daß hier nicht bloß das positiv Gewonnene aufs höchste zu schätzen sey, sondern auch diese Arbeit Hrn. R.'s wegen der Methode angehenden Philologen als Muster historisch-kritischer Forschungen auf das dringendste empfohlen werden müßte. Hr. R. wirft zunächst nach Grauerts Vorgang die Frage auf, ob denn wirklich die nach Gellius Bericht von Varro für acht gehaltenen 21 Stücke ausschließlich und vollständig in den uns erhaltenen 20, (resp. 21, wegen der Vidularia), zu erkennen seyen, und hiebey von den Citaten in den Büchern d. ling. lat. nebst der Stelle des Gellius ausgehend, gewinnt er 30 Komödientitel, unter welchen die in der Mühle geschriebenen Addictus und Saturio (wozu eine dritte, deren Titel dem Gellius entfallen war) und die beyden von Varro mit ausdrücklicher Hinzufügung des Namens Plauti angeführten Astraba und Parasitus piger, bey welchen hiemit ein bloßes Beybehalten der Tradition über den Autor mit etwaiger Verzichtung auf derartige Kritik nicht angenommen werden kann, so daß, da auch einige unserer 21 Stücke in Citaten nicht vorkommen, die Annahme von der Identität der erhaltenen mit den sogenannten varronischen sich als unhaltbar herausstellen würde. Nun wird das Kapitel des Gellius (III, 3) analysirt, welches Hr. R. mit Beyziehung guter Handschriften berichtigt (wozu als Beytrag kürzlich auch Schneidewin in den Gött. Gel. Anz. 1845 N. 163 auf einen Göttinger-Codex aufmerksam macht). Was erstens bey diesem Berichte die Möglichkeit einer von Varro vorzunehmenden Kritik betrifft, so zeigt Hr. R., daß sich erst am Ende des sechsten Jahrhunderts der Stadt bey dem Wiederhervorziehen des frühern Lieblings eine Masse sogenannter plautinischer Stücke anhäufte, aus welcher litterarische Kritiker die ächten auszuscheiden hatten, wobey sie jedoch wenig von sichern Anhaltspunkten unterstützt waren, indem in früherer Zeit eine monumentale Fixirung der Didaskalien gänzlich gefehlt, später aber nur die administrative Seite bey den Aufzeichnungen von den Magistraten berücksichtigt wurde, welche sich wenig darum kümmerten, ob das als plautinisch eingereichte Stück wirklich von Plautus war. Während hingegen die Gründe, welche Gellius für das Vorhandenseyn so vieler (nach ihm jedenfalls über hundert) unächter plautinischer Stücke angiebt, in solcher Ausdehnung sich als unzureichend erweisen, indem weder jener Plautius, von dem man weiter Nichts weiß, so fruchtbar gewesen seyn kann, noch Alles auf Rechnung von Ueberarbeitungen früherer Stücke geschrieben werden darf, da von früheren Dichtern nur Livius und Näv̈ius bekannt sind, die Stücke aber gleichzeitiger Komiker, seiner Rivalen, Plautus doch schwerlich diaskeuasirte. Bey dieser Untersuchung jedoch wird der Colax des Plautus als eine Nachahmung des gleichnamigen Stückes des Naevius dargethan, und durch eine, wie es scheint, höchst glückliche Emendation im Prologe des Terenzischen Eunuchus alle bisher aus demselben entstandene Schwierigkeit gelöst. Die Stelle lautet nun:

Colacem esse Naevi et Plauti veterem fabulam,
Parasiti personam inde ablatam et militis;
Si id est peccatum, peccatum imprudentia est
Poetae, non quo furtum facere studuerit.
Id ita esse vos iam iudicare poteritis.
Colax Menandri est, in ea est parasitus Colax
Et miles gloriosus; eas se non negat
Personas transtulisse in Eunuchum suam
E graeca, sed eas ab aliis (so Hr. R. statt des bisherigen fabulas) factas prius
Latinas scisse sese, id vero pernegat.

Dem Terentius war also vorgeworfen worden, er habe aus dem Colax, der von Näbius und von Plautus vorlag, seine beyden Personen, den Parasiten und den Soldaten gestohlen; Terentius aber gesteht, dieselben aus dem Menandrischen Colax genommen zu haben und die frühere lateinische Bearbeitung dieser Personen (bey Näbius und Plautus) gar nicht gekannt zu haben. Der Einwand, der Hrn. R. gemacht werden könnte, daß man ja auch mit der Vulgata sed eas fabulas zu demselben Sinne gelange, wenn man eas in der Bedeutung von illas nehme (oder dieses auch hineincorrigire), und daß das Stück wegen der zweymaligen Bearbeitung nun doch im Plural eas fabulas genannt werden könne, fällt wohl schon durch das latinas factas, zu welchem wegen seiner Bedeutung das grammatische Satz-Subjekt immer ein griechisches Original bezeichnen muß, welches aber hier nur die zwey Menandrischen Personen des Einen Stückes, nicht etwa zwey Menandrische Stücke sind.

Die Kritik Varro's nun wird nach des Gellius Bericht, „in welchem Vieles zwischen den Zeilen zu lesen ist", von Hrn. R. bezeichnet als ein erstlich fast mechanisches und zweytens ein rein subjektives Verfahren. Varro schied nemlich aus den 130 als plautinisch in Umlauf gesetzten Stücken vor allen diejenigen aus — a ceteris segregavit (Gell.) —, welche er in allen Komödienlisten einstimmig als plautinisch verzeichnet fand, quae consensu omnium Plauti esse censebantur, — also nach rein objektivem Entscheidungsgrunde. Und diese sind allerdings die auch uns erhaltenen 21 Komödien, welche alle in die letzte Epoche der Thätigkeit des Plautus fallen, eine Zeit, wo man bereits auf ihn aufmerksam auch sorgfältiger ihn als Verfasser aufschrieb. Unter diesen 21 Stücken kann freylich durch einen außer Varro's Schuld liegenden in die Gesammt-Tradition eingeschlichenen Fehler auch ein nicht plautinisches seyn, daher wohl Hr. R. mit Recht dieß das mechanische Verfahren nannte. Nun war aber Varro nicht, wie bey oberflächlicher Betrachtung des Gellius scheinen kann, und auch bisher allgemein angenommen wurde, so ungeschickt, daß er etwa ein Stück wegen des Mangels eines einzigen Zeugen gleich für unächt gehalten hätte, sondern hier trat das subjektive Verfahren ein, und Hr. R. scheidet dabey wieder zwey Klassen von Stücken, solche, bey welchen die nur mangelhafte Ueberlieferung durch Betrachtung des Stiles und etwa anderer historischer Gründe bloß ergänzt zu werden brauchte, also nach objektivem und subjektivem Entscheidungsgrunde, — und solche, welche als plautinisch gar nicht bezeugt oder dem Plautus abgesprochen waren, er jedoch aus Sprache und Darstellung als ächt anerkannte, mithin aus ausschließlich subjektivem Entscheidungsgrunde (wie z. B. die Boeotia). Nun sucht Hr. R. auch zu ermitteln, wie viel Stücke wohl Varro nach den beyden Arten seiner subjectiven Kritik noch außer den 21 für ächt gehalten habe; hiebey geht derselbe von einer Stelle des Servius in der Einleitung des Commentars zur Aeneis aus, wo dieser sagt: Plautum alii dicunt viginti et unam fabulas scripsisse, alii quadraginta, alii centum; hievon entspräche das centum als runde Zahl den 130 des Gellius, die 21 seyen aber die sogenannten varronischen, und so bliebe das 40 übrig, welches allenfalls die Gesammtsumme der von Varro aus verschiedenen Gründen für ächt gehaltenen bezeichnen könnte, so daß hiemit außer den 21 noch 19 aus jener subjektiven Kritik sich dem Varro als ächt ergeben hätten. Und Hr. R. unternimmt es nun wirklich, noch 19 Titel von Komödien aufzusuchen, welche Varro außer den 21 hätte für ächt erklären können.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Juni.

Nro. 117. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Parergon Plautinorum Terentianorumque volumen I. Scripsit Fridericus Ritschelius.

(Fortsetzung.)

Hiegegen haben wir nur Eines einzuwenden, nämlich das alii — alii — alii bey Servius scheint doch verschiedene Gewährsmänner zu bedeuten, und wenn unter dem ersten alii Varro gemeint ist, so kann wohl das zweyte nicht den nämlichen Kritiker bezeichnen. Hr. R. müßte nur entgegnen, Servius selbst habe nicht mehr gewußt, daß ein und derselbe Varro von Einem Standpunkte aus 21, nach einem weitern Kriterium aber 40 Komödien anerkannt habe, und so sey dann gedankenlos jenes alii — alii entstanden; aber gerade bey Servius, der uns doch so viele Notizen aus jetzt verlornen Schriften Varro's erhalten hat, möchte eine solche Annahme mißlich seyn. Doch wollen wir auf dieß nicht zu viel Gewicht legen und auch die Zahl 40 nicht zu sehr urgiren, zumal da Hr. R. selbst bey Ausfindigmachung jener 19 Titel zugesteht, daß für einige derselben der Beweis nicht stringent zu führen sey. Soviel steht fest, Dank der Untersuchung Hrn. R.'s, daß Varro außer den 21 erhaltenen auch noch mehrere andere Stücke entschieden für plautinisch gehalten haben muß. Als solche bezeichnet nun Hr. R. folgende: Saturio, Addictus, Boeotia, Nervolaria, Fretum (wofür derselbe Feretrum „die Leichenbahre" lesen will, Schneidewin schlägt vor Feta, was ganz unzulässig scheint), Trigemini, Astraba, Parasitus piger, Parasitus medicus, Commorientes, Condalium, Gemini lenones, Faeneratrix, Frivolaria, Stellitergus, Fugitivi, Caecistio, Hortulus, Artemo. In der hierüber geführten Untersuchung wird auch über die plautinischen Titel überhaupt gehandelt und gezeigt, daß, wenn sachliche Benennungen gewählt werden, sie durchaus auf lateinische Namen beschränkt sind, welche entweder ganz unverändert bleiben z. B. Trinummus, oder die beliebte Endung aria erhalten z. B. Aulularia; geben hingegen Personen dem Stücke den Namen, so ist wieder zu scheiden zwischen Nomina propria, welche immer griechisch sind, z. B. Menaechmi, und Nomina appellativa, welche stets lateinisch ausgedrückt werden z. B. Mercator, Captivi. Gerade im Gegensatze hiezu steht die spätere Terenzianische Komödie, welche die appellativa stets griechisch gibt (z. B. Adelphi), während in der vorplautinischen Zeit bey Livius und Nävius sich noch kein solches Prinzip festgestellt haben mag, und daher griechische Personentitel, wie Colax und Acontizomenos neben lateinischen vorkommen. — Hierauf werden noch 13 nichtvarronische Komödien des Plautus aufgeführt, d. h. solche, die von Andern für plautinisch gehalten wurden, von Varro aber nicht; diese sind: Colax, Carbonaria, Acharistio, Bis compressa, Anus, Agroecus, Dyscolus, Phagon (?), Cornicularia, Calceolus, Baccaria, Lipargus (?), Caecus aut Praedones, an welch letzteren Titel sich eine ausführlichere Untersuchung über die Doppeltitel anreiht.

Zu dieser dritten Abhandlung werden noch vier Excurse gegeben, von welchen wir den dritten näher betrachten wollen. Hr. R. handelt dort von der Abfassungszeit der Prologe zu den Komödien des

Plautus, und geht hiezu von dem der Casina aus, welcher die meisten Anhaltspunkte gewährt, indem es dort v. 18 heißt:

Ea tempestate flos poetarum fuit,
Qui nunc abierunt hinc in communem locum:

so bezieht Hr. R. flos poetarum auf die Zeit, wo Plautus, Ennius und Cacilius blühten, so wie die Worte v. 9

Nam nunc novae quae prodeunt comoediae,
Multo sunt nequiores quam nummi novi

zunächst auf die Jahre bald nach dem Tode des Terentius, wo die fabula palliata ihre Entwicklung vollendet hat und erschöpft ist, wo kein Dichter ersten Ranges mehr vorhanden und sicher Mangel an guten novae war, die Wiederaufnahme alter plautinischer Stücke aber doch erst anfing Sitte zu werden. Aber noch genauer bestimmt Hr. R. die Abfassungszeit der Casina selbst sowie des Prologes; für das Stück selbst gibt v. 11 der Schlußscene:

Nam ecastor nunc Bacchae nullae ludunt. ST. oblitus fui;
Sed tamen Bacchae — CL. quid Bacchae? quin id fieri non potest

den Anhaltspunkt, denn dieß kann nur nach dem berühmten Senatusconsultum de Bacchanalibus geschrieben seyn, welches 567, zwey Jahre vor Plautus Tod erlassen wurde. Die Casina fällt also zwischen 567 und 569, und heißt es nun in dem zu einer spätern Wiederaufführung geschriebenen Prologe:

Antiquam aliquam eius (sc. Plauti) edidimus comoediam,
Quam vos probastis, qui estis in senioribus,
Nam iuniorum qui sunt, non norunt, scio, —

so kann dieß nur in den allerletzten Jahren des sechsten Jahrhunderts geschrieben seyn, indem nur dann die iuniores unmöglich bey der ersten Aufführung gewesen seyn können, die seniores jedoch sich wohl noch des glanzenden Erfolges erinnern konnten. Dadurch ergiebt sich aus dem Vergleiche der fabulae novae mit den schlechten nummi novi, was auf die Einführung des Semuncial-As durch die lex Papiria sich bezieht, sogar ein Resultat gegen Böckh's Metrologische Untersuchungen, der die Reduktion des Kupfergeldes zu weit heruntersetzt. Die Casina aber wurde bey der Wiederaufführung nicht als Casina, sondern, wie aus v. 32 des Prologes erhellt, als „Sortientes“ gegeben, sowie der Poenulus mit dem neuen Titel Patruus Pultiphagonites; die hierauf bezügliche Stelle des Prologes des Poenulus v. 53 sq. schreibt Hr. R. sicher richtig:

Carchedonius vocatur haec comoedia,
Graece, latine Patruus Pultiphagonides

für Carch. v. h. com. latine Plautus Patr. Pult. — Diese Untersuchung führt Hrn. R. auf weitere Besprechung der fehlerhaften Schlüsse, die aus Zeitanspielungen in den Prologen auf die Abfassungszeit des Stückes gemacht worden waren, indem solches nur für die Abfassungszeit der zu Wiederholungen geschriebenen Prologe allein gilt. Hiebey kommen besonders die Prologe des Poenulus und des Miles gloriosus in Betracht, in welchen von Sitzplätzen und den Dissignatores im römischen Theater die Rede ist. Nun aber sagt Valer. Max. II., 4, 2 bey Erwähnung des Abbruches eines von Valerius Messala und Cassius Longinus begonnenen Theaterbaues (zur Aufrechthaltung der alten Sittenstrenge) im J. 599: atque etiam senatus consulto cautum est, ne quis in urbe propiusve passus mille subsellia ponisse sedensve ludos spectare vellet, ut scilicet remissioni animorum iuncta standi virilitas propria Romanae gentis nota esset. Folglich mußte man jedenfalls vor d. J. 599 seinen eigenen Sessel ins Theater mitbringen, in welchem keine festen Sitzplätze und also auch keine halbkreisförmigen Sitzreihen waren. Die cavea also, von der aus doch alle Zuschauer die scena sehen mußten, war Nichts, als die natürliche Substruktion, die jede der vielen Anhöhen oder Abhänge in sehr vielen Straßen Roms darbot. Die auf diese Weise sich versammelnde Zuschauerschaft wurde nun i. J. 559 in Senatoren und Volk abgesondert. Auch i. J. 579 wurde nach Livius (XLI., 32) nur eine für die Zukunft feststehende scena gebaut, nicht eine cavea. Die Erbauung eines vollständigen Theaters mit einer feste Sitzplätze enthaltenden cavea setzt Hr. R. erst in das Jahr 607 zufolge der Stelle bey Tac. Ann. XIV., 21, das Jahr eines dreyfachen Triumphes über Karthago,

Korinth und Makedonien. Von da an also erst konnten die dissignatores, die den Zuschauern ihre festen Plätze zuwiesen, vorkommen, und vor dieses Jahr können die Prologe des Amphitruo, Poenulus und Miles gloriosus nicht fallen. Die wenigen Stellen, wo bey Livius, Cicero und Asconius von Sitzplätzen in der plautinischen Zeit die Rede ist, seyen daher, sagt Hr. R., entweder als ungenaue Uebertragung späterer Sitte auf frühere Zeiten anzusehen, oder von den mitgebrachten Sesseln zu verstehen. Wenn nun hiefür Hr. R. (in einem pag. XVIII der Vorrede gegebenen Nachtrage) in einer Stelle Cicero's d. amicitia c. 7 einen Beleg zu finden glaubt, so können wir ihm nicht beystimmen. Die Stelle lautet: qui clamores tota cavea in hospitis et amici mei M. Pacuvii nova fabula, quum ignorante rege, uter esset Orestes, Pylades Orestem se esse diceret, ut pro illo necaretur, Orestes autem, ita ut erat, Orestem se esse perseveraret. Stantes plaudebant in re ficta. Hier sagt Hr. R., sey stantes nicht als gleichbedeutend mit assurgentes zu erklären, sondern Cicero habe den für jene Zeit eigentlichen Ausdruck gebraucht, und stantes sey gleich spectantes. Aber wir fragen, ob man denn wirklich für eine Zeit, in welcher Sitzplätze im Theater sind, dann auch sagen könne: sedentes plaudebant, d. h. „die Sitzenden klatschten" für „die Zuschauer klatschten"; die zufallige Lage des Körpers der Zuschauer kann doch, wenn von der Beyfallsbezeugung derselben die Rede ist, nicht zu deren Bezeichnung gewahlt werden; etwas anderes wäre es z. B. bey circumstantes, wo das Gewicht der Bedeutung nicht in stantes sondern in circum liegt. Allerdings ist auch nicht stantes als surgentes zu erklären, sondern die Variante, welche in der Aldiner-Ausgabe angegeben ist, namlich flentes, scheint immer noch das Richtige an jener Stelle zu seyn, deren Verderbniß überhaupt sich auch durch das in vielen Handschriften aus der vorhergehenden Zeile wiederholte autem, so wie durch die verschiedene Stellung der Worte in den verschiedenen Codices Kund gibt. Flentes ist auch durch das folgende in re ficta motivirt, welches, wenn bloß der Begriff „Zuschauer" im Vorigen enthalten wäre, ziemlich kahl stünde. — An die Untersuchung von den Sitzplätzen, welche wenigstens einen Theil der plautinischen Prologe in die Zeit nach 607 herunterseßt, knüpft sich die Beobachtung eines weitern auch mit der damals eingetretenen griechischen Theatereinrichtung zusammenhängenden Umstandes an, nämlich der scenischen Wettkampfe und Siege, welche in den Prologen erwähnt werden. Daß aber gerade diese wenigstens in einem gewissen Maaße auch schon zu Plautus Zeit vorgekommen seyn müssen, zeigt Hr. R. aus Trin. III., 2, 83, während derselbe ein neues und bindenderes Argument für die spätere Abfassungszeit der Prologe in die Wagschale wirft durch die Bemerkung, daß in den Prologen der Asinaria, Menaechmi, Mercator, Pseudolus, Trinummus, Truculentus von dem Dichter nicht als poeta (wie bey Terenz) sondern als Plautus oder Maccius die Rede ist.

In der vierten ebenfalls deutsch geschriebenen Abhandlung „die plautinischen Didaskalien" wird die Aufführungszeit des Stichus und des Pseudolus ermittelt. Daß die in dem Mailänder Palimpsest erhaltene Didaskalie wirklich zum Stichus gehöre, zeigt Hr. R. durch vollstandige Angabe der Blätterlagen der Handschrift, und sucht hierauf nach Würdigung der Ansichten Osann's, Windischmann's, Petersen's und Rauder's die ganze Didaskalie herzustellen, was in folgender Weise geschieht: GRAECA. ADELPHOE. MENANDRU. ACTA. LUDIS. PLEBEIS. CN. BAEBIO. C. TERENTIO. AED. PL. EGIT. C. PUBLILIUS. POLLIO. MODULATUS. EST. MARCIPOR. OPPII. TIBIIS. SARRANIS. TOTAM. FACTA..... C. SULPICIO. C. AURELIO. COS. wobey nach facta die Ziffer gestanden haben muß, welche anzeigte, das wievielste Stück des Dichters der Stichus war. Daß aber in der Didaskalie selbst hier der Name des griechischen Originals verschrieben sey, da die Adelphi des Menander nie dem Stichus zu Grunde liegen konnten, und PHILADELPHOE für ADELPHOE nach K. Fr. Hermann's Vermuthung geschrieben werden müsse, beweist hier Hr. R. zum erstenmale durch Vergleichung der Fragmente der Menandrischen Φιλάδελφοι mit dem Stichus. Die Aufführung des Stückes fällt in den November des Jahres 553. Die Reste der zweyten Didaskalie, der zum Pseudolus gehörigen, welche „Monsignor Mai, jetzt Eminenza, unge-

ſchickt und abgeſchmackt ergänzt hatte“ (S. 280), ſtellt Hr. R. mit der gewiſſenhafteſten Beachtung der Schriftzüge des Palimpſeſtes und mit der genialſten Combination nunmehr in folgender Weiſe her: M. IUNIO. M. FIL. PR. URB. ACTA. MEGALESIIS. Hiernach wurde der Pseudolus i. J. 562 aufgeführt. Am Schluße berichtet noch Hr. R., daß in dem Mailänder Palimpſeſt von anderen Didaſkalien, als eben dieſen zweyen, keine Spur vorhanden ſey. — In dem erſten der dieſer Unterſuchung beygegebenen Excurſe wird der Irrthum in dem Berichte des Donatus über die tituli pronuntiatio nachgewieſen, im zweyten eine Anzahl von Varianten des Palimpſeſtes zu Seneca mitgetheilt.

Was das erſtere, die tituli pronuntiatio betrifft, ſucht Hr. R. die Entſtehung des Ausdruckes pronuntiare bey Donatus in folgender Art nachzuweiſen. An der Stelle nämlich, wo Donatus von dem Unterſchiede zwiſchen Adelphoe Terenti und Terenti Adelphoe ſpricht, gebraucht er in den drey aufeinander folgenden Sätzen die drey verſchiedenen Verba; nomina ponebantur, nomina pronuntiabantur, nomina proferebantur. So, ſagt nun Hr. R., ſey Donatus durch das Streben nach Variation des Ausdruckes auf pronuntiare verfallen, und habe ſich eingebildet, daß der Titel wie er in den Exemplaren dem Anfange des Stückes ſelbſt vorgeſetzt war, ſo auch bey der Aufführung mit vorgetragen worden ſey. Dadurch veranlaßt, habe er denn auch an jener Stelle, wo er die angebliche Aufeinanderfolge der muſikaliſchen Einleitung und tituli pronuntiatio berichtet, geſchrieben: huiusmodi adeo carmina ad tibias fiebant, ut his auditis multi ex populo ante dicerent, quam fabulam acturi scenici essent, quam omnino spectatoribus ipsis antecedens titulus pronuntiaretur. Jedoch dürfte vielleicht eher Donatus durch ſeine wirkliche Vorſtellung von einer tituli pronuntiatio zu jener Variation des Ausdruckes gekommen ſeyn, als umgekehrt; und allerdings gibt auch Hr. R. ſelbſt die Möglichkeit einer mündlichen Ankündigung zu, wenn er ſagt: „Geſchrieben war der Titel wahrſcheinlich in den öffentlichen Anſchlag-Zetteln und auf den tesseris; mündliche Ankündigung läßt ſich höchſtens denken vor der einleitenden Flöten-Muſik, etwa wenn an demſelben Tage mehrere ſceniſche Darſtellungen hinter einander folgten, um die Zuſchauer nicht in Ungewißheit über die Reihenfolge zu laſſen.“ Und dieſes iſt dann allerdings der Irrthum des Donatus, daß er die pronuntiatio nach der einleitenden Muſik ſetzt, wozu er, wie wir dann gewiß mit Hrn. R. annehmen müſſen, durch die Stelle bey Cic. Acad. II, 7, 20 veranlaßt wurde: quam multa, quae nos fugiunt in cantu, exaudiunt in eo genere exercitati, qui primo inflatu tibicinis Antiopam esse aiunt, aut Andromacham, cum id nos ne suspicemur quidem. Dieſes aber iſt dann mit Hrn. R. nicht von Aufführungen im Theater zu verſtehen, ſondern von bloßen Flötenmelodien, an deren erſten Tönen die Kundigen ſogleich erkannten, was es ſey. Somit bliebe uns Donatus vielleicht Gewährsmann, wenn auch nicht für die Aufeinanderfolge der Präcedentien eines Stückes, ſo doch für eine tituli pronuntiatio.

Im dritten Excurſe wird die Bedeutung des bey Livius ſo oft vorkommenden ludos instaurare in der Art feſtgeſtellt, daß wenn durch Störung oder Unterbrechung oder violata religio eine Verlängerung des Feſtes durch Wiederholung nöthig wurde, immer nur der eine Tag, an welchem die Störung vorgefallen, am nächſten Tage repetirt wurde, mag dieß ſo oft für nöthig befunden worden ſeyn, als es wollte. Ludi toti instaurati sunt bedeutet dann, daß die ganze mehrere Tage umfaſſende Feſtfeyer als Ganzes für der Wiederholung bedürftig erklärt wurde. Dabey beſtimmt Hr. R. die Dauer der Römiſchen Spiele zur plautiniſchen Zeit als eine fünftägige. — Im vierten Excurſe wird beſonders Varro de actionibus scenicis als Hauptquelle für die Kunde der näheren Umſtände bey den Aufführungen bezeichnet.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Juny.

Nro. 118. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Rapport sur les mémoires envoyés pour concourir au prix de philosophie sur la question du Cartésianisme, au nom de la section de philosophie, par M. Damiron. (Mémoires de l'Académie royale des sciences morales et politiques de l'Institut de France. Tome IV. Paris. 1844. [S. 165 — 243.])

Die philosophische Thätigkeit in unserm Nachbarlande hat sich, gewiß nur zu ihrem Vortheile, schon seit Längerem vorzugsweise der Geschichte der Philosophie und zwar besonders der Erforschung und Veröffentlichung von bisher noch ungekannten und unbenützten mittelalterlichen Quellen auf diesem Gebiete zugewandt. Auch die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften zu Paris hat diese historische Richtung in einer Reihe von Preisaufgaben, welche von der philosophischen Section*) derselben in den letzten Jahren ausgegangen, mit sichtlicher Vorliebe verfolgt. Wir erinnern hier nur an die durch sie veranlaßten Untersuchungen über die Metaphysik und das Organon des Aristoteles, die alexandrinische Schule und die deutsche Philosophie seit Kant, woran sich die vorstehende Preisfrage reiht.

Die Aufgabe, über welche hier Damiron im Namen der philosophischen Section des Instituts Bericht erstattet, hatte zum Gegenstand ein „Examen critique du Cartésianisme", und umfaßte folgende sechs Punkte. Für's erste sollte der Zustand der Philosophie vor Carteſius dargelegt werden; sodann sollte zweytens eine Charakteristik der philosophischen Umwälzung, deren Urheber Carteſius war, gegeben, und die Methode, die Prinzipien und das ganze System desselben nach allen Seiten des menschlichen Wissens hin zur Erkenntniß gebracht werden; drittens sollten die Folgen und weitern Entwicklungen der Carteſischen Philosophie nicht bloß bey seinen erklärten Schülern, wie Regis, Rohault, Delaforge, sondern namentlich bey den genialen Männern, die sie erweckte, z. B. Spinoza, Malebranche, Locke, Bayle, und Leibnitz, erforscht werden; viertens ward eine besondere Erwägung des Einflußes des Carteſischen Systems auf das des Spinoza und Malebranche verlangt; fünftens sollte die in der Carteſischen Bewegung Leibnitz'en zukommende Rolle und Stellung nachgewiesen werden; und sechstens forderte man eine Würdigung des innern Werthes des Carteſischen Umschwunges vom Standpunkte der Totalität ihrer Principien und Consequenzen und nach der Reihenfolge der großen Männer, welche dieser Periode angehören, nämlich von der Erscheinung des Tractats über die Methode im J. 1637 an bis zum Beginne des 18. Jahrhunderts und zu dem Tode Leibnitz'ens, und endlich auch noch eine Untersuchung über das was der Carteſianismus an Irrthümern und Wahrheiten der Nachkommenschaft als Erbtheil hinterlaſſen habe.

*) Als Mitglieder dieser Section sind in dem Etat vom J. 1844 genannt: Cousin, Damiron, Barthelemy-Saint-Hilaire, de Remusat, Franck und Lelut.

Der Berichterſtatter leitet ſeinen Vortrag über die eingelaufenen Bearbeitungen dieſer Aufgabe mit der Bemerkung ein, daß dieſelbe zwar geringere Schwierigkeiten darbiete, als einige frühere von der Akademie gewählte, z. B. über Ariſtoteles, daß ſie aber deſſenungeachtet keine unbedeutenden Kräfte und Talente in Anſpruch nehme. Denn wenn auch einerſeits die Quellen, aus denen hier zu ſchöpfen, ohne Mühe zugänglich ſeyen, ſo tragen ſie doch Namen und ſtellen ſich als Syſteme dar, welche die gewichtigſten und beachtenswertheſten der neuern Zeit ſeyen. Man könne Geiſter, wie Descartes, Spinoza, Malebranche, Locke und Leibnitz, welche die Philoſophie neu begründet und befruchtet, und ſie zugleich auf die großen Probleme von Gott, der Seele und der Welt ſo originell als geſetzmäßig in Anwendung gebracht haben, nicht ſtudiren, nicht zu ihrem Verſtändniß und zu einem Urtheile über ſie gelangen, ohne ſich mit ihnen ernſtlichſt zu beſchäftigen und das zweyfache Talent eines gründlichen Interpreten und das eines tiefen und ſelbſtſtändigen Denkers zu beſitzen. Und da ſich ferner um dieſe Meiſter, namentlich aber um denjenigen, von welchem die ganze Bewegung ausgegangen, eine gewiſſe Zahl zwar minder hervorragender, aber doch in manchen Beziehungen immerhin noch beachtenswerther Geiſter gruppire, ſo müſſe man nothwendig, um gegen alle gerecht zu ſeyn und keinen von ihnen zu vernachläßigen, einem jeden insbeſondere für den wirkſamen Antheil, den er an der allgemeinen geiſtigen Entwicklung genommen, Rechnung tragen, und hiezu bedürfe man einer ebenſo ausgebreiteten, als vielſeitigen philoſophiſchen Litteraturkenntniß. Endlich aber knüpfe ſich auch ein lebhaftes Intereſſe an die Prüfung der Carteſiſchen Philoſophie. Denn näher oder ferner ſey Carteſius für uns alle der Ausgangspunkt; wir ſeyen alle von ſeinem Blute und ſtammen von ihm ab. Die ganze ſo verſchiedenartige Reihe dieſer geiſtigen Genealogie aber mit Sorfalt zu erfaſſen, zu unterſcheiden und zu beleuchten, und vorzüglich die Geſchichte der angeſehenſten Häupter dieſer großen Familie oder, vielleicht beſſer geſagt, dieſer großen philoſophiſchen Dynaſtie wiederzugeben, ſey eine Arbeit, die nicht minder Gelehrſamkeit, als zugleich Pietät erheiſche, und diejenigen, die ſich ihr unterziehen, müſſen ebenſo viel Bewunderung, als beſonnenes Urtheil, gründliche Kenntniſſe und kritiſches Talent, verbunden mit Adel der Geſinnung und Unabhängigkeit des Geiſtes beſitzen. Dieß ſey mehr als genug, um das Gewicht und die Bedeutung der geſtellten Aufgabe im vollen Lichte erkennen zu laſſen. Und daß man ſie erkannt, davon ſeyen ſprechende und willkommene Zeugen die ſechs Abhandlungen, welche an die Akademie über die gegebene Preisfrage eingelaufen.

Nachdem der Berichterſtatter hierauf von jeder dieſer Abhandlungen eine ausführliche Darſtellung und Charakteriſtik gegeben, geht er an die vergleichende Würdigung ihres Werthes und Rangverhältniſſes, und ſchließt mit dem Antrage, daß drey jener Arbeiten von der Preisbewerbung ganz auszuſchließen, von den übrigen dreyen aber die eine, welche Hrn. Renouvier zum Verfaſſer hat, einer Ehrenerwähnung, die beyden andern aber, deren Verfaſſer die HH. Bouillier und Demoulin ſind, des Preiſes zu gleichen Theilen würdig zu erklären ſeyen.

Die erſtere Abhandlung nämlich, die des Hrn. Renouvier, biete zwar vielleicht die meiſte Vielſeitigkeit der philoſophiſchen und hiſtoriſchen Betrachtung dar, aber es fehle ihr an Tiefe und ſie gebe mehr nur Ueberblicke, als Analyſen, ſie erkläre und beweiſe zu wenig. Die andere von Hrn. Bouillier enthalte unſtreitig die meiſten philoſophiſchen Entwicklungen und die getreueſte Ausführung der Beſtimmungen des Programms, aber ſie bleibe hinter ihren Mitbewerberinnen, beſonders der Abhandlung des Hrn. Demoulin, in Anſehung der mathematiſchen und phyſikaliſchen Fragen zurück; ſie ſey vielleicht unter allen die klarſte, lehrreichſte und gelehrteſte, aber ſie ſey nicht die gewichtvollſte und tiefſte, nicht die vorzüglichſte. Dieſe Eigenſchaften treffe man weit mehr an in der Abhandlung des Hrn. Demoulin, die in ihrer, wenn auch etwas freyen Anlage eine Lebendigkeit und Tiefe der Gedanken und eine Gediegenheit der Kenntniſſe von nicht gewöhnlichem Grade entfalte.

Bey Vergleichung des Styls ergebe ſich, daß der von Renouvier gleichfalls minder befriedige, als jener der beyden Andern, wie denn überhaupt

seine Arbeit in der vorliegenden Gestalt nicht wohl der Oeffentlichkeit übergeben werden könne. Den Vorzug vor allen in dieser Beziehung verdiene Bouillier; seine Schreibart sey die geschmackvollste und reinste, wenn sie auch der Lebendigkeit, der Kraft und Originalität ermangle und selbst manchmal ins Schleppende gerathe. Demoulin's Ausdrucksweise sey zwar in den gelungenen Partien nicht ohne Frische, Energie und originales Gepräge, aber in ihren schwachen Partien vermisse man Ungezwungenheit und Geschmack und begegne einer leidigen Affectation, so daß dem Autor der Rath zu geben sey, sein Werk vor dem Drucke noch einer strengen und sorgfältigen Revision zu unterwerfen.

Mit Uebergehung des Berichtes über diejenige Abhandlung, welche die Akademie einer bloßen Ehrenerwähnung werth gehalten, kehren wir jetzt zurück zu dem Berichte Damiron's über die beyden gekrönten Werke, welche sich in den Preis der Akademie zu theilen hatten*), und wollen daraus das Wesentlichste in Kürze mittheilen.

Die Abhandlung von Bouillier hatte zum Motto die Leibnitz'schen Worte: „La philosophie cartésienne est comme l'antichambre de la vérité." Der Verfasser zieht nach Vorschrift des Programmes zuvörderst den Zustand der Philosophie vor Cartesius in Betrachtung, und läßt zu diesem Behufe auf eine gedrängte, aber die Hauptpunkte erschöpfende allgemeine Entwicklung des Wesens und des Ursprungs der scholastischen Philosophie eine ausführliche Analyse über die Philosophie zur Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften folgen, geht hier Schule für Schule durch, faßt ihre vornehmsten Stimmführer ins Auge, und bahnt sich auf diese Weise den Uebergang zur neueren Philosophie. Er habe hiermit, bemerkt der Berichterstatter, den von der Akademie in diesem Betreffe gestellten Forderungen vollkommen entsprochen, und habe gut begriffen, daß er die Geschichte dieser beyden Epochen nicht also behandeln durfte, als wenn er sie an und für sich selbst zu entwickeln gehabt hätte, sondern lediglich zu dem Zwecke, um daraus eine begründete und lichtvolle Erklärung derjenigen Epoche, die auf sie folgt, zu gewinnen, weßhalb auch seine Darstellung nicht zusehr ins Detail gehe und eine wohl berechnete systematische sey.

Nachdem der Verf. bey der Epoche selbst, die im speciellsten Sinne den Gegenstand seiner Untersuchung bildet, angekommen, und sich gerecht gegen Baco erwiesen, dessen bedeutenden Einfluß auf den großen Umschwung der philosophischen Denkweise er nach Gebühr gewürdigt, könne er, meint der Berichterstatter, da, wo an Cartesius die Reihe kömmt, diesem um so mehr sein Recht widerfahren lassen, wie er es auch gethan, da dessen Einfluß ein noch viel mächtigerer und weiterhin sich erstreckender gewesen. Denn Baco habe in der That fast nur auf die Naturwissenschaften eingewirkt, und dieß nur mehr durch seine Lehre als durch sein Beyspiel (das Beyspiel sey nicht von ihm, sondern von den großen Physikern seiner Zeit ausgegangen), während Cartesius, außer der Wirksamkeit, die er noch überdieß als Mathematiker ersten Ranges geübt, auch noch im höchsten Grade jene des Metaphysikers und Philosophen entwickelt habe. In dieser zweyfachen Hinsicht sey er unstreitig der große Erwecker der Ideen, welche von seinem Jahrhundert bis zu dem unsrigen alle Systeme befruchtet haben. Der Verf. habe ihm daher auch mit Recht in diesem Sinne seine Stelle angewiesen, und ihn als Urheber der ganzen neueren Philosophie, insoferne diese auf einer selbstständigen Denkentwicklung beruht, bezeichnet.

In einer Geschichte des Cartesianismus könne man, bemerkt der Berichterstatter weiter, von der Biographie des Cartesius, wenigstens von einem Theile derselben, nicht wohl Umgang nehmen; die Abhandlung desselben de methodo habe in dieser Beziehung recht wohl zum Muster dienen können. Indeß sey hierauf von mehreren der Preisbewerber

*) Beyde sind inzwischen unter folgenden Titeln im Drucke erschienen: Histoire et critique de la revolution Cartesienne, par F. Bouillier. Ouvrage couronné par l'Institut. Paris 1842. — Le Cartésianisme ou la véritable renovation des sciences, par Bourdas — Demoulin. Ouvrage couronné etc. Précédé dun discours sur la réformation de la philosophie au dix-neuvième siècle etc. par F. Huet. T. I. et II. Paris 1843.

keine oder nur geringe Rücksicht genommen worden. Der Verf. dieser Abhandlung verdiene übrigens diesen Vorwurf nicht, da er in entsprechender Weise in seine Untersuchung die Lebensgeschichte des Mannes mit eingeflochten, der in der That so sehr in seinen Ideen gelebt und der Philosophie so ganz ergeben gewesen, daß man ihn nur schlecht kennen und verstehen würde, wenn man nicht zugleich wüßte, wie er für diesen großen Zweck, für diesen Gedanken aller seiner Tage gelebt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Parergon Plautinorum Terentianorumque volumen I. Scripsit Fridericus Ritschelius.

(Schluß.)

Im fünften werden Zweifel über das Stück des Apollodorus, welches das Original der Terenzianischen Hecyra gewesen seyn soll, kurz angedeutet, die Untersuchung selbst aber einer spätern Zeit vorbehalten. Im sechsten endlich wird über das Verhältniß des dominus gregis, (besonders des bekannten Ambivius) zu den Aedilen, und über das Dichter-Honorar gesprochen.

Die fünfte Dissertation „de actae Trinummi tempore" zeigt zunächst, wie man sich bey Windischmann's, Petersen's und Naudet's Annahmen über die Aufführungszeit dieses Stückes keineswegs beruhigen könne, sondern festere Anhaltspunkte gewinnen müsse. Hr. R. selbst geht von act. V, scen. 2. v. 148 aus, wo von novi aediles die Rede ist; die Aedilen aber traten bis zum J. 600 ihr Amt mit dem ersten März an, im März aber waren nur die Iudi Megalenses, und zwar scenisch erst seit 559, vor welchem Jahre also der Trinummus nicht aufgeführt seyn kann. Ferner folgert Hr. R. aus den Stellen des Stückes, welche Ausfälle auf ambitus enthalten, daß je näher vor den Tod des Plautus das Stück gerückt wird, man desto richtiger verfährt, indem im Todesjahre des Dichters, 569 nach Liv. XXXIX, 32 der ambitus aufs höchste gestiegen war, worauf drey Jahre später die lex Cornelia de ambitu erfolgte.

In der sechsten Abhandlung „de veteribus Plauti interpretibus" werden natürlich sowohl die bisher mit Unrecht unter den Erklärern des Dichters aufgezählten Grammatiker, als auch die, welche es wirklich waren, besprochen, und somit gehandelt über: Flavius Caper, Aurelius Opilius, Servius Claudius, Aelius Stilo, Aruntius Celsus, Ateius Capito, Aelius Gallus, Terentius Scaurus, L. Cornelius Sisenna. Die siebente ist die bereits i. J. 1836 gedruckte Untersuchung de Plauti Bacchidibus; die achte de turbato scenarum ordine Mostellariae Plautinae beurtheilt die von Früheren, besonders von Lachmann versuchten Umstellungen der Scenen des zerrütteten Stückes, und sucht hauptsächlich auf die Blätterlagen des Ambrosianus sich stützend zu einem unumstößlichen Resultate zu gelangen. Die neunte handelt de interpolatione Trinummi Plautinae. In der zehnten de gemino exitu Andriae Terentianae wird der von Donatus gekannte in wenigen Handschriften erhaltene von der Vulgata aber ganz abweichende Schluß der Andria als der ächte nachgewiesen. Endlich den Beschluß macht ein appendix: „Suetonius de viris illustribus", worin Hr. R. über das Buch selbst und dessen Verhältniß zum Hieronymus und über Secco Polentone, den angeblichen Vernichter der Schrift de poetis und de oratoribus handelt, und die in der Vita Terentii enthaltenen Verse des Porcius Licinius verbessert.

So reichhaltig nun der hier bloß aufgezählte oder angedeutete Inhalt an sich ist, so wird derselbe durch zahllose Nebenbemerkungen, welche mit den kürzesten schlagendsten Gründen erhärtet und auf die anspruchloseste Weise vorgebracht werden, zu einem wahren Schatze von Daten für die Römische Litteratur-Geschichte, welche auf solche Weise sicher am meisten gefördert wird.

Möge nur die philologische Litteratur bald mit der Fortsetzung dieser kostbaren Parerga und mit der einzig von Hrn. Ritschl zu erwartenden Herstellung des Plautus bereichert werden.

Prantl.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Juny.

Nro. 119. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Rapport sur les mémoires envoyés pour concourir au prix de philosophie sur la question du Cartésianisme, au nom de la section de philosophie, par M. Damiron.

(Fortsetzung.)

Von der Biographie des Carteſius wende ſich der Verf., der Natur der Sache nach, zur Analyſe der Lehre desſelben, und lege hieben, um einheitlicher zu verfahren und nicht von Tractat zu Tractat gehen und überall wieder von vorn anfangen zu müſſen, ſtatt ihrer aller nur einen zu Grunde, nämlich den Tractat de methodo, welchen er gleichſam als Grundtext behandle, während er ſich der übrigen als Commentare zu jenem bediene. Dieſes Verfahren ſey einfach und ſicher, wenn man nur einiges Geſchick dazu beſitze, und ſey auch von dem Verf. mit dem beſten Erfolge angewendet worden.

Es entſtehe aber hier die Frage, ob die Wahl des Tractats de methodo, ſo plauſibel ſie anfänglich erſcheine, vielleicht doch im Grunde nicht die beſte ſey, und ob es nicht gerathener geweſen, um in die Denkweiſe und Lehrmeinungen des Carteſius tiefer einzudringen, ſtatt jener Abhandlung, die von ihm ſelbſt ausdrücklich als eine noch unvollkommene Arbeit bezeichnet worden, die Meditationes oder vornehmlich die Principia desſelben zu Grunde zu legen. Hierauf ſey zu erwiedern, daß dieſem Mißgriff, wenn es auch einer wäre, leicht zu begegnen geweſen und ihm auch wirklich begegnet worden durch die Sorgfalt, die der Verf. darauf verwendet habe, die verſchiedenen, in den übrigen Schriften zerſtreuten philoſophiſchen Elemente aufzuſuchen und gehörigen Ortes an die Abhandlung über die Methode anzuknüpfen.

Dieſe Entwicklung ſtelle ſich mithin als eine vollkommen gelungene dar, ſie ſey einfach und erſchöpfend zugleich; ſie habe das Verdienſt, alles zu umfaſſen, mit Vermeidung unnützer Weitſchweifigkeiten und Wiederholungen, ſey treu und vollſtändig und laſſe vielleicht nichts zu wünſchen übrig, als daß es dem Verf. beliebt hätte, etwas mehr Citate oder wenigſtens Hinweiſungen zu geben und gewiſſe Erklärungen beſſer ins Licht zu ſetzen. So finde ſich z. B. unter den Carteſiſchen Beweiſen für das Daſeyn Gottes einer, der aus der Erhaltung unſeres Seyns abgeleitet iſt. Der Verf. habe nun zwar denſelben nicht überſehen, aber doch bey deſſen Darſtellung nicht genug Aufmerkſamkeit gewiſſen Terminis zugewandt, die hier von Wichtigkeit und Conſequenz ſeyen, als da ſind: Erhalten iſt fortgeſetztes Hervorbringen. Nach dieſen Ausdrücken des Meiſters dürfe man ſich in der That nicht wundern, wenn die Schüler (man könne hier Clauberg citiren) bey deren weiterer Entwicklung dahin gekommen ſeyen zu behaupten, daß, wenn wir auf ſolche Weiſe erhalten, nämlich in jedem Augenblicke wieder aufs neue hervorgebracht werden, wir nur Acte oder Wirkungen Gottes ſind, der uns auf dieſe Art ſeyn und beſtehen läßt, wie wir unſere Gedanken, Affecte und Willensäußerungen hervorrufen. Und von ſolchen Schülern bis zu Spinoza ſey die Entfernung nur gering. Eine Bemerkung daher, die über dieſe ſo nahe liegende Ten-

denz die erforderliche Aufklärung gegeben hätte, wäre hier wohl an der Stelle gewesen.

Eben so wenig habe der Verf. jene Art von indifferenter Freyheit gehörig gewürdigt, die Carteſius Gott zuſchreibt, kraft welcher dieſer habe bewirken können, daß das, was wahr und gut iſt, es auch nicht wäre, und folglich das eine, wie das andere unter ein arbiträres Prinzip habe ſtellen können.

Auch hätte man verlangen können, daß der Verf. bey der Frage der angeborenen Ideen, zur Verdeutlichung ihres Sinnes nach Carteſius, außer den Erklärungen, die man hierüber in der Polemik (Objectiones et Responsiones) und in den Briefen findet, diejenige Stelle der Meditationen benützt haben möchte, worin jene zum erſtenmale genannt werden, und der Ausdruck des Formirens vorkommt und auf dieſe Idee angewandt wird, ein Ausdruck, der von vorneherein jeden zu engen und beſchränkten Begriff rückſichtlich ihres Angeborenſeyns beſeitigt.

Ferner laſſe ſich nicht verhehlen, daß der phyſikaliſche und mathematiſche Theil der Analyſe des Verf. weniger in die Tiefe gehe und von minderer Bedeutung ſey, als dieß in mehreren anderen Preisſchriften, z. B. in der von Renouvier und namentlich in der von Demoulin, der Fall ſey.

Und endlich, wenn er ſpäter auf die Finalurſachen und die ſubſtanziellen Formen zu ſprechen komme, ſo vermiſſe man auch hier eine hinreichende Entwickung und Würdigung der geſchichtlichen Bedeutung dieſer beyden zur Hälfte religiöſen und philoſophiſchen Fragen.

Im Uebrigen ſey jedoch dieſe ganze Darſtellung und Auseinanderſetzung, bis auf das Wenige, was ſo eben gerügt worden, durchaus befriedigend und ſchließe mit einer Zuſammenfaſſung, in welcher der Verf. mit Präciſion die Hauptprinzipien der Carteſiſchen Philoſophie hervorhebe, die auf die nachfolgenden Syſteme den größten Einfluß hatten üben müſſen.

Vom Meiſter gehe er ſodann auf die Schüler über und zwar zunächſt auf jene, die ihm beynahe ohne Abweichung gefolgt; und hier könne man nicht umhin zu bemerken, daß, wenn der Carteſianismus gegenwärtig noch eine Seite habe, die dem Studium und der Aufhellung einen neuen oder weniger bekannten Stoff darbiete, es gerade dieſe Gruppe von zwar minder bedeutenden, aber dennoch beachtenswerthen Männern ſey, die ſich an Carteſius anſchließen und voll Eifer derſelben philoſophiſchen Sache dienen.

Der Verf. dieſer Preisſchrift aber habe ſich nur wenig mit Clerſelier, Rohault, Delaforge und Regis beſchäftigt und nur Spärliches darüber geſagt; und ſelbſt dieß Wenige ſey nicht ohne einige kleine Ungenauigkeiten, die ſich wohl hätten vermeiden laſſen, wie z. B., wenn es von dem Tractat des Delaforge heiße, daß er in lateiniſcher Sprache verfaßt worden ſey, während er lediglich in dieſelbe überſetzt worden; und wenn weiter behauptet werde, daß dieſer Schriftſteller ſich in dem Autoritätsprinzipe eine Stütze ſuchen zu wollen ſcheine, während er ſich doch in einem ganz entgegengeſetzten Sinne ausſpreche. Auch hätte bemerkt werden können, daß Regis bis auf Weniges lediglich in Delaforge's Fußſtapfen getreten, oder ihn faſt nur copirt habe. Von Clauberg aber ſpreche der Verf. gar nicht, und eben ſo wenig von Geulinx, die denn doch nicht ohne Bedeutung in dieſer Schule ſeyen und ſelbſt in merklichen Beziehungen zu Malebranche und Spinoza ſtehen; auch ſpreche er nichts von allen den Bekennern, Vertheidigern und Commentatoren, welche ſich um Carteſius ſchon gleich im Anfange, faſt wie um einen der alten Philoſophen, geſchaart und in und außer Frankreich, vorzüglich aber in Holland, die Carteſiſche Philoſophie ausbreiten und populariſiren geholfen haben; und daß er dieß unterlaſſen, verdiene allerdings eine Rüge.

Von den reinen und eigentlichen Carteſianern ſchreite der Verf., der natürlichen Ordnung gemäß zu denjenigen fort, die es mehr durch ihr eigenes Genie in unabhängiger und originaler Weiſe ſind, und beginne mit Spinoza.

Spinoza gehe in der That augenſcheinlich von Carteſius aus, und empfange gewiſſermaſſen erſt von ihm die ganze Richtung ſeines Denkens, indem er gleich dieſem der Vergangenheit und Geſchichte den Rücken wende und die Evidenz als einzige Regel der Gewißheit verfolge; und in dieſer Hinſicht ſey er ganz von dem Geiſte des Carteſius erfüllt.

Aber nicht bloß den Geist, auch gewisse Prinzipien habe er von ihm überkommen, die er freylich in seiner Weise noch weiter ausgedehnt und entwickelt habe, weßhalb Leibnitz mit Recht vom Spinozismus sage, er sey ein überschwänglich gewordener Cartesianismus (Cartesianismus immoderatus). So habe Spinoza aus der Idee der Cartesischen, nur mit Strenge generalisirten und systematisirten Substanz seine Einheit der Substanz, das zweyfache Attribut dieser Substanz und den zweyfachen Modus dieses Attributs abgeleitet. Cartesius habe sich zwar, möge er durch eigene Ueberlegung oder durch gewisse Wagnisse, die sich einige seiner Schüler in ihren Beweisen erlaubt, gewarnt worden seyn, beeilt, seiner allgemeinen Definition von der Substanz beyzufügen, daß dieses Wort in Beziehung auf die Creaturen nicht in derselben Bedeutung genommen werden dürfe, wie in Beziehung auf den Schöpfer; und Regis seinerseits, als getreuer Dollmetscher dieser Worte, habe gesagt, daß wenn das geschaffene Seyn nicht eine Substanz *durch* sich sey, es doch eine Substanz *an* sich sey; doch sey nicht minder zuzugeben, daß dieses Prinzip, wie es durch Spinoza geschehen, auch weiter habe ausgedehnt werden und dadurch zu der Lehre Veranlassung geben können, welche dieser ohne Rückhalt mit der ganzen Unbeugsamkeit seiner geometrischen Logik daraus entwickelt habe.

Diese wesentliche, zwischen Spinoza und Cartesius obwaltende Beziehung verfolge und zeichne der Verf. mit Geschick, und weise eben so auch noch andere, zwar minder wichtige und secundäre, aber dennoch nicht wohl zu übergehende Beziehungen nach.

Er trage aber zugleich Sorge, auf die Unterschiede aufmerksam zu machen, die zwischen Beyden bestehen und sie trennen; und dieser Theil seiner Abhandlung, auf dem das Hauptgewicht ruhe, sey nicht nur gründlich, sondern auch ganz in dem rechten Maaße behandelt. In dem beachtenswerthen Schlußabschnitte desselben entwickle der Verf. mehr und mehr den engen Zusammenhang zwischen dem Autor der Meditationen und jenem der Ethik. Er zeige in dieser Untersuchung außer einem nicht geringen Scharfsinne auch ein Gefühl von Sympathie für die Person des armen Juden, der gleich Cartesius, aber unter noch härteren Bedingungen, ganz und gar der Philosophie seine sanfte und duldende Seele gewidmet habe, — ein Gefühl, dem er sich um so unbedenklicher überlassen könne, als er bey seinem hellen, gesunden Sinne, wenn er auch Nachsicht gegen den Mann als solchen übe, dennoch gegen die Prinzipien des Systems nirgends eine Schwäche noch Nachgiebigkeit zeige, sondern vielmehr vom Leibnitz'scheu Standpunkte aus, dieselben mit Kraft und Nachdruck bekämpfe.

Malebranche gehe von Cartesius beyläufig wie Spinoza aus, nur mit weniger Consequenz und mit einem Gedankenvorbehalt, den ihm sein Glaube und sein priesterlicher Sinn auferlegt, und der den emanzipirten oder vielmehr den revoltirenden und unabhängigen Sohn der Synagoge nicht hatte beschränken können. Der Verfasser habe nicht unterlassen hierauf aufmerksam zu machen, ehe er an die Analyse der verschiedenen Lehren in dem System von Malebranche geht, als da sind die Lehre von der Anschauung aller Dinge in Gott, der Existenz der Welt, der Freyheit, dem Willen und den gelegentlichen Ursachen, und nachdem er sie dargestellt, komme er auf die obige Bemerkung noch einmal, sie reassumirend, zurück. Der Unterschied zwischen den Lehren des Spinoza und Malebranche sey nach dem Verf. ein mehr scheinbarer, als in der Wirklichkeit begründeter; ihre Prinzipien seyen dieselben: ein wenig mehr oder weniger Logik, das sey alles, was sie unterscheide. Spinoza hätte, fährt der Berichterstatter nach diesem Citate fort, als philosophische Devise gleichfalls die Worte aus der Apostelgeschichte wählen können, auf deren Autorität sich Malebranche so oft gestützt: **In ipso vivimus, movemur et sumus**; und daß er sie oder wenigstens deren Aequivalent in der That gebraucht habe, hätte der Verf. hinzusetzen können; denn bekanntlich sey das Epigraph des Tractatus theologico-politicus: **Per hoc cognoscimus, quod in Deo manemus et Deus manet in nobis et quod de spiritu suo dedit nobis.** (Joh. V. 4, 13).

Je größeres Interesse man übrigens an einer im Ganzen so wohl durchgeführten Arbeit nehme, und je lebhafter man wünsche, daß sie von allen Mängeln rein sey, um so mehr müsse man bedauern, daß der Verf., statt Geulincx zu vernachläßigen, nicht die augenscheinlichen nahen Beziehun-

gen nachgewieſen habe, welche in mehr als einem gewichtigen Punkte zwiſchen ihm und Malebranche beſtehen. Denn auch bey jenem finde man Spuren und zwar hinlänglich deutliche ſowohl von den gelegentlichen Urſachen, als auch der Anſchauung der Dinge in Gott; man ſtoße auf ſie unzweifelhaft in ſeiner Methaphysica vera und vornämlich in ſeiner Ethik; es ſpreche ſich hier derſelbe chriſtliche Geiſt aus, der, wenn er ſein Maaß überſchreite und von ſeinem rechten Wege abgeleitet werde, ſich unbedachtſam gegen eine Art von Myſticismus hinneige, in welchem die menſchliche Freyheit und Perſönlichkeit ſich zu vernichten und unterzugehen Gefahr laufe.

Deß allen ungeachtet zeichne ſich dieſer Abſchnitt, gleich jenem über Spinoza, durch eine Einfachheit der Behandlung, Sicherheit des Blickes und eine richtige Auffaſſung der verſchiedenen Beziehungen aus, die auch in dem weiteren Verlaufe dieſer Preisſchrift ſich überall beurkunden.

Die Abſtammung des Spinoza und Malebranche von Carteſius und ihr naher Zuſammenhang ſeyen offenkundig; nicht ſo dagegen die Beziehungen, in denen Locke zu Carteſius ſteht; überdieß ſeyen ſie auch viel loſerer Art, und der Beweis hiefür ſey, daß, wenn die beyden erſteren ſich von ihrem Meiſter trennen, es nur in ſoferne, wie Leibnitz ſagt, geſchehe, als ſie ſeiner Lehre eine weitere Entwicklung geben, nicht aber ihn bekämpfen, während im Gegentheil Locke ihn angreife und als ſein erklärter Gegner auftrete. Dieſes Verhältniß habe man alſo hier wohl ins Auge zu faſſen und zu erklären, was auch von Seite des Verf. mit Umſicht und Gerechtigkeit geſchehen ſey; und während von den beyden Seiten, welche dieß Verhältniß der Betrachtung darbiete, gewöhnlich nur die am meiſten in die Augen fallende, die des Unterſchieds, der Aufmerkſamkeit gewürdigt werde, habe der Verf. gerade vorzugsweiſe die andere Seite, nämlich die der Gemeinſchaft und des Zuſammenhanges, ſich zur Aufgabe ſeiner Unterſuchung gemacht, wobey er D. Stewart gefolgt ſey, den er auch ausdrücklich anführe, und dem er das Verdienſt zuerkenne, einer der erſten geweſen zu ſeyn, die Locke auch in dieſer Beziehung ins Auge gefaßt haben. Das nun aber, worin nach ſeiner Anſicht Locke von Carteſius ausgehe, ſey die pſychologiſche Methode, der pſychologiſche Geiſt und Sinn; und der Verf. erkläre und weiſe dieß nach durch Stellen, die an ſich ſelbſt wirklich in dieſer Hinſicht keinen Zweifel übrig laſſen, und höchſtens in ihrem Gegenſatze zu anderen Stellen den Vorwurf von Inconſequenz und Widerſprüchen begründen könnten, einen Vorwurf, der Locke allerdings hin und wieder treffe. Vergleiche man dieſe Stellen (von denen Damiron hier mehre anführt) mit ähnlichen, ſo werde man ſich überzeugen, daß in der That die Methode des Locke'ſchen Werkes beynahe jene der Meditationen ſey.

Noch übrige, einer anderen Gemeinſchaft zwiſchen beyden Philoſophen zu gedenken, bezüglich der Idee der Seele als einer paſſiven Subſtanz, worauf Maine de Biran mit der Bemerkung hingewieſen, daß Locke da, wo er von der Subſtanz im Sinne Carteſius ſpricht, ohne es zu wollen, ganz zu der Anſicht des Spinoza ſich bekenne.

Es bedürfe nun kaum noch eines Weiteren, um den Zuſammenhang des Vaters der neueren Philoſophie mit dem Manne zu conſtatiren, der, ungeachtet er ſie vom Spiritualismus zum Senſualismus abgelenkt, ſie nichts deſto weniger nach einigen Seiten hin getreu auf dem Wege verfolgt habe, auf den ſie zuerſt Carteſius geführt; und des Verf. Bemerkung ſey, vornehmlich in dieſer Einſchränkung eine vollkommen begründete, daß der Verſuch über den menſchlichen Verſtand, in Rückſicht auf die Popularität, deren er ſich erfreut habe, vielleicht nach den Meditationen mehr als jedes andere Werk dazu beygetragen habe, den Geiſt der wahren pſychologiſchen Methode zu verbreiten.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Juni.

Nro. 120. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Rapport sur les mémoires envoyés pour concourir au prix de philosophie sur la question du Cartésianisme, au nom de la section de philosophie, par M. Damiron.

(Fortsetzung.)

Auch Leibnitz ist zwar, nach des Verf. Ansicht, ein Denker in der Weise des Cartesius, aber nicht durchgehends und in allen Beziehungen, und ohnehin nur so, wie es ein Genie in Hinsicht auf ein anderes seyn könne. Denn von der hohen Stellung aus, die Leibnitz in der Geschichte der Philosophie einnehme, erschiene er zugleich als Anhänger und Gegner des Cartesius, als sein Gegner von dem einen Standpunkte, als sein Anhänger von dem anderen. Er erblicke nämlich in der Lehre des Spinoza nur einen überschwänglich gewordenen Cartesianismus, und führe ihn auf sein rechtes Maaß zurück, oder vielmehr, was das allein wirksame Verfahren sey, einer Uebertreibung zu begegnen; er bekämpfe ihn in seinem Prinzipe, in dem Begriffe der Substanz, und setze ihm den Begriff der Kraft, der substanziellen Ursache, entgegen; der reinen Passivität substituire er die Activität und den in ihr als bloße Modi von Attributen enthaltenen Existenzen volle und ganze Existenzen, nämlich Entelechien, Monaden. Andererseits aber könnte man sagen, daß, wenn er im Spinozismus einen über sein Maaß hinausgeschrittenen Cartesianismus sehe, er das System des Malebranche als einen zu beschränkten Cartesianismus betrachte, und zur Annahme der Hypothese von dem göttlichen Beystand oder den gelegentlichen Ursachen sich nur verstehe, um sie mit kühnem Geiste in jene der vorherbestimmten Harmonie umzubilden. Er halte daher die Cartesische Philosophie mit der einen Hand nur zurück, um ihr mit der andern den Zügel desto freyer zu lassen, und bey diesem doppelten Bestreben gerathe er leidiger Weise mit sich in Widerspruch und lege sich selbst Fesseln an; er schwäche durch eine dieser Ideen die glücklichen Wirkungen der anderen und versetze durch die prästabilirte Harmonie den Monaden einen Stoß.

Dieß sey in wesentlichster Kürze die Ansicht des Verf. über Leibnitz, eine Ansicht, die an sich eine begründete sey, und der, um noch vollständiger zu seyn, nichts fehle, als daß sie in ihrer Entwicklung von der Metaphysik auch noch zur Physik und Mathematik fortgeschritten wäre, und den Faden verfolgt hätte, der auch da noch Leibnitz mit Cartesius verknüpfe.

Minder verlohne sich ein näheres Eingehen auf die Betrachtungen des Verf. über andere zwar gleich ausgezeichnete, aber doch weniger im eigentlichen Sinne philosophische Geister, soweit sie an der Cartesischen Bewegung Theil genommen, wie Pascal, Bayle, die Glieder des Port-Royal, Bossuet, Fenelon u. s. w., und es genügten daher hierüber einige Bemerkungen. So zeige der Verf. gut, wie Bayle in Folge des skeptischen Geistes, der ihn beständig beseelt, eine besondere Vorliebe dafür an den Tag lege, gerade an demjenigen festzuhalten, was bey Cartesius minder stichhaltig sey, wohin z. B. gehöre das Prinzip der Erhaltung, die Lehre

von der Assistenz, die Hypothese von den Thieren als Maschinen, um sodann hierauf Einwürfe gegen die Freyheit und die Vorsehung abzuleiten; ferner wie die Logik von Port-Royal sich an die Philosophie des Cartesius anschließe und genau an ihr festhalte; und er hätte vielleicht auch noch weiter gehen und sagen können, daß Cartesius selbst hiebey mitgewirkt habe, oder wenigstens für gewisse Theile davon als Mitarbeiter in Anspruch genommen worden sey.

Den treffenden Bemerkungen über Bossuet's Traité de la connaissance de Dieu et de soi-même hätte der Verf. noch die weitere beyfügen können, daß neben Bossuet, der in der That der Nachahmung durch ein unnachahmbares Werk die Gränze gesetzt, es noch mehrere Schriftsteller, wie P. Lami, Clauberg und selbst weniger in der Geschichte der Philosophie bekannte Manner, wie z. B. der Großvater des Kanzlers Seguier, gegeben, die, jeder in seiner Weise, ihre Connaissance de Dieu et de soi-même geschrieben; so wahr sey es, daß Cartesius, der so zu sagen den Ton zu dieser Art von Tractaten in seinen Meditationes angegeben, für sein Jahrhundert ein einflußreiches und mächtiges Vorbild gewesen. Endlich auch habe es mit des Verf. Aeußerungen seine volle Richtigkeit, daß, wenn man den Spinozismus durch den Cartesianismus bekämpfe, wie Fenelon gethan, man sich weder sein Terrain gut wähle, noch sich der besten Waffen bediene; daß in dieser Hinsicht dem Genannten, wie allen Schülern des Cartesius, ein begründeteres Prinzip fehle, das ihm gestatte, ein consequenterer Gegner zu seyn; und daß der einem Spinoza wahrhaft gewachsene Gegner nicht Cartesius, sondern Leibniß sey.

An diese Betrachtungen über den Einfluß der Cartesischen Philosophie auf die großen Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, die zum Theil mehr schon literärhistorischer als eigentlich speculativer Natur und überdieß an sich etwas unvollständig seyen, reihe sich derjenige Abschnitt, der das Werk unter der Aufschrift beschließe: de la part de vérité et d'erreur contenue dans le Cartésianisme, und dieß sey denn allerdings ein vorzugsweise speculatives Thema.

Das Schlußergebniß der von dem Verf. hierüber geführten Untersuchung sey, daß die drey großen Wahrheiten, die der Cartesianismus enthalte, folgende seyen; erstens die Aufstellung der Evidenz als alleinigen und untrüglichen Kennzeichens der Wahrheit und die Selbstständigkeit der Vernunft, zweytens die genaue und gründliche Unterscheidung der Phänomene des Geistes und des Körpers in Verbindung mit der sich hieraus ergebenden wahren philosophischen Methode, und drittens die Existenz noch anderer Ideen als jener, die in den Sinnen ihren Ursprung haben. Daneben aber schließe er eine viel größere Summe von Irrthümern und Mängeln ein, als da seyen: in der Metaphysik die Nöthigung, die Gültigkeit des Kriteriums der Evidenz durch den Beweis des Daseyns Gottes zu begründen, eben dieser Beweis selbst, die Leugnung der Evidenz der äußeren Welt, die Verwechslung des Willens mit dem Verstande, des Entschlusses mit dem Urtheile, die Hypothese in Betreff der Thiere und endlich — der größte und Hauptirrthum von allen — das Prinzip der Passivität der erschaffenen Substanzen; in der Physik aber die Theorie der Wirbel, die übrigens gleichwohl die großen Entdeckungen eines Newton vorbereitet habe, und von d'Alembert für eine der schönsten Hypothesen, die das menschliche Genie jemals ersonnen, erklärt worden sey, und endlich noch insbesondere die in dem Traité de l'homme versuchte physiologische Erklärung.

Die Frage anbelangend, ob diese von dem Verf. über die Irrthümer und Wahrheiten bey Cartesius gestellte Abrechnung auch eine vollständige und an sich genaue sey, so begegne man hier, antwortet hierauf der Berichterstatter, zuvörderst gewissen Lücken und Uebergehungen, wie z. B. wenn der Verf. die Lehre von den angebornen Ideen, den Endursachen, den substanziellen Formen, dem Prinzipe und Ursprunge der nothwendigen Wahrheiten und einige andere Punkte der Metaphysik, die sich theils in den dogmatischen, theils in den polemischen Schriften und den Briefen des Cartesius finden, entweder gar nicht untersuche, oder sie nur im Vorbeygehen berühre. Eben so seyen auch in der Physik mehrere gerade nicht unbedeutende Par-

tien vernachläßigt oder zu summarisch gewürdigt worden, wie z. B. die Ideen der Gesetze der Bewegung, des Raumes, seiner Erfüllung und der Elemente, wie denn überhaupt der Verf. über diese Materien in der Kritik, wie in der Auseinandersetzung sich etwas kurz gefaßt habe, besonders im Vergleiche zu seinen besseren Mitbewerbern.

Eine andere Art von Vorwurf, den man dem Verf. machen könne, beziehe sich auf die laßige Behandlung der Beweise für das Daseyn Gottes. Von den drey Beweisen desselben habe er nur den einen, der aus der Erhaltung oder fortgesetzten Erschaffung abgeleitet wird, angeführt, und selbst diesen kaum einer Prüfung unterworfen, wahrscheinlich weil er ihn zulaßig findet; aber selbst in diesem Falle hatte er ihn hier zu beurtheilen und auf die Consequenzen Rücksicht zu nehmen gehabt, die man daraus ziehen könne und auch gezogen habe, und auf die bereits oben hingewiesen worden, wo von Clauberg die Rede gewesen. Wie aber der Verf. hierüber weggegangen, so habe er auch der Ansicht, welche Carteſius bey dieser Gelegenheit über den Begriff der Dauer ausspricht, und die Gassendi durch eine entgegengesetzte bekämpft, keine Aufmerksamkeit geschenkt.

Was den zweyten dieser Beweise betreffe, der auf die objective Wirklichkeit (réalité objective) sich stutzt, so scheine der Verf. dessen Bedeutung nicht erkannt zu haben, indem er ihn als einen nichtigen verwerfe. Bey näherer Untersuchung aber dürfte sich ergeben, daß derselbe denn doch nicht eine solche Zurückweisung verdiene, und wohl geeignet sey, in seiner Art das Daseyn Gottes darzuthun, wenn man anders den Begriff der objectiven Realität in dem Sinne, den er bey Carteſius und seinen Schülern gehabt, richtig erfasse.

Der dritte Beweis dagegen sey minder stichhaltig und könne von mehr als einer Seite angegriffen werden, besonders wenn man ihn von dem zweyten trenne, mit welchem er bey Carteſius oft verbunden erscheint, und wenn er in seinem Ausgange nicht mehr von der Idee, sondern der Wesenheit Gottes selbst, sich auf den Erweis der Existenz aus der Vollkommenheit reducire. Dessenungeachtet sey es unrecht, daß der Verf. sich nicht ausführlicher auch mit diesem Beweise beschäftigt habe, wie man überhaupt bedauern müsse, daß er in dieser ganzen, bey Carteſius so gewichtigen Materie von seinem ausgezeichneten Talent der Analyse und Kritik nicht bessern Gebrauch gemacht habe.

Im Uebrigen, Obiges ausgenommen, erscheine er in diesem Schlußabschnitte seines Werkes in seinen verschiedenen Urtheilen als ein selbstständiger, unparteyischer und von verständiger Bewunderung für Carteſius erfüllter, scharfsinniger und gesunder Denker.

Fasse man jetzt alles Bisherige, was über diese Preisschrift bemerkt worden, in Kürze zusammen, so müsse man sagen, daß im Grund ihre Fehler im Allgemeinen mehr Unterlassungs- denn Begehungsfehler seyen, und daß man, wenn sie zuweilen von einer gewissen Uebereilung zeugen, wohl sehe, es komme dieß bey dem Verf. mehr von der Hast her, mit der er sein Ziel verfolgt, als von dem Mangel an Methode und philosophischer Bildung; ferner, daß man in den gelungenen Theilen seiner Arbeit zu deutlichen Spuren dieser ausgezeichneten Eigenschaften begegne, um nicht annehmen zu müssen, daß die Hand, die hin und wieder von einer Schwäche befallen worden, es wohl besser hätte machen können; und daß andererseits ihre Verdienste in einer gewissen durchdringenden Schärfe und festen Haltung des Gedankens, in einer Ungezwungenheit und Lebendigkeit der Entwicklung und, wenn man so sagen dürfe, in einem jugendlichen Feuer bestehe, das, wenn es auch manchmal der Mäßigung bedürfe, doch nicht ohne Reiz sey, — lauter Eigenschaften, die einen mit Ernst und Redlichkeit forschenden Geist und einen selbstständigen Charakter beurkunden. In Summe also sey dieses Memoire gewiß ein gutes, und wenn auch nicht das gründlichste und gewichtvollste, doch immerhin vielleicht dasjenige, was allenthalben durch klaren Sinn und gute Sprache sich auszeichne.

Der Berichterstatter wendet sich dann von hier aus zu der zweyten Preisschrift, der Abhandlung Demoulin's, deren Motto ist: „Sans les mathématiques on ne pénètre point au fond de la philosophie; sans la philosophie, on ne pénètre point au fond des mathématiques; sans les deux,

on ne pénètre au fond de rien". Damiron rügt im Eingange seines Berichtes über dieses Werk zunächst den etwas unangemessenen und nicht hinlänglich bescheidenen Ton, mit dem der Verf. in seiner Vorrede sich über das eine und andere ausspreche, und behaupte, die wahre Theorie der Substanz gefunden zu haben. Der Plan, heißt es dann weiter, den sich derselbe für seine Arbeit entworfen, ohne sich dabey durch die Bestimmungen des Programmes der Akademie irgendwie gebunden zu glauben, sey folgender. Er beginne mit einer Einleitung, und theile sein Werk in drey Hauptabschnitte. Der erste derselben führe die Aufschrift „Philosophie" und handle 1) von den Ideen, den geistigen und körperlichen Substanzen und der körperlichen Existenz, 2) von der Erbsünde, der Gnade und der Liebe zu Gott, und 3) von der Verbindung zwischen Seele und Leib. Der zweyte Abschnitt beschäftige sich mit der Physik und Mathematik, und zwar 1) mit der Lehre von den Himmelskörpern, 2) dem Lichte, 3) der Bewegung und 4) der analytischen Geometrie und Differenzialcalcul. Der dritte Abschnitt endlich enthalte allgemeine, theils philosophische, theils naturwissenschaftliche und mathematische Betrachtungen, und zwar insbesondere 1) über den Optimismus, 2) den Ausgang von sich und den Ausgang von Gott, und 3) über allgemeine Gesetze und Methoden; woran sich sodann noch eine Schlußbetrachtung knüpfe.

Unter den in diesem Plane angeführten Fragen seyen ohne Zweifel mehrere begriffen, mit denen sich Carteſius und seine Schule angelegentlich beschäftigt haben, und die daher gewiß Gelegenheit bieten, die Carteſische Philosophie nach ihrem Inhalte und Werthe näher in's Auge zu fassen; doch seyen dieß weitbin weder alle noch die einzigen Fragen des im eigentlichen Sinne sogenannten Carteſianismus, und wenn sich daher des Verf. Abhandlung lediglich an das Thema des Programmes im Allgemeinen halte, so könne sie unmöglich genau eine directe, richtige und vollständige Antwort auf alle die gewichtigen Punkte geben, die mit Absicht besonders hervorgehoben werden; und man könnte fast sagen, der Verf., der nach seiner eigenen Aeußerung, dem Studium der hier behandelten Gegenstände seit Langem nach einer besondern Methode obgelegen, habe schon eine Arbeit dieses Betreffs ganz fertig gehabt, die er sodann lediglich dem Programme der Akademie anzubequemen gesucht. Man müsse deßhalb in seiner Entwicklung nicht nach dem suchen, was man mit Recht darin finden sollte, sondern nur auf dasjenige sehen, was er wirklich habe geben wollen, und sich dazu verstehen, ihn mehr nach dem, was er geleistet, als darnach, was er eigentlich zu leisten hatte, zu beurtheilen, ohne jedoch den Tadel darüber zu unterdrücken, daß der Verf. sich von dem eben nicht sehr philosophischen Gedanken habe verleiten lassen, einer methodischen und verständigen Ordnung von Fragen, wie sie die Akademie bezeichnet hatte, eine andere Ordnung zu unterstellen, die davon ohne Vortheil und Wahrheit abweiche. Ja man fühle sich sogar versucht, diese unbegründete Aenderung für einen noch bedeutenderen Mißgriff, als er anfänglich erscheine, zu erklären; denn er verrathe im Grunde einen in sich starr abgeschlossenen Geist, der sich nur gewissen Ideen erschließt und alles Andere zurückstößt und, indem er z. B. hier Stoff zu theologischen und mathematischen Speculationen findet, in denen er sich überaus gefällt, darin bis ins Schrankenlose ausschweift und sich ohne Maaß denselben überläßt. Und dieses Urtheil finde seine Bestätigung durch die ganze nachfolgende Prüfung der Hauptabschnitte der gegenwärtigen Abhandlung.

In der kurzen Einleitung derselben gehe der Verf., nachdem er einen flüchtigen Blick auf die Scholastik geworfen, fast unmittelbar auf die ersten directen Erneuerungsversuche in die Philosophie über, wobey mehr oder minder und in verschiedenem Sinne, nach seiner Ansicht, betheiligt sind: zuvörderst Telesius, dann Giordano Bruno, Ramus und Campanella, und endlich Baco und Carteſius; vornehmlich aber dieser letztere, über dessen Bedeutung er übrigens, könne man sagen, fast diejenigen übersehe, die auch noch anderen, die Mission des Carteſius unterstützenden Männern zukomme.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Juny.

Nro. 121. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Rapport sur les mémoires envoyés pour concourir au prix de philosophie sur la question du Cartésianisme, au nom de la section de philosophie, par M. Damiron.

(Fortsetzung.)

Was aber Baco insbesondere betrifft, so müsse man fragen, ob es wohl erlaubt sey, sich über denselben in Ausdrücken zu ergehen, wie folgende: „Steige herab du Irrlehrer, steige herab von dem Throne, auf den die Unwissenheit und Leidenschaft dich gestellt haben. Erscheine endlich Cartesius, es erwartet dich der menschliche Geist, damit du ihn zu seinen Eroberungen führest.“

Bey solchen Aeußerungen könne man sich unmöglich einer strengen Rüge und Bemerkung über diesen Geist der Ausschließlichkeit und der Unduldsamkeit erwehren, der Ursache sey, daß der Verf. in seiner leidenschaftlichen Eingenommenheit für Personen, wie für Sachen, schlechterdings nichts außer dem, was ihm gefällt, zulasse und dulde. In der That zieme dieß einem philosophischen Geiste wenig, daß er sich beygehen lasse ein maaßloses Urtheil wie in jener Stelle über Baco, so auch über Galilei, Newton und vornehmlich über Aristoteles zu fällen, von welchem letztern er mit dürren Worten zu behaupten wage, daß er von Philosophie nichts verstehe, und nicht einmal wisse, was er sage. Und da hier ein gelegener Ort sey, den Verf. noch weiter zu charakterisiren, so lasse sich zwar nicht in Abrede stellen, daß derselbe da, wo er auf seinem Gebiete und in den Materien seiner Wahl sich bewegt, eine wirkliche Stärke und Originalität an den Tag lege, daß aber in allem Anderen, was nicht hierauf einschlägt, seine Leistungen wenn nicht gerade schwach, doch lückenhaft und dürftig seyen. Dieß halte ihn jedoch nicht ab, auch über das, was er nicht, oder nur schlecht kenne, mit derselben Zuversicht, wie über das, was er kenne und wohl verstehe, zu urtheilen: was mit anderen Worten nur heiße, daß er vorschnell urtheile, wirkliche Vorurtheile besitze und zwar mit all den Blößen der ihm zur Gewohnheit gewordenen Eigenschaften, mit der Affectation anstatt der Kraft und mit der Bizarrerie anstatt der Originalität. So könnte man denn sagen, daß dieß ein Mann sey, der seine Ueberlegenheit nur da zu zeigen vermöge, wo er wie der Herr im Hause ist, außerdem aber sich ungeschickt, rücksichtslos und selbst ungerecht benehme. Und dieß sey der Grund, fügt der Berichterstatter bey, weßhalb er bey aller Achtung vor den sonstigen ausgezeichneteren Leistungen des Verf., und ungeachtet des lebhaften Wunsches, ihnen zur verdienten Anerkennung zu verhelfen, dennoch nicht ohne einiges Bedenken für ihre Preiswürdigkeit sich entschieden habe.

Nach diesen Bemerkungen über den Verfasser wendet sich Damiron wieder zur Fortsetzung seines Berichtes und zwar zunächst zur Analyse des ersten Abschnittes, welcher von den Ideen und den geistigen und körperlichen Substanzen handelt. Der Verf., wird hier bemerkt, suche in diesem Abschnitte die verschiedenen Tendenzen nachzuweisen, nach welchen hin die Cartesische Ansicht über diese Probleme

ſich entwickelt hat. In einer erſten Richtung und in Folge der Art und Weiſe, wie ſie das Vorhandenſeyn der Ideen in der Seele erklärt, endige dieſe Anſicht mit einer Verkennung der Activität der geiſtigen, wie der körperlichen Subſtanz, und gebe damit den Anlaß zu dem Syſteme des Spinoza und dem von Malebranche. Dieß ſey ihre erſte Tendenz, die von den reinen Carteſianern vergeblich geleugnet werde. Leibnitz, der dieſe Richtung bekämpft, laſſe denſelben in dieſer Hinſicht auch nicht Einen Vertheidigungsgrund mehr übrig, den ſie im Ernſte gebrauchen könnten, und überführe den Carteſianismus deſſen ganz und gar, daß er den Spinozismus und die Lehre des Malebranche erzeugt habe.

Die zweyte Richtung, welche dieſe Anſicht genommen, mache ſich bey Arnauld, Regis und einigen Andern bemerklich. Ein gewiſſes Schwanken in dem Geiſte des Carteſius, oder wenigſtens eine unzureichende Erklärungsweiſe bezüglich des Charakters und der Bedeutung der Ideen, laſſe mehrere ſeiner Schüler auf einen Weg gerathen, der, wenn er mit Strenge bis an ſein Ende verfolgt würde, zu einem dem Syſteme des Spinoza durchaus entgegengeſetzten führen würde. Dieß wäre dann, wenn man ſo ſagen dürfe, der metaphyſiſche Egoismus an der Stelle des Pantheismus; dieß wäre Fichte einem Schelling gegenüber. Wirklich auch finde man, wenn man gewiſſe Stellen bey Carteſius näher ins Auge faſſe, darin Worte, aus denen zur Genüge erhelle, daß es an ſich weder Wahres, noch Gutes, weder Geſetz noch Ordnung gebe, und daß demzufolge den Ideen, die man ſich von den Dingen bildet, nur eine ſubjective Bedeutung zukomme. Und wenn Arnauld, vornehmlich aber Regis dieſer Anſicht beypflichten, ohne gleichwohl ſich damit bis zur Höhe eines Syſtems zu erheben, weil ihnen die Kühnheit des Geiſtes oder die Kraft dazu fehle, ſo könne man ihnen deßhalb gewiß keine Untreue gegen Carteſius zur Laſt legen, ſondern ſie ſeyen eben mehr nur auf einen der etwas dunklen Seitenwege gerathen und hier in die Irre gegangen, ſtatt auf dem großen und breiten Pfade ſeiner wahren Philoſophie zu bleiben.

Aber nicht bloß die Schüler und Anhänger des Carteſius, auch jene, die als ſeine erklärten Gegner auftreten, ſtehen zu ihm in einem gewiſſen Verhältniſſe der Abfolge. So gehe, obwohl in einer andern Richtung, als Spinoza und Malebranche, als Regis und Arnauld, ſelbſt Locke in Einem Punkte vom Carteſianismus aus. Und dieſer Punkt ſey, dem Verf. zufolge, eine der nicht gehörig entwickelten, unklaren Seiten der Ideenlehre des Carteſius, aus der die des Locke hervorgegangen, eines Denkers, der ſich zu der Erklärung, die er von der Natur und dem Urſprunge aller unſerer Erkenntniſſe gibt, nur durch Carteſius habe verleiten laſſen, der dem Denkvermögen zuweilen eine äußerſt geringe Energie und Kraft zuſchreibt, und es von dem Leibe und den Sinnen in Anſehung aller Begriffe, die ſich nicht auf Gott und die Seele beziehen, abhängig macht. Es hätte zwar, meint der Berichterſtatter, vielleicht einen noch beſſeren Anknüpfungspunkt zwiſchen Locke und Carteſius gegeben, und mehr als ein Mitbewerber, beſonders aber Bouillier habe das wahre Verhältniß, wodurch der eine mit dem anderen in Berührung ſteht, beſſer dargelegt, doch ſey auch die ſo eben entwickelte Beziehung allerdings der Beachtung werth geweſen.

Leibnitz, der bey ſeinem Streben, den Carteſianismus von ſeinen Ausartungen zu befreyen, ihm gegenüber gleichſam die erhabene Rolle eines großen Richters übernehme, trete auch der beklagenswerthen Richtung Locke's entgegen, und ſtelle, durch beſſeres Verſtändniß und richtigere Erklärung des Carteſius ſelbſt, die Lehre von den angebornen Ideen in ihrem wahreren Sinne gegen die Angriffe des Erſteren wieder kräftiglich her, und erweiſe ſich hierdurch als ein eifriger Carteſianer in ſo ferne, als er ſich alle Mühe gibt, dieſe Philoſophie wieder in die Schranken zurückzuführen, über welche ſie Spinoza, Malebranche und Locke, jeder in ſeiner Weiſe, hinausgeführt haben.

Von dieſen Fragen und einigen andern minder bedeutenden gehe der Verf. auf jene über, die er mit der Aufſchrift „von der Erbſünde, der Gnade und der Liebe zu Gott" bezeichnet hat. Dieſe Fragen aber, bemerkt der Berichterſtatter, ſeyen dem Programme der Akademie fremd, und möchten auch, ſtreng genommen, weder zur Philoſophie des Car-

teſius, noch ſelbſt zur Philoſophie im eigentlichen und engeren Sinne gehören. So ſeyen vorab jene über die Erbſünde und die Gnade ein verjährtes Eigenthum der Theologie und zwar der poſitiven Theologie vielmehr, als der Metaphyſik; ferner, wenn Carteſius als Chriſt dieſe Punkte auch berührt habe, ſo ſey dieß geſchehen, ohne ſich auf eine förmliche und ausdrückliche Unterſuchung hierüber einzulaſſen, und er habe mehr nur im Vorbeygehen, ja gewiſſermaſſen mehr nur vertraulicher Weiſe, als öffentlich davon geſprochen. Allerdings ſeyen dieſe Gegenſtände von Carteſianern des weitern erörtert worden, aber dieſe Carteſianer ſeyen Theologen geweſen, wie Malebranche, Arnauld, Fenelon und Boſſuet, und bey jenen Discuſſionen habe es ſich mehr um die Sache des Glaubens und der Religion, als die des Syſtems und der Schule gehandelt. Wenn daher die Entwicklung dieſer Fragen in einer allgemeinen Geſchichte der religiöſen und philoſophiſchen Anſichten des 17. Jahrhunderts ganz an ihrem Orte ſey und zwar eine ausführliche ſeyn müſſe, da dieſelbe zu jener Zeit eine ſehr lebhafte Bewegung hervorgerufen und die größten Geiſter ernſtlichſt beſchäftigt haben, ſo gehöre ſie doch nicht mit demſelben Rechte in eine Particulargeſchichte der Philoſophie des Carteſius. Wie dem übrigens auch ſey, ſo laſſe ſich nicht in Abrede ſtellen, daß der Verf., nachdem er einmal jene Fragen durch gewiſſe Anknüpfungspunkte mit dem Carteſianismus in Berührung gebracht, den Kampf, der ſich darüber unter allen dieſen berühmten Disputanten entſponnen, mit einer tiefen und umfaſſenden Kenntniß der Streitgründe, deren man ſich hiebey bediente, dargeſtellt und beurtheilt habe.

Anders verhalte es ſich mit dem Kapitel, welches die Verbindung zwiſchen Seele und Leib zum Gegenſtande hat; denn dieß ſey wohl gewiß eine ganz hieher gehörige Carteſiſche Frage. Doch ſey ſie eine gar zu bekannte, und die von Carteſius verſuchte Löſung derſelben an ſich ſchon eine zu berühmte, als daß es nothwendig erſchiene, auf des Verfaſſers Unterſuchungen hierüber näher einzugehen.

Einer beſonderen Aufmerkſamkeit dagegen ſeyen diejenigen Partien ſeines Werkes zu empfehlen, in denen er ſeine eigentliche Stärke zeige, nämlich jene, worin er den Carteſianismus in Beziehung auf die Phyſik und Mathematik betrachtet.

Der Verf. beginne mit der Phyſik und erinnere, nachdem er die Theorie der Wirbel (warum nach Malebranche, da ſie doch bey Carteſius klar genug ſey, begreife man nicht recht) dargeſtellt, an die großen Namen, die, in ihrem Anſchluſſe an den des Carteſius, dieſer Lehre Anſehen verſchafft haben, nämlich an Huyzenz, die Bernouilli's, Leibnitz und alle die Carteſianer, denen es jedenfalls weder an freyer Beweglichkeit des Geiſtes, noch ſelbſt hin und wieder an Genie fehle.

Was indeß auch ſonſt die Gebrechen dieſer Theorie ſeyen, ſo habe ſie doch in der That das beſondere Verdienſt, zuerſt zu der Einſicht, daß die Himmelserſcheinungen lediglich durch ſtrenge Anwendung beſtimmter Prinzipien der Mechanik ſich erklären laſſen, geführt und hierdurch in dieſer Hinſicht, wenn auch nicht die Wahrheit, doch wenigſtens die Methode, die zu ihr leitet, gegeben zu haben. Auf ſolche Weiſe ſey der Verf. bemüht, Carteſius, der von einigen Vorgängern Newton's ein wenig gar ſehr herabgeſetzt worden, die gebührende Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Newton ſelbſt aber werde von dem Verf. mit einer maaßloſen Strenge beurtheilt, und es treffe ihn daher nichts deſto weniger auch hier wieder der ihm ſchon früher gemachte Vorwurf einer zu großen Ausſchließlichkeit und der Einſeitigkeit, wie bedeutend auch übrigens das Gewicht der Autorität ſey, worauf er ſich ſtützt, und ob er gleichwohl behaupte, bey ſeinem Urtheile mehr nur auf das metaphyſiſch, als das mathematiſche Genie des Genannten Rückſicht genommen zu haben. Im Uebrigen müſſe man jedoch zugeſtehen, daß keiner der Mitbewerber über eben dieſe Punkte eine ſo gründliche Gelehrſamkeit, ſo großen Scharfſinn und Tiefſinn, wie der Verf., entwickelt habe.

Denſelben Eigenſchaften begegne man auch in dem Kapitel über das Licht, und vornehmlich in jenem, welches von der Bewegung handelt; ſo zwar, daß ſie, verbunden mit dem erſten Kapitel, das ſie weiter ausführen und ergänzen, zuſammen eine vortreffliche analytiſche und kritiſche Geſchichte der Phyſik des Carteſius bilden, eine Geſchichte ſo

umfassend und inhaltsreich, als zugleich in hohem Grade interessant durch die eröffneten Gesichtspunkte und die Menge und Auswahl der eingestreuten Citate und der dargestellten Lehrmeinungen.

Nicht minder stark zeige er sich in dem Kapitel, wo er die mathematischen Disciplinen bespricht, und er erwerbe sich hier die gleichen Verdienste, ja vielleicht noch höhere wegen der Schwierigkeit und Höhe der Fragen. Er gebe hier vor allem von den allgemeinsten Prinzipien des Differential- und Integral-Calculs eine wahrhaft metaphysische Analyse, die wohl der Aufmerksamkeit würdig sey, und entwickle überhaupt in dieser ganzen Erörterung, sowohl hinsichtlich der Auseinandersetzung als der Beurtheilung, seinen Gegenstand mit einer wahren Ueberlegenheit und einem Luxus von Gelehrsamkeit und Räsonnement.

In dem dritten und letzten Abschnitte seines Werkes, den Considératios générales, beschäftige sich der Verf. zuvörderst mit den Fragen über das Verhältniß Gottes und der Welt, der Schöpfung und der Kreatur, und untersuche in Betreff derselben die Ansicht des Carteſius und der hervorragendsten Philosophen des 17. Jahrhunderts. Es handle sich hierbey vor allem von dem Problem des Optimismus — einer gewichtigen Streitfrage zwischen Carteſius einerseits und Malebranche und Leibnitz andererseits; zwischen Malebranche, in seiner Reihe, Fenelon und Bossuet; zwischen Spinoza und denjenigen, die ihn bekämpfen. Wenn es auch unmöglich sey, dem Verf. in dieser Discussion, woselbst er die reichen Hilfsquellen der philosophischen und theologischen Literatur auf das glücklichste ausgebreitet, auch nur einigermassen zu folgen, so könne man doch nicht umhin, wenigstens die Schlußstelle derselben mitzutheilen, in der die ganze Entwicklung in Kürze zusammengefaßt und auf ihren einfachsten Ausdruck zurückgeführt sey.

Die Grundfrage sey hier, sage der Verf., ob Gott bey Erschaffung der Welt sich durch die Vernunft habe bestimmen lassen. Nun stellte, fürs erste, Carteſius dieß in Abrede, weil sonst Gott durch die Vernunft genöthigt worden wäre, das Beste zu wählen, und hiedurch seine Freyheit eingebüßt hätte. Malebranche und Leibnitz, fürs zweyte, behaupten, daß, wenn er von der Vernunft sich nicht hätte bestimmen lassen, er nur eine blinde Macht wäre, die Alles auf mechanische Weise hervorbrächte. Dieß eben, fürs dritte sey es nun aber, was Spinoza unumwunden lehre. Und viertens, Malebranche und Leibnitz, nach deren Ueberzeugung Gott der Vernunft gefolgt ist, behaupten, daß er dadurch verbunden gewesen, die möglich beste Welt zu erschaffen. Endlich fünftens, Fenelon und Bossuet beweisen denselben, daß sie die Freyheit vernichten, und das Schicksal an deren Selle setzen, und daß Gott, obwohl er der Vernunft folge, doch keineswegs dadurch genöthigt sey, der vollkommensten Schöpfung den Vorzug zu geben. Sie allein also in der Carteſischen Schule seyen es, welche die göttliche Vernunft und Freyheit gerettet, und die durch ihren Meister verleugneten Endursachen wieder zur Anerkennung gebracht haben.

Seine eigene Ansicht hierüber spreche der Verf. in jener Stelle aus, wo er sage: Gott sey — hierin bestehe seine Macht; er sey auf eine bestimmte Weise — dieß sey seine Intelligenz oder die Gesammtheit der Ideen, welche die Gründe von allem dem, was in seiner Macht ist, enthalten und diese Macht bestimmen; und diese Bestimmung der Macht durch die Intelligenz — das sey sein Wille. Diese von dem Verf. hier geäußerte Ansicht könne jedoch, abgesehen davon, daß sie nicht vollkommen klar sey, nicht wohl befriedigen. Er würde, um die Uebereinstimmung jener beyden Facultäten in Gott zu erweisen, dieß wohl noch füglicher dadurch haben thun können, daß er von der Psychologie die Grundlagen für die Theodicee entlehnt, und mit der erforderlichen Klarheit gezeigt hätte, daß, wie im Menschen Intelligenz und Wille eines sind und zusammenwirken und zwar um so kräftiger, je mehr sie entwickelt sind, sie eben so auch in Gott unzertrennlich eins seyen in unendlicher Erhabenheit, und gemeinschaftlich seine höchste Vollkommenheit ausmachen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19 Juny.

Nro. 122. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Encyklopädie der Philosophie. Zum Gebrauche für obere Gymnasialklassen und zur ersten Einführung in die Philosophie für alle Gebildete. Von G. C. H. Oppermann, Dr. phil. Hannover 1844.

— —

Die Grundlage dieses Buches bilden philosophische Vorträge, welche Dr. Schumacher, ein Schüler Krause's, zur Belehrung jüngerer Freunde gehalten hat; der Verf. betrachtet nur die Form, nicht den Inhalt des Buches, als sein geistiges Eigenthum. Er wünscht diese Encyklopädie entweder als Lehrbuch in obern Gymnasialklassen eingeführt oder den Schülern zum Selbststudium empfohlen zu sehen, damit der Jüngling durch ein solches Studium seiner Regungen und seines Berufes sich deutlicher bewußt werde. Bey dieser Beschaffenheit und bey dieser Bestimmung des Buches beurtheilen wir dasselbe vorzugsweise aus dem Gesichtspunkt der Angemessenheit für diesen pädagogischen Zweck.

Wem es gelänge, ein gutes, ein zweckmäßiges Lehrbuch der Philosophie für diesen Zweck zu schreiben, der hätte ein ebenso segensreiches als schwieriges Werk zu Stande gebracht. Der erste Unterricht in der Philosophie ist in vielen Beziehungen für das ganze Studium entscheidend; es soll dieser erste Unterricht dem Jünglinge einen sichern Maaßstab für seine Studien geben, ein freyes und selbstständiges Urtheil. Die gelehrte Schule ist dafür verantwortlich, daß ihre Zöglinge, die sie mit dem Zeugniß der Reife entläßt, nicht in schimpfliche Urtheillosigkeit befangen bleiben, daß sie nicht sophistisches Raisonnement für philosophische Weisheit, oder wahrheitslose Phantasterei für geistige Tiefe halten. Das wirksamste, naturgemäßeste Mittel gegen den verderblichen Einfluß grundloser Phantasterey und unsittlicher Sophistik wäre, wenn die Jünglinge überall fähig waren, die Größe der Alten zu fassen, in der klassischen Litteratur, vorzugsweise in der Lectüre platonischer und aristotelischer Schriften gegeben. Da indessen die Erfahrung beweist, daß die Lectüre der Alten, weil deren Verständniß selbst ein reifes Urtheil voraussetzt, den bildungsbedürftigen Jünglinge nur selten diesen innern Maaßstab für die Wahl seiner philosophischen Studien gewährt, so erscheint ein propädeutischer philosophischer Unterricht, wenn er dem Schüler seine classischen Studien nicht entfremdet, sondern ihn für diese fähiger und empfänglicher macht, als eine sehr wünschenswerthe Ergänzung der Gymnasialstudien.

Ein solches Lehrbuch für den ersten Unterricht oder für das erste Selbststudium mußte in allereinfachster Form unerschöpflichen Gehalt darbieten: es müßte den Sinn für lautere Wahrheit wecken, die Kraft des Denkens stärken und die sittliche Willenskraft. Die rechte Form zu finden, den rechten Ton zu treffen, würde nur der erfahrungsreichen Weisheit, nur männlichem liebreichen väterlichem Ernste gelingen; ein solches Lehrbuch müßte ein selbstständiger Denker, ein erfahrner Lehrer schreiben.

So sehr auch Krause's System seinem Gehalt nach durch sittlich religiösen Ernst und durch wahre Tiefe geeignet wäre, für den ersten philosophischen Unterricht die Grundlage zu bilden, so ist doch des

Verfassers Bearbeitung, obgleich er nach S. XII hoffen mag, daß ein Jeder, der sein Buch durchblättert, anregende Gedanken in ihm finde, dem pädagogischen Zwecke, für den er sein Buch bestimmt, nicht angemessen zu erachten. Am auffallendsten erscheint zunächst die bey dieser Bestimmung unverantwortliche Ungleichmäßigkeit in der Behandlung, das wunderliche Mißverhältniß in der Ausführung der einzelnen Theile. Der Naturwissenschaft sind achtundvierzig, der Aesthetik vierundzwanzig, — der Ethik sind nur zwey, der Logik ist eine einzige Seite gewidmet. So müssen also für die Logik wenige dürftige historische Bemerkungen, für die Ethik einige allgemeine Andeutungen genügen, während der Verf. doch in dem naturwissenschaftlichen Theile Raum genug findet, nicht nur die Schmelzpunkte des Zinns, des Bleys, des Messings, des Kupfers und des Eisens, sondern auch den Schmelzpunkt des starken Gemisches aus Alkohol und Kohlensäure, den Gefrierpunkt eines Gemisches aus gleichem Theil Alkohols und Wassers, den Gefrierpunkt eines Gemisches aus einem Theile Alkohols und drey Theilen Wassers, und andere Temperaturverhältnisse anzugeben, und eben so bey den Zahlenverhältnissen der Thiere nicht nur angibt, wie viel Insekten und Würmer Schreiber im Jahre 1832, Rudolphi im Jahre 1827 und Humbold im Jahre 1821 gezählt habe, sondern auch wie viele Insekten Linné, und wie viele Würmer man im Jahre 1767 kannte. Die ewigen Gesetze des denkenden Geistes fehlen im Buche, aber die fünf und fünfzig einfachen Grundstoffe, die man jetzt dafür hält, sind aufgezählt. (In diesem Abschnitte mehrere Schreibfehler: Azot leitet der Verf. ab von „ζφὴν“ und das Latanium von „λανθάνειν“.)

Dann ist die innere Ordnung dieses „Wissenschaftsorganismus“ weder dem Wesen der Sache, noch dem pädagogischen Zwecke entsprechend. Der erste Theil ist analytisch, der zweyte metaphysisch, der dritte enthält die Anwendung der Grundwissenschaft auf die formalen und besonderen Wissenschaften. Bey dieser systematischen Eintheilung ist nach des Ref. Ansicht die Vorbereitung der Grundwissenschaft durch einen analytischen Theil dem pädagogischen Zwecke sehr nachtheilig. Die Grundwissenschaft in einfacher Erhabenheit muß den Anfang machen, alle analytischen Vorbereitungen können nur zerstreuend wirken und den tiefen bey rechter Behandlung feyerlichen Eindruck schwächen, den eine wahre Metaphysik auf den Geist des Jünglings hervorbringen würde. Auch können die Gegenstände des analytischen Theiles nur wahrhaft begriffen werden, wenn sie aus der Grundwissenschaft abgeleitet sind, so zwar, daß Untersuchungen über Erkennen und Denken, über Anschauen und Empfinden nur dann ein philosophisches Interesse gewähren, wenn sie als Acte des lebendigen Geistes begriffen, wenn sie pneumatologisch erklärt werden. Wie aber nach des Verf. Eintheilung die Probleme der Analytik in Wahrheit nicht erklärt werden, so sind auch die Prinzipien der besondern Wissenschaften nicht aus der Grundwissenschaft abgeleitet, Natur und Geist nicht als metaphysische Ideen begriffen. Dieß ist überhaupt der wesentliche Mangel an Krause's System, daß er die Metaphysik nicht zur Wissenschaft des persönlich sittlichen Geistes erweitert hat.

Abgesehen von den aus der Eigenthümlichkeit des Systems hervorgehenden Eigenheiten finden sich auch an sich unrichtige Bestimmungen, z. B. über das Verhältniß von Denken und Erkennen. Denken, sagt der Verfasser, sey die Thätigkeit, wodurch Erkenntniß gebildet wird. Nun ist aber die Thätigkeit, deren Resultat die Erkenntniß ist, nicht Denken, sondern Erkennen; und um Erkennen vom Denken zu unterscheiden, müssen wir vielmehr auf die Gesammtthätigkeit des persönlichen Geistes sehen; auf die Vereinigung der Geisteskräfte, die bey diesen verschiedenen Formen intellektueller Thätigkeit zusammenwirken. Weder Denken noch Erkennen sind so abstracte Thätigkeiten, wie sie nicht minder die Logik Hegels, als die alte formelle Logik voraussetzt; sondern sie sind lebendige Akte des einen in seiner Ganzheit wirkenden Geistes. Denken ist eine productive Kraft und schließt als solche die Energie eines Zweckes in sich, sey es die schaffende Einbildungskraft oder des sittlichen Willens und unterscheidet sich also vom Erkennen durch die Art, wie die Geisteskräfte im Denken zusammenwirken. Die wahre Einsicht in diese Erkenntniß scheint der zu-

künftigen Entwickelung der Wissenschaft vorbehalten zu seyn. Zu den Wenigen, welche über dieses Problem nachgedacht und den richtigen Weg gesucht haben, gehören Calker in seiner „Urgesetzlehre des Wahren, Guten und Schönen“ und Troxler in seiner „Logik“.

Sehr störend sind, zumal bey der pädagogischen Bestimmung des Buches, solche Sätze, die für den Schüler völlig leer und inhaltslos bleiben. So beginnt die Geschichte der Aesthetik und Kunst also: „Bey Platon findet sich schon die reine Idee des Schönen als des Gottähnlichen, allein keine Entwicklung dieser Idee, und erst Plotinos brachte die Entwicklung durch seine Abhandlung über die Schönheit in den Ennaden weiter.“ Plotinus brachte sie weiter?

(Schluß folgt.)

Rapport sur les mémoires envoyés pour concourir au prix de philosophie sur la question du Cartésianisme, au nom de la section de philosophie, par M. Damiron.

(Schluß.)

Der eine dieser Geister lasse sich am besten durch den anderen, der unendliche durch den endlichen, und die eine dieser Providenzen durch die andere (denn auch in uns gebe es ja eine Providenz) begreifen, und die wesentlichen Attribute der göttlichen Providenz seyen dadurch zu erkennen, daß man die der menschlichen in ihrer Wesenheit erfasse und idealisire. Eben so wenig habe der Verf. zur Genüge darauf hingewiesen, wie Gott in der Lauterkeit seiner absoluten Vernunft, in seiner unbeschränkten Freyheit, seinem Lichte und seiner Macht, in dem vollen und bewußten Besitze seiner selbst und seiner Acte, und mit seinem heiligen Willen die physische und moralische Welt beherrsche, und in dieser letzteren ganz insbesondere sich wirksam zeige und offenbare.

Auf das Kapitel vom Optimismus folge dasjenige, welches von dem Ausgange von sich und von Gott handelt und worin die Ansichten hierüber einer Prüfung unterworfen werden, welche durch jene des Cartesius hervorgerufen worden und in dem einen oder andern Sinne sich ausgebildet haben. Der Verf. zeige hier zunächst all das Hypothetische und Gefährliche derjenigen Ansichten, welche zu ihrem Prinzipe den Ausgang von Gott haben, und führe als schlagenden Beweis hiefür das System des Spinoza an. Aber er wende sich dann auch andererseits zu denjenigen Ansichten zurück, deren Prinzip es ist, von sich auszugehen, oder — um das, was der Verf. hierunter versteht, in einen besseren Ausdruck zu fassen — deren Prinzip es ist, in sich zu bleiben, und alle Erfahrung und Erscheinungen auf diesen engen Kreis zu beschränken; bekämpfe dieselben der Reihe nach, und zeige insbesondere bey Locke, der die Idee der Substanz und andere analoge Ideen läugnet, ihre beklagenswerthen Consequenzen. Was Cartesius betrifft, so sey derselbe, wenn er auch durch seine vielleicht zu wenig entschiedene Haltung in Ansehung dieser beyden Prinzipien Locke und Spinoza auf den von ihnen eingeschlagenen Weg gebracht haben, doch selbst nicht auf den Abweg des einen oder andern gerathen, sondern habe, sey es nun aus Unschlüssigkeit oder Behutsamkeit, die Gefahren vermieden, denen jene sich nicht zu entziehen gewußt. Er sey daher lediglich insoferne, als er unterlassen, durch eine bestimmtere Richtung jenen Verirrungen vorzubeugen, einigermaßen für dieselben verantwortlich.

In dem letzten Kapitel, betitelt: Lois générales et méthodes, sey es des Verf. Absicht, zu zeigen und zu würdigen, wie viel in den verschiedenen Entdeckungen der größten Mathematiker der neuern Zeit auf Rechnung des philosophischen Geistes komme. Und das Ergebniß dieser, überall auf die Quellen zurückgehenden und durch Citate unterstützten Erörterung sey, daß Cartesius zu allererst, wenigstens wissenschaftlich und zwar nicht bloß durch Prinzip und Regeln einer bestimmten Methode, sondern zugleich auf geniale Weise die Metaphysik auf die hier in Rede stehende Ordnung von Untersuchungen angewandt, und in diesem Sinne, welches auch sonst seine Mängel und Fehler gewesen seyen,

durch seine Theilnahme an den Arbeiten und Bestrebungen seiner Vorgänger und Zeitgenossen denselben jenen Charakter einer strengen Analyse und einer durchgreifenden Generalisation verliehen habe, der gleichsam ihr speculatives Element bilde. Auf diese Weise habe er durch seine Philosophie die Bahn gebrochen, auf der seine Nachfolger so ruhmvoll fortgeschritten; denn er habe nicht nur die Forschungen eines Copernicus, Kepler, Galilei, Fermat u. A. fortgesetzt, indem er darüber ein größeres Licht verbreitete, sondern auch jene von Leibnitz und Newton hervorgerufen; und so sey er unter ihnen mit einem Worte, wenn nicht immer der verläßigste und gründlichste, doch wenigstens der freyeste, lebhafteste, erfindungsreichste und der Wahrheit rücksichtslos beflissenste Geist gewesen, oder um nicht zu weit zu gehen, so müsse man sagen, daß wenn es in dieser Hinsicht einen seiner würdigen und eigentlichen Nebenbuhler gebe, der aber auch gewissermassen als sein Schüler anzusehen, so sey dieß Leibnitz und kein Anderer. Selbst Newton sey dieß nicht, der wohl unstreitig in gewissen Punkten etwas voraus habe, aber nicht in allen, am wenigsten in philosophischen Dingen. Dieß sey in Kürze der Ideengang des Verf., dessen reichhaltiger und allseitig gelungener Ausführung man mit dem ungetheiltesten Interesse folge.

In der Schlußbetrachtung, welche sich durch wohlgeordnete, bündige und vollständige Reassumirung der Hauptpunkte des Ganzen auszeichne, komme der Verf. noch einmal auf seine Theorie der Substanz zurück, die er schon in der Vorrede mit einer gewissen Ruhmredigkeit angekündigt und im weiteren Verlaufe zu wiederholten Malen berührt und dargelegt habe. Auf die Frage, worin denn diese Theorie bestehe, antwortet der Berichterstatter durch eine kurze Darstellung derselben nach des Verf. eigenen Worten, und spricht sodann im Wesentlichen sein Urtheil dahin aus, daß ihre Entwicklung eine ungenügende und unklare sey und der rechten Consequenz entbehre, weßhalb der Verf. in keiner Weise berechtigt sey, seine Theorie über jene Leibnitzens zu setzen, eine Theorie, die zwar nicht ohne Fehl und Mängel sey, aber dennoch fürwahr nicht den von dem Verf. ihr gemachten Vorwurf verdiene, daß sie schwach und ohne allen Halt sey.

Damiron seinerseits schließt seinen Bericht über dieses Werk mit einer noch weiteren Ausführung und Begründung der schon im Eingang ausgesprochenen Rüge in Betreff der gänzlichen Abweichung von dem Programme der Akademie, die sich der Verf. erlaubte, und die als keine bloße Modification, sondern als ein wirklicher Fehlgriff in Ansehung der Methode erscheine. Die Folge hievon sey, daß der Verf. den Entwicklungsgang, die Prinzipien und das ganze System des Carteſius nicht methodisch genug dargestellt und gewürdigt habe, während dieser doch selbst uns überall auf das offenste in die geheime Werkstätte seiner Gedanken schauen lasse, und daß er deßhalb, statt den Mann der „Meditationen“ und der „Methode“ in seiner ganzen Wahrheit vor uns hinzustellen, nur einzelne, losgerissene Züge davon mittheile und auf diese Weise, wenn er auch ein vollkommen gelungenes Bild en relief von dem Physiker und Mathematiker gebe, doch viel zu nachläſſig das des Metaphysikers und Philosophen behandle.

So weit der vorliegende Bericht Damiron's, rücksichtlich dessen wir schließlich nur noch bemerken wollen, daß wir die Theorie von der Substanz, welche der Verf. der zuletzt gewürdigten Preisschrift entwickelt hat, zwar ebenfalls in Ansehung ihrer Darstellung für unklar und mangelhaft erkären müssen, daß sie aber vielleicht ein etwas besseres Verständniß dadurch gewinnen könnte, wenn man annähme, der Verf. sey bey Ausbildung dieser seiner Theorie, in welcher von zwey in einer höhern Einheit begründeten Prinzipien im Sinne sich gegenseitig voraussetzender und vermittelnder Potenzen die Rede ist, von einigen Ideen der deutschen Naturphilosophie, wenn auch nur dunkel, geleitet worden.

Beckers.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Juni.

Nro. 123. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Archivio storico italiano, ossia raccolta di opere e documenti finora inediti e divenuti rarissimi riguardanti la storia d'Italia. Tomo VI. Parte I. dispensa II. Parte II. dispensa I. Tomo VII. Parte I. Tomo VIII. 1843, 1844. 1845.

Schon ist der neunte Band dieser schätzenswerthen Sammlung erschienen und wir sind noch mit den oben bemerkten im Rückstande. Der Grund ist jedoch ein sehr verzeiblicher. Der sechste Band enthält in seinen beyden vor uns liegenden Abtheilungen pisanische Chroniken, nicht nur die ältern des Bernardo Marangone von Erschaffung der Welt bis 1175 und des Ranieri Sardo von 962 — 1400, sondern neben mehreren anderen auf Pisa sich beziehenden Schriften auch die ausführlichen istorie Pisane von Raffaello Roncioni mit Anmerkungen von Francesco Bonaini. Der gelehrte Herausgeber versprach alle Documente, welche sich auf diese istorie beziehen, nachträglich herauszugeben, und da die Geschichte des Römerzuges Ludwig des Bayern ausführlich darin enthalten ist, hofften wir unseren Lesern genauen und documentirten Bericht über diesen lange noch nicht genug aufgehellten Abschnitt der Geschichte unsers ersten wittelsbachischen Kaisers mittheilen zu können. Schon die Noten, welche Bonaini der Erzählung Roncionis hinzufügte, sind sehr geeignet, diese letzte und wie bekannt verunglückte Schilderhebung der Gibellinen in das wahre Licht zu stellen. Referent hofft seine Zeit in den Denkschriften der historischen Klasse der k. Akademie der Wissenschaft diesen Gegenstand zu beleuchten. Das unerwartete Ausbleiben der dritten Lieferung des ersten Theiles des sechsten Bandes ist auch allein die Ursache gewesen, warum die Anzeige des letztern bisher verschoben wurde.

Der erste Theil des VII. Bandes ist vor dem sechsten ausgegeben worden, dessen 2 Theile die Jahreszahl 1844 und 1845 an sich tragen. Ehe wir jedoch von diesem etwas Näheres berichten, müssen wir des ersteren gedenken, welcher ältere venetianische Chroniken enthält, als dieser. Zuerst treffen wir das „chronicon venetum quod Altinate nuncupatur e bibliotheca Patriarchalis seminarii nunc primum editum et commentariis adauctum opere et studio Antonii Rossii ejusdem bibliothecae praefecti." Nachdem der Codex von Montfaucon gekannt, von dem berühmten venetianischen Literaten Apostolo Zeno benützt worden, war er abhanden gekommen, bis ihn der Abbate Sante della Valentina in dem Nachlasse des Grafen Calbo Crotta, ehemaligen Podesta in Venedig wieder fand. Montfaucon, welcher die sagorninische Chronik nicht kannte, hielt die altinatische Chronik für die älteste Venedigs, obwohl sie um das Jahr 1210 verfaßt ist. Herr Rossi begnügte sich jedoch nicht, den Codex herauszugeben, sondern begleitete auch Buch für Buch mit einem sehr gelehrten und für die ältere Geschichte Venedigs in hohem Grade lehrreichen Commentare. Die ersten 2 Bücher der Chronik bestehen aus einer dreyfachen Reihe von Dogenlisten, aus der Reihenfolge der Patriarchen von Grado, der Bischöfe von Torcello, Olivolo und der ältesten von Altino, wie aus dem Beschlusse der Altinaten nach Torcello

und den umliegenden Inseln auszuwandern. Das dritte Buch gibt sodann Aufschlüsse über die verschiedenen venetianischen Familien und die Ortschaften, aus denen sie nach Venedig auswanderten, — — und die Herr Rossi mit einem ungemeinen Aufwande von Scharfsinn und Gelehrsamkeit noch näher erörterte. Das vierte Buch ist der Anhang der Sagorninischen Chronik: post multarum urbium destructionem — ad eandem Metropolim regendam, welche mit dieser von Mons. Fontanini in der venetianischen Bibliothek entdeckt wurde, aber zweifelsohne von viel jüngerem Datum ist. Das fünfte Buch enthält die Geschichte von 8 Dogen von Ordelafo Faliero bis Pietro Ziani und es gelang selbst dem Herausgeber die Lücken desselben durch einen andern Codex der Markusbibliothek, welcher wahrscheinlich ein Theil der altinatischen Chronik war, zu ergänzen. Da auch der Antheil, welchen die Venetianer an den Kämpfen Barbarossa's und seiner Gegner nahmen, hiebey erwähnt wird, hat dieser Theil der Chronik ein allgemeines Interesse. Besonders der Abschluß des Friedens zu Venedig 1177 und dessen Bedeutung als europäischer mag aus dieser Quelle studirt werden. Das sechste Buch, lückenhaft, setzt die Erzählung fort, läßt jedoch den Dogen Mastropiero und die ersten Zeiten der Eroberer von Constantinopel aus und gibt in der Gestalt, wie es auf uns kam, nur die letzten Thaten Heinrich Dandolo's und die Regierung des Dogen Pietro Zani. Von diesem wird unter anderm erzählt, er habe einstmals 22 Gesandtschaften aus der Lombardey und der Mark angehört, jedoch mit geschlossenen Augen, so daß die Gesandten glaubten, sie hätten zu einem Schlafenden gesprochen. Wie der letzte geendet, habe er die Augen geöffnet, und dann die Rede des Ersten, hierauf des Zweyten und so alle 22 recapitulirt, endlich mit Beybehaltung derselben Ordnung jedem die gebührende Antwort ertheilt. Das achte Buch beschreibt unter dem Namen Carls des Großen den Kriegszug seines Sohnes Pipin gegen Venedig, jedoch in sagenhafter Form, aus welcher der Herausgeber den historischen Kern zu ziehen sich bemühte. — An diese interessante altinatische Chronik reiht sich Band VIII: la cronique des Veniciens de Maistre Martin de Canale an, welche Polidori aus der Riccardiana bekannt machte und der Graf Giov. Galvani in das Italienische übertrug. „Canale, ein Venetianischer Beamter aus dem dreyzehnten Jahrhunderte, stützte sich auf die altinatische Chronik; seine Nachrichten werden besonders von der Mitte des Jahrhunderts, in dem er lebte, interessant, und haben von 1252—1275, womit er schließt, einen vorzüglichen Werth.

Mehrere Gelehrte haben sich vereinigt, Noten dazu zu machen, und Auszüge aus andern Chroniken beyzugeben, so daß wir hiemit für das so wichtige 13. Jahrhundert eine wesentliche Bereicherung erlangten. Ehe wir ein Stück, dessen Referent aus begreiflichen Gründen Erwähnung zu machen sich beeilt, mittheilen, sey es gestattet aus der Einleitung des Grafen Galvani eine Stelle von Wichtigkeit hervorzuheben. Sie betrifft die große Bedeutung der normännischen Herrschaft in Sicilien für das gesammte Italien. „Die Sicilianer waren unter Wilhelm dem Guten die einzigen, welche man in Italien als Nation bezeichnen konnte. Palermo war unter ihm nicht nur die Stadt, welche Griechenland und Spanien den Besitz der Seidenzeuge, der mit Gold und Farben verzierten Kleider entriß, und in jeder Art von Industrie reicher war, sondern es war auch Palermo der Tummelplatz hervorragender Geister. Hier fanden sich die Trubadurs Frankreichs, und die Sänger des Westen wie die italienischen Hofleute sahen Palermo als Sammelplatz und Bühne an, wo sie sich in ihren neugebildeten Sprachen stark zeigen konnten. Hier bildete sich eine Hofsprache, welche die beyden französischen Dialecte versetzend die Mischung italienischer Volksstämme und des normännischen an sich trug. Hier bildeten sich jene Dichter, hier blühte jene Liebe für eine heitere Wissenschaft empor, von welcher die Historiker, weniger genau oder geradezu parteyisch verfahrend, Friedrich II. und seinen Söhnen die Ehre beylegen wollten. Sie bedachten jedoch nicht, daß diese unter Italienern aufwuchsen und wohl von diesen lernen und dann das Gelernte begünstigen konnten, jedoch nicht zu lehren vermochten, was sie nicht hatten oder den Italienern eine zu sehr verschiedene und fremde Sprache hätten einimpfen können. Den Normannen und unter ihnen vorzüglich dem letzten Wilhelm ist es zuzuschreiben, daß sich aus allen ihren Unterthanen, die zu Sicilianern wurden, eine Nation bildete. Ihre

Nationalität konnte aber bey ihrer Jugend weniger in ihrem Nationalgefühle, als in ihrer Sprache bestehen. Die normännischen Schwerter vertilgten die lateinische Sprache in Sicilien, der Genius ihrer Nationalität verband sich mit dem italienischen und brachte die Volgarpoesie zum Entstehen. Der glorreiche Friede und die prächtige Hofhaltung Wilhelm des Guten zog diese beyden mit einander verbundenen Genien auf und gab ihnen das Gepräge einer normännisch-sicilianischen Sprache, welche die Eintracht beyder erwies. Friedrich II., Enzio und Manfred vermochten die reifen Früchte einer von andern herangezogenen Pflanze zu sammeln und indem sie die Dynastie veränderten und das Schwäbische und seine mit dem Italienischen unvereinbare Sprache an die Stelle der Hauteville und ihrer Schwestersprache setzten, bewirkten sie das Aufhören des Französischen und verliehen dadurch der Poesie eine mehr sicilianische oder italienische Färbung. Endlich vereinigten sie Sicilien mit dem Kaiserthume und steigerten die Bedeutung des Königreiches, indem sie es zum Zankapfel in den italienischen Streitigkeiten zwischen Kaiser und Papst machten. Alle gewöhnten sich, ihr Auge beynahe allein auf Sicilien zu richten. In der Freyheit Siciliens gewahrte man die Freyheit der Guelfen und den Bestand der Freyheit Italiens. So konnte man Sicilien als das Hauptbollwerk Italiens ansehen und Sicilianisch alles dasjenige nennen, was in der neuen Sprache gesagt war, die selbst neuerworbene Rechte und eine ganz neue gesellschaftliche Ordnung repräsentirt." Wir freuen uns in dieser Hervorhebung der Wichtigkeit Siciliens durch den venetianischen Gelehrten eine Bestätigung der in Friedrich II. ausgesprochenen Ansichten zu finden. Sehr interessant für die Geschichte Friedrichs II. ist der Bericht über die Sendung venetianischer Gesandten zu dem Concil von Lyon 1245, c. 115 — 121. Die Gesandten wurden auf ihrer Rückreise von dem mit Friedrich befreundeten Grafen von Savoyen gefangen genommen, aber auf Dringen des Kaisers, der mit der Republik in gutes Vernehmen treten wollte, wieder befreyt, worauf sie zu ihm reisten und jeder der drey Gesandten eine Rede über die friedlichen Intentionen Venedigs und ihren Kummer wegen seiner Entthronung aussprachen. Auch die kunstreiche Antwort des Kaisers wird mitgetheilt, der die Handelsrepublik von Seite ihres Vortheils zu packen suchte. Wirklich ging der eine, Giovanni de Canale, in die Falle, aus der ihn dann das kluge Benehmen seines Collegen Ranieri Zeno wieder herausriß. Der Friede kam jedoch durch die Herrschsucht Ezzelins, Friedrichs II. Schwiegersohnes, nicht zu Stande.

Auch sonst wird man in Canale's Chronik interessante Einzelnheiten nicht nur über einheimische Dinge, Sitten, Gesetze von Venedig, sondern auch über auswärtige Verhältnisse, die Kämpfe mit Genua, die heillosen Streitigkeiten in Ptolemais u. dgl. finden. Wir glauben keinen Widerspruch befürchten zu dürfen, wenn wir sie unter die bedeutendsten Bereicherungen zählen, welche die Geschichte des dreyzehnten Jahrhunderts in neuester Zeit erlangte.

Aber gewiß von nicht minderer Wichtigkeit für die Geschichte eines andern Jahrhunderts, des fünfzehnten, sind die im VII. Bande enthaltenen venetianischen Annalen des Senators Dominico Malimpiero v. 1457 — 1500. Venedig war so lange Zeit, insbesondere aber nach dem Falle von Constantinopel die Vermittlerin zwischen Europa und Asien. Durch den Einbruch der Osmanli in eine Vormauer des christlichen Europas umgeschaffen und durch seine Handelsverbindungen mit allen Nationen in lebhafter Berührung, war es auch der Ort geworden, wo alle Neuigkeiten erfahren werden konnten, wo man alles am besten wußte, was nur immer in Erfahrung zu bringen war. Malimpiero, der wie alle venetianischen Patrizier seiner Zeit, seine Jugend in Handelsverhältnissen und Schiffahrt verbrachte, kämpfte später als capitano delle navi mit den Türken wie mit den Genuesen, eilte 1496 Pisa zu Hülfe und starb als Podesta zu Trevigi. Er konnte sich alle möglichen Daten verschaffen und dadurch seinen Annalen nicht sowohl eine venezianische Haltung als vielmehr die einer Universalgeschichte geben, und darin besteht auch der große Werth dieser Schrift. Eben deßhalb legten mehrere Gelehrte Hand an, ihr auch die äußere Ausschmückung zu geben. Wurden diese Annalen von Francesco Longo geordnet, und des zu weitläufigen beraubt, so gab Francesco Sagredo Vorrede und Noten; ja noch mehr, als Beygabe

wurden die Depeschen des Francesco Foscarni und anderer venetianischer Gesandten zu Kaiser Maximilian hinzugefügt und soll endlich die venetianische Geschichte von Daniel Barbaro und die geheime Geschichte Venedigs von Luigi Borghi v. 1512 — 1515 das Ganze würdig schließen. —

Bekannt ist, daß die venetianischen Geschichtschreiber nicht nur für den Occident mächtige Aufschlüsse zu geben vermögen, sondern insbesondere auch für den Orient. Als Malipiero seine Annalen begann, waren die heldenmüthigen Vertheidiger von Belgrad, Johann Hunyad und Johann Capistran bereits gestorben und die christliche Welt stand aufs Neue dem Einbruche der Osmanen offen, als P. Pius II. einen allgemeinen Bund der christlichen Mächte betrieb, und auf Aufforderung des Herzogs von Burgund selbst mit dem Dogen von Venedig wider die Türken ziehen wollte. In diesem entscheidenden Moment suchten der Herzoge von Mailand und der König von Frankreich den Herzog Philipp von Burgund von dem Bunde abwendig zu machen, starb Pius II., die Seele der ganzen Unternehmung zu Ancona, schloß jetzt aber Hassan Chan, Beherrscher von Persien sich an Venedig an, und wurde somit die kriegerische Thätigkeit der Osmanen unerwartet getheilt und von Europa weg nach Asien gelenkt. Da anderseits die mitteleuropäischen Mächte, seit die Magyaren und Slaven Gränzhüter gegen den Halbmond geworden waren, von den Osmanen in beständiger Spannung erhalten wurden, so werden die letzten Jahrzehnte des fünfzehnten Jahrhunderts voll der eigenthümlichsten Verwickungen. Damals war es noch den Deutschen und Italienern in die Hand gegeben, wenn sie einig seyn wollten, jene Heeres- und Flottenzüge im Keime zu zerdrücken, die, als man unter kleinlichen Streitigkeiten die beste Gelegenheit ihre Selbstständigkeit zu wahren, unbenützt vorübergehen ließ, das sechzehnte und siebenzehnte Jahrhundert gegen die Küsten Italiens wie gegen das Herz von Deutschland statt fanden.

(Schluß folgt.)

Encyklopädie der Philosophie. Zum Gebrauche für obere Gymnasialklassen und zur ersten Einführung der Philosophie für alle Gebildete. Von G. C. H. Oppermann.

(Schluß.)

Was soll dieß dem Schüler bedeuten? was soll er daraus lernen, wenn er nicht erfährt, bis zu welchem Ziele der Entwicklung Plotinus dieß Problem geführt? Und warum „schon" bey Platon? Eben so sagt der Verf. in der Einleitung: „Philosophie ist ein natürliches Bedürfniß jedes Menschen, bey dem der Geist zu freyer Entwicklung gelangt ist. Sie ist von selbstständiger Würde und unschätzbarem Selbstwerth .Schon Aristoteles nannte sie daher die Wissenschaft um der Wissenschaft selbst willen." Schon Aristoteles? Wer hätte mehr das Recht und die Fähigkeit gehabt, so von der Wissenschaft zu denken? Auch sagt Aristoteles weit mehr als der Verf., denn er sagt nicht nur, es sey ein natürliches Bedürfniß jedes Menschen, bey dem der Geist zu freyer Entwicklung gelangt ist, sondern er sagt: Alle Menschen streben von Natur nach Erkenntniß: (πάντες ἄνθρωποι τῇ φύσει ὀρέγονται τοῦ εἰδέναι) und Erkennen sey nicht nur den Philosophen sondern allen Menschen der süßeste Genuß, (οὐ μόνον τοῖς φιλοσόφοις, ἀλλὰ καὶ τοῖς ἄλλοις ἥδιστον τὸ θαυμάζειν).

Zu diesen leeren Sätzen gehören auch solche der Naturphilosophie entsprossene Anschauungen und Ausdrucksweisen, wie die ist, mit der der Verf. das Buch beschließt, wenn er Gott den Dichter des erhabenen Weltdramas und den ewigen Künstler nennt. Den wesentlichen Unterschied von Dichten und Schaffen zu vermischen, war eine der Nachtheile der naturphilosophischen Richtung. Tiefsinniger lehrt Hugo von St. Victor: „Tres sunt ordinatores universi, Deus, natura et artifex. Artifex praestantissimus simulque Deo acceptissimus atque gratissimus ille est, qui Deo coniunctus opera Dei operatur ei. . justitiam et sanctitatem."

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Juny.

Nro. 124. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Die Mythologie der Römer für Gebildete und die studierende Jugend, dargestellt von Konrad Schwenck. Frankfurt am Main 1845. IV und 495 S. gr. 8.

Das eben genannte Werk ist keine werthlose Compilation, sondern, wie die bereits angezeigte Mythologie der Griechen, die Frucht sorgfältiger Quellenforschung, und deßhalb nicht bloß für die studierende Jugend, sondern auch für Gelehrte sehr lehrreich, zumal da der Stoff mit einer solchen Vollständigkeit abgehandelt ist, daß der Leser über alle Theile der römischen Mythologie und die mit ihr in Verbindung stehenden Zweige der Alterthumswissenschaft die nöthigen Aufschlüsse erhält. Nur wünschten wir, daß der Hr. Verf. manchen Göttern eine andere Stelle bey der Anordnung des Ganzen angewiesen und einige Ueberschriften mit zweckmäßigeren vertauscht hätte. Auch würden viele Götter in einem ganz anderen Lichte erscheinen, wenn die über sie erhaltenen Angaben in eine bessere Verbindung gebracht, und nicht bisweilen solche, welche auf ihre ursprüngliche Bedeutung kein Licht werfen können, zu sehr in den Vordergrund gestellt wären. Manche Götter scheinen uns deßhalb nicht richtig aufgefaßt oder doch nicht so dargestellt zu seyn, daß sich ihr Wesen vollständig erkennen ließe. Wir wollen zuerst eine kurze Uebersicht des Inhaltes geben, und dann unser Urtheil durch nähere Bezeichnung einiger Punkte in Kürze zu begründen suchen.

Im ersten Abschnitt handelt der Hr. Verf. von den Gottheiten des Himmels und des Feuers, im zweyten von denen des Lichtes und der Nacht, der Sonne und des Mondes und der Winde, im dritten von den Hirtengottheiten, im vierten von denen des Wassers und von den Nymphen, im fünften von denen der Zeugung, der Gewächse und der Erde, im sechsten von jenen der Unterwelt und von den Heroen, im siebenten von den Halbgöttern, im achten von den Personificationen, im neunten von den ungewissen Gottheiten, im zehnten von der römischen Sage, im eilften von der Götterverehrung und den Priestern, im zwölften aber von den Auspicien und Augurien. Den Schluß bilden Bemerkungen über fremde Culte, über die Götter der Sabiner, Ausoner, Umbrer und Etrusker, ferner Zusätze und ein sehr schätzbares alphabetisches Register, welches den Gebrauch des Buches wesentlich erleichtert.

Der Hr. Verf. zeigt zuerst die gemeinsamen Seiten der griechischen und italischen Mythologie. Mit Unrecht bezweifelt er, ob die Italer einen König der Unterwelt in der ihnen eigenthümlichen Mythologie hatten. Die Weissagung durch Vögel war ihnen mit den Griechen gemein und sie schrieben, wie diese, auch dem Wasser weissagende Kraft zu, so daß die Verwandtschaft beyder Mythologien in ihren wesentlichen Grundzügen auch nach dieser Seite hin einleuchtet und in den Bruchstücken der Mythologie der italischen Völkerschaften sich nichts zeigt, was dem Wesen der griechischen widerspräche. Die Annahme von zwölf höchsten Gottheiten ist keine alte italische Ansicht oder wenigstens als solche nicht zu beweisen, noch weniger kann uns die von Varro gemeldete Zahl von zwanzig erlesenen oder auserwählten Göttern als in der italischen Mythologie ursprünglich begründet gelten. Außer dem capitoli-

nischen Dreiverein von Jupiter, seiner Gattin Juno und seiner Tochter Minerva läßt sich in der Mythologie dieser italischen Völker ein Götterverein nicht nachweisen, welcher verschiedene Gottheiten zu einem höhern oder niedrigern Ganzen verbunden hätte.

Durch das Uebergewicht, welches Rom im Laufe der Zeit über die übrigen italischen Völkerschaften erlangte, war die selbstständige Entwicklung der Letztern gehemmt, so daß Kunst und Poesie sich bey ihnen zu keiner hohen Blüthe entfalten konnten. Rom selbst aber, eine binnenländische Stadt mit strenger bürgerlicher Gliederung, welche anfangs ohne Stammeinheit der Bevölkerung dem Ackerbau oblag und kleine Fehden mit den Nachbarn ausfocht, war in der Urzeit ohne Kunst und Poesie und nahm beyde später von außen auf; deßhalb fehlte es an dem, was der Mythologie die reiche Ausbildung hätte geben können, welche sie bey den Griechen erhielt; aber sie blieb auf diese Weise auch frey von jenen Mythen, welche die griechischen Götter in der spätern Zeit, wo man die symbolische Bedeutung jener Dichtungen nicht mehr verstand, in ein sehr zweydeutiges Licht setzten und Veranlassung gaben, daß man sie der größten Verbrechen und roher Sinnlichkeit beschuldigte. Als die Römer in der Folge mit Litteratur und Kunst bekannt wurden und sich ebenfalls mit ihr beschäftigten, war diese in ihren Formen durchaus griechisch und die Poesie bediente sich der griechischen Mythen. Die Mythologie aber war bereits durch die Aufnahme griechischer Gottheiten erweitert worden. Außer den fremden, jedoch vom Staate aufgenommenen Götterdiensten des Apollo, des Aeskulapius, der erycinischen Venus, der griechischen Ceres und der großen Göttermutter gab es auch andere fremde Culte, gegen welche der Staat zuweilen einschritt, weil man sie nicht dulden zu dürfen glaubte. Das stärkste Einschreiten in dieser Hinsicht war jenes gegen die bacchischen Gebräuche. Wie früh aber schon zu Rom die Neigung zu fremden Culten war, zeigt sich recht deutlich im Jahre 428 vor Chr. bey Gelegenheit einer Seuche.

(Schluß folgt.)

Archivio storico italiano, ossia raccolta di opere e documenti finora inediti e divenuti rarissimi riguardanti la storia d'Italia.

(Schluß

Und es liegt in der Geschichte der vielfachen und so oft fruchtlosen Unterhandlungen zum Abschluß eines allgemeinen Bundes, zur Sicherung Europa's gegen die Angriffe eines gemeinsamen Feindes eine höchst beherzigungswerthe Lehre, die mutatis mutandis eine spätere Zeit sich wohl zu Gemüthe führen dürfte. Wie theuer mußte es das Haus Habsburg büssen, im kritischen Momente 1473 den Türken gegen Venedig hold gewesen zu seyn! Wie erbärmlich stehen die kleinen Staaten da, welche von dem Kriegsschauplatze entfernter, ohne Beschämung vernahmen, daß Hassan Chan von Persien aus die christlichen Reiche gegen die Osmanen aufbiete, und unterdessen ihre thörichten Eifersüchteleien an einander auszulassen suchten! Erst als die Türken den Tagliamento überschritten, Otranto einnahmen, ward den kleinen Fürsten Italiens die Möglichkeit klar, daß auch ihnen Gefahr droben könne. Zuletzt kam noch der französische Krieg d. J. 1494, der Anfang langen Leidens, über Italien, die Zerstörung der aragonesischen Herrschaft in Neapel, der sforzesischen in Mailand, und damit die Begründung der Fremdlingsherrschaft auf italienischem Boden. In welchen Theilen der Geschichte der Halbinsel man aber auch Malipiero's Annalen untersuchen will, überall wird man gute Nachrichten bei ihm finden. Heben wir nur einiges Wenige davon hervor. Die Verwirrung, welche in Rom unter Alexander VI. herrschte, geht, wenn es noch nothwendig seyn sollte, sie besonders zu besprechen, aus hunderten von merkwürdigen Zügen hervor. Der Cardinal von St. Pietro in Vincula nimmt dem türkischen Gesandten die 40,000 Dukaten ab, welche derselbe für die Festhaltung Dschems 1494 nach Rom überbringen sollte. S. 145. Später, 1498, bewog Herzog Ludovico Moro den Papst, einen Gesandten an den Padischah zu senden, um denselben zu bewegen, Venedig anzugrei-

fen, das den König von Frankreich zum Einbruche in Italien veranlaßt habe, S. 161. Anderſeits wollte der Rath der 10 in Venedig weder von der Gefahr, die 1453 Conſtantinopel drohte, noch von dem drohenden Angriff der Türken auf Negroponte, noch von dem Einfalle Carls VIII. in Italien das Mindeſte glauben und ließ ſie wie blind von den Ereigniſſen überraſchen. Weitläufig ſetzt der erbärmliche Karl bey dem Einfalle in Italien den Plan auseinander, gegen die Türken zu ziehen und berührt in der Proclamation v. 22. Nov. 1454 nur nebenbey den Hauptzweck des Ganzen, die Eroberung von Neapel, S. 325.

Als er nach Rom kam, zwang er die Cardinäle ihm ihr Silber zu überlaſſen und ließ daraus Münzen prägen mit der Umſchrift: Carolus Imperator. Malipiero will wiſſen, daß die deutſchen Fürſten darüber ſehr aufgebracht wurden und Maximilian Geld und Soldaten anboten, Carl aus Italien zu jagen, S. 329. Carl aber richtete am 11. Auguſt 1496 ein eigenes Entſchuldigungsſchreiben an den Churfürſten von Mainz, worin er erklärt, daß er nie daran gedacht habe, etwas gegen das Reich zu unternehmen, S. 442. Zur Erzählung der Entdeckung von Weſtindien durch Columbus geſellt ſich bald nachher der Bericht über eine furchtbare Ueberſchwemmung in Rom, die als Strafe Gottes angeſehen wurde. Der Blitz ſchlug in das Vorzimmer des Papſtes, dann in die Engelsburg ein, S. 497.

P. Alexander's älteſter Sohn D. Zufredo, Herzog von Gandia, wurde mit 10 Wunden ermordet und in die Tiber geworfen. Während aber dieſe ruchloſe That gewöhnlich dem anderen Sohne Alexanders, Ceſare Borgia, zugeſchrieben wird, legt die Chronik, mit welcher auch Sanudo in ſeinen Diarien übereinſtimmt und die ſelbſt einen ſehr ausführlichen Bericht aus Rom darüber mittheilt, S. 489–91, dem Johann Sforza, Herrn von Peſaro, dieſelbe bey. Si dia che 'l signor Giovanni Sforza, Signor di Pesaro ha fatto questo effetto, perche il Duca usava con la sorella, sua consorte, la qual è filiola del Papa, ma d' un' altra donna. Er ſelbſt war der Sohn einer Pelzhändlerin von Mantua und war nach dem Abendeſſen bey ſeiner Mutter mit einem Genoſſen, den man für den Herrn von Peſaro hielt, ſich zu vergnügen in eine Vigne gegangen, von wo er nicht wiederkehrte. Non è huomo da bene in questa corte, che per questa causa non lo tengha ben morto. Darnach wird alſo wohl die gewöhnliche Auffaſſung (auch Ranke, die römiſchen Päpſte, Bd. I. S. 50) zu corrigiren ſeyn. Erſt dieſer Unfall, der ihn ſpeciell betraf, ſchien einen Eindruck auf Alexander VI. zu machen (Il Papa è addoloratissimo, ma conosce che é stata volontà di Dio). Jetzt gab er 6 Cardinälen den Auftrag, eine Reformation der Kirche und des Staates zu betreiben, betrieb eine Ausſöhnung der Cardinäle Urſino, Colonna und Savelli und erklärte, er wolle ſelbſt vom römiſchen Stuole nichts annehmen che l' viver e'l vester. Es war hohe Zeit. Als ein Carmeliter, Mag Adam von Genua von der Simonie des Papſtes gepredigt hatte, war er am andern Tage mit 20 Wunden todt im Bette gefunden worden, S. 318. Malipiero führt zum J. 1455 Verſe an, welche bereits mehr als 30 Jahre vorher verfaßt waren und Unheil für die Kirche verkündeten, die allgemeine Herrſchaft der Weltlichen über die Geiſtlichen in Ausſicht ſtellten.

Gallorum levitas Germanos justificabit,
Italiae gravitas Gallos confusa necabit,
Gallus succumbet. Aquilae victricia signa
Mundus adorabit. Erit Urbs vix praesule digna.

Mille ducentis bis et nonaginta sub annis
Et tribus adjunctis consurget aquila grandis.
Terrae motus erit, quod non procul auguror esse.

Constantina cadet, equi de marmore facti,
Et lapis Augusti erectus et multa palatia Romae.

Papa cito moritur; Caesar regnabit ubique:
Sub quo tunc vana cessabit gloria regni.
S. 372.

Verſe, die durch die Schlacht am Taro, das Aufkommen der ungeheuren habsburgiſchen Macht, den Tod Alexanders, den Ausbruch der Glaubensſpaltung unter Carl V. eine vielfältige Beſtätigung gefunden haben. Auch über das klägliche Schickſal von Florenz führt Malipiero eine längere Prophe-

zeihung eines Fra Innocenzo, gleich Savonarola vom Orden der Prediger Mönche an von 1493. S. 317. Als K. Ferdinand von Aragonien die Franciskaner-Mönche zwingen wollte, sich der sogenannten Observanz zu unterwerfen, gingen, wie Malipiero v. J. 1457, S. 497 berichtet, 1000 Mönche, unter ihnen 120 Doctoren der Theologie nach Afrika, um Muhammedaner zu werden. Ein Graf von Frangipane, aus der ungarischen Linie, wurde Türke aus Verdruß gegen K. Mathias von Ungarn. Die Venetianer bedrohten noch 1458 den Papst in Verbindung mit dem Könige von Frankreich mit einem Concil, wenn er sich nicht besser benähme, S. 161. Die 6 Cardinäle aber, welche die Reform einleiten sollten *), reichten zuletzt eine Reihe von Vorschlägen ein:

1. Sollte jeder Cardinal 6000 Ducaten Einkünfte haben.
2. Solle keiner mehr als ein Bisthum besitzen. Wer mehrere habe, müsse sie in die Hände des Papstes selbst (immediate) niederlegen.
3. Wer mit einer Pfründe (beneficio) investirt werde, brauche nur eine Annate (una pura annata) zu bezahlen.
4. Es sollen nur die würdigsten investirt werden, motu proprio Papae.
5. Niemand solle eine Aspettative bekommen und die bereits ausgestellten sollen zurückgenommen werden.
6. Der apostolische Stuhl solle beständig 500 homini d'arme und 4000 fremde Fußträger unterhalten und keinen Römer in Sold nehmen e non se dagha — pagha oder dia? — soldo a nessuno Roman. S. 494.

Ehe jedoch diese Hauptumrisse nothwendige Veränderungen zur Ausführung gebracht werden konnten, unternahm es Cäsar Borgia auf seine Weise im Kirchenstaate aufzuräumen und dadurch die ihm unbequemen Reformen zu beseitigen. Wie sie wieder aufgenommen wurden, und was sich dabey zugetragen, ist der Gegenstand einer Denkschrift des Referenten, welche im Laufe des Sommers in den Abhandlungen der historischen Classe abgedruckt werden wird.

Ueber Savonarola ertheilen die Annalen nur Weniges, jedoch mit großer Bestimmtheit und ohne den Enthusiasmus der Späteren. Da Francesco di Neri, welcher ihm im Namen des Papstes das Predigen verbot, erschlagen worden war, sandte die Signoria 400 Soldaten ab, während Savonarola 200 zu seinem Dienste hatte; ihres Widerstandes ungeachtet mußte er sich zuletzt der Signoria gefangen geben. Der Inhalt seiner Predigten sey dreifach gewesen:

1. daß man den Excommunicationen eines simonistisch gewählten Papstes nicht gehorchen dürfe,
2. daß Florenz seine frühern status wieder erlangen werde,
3. daß in Kurzem die Kirche Gottes sich reformiren werde, che de brevi la Giesia de Dio se die riformar. Eine Auffassungsweise, welche mit der Machiavelli's im Principe den Principien nach übereinstimmen dürfte.

Höfler.

*) Der ganze interessante Passus lautet: Hozi (17 Zugno 1497) ha convocato consistorio et s' ha doluto di questo caso et ha ditto di voler attender a viver; et non vuol altro dalla Sede Apostolica che l' viver e'l vestir e attender a conservar il stado della chiesa libero da ogne passion, con promessa de no dar cosa aluna ai sui: et ha dato carico in concistoro a sei cardinali di governar et regolar il tutto come meglio lor pare, con assenso del concistoro: et ha loro dato per coadgiutori doi auditori di Rota, huomini valentissimi: et ha pregato pure in concistoro li Cardinali Ursino, Colona et Savelo, che voglino remetter le offese, intendersi ben insieme, et stare uniti: et vedendo che in queste parti a Viterbo a Tarni, Narni et Spoleti sono in gran confusione ha chiamado da Napoli Consalvo Ferrando, che ha 3000 fanti et gli vuol dar carico di pacificar quelle cittá, le quali ogni giorno si tagliano a pezzi. Questo é quanto vi posso dir con fondamento di Roma. S. 491.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Juni.

Nro. 125. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Die Mythologie der Römer für Gebildete und die studierende Jugend, dargestellt von Konrad Schwenck.

(Schluß.)

Von der Mythologie der Sabiner wissen wir nichts weiter von einigem Belang, als was von derselben in die römische überging, von welcher sie einen nicht geringen Theil ausmachte (S. 452). Von den Göttern der Etrusker und der Mythologie derselben ist keine solche Kunde auf uns gelangt, welche uns irgend einen genügenden Blick in dieselben vergönnte. Daß die Tyrrhener in Etrurien, welche die Sage aus Lydien einwandern läßt, in Sprache und Mythologie mit den ältesten Bewohnern Griechenlands in naher Verwandtschaft gestanden haben, scheint auch Hrn. Schwenck höchst wahrscheinlich; allein der Mangel an Denkmälern dieses Volkes und dazu der Mangel an Nachrichten über dasselbe machten es bisher unmöglich, Geschichte, Alterthümer und Sprache der Etrusker zu ergründen. Die dürftigen Angaben, welche sich bey griechischen und römischen Schriftstellern über die Etrusker finden, sind verhältnißmäßig spätern Ursprungs, und das Wenige, was wir in schwachen Umrissen aus den in Etrurien gefundenen Kunstwerken lernen könnten, wird dadurch zweifelhaft, daß wir über Zeit, Entstehung und Verhältniß derselben nicht gehörig unterrichtet sind. Wir können daher nicht wissen, wenn wir griechische Sagen und Gottheiten auf solchen Kunstwerken ausgeprägt sehen, wie es sich mit ihnen verhalte, ob sie den Etruskern zum Theil mit den Griechen gemein waren oder zu welcher Zeit sie ihnen bekannt wurden, und in welcher Beziehung ihre Götter zu denselben standen. Es kann demnach von einer Einsicht in die etruskische Mythologie für uns keine Rede seyn, sondern wir müssen uns begnügen, im Allgemeinen eine der griechischen und römischen nicht unähnliche Mythologie bey ihnen vorauszusetzen, da die Nachrichten, welche wir darüber besitzen, nicht weiter reichen.

Wir wollen zum Schlusse dieser Anzeige noch einige römische Götter, welche uns der Hr. Verf. nicht richtig aufgefaßt zu haben scheint, in Kürze bezeichnen. Den Hauptgott der Lateiner und Römer, den Jupiter, hält er (S. 4) für den König des Himmels und glaubt, daß er, weil er der eigentliche Geber des himmlischen Lichtes im Allgemeinen war, ohne der Gott der Sonne oder des Mondes insbesondere zu seyn (S. 9), den Beynamen Lucetius, der Lichtgott, geführt habe, ein Name, welcher eigentlich oscisch war, wenn uns Servius (ad Virgil. Aen. IX, 570) recht berichtet hat. Unter diesem Namen ward er, wie Macrobius (I, 15) meldet, von den Saliern angerufen. Schon dieser Name dürfte beweisen, daß Jupiter, wie Zeus bey den Griechen, ursprünglich Sonnengott war. Die Sonne betrachteten die Alten als die Quelle alles Lichtes, und wenn ihn spätere Schriftsteller als Himmelsgott darstellen, so hat dieß seinen Grund darin, daß sie den Ort, an welchem sich die Sonne befindet, über welchen also der Sonnengott gebietet, aus Mißverständniß mit dem Gotte selber verwechselten. Wäre er nicht Sonnengott gewesen, so ließe

sich nicht erklären, wie man ihn als Urheber der Jahreszeiten und als Vorsteher der Zeit überhaupt ansehen konnte. Wir wollen hier nur auf einen Umstand aufmerksam machen, der hinreicht, diese Ansicht über allen Zweifel zu erheben. Als Numa das ältere zehnmonatliche Jahr der Römer zu einem zwölfmonatlichen umgestaltet hatte, wurde Jupiter Lucetius als Sonnengott Vorsteher des Vollmondes, wie bey den Griechen der Sonnengott Apollo Vorsteher des Neumondes war. Deßhalb waren ihm die Idus (Idus) heilig, an welchen ihm als dem Spender des Lichtes ein weißes Lamm geopfert wurde. Die weiße Farbe des Opferthieres bezog sich auf die natürliche Beschaffenheit des Lichtes, als dessen Urheber er verehrt wurde. Auch darin können wir Hrn. Schw. nicht beystimmen, daß Jupiters Gemahlin Juno als Göttin der Geburt den Beynamen Lucina oder Lichtgöttin hatte (S. 35). Diese Lucina war ursprünglich Mondgöttin, und als solche wurde sie Vorsteherin der Geburten wegen des großen Einflusses, welchen die Griechen und Römer dem Monde auf dieselben zuschrieben. Eigenthümlich erscheint ihm die Verbindung dieser Göttin mit Minerva in dem Dreiverein des capitolinischen Tempels, da sie in der griechischen Mythologie in keiner solchen Beziehung zu einander stehen, sondern hier die Geburt der Pallas Athene den Groll der Hera erweckt (S. 32). Diese Verbindung würde keineswegs so eigenthümlich seyn, wenn sich alle Sagen über Juno und Minerva bey den Griechen erhalten hätten. Die Feindschaft der griechischen Here gegen Pallas, wie die Verbindung der Minerva mit Juno in Rom haben ihren Grund in der ursprünglichen Verwandtschaft dieser Göttinnen, welche beyde aus Prädikaten des Mondes hervorgiengen. In der griechischen Mythologie sehen wir die Sonnengötter Apollon und Dionysos nicht bloß in inniger Freundschaft, sondern sie treten sich auch als erbitterte Gegner feindselig entgegen. Freunde sind sie, weil sie Gottheiten desselben Lichtkörpers sind; ihre Feindschaft aber bezieht sich entweder auf die Eifersucht, welche man gleichen Göttern zuschrieb, indem man meinte, daß sie einander an Macht und Vorzügen nicht nachstehen wollten, oder auf die doppelte Wirkung, welche man dem Lichte beylegte, in so ferne man es als Segen spendendes und als zerstörendes Element betrachtete. Daß also Minerva ursprünglich nicht Göttin der Weisheit war, wofür sie der Herr Verf. (S. 47) ansieht, sondern als Lichtgöttin Urheberin aller Weisheit und Kunstfertigkeit wurde, weil man das Licht auch als Symbol und Quelle der Wissenschaft betrachtete, möchte kaum einem gegründeten Zweifel unterliegen. Die Vesta war in Italien, wie die Hestia in Griechenland, die heilige Feuergöttin des Hausherdes, und ihr lateinischer Name stammt mit dem griechischen aus einer Quelle; nur darf man nicht annehmen, daß er erst in der spätern Zeit aus dem Griechischen entlehnt wurde. Die große Verehrung, welche sie genoß, kann nicht befremden, wenn man bedenkt, daß die Alten das Licht und Feuer als belebendes, Segen und Gedeihen verleihendes Princip ansahen. Dieser Glaube bestimmte sie, das Feuer des Heerdes sorgfältig zu unterhalten und von jenem, welches auf dem Heerde des Staates im Prytaneum brannte, anzuzünden, wenn sie Colonisten ausschickten. Das Erlöschen dieses Feuers galt für ein Zeichen, daß alles Glück und aller Wohlstand des Staates von einem furchtbaren Untergange bedroht sey, das Fortbrennen desselben aber war ein Unterpfand der Dauer allgemeiner Wohlfahrt. Ueber die Penaten, welche in Rom mit der Vesta in sehr inniger Verbindung stehen, gelangte Hr. Sch. zu keinem vollkommen befriedigenden Resultate, was bey dem Mangel an zuverlässigen Nachrichten auch nicht möglich ist (S. 73 fg.). Ihrem Namen nach bedeuten sie die Innern; so heißen sie als die im Innern des Hauses befindlichen Schutzgottheiten desselben, und der Glaube, daß jedes Haus solche Penaten habe, war so tief gewurzelt, daß man ihre Namen oft für den des Hauses gebrauchte, gleich jenem der Laren. Mit diesen werden sie nicht selten zusammen genannt, wie sie auch ähnlichen Schutz gewährten und Letztere in dem Innern des Hauses verehrt wurden, wenn sie auch nicht die eigentlichen Penaten waren. Wie das Haus des einzelnen Bürgers, so hatte auch der Staat seine Penaten, welche die Sage von Troja durch Aeneas nach Lavinium kommen läßt. Die Lavinischen Penaten brachte man nach der Sage nach Rom (S. 77), sie kehrten aber nach

der Erzählung des Servius (III, 12) zweymal an ihre Stelle nach Lavinium zurück. Einer anderen Angabe zufolge wurden sie von Alba longa nach Rom geholt, und zwar unter Tullus Hostilius; da aber begab es sich, daß es Steine regnete (Schol. Juvenal. IV, 61), worauf der Senat nach Zuratheziehung der sibyllinischen Bücher befahl, die Heiligthümer zu Alba zu erneuern. Schon diese wenigen Sagen, deren Zahl wir nicht zwecklos vermehren wollen, zeigen, daß man über die römischen Staatspenaten nur Vermuthungen aussprechen kann. Die spätere Zeit hielt sie für samothracische Götter, und sobald diese Ansicht sich geltend machte, war es natürlich, sie auch die großen Götter zu nennen. Wir glauben, daß sie weder für die griechischen Dioscuren, noch für die samothracischen Götter gehalten werden dürfen, sondern ursprünglich die höchsten Wesen waren, welche man in Italien, wie die Pelasger nach Herodots Angabe, in der Urzeit ohne besondere Namen sowohl im Privatleben als Beschützer der einzelnen Familien, als auch im öffentlichen als Schirmer der allgemeinen Wohlfahrt verehrte. Später, als aus den vielen Namen, womit man Sonne, Mond, die Erde, das Meer und andere göttlich verehrte Gegenstände begrüßte, eine große Anzahl von Göttern entstand, welche bey der Umgestaltung aller Verhältnisse eine ganz andere Bedeutung erhielten, als sie früher hatten, und im Cultus eben so großes Ansehen erlangten, als die Penaten genossen, mußten die Vorstellungen von diesen sehr schwankend werden, zumal da sie im Gegensatze zu den übrigen Gottheiten nicht an öffentlichen Orten aufgestellt waren, sondern ihre Bilder den Augen der großen Menge entzogen wurden.

Mars, welcher in der römischen Geschichte eine so wichtige Rolle spielt, war nach der Ansicht des Hrn. Verf. vorzüglich Kriegsgott, was sich allerdings nicht in Abrede stellen läßt; nur würden wir an seiner Stelle zunächst auf die ursprüngliche Bedeutung des Mars, welche er als Sonnengott hatte, aufmerksam gemacht haben. Als solchem war ihm der Monat März geweiht, welcher das alte römische Jahr begann und den Frühling brachte, in welchem die Kraft der Sonne überall neues Leben weckt. Daß er später vorzugsweise als Kriegsgott angerufen ward, möchte sich aus dem kriegerischen Charakter des Volkes erklären, welchem er angehörte. Nach der Annahme des Hrn. Schw. war er ursprünglich Gott der Sabiner. Allein wenn diese Meinung als richtig angegeben werden müßte, so könnte man nicht wohl einsehen, wie Romulus, der Repräsentant der lateinischen Ramnes, sein Sohn genannt werden konnte, da in diesem Falle eher Titus Tatius als solcher erscheinen müßte. Sein Beyname Quirinus kann eine solche Behauptung nicht begründen, wenn man auch zugibt, daß dieses Prädikat von quiris abzuleiten sey, und dieses Wort bey den Sabinern einen Speer bezeichnete. Bey der nahen Verwandtschaft der italischen Volkerschaften und ihrer Sprache ist es sehr wohl möglich, daß dasselbe auch den Römern nicht fremd war und vielleicht bloß deßhalb in dem gemeinen Leben nicht gebraucht wurde, weil es als hieratischer Ausdruck der Religion angehörte. Wichtig aber erscheint uns die Bemerkung des Hrn. Verf., daß Mars als Vorsteher des Krieges den Beynamen Quirinus oder Speergott erhielt, und daß, als Romulus ebenfalls, wie Mars, Ahnherr Roms geworden war, man ihn zum Sohne des Mars machte. In einer Kapelle des sogenannten Königshauses, welches zum Vesta Tempel gehörte (S. 81), waren die Speere des Mars aufbewahrt, und wenn sich diese selbst bewegten, galt es für ein schlimmes Anzeigen. Man hätte sie hier, wie Hr. Schw. richtig bemerkt, nicht aufbewahrt, sondern im Tempel des Mars, wäre er nicht als der erhaltende Ahnherr Roms angesehen worden, dessen Speere ein heiliges Unterpfand seines mächtigen Schutzes waren. Wie viele Prädikate von den Göttern, welche sie trugen, getrennt und zu selbstständigen Wesen erhoben wurden, ist aus der Geschichte der griechischen Urzeit bekannt. So ward also auch Quirinus von Mars getrennt und zu einem besondern Gott erhoben, welcher als Gründer der Stadt Rom von dieser den Namen Romulus erhielt und in die Reihe der Könige verflochten. Wie die Namen Cadmeonen und Cecropiden von den nach Cadmus und Cecrops benannten thebanischen und athenienſischen Königsgeschlechtern auch auf die Bewohner von Theben

und Athen ausgedehnt wurden, so ging auch der Name Quirinus auf jene von Rom über, und wenn man berücksichtigt, daß populus ursprünglich die versammelte Wehrmannschaft bezeichnete, wie das griechische στρατός, so dürfte der Ausdruck populus Romanus Quiritium weder als grammatische Eigenthümlichkeit, noch als Folge eines Mißverständnisses der ursprünglichen Bedeutung angesehen werden können. Jedenfalls geben wir der Erklärung, daß Quirinus aus einem Beynamen des Mars entstand, unsere volle Zustimmung und gestehen, daß auf diese Weise die Bedeutung der Quirites sich besser begreifen läßt, als wenn man Göttlings und Beckers Ansicht festhält. Wenn man in der spätern Zeit die Bürger im Gegensatze zu den Kriegern mit diesem Namen anredete, so läßt sich diese Erscheinung keineswegs als Gegenbeweis anführen. Vielmehr dürfte dieselbe ihren Grund darin haben, daß das Wort Quirites im Laufe der Zeit seine ehemalige Bedeutung verlor, wie dieß auch bey populus der Fall war, das in der Folge ebenfalls einen Gegensatz zu exercitus bildete.

Die Entstehung der Erzählung, daß Evander griechische Colonisten nach Italien führte, hat Hr. Schw., wie uns dünkt, ganz gut erklärt, weßhalb wir seine Ansicht nicht mit Stillschweigen übergehen können. Sie trägt nach derselben (S. 326) ganz deutlich das Gepräge späterer Erfindung durch die Griechen, welche die Römer gar gerne in Ermangelung wirklich nationaler Sagen mit solchen Dichtungen versahen. Die Griechen erblickten in dem römischen Lupercus den lycäischen Pan, was sehr nahe lag, da beyde allerdings sehr große Aehnlichkeit hatten, daß sie auf diesen Gedanken kommen konnten. Dieser vermeintliche Pan konnte bey ihrer Neigung, römische Culte aus den ihrigen zu erklären, nur aus Arcadien nach Rom gelangt seyn, zumal da hier ein palatinischer Hügel und in Arcadien ein Flecken Pallantion war, Namen, welche so gut zusammen stimmten, daß nichts erwünschter seyn konnte. Der römische Lupercus aber war Faunus, der Günstige oder Gute; diese Bedeutung hatte auch Euandros, wie ihn die Griechen nannten. Diesen ließen sie nun aus Pallantion zum palatinischen Hügel ziehen und den Dienst des lycäischen Pan stiften, so daß er zu diesem in dasselbe Verhältniß kam, in welchem die aus einem Prädikate der Here entstandene Io bey den Griechen zu dieser Göttin erscheint.

Mit der Annahme aber, daß die Sage von den Wanderungen des Aeneas ebenfalls griechischer Dichtung ihren Ursprung verdanke (S. 327), können wir nicht einverstanden seyn. Hr. Schw. glaubt, daß dieselbe nicht über die Zeit des griechischen Dichters Stesichorus hinauf als vorhanden erwiesen werden könne; wer sie den Römern glaublich machte, und wann sie dieselbe annahmen, sey für uns in spurloses Dunkel gehüllt, und es habe in der Zeit, aus welcher Schriftdenkmäler oder Bruchstücke derselben auf uns gelangt sind, schwerlich noch irgend ein Mensch über diese Annahme etwas zu sagen gewußt. Wäre diese Voraussetzung richtig, so ließe sich kaum ermitteln, wie der Name Aeneas auch in Italien an Orte geknüpft sey, oder Aeneas als Jupiter Indiges verehrt werden konnte. Wir vermuthen, daß er den italischen Völkerschaften, wie jenen von Epirus, Griechenland und Troja wegen ihrer Verwandtschaft gemein war, wie der Stammvater der Dardaner, dessen Heimath auch in Etrurien gesucht wurde.

Mehrere Punkte näher zu erörtern, verbietet uns der einer solchen Anzeige zugemessene Raum. Deßhalb schließen wir diese mit der Bemerkung, daß die äußere Ausstattung des Werkes der Vortrefflichkeit des Inhaltes entspricht.

Uschold.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Juny.

Nro. 126. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Geschichte der Chemie. Von Dr. Hermann Kopp, außerordentlichem Professor der Physik und Chemie an der Universität Gießen. Dritter Theil. Mit dem Bildnisse Humphry Davy's. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn. In gr. 8. 372 Seiten. 1845.

In dem ersten und zweyten Bande des vorliegenden Werkes wurde die allgemeine Geschichte der Chemie, so wie die Geschichte der Hülfswissenschaften und der theoretischen Lehren abgehandelt, worüber wir in diesen Blättern Bericht erstattet haben. Der dritte Band, von welchem hier die Rede seyn wird, enthält die Geschichte der einzelnen Substanzen der unorganischen Chemie.

Der Verf. beginnt mit der Geschichte der Säuren, Alkalien, Erden und Salze. Die einzige den Alten bekannte Saure war der Essig, weßhalb auch die Griechen den Begriff „sauer" überhaupt mit ὄξος, Essig, bezeichneten. Von den Arabern und namentlich von Geber wurden die Kenntnisse der Säuren vermehrt; Geber kannte nämlich das Scheidewasser und sprach auch, obgleich undeutlich, von der Schwefelsäure. Nachdem von Basilius Valentinus die Bereitung der Salzsäure, von Turquet de Magerne die Benzoesäure, von Oswald Croll die Bernsteinsäure entdeckt waren, zeigte Scheele, daß es Säuren mit metallischer Basis gebe; außerdem vergrößerte er die Zahl der organischen Säuren. Die Sauren wurden in mineralische und in organische Säuren eingetheilt, dann in Säuren mit bekanntem und in Sauren mit unbekanntem Radikal. Die Eintheilung in Sauerstoff- und Wasserstoffsäuren, welche von 1812 datirt, wurde von den meisten Chemikern erst später angenommen. Die Ansichten über die Constitution der Sauren haben mannichfache Veränderungen erlitten. Becher, welcher stets zur Methode der Generalisation der einzelnen chemischen Erfahrungen hinneigte und somit die analogen Eigenschaften verschiedener Körper einem gemeinsamen Bestandtheil zuzuschreiben versucht war, nahm eine Ursäure oder Primitivsäure an, aus deren verschiedenartigen Verunreinigungen die verschiedenen Säuren hervorgingen, eine Meinung, welche auch später von Stahl zum Theil angenommen wurde. Sylvius glaubte, daß alles Aetzende und Scharfe diese Eigenschaften nur von einem Gehalt an Feuermaterie besitze, und daß daher die Säuren wie die Alkalien Feuer in ihrer Mischung enthalten. Lemery suchte das Gemeinsame der Säuren in der spitzigen Gestalt ihrer Moleküle und schrieb die Wirkungen der Säuren der verschiedenen Form jener Spitzen zu. Meyer endlich nahm ein besonderes ätzendes Princip an, welches namentlich beym Brennen des Kalkes aus dem Feuer in diesen übergehe und das er Acidum pingue nannte, ein Princip, welches auch die Ursache der ätzenden Eigenschaften aller Säuren seyn sollte. Die Zeiten waren indeß vorüber, wo solche allgemeine und durch keine Versuche unterstützten Behauptungen bey den Chemikern Glück machen

konnten, denn Lavoisier hatte nunmehr eine andere Art zu forschen in die Chemie eingeführt. Er war bemüht, das Gemeinsame in der Zusammensetzung der Säuren aufzusuchen und fand diese Substanz in dem Sauerstoff, in welchem unter dem Namen Feuerluft freylich Scheele schon etwas früher den Ursprung aller Säuren zu finden glaubte. Die Erkenntniß, daß das Verbrennen auf der Verbindung eines verbrennlichen Körpers mit Sauerstoff beruhe, war der Grundstein, auf welchem Lavoisier seine Theorie aufbaute. Er fand bald darauf, daß die fixe Luft, das Produkt der Verbrennung der Kohle, eine Verbindung aus Kohle und Sauerstoff sey, daß die Salpetersäure Sauerstoff enthalte, daß die Phosphorsäure aus Phosphor und Sauerstoff bestehe ꝛc. Auf diese Thatsachen gestützt, hielt Lavoisier seit 1778 den Gehalt an Sauerstoff für etwas allen Säuren Gemeinsames, so wie für die Ursache ihrer sauren Eigenschaften und von jener Zeit an wurden alle Säuren als Sauerstoffverbindungen betrachtet, in welchen der Sauerstoff die Rolle des Säure bildenden Principes spielt. Diese von Lavoisier aufgestellte und fast allgemeinen Eingang findende Ansicht erlitt dadurch eine Modification, daß einige mit sehr sauren Eigenschaften begabte Substanzen aufgefunden wurden, in welchen kein Sauerstoff enthalten ist. Davy zeigte nämlich, daß die Salzsäure nur aus Wasserstoff und Chlor bestehe, aber keinen Sauerstoff enthalte; der Mangel an Sauerstoff wurde bald darauf von Gay-Lussac auch in der Jodwasserstoffsäure, so wie in der Blausäure und einigen anderen nachgewiesen. Mit der Annahme dieser Ansicht war also die Existenz zweyer verschiedener Classen von Säuren zugegeben, der sauerstoffhaltigen und der wasserstoffhaltigen. Man erkannte hieraus, daß der Sauerstoff nicht unbedingt als das principium aciditatis zu betrachten sey, sondern daß das Säurungsprincip jeder Säure in ihrem mit dem Sauerstoff verbundenen Radikale liege, daß der Sauerstoff in dieser Beziehung sich indifferent verhalte, indem seine Verbindungen eben sowohl die stärksten Salzbasen, als die stärksten Säuren seyen, je nach der Natur des Stoffs, mit dem er sich vereinige.

Geschichte der Alkalien und Erden. Die alkalischen Substanzen wurden zuerst in den Aschen der Pflanzen wahrgenommen. Zu den beyden schon früher entdeckten fixen Alkalien, nämlich Kali und Natron, kam 1817 noch ein drittes feuerbeständiges Alkali, das von Arfvedson entdeckte Lithion. Der Begriff der Alkalinität war den Alchemisten nicht bekannt, sie wußten nur, daß durch die Alkalien einige blaue Pflanzenfarben in grün und einige gelbe in roth verändert werden. Die Kausticität wurde zuerst am gebrannten Kalk wahrgenommen und man glaubte, daß das Caustieum vom Kalk zu den milden nämlich kohlensauren Alkalien übergetragen würde, eine Ansicht, welche lange die herrschende blieb. Black fand endlich, daß die aufbrausenden Erden und Alkalien ein Gas als Bestandtheil in sich enthalten, welches aus den ersteren durch Hitze austreibbar ist, aus letzteren nicht, welches Gas aber aus beyden durch Säuren entwickelt werden kann, ferner daß die von diesem Gas befreyten Alkalien oder Erden ätzend sind und daß die Aetzbarkeit ihnen im ganz reinen Zustande eigenthümlich ist, daß also der Aetzkalk die Alkalien nicht durch Abgabe eines ätzenden Stoffes, sondern durch Entziehung der fixen Luft ätzend macht. Obgleich diese von Black aufgestellte Theorie ganz geeignet war, über die Kausticität der Alkalien Aufschluß zu geben, so wurde sie doch von Meyer in Osnabrück hartnäckig, aber ohne allen Erfolg bestritten. Nur durch die Versuche von Lavoisier wurde der Streit über die Kausticität erledigt und zwar ganz zu Gunsten der von Black gegebenen Erklärung.

Die Entstehung der Alkalien hatte ebenfalls die Aufmerksamkeit der Chemiker lange Zeit in Anspruch genommen und auch hierüber waren die Ansichten sehr verschieden. Nach Einigen waren die Alkalien in den Pflanzen schon gebildet, nach Anderen sollten sie beym Verbrennen erst erzeugt werden, welcher letzterer Ansicht vorzüglich Tachenius, Becher, Kunkel und Stahl zugethan waren. Marggraf war der erste, welcher giltige experimentelle Beweise für die Präexistenz der Alkalien in den Pflanzen gab, indem er in einem natürlichen Pflanzensaft, so wie im

Weinstein und auch im Sauerkleesalz fires Kali nachwies, ohne dazu die Verbrennung anzuwenden, was von Wiegleb bestätigt wurde und auch schon von Rouelle dargethan war, während Spielmann der Ansicht von der Bildung der Alkalien durch das Feuer getreu blieb. Der Streit über die Entstehung der Alkalien wurde durch das Auftreten Macquer's fast plötzlich abgebrochen; er glaubte nämlich Beweise für die Erzeugung der Alkalien beyzubringen, aber endlich fand doch Alles, was man für die künstliche Hervorbringung der Alkalien angeführt hatte, allgemeine Widerlegung. Mit dem Umsturz des Stahl'schen Systems und mit dem Aufkommen der antiphlogistischen Theorie betrachtete man jenen Gegenstand vorurtheilsfreyer und seit dieser Zeit ist über die Präexistenz der Alkalien in den Pflanzen, über die Unrichtigkeit der Ansicht, daß sie nur unter dem Einfluß des Feuers erzeugt werden, kein Zweifel mehr unter den Chemikern.

Der Verf. geht nun zu den Erden über, von denen die meisten als alkalische Substanzen zu betrachten sind. Die Feuerfestigkeit wurde stets als ein wesentliches Kennzeichen der Erden anerkannt; indem man nur eine Primitiverde annahm, hielt man alle übrigen für Spielarten und Verunreinigungen jener ersten Erde. Erst später unterschied man alkalische und eigentliche Erden. Lavoisier fing schon an, die Alkalien und Erden nicht mehr für unzerlegbare Körper zu halten und sprach die Vermuthung aus, daß die Basis sauerstoffhaltig seyn müsse, obgleich sie durch Kohle nicht reducirbar seyen, hielt sie aber, wenigstens die Erden, dennoch für Oxyde. Die von Curaudeau, von Guyton-Morveau und Andern angestellten Versuche führten zu keinem genügenden Resultate und man zweifelte fast an der Zusammensetzung der Erden, bis daß H. Davy 1807 das Kali und Natron durch die galvanische Elektricität zerlegte, worauf auch alle übrigen Erden von Gay-Lussac, Thenard, Berzelius, Wöhler und Oerstedt reducirt und von dieser Epoche an als Oxyde erkannt wurden.

Diesem Artikel über die Alkalien und Erden läßt der Verf. die Geschichte der Salze folgen. Der Gegensatz zwischen Säuren und alkalischen Substanzen wurde im Anfang des 17. Jahrhunderts bestimmt ausgesprochen; man hatte wahrgenommen, daß durch ihr Zusammentreten ihre charakteristischen Eigenschaften aufgehoben wurden; in den Säuren glaubte man ein actives und in den alkalischen Substanzen ein passives Princip zu erblicken und die daraus entstandenen Salze wurden als indifferente Körper betrachtet. Bergmann nannte Neutralsalze die Verbindung der Säuren mit Alkalien, welche die Pflanzenfarben nicht verändern, und Mittelsalze die Verbindungen der Säuren mit Erden und Metallen. Die aus mehr als einer Säure und einer Basis zusammengesetzten Salze nannte man dreyfache oder Tripelsalze, welche Bezeichnung aber mit der Benennung Doppelsalze gleichbedeutend ist. Ueber die Constitution der Salze entstanden die verschiedensten Meinungen, welche wir hier nicht anführen können. Schon Bergmann betrachtete die Salze nicht als Verbindungen der Säuren mit reguliniſchen, sondern mit oxydirten Metallen, wodurch die Lehre von den Salzen, welche auch von Lavoisier angenommen wurde, eine große Einfachheit erhielt, indem man von nun an alle Salze als die Verbindungen zweyer oxydirter Stoffe betrachtete. So viel diese mühsam errungene Ansicht auch für sich hatte, so kamen doch neue Forschungen hinzu, durch welche dargethan wurde, daß sie zu einer gleichartigen Constitution aller Salze nicht ausreiche, sondern abgeändert werden müsse. Es wurde nämlich erwiesen, daß die wasserfreye Salzsäure sich

nicht geradezu mit Oxyden zu Salzen vereinige, sondern daß sich hiebey immer so viel Wasser bilde und abscheide, daß der ganze Sauerstoffgehalt des Oxydes darin enthalten sey, daß man endlich in den salzsauren Salzen eben so wenig wie in dem salzsauren Gase Sauerstoff als Bestandtheil nachweisen könne. Im Jahre 1810 sprach H. Davy die Ansicht aus, daß die salzsauren Salze sauerstofffreye Verbindungen eines unzerlegbaren Körpers, des Chlors, mit Metallen seyen und gab so Anlaß zu der Trennung aller Salze in zwey große Gruppen, sauerstoffhaltige und sauerstofffreye. Dieser Ansicht traten nun Gay-Lussac und Thenard bey, ersterer vorzüglich geleitet durch seine Versuche über die Verbindungen des Jod's und des Cyans mit Metallen, woraus sauerstofffreye Salze hervorgingen. Als endlich auch Berzelius der neuen Lehre beygetreten war, wurden von diesem Chemiker die Salze genauer eingetheilt; die als sauerstofffreye Salze erkannten wie die Chlor-, Jod-, Cyan-Verbindungen, bezeichnete er mit dem Ausdrucke Haloid-Salze, weil sie aus einem dem Chlor ähnlichen Körper und einem Metalle bestehen.

Metalle. Verkalkung. Verbrennung. Die Metalle wurden nur allmählig bekannt, und wenn in den Uebersetzungen der Bücher des alten Testamentes Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Zinn und Bley erwähnt werden, so ist hieraus nicht mit Sicherheit zu entnehmen, daß die Israeliten diese sechs Metalle wirklich gekannt und unterschieden hatten. Bey den Griechen und Römern finden wir außer den eben aufgezählten sechs Metallen noch das Queckſilber aufgeführt. Den genannten Metallen reiht sich im 15. Jahrhundert das Antimon an, welches Basilius Valentinus zuerst darstellte; derselbe erwähnt auch des Wismuthes und des Zinks, welche indeß beyde erst im 16. Jahrhundert, das erstere durch Agricola, das zweyte durch Paracelsus als eigenthümliche Metalle bekannt wurden. Durch den schwedischen Chemiker Brandt wurden 1733 das Arsen und 1742 das Kobalt als eigenthümliche Metalle nachgewiesen. Der Engländer Wood erkannte 1741 das Platin und Cronstedt 1751 das Nickel.

Die Vorstellungen der Alten über Verbrennung und Verkalkung der Metalle sind ganz verschieden von denen unserer Tage. Die Meinung der Alten, daß das Feuer ein Element der Körper sey, scheint anzudeuten, daß sie das Feuer als etwas Materielles, die Verbrennung als eine einfache Abscheidung der in einem Körper enthaltenen Feuermaterie betrachteten und die größere oder geringere Verbrennlichkeit einer Substanz als auf einem verschiedenen Gehalt an Feuermaterie beruhend annahmen. Wir übergehen hier die verschiedenen Ansichten, welche von Geber, Cardanus, Libavius, Boyle, Kunkel, Becher ꝛc. über das Verbrennen, so wie über die zusammengesetzte Natur des Schwefels bis zur Einführung des Begriffs des Phlogiston durch Stahl aufgestellt wurden. Stahl glaubte nämlich nachgewiesen zu haben, daß der Brennstoff oder Phlogiston (die Ursache des Verbrennens) etwas ganz Anderes sey, als der brennbare Körper, wie z. B. der Schwefel und hierauf gründete er allmählig seine Phlogistontheorie, welche freylich in Fr. Hoffmann, Boerhave und Buffon die mächtigsten Gegner fand, obgleich Macquer als einer der bedeutendsten Vertheidiger derselben auftrat.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Juny.

Nro. 127. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Geschichte der Chemie. Von Dr. Hermann Kopp ꝛc.

(Schluß.)

Durch die Entdeckung, daß die Metalle beym Calciniren an der Luft an Gewicht zunehmen, wurde der Sturz der Phlogistontheorie vorbereitet. Stahl sprach sich über die Ursache der nun einmal anerkannten Gewichtszunahme gar nicht aus; die Gewichtsverhältnisse ganz vernachläßigend legte er dem Umstande keine Wichtigkeit bey, daß die Metalle, wenn sie ihr Phlogiston verlieren, doch schwerer werden; er versuchte es auf keine Weise, diese Gewichtszunahme zu erklären, worüber indessen von seinen Schülern die gröbsten Unrichtigkeiten veröffentlicht wurden. Boyle war der erste, welcher erkannte, daß die Metallkalke der schweren Metalle specifisch leichter sind, als die Metalle, aus welchen sie entstehen, aber die richtige Erklärung, in welcher Weise die Luft an der Verbrennung und Verkalkung Theil nimmt, blieb noch immer verkannt. Von 1772 an wurde die Erscheinung der Luftabsorption bey der Verkalkung wiederholt und genauer beobachtet; bald darauf erkannte man, daß die Verbrennung und Verkalkung nicht auf der Ausscheidung des Phlogiston aus dem verbrennlichen Körper, sondern auf der Vereinigung des verbrennlichen Körpers mit einem Bestandtheil der Atmosphäre, dem Sauerstoff, beruhe. Bayen, Priestley, Scheele und Lavoisier waren es besonders, welche damals Versuche über diesen Gegenstand anstellten. Lavoisier allein zog aus den Resultaten dieser Experimente die Schlußfolgerungen, welche bald als richtig anerkannt wurden und mit deren Annahme der Sturz der phlogistischen Theorie verbunden war. Nach vielen Einwendungen und Gegenversuchen von Macquer, Baumé, Demachy und Guyton-Morveau stand endlich mit der Entdeckung der Zusammensetzung des Wassers das antiphlogistische System ausgebildet da. Die Lage der Anhänger der phlogistischen Theorie wurde dadurch eine sehr kritische, wie sich dieß aus ihren eigenen Widersprüchen am besten ersehen läßt. Dieser Zustand einer gewissen Anarchie unter den Phlogistikern dauerte von 1780 bis 1800, während welcher Zeit die Ansichten immer noch den Gedanken an Phlogiston nicht aufgebend, von Kirwan, Priestley, Cavendish, Scheele, Bergmann, Gren, Richter ꝛc. zu Tag gefördert wurden. Diese Uneinigkeit der Phlogistiker untereinander ließ um so mehr die Einfachheit und strenge Consequenz der Lavoisier'schen Theorie hervortreten, indem die Widersprüche der ersteren ihre Meinungen gegenseitig widerlegten, so daß es nach 1785 einer ernstlichen Bekämpfung derselben durch das antiphlogistische System kaum mehr bedurfte. Die Zahl der Anhänger Lavoisier's nahm zu. Während er im Anfang allein stand und unter

den Chemikern faſt keinen Beyſtand, unter den andern Naturforſchern Frankreichs nur an Laplace eine Stütze fand, traten von 1785 an die ausgezeichnetſten Chemiker ſeinen Anſichten bey, vorzüglich Berthollet, Fourcroy und Guyton. Mit dieſen fing er an die Annales de Chimie herauszugeben, um ein Organ für die neue Theorie zu gewinnen und ſo den Einfluß des von de la Metherie geleiteten Journal de physique zu bekämpfen. Auch mehrere deutſche Chemiker, wie Wiegleb, Gren, Richter ꝛc. traten nun der Lehre von Lavoiſier bey. Nur Crell und Weſtrumb, dann die engliſchen Chemiker Kirwan und Prieſtley waren es, die am längſten Anſtand nahmen, ſich der neuen Lehre anzuſchließen.

Gaſe. Atmoſphäriſche Luft. Die Gaſe wurden erſt ſpät der Gegenſtand genauerer Forſchung und lange dauerte es, bis man nur an die Exiſtenz von Gaſen, die von der gemeinen Luft weſentlich verſchieden ſeyen, glaubte. Bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zog das Studium der verſchiedenen Gasarten die allgemeine Aufmerkſamkeit der Chemiker auf ſich; bald war auch eine große Menge derſelben entdeckt und die wichtigſten unter ihnen ihrer chemiſchen Natur nach genauer erkannt worden. Die vielfältigen Verſuche, welche von Helmont, Boyle, Wren, Mayow, Bernouilli, Hales ꝛc. angeſtellt waren, führten nicht zu der Erkenntniß, die verſchiedenen von ihnen entwickelten Luftarten von der atmoſphäriſchen Luft mit entſchiedener Gewißheit zu unterſcheiden. Black war der erſte, welcher das kohlenſaure Gas unter dem Namen der fixen Luft als ganz verſchieden von der atmoſphäriſchen erkannte, was bald von Bergmann beſtätigt wurde. Lavoiſier betrachtete die Gaſe als Verbindungen eines oder mehrerer Elemente mit Wärmeſtoff, als Körper, die unter einander nur hinſichtlich des Aggregationszuſtandes, nicht hinſichtlich ihrer chemiſchen Conſtitution etwas Gemeinſchaftliches haben. Der Verf. führt hier die verſchiedenen Anſichten von Sylvius, Mayow, Willis, Boerhave über die atmoſphäriſche Luft an, ſo wie deren Anſichten über das Athmen und die thieriſche Wärme.

Im Jahre 1774 wurde von Prieſtley das Sauerſtoffgas entdeckt und zwar während ſeines Aufenthaltes in Paris; geordneter aber als Prieſtley's Verſuche und nach dem Ziel der Unterſuchung bewußter hinſtrebend waren Scheele's zur nämlichen Zeit ausgeführte Arbeiten über die Conſtitution der Atmoſphäre, wobey er den Satz aufſtellte, daß die Luft aus elaſtiſchen Flüſſigkeiten von zweyerley Art zuſammengeſetzt ſeyn müſſe, wovon nach ſeinen Beobachtungen der eine Theil durch Schwefelleberſolution, durch ſchwefligſaures Kali, durch trocknende Oele, durch Eiſenfeile mit Waſſer benetzt, und durch ähnliche Subſtanzen abſorbirt wird, während der andere zurückbleibt. Den nicht abſorbirten Rückſtand nannte er verdorbene Luft, weil durch ihn das Athmen und Verbrennen nicht mehr unterhalten werden konnte.

Als Lavoiſier die Darſtellung des Sauerſtoffgaſes aus rothem Queckſilberoxyd der Akademie in Paris vorlegte, nahm er mit keinem Worte Notiz von der durch Prieſtley ſelbſt ihm gemachten Mittheilung über die Entwicklung dieſes Gaſes aus Queckſilberoxyd (ſeine dephlogiſtiſirte Luft) und erſt etwa 7 Jahre ſpäter gibt er an, daß das Gas von Prieſtley noch vor ihm entdeckt worden ſey. Von 1775 an betrachtete Lavoiſier die atmoſphäriſche Luft als aus Sauerſtoffgas und Stickſtoffgas zuſammengeſetzt und dieſe Anſicht über die Atmoſphäre kann ſeit dieſer Zeit als von den bedeutendſten Repräſentanten aller Parteyen in der Chemie anerkannt betrachtet werden, ſo verſchieden auch damals noch die Meinungen über den eigentlichen Unterſchied zwiſchen Sauerſtoffgas und Stickſtoffgas waren. Das Stick-

gas wurde zuerſt von Rutherford 1772 als eine eigenthümliche Luftart erkannt. Lavoiſier nannte es Azote (aus dem α privativum und Ζωτικός, das Leben erhaltend), um ſchon durch den Namen die charakteriſtiſche Eigenſchaft des Gaſes zu bezeichnen. Bald nach der Entdeckung des Stickſtoffs wurde er als ein Beſtandtheil des Ammoniaks erkannt. Daß die Salpeterſäure, abgeſehen von ihren Verbindungen mit Baſen, ein Beſtandtheil des Regenwaſſers ſey, wurde ſchon 1751 von Marggraf wahrgenommen. Im Jahre 1776 bewies Lavoiſier, daß die Salpeterſäure als einen ihrer Beſtandtheile Sauerſtoff enthält, aber erſt 8 Jahre ſpäter fand Cavendiſh, daß wenn man durch ein Gemeng von Stickgas und Sauerſtoffgas elektriſche Funken fortgeſetzt durchſchlagen läßt, Salpeterſäure gebildet wird, woraus ſich ergab, daß die Salpeterſäure aus Stickſtoff und Sauerſtoff zuſammengeſetzt iſt. Die anderen Oxydations-Stufen des Stickſtoffs, nämlich ſalpetrige Säure, Stickoxydgas und Stickoxydulgas wurden ſpäter von Lavoiſier und Prieſtley entdeckt. Das letztere wurde aber erſt durch die holländiſchen Chemiker Deimann, Bondt ꝛc. aus dem ſalpeterſauren Ammoniak rein dargeſtellt.

Wir übergehen die vom Verf. ausführlich mitgetheilte lange Reihe von Verſuchen, welche endlich zur Entdeckung des Ammoniaks führten. Schon im Jahre 1683 zeigte Bourdelin, daß Eiſenroſt, der ſich langſam bildet, Ammoniak enthält und Sylvius wies die Gegenwart desſelben in einigen Pflanzen, namentlich im Löffelkraut nach. Prieſtley entdeckte 1774 das Ammoniakgas indem er Salmiak mit Kalk erhitzte und die daraus ſich entwickelnde Luft über Queckſilber auffing. Was die Conſtitution des Ammoniakgaſes betrifft, ſo bemerkte ſchon Prieſtley, daß es unter dem Einfluß fortgeſetzt hindurchſchlagender Funken ſein Volumen bedeutend vermehrt und daß dabey ein brennbares Gas auftritt. Berthollet zeigte endlich, daß die von Prieſtley beobachtete Volumsvergrößerung durch Elektrizität auf einer Zerlegung des Ammoniakgaſes in ſeine Beſtandtheile beruhe, indem es dadurch in Stickſtoffgas und Waſſerſtoffgas zerlegt werde.

Seit den älteſten Zeiten galt das Waſſer als Element und kaum vierzig Jahre ſind es, daß man noch die chemiſche Einfachheit des Waſſers zu vertheidigen ſuchte. Die allgemein angenommene Meinung, daß ſich das Waſſer in Erde verwandle, wurde allmählig nach Lavoiſier's Verſuchen aufgegeben. Zur Erkenntniß der Zuſammenſetzung des Waſſers leitete der ſynthetiſche Weg, nämlich die Verbrennung des Waſſerſtoffs, denn Cavendiſh entdeckte, daß Waſſerſtoffgas mit gemeiner Luft oder mit Sauerſtoffgas verbrannt, Waſſer gibt, und daß wenn Waſſerſtoffgas und Sauerſtoffgas in dem richtigen Verhältniße verbrennen, beyde Gasarten verſchwinden, woraus er den Schluß machte, daß das Waſſer aus Waſſerſtoff und Sauerſtoff beſtehe. Dieſe von Cavendiſh gemachte Entdeckung wurde noch in dem nämlichen Jahre 1781 von Lavoiſier und Laplace beſtätigt.

Man erkannte bald darauf die Zerlegung des Waſſers bey der Löſung von Eiſen und Zink in Schwefel- oder Salzſäure, ſo wie die Zerlegung des Waſſers durch Reibungs-Elektrizität nach einer von Deimann und Paets von Troostwyk gemachten Entdeckung. Die durch Verſuche dargethane Zuſammenſetzung des Waſſers aus Waſſerſtoff und Sauerſtoff wurde indeß keineswegs ſogleich allgemein anerkannt, ſondern erfuhr bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die heftigſten Widerſprüche, indem die Verſuche, welche dieſe Wahrheit anzeigten, in der vielfältigſten Weiſe gedeutet wurden.

Im folgenden Abſchnitt behandelt der Vf. den Kohlenſtoff und ſeine Verbindungen. Vor dem 17. Jahrhundert findet man keine genauen Angaben über die Natur der Kohlenſäure. Black betrachtete dieſe Säure als einen Beſtandtheil der Sauerbrunnen und der milden Alkalien, aber Lavoiſier war es, welcher zuerſt die zuſammengeſetzte Natur derſelben erkannte und fand, daß ſie aus Kohlenſtoff und Sauerſtoff beſtehe. Daß der Graphit im Weſentlichen Kohlenſtoff ſey, wurde 1779 erkannt, was ſchon einige Jahre früher durch die Verſuche von Lavoiſier, Macquer ꝛc. mit dem Diamant dargethan war. Die Verbindungen der Kohle mit Waſſerſtoff als eigenthümliche Gasarten wurden mit Sicherheit erſt in dem letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts wahrgenommen.

Schwefel, Phosphor und Selen folgen hierauf und werden von ihrem geſchichtlichen Standpunkte aus beſchrieben. Vom erſteren ſpricht ſchon Homer als einem Räucherungsmittel, welches bey religiöſen Ceremonien angewendet wurde. Die Entdeckungen der Säuren des Schwefels, des Schwefelkohlenſtoffs, des Schwefelwaſſerſtoffs und der Schwefelmetalle folgen. Dieſen reiht ſich an der Phosphor mit ſeiner Verbindung und das Selen.

Den vorliegenden dritten Band dieſes Werkes beſchließt der Verf. mit dem geſchichtlichen Theil des Chlor, Fluor, Jod und Brom. Als Scheele im Jahre 1774 das Chlor entdeckte, fand er, daß dieſes gelbe Gas die Pflanzenfarben ſo zerſtört, daß ſie weder durch Säuren, noch durch Alkalien wieder hergeſtellt werden können, daß der Zinnober in dieſem Gaſe zu Aetzſublimat wird, daß alle Metalle und ſelbſt das Gold davon angegriffen werden. Man fand ferner, daß Phosphor ſich in Chlorgas ohne Zutritt der äußern Luft entzünde und daß eine Feuererſcheinung entſtehe, wenn Antimon, Wismuth und einige Schwefelmetalle in dieſes Gas gebracht werden. Durch eine Reihe von Verſuchen fand ſich Davy bewogen, das Chlor als einen einfachen Körper zu betrachten und dieſe Anſicht fand allmählig allgemeine und gänzliche Anerkennung.

Ueber die Natur des Fluor herrſcht noch Dunkelheit, indem aus den Verſuchen von Gay-Luſſac, Thenard und Davy noch nicht mit Sicherheit hervorgegangen, ob man das hypothetiſche Fluor als das Radikal der Flußſäure anzuſehen habe. Die Discuſſion, ob die Flußſäure als Sauerſtoff- oder Waſſerſtofffäure zu betrachten ſey, fällt ganz mit der über die Conſtitution der Salzſäure zuſammen.

Was endlich das Jod und Brom betrifft, womit dieſer dritte Band beſchloſſen wird, ſo iſt über den geſchichtlichen Theil dieſer beyden neu entdeckten Subſtanzen nicht allein kurz, ſondern auch ſehr unvollkommen und lückenhaft berichtet worden. Sobald der vierte und letzte Band erſchienen ſeyn wird, werden wir die Leſer der Gelehrten Anzeigen davon in Kenntniß ſetzen, wobey wir uns vorbehalten, auf die theils einſeitige, theils zu weitſchweifige Darſtellung, welche der Verf. bey Abfaſſung ſeines Werkes zu befolgen für gut befunden, aufmerkſam zu machen.

A. Vogel, sen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Juni.

Nro. 128. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1846.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1846.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

C. G. Zumpt, die Religion der Römer. Berl. 1845.

E. A. Lewald, de religionibus peregrinis apud veteres Romanos paulatim introductis. Heidelb. 1845.

Th. Bergk, Beyträge zur griech. Monatskunde. Gießen 1845.

A. G. Reichard, Erinnerungen, Ueberblicke und Maximen aus der Staatskunst des Alterthums. Leipz. 1829.

A. W. Zumpt, De Lavinio et Laurentibus Lavinatibus commentatio epigraphica. Berol. 1845.

F. v. Quast, Die Basilika der Alten. Berl. 1845.

Dr. R. Lepsius, Auswahl der wichtigsten Urkunden des ägyptischen Alterthums. Leipz. 1845.

Ch. Lenormant, Introduction à letude des vases peints. P. I. Par. 1845.

W. Pütz, Grundriß der Geographie und Geschichte der alten, mittleren und neuen Zeit. Bd. 1. 2. Cöln 1844.

The Indian Mail, a monthly register for british and foreign India, China and Australasia. Lond. 1845.

E. Fr. Mooyer, die Einfälle der Normannen in die pyrenäische Halbinsel. Münster 1844.

H. Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789. Nouvelle édition. Vol. 1 — 12. Par. 1844.

Essais historiques sur la ville et le pays de Laval, en la province du Maine. Laval 1843.

Alf. Nettement, Henri de France ou histoire des Bourbons de la branche ainée pendant quinze ans d'éxil 1830 — 1845. Vol. 1. 2. Par. 1845.

Ch. Mac. Farlane, The french revolution. Vol 1 — 4. Lond. 1844 — 45.

Ch. de Lacretelle, Histoire du consulat et de l'empire. Vol. 1. 2. Par. 1846.

Dr. Schneidawind, Leben Kaiser Josephs II. Hamb. 1846.

Dr. V. Jakobi, Forschungen über das Agrarwesen des altenburgischen Osterlandes. Leipz. 1845.

Dr. W. Elster, Charakteristik Heinrichs des Jüngern, Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg. Braunschweig 1845.

Die Bielsböhle bei Rübeland am Harz. Braunschweig 1845.

Beschreibung der Baumannsböhle bei Rübeland am Harz. Braunschweig 1845.

W. Leo, Geognostische Monographie des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt. Rudolstadt 1845.

Th. Bendella, Die Bukowina im Königreich Galizien. Wien 1845.

J. M. Thun, Der Slavismus in Böhmen. Leipz. 1845.

Rückblicke auf Ungarns Zustände, vom Jahre 1526 bis zum Landtage 1811. Wien 1845.

v. Pröckl, Eger und das Egerland. Heft 1 — 19. Prag 1845.

Fr. X. Prinz, Geschichte des Landes ob der Enns von der ältesten bis zur neuesten Zeit. Heft 1 — 5. Linz 1845.

M. Koch, Chronologische Geschichte Oesterreichs von der Urzeit bis zum Tode K. Karl VI. Innsbruck 1846.

Dr. Jacobs, Preußen im Jahre 1845. Königsberg 1845.

Elisabeth, die erste Kurfürstin von Brandenburg aus dem Hause Hohenzollern. Berl. 1844.

Dr. J. Schneider, Der Eltenberg und Montfeeland bei Emmerich. Emmerich 1845.

C. Mattis, Das Riesengebirge. Hirschberg 1845.

W. v. Grabowski, Territorialgeschichte des preußischen Staates oder Darstellung des Wachsthumes der Besitzungen des Hauses Brandenburg. Berl. 1845.

Dr. F. Schultz, Flora der Pfalz. Speyer 1846.

G. Meyer von Knonau, Der Kanton Zürich. Bd. 2. Schluß. St. Gallen 1846.

G. Leonhardi, Rhätische Sitten und Gebräuche, Bruchstücke und ungedruckte Reisebeschreibungen ꝛc. St. Gallen 1845.

Ant. v. Tillier, Geschichte der Eidgenossenschaft während der Herrschaft der Vermittlungsacte. Bd. 1. Zürich 1845.

G. Rüsch, Histor.-geograph. Darstellung des Kantons Appenzell. St. Gallen 1844.

J. A. Nijhoff, Bijdragen door Vaderlandsche geschiedenis en Oudheidkunde. Decl. 3. 4. Arnhem 1842 — 44.

The letters and dispatches of John Churchill, first Duke of Marlborough, from 1702 to 1712. Edit. by Sir George Murray. Vol. 4. 5. Lond. 1845.

C. A. Stothard, Monumental effigies of Great Britain, selected from our Cathedrals and churches. Lond. 1817.

W. H. Maxwell, History of the Irish rebellion in 1798, with memoirs of the union and Emmett's instruction in 1803. Lond. 1845.

J. Greve, Geographie und Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein. Kiel 1844.

Leop. v. Buch, Beyträge zur Bestimmung der Gebirgsformationen in Rußland. Berl. 1840.

Chiac. Rizzardo, La presa di Negroponte fatta dai Turchi ai Venéziani nel 1470. Venezia 1844.

Dr. Ph. Wolff, Die Drusen und ihre Vorläufer. Leipz. 1845.

H. H. Breen, St. Lucia: historical etc. Lond. 1844.

The annual fifteenth report of the house of refuge of Philadelphia. Philadelphia 1843.

C. Fr. Neumann, Meriko im 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Nach chinesischen Quellen. München 1845.

Alex. Murray, Doings in China. Lond. 1843.

Sam. Kidd, China. Lond. 1841.

Will. Ellis, History of Madagar. Vol. 1. 2. Lond. 1838.

Dr. J. M. Jost, neuere Geschichte der Israeliten von 1815 bis 1845. Abth. 1. Berlin 1846.

Dr. S. Stern, das Judenthum und der Jude im christlichen Staate. Berl. 1845.

E. Pariset, Histoire des membres de l'académie royale de medecine. Vol. 1. 2. Par. 1845.

Lord Campbell, The lives of the Lord Chancellors and Keepers of the great seal of England, from the earliest times till the reign of Georg IV. Vol. 1 — 3. Lond. 1845.

R. Thomassy, Jean Gerson, chancelier de Notre Dame et de l'université de Paris. Par. 1844.

Nic. Nawrotzki, Ueber die Rectifikation der Peripherie des Kreises. Hamb. 1845.

G. Lamezan, Eine in ihren Prinzipien und Resultaten neue Methode zur Auffindung von Curven u. s. w. Würzburg 1845.

Dr. W. A. Diesterweg, zur geometrischen Analysis. Bonn 1843.

Al. Mayer, Ueber die tangirenden Flächen erster und zweyter Ordnung. Würzburg 1845.

Henry G. Knight, The ecclesiastical architecture of Italy, from the time of Constantine to the 18. Century. T. II. Lond. 1844.

H. Hübbe, Beyträge zur Kunde des Fluthgebietes der Elbe. Hamb. 1845.

Dr. J. F. Benzenberg, Versuche über die Umdrehung der Erde. Düsseldorf 1845.

Dr. C. L. Menzzer, die Lehre vom Luftdrucke in ihrem Prinzipe als unlogisch erwiesen, nebst einer Fundamentaltheorie über das Barometer und die Schwere. Halberstadt 1845.

Dr. G. Fr. Pohl, Der Elektromagnetismus und die Bewegung der Himmelskörper in ihrer gegenseitigen Beziehung. Breslau 1846.

Dr. E. Ph. Peipers, Die positive Dialektik. Düsseldorf 1845.

M. Biot, Instructions pratiques sur l'observation et la mesure des propriétés optiques appélées rotatoires. Par. 1845.

Verhandelingen over de natuurlijke geschiedenis der Nederlandsche overzeesche Bezittingen, door de Leden der natuurkundige Commissie in Oost-Indie. Livr. 24. — N. 11. 12 Zoölogie. Schluß der Abtheilung Zoologie. Leiden 1845.

H. Löw, Dipterologische Beiträge. Posen 1845.

C. G. Ehrenberg, Neue Untersuchungen über das kleinste Leben als geologisches Moment. Leipz. 1845.

— — Vorläufige zweite Mittheilung über die Be-

ziehungen des kleinſten organiſchen Lebens zu den vulkaniſchen Maſſen der Erde. Berlin 1845.

G. R. Waterhouse, A natural history of the Mammalia. Part. 1 — 4. London 1845.

Dr. C. Fr. W. Siedhof, Naturgeſchichte der Stubenvögel Deutſchlands. Braunſchweig 1845.

O. des Murs, Iconographie ornithologique. Livr. 1. Par. 1845.

Dr. C. F. Ph. de Martius, Genera et species palmarum quas in itinere per Brasiliam annis 1817 — 1820 collegit. Fasc. VIII. Monach. 1845.

Dr. E. Meyer, Die Entwicklung der Botanik in ihren Hauptmomenten. Königsb. 1844.

Dr. J. Roeper, Zur Flora Meklenburgs. Th. 1. 2. Roſtock 1843 — 44.

Dr. Fr. Unger, Synopsis plantarum fossilium. Lips. 1845.

A. C. Koch, Die Rieſenthiere der Urwelt oder das neuentdeckte Missourium Theristocaulodon. Berlin 1845.

Dieudonné, Rapport fait au conseil central de salubrité publique de Bruxelles sur la maladie des pommes de terre. Bruxelles 1845.

Aug. Anckarswärd, Tal om Jordbrukets narvarande tillstånd inom faderneslandet, hindren for dess forkofran och utsigterna for dess framtid. Stokh. 1842.

C. v. Plotho, Die Kartoffel, ihr Anbau und ihre Aufbewahrung. Magdeb. 1845.

C. v. Bruckmann, Beitrag zur Luftheizung. Heilbronn 1845.

Fr. Gutermann, Die älteſte Geſchichte der Fabrikation des Linnen-Papieres. Leipzig 1845.

J. F. Schmidt, Ergänzung des Verſuches einer Darſtellung des Bergrechtes im Königreich Böhmen. Prag 1844.

F. Ehrenfeuchter, Entwicklungs-Geſchichte der Menſchheit beſonders in ethiſcher Beziehung. Heidelb. 1845.

Eleventh annual report of the managers of the Pensylvania institution for the instruction of the Blind. Philadelph. 1844.

J. H. Kooſen, der Streit des Naturgeſetzes mit dem Zweckbegriffe in den phyſiſchen und hiſtoriſchen Wiſſenſchaften. Königsberg 1845.

Dr. R. Schmidt, Der philoſophiſche Abſolutismus des Hegelſchen Syſtems. Berl. 1845.

L. Schmid, Ueber die menſchliche Erkenntniß. Münſter 1844.

Fr. J. Stahl, Rechts- und Staatslehre auf der Grundlage chriſtlicher Weltanſchauung. Abth. 2. Die Lehre vom Staat und die Prinzipien des deutſchen Staatsrechtes. Heidelb. 1846.

Alfr. Michiels, Études sur l'Allemagne renfermant une histoire de la peinture allemande. Vol. 1. 2. Bruxelles 1845.

Ad. Elliſſen, Verſuch einer Polyglotte der europäiſchen Poeſie. Bd. 1. Poeſie der Kantabrer, Kelten, Kymren und Griechen. Leipz. 1846.

Carlo Marenco da Ceva, Tragedie. T. 1 — 4. Torino 1837 — 44.

P. Aretin, Oeuvres choisies, traduits de l'italien par P. L. Jacob. Par. 1845.

Ed. Lobedanz, Der Ditmarſcher Kampf um ſeine Freyheit im Jahre 1500. Kiel 1845.

Walther von der Vogelweide; Gedichte, herausgegeben von Lachmann. 2. Ausg. Berl. 1844.

K. Schädel, Drey mittelhochdeutſche Gedichte mit erläuternden Anmerkungen. Hannover 1845.

W. Appelius, Literariſcher Nachlaß. Caſſel 1845.

J. F. Willems, Oude Vlaemsche Liederen. Livr. 1. Bruss. 1846.

G. Cuvier's Briefe an C. H. Pfaff aus den Jahren 1788 — 1792, naturhiſtoriſchen, politiſchen und litterariſchen Inhalts. Herausg. von Dr. W. J. G. Behn. Kiel 1845.

G. Marchi, Monumenti delle arti cristiane primitivi nella metropoli del cristianismo disegnati ed illustrati. Distribuz. 8 — 11. Roma 1845.

Nicc. Palmerini, Catalogo delle opere d'intaglio di Raffaello Morghen. Firenze 1710

Gio. Paol. Lomazzo, Trattato dell'arte della pittura scultura ed architettura del XVI secolo. Vol. 1 — 3. Roma 1844.

Will. H. Carpenter, Mémoires et documents inédits sur Antoine van Dyck. P. P. Rubens et autres artistes contemporains. Trad. de l'Anglais par L. Hymans. Anvers 1845.

Dr. C. F. A. Grebe, Die Beaufſichtigung der Privatwaldungen von Seiten des Staates. Eiſenach 1845.

Dr. J. Kudler, Die Grundlehren der Volkswirthſchaft. Th. 1. 2. Wien 1846.

Rob. v. Mohl, die Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaates. 2. umgearbeitete Auflage Bd. 3. Tübing. 1845.

W. Dittmar, Die Versorgung der Militärpersonen in Civildiensten. Sammlung der gesetzlichen Vorschriften darüber. Magdeb. 1845.

T. Tobler, Fragmenta observationum de profluvio menstruo. Tregae 1840.

Dr. König, der Kreislauf des Blutes und die Planetenbahnen. Weissensee 1844.

J. Hyrtl, Vergleichung anatomischer Untersuchungen über das innere Gehörorgan des Menschen und der Säugethiere. Prag 1845.

John Goodsir, Anatomical and pathological observations. Edinburgh 1845.

Dr. Fr. H. Alex. Berg, Beyträge zur Behandlung der nervösen Schwerhörigkeit mittelst eines neuen Apparates. Berlin 1845.

Dr. C. Noodt, Helcologia universalis. Lips. 1839.

J. Moreau, Du Hachish et de l'aliénation mentale, études psychologiques. Par. 1845.

Dr. M. Levy, Traité d'Hygiène publique et privée, Vol. 1. 2. Par. 1844.

Dr. G. R. Scheider, Ueber das Augenfell (pannus) und dessen Behandlung. Berlin 1845.

Dr. A. Ruhn, Handbuch der chirurgischen Anatomie. Th. 2. Spezielle chirurgische Anatomie. Bd. 1. Mannheim 1845.

Dr. W. Fergusson, Handbuch der praktischen Chirurgie und chirurgischen Anatomie, übers. von Frankenberg. Bd. 1. Leipzig 1845.

Dr. T. B. Curling, die Krankheiten des Hodens, Saamenstranges und Hodensackes, übers. von Reichmeister. Leipzig 1845.

A. Bonnet, Traité des articulations. T. 1 — 2. Avec Atlas. Par. 1845.

Dr. C. Fr. F. Sintenis, das praktische gemeine Civilrecht. Bd. 2. Das Obligationenrecht. Abth. 1. Leipzig 1845.

Bollen, Beytrag zur Lehre von den correspectiven Testamenten der Eheleute. Stuttg. 1846.

Dr. H. Zöpfl, deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. Bd. II. Abth. 1. Die Geschichte der deutschen Rechtsquellen. Stuttg. 1846.

Hamburgische Rechtsalterthümer. B. I. Die ältesten Stadt- Schiff- und Landrechte Hamburgs. Herausgegeben von Dr. J. M. Lappenberg. Hamburg 1845.

Dr. C. Zeller, Das Wiesenculturgesetz im Großherzogthum Hessen. Darmstadt 1843.

C. G. Schwab, Die Conflicte zwischen der Flößerey auf öffentlichen Flüssen und den Mühlenberechtigten, erörtert nach dem gemeinen deutschen und württembergischen Recht. Stuttg. 1844.

C. F. Schenk, Entwurf des k. preußischen Wiesen- und Culturgesetzes. Siegen 1843.

M. Pickhardt Rheinisches Ruralgesetzbuch. Crefeld, 1839.

Landesökonomie-Gesetzgebung des Königreichs Hannover. Hannover 1843.

Entwurf eines Gesetzes über Bewässerungs- und Entwässerungs-Anlagen für Würtemberg. Stuttg. 1843.

Dr. J. Wildner, Das Fideikommiß-Recht nach dem öster. allg. Gesetzbuche bearbeitet. Wien 1835.

L. A. Warnkönig u. L. Stein, Französische Staats- und Rechtsgeschichte. Bd. 1. Basel 1845.

Dr. L. Fr. Ilse, Geschichte des deutschen Steuerwesens. I. Abtheilung. Von den Staatsabgaben. I. Periode. Zeit der Karolinger. Giessen 1844.

Dr. R. Osterloh, Die summarischen bürgerlichen Prozesse nach k. sächsischem Rechte. Leipzig 1845.

Jos. Kitka, Ueber den Gerichtsgebrauch. Wien 1845.

Dr. C. Hofacker, das Floßregal besonders in Würtemberg. Stuttg. 1844.

K. A. Schmidt, Drey kleine theologische Abhandlungen. Breslau 1845.

Dr. H. W. Kienlen, Encyklopädie der Wissenschaften der protestantischen Theologie. Darmstadt 1845.

Δανιὴλ κατὰ Ἑβδομήκοντα. E codice Chisiano post Segarium edid. sec. versionem syriacohexaplarem recogn. H. A. Hahn. Lips. 1845.

H. W. J. Thiersch, Versuch einer Herstellung des historischen Standpunktes für die Kritik der neutestamentlichen Schriften. Erlangen 1845.

Fr. Delitzsch, Die biblisch-prophetische Theologie, ihre Fortbildung durch Ch. A. Crusius und ihre neueste Entwicklung. Leipz. 1845.

Dr. A. Köster, Nachweis der Spuren einer Trinitäts-Lehre vor Christo. Frankf. 1845.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Juny.

Nro. 129. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1846.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Zweytes Quartal. März — Juni 1846.

Du mouvement scientifique et littéraire en Europe pendant l'année 1845. — Revue de bibliogr. analyt. 1845. Nov. et Déc. p. 1106.

Progrès récents des sciences dans quelquesunes de leurs applications. — Revue nationale de Belgique T. XIV. 1846. Livr. 1. p. 5.

Géruzez, Nouveaux essais d'histoire littéraire. Par. 1846. — Revue de bibliogr. analyt. 1845. Nov. et Déc. p. 1021.

Louandre, La bibliothèque royale et les bibliothèques publiques. — Revue de deux Mondes 1846. T. I. Livr. 5. p. 640.

Landor, Collected writings. 2 Vols. Lond. 1846. — Edinb. Rev. 1846. April p. 486.

Dumast, Mémoire sur la question de l'unité des langues. — Journ. asiat. 1846. Mars p. 292.

Biondelli, Delle lingue furbesche. — Rivista Europ. 1846. Genn. p. 81.

Burnouf, Sur la langue et sur les textes zends. (Suite.) — Journ. asiat. 1846. Mars p. 244.

On the particles ὡς or ὅπως ἄν with a conjunctive or optative. By T. W. P. — Class. Museum. Vol. IV. 1846. April Nro. XI. p. 66.

Düntzer, On the conclusion of the Iliad from v. 677. Translated from the Authors Mss. by G. F. Graham. — Ebendaſ. p. 36.

Aristophanis Ranae. Emendavit et interpretatus est F. V. Fritzschius. Turici 1845. — Ebendaſ. p. 102.

Histoire Romaine de Dion Cassius, traduite en français, le texte en regard, collationné sur les meilleures éditions et sur les mss. de Rome, Florence, Venise etc. par G. Gros., T. I. Paris 1845. — Revue de bibliogr. analyt. 1845. Nov. et Déc. p. 1067.

Mohammed-ebn-Djobaïr, Voyage en Orient (Ms. de la bibliothèque publique de Leyde) texte arabe, suivi d'une traduction française et de notes par Amari. (Suite et fin.) — Journ. asiat. 1846. Mars p. 201.

Littrow, Verzeichniss geographischer Ortsbestimmungen. Leipz. 1844. — Bull. de la soc. de géogr. 1846. Févr. p. 121.

Santarem, Atlas des monumens cartographiques du moyen âge. Livr. III. Paris 1846. fol. — Revue de bibliogr. analyt. 1845. Nov. et Déc. p. 1059.

Didron, Le mont Athos. — Ann. archéol. 1846. T. IV. p. 69. 133.

Robinson, (Ed.) Biblical researches in Palestine, Mount Sinai and Arabia Petraea. 3 Vols. Lond. 1841. — Bibl. univ. 1846. T. I. Nro. 3. p. 423.

Figari et Husson, Suite du journal d'un voyage géologique à Gebel-Zeyt et dans le désert compris entre le Nil et la mer rouge. — Bulletin de la soc. de géogr. 1846. Janv. p. 32.

Hamilton, Researches in Asia-Minor etc. Fragment inédit d'une histoire géographique de l'Asie-mineure, par Vivien de Saint-Martin. — Ebendaſ. p. 41.

Seyffart, Chronologia sacra etc. Leipz. 1846.

— Revue de bibliographie analyt. 1845. Nov. et Déc. p. 961.

Wornum, Some account of greec and roman portraits. — Class. Museum. Vol. IV. 1846. April. Nro. XI. p. 47.

Dyer, On the attic Dionysia. — Ebendaſ. p. 70.

Birch On the torc of the Celts. — Arch. Journ. Vol. III. Nro. 9. 1846. March p. 27.

Rouet, Lettres sur les découvertes d'antiquités assyriennes. (Pl. Deuxième Bas-relief de Maalthan.) — Journ. asiat. 1846. Mars p. 280,

Corbellini, Il museo lapidario Archinto e gli scavi di Castel Serpio. Rivista Europ. 1846. Genn. p. 107.

Jacobs, Carte générale du théâtre des croisades. — Bulletin de la soc. de géogr. 1846. Janv. p. 17.

Bunbury, On the topography of Rome. Part. II 1. The roman Forum. — Class. Museum Vol. IV. 1846. April. Nro. XI. p. 1.

Donovan, Rome, ancient and modern, and its environs. 4 Vols. Rome 1845. — Dublin Review 1846. March. p. 120.

Notice, sur la carte de France (levée par les officiers du corps royal d'état-major). — Bull. de la soc. de géogr. 1846 Févr. p. 130.

Dumont, (Ed.) Cours d'histoire de France. — Univ. cathol. 1846. Mars. p. 221.

Sainte-Beuve, Historiens modernes de la France. VI. Mignet. — Revue de deux Mondes 1846. T. I. Livr. 5. p. 679.

Vatout, Souvenirs historiques des résidences royales de France. T. VI. Chateau d'Amboise. Par. 1845. — Revue de bibliogr. analyt. 1845. Nov. et Déc. p. 1075.

Clément, Surintendants, controleurs généraux et ministres des finances célèbres. III. J. B. Colbert. (Fin.) — Correspond. 1846. Livr. 6. T. XIII. p. 932.

Girardot, Les archives départementales. — Ann. archéol. T. IV. p. 102.

Coquelin, Du commerce extérieur de la France. Revue des deux Mondes 1846. T. I. Livr. 5. p. 661.

Fléchier, Mémoires sur les grandsjours tenus à Clermont en 1665 — 1666, publiés par B. Gonod. Paris 1844. Walkenaer, Mémoires touchant la vie et les écrits de Marie de Rabutin, Marquise de Sévigné. 3 vols. Par. 1842 — 1845. — Correspond. 1846. Livr. 6. T. XIII. p. 965.

Ozanam, Etudes sur les peuples germaniques avant le christianisme. III. Les lois. — Ebendaſ. T. XIII. Livr. 5. p. 774.

Stapleton, Observations in disproof of the pretended marriage of William de Warren, Earl of Surrey, with a daughter begotten of Matildis, daughter of Baldwin, comte of Flanders, by William the Conqueror, and illustrative of the origin and early history of the family in Normandy. — Arch. Journ. Vol. III. Nro. 9. 1846. March p. 1.

Longueville Jones (H.), On the cromlechs extant in the isle of Anglesey. — Ebendaſelbſt p. 39.

On crannoges and remains discovered in them. By E. P. S. — Ebendaſ. p. 44.

Petit (I. L.), Ecclesiastical antiquities of the isle of Man. — Ebendaſ. p. 49.

On some remains of the work of William of Wykham, at Windsor castle. By E. B. Ebendaſ. p. 59.

Shirley, Some account of the territory or dominion of Farney in the province and earldom of Ulster. (London) 1845. — Ebendaſ. p. 93.

Court and times of king James the first: 1) The autobiography and correspondence of Sir S. D'Ewes. Edited by J. O. Halliwell. 2. Vols. Lond. 1845. 2) Payné Collier, A collection of public and private documents chiefly illustrative of the times of Elizabeth and James I. from the original Mss., the property of the Lord Francis Egerton. Lond. 1840. 3) Goodman, The court of King James I.; to which are added lettres illustrative of the personal history of the most distinguished characters in the court of that monarch and his predecessor, now first published by J. S. Brewer. Lond. 1838. — Engl. Review. 1846. March. p. 120.

The pyramids and their builders: 1) Bunsen, Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte etc. 2) Vyse (Howard), Operations carried on at the pyramids of Gizeh in 1837. — Ebendaſ. p. 87.

Santarem, Rapport sur un mémoire de M. da Silveira relativement à la découverte des terres du Prêtre-Jean et de la Guinée par les Portugais. — Bulletin de la soc. de géogr. 1846. Janv. p. 5.

Guillain, Documents sur l'histoire, la géographie

et le commerce de la partie occidentale de Madagascar. — Ebendaſ. Févr. p. 77.

Veuillot, Madagascar. I. Acherman, Hist. des révolutions de Madagascar depuis 1612 jusqu' à nos jours. 1833. II. Précis sur les établissements français à Madagascar. 1836. III. Notice sur Madagascar. 1840. IV. Laverdant, Colonisation de Madagascar. 1844. V. Guillain, Documents sur l'histoire, la géographie et le commerce de la partie occidentale de Madagascar. 1845. VI Carayon, Histoire de l'établissement français de Madagascar. 1845. VII. Adresse du conseil colonial de Bourbon; documents officiels etc. 1830 — 1846. — Correspond. T. XIV. 1846. Livr. 7. p. 76.

Hellert, Exploration de l'Isthme de Panama. — Bullet. de la soc. de géogr. 1846. Févr. p. 98.

Arioste, gouverneur de la Garfagnane. — Bibl. univ. 1846. T. I. Nr. 3. p. 305.

Nisard, Fénelon. Ses écrits politiques, religieux et littéraires. — Revue de deux Mondes 1846. T. I. Livr. 5. p. 581.

Chasles, Documents nouveaux sur Olivier Cromwell. (Letters and speeches of Oliver Cromwell etc. by Th. Carlyle. 2 Vols. Lond. 1846.) Ebendaſ. Livr. 4. p. 508.

Lushington, The life and services of General Lord Harris during his campaigns in America, the West Indies and India. Lond. 1844. 2d. ed. — Engl. Review 1846. March. p. 1.

Notice of the late James Millingen. — Class. Museum Vol. IV. 1846. April Nro. XI. p. 91.

Audley, La jeunesse d'O 'Connell. — Correspondant. T. XIV. 1846. Livr. 8. p. 193.

Viollet-Leduc et Leon Gaucherel, Piscines du XIII. siècle. — Ann. archéol. T. IV. p. 87.

Verneilh, Architecture civile au moyen âge dans le Périgord et le Limousin aux XII. et XIII. siècles. — Ebendaſ. p. 161.

Didron, Fléche de Saint-Denis. — Ebendaſ. p. 175.

Avogadro, Mémoire sur les volumes atomiques des corps composés. — Bibl. univ. 1846. T. I. Nro. 3. Arch. des scienc. phys. et nat. p. 268.

Boucheporn, Etudes sur l'histoire de la terre et sur les causes des révolutions de la surface. Par. 1844. — Ebendaſ. p. 330.

Résumé de quelques découvertes récentes sur la circulation de mollusques et sur une disposition particulière de leur canal alimentaire, décrite sous le nom de phlébentérisme. — Ebendaſ. p. 249.

Humboldt, Cosmos. Stuttg. et Tüb. 1845. — Correspond. T. XIV. 1846. Livr. 8. p. 208.

Dufour, Description des galles du Verbascum et du Scrophularia et des insectes qui les habitent, pour servir à l'histoire du parasitisme. — Annal. des scienc. nat. 1846. Janv. Zool. p. 5.

Guillot, Mémoire sur l'appareil de la respiration dans les oiseaux. — Ebendaſ. p. 25.

Duvernoy, Cours d'histoire naturelle des corps organisés, professé au Collége de France. — Rev. zool. 1846. Mars p. 81.

Lafresnaye, Mélanges ornithologique. — Ebendaſelbſt p. 91.

Brongniart, Note sur un nouveau genre de cycadées du Mexique. — Annal des scienc. nat. 1846. Janv. Botan. p. 5.

Miquel, Recherches sur la structure d'un tronc agé du Cycas circinalis. — Ebendaſ. p. 11.

Dutrochet, Note sur les tiges qui descendent vers la terre comme des racines. — Ebendaſ. p. 24.

Webb, De dicherantho paronychiarum genere novo. — Ebendaſ. p. 27.

Spach, Revisio generis poterium. — Enbedaſ. p. 31.

Desmazières, Observations sur les Sphaeria arundinacea et Godini. — Ebendaſ. p. 44.

Brongniart, Mémoire sur les relations du genre Noggerathia avec les plantes vivantes. — Ebendaſelbſt p. 50.

Mélicocq, Monstruosités de l'Antirrhinum majus. Ebendaſ. p. 61.

Sauvanau, Recherches analytiques sur la composition des terres végétales des départements du Rhône et de l'Ain. — Bibl. univ. 1846. T. I. Nro. 3. Arch. des scienc. phys. et nat. p. 277.

Sénarmont, Remarques sur la cristallisation du spath calcaire. — Ann. des Mines T. VIII. Livr. 6. p. 635.

Soyer-Willemet, De l'influence du sel sur la végétation. — Bibl. univ. 1846. T. I. Nro. 3. Arch. des scienc. phys. et nat. p. 323.

D'Omalius-d'Halloy, Des races humaines ou éléments d'ethnographie. — Ebendaſ. p. 344.

Gerbet, Dernières conférences d'Alberic d'Assise.

Introduction. Premier entretien. — Revue de Brux. 1846. Livr. 6. p. 340. Livr. 7. p. 397.

Quelques idées sur la place qu'a occupée la nature dans la poésie aux différents âges. — Bibl. univ. 1846. T. I. Nro. 3. p. 362.

Torelli, Tradizioni del pensiero italiano. Carlo Innocenzo Frugoni. — Rivista Europa. 1846. Genn. p. 1.

Guerrieri, Delle poetesse italiane contemporanee. Ebendaſ. p. 26.

Texier, L'orfévrerie du moyen âge. — Ann. archéol. T. IV. p. 148.

Modern German Painting: 1) Raczynski Histoire de l'art moderne en Allemagne. Berl. 1841. 2) Scotti, Die Düsseldorfer Malerschule. Düsseld. 1842. 3) Report from the Select Committee on fine arts. Lond 1844. — Quart. Review 1846. March. p. 323

Selvatico (P.) Di un nuovo dipinto o fresco di Raffaello in Firenze. Fir. 1845. — For. Quart. Rev. 1846. April p. 206.

Coussemaker, Essai sur les instruments de musique au moyen-âge. Instruments à percussion. Cloche. — Ann. archeol. T. IV. p. 94.

La musique payenne dans les églises. Réaction en faveur de la musique chrétienne, par Janssen et De Voght à Malines, et Henry à Bruxelles. Une séance au congrés archéologique de Reims. — Rev. de Bruxelles T. IV. 1846. Livr. I. p. 52.

Cavour, Des idées communistes et des moyens d'en combattre le développement. — Bibl. un. 1846. T. I. p. 5.

Salmour, Notizie sopra le principali instituzioni di credito agrario etc. Torino 1845. — Ebendaſelbſt Nr. 3. p. 333.

Dunoyer, De la liberté du travail, ou simple exposé des conditions dans lesquelles les forces humaines s'exercent avec le plus de puissance. — Revue nationale de Belgique T. XIV. 1846. Livr. 1. p. 42.

Audiganne, De l'agitation industrielle et de l'organisation du travail. 1) Dunoyer, De la liberté du travail. 2) Morin, Essai sur l'organisation du travail. 3) Dupuynode, des lois du travail. 4) Marchand, Du pauperisme. 5) Briancourt, L'organisation du travail et l'association. 6) Forest, L'organisation du travail d'aprés la théorie de Fourier. 7) Villegardelle, Histoire des idées sociales. etc. — Revue de deux Mondes 1846. T. I. Livr. 4. p. 460.

Coquelin, La question des céréales. — Ebendaſ. T. IV. p. 441.

Guerrieri, Polemica sulla quistione delle mete o dei calmieri. — Rivista Europ. 1846. Genn. p. 95.

Clément, Recherches sur les causes de l'indigence. Par. 1846. etc. — Bibl. univ. 1846. Nr. 2. p. 287.

Sacchi, Studi sulla pubblica beneficenza. — Rivista Europea 1846. Genn. p. 55.

Nasmyth, on the human mouth. — Edinb. n. phil. Journ. 1846. Jan. p. 161.

Wilson, Observations on the development and growth of the epidermis. — Philos. Mag. 1846. Febr. p. 82.

Draper, On the cause of the circulation of blood. Ebendaſ. March. p. 178.

(Fortſetzung folgt.)

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey.
Im Verlage der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften,
in Commiſſion der Franz'ſchen Buchhandlung.

BINDING SECT. APR 6 - 1967

AS
182
M82
Bd.21-22

Akademie der Wissenschaften,
Munich
Gelehrte Anzeigen

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY